W JACKSON

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class R05 Book EV Volume 72-73

Digitized by the Internet Archive
in 2026 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/evangelischekir7273unse_0

Evangelische

Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Philosophie und der Theologie, der letzteren ordentlichem Professor an der Universität zu Berlin.

Zwei und Siebzigster Band.

Januar bis Juni 1863.

Berlin.

Gustav Schlawitz.

205
EV
1872-73

Inhalt.

I. Aufsätze.

Seite

Vorwort:
Ev. Johannis Cp. 14 ..... 1—32
Die Kirche und das Preuß. Abgeordnetenhaus 32
Der Wahlerlaß des Ev. Oberkirchenraths 48
— — — Breslauer Consistoriums 50
Der Hirtenbrief des Gen.-Superint. Dr. Moll 50
Die Prot. K. Z. und die Ergebenheits-Adressen 51
Die Kreissynoden in der Pr. Posen und Preußen 53
Absetzung des Pastor Hofmeier 54
Die Provinzialsynoden von Westfalen und Rheinland 55
Das Consistorium von Schlesien über das Gebet für die Verstorbenen 58
Stahl's Kirchenverfassung. 2te Ausg. 64
Der Streit unter den separirten Lutheranern 69
Die Katechismusbewegung in Hannover 74
Die kirchlichen Zustände in Weimar 77
— — — in Baden 84
Demonstrationen in Rom 91
Dr. Hase's Polemik 92
Der Nordamerikanische Krieg 93
Die Ostindische Kastenfrage 94
Die Taipings in China 95
Dr. Reich. Dr. Barth. Dr. Stier. Schluß 96
Gedanken über ein Kirchenbuch 97
Luther als Prediger. Zweiter Artikel 113. 133
Georg Forster. Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit d. franz. Herschaft von C. Th. Perthes. Gotha 1862 121. 143
Karl Friedrich Göschel. Die letzten Lebensjahre 137. 150
Der Sontag der Tagelöhner. Zweiter Artikel 145. 161. 193
Zum Gedächtnis Paul Gerhards 153
Die Brüdergemeinde und die luth. Kirche in den russ. Ostseeprovinzen 169. 185
Der liturgische Gruß: Der Herr sei mit euch — und mit Deinem Geiste 198
[illegible] Armen! Vortrag gehalten im evang. Verein 209. 233. 241
[illegible] gethan" 217
Die Gefang[illegible] betrachtet von Richter Dr. v. Duhn. Lübeck, 1862 245
Ist der kirchliche Constitutionalismus dem Wesen der Evang. Kirche entsprechend? Vortrag gehalten im ev. Verein 257. 274. 281
Christentum und Königtum von Gottes Gnaden. Vortrag des Präsid. v. Gerlach im ev. Verein 265. 292. 297. 305
Skizzen über den Hauptgottesdienst 313. 321. 329. 337. 721. 737
Der Grundunterschied zwischen Göthe und Schiller 340. 388
Judas Ischariot. Vortrag gehalten im evang. Verein 353. 361
Leiden und Freuden rheinischer Missionare von J. C. Wallmann. 2. Aufl. Halle, 1862 372

Seite

Aus einem Schreiben an den Herausg. aus dem Waadtlande 375
Was predigt uns Pfarrern das Kirchenbuch? 377. 385
Die kirchliche Bitte für den Landtag 393
Das Turnwesen 397. 401
Noch einmal die Brüdergemeinde und die luth. Kirche in den russ. Ostseeprovinzen 404
Göthe's Verhältnis zum Christentum mit Rücksicht auf den zweiten Teil des Faust 409
Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten. Von Stahl. Zweite Ausgabe 425. 433. 449. 465. 473. 481. 497
Der Sontag der Tagelöhner 457
Grabbe 490
Nathan der Weise. Eine Rechtfertigung Lessings gegen Einen seiner Verteidiger 499
Kirchliche Zustände Ostfrieslands 505
Ueber liturgischen Chor- und Gemeindegesang 521. 529. 545
Wie wird der Feiertag in Mecklenburg geheiligt? 531
Wie hat der Christ seine Stellung zur bürgerlichen Gesellschaft und zum Staat aufzufassen? Vortrag gehalten auf der Berliner Pastoralconferenz 553. 569
Mehr Kirchen in den Hauptstädten! 561
Die neue kirchliche Verfassung im Canton Waadt 567
Lesebuch für die anhaltischen Volksschulen. Bernburg 1863 576. 577
Aufruf aus Paris 581
Die Lage der pfälzischen Kirche 583. 593. 601
Gegen Misbräuche bei der Confirmation 607
Pastorat und Patronat. Vortrag gehalten auf der Berliner Pastoralconferenz 617. 625. 641
Das Turnen der Jugend 633
Wessenberg. Sein Leben und Wirken. Ein Beitrag zur Geschichte der neueren Zeit. Von Dr. Jos. Beck. Freiburg 1862 649. 673. 695
Die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit mit Rücksicht auf Heinrich Voigt: Die Lehre des Athanasius von Alexandrien 665. 689. 713
Das Evangelium in Italien. Die evang. Bewegung in Italien u. s. w. geschildert von Cölestin Nitzsch, Prediger. Berlin 1863 697
Die Pastoren müssen mehr studiren 704
Jean Paul, seine Freunde und Freundinnen 745. 775. 785. 793. 801. 815
Das hohepriesterliche Gebet Jesu 761. 769
Aus und über Mecklenburg-Schwerin. Die Großherzogin Auguste 797. 807. 809
Der Turnunterricht und die christliche Schule 819
Der Pastor im Amt und Haus. Aus einem Vortrag auf der Pastoralconferenz zu Herford 825. 845
Das Volksmissionsfest auf der Elbinsel 829

191438

Seite

Evangelisches Ave Maria. Ein Beitrag zur Lehre von der selig zu preisenden Jungfrau. Von W. O. Dietlein. Halle 1863. Erster Artikel 833
Zweiter — 921
Die Predigt 849. 857. 873. 1081. 1105. 1113
Frau von Stein. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. II. Bd. Stuttgart 1862 865
Jean Jacques Rousseau 881. 889
Hannoverische Zustände 897
Der Freiherr von Canstein 906. 913
Spener als Prediger 933. 937. 945. 969
Deutsche Art und Kunst 961
Zur Wunderfrage. Ein Synodal-Vortrag 985. 993
Valerius Herberger und seine Gemeinde 996. 1009. 1026
Leben ohne Gott und Glauben im 18. Jahrhundert. Menschen und Bücher. Biographische Beiträge zur deutschen Literatur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts von Robert Prutz. Leipzig 1863 1017
Ioannis Gerhardi Loci theol. ed. Preuss. Berlin, Gustav Schlawitz, 1863. Lief. 1 1025
Die Menschwerdung des Gottessohnes 1033. 1057. 1065
Eduard Irving. Nach dem Buche: The life of Edward Irving, by Mrs. Oliphant. London 1862. 2 vol. 1041
Zu den Erörterungen über Kirche und Verfassung 1089. 1157. 1191. 1218
Die moderne belletristische Journalistik Deutschlands 1117. 1185
Tegner und Grundtvig 1129. 1137
Die Lehre vom Menschen, nach Geist, Sele und Leib u. s. w. vom Generalmajor von Rudloff. 2. Aufl. Leipzig 1863 1153
Dr. Schleiden und der Materialismus. Ueber den Materialismus der deutschen Naturwissenschaft. Zur Verständigung für Gebildete von M. J. Schleiden, Dr. Leipzig 1863 1161
Toleranz. Ueber Wesen und Umfang der Toleranz im Allgemeinen und der christlichen Toleranz ins Besondere. Von J. G. Pfaff, Consist.-Rath. Kassel 1864 1172
Die Hausbesuche des evang. Geistlichen. Ein Synodal-Vortrag 1177. 1201
Zur Gefängnisfrage. Erfahrungen in einsamer und gemeinsamer Haft samt unmaßgeblichen Gedanken über das Gefängnisswesen. Von J. M. Hägele. Zweite Aufl. mit einem Vorwort von K. Röder, Prof. d. Rechts in Heidelberg. Altona 1209. 1217. 1225
Johann Jaenicke, der evang.-luth. Prediger an der Böhmischen oder Bethlehems-Kirche zu Berlin, nach seinem Leben und Wirken dargestelt von C. Fr. Ledderhose, Pfarrer und Dekan zu Neckarau bei Manheim, und zum Besten der Mission für China herausg. von G. Knak, Pastor der böhmisch-luth. Gemeinde zu Berlin und Rixdorf. Berlin, 1863 1228

II. Nachrichten.

Baierische Pfalz 110. 323. 538. 563
Gotha: Pastoral-Conferenz in Neudietendorf 968. 977
Hannover 228. 248
— Die Celler Versamlung 494
Hessen (Großherzogtum) 179. 1148. 1173
Italien: Nizza. Bitte um Hülfe 1136
Mecklenburg-Schwerin 199
— — Zur Abwehr 743
— — Pastoral-Conferenz zu Güstrow 953
Preußen:
Brandenburg. Uhlich in der Mark 647. 658
Pommern. Stettiner Pastoral-Conferenz 717
Pommern 1207. 1222
Posen. Zweite Kreissynode zu Samter 1195. 1219
Schlesien 374. 407. 1142
— Die Gnadenberger Conferenz 682
— Pastoral-Conferenz in Liegnitz 1101. 1127
— Berichtigung 1152
Sachsen. Versamlungen zu Gnadau 419. 437. 469. 1050. 1072. 1087. 1093
Rheinprovinz 134
— Die Wupperthaler Festwoche 664
— Pastoral-Conferenz in Bonn 754
Sachsen (Kgr.): Prediger-Conferenz in Herrnhut 663
Weimar 348. 732
Missionskarte von Dr. Grundemann 184
Die freireligiösen Meinungen in ihrer Blöße 736
Luthers Werke, herausg. von O. v. Gerlach zu billigem Preise 1200

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 3. Januar. № 1.

Vorwort.

Auch das vergangene Jahr hat der Kirche in unserm Vaterlande Veranlassung gegeben, den zweiten Psalm: „Warum toben die Heiden und die Völker sinnen Eitles wider den Herrn und seinen Gesalbten“ im Herzen zu bewegen. Die Welt gleicht einem erregten Meere, welches nicht ruhen kann und dessen Wellen Koth und Schlamm auswerfen: das hat sich, wie vorher in Rheinbaiern und Baden, in diesem Jahre besonders in Preußen und Hannover kundgegeben. In Preußen hat die sogenannte Partei des Fortschrittes es mit bedeutendem Erfolge versucht, durch ein Anstürmen gegen das vierte Gebot und gegen Röm. 13 eine Bresche zu machen in die Mauer der Kirche; in Hannover ist die Feindschaft gegen Gottes Wort noch offener hervorgetreten, sie hat sich von vornherein gegen die eigentlichen Heilswahrheiten gerichtet und fast widerstandslos mit Ausnahme der kleinen Herde das ganze Volk mit sich fortgerissen. Das sind Zeichen der Zeit, die uns zu den ernstesten Erwägungen auffordern, die uns klar machen, daß die Zeit näher und näher komt, von der das Wort gilt: „Satan beut an den Streit Christo und der Christenheit“, und die es uns nahe legen, uns der Hülfsmittel recht bewußt zu werden, die uns für diesen Kampf gegeben sind, und die Waffen in Bereitschaft zu halten, durch die wir ihn mit Erfolg führen können. Es ist ein Jammer anzusehen, wie manche sich auf diesen Kampf mit zerbrochenen Rohrstäben rüsten, wie sie meinen, dem Fürsten dieser Welt, von dem es heißt: „groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist“, mit Presbyterial- und Synodalverfassung und ähnlichen Elendigkeiten, die er wie lose Spreu achtet, begegnen zu können. Wie das Wort Gottes uns auf ganz Anderes hinweist, das wollen wir für diesmal durch die Vertiefung in die Trostrede zum Bewußtsein bringen, die unser Herr in Joh. 14 kurz vor seinem Scheiden an seine Jünger hält.

Diese Rede bietet, wenn wir blos auf Johannes sehen, keinen recht passenden Anschluß an das Vorhergehende dar. Der Herr hatte es zu Ende von C. 13 allein mit Petrus zu thun gehabt. Hier dagegen wendet er sich ohne Weiteres an die Jünger überhaupt. Der Uebergang ist um so auffallender, da Petrus im Vorigen nicht als Repräsentant der Apostel in Betracht komt, sondern nach seinen rein persönlichen Verhältnissen. Ferner, der Anfang: „euer Herz erschrecke nicht, glaubet an Gott und glaubet an mich“, und die folgende Ausführung, in der alle Mittel des Trostes und der Stärkung aufgeboten werden, setzt voraus, daß unmittelbar vorher *großer Gefahren* gedacht worden, von welchen die Jünger bedroht waren. Dies ist nun auf Johannes gesehen keineswegs der Fall. Wir müssen hienach von vornherein erwarten, daß zwischen C. 13 u. 14 ein bei den Vorgängern des Johannes, die er überall nur ergänzen will, zu suchendes Mittelglied einzufügen sei, welches den Ausgangspunkt und Schlüssel für die hier vorliegenden Tröstungen bildet. Wir sind dabei besonders auf Lucas hingewiesen, als den unmittelbarsten Vorgänger des Johannes, an den er mit seinen Ergänzungen gewöhnlich zunächst anschließt. Bei Lucas nun finden wir auch in überraschender Weise sofort dies Mittelglied vor.

Es heißt dort in C. 22, 35 — 38: „Und er sprach zu ihnen: So oft ich euch gesandt habe ohne Beutel, ohne Tasche und ohne Schuhe, habt ihr auch je Mangel gehabt? Sie sprachen: nie keinen. Da sprach er zu ihnen: aber nun, wer einen Beutel hat, der nehme ihn, desselbigen gleichen auch die Tasche. Wer aber nicht hat, der verkaufe sein Kleid und kaufe ein Schwert. Denn ich sage euch, es muß auch das noch vollendet werden an mir, das geschrieben steht: Er ist unter die Uebelthäter gerechnet. Denn was von mir geschrieben ist, das hat ein Ende. Sie sprachen aber: Herr siehe hier sind zwei Schwerter. Er aber sprach zu ihnen: es ist genug.“

Von Petrus wendet sich hier der Herr zu den Jüngern überhaupt. Er macht sie zuerst aufmerksam auf ihren bisherigen Zustand, um daran die Ankündigung des ganz verschiedenartigen bevorstehenden zu knüpfen. Bisher ist gute Zeit gewesen, der Heiland hat für die Jünger gesorgt, überall, wohin sie gekommen sind, haben sie offne Hände und Herzen gefunden, keine schwere Versuchung hat sie betreten, sie sind auf ebner Bahn geführt worden. Er sagt ihnen, daß jetzt eine andere Zeit einbreche, da Gottes offenbare Gnade sich zurückzieht, eine Zeit der Noth und Gefahr, Feinde rings um und nirgends ein Freund, überall Hemmungen, Schwierigkeiten und Gefahren. Er weist dann hin auf den Grund dieser Veränderung: für ihren Meister bricht die Zeit an, von der bei den Propheten geschrieben steht: „Er ward mit den Uebelthätern gerechnet“, und wenn das Haupt leidet, so müssen auch die Glieder leiden, das Haupt leidet nur in Folge der Macht, welche der Finsternis gegeben worden und diese Macht müssen auch die Glieder empfinden. Es wäre unnatürlich, wenn es den Knechten wolginge,

während der Herr verhöhnt und verspottet wird, leidet und stirbt. Die Jünger hatten das Wort: „Und wer nicht hat, der verkaufe seinen Rock und kaufe ein Schwert", welches in sprüchwörtlicher Weise den Gedanken ausdrücken sollte, daß eine sehr gefährliche Zeit in Anbruch sei, der nur durch die wirksamsten Mittel der Vertheidigung begegnet werden könne, in der man Alles aufbieten müsse, um dem Andrange der feindlichen Mächte zu widerstehen, misverstanden, sie meinten, wenn auch zweifelnd und mit dem Gefühle, daß sie wol auf ganz falschem Wege sein möchten, mit dem Wunsche, daß der Herr ihnen das rechte Verständnis aufschließe, es komme auf eine Vertheidigung mit äußeren Waffen an: „Herr, siehe hier sind zwei Schwerter." Der Herr spricht: es ist genug, und weist eben damit darauf hin, daß seine Worte mit einem Körnlein Salz zu verstehen sind, daß die Vertheidigung auf einem ganz anderen Gebiete zu suchen ist. Denn waren zwei Schwerter genug, so waren auch Schwerter solcher Art überhaupt unnütz. Gegen die Macht des hohen Rathes war sicherlich mit zwei Schwertern nichts auszurichten, grade so wenig, als wir jetzt mit blos menschlichen Waffen gegen die Macht des uns da weit überlegenen Zeitgeistes etwas ausrichten können. An diese Zurückweisung der falschen Waffen gegen die drohende Gefahr, der Waffen, welche in einem Kampfe nichts zu bedeuten haben können, in welchem der eigentliche Gegner „der Fürst dieser Welt" ist, schließt sich unmittelbar die Darbietung der wahren und geistlichen, welche unser Capitel gewährt. Es ist genug, nicht das leibliche Schwert sei eure Waffe, käme es darauf an, so müßtet ihr weit den Kürzeren ziehen, sondern der Glaube. Sursum corda. Suchet eure Hülfe in der Höhe bei eurem Gott und Heiland.

Die Nachweisung des Ausgangspunktes der Rede Christi in unserm Cap. ist von nicht geringer praktischer Bedeutung. Die gefährdete Situation, in der sich die Jünger in der Zeit des Leidens Christi befanden, ist vorbildlich für die Kirche der letzten Zeiten. Da soll der Finsternis wiederum Macht gegeben werden, die Welt wird es wieder so weit treiben, daß sie Christum von Neuem kreuzigt, Hebr. 6, 6, seine Kirche wird von allen Seiten von Gefahren umgeben sein und die Gnade Gottes, die durch so lange Zeiten mit ihr gewesen, wird sich mehr verbergen. Da lernen wir nun aus diesem Capitel, wie wir uns in solcher Zeit zu stellen, mit welchen Waffen wir den in ihr drohenden Gefahren zu begegnen haben, welches die Hülfen sind, auf die wir rechnen können.

Doch wir wollen auf diesen wichtigen Punkt noch etwas näher eingehen. Es ist von großer Bedeutung, daß wir unsere Situation klar erkennen. Es dient dazu, daß wir nicht falsche Ansprüche machen, uns nicht mit eitlen Hofnungen speisen, und muthlos werden, wenn sie nicht in Erfüllung gehen, daß wir mit rechtem Eifer die uns von oben für unsere gefahrvolle Lage dargebotenen Hülfen ergreifen, daß wir wachen und beten, um nicht in Anfechtung zu fallen.

Der Herr spricht zu seinen Jüngern in Luc. 18, 32. 33: „Des Menschen Sohn wird überantwortet werden den Heiden, und er wird verspottet und geschmäht und verspeiet werden. Und sie werden ihn geißeln und tödten und am dritten Tage wird er wieder auferstehen." Es hatte eine tiefe Bedeutung, daß der Herr von den Juden den Heiden überantwortet werden, daß diese ihn verspotten und schmähen und geißeln und kreuzigen mußten. Was die letzteren damals mehr bewußtlos und mit geringerer Schuld, Joh. 19, 11, thaten, das bildete ab, was sie dereinst am Ende der Tage selbständig thun sollten und zu ihrem Gerichte, nachdem sie der ihnen offenbar gewordenen Wahrheit überdrüssig geworden sein und sie schmählich verläugnet haben werden.

Schon David sieht in Ps. 2 im prophetischen Geiste zahlreiche Nationen und ihre Könige sich wider den Herrn und seinen Gesalbten erheben und das sanfte Joch und die leichte Last derselben wieder abwerfen. Er sieht die ganze Erde im wilden Aufruf begriffen gegen den, zu dem der Herr gesprochen: „Heische von mir, so will ich dir die Heiden geben zum Erbe und der Welt Ende zum Eigentum." An der Widerspenstigkeit und Empörungslust seiner eignen auswärtigen Unterthanen hatte er eine menschliche Grundlage für diese ihm durch den Geist des Herrn gewährte Vorerkentnis der Zukunft.

Unser Herr in seiner Gleichnisrede von der Königlichen Hochzeit in Matth. 22 verkündet zuerst die Verwerfung der Juden, dann die Berufung der Heiden. „Da ging — heißt es darauf — der König hinein die Gäste zu besehen, und sah allda einen Menschen, der hatte kein hochzeitlich Kleid an. Und sprach zu ihm: Freund, wie bist du hereinkommen, und hast doch kein hochzeitlich Kleid an? Er aber verstummte. Da sprach der König zu seinen Dienern: Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn in die äußerste Finsternis hinaus, da wird sein Heulen und Zähnknirschen. Denn viele sind berufen aber wenige sind auserwählt." Die Jammergestalt des Menschen, der kein hochzeitlich Kleid an hat, bildet den Beschluß. Wir ahnden danach, daß das Ende der Kirche aus den Heiden dem der alttestamentlichen Gottesgemeinde entsprechen, daß es auch hier wieder heißen wird: „die Auswahl hat es erlangt, die übrigen aber sind verstockt worden," daß auch an der Heidenkirche das Wort wahr werden wird: „wenn der unsaubere Geist von dem Menschen ausgefahren ist, so durchwandelt er dürre Stätte, suchet Ruhe und findet sie nicht. So spricht er dann: ich will wieder umkehren in mein Haus, daraus ich gegangen bin. Und wenn er komt, so findet er es müßig, gekehrt und geschmückt. So gehet er hin und nimt zu sich sieben andere Geister, die ärger sind denn er selbst; und wenn sie hineinkommen, wohnen sie allda und wird mit demselben Menschen ärger denn es vorhin war."

Daß unser Herr in seiner Schilderung der letzten Zeiten des Reiches Gottes in Matth. 24 das Gericht über Jerusalem und das Weltgericht in eins zusammenfaßt, so daß Alles doppelsinnig ist, Alles sich zunächst auf das Israel nach dem Fleische bezieht, und zugleich auf die grossartigeren Verhältnisse

der Zukunft, das hat den Parallelismus zwischen dem aus der Art geschlagenen Volke des A. B. und der am Ende der Tage bevorstehenden Entartung der Heidenkirche zur Voraussetzung. Die Situation, die sich jetzt bereits angebahnt hat, tritt uns dort klar und scharf in den Worten entgegen: „Dann werden sie euch überantworten in Bedrängnis und euch tödten, und ihr werdet gehaßt werden von allen Völkern wegen meines Namens."

Wir verstehen jene Zusammenfassung besser, wenn wir auf die Sympathie achten, welche die große Masse der Christen aus den Heiden jetzt gegen die Juden hat. Gleich und gleich gesellt sich gern. Der alte Bodensatz des Reiches Gottes, der jüdische, und der neue, der heidenchristliche, fließt in einander. „Der mein Brot ißt, der tritt mich mit Füßen," das ist das geheime Band, welches diejenigen, die früher ausgeschlossen wurden aus der Gemeinde Gottes, und die jetzt diesem traurigsten aller Schicksale entgegen gehen, mit einander verbindet. „Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche," das ist die gemeinsame Losung.

Der h. Paulus verkündet uns in 2 Thess. 2, 3. 11, daß in den letzten Zeiten der Heidenkirche der Abfall von der erkannten und bekannten Wahrheit kommen und der vielköpfige Mensch der Sünde und der Sohn des Verderbens, der Antichrist, der viele Antichristen unter sich befaßt, 1 Joh. 2, 18, kommen wird, daß Gott denen, welche es verschmäht haben die Wahrheit anzunehmen zur Seligkeit, kräftige Irrtümer senden wird, daß sie glauben der Lüge. Er spricht in Röm. 11 zu den Heidenchristen, welche mit stolzer Verachtung auf die armen aus dem Reiche Gottes verstoßenen Juden herabsahen: „So sprichst du: die Zweige sind zerbrochen, daß ich hinein gepfropft würde. Ist wol geredet. Sie sind zerbrochen um ihres Unglaubens willen, du stehest aber durch den Glauben, sei nicht stolz, sondern fürchte dich. Hat Gott der natürlichen Zweige nicht verschonet, so wird er auch dein nicht verschonen *). Darum schau die Güte und den Ernst Gottes: den Ernst an denen, die gefallen sind, die Güte aber an dir, sofern du an der Güte bleibest (dich ihrer nicht durch den Abfall verlustig machst); sonst wirst auch du abgehauen werden."

Nach Röm. 11, 15 soll die dereinstige Bekehrung und Wiederannahme des alten aus der Gnade gefallenen Bundesvolkes, der Juden, für die Kirche „Leben aus den Todten" sein. Das führt uns darauf, daß über die Heidenkirche in der Endzeit der Tod eine weit ausgedehnte Herrschaft gewinnen, daß auch an der Heidenkirche, weil sie aufhört zu wachen und zu beten, weil sie müßig wird und dadurch dem alten bösen Geist das Haus kehrt und schmückt zu neuem Eingange, das Wort wahr werden wird, was der Prophet in Bezug auf das alte Bundesvolk gesprochen: „Und des Herrn Hand kam über

*) Das Fut. μείσεται ist hier von besonderer Bedeutung, Bengel: indicativus particula μήπως quasi praetermissa magis categorice sonat.

mich und stellete mich auf ein weit Feld, das voller Beine lag. Und er führete mich allenthalben dadurch. Und siehe des Gebeins lag sehr viel auf dem Felde, und siehe sie waren sehr verdorret."

Alle diese Fäden der Andeutungen laufen zuletzt zusammen in der für unsere Materie eigentlich klassischen Stelle in dem Schlußbuche der Heiligen Schrift der Apokalypse, zu der was wir jetzt z. B. in Hannover schauen den lebendigen Commentar gibt: „Und wenn die tausend Jahre vollendet sind, so wird der Satanas los werden aus seinem Gefängnis und wird ausgehen zu verführen die Heiden an den vier Enden der Erde, den Gog und den Magog, sie zu versammeln in den Streit, welcher Zahl ist wie der Sand am Meere. Und sie traten auf die Breite der Erde und umringten das Heerlager der Heiligen und die geliebte Stadt." Wir schauen da einen großen, einen ökumenischen Abfall innerhalb der Heidenkirche, ein förmliches Sturmlaufen des Unglaubens gegen den Glauben unter der unsichtbaren Führung des Satans, der nirgends geschäftiger ist, als wo seine Existenz geläugnet wird. Es gehört mit zur Signatur der Zeit, daß dies in Hannover jetzt mit solchem Eifer geschieht.

„Dies ist eure Stunde und die Macht der Finsternis", wenn dies Wort des Herrn jetzt von neuem wahr geworden, so werden wir mit rechter Begier auf die tröstenden und stärkenden Worte lauschen, welche der Herr einst in den Tagen seines Fleisches zu seinen Jüngern sprach, da der Satan an der Spitze der Juden anzog gegen die eben erst keimende Kirche Christi.

Der an die Spitze gestellte Satz: „euer Herz erschrecke nicht, glaubet an Gott und an mich glaubet," wird ausgeführt durch die Darlegung der einzelnen Trostgründe für das angefochtene Herz, der einzelnen Hülfsmittel gegen Angst und Gefahr, welche Gott in Christo gewährt. Da ist das Erste, daß den Jüngern Christi der Himmel gewiß ist, daß keine Macht der Erde sie von dem ewigen Leben ausschließen kann: im Hinblick auf diese letzte Zuflucht können sie der Verwirrung der Dinge auf Erden ruhig zusehen, ihre Trübsal ist, weil zeitlich nur leicht: „wer kann mir den Himmel rauben, den mir schon Gottes Sohn beigelegt im Glauben," das sprechen sie mit heiterm Lächeln, wenn die Erde sie nicht ferner dulden will. Aber sie werden nicht blos auf das Jenseits hingewiesen, auch in das trübe Diesseits scheinen helle Lichter der göttlichen Gnade von oben hinein, auch in der Zeit ihrer gefahrvollen Pilgerschaft auf Erden sind sie mit hohen Gütern begnadigt. Da ist das Erste, das Zweite in der Reihe der Tröstungen überhaupt: sie haben in Christo den sicheren Himmelsweg, die zuverlässige Vorbereitung auf das ewige Leben, deren gleich der Welt entbehren zu müssen, dem diesseitigen Dasein alle Bedeutung raubt, es allen wesenhaften Gehaltes entleert. In Jesu ist ihnen der Vater kund geworden, in der Welt des Scheines die Wahrheit, in der Welt des Todes das Leben: im Anschluß an Ihn, in dem das ewige Leben in diese arme

Zeitlichkeit hinabgestiegen ist, können sie nimmer der Theilnahme an seiner Herlichkeit verfehlen. Was von oben gekommen, strebt nach oben zurück. Das Dritte: sie dürfen nicht fürchten, daß mit dem Weggange Christi seine Werke aufhören werden, vielmehr wird dieser Weggang, als der Eintritt in die Herlichkeit des Vaters sie befähigen, in seiner Kraft noch größere Werke zu thun: das scheinbare Ende der Machtäußerungen Christi wird in Wahrheit der Anfang derselben sein. Der zur Rechten des Vaters Erhöhte herscht bis an das Ende der Welt inmitten seiner Feinde und die Seinen dürfen zu ihm zuversichtlich sprechen: „alle unsre Werke thust du für uns." Das Vierte: müssen sie in dem bevorstehenden schweren Kampfe mit der Welt der Vertretung des Menschensohnes entbehren, so wird er ihnen dafür einen andern Fürsprecher senden, den Geist der Wahrheit. Das Fünfte: sie dürfen nicht fürchten, daß Christus ihnen entschwinde. Er verläßt die Seinen nur auf ganz kurze Zeit. Dann komt er zurück, um sie nie wieder zu verlassen, um bei ihnen zu sein bis an der Welt Ende, und zwar nicht wie früher in sichtbarer Gestalt, sondern heimlich und so, daß er nur den Seinen sich kund gibt, aber mit um so tiefer gehender Wirkung. Das Sechste: die Jünger dürfen nicht verzagen, weil sie noch so unverständig sind, so wenig eingedrungen in die Tiefen der Wahrheit: diesen Mangel wird der Heilige Geist ergänzen, welchen der Vater in Seinem Namen senden wird. Dieser unvergleichliche Lehrer wird sie in alle Wahrheit leiten. Endlich das Siebente: sie dürfen sich nicht ängsten, wenn sie gleich Schafen inmitten der Wölfe sind, denn Christus gibt ihnen seinen Frieden. Nach Erschöpfung der Trostgründe kehrt das Ende zu dem Anfange zurück: „euer Herz erschrecke nicht."

Das ist der Grundriß. Fassen wir nun das Einzelne näher ins Auge.

Der Herr beginnt mit den Worten: „nicht erschrecke euer Herz, glaubet an Gott und an mich glaubet." Das ist die kurze Summe des zu Sagenden, die uns sogleich in den Mittelpunkt der Sache stelt, uns darauf hinweist, was wir zu ihm hinzubringen müssen, wenn wir den rechten Genuß davon haben wollen, ein erschrockenes Herz, und wo die rechte Stärkung für ein solches Herz zu suchen ist. Jesus verlangt von den Seinen nicht eine stoische Fühllosigkeit, welche das Zeichen eines erstorbnen verknöcherten gleichgültigen Herzens ist, sondern nur daß der Schmerz nicht die Herschaft behauptet. Er redet hier nicht zu solchen, die sich in tiefer Gemüthsruhe befinden, so daß die Abmahnung sich auf eine in Zukunft mögliche Erschütterung bezöge, sondern zu tief bewegten und erschütterten Gemüthern. Diese ermahnt er, nicht bei der Erschütterung stehen zu bleiben, sondern sich durch dieselbe zu dem Troste von oben führen zu lassen, dessen nothwendige Vorbedingung die Erschütterung ist, dessen die stumpfe Gleichgültigkeit entbehren muß. Die Christen haben zarte Herzen und deshalb tiefe Schmerzen, aber sie haben auch das Privilegium des Trostes aus der Höhe. Die Abmahnung und die Anmahnung haben hier aber wie die Vergleichung der Grundstelle in den Psalmen zeigt: „warum betrübst du dich meine Seele und bist so unruhig in mir, harre auf Gott", und besonders die ganze spätere Ausführung, vorwiegend tröstende Bedeutung: ihr dürft euch nicht betrüben, ihr habt Grund zu glauben. — Jene Grundstelle bleibt stehen bei der Hinweisung auf Gott. Dieser Gott ist aber nicht die bloße Gottheit, der abstracte Gott, der kein Gegenstand wahrhaftigen Glaubens, lebendigen Vertrauens sein kann, der nur ein Gott für die Glücklichen ist und im Leiden ganz entschwindet, sondern der unter seinem Volke durch Jahrhunderte offenbar gewordene, in seiner Mitte wohnende, der Gott Abrahams, Isaacs, Jakobs, Mose's, der Gott den David selbst in so vielen früheren Vorkommnissen als seinen Gott erfahren hat, zu dem er so oft dankend gesprochen: Du bist mein Fels, meine Burg, mein Hort, auf den ich traue. Dieser Gott ist jetzt in Christo vollkommen offenbar geworden und eben damit hat der Glaube an Gott eine ganz neue Bedeutung erlangt. — An sich genügt jeder der beiden Sätze: „glaubet an Gott" und „glaubet an mich." Der Gott, dem sie vertrauen sollen, ist der Vater Christi, und der Christus, dem sie vertrauen sollen, ist die wahrhaftige Offenbarung Gottes. Sind Christus und der Vater „eins," so ist es gleichgültig, ob man das Vertrauen auf Gott oder auf Christum setzt. Nur wegen des zu besorgenden Misverständnisses, das Gott von seiner Offenbarung in Christo loslöst und Christo eine blos untergeordnete Stellung anweisen möchte, erscheint in der Form des Nebeneinander, was in Wahrheit ein Ineinander ist. — Diejenigen, welche trennen wollen, was hier unzertrenlich verbunden ist, den Glauben an Gott beibehalten und den Glauben an Christum fahren lassen, befinden sich in einem verhängnisvollen Irrtum. Es komt nicht blos das in Betracht, daß der von Christo losgetrente Gott ein unzugängliches Licht bewohnet, unfaßbar und nebelhaft ist, der Glaube aber nur einen leibhaftig gewordnen Gott ergreifen kann, woraus es sich erklärt, daß der Deismus überall in der Geschichte sich als bloßen Vorläufer des Atheismus zu erkennen gibt und sich als der werdende Atheismus darstelt. Da das: „glaubet," mehr das dürfen als das sollen des Glaubens bezeichnet, so ist von noch größerer Bedeutung, daß der von Christo losgetrente Gott nichts mehr zu vergeben hat. Alle Hülfen Gottes, die im Folgenden einzeln aufgezählt werden, sind durch Christum vermittelt, in Ihn hat Gott die ganze Fülle seiner Gnaden ergossen, und nichts hat er sich vorbehalten, was er denen noch geben könnte, die ohne Christum ihn angehen. Gott ohne Christus, der hilft und erhält und errettet so wenig wie irgend ein beliebiger heidnischer Götze. Es geschieht ihnen aber recht, wenn sie leer ausgehen. Es ist die verdiente Strafe ihres undankbaren Hochmuthes, welcher an der Niedrigkeit Christi Anstoß nimmt und sich ärgert an der Tiefe der Herablassung, welche für die ganze Christenheit stets Gegenstand der jubelnden Anbetung gewesen ist.

Beilage.

Nachdem Christus die Seinen auf die Quelle alles Trostes hingewiesen hat, leitet er sie zu sieben klaren und krystallhellen Bächlein des Trostes, welche aus diesem Quelle entfließen und die dürre Wüste dieses Lebens bewässern und sie fruchtbar und grünend und lustig machen. Das Erste ist die Hinweisung auf das ewige Leben. Das ist die Hauptwolthat, der alles Andere dient. Daß Er den Seinen das ewige Leben geben werde, das hatte Jesus von Anfang an als solche bezeichnet, z. B. in dem Worte: also hat Gott die Welt geliebt u. s. w. „O Ewigkeit, o Ewigkeit wie lang bist du o Ewigkeit!“ Was sich auf die Ewigkeit bezieht, das ist von unendlich größerer Bedeutung als was die kurze Spanne Zeit angeht, die wir auf dieser Erde zubringen. Dann komt auch das noch in Betracht, daß, so herlich auch die Gaben sind, die Christus den Seinen schon in diesem Leben gewährt, doch ihr Zustand während desselben ein wechselvoller ist. Auch die göttlichen Gnaden und Hülfen erleiden da mannigfache Unterbrechungen. Die Gemeinde Gottes muß durch das Todesthal wandern, muß durch das Kreuz geübt werden. Nur der eine Hofnungsstern, das ewige Leben, strahlt immer in gleicher Helle. Auf ihn hatte der Herr die Seinen im Angesichte der bevorstehenden Trübsale und Verfolgungen schon früher hingewiesen: „Freuet euch und frohlocket, weil euer Lohn groß ist im Himmel.“ Hat diese Hofnung erst in dem Gemüthe feste Wurzel gefaßt, so ist zugleich der Boden treflich zubereitet für das Ausstreuen des Samens der andern Tröstungen. Wem das Ende gewiß ist, der kann auch vor dem Ende und auf dem Wege zu diesem herlichen Ziele nicht verlassen und versäumt sein. Die Erben des ewigen Lebens muß Gott in der Zeit ihrer Pilgerschaft behüten wie den Augapfel im Auge und sie trösten wie eine Mutter ihren Sohn tröstet.

„In dem Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. Wenn aber nicht, so sagte ich es euch. Ich gehe euch die Stätte zu bereiten.“ Das Haus des Vaters ist seine himmlische Wohnung, in der er nicht allein wohnt, sondern die Seinen nach den Mühen und dem Streite dieses Lebens bei sich aufnimt. „Viele Wohnungen“, so daß dort für euch Alle Raum ist, wenn der Fürst dieser Welt euch auf Erden keinen Platz mehr übrig lassen will. „Wo nicht, so sagte ich es euch.“ Die Jünger dürfen gewiß darauf vertrauen und es in diesem Vertrauen für nichts achten, wenn das Geschrei: „weg, weg mit dem,“ sie auf allen Seiten umgibt. Denn der es ihnen versichert, ist der Wahrhaftige, der von dem geschrieben steht: „in seinem Munde ward kein Trug erfunden“ und der sicher die Seinen nicht mit falschen Hofnungen täuschen wird. Seine Jünger kennen ihn besser als daß sie ihm das zutrauen könnten. Der Himmel ist ein unbekanntes Land. Es wird dem Menschen gar schwer sich mit Vollmachtsbriefen auf ihn abspeisen zu lassen. Sollen sie etwas gelten, so muß der Aussteller unbedingt zuverlässig sein und ein unbeschränktes persönliches Vertrauen besitzen. — Daß das Vorhandensein vieler Wohnungen die platzbereitende Thätigkeit nicht ausschließt, zeigt der Vorgang in der Zeit der Erzväter, auf den Christus in anmuthiger Weise anspielt. Rebekka sagt dort: „es ist Platz zum Herbergen,“ und doch sagt Laban nachher: „ich habe das Haus bereitet und es ist Platz.“ Der Raum kann an sich vorhanden sein, aber ehe er bezogen werden kann, müssen Einrichtungen getroffen, Hindernisse beseitigt werden. Wodurch nun hat Christus die Stätte bereitet? Er sagt uns dies selbst bald nachher. Er hat durch seinen Hingang zum Vater die Gerechtigkeit erworben, welche die unerläßliche Bedingung für den Eingang in das Haus des Vaters ist, und die wir selbst uns nimmer erwerben konnten. Neben dem versöhnenden Leiden gehörte aber zur Bereitung der Stätte auch die Auferstehung und Himmelfahrt Christi, die auf das Leiden so gewiß folgen mußte, als es ein freiwillig übernommenes, stellvertretendes war. Er mußte zuerst als unser „Vorläufer“ in die ewige Herlichkeit eingehen. Das Haupt muß vorher im Himmel sein, ehe die Glieder dorthin kommen können. Im Himmel sein ist bei Christo sein. Die Herlichkeit der Gläubigen kann nur als Theilnahme an seiner Herlichkeit gedacht werden.

Wer den Inhalt unseres Ausspruches ins Herz schließt, der muß eine Würdigung der zeitlichen Dinge erlangen, welche von der der Welt völlig verschieden ist. Er hat ein unentreißbares Gut, das alle Erdengüter weit überstrahlt. Im Hinblicke auf unsere Stelle sprach der h. Basilius, als der Präfect des Arianischen Kaisers ihm drohte, er werde ihn zu Land und Meer verfolgen und ihn spöttisch fragte, wo er denn bleiben wolle: „entweder unter dem Himmel oder im Himmel,“ antwortete Luther dem Cardinal Cajetan auf eine ähnliche Frage: „wenn die Erde keinen Raum für mich hat, so wird doch der Himmel ihn haben.“ Die in den heidnischen Verfolgungen abfielen und den Glauben verläugneten, waren lauter solche, die vorher die Wohnungen im Hause des Vaters nicht fest ins Auge gefaßt hatten. Wem der Blick für sie geöffnet worden, dem wird das Martyrium leicht.

„Und wenn ich gegangen bin und euch die Stätte bereitet habe — spricht der Herr ferner — so komme ich wieder und will euch zu mir selbst nehmen, damit wo ich bin auch ihr seid.“ Da haben wir das Dritte, die Wohnungen sind vorhanden, Christus bereitet sie, und er nimt die Seinigen zu sich. Was unser Herr hier von seinem Kommen sagt, wird erläutert durch das Beispiel des Stephanus. In seiner Todesstunde sieht dieser die Herlichkeit Gottes und Jesum stehend zur Rechten Gottes. In seinem letzten Worte: „Herr Jesu nimm meinen Geist auf“ redet er ihn als gegenwärtig an und übergibt ihm seine Seele, daß er sie in die himmlische Herlichkeit einführe. Wir haben hier die tröstliche Zusicherung, daß der Herr an jedem

Sterbebette der Gläubigen persönlich gegenwärtig ist, und Hand in Hand mit dieser Zusicherung gehen unzählige Erfahrungen, Fälle, in denen der Glaube in der Todesstunde so energisch war, daß er zum Schauen wurde. Wir wollen den süßen Trost, welchen dieser Ausspruch uns für die Zeit unseres Heimganges gewährt, fest ins Herz schließen und mit ihm alle Schrecken des Todes überwinden, der eine freundliche Gestalt gewint, wenn wir wissen, daß mit ihm zugleich unser Herr komt um uns heimzuholen. „Und ich will euch zu mir selbst nehmen:" der Himmel wird nur dadurch recht zum Himmel, daß wir in ihm in die persönlichste Gemeinschaft mit Christo gelangen, den wir auf Erden geliebt haben. Er selbst, ohne alle Hüllen, ohne alle Vermittelungen, ohne alles, was sich in diesem Erdenleben zwischen ihn und uns stelt, das ist das brennendste Verlangen der Seele in diesem Thränenthale. Das wird befriedigt werden, wenn er komt und uns zu sich heimholt.

Von dem Himmel wendet sich der Heiland jetzt zur Erde, er weist seine Jünger auf die Hülfen hin, die er ihnen während der Zeit ihres Pilgrimstandes gewährt. Da ist das Erste, daß den Seinen, indem sie Ihn erkannt haben, der Weg zu der himmlischen Seligkeit, zu jenem herlichen Vaterhause eröffnet ist. Im Besitze des wahrhaftigen Himmelsweges zu sein, das ist ein edler Trost in dem umwölkten Diesseits, das macht, daß man es in der armen Welt aushalten und geduldig die Zeit erwarten kann, da man in das Haus des Vaters und zu Christo gelangt.

Mit den Worten: „Und wohin ich gehe, wisset ihr, und den Weg wisset ihr," leitet Jesus herüber zu der Darlegung dieses zweiten Trostgrundes. Der Weg ist betont zu denken. Das zeigt die folgende Erörterung, welche sich einzig und allein um den Weg bewegt, nicht davon handelt, wohin Christus geht. Diese zeigt auch, daß der Weg nicht der ist, den Christus zu gehen hat, sondern den die Jünger einzuschlagen haben, um dahin zu gelangen, wo Christus ist. Der Weg ist nicht überhaupt der Weg zu Gott, sondern der Weg zum Hause des Vaters, also der Weg zum ewigen Leben, die Art und Weise zu demselben zu gelangen. Daß Christus selbst oder der Glaube an ihn dieser Weg ist, das zu wissen, war den Jüngern hinreichende Gelegenheit gegeben. Die ganze Unterweisung Christi lief darauf hinaus. Momentan aber war ihre Erkentnis durch die Anfechtung verdunkelt und die Bestimtheit, mit welcher ihnen die Kentnis des Himmelsweges beigelegt wird, sollte sie veranlassen ihre Unsicherheit in dieser Beziehung offen darzulegen und also zu einer weiteren Belehrung Anlaß zu geben und dieser einen empfänglichen Boden zu sichern. Das Wort: ihr wisset, behauptet aber ungeachtet dieser Unsicherheit seine Wahrheit. Die Jünger wußten mehr, als sie wußten. So gewiß, als sie an Christum glaubten, so gewiß auch hatten sie in ihm den wahrhaftigen Himmelsweg erkannt. Aber der Schmerz hatte augenblicklich diese Erkentnis mit einer Wolke überzogen, und diese Wolke sucht Christus im Folgenden zu zertheilen.

„Thomas spricht zu ihm: Herr, wir wissen nicht, wohin

Du gehest, und wie können wir den Weg wissen?" Thomas redet hier im Namen und im Geiste Aller. Die Umstände waren damals danach angethan, daß die Unterschiede zwischen dem Felsenmanne und dem Zwillingsmanne, dem Manne schwankenden Herzens, aufhörten. „Ihr Alle werdet euch an mir ärgern in dieser Nacht," hatte Jesus kurz vorher gesagt, und dies Aergernis fing damals schon an zu keimen. „Wir wissen nicht, wohin Du gehst": das ist feiner aufzufassen, als wie dies gewöhnlich geschieht. Christus würde ganz vergeblich zu den Aposteln geredet haben, wenn sie nicht soviel verstanden hätten, daß er zum Himmel, zur Herlichkeit des Vaters geht. Aber das Verständnis der Jünger war nur ein äusserliches. Sie waren ganz versunken in den Schmerz über den Weggang ihres Meisters, in die ängstliche Sorge wegen der ihnen drohenden Verlassenheit und Gefahr. Der Himmel war ihnen ein unbekanntes Land geworden, sie konnten nicht geistlich ihren Meister auf dem Wege dorthin begleiten. Eben deshalb konnten sie auch nicht in wahrhafter Weise den eignen Weg zum Himmel erkennen. Mit Christi Wege mußte auch der eigene Weg dunkel werden. Nur wenn sie mit klarem Blicke Christum in die lichten Räume des Himmels begleiten konnten, waren sie auch im Stande in ihm den wahren Weg zum Himmel zu erkennen. Wenn sich Christi himmlische Herlichkeit ihnen verdunkelte, so mußten auch ihre Augen gehalten werden, daß sie den leuchtenden Pfad, den „heiligen Weg" nicht mehr erkennen konnten, der sie selbst aus dem Diesseits in das Jenseits führte. Dieser Weg ist kein anderer, als Christus selbst, und wer nicht durchgedrungen ist zu klarer Erkentnis der himmlischen Herlichkeit Christi, der muß auch seine Spur auf Erden verlieren.

„Jesus spricht zu ihm: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben, Niemand kommt zum Vater als nur durch mich." Ich bin der Weg, das weist darauf hin, daß wer zum Himmel eingehen will, in Jesum eingetaucht und versenkt sein muß, so daß nicht er selbst fortan lebt, sondern Jesus in ihm. Jesus zeigt nicht blos den Weg, damit wäre uns wenig geholfen — „ich muß feste und sichere Stege und Brücken haben, die mich übertragen," sagt Luther — sondern er ist selbst der Weg. Nur im unbedingten Anschluß an seine Person, nur in der innigsten persönlichen Gemeinschaft mit ihm kann der Himmel erreicht werden. Das weist uns hin auf das tiefe Elend unserer Natur, die an sich ganz vom Himmelreich ausgeschlossen ist. Seit 1 Mos. 3 ist der Weg zum Leben allen Adamskindern verschlossen. Nur in Christo wird er wieder eröffnet. Nur wer in Ihn verklärt ist, darf den Cherub und die Flamme des blitzenden Schwertes nicht ferner fürchten. „Viele Wege gebahnt von der Gottheit, führen zum Heile", das ist der Wahlspruch der Welt. Christus erklärt diese vielen Wege für „alle zumal eitel Irrwege und Umwege." Er kent nur den Einen Weg, sich selbst, und nur Einen zu kennen, das ist das Kennzeichen seiner Jünger, das ist die Bedeutung des Christennamens. Der in der Zeit der Herschaft des Rationalismus

geschmähte „Particularismus", der Satz: außer Christo kein Heil, ist die Signatur der christlichen Kirche. „Mit diesem einen Schlage — sagt ein älterer Ausleger — wirft Christus darnieder alle Gottesdienste der Heiden, der Türken und der Juden außerhalb der Kirche", und eben so fügen wir hinzu, den Wahn und die leeren Prätensionen der Deisten, Freimaurer und Rationalisten. „Ein Carthäuser Mönch baut einen solchen Weg, dadurch er will zum Himmel kommen: ich will die Welt verlassen als die böse und unrein ist, und in einen Winkel kriechen, alle Tage fasten, meinen Leib martern; solch streng geistlich Leben wird Gott ansehen und mich selig machen." Der Rationalist meint mit einem weit weniger sorgfältig bereiteten Wege eigner Gerechtigkeit zum Himmel gelangen und vor dem „strengen Sitz" bestehen zu können. Die wahrhaftige Kirche Christi aber kent mit Ihm keinen anderen Weg als Ihn.

Die Worte: „und die Wahrheit und das Leben" müssen im Wesentlichen dasselbe besagen, wie das: „ich bin der Weg." Denn der Satz: Niemand komt zum Vater als durch mich, geht auf das Wort: ich bin der Weg, zurück. Danach muß durch das dazwischen stehende dasselbe Verhältnis unter einem anderen Ausdrucke dargestellt werden: ich bin der Weg, weil die Wahrheit und das Leben. Hienach nun gehört nur ein solcher Begriff der Wahrheit hieher, nach dem Christus als die Wahrheit zugleich der Weg und das Leben ist, so wie alle Bestimmungen des Weges unzulässig sind, welche hinter dem Begriffe der Wahrheit und des Lebens zurückbleiben. Somit kann sich die Wahrheit hier nicht auf die Wahrheit der Worte beziehen, sondern nur auf die Wahrheit des Seins, von der freilich die Wahrheit der Worte ein nothwendiger Ausfluß ist. „Ich bin die Wahrheit", das besagt dasselbe als: ich bin Jehova. Denn Jehova heißt der Seiende, das reine absolute Sein, außer dem nichts als Eitelkeit, Schein und Lüge vorhanden ist, an dem jeder theilnehmen muß, der des Seins theilhaftig werden will, der alles Seins in den Creaturen alleinige Quelle ist.

„Ich bin die Wahrheit", damit stellt sich Christus zunächst allem Geschaffenen entgegen, der Welt mit allem, was darin ist und macht durch dasselbe einen großen Strich, zum Schrecken für alle die, welche mit ihrem Gemüthe in das Geschaffene versenkt sind: hier liegt der Grund, daß alle die, welche ihn nicht lieben, über Alles lieben, ihn hassen müssen. Aber die Ausschließlichkeit geht gewissermaßen auch auf den Vater und den Heiligen Geist. Für die Menschen ist Christus die Wahrheit; wenn sie Ihn vorbeigehend die Wahrheit in Gott oder in dem Geiste suchen wollen, so erhalten sie nur Schein und Lüge. Nur in Ihm wird der Vater und der Heilige Geist als Wahrheit ihnen zugänglich.

Ist Christus der Weg, so muß er auch die Wahrheit in diesem Sinne sein, und wäre er nicht die Wahrheit in diesem Sinne, so könnte er nicht der Weg sein. Zum Himmel kann Niemand gelangen, der nicht in dem Anschlusse an die persönliche Wahrheit die Erlösung von dem elenden Scheinwesen dieser Welt, den glänzenden Lastern ihrer Tugenden, den elenden Phrasen ihrer Wahrheiten, dem hohlen Wesen ihrer Begeisterungen, der Heuchelei ihrer guten Absichten, dem Blendwerk ihrer sittlichen Entrüstungen erlangt hat. Ist Christus die Wahrheit, so muß er auch der Weg sein. Wer in die Wahrheit eingetaucht ist und von ihr nicht blos angehaucht ist, sondern durchdrungen, aufgenommen in die Gemeinschaft der persönlichen Wahrheit, für den ist eben damit der Himmel geöffnet, die Stätte der Wahrheit, der absolute Gegensatz des Scheines und der Lüge, welche seit 1 Mos. 3 ihren Sitz auf der Erde aufgeschlagen haben.

Christus ist, wie die Wahrheit, so auch das Leben. Wer außer seiner Gemeinschaft steht, hat nur den Schein, daß er lebe, in Wahrheit aber ist er todt, eine wandelnde Leiche. Versamlungen, die Ihn verläugnen, die seine Ehre ihm rauben wollen, geben sich eben damit als grausige Leichenhäuser zu erkennen. Wahrheit und Leben gehen Hand in Hand. Wo Wahrheit ist, wahrhaftiges nicht mit Schein und Unwahrheit behaftetes Sein, da ist auch Leben, da schwinden die traurigen Hemmungen, welche das der Lüge und dem Scheine anheimgefallene Dasein auf allen Seiten umlagern.

Man hat keinen Grund, das Kommen zum Vater blos auf das jenseitige Dasein zu beziehen. Es bezeichnet vielmehr überhaupt das Verhältnis zum Vater. Wo ein solches erst vorhanden ist, da ist auch der Weg zum Hause des Vaters eröffnet, der unmöglich, wenn die Wallfahrt dieses Lebens beendigt ist, diejenigen draußen lassen kann, die ihm während derselben angehört haben, so wie es auf der anderen Seite unmöglich ist, daß diejenigen in das Haus des Vaters kommen, welche in dem Diesseits in keiner Beziehung zu dem Vater gestanden haben.

Der vorliegende Ausspruch ist reich an Trost. Alles Kreuz, alle Trübsal, so groß sie auch ist, kann den Christen das nicht rauben, daß sie in Christo den Weg, die Wahrheit und das Leben haben, daß sie in Ihm erlöst sind von der drückenden Herschaft des Scheines, unter der die nach wahrhaftigen Gütern dürstende Seele verschmachtet, des Todes, der seit 1 Mos. 3 in allen Gestalten uns umgibt, und eben damit auf dem Wege zum Himmel sich befinden, der in der Wahrheit und dem Leben auf die Erde heruntersteigt und zu dem die Wahrheit und das Leben als zu ihrer Heimat emporstreben. Was uns die Wahrheit und das Leben und den Himmelsweg nicht rauben kann, das ist in Wahrheit kein Unglück, das ist, wenn es uns in näheren Zusammenhang mit der Wahrheit und dem Leben bringt, für „eitel Freude" zu halten. Das ist die geistliche Betrachtungsweise alles Leidens dieser Welt, die freilich der Natur schwer eingeht und gegen die sie sich beständig empört.

„Wenn ihr mich erkannt hättet, fährt Christus fort, so hättet ihr auch meinen Vater erkannt, und von nun an erkennet ihr ihn und habt ihn gesehen". Wenn ihr mich erkannt hättet, das weist darauf hin, daß die Jünger noch nicht zur vollkommnen Erkentnis Christi und somit des Vaters durchge-

drungen sind, der in Christo, dem Abglanz seines Wesens sich vollkommen offenbart, in dem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt. Die tiefere Erkentnis Christi konnte den Jüngern nur in Folge seines Leidens, seines Todes und seiner Auferstehung zu Theil werden, als der vollkommensten Offenbarung seines Einsseins mit dem Vater. „Von nun an kennet ihr ihn", das weist darauf hin, daß mit der Erscheinung Christi im Fleische und ihrem innigen Verkehre mit Ihm eine wesenhafte, wenn gleich noch unvollkommene Erkentnis ihnen dargeboten ist, wovon bei ihrer Gutwilligkeit die nothwendige Folge, daß in der Hauptsache diese Erkentnis auch in ihren Gemüthern Wurzel gefaßt hatte. Das: wenn ihr mich erkannt hättet, bedurfte nothwendig einer folgenden Beschränkung. Sonst würden in wahrheitswidriger Weise die Jünger den Juden gleichgestellt werden, zu denen Jesus früher gesprochen: wenn ihr mich känntet, so känntet ihr meinen Vater. Was zunächst die Herbigkeit des Tadels mildern und die Jünger von dem schmerzlichen Gefühle befreien soll, welches die Gleichstellung mit den Juden in ihnen hervorrufen mußte, das dient zugleich zur Mahnung an sie, daß sie bedenken, was ihnen gegeben ist, daß sie nicht durch Verläugnung der ihnen gewährten Erkentnis zu der niedrigen und traurigen Stufe der Juden herabsinken, welche mit der Verschmähung des Sohnes auch den Vater verloren haben. Von nun an kennet ihr ihn, sagt Christus. Das nun ist nicht der grade vorliegende Moment, sondern die Zeit, da sie Christum kennen gelernt haben. Christus theilt das Leben der Apostel in zwei Hälften, sonst und jetzt. Den Theilungsgrund bildet der große Abschnitt in ihrem Leben, das Verhältnis zu Christo. Ehe sie Christum gesehen hatten und kannten, kannten sie auch den Vater nicht, in Christo haben sie den Vater kennen gelernt und damit den sicheren Weg zum Hause des Vaters gewonnen.

„Philippus spricht zu ihm: Herr, zeige uns den Vater und es genügt uns". Die Apostel hatten bis dahin Christum nur in der Knechtsgestalt gesehen, in der die Herlichkeit des Vaters tief verborgen war. Bei der Verklärung war sie nur vorübergehend durchgebrochen und nicht alle Jünger waren Zeugen dieses erhabenen Schauspieles gewesen, sondern nur die geförderten. Unter diesen Umständen lag es nahe, daß die Jünger, im Blicke auf die Weissagung des A. T., welche für die Messianische Zeit eine herliche Offenbarung des Herrn in Aussicht gestelt hatte, wie Jesaias spricht: „Und enthüllet wird die Ehre des Herrn und es siehet's alles Fleisch zumal", im Blicke auf die bevorstehenden großen Nöthe und Gefahren, welche eines kräftigen Gegenmittels bedurften, sich nicht sogleich darin finden konnten, daß sie in Bezug auf das Verhältnis zum Vater so ganz auf Christum angewiesen wurden, daß sich in ihnen das Verlangen regte, noch neben Christo, wenn auch durch ihn vermittelt, eine Offenbarung des Vaters zu schauen, zur Stärkung

für ihren beschwerlichen Weg, um so mehr, da ihr geistliches Auge noch nicht geschärft genug war, um durch die dichte Umhüllung der Knechtsgestalt hindurch die verborgene Herlichkeit zu schauen. Ihr Verlangen wurde gestillt, da die verborgene Herlichkeit Christi in der Auferstehung, der Himmelfahrt und den großen Siegen, welche die Kirche durch Christum über die Welt errang, hindurchbrach. Da wurde ihnen deutlich und handgreiflich der Vater gezeigt, obgleich nicht in der von Philippus hier verlangten Weise neben Christo, sondern in Christo. Was bei den Jüngern naheliegend und entschuldbar war, wenngleich nicht gerechtfertigt, weil es an der Stumpfheit ihres Auges lag, wenn sie durch die Knechtsgestalt nicht hindurchschauen konnten, das würde jetzt, wo durch die Ausgießung des Heiligen Geistes die Mittel zur Schärfung des geistlichen Auges dargeboten sind, wo wir die herlichen Erweisungen des zur Rechten des Vaters Erhöhten und seinen Siegeslauf durch die Jahrhunderte vor uns haben, ein trauriges zu spät! sein. Wo jetzt ein ähnliches Verlangen sich regt, wo man von einer Religion der Zukunft träumt, da beruht es auf einer schweren Verschuldung. Christus muß durch den Glauben in dem Herzen wohnen, wenn seine geschichtliche Herlichkeit geschaut werden soll. Bei wem er durch seine Schuld nicht Wohnung gemacht hat, der hat Augen, die nicht sehen, und Ohren, die nicht hören. Es ist sein verdientes Gericht, daß er mit dem Sohne auch von dem Vater ausgeschlossen wird. Die Zukunft wird ihm nichts bringen, als vermehrte Dunkelheit.

„Jesus spricht zu ihm: so lange bin ich bei euch, und du hast mich nicht erkannt, Philippus? Wer mich gesehen, hat meinen Vater gesehen, und wie sprichst du: zeige uns den Vater?" Jede unvermittelte Beziehung der Gläubigen zum Vater abschneiden, verlangen, daß man den Vater nur in ihm suche, das konnte Jesus nur, wenn die Existenzen des Vaters und des Sohnes sich vollkommen decken, wenn die ganze Fülle der Gottheit in ihm leibhaftig wohnte, wenn der Vater seinen ganzen Reichtum in ihn ergossen. Sonst wäre es Verrath an dem Vater und an den Gläubigen gewesen. Der höchste Gott kann seine Ehre keinem Anderen geben und das menschliche Herz dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott, und kann bei keinem Quasigott, bei keinem bloßen „göttlichen Wesen" Befriedigung finden. Bengel zieht aus dem Ausspruche des Herrn hier mit Recht die unverbrüchliche Regel: so oft wir an Gott denken, sollen wir uns Christum vor Augen stellen. Die Pflicht aber ist das Untergeordnete. Die Hauptsache ist der Trost, die große Gnade, daß der an sich verborgene Gott in Christo uns vollkommen offenbar geworden und daß wir in ihm einen sicheren Himmelsweg erlangt haben. Das: so lange bin ich bei euch, hat für uns noch eine weit umfassendere Wahrheit gewonnen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 7. Januar. № 2.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Zum Erweise für seine wahrhaftige Gottheit, in welcher die Bürgschaft lag, daß für die Seinen in ihm der Himmelsweg gegeben, verweist Christus nun noch auf seine Worte voll Geist und Leben und besonders auf seine Werke, wie sie noch nie ein Mensch gethan. Diese Berufung auf seine Werke als Zeugnis für sein unbedingtes Einssein mit dem Vater leitet herüber zu dem dritten Trostgrunde. Aus dem Troste erwuchs den Jüngern neuer Schmerz. Die Werke, welche Christus so nachdrücklich hervorgehoben, mußten, so schien es, mit seinem Weggange aufhören. Ihrer eignen Armseligkeit und Ohnmacht überlassen, mußten sie der feindlichen Welt gegenüber eine traurige Rolle spielen. Es schwand dasjenige, was bis dahin der ganzen Sache Halt gegeben hatte. Christus gewährt ihnen Trost gegen diesen Schmerz. Die Werke werden mit seinem Weggange nicht aufhören, sie werden vielmehr eben durch denselben sich zu höherer Bedeutung erheben. Der zur Herlichkeit des Vaters Erhobene wird durch seine Jünger noch größere Werke thun. Sie dürfen nur bitten, so werden sie aus seinem unerschöpflichen Reichtum Alles erhalten, was ihnen Noth thut.

„Wahrlich, wahrlich ich sage euch, wer an mich glaubt, wird die Werke, die ich thue, auch thun und wird größere thun als diese, denn ich gehe zum Vater." Die lebhafte Versicherung zeigt, wie hoch die zu gebende Verheißung über dem Gesichtskreise der Jünger hinauslag. Zu dem: der wird die Werke auch thun, die ich thue, ist zu vergleichen, was der Herr am Schlusse des Evangeliums Marci sagt: „Die Zeichen aber, die da folgen werden denen, die da glauben, sind die: in meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und so sie etwas Tödliches trinken, wird's ihnen nicht schaden, auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird's besser mit ihnen werden." Diese Aufzählung ist nicht als eine vollständige zu betrachten, sie hebt vielmehr aus einem umfassenderen Ganzen nur einzelne Beispiele heraus. Hinter diesen handgreiflichen Zeichen stehen andere, die verborgener und unscheinbarer, aber in der That noch größer sind, die wunderbare Kraft, welche Christus den Seinen gewähren wird zur Bekehrung der Einzelnen und der Völker, zur Wirkung der Wiedergeburt in einer bis auf die Wurzel verdorbenen Welt, zum Siege über die ganze feindliche Weltmacht und über den Fürsten dieser Welt, welcher ihren Hintergrund bildet. Daß wir daran vorzugsweise zu denken haben, zeigt das: er wird Größeres thun. In Bezug auf die gewöhnlich so genannten Zeichen wurde Christus von seinen Jüngern nicht überboten, sondern sie blieben darin weit hinter ihm zurück.

Die größten Werke in diesem Sinne, welche das A. T. dem zukünftigen Erlöser beigelegt hatte, waren damals noch kaum angebahnt. Er sollte das Licht der Heiden sein, sollte herschen von Meer zu Meer und vom Strome bis zu den Enden der Erde. Alle Könige sollen ihn anbeten, alle Heiden ihm dienen. Davon lag nur noch ein ganz schwaches Vorspiel vor. In den Weisen aus dem Morgenlande, in dem heidnischen Hauptmann, in dem Cananäischen Weibe, in der Samariterin waren nur Vorbilder des einst zu Wirkenden gegeben. Auch das von den Propheten angekündigte große Messianische Werk der Gnade und des Gerichtes an dem Jüdischen Volke war noch lange nicht abgeschlossen. An die Stelle der wenigen Hunderte von Gläubigen aus den Juden, welche während des Erdenlebens Christi gesammelt waren, 1 Cor. 15, 6, traten nach der Auferstehung Christi durch die Predigt der Apostel viele Zehntausende, Apgsch. 21, 20. Und was das Gericht betrift, so vertrocknete der Feigenbaum des entarteten Jüdischen Volkes nur im Bilde kurz vor dem Heimgange Christi und das wirkliche Ausreißen dieser Pflanze, welche der himmlische Vater nicht gepflanzt hatte, blieb der Zukunft überlassen, der Wirksamkeit des erhöhten Christus und den sie herbeirufenden Gebeten der Gläubigen, als deren Werk in diesem Sinne das Vertrocknen des Feigenbaumes auch in dem Worte des Herrn erscheint, das er einige Tage vorher zu den Jüngern gesprochen hatte: „wahrlich ich sage euch, wenn ihr Glauben habt und nicht zweifelt, so werdet ihr nicht allein thun, was an dem Feigenbaum zu thun ist, sondern auch wenn ihr zu diesem Berge sprechet: hebe dich und senke dich ins Meer, so wird es geschehen. Und alles was ihr bittet im Gebete werdet ihr empfangen, so ihr glaubet."

In diesem Worte des Herrn haben wir recht eigentlich den Commentar zu dem vorliegenden Ausspruche. Wir sehen daraus, daß die größeren Werke hier vorzugsweise in dem

Siege über das Judenvolk und über die damals in Rom concentrirte heidnische Weltmacht bestehen. Daß durch den Feigenbaum das Jüdische Volk bezeichnet wird, liegt am Tage. Jesus hatte unmittelbar vorher seine frühere Parabel: es hatte einer einen Feigenbaum, der war gepflanzt in seinem Weinberge, in einer symbolischen Handlung verkörpert. In Bezug auf den Feigenbaum kann nur von einer gegenbildlichen Handlung die Rede sein. Der natürliche Feigenbaum war schon abgethan. Im Zusammenhange mit dem Feigenbaum muß auch der Berg symbolische Bedeutung haben, was nicht etwa dadurch ausgeschlossen wird, daß von diesem Berge die Rede ist: es ist ja auch von diesem bestimten Feigenbaum die Rede. Dieser Feigenbaum, dieser Berg werden zum Symbole der feindlichen Mächte geheiligt. Der Berg im Gegensatze gegen den Feigenbaum kann nur das Symbol der heidnischen Weltmacht sein. Die Berge sind schon im A. T. das gewöhnliche Symbol der Reiche. So ist der Berg hier die damalige heidnische Weltmacht, die Römische, an deren Stelle am Ende der Tage nach dem Worte der Offenbarung die Erneuerung des heidnischen Wesens in Gog und Magog treten soll. Das Meer ist nach der gewöhnlichen Symbolik der Schrift das Völkermeer, aus dem das Weltreich sich in der Zeit des Glückes mächtig emporgehoben und in das es nun durch den Glauben der Jünger und die Kraft Christi zurücksinkt. Mit Beziehung auf das damalige Weltreich hatte Jesus schon früher von der Versenkung ins Meer mit dem Mühlstein desjenigen geredet, der die Kleinen ärgert.

Es ist nicht speciell von den Aposteln die Rede, sondern überhaupt von den an Christum Glaubenden. Wir sind also vollkommen berechtigt, wenn wir die Erfüllung in dem ganzen Laufe der Geschichte der christlichen Kirche erblicken.

Die Begründung für das Thun gleicher Werke wie Christus und noch größerer gibt das Wort: „denn ich gehe zum Vater." Jesus geht in die Herlichkeit ein, die er bei dem Vater hatte, ehe denn die Welt ward, und kann den Seinen nun auf das Kräftigste beistehen, größere Werke zu thun, als er selbst in den Tagen seiner Knechtsgestalt zu thun vermochte. Zum Vater gehen, das ist in seine Herlichkeit eingehen, Luc. 24, 26, und diese Herlichkeit muß für die Seinen auf Erden von dem durchgreifendsten Einfluß sein. Geht Christus zum Vater, so muß sich der Schmerz der Jünger in Freude verwandeln, ihre Muthlosigkeit in Zuversicht. Der Weggang Christi, der sie hülflos zu machen und sie den Wölfen als eine leichte Beute preiszugeben schien, ist die Bedingung und Grundlage ihrer Macht und ihres Sieges. Er stellt ihrem Meister die Allmacht zur Verfügung.

Der Ausspruch Christi ist nicht blos reich an Trost, er gibt auch Anlaß zur ernsten Selbstprüfung für die Kirche und für den Einzelnen, namentlich für die, welche er zu seinen Dienern und Hirten berufen hat. Christus hat es hier wie eidlich betheuert, daß wer an ihn glaubt, gleiche Werke thun wird, wie

Er während seines Erdenlebens, ja noch größere, und das Wort des Wahrhaftigen hat durch den ganzen langen bisherigen Verlauf der Geschichte seiner Kirche Bestätigung erhalten. Wo also jetzt diese Werke vermißt werden, da muß es an dem Glauben fehlen: „wenn also, sagt Augustinus, wer glaubt thun wird, so glaubt offenbar nicht der nicht thun wird." Die jetzt so gangbare Klage über das Verderben der Welt, das beliebte „tapfre Schmählen" über den Unglauben der Zeit wird Angesichts dieses Ausspruches verstummen müssen. Christus sitzt fortwährend zur Rechten des Vaters, mit unbezwinglicher Kraft ausgerüstet gegen alle seine Feinde. Aber „ach der Glaube fehlt auf Erden." Es gibt einen Unterschied der Zeiten in dem Reiche Gottes, es gibt solche Zeiten, in denen der Finsternis Macht gegeben ist, und eine solche ist ohne Zweifel vor allen die unsere, die Zeit, in der der Satan losgelassen ist aus seinem Gefängnis. Aber auch für solche Zeiten gilt unser Ausspruch. Grade in den letzten Zeiten, den Zeiten des großen Abfalls, soll das Evangelium gepredigt werden aller Creatur, wie einst unter dem Volke des A. B. grade im Angesichte des Gerichtes die Predigt: thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe, am kräftigsten und wirksamsten sich vernehmen ließ, so daß viele Zehntausende in das Reich Gottes eingesammelt wurden. Je größer der Widerstand ist, desto mehr ist es die Aufgabe des Glaubens, „größere Werke" zu thun, desto reicher der Beistand, der für die Erfüllung dieser Aufgabe aus der Höhe geleistet wird. Wer von diesen „größeren Werken" in seiner Wirksamkeit überall nichts spürt, der hat es sich selbst zuzuschreiben. Dank sei aber Gott, daß sie im Ganzen nicht vermißt werden, daß sie nicht blos in der Mission zu schauen sind, in der das Reich Gottes unaufhaltsam vordringt, während alle Bollwerke des Judentums, des Heidentums und des Mohammedanismus haltlos zusammensinken, sondern auch innerhalb der alten Gränzen, in denen trotz alles Abfalls überall die Christenheit das Haupt muthig emporhebt und einen Sieg nach dem andern erhält, daß man sehen muß, der rechte Gott sei zu Zion. Freilich müssen wir, damit der Trost uns nicht verkümmert werde, welchen das Anschauen der „größeren Werke" gewährt, das Herz recht erweitern, damit uns nicht über dem Unterschiede der Bekentnisse die Christenheit entschwinde, hinter den Fähnlein der Sonderkirchen das eine große Panier des Kreuzes mit der Aufschrift: in hoc signo vinces.

„Und was ihr bittet in meinem Namen — fügt der Heiland noch hinzu — das werde ich thun, damit der Vater verherlicht werde in dem Sohne." Und, wenn ich zum Vater gegangen bin, oder Kraft meines Hinganges, durch den ich in die Gemeinschaft der göttlichen Allmacht aufgenommen werde. Es ist hier nach dem Zusammenhange nur von Bitten in Angelegenheiten des Reiches Gottes die Rede. Gegenstand der Bitten ist das Vollbringen der Werke. Das darauf gerichtete Gebet geht stets in Erfüllung, wenn wir gleich die Bestimmung von Zeit und Stunde dem überlassen müssen, der zur Rechten des

Vaters sitzt, und wenn es gleich durch manche Schwachheiten und scheinbare Niederlagen geht, wenn gleich den Feinden oft Gelegenheit gegeben wird, höhnend zu sprechen: wo ist nun dein Gott? In dem Namen laufen alle Aeußerungen des Wesens zusammen. Er entspricht dem Gedächtnis, der historischen Persönlichkeit. Wer zu Christo erhörlich beten will, der darf sich nicht irgend ein Luftgebilde seiner Phantasie vor Augen stellen, der muß die leibhaftige Gestalt des geschichtlichen Christus vor sich haben, wie sie in den Grundzügen uns das apostolische Glaubensbekentnis vorführt, der muß allen idealistischen Verflüchtigungen gründlich entsagen, allen Verschwommenheiten, wie sie entstehen, wenn das Bild Christi nur in der „Gemeinde" oder in Wahrheit in den dürftigen Erfahrungen des eignen Inneren gesucht wird. Christus hat sich durch seine Thaten einen herlichen Namen auf Erden gemacht, zunächst die im Stande der Erniedrigung vollbrachten, jetzt auch durch seinen achtzehnhundertjährigen Siegeslauf in der von ihm gegründeten Kirche, und die ganze Fülle dieser Aeußerungen muß derjenige glaubend umschließen, der erhörlich zu ihm beten will. Die Erfahrung zeigt auch, daß das Gebet in demselben Maße erstirbt, als der Name Christi durch Zweifel verdunkelt wird. Wer das Evangelium zur Sage erniedrigt, bei dem müssen die Schwingen des Gebetes erlahmen, das sehen wir an dem Beispiele des Rationalismus, dessen größter Fluch der war und ist, daß er das Gebet ertödtete. Wenn Christus wirklich Jerusalem niedergeworfen hat, also daß kein Stein auf dem andern blieb, wenn er mit den Legionen Roms fertig geworden ist, so wird es ihm ein Leichtes sein, seiner geliebten Stadt auch über die losen Haufen Gogs und Magogs den Sieg zu verleihen. Wem aber das Auge verschlossen ist, daß er jene früheren herlichen Siege nicht zu erkennen vermag, wem der Name verblichen ist, den Christus sich durch diese Siege erworben hat, der wird auch gegen die Weltmacht der Gegenwart nicht im Glauben und ohne zu zweifeln bitten können, und darf also nicht hoffen, etwas zu empfangen. — Der, an den die Bitte gerichtet wird, ist absichtlich nicht genannt, weil es, nachdem Christus zum Vater gegangen, gleichgültig ist und auf dasselbe hinausläuft, ob die Bitte an ihn oder an den Vater gerichtet wird. „Die Verläugnung Gottes des Vaters", welche ein rationalisirender Professor der Theologie denen zuschreiben möchte, welche im Einklange mit der gesamten christlichen Kirche aller Zeiten den Vater in dem Sohne ehren und anbeten, trift nicht sie, fält vielmehr ihm selbst zur Last. Der Vater, dessen Ehre einen Gegensatz gegen die des Sohnes bildet, ist nicht mehr der wahrhaftige Vater, ist ein deistisches Schemen. Seit Christus „inmitten des Thrones" ist, wird, wenn wahrhaft zum Vater auch zu ihm, und wenn zu ihm auch zu dem Vater gebetet. Daß die Bitte nicht an den Vater im Gegensatze gegen Christum gerichtet sein kann, zeigt jedenfalls das Wort: „das werde ich thun." Fände ein Entweder Oder statt, so würde dies nöthigen anzunehmen, daß das Gebet an den erhöhten Christus gerichtet sei. — Christus

hatte vorher gesagt: der wird größere Werke thun. Hier sagt er: ich werde es thun. Er zieht, sagt Luther, nun wieder auf sich, daß er gesagt hatte, sie sollten dieselben Werke und größere thun. Das ist für die Jünger, die ganz von dem Bewußtsein der eignen Ohnmacht durchdrungen sind, nicht niederschlagend, sondern tröstlich. „Alle unsre Werke thust du für uns", darauf ruht es sich sanft, wenn das Bewußtsein der eignen Niedrigkeit uns zusetzt. Es könnte scheinen, daß die Sphäre des Thuns Christi und des Thuns der Jünger eine verschiedene sei, aber auch da, wo die Wirksamkeit allein auf die Seite Christi zu fallen scheint, wie bei der Zerstörung Jerusalems, sind doch in Wahrheit zugleich die Gläubigen durch das Gebet wirksam, so daß auch solche Ereignisse unter die Zahl der von ihnen zu vollbringenden Werke gehören, wie auf der andern Seite auch kein Werk vorliegt, das von den Gläubigen allein, ohne den wirksamen Beistand Christi vollbracht werden könnte. Denn „ohne mich könnet ihr nichts thun", hat der Mund der Wahrheit gesprochen.

Christus bietet jetzt seinen Jüngern den vierten Trostgrund dar. Er hatte ihnen früher gesagt, daß sie vor die Gerichtshöfe, vor feindliche Fürsten und Könige werden geführt werden. Das ins Auge gefaßt mußte sie sein Weggang mit lebhaften Besorgnissen erfüllen. Ihre Zuversicht im Kampfe mit der Welt hatte bis dahin darauf beruht, daß sie Ihn als Vorkämpfer und Fürsprecher in ihrer Mitte hatten. Sie waren „ungelehrte Leute und Laien", und wie geistig, so auch geistlich noch sehr schwach. Was sollten sie nun nach dem Weggange Christi anfangen, wenn der Kampf mit der Welt sich steigerte? Diesem Kummer, dieser Frage: was soll das werden? tritt Christus hier mit seinem Troste entgegen. Er will den Seinen nach seinem Weggange einen andern Paraklet, einen andern Fürsprecher und Sachwalter in dem schweren Processe, den sie gegen die Welt zu führen haben, senden, der während der ganzen Zeiten der streitenden Kirche bei ihnen bleiben und ihrer Ohnmacht aufhelfen, ihre Sache kräftig führen soll, den Geist der Wahrheit.

„Wenn ihr mich liebet — spricht Jesus — so bewahret meine Gebote." Das ist die Vorbedingung, an welche die Erfüllung der zu gebenden Verheißung geknüpft ist. Jesus knüpft hier ein unauflösliches Band zwischen der Liebe zu sich und der Erfüllung seiner Gebote. Er erkent keine Liebe an, die sich nicht in der Erfüllung seiner Gebote äußert. Diese können von der Person nicht getrent werden. Sie sind ebenso viele Ausflüsse der Person, ebenso viele Bedingungen, unter denen die Gemeinschaft mit der Person möglich ist. „Meine Gebote": so pflegt Moses nicht zu reden. Es führt das auf die Wesenseinheit Christi mit dem höchsten Gesetzgeber. Auch die Gebote des A. T. sind Gebote Christi, auch sie begreift Christus mit, wenn er hier von seinen Geboten redet. Denn er hat sie in der großen Eröffnungsrede seines Reiches, in der Bergpredigt, feierlich anerkannt und seine Gemeinde zur unverbrüchlichen Haltung derse-

ben ermahnt. Er hat sie aber nicht blos äußerlich herübergenommen, er hat sie überall neu begründet, erweitert, näher bestimt. Alles Alte ist durch ihn neu geworden. Das erste und vornehmste Gebot des A. T. z. B., das der Liebe Gottes, gestaltet sich als das Gebot der Liebe Christi, der die Seinen zuerst geliebt hat, des Bleibens an ihm als dem wahren Weinstock; das Gebot der Nächstenliebe gestaltet sich als das Gebot der Liebe zu den von Christo miterlösten Brüdern. Alle alttestamentlichen Gebote sind in Christum eingetaucht und aus ihm neugeboren. „Meine Gebote", unter diesen leuchten in jeder Zeit mit besonderem Glanze grade diejenigen, auf welche es der Fürst dieser Welt in ihr besonders abgesehen, die er in ihr vorzugsweise zur Zielschiebe seiner Angriffe ersehen hat. Das gilt in unserer Zeit z. B. von dem Gebote: „du sollst Vater und Mutter ehren", „gebt dem Kaiser was des Kaisers und (also, eben dadurch) Gott was Gottes ist", „fürchtet Gott, ehret den König", „ein jeder sei unterthan der Obrigkeit, welche Gewalt über ihn hat." Ebenso von dem Gebote: „was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden." Und von dem Gebote: lasset die Kindlein kommen zu mir, was diejenigen schmählich verletzen, welche die Schule von der Kirche losreißen wollen. Dann auch von dem Worte: „Wie darf jemand unter euch, so er einen Handel hat mit einem andern, hadern vor Unrechten und nicht vor den Heiligen", was diejenigen verläugnen, welche Juden zu Richtern über Christen berufen wollen. Wer aus Furcht vor dem Zeitgeiste und aus schwacher Nachgibigkeit gegen ihn an diesen Geboten rüttelt, in Bezug auf sie Concessionen macht, die unverbrüchlichen Gebote in dehnbare Principien verwandelt oder meint, die Kirche habe nicht nöthig für sie mit voller Energie einzutreten, sie dürfe nicht durch die Betonung solcher „Nebensachen" sich die Wirksamkeit auf ihren Hauptgebieten erschweren: der wird es bald erfahren, was es mit dem: „liebt ihr mich, so haltet meine Gebote" auf sich hat. Der „Fürsprecher" wird von ihm weichen und mit ihm alle Freudigkeit, aller Nachdruck, alle überwindende Kraft. Er wird ein tönend Erz und eine klingende Schelle werden. Auch das scheinbar Kleine gewint entscheidende Bedeutung, wenn die Welt sich mit besonderem Nachdruck darauf wirft, wenn sie es zum Schibboleth erwählt, und wehe der Kirche, wenn sie sich feige zurückzieht, wo es gilt muthig zu kämpfen. Es ist kein sicherer Weg, die „Hauptsache" zu verlieren, als wenn man die Nebenwerke feige preisgibt. Das heißt der Welt und ihrem Fürsten ein Lachen bereiten.

Wenn diese große Vorbedingung erfüllt wird, so werde ich, spricht der Herr, „den Vater bitten und er wird euch einen andern Fürsprecher geben, daß er bei euch bleibe ewiglich."

Jesus bittet den Vater nicht wie ein Knecht, sondern wie der Sohn, dem er nichts abschlagen kann. Fassen wir das: das werde ich thun, ins Auge, und das: denn ich gehe zum Vater, worin Christus sich die unbedingte Theilnahme an der göttlichen Herlichkeit beilegt, so kann kein Zweifel sein, daß auch stehen könnte: ich werde euch einen andern Fürsprecher senden, was ja später der Herr auch wirklich sagt. Die hier gewählte Ausdrucksweise fließt aber aus dem so vielfach wahrnehmbaren, für uns maßgebenden Streben Alles im letzten Grunde auf den Vater zurückzuführen, der durch den Sohn nicht verdrängt, sondern den Gemüthern nahegebracht werden soll, unendlich näher, wie er ihnen unter dem A. B. stand. „Einen andern Fürsprecher": die Christen haben einen doppelten schweren Proceß zu bestehen, mit Gott und mit der Welt, und in beiden kommen sie nicht ohne einen mächtigen Paraklet, einen Fürsprecher und Sachwalter durch. Als Sachwalter der Seinen im Verhältnis zum Vater fungirt Christus selbst, 1 Joh. 2, 1. Als ihren Sachwalter im Verhältnis zur Welt stellt er ihnen hier den Heiligen Geist dar. Die erste Erfüllung der hier vorliegenden Verheißung haben wir in C. 4 der Apostelgeschichte. Die Frage des Hohen Rathes: „Aus welcher Gewalt oder in welchem Namen habt ihr das gethan" beantwortet Petrus dort „voll des Heiligen Geistes" und die Mitglieder des Hohen Rathes verwundern sich über das Gehörte und wissen es nicht aus dem Bildungsstande der Apostel abzuleiten, so mächtig gibt sich der ihnen zur Seite stehende Paraklet zu erkennen. In Folge der Erfüllung dieser Verheißung vermochten die Juden nicht zu widerstehen der Weisheit und dem Geiste, in dem Stephanus redete, Apostelgsch. 6, 10, und sahen sich in die fatale Nothwendigkeit gesetzt statt der Gründe Steine zu ergreifen. Das Wort des Herrn „daß er bei euch bleibe ewiglich," alle Tage bis zum Ende der Welt, Matth. 28, 20, gibt uns die tröstliche Gewißheit, daß sich die Verheißung nicht blos auf die apostolische Zeit bezieht, daß sie nicht blos so lange gilt, als die Welt sich in der Form des entarteten Judentums darstellte, oder in der Form des noch ungebrochenen Heidentums, daß sie auch für die letzte Phase der Welt noch besteht, in der sie sich in der Form des entarteten Christentums und des wieder auflebenden Heidentums darstellt, daß so lange überhaupt die Welt währt auch der Paraklet sein Amt in der Kirche ausrichten wird, und daß dieselbe also nicht verzagen darf, wenn die Welt ihr auch an Zahl, Ansehen und Begabung überlegen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 10. Januar. № 3.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Christus bezeichnet den Paraklet näher als „den Geist der Wahrheit, welchen die Welt nicht empfangen kann, weil sie ihn nicht siehet noch erkennet, ihr aber erkennet ihn, weil er bei euch bleibt und in euch sein wird.“ Der Geist erweist sich eben dadurch als Paraklet, daß er denjenigen, welchen er in ihrem schweren Handel mit der Welt beisteht, die Wahrheit mittheilt. Das ist unter allen Waffen die edelste. Damit dringt die Kirche zuletzt hindurch durch alle Befestigungen. Die Wahrheit ist mächtiger und edler als alle Wissenschaft, alle spitzfindigen Räsonnements, alle schimmernde Beredsamkeit, alle klug ersonnenen Anschläge. Auf dem Besitze der Wahrheit beruht zuerst die von allen äußeren Verhältnissen unabhängige, auch Angesichts des Todes unerschütterliche Zuversicht der Glaubenszeugen. Er ist die Grundlage des freudigen Martyriums, wodurch die Kirche der Welt so imponirt hat. Wer im Besitze der Wahrheit ist, der weiß mit felsenfester Gewißheit, daß seine Sache und auch seine Person zuletzt oben bleibt, daß alle Niederlagen nur Durchgangspunkt zum Siege sind. Luther sagt: „Darum laß es dir nicht einen geringen Trost sein, denn es ist nichts auf Erden, das also trösten kann in der Noth, als wo das Herz seiner Sache gewiß ist.“ Die Wahrheit äußert aber ihre Wirkung nicht blos auf das Gemüth der Bekenner, sie imponirt auch der Welt, lockt stets von Neuem aus ihr zur Kirche herüber, und lähmt die Gedanken und Anschläge der Widerstrebenden, so daß sie zum energischen Kampfe gegen die Kirche unfähig werden, die einen geheimen Bundesgenossen in ihrem Herzen hat. Seit 1 Mos. 3 ist die Welt mit Lügen überschwemmt, alle Menschen sind Lügner, und die Gewalt der Lüge ist besonders groß in den Zeiten, in denen der Finsternis Macht gegeben ist, wie wir das jetzt täglich vor Augen sehen. Wie einst unter den Juden der Satan sich als „Vater der Lüge“ erwies, so jetzt in der entarteten Christenheit. Namentlich mit der Demokratie, welche selbst eine große Lüge ist, geht die gewöhnliche Lüge überall Hand in Hand. Alle demokratischen Blätter hegen und pflegen sie. Aber die Welt kann sich bei aller Neigung zur Lüge doch dem Eindrucke der Wahrheit nicht entziehen. Das anerschaffene göttliche Ebenbild behält doch immer noch sein Recht, die Wahrheit bezeugt sich dem Gewissen. — Die Welt kann so lange sie sich als Welt behauptet, des Geistes nicht theilhaftig werden, es fehlt ihr an der Empfänglichkeit dafür, mit ihren durch die Sünde getrübten Augen kann sie ihn nicht erkennen und eben damit ist sie von dem selbständigen Besitze des edlen und hohen Gutes der Wahrheit, kostbarer als Gold und viel feines Gold ausgeschlossen, zu dem der Zugang nur durch den Geist eröffnet werden kann. Denn die Wahrheit gehört nur Gott an und kann der Creatur nur durch den Geist vermittelt werden, welcher das Band des Schöpfers und des Geschaffenen ist. Die Wahrheit imponirt der Welt, aber der eigentliche Zugang zu ihr ist ihr verschlossen, weil der Geist ihr nicht zugänglich ist. Die Gläubigen aber erkennen den Geist, nicht aus der Ferne; daß aus ihr keine Erkentnis des Geistes gewonnen werden kann, zeigt das Beispiel der Welt, sondern weil er ihnen innerlich geworden, und eben damit sind sie in den Besitz der Wahrheit gesetzt. — Die Welt hat auch ihren Geist, den Geist der Lüge, der vom Satan ausgeht, Matth. 13, 38. 39. Apoc. 16, 13, den sieht sie und erkent sie, obgleich er nicht minder geistig ist als der Geist der Wahrheit. Also wird der Grund des Nichtsehens und Nichterkennens des Geistes der Wahrheit nicht in die Unkörperlichkeit desselben gesetzt werden dürfen, sondern nur darin, daß ihre Augen durch die Sünde gehalten werden. Der Geist der Wahrheit ist ein Hauchen der göttlichen Kraft und ein Strahl der Herlichkeit des Allmächtigen, darum kann nichts Unreines zu ihm kommen.

Der Herr senkt nunmehr den fünften Trostgrund in die Seelen seiner Jünger: Ich komme wieder.

„Ich werde euch nicht Waisen lassen, ich komme zu euch. Noch ein Kleines, so sieht mich die Welt nicht mehr, ihr aber sehet mich, denn ich lebe und ihr werdet leben. An jenem Tage werdet ihr erkennen, daß ich in dem Vater bin, und ihr in mir und ich in euch. Wer meine Gebote hat und hält sie, der ist es, der mich liebet, wer mich aber liebet, wird von meinem Vater geliebt werden, und ich werde ihn lieben und ihm mich offenbaren. — Wenn Jemand mich liebt, so wird er mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen.“

Christus stelt sein Kommen nicht in Gegensatz gegen das Kommen des Heiligen Geistes: er sagt nicht: ich selbst komme. Denn auch in dem Heiligen Geiste komt Er zu den Seinen.

Er sagt positiv: ich komme, damit die Jünger nicht auf die trostlose Meinung gerathen, daß sie fortan nicht mehr unmittelbar mit Ihm zu thun haben, den ihre Seele liebte, daß sich der Heilige Geist wie eine Scheidewand zwischen sie und Christum stellen werde. Er gibt ihnen die Gewähr, daß sie auch nach seinem Weggange in der unvermitteltsten Weise mit ihm in Zusammenhange bleiben werden. Wie wenig der Geist als eine trennende Zwischenwand betrachtet werden darf, die Christum von dem unmittelbaren Wirken auf Erden ausschließt, das zeigt außer den Erscheinungen des Auferstandenen und der Erzählung von dem Ende des Stephanus, auch die Geschichte der Bekehrung des Paulus, in der Christus sogar komt, ohne daß die Grundlage des Heiligen Geistes gelegt worden. — Jesus redet hier nicht von seinem Kommen am Ende der Tage, wie einige behauptet haben, die von der traurigen Neigung geleitet werden, Alles in die Zukunft zu schieben. Denn dann hätte er die Seinen gar lange Waisen gelassen und sein Trost wäre ein ziemlich kahler. Das Kommen hier soll nach dem Worte: „noch ein Kleines" bald seinen Anfang nehmen, und auf das letzte Kommen paßt nicht das charakteristische Merkmal: „die Welt sieht mich nicht." Denn bei dem letzten Kommen werden vor ihm alle Völker versammelt sein. Auch die Erscheinungen des Auferstandnen können nicht nach der Meinung Anderer allein gemeint sein. Denn Christus redet nicht von solchem, was wenigen Erwählten vorübergehend, sondern was allen seinen Gläubigen zu allen Zeiten und beständig zu Theil werden sollte. Auf die Erscheinungen des Auferstandnen paßt nicht das Wort: „Wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen," mit seiner ganzen Umgebung, was um so mehr ins Licht tritt, wenn die so auffallend übereinstimmende Parallelstelle der Apokalypse verglichen wird: „siehe ich stehe an der Thür und klopfe an. So jemand meine Stimme hören wird und die Thür aufthun, zu dem werde ich eingehen und das Abendmal mit ihm halten und er mit mir." Da steht der Herr vor der Thür bei jedem, welcher unter die Zahl der Seinen gehört und sein Kommen bezeichnet ein Verhältnis, welches durch das ganze diesseitige Dasein der Gläubigen hindurchgeht, als der Himmel auf Erden und die Klarheit, welche die Nacht durchleuchtet. Schon das: „ich werde euch nicht Waisen lassen" wird durch die Erscheinungen des Auferstandnen allein nur sehr unvollständig erfüllt. Es weist auf eine bleibende Verbindung hin. Auf der andern Seite werden die Erscheinungen des Auferstandnen nicht ausgeschlossen werden dürfen. Wenn Jesus hier sagt: „noch ein wenig, so siehet mich die Welt nicht mehr, ihr aber sehet mich," so denkt jeder zunächst an die Erscheinungen des Auferstandnen, um so mehr, da diese mit den Erscheinungen hier das characteristische Merkmal gemeinsam haben, daß sie nicht der Welt zu Theil wurden, sondern den Gläubigen. Man hat offenbar auf Grund einer falschen Ansicht von der Auferstehung in Gegensatz gesetzt, was in Wahrheit freundlich zusammenstimt. Erstand Christus mit verklärtem Leibe, so waren die Erscheinungen des Auferstande-

nen das Vorspiel des lebendigen Verkehres, in welchem Christus nach seinem Worte: „wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen" und: „ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt" durch alle Zeiten mit seiner Kirche steht. Und was im Eingange der Apostelgeschichte als geschichtliche Thatsache berichtet wird: „Er hat sich nach seinem Leiden den Aposteln lebendig erzeigt durch mancherlei Beweisungen und ließ sich sehen unter ihnen und redete mit ihnen vom Reiche Gottes" trägt zugleich den Charakter der Weissagung, deren Erfüllung durch alle Jahrhunderte hindurchgeht. Nur so erklärt es sich, daß der h. Paulus in 1 Cor. 15 die Erscheinung Christi, welche ihm nach der Himmelfahrt zu Theil wurde, in gleiche Reihe stelt mit den Erscheinungen des Auferstandnen vor der Himmelfahrt. — Wir haben hier das eigentliche Geheimnis der Stärke der Gläubigen im Kampfe mit der ihnen an Zahl und Ausrüstung weit überlegenen Welt, das Simsonshar, das sie mit der äußersten Sorge bewahren müssen, denn weicht es, so weicht ihre Kraft von ihnen und sie werden schwach, wie alle anderen Menschen. Es ist der verborgene Verkehr mit dem Jesus, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist und der sie mit sich in das himmlische Wesen versetzt und sie die Welt tief unter ihren Füßen erblicken läßt. Wenn die Wellen der Welt einmal wieder recht hoch gehen, so sprechen sie zu Ihm, von dem geschrieben steht: „die Wasserwogen im Meer sind groß und brausen gräulich, der Herr aber ist noch größer in der Höhe:" sei du mir nur nicht schrecklich, meine Zuversicht in der Noth. — Gott führt im A. T. den hohen Ehrentitel des „Vaters der Waisen," er wird bezeichnet als der, „bei dem die Waise Erbarmen findet," und zwar in specieller Beziehung auf seine leidende Gemeinde auf Erden. Diesen seinen hohen Ehrentitel wird Gott, was die Jünger betrift, durch Christum wahr machen, bei dem er alle Schätze seiner Huld und Macht niedergelegt hat und der schon in der Weissagung des A. T. als Ewigvater bezeichnet wird. Ihre Verwaistheit, ihre Verlassenheit, ihr Elend darf sie nicht muthlos machen, muß sie vielmehr mit hoher Freudigkeit erfüllen. Denn je größer ihre Verwaistheit, desto sicherer dürfen sie sich des Waisenvaters getrösten. — Der Waisenstand der Apostel dauerte von dem Anfange der Passion an bis zur Auferstehung. Er ist das Vorbild von Zuständen, welche in der Führung der ganzen Kirche und der Einzelnen stets wiederkehren, ganz besonders in der Zeit, da der Satan losgelassen ist aus seinem Gefängnis und ausgeht zu verführen die Heiden an allen Enden der Erde und sie zu versammeln zum Streit gegen die geliebte Stadt. Wenn diese Zustände uns hart zusetzen, so ist es „unsere Pflicht als Waisen zu weinen mit unserer Mutter, die Hände zu erheben zu unserem Vater" (Quesnel). Dann geht, wie einst an den Aposteln, so auch an uns das Wort in Erfüllung: „ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen und mit großem Erbarmen will ich dich sammeln."

Der barmherzige Heiland, welcher weiß, Mitleid zu haben

mit unserer Schwäche, spendet nun seinen Jüngern den sechsten Trost. Bei dem Gedanken an den Weggang Christi mußte diesen ihre Unreife zum schmerzlichen Bewußtsein kommen. Schon als Jünger fühlten sie sich unsicher und glaubten der Leitung und weiteren Belehrung ihres Meisters nicht entbehren zu können. Und nun sollten sie gar nach dem Weggange Christi seine Sache selbständig vertreten. Wie konnten diejenigen als Lehrer auftreten, unter Juden und unter Heiden, die kaum die Elemente der christlichen Lehre scharf und klar gefaßt hatten, die überall und noch in den Reden Christi, die sie so eben vernahmen, auf Dunkelheiten und ungelöste Räthsel stießen? Sie mußten wol mit Jeremias sprechen: „Ach Herr, siehe ich weiß nicht zu reden, denn ich bin jung." Der Herr nun weist sie darauf hin, daß sein Weggang nicht, wie sie befürchteten, das Ende seiner Lehrthätigkeit unter ihnen sein, daß er ihnen in der Sendung des Heiligen Geistes einen reichen Ersatz für dieselbe gewähren wird.

„Dieses habe ich zu euch geredet, da ich noch bei euch weile. Der Fürsprecher aber, der Heilige Geist, welchen der Vater senden wird in meinem Namen, der wird euch Alles lehren und euch erinnern an Alles, was ich euch sagte."

Die Verheißung des Heiligen Geistes hier ist wesentlich von der früher schon gegebenen verschieden. Dort war ihnen der Heilige Geist als Fürsprecher verheißen worden in dem Kampfe mit der Welt, hier wird er ihnen als derjenige verheißen, der ihrer Unwissenheit abhelfen wird. Wenn der Heilige Geist auch hier als Paraklet, als Fürsprecher erscheint, so soll diese Bezeichnung nur dazu dienen, auf die persönliche Einheit des Helfers in beiden Nöthen hinzuweisen: Der Heilige Geist, derselbe, den ich euch früher schon als Fürsprecher in eurem Processe mit der Welt verheißen.

Die Verheißung hier wird zunächst den Aposteln gegeben, durch deren Vermittlung der Heilige Geist seine Belehrungen der Kirche aller Zeiten ertheilt. Allerdings setzt der Heilige Geist seine lehrende Thätigkeit in der Kirche fort, aber sie beschränkt sich darauf, immer tiefer in den Sinn desjenigen einzuführen, was die Apostel gelehrt haben. Daß die Verheißung hier zunächst nur diejenigen angeht, an die sie unmittelbar gerichtet wird, zeigt schon das zweite Glied derselben. Die erinnernde Thätigkeit des Heiligen Geistes kann nur bei Solchen stattfinden, welche die Begleiter Jesu während seines Erdenlebens gewesen waren. Die lehrende Thätigkeit aber geht mit der erinnernden Hand in Hand.

Für uns nimt die Tröstung hier eine etwas andere Gestalt an. In Folge ihrer Erfüllung an denen, welchen sie zunächst gegeben wurde, haben wir die Heilige Schrift Neuen Testamentes erhalten und in ihr das Heilmittel für unsere Unwissenheit, um so mehr, da wir im Vertrauen auf die hier zunächst den Apostel gegebne Verheißung gewiß sein dürfen, daß wir in Bezug auf ihr Verständnis nicht uns selbst überlassen sind, daß der Heilige Geist seine lehrende Thätigkeit in der Auslegung der Heiligen Schrift fortsetzen wird. Das ist

die fortdauernde große Prärogative der Kirche vor der Welt, die der natürlichen Unwissenheit des Menschen überlassen in den höchsten Problemen überall im Finstern tapt, trotz aller gerühmten Fortschritte der Wissenschaft, die auf den gefährlichen, überall von Klippen durchzogenen Wassern dieses Lebens ohne Compaß und Steuerruder einherfährt. Es ist ein großer Segen, einen Canon zu haben, eine Regel und Richtschnur, welche die gefährliche Willkür des Denkens und des Handelns ausschließt, die uns der Zahl der Narren entnimt, die sich auf ihr Herz verlassen, der Elenden, die von allen Winden der Zeitmeinungen und der Modethorheiten hin und her getrieben werden. Möchten wir nur uns diesen Seegen nicht verkümmern, möchten wir über das Wort Gottes, das unseres Fußes Leuchte sein soll in der Wanderung durch die Finsternis dieses Lebens, sinnen Tag und Nacht, möchten wir diejenigen, die uns zurufen oder zuflüstern: „sollte Gott wol gesagt haben," meiden wie eine Schlange und sie als die ärgsten Feinde unserer Wolfahrt ansehen. Das: „er komt zu uns geritten auf einem Eselein" gilt auch in Bezug auf die Heilige Schrift. Manches in ihr lautet menschlich, scheint zufällig zu sein, aber hinter der Knechtsgestalt, bei welcher die Oberflächlichkeit stehen bleibt, ist der Herr der Herlichkeit verborgen, und der tieferen Betrachtung stelt sich ein wundervoller Organismus dar, in dem Alles dem Bedürfnisse der Kirche dient und für alle Bedürfnisse der Kirche gesorgt ist, und sie erfährt die Wahrheit des Wortes: „Selig ist, der sich nicht ärgert an mir."

Der siebente und letzte Trost, womit der Herr seine Jünger stärkt, ist die Verheißung des Friedens. Feinde ringsum, Schafe inmitten der Wölfe, „sie werden euch in den Bann thun, ja es komt die Zeit, daß wer euch tödtet, wird meinen er thue Gott einen Dienst daran": das war die Situation der Jünger bei dem Weggange Christi. Dennoch garantirt ihnen Christus, und in ihnen der Kirche aller Zeiten den Frieden. Das ist auf den ersten Anblick und für das Urtheil der natürlichen Vernunft eine absurde Verheißung, und dennoch hat sie Realität und die Erfahrung dient ihr zur Bewährung. Wie man in Ketten frei sein kann, so kann man auch mitten unter den Wölfen Friede haben und Friede zu haben, das ist bis auf den heutigen Tag das Merkmal jedes wahrhaftigen Gliedes der Kirche. Wer diesen Frieden bei sich vermißt, der wird eben dadurch daran erinnert, daß er sich noch nicht in dem rechten Stande befindet und durch die Buße zu ihm hindurchdringen muß.

„Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch wie die Welt gibt. Nicht erschrecke euer Herz und nicht zage es."

Der Friede ist der Zustand eines solchen, der von Feinden nicht beschädigt wird. Seit 1 Mos. 3 ist das menschliche Leben auf allen Seiten von feindlichen Mächten umgeben: „mit Erbsünd, Schwachheit, Noth und Tod beladen", und also der Friede ein schwer zugängliches hohes und kostbares Gut geworden. Daß unter diesen feindlichen Mächten der Haß der Menschen

gegen die Menschen, der Haß des Schlangensamens gegen den Weibessamen, der Menschenkinder gegen die Gottessöhne eine vorzügliche Stelle einnimt, zeigt der unmittelbare Anschluß der Geschichte Kains und Abels an die Geschichte des Falles. Dieser Gegensatz ist durch die Erscheinung Christi im Fleische nicht beseitigt, er ist noch geschärft worden. „Ihr sollt nicht meinen, daß ich gekommen bin, Frieden zu bringen auf die Erde", spricht Christus selbst, „ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Es ist also etwas Großes und Wunderbares, wenn Christus unter diesen Umständen dennoch den Seinen Frieden verheißt und gewährt, zumal wenn wir bedenken, daß diese die kleine Herde sind, die Welt im Argen liegt, ihre Gegner also ihnen an Zahl und Macht weit überlegen sind. — Der Herr sagt zuerst: ich hinterlasse euch, mit Beziehung darauf, daß er ihnen bei seinem Scheiden als traurige Erbschaft Streit und Bedrängnis zurückzulassen schien. Wenn man näher zusieht, so hinterläßt er ihnen vielmehr Frieden. Daß dieser Friede auf seiner positiven Wirkung beruht, daß er allein es ist, der das bittere Wasser Mara's süß macht, sagt näher das: „meinen Frieden gebe ich euch." Zuerst das paradoxe, daß sie nach seinem Abschiede Frieden haben werden, dann bestimter, woher der Friede komt, was in dem: ich hinterlasse, schon leise angedeutet lag. — Die schwersten Anfechtungen standen den Jüngern bevor, aber dennoch befanden sie sich fortwährend in dem Zustande des Friedens. Denn zuerst, sie waren durch Christum in den Besitz des ewigen Lebens gesetzt und diesen seligen Stand konnte keine feindliche Macht ihnen rauben, sie konnte nur die Außenwerke angreifen, nicht in die Festenfeste ihres Heiles selbst eindringen. Ferner, die feindliche Bedrängung war nur nach äußerlicher Betrachtungsweise und für die Empfindung des Fleisches eine Störung des Friedens, in Wahrheit war sie eine Förderung auf den Wegen des Heiles, eine Zubereitung für das ewige Leben, eine verhülte Gnade. Während der Trübsal war auch der Herr den Seinen besonders nahe und ließ mehr denn sonst sein Wort in Erfüllung gehen: „wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen." Hatten sie viel Bekümmernis in ihrem Herzen, so erquickten Gottes Tröstungen ihre Seele. Endlich, Bedrängnis, Verfolgungen, Niederlagen trugen auch auf diese Erde gesehen nur vorübergehenden Charakter. Der endliche Sieg war ihnen gewährleistet, und in der zuversichtlichen Erwartung dieses Sieges konnte ihnen die momentane Niederlage nicht so sehr zu Herzen gehen. „Du sollst oben schweben und nicht unten liegen", „Deinen Feinden wird's fehlen und du wirst auf ihren Höhen einhertreten", „Ich habe die Welt besiegt", wem das gewährleistet ist, der sieht mit einer heiteren Ironie auf die augenblicklichen Niederlagen hin, die so ganz etwas Anderes sind, als sie zu sein scheinen, ein Scherz, den der Allerhöchste, der mit den Menschenkindern spielet, mit der Welt treibt. Er weiß, daß auf die Nacht das Morgenroth folgt, auf das Wetter lieblicher Sonnenschein: wenn das Wetter ist vorbei wird der Himmel wieder frei, nach dem Kämpfen, nach dem Streiten folgen die Erquickungszeiten. Bei dem Tode Christi schien der Friede der Jünger wesentlich gefährdet zu sein, und deshalb waren sie, die noch nicht zur vollen Kraft gelangten, welche erst durch das Blut des N. T. und die darin wurzelnde Ausgießung des Heiligen Geistes erworben wurde, „traurig", aber nach seiner Auferstehung empfing sie der Herr mit dem Gruße: „Friede sei mit euch", und wies sie also darauf hin, daß die vor seinem Scheiden gegebene Verheißung in Erfüllung ging. Das ist ein Vorbild der stets sich wiederholenden Führung des Herrn. Die vollkommenste Realisirung des Wortes: „meinen Frieden gebe ich euch", gehört der Vollendung des Reiches Gottes an, der Zeit, von der geschrieben steht: „Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen." Im Glauben, der das Nichtseiende sieht als sei es schon, der das hohe Privilegium besitzt, wie die Vergangenheit, so auch die Zukunft zur Gegenwart zu machen, ist diese Enderfüllung schon jetzt unser. — Daß die Verheißung des Friedens grade am Ende steht, bezieht sich wahrscheinlich darauf, daß man beim Abschiede den Friedenswunsch auszusprechen pflegte. An die Stelle des ohnmächtigen Wunsches tritt bei Christo die heilskräftige Verheißung. — „Nicht gebe ich euch wie die Welt gibt", spricht Christus. Den Schlüssel zu diesem Worte gibt das spätere: „In der Welt habt ihr Bedrängnis." Die Bedrängnis, das ist die Gabe der Welt im Verhältnis zu den Jüngern Christi. Besseres hat sie nicht für sie. Es scheint oft, daß Christus auch nichts Besseres für sie habe, indem er sie ohne Hülfe den Bedrängungen der Welt preisgibt, so daß diese höhnend ausrufen kann: „wo ist nun dein Gott?" Das ist der eigentliche Stachel des Schmerzes, der Mord in den Gebeinen, die Anfechtung, der schon der Täufer unterlag, wie seine Gesandtschaft an Christum zeigt und mit der Hus und Savonarola in ihrem einsamen Gefängnis so schwer zu ringen hatten. Aber in Wahrheit verhält es sich anders. Wie die Welt ihnen Trübsal gibt, so gibt er ihnen Frieden, es komt nur darauf an, daß sie seine Gabe sich anzueignen, die Dinge geistlich zu beurtheilen und die Zeit zu erwarten wissen. Die Wiederkehr der Worte: „euer Herz erschrecke nicht", mit dem verstärkenden Zusatze: „noch bange es" bezeichnet den Abschluß der Trostgründe. Mit solchem durch den Trost Christi unerschrocken gewordenen Herzen wollen wir zuerst einen Rückblick werfen auf das vergangene Jahr und dann freudig und getrost in das neue Jahr eintreten.

In unserm nächsten Vaterlande Preußen zieht zuerst die veränderte Richtung unsere Aufmerksamkeit auf sich, welche im vorigen Jahre das Abgeordnetenhaus genommen. In seinen beiden Sitzungsperioden läßt sich in seiner überwiegenden Majorität ein „Fortschritt" nicht verkennen von Indifferentismus oder halbem Wolwollen zu entschiedener Feindschaft gegen die Kirche und ihr Bekentnis, eine Feindschaft, deren Energie dar-

aus erhelt, daß sie sich unter allen Umständen gleichbleibt und jede, auch die unpassendste Gelegenheit ergreift, sich geltend zu machen. Wir müssen dies durch eine Uebersicht über die einzelnen kirchenfeindlichen Actionen der Majorität des Abgeordnetenhauses ins Licht stellen und belegen. Es ist von großer Bedeutung, daß hier volle Klarheit herrsche, jede Illusion beseitigt werde. Auf der richtig erkannten Stellung der Majorität des Abgeordnetenhauses beruht die Stellung, welche die Kirche zu ihm zu nehmen hat, die Rechtfertigung der bereits genommenen, die Zurückweisung des Vorwurfes einer ungehörigen Einmischung der Kirche in die Politik. Ist die Stellung der Majorität des Abgeordnetenhauses die der entschiedenen Feindschaft, so wird die Kirche schon durch den Selbsterhaltungstrieb gedrängt, ihr eine gleiche entgegenzusetzen, natürlich eine solche, wie sie der Kirche allein ansteht, bei der überall mit dem: „Ich hasse, Herr, die dich hassen", Hand in Hand geht das: „mich jammert des Volkes", die von ihrem Heilande gelehrt ist, ihre Feinde zu lieben, zu segnen, die ihr fluchen, zu bitten für die, so sie beleidigen und verfolgen.

In der Sitzung vom 10. Februar stellten Aßmann und Genossen den Antrag auf Einführung der obligatorischen Civilehe. Er wurde ehrenvoll aufgenommen und einer besondern Commission von 14 Mitgliedern überwiesen, gelangte aber wegen Auflösung der beiden Häuser nicht mehr zur Verhandlung und Abstimmung im Plenum. Der Erfolg aber erschien kaum als zweifelhaft. Die frühere Majorität hatte sich mit der facultativen Civilehe begnügt, die mehr als genügend war, den rechtskräftig Geschiedenen, welchen die Kirche in Treue gegen das Wort Gottes die Wiedertrauung versagte, dazu zu verhelfen. Der weit über das „Bedürfnis" herausgehende „Fortschritt" zur obligatorischen Civilehe kann nur aus dem Drange erklärt werden, den Hauptpunkt vollständig zu beseitigen, in welchem der Staat der Kirche die Ehre gibt und die Auctorität der letzteren zu brechen, sie in eine Winkelstellung zu drängen, so daß es in Jedes Belieben gestelt wird, sich um sie zu kümmern oder nicht, und bei Allen, die mit ihr unzufrieden sind, die Lust erweckt werden muß, gegen sie Demonstrationen zu machen. Dieser Drang war so mächtig, daß er ganz übersehen ließ, welche tiefe Wunde durch die Profanation der Ehe dem Vaterlande geschlagen werden würde. Die Behauptung des Antrages, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der obligatorischen Civilehe habe sich „im Volke mehr und mehr Bahn gebrochen", hat erfreulichen Anlaß zu einer großen Anzahl von Protesten gegeben, welche den Beweis liefern, daß in unserm Volke noch eine mächtige Widerstandskraft gegen die Profanirung der Ehe und die Erniedrigung der Kirche und ihrer Diener vorhanden ist.

In der Sitzung vom 17. Februar erfolgte der Antrag der Abg. Krause und Techow, „das Haus der Abgeordneten wolle beschließen, gegen die Königliche Staatsregierung die Erwartung auszusprechen, daß sie nicht länger unterlassen werde, diejenigen Anordnungen zu treffen, welche erforderlich sind, um die Evangelische Landeskirche ohne Verzug in den vollen Besitz der ihr in Art. 15 verbürgten Selbständigkeit zu setzen." Auch dieser Antrag wurde einer besonderen Commission überwiesen. Auch er gelangte nicht mehr zur Abstimmung. Daß er aber eine große Majorität gefunden haben würde, zeigten die Abstimmungen über andere Anträge, z. B. in der Delitzscher Gesangbuchssache, in denen sich klar zu Tage legte, daß die Majorität die gegenwärtig bestehende Verfassung der Kirche nicht als eine rechtlich begründete ansah.

Der Art. 15 der Verfassung lautet: „Die evangelische und die römisch-katholische Kirche, so wie jede andere Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig und bleibt im Besitz und Genuß der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wolthätigkeitszwecke bestimten Anstalten, Stiftungen und Fonds." Es läßt sich nicht verkennen, daß dieser Artikel nach einer Seite noch nicht vollständig zur Ausführung gekommen ist. Die äußeren Angelegenheiten der Kirche werden noch fortwährend von Organen des Staates, dem Ministerium der Geistlichen Angelegenheiten und den Regierungen verwaltet. Nach dieser Seite hin auf Ausführung des Artikels zu dringen steht nicht diesem oder jenem Abgeordneten zu, sondern den legitimen Organen der Kirche, so gewiß als Art. 15 den Kirchen nur Rechte gewährt, nicht aber ihnen Gesetze vorschreibt, wie sie ihre Angelegenheiten verwalten sollen und als es Rechtsregel ist: Wolthaten werden nicht aufgedrungen. Die Kirche aber wird sich hier vor voreiligem Drängen zu hüten haben. Nachdem sie in ihren inneren Angelegenheiten völlig losgelöst vom Staate dasteht, wird sie sich hüten, dies althergebrachte Band mit dem Staate zu zerschneiden, so lange nicht in den Staatsverhältnissen eine Wendung eintritt, durch die es ihr verderblich wird. Eine völlige Lostrennung würde zur Entchristlichung des Staates beitragen, würde der Kirche den guten Willen der Staatsbehörden entziehen, von dem sie in so vieler Beziehung abhängig ist und sie allen Rivalitäten der Büreaukratie aussetzen, der es so schwer wird, eine selbständige Macht neben sich zu dulden, würde dahin führen, daß der Staat mehr und mehr die Schule an sich risse, würde aus den Regierungen die geistlichen Räthe entfernen, auf deren Vorhandensein die geneigte Gesinnung dieser Behörden für die Kirche zum großen Theile beruht, könnte leicht zur Folge haben, daß man zu Ministern der Geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten weniger wie bisher Männer beriefe, welche ein Herz für die Kirche haben. Das waren ohne Zweifel die Motive, durch welche unser in Gott ruhender König Friedrich Wilhelm IV. bewogen wurde, vorläufig nur die Seele der Kirche vom Staate loszulösen. Was in der Doctrin correct ist, kann in der Praxis oft verderblich

werden, und die Kirche darf sich nicht durch ein unruhiges Streben nach Autonomie verleiten lassen, Einrichtungen zu verderben, in denen ein Segen ist, sie wird vielmehr in dieser Beziehung sich Gottes Leiten zu übergeben und sorgsam auf die Winke zu achten haben, die Er ihr durch die Zeitverhältnisse gibt.

Aber das ist gar nicht der Punkt, auf den es der Antrag abgesehen hat. Er läugnet, daß die Kirche auch in Bezug auf ihre inneren Angelegenheiten bis jetzt selbständig ist. Er macht einen Strich durch das ganze bestehende Kirchenregiment, ihm beruht das Recht, welches bisher der evangelische Landesherr in der Kirche als vorzüglichstes Glied derselben gehabt hat, und ebenso das Recht des Oberkirchenrathes, der Generalsuperintendenten und der Consistorien, aus deren Händen alle Pastoren ihren Beruf empfangen haben, auf Usurpation; die Kirche gelangt ihm nur dann zur Selbständigkeit, wenn sich die Massen durch Wahlen von unten auf ihre Organe geschaffen haben. Die Fluten dieser Massen über die Kirche herbeizuführen und durch sie das Bekentnis wegzuschwemmen, die Behörden zu beseitigen, welche, wenn auch in Schwachheit, dies Bekentnis aufrecht erhalten, das stelt sich als das Motiv dieses Antrages dar. Er will der Kirche also zur Selbständigkeit verhelfen, daß er diese Selbständigkeit zerstört. Denn die wahre Selbständigkeit der Kirche besteht in der Treue gegen ihr Bekentnis. So lange diese besteht, ist sie auch in Ketten frei.

Man sieht gar keinen Grund ab, warum nicht die Abg. Krause und Techow und ihre Genossen einen gleichen Antrag auch in Bezug auf die Katholische Kirche gestelt haben. Auch in der Verfassung dieser ist doch, auf das Gelindeste gesagt, Manches, was ihnen misfallen muß, Manches, was wirklich mit der Idee der Kirche in Widerspruch steht, wie z. B. die Verbindung der geistlichen und weltlichen Macht in dem Pabste, die völlige Ausschließung der Laien von dem Regimente. Machen sie in Bezug auf die Evangelische Kirche ihre subjective Ansicht gegen das bestehende Recht geltend, warum nicht auch in Bezug auf die Katholische? Oder ist es etwas anderes als eine rein subjective Ansicht, wenn sie behaupten, daß die Landesherrn unmöglich ferner die Spitze des Kirchenregimentes sein können, ein Recht, das sie nunmehr unter Gottes Leitung und Segen durch drei Jahrhunderte schon besitzen und dessen sie nur durch Lossagung von dem Bekentnis der Kirche verlustig werden konnten, ein Recht, welches durch die Aenderung in der Verfassung des Staates gar nicht getroffen wird, da die Landesherrn es nicht als Landesherrn besitzen, sondern nur weil sie Landesherrn sind, und das sie eben deshalb durch von den staatlichen völlig verschiedne Organe ausüben; wenn sie die Consistorien ohne Weiteres über Bord werfen wollen, die eine lange Geschichte hinter sich haben und keineswegs nur ein übertragenes Recht besitzen, die in den wichtigsten Theilen ihres Amtes selbständig sind, so, daß der Landesherr in ihnen nicht in Person handeln darf; wenn sie mit ihrem ekelen Schwamm auch über das Pastorat fahren und meinen, es habe erst dann einen wahren Rechtsgrund, wenn die Gemeinde es von Neuem setze. Die Kirche ist seit drei Jahrhunderten sich bewußt gewesen selbständig zu sein. Sie wird auch in dem Artikel 15 der Verfassung, die übrigens nicht das mindeste Recht hat darüber zu entscheiden, ob die Kirche selbständig ist oder nicht, als selbständig vorausgesetzt. Denn die Selbständigkeit gehört zum Wesen der Kirche, eine nicht selbständige Kirche wäre gar keine Kirche, die „evangelische Kirche" wird aber als vorhanden vorausgesetzt. Es ist wirklich naiv, daß diese Abgeordneten der Kirche einreden wollen, daß sie nicht selbständig sei, daß sie erst von dem Abgeordnetenhause, mit seinen Fortschrittsmännern, seinen Katholiken, seinen Juden, seinen Freigemeindlern selbständig gemacht werden müsse!

Wie lebhaft muß in den Antragstellern und ihren Freunden der Andrang sein, die bestehende Kirche mit ihrem treuen Bekentnisse zu Christo zu beseitigen! Sonst würden sie so viele Achtung gegen ihre Mutter gehabt haben, daß sie nicht ihre vermeintliche Schande vor dem Abgeordnetenhause offenbar gemacht hätten, nicht zu Richtern in ihrer Sache diejenigen aufgerufen, die grundsätzlich ihre Feinde sein müssen, die von ihrem Wesen und ihrem Rechte nichts verstehen können.

Es läßt sich leider nicht verkennen, daß die Behörden des Staates und der Kirche solcher traurigen Verirrung nicht mit der wünschenswerten Entschiedenheit entgegengetreten sind. Aus dem Ministerium der Geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten sind unter der Verwaltung des Herrn v. Ladenberg in den Jahren 49 (26. Jan.) und 50 (v. 28. Juni) sogar unter Königlicher Sanction Erlasse hervorgegangen, welche die vollkommene Selbständigkeit der Evang. Kirche als eine erst in Zukunft zu lösende Aufgabe hinstellen. Auch der Oberkirchenrath hat in den Motiven zur Gemeindeordnung von 1850 und anderwärts sich so geäußert, als ob die ganze bestehende Kirchenverfassung erst durch die Zustimmung einer zu berufenden Synode als Repräsentation der Kirche legitimirt werde und bis dahin einen provisorischen Charakter trage. Noch am 1. März vor. Jahres sagt die Neue Ev. K. Z. in einem wie es scheint von einem Mitgliede dieser Behörde herrührenden Artikel bei Besprechung des Krause und Techowschen Antrages: „was wird die Kirche selbst dazu sagen. Noch vor wenigen Jahren konnte man auf solche Frage antworten: sie kann als Kirche nichts sagen. — — Jetzt aber haben alle Gemeinden ihre gewählten Kirchenräthe, jetzt kann zwar nicht die Kirche im Ganzen, aber es können ihre einzelnen Gemeinden reden." Sie sagt später und bei einer andern Gelegenheit: „Es ist dringend nöthig, daß die Kirche so schnell wie irgend möglich in den Stand gesetzt werde, sich derartige Uebergriffe politischer Körperschaften nachdrücklichst zu verbitten. — Die Stimme der Generalsynode der evangelischen Kirche Preußens allein wird im Stande sein, sich den Nachdruck zu verschaffen, der ihr gebührt." Das sind sehr bedenkliche Anschauungen und Aeußerungen, welche den Feinden in die Hand arbeiten. Es gibt gegen diese nur eine haltbare Stellung, die

Berufung auf das geschichtliche Recht. Verläßt man diese und sucht eine Berechtigung auf dem eignen Gebiete der Gegner zu gewinnen, so hat man das Spiel verloren. Die Rechte der Gemeindekirchenräthe und der Synoden, sind, wenn wir bei den letzteren von den westlichen Provinzen absehen, für jetzt und ehe sie eine Geschichte hinter sich und dadurch nach und nach ein selbständiges Recht gewonnen haben, rein nur als Ausfluß der Rechte des Kirchenregimentes zu betrachten, welches die Bedingungen ihres Werdens gesetzt hat. Will man auf den modernen Repräsentationsgedanken eingehen und die Kirche von unten auf bauen, so muß man den Volkswillen unbeschränkt zum Ausdrucke kommen lassen, und die Schranken, welche der Oberkirchenrath bei den Wahlen für den Gemeindekirchenrath und für die Synoden gezogen hat, sind dann vom Uebel. In der Sache aber können solche Aeußerungen nichts ändern. Kein Organ der Kirche, auch das höchste nicht, hat die Befugnis, das durch die Geschichte gegebene Recht der Kirche auf ihre Selbständigkeit aufzugeben oder zu alteriren. Sie hat es nicht durch Cabinetsordren und Erlasse der Behörden erhalten und kann es nicht durch sie verlieren. In solchen Dingen wiegen Aeußerungen der Behörden, auch der höchsten, nicht schwerer wie die von Privatleuten.

Eine neue Veranlassung für die Majorität des Abgeordnetenhauses ihren Geist zu offenbaren wurde durch eine Beschwerde des Magistrates und der Stadtverordneten in Posen wegen der dem jüdischen Dr. Introsinsky verweigerten Bestätigung als Lehrer an der städtischen Realschule gegeben. Die Petition kam zuerst am 4. März zur Verhandlung und dann wieder in der zweiten Sitzungsperiode am 13. Aug. Vergebens wurde geltend gemacht, daß die Anstalt nach ihrem Lehrplan, auf den hin die Genehmigung zur Eröffnung nachgesucht wurde, eine christliche sei, der Zweck der Erziehung in ihm in die Zucht und Vermahnung zum Herrn gesetzt werde u. s. w.; daß der Direktor in einem 1855 unter Autorität des Patronats herausgegebenen Programm erklärt habe: „die Realschule in Posen ist eine christliche Simultanschule;" daß an der Anstalt katholischer und evangelischer Religionsunterricht ertheilt werde und ein katholischer und evangelischer Religionslehrer angestelt sei; daß der christliche Charakter der Schule schon die Voraussetzung für sich habe, da christlich-jüdische Simultanschulen bis jetzt ohne Beispiel. Vergebens wurde ferner bemerkt, Art. 112 der Verfassung verordne: „Bis zum Erlasse des im Art. 26 vorgesehenen Gesetzes bewendet es hinsichtlich des Schul- und Unterrichtswesens bei den jetzt geltenden gesetzlichen Bestimmungen," das Gesetz aber vom 23. Juli 47 bestimme: „An Kunst-, Gewerbe-, Handels- und Navigationsschulen können Juden als Lehrer zugelassen werden; außerdem bleibt die Anstellung der Juden auf jüdische Unterrichtsanstalten beschränkt." Vergebens endlich wies der Herr Minister des Unterrichts darauf hin, daß die Schule nicht blos zu unterrichten, sondern auch zu erziehen habe, der Abgeordnete von Mallinkrodt, man entchristliche die Schüler, wenn man der Schule Jüdische Lehrer gebe. Die Versamlung konnte dem Drange nicht widerstehen den jüdischen Lehrer als Keil in die christliche Schule zu treiben um sie zu zersprengen, ihn hinzustellen als lebendes Bild des Indifferentismus, dessen beständiges Anschauen aus den Schülern den christlichen Sauerteig ausfegen sollte. Das Motiv, welches dem Antrage eine so große Majorität verschaffte, hat der Abg. von Mallinkrodt klar und scharf bezeichnet: „Das, warum es sich handelt, ist die Entchristlichung der christlichen Lehranstalten. — Es handelt sich darum, ob die christlichen Eltern nach wie vor das Recht haben sollen, nach althergebrachter Weise ihre Kinder von christlichen Lehrern erziehen und unterrichten zu lassen."

Am 1. Juli kam eine Beschwerde der „Mitglieder des Delitzscher Gemeindekirchenrathes" über „Einführung eines Anhanges zum Gesangbuch ohne Befragung der Gemeinde" zur Verhandlung. Vergebens machte der Abg. von Vincke geltend, daß katholische und jüdische Mitglieder über Fragen des protestantischen Kirchenrechtes nicht urtheilen könnten, daß dem Hause die Kentnis des Materiales nothwendig fehlen müsse, daß das Haus sich der Gefahr der Fruchtlosigkeit seines Beschlusses aussetze, indem der Herr Cultusminister, da er nicht Vorgesetzter des Oberkirchenrathes sei, sich wol genöthigt sehen werde, die Petition einfach zu den Acten zu legen. Vergebens wies der Herr Cultusminister darauf hin, daß im Landrechte die Consistorien ausdrücklich als die Behörden bezeichnet sind, welche die Rechte der geistlichen Oberen üben. Vergebens erklärte selbst der Abg. Twesten: „Wir sind keine Synode, wir sind kein Concil, wir können nicht sprechen über Beseitigung oder Einführung eines Gesangbuches." Man erwiderte, es handle sich nicht um den Inhalt des Gesangbuches, sondern blos um das Recht der Gemeinde vor der Einführung gefragt zu werden, übersah aber, daß eben dies Recht in Frage steht, und daß es einer rein staatlichen Versamlung nicht zustehen kann, über diese rein kirchenrechtliche Frage zu urtheilen, die Haltbarkeit von Argumenten zu prüfen, wie das des Abgeordneten Gräser (eines Geistlichen!), welcher auf die Lokalgemeinde bezog, was in der Concordienformel von der Freiheit der Kirche und der Gemeinde Gottes jedes Ortes (z. B. in Sachsen, Preußen) und jeder Zeit in Abänderung der Ceremonien und Kirchengebräuche geschrieben steht. Man setzte sich darüber hinweg, daß in der Evangelischen Kirche ein solches Recht der Localgemeinde unerhört ist, der letzteren immer nur ein Widerspruchsrecht aus Gründen, aus dem nachgewiesenen Widerspruch gegen das Bekentnis zugestanden hat. Von 270 Stimmenden erklärten sich nicht weniger als 220 für die Petition. Die Motive der Majorität traten in den Reden der Sprecher deutlich genug hervor. Es war auf der einen Seite auf Herabwürdigung des Oberkirchenrathes abgesehen, das trat besonders deutlich in der Rede des Abg. Schulze-Delitzsch hervor. Auf der andern Seite machte sich der Haß gegen das Lied der Kirche und ihr darin ausgedrücktes Bekentnis Luft. Das trat in Aeußerungen hervor wie die: „Durch diese Art Erbauungs-

schriften entfremdet man dem Christentum die Herzen aller derer, die sich mit der Andachtsform des 17. Jahrh. nicht befreunden können" und: „Diese Gesänge, die das ästhetische Gefühl überall verletzen, und durch die Rohheit nicht blos des Ausdruckes, sondern auch des Inhaltes sehr oft auch das sittliche Gefühl, die schaden der Sache, der sie dienen sollen."

In derselben Sitzung wurde über die Petitionen des Oberrabiners Sutro und der jüdischen Gerichtsassessoren um Beseitigung der Anstellungsbeschränkungen jüdischer Aspiranten des Lehr- und des Richteramtes verhandelt. Sie wurden der Regierung „zur Abhülfe" überwiesen. Die Berechtigung der Juden, zum Richterami zugelassen zu werden, hat allerdings in den verhängnisvollen Art. 4 und 12 der Verfassung eine scheinbare Berechtigung, aber einer Versamlung, der es am Herzen gelegen hätte, die Schuld zu mindern, welche Preußen durch diese Paragraphen auf sich geladen, hätte es an einem rechtlichen Anhalt nicht gefehlt. Die öffentlichen Aemter sollen nach §. 4 nur „für alle dazu Befähigten gleich zugänglich" sein. In Bezug auf das Richteramt geht den jüdischen Aspiranten diese Befähigung in doppelter Beziehung ab. Zuerst sie sind unfähig, den christlichen Eid abzunehmen, und wenn man sie trotz dieser Unfähigkeit dazu zuließe, so würde der Eid entheiligt werden und in Folge des auch in den Augen des Volkes seine Bedeutung verlieren. In dem Berichte des Abg. Aßmann wurde bemerkt: „Die Vorschriften über die bei Abnahme von Eiden zu beobachtenden Förmlichkeiten sind klar. Nur ihre Kentnis ist erforderlich, um Jemanden zu ihrer Anwendung zu befähigen." Aber denken wir uns einen Jüdischen Richter mit dem diesem Volke eigentümlichen Lächeln die christliche Eidesform vorsprechend, so haben wir ein öffentliches Aergernis, das kaum seines Gleichen hat und die tief demoralisirende Wirkung kann nicht ausbleiben. Der Bericht meint ferner, wenn das Volk wirklich noch nicht dazu reif sein sollte, den christlichen Eid im Munde eines Juden unanstößig zu finden, so bleibe ja der Ausweg übrig, „im Wege der Gesetzgebung die Eidesnorm des confessionellen Charakters zu entkleiden." Aber das christliche Volk hat ein Recht auf den christlichen Eid und wird in seinem Gewissen gekränkt, wenn ihm dies Recht entzogen wird, wenn man es zwingt, in einem gottesdienstlichen Act einen andern Gott anzurufen, als den in der Kirche offenbar gewordenen, und die demoralisirenden Folgen würden auch hier nicht ausbleiben: der deistische Gott hat keine Macht über die Gemüther. Wie muß das Herz derjenigen beschaffen sein, die darauf dringen können, solche Mittel zu solchem Zwecke zu ergreifen! Der zweite Grund der Unfähigkeit ist der, daß der Jüdische Richter an Sabbaten und Jüdischen Feiertagen keine Arbeiten vornehmen darf. In dieser Beziehung eine Dispensation zu ertheilen, würde nicht blos practisch unausführbar, es würde auch gegen die Verfassung sein. Denn nach §. 14 derselben wird die christliche Religion bei denjenigen Einrichtungen des Staates, welche mit der Religionsübung in Zusammenhang stehen, zu Grunde gelegt. Danach darf nur der christliche Sontag, der christliche Feiertag Berücksichtigung finden. Der Commissionsbericht antwortet, der Jude, der sich um ein Staatsamt bewerbe, habe es mit seinem Gewissen abzumachen, wie er sich mit den Satzungen seiner Religion abfinde, er wisse, daß er sich der auf christliche Vorschriften gegründeten Geschäftseinrichtung fügen müsse, und der Staat nehme seine freiwillig dargebotenen Dienste an. Aber so einfach liegt die Sache nicht. Wer sich in der höchsten Angelegenheit des Lebens gewissenlos zeigt, wer zur Erreichung eines persönlichen Zweckes ohne Bedenken seinem Gott den Gehorsam aufkündigt, von dem darf auch der Staat keine Treue erwarten, der ist vor Gott und allem Volke von vornherein mit einem Makel behaftet, der einem Richter übel ansteht. „Das Gericht ist Gottes", darin liegt, daß Personen die mit solchen Schäden behaftet und durch sie gekennzeichnet sind, nicht zu dem geheiligten Amte eines Richters berufen werden dürfen. Wenn der Bericht geltend macht, der Staat trage kein Bedenken die Bekenner jüdischen Glaubens auch an Sabbaten zum Militärdienst, zur Ausübung der Function eines Geschwornen heran zu ziehen, so wird dabei übersehen, daß der Zwang den Bruch der religiösen Vorschriften rechtfertigt, zum Richteramte aber Niemand gezwungen wird, der Jude also, der sich zu ihm drängt, des freiwilligen Bruches seiner Religion schuldig wird und dadurch sich als einen Mann darstelt, der überhaupt kein Vertrauen verdient.

Am 25. Juli fand die Debatte über die Petition von Mitgliedern der Gemeinde Bast in Pommern um Versetzung ihres angeblich „altlutherischen" und Zutheilung eines „zur unirten Landeskirche gehörenden Predigers" statt. Die Petition zeigte schon in ihrer Fassung eine grobe Unkentnis der kirchlichen Verhältnisse. Sie stellte einen Gegensatz von „altlutherisch" und „zur unirten Landeskirche gehörend" auf, nach dem man vermuthen mußte, ihr Pastor stehe nicht unter dem Consistorium in Stettin, sondern unter dem Breslauer Oberkirchencollegium. Es war nicht einmal festgestelt, in welchem numerischen Verhältnis die 124 Unterzeichner zur Gemeinde standen, ob nicht etwa der bei weitem größere Theil der Gemeinde auf Seiten des Pastors stand. Das Haus war ganz auf die einseitige Darstellung der Petenten beschränkt: man konnte es kaum für möglich halten, daß eine Versamlung, in welcher der Richterstand so zahlreich vertreten war, gegen die gemeinsten Rechtsregeln sich unterfangen könne, in dieser Sache ein Urtheil abzugeben; ohne alle Acten Recht zu sprechen, das, sollte man meinen, müsse einem Richter unbedingt unmöglich sein.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 14. Januar. № 4.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Daß das Unglaubliche dennoch geschehen ist, das zeigt, daß hier eine Macht vorhanden sein muß, welche das Herz der Versammelten gleichsam wider ihren Willen mit sich fortriß. Die Commission erklärte, nicht in der Lage zu sein, ohne Einsicht in die Acten des Stettiner Consistoriums über die Begründung der Beschwerde ein Urtheil zu fällen. Gleichwol beschloß sie fast mit Einstimmigkeit, die Petition der Staatsregierung zur Berücksichtigung zu überweisen. Das Haus trat mit großer Mehrheit diesem unglaublichen Antrag bei. Vergebens führte der Minister der geistlichen Angelegenheiten aus, daß nach dem Ressortreglement vom 29. Januar 1850 die Aufsicht und Disciplin über die evangelischen Geistlichen ausschließlich dem Oberkirchenrathe zustehe und dieser meine, daß das Verhältnis zwischen Gemeinde und Pfarrer nicht ein unheilbares sei, sondern sich wieder günstiger gestalten werde. Vergebens protestirten die katholischen Abgeordneten gegen die Beschlußfassung. Vergebens erklärte der Abg. Fubel, obgleich der liberalen Partei angehörend, es gehe nicht nur über seine Begriffe, sondern noch mehr über seine Gefühle, wenn man über einen Geistlichen den Stab breche ohne andere Beweise zu haben, als sie der Commissionsbericht enthalte. Vergebens richtete er an das Gewissen des Hauses die Frage: „Wollen Sie entscheiden, was Union ist, was der Begrif der altlutherischen Lehre ist, wie der Confirmandenunterricht zu ertheilen, wie die Beichte geübt werden soll? Und wenn Sie das wollen, können Sie noch läugnen, daß Sie ein Kirchenconvent sind?“ Was ist es, was so zahlreiche Glieder der Versamlung so weit von der Bahn des Rechtes und der Vernunft abgeführt hat? Ein Motiv liegt in den Worten des Abg. Eberty vor: „Das hohe Haus hat bereits in der Delitzscher Gesangbuchssache sein Verdict gefält, hier liegt ein ganz analoger, nur noch eclatanterer Fall vor.“ In einer Zeit, deren Grundneigung eine demokratische ist, liegt für das „hohe Haus“ die Versuchung vor, Alles an sich zu reißen, mit Nichtachtung der Ordnungen Gottes überall seine „Verdicte“ zu fällen. Ein zweites Motiv enthüllt uns derselbe Abgeordnete: „Ich glaube, daß überall, wo es sich um die Freiheit des Volkes handelt, das Haus dazu berufen ist, für diese Freiheit einzustehen und auch die religiöse Gemeinde wurzelt im Volke.“ Der demokratische, dem vierten Gebote abgewandte Sinn stelt sich, wo auf der einen Seite Pastor, Consistorium und Oberkirchenrath stehen, auf der andern Seite auch nur ein Stück von Gemeinde, überall blindlings auf die Seite der letzteren. Er kann keine Gelegenheit vorübergehen lassen, dem Amte und der über den Gemeinden stehenden Kirche einen Schlag zu ertheilen. Ein drittes Motiv liegt darin, daß die Petenten ihren Pastor als „altlutherisch“ bezeichnet und charakterisirt hatten. „Weg, weg mit dem.“ Der Glaube der Kirche, das weiß die Demokratie gar wol, ist das einzige feste Bollwerk, das ihr entgegensteht, und man darf keine Gelegenheit vorübergehen lassen, es zu schädigen.

Am 26. August kam die Petition der freien Gemeinde in Magdeburg um Ertheilung der Corporationsrechte zur Verhandlung. Die Commission beantragte, von der Staatsregierung eine Gesetzesvorlage zur Ertheilung dieser Rechte zu verlangen, und eine nicht unbedeutende Majorität der Versamlung entschied sich für diesen Antrag. Dem Abg. v. Vincke, welcher auf den Paragraphen des Allg. Landrechtes verwies, der von jeder Religionsgesellschaft fordert, daß sie ihren Mitgliedern „Ehrfurcht gegen die Gottheit“ einflöße, antwortete der Abg. Krause, „der alte hausbackene Begriff des Landrechtes“: die rechte Ehrfurcht gegen die Gottheit „komme nicht mehr in Betracht“, was er nachher in seinem Blatte dahin ausführte, zwischen jenen Tagen und unserer Gegenwart liege eine großartige philosophische Entwickelung, welche unter Andern das Resultat geliefert habe, daß nicht nur die Mehrzahl unserer großen Denker, sondern auch die ganze eine Hälfte der Gebildeten es für unzulässig halte, den Begrif der Persönlichkeit auf die Gottheit zu übertragen, und daß eine nicht minder verbreitete, damit zusammenhängende Anschauung von einem jenseitigen Leben und persönlicher Fortdauer nichts wissen wolle. Dabei wurde nur das Eine übersehen, daß „unsere großen Denker“, die in diesem Punkte wahrlich nicht groß, sondern sehr klein sind, die aber nach andern Seiten hin dem wahren Glauben in die Hand gearbeitet haben, und die sicher mit Verachtung auf die freie Religionsgesellschaft in Magdeburg herabgesehen haben würden — man denke nur an Hegels scharfe Aeußerungen gegen den Rationalismus, der doch noch weit über der Magdeburger freien Gemeinde steht — nicht auf den bei solchen dogmatischen Anschauungen unsinnigen Gedanken gekommen sind, Religionsgesellschaften zu bilden und für dieselben staatliche Privilegien in Anspruch zu nehmen, und daß auch jener „Hälfte der Gebildeten“

dieser Gedanke sehr fern liegt. Der Ausführung des Abg. Reichensperger, die Lehre der freien Gemeinde sei „keine Religion, sondern Pantheismus", der Name ist noch zu gut, wir würden sagen, der platteste Atheismus, entgegnete der Abg. Techow: „Die Religion ist sehr wol vereinbar mit den allerverschiedenartigsten Gottesbegriffen." Die Sympathien der Versamlung für die freie Gemeinde waren zu lebhaft, als daß der Minister der geistlichen Angelegenheiten auf sie hätte einen Eindruck machen können, wenn er darauf hinwies, es handle sich nicht um Ertheilung von Religionsfreiheit, sondern um bestimte Privilegien, welche nur der Staat gewähren kann; die von 6000 Seelen auf 1000 heruntergekommene Gemeinde habe sich noch nicht in Bezug auf ihre Lebensfähigkeit ausgewiesen, sie existire erst seit 1859; in Bezug auf die frühere freie Gemeinde, deren geistige Erbin offenbar die jetzige ist, sei durch rechtskräftige Erkentnisse der Gerichte festgestelt, daß sie nicht blos nebenbei mit politischen Angelegenheiten sich beschäftigt habe, sondern recht eigentlich ein politischer Verein sei. Die Liebe der Majorität der Versamlung zu der freien Gemeinde floß aus demselben Quell, aus dem ihr Haß gegen den Pastor zu Bast, und wo Liebe und Haß ein so tiefes Fundament haben, so naturnothwendig sind, wo man in dem Gegenstande der Liebe das eigne Ich liebt, in dem Gegenstande des Hasses das Gegentheil desselben haßt, da ist mit Gründen nichts gegen sie auszurichten.

Noch an demselben Tage wurde der Sinn der Versamlung an einer andern Petition offenbar. Mehrere Mitglieder der freien Religionsgesellschaft in Magdeburg beantragten, daß dem durch den bekannten Corpsbefehl des Generals v. Schack vom 15. März 1859 herbeigeführten Uebelstande der Absperrung der Soldaten von ihren Erbauungen (!) endlich Abhülfe werde. Der Abg. v. Rhoden gründete auf Auszüge aus den bei der freien Gemeinde in Magdeburg gehaltenen „Religionsvorträgen", Aeußerungen wie die des Predigers Sachse: „Ich kämpfe gegen den Glauben an Gott, Freiheit, Unsterblichkeit ganz principiell", „Ich bin kein Christ, Atheist", den Ausspruch: „Ich spreche dem Herrn General meinen warmen und vollsten Dank aus." Aber er konnte damit bei einer solchen Versamlung keinen Anklang finden. Der Antrag der Commission, die Petition „wiederholt zur Abhülfe zu überweisen" wurde mit „überwiegend großer Majorität" angenommen. Der Abg. Gneist bemerkte ganz trocken, der Corpsbefehl stehe offenbar im Widerspruch mit Art. 12 der Verfassung, als ob die in diesem Falle nicht einmal richtig gedeutete Verfassung ein Moloch wäre, dem das Vaterland seine Kinder opfern müsse, als ob es nicht freistände, sie zu ändern, wenn sie wirklich so Unsinniges enthielte.

In derselben Sitzung wurde beschlossen, über eine von einem Katholiken eingebrachte Petition, „daß die Abhaltung kirchlicher Processionen in der kirchlich vorgeschriebenen Weise einer polizeilichen Genehmigung nicht bedürfe", zur Tagesordnung überzugehen, zum Beweise, daß die Liebe der Versamlung zur Freiheit ihre Gränze findet, sobald sie in den Freiheit Begehrenden nicht Fleisch von ihrem Fleisch erkent, daß, wenn sie für Freiheit zu schwärmen scheint, ein Anderes im Hintergrunde steht, was die eigentlich bestimmende Gewalt ausübt.

In der Sitzung vom 30. September wurde bei Berathung des Etats des Ministeriums des Cultus der Antrag: „das Haus wolle die Erwartung aussprechen, daß die Staatsregierung die Beendigung des Interimisticums, welches durch die Cabinetsordern vom 26. Jan. 1849 und vom 29. Juni 1850 herbeigeführt ist, und welches die Staatscasse mit einer jährlichen Dotation von 20980 Thalern belastet, beschleunigen werde", mit großer Majorität angenommen. Es handelt sich um die Mittel für den Oberkirchenrath. Zwanzigtausend Thaler, das ist in der That eine geringfügige Summe für die oberste evangelische Kirchenbehörde eines Landes wie Preußen. Aber da diese Kirchenbehörde auf dem Grunde des Bekentnisses der Kirche steht, so erscheint auch dieser kleine Betrag doch als eine Belastung der Staatskasse, die baldmöglichst beseitigt werden muß. Jeder unter diesen 20980 Thalern wiegt unter diesen Umständen schwerer als ein Centner. Es fiel der Versamlung gar nicht ein, daß die Frage, ob der Oberkirchenrath ein „Interimisticum" ist oder nicht, gar nicht vor sie gehört, daß sie zu beantworten allein der Kirche zusteht, die an den Staat noch ganz andere Ansprüche zu machen hat, als diese elenden 20980 Thaler, und die für diese Silberlinge nicht ihr Recht auf Selbständigkeit an den Staat oder gar an das „hohe Haus" verkauft hat.

In derselben Sitzung wurde der Antrag der Budgetcommission auf Beseitigung des confessionellen Charakters der höheren Schulen — auch das Judentum gehört in dem Sprachgebrauche des „hohen Hauses" zu den Confessionen — „mit sehr großer Majorität" angenommen. Vergebens wurde darauf hingewiesen, daß die „vorzugsweise aus Finanzmännern bestehende" Budgetcommission nicht geeignet sei zur Vorberathung einer Frage von so ungeheurer Tragweite. Vergebens erklärte selbst der Abg. v. Auerswald: „Wohin soll das führen, wenn wir Anträge von dieser Bedeutung, ohne von ihrer Existenz eine Ahndung gehabt zu haben, ohne daß man sich darauf vorbereiten kann, drei Tage vor der Berathung ins Haus geschickt bekommen." Vergebens bemerkte der Herr Minister der Unterrichtsangelegenheiten, durch die Beschränkung: „soweit nicht die Satzungen specieller Stiftungen entgegenstehen", werde dem Art. 15 der Verfassung nicht genügt, welcher der Kirche den Besitz ihrer Unterrichtsanstalten garantirt. Denn der kirchliche Charakter der Anstalten werde nicht blos durch die Worte der Stiftungsurkunde bedingt, sondern durch eine Summe von historischen Momenten, die seit Entstehung der Anstalt vorliegen. Das war so einleuchtend, daß, sollte man meinen, jeder vernünftige Mensch es anerkennen mußte. Aber der durch die entschiedene Neigung bestimte Wille brachte die Vernunft zum Schweigen. Die Katholischen Abgeordneten, die auch hier wieder allein die Rechte der Kirche vertreten mußten, weil zur Schmach für unser evangelisches Volk die evangelischen Männer,

die früher beredt und mannhaft ihre Sache führten, nicht wieder gewählt worden waren, mußten sich mit dem himmlischen Lohne begnügen, welchen der Heiland denjenigen verheißt, die ihn bekennen vor den Menschen und sich seiner Worte nicht schämen vor einem argen ehebrecherischen Geschlecht: in dem „hohen Hause" blieben die treflichen Zeugnisse des Abg. Dr. Schultz (Borkum), des Abg. Reichensperger (Beckum) und des Abg. Dr. Zehrt ohne Wirkung. Der zuletzt Genannte sprach unter „Heiterkeit" der Versamlung, „zum Zeugnis über sie" die denkwürdigen Worte: „Ich sage, die Maßregel Julians des Abtrünnigen, welche den Christen verbot, Schulen zu errichten, um sie von allem höheren Unterrichte und von aller Wissenschaft auszuschließen, war noch eine gelinde und milde gegen die hier beantragte. Denn im vorliegenden Falle würde man unsere christlichen Eltern gesetzlich zwingen, ihre Kinder in die Staats-Zwangschulen zu schicken, wo ihnen ihr christlicher Glaube genommen werden wird." — Was war es, was die Majorität hier einer tauben Otter gleich machte, welche ihr Ohr verschließt und auf die Stimme der Beschwörer nicht höret? Die Commission gibt als Zweck der Maßregel an, daß durch eine solche Vermischung von Schülern und Lehrern verschiedener Confessionen die Toleranz und die gegenseitige Liebe und Achtung der Angehörigen der verschiedenen Religionsparteien gefördert werden solle. Sie will den Kopf abreißen, damit der sehr gelinde Zahnschmerz aufhöre. Die Schulen sollen Pflanzstätten des Indifferentismus werden, Christus über Bord geworfen, damit Juden und Christen fraternisiren können. Daß mit Ihm, der gesprochen: Ich bin das Licht der Welt, wandelt, dieweil ihr das Licht habt, auf daß euch nicht die Finsternis überfalle, auch aller Segen weggeht, daß Er unter solchen Umständen von Neuem spricht, wie einst zu den Juden: „ich gehe hinweg und ihr werdet mich suchen und an eurer Sünde sterben", daran komt diesen Leuten kein Gedanke. Noch offener hat sich über das treibende Motiv der Abg. v. Sybel ausgesprochen: „Die allgemeinen Sätze, in denen wir einverstanden sind, die Nothwendigkeit des Gottvertrauens und das Bewußtsein der Gottbedürftigkeit, diese Sätze, die einzigen, die für die Schule und für die Jugenderziehung wichtig sind, sie sind auch allen Confessionen gemeinsam, und diejenigen Lehrer werden die beste religiöse Einwirkung auf die Jugend ausüben, welche sich auf diese Anschauungen beschränken." Das „sehr wahr", was auf diese und ähnliche Auslassungen aus der Mitte der Versamlung erscholl, gleicht aufs Har dem: „weg, weg mit dem", das einst die Juden riefen. Dankst du mir also, du thöricht Volk? Hat es Christus, der aller unserer Verhältnisse Grundlage ist, um uns verdient, daß wir ihn also aufgeben gegen das leere Gedankenbild eines namenlosen Gottes? Die „sehr große Majorität", mit welcher der Antrag angenommen wurde, ist ein schlimmer Posten in dem Schuldbuche unserer Nation. Gegen diese Schuld wiegt die Schuld derer leicht, die einst für den Tod Ludwigs XVI. stimten und welche die Rache Gottes so sichtbar verfolgte. Dort war es nur ein König und

Herr, hier ist es der König der Könige und der Herr aller Herren.

Am 2. October stellte bei dem Etat für das Ministerium des Inneren die Budgetcommission den Antrag: „die Staatsregierung aufzufordern, den mit dem Curatorium der Brüderschaft des Rauhen Hauses abgeschlossenen Vertrag wegen der Ausbildung von Gefangenwärtern und Lehrern für die Strafgefangenen nicht wieder zu erneuern" und dieser Antrag wurde mit Majorität angenommen. Das „Interesse der selbständigen Entwickelung unseres Gefangenwesens" (Abg. Virchow) war offenbar nur ein vorgeschobenes. Gegen die Freimaurer und ihre geheimen Obern, welche einen so tiefgehenden Einfluß auf die Staatsverhältnisse ausüben, welche das Gelübde auf sich haben, sich überall einander Vorschub zu leisten, hat noch nie eine Stimme in dem Abgeordnetenhause sich erhoben. Das Rauhe Haus fährt nicht wie der Freimaurerorden über die Höhen der Erde einher, es hat einen ganz stillen und bescheidenen Wirkungskreis, bis jetzt nur in einem einzigen Gefängnisse. Es greift nirgends in die Ordnungen ein, welche der Staat seinen Strafanstalten gegeben hat, es stelt seine Brüder einfach unter dieselben. Das Verhältnis zu dem Mutterhause ist ein rein geistliches Band, welches dem Einzelnen die opferwillige Freudigkeit erleichtert, die in einem so schweren Berufe so leicht zu Grunde geht, ihn durch das Bewußtsein des gliedlichen Zusammenhanges mit einem größeren geisterfüllten Ganzen fortwährend hebt und trägt und gegen die schweren Versuchungen waffnet, welchen so Unzählige unter den gewöhnlichen Gefangenwärtern erlegen sind. Das eigentliche Motiv hat der Abg. Krause ausgesprochen. Der Standpunkt des Rauhen Hauses — führte dieser aus — sei ein methodistischer, der eine Anzahl von Gläubigen und Bekehrten der großen Masse gegenüberstelle und den Bekehrten die Pflicht auferlege, unabläßig auf die Bekehrung der andern hinzuarbeiten. „Nun, meine Herren, sprach er, wenn man in freier frischer Luft sich bewegt, so kann man sich gegen diese methodistische Zudringlichkeit wehren; da geht man ihnen einfach aus dem Wege, und wenn sie einem auf die Stube kommen, dann schmeißt man sie zur Thür hinaus. (Heiterkeit.) Aber in einem Krankenhause, wo der Mensch auf dem Sterbebette liegt, da kann er sich nicht wehren, wenn ihm solche Zumuthungen kommen, und in einem Gefangenhause, da ist es grade ebenso." Zu Grunde liegt dieser Auslassung der völlige Unglaube an die Kraft Christi, die Sünder selig zu machen und sie zur Wiedergeburt und zu einem neuen Leben in Gerechtigkeit zu führen. Wo diese Kraft irgend erkannt wird, da wird der Gedanke an eine mögliche zudringliche Belästigung, für die in dem vorliegenden Falle auch nicht einmal scheinbare Thatsachen angeführt werden konnten, gar nicht aufkommen können. Wo Himmel und Hölle und das: „es ist in keinem Andern Heil" geglaubt wird, da wird die Gewährung christlichen Zuspruches als die Hauptwolthat erscheinen, durch welche sich die Liebe zu den Gefangenen zu bethätigen hat. Wir sehen hier, daß die Majorität des Abgeordnetenhauses der Kirche noch

weit mehr entfremdet ist, als die verknöchertste Büreaukratie. Auch in der Zeit, als gläubige Geistliche auf allen andern Gebieten noch übel angesehen waren, berief man sie recht geflissentlich an die Strafanstalten, in der Ueberzeugung, daß auf Verbrecher nur sie eine durchgreifende Einwirkung ausüben können. Das von dem Abg. Krause geltend gemachte Motiv führt aber über die Gefangenhäuser hinaus. Von dieser Anschauung aus muß man auch den Pastoren den Krankenbesuch verbieten und überhaupt jede Berührung mit solchen, die nicht die physische Kraft oder die geistige Energie haben, sie „zur Thür hinauszuschmeißen", die Confirmanden gegen ihre „methodistische Zudringlichkeit" schützen, ja man wird es zuletzt den Vätern verbieten müssen, daß sie ihre Kinder mit Zucht und Vermahnung zum Herrn aufziehen.

Am 4. October wurde über eine Petition der Gemeinde Oberholzklau im Kr. Siegen verhandelt, welche auf Grund eines Paragraphen der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung in Verbindung mit Art. 18 der Verfassungsurkunde das Recht in Anspruch nimt, ihren Geistlichen selbst zu wählen. Vergeblich führte der Abg. Reichensperger aus, diese Angelegenheit sei „wesentlich ein Internum der evangelischen Kirche." Vergeblich erklärte der Minister der geistlichen Angelegenheiten, die authentische Auslegung der Kirchenordnung gehöre nicht zu den Aufgaben des Abgeordnetenhauses, der Art. der Verfassung aber leide auf die Verhältnisse im Siegenschen keine Anwendung, da das Königliche Patronat dort ein seinem Ursprunge nach bischöfliches sei, also ein solches, das nicht dem Könige als Oberhaupt des Staates angehöre, sondern in seiner Stellung zur evangelischen Kirche, und somit unter den „besondern Rechtstiteln" begriffen sei, die in Art. 18 der Verfassung erwähnt werden. Der Abg. Richter (ein Geistlicher!) fragte dagegen: „Wo in aller Welt findet sich in der Verfassung irgend etwas davon, daß der Landesherr noch das jus episcopale habe", als ob die Verfassung des Staates das Recht habe, über die Verfassung der Kirche zu bestimmen. Auch hier überwog der Trieb dem bestehenden Kirchenregimente eine Niederlage zu bereiten. Auch abgesehen von dem Rechtspunkte, über den nur die Leidenschaft sich hinwegsetzen konnte, hätte die Versamlung mit offenem Sinne und liebender Sorge das Wol der Kirche in den westlichen Provinzen ins Auge gefaßt, so würde sie anders beschlossen haben. Es handelt sich nicht etwa um die Möglichkeit, die Militärgeistlichen zu versorgen, wir würden es nicht grade für einen Schaden achten, wenn diese aufhörte. Es handelt sich darum, daß die Behörden im Stande sind, die großen Uebelstände auszugleichen, welche das in den meisten Gemeinden der westlichen Provinzen bestehende freie Wahlrecht der Gemeinden mit sich führt, das nicht selten grade den tüchtigsten Charakteren, den concentrirtesten Persönlichkeiten den rechten Boden für ihre Thätigkeit entzieht, weil sie der

Popularität entbehren, die bei Bewerbungen auf den ersten Anlauf die Herzen gewint. Wo in einer ganzen Provinz die Gemeinden freies Wahlrecht haben, da bleibt der heilsame Ausweg der Versetzung von Geistlichen verschlossen, die ohne ihre Schuld in ein Misverhältnis zu ihren Gemeinden gerathen sind. Ohne ein gewisses Recht der Stellenbesetzung werden die Behörden auch der vollen Auctorität entbehren, die zur segensreichen Führung ihres Amtes erforderlich ist.

Das Alles in einem Jahre! Hätte man diese ganze Reihe von Thatsachen schon vor sich gehabt, so würde man wol erkannt haben, daß kein Grund vorlag, die vielbesprochene Landtagspredigt zu desavouiren, von einer Zurechtweisung zu reden, noch weniger eine solche auch in der mildesten Form zu ertheilen.

„Wenn nur die Politik nicht wäre", sprach zu dem Herausgeber ein ehrwürdiger Geistlicher der Rheinprovinz in einer Unterhaltung über die dortigen kirchlichen Verhältnisse. Der „Fortschritt" faßt die Leute bei ihrer schwachen Seite, dem Geldbeutel, redet von unerträglichen Lasten, spiegelt ihnen vor, daß er Erleichterung schaffen wolle, seine Candidaten werden gewählt, und wer in solcher Weise dem Fortschritt und dem, der hinter ihm steht, erst den Finger gegeben, bei dem reißt er bald auch die ganze Hand an sich, entfremdet sie der Kirche, entfremdet sie dem Herrn, der sie erkauft hat, und zieht sie in den Strudel seiner Gottlosigkeit herab.

Wo solche Entschiedenheit vorliegt, da muß man entweder gar nicht anbinden oder man muß ihr in der vollen Kraft der Waffenrüstung Gottes entgegentreten. Dieser Anforderung scheint uns der Wahlerlaß des Evangelischen Oberkirchenrathes nicht zu entsprechen. Er sagt, der Evang. O. K. R. dürfe sich nicht verleiten lassen, seiner eigentlichen Aufgaben vergessend, „auf den Boden der Parteikämpfe zu treten, wie sie im staatlichen Leben unvermeidlich sind", rechnet aber unter diese eigentlichen Aufgaben „die Wahrung und Befestigung heilsamer, die Gottseligkeit fördernder Lebensordnungen im evangelischen Volke", zu denen doch ohne Zweifel die volle Auctorität der Obrigkeit gehört, um welche jetzt der Streit sich besonders bewegt, zu geschweigen, daß der „Fortschritt" es jetzt auch gradezu darauf abgesehen hat, die unter den eigentlichen Aufgaben des O. K. R. vornan genannte „Entwickelung der evangelischen Kirche aus der Wurzel des in ihren Bekentnissen gefaßten göttlichen Wortes" gewaltsam zu hemmen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 17. Januar. № 5.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Der Oberkirchenrath erklärt, er vermöge es nicht, die Geistlichen „zur Anwendung der ihnen für die ewigen Angelegenheiten der Gemeindegenossen in die Hände gelegten Amtsgewalt für politische Zwecke zu ermahnen oder auch dieselbe zu gestatten", das hätte doch wol vorsichtigerer Umschränkung bedurft, da der Frevel gegen Röm. 13 doch auch die „ewigen Angelegenheiten der Gemeindegenossen" berührt, und da die bestimte Ermahnung des Apostels: „erinnere sie, daß sie den Fürsten und der Obrigkeit unterthan seien" und die Haustafel in Luthers kleinem Katechismus, die Erörterung über das 4. Gebot in Luthers großem Katechismus die Pastoren schon mit einer directen Instruction versehen hat, mit der die Behörde unmöglich in Widerspruch treten kann. Der Schluß des Erlasses scheint aber mit solchem Eingange nicht recht zu stimmen. Wir können der Protestantischen K. Z. nicht ganz Unrecht geben, wenn sie sagt: „Auch der gegenwärtige Erlaß ist trotz aller Gegenerklärungen eine Einmischung. Was soll denn der Satz bedeuten, daß der Geistliche die Pflicht habe, hinsichtlich der von Gott geordneten Obrigkeit stets das Wort voranzustellen: fürchtet Gott, ehret den König? Ist es etwas anderes, als die blos blassere und verhültere Form für denselben Inhalt, den alle die ministeriellen Wahlerlasse klar und offen in das Volk hinausschleudern?" Wir verkennen nicht, daß der Einmischung des Geistlichen in die politischen Verhältnisse allerdings sehr bestimte Gränzen gesetzt sind. Er soll sich besonders in seinem eigentlich öffentlichen Auftreten immer möglichst auf dem Boden des Wortes Gottes halten, nur sich auf solches einlassen, was er unmittelbar aus ihm beweisen kann, auf die Kanzel wol die Ehesache bringen, nicht aber die Militärorganisation, es ist auch große Vorsicht und Wachsamkeit nothwendig, daß über dieser einzelnen Obliegenheit des Pastorates nicht die anderen, zum Theil wichtigeren hintangesetzt werden, aber wir hätten gewünscht, daß in dem Erlasse des Hochw. Oberkirchenrathes nicht die Warnung wenigstens scheinbar statt gegen eine unrechte Art und Weise der politischen Betheiligung der Geistlichen gegen diese selbst gerichtet wäre.

„So die Posaune einen undeutlichen Ton gibt, wer will sich zum Streite rüsten?" „So ihr nicht eine deutliche Rede gebt, wie kann man wissen, was geredet ist? Ihr werdet in den Wind reden", diese Mahnung des Apostels hat das Breslauer Consistorium in seinem sich durch schlichte Einfachheit und treuherzige Ehrlichkeit auszeichnenden Wahlerlaß treflich zu Herzen genommen. Er schließt mit den Worten: „Wir glauben mit Zuversicht hoffen zu dürfen, daß die Herren Geistlichen, eingedenk der apostolischen Worte Röm. 13, 1, sämtlich bemüht sein werden, ihrerseits mitzuwirken, daß das Resultat der bevorstehenden Landtagswahlen den Intentionen Sr. Majestät des Königs entspreche, und daß unsere theure evangelische Kirche vor der Schmach bewahrt bleibe, auch nur einen ihrer Diener dem strengen Richterspruche Röm. 13, 2: „Wer sich wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebt Gottes Ordnung, die aber widerstreben werden über sich ein Urteil empfangen", verfallen zu sehen." Die Provinz Schlesien hat das große Glück, daß in ihr die Würdenträger der evangelischen und der katholischen Kirche (der letzteren wenigstens so weit, als der Sprengel des Fürstbischofs von Breslau reicht) in der Treue gegen Röm. 13 Hand in Hand gehen, während in andern Theilen Preußens die katholische Kirche mannigfach den Versuchungen unterliegt, welche ihr durch die unbedingte Ueberordnung des vermeintlichen Interesses der Kirche über alle andern Gottesordnungen bereitet werden, und namentlich Oesterreichische Sympathien sich in ihr mannigfach kundgeben, auch der im Interesse der Kirche auszubeutenden Popularität auf dem politischen Gebiete manche Opfer gebracht werden. Wer den Westfälischen Merkur, die Kölner Blätter, das Mainzer Journal zur Hand nimt, wird die Belege hiefür leider in Menge finden. Die eigentlich ultramontane Partei ist auf politischem Gebiete unberechenbar, weil sie so vielfach von Motiven geleitet wird, die außerhalb der Sache liegen.

Aus treuem und warmem Herzen ist auch der vielleicht nur etwas zu rhetorisch gehaltene „Hirtenbrief an sämtliche evangelische Geistliche der Provinz Preußen" von dem Generalsuperintendenten Dr. Moll geflossen, welcher mit den Worten schließt: „Wir sind von Gott zu Wächtern über sein Volk gesetzt; darum sollen wir wachen und nicht schlafen, rufen und nicht schweigen, und da wir den Feind kommen sehen, die Posaune Gottes blasen, auf daß durch das ganze Land halle das klare Apostelwort: fürchtet Gott, ehret den König."

Bei den an S. Majestät den König gerichteten Ergebenheitsadressen, die zu so innigen Berührungen der Majestät mit dem Volke Anlaß gaben, haben sich die Pastoren mit großem

Eifer betheiligt. Der Prediger Schinkel hat in einem Aufsatze der Protest. K. Z.: die politische Krisis und die Ergebenheitsadressen, ihnen diese Betheiligung zum Vorwurfe zu machen gesucht und wir wollen darauf etwas näher eingehen.

Der Aufsatz ist mit viel List geschrieben und der Verfasser vermeidet es sorgfältig, sich ganz zu enthüllen. In einem Passus aber hat er der Vorsicht vergessen und seine demokratischen Neigungen offener kundgegeben. Er lautet: „Zunächst ist allbekannt, wie ungünstig das A. T. in der Person Samuels ursprünglich über das Verlangen des Jüdischen Volkes nach einem Könige urtheilt, wie es dieses Verlangen als eine des Volkes Gottes unwürdige Nachahmung heidnischer Einrichtungen, das Königtum selbst als etwas heidnisches betrachtet. Es ist ferner bekannt, wie wenig im A. T. die durch die Propheten vertretene Gottesstimme dem Grundsatze der Legitimität huldigt, wie sie z. B. den Schwiegersohn Sauls statt des Sohnes zum Nachfolger ernent, wie sie Jehu, den bloßen Feldhauptmann, anstatt des Joram, des Sohnes Ahabs, zum Könige in Israel macht." Wir führen diese Aeußerung nur zur Charakterisirung des Verf. an. Seine biblischen Instanzen haben keine Beweiskraft. Das Königtum erscheint schon in den Verheißungen des 1sten Buches Mose's als ein hoher Segen, den der Herr in Zukunft seinem Volke ertheilen und durch den es die Höhe seiner Bestimmung erreichen wird. Ebenso in der Weissagung Bileams. In dem 5ten Buche Mose's werden die Schranken aufgestellt, welche dem Königtum der Zukunft, dessen Berechtigung anerkannt wird, durch das Vorhandensein des Reiches Gottes unter diesem Volke gestelt werden. Samuels anfängliches Widerstreben ist, wie sich hienach schon von selbst versteht, da es ihm nicht in den Sinn kommen konnte, die Auctorität Mose's zu brechen, nicht gegen das Königtum an sich gerichtet, sondern gegen die Gesinnung, in der es verlangt wurde: man suchte in dem Könige eine Hülfe neben Gott, und man verlangte einen König statt des von Gott bestelten und herlich bestätigten Richters Samuel. Samuel ist nur darauf bedacht, das Volk zur Erkentnis seiner Sünde zu führen und trift Anstalt zur Wahl des Königes, weil an sich betrachtet das Verlangen des Volkes mit dem Willen Gottes übereinstimte. Hätte er nicht die Sache so angesehen, so würde es ihm ein Leichtes gewesen sein, das bußfertige Volk zur Beseitigung des Königes zu vermögen. Ferner, wir haben unter uns keinen Samuel, keinen Elias und Elisa, die mit außerordentlicher Vollmacht eingriffen, nachdem sie sich vorher als Männer Gottes legitimirt hatten. Deshalb muß bei uns, wie auch unter dem A. B., die wenigen Fälle abgerechnet, wo ein solches außerordentliches Eingreifen stattfand, das Recht der Geburt gelten, in ihm Gottes Wille und Einsetzung erkannt werden, unbeschadet des Rechtes Gottes, Könige wie einzusetzen, so auch abzusetzen, „auf daß man erkenne, daß der Höchste Gewalt hat über der Menschen Königreiche und gibt sie wem er will." Wo aber eine solche Catastrophe eintreten soll, da finden sich Buben genug, deren sich Gott als seiner Werkzeuge bedient, um sie dann selbst wieder zu richten. Die Gerechten betheiligen sich nicht an solchem Werke, haben aber offne Augen, das Gericht Gottes zu erkennen, wo es wirklich vorliegt, und unterscheiden sich dadurch von einem falschen Legitimismus, der dafür keinen Sinn hat.

Da hat der Verf. sich verrathen. Gewöhnlich dagegen versetzt er sich in die Anschauungen seiner Gegner und sucht ihnen nachzuweisen, daß sie von ihrem eignen Standpunkte aus Unrecht haben. Er erhebt gegen sie eine dreifache Anklage.

Zuerst wirft er ihnen vor, daß sie eine absolut monarchische Regierungsform für die allein rechtmäßige halten und dem Abgeordnetenhause die Ehre versagen, die ihm nach dem Worte Gottes neben dem Könige und seinen Behörden zukomme, weil auch ihm obrigkeitliche Rechte und Geschäfte, z. B. ein Antheil an der Gesetzgebung, übertragen seien. Die Anklage ist aber eine ganz unbegründete. Die Monarchie war schon unter dem A. B. eine beschränkte, und die Schrift berichtet es mit sichtbarer Misbilligung, daß Rehabeam die begründeten Forderungen der Stände zurückwies. Der Absolutismus wird von Niemand unter uns proclamirt. Obgleich die Demüthigung unter den Herrn aller Herren das wirksamste Gegenmittel gegen allen Despotismus ist, so erkennen wir doch, daß nach der Beschaffenheit der menschlichen Natur auch eine menschliche Schranke heilsam sein kann. In einer Zeit wie die unsere aber droht die Gefahr, daß eine solche menschliche Schranke sich gegen die eigentliche Obrigkeit setzt und ihre Rechte an sich zu reißen sucht, und diese Gefahr muß die Kirche um so schärfer ins Auge fassen, je stärker die Schrift die Pflicht gegen die eigentliche Obrigkeit betont, je entschiedener sie das Wol des Volkes von der Erfüllung dieser Pflicht abhängig macht. Die uns vorgeworfene Abneigung gegen das Abgeordnetenhaus trift nicht die Institution an sich, wir ehren sie wie alle menschlichen Ordnungen, wenn sie sich in ihren Schranken hält, wenn sie eine heilige Scheu hegt, die Hand nach den Rechten der durch die Aussprüche der Heiligen Schrift so wiederholt und nachdrücklich geheiligten Krone auszustrecken, wenn sie des Gebotes der Pietät eingedenk ist, welches schon die zehn Gebote als den Grundpfeiler der Wolfahrt des Staates hinstellen: „auf daß du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr dein Gott gibt."

Die zweite Anklage betrift die Stellung, die wir in der gegenwärtigen Krisis genommen haben. Die Verfassung gebe dem Abgeordnetenhause das Recht, den Staatshaushalt an erster Stelle zu berathen und festzustellen. Es sei also Unrecht, in Bezug auf das Budget Partei für die Krone gegen das Abgeordnetenhaus zu ergreifen. Aber nach der Verfassung soll das Budget zwischen der Krone, dem Abgeordnetenhause und dem Herrenhause vereinbart werden. Wenn solche Vereinbarung nicht zu Stande komt, so hat die Kirche schon deshalb von vornherein eine Neigung, sich auf die Seite der Krone zu stellen, weil ihr die Pietät gegen diese so ausdrücklich und nachdrücklich in dem Worte Gottes vorgeschrieben ist und weil in unserm Vaterlande uns die zartesten und innigsten Bande der Dankbarkeit und Liebe mit unserem Königshause verbinden und nicht

mit dem Abgeordnetenhause. Dazu komt aber in dem vorliegenden Fall, daß die Maßregel, um die es sich handelt, eine offenbar für das Land heilsame, auch von den Gegnern, z. B. in den „Gränzboten", meist an sich als heilsam anerkannte ist, und daß ihre Opposition dem vielfach in ihren Blättern offen ausgesprochenen Zwecke dient, die Krone ihren Zwecken dienstbar zu machen und zur Bestellung eines ihren demokratischen Neigungen angenehmen Ministeriums zu nöthigen. Solchen Absichten zu dienen würde der Kirche gar schlecht anstehen. Sie würde dadurch nicht nur das Recht verletzen, sie würde auch gegen ihr eignes Dasein freveln. Denn die Demokratie geht mit der Feindschaft gegen die Kirche und dem Drange, sie zu Grunde zu richten, Hand in Hand. Der Rath an sie, sich auf Seiten des Abgeordnetenhauses zu stellen, erinnert lebhaft an einen in Japan üblichen Brauch.

Die dritte Anklage ist, daß aus unserer Mitte heraus Aufforderungen an S. Majestät den König zum Gebrauche der Gewalt gegen das Abgeordnetenhaus ergehen, zum Bruche seines Eides auf die Verfassung, womit der Bruch aller der tausend Eide verbunden sei, welche im Lande auf die Verfassung geschworen sind. Selbst die „alte Schlange" muß hier dem Verfasser Dienste leisten, obgleich er doch ohne Zweifel, wie alle Gesinnungsgenossen, im offenen Widerspruche gegen das Wort Gottes das Dasein der alten Schlange läugnet. Wir lehnen den Vorwurf mit Entschiedenheit ab und können ihn nur als eine Verläumdung bezeichnen. Es lassen sich, wenn man einmal in die Casuistik eingehen will, Umstände denken, in denen es nicht blos Recht, in denen es Pflicht sein würde, diesen oder jenen Artikel in der Verfassung einseitig zu ändern, obgleich der Eid auf sie so heilig ist, als alle andern Eide. Aber diese Umstände sind jetzt auch nicht im Entferntesten vorhanden. Vorher müßte klar vor Aller Sehenden Augen daliegen, daß das Vaterland, das nicht um der Verfassung willen da ist, sondern umgekehrt, sonst auf keine andere Weise zu retten sei, jeder Gedanke an ein Herschergelüste müßte ausgeschlossen, es müßte durch unzweifelhafte Thatsachen dargethan sein, daß die Schuld der Demokratie zufiele. Bis dahin, und wir hoffen zu Gott, daß eine solche schwere Heimsuchung unserm Vaterlande erspart werden wird, ist es die Pflicht der Krone, überall die Hand zum Frieden und zur Versöhnung zu bieten, freilich ohne auch nur einen Schritt von dem von Gott angewiesenen Wege abzuweichen.

Wir verlassen nun das staatliche Gebiet und wenden uns dem eigentlich kirchlichen Gebiete zu. Auf Anordnung des Hochw. Oberkirchenraths sind im vorigen Jahre die durch ein Laienelement erweiterten Kreissynoden in den Provinzen Preußen und Posen zusammenberufen worden. Die Resultate sind im Ganzen ziemlich befriedigend gewesen. Wo bekentnistreue und eifrige Geistliche in den Synoden vorhanden waren, und das war doch in der Regel der Fall, da hat meist ihr Wort eine gute Statt gefunden. Es ist Pflicht, mit allem Eifer sich an dieser Sache zu betheiligen. Worauf dabei besonders das Absehen zu richten ist, zeigen die am Schlusse des vorigen Jahrganges mitgetheilten Verhandlungen der Synode zu Samter, die als mustergültig betrachtet werden können. Vor übertriebenen Erwartungen wird man sich freilich zu hüten haben, wenn man sich bittere Täuschungen ersparen will. Der eigentliche Schwerpunkt liegt nicht in den Synoden und ihrem vielen Reden, ihrer Neigung zu einer flauen Halbheit, ihrem Zählen von Stimmen, die vielmehr gewogen werden müssen, sondern in der treuen Hingebung der Pastoren und der Mitglieder der kirchlichen Behörden an ihren Beruf. Wie nahe der jungen Institution die Gefahr der Erschlaffung liegt, das zeigt die Erfahrung an den Gemeindekirchenräthen, die so bald nach ihrem Entstehen an den meisten Orten fast wieder entschlafen sind. Der Weckruf, den das Magdeburger Consistorium im vorigen Jahre ergehen ließ, wird wol nur geringe Wirkung haben. Was künstlich ins Dasein gerufen ist, läßt sich durch alle Mittel nicht wach erhalten. Es hat eine unüberwindliche Neigung in seinen Urgrund, das Nichtsein, zurückzusinken. Wie wenig naturwüchsig die Gemeindekirchenräthe sind, das hat sich zuletzt noch in Breslau gezeigt, wo von den geladenen Urwählern etwa der hundertste erschien. Von den Synoden gilt ziemlich dasselbe. Nicht nur in vielen Laienmitgliedern wird der rechte Trieb fehlen. Auch ein großer Theil der Pastoren ist noch gar nicht fähig, als lebendige Steine in den Bau der Verfassung eingefügt zu werden. Wäre es anders, so würden die bisherigen Synoden nicht zum großen Theil ein so klägliches Resultat geliefert haben. Auch was Anfangs einen guten Schein gibt, sinkt, wo die rechte Lebenskraft fehlt, halt- und kraftlos wieder zusammen, sobald der Reiz der Neuheit vorüber ist. Neben der Gefahr der Erschlaffung besteht die andere, daß die Synoden eine Beute der Agitation werden, wenn einmal, wie jetzt in Hannover, ein Sturm des Zeitgeistes über das Land geht. Das Vorspiel haben hier schon einige Synoden in der Provinz Preußen dargeboten, und verdächtig muß auch die unverkennbare Freude sein, mit der von andern Orten, z. B. aus der Stadt Posen, berichtet wurde, daß Alles glücklich abgelaufen sei. Diese Gefahren müssen besonders stark eintreten, wenn die höheren Stufen ausgebildet werden. So eben schreibt man uns aus Rheinbaiern: „Die außerordentliche Generalsynode steht vor der Thür, um uns eine ochlokratische Wahlordnung aufzuhalsen und dann auf legalem Wege das Lichtfreundtum an die Stelle des evangelischen Glaubens zu setzen. Der Sieg des protestantischen Vereins ist so ziemlich gewiß, da unter den Pfarrern und Decanen so viele Windfahnen sich finden, wie man es vor zwei Jahren noch nicht für möglich gehalten. Der Herzen Gedanken werden wieder recht offenbar." Diese Gefahren sind groß, aber wir haben sie glücklicherweise nicht zu verantworten, unsere Pflicht ist es, Zeugnis abzulegen und das Weitere dem Herrn der Kirche zu befehlen.

Die Angelegenheit des Past. Hofmeier in Straupitz ist nun durch seine definitive Absetzung erledigt. Er wird in den nächsten Tagen vor seiner trauernden Gemeinde den Hirtenstab

niederlegen müssen, den er mit so edlen Gaben, so vieler Treue und so reichem Segen geführt hat. Wir zweifeln nicht, daß der Behörde dieser Schritt schwer geworden ist, daß sie ihn nicht gethan haben würde, wenn Past. Hofmeier sich hätte entschließen können, eine Erklärung abzugeben, die auch mit einem engen Gewissen wol vereinbar gewesen wäre und durch die er seine Ueberzeugung nicht verläugnet hätte. Dennoch aber hätten wir gewünscht, daß die Behörde großherzig genug gewesen wäre, Nachsicht zu üben. Das lag um so näher, da es sich eigentlich nur um eine theoretische Ansicht handelt, die doch gewiß leichter wiegt als die Irrlehren so mancher Prediger, die träge Gleichgültigkeit noch viel mehrerer, die ruhig in ihren Aemtern belassen werden. Die Einführung des Gemeindekirchenrathes wird durch den Widerspruch der Gemeinde doch unmöglich gemacht, und daß dieser Widerspruch nicht durch eine Agitation des Pastors hervorgerufen wurde, ist durch eine amtliche Untersuchung festgestelt worden. Wir wünschen und hoffen, daß dem schwergeprüften Manne recht bald ein neuer Wirkungskreis sich öffnen wird. Man darf nicht fürchten, daß er in demselben von Neuem anstoßen werde. Sein Conflict mit den Behörden wurde nur durch die Unionsverhältnisse herbeigeführt, mit denen speciel wir heimgesucht sind. Im Uebrigen stand er zu seinen Vorgesetzten und zu seinen Umgebungen in dem besten Verhältnis und er wurde in seltnem Maße geliebt und geachtet.

Die Provinzialsynoden von Westfalen und Rheinland sind in den Monaten August und September in Soest und in Neuwied versammelt gewesen. Das Resultat erscheint uns als ein ziemlich ärmliches. Eine Versamlung, die ihrem Kerne nach aus Pastoren besteht, sollte doch, wie schon dieser Name zeigt, billig vorzugsweise sich mit solchem beschäftigen, was sich unmittelbar auf das Seelenheil ihrer Gemeinden bezieht, zumal in einer Zeit wie die unsrige, wo die „gräulichen Wölfe" von allen Seiten in die Gemeinden einbrechen. Ein Zeitraum von drei Jahren hätte da den reichsten Stoff liefern müssen. Von solchen Dingen ist aber fast gar nicht die Rede gewesen. Auch die allgemeinen Angelegenheiten der Kirche und des Staates, die jetzt einen großartigen Kampf gegen die Mächte des Abgrundes zu bestehen haben, fanden nur wenig Theilnahme. Die Westfälische Synode sprach fast einmüthig die Hofnung aus, daß es in Preußen niemals möglich sein werde, daß ein jüdischer Richter von einem Christen einen Eid erhebe, sie erklärte sich auch gegen die Scheidung von Schule und Kirche, der Antrag mehrerer Kreissynoden aber in Bezug auf die drohende Entchristlichung des Staates eine Adresse an S. Majestät den König zu richten, wurde abgelehnt, mit der ziemlich kahlen Entschuldigung, es sei nicht zu erwarten, daß S. Majestät es geschehen lassen werde, daß dem Staate die christliche Grundlage genommen werde.

Alles Interesse concentrirte sich jetzt, grade so wie im J. 1848, auf die Verfassungsangelegenheit, namentlich auf die Gewinnung größerer Rechte für die Synode. Es ist schon das bedenklich, daß das Drängen nach dieser Seite hin gewöhnlich mit den Hebungen des demokratischen Geistes im Staate zusammenfält. Man sollte doch auch den Schein vermeiden, daß man darauf aus sei, bei einer allgemeinen Rappuse, bei der das Untere die Rechte des Oberen an sich zu reißen sucht, auch sein Theil abzubekommen. Wollte die Synode überhaupt nach dieser Seite vorgehen, so hätte sie grade die Jahre benutzen müssen, in denen im Staate Ruhe war. Da hat sie sich aber ganz stille verhalten. Es steht einer geistlichen Versamlung nicht wol an, sich so zum Spiele des Windes zu machen.

In Bezug auf die östlichen Provinzen dringen die Provinzialsynoden darauf, daß Alles nach der Schablone der Rheinisch-Westfälischen Verfassung eingerichtet werde. Ihr: „es haben die Gemeinden der östlichen Provinzen sich in Presbyterien, Kreis- und Landessynoden zu gliedern", „es muß von sämtlichen Provinzialsynoden eine Generalsynode erwählt werden", klingt seltsam seitdem unwidersprochen und unwidersprechlich, zuerst von Theologen der Presbyterialkirche selbst, nachgewiesen worden, daß die biblischen Beweise für diese Verfassung unhaltbar sind, daß sie gar keinen Schriftgrund für sich hat. Blos individuelle Ansichten, eine bloße Liebhaberei, als ein muß aufdringen zu wollen, hat immer entweder als Anmaßung gegolten oder als Beschränktheit.

Die Synode ist so in ihre heimische Verfassung verliebt, so eifrig darauf bedacht, uns mit ihr zu beglücken, daß sie selbst das Abgeordnetenhaus diesem Zwecke dienstbar machen möchte. Sie spricht ihm zwar das Recht der Einmischung in die Modalitäten der Ausführung des Art. 15 der Verfassung ab, behauptet aber, es habe das Recht, auf Ausführung dieses Artikels zu dringen. In ihrem Eifer übersieht sie, daß sie der „politischen Landesvertretung" die eben verschlossene Thür wieder öffnet. Jenes angebliche Recht des Abgeordnetenhauses setzt voraus, daß es die Kirche nicht als eine gegebene hinzunehmen, daß es über die Bedingungen ihrer Selbständigkeit zu urtheilen hat, und ist dies, so fallen auch die neuen Versuche zur Herstellung ihrer Selbständigkeit unter seine Cognition, es kann sie mit demselben Rechte verwerfen, mit dem es jetzt die Bedingungen der Selbständigkeit für nicht vorhanden erklärt. Das ist klar wie der Tag und nur die leidenschaftliche Neigung konnte es übersehen.

In Bezug auf Rheinland und Westfalen gehen die Synoden zwar scheinbar weit ab von dem Wege, welcher in der Schrift: die Verfassungsfrage der evangelischen Kirche, Elberf. 1862, als „der einfachste und kürzeste" empfohlen worden ist: „Die Provinzialsynode erklärt sich für autonom und in ihrem Bereiche für selbständig, sie faßt ihre Beschlüsse, verkündigt sie in den Gemeinden und führt sie aus, ohne sie der Genehmigung des Oberkirchenrathes weiter zu unter-

breiten“ *), aber in Wahrheit haben sie nur abgestumpft, was dort in schroffer Consequenz vorliegt. Ihre Beschlüsse zielen dahin ab, die Provinzialsynode aus einem vorzugsweise berathenden Organe zu einem gesetzgebenden zu erheben, und das Consistorium in eine bloße Executivbehörde der Synode zu verwandeln.

Was das Erstere betrift, so muß selbst der Verfasser der eben angeführten extremen Schrift zugestehen: „Durchgehen wir die lange Reihe der seit 1835 nicht genehmigten Synodalbeschlüsse, so finden wir darunter nicht wenige, bei denen man sich freuen muß, daß sie nicht genehmigt wurden.“ Die von so zufälligen Umständen abhängige Majorität einer bei den meisten Materien schlecht vorbereiteten, wenig eingeübten Versamlung, in der nicht selten grade diejenigen das große Wort führen, die in ihren eignen Gemeinden wirkungslos dastehen, einer Versamlung, die von den Zeiteinflüssen so abhängig ist, von der so nothwendigen Controlle befreien, heißt die Kirche nicht bauen, sondern an ihrer Zerstörung arbeiten.

Was das Zweite betrift, so hat schon Prof. Lange darauf hingewiesen, daß durch die Consistorien „einem Zustande unläugbarer Verrottung“ in den kirchlichen Verhältnissen von Rheinland und Westfalen ein Ende gemacht worden ist. Die Auctorität dieser Behörden brechen, würde heißen, der Kirche eine Wunde schlagen, die durch alle Synoden nicht geheilt werden könnte. Es würde schon von großem Uebel sein, wenn bei der Besetzung dieser Behörden und namentlich der Generalsuperintendenturen den Synoden eine irgend entscheidende Stimme beigelegt würde. Die Majorität liebt in der Regel die Mediocrität, weil sie das Ihre lieb hat. Die Zeit aber verlangt für die Behörden Männer von Charakter, Eminenzen, eines Hauptes länger als das übrige Volk.

Wie krankhaft die an sich lobenswerte Liebe für die angestamte Verfassung, die nur nicht soweit getrieben werden darf, daß man aus ihr einen Götzen macht, in den westlichen Provinzen übertrieben wird, wie sie allen anderen Interessen gefährlich wird, das zeigt schon der Protest, welchen die Rheinische Synode gegen die Fortdauer der Generalkirchenvisitationen erhoben hat, ebenso ihr Dringen auf rücksichtslose Durchführung des Principes der freien Pfarrwahlen, wodurch auch die Westfälische Synode sich einschüchtern ließ, nachdem ihre Commission in dieser Angelegenheit eine besonnene Erklärung abgegeben hatte.

Zu solchen Verhandlungen paßt die Feier des heiligen Abendmals so wenig, wie ein stolzes Portal zu einer Hütte. Dies Bedenken scheint uns noch schwerer zu wiegen, als das confessionelle. Auch das: „komm, Heiliger Geist“, welches bei allen Synoden den Grundton bilden soll, würde hier wenig passen.

Das Hochw. Consistorium der Provinz Schlesien hatte im J. 1861 für die Conventsberathungen die Frage aufgestellt: was haben wir auf Grund der Heiligen Schrift und des darauf ruhenden Bekentnisses der evangelischen Kirche von den Gebeten für die Verstorbenen zu halten? Der Schlußbescheid auf die eingegangenen Arbeiten ist unter dem Titel veröffentlicht worden: „Das Gebet für die Verstorbenen, amtliche Erklärung des Consistorii der evangelischen Kirchenprovinz Schlesien“, Breslau 1862.

Es läßt sich wol zweifeln, ob das Thema für die Berathungen und für die „amtliche Erklärung“ ein ganz glücklich gewähltes war. Eine kirchliche Behörde sollte, so scheint es, sich amtlich nur auf solche Fragen einlassen, bei denen sie einen ganz sicheren Boden unter den Füßen hat. Einen solchen kann in der evangelischen Kirche einzig und allein die Heilige Schrift gewähren. Wie aber da die Sache in Bezug auf diese Frage steht, das zeigen recht deutlich die Worte von Chemnitz in seinem unsterblichen examen concilii Tridentini, dessen neue durch Lic. Preuß mit rühmlicher Sorgfalt veranstaltete Ausgabe im vorigen Jahre zu Ende geführt ist: „In der ganzen Heiligen Schrift, nicht der apostolischen allein, sondern auch der prophetischen des A. und N. T. liegt kein Buchstabe vor, keine Sylbe, kein Ausspruch, kein Gebet, welches entweder eine Lehre oder ein Gebot oder ein Beispiel von dem Gebete für die Todten enthielte.“ Das Thema stelt sich hienach für eine amtliche Verhandlung als ein schlüpfriges dar, und Themata der Art zu wählen liegt um so weniger Veranlassung vor, da eine Fülle von Aufgaben gegeben ist, die einen sicheren Schriftgrund darbieten und die in einer viel engeren und durchgreifenderen Beziehung zu dem Leben der Kirche und zu dem geistlichen Hirtenamte stehen. Wir erinnern z. B. an dasjenige, was Döllinger über den gegenwärtigen Stand der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben in der evangelischen Kirche gesagt hat. Wie fruchtbar würde es sein, einmal auf einem beschränkten Gebiete zu untersuchen, wieviel Wahres an seiner Behauptung sei, daß die evangelische Kirche von diesem ihrem Lebensgrunde abgefallen sei, daß sie den Artikel verläugne von dem Luther in den Schmalkaldischen Artikeln sagt: „Von diesem Artikel kann man nichts nachgeben, es falle Himmel und Erde oder was nicht bleiben will. Und auf diesem Artikel steht Alles,

*) Die Schrift, welche offen zum Aufstande gegen die kirchlichen Behörden auffordert, ist von einem Geistlichen verfaßt. Es ist klar, daß seine Verschuldung weit größer ist, als die des Past. Hofmeier. Woher komt es, daß man nicht daran denkt, irgend gegen ihn einzuschreiten, während man Past. Hofmeier absetzt? Mit dem Strome der Zeit und gegen den Strom, das sollte doch keinen Unterschied bilden.

was wir wider den Papst, Teufel und alle Welt lehren und leben. Darum müssen wir des gar gewiß sein und nicht zweifeln, sonst ist es alles verloren, und behält Papst und Teufel und alles wider uns den Sieg und Recht." Wie förderlich wäre es, wenn an diesem Artikel einmal die Herzen aller Geistlichen einer Kirchenprovinz offenbar würden, wenn die Posaune einer Kirchenbehörde einmal in Bezug auf ihn einen recht deutlichen Ton gäbe, wenn sie strafend und mahnend gegen diejenigen aufträte, die ihn in sein grades Gegentheil verkehren, die an die Stelle des Glaubens, der Christum ergreift, falschmünzerisch den gegenstandlosen „Glauben" einer höheren Lebensrichtung setzen und den Menschen sich selbst durch seine Begeisterung rechtfertigen lassen.

Unsere Bedenken bleiben aber nicht blos bei der Frage stehen, sie erstrecken sich auch auf die Antwort.

Die ältere Lutherische Kirche hat in dieser Frage eine wahrhaft musterhafte Besonnenheit bewiesen. Alle Kirchenordnungen wiederholen wie aus einem Munde, was Bugenhagen in der Braunschweigischen Kirchenordnung vom J. 1528 sagt: „Wer bei sich selbst für die Todten bitten will, dem wollen wir es nicht verbieten, er gedenke aber, daß er solches nicht vornehme zu beschirmen, darum, daß es uns von Gott nicht geboten ist. Welches auch die Ursache ist, daß es von Recht in der Kirche offenbarlich nicht geschehen soll, dieweil man da nichts vornehmen soll, wir haben denn offenbaren Befehl von Gott."

Es war weise, daß man das Gebet für die Todten frei ließ. „Es wäre eine viehische Gleichgültigkeit — sagt Chemnitz — wenn man durch den Tod der Seinigen nicht gerührt würde, wenn man ihr Gedächtnis gleich aus dem Gemüthe tilgte." Jedes christliche Gemüth wird fortleben in der innigen Gemeinschaft mit denen, die ihm während ihres Erdenlebens durch die zartesten Bande verbunden waren, und es ist natürlich, daß sich diese Gemeinschaft auch in dem Sinnen des Herzens vor Gott kund gibt. Es kann sich auch in der eigentlichen Fürbitte äußern, wenn wir bedenken, daß das Gebet nicht blos auf solches geht, das auch anders sein könnte, sondern daß es auch häufig nur eine Form der Beistimmung ist zu dem, was, wie wir sicher wissen, ohne dem schon geschieht und vorhanden ist, wie ja selbst das Vaterunser durchweg aus in Bitten umgesetzten Verheißungen besteht. An der Fürbitte des Augustinus für seine Mutter Monica in den Bekentnissen (9, 13) wird kein christliches Gemüth Anstoß nehmen, jeder vielmehr wird sich daran erbauen. Sie lautet: „Obgleich sie so gelebt hat, daß Dein Name verherlicht ward, in ihrem Glauben und in ihren Sitten, so wage ich doch nicht zu sagen, daß kein Wort gegen Dein Gebot aus ihrem Munde gekommen. Und wehe auch einem lobenswerten Leben der Menschen, wenn Du abthuend Deine Barmherzigkeit es prüfest. Weil Du aber die Vergehungen nicht schonungslos heimsucheſt, so hoffen wir mit Zuversicht, daß die Nachsicht bei Dir einigen Raum finden wird. Nun also bitte ich Dich für die Sünden meiner Mutter, erhöre mich durch die Heilkraft Deiner Wunden, welche am Kreuze hing und sitzend zu Deiner Rechten uns bei Dir vertritt. Vergib Herr, ich bitte Dich vergib, gehe nicht mit ihr ins Gericht. Und ich glaube, daß Du schon gethan hast während ich Dich bitte, aber die freiwilligen Opfer meiner Lippen laß Dir genehm sein, Herr." Solche Gebete hindern oder verbieten zu wollen wäre roh und ein Eingriff in die Rechte der Herzen, ein Versuch den Geist zu dämpfen, durch den sie zu solchen Gebeten getrieben werden.

Es war aber eben so weise, daß man das Gebet für die Verstorbenen nicht zur Pflicht machte. Denn es fehlte der sichere Schriftgrund, und das Gebet in der Weise, nach der es allein als zulässig betrachtet werden kann, das Gebet, welches nicht den Beschluß Gottes herbeiführen will, sondern nur der Ausdruck der freudigen Zustimmung zu demselben ist, kann nur als eine einzelne Form der frommen Erinnerung an die Heimgegangenen betrachtet werden, zu der diejenigen nicht genöthigt werden dürfen, die ihr Herz nicht dazu treibt.

Das Consistorium nimt eine andere Stellung ein. Es macht die Gebete für die Heimgegangenen zur Pflicht, es sagt (S. 12): „wir dürfen und sollen der Verstorbenen in unseren Gebeten gedenken", und wenn es auch anderwärts von bloßer „Zulässigkeit" dieser Gebete redet, so zeigt doch die Art und Weise, wie es diese Zulässigkeit begründet, daß dies nur eine mildere Ausdrucksform ist, gewählt um den Widerspruch gegen die altkirchliche Anschauung weniger offen hervortreten zu lassen. Denn diese Begründung führt auf mehr als bloße Zulässigkeit. Sie führt darauf, daß das Gebet für die Verstorbenen heilige Pflicht ist.

Mit dieser Begründung aber entfernt sich das Consistorium noch weiter von dem Wege der älteren Lutherischen Kirche und wie wir meinen, auch der Heiligen Schrift, als dadurch, daß es an die Stelle der Zulässigkeit die Pflicht setzt. Diese Begründung ist in folgenden Stellen enthalten: „Vor Allem werden wir derer gedenken, die gleich uns der irdischen Gemeinde des Herrn angehört, die mit dem Worte Gottes und den Sacramenten im Glauben den Keim des andern Lebens empfangen haben und, weil sie Glauben gehalten bis ans Ende, begnadigt geschieden sind. Auch diese Glieder der jenseitigen Gemeinde haben wir uns, obwol alle selig, doch sehr verschieden geartet zu denken, mehr oder weniger vollendet, je nach dem Grade des Eifers, mit welchem sie der Heiligkeit nachgetrachtet haben. Nun ist aber von dem Wesen des unsterblichen, mit unendlichen Kräften ausgestatteten, zu einem ewig seligen und herlichen Leben und Wirken bestimten Geistes der Gedanke der Entwickelung, des Wachsens und Ausreifens, auch in dem Zustande nach dem Tode bis zur Vollendung aller Dinge durch das Endgericht nach der Auferstehung unabtrennbar." Ferner: „Daß solche Gebete, wenn sie gleich nicht geboten sind, zulässig seien, wird als unzweifelhaft anzu-

erkennen sein, auf Grund der heiligen Schrift. Die obige Darstellung der Verschiedenheit des Zustandes der Abgeschiedenen vom Momente des Todes an bis zur Vollendung aller Dinge im Gericht durch die Wiedergeburt der Welt (Matth. 19, 28) zeugt für die Zulässigkeit unserer Gebete für die Begnadigten, welche zu denken sind in einem Zustande der Entwickelung, und zwar nicht blos des Wachsens, sondern auch der Läuterung, Matth. 12, 32."

Wir haben hier ohne Zweifel eine verfeinerte Gestalt des Fegefeuers vor uns, und wie in der früheren Kirche die Lehre vom Fegefeuer die Verpflichtung zur Fürbitte für die Todten hervorgerufen hat, so würde es auch jetzt wieder gehen, wenn diese Lehre von der Entwickelung und Läuterung Eingang findet. So wie es in diesem Leben Pflicht ist die Seinen auf ihren schweren und versuchungsvollen Entwickelungs- und Läuterungsgängen zu begleiten, so würde dies auch Pflicht sein in Bezug auf die Abgeschiedenen, und zwar doppelte Pflicht, da die Fürbitte die einzige Weise ist, in der wir ihnen beispringen können.

Da muß es nun aber schon sehr auffallen, daß die Heilige Schrift, die Leuchte auf unseren Wegen, uns so gar keine Anweisung gibt zur Uebung dieser sich von der gegebenen Voraussetzung aus als so heilig darstellenden Pflicht. Können wir schon daraus schließen, daß die Sache sich anders verhalten muß, so wird dies zur vollkommenen Klarheit gebracht durch die Wahrnehmung, daß die ganze Doctrin von der Entwickelung und Läuterung, auf welche die Fürbitte für die Heimgegangenen gegründet wird, in der heiligen Schrift nichts für sich, daß sie vielmehr die leuchtendsten Zeugnisse der heiligen Schrift gegen sich hat. Alles, was wir in ihr von dem Zustande der Heimgegangenen lesen, gibt uns die tröstliche Gewißheit, daß sie sich der wahrhaftigen Seligkeit erfreuen, daß mit dem Uebergange in das Jenseits die Qual des Kampfes mit der Unvollkommenheit nicht etwa erst recht anfängt, sondern ein seliges Ende genommen hat. „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein" spricht der Herr zu dem Schächer. Das Paradies würde kein Paradies sein, nicht das wahrhaftige Gegenbild des Vorbildes in der Urzeit, wenn das qualvolle Ringen mit der Sünde auch dort noch fortginge. In der Offenbarung Johannis heißt es: „und ich hörte eine Stimme vom Himmel sagen: selig sind die Todten die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja spricht der Geist (sie sind selig), daß sie ausruhen von ihren Arbeiten, denn ihre Werke folgen mit ihnen." Selig, was heißt das denn anders als: „besser Leben werd ich finden, ohne Tod und ohne Sünden." Wie kann an eine Seligkeit gedacht werden, wenn wir die Last unserer Unvollkommenheiten in das jenseitige Dasein mit hinüberschleppen müssen? Und diese Seligkeit soll eintreten „von nun an", gleich mit dem Momente des Austrittes aus dem diesseitigen Leben. Als eine ihrer Aeußerungsformen wird die bezeichnet, daß die Heimgegangenen „ausruhen von ihren Arbeiten", die wenn das

jenseitige Dasein ein solches „der Entwickelung und Läuterung" ist, dort erst recht ihren Anfang nehmen. Die vom Leibe getrenten, von den so manche Erleichterung und Erquickung mit sich führenden Liebesverhältnissen dieses Lebens abgeschnittenen, vereinsamten Seelen werden dann in ein Kämpfen und Ringen hineingeführt, gegen welches das diesseitige kaum in Betracht kommt. Gar wenig paßt auch zu der Lehre von der Entwickelung und Läuterung die herzerquickende Schilderung des Zustandes der Heimgegangenen, welche wir in C. 7, 9 — 14 und 14, 1 — 5 der Offenbarung lesen. Da erscheinen sie als „angethan mit weißen Kleidern und Palmen in ihren Händen." Da heißt es von ihnen: „diese sind es, die kommen aus der großen Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen und haben ihre Kleider helle gemacht in dem Blute des Lammes. Darum sind sie vor dem Stuhle Gottes und dienen ihm Tag und Nacht in seinem Tempel und der auf dem Stuhle sitzt wird über ihnen wohnen." Das Wort: „Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen" würde keine volle Wahrheit haben, wenn das jenseitige Dasein ein solches der Läuterung ist, die ohne schwere Schmerzen nicht gedacht werden kann. Eben so wird dann auch unbegreiflich, wie die Heimgegangenen das „Lied Mose's des Knechtes Gottes und des Lammes" singen können, Apoc. 15, 3, da dies Lied die absolute Vollendung des Kampfes und des Streites, die unbedingte Gewinnung des Sieges über die feindlichen Mächte bezeichnet, unter denen die Sünde die vornehmste ist. Diese so klaren und tröstlichen Aussprüche der heiligen Schrift, die überall den Kampf in dies Leben verlegt, in jenes Leben die Ertheilung der Krone an die, welche hier recht gekämpft haben, sind tief in das Leben unserer Kirche eingedrungen, namentlich in ihr geistliches Lied. Die ganze Rubrik unserer Gesangbücher „Tod und Sterben" bedürfte der Reform, wenn nun auf einmal das jenseitige Dasein der Gläubigen als ein solches der „Entwickelung und Läuterung gedacht werden" müßte. Auch das Wort des Herrn: „Ich gehe hin euch die Stätte zu bereiten" würde dann viel von seinem hellen Glanze verlieren. In der Hauptsache würde dann die Bereitung der Stätte den Abgeschiedenen selbst zufallen. Sie hätten sich mühsam und schmerzvoll von Stufe zu Stufe selbst emporzuringen.

Wir verkennen nicht, daß die Lehre von der Entwickelung und Läuterung sich auf den ersten Anblick sehr empfiehlt. Ihr Ausgangspunkt sind die mannigfachen Schwächen und Unvollkommenheiten, mit denen auch diejenigen noch behaftet sind, die in dem Herrn sterben, und wodurch sie von dem sofortigen Gelangen zu dem Anschauen Gottes ausgeschlossen zu sein scheinen. Der tiefer Blickende aber erkent, daß eine wirkliche Beseitigung dieser Schwierigkeit durch die Lehre von der Entwickelung und Läuterung nicht gewonnen wird. Bei allem Ringen nach der Heiligung bleibt in diesem Leben, wie jeder aus schmerzlicher Erfahrung erkennen wird, doch immer der auf der Erbsünde beruhende sündige Grund zurück, und den

würde auch in dem jenseitigen Dasein alle „Entwickelung und Läuterung“ nicht fortschaffen können. Muß man aber auch von dieser Anschauung aus zuletzt auf eine göttliche Thätigkeit zurückgehen, welche nachdem die Entwickelung und Läuterung zu einem gewissen Ziele gelangt ist, diesen sündigen Grund beseitigt, so wird man eben so wol diese göttliche Thätigkeit an den Ausgang dieses Lebens versetzen, annehmen können, daß in dem Momente des Abscheidens der gläubigen Seele die schwere Bürde des sündigen Grundes abgenommen wird, die ihr während dieses Lebens auferlegt blieb, um sie in der Demuth zu erhalten und ihren Eifer in der Heiligung zu steigern. Nur bei dieser Annahme wird man im Einklange bleiben mit den bereits besprochenen Aussprüchen der Heiligen Schrift, welche uns verbürgen, daß die wahrhaftige Seligkeit der Gläubigen gleich mit dem Ausgange aus diesem Leben beginnt. Nicht zu übersehen ist aber, daß schon das Ausscheiden der Seele aus dem „Leibe dieses Todes“ Röm. 7, 24 für sie eine bedeutende Klärung und Erleichterung sein muß. „So aber Christus in euch ist — sagt der Apostel in Röm. 8, 10 — so ist der Leib zwar todt um der Sünde willen, der Geist aber ist Leben um der Gerechtigkeit willen.“ Die Sünde ist ursprünglich von der Seele ausgegangen, aber sie hat sich in dem Leibe abgelagert und in ihm wirken die Sünden der Jahrhunderte fort. Wie die Sünde, so nimt auch die Erneuerung in dem Geiste ihren Anfang und es kann Niemand im Glauben stehen ohne daß der Geist lebendig geworden, mit tiefem Abscheu vor der Sünde erfüllt und in unabläßigem Ringen nach der Heiligung begriffen ist. Aber der Leib komt nur langsam nach und der in ihm noch wohnende Tod streitet unaufhörlich gegen das in der Seele wohnende Leben und manchmal zieht sie der Leib in seinen Tod herab. „Der sterbliche Leichnam beschweret die Seele und die irdische Hülle drückt den zerstreuten Sinn“, Weish. 9, 15. Wenn die Seele von diesem läßtigen Gefährten erlöst wird, wenn sie zugleich nicht ferner „inmitten eines Volkes unreiner Lippen wohnt“, sondern sich in der Gemeinschaft derjenigen befindet, welche unabläßig das „heilig heilig heilig“ singen, so muß sie in ein Wesen versetzt werden, welches von dem irdischen weit verschieden ist.

Müssen wir von der „amtlichen Erklärung“ in den Resultaten zum Theil abweichen, so kann uns das nicht hindern in der freudigen Anerkennung des wahrhaft väterlichen Sinnes, welcher in derselben waltet, und was noch mehr ist, des unbedingten Feststehens der Behörde auf dem Grunde der Wahrheit des Wortes Gottes und der Achtung vor dem kirchlichen Bekentnisse, der Freiheit von jedem Anhauch todter und ertödtender Büreaukratie, die sich schon darin zu erkennen gibt, daß sie überhaupt Fragen der Lehre in Anregung bringt und die

Pastoren zu einem Gange durch den hehren Wald der heiligen Schrift einladet. Wo die kirchlichen Oberen eine solche Stellung einnehmen, da wird es leicht, der Ermahnung des Apostels zu folgen: „Wir bitten euch, lieben Brüder, daß ihr erkennet, die an euch arbeiten, und euch vorstehen in dem Herrn und euch vermahnen. Habt sie desto lieber um ihres Werkes willen und seid friedsam mit ihnen.“

Zu den Ereignissen des vergangenen Jahres rechnen wir das Erscheinen des Werkes unseres seligen Freundes Stahl: „Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten. 2. Ausg. Neue erweiterte Umarbeitung“, Erlangen, Bläsing, das in dieser neuen Gestalt zunächst der Kirche Preußens angehört. Große und heilsame Wahrheiten werden in diesem Werke mit der an dem Verf. bekannten seltnen Meisterschaft dargeboten.

Wir rechnen dahin zuerst, daß der Grundsatz von oben in Bezug auf die Kirche mit solcher Entschiedenheit geltend gemacht wird: „Die Kirche entstand als ein Glaubensreich und eine Institution. Sie wurde von Christus selbst und von den Aposteln kraft unmittelbaren Auftrages Christi gegründet. Sie wurde, nachdem sie in Verfall gerathen, durch Männer, die Gott innerlich dazu erweckte, wieder gereinigt. Immer war es eine höhere Sendung, welche die Menge anerkannte. Die Menschen sind weder thatsächlich noch rechtlich eine Macht, welche über der Kirche steht, sondern die Kirche ist die Macht, unter der die Menschen stehen.“ Wer diese Anschauung in Herz und Verstand aufgenommen hat, der wird verstehen, was Jesaias in Bezug auf die Heiden sagt, die sich in die Kirche aufnehmen lassen (45, 14): „sie werden vor dir (der Kirche Gottes auf Erden) niederfallen, zu dir flehen: nur in dir ist Gott und ist kein Gott außerdem“, wird verstehen, daß die Kirche im N. T. das Haus Gottes und sein Tempel genannt wird, daß in der Apokalypse Christus als wandelnd inmitten der die Gemeinden bezeichnenden goldnen Leuchter erscheint, dem wird die Kirche ein noli me tangere werden, er wird von einer zarten Scheu erfüllt werden, sie in irgend einem Punkte und namentlich in ihrer geheiligten Lehre zu verletzen, der wird Freudigkeit bekommen, für sie zu wirken und für sie zu leiden bis zum Martyrium, der wird innerlich durchdrungen werden von dem Worte: „Der Eifer um dein Haus verzehret mich.“

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 21. Januar. № 6.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Ein zweites Verdienst des Stahl'schen Werkes ist, daß es die in unserer Zeit so vielfach verkannte wahre Bedeutung der Unterscheidung zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche von Neuem ins Licht gestelt hat. Im Einklange mit den älteren kirchlichen Dogmatikern führt Stahl aus, daß wir hier nur eine doppelte Betrachtungsweise der Einen untheilbaren Kirche Christi vor uns haben. „Der äußerste Irrtum über dies Verhältnis und der am meisten zur Auflösung des protestantischen Kirchenrechtes beitrug — sagt er —, ist jene Trennung, nach welcher unsichtbare und sichtbare Kirche jede als eine Sache für sich, ohne Zusammenhang mit der andern erscheint. Damit wird das göttliche Wirken im Inneren des Einzelnen beschlossen ohne Wirkung nach außen und für die ganze Gemeinschaft. Dagegen der ganze Bestand der äußern Kirche der Wirkung der Menschen preisgegeben." — „Wahr und evangelisch ist es, daß unser Band zur unsichtbaren Kirche das allein entscheidende vor Gott ist, aber nicht, daß die unsichtbare Kirche die allein von Gott gestiftete, die sichtbare Kirche dagegen eine von gläubigen Menschen gestiftete sei. — Die Kirche ist nach ihrem Begriffe zugleich die Gemeinde der Heiligen und Anstalt des Heiles, ein inneres Glaubensreich und eine zur Wirksamkeit nach außen verordnete Institution. Das ist der Grund der Unterscheidung ihrer unsichtbaren und sichtbaren Seite. Sie ist unsichtbar nach dem verborgenen Leben der Gläubigen in Christo, sie ist sichtbar nach ihrer ganzen äußeren Existenz, Ordnung und Wirksamkeit." Tritt die unsichtbare Kirche in der sichtbaren in die Erscheinung, so werden uns die Mängel der letzteren mit tiefem Schmerz erfüllen und wir werden mit Aufbietung aller Kräfte danach ringen, ihnen abzuhelfen, damit die beiden Seiten in Einklang treten. Dagegen aber ist die Lostrennung der sichtbaren Kirche von der unsichtbaren, die Verwandlung der letzteren in ein bloßes Utopien ein rechtes Polster für die Trägheit, die Gleichgültigkeit, die behagliche Zurückgezogenheit, welche die Dinge gehen läßt, wie sie gehen wollen. Der Pietismus würde unendlich mehr für die unsichtbare Kirche gewirkt haben, wenn er nicht die sichtbare preisgegeben, auf sie mit Verachtung herabgesehen hätte.

Ein Verdienst Stahls ist ferner, daß er den modernen Traum von den Amtsträgern in der Kirche als bloßen „Gesellschaftsbeamten" so entschieden zurückweist, das Amt als eine göttliche Ordnung darstelt. Das ist von hoher practischer Bedeutung. „Alles Bewußtsein von göttlicher Ordnung des Amtes — sagt Stahl — wenn es wahrhaft den Inhaber durchdringt, macht fest in Behauptung seiner Anforderungen entgegen den Meinungen und Neigungen der Menschen, aber macht auch um so gewissenhafter in Erfüllung dieser Anforderungen und um so bescheidener gegen die Gemeinde, deren Schuldner man danach von Gottes wegen ist." Es versteht sich ganz von selbst, daß dem Amte das Wort Gottes zur Seite stehen muß, daß die Amtsfreudigkeit nur da ihre Stelle hat, wo es gilt, dem Worte Gottes Geltung zu verschaffen, aber das bloße Bewußtsein, das Wort Gottes auf seiner Seite zu haben, gibt nicht den unerschütterlichen Muth, dessen der Diener der Kirche für seinen schweren Beruf bedarf, es muß die feste Ueberzeugung hinzukommen, daß er die göttliche Mission hat, dies Wort rücksichtslos geltend zu machen, was ja nicht jedermanns Sache ist. Daß Stahl in dieser Lehre das Wort Gottes auf seiner Seite hat, liegt klar am Tage. Diejenigen, welche das Amt aus der Gemeinde hervorwachsen lassen, haben Thatsachen gegen sich wie die, daß Paulus, „ein Apostel Jesu Christi durch den Willen Gottes", den von ihm ohne Zuthun der Gemeinde zu seinem Gehülfen ernannten Titus bevollmächtigt, ebenfalls ohne Zuthun der Gemeinde, in jeder Stadt seines Sprengels Presbyter, unsern Pastoren entsprechend, einzusetzen, Tit. 1, 5, daß er die Diener der Kirche als „Diener Gottes" und „Haushalter über Gottes Geheimnisse" bezeichnet, Gott als den, der ihnen das Amt der Versöhnung gegeben, daß er sagt: wir fungiren an Christi Statt, daß er zu den Aeltesten von Ephesus spricht: „so habt nun Acht auf euch selbst und auf die ganze Herde, unter welche euch der Heilige Geist zu Bischöfen gesetzt hat, zu weiden die Gemeinde Gottes." In der Apokalypse erscheint das Amt unter dem Symbole der Sterne, die überall die regierende Gewalt bedeuten, und wird dadurch als eine Macht *über* der Gemeinde bezeichnet, die unter einem andern Symbole, dem der Leuchter, sich darstellt. Christus hält dort die Sterne in seiner rechten Hand, zum Beweise, daß Er zu dem Amte in einer directen, nicht durch die Gemeinde vermittelten Beziehung steht. Die Strenge und Hoheit der Anforderungen, welche in der Apokalypse an das in dem Engel der Gemeinde personificirte Amt gestelt werden, hat die Hoheit seiner Würde zur Voraussetzung. Ebenso, daß in der Person des En-

gels durchgängig zur Gemeinde geredet, er unbedingt als ihre Seele angesehen, von seiner Buße und von seiner Treue die ihrige als abhängig betrachtet wird. Petrus schreibt an die Aeltesten in 1 Petr. 5, 2: „weidet die Herde Gottes, welche in euch ist" (Luther nicht ganz genau: „so euch befohlen ist"), und betrachtet also die Pastoren als den Mittelpunkt ihrer Gemeinden, die Seele derselben. Wie mit der Schrift, so steht die Lehre von dem Amte als Erzeugnis der Gemeinde auch mit der Erfahrung in Widerspruch. Der Anfang ist in der Regel, daß Gott treue Arbeiter in seine Ernte sendet, der gewöhnliche Gang nicht der, daß erst die Gemeinde auf eigne Hand gläubig wird und sich dann einen treuen Pastor beruft oder ausbittet, sondern daß der treue Hirt die Herde um sich sammelt. Auch da, wo zunächst die Sache sich anders verhält, wird man doch bei näherer Nachforschung gewöhnlich auf das Amt als den letzten Grund zurückkommen.

Auch darin stimmen wir Stahl bei, daß er Amt und Regiment, die für die Kirche von so hoher Bedeutung sind, mit in ihren Begrif aufnimt. Art. 7 und 8 der Augsburgischen Confession sprechen nicht dagegen, da sie nicht eine vollständige Definition der Kirche geben sollen, sondern nur gewisse Seiten derselben im Gegensatze gegen damals verbreitete Irrtümer hervorheben, und andere Stellen in den Bekentnisschriften, so wie Privatäußerungen Melanchthons, z. B. die: „es ist absurd, die Kirche ohne das Amt zu denken", sprechen dafür.

Ein Verdienst des Werkes ist endlich der Nachweis, daß das geistliche Amt vorzugsweise auch zum Regimente der Kirche berufen ist. „Nur wer öffentlich lehrt, hat die öffentliche Lehre festzusetzen, nur wer Sacramente verwaltet, hat Sacramente zu verweigern, nur wer die Seelsorge übt, kann kirchliche Anordnungen für die der Seelsorge Anvertrauten geben." Das Regiment der Kirche muß ganz von dem pastoralen Geiste erfüllt und durchzogen sein. Wo dieser schwindet, wo das juristische Wesen oder auch die gelehrte Theologie die Oberhand erhält, da tritt sofort eine Entartung ein, und die Folge ist, daß zwischen dem Regimente der Kirche und ihrem Leben eine Kluft entsteht, daß das Regiment das Vertrauen verliert und als eine lästige Bürde empfunden wird, daß die Rede von dem „grünen Tische" aufkomt, daß man möglichst wenig fragt, um nicht durch die Antwort gebunden zu werden, daß der Schwerpunkt der Kirche mehr und mehr in das Pastorat fält.

Das sind die großen Vorzüge des Werkes, das wie wenige andere verdient, Gegenstand des sorgfältigsten Studiums namentlich für die Pastoren zu sein, nicht minder aber auch für alle gebildete Laien, welche das Wol der Kirche auf dem Herzen tragen. In einigen Punkten aber können wir nicht beistimmen.

Es erscheint uns als übertriebene Gewichtlegung auf das Amt und Regiment in der Kirche, wenn der Satz aufgestelt wird: „Selbst wenn das lutherische Bekentnis unvermischt und ungetrübt je für die lutherischen Gemeinden zugestanden ist, hat dennoch die lutherische Kirche zu bestehen aufgehört, so wie nicht

auch ein lutherisches Amt und Regiment besteht, das die Erhaltung derselben zu ihrer Amtspflicht hat. Wo solches aufgegeben ist, wo das Kirchenregiment die Union zur Aufgabe hat, und das Bekentnis nur als Recht und Verlangen der Kirche achtet, ist keine lutherische Kirche mehr." Wort und Sacrament haben eine solche Energie, daß sie die Mängel des Regimentes zu ersetzen vermögen. Das zeigen die Erfahrungen, die wir in Preußen seit mehr als zwei Jahrhunderten gemacht haben. Wer behaupten will, daß bei uns die Lutherische Kirche aufgehört hat, zu dem können wir getrost sprechen: komm und siehe! Das Wesen der Lutherischen Kirche ist unter uns nur nach der einen Seite durch die Union alterirt, auf der anderen Seite ist es grade durch die Union und den erfrischenden Kampf gegen sie zu rechter Entfaltung gelangt und Geist und Leben geworden. Ein Geistlicher, der aus Preußen in ein rein lutherisches Land versetzt wurde, schrieb von dort, er sehne sich von dem verknöcherten Luthertum zu dem lebendigen zurück. Jedenfalls könnte der Satz nur da gelten, wo ein völliges Aufhören des „lutherischen Amtes und Regimentes" eingetreten wäre. Das wird aber nie eintreten können, wo Wort und Sacrament wirklich auf dem Plane ist und bei uns ist es weitaus nicht der Fall. Wir haben lutherische Pastoren und Superintendenten in großer, lutherisch gesinte Mitglieder der Behörden in nicht geringer Zahl.

Auch darin können wir nicht beistimmen, wenn Stahl geneigt ist, das geistliche Amt zum alleinigen Träger des Kirchenregimentes zu machen. Träte diese Theorie in die Wirklichkeit, so würde sofort das pfäffische Wesen wieder aufkommen, was uns in der Katholischen Kirche so widerlich ist. Nach der menschlichen Schwäche ist es heilsam für jede Macht in der Kirche, daß sie auch eine menschliche Schranke hat. Doch das ist noch nicht das Hauptbedenken. Gibt es eine „Gabe der Regierung" und eine „Gabe der Erkentnis", so werden diese Gaben auch in dem Regimente der Kirche eine Vertretung haben müssen. Die Jurisprudenz und die wissenschaftliche Theologie werden von ihm nicht ausgeschlossen werden können, ohne daß die Kirche empfindlichen Nachtheil leidet. Die Betheiligung der Laien am Kirchenregimente ist zudem mit Ursprung und Wesen der evangelischen Kirche so innig verwachsen, daß es völlig vergeblich sein würde, in dieser Beziehung eine Aenderung anzustreben.

Endlich, auch darin können wir unserm seligen Freunde nicht folgen, daß er das bischöfliche Kirchenregiment für das allein dem Wesen der Kirche entsprechende, das normale erklärt. Es fehlt uns dafür jeder Schriftgrund, der doch so nothwendig vorhanden sein müßte. Daß wir kein Gebot in Bezug auf die Verfassung besitzen, zeigt, daß es sich hier mit der Kirche des N. B. anders verhält, wie mit der Gemeinde Gottes unter dem A. T. Der Hegelsche Satz: was wirklich ist, das ist auch vernünftig, hat in Bezug auf die Verfassung der Kirche viele Wahrheit. Im Allgemeinen wird die Verfassung, welche jede Kirche hat, die durch die geschichtlichen Verhältnisse nothwendig bedingte und also die gottgewollte sein. Es gilt mit zarter

Hand zu ändern, was im Verlaufe der Zeit unhaltbar geworden ist, aus andern Verfassungsformen herüberzunehmen, was sich als heilsam erprobt hat und dem Wesen der Kirche nicht widerstreitet. Daß wir in dieser Beziehung besonders auf die durch ihr Alter ehrwürdige und durch die Geschichte so vielfach legitimirte bischöfliche Verfassung gewiesen sind, gestehen wir zu. Es ist die Aufgabe der Zukunft, die Stellung unserer Generalsuperintendenten und unserer Superintendenten zu heben, so daß sie sich als wahre Oberhirten darstellen. Das kann geschehen ohne die uns angestamte Consistorialverfassung zu beseitigen oder irgend wesentlich zu alteriren.

Der Streit unter den separirten Lutheranern in Preußen hat auch in dem verflossenen Jahre fortgedauert. Es sind nun im Ganzen etwa zwölf Geistliche theils ausgetreten, theils von dem Breslauer Oberkirchencollegium ausgeschlossen worden, unter ihnen auch Ehlers und Crome, an denen viel verloren wurde. Past. Haag hat seine Stelle in Pommern verlassen und den Streit nach Baden getragen. Das Beißen und Fressen hat unter dem kleinen Häuflein der separirten Lutheraner dort so überhand genommen, daß Past. Ludwig sich zum Rücktritt in die Landeskirche veranlaßt fand. Eine Conferenz von Pastoren, die im October in Angermünde zusammentrat und die zur Hälfte aus solchen bestand, die ganz sich zu dem Oberkirchencollegium bekennen, zur andern aus solchen, die mehr oder weniger mit ihm in einem gespanten Verhältnisse standen, hat ein erfreuliches Resultat geliefert. Sie hat zwar die Wunde nicht ganz heilen, die Ausgeschiedenen nicht wieder zurückführen können, aber es ist ihr doch gelungen, den weiteren Ausscheidungen ein Ziel zu setzen. Man hat sich in dem sehr vernünftigen Beschlusse geeinigt, daß den Anordnungen des Oberkirchencollegiums Folge zu leisten sei, daß es aber jedem überlassen bleibe, wie er sich die Auctorität desselben zurechtlege, ob er sie aus göttlichem oder menschlichem Rechte ableite. Man muß sich nur wundern, daß das sich nicht von selbst verstand, daß es erst beschlossen werden mußte. Wir wünschen unsern Brüdern Frieden und hoffen, daß diese Vereinigung Frucht tragen wird, daß auch Männer wie Ehlers aus ihrer unhaltbaren Sonderstellung heraustreten werden.

Wenn wir uns selbst richten, so werden wir nicht gerichtet. Die erfreulichste Frucht, welche die schwere Heimsuchung bei unsern getrenten Brüdern getragen hat, ist, daß sie ernstlich angefangen haben, den tiefsten Gründen derselben nachzuforschen. In ergreifender Weise ist dies namentlich in dem von Dr. Besser verfaßten Vorworte des im Auftrage des Oberkirchencollegiums herausgegebenen „Kirchenblattes" von 1862 geschehen. „Geistlicher Hochmuth — heißt es dort u. A. — liebloses Richten, Misachtung und Unfreude angesichts der Gaben und Wirkungen des Geistes Gottes jenseits der Gränzen „unserer lutherischen Kirche", stolzes Selbstspiegeln in der Verfolgungsgeschichte und in den Vorzügen unserer Freikirche, damit und mit der ganzen Sippschaft von Hoffartssünden haben wir Gott erzürnt. — Anstatt des Römischen Werkstolzes ist eine

Art Lehrstolz unter uns im Gange, welcher desto gefährlicher ist, weil er sich in Eifer um die Wahrheit und in standhaftes Bekennertum verstelt. — Wie groß ist der Schade, daß unser viel Lust haben an dem Pfeffer und Salpeter eiliger Streitschriften, aber die Predigt und Gottes Wort schmeckt ihnen ekel. — Wir haben leider mancherlei Götzendinge, zu welchen wir gehen von dem lebendigen Gott und seinem Worte weg. Daher die Langeweile, welche Viele unterm Hören und Lernen des Wortes Gottes befält, und daher die Gier, womit sie jede Neuigkeit von einem Scandal in der Kirche aufgreifen."

Die Schrift von Archidiaconus Dr. Wangemann: „Der Kirchenstreit unter den von der Landeskirche sich getrent haltenden Lutheranern in Preußen", Berlin 1862, hat, wie man das von dem Herrn Verfasser schon gewohnt ist, das Verdienst, das zerstreute Material mit großem Fleiße aufgesammelt und zu einem lesbaren Buche verarbeitet zu haben. Es ist aber unserm geehrten Freunde gleichsam wider Willen begegnet, daß er für Diedrich und seine Genossen Partei nimmt, obgleich er im Eingange gesagt hatte, er stehe „in Ganzen und Großen weit mehr auf der Seite Hnschke's, als der der Neuseparirten." Wie wäre dies auch wol anders möglich? Dem so seltsamen Irrtum der Neuseparirten in Bezug auf das Kirchenregiment wird kein weiter und tiefer blickender Mann Geschmack abgewinnen können. Und in der Art und Weise des Auftretens zeigt sich Diedrich so maßlos und fanatisch, daß er durch seinen Schatten das Licht seiner Gegner nur heben kann. Wo fänden sich wol auf der Breslauer Seite Aeußerungen wie die: „Die Breslauer „Kirche" ist ein anderes Reich als das Christi und ihr Christus ist ein anderer als der der Apostel. Kurz und gut (!), ihr Christentum ist ein anderer Weg als der, den die Apostel und Luther gingen und wiesen, und das kann eine blinde Frau mit einem Krückstock fühlen." Wie ist also Dr. Wangemann zu seinen unverkenbaren Sympathien mit diesen Leuten gelangt? Den Schlüssel gibt er uns selbst, wenn er sagt: „Jetzt hatten die Separirten alles grausige Elend, welches sie 1847 über unsere Gemeinden brachten, ein Elend, welches zu dem Allerschwärzesten gehört, das der Berichterstatter in seinem Leben erfahren hat, und überhaupt ein Seelsorger, der in seinen Gemeindegliedern pflegebefohlene Schafe sieht, erfahren kann, selbst." Wir halten jeden Gedanken an persönliche Rache fern, aber wer auch ganz frei ist von solchen unedlen Empfindungen, dem wird es doch sehr schwer werden, sich zu einer unbefangenen, alle Momente abwiegenden Betrachtung solcher geschichtlichen Erscheinungen zu erheben, mit deren bedenklichsten und traurigsten Seiten er selbst in seinen persönlichen Verhältnissen in unmittelbare Berührung gekommen ist. Evangelische, welche den Verfolgungseifer der Römisch-Katholischen in unmittelbarer Nähe gesehen haben, sind immer geneigt gewesen, in dem Papste den Antichrist, in Rom die Hure und das Weib trunken von dem Blute der Heiligen zu sehen, und es war ihnen nicht zu verdenken, daß sie es thaten. Die Römische Kirche hatte es eben danach gemacht. Bei solcher Stellung nun mußte der Verf.

den jetzigen Streit unter den Separirten vorwiegend unter dem Gesichtspunkte des Gerichtes schauen, und es konnte sich in ihm leicht eine gewisse Zärtlichkeit für Diedrich als das Werkzeug dieses Gerichtes ausbilden. Wir können uns das erklären, wir wollen mit dem Herrn Verf. nicht darüber rechten, wir sind aber auch weit entfernt, uns ihm anzuschließen. Auch wir erkennen in der jetzigen Lage der Dinge bei den Separirten ein Gericht, aber wir meinen, daß es eben deshalb jetzt nicht Zeit sei, mit harten Vorwürfen gegen sie vorzugehen, daß hier vielmehr das Wort Hiobs gilt: „erbarmet euch mein, erbarmet euch mein ihr meine Freunde, denn die Hand des Herrn hat mich getroffen", und das Wort des Heilandes: „Meinet ihr, daß diese Galiläer vor allen Galiläern Sünder gewesen sind, weil sie das erlitten haben?" Wenn Gott richtet, so ist es die Aufgabe der Menschen, abzuwarten, daß sein Gericht Früchte trage, und den von ihm Getroffenen tröstend und helfend beizuspringen, mit dem: Gott sei mir Sünder gnädig, im Herzen.

Wir können auch darin Dr. Wangemann nicht ganz beistimmen, wenn er die Verletzung des Gebotes der Pietät, deren sich früher die Separirten durch die Lossagung von der größeren Kirche schuldig machten, ganz gleichstellt derjenigen, welche die Breslauer jetzt von Diedrich und seinen Genossen erfahren müssen. Dr. Wangemann würde anders urtheilen, wenn er selbst die Zeit schon mit durchlebt hätte, in welche die lutherische Separation fiel. Das damalige Kirchenregiment war, besonders in Schlesien, von solcher Art, daß der Gedanke der Separation gar nahe lag, zumal wenn man beachtet, daß der damals noch junge Glaube noch nicht zu der kirchlichen Umsicht gelangt war, die jetzt zur Ausbildung gelangt und wolfeil zu haben ist. In den Behörden ging von dem Breslauer Consistorium, in dem ein Schulz die Hauptrolle spielte, bis zu der geistlichen Abtheilung des Ministeriums hinauf offner oder leicht verhüllter Rationalismus Hand in Hand mit einem alle Rechte, auch die des Bekentnisses mit Füßen tretenden verfolgungssüchtigen Büreaukratismus, der selbst das Zeugnis des Glaubens in der Presse mit Gewalt niederzuhalten suchte (die Ev. K. Z. hat das reichlich erfahren müssen) und vor der Anwendung von Bajonetten keine Scheu trug. Die persönliche Frömmigkeit des Königes konnte nur selten durch diese dichten Wolken hindurchbrechen. Mit einem solchen Kirchenregiment wird man doch wahrlich das Breslauer Oberkirchencollegium nicht auf eine Stufe stellen können, das in der Hauptsache treu in dem Bekentnisse der Kirche steht, und wenn auch mit einiger Beimischung juristischer Schärfe doch immer in väterlicher Weise in seinem Kirchenkreise gewaltet hat. Merkel und Huschke, Schulz und Nagel welch ein Contrast! Die erste lutherische Separation unterlag einer schweren Versuchung, die zweite wird man kaum von dem Vorwurfe einer muthwilligen Schilderhebung lossprechen können.

Die drei namhaften Schriften über die Kirche und ihre Verfassung, welche die Jahreszahl 1862 tragen, stellen sich, obgleich sie in der Begründung auseinandergehen, doch in dem Hauptpunkte einstimmig auf die Seite der Breslauer. Sie verwerfen die Lehre von der Alleinherschaft des Pastorates und behaupten die Nothwendigkeit des Kirchenregimentes und die Verpflichtung zur Unterordnung unter dasselbe.

Stahl, in dem bereits besprochenen nachgelassenen Werke, bemerkt u. A.: „Die Vollmachten, welche Christus den Aposteln ertheilt hat, sind die Einsetzung eines Kirchenregimentes über die ganze Kirche. Und das Zusammenschließen der Gemeinden von dem sogenannten Concil in Jerusalem an durch alle folgenden Zeiten war eine bewußte Erfüllung der göttlichen Weisung, daß die gesamte Kirche als der Eine Leib des Herrn die Mittel und Einrichtungen haben müsse, ihre innere Einheit auch äußerlich zu bethätigen." Wer solche Anschauungen in sich aufgenommen hat, der wird, wenn er zu den Separirten gehört, nicht daran denken, die Auctorität des in Breslau vorhandenen Mittelpunktes der Einheit zu brechen, ihm wird vielmehr das ein Schmerz sein, daß dem Streben nach Einheit und Gemeinschaft, welcher dem christlichen Glauben als solchem einwohnt, hier so gar enge Schranken gesetzt sind.

Dr. Harnack, die Kirche, ihr Amt und ihr Regiment, Nürnberg 1862, führt aus, daß nur der kranke Glaube sich gleichgültig oder verneinend dem vorliegenden kirchlichen Verbande und der gegebenen kirchlichen Ordnung gegenüber verhalten kann, vorausgesetzt, daß diese dem Evangelium nicht widerspreche.

Dr. v. Harleß, „etliche Gewissensfragen hinsichtlich der Lehre von Kirche, Kirchenamt und Kirchenregiment", Stuttg. 1862, läßt im Unterschiede von Stahl die schon vorhandenen einzelnen Gemeinden Organe der Gesamtleitung schaffen, eine Theorie, die uns nicht auf die Verhältnisse der apostolischen Zeit zu passen scheint, in der das Apostolat und in ihm eine Macht über der gesamten zu bildenden Kirche vorhanden war, ehe die Gemeinden da waren, nicht auf die Verhältnisse der Reformation, bei der die evangelischen Fürsten ihre Stellung in der Kirche nicht etwa durch Uebertragung der Gemeinden erhielten, sondern ganz von selbst und in Folge göttlicher Weisung, welche durch die Lage der Dinge gegeben wurde, zum Lohne ihres Eifers für die Bildung evangelischer Gemeinden, endlich auch nicht auf die Verhältnisse der Breslauer Separirten; denn Huschke, der Mittelpunkt des Oberkirchencollegiums, war vor den Gemeinden da und ohne ihn wäre ihre Bildung kaum zu Stande gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 24. Januar. № 7.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Aber auch Dr. v. Harleß stimt mit Stahl darin überein, daß die Nothwendigkeit des Kirchenregimentes durch das Wesen der Kirche selbst gegeben ist. „Läugne ich, sagt er, die Berechtigung eines solchen kirchenregimentlichen, der Gesamtkirche dienenden obersten Aufsichtsorganes, werfe ich das mit den Befugnissen des einer Ortsgemeinde dienenden Amtes zusammen, so schaffe ich, so viel an Menschen ist, ein zusammenhangsloses, in seinen Theilen völlig von einander independentes Chaos, wirre alle vom Herrn der Kirche zu erwartenden verschiedenen Gaben und Kräfte in einander und sanctionire die alle Ordnung aufhebende Einbildung, als komme es jedem Vorsteher einer Einzelgemeinde zu, von Amtswegen sich ebenso gut als Leiter und Fürsorger der Gesamtkirche anzusehen. Woher aber soll die Leitung und Regierung kommen, wenn Alle Leiter und Regierer sein wollen."

Wie tief muß doch der Hochmuth in der menschlichen Natur gegründet sein! Die wirklich absurde Meinung von der Autonomie des Pastorates, welche die Seele der zweiten Separation unter den Separirten bildet, konnte wol nur aus einem solchen blinden Triebe hervorgehen. Daß dieser auch in solchen noch sich wirksam erweist, die unverkenbar im Glauben stehen, daß ein Diedrich „in seiner völligen Fröhlichkeit guten Muthes weiter stürmt", wie Past. Wangemann von ihm sagt, das ist für Alle eine Mahnung, vor diesem gefährlichen Feinde, der die Kirche schon so oft jämmerlich zerrissen und verwüstet hat, auf der Hut zu sein. Es läßt sich nicht verkennen, daß dieser Trieb auch in den im vorigen Jahre gehaltenen Synoden der westlichen Provinzen geschäftig gewesen ist. Die Selbstherlichkeit des durch die Synoden vertretenen Pastorates, dahin zielen auch ihre Beschlüsse.

Die Lage der Separirten ist auch nach der Angermünder Conferenz eine schwierige und gefährdete, auch abgesehen davon, daß in den Gemeinden die Diedrichsche Agitation noch immer fortgeht. Die schlimmste Folge des Zerwürfnisses ist, daß der Zuwachs fast gänzlich aufgehört hat. Es ist natürlich, daß wer nur einen Blick in die Kirchenblätter der beiden streitenden Parteien geworfen hat, alle Lust verliert, in eine so zerrissene Gemeinschaft einzutreten. Der neue Zuwachs aber scheint unentbehrlich zu sein für eine solche Gemeinschaft, sobald sie sich in dem gefährlichen Stadium der zweiten Generation befindet, in der gar leicht Gleichgültigkeit, ja Widerwille an die Stelle des früheren Eifers tritt. Nur die Neueintretenden mit ihrer Frische und Begeisterung vermögen es, den Geist einer solchen Gemeinschaft lebendig zu erhalten. Eine zweite Schwierigkeit liegt in dem drohenden Mangel an Geistlichen. Es muß jungen Männern recht schwer fallen, den Entschluß zum Dienste in einer kirchlichen Gemeinschaft zu fassen, deren Existenz noch in Frage steht. Auch bei denjenigen, welche die Laufbahn schon betreten haben, gibt sich in dieser Beziehung ein bedenkliches Schwanken zu erkennen. Wir wünschen, daß es den von der äußeren Gemeinschaft unserer Kirche, aber nicht von unserm Herzen getrenten Brüdern gelingen möge, diese Schwierigkeiten zu überwinden. Wir würden das Zerbröckeln dieser Gemeinschaft trotz dem, daß wir nie einen Zug verspürt haben, in sie einzutreten, doch als einen Verlust für die gesamte Kirche Christi betrachten.

Das wahrste Wort über die Katechismusbewegung in Hannover hat Past. Harms in Hermannsburg gesprochen: „Siehe Deine Gnadenhand reicht unserm Volke die Gottesgabe eines treflichen Katechismus, und wir verachten diese Gabe Deiner Gotteshand und stoßen sie schmählich zurück, und rufen über Dich das: kreuzige, indem wir den Katechismus kreuzigen, den Deine Hand uns gibt."

An sich würde diese Bewegung nicht von großer Bedeutung sein. Es ist bei ihr nur zur Erscheinung gekommen, was, wie alle Einsichtigen erkennen mußten, längst vorhanden war, in Hannover nicht minder wie im übrigen Deutschlande. Solche Stürme des Unglaubens aber, wie wir sie auch in Preußen in den Jahren 1845 und 1846 erlebt haben, kommen und gehen vorüber. Die Welt komt bald wieder auf einen andern Schwarm. Der Indifferentismus, so toll er sich auch gebehrden, so sehr er unter Umständen wüthen und rasen kann, hat keine nachhaltige Kraft. Man konnte sich nach einer Seite hin über die Bewegung sogar freuen. Sie zeigte der Geistlichkeit in Hannover, der der Verfasser einer zu Bremerhaven erschienenen Flugschrift gegen den kleinen Katechismus Luthers das erfreuliche Zeugnis gibt: „die jüngern Geistlichen sind fast sämtlich dem Dämon des Confessionalismus verfallen", wie die Sachen stehen und worauf es eigentlich ankomme, riß sie aus der großen Täuschung, daß mit der äußeren Ordnung der kirchlichen Verhältnisse viel gewonnen sei und daß man auf die durch die Union

zerrüttete Kirche in Preußen stolz herabsehen könne. Manche Schriften kirchlichgesinnter Pastoren für den neuen Katechismus zeigen, daß sie schon zu lange unter dem Weinstock und Feigenbaum guter Ordnungen gesessen haben. Sie haben etwas Verrostetes, sind zu doctrinär, zu dogmatisch, zu wenig populär, verstehen es nicht, dem Volke zu Herzen zu reden, es ihm klar zu machen, worauf es eigentlich ankomt. Das wird nun wol anders werden. „Geriebne Kräuter riechen wol." Wie keiner ein guter Seemann wird, der nicht Stürme durchgemacht hat, so gehört es zu einem guten Pastor, daß er ernstlich mit den Wölfen zu thun bekommt.

Der eigentliche Schaden liegt in der schwachen Nachgibigkeit des Regimentes, das den Spruch besser hätte beherzigen sollen: „Wer ist unter euch, der einen Thurm bauen will und sitzt nicht zuvor und überschlägt die Kosten, ob ers habe hinauszuführen." Man hätte vielleicht einen andern Weg einschlagen können, aber nachdem einmal der Katechismus in so feierlicher Weise eingeführt war, mußte man an ihm festhalten, und wäre dies geschehen, so wäre die Bewegung längst zu Ende. Der Unglaube ist nur so lange tapfer, als er Furcht sieht. Wo er auf entschiedenen, in Gott wurzelnden Ernst stößt, zieht er sich scheu zurück. Redensarten wie die: „es darf um einen Katechismus kein Blut fließen" haben keine Bedeutung. Bei Excessen werden eben die Excesse gestraft, im festen Blicke auf das Wort: die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst, und ohne Rücksicht auf den gleichgültigen Vorwand.

Meinte man einmal durchaus nachgeben zu müssen, so war es die Aufgabe, die Abschaffung des elenden alten Katechismus, der weit mehr noch, als durch seine einzelnen falschen Lehren, durch sein saft- und kraftloses Geschwätz Schaden angerichtet hat, unbedingt aufrecht zu erhalten und sich in die feste Burg des kleinen Katechismus Luthers zurückzuziehen. Damit wäre in der Sache wenig verloren gewesen. Die Substanz des Glaubens der Kirche wäre dem Volke gerettet worden, und es ist noch zweifelhaft, ob es jetzt heilsam ist, noch mehr zu bieten. Die „klägliche und elende Noth", aus der Luther es ableitet, daß er die christliche Lehre in solche kleine, schlechte, einfältige Form gestelt habe, ist jetzt von Neuem eingetreten, vielleicht noch in höherem Grade, als in der Reformationszeit. Die erfahrensten und einsichtsvollsten Geistlichen in Preußen, wo, Gott sei Dank! der kleine Katechismus Luthers in allgemeiner und ausschließlicher Geltung in Schule und Kirche ist, versichern, daß sie mit ihm für das allgemeine Bedürfnis vollkommen ausreichen, und daß es hinreiche, den Gewecktern daneben größere Katechismen zu empfehlen, in welchen sie weitere Belehrung finden können. Man hätte aber im Angesichte der Bewegung eine weit günstigere Stellung gewonnen. Luthers Auctorität hat noch eine tiefe Wurzel im Volke, was, wer es sonst nicht weiß, selbst von Döllinger lernen kann, und so frech, wie der Verfasser der angeführten Flugschrift (wie es scheint, auch ein Pastor!), welcher sagt: „Warum hat Luther wol seinem Katechismus diese Form gegeben? Darum, weil er sein ganzes Leben hindurch in katholischen Anschauungen und Begriffen geblieben ist. In der katholischen Kirche haben Gebetsübungen und Sacramente eine überaus große Wichtigkeit", würden doch verhältnismäßig nur wenige sein. Gegen Luthers Katechismus würde man es doch nicht wagen, das Lutherlied: eine feste Burg ist unser Gott, aufzubieten, womit der Prediger Baurschmidt als Vorkämpfer gegen den neuen Katechismus thöricht genug angesungen wurde. Manche, die auch dagegen noch sich zu erheben wagten, würde das Wort Ranke's in der Geschichte der Reformation zur Besinnung gebracht haben: „Der Katechismus, den Luther im J. 1529 herausgab und von dem er sagt, er bete ihn selbst, so ein alter Doctor er sei, ist ebenso kindlich wie tiefsinnig, so faßlich wie unergründlich, einfach und erhaben. Glückselig, wer seine Seele damit nährte, wer daran festhält. Er besitzt einen unvergänglichen Trost in jedem Moment: hinter einer leichten Hülle den Kern der Wahrheit, der dem Weisesten der Weisen genug thut."

Diese Stellung sollte fest behauptet und soweit sie schon aufgegeben ist wiedergewonnen werden, eingedenk des, daß das Wort: „wer mich bekennet vor den Menschen", den „vorzüglichsten Gliedern der Kirche" nicht blos auch, sondern ihnen noch ganz besonders gilt, und daß die Krone des Lebens, die heller leuchtet als alle vergänglichen irdischen Kronen, nur der aufopfernden Treue verheißen ist, eingedenk auch des hohen Vorbildes, welches die Fürsten in der Reformationszeit gegeben haben, eines Markgrafen Georg von Brandenburg z. B., der bei der Uebergabe des Augsburger Bekentnisses erklärte: „ehe ich meinen Gott und sein heiliges Evangelium verläugnete, wollte ich lieber vor Ew. Kaiserlichen Majestät niederknien und mir den Kopf abschlagen lassen", und eines Markgrafen Johann von Küstrin, welcher, da ihm das Interim zur Vollziehung vorgelegt ward, die ihm überreichte Feder wegwarf und ausrief: „Nimmermehr werde ich dies giftige Gemengsel annehmen, und mich auch keinem Concil unterwerfen; lieber Schwert als Feder, lieber Blut als Dinte." Er meinte, wie seine folgenden Aeußerungen zeigen, das über ihn kommende Schwert und das eigne Blut.

Die Einführung der Synodalverfassung ist ein elender Rohrstab und man kann nur lächeln über das begeisterte Pathos, in welchem der sonst wolmeinende Verfasser der Friedensworte eines ev.-luth. Laien, Hann. 1862, spricht: „Wo ist der neutrale Boden für die Unterhandlung, wo ist das Rütli für den neuen Bund evangelischer Freiheit? Die gewichtigsten Stimmen sprechen den Namen aus: er heißt: Synode!" Von „Verständigung" kann hier keine Rede sein. Wie stimt Christus und Belial? Man muß gar keine Einsicht in das Wesen des Streites haben, wenn man mit dem Oberprediger Diestelmann sagen kann: „es wird, so hoffen wir, ein Streit werden, der zu gegenseitiger Anerkennung und damit zum Frieden führt." Nie wird einer von den Unsrigen H. Diestelmann anerkennen, mit seinem nur etwas christlich gefärbten Rationalismus, seiner unverständigen Herabwürdigung der zehn Gebote Gottes, die ein

guter Confirmande weit besser versteht, seiner auch wissenschaftlich längst unhaltbar gewordenen Herleitung der Lehre vom Satan aus Persien u. s. w. Ist die Majorität der Synode schlecht gesint, so erhält der Abfall eine Sanction, ist sie gut gesint, so wird die Agitation dadurch nur aufgestachelt. Wie wenig eine gutgesinte Synode gegen die Wogen des Zeitgeistes ausrichten kann, das haben die Erfahrungen in Baden und Rheinbaiern hinreichend gezeigt. In Hannover hat sich der Abfall schon förmlich organisirt, um eine mehr oder weniger gutgesinte Synode sofort zu würgen und zu begraben, und es wird geduldet, daß Amtsträger der Kirche das betreffende Programm mit ihrer Unterschrift ausgehen lassen.

Der „Kirchentag" ist auf seiner Versamlung in Brandenburg der ihm in dieser Sache so klar obliegenden Zeugenpflicht nicht nachgekommen und hat dadurch gezeigt, daß er von seinem ursprünglichen Wesen weit abgekommen ist. Zeugnisse gegen die von der öffentlichen Meinung längst preisgegebenen Spielhöllen sind freilich wolfeiler. Kleinliche Ausstellungen und Mäkeleien sind nicht wol angebracht, wo es gilt, ein Werk Gottes gegen die rohen Angriffe des Unglaubens zu vertheidigen und der Aufforderung zu entsprechen: „So lasset uns nun hinausgehen außer dem Lager und seine Schmach tragen." Solche Ausstellungen sind um so weniger zu entschuldigen, wenn sie in Wahrheit nicht gegen den neuen Katechismus als solchen gerichtet sind, sondern gegen die Lehre der Kirche, welche er treu wiedergibt. Die Reformatoren sprechen ernste Worte gegen die, „welche kein Gemeinsames erleiden mögen", und sagen: „sie mögen sich von uns sondern wie Spreu von dem Weizen."

Die kirchlichen Zustände im Weimarschen haben im vorigen Jahre durch die Schrift: „Geschichte meiner Enturlaubung" von Past. Vollert in Clodra eine Beleuchtung erhalten, die zu ernsten Betrachtungen Anlaß gibt.

Den ersten Anlaß zu dem Conflicte des Past. Vollert mit der dortigen Kirchenbehörde gab die förmliche Aufnahme eines Seilergesellen aus Goldberg in die Gemeinschaft der Lutherischen Kirche. Past. Vollert nahm dieselbe vor versammelter Gemeinde vor, nachdem der Geselle die drei Fragen: „Entsagen Sie allen Irrtümern der reformirten und unirten Kirche? Bekennen Sie sich zur vollen reinen Wahrheit der lutherischen Kirche? Wollen Sie auch mit Gottes Hülfe dieser erkannten Wahrheit treu bleiben bis in den Tod?" mit Ja beantwortet hatte.

Der „Großherzoglich Sächsische Kirchenrath" war in seinem Rechte, wenn er in Folge eines Zeitungsartikels diese Sache aufnahm, wenn er es bedenklich fand, daß Past. Vollert diesen „in den in dem Großherzogtum geltenden Kirchenordnungen durchaus nicht vorgesehenen kirchlichen Act" mitten in der öffentlichen Versamlung der Gemeinde vorgenommen, wenn er bemerkte, „es wäre von einem besonnenen und pflichtmäßig handelnden Geistlichen zu erwarten gewesen, daß er in einer solchen Angelegenheit nicht eigenmächtig gehandelt, sondern bei der ihm vorgesetzten Behörde Instruction eingeholt hätte", wenn er hinwies auf eine bestehende Verordnung, wonach selbst der Uebertritt von der Römisch-Katholischen Kirche nicht öffentlich, sondern nur vor dem Pfarrer und zwei Zeugen geschehen soll, wenn er das Verfahren des Past. Vollert um so auffallender fand, da der Seilergeselle nach der eignen Erklärung des Pastors schon zwei Jahre vorher das Abendmal nach lutherischem Ritus empfangen hatte.

Zu diesen Bedenken, welche sich von kirchenregimentlichem Standpunkte gegen das Verfahren des Past. Vollert erhoben, kommen noch andere hinzu. Die Beschränkung der Theilnahme an dem Abendmal der lutherischen Kirche auf solche, die äußerlich ihrer Gemeinschaft angehören, steht nicht in Einklang mit der Theorie und Praxis der älteren lutherischen Kirche. Jo. Gerhard z. B. zeigt sich viel milder. Er verlangt nur, daß der die Theilnahme am heiligen Abendmal Begehrende sich in Bezug auf seine Herzensstellung zum heil. Sacramente ausweise. Im Einklang damit werden in Erlangen solche, die aus der „unirten Kirche" Preußens kommen, unbedenklich zum heil. Abendmal zugelassen, wenn sie ihre Uebereinstimmung mit dem Glauben der lutherischen Kirche erklärt haben. Doch auch davon abgesehen, jedenfalls wäre das Verfahren des Past. Vollert nur dann gerechtfertigt gewesen, wenn die Kirche in Weimar als eine rein Lutherische zu betrachten wäre. Das Gegentheil aber erklärt Past. Vollert selbst in seinen späteren Verhandlungen mit dem Kirchenrathe. Er macht in dieser Beziehung u. A. geltend, daß die lutherischen, reformirten und unirten Kirchen des Landes von einer und derselben Kirchenbehörde regiert werden, daß für sie dieselben Gesetze und kirchlichen Ordnungen erlassen werden, wie z. B. die Kirchengemeindeordnung, daß bei der Anstellung der Pfarrer auf das Bekentnis keine Rücksicht genommen wird, daß man officiel unter dem Namen Evangelische Landeskirche die Gesamtheit der lutherischen, reformirten und unirten Gemeinden begreift. „Derlei Thatsachen — sagt er — beweisen, daß in unserm Lande die drei Confessionen nicht getrent nebeneinander bestehen, sondern daß sie wesentlich zu einer Kirche, eben der unirten, verschmolzen sind." Wollte aber Past. Vollert einwenden, er habe geflissentlich den Seilergesellen nicht in die Weimarer Kirche, sondern in die Lutherische Kirche überhaupt aufgenommen, wollte er seine Gemeinde Clodra als eine lutherische Insel in dem Meere der Weimarer Union betrachten, so hätte er doch jedenfalls sich vorher mit dem Pastor in Goldberg in Vernehmen setzen müssen, der ja vielleicht auch an der Spitze eines solchen lutherischen Kirchleins in der Wüste stand. Von welcher Seite wir auch die Sache betrachen mögen, immer drängt sich uns der Gedanke auf, daß Past. Vollert durch den Eifer, eine lutherische Demonstration zu machen, irre geleitet ist, und wir müssen dabei den armen Seilergesellen bedauern, der als Mittel zum Zwecke gebraucht und dem gewiß in recht bedauerlicher Weise der Kopf verrückt worden ist.

Doch diese Sache hat noch nicht die eigentliche Verwickelung herbeigeführt. Sie wurde, wie billig, mit einem bloßen Verweise abgethan. Der Conflict, welcher zuletzt die Absetzung herbeiführte, erhielt seinen ersten Anlaß durch Aeußerungen, welche Past.

Vollert in seiner Verantwortung wegen dieser Sache that. „Zugleich — hieß es — möge die Hochw. Superintendentur erlauben, sogleich diesem Briefe die ergebene Anzeige anzuschließen, daß Herr Rendant Merz, Regierungsadvocat in Greiz, nachdem er seinen Austritt aus der Stadtgemeinde in Greiz aus Gründen der Lehre und Zucht erklärt, auch von dem dortigen Pfarramte seine Entlassung aus dem kirchlichen Gemeindeverband erhalten hat, mit seinen zwei Töchtern und einem Sohne am Neujahrstage dieses Jahres hier in Clodra zum ersten Male das heil. Abendmal feierte. — Fragt man aber, was Herr Rendant Merz in Clodra mehr findet als in Greiz, so ist darauf die Antwort, er findet hier in der Kirche allerdings die rein lutherische Lehre, er findet hier eine ernstgeübte Zucht, sofern ich schon seit Jahren keinem offenkundigen Sünder das Sacrament des Altars reiche, wenn er mir nicht Reue und Buße zu erkennen gibt; auch setze ich meine Gemeinde stets in Kentnis von der Kanzel herab. Ich weiß, daß ich mich hiebei auf Grund und Boden des göttlichen Wortes befinde, ja daß ich hiemit den entschiedenen Weisungen der heil. Schrift nachkomme und werde darum bei solcher Zuchtübung verbleiben."

Um diese beiden von Past. Vollert selbst angeregten Punkte dreht sich die Verhandlung zwischen ihm und der Kirchenbehörde, die zuletzt in das traurige Resultat der Absetzung dieses treuen und begabten Dieners der Kirche auslief. Es trat im Laufe der Verhandlungen noch hinzu, daß Past. Vollert auch sonst Personen, die zu ihren Pfarrern kein Vertrauen hatten, das Abendmal spendete, namentlich zwei Webermeistern aus dem benachbarten Fürstentum Reuß jüngerer Linie.

So wenig wir die Handlungsweise des Past. Vollert zu rechtfertigen vermögen, so sind wir doch der Meinung, daß die Kirchenbehörde gegen ihn eine Strenge angewandt hat, welcher unter den im Weimarschen obwaltenden kirchlichen Verhältnissen die höhere Berechtigung abgeht, wenn auch die formelle nicht geläugnet werden kann. Wo so viel offenbarer Abfall von den Grundlagen der Kirche nicht blos geduldet, sondern sogar gehegt und gepflegt wird, da erscheint es bedenklich, die ganze Schärfe des Gesetzes gegen einen Mann zu richten, der in Nebenpunkten gegen die Ordnung der Kirche sich verfehlt, und wo die Zahl der Pastoren, welche ihre Gemeinde wahrhaft zu weiden vermögen, so gering ist, da sollte man billig gegen die Schwächen eines in der Hauptsache achtungswerten Geistlichen schonende Nachsicht üben.

Fassen wir zuerst das Verhältnis zu der sich selbst so nennenden Adventsgemeinde zu Greiz ins Auge. Wir sind der Meinung, daß dies Verhältnis dem Past. Vollert zum Strick und zur Falle geworden ist. Hätte er den Geist des Leiters dieser Gemeinde richtig erkannt, so würde er vor manchen Verirrungen bewahrt geblieben sein. Es ist hier nichts Gesundes, sondern ein bedenkliches Ineinander von Dünkel und Verworrenheit. Jedenfalls aber hätte Past. Vollert der Kirchenbehörde gehorchen sollen, wenn sie ihm verbot, diese „Gemeinde" zu

bedienen. Er hatte kein Recht, das ihm von Gott und durch gesetzmäßigen Ruf übertragene Hirtenamt dem selbsterwählten Verhältnisse zu dieser Gemeinde zu opfern. Wir zweifeln aber, ob die Behörde Recht daran that, ihrem Verbote die äußerste Folge zu geben. Sie, die so Manches ignoriren muß, hätte auch hier wol abwarten können, ob sich wirklich bedenkliche Folgen aus diesem Verhältnis entwickelten. Es ging dies um so eher an, da Reclamationen aus dem Reußischen nicht vorlagen, in fremde Rechte nicht eingegriffen wurde. „Die betreffenden Lutheraner — sagt Past. Vollert in einer Eingabe an die Behörde — sind factisch offen und ehrlich ausgetreten aus dem Verbande ihrer Gemeinde, gehören also ihr und dem Pfarrer derselben nicht mehr an, wie das durch Zeugnisse von des letzteren Hand und durch glaubwürdige Zeugen bescheinigt ist."

Die Zulassung von Personen aus fremden Gemeinden zum heiligen Abendmal rechtfertigt Past. Vollert durch die Bemerkung: „Wie würde jedermann erschrecken, wenn jetzt etwa geboten würde, daß in der Wahl der leiblichen Aerzte keine Freiheit mehr statt finden, daß jeder Mensch gehalten sein sollte, in Krankheitsfällen den Arzt seines Wohnortes zu nehmen! Viel schrecklicher aber ist es, wenn den Seelenärzten ein solch unbedingtes Privilegium auf eine gewisse Anzahl Seelen gegeben wird." Durch die Aufstellung eines solchen Privilegiums würde unsere Kirche einen Zwang üben, der selbst in der Katholischen Kirche unerhört ist. Da steht jedem, der mit seinem Beichtvater unzufrieden ist, der Weg zu einem Kloster oder einem Wallfahrtsorte offen. Unter den Verhältnissen aber wie sie im Weimarschen vorliegen, wo die offenbarsten Irrlehrer in den Aemtern der Kirche geduldet werden, würde solcher Zwang gradezu gegen die Bekentnisse der Kirche verstoßen. Die Apologie der Augsb. Conf. sagt: „Falsche Lehrer soll man nicht annehmen oder hören, denn dieselben sind nicht mehr an Christus Statt, sondern sind Widerchristen. Und Christus hat von denen klar befohlen: hütet euch vor den falschen Propheten. Und Paulus zu den Galatern: wer euch ein ander Evangelium predigt, der sei verflucht." Auch die Behörde wagt es nicht, dem Past. Vollert die Zulassung von Personen aus andern Gemeinden unbedingt zu verbieten, sie verlangt nur ein Dimissoriale von dem betreffenden Geistlichen für jeden einzelnen Fall oder „supplirende Erlaubnis der Großherzogl. Superintendenten." Dieser Anforderung hätte Past. Vollert sich billig fügen sollen. Daß er es aber in einigen Fällen unterließ, begründete noch kein Recht zu einer so schweren Strafe, wie die Suspension und Absetzung. Dieselbe Ordnung besteht auch in Preußen. Aber in unzähligen Fällen wird die Zulassung auch ohne Dimissoriale gewährt und es fält den Behörden nicht ein, die Pastoren, welche die Zulassung gewähren, zur Strafe zu ziehen. Läßt der büreaukratische Mechanismus in Weimar eine solche Weitherzigkeit nicht zu, so würde jedenfalls die Verhängung einer Geldstrafe in jedem zur Anzeige kommenden Falle den Anforderungen des Gesetzes vollkommen genügt haben.

Beilage.

Den Hauptpunkt der Anklage aber und den eigentlichen Grund der Absetzung bildet, daß P. Vollert für sich das Recht in Anspruch nahm, Personen vom heil. Abendmale auszuschließen. Past. Vollert, so heißt es in dem Urtheil des Kirchenrathes, hat die gesetzliche Bestimmung, wonach die Entscheidung in diesem Punkte der Kirchenbehörde zusteht „nicht blos faktisch übertreten, er weigert sich auch sie überhaupt anzuerkennen, es mußte daher schon deshalb seine Suspension, resp. Enturlaubung erfolgen."

Es läßt sich nicht läugnen, daß Past. Vollert in diesem Punkte in einem principiellen Irrtume befangen war. Er huldigt dem Grundsatze des Past. Diedrich von der kirchlichen Selbstherlichkeit des Pastorates, der nur dann Sinn hätte, wenn die Pastoren unmittelbar vom Himmel herab fielen oder in der Weise berufen würden, wie David durch Samuel, so aber, da sie sich als Glied eines menschlichen Organismus darstellen, aller Begründung entbehrt: es ist nichts natürlicher als daß die Pastoren der Behörde untergeben bleiben, aus deren Hand sie ihr Amt unter der Bedingung des Gehorsams gegen die kirchlichen Ordnungen erhielten. Past. Vollert spricht diesen Irrtum klar und baar in einem Schreiben an den Großherzog aus: „Gott ist ein Gott der Ordnung, darum hat er zum Schutze der Unterthanen die weltliche Obrigkeit eingesetzt. In der Kirche aber hat der Herr eingesetzt das heilige Pfarramt, als welches nicht mit Gewalt, sondern durch die Predigt des Wortes Gottes und durch die Verwaltung der heiligen Sacramente die Kirche regieren soll. Zu diesem Behufe hat der Herr jedem Pfarramte zugetheilt das Amt der Schlüssel, das ist die Gewalt den Bußfertigen die Sünde zu vergeben und die Sacramente zu spenden, den Unbußfertigen die Sünde zu behalten und die Sacramente zu weigern." Es kümmert ihn nicht, daß die Belehnung eines einzelnen Individuums mit einer so ungeheuern Gewalt und die Preisgebung der Gemeinden an ihre mögliche Willkür und Leidenschaft, ohne Appellation, gegen alle gesunde Vernunft ist. Es kümmert ihn auch nicht, daß alle alten Kirchenordnungen die letzte Entscheidung über den Bann den Kirchenbehörden beilegen. Er meint: „das wäre ein Punkt, wo unsere alten Kirchenordnungen der Verbesserung bedürften. Jeder Pfarrer als ein Nachfolger Petri und der Apostel überhaupt hat das Amt der Schlüssel." Er übersieht, daß die Apostel nicht an einer einzelnen Gemeinde dienten, sondern über die Kirche im Ganzen gesetzt waren, daß also in diesem Punkte nicht die Pastoren ihre Nachfolger sind, sondern das Kirchenregiment. Er stelt sich, so unlutherisch wie nur möglich, mit seiner subjectiven Schriftauslegung über die Kirche, und nimt ohne weiteres an sich, was ihm nach dieser willkürlichen Schriftauslegung zukommt, ohne zu bedenken, daß er auf Grund der Angelobung des Gehorsams gegen die Ordnungen der Kirche sein Amt erhalten hat.

Das ist ein großer Irrtum, aber fassen wir ihn als theoretische Verirrung ins Auge, so wiegt er doch unendlich leichter, als die Irrtümer, die in Jena von den theologischen Kathedern gelehrt werden und zu denen sich Geistliche der Weimarer Kirche ganz offen bekennen ohne deshalb zur Verantwortung gezogen zu werden. Wegen einer solchen Verirrung im Weimarschen, wo ein Steinacker ungeachtet seiner notorischen Irrlehren zum Pfarramte berufen wurde, Jemanden absetzen, würde heißen Mücken seigen und Kamele verschlucken. Die eigentlichen grundstürzenden Irrtümer sind diejenigen, welche sich an der Person unseres Heilandes und an den heiligen Thatsachen seiner Geschichte vergreifen, Irrtümer durch welche die Pastoren in Wölfe verwandelt werden. Die Behörde durfte doch nicht übersehen, daß ein hervorragendes und ihr sehr nahe stehendes Mitglied der Weimarer Geistlichkeit, Dr. Dittenberger, zu den Mitherausgebern der Protestantischen Kirchen-Zeitung gehört. Auf jeder Nummer derselben steht: „unter Mitwirkung von Dr. Dittenberger", und selten erscheint eine Nummer, die sich nicht an den eigentlichen Heiligtümern der Kirche vergreift. In No. 13 des vorigen Jahrganges z. B. heißt es in Bezug auf die Erscheinungen unseres auferstandenen Heilandes: „Es wäre doch schmählich, wenn wir immer noch in derselben Abhängigkeit verbleiben sollten von Christophanien, die nicht einmal uns, sondern ganz orientalisch gearteten Juden zu Theil geworden sind." Daß durch solche Behauptung, für welche Dr. Dittenberger die Mitverantwortung trägt, der ganze Grund des Christentums umgestoßen wird, das behaupten nicht wir auf eigene Hand, es sagt es uns mit klaren Worten der heilige Paulus: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, so seid ihr noch in euren Sünden. So sind auch die in Christo entschlafen sind, verloren."

Bot die Theorie keinen Grund zu einem solchen vernichtenden Einschreiten dar für eine Behörde, der doch auch das Wort geschrieben ist: „Du solst nicht zweierlei Gewicht in deinem Sacke haben" und: „ihr sollt nicht ungleich handeln am Gerichte, mit der Elle, mit Gewicht, mit Maß", so gab die Praxis zu einem ernstlichen Einschreiten ebenfalls keine Veranlassung. Past. Vollert hatte in der ersten Anzeige, die er der Behörde von seiner Praxis in der Kirchenzucht machte, den Mund etwas voll genommen. Es stellte sich heraus, daß er nur in Einem Falle die Ausschließung vom Abendmale geübt hatte, und dieser Fall war ein so eklatanter, daß jede billig denkende Behörde die Initiative in ihm dem Pastorate zuerkennen mußte, und eine Appellation war nicht erfolgt. Eine Aufregung in der Gemeinde, die überhaupt dem treuen Hirten mit Liebe anhing, lag nicht vor. Die Behörde hätte doch abwarten können, ob etwa neue Fälle eine schwerere Verwicklung herbeiführten.

Die Behörden würden in manchen Fällen weniger mit entschiedenen Maßregeln vorgehen, wenn sie recht die Seele eines solchen armen Pastors kennten. Von der Zeit seiner Suspension sagt Past. Vollert mit ergreifender Wahrheit: „Das waren schwere Tage. Wenn die Glocken drüben läuteten, wenn der Sontag kam, wenn der Vicar in die Kirche ging und der Gesang erscholl, das zog blutige Furchen in mein Herz.“ Ja es ist ein Blutgericht, wenn man einen treuen Hirten suspendirt und absetzt. Das sollten diejenigen, welche dabei mitzuwirken haben, recht auf das Gewissen nehmen.

In dem Tone, in welchem die Verhandlung geführt wird, findet sich ein merkwürdiger Contrast. Past. Vollert redet überall geistlich und fast übergeistlich. Eine Eingabe beginnt mit den Worten: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Großherzoglich Sächsische Hochwürdige Superintendentur!“ eine andere schließt: „Dem Lamme das erwürget ist, sei Lob Preis und Anbetung von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen. Der Großherz. Superintendentur Heil und Segen wünschend.“ Dagegen die Erlasse des „Großherzoglich Sächsischen Kirchenrathes“ sind in dem gewöhnlichsten büreaukratischen Stile geschrieben, wie wir ihn in Preußen schon seit einigen Decennien kaum mehr kennen. Zu wahrhaft geistlicher Behandlung findet sich auch nicht der geringste Ansatz. Die Sache wird grade so behandelt als handelte es sich um einen Holzfrevel. Die ultima ratio ist überall nicht die heilige Schrift, nicht das Bekentnis der Kirche, sondern des dürren Weber in einer Zeit tiefen Verfalles der Kirche geschriebenes Kirchenrecht. Man muß es sehr begreiflich finden, daß P. Vollert zuletzt einen wahren Haß gegen Weber bekomt. Es macht sich in keiner Weise bemerklich, daß in diesem „Kirchenrath“ auch Theologen sitzen, und man sieht sich überall zu der Frage veranlaßt, warum denn überhaupt in Weimar ein Kirchenrath besteht, warum die kirchlichen Sachen nicht von den gewöhnlichen Gerichten oder Verwaltungsbehörden behandelt werden.

Eine eigentümliche Figur bildet in dieser Weimarer Tragödie der Großherzogl. Sächsische Superintendent oder auch, wie er sich gewöhnlich unterschreibt, die „Großherz. Sächsische Superintendentur.“ Er scheint ein gutmüthiger Mann zu sein. Er schreibt einmal: „Ich will nicht bergen wie sehr ich mich danach sehne, daß Ihre Sache zu Ende geführt werde. Ich habe in Folge Ihres Verfahrens viel gelitten und bin fast müde geworden.“ Er äußert, da er die Suspension über P. Vollert zu verhängen hat „es sei dieser Gang der schwerste in seinem Leben.“ Der Kirchenrath betrachtet ihn als den, der in dem Organismus der Behörden die Liebe zu vertreten hat. Er redet von „den vielen liebevollen und ernstlichen aber leider vergeblichen Bemühungen Großherzoglicher Superintendentur den Vollert zu verständigen.“ Aber in der Sache stelt sich der Superintendent als bloßer Briefträger des Kirchenrathes dar. Wir gewahren wenigstens in den vorliegenden Actenstücken auch nicht einen Ansatz dazu, die Stellung einzunehmen, welche

den Superintendenten schon durch ihren Namen angewiesen wird, nach dem sie in die Stelle der alten Bischöfe eingetreten sind. Nirgends wird ein Versuch dazu gemacht den Past. Vollert aus den Tiefen der heiligen Schrift und mit den Waffen der Theologie der Kirche oder aus der Fülle einer gereiften Amtserfahrung zu widerlegen, und doch konnte die Liebe nur dann Eingang finden, wenn erst dies Fundament gelegt war.

„Das Volk das in Finsternis sitzet siehet ein großes Licht“ das ist es, wie diese traurige Geschichte zeigt, was jenen Gegenden Noth thut, über die so viele schwarze Wolken sich gelagert haben.

In Baden sind „Kirchengemeindeversamlung und Kirchengemeinderath, Diöcesangemeinde und Diöcesanausschuß, Generalsynode und Generalsynodalausschuß nun schon sämtlich beisammen gewesen.“ „Es haben sich jetzt, da die Maschine zu arbeiten anfängt, auch schon einige Lücken vorgefunden“, man wird sie ausfüllen, aber in der Hauptsache ist durch all dies Getreibe jedenfalls nichts gewonnen, keine Seele ist dadurch vom Tode zum Leben erweckt worden und wird dadurch erweckt werden, im Gegentheil die Kirche wird dadurch von ihrer eigentlichen Aufgabe nur abgelenkt. Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter aussende in seine Ernte, das ist es worauf es für Baden ankäme, wo noch in ganzen Gegenden wie z. B. im Oberlande die lebendige Predigt des Evangeliums nur sehr spärlich vernommen wird.

Die Decanatswahlen sind noch besser ausgefallen, als erwartet wurde. Ungefähr die Hälfte der Erwählten gehört zum Schmerze für die Radicalen „der früheren Oberkirchenrathspartei“ an. Das liefert den erfreulichen Beweis, daß in Baden doch edle Kräfte wirksam sind, die vielleicht noch mehr zur Wirksamkeit gelangen werden, wenn der erste Rausch vorüber ist und wenn sich der fanatisirte Indifferentismus wieder mehr von den kirchlichen Angelegenheiten zurückzieht, für die es ihm an jedem tieferen Interesse fehlt und die ihm bald langweilig werden. Die radicale Richtung tröstet sich damit, „daß doch Männer des für Kirchenleitung bisher perhorrescirten geächteten entschieden rationalen „bekentniswidrigen“ Standpunktes nun dazu berufen sind“ und was für sie eine Freude, das ist für den Glauben ein herber Schmerz, doch kein Grund zum Verzweifeln, denn er weiß, daß dies und noch weit Wichtigeres und Schlimmeres geschehen, daß in den letzten Zeiten der Finsternis Macht gegeben, daß es dunkel werden muß ehe es ganz helle werden kann.

Die Schule stand bis dahin in Baden unter dem Oberkirchenrath. Durch die Einsetzung eines Oberschulrathes ist dies heilsame Band zwischen Schule und Kirche jetzt zerschnitten worden. Es bot sich nun die Frage dar, ob unter der neuen Behörde, in der auch Schullehrer sitzen, der kirchliche Glaube kaum vertreten ist, kirchlich gesinte Geistliche noch das Amt der Schulaufsicht übernehmen sollten. Die Versuchung lag recht nahe diese Frage zu verneinen. Zwei Geistliche leg-

ten wirklich ihre Stellen als Bezirksschulvisitatoren nieder. Aber die Versammlung in Pforzheim missbilligte diesen Schritt und wir müssen uns ihr anschließen. Man muß sich hüten solches zu thun, wodurch den Feinden der Kirche, die in solchen Dingen gar scharfsichtig sind, eine Freude bereitet wird. Es ziemt den Dienern Christi überall sich zu erniedrigen und zu dienen, wo ihr Dienst noch verlangt oder geduldet wird. Als in den Zeiten der französischen Herschaft am Rhein und in einem Theile Westfalens die Schule von der Kirche losgerissen und zur bloßen Staatsanstalt gemacht wurde, traten die verderblichen Folgen, welche diese Maßregel an sich haben mußte, nur zum geringeren Theile ein, weil zu Schulcommissarien fast durchweg Geistliche ernannt wurden.

Die beiden Badenser Reformatoren Dr. Rothe und Dr. Schenkel, haben im vergangenen Jahre von Neuem ihr Programm ausgehen lassen, der erstere in einem Aufsatze: „zur Orientirung über die gegenwärtige Aufgabe der Deutschen Kirche", in der „allgemeinen kirchlichen Monatsschrift", der letzter in der größeren Schrift: „die kirchliche Frage."

Für die wichtigste Aufgabe der Gegenwart erklärt Dr. Rothe eine durchgreifende Reform in der Lehre der christlichen Kirche. Nur wenn diese vorgenommen werde, könne es gelingen, die Gebildeten ihr wieder zu befreunden. Aufzugeben sei unter Andern die Lehre von der Eingebung der Heiligen Schrift, die Lehre von der Dreieinigkeit, von der Gottheit Christi „irgend welche juristische Genugthuungslehre, die Lehre von einer wie auch immer verhüllten Magie der Wirksamkeit der Sacramente", so daß also in der Lehre vom Abendmal nur noch der reine Zwinglianismus „die ehrliche Ueberzeugung der Gebildeten" sein kann.

Es ist gewiß verständiger, sich mit einem Rohrschifflein auf das Weltmeer zu begeben, als einem solchen Führer sich anzuschließen. Mit ihrem bisherigen Glauben hat die christliche Kirche große Thaten gethan, das Judentum und das Heidentum niedergeworfen, eine bis auf die Wurzel verderbte Welt erneuert und bis auf den heutigen Tag treten diese Früchte sofort ins Leben, wo der alte Glaube in den Dienern der Kirche lebendig wird. Wo dieser Glaube erstarb oder alterirt wurde, wie bei den Arianern, den Socinianern, den Rationalisten, den Deutsch-Katholiken, da trat nach anfänglicher Begeisterung bald Erschlaffung, Ohnmacht und Tod ein. Die dürftigen Surrogate, welche Dr. Rothe an die Stelle dieser alten heilskräftigen Lehren setzen will, würden um so weniger Haltbarkeit haben, da in unserer Zeit alles zur Consequenz drängt und die Gegensätze sich klar und scharf herausgestelt haben, da ferner die Auslegung der Heiligen Schrift so fortgeschritten ist, daß Dr. Rothe, der überall nur sieht, was seiner Neigung zusagt, sich ganz vergebens bemüht, nachzuweisen, die Lehren, welche er über Bord werfen möchte, seien nicht in der Heiligen Schrift enthalten, nicht von unserm Herrn selbst vorgetragen. Er will für den Halbglauben wirken, mit dem es ihm wirklich Ernst ist, arbeitet aber in der That nur dem Unglauben in die Hände.

Dr. Rothe sieht unsere Verhältnisse in dem rosigsten Lichte, wie es ja schon unter dem A. B. die Weise der falschen Propheten war, Friede, Friede zu rufen, wo kein Friede war, während die wahren Propheten sprachen: „Ich bin voll von Kraft durch den Geist des Herrn und von Recht und Stärke, Jakob sein Vergehen anzuzeigen und Israel seine Sünde." Dr. Rothe sieht überall die Vorzeichen einer Zeit, in welcher das Christentum die ganze Fülle der in die menschliche Natur gelegten sittlichen Anlagen je mehr und mehr ausgestalten, die gesamte Cultur durchdringen und beherschen und so statt eines bloßen Privatchristentums ein Volks- und je länger je mehr ein Menschheitschristentum werden wird. Diejenigen, welche nicht in der Weise der Schwarmgeister eitlen Einbildungen folgen, welche noch an der Heiligen Schrift eine Regel und Richtschnur haben und zugleich einen offenen Blick für die Wirklichkeit, wissen, daß sich die Sache ganz anders verhält. „Das sollst du wissen — sagt der Apostel — daß in den letzten Tagen werden gräuliche Zeiten kommen", und daß diese Zeiten jetzt im Anbruche sind, das erkennen sie aus der weit verbeiteten Abneigung gegen die heilsame Lehre, und auch aus dem Anklange, den Dr. Rothe selbst mit seinen Versuchen findet, diese Lehre zu beseitigen, aus dem in den weitesten Kreisen nur auf das Materielle gerichteten Sinn, der völligen Stumpfheit und Dumpfheit in Bezug auf alles Höhere, aus der weit durch die Völker hindurchgehenden Neigung zum Umsturze der Ordnungen Gottes.

Ein Haupthindernis des Kommens seines Volks- und Menschheitschristentums erblickt Dr. Rothe in dem Betragen der Gläubigen, ihrem Festhalten an den nach seiner Meinung veralteten Dogmen, ihrer Engherzigkeit, ihrem exclusiven Wesen, ihrem Verkennen der durch die Zeit der Kirche gestelten Aufgabe, sich so einzurichten, daß den Unkirchlichen die Theilnahme an ihrem Leben möglich wird. Die ganze Schuld der Spannung, welche gegenwärtig zwischen den Gläubigen und der Welt besteht, ist er geneigt, den ersteren beizulegen. Mag diese Anklage auch manche menschliche Schwachheit treffen, so ist doch klar, daß sie in der Hauptsache auf unsern Herrn selbst zurückgeht, der seine Gläubigen in eine solche Bahn recht geflissentlich hineingeführt hat. Er hat zu ihnen sehr nachdrücklich von dem engen Wege und der engen Pforte geredet, er hat sie gelehrt, den Satan als den Fürsten dieser Welt zu betrachten, er hat sie durch das Wort: „So euch die Welt hasset, so wisset, daß sie mich vor euch gehasset hat. Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb; dieweil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich habe euch von der Welt erwählt, darum hasset euch die Welt", dazu verleitet, das gespante Verhältnis zur Welt nicht als ein Erzeugnis ihrer Sündhaftigkeit, sondern ihrer Treue im Bekentnis anzusehen. Hätte Dr. Rothe Ihm seine Rathschläge ertheilen können, so würde das Resultat seiner Mission an die Juden wahrscheinlich ein ganz anderes gewesen sein. Die Adler hätten sich nicht versammeln dürfen, sondern die Juden würden in hellen Haufen in die Kirche eingezogen sein. Er hätte nicht recht geflissent-

lich stets neuen Stof zu der Anklage gegeben, daß er sich Gott gleich mache, nicht die schon erregten Gemüther durch stets wiederholte Aussprüche empört, wie der: „Ich und der Vater sind Eins", nicht durch schroffe Aeußerungen sie erbittert, wie die: „Ihr seid von dem Vater, dem Teufel", und: „Alle, die vor mir kamen, sind Diebe und Räuber."

Wenden wir uns von unserm liebenswürdigen und feinsinnigen Gegner zu Dr. Schenkel. Das Heil der Zukunft erwartet dieser von einem neuen Verfassungsbau der protestantischen Kirche. Für diesen kann es keinen andern Grund geben, als die Gemeinde. Diese ist der Quellpunkt des Amtes, es hat seinen Auftrag von der Gemeinde, es ist die Vertretung der Gemeinde. Die übrigen Verfassungen haben sich überlebt, die reformirte nicht minder als die lutherische. „Die Seele der reformirten Verfassung ist die Kirchenzucht, und welche reformirte Landeskirche dürfte es heute noch wagen, mit den Bestimmungen der alten Disciplinarordnung Ernst zu machen?" Also die herschende Zuchtlosigkeit macht das Fortbestehen der reformirten Kirchenverfassung zur Unmöglichkeit. Man sollte es nicht für möglich halten, daß daraus ein Argument für Errichtung der „Volkskirche" entnommen werden könnte. Die Volkskirche, unter einer zuchtlosen Menge aufgerichtet, muß ja zur Pöbelkirche werden: wir wiederholen den Ausdruck, der vor Jahren so vielen Anstoß gegeben hat. In Zeiten herschender Zuchtlosigkeit kann nur dann eine ihres Namens würdige Kirche bestehen, wenn das Princip von oben kräftig geltend gemacht wird, wenn diejenigen, in denen der Geist der Kirche noch lebendig ist, mit kräftiger Hand die Zügel ihres Regimentes führen und in göttlicher Vollmacht das Wort des Heiles verkünden.

Als die Hauptaufgabe der zu Stande gekommenen Volkskirche betrachtet Dr. Schenkel die durchgreifende Aenderung des Dogma's: „Die Substanz der christlichen Wahrheit muß unserm Volke wieder in einer Sprache und in einem Zusammenhange gebracht werden, die demselben verständlich sind, die seinen Anschauungen und Bedürfnissen entsprechen. — Die Formen, in welche der Glaube vor Jahrhunderten das religiöse Bewußtsein des Volkes ausdrückte, passen nicht mehr zu dem gesamten Vorstellungs- und Begrifsapparat unserer Zeitbildung — das ist die große und heilige Aufgabe der Volkskirche, dem Glauben ein zeitgemäßiges Bewußtsein zu geben."

Wir haben hier die Rechtfertigung der Stellung, welche die Ev. K. Z. von ihrem Entstehen an zu den demokratischen Bewegungen in der Kirche eingenommen hat. Es war nicht eine blinde Vorliebe für die bestehende Verfassung, deren Mängel wir nie verkannt haben, es war die klare Erkentnis, daß eine auf demokratischem Grunde ruhende Verfassung, wenn sie zu Stande käme, ihre Hand sofort gegen das Bekentnis der

Kirche ausstrecken und also sich an dem Leben der Kirche selbst vergreifen würde, an Dem vergreifen würde, der von sich gesprochen: „wer auf diesen Stein fält, der wird zerschellen, auf welchen er aber fält, den wird er zermalmen." Welche Thorheit liegt aber in diesen Aufstellungen! Liegt es nicht klar zu Tage, daß eine Kirche, die nach achtzehn Jahrhunderten zur Neubildung ihres Dogmas schreiten muß, überhaupt kein Recht hat zu existiren, weil sie die Aufgabe einer Kirche einen festen und sichern Halt zu geben im Leben und im Sterben nicht erfült hat, daß es also, wenn man die Sache so ansieht, allein vernünftig wäre, überhaupt der Kirche zu entsagen? Welche Verblendung gehört dazu, zu wähnen, daß die Kirche in einer so zerrissenen Zeit, wie die unsrige, in der die Winde der Lehre von allen Seiten wehen, es zu einem übereinstimmend angenommenen Lehrbegrife bringen könne, nicht zu erkennen, daß für uns die klare Alternative gestelt ist, entweder Augsburg oder Babel?

Der Entwurf eines neuen Bekentnisses, welchen Dr. Schenkel uns darbietet, zeigt recht deutlich, worauf es der Fürst dieser Welt jetzt abgesehen hat, daß es nicht blos bröckeln will an dem Felsen der Kirche, sondern diesen ganz und gar in die Luft sprengen. Die Grundsätze des Protestantismus, welche die „Volkskirche" als ihre „Glaubenseinheit" hinstellen soll, sind nach Dr. Schenkel enthalten „in den drei großen grundlegenden Wahrheiten: 1. von der normativen Auctorität des göttlichen Wortes, welche die normative Auctorität der Tradition ausschließt, 2. von der rechtfertigenden Kraft des Glaubens als der alleinigen Heilsbedingung, welche die Heilsbedingung des menschlich-kirchlichen Verdienstes ausschließt, 3. von der verfassungsbegründenden Geltung des allgemeinen Priestertums, welche jeden Versuch einer hierarchisch-theokratischen Kirchenverfassung ausschließt." Volle Wahrheit und Offenheit reicht nur so weit, wie der Glaube reicht. Das sehen wir auch hier wieder. Auch Dr. Schenkel, so offen er mit der Sprache herauszugehen scheint, treibt noch ein unwürdiges Spiel mit Redensarten. Das „göttliche Wort" ist ihm nicht in Uebereinstimmung mit dem kirchlichen Sprachgebrauch die Heilige Schrift — von einer solchen weiß er nicht — es ist ihm was die Vernunft in der Schrift gelten läßt. Diese oder, wenn man Dr. Schenkels willkürlichem Sprachgebrauche folgen will, das Gewissen wird also durch den ersten Grundsatz auf den Richterstuhl in der Kirche gesetzt.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 28. Januar. № 8.

Vorwort.

(Schluß.)

An die Stelle des rechtfertigenden Glaubens setzt Dr. Schenkel gleich nachher „die fromme gläubige Gesinnung und Herzensrichtung." Sein Glaube ist also im grellsten Widerspruch gegen den heiligen Paulus und gegen die Reformation, nicht der, welcher Christum ergreift als unsere eigene Gerechtigkeit, sondern er ist eine bloße gegenstandlose Begeisterung, durch die der Mensch sich selbst rechtfertigt, und ein neuer Name für die alte rationalistische Tugend. Durch den dritten Grundsatz werden alle diejenigen von den Aemtern der Kirche ausgeschlossen, welche nicht in den Wegen der Rotte Korah einhergehen, und wenn sie sich durch diesen Schlagbaum nicht abhalten lassen und ein solches Bekentnis unterschreiben, was an gewisse Pacte erinnert, von denen in der älteren Zeit viel die Rede war, so erhalten sie ein Brandmal im Gewissen und werden dadurch innerlich gebrochen und lahm gelegt, so daß sie dem Herrn Omnes gefügig sein müssen.

In der Wahl der Mittel zur Herbeiführung des von ihm gewünschten Zustandes der Dinge ist Dr. Schenkel nicht scrupulös. Er macht in Demagogie, das ist für ihn nach seiner ganzen Eigentümlichkeit das rechte Element, darin befindet er sich wie der Fisch im Wasser, er predigt offen die Revolution in der Kirche. Von den kirchlichen Behörden sei nichts zu erwarten: „Entschiedne Hofnung beseelt uns nur bei dem Gedanken an das evangelische (!) Deutsche Volk. Die Gemeinden müssen sich regen, sie müssen ihr altes gutes Recht, das ihnen durch die Principien der Reformation zugesichert ist, mit Ernst und Nachdruck zurückverlangen. — Ein sicherer Erfolg ist namentlich dadurch bedingt, daß zunächst in den bedeutenderen Städten sich kirchliche Localvereine bilden, welche von Zeit zu Zeit auf allgemeinen Conferenzen zusammentreten. — Diese Einzelvereine bedürfen eines gemeinsamen Mittelpunktes, einer aus Mitgliedern der Deutschen Landeskirchen zusammengesetzten centralen Kirchenconferenz. — Dann werden auch die Kirchenregierungen sich nicht länger stumm und ablehnend gegen das kirchliche Verfassungsband verhalten können. — Die schönste, reifste und herlichste Frucht der Herstellung protestantischer Volkskirchen in Deutschland wird dann die Deutsche Nationalkirche sein." Würde dies Ziel erreicht, dann würde das Wort volle Wahrheit haben: „Deutsches Volk du herlichstes von allen deine Eichen stehn, du bist gefallen", eine weit vollere wie in der Zeit, auf die es sich zunächst bezog, so gewiß als die Knechtschaft unter dem Fürsten dieser Welt weit schmählicher ist als die Knechtschaft unter Napoleon. Dann würde aber auch das Wort: „wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler" von Neuem seine Wahrheit bewähren.

Die Summe aller seiner Gedanken und Neigungen faßt Dr. Schenkel in dem Worte zusammen: „Der Apostel sagt: der Herr ist der Geist, wir können das tiefsinnige Wort auch umkehren und sagen: der Geist ist der Herr", ein Quidproquo ähnlich dem Bettina's: „Fleisch ward das Wort." Mit diesem Dictum werden wir wieder an den Anfang des Jahrhunderts zurückgeworfen und das Wort des Petrus wird von Neuem wahr: „Es ist ihnen widerfahren das Sprüchwort: der Hund frisset wieder, was er gespeiet hat, und die Sau wälzt sich nach der Schwemme wieder im Koth." Der Geist in dem Sinne Dr. Schenkels ist nichts Anderes als die alte Frau Hulda Vernunft.

Dr. Schenkel sucht sich überall durch die Auctorität Luthers zu decken. Es ist erfreulich, daß seinen schmähligen Entstellungen für die, welche sehen können, durch das Werk von Dr. Harnack ein Ziel gesetzt worden: „Luthers Theologie", 1ster Band, Erlangen 1862, in dessen Vorrede von der zweiten Ausgabe von Dr. Schenkels „Protestantismus" gesagt wird, die Darstellung der Lehre Luthers sei hier, beherscht von dem unlutherischen Grundsatze von der Autonomie des protestantischen Gewissens, oft gradezu zur Carricatur geworden.

Wir vermissen zum Schlusse von Dr. Schenkels „kirchlicher Frage" eine Illustration: was Dr. Döllinger dazu für ein Gesicht macht. Seinen stillen Hohn über diesen sich selbst verzehrenden „Protestantismus" abzubilden, wäre in der That eine würdige Aufgabe für einen Künstler.

Dr. Schenkel sagt, sein Ideal habe bereits in der Badischen Kirchenverfassung vom Jahre 1861 einen „Ausdruck gefunden." Wie es dort zugeht, das möge uns ein Artikel des Hessischen Kirchenblattes vom vorigen Jahre zur Anschauung bringen. „Neulich besuchte ich einen Freund, einen Geistlichen in einem Badischen Städtchen. Es hatten kurz zuvor die Wahlen für den Kirchengemeinderath stattgefunden, unter großem Geschrei und mit viel Wühlerei in Wirtshäusern und Familien. Wie waren die Wahlen ausgefallen? Von den anerkannt braven zur Kirche sich haltenden Kirchengemeinderäthen ward nicht

ein Einziger wiedergewählt. Dagegen eine Majorität von den erklärtesten Kirchenverächtern, darunter Leute, die seit 20 Jahren nicht in die Kirche gegangen. Daneben eine Minorität von Schwachköpfen, die mit jenen stimmen. Gegen jene Kirchenverächter ward von kirchlich gesinten Leuten Verwahrung eingelegt, mit Berufung auf den Paragraphen der neuen Verfassungsurkunde, nach welchem es „wünschenswert" ist, daß Leute von bewährter kirchlicher Gesinnung gewählt werden. Die Verwahrung half nichts; die Antwort von oben lautete: kirchliche Gesinnung wäre bei der Wahl eines Presbyters wol „wünschenswert", aber keineswegs „nothwendig". So ist der neue Vorstand in sein Amt eingetreten, ein „Ausschuß" in dem Sinne, wie man das Wort in Porcellan- u. s. w. Fabriken gebraucht. Und womit hat das Collegium seine Thätigkeit begonnen? In der ersten Sitzung ward ein Beschluß gefaßt, daß die von dem gegenwärtigen Geistlichen seit vier Jahren eingeführte Sitte, jedem Brautpare bei der Trauung eine Bibel zu überreichen — abgeschaft werde. Für die nächste Sitzung ist in Aussicht gestellt: Antrag auf Abschaffung der seit drei Jahren eingeführten Altarliturgie. Worin besteht aber diese? Denkt der Leser vielleicht an eine ausführliche Liturgie mit Kyrie, Gloria, Salutation u. s. w.? Es ist nichts, als daß am Altare die sontägliche Epistel oder das Evangelium verlesen wird, während früher am Altare blos ein Gebet gelesen wurde. Aber dieses Verlesen eines biblischen Abschnittes ist diesen Protestanten — etwas Katholisirendes."

In Rom hat bei Gelegenheit der Canonisirung der Japanischen Märtyrer eine großartige Demonstration zu Gunsten der weltlichen Herschaft des Papstes stattgefunden. Hunderte von Bischöfen sind dort wie zu einem Concile versammelt gewesen. Wir zweifeln, daß es unter den vorliegenden Umständen weise und fromm war, mit solcher Entschiedenheit zu erklären, „daß die weltliche Souveränität für das Heil der Kirche und für die freie Regierung der Seelen durchaus erfordert wird." Diese weltliche Herschaft ist jetzt nicht blos bedroht, sie ist factisch schon fast geschwunden. Drei Viertheile des Gebietes sind schon in fremder Hand, nicht gegen, sondern mit dem Willen der Bevölkerung, und das letzte Viertheil wird nur mit Hülfe fremder Bajonette noch gegen den Andrang von innen und von außen behauptet. Es wäre wol angemessener, sich Gottes Leitung zu übergeben, auf seine Winke zu achten und sich so einzurichten, daß die Kirche auch ohne Kirchenstaat bestehen kann. Das war Döllingers vergeblicher, aber weiser Rath, den jetzt die Münchener theologische Facultät entgelten muß, welcher die Bischöfe die Studierenden mehr und mehr entziehen.

Die Allocution des Papstes und die an ihn gerichtete Adresse enthalten nichts, wodurch wir an Dan. 9 erinnert würden, dagegen viel von „jener gottlosen Verschwörung, von jenen strafbaren hinterlistigen Kunstgriffen", viel auch von gegenseitigen Lobeserhebungen. Der Papst sagt zu den Bischöfen: „zumal wir Euch an unserer Seite haben, Euch, die ihr mit hoher Frömmigkeit ausgezeichnet seid und mit so vielen Tugenden."

Die Bischöfe sagen zu dem Papste: „Du bist der Einheitsmittelpunkt, Du bist für die Völker das von der göttlichen Weisheit bereitete unaufhörliche Licht, Du bist der Felsen, Du bist der Grund der Kirche selbst." Das für die Völker bereitete Licht weist hin auf Luc. 2, 31. 32, wo Symeon spricht: „welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht zu erleuchten die Heiden"; der Grund im Unterschiede von dem Felsen kann nur auf 1 Cor. 3, 11 bezogen werden: „Einen andern Grund kann Niemand legen außer dem der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus." Der Papst, da er diese Worte vernahm, hätte gedenken sollen an das, was in Apgsch. 12 von Herodes geschrieben steht: „Das Volk aber rief zu: das ist Gottes Stimme und nicht eines Menschen. Alsbald schlug ihn der Engel des Herrn, darum, daß er die Ehre nicht Gott gab und ward gefressen von den Würmern." Solche Uebergriffe sind um so bedenklicher in Zeiten der Heimsuchung, wo die Würmer ihr Werk bereits begonnen haben — wir erinnern nur an die 12000 Geistlichen, welche im vorigen Jahre die Adresse von Passaglia gegen die weltliche Herschaft des Papstes unterzeichnet haben — und wo Alles zur Demüthigung unter Gottes starke Hand auffordert. Die Adresse soll auf lebhaften Widerstand unter den Bischöfen gestoßen sein. Wir hoffen, daß dieser Widerstand sich auch auf diesen Punkt bezogen haben wird und daß namentlich die Deutschen Bischöfe nicht unterlassen haben werden, gegen solche Menschenvergötterung ihre Stimme zu erheben, wie einst gegen das Dogma von der unbefleckten Empfängnis.

Es ist in der Römischen Kirche jetzt eine sehr lebhafte Neigung vorhanden, die Schäden der Kirchen der Reformation aufzuspüren, sie ins Maßlose zu übertreiben, gegen die Licht seiten das Auge zu verschließen. Dr. Jörg, Dr. Döllinger, die Gräfin Hahn-Hahn haben hierin das Möglichste geleistet. So wenig wir an sich eine Freude an einer solchen Splitterrichterei haben, so sehr wir es für die Aufgabe jeder Kirche halten, das Auge vorzugsweise auf die eignen Schäden zu richten, besonders in einer Zeit wie die unsrige, wo diese Schäden bei allen Kirchen so ungeheuer groß sind, so halten wir es doch nach der Worte: „antworte dem Narren nach seiner Narrheit, daß er sich nicht weise lasse dünken" für ersprießlich, daß der Römische Kirche einmal recht nachdrücklich Gleiches mit Gleichem vergolten werde. Dies ist geschehen in dem im vorigen Jahre erschienenen „Handbuch der protest. Polemik gegen die Römisch Katholische Kirche" von Dr. Hase in Jena. Der Standpunkt des Verfassers, den er sich wol hütet offen zur Schau zu tragen, theils wol um den Wirkungskreis seines Buches nicht zu verengern, besonders aber weil er fühlt, daß ein Individuum mit seiner subjectiven Ansicht gegen eine Kirche und zumal eine solche Kirche einen mislichen Stand hat, ist nicht der unsrige. Wir sprechen es offen aus, daß fromme Katholiken uns innerlich weit näher stehen als Dr. Hase. Welch eine weite Kluft zwischen ihm und uns besteht, das tritt überall da hervor, wo er mit seiner Meinung offener hervortritt, z. B. bei dem he

ligen Abendmal und bei der Ehe: bei der letzteren bezieht er die Unlösbarkeit, die der Herr in Bezug auf die Ehen, wie sie sind, ausspricht, blos auf die Idee der Ehe, und entblödet sich nicht zu sagen: „Sollen zwei Menschen deshalb, weil sie vielleicht in halbträumerischer Jugend sich zusammengethan haben, wie Galeerensclaven ihr Leben durch zusammengeschmiedet sein.“ Als ob nicht über dem träumerischen Treiben der Menschen Gottes weiser und klarer und heiliger Rathschluß waltete und als ob nicht diesem sich zu unterwerfen Pflicht und Seligkeit wäre. Indessen die Römische Kirche bietet viele Blößen dar, welche aufzudecken auch ein solcher Standpunkt die Berechtigung hat, und der Verfasser hat in der Ausrichtung dieses Werkes umfassende, auf ausgedehnten Reisen, besonders in Italien (ein Theil des Werkes wurde in Rom geschrieben) gewonnene Kenntnis, einen Reichtum von persönlichen Anschauungen, gefällige Darstellung entfaltet, auch seine Gegner an Feinheit und Gerechtigkeit überboten. Mit dem Witze, der nicht selten einen profanen Beigeschmack hat, haben wir uns nicht überall befreunden können. Wir halten es für eine Pflicht der Katholischen Stimmführer, diese bittere Medicin einzunehmen, ebenso auch für eine Pflicht derjenigen unter uns, bei denen die Katholischen Sympathien über das Maß hinausgehen, welches durch den Katholischen Geist der Kirche geboten wird, und sie zur Ungerechtigkeit und Undankbarkeit gegen die eigne Mutter verleiten. Hier liegen nicht Räsonnements vor, sondern vorwiegend Thatsachen, die mit unbefangenem geschichtlichen Sinne zusammengestellt werden. Von besonderem Interesse ist der Abschnitt: Beisachen, der sich mit Cultus, Kunst, Wissenschaft und Literatur beschäftigt.

Der brudermörderische Krieg in den früher vereinigten Staaten Nordamerika's hat auch im vorigen Jahre fortgewüthet, zur Trauer für jedes christliche Herz, das die Unterthanen des Friedefürsten so gegen einander entbrennen sieht. Es ist besonders in den Zeiten des N. T., welche mit dem: „Friede auf Erden“ eingeleitet wurden, ein jämmerliches Schauspiel, wenn das Wort von Neuem sich erfüllt: „Durch den Zorn des Herrn der Heerscharen wird verfinstert das Land und es wird das Volk wie des Feuers Speise, sie schonen nicht ein Jeder seines Bruders. Man schneidet zur Rechten und hungert, und frißt zur Linken und wird nicht satt. Sie fressen ein jeder das Fleisch seines Armes. Manasse Ephraim und Ephraim Manasse.“ Woher kommt es, daß die Sympathien in diesem Kampfe bei den Conservativen so unverkennbar auf Seiten der Südlinger sind? Ein Hauptgrund scheint uns der zu sein. Der Kampf Amerika's gegen England im vorigen Jahrhundert war offenbar kein bloßer Aufstand, er war im eigentlichsten Sinne eine Revolution, die erste unter den Revolutionen, welche im vollsten Sinne diesen Namen verdienen. Das tritt uns deutlich entgegen, wenn wir die „Erklärung der Menschenrechte“ ins Auge fassen, welche gleich zu Anfang und als das Programm der ganzen Action von Washington in Umlauf gesetzt

und mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, so daß sie die Seele der ganzen Bewegung bildete. Es heißt darin unter Anderem*): „Alle Menschen sind in gleicher Weise frei geboren; sie besitzen gewisse natürliche Rechte, die sie auf keine Weise ihren Nachkommen entziehen können. — Alle Obergewalt ruht im Volke und von ihm ist sie überall ausgegangen. — Das Volk hat ein unveräußerliches, unverwirkbares Recht, die Form seiner Regierung nach seinem Gefallen zu verbessern, zu verändern, abzuschaffen. — Der Begrif einer erblichen höchsten obrigkeitlichen Person ist unnatürlich und abgeschmackt. — Keine Regierung, die von der Regierung des Landes (Virginien) unabhängig oder von derselben verschieden ist, hat ein Recht, innerhalb der Gränzen Virginiens etwas anzuordnen.“ Abschaffung der Pietät, Beseitigung jeder von Gott gesetzten Schranke, das ist mit einem Worte die Bedeutung dieser Erklärung der Menschenrechte, auf deren Ursprung plötzlich ein Licht fält, wenn wir zum Schlusse der angeführten Biographie Washingtons lesen: „Die Freimaurer, deren Bund er angehört, senkten ihn nach ihrem Brauch unter einem Schauer von weißen Rosen ins Grab.“ Diese Grundsätze sind bis dahin stets in den Vereinigten Staaten hochgehalten worden, auch von den Leuten christlicher Gesinnung. Die glorreiche Revolution galt als die eigentliche Ehre des Volkes, die Männer, die sie herbeiführten, waren seine Heroen. Die Südlinger nun haben weiter nichts gethan, als diese geheiligten Grundsätze angewandt, da ihre Interessen in Conflict mit denen der Nordländer getreten waren. Wie konnte man von ihnen Pietät gegen die Union verlangen, nachdem man die Pietät, die Unterordnung unter eine objective göttliche Ordnung überhaupt aufgehoben hatte? War Virginien berechtigt, sich von seinem Könige loszureißen, warum nicht auch von seinem Präsidenten? Heißt es nicht hartnäckig wider Gott streiten, wenn man sich nicht in die natürlichen Folgen der eignen Grundsätze fügen will, in denen sich das Gericht Gottes vollzieht?

In der Ostindischen Kastenfrage sind im vergangenen Jahre zwei neue Veröffentlichungen erschienen. Das Collegium der evang.-luth. Mission in Leipzig verfaßte auf den Wunsch der Generalversamlung von 1861 eine eingehende Darstellung seiner Praxis und veröffentlichte sie in der Schrift: „die Stellung der evang.-luth. Mission in Leipzig zur ostind. Kastenfrage.“ Als Gegenschrift erschien: „Zeugnisse der ostindischen Kastenfrage, gesammelt von C. Ochs“, Dresden 1862. Die Losung ist auf der einen Seite: „die Kaste ist ein bürgerlicher Unterschied“, auf der andern: „Kaste ist religiös schon in ihrem Ursprunge.“ Welche von beiden Parteien Recht hat, darüber kann nur eine langjährige Erfahrung entscheiden. Es ist Thatsache, daß die Kaste, wie sie ist, von religiösen Anschauungen ganz durchzogen und getragen wird, und es fragt

*) Venedey, Georg Washington, Freib. 1861, S. 72.

sich nun, ob das Religiöse ausgeschieden und der Unterschied zu einem blos bürgerlichen herabgesetzt werden kann. Die Englischen Missionare, welche überall geneigt sind, gleich mit dem Messer zuzufahren, verneinen ohne Weiteres diese Frage. Sie sollten aber zufrieden sein, daß ihre Ansicht fast das ganze Missionsgebiet einnimt, sollten sich freuen, daß in einem Winkel auch mit der entgegengesetzten praktische Versuche angestelt werden. Für die Berechtigung solcher spricht uns mehr wie alles Uebrige, daß Schwartz, die Perle aller ostindischen Missionare, sich während seiner fast ein halbes Jahrhundert füllenden reich gesegneten Arbeit aller Angriffe gegen die Kaste enthalten hat. „Nie — schreiben im J. 1809 die Missionare von Tanjore — wurde von irgend einem, der das Christentum annehmen wollte, verlangt, daß er die Kaste aufgeben solle." Es ist traurig, daß Missionar Ochs in einer jedenfalls doch so zweifelhaften Sache die Auctorität der Gesellschaft für nichts geachtet hat, von der er seine Mission empfing, und daß seine Anhänger noch immer fortfahren, in dieser Gesellschaft Zertrennung anzurichten.

Das Wesen der Taipings in China ist im vorigen Jahre so offenbar geworden, daß auch diejenigen unter uns an ihnen irre geworden sind, welche sonst ihre Sache eifrig vertraten. Wir verkennen nicht, daß es nahe lag, die Bewegung mit Theilnahme zu betrachten: in ihr lag der erste eigentlich großartige massenhafte Erfolg der Mission in diesem Jahrhundert vor. Man hätte aber zwei Punkte schärfer ins Auge fassen sollen, so würde man vor Täuschung bewahrt geblieben sein. Zuerst, daß die religiöse Bewegung hier mit einer Revolution Hand in Hand ging, was freilich für die Englische Anschauung leider kein bedenklicher Makel ist. Was in der Schrift von der Obrigkeit gesagt wird, darf allerdings nicht ohne Weiteres auf die Chinesischen Verhältnisse angewandt werden. Der Chinesische Staat ist nicht in dem Maße wie der Römische, auf den sich diese Aussprüche zunächst beziehen, ein Rechtsstaat. Aber eine Quasilegitimität findet doch auch dort statt, und auf einer ohne allen göttlichen Beruf unternommenen Auflehnung kann kein Segen ruhen, alles Blutvergießen tritt da unter den Gesichtspunkt des das Gewissen schwer belastenden Mordes. Das Zweite ist, daß die Taipings, nachdem sie von der Mission die ersten Anfänge christlicher Erkentnis erhalten hatten, sofort auf eignen Füßen stehen wollten. Das konnte nicht gut abgehen, trotz dem, daß sie eifrig bemüht waren, die heiligen Schriften zu drucken und zu verbreiten. Nur das in der bereits gewordenen Kirche wurzelnde Lehramt konnte verhüten, daß das aus dem Chinesischen Volksgeiste hervorwuchernde Unkraut die keimende Saat nicht unterdrückte. Wie wenig bei einem Gemisch aus christlichen Ideen und eignen Phantasien herauskomt, das hat die Erfahrung am Mohammedanismus hinreichend gezeigt, der in mancher Beziehung schlimmer ist als das eigentliche Heidentum.

Ein langjähriger treuer Mitarbeiter der Ev. K. Z. Pfarrer Dr. theol. Reich zu Reichelsheim im Großherzogl. Hessischen Odenwalde ist im vorigen Jahre heimgegangen, in einem Alter von nur 48 Jahren, zu früh für seine zahlreiche unversorgte Familie, zu früh auch für uns, wenn wir die Sache mit Menschenaugen ansehen. Ueber seinen inneren Lebensgang sagt das Hessische Kirchenblatt: „Eine theologische Facultät, welche nur mit den Zweifeln des Unglaubens das Herz zu erfüllen vermochte (die Giessener), hatte ihn zum Dienst vorbereitet. Schleiermacher wurde da für ihn die Brücke zum Glauben. Ein bis zwei zum Glauben schon vorgedrungene Amtsbrüder — die Erstlinge in Hessen — reichten ihm die Bruderhand; und so arbeitete er sich empor aus der Einseitigkeit der Schleiermacherschen Doctrin, wie des Pietismus zu einer immer klareren kirchlicheren Ausprägung seines theologischen Standpunktes." Aus seinen zahlreichen Arbeiten für die Ev. K. Z. heben wir nur den Artikel über Bunsens Hippolytus und den über Schleiermachers Briefwechsel hervor. Er war ausgezeichnet durch Tiefe der theologischen Einsicht und rücksichtslosen Zeugenmuth. Auch Dr. Barth zu Calw ist nach rastlosem und reich gesegnetem Wirken, besonders in der Missionssache, dann in der Leitung des Calwer Vereins für Ausbreitung christlicher Schriften, im vorigen Jahre abgerufen worden. Ebenso ganz am Ende desselben Rud. Stier, dessen lebendige und unerschütterliche Ueberzeugung von der Göttlichkeit der Heiligen Schrift auf so weite Kreise einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt hat. Beiden Männern verdankte auch die Ev. K. Z. in den ersten und schwierigsten Jahren ihres Bestehens trefliche Beiträge.

„Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht", mit dieser Losung wollen wir in das neue Jahr eintreten, wollen mit einem durch sie gestärkten Herzen und dankend für den im vorigen Jahre uns so reichlich zu Theil gewordenen erquickenden Zuspruch der Brüder fortfahren zu wirken so lange es Tag ist, ehe denn die Nacht komt, da Niemand wirken kann.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 31. Januar. № 9.

Gedanken über das Kirchenbuch.

Ein Kirchenbuch ist ein Buch von ganz besonderer Art. Seinen Charakter im Ganzen theilt es mit keinem andern gedrukten oder geschriebenen Buch. Einige Aehnlichkeit allerdings hat es mit einer Chronik oder Geschichtstabelle, mit einem Geschlechtsregister oder einer Samlung von Stammbäumen; einige Aehnlichkeit ferner mit einer Bevölkerungsliste, einem Wohnungsanzeiger, einem Civilstandsregister. Und doch ist es keins von dem allen, obschon es möglicherweise alles, was jene enthalten, in sich vereinigen kann. Andererseits hat es manches gemein mit einem Geschichtsbuch, einer Zeitung, einer Samlung von Familiengeschichten, von moralischen und religiösen Erzählungen, mit einem Erbauungsbuche sogar. Und doch ist es wiederum keins von diesen, wenngleich es reichlichen Stof zu dem allen zu liefern im Stande ist. Das Kirchenbuch ist sofort kein Kunstwerk, kein Epos, kein Drama, wiewol es voll ist von tausend Anklängen und reichen Motiven dazu. Der Inhalt der Kirchenbücher kann nicht gesungen, nicht nacherzählt, nicht aufgeführt oder künstlerisch dargestelt werden, ja kaum lesen kann man es, und nie wol hat man ein Kirchenbuch gedrukt. Wenngleich mit unaufhörlichen Nachträgen vermehrt, in unabläßiger Correctur begriffen komt es niemals zu Ende, und obschon für ein nicht kleines Publicum der Gegenwart und Zukunft bestimt, komt es niemals heraus. Es bleibt in den Händen des Verfassers, des Samlers oder wie man den nennen will, der es schreibt, und dieser, der zugleich Welt-, Kirchen- und Familien-Geschichte, Drama, Epos und Lyrik, ja Asketik und Komik schreibt, er hat als solcher weder Antheil an der Erfindung und Ausführung, noch Interesse an Aufnahme oder Beifall im Publicum.

Bei dem allen hat das Publicum, die Gemeinde, ein Interesse und zwar ein tiefes, reges Interesse am Kirchenbuch. Dies Interesse ist einmal von materieller, dann aber auch von ideal-sittlicher Natur. Es hängt daran in der That Wol und Weh einzelner Personen, oft ganzer Familien, Haus, Hof und Vermögen, weltliche und kirchliche Ehre, Name, Verwandtschaft, Hausfriede, Familien- und Herzensglück.

Aber auch hiermit ist das allgemeine Interesse am Kirchenbuch noch nicht erschöpft. Seine Tiefen liegen noch auf einem andern Gebiet. Ohne sie erkannt zu haben, erkent man auch den besondern Charakter des Kirchenbuches nicht.

Zunächst sind es nur Gefühle, Ahnungen, welche, abgesehen von dem genannten praktischen Interesse, die Gemeinde wie den Geistlichen zu dem Kirchenbuch hinziehn.

Beobachten wir den Laien, zumal den sogenannten gemeinen Mann, wie er im Pfarrhause vor dem ihm von dem Pastor aufgeschlagenen Kirchenbuch dasteht. Mit welcher Hingenommenheit beugt er sich, wenn er anders nicht gänzlich verkommen ist, über das große wunderbare Buch und blikt auf die lieben vertrauten Namen der Kinder, der Gattin, der Eltern, der längst heimgegangenen Voreltern hin, die der Pastor ihm zeigt. Und so die Witwe, die Mutter, die Braut. Allerlei Gedanken steigen in dem Betrachtenden auf, richtige und wunderliche Meditationen und Combinationen. Es ist doch ein besonderes Buch, so möchten wir seine Gedanken uns auslegen, daß ein jeder seinen Namen darin zu stehen hat, daß er getauft und geboren ist, und seine Frau und Kinder dazu; und wenn man gestorben ist, komt man auch dahin. Es ist doch ein kluges Buch, das Kirchenbuch, daß so manches darin steht, wo kein lebendiger Mensch mehr von weiß, der Prediger allein nicht. „Es steht alles darin", versichern die Leute oft genug laut, wenn der Pastor sie nach näheren Umständen fragt; „es weiß sich nur nicht ein jeder gleich zurechte zu finden", ist der Hintergedanke. — Das Kirchenbuch gilt ferner eo ipso für ein altes Buch, das wo möglich bis in den Anfang des Christentums oder bis auf Adam zurückreicht. „Er ist so alt, daß er nicht mal im Kirchenbuch steht", ist eine ironische Redensart, die ungefähr so viel heißt als die andere: so alt wie Methusalem. So gleichsam die Fortsetzung der Geschlechtsregister und der Chronika in der heiligen Schrift, ist das Kirchenbuch die Chronika der Gemeinde. Auf alle Fälle verhält es sich zu der Kirchenbibel auf dem Altar wie die Familien-Notizen auf den letzten Blättern einer Haus- und Familienbibel zu dieser. Das Kirchenbuch ist ferner ein Buch, dem man aufs Wort glaubt. Der Pastor kann sich versprechen („verredt sich doch der Priester auf der Kanzel"), er kann sich verlesen, verschreiben, mit Einem Wort irren, das Kirchenbuch aber nicht. Solch Zutrauen, solche Zuneigung hat das Volk zu keinem andern Buche, mit Ausnahme der Bibel. Schwarz auf Weiß hält ja bekanntlich bei einem guten (oder vielmehr übeln) Theil unsers Volkes nicht mehr Stich. „Er lügt wie gedruckt" hat eine böse moderne Auslegung bekommen. „Wie es im Buche steht" wird noch allenfalls auf die Bibel bezogen. — Sonach ist das Kirchen-

buch ein Buch, das irgend welche Verwandtschaft mit der heil. Schrift hat oder doch in bestimter Beziehung zu ihr steht, das vor Allem auf Glauben beruht, das, wo ihm der Glaube genommen würde, allen Wert, alle Bedeutung verlöre. Es ist ein geheimnisvolles Buch und doch kein Geheimbuch, ein geheiligtes, wenn auch nicht ein heiliges Buch. Mit dem Allen endlich ist das Kirchenbuch ein durchaus populäres Buch, populär in jenem besten Sinne des Wortes, in welchem nur das populär, was irgend wie geheiligt und darum zugleich auch geheimnisvoll ist; denn das Plane und Profane, das völlig Geheimnislose kann nie populär, wahrhaft volksmäßig und volkstümlich sein. Wie die Kirche selber, so ist das Kirchenbuch ein Stück ererbtes Gesamteigentum der Gemeinde, eine Art alten, aber nie veralteten Heiligtums, ein Verwahrsam des Pastors.

Aehnliche, wenn auch klarere Gedanken und Anschauungen schweben dem gebildeten Christen, namentlich aber dem Pastor bei seinem Kirchenbuche vor.

Wenn der Pastor, um etwa ein Attest auszustellen, sein Kirchenbuch zur Hand nimt, kann er es ohne eine gewisse fromme Achtung und Scheu in die Hand nehmen? kann er es aufschlagen oder an seinen Ort stellen, ohne eine ganz besondere, vielleicht gemischte, aber immerhin recht ernste, andächtige Bewegung des Herzens? — Wenn der Pastor, um eine neue Eintragung zu vollziehen, sich vor sein Kirchenbuch sezt, sezt er sich nicht dazu noch ganz anders zurecht als sonst zu irgend einer andern von seinen mancherlei, scheinbar viel wichtigeren schriftlichen Arbeiten?

Woher wol dies Alles? Weil er es mit einem officiel anerkannten Buche zu thun hat? weil er sich seiner Verantwortung, es sei den Behörden, es sei dem gegenwärtigen und kommenden Geschlechte gegenüber, bewußt wird? Oder weil sein Auge auf der Handschrift derjenigen ruht, die vielleicht Jahrzehnte, Jahrhunderte vor ihm an eben dieser Stelle gesessen haben, und deren Hand und Auge drüben unter den großen Leichensteinen längst ruhen von ihrer Arbeit? — Vielleicht dies Alles; denn „gestern war es an mir, heute ist es an dir!" „ich bin nicht besser denn meine Väter." Auch hangen ja wirklich — und dies darf dem secretarius ecclesiae nie aus dem Sinne kommen — jene angedeuteten rechtlichen Folgen, Wol und Wehe von Personen und Familien von seinen Eintragungen ab. So ist in der That auch die Ausfertigung eines Auszuges aus dem Kirchenbuch eine kirchliche und schon deshalb immerhin wichtige Handlung; eine Eintragung ins Kirchenbuch aber gewissermaßen eine That von religiöser Bedeutung. — Ist nicht der Pastor der Chronist seiner Gemeinde, man möchte sagen der heilige Chronist? *)

Dennoch sind es auch hier viel tiefere und damit mannigfaltigere Gedanken, die dem Pastor beim Anblick des Kirchenbuches, bei dem Umgang mit diesem seinem täglichen Stu-

*) Heilig hier wie in den Ausdrücken „heiliger Mann" (Hilgemann), „heilige Höfe" u. s. w.

ben- und Studien-, Lebens- und Leidensgenossen zu Herzen kommen.

Auch dem Pastor ist sein Kirchenbuch ein geheimnisvolles und gewissermaßen geheiligtes Buch. Auch für ihn haftet an demselben ein Charakter, wie ihn kein zweites unter allen Büchern seiner Bibliothek, unter allen Acten und Documenten seines Pfarr-Archivs an sich trägt. Muß ihm doch bei seinem Taufregister — und dies ist das eigentliche Kirchenbuch, — schwarz auf weiß die lebende und wachsende Gemeinde — das Buch des Lebens vor Augen schweben, in welches der Mensch, im Wasserbad wiedergeboren, bei Gott im Himmel mit Namen verzeichnet ist; ob auch dieser Name unverlöscht darin bleiben wird? — Muß ihm doch bei seinem Todtenregister — dem Abbild des Kirchhofes, dem Kirchhof im Kirchenbuch — das jüngste Gericht mit seiner endlichen unwiderruflichen Scheidung vor seine Seele treten! Von ihrer etlichen, die er verzeichnet, weiß er wol, sie sind aus der streitenden in die triumfirende Kirche übergeschrieben; aber wo sind die neune? wo sind die vielen? die meisten? — und an wem liegt die Schuld? — Ueberdies die Vergleichung zwischen Taufbuch und Todtenbuch. Unser Leben ist einer Hand breit bei dir! — Werden nachgrade doch alle, die im Taufbuch verzeichnet stehn, in das Todtenbuch eingeschrieben, gleicherweise wie sie nach kurzen Tagen von der Wiege in den Sarg gelegt werden. Kent auch ihre Stätte sie nicht mehr, Ein Epitaphium bekomt doch jeder getaufte Christ, das Epitaphium im Kirchenbuch. — Endlich das Trauregister. Es hat dasselbe seine besonderen Betrachtungen für den trauenden Geistlichen, dem seine Gemeinde am Herzen liegt; doch führen wir sie an dieser Stelle nicht aus. Die nächste Vergleichung würde das Verzeichnis der Confirmirten an die Hand geben; und wie anders klingt meist der Einsegnungsspruch am Traualtar und der Trauspruch am Grabe? Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wo du hingehst, da will ich auch hingehn, wo du stirbst, da sterbe ich auch ꝛc.

Alle solche Betrachtungen und Empfindungen, worin endlich haben sie ihren letzten und entscheidenden Grund? Wir meinen im Glauben, in der Religion. Wie dem christlichen Laien das Kirchenbuch nichts ist ohne den Glauben, das moralische Zutrauen, und damit im Zusammenhange den Glauben als solchen überhaupt: so in der That hat es seinen eigentlichen, tiefsten Charakter und damit sein tiefstes Interesse an seinem innigen Zusammenhange mit der Kirche, dem Christentume, dem Reiche Gottes überhaupt. Daß es ein Kirchenbuch ist, daß Taufe und Wiedergeburt, Wort, Segen und Sacrament seine lebendigen Säulen und beständigen Triebfedern sind, das gibt ihm Charakter, Interesse, Wert und Bedeutung. Daß es ein Kirchenbuch ist, daß eben unterscheidet es von Stammbaum und Stammrolle, von Chronik und Zeitung, von Wohnungsanzeiger und Civilstandsregister. Daß es ein Kirchenbuch ist, das gibt ihm auf der andern Seite den geschichtlichen, epischen, den dramatischen, hin und wieder auch lyrischen, und besonders den elegischen Charakter. Daß es ein Kirchenbuch ist, das

endlich und vor allen Dingen drükt ihm den Stempel der Erbaulichkeit auf. Es läst sich daher auch, zumal an älteren, doch auch an jüngeren Kirchenbüchern mit ziemlicher Bestimtheit nachweisen, ob die Hände, die daran geschrieben, sich anderwärts für ihre Gemeinden zu falten gewohnt gewesen, ob die Eintragungen von kirchlichen und gläubigen Pastoren vollzogen sind oder nicht.

Gehen wir aber nunmehr noch etwas näher auf den Inhalt des Kirchenbuches ein und versuchen wir es, an diesem insonderheit das geschichtliche und erbauliche Interesse des Kirchenbuches hervorzuheben, um das bisher mehr andeutungs- und behauptungsweise Gesagte heller und in concreteren Zügen ins Licht zu stellen.

Ein Kirchenbuch ist unter allen Umständen ein interessantes und erbauliches Buch. Bietet es auch in seiner heute vorgeschriebenen Gestalt auf den ersten Blick nicht viel mehr als einen chronologisch geordneten Haufen von allerlei Namen und Zeitbestimmungen dar, so sind doch diese Angaben und Namen nicht trocken und äußerlich wie in einem Wohnungsanzeiger, in einer Stammrolle aneinander gereiht; sie weisen vielmehr auf einander hin, stehen vorwärts, rückwärts, seitwärts mit einander im engsten Zusammenhange und geben ein Bild der Gemeinde jetziger und vergangener, ja zum Theil auch zukünftiger Zeit. Mit seinen tausend durch einander geschlungenen Stammbäumen erinnert das Kirchenbuch an das Gleichnis Homers, über welches Herder schon als Knabe geweint hat. Geschlechter sieht man auftauchen und verschwinden, bald allmälig, bald plötzlich; hier verbinden sie sich, dort fallen sie auseinander; hier steigen sie zu Ehren, dort verlieren sie sich in Armuth oder Schande. Ein Kirchenbuch enthält, auch abgesehen von den etwa eingestreuten Bemerkungen erzählender Art, die Geschichte der Gemeinde; damit zugleich aber wieder ein Stück heimatlicher und vaterländischer Geschichte. Es kann nicht fehlen, daß das Fürstenhaus, die Verfassung des Landes, die gesellschaftliche Ordnung, Krieg, Aufruhr, theure Zeiten und verheerende Krankheiten in dem unscheinbaren Spiegel der Eintragungen des Kirchenbuches sich zeigen. Keine politische, keine kirchliche oder sociale Begebenheit, die für die heimatliche Provinz, das Vaterland, ja die Welt überhaupt von durchschlagender Bedeutung gewesen, und deren Spuren nicht irgend wie auch in dem Kirchenbuche ersichtlich wären. Das Fürstenhaus spiegelt sich — in neueren Zeiten — in den Namen der Getauften; allerlei Titel und Stände vom Fürsten, Minister und General bis zum Bürger, Bauer und wandernden Bettler hinab treten auf in den Beziehungen der Väter, der Pathen, der Getrauten, der Verstorbenen. Regimenter von allen Waffen und Farben, fremde und einheimische Kriegesvölker, Marodeure, enrollirte, blessirte und abgedankte Soldaten ziehen an uns vorüber; wüste Höfe, abgebrannte Dörfer und Kirchen, Schlachtfelder und Lazarethe in eignen und fremden Landen öffnen sich unserm Blick. Der dreißigjährige, der siebenjährige Krieg, die Revolutionen von 1789 und 1848 verleugnen ihre

Spuren durchaus nicht. Der Geist der Zeiten mit seinen Vorzügen und Vorurtheilen, mit seinen sittlichen und socialen Gebräuchen und Gebrechen; das Volk mit seinen Leiden und Freuden, seinen Hoffnungen und Klagen aus heutiger und vergangener Zeit stelt sich in concreten, der Wirklichkeit entnommenen Gestalten vor unsere Seele. Alles ist lebenswahr, von Zeitgenossen verzeichnet, authentisch.

Dazu wie viel Stof für genetische Statistik, Geschichte der Personen- und Familiennamen, der Titel, der Krankheiten u. s. w.!

Mehr als dies alles indessen ist es die doppelte Betrachtungsweise des persönlichen und des kirchlichen Lebens, welche den theilnehmenden Beobachter an das Kirchenbuch fesselt; und auf diesen beiden Seiten insonderheit, die indessen in Wirklichkeit nicht zu trennen sind, liegt das erbauliche Interesse des Kirchenbuchs.

Wie ein doppelter Dreiklang mit seinen Harmonien und Disharmonien klingen die Worte geboren, verlobet, gestorben, — getaufet, getrauet, begraben unabläßig aus dem Buche in der Lesenden Herz. Der unabänderliche Wechsel des natürlichen Lebens mit seinem tiefen Ernst und unabwendbaren Schritte kann nirgends so deutlich vernommen werden als hier. Der Mensch vom Weibe geboren lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe, gehet auf wie eine Blume und fällt ab, fliehet wie ein Schatten und bleibet nicht. Das ist die Signatur des Kirchenbuches, wie es die Signatur jedes Menschenlebens ist. — Wiederum ist jede von diesen großen Begebenheiten des natürlichen Menschenlebens verklärt und durchheiligt von den Erweisungen der göttlichen Gnade; und wie ein cantus firmus klingt es in aufhörlicher Wiederholung gleichsam vom hohen Chor des Kirchenbuches hernieder:

Sein Wort, sein Tauf, sein Nachtmal
Dient wider allen Unfall;
Der heilige Geist im Glauben
Lehr' uns darauf vertrauen.

Weiter jedoch sind es nicht blos diese großen persönlichen Begebenheiten, Geburt und Tod nebst der dazwischen liegenden tiefsinnig so genannten Hochzeit, auch nicht allein die göttlich und kirchlich geordneten Thaten der persönlich zueignenden Gnade, Wort und Sacrament, dem Anfang, Mittel und Ende des Christenlaufes, welche uns aus dem dreifachen Bau des Kirchenbuches entgegentreten. In den Klang der Tauf-, Trau- und Todtenglocke mischt sich noch manch andrer Ton von specielleren und allgemeinerer Deutung.

Das Kirchenbuch führt uns in die Geburt- und Wohnstube ein. Bald leiser, bald lauter vernehmen wir das Wimmern der Gebärenden, das Weinen der Gebornen. Mögen die betreffenden Notizen direct Beziehung darauf nehmen oder nicht, es klingen uns die Stellen der h. Schrift an das Herz, wo von der Geburt, namentlich der schweren Geburt — wie einer Rahel — erzählt wird, wo die Wehen und Schmerzen von Gott dem Herrn dem weiblichen Geschlechte im Anfang

auferlegt, von den Propheten in hohen Bildern und Weissagungen allegorisch geschildert werden. Auch einer Siphra und Pua wird dabei nicht vergessen. Nicht minder freilich klingen auch die süßen evangelischen Worte von dem Weibe, wenn sie gebäret, und von dem Menschen, wenn er zur Welt geboren ist, durch solche Einzeichnungen hindurch. Ueber dem allen aber schwebt das weihnachtliche Bild von der in Erfüllung gegangenen Weissagung: Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns gegeben! — Auch Geburten auf der Reise, auf dem Marsche, im Dorfkruge kommen vor.

Das Kind soll getauft, das Menschenkind ein Gotteskind werden. Vater und Mutter besprechen sich über den Namen. Soll es nach seinem Vater Zacharias genannt werden? Mit nichten, sondern Johannes soll es heißen, ob auch niemand in der Freundschaft ist, der so heiße. Der Name von einem der Pathen, der Großeltern, sonstigen Verwandten und Vorfahren wird dem Kinde ertheilt, oder ein Gesicht, ein Gelübde, die Schrift, der Kalender, in neuerer Zeit ein Roman gibt den Anlaß zur Namenwahl. Auch hiervon verrät das Kirchenbuch einiges. — Man sieht das Geborne zum Bade der Wiedergeburt tragen. Da, wo es vom Mutterleib (der Mutter) in den Mutterleib (der Erde) zurückfält, komt die Kirche mit dem Sacramente ins Haus. Lasset die Kindlein zu mir kommen, spricht der Erlöser, spricht die uralte Taufliturgie, und das Bild von der Taufe im Jordan steht den Pathen vor Augen, sei es auf dem Grunde des alten nürnberger Taufbeckens oder doch im Glauben und Geist.

Spielend auf dem Hof, in der Heide, lernend in der Schule, hütend auf dem abgeernteten Felde finden wir die Knaben, die Mädchen bei der Großmutter, bei der Wiege der kleinen Geschwister, im Garten; obgleich solche Bilder uns meist nur auf dem dunklen Rand des Todtenbuches gezeigt werden.

Es kommen die Knechte- und Mägdezeiten, die Gesellen- und die Soldatenjahre; auch eines Elieser und einer Rhode geschieht Erwähnung. Jungfern und Junggesellen treten zum Taufstein als Confirmanden, als Pathen, zuletzt als Verlobte zum Traualtar.

Das Hochzeithaus ist uns aufgethan. Wir finden den jungen Wirt, den Tagelöhner, den Meister mit seiner angetrauten Frau; noch sind etwa die Eltern dabei, der Prediger. Es gibt Hochzeithäuser dicht neben Klagehäusern. Es gibt Hochzeithäuser, die noch am nämlichen Tage zu Klagehäusern werden, indem etwa der Vater auf seinem Altentheil darüber Todes verbleicht. Da wird uns das Wort erklärt: Da ward aus der Hochzeit ein Herzeleid und aus dem Pfeifen ward ein Heulen. Es gibt Hochzeiten, auf welchen Christus der Herr mit seinen Worten und Wundern zu Tische sitzt; aber auch Hochzeiten, da zwar die Rede laut wird, sie haben keinen Wein, aber da ist keine Stimme, die Antwort gäbe, oder der Wein wird zu Wasser. — Die heute Jungfer oder deflorata hieß, steht übers Jahr vielleicht wieder an heiliger Stätte und heißt: separirte.

So finden wir ferner den Mann auf dem Hofe, im Stall, in der Scheune, unterwegs zu Wagen, zu Pferde, zu Fuß, auf dem Felde, zu Felde; das Weib an der Wiege, am Herd, im Kohlgarten, an dem Grabe ihres Mannes, hinter dem Sarg ihres erstgeborenen Sohnes; Alt und Jung endlich in Spiel und Arbeit, in Mühe und Schwermuth, im Krug, in der Kirche. Muß nicht der Mensch immer im Streit sein auf Erden, und seine Tage sind wie eines Tagelöhners? Ich gedacht ihm nach, daß ichs begreifen möchte, aber es war mir zu schwer; bis daß ich ging in das Heiligtum Gottes.

Endlich dann heißt es: Meine Tage sind vergangen, meine Anschläge sind zertrennt, die mein Herz besessen haben. Meine Zeit ist dahin und von mir aufgeräumt, wie eines Hirten Hütte; und reiße mein Leben ab wie ein Weber. — Wie viel tausend Wege, Krankheits- und Unglücksfälle, die aus dem Leben dieser Welt hinausführen, und nur Einer in das zukünftige hinein; und wie wenige sind ihrer, die ihn finden! So viel Angst und Noth in der Todesstunde, so viel Verzweiflung und Entsetzen bei den Tausenden, die dahin fahren, haben gesammelt und wissen nicht, wer es kriegen wird, haben gesäet, aber auf Fleisch; und daneben, wie so wenige, die da Lust haben abzuscheiden und bei Christo zu sein! — Danach finden wir — und wir bleiben ausschließlich bei den Angaben des Kirchenbuchs stehn — den Pastor neben dem Arzt an den Sterbebetten, finden Gesangbuch und Bibel aufgeschlagen; es werden Sprüche gebetet, Lieder gesungen, das h. Abendmal wird gefeiert. — Freilich daneben dann wieder Fälle plötzlichen unvorbereiteten Todes auf der Reise, im Walde, im Wasser im Schnee und sogar von eigener Hand. — Hier ist das reichste Feld ernster Betrachtung und christlicher Erbauung im Kirchenbuch, und wir segnen die Hand, die vor hundert, zweihundert Jahren solche oft nur skizzenhaften Bemerkungen ihren Eintragungen beigefügt hat. Karfreitag aber mit dem Salvatorkreuz und mit den Schächern, Juden- und Heidenschaaren zur Rechten und Linken, und Ostertag mit dem Auferstehungstagpanier, das sind die ewigen Urbilder des Todestages eines Christen, wie Karsamstag mit dem versiegelten Grabe des Heilands das Urbild eines christlichen Begräbnistages ist. Hoh heilige Trost- und Lebenssprüche finden sich, oft von den Verstorbenen selber gewählt, als Leichentexte verzeichnet. Ich weiß daß mein Erlöser lebt. Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein. Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist! — Aber auch solche treffen wir an, die von nichts anderem als von der Mühe und Eitelkeit dieses Lebens im Jammerthal und von dem Gericht des jüngsten Tages zu sagen wissen. Und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Es ist dem Menschen gesetzt einmal zu sterben, darnach aber das Gericht. Mit welchem Schauder lese wir die Frage: Tod, wo ist dein Stachel? Da wol die betreffende Rubrik die kurze Antwort „Delirium tremens“ gibt. Oder mit welchem Gefühle stehen wir im Geist am Grab

eines Mannes, für den in heiliger Schrift alten und neuen Testamentes kein Sprüchlein zu finden war als das eine: Und da sie es alles vollendet hatten nach dem Gesetz des Herrn, kehrten sie wieder in Galiläa zu ihrer Stadt Nazareth. Und das war ein Priester.

Aber auch, wo das Kirchenbuch so speciell auf die Einzelheiten des persönlichen Lebens nicht eingeht, wo es nur notirt, nicht erzählt, erweckt es gleichwol mancherlei tiefe und reiche Betrachtungen. Es ist ein eigentümliches, dem religiösen nicht fern stehendes Gefühl, mit dem wir dem Namen irgend eines Menschen auf seinem Lebenswege im Kirchenbuche begegnen: unter den Gebornen und Getauften, den Confirmirten und Copulirten, hin und wieder dann unter den Pathen; als Vater am Taufstein, am Traualtar, am Grab seiner Kinder, noch als Witwer und Großvater vielleicht und endlich selber unter der Ueberschrift Contumulati. Noch komt der Name etwa bei Erwähnung der hinterlassenen Kinder ein und das andre Mal vor, und dann verschwindet er auf immer. Er ist vergessen wie die Todten in der Welt, und seine Stätte kent ihn nicht mehr. Und wie viel Tausende von Namen und Geschlechtern, die solcherweise bald hier bald dort auftauchen, eine kleine Weile im matteren oder helleren Glanze neben und durcheinander schimmern, bis sie endlich im Dunkel der Vergangenheit untergehen.

Geht hier das Kirchenbuch zum Theil in die specielsten Züge des persönlichen Menschen- und Christenlebens ein, oder läßt es wenigstens die einzelne Persönlichkeit auf den hervorragendsten Anfangs-, Ausgangs- und Wendepunkten des Lebens erscheinen, so bietet es andrerseits auch Anlaß zu manchem tieferen Blicke in die Entwicklung der Kirche, des Reiches Gottes überhaupt.

Kirche und Taufe, Wort und Sacrament, Gebet und Segen, das sind die unerschütterlichen Säulen, die immer wieder kehrenden Thaten und Zueignungen des h. Geistes, die auch im Kirchenbuche nach allen Seiten hin sichtbar sind. Aber ihre äußere Darstellung und Form, so wie ihre innere Auffassung und Begründung sind dem Wechsel, der Entwickelung und Verwickelung unterworfen und zwar nach Maßgabe der Volkstümlichkeit, so wie der Kirche, der Christenheit und Christlichkeit in deren ununterbrochen vorwärts oder rückwärts schreitender Bewegung. Es wird getauft, getraut, christlich beerdigt von Anfang der Christenheit und bis auf den heutigen Tag. Damit weist das Kirchenbuch, auch das jüngste, auf die Tage des Menschensohnes, der Apostel und Väter aller christlichen Zeitalter zurück. Es dürfte nicht schwer sein, hier freilich nicht ohne Hinzunehmen der anderweitig im Pfarrarchiv und sonst aufbewahrten alten Documente und Acten, die im Lauf der Zeiten von der Kirche aufgenommenen Erweiterungen der Liturgie und Lehre auch im Kirchenbuche nachzuweisen. In der That würden wir nicht nur die decretirenden Stimmen der Könige und Kurfürsten, sondern auch die der alten Concilien und Päbste, die Sprache der Reformatoren und der symbolischen Bücher u. s. w. aus den schlichten Notizen des Kirchenbuches herauslesen. — Leichter allerdings würde die Nachweisung davon zu führen sein, wie seit hundert bis zweihundert Jahren — wir erinnern an Friedrich Wilhelm den Großen — von der Tauf-, Trau- und Begräbnishandlung, genauer, von deren Liturgien ein Stück nach dem andern sich abgelöst hat. Der Exorcismus samt der ursprünglichen Abrenuntiation, die kirchliche Zucht der Gefallenen, das kirchliche Verlöbnis fallen dahin. Das Leichenbegängnis wird auf das möglichst geringe Maß des Nothdürftigen eingeschränkt. Es komt dahin, daß bei der Taufe die Namengebung, bei der Traue der Ringewechsel, bei dem Begräbnis die symbolische Handlung des dreifachen Erdwurfes als die Hauptsache hervortritt. Der Sacramentsbegriff, die Wertachtung des göttlichen Wortes und Segens ist dem Bewußtsein des Volkes wie der Kirche, vorab der Geistlichkeit aber, verloren gegangen. Die Taufe, die Wiedergeburt, tritt gegen die natürliche Geburt, der Tauftag gegen den Geburtstag zurück. Dazu haben die Pastoren den Predigern, die Küster den Schul- und Kirchenbedienten, die Gotteshausmänner den Kirchenvorstehern, die Pathen den Taufzeugen das Feld geräumt. Die Kirche ist zur Anstalt, die Gemeinde zur religiösen Gesellschaft, das Sacrament zur Ceremonie, die Predigt zu einer Rede geworden. Hier weist das Kirchenbuch — jetzt selbst nur noch ein Verzeichnis der Gebornen u. s. w. — auf die letzten Quellen der freigemeindlichen auf der einen und der baptistischen Taufe auf der andern Seite, auf die der Civilehe und des s. g. stillen, in der That aber civilen (gebildeten, billigen) Begräbnisses hin. — Nachmals hebt sich das christliche und kirchliche Bewußtsein von Neuem, und von Neuem nimt der Vollzug der kirchlichen Handlungen vollere, reichere Formen an. — Dann wieder Schwanken, Vorwärts- und Rückwärtsgehn, parallel den Schwankungen in der Geschichte der christlichen Lehre, der kirchlichen Verfassung, des geistlichen Lebens überhaupt. Nach einzelnen Seiten hin klärt und vertieft sich augenscheinlich das evangelische Gewissen, und die Christianisirung und Reformation des Volkes haben ihren stillen und sichern Verlauf. Nach andern Seiten hin dagegen ist der eingebrochene Verfall christlicher Erkentnis und Sitte nicht minder erkenbar. Die alten christlichen Taufnamen, in welchen ein gutes Stück biblischen, mittelalterlichen und reformatorischen Christentums sich von Geschlecht zu Geschlecht bis in unser Jahrhundert herab vererbt hatte, verschwinden in stets wachsen-

der Schnelligkeit. Kaum Johann (jetzt Johannes oder ritterlich: Hans) und Maria sind von biblischen Namen geblieben; Christoph, Christian sind auch als Hausknechtsnamen unedel geworden; an ihre Stelle ist erst Johann und Friedrich, jetzt Louis getreten. Moralische, historische, dann gewissermaßen sinnliche, verführerische, romanhafte, hoch klingende und zum Theil doch völlig sinn- und geistlose Namen füllen das Kirchenbuch an: Leberecht und Tugendreich, Oskar und Malwina, Bianca, Florine u. s. w. Feiertage ferner und Wochengottesdienste, die vormals in Ehren standen, sind nicht mehr dem Namen nach vorhanden; die kirchliche Zeitrechnung hat aufgehört. Die Civil-Ehe erhebt ihr Haupt. Ohne Sacrament, ohne Wort und Segen sterben Kinder und Erwachsene massenhaft dahin. Die Welt, hört man zuweilen behaupten, wird fortschreitend christlicher. Das Kirchenbuch weiß einiges, aber sehr weniges davon zu sagen. Daß aber die Kirche, die Christenheit fortschreitend weltlicher wird, das kann sich kaum anders wo so deutlich documentiren als eben im Kirchenbuch.

Alle solche Betrachtungen oder Studien erbaulicher oder geschichtlicher Art lehnen sich freilich am liebsten und erfolgreichsten an alte, wo möglich uralte Kirchenbücher an. Ein Kirchenbuch, das nach Jahrhunderten zählt, ist wie ein altes Kirchengebäude, das von vielen Geschlechtern und Zeiten und Sünden und Gnaden zu sagen weiß. Eins ruft dieselben oder doch ähnliche Empfindungen, wenigstens in der Seele des Ortsgeistlichen wach, wie das andre, und eins wie das andre fordert gerade ihn zu geschichtlichen, nämlich kirchen-, social- und gemeinde-geschichtlichen Studien auf. Eben so statthaft ist, von Seiten des Todtenregisters, die Vergleichung eines alten Kirchenbuches mit einem alten Kirchhofe, der seine jahrhundertealten Denkmäler und Inschriften noch trägt. Frage nach den vorigen Zeiten, die vor dir gewesen sind, spricht Moses; und wenn er hinzufügt: von dem Tage an, da Gott den Menschen auf Erden geschaffen hat, so darf der Pastor in Hinsicht auf sein Kirchenbuch mutatis mutandis auch dies Wort sich zugerufen sein lassen.

Ist das Kirchenbuch von jüngerem Datum, reicht es nicht in die alten grauen Zeiten zurück, von denen auch die Aeltesten in der Gemeinde keine Kunde mehr haben, aus denen nur noch einige zur Sage gewordene Ereignisse herüber klingen, dann allerdings geht ein starkes Stück von dem Interesse an dem Kirchenbuche verloren. Was ist eine Kirche aus dem Ende vorigen Jahrhunderts oder aus den zwanziger Jahren des gegenwärtigen mit ihrer synagogenmäßigen oder reitstallartigen Bauart gegen einen Dom, gegen eine von Feldsteinen erbaute Dorfkirche aus den Zeiten des Mittelalters? Was ist ein öder Feldkirchhof aus den Jahren der Separation gegen einen Kirchhof zu St. Johannis in Nürnberg? Dennoch fehlt auch dem neueren Kirchenbuche durchaus nicht alles Interesse.

Die neueren Kirchenbücher mit ihrer gesezlichen, schematischen Einrichtung, mit ihren Colonnen und Köpfen machen als

Kirchenbücher freilich einen öden, abschreckenden Eindruck. Alle persönlichen Nebenbemerkungen über Leben, Leiden und Sterben, alle expressen geschichtlichen oder erbaulichen Notizen, alle in den älteren Kirchenbüchern so vielfach vorkommenden, theils erfrischenden, theils erschütternden Curiosa, um derentwillen allein ja kein Pastor sein Kirchenbuch durchstöbern soll, alle solche Glossen sind aufs Strengste verpönt. Kein Kind wird unter besonderen Umständen geboren, keins bekomt seinen Taufnamen nach seinen Eltern, Pathen, Heiligen oder Verwandten; kein Sterbender empfängt das h. Abendmal, kein Verstorbener ist selig, keine Braut eine Jungfer. Nur geboren wird noch und getauft, aufgeboten und getraut, gestorben, begraben. Im Uebrigen ist alles an Zeit und Stunde, Namen, Ort und Erbschaft gelegen. — Gleichwol ist auch ein solches Kirchenbuch der Erbaulichkeit fähig und des Studiums wert. Die Köpfe enthalten die Ueberschriften zu interessanten, geist- und gehaltreichen Capiteln über Theologie, Welt- und Kirchengeschichte, Asketik, die in den leeren Räumen der Colonnen und zwischen den Zeilen zu lesen stehn. Kein Document protestirt so energisch gegen die Trennung von Kirche und Staat wie das Kirchenbuch. Es ist die Grundlage für die Bevölkerungs-, Aushebungs-, Erbschafts- und Impflisten, es ist ein Staats- und Gerichts-Lexikon, wie es ein Kirchenbuch ist. —

Und ist nicht auch Zeit und Stunde etwas? Je diplomatisch genauer die Angaben hierüber im Kirchenbuche verzeichnet stehn, desto bedeutsamer erinnern sie an die Zeit und Stunde, die niemand von sich selber, auch der Pastor nicht weiß, an die Stunde, von welcher der Heiland sagt, daß sie der Vater seiner Macht vorbehalten hat. — Und ist nicht auch der Name etwas? Wenn des Pastors Auge einen Namen im Kirchenbuch berührt, ist es nicht, als ob derjenige, welcher ihn trägt oder trug von dem Blick sich getroffen fühlte und wie in augenblicklicher Auferstehung sich darstellte? Und wenn derselbe in der Zeit seiner Amtsführung dahingegangen, sei es unter Trost und Vermahnung des Wortes, oder im Gegentheil, wird dem Pastor nicht sein, als hätte er jenen mit seinem Blick bei Namen gerufen, und der Todte stünde als leibhaftig vor ihm zu stillem Gespräche mit dem der vormals sein Pastor war? — und was wird aus dem Gespräch sich ergeben?

Mag deshalb der Eindruck, den das Kirchenbuch in seiner heutigen Gestalt hervorruft, aufs Erste noch so geist- und gedankenlos sein; mag das Taufbuch sogar den Eindruck einer Impfstube, das Traubuch den eines Tanzsaales, das Todtenbuch den eines Lazarethkirchhofes, das Ganze endlich den eines Regimentes Soldaten in drei Bataillonen machen: dem Pastor wenigstens muß bei alledem sein Kirchenbuch ein geheiligtes und geheimnisvolles Buch sein, eine Quelle der Erbauung, der Selbstprüfung, der Demüthigung und gläubigen Erhebung, der Hoffnung, der himmlischen Sehnsucht. Nicht minder aber kann es ihm werden eine Fundgrube der Erkentnis über die Geschichte des kirchlichen, socialen und häuslichen Lebens in sein

Gemeinde. So betrachtet endlich, und so studirt wird es aber auch die concretesten Beläge und Hinweisungen liefern für eine gesunde und lebenswahre Auffassung der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unsers christlichen Volkes und unsrer deutsch evangelischen Kirche.

* * *

Möchten diese Andeutungen an ihrem Theil dazu beitragen, daß den Kirchenbüchern ihre Ehre in der Gemeinde verbleibe, daß aber vor allen Dingen denselben von Seiten derjenigen, die sie zu bewahren und fortzuführen haben, nicht nur die Treue und Sorgfalt gewidmet bleibe, die ihnen in der That ja in aller Weise gezolt wird, sondern sich ihnen auch zu Frommen der Hirten wie der Herden das erbauliche und geschichtliche Interesse und Studium zuwende, dem sie, mögen sie nun von höherem Alter oder von jüngerem Datum sein, immer doch reichen und dankbaren Stof in der mannichfaltigsten Weise entgegentragen. Seinen Lebensgefährten, mit dem man im steten, täglichen Umgang steht, immer tiefer und genauer kennen zu lernen, das ist ja die natürlich gebotene Pflicht eines jeden, in welchem Stande er lebe; und wenn Erkentnis und Erbauung aus solchem Umgange hervorgehen, eine um so leichtere, süßere Pflicht. Das Kirchenbuch ist überdies eins jener der Zahl nach immer mehr abnehmenden conservativen Güter, die wir bisher in dem Schifflein der Kirche aus manchem Schiffbruch, auch aus der letzten politischen und kirchlichen Sündfluth gerettet haben. Möchte es uns auf immer bewahrt bleiben, wenn auch nur in der heutigen schematischen und gemischten Gestalt. Vielleicht komt noch die Zeit, wo es eine bessere gewinnt, in welcher es mehr der Kirche, der Pflegerin aller kirchlichen-christlichen und menschlich-edlen Güter entspricht. Mag es aber auch in gegenwärtiger Gestalt einer Arche Noa ähnlicher sehn als dem Schifflein, daraus Christus der Herr dem Volk, das am Ufer stand, predigte: wenn es nur noch diesem heiligen Vorbilde ähnlich verbleibt. Auch so wird es an seinem Theile manches durch die Stürme der Zeiten hindurchretten, was sonst in den Wellen der Welt, unter dem mancherlei Winde der Civilisation — der Civilisirung oder Humanisirung der Kirche — zu Grunde gehn möchte. Feindliche Schnellsegler sind genug auf das Schifflein der Kirche aus, und können sie dies auch nimmer, wie die Absicht darauf stehet, in den Grund bohren, von den Gegenständen seiner Ausrüstung dürfte das Schiffsbuch, das Kirchenbuch, einer der ersten sein, den sie dem Untergang preisgäben. Vor dem Merrimac der sacramentlosen Civilstandsregister, vor dem Kaperschiff der ungesegneten Civilehe, vor dem Todtenschiff der civilen Begräbnisse, da die Todten ihre Todten begraben, vor dem fliegenden Holländer der civilen Gerechtigkeit dieser Welt überhaupt in geistlichen Dingen behüte uns und die liebe Kirche und Christenheit heute und immerdar in Gnaden der Herr.

— h. —

Nachrichten.

Aus der Bayrischen Pfalz.

Wenn ein späterer Bearbeiter der pfälzischen Kirchengeschichte das seit etwa zwei Monaten wieder vollständige protestantische Consistorium unter Glasers Direktion das Consistorium der politischen Maßregeln nennen sollte, so dürfte er die richtige Bezeichnung ziemlich getroffen haben. Als Motto könnte er seiner Regierungsperiode voranstellen: „der König will Frieden mit seinem Volk", oder auch: „der Cultusminister will um jeden Preis der Verlegenheit los werden, in die er sich selbst durch theilweise Octroyirung eines kirchlichen Wahlgesetzes nach der Generalsynode von 1853 gebracht hat." Daher zu Anfang des vorigen Jahres der rasche Systemwechsel an höchster Stelle; daher das stetige Zurückweichen vor dem vorher entschieden bekämpften und desavouirten kirchlichen Liberalismus; daher die Quiescirung der Männer im Ministerium und Consistorium, die sich eben noch im vollsten Vertrauen gewähnt. Daher endlich bei dem Eintritte des neuen Consistorialdirektors die halbofficielle Ankündigung des neuen Programmes: Wahlreform, Rückkehr zu den Unionsgrundsätzen von 1818, sorgfältigere Beachtung der bei der Mehrzahl herschenden religiösen Richtung, Verhütung der Möglichkeit, daß hinfort in der Kirche Ordnungen eingeführt werden könnten, die dieser „Richtung" nicht zusagen u. s. w.; alles unter dem Schilde des obigen Mottos. Man muß zugestehen, das neue Consistorium sucht die ihm höheren Ortes übertragene Mission consequent auszuführen. Seine Tendenz zwar so wenig, als die des Ministeriums (in welchem sich seit Rust's Quiescirung nicht einmal ein protestantischer Referent für die pfälzische Kirche befindet) geht direkt auf Beseitigung des kirchlichen Bekentnisses; im Gegentheil wird bei jeder Gelegenheit die Garantirung des Bekentnisses zugesichert, aber man sollte sich doch nicht verbergen, daß eine kirchliche Verfassung auch für das Bekentnis nichts weniger als indifferent ist, ja wo es sich um Principien handelt, gradezu zu einem wesentlichen Bekentnis- oder Verleugnungsakt werden kann; daß darum gegenwärtig alle Zugeständnisse an die kirchlich-liberale Partei auf diesem Gebiete nothwendig eine fortwährende Abschwächung und endliche Beseitigung auch des positiv-christlichen Bekentnisstandes zur Folge haben werden. Diesem letzten Ziele strebt die Kirchenpolitik des Consistoriums Glaser, wenn auch noch unbewußt, entgegen, wie dies auch der schon siegestrunkene protestantische Verein sehr wol einsieht, und deshalb der neuen Kirchenbehörde bereits mit lauten Vertrauensvoten entgegengekommen ist. — Wir führen nun einige neueste consistoriale Maßregeln kurz an: eine außerordentliche Generalsynode wird für den Anfang des nächsten Jahres vorbereitet; die derselben vorzulegende Wahlreform (von der lezten ordentlichen Generalsynode 1861 bereits mit bedeutender Majorität abgelehnt!) wurde deshalb den lezten Diöcesansynoden zur wiederholten Begutachtung mit der dringenden Mahnung vorgelegt, doch ja die höchsten und allerhöchsten „unabänderlichen" Intentionen nicht abzuweisen; vorher schon hatte der Direktor sämtliche Dekane in gleicher Absicht versammelt; Mitglieder der Diöcesansynoden erhielten wegen freimüthiger Aeußerungen über bedenkliche Maßregeln in der Gesangbuchsfrage scharfe Verweise und Verwarnungen: der Zusammentritt größerer Conferenzen der conservativ-gesinten Geistlichen, die bisher seit Jahrzehenten regelmäßig und ohne Anstand gehalten worden waren, wurde gänzlich untersagt;

einem Missionsagenten der Baseler Gesellschaft, der von dieser auch für die Pfalz bestellt ist und in Frankfurt seinen Sitz hat, wurde durch Ministerialerlaß die von ihm nachgesuchte Erlaubnis, bei Missionsgottesdiensten sprechen zu dürfen, verweigert, wahrscheinlich aus Furcht, es könne bei solchen Gelegenheiten der Zorn des protestantischen Vereins rege gemacht werden. — In neuester Zeit hat das Consistorium auch wieder begonnen, das neue, durch zwei Generalsynoden angenommene, vom Könige sanktionirte, bekenntnistreue Gesangbuch in mehreren Gemeinden, in welchen es durch die Presbyterien in voller Competenz vor mehr als drei Jahren eingeführt worden war, und wo trotz allen, anfangs kaum nennenswerten, später von außen aufgestachelten Widerspruchs, Pfarrer, Presbyterien und grade die kirchlichen Gemeindeglieder in bedeutender Zahl beharrlich daran festgehalten hatten, so daß sein Fortbestand daselbst durch consistoriale und ministeriale Entschließungen noch vor Monaten wiederholt bestätigt worden war, außer Gebrauch zu setzen, und den ausschließlichen Gebrauch des alten, das durch jene zwei Generalsynoden als mit dem Bekentnis der Kirche nicht im Einklange stehend bezeichnet worden war, anzuordnen. Umsonst hatten die treuen Pfarrer und Gemeindeglieder drei Jahre lang Schmach und Verfolgung erlitten, die Furcht vor den Drohungen der Gegner, und die Hofnung, auf diesem Wege zwischen Ja und Nein Friede zu machen, überwiegt jetzt alle Gründe. Zwei Pfarrer unter dreien haben sich geweigert, den Beschluß zu vollziehen, ihre Presbyterien sollen gleichfalls Protest gegen die Maßregel eingelegt haben; in die eine Gemeinde wurde darauf ein Candidat geschickt, um diese Maßregel in Ausführung zu bringen, worauf der Pfarrer unter schmerzlicher Resignation am folgenden Sontage sein Amt wieder antrat; dem andern Geistlichen, welcher von der völligen Rechtsbeständigkeit des neuen Gesangbuchs in seiner Pfarrei nicht weichen zu können erklärte, wurde auf seine Kosten ein Verweser gesetzt, er selbst aber ist „beurlaubt" bis zu seiner Versetzung auf eine andere Stelle. Merkwürdiger Gegensatz: der Pfarrer Schmitt, welcher vor fünf Jahren wegen beharrlicher Agitation gegen die Einführung des neuen Gesangbuches quiescirt worden war, wurde vor einigen Monaten wieder angestelt; von dem bekannten, wegen Leugnung der Gottheit Jesu und activer Betheiligung am Aufstande bereits vor 12 Jahren quiescirten Pfarrer Frantz wird berichtet, er bewerbe sich gleichfalls um Wiederanstellung, und Männer, die den sanktionirten Beschlüssen der Generalsynoden und den Weisungen des vorigen Consistoriums beharrlich und unter vielen Leiden treu waren, müssen jetzt ihre Stellen verlassen! Ob das Frieden bringen, Vertrauen erwecken, zur Hebung des geistlichen Standes und zur Förderung des kirchlichen Lebens beitragen kann? — In den betreffenden Gemeinden haben die Anhänger des alten Gesangbuches bei seiner Wiedereinführung, früheren Beispielen folgend, mit Kränzen und Fahnen und Vertheilung von Pretzeln an die Jugend, auch obligaten Trinkgelagen ihren Triumf gefeiert. — Ein jüngster Consistorialerlaß hat zwar verfügt, daß in Gemeinden, in welchen das alte Gesangbuch wieder eingeführt worden und sich eine bedeutende Anzahl von Freunden des neuen befinde, bei der Auswahl der Lieder auch auf diese Rücksicht zu nehmen sei, aber damit dem Rechte um so weniger Genüge geleistet, als die Nummern des neuen weder angeschrieben noch verkündigt werden dürfen, und sich überhaupt sehr wenige übereinstimmende Lieder in beiden befinden; zudem sind die Gegner auch mit dieser Concession durchaus nicht zufrieden. Man könnte fragen, warum aus den Gemeinden nicht schon entschiedenere Schritte zur Behauptung ihres unbestreitbaren Rechts geschehen seien? Solche Schritte sind allerdings schon geschehen, theils durch vielfache Zeugnisse der Diöcesansynoden, theils durch Eingaben und Deputationen an die höchsten Stellen, ohne Erfolg; auch ist der Gedanke einer kirchlichen Secession schon aufgetaucht, doch hat diese bei den Verhältnissen unserer Landeskirche des Schwierigen und Bedenklichen zu viel, als daß ohne die äußerste Noth von diesem Mittel Gebrauch zu machen wäre.

Unterdessen geht der protestantische Verein, welcher gegenwärtig über 8000 Mitglieder zählt, auf seiner so erfolgreich betretenen Bahn eifrig vorwärts. Seine destruktiven Grundsätze durch sein Organ, den Pfälzer Kurier, unablässig verbreitend, übt er zugleich eine stets wache Kritik über alle Maßregeln des Consistoriums. In seiner diesjährigen Generalversamlung am 19. October hat er unter andern folgende Beschlüsse gefaßt: „1. Dankvotum dem Könige für das zur Herstellung des kirchlichen Friedens den „Protestanten" erwiesene Wolwollen; 2. Ausdruck der Theilnahme und Freude an den muthigen Kämpfer für christliche Wahrheit und evang. Glaubensfreiheit, den treuen Diener der vereinigten Kirche und ergebenen Dulder des Unrechts, Pfarrer Schmitt, über seine Reaktivirung; 3. in Betref der Kirchenverfassung: die Protestanten sehen in dem Fortbestehen der gegenwärtigen Wahlordnung ihre Rechte auf das Empfindlichste verletzt. (NB. Dies ist die Wahlordnung der Vereinigungsurkunde, nur in wenigem noch liberaler!) Sie hoffen, daß der vereinigte Wille der Kirchenbehörde und der Gemeinden die im Schoße der Kirche allein noch bestehenden Hindernisse (d. h. die conservativen Pfarrer und Dekane!) bald überwinden werde, als nur dadurch die Möglichkeit eines ordnungsmäßigen ꝛc. Bestandes der Kirche gegeben ist." Auf seinen telegraphisch dem Könige gesendeten Dank und Gruß hat der König telegraphisch mit Gegengruß geantwortet! Was der Verein beabsichtigt, spricht der Kurier in Leitartikeln deutlich aus, und zwar unter frohlockender Hinweisung auf das Licht, das nun auch in Hannover, wie vorher in Baden, aufgegangen, und unter harfsträubender Schilderung der „Pfaffenwirtschaft" dort und bei uns. Eine Volkskirche, mit unbedingter Wahlfreiheit und consequenter Durchführung des „Gemeindeprincips", mit permanenten Synodalausschüssen neben dem Consistorium und den Dekanen, das ist sein Ziel und Ideal; dann werde bald die Zeit kommen, wo die Bestrebungen des „verhaßten Muckertums" für immer in der Kirche unmöglich gemacht sein werden! Und er wird sich mit Abschlagszahlungen und halben Zugeständnissen, wie man dies an gewissen Orten zu hoffen scheint, nicht zufrieden geben. Diese Leute wissen, was sie wollen; hätten sie es nicht gewußt, sie hätten es im Kampfe mit der stets vor ihnen zurückweichenden Gewalt gelernt; von Baden, namentlich von Heidelberg aus aufs Beste instruirt und sekundirt, sind sie bisher vor keiner Anstrengung zurückgeschreckt und haben selbst Opfermuth in einer die Kirchlichen oft beschämenden Weise an den Tag gelegt. So kann es denn leicht geschehen, daß der prot. Verein auch die gegenwärtigen Träger des Kirchenregiments nöthigt, vor ihm das Feld zu räumen; ebenso leicht freilich, wenn der Wind in den höheren Regionen abermals umschlägt, daß die jetzt erwählten Organe, als zu weit gegangen, wieder in Ruhestand versetzt worden. Wo einmal die Kirche des Herrn mit politischen Maßregeln regiert wird, wo das jedesmalige Consistorium die ihm durch den katholischen Landesherrn verfassungsmäßig übertragene Ausübung des obersten Episkopates nicht in gesicherter Hand hält, sondern gleichsam nur auf Ruf und Widerruf fungirt, da kann es zu einem Zustande kirchlichen Vertrauens nicht kommen, noch weniger zu dem mit allen Mitteln erstrebten kirchlichen Frieden. Der Kriegszustand ist permanent erklärt, die Kirche wird als eine politische Institution angesehen, das moralische Ansehen und der innere Halt der meisten Diener der Kirche wird immer tiefer sinken, das Volk wird sich immer gleichgültiger von seinen Heiligtümern wegwenden. — Doch wird dieses beständige heillose Experimentiren des Staates an der Kirche nicht verfehlen, dem Staatskirchentum in seiner gegenwärtigen Gestalt endlich ein sicheres Grab zu graben, freilich erst nach vielen schweren Erfahrungen und bitteren Früchten für den Glauben und die Gottesfurcht ganzer Generationen. Möchten doch nur die Gläubigen immer treuer werden und immer sorgsamer sehen auf das Eine, was Noth thut!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 4. Februar. № 10.

Luther als Prediger.

Zweiter Artikel.

Wenn wir Luther als Prediger ganz verstehen wollen, so müssen wir auch die Leute uns besehen, denen er predigte.

Es ist leicht möglich, daß jemand auf die Meinung komt, als sei zu Luthers Zeit die Welt anders gewesen als jezt; gewöhnlich lernt man die Reformationsgeschichte nur von ihrer ergreifenden Seite kennen: man sieht überall geistige Gestalten, von denen ein geistesmächtiges Leben bis zu uns herabredet; die Welt in unserem ordinären Sinne komt weniger zur Erscheinung, und wo sie erscheint, da ist sie wie eine geschlagene, Frieden suchende. Wenn man aber näher nachsieht, dann ist die Welt zu Luthers Zeiten nicht anders gewesen als heut zu Tage. Es liegt etwas Stärkendes und Tröstendes in dieser Wahrnehmung; sehen wir nur recht den harten Stand, den Luther als Prediger seiner Welt gegenüber hatte, dann werden wir auch weniger zagen unserer Welt gegenüber.

Wir wollen es versuchen, mit kurzen Strichen ein Bild der Welt zu entwerfen, die uns Luther in seinen Predigten geschildert hat. Besonders klagt er über die große Trunksucht und Völlerei der wüsten Deutschen, über ihr schändliches Säuleben und ihren Saufteufel, die mit Wolkenbruch und Sündflut eingerissen seien und alles überschwemt und täglich gehen, je länger, je mehr durch und durch in allen Ständen, höchsten und niedrigsten, daß alle Predigt und Vermahnung viel zu schwach ist. Er klagt, daß dieses Sündenleben unter die Jugend ohne Scheu und Scham eingerissen sei und diese in ihrer Blüthe verderbe; nur junge Kinder, Jungfrauen und Frauen hätten noch ein wenig Scheu davor. So trieben es Fürsten, Adel und Bürger, denen es wol zu übersehen, wenn sie aus Versehen einer einen Trunk zu viel thäten oder nach großer Arbeit und Mühe unlustig, etwa räuschig würden: aber sagt er: also alle Tage und Nacht ohn Aufhören mit Haufen in sich gießen und wieder von sich geben, daß man flugs aufs Neue sich fülle, das ist nicht Fürsten, Adels oder Bürgers, ja nicht eines Menschen (zu geschweigen eines Christen), sondern einer rechten natürlichen Saue Leben und Werk. Sonderlich aber, bemerkt er, herscht das Laster auf dem Lande, „da das Bauernvolk zusammenkomt.“ Neben diesem Laster seufzt Luther in seinen Predigten über den überhand nehmenden Luxus aller Stände. Er selbst gehörte nicht, wie er sagt, zu den sauersehenden Heiligen, die bald andere Leute urtheilen und verdammen, wo etwa eine Jungfrau zum Tanz gehet, oder einen rothen Rock trägt. Er meint, Gott könne es wol leiden („wo du sonst ein Christ bist“), daß sich jedermann nach seinem Maße kleide, schmücke oder wollebe zu Ehren und ziemlichen Freuden; allein, sezt er hinzu, daß es „eine Maße bleibe und Mäßigkeit heiße.“ Nirgends, sagt er, ist mehr Maß des übermachten Kostes mit Kleidung, Hochzeiten, Wirtschaften, Banquetiren, Bauen u. s. w., darob beide, Herschaft und Land und Leute verarmen müssen, weil niemand mehr in seiner Maß bleibet, sondern schier jeder Bauer einem Edelmann gleich, darnach der Adel auch den Fürsten zuvor thun will, so daß hier das Regiment, Ernst und Zucht bei uns gefallen. Die Fürsten, Herren, Räthe, Bürger und Bauern wollen nur genießen, nur „Gewalt, Ehre und Gut haben, aber niemand nichts thun will.“ Ehre und köstliche Kleidung, das ist ihnen das Höchste! Und darin sind sie so hoch gekommen, daß „es nicht höher kommen mag.“ „Wer hat auch solche Kaufmannschaft gelesen, die jezt um die Welt fähret und alle Welt verschlinget? So steigen auf und sind aufgestiegen allerlei Künste, Malen, Sticken und Graben, daß es seit Christi Geburt nicht gleichen hat, also auch, daß jezt ein Knabe von zwanzig Jahren mehr kann, denn zuvor zwanzig Doctores gekonnt haben.“ Kurz er sieht seine Zeit an als eine, die in zeitlichen Sachen sei überaus aufs Höchste gekommen — und sieht ein Licht hervorbrechen und einen Tag aufgehen, von dem er sagt, „er sei, wer er wolle“ — aber „größer Irrtum, Sünde und Lügen haben nicht regiert auf Erden von Anfang, denn in diesen hundert Jahren.“ Dazu komt noch der todte blinde Heide Aristoteles, der auf den Kanzeln das große Wort führt, so gut, wie in den Schulen der Theologen, aus dem man aber doch nichts lernen könne, als daß wol ein Töpfer aus Thon einen Topf machen könne, nicht aber der Schmid, „er lerne es denn“, und endlich komt noch der Papst, „der Christum vertilget und ist sein Statthalter geworden.“ Wie Luther aber im Großen und Ganzen seine Zeit so tief verfallen schildert, so schildert er auch die Sünden der einzelnen Stände. Die Obrigkeit will nicht mehr regieren im Namen Gottes, sagt er, weil sie keinen Glauben hat, sie bestelt falschen Gottesdienst und denkt nur an ihren Vortheil, darum aber misrathen ihr auch ihre besten Gedanken und niemand will heutiges Tages der Obrigkeit mehr gehorchen, sie sprechen: ich Hans, Kunz, Bauer bin selbst Kaiser. Lebet also ein jeder, als

wäre er selbst Kaiser. Es denkt eben jeder nur an seinen Vortheil; die „Jünkerlein und Dorfrülzen“ machen sogar eine Kornteurung und treiben mit dem Korn ihren Muthwillen, da jedermann, Bauer, Bürger und Adel, nur viele Thaler sammelt, frisset und säufet und treibet allen Trotz und Muthwillen, grade als wäre Gott lauter nichts. Und das alles erstrekt sich bis herab auf das Gesinde. Unartig, stolz und frech ist die Welt jezt, sagt er, aber sonderlich allenthalben das Dienstvolk und Hausgesinde. „Will Herr oder Frau im Hause etwas haben, so mögen sie es selbst thun, oder es geschieht, daß es wol besser taugte. Also findet man durchaus stolzes und ungehorsames Gesinde, obgleich es nur arme, elende Bettler sind.“ Auch die Zucht unter dem weiblichen Geschlechte war gewichen. Wenig sind ihrer, die sich ließen dünken, man könnte zugleich fröhlich und züchtig sein. Mit Worten sind sie frech und grob, mit Geberden wild und unzüchtig. Besonders aber erschrecklich war es für Luther, daß die Leute so wenig empfänglich waren für das Evangelium. Freilich glaubten sie auch damals, aber, sagt Luther, so siehet man an unserm Adel, item an Bürgern und Bauern, daß sie es mehr aus einer Gewohnheit glauben, denn daß es ihnen Ernst wäre, daß noch ein anderes Leben sei, sonst sollten sie sich je darnach halten. Es sind, klagt er, nur wenige, die mit rechtem Ernste die Predigt hören und die Ohren wol aufthun. Der meiste Theil der Bürger und Bauern sind den Kirchendienern feind, könnten sie ihnen nur viel zu Leid thun, nichts geben und allenthalben nehmen, das thäten sie von Herzen gern, wie man leider allenthalben sieht. Es gibt sogar viele Spötter und Verächter der Predigt, die doch nichts wissen, die sich wol rühmen des Evangelii und sprechen: Evangelium, Evangelium, es ist nichts mit des Papstes Lehre, aber wenns zum Treffen komt, so ist niemand daheim. Sie schlenkern unter der Stunde der Predigt auf dem Markte, vor dem Thore, in Wirtshäusern oder sitzen und liegen auf den Spielplätzen. Und wenn der Bauer seinen Fürsten, Pfarrherrn u. s. w. Zinsen geben soll, könnte er lauter Spreu geben, sonderlich dem Pfarrherrn, so thäte ers. Ja, wenn man Geld austheilte, würden sie alle zulaufen. Luther ruft aus: ich werde oft so zornig und ungeduldig über unsere Bauern, Bürger und Adel, daß ich denke, ich wolle keine Predigt mehr thun, denn sie machens so schändlich, daß einer sich möchte verdrießen lassen, zu leben. Wie Riehl die Bauern schildert, so daß man alle Bauern in seinem Bilde wieder erkent, mögen sie am Lech wohnen oder in Norddeutschland, so sind Luthers Bauern dieselben, wie sie heut noch leben. Luthers Bauern beschweren sich grade wie die unsern über die kleinste Kleinigkeit, z. B. wenn sie dem Pfarrherrn einen Zaun machen sollen, und haben nichts lieber — als ihr Geld. Und wie überall, so ging es auch in Wittenberg selbst: unsere ganze Stadt Wittenberg ist des Evangelii voll, das leuchtet Allen, Jungen und Alten, und nehmen doch die Wenigsten das Evangelium an. Das ist nicht des Evangelii, sondern der Leute Schuld, die es nicht annehmen wollen. Wenn man aber sein Wort nicht annehmen will, so

schweigt er stille und nimt sein Wort gar hinweg. So gehet's denn also: haben wir Gott nicht wollen hören, da er mit uns redete, so mögen wir den Teufel hören, wenn Gott schweiget. Aber Bauer, Bürger, Adel, Fürsten, so jezt in aller Sicherheit leben, Gottes Wort nicht hören, lassen ihnen nicht sagen, bleiben gottlos, stolz, neidisch, häßig, boshaftig, sind ersoffen in Geiz und Wucher, treiben Schande und Laster und thun allerdinge, als wollten sie ewig hier auf Erden leben. Ha! sprechen sie, laß den jüngsten Tag hergehen, es hat keine Noth! Wenn es aber, sagt Luther, in deutschen Landen so soll hergehen, so ist's mir leid, daß ich ein Deutscher geboren bin oder je deutsch geredt und geschrieben habe. Denn ich halte, wenn 10 Mose ständen und für uns bäten, so würden sie nichts ausrichten. Es wird wieder wie zu Sodom und Gomorra. Darum, fährt er fort, wäre es noth, wer auf die Kanzel wollte gehen und das lautere Evangelium sagen, daß er zuvor mit dem Sacrament versehen wäre.

Wie aber stand Luther in dieser Zeit! Mit ungebeugtem Muthe verkündete er dem Unglauben der Seinen und dem Unglauben und Aberglauben der römischen Kirche das Evangelium als einer, der Recht hatte und dem niemand schaden konnte. Und wie er gethan, so thaten seine Freunde! Die unzweifelhafte Gewißheit von Christo und die Gewißheit, daß sein Predigtamt ihm von Gott übertragen sei, war die unversiegte Quelle seines Muthes auf der Kanzel. Die Welt ist verloren, ich aber stehe als ein Geretteter hier im Namen Jesu Christi und verkündige in göttlichem Auftrage und göttlicher Gewißheit das Evangelium des Friedens allen denen, die glauben wollen — das war der Grund seiner Freudigkeit als Prediger. Wir wollen darum noch kurz Luthers Urtheil über sein Predigtamt anführen, wie wir's in seinen verschiedenen Predigten lesen. Von der bekannten Ansicht Luthers, daß das Predigtamt der ganzen Kirche gegeben sei und nicht einem einzelnen Stande in der Kirche, wollen wir hier nicht weiter reden. Einige Stellen abgerechnet, komt in seinen Predigten nichts davon vor. Luther kam aus der römischen Kirche, die hatte gar kein Predigtamt, die nur den Priesterstand kannte, mit seiner Vollmacht „zu opfern für Lebendige und für Todte“; diese Priester aber wollten das Evangelium nicht leiden, ohne Predigtamt aber gab es keine Kirche, so sezt Luther dem Priesterstande der römischen Kirche entgegen das Predigtamt der Kirche, ohne aber zu meinen, daß jeder in der Kirche das Recht habe, das Predigtamt zu führen. Nur diejenigen, denen das Amt befohlen ist, sollen es führen als Christi Amt, so hat sich Luther außer in seinen Predigten überall ausgesprochen, s. Harleß Kirche und Amt S. 21 (von wegen und im Namen der Kirche, vielmehr aber aus Einsetzung Christi, wie St. Paulus Ephes. 4, 11 sagt). Und wenn Luther nicht diese Wahrheit in der Noth hervorgehoben, so hätte es eben gar keine Prediger gegeben und gar keine evangelische Kirche. „Darum, weil doch die verordneten Bischöffe das Evangelium verfolgen, und tüchtige Personen zu ordiniren, sich wegern, hat eine jegliche Kirche in

diesem Fall gut Fug und Recht, ihr selbst Kirchendiener zu ordiniren", heißt es in den Schmalkaldischen Artikeln. Und in der Kirch.-P. 12. S. 346 sagt Luther: „aber jetzund, wenn wir hier harren sollten, so müßten wir unser Lebtag keinen haben, der uns predigte und die uns das Sacrament reichten, denn die Bischöffe dringen sich zu unsern Zeiten mit Gewalt hinein, und die Herren, so darauf sollen Acht haben, sehen an Freundschaft und Gewalt, — aber das lasse ich fahren; sondern ich rede hier von dem rechten Amte, da sich keiner hinein dringet, ohne Beruf der andern." Nehmen wir noch dazu, was Luther sagt K. P. 11, 319. Hier heißt es: es solle keiner das Predigtamt führen „denn der dazu durch die Gemeinde erwählet ist." Weil also die Bischöffe nicht ordiniren wollen, darum soll in diesem Falle und zu unsern Zeiten die Kirche Prediger wählen und sie ordiniren zum Amte, und die, denen das Predigtamt also befohlen ist, sollen es führen in Christi Namen. Es war ein Nothfall, in dem Luther war. Wir wollen ein Beispiel dazu anführen. In der schon citirten Stelle K. P. 11, 319 sagt Luther am Ende: „ich nehme ein Weib, mache mich gefangen; warum thue ich das? Daß ich meinem Nächsten an seinem Weibe und Töchtern nicht Schaden thue, und also meinen Leib zähme. —" So wenig aber wie Luther hiermit das Wesen der Ehe erschöpft, sondern nur die eine auf die Sünde basirte Seite derselben hervorhebt, ebenso wenig hat Luther damit, daß er das Predigtamt der ganzen Gemeinde übergibt, das Wesen des Predigtamtes erklären und erschöpfen wollen. Wenn Luther von der Ehe anderwärts redet, so weiß er noch ganz andere Dinge von derselben auszusagen; aber ebenso weiß er auch vom Predigtamte etwas ganz anderes noch zu sagen, als: das Predigtamt ist der Gemeinde gegeben. Die Sünde ist die Ursache, daß man auch so von der Ehe reden muß, die Sünde, die das Predigtamt in der römischen Kirche verderbt hatte, war die Ursache, daß Luther sagen mußte, das Predigtamt ist der ganzen Gemeinde gegeben. In der K. P. 12, 179 sagt Luther, „daß einer glauben könne, wenn er gleich nicht getauft sei. Kann man die Taufe haben, so ists gut, so nehme man sie; denn niemand soll sie verachten. Wenn man sie aber nicht haben könnte oder einem versagt würde, ist er dennoch nicht verdammt, wenn er nur das Evangelium glaubt." Niemand wird aber Luther im Verdacht haben, daß er die Taufe verachtet, — aber wenn man sie nicht bekommen kann, dann muß sie bleiben. Ebenso würde Luther die Ordination der Bischöfe nicht verachtet haben, aber wenn man sie nicht bekommen kann, so muß man sie lassen und die Kirche muß sich selbst helfen, nur daß Taufe und Ordination freilich nicht in gleicher Linie dogmatischer Wichtigkeit stehen. Wenn die Bischöfe eingegangen wären auf das Evangelium, so wäre es Luther nicht eingefallen, der Gemeinde das Predigtamt zu geben, aber weil gepredigt und getauft, absolvirt und der Leib Christi gereicht werden muß, so muß nicht das Predigtamt unterbleiben, sonder wir lassen die Bischöfe und wählen uns selbst Prediger. Die Bischöfe wollen ja nicht ordiniren, so hat „in diesem Falle eine jegliche Kirche gut Fug und Recht, ihr selbst Kirchendiener zu ordiniren." Die Christen damals waren wirklich „das Häuflein frommer Christenlaien, die gefangen und in eine Wüste gesetzt waren, die nicht bei sich hatten von einem Bischof geweihte Priester", wie Luther das in der Schrift an den christl. Adel deutsch. Nat. als Nothfall hinstellt. Es blieb also nichts übrig, als zu lehren, daß die Gemeinde Gottes „eins sein solle, einen unter ihnen zu wählen, er wäre ehelich oder nit, und befählen ihm das Amt." Aber sowol Luther als die ganze lutherische Kirche bis auf unsere Tage, wo man freilich in Ermangelung einer gesunden Praxis sich immer am liebsten mit der Theorie beschäftigt, haben die göttliche Einsetzung des Predigtamtes gelehrt. Und ebenso wie Luther und die ganze lutherische Kirche festgehalten haben an der göttlichen Einsetzung des Predigtamtes und so wie nirgends wieder die Rede von dieser Frage gewesen ist bis auf unsere Tage, so können auch die heutigen Prediger den nuzlosen Principienstreit über primäres und secundäres Uebertragen des Predigtamtes füglich auf sich beruhen lassen. Dermalen sind wir eine Kirche und das Predigtamt pflanzt sich von selber fort und praktisch denkt kein Mensch daran, das Predigtamt auf die Gemeinde zu gründen. So lange aber gar kein Bedürfnis vorliegt, diese Frage zu erörtern, so ist's eben ein Zeichen von Krankhaftigkeit in der Theologie, wenn über diesen Punkt so viel Aufhebens gemacht wird. Daß aber diejenigen, die das Predigtamt haben, Träger eines göttlichen eingesetzten Amtes sind, leugnet überhaupt Niemand, der lutherisch ist. Darum sollte man diese Frage ruhen lassen bis die Christen etwa wieder „ein Häuflein frommer Christenlaien werden, die gefangen und in eine Wüste gesetzt sind." Dann würde die Frage wieder praktisch werden —, bis dahin aber könnte man sich nüzlicheren Gegenständen der Theologie zuwenden, die von mehr Interesse wären und das Band der Einheit nicht so nuzlos aufs Spiel stellten. Wenigstens brauchen Prediger sich nicht um diese unersprießlichen Principiengefechte zu bekümmern. Vielmehr sollen sie recht gewiß werden, daß sie Prediger sind des Evangeliums, von Gott berufen zu diesem Amte, zu weiden seine Gemeinde. Dies Eine ist die Hauptsache und als solche von der allergrößten Wichtigkeit. Luther wußte in seinen Predigten sich ganz bestimt als einen Prediger, von Gott berufen und ins Amt gesetzt und darum redet er mit so großer Kühnheit. Wir wollen versuchen, das kurz mitzutheilen, was Luther von dem Predigtamte in seinen Predigten sagt. Prediger, sagt Luther, sind Christi Diener, Christi Boten, Christi Amtleute zu den Menschen mit seiner Botschaft abgefertigt, damit sie Christo in seiner Gemeinde dienen können. Er sagt, es habe ihn oft gewundert, wie Ambrosius so kühn gewesen, sich in seinen Briefen einen Knecht Christi zu schreiben, — aber wir müßten alle also sagen zu Christo: du bist mein Herr und ich dein Knecht, denn ich glaube an dich und meine dich mit allen

Treuen in deinem Wort und Sacrament, oder er wird uns auch nicht für Christen erkennen. Aus dieser Gewißheit aber folgert Luther, daß die Prediger alle Feigheit ablegen und muthige Leute werden sollen. Es ist nicht möglich, sagt er, daß der sollte predigen die evangelische Wahrheit, der sich fürchtet vor dem großen Haufen und nicht gering achtet alles, was die Welt groß achtet. Und Niemandes schonen sollen die Prediger, sondern an Jedermann das Unrecht strafen; ist doch das Wort nicht unser, so sind wir nicht von deinetwegen da, als hättest du uns bestellet und müßten predigen, was dir eben wäre. Wer es nicht will hören, dem stehet die Kirchenthür offen. Der Prediger ist Christi Mund und sein Wort und Vergebung Christi Wort und Vergebung. So lehrte Luther vom Predigtamte. Das war sein Trost und sein Trotz! Man kann aber das heut zu Tage theoretisch wissen und doch nicht haben. Als Zuhörer kann man hören, was die Prediger reden der Schrift gemäß und doch nicht göttlich gewiß sein, daß die Predigt und z. B. die Absolution der Prediger Gottes Wille und Meinung ist, ja man kann selbst ein Prediger sein und theoretisch von der göttlichen Einsetzung des Predigtamtes überzeugt sein und den Trost doch nicht haben, den diese Lehre in sich schließt. Es gehört ein fortwährendes Studium und Sichbesinnen dazu, die Wichtigkeit und göttliche Einsetzung des Amtes, das man trägt, immer von Neuem zu erkennen. Nur zu oft vergißt man es und geräth in menschliche Gedanken, wird verzagt oder übermüthig, je nachdem der äußerliche Erfolg da ist oder fehlt. Ein tüchtiges Amtsbewußtsein aber — wenn man nur sonst ein demüthiger Christ ist — ist ein Haupterfordernis, um mit Freuden das Evangelium zu verkündigen. Ohne von dem Amte, das Gott anvertraut hat, groß zu denken, wird nichts Großes in der Kirche geschaffen werden. Wer in seinem Amte nicht lebt als in einer göttlichen Institution und von ihm sich nicht ebenso tragen läßt, wie er immer wieder desselben sich geistig bemächtigt, der wird niedergedrückt und komt um alle Kraft, er mag es machen, wie er will. Und ein Prediger ist ein Mann, an dem jeder herummäkelt, weil Niemand das ganze Jahr so offen sich gibt, und Niemand so angreifen muß als er, und grade heut zu Tage, wo das Predigtamt so wenig Achtung und Anerkennung in den Gemeinden voraussetzen darf, ist es von sehr großer Bedeutung, daß die Prediger sich immer wieder von Neuem in den Gedanken hineinleben: das Predigtamt ist von Gott. So wie ein Christ tagtäglich seines Christenstandes Herlichkeit sich vor Augen stellen und immer wieder aus der Verdunklung des Unglaubens heraus erneuern muß, wenn er nicht um allen Geist kommen will, so muß ein Prediger sich auch immer wieder erinnern, daß er nicht von Menschen, sondern nur für Menschen und das von Gott bestelt sei. Das erhält frisch und

muthig im Glauben und Gebet und — im Predigen. Und auch die oft und gering scheinenden Erfolge können einen Prediger nicht beugen, der sein Amt von Gott gegeben weiß. Gemeiniglich, sagt Luther, meinen die Prediger, sonderlich wenn sie neu sind und erst aus der Esse kommen, es solle so bald Hände und Füße haben, wenn sie was sagen und flugs alles geschehen und geändert werden. Aber das fehlet weit. Es hat den Propheten und Christo weit gefehlet. Das Amt ist von Gott und das Wort ist von Gott, so sind auch die Wirkungen von Gott. Und nur wer das weiß, wird erst fähig, Segen empfangen zu können. Luther sah eine schreckliche Welt um sich, selbst von seiner eignen Gemeinde in Wittenberg urtheilte er, denn ob wir schon alle evangelisch heißen, fürchte ich doch, der meiste Theil unter uns seyn Heiden unter dem christlichen Namen. Wolan, wie soll man ihm thun? Den Namen muß man allen gönnen, wiewol ihn wenig mit Wahrheit führen. Nur gearbeitet will Luther haben, das ist kurz um, sagt er. Ich soll studiren und Gott bitten. Studiren ist meine Arbeit, die Arbeit will er, daß ich sie thun soll, und wenn es ihm gefält, so will er geben. Da gibt er's häufig und überflüssig, wol auf eine Stunde. Nach gethaner Arbeit aber will er predigen „Gott zu Ehren." Er sagt: wenn ich nicht unserm Herrn Gott zu Liebe predigte, wollte ich nicht ein Wort predigen. Fahre hin in aller Teufel Namen, so du in Gottes Namen nicht wilst. Luther dachte also anders, als heut zu Tage gar manche denken. Obschon er sagt, daß die Prediger arbeiten sollen, weil die Fische nicht von selbst ins Nez springen, obschon er weiß, daß wenn die Kirchendiener das mütterliche Herz gegen ihre Zuhörer nicht haben, sie keine Frucht bringen, so weiß er doch: die Wirkung steht in Gottes Hand. Wie viele Prediger verkümmern nur deshalb, weil sie keine Wirkung ihrer Predigt sehen! Wie viele sind bereit, sogar in der Lehre alles zu übersehen, wenn nur Wirkung kommen wollte! Wir sind aber hier auf dem besten Wege, zu romanisiren, ohne daß wir es selbst wissen. Und die Welt komt hierin treflich zu Hülfe. Sie verlangt es heut zu Tage, weil sie sonst nichts vom Predigtamte sich denken kann, daß die Prediger eine sichtbare und handgreifliche Wirkung ausüben sollen, die einen meinen nach der, die andern nach jener Seite hin. Und wie viele Prediger täuschen sich und gehen hin auf diese Wege und schaffen und arbeiten nach hundert Seiten hin und die Welt staunt oft über die große Wirksamkeit, die schließlich doch nichts, als eitel Vielgeschäftigkeit ohne Grund und ohne Ziel ist.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 7. Februar. № 11.

Georg Forster.

Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der Französischen Herschaft, von Clemens Theodor Perthes, ord. Professor der Rechte in Bonn. I. Das südliche und westliche Deutschland. Gotha 1862.

Der Verf., der mit Deutschem Herzen außer durch andere Schriften besonders durch sein Leben von Friederich Perthes Deutsche Herzen gewonnen hat, thut in vorstehendem Buche einen abermaligen ebenso tapfern Zug. Von der Gegenwart und ihrem Parteiwesen angeregt, hat er sich mit dem Gedanken getragen, eine Geschichte der Deutschen politischen Parteien seit 1789 zu schreiben und dazu reiches Material aus mündlichen Unterredungen mit Zeitgenossen der neunziger Jahre, Stadtarchiven, Steuerauflagen und Intelligenzblättern gesammelt, aber durch den Stand seiner Gesundheit christlich erinnert, ob ihm auch beschieden sein könne, die Vollendung dieses Werks mit seinem irdischen Tage zu erreichen, aus jener Menge den genannten Titel herausgegriffen, um ihn selbständig zu bearbeiten, für welche Arbeit wir ihm von Herzen danksagen.

Das Buch bewegt sich auf christlich Deutschem Grunde und hat zwei anziehende instructive Seiten; einmal gibt es durch sein historisches Detail Bild und Kunde, wie es um die Zeit des Ausbruchs der Französischen Revolution an den Höfen und in den Ländern jener geistlichen Fürsten, deren Länder von Mosel, Rhein und Roer berührt werden, aussah, zeigt wie verkommen und verrottet Alles war und wie die Franzosen mit ihrem endlichen Verstande und blos auf die augenblickliche Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit bedacht, Alles kopfüber und kopfunter gekehrt und die heilloseste Wirtschaft getrieben; und dann steigen aus diesem Chaos zwei Deutsche Männer vor uns auf, der eine ein Protestant, der andere ein Katholik, die beide für die Revolution schwärmen, aber beide so bitter getäuscht werden, daß der eine, der sein Vaterland daran gegeben, ein Jahr seitdem er es mit dem Rücken hat ansehen müssen, am gebrochenen Herzen vor unsern Augen stirbt, der andere freilich sechs Jahre lang auf Deutschland und seine eigne Kirche schimpfen und wie ein Drache Gift speien kann, dann aber auch untertauchen muß, um als Deutscher Patriot wieder aufzutauchen und um endlich als Fanatiker der Kirche, in deren Schmähungen Luther ein Kind gegen ihn gewesen, in unsern Tagen zu enden; die Namen sind Georg Forster und Joseph Görres.

Wir haben in dieser Anzeige blos mit dem ersten zu thun, der als Naturforscher in unsern Tagen der Alles verschlingenden Naturforschung, durch Romane, in denen er auftritt, durch Herausgabe seiner Briefe und durch eine eigene Biographie, die aus Heinrich Königs Feder geflossen, eine frappante Persönlichkeit und eine Art Liebling der Zeit, wie er es in seinen Lebenstagen wirklich war, wiederum geworden ist. Seine religiöse Seelenseite ist in jener Literatur, wie man es nicht anders erwarten kann, versäumt und verdekt geblieben. Auf diese wollen wir hier besonders unsere Aufmerksamkeit richten. Doch geben wir zuvor einige Züge aus jenem historischen Detail.

Das Bild jener Länder seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, die dem Krummstabe unterthan waren, besonders in den oberen Schichten seiner Bevölkerung, ist ein wenig ansprechendes, überall Misbräuche und auch im Gefühl derselben, Drang die Schäden zu heilen, wenigstens bei einzelnen regierenden Häuptern, aber Anwendung der widersprechendsten Mittel der Heilung, Plumpen aus einem Versuch in den andern hinein, Aufklärerei und Jesuitismus lösen sich ab; der eine geistliche Vater läßt das Missionskreuz wegnehmen, um Platz für Marktbuden zu gewinnen, der andere läßt die Buden umreißen und richtet das Kreuz wieder auf; hier werden, was man jetzt Realschulen nennt, angelegt und, um das Hofleben pikant zu machen, Academien der Künste und Wissenschaften aus den Einkünften der Klöster begründet, dort Jesuitencollegien gepflegt; ja dieselben Hände eines Hirtenstabes nehmen die Mutter Gottes aus ihrer Blende, um die Bildsäule Voltaires an die Stelle treten zu lassen; und später tritt der status quo in wo möglich noch strengerer Form wieder ein. Besonders gilt dieses von den erzbischöflichen Stühlen von Mainz und Cöln, deren Inhaber anfangs mit Hand und Fuß reformiren à la Kaiser Joseph II., im Interesse der Aufklärung und des gemeinen Nutzens Alles umkehren, wobei das Volk in seinen tiefsten Gefühlen und Gewohnheiten von Jahrhunderten verlezt wird und wenn dann über Nacht nicht reif geworden ist, was man Tages vorher gesäet, wie es einmal die Weise des natürlichen Menschen ist, Lust und Muth verlieren, und Alles wieder gehen lassen, „wie es Gott gefält." Dabei sind die Höfe durch und durch garstig; man spielt mit dem Feuer der Aufklärung und Verachtung der Religion, wie Kinder, sieht sehnsüchtig und respectvoll

dahin, wo die Embleme der Freimauerei zu sehen sind, und würdigt das Kreuz Jesu Christi keines Blicks; von Sorge für das Volk und Trieb, sein Bestes zu fördern, keine Spur; Alles Sinnlichkeit, Intrigue wie an weltlichen Höfen, Ausschweifung und Schwelgerei, ekelhafte Nachäfferei der Franzosen, und elende Feigheit und Flucht, als die rothen Mützen der Jacobiner sich nahten und das Ça ira ihnen in die Ohren klang. Viel wolthuender ist der Anblick des Volks bei allem Mechanismus der Ceremonien, worin seine Religion bestand; sein Instinctleben erkannte das Danaergeschenk der Freiheit und Brüderlichkeit, womit die Revolutionshelden sich Eingang bei ihm verschaffen wollten, noch ehe die Welt durch Requisitionen, Contributionen, Assignaten mit Zwangscurs, Ausräumung der Kirchen enttäuscht ward, sehr wol; den schönen Anreden: „Sclaven und Leibeigene seid ihr gewesen, wir wollen euch zu citoyens machen, ihr seid nicht menschlich, sondern thierisch behandelt, Schafe seid ihr gewesen, deren Hirten sich blos mit Scheren abgaben, ihr sollt von jetzt an zur großen Nation gehören", gab man Kopfschütteln zum Bescheide. Und wunderbar wie tief dem Deutschen Volke die Anhänglichkeit an seine Herren — ein Rest der alten Anhänglichkeit der Germanischen Gefolgschaft an ihre Führer — eingepflanzt ist, es nahm seine alten Herren, die 1792 flohen und 1793 wiederkamen, mit Freuden wieder auf, und wenn sie auf dieser Flucht auch Nichts gelernt hatten und ganz die alte Weise fortsetzten und fortan Nichts geschah, die alten verrotteten Zustände zu bessern, es trennte sich 1797 doch mit Schmerz von ihnen, als sie gingen, um nie wiederzukehren. Die Zeit für das weltliche Scepter in geistlichen Händen, das für Zeiten gesegnet gewesen, war dahin und wird es nach Analogie der Geschichte für das Scepter in der Hand des Nachfolgers Petri auch sein. Die Wahlen der neuen Obrigkeit, die Feier von Freiheitsfesten mußten oft durch militärische Execution erzwungen werden; es mag hier ein Zug stehen vom 21. September 1792 aus einem kleinen Cölnischen Ackerstädtchen Meckenheim, dessen Rath, als er von dem Verwalter des Canton aufgefordert ward, bei Errichtung des Freiheitsbaumes zu erscheinen und damit eine republikanische Regierung anzuerkennen, offen erklärte: alle Bürger haben ihre Unzufriedenheit über eine neue Landesverfassung geäußert und sich geweigert, dem Freiheitsfeste beizuwohnen, darum auch die Rathsglieder sich dessen weigern müssen. Unsere alte Regierungsart kennen wir und lebten ruhig und zufrieden; noch erinnern wir uns, als unser gnädigster Landesfürst nach dem Brande des hiesigen Städtchens wie ein Vater unter seinen Kindern in unserer Mitte stand. Diese Auftritte werden wir nie vergessen, und wenn es uns nicht mehr erlaubt sein kann, unter unserer vorigen Verfassung und unserem gnädigsten Landesherrn zu leben, so entsagen wir unserer Freiheit, doch nicht unserm Dankgefühl und erklären, daß wir uns derjenigen Regierung unterwerfen, welche Zeit und Umstände über uns bestimmen.

Georg Forster, dem wir uns jetzt zuwenden, war ein gefeierter Jünglingsname, der durch die Welt ging; eine Persönlichkeit, die nicht blos Friedrich Heinrich Jacobi und seine Freunde, sondern Wilhelm v. Humboldt, Göthe, Lichtenberg, Hamann auf den ersten Blick für sich gewann, dem Räthe, Minister, Fürsten andächtig zuhörten; dabei ein Mensch wahr durch und durch, und dennoch unglücklich durch und durch — weil ihm die ewige, die himmlische Wahrheit nicht aufgegangen war! Heinrich König hat sein Leben beschrieben; wir verkennen die Ruhe und Anmut nicht, die die Schriften des Mannes kennzeichnet, noch seine Gabe, Personen und Zustände zu portraitiren, aber kommen wir auf Religion, so ist er, um mit Göthe zu reden, „ein Mann wie andere mehr, oder noch richtiger ein Mann, wie alle andern, die auf dem Novellen- und Romangebiete arbeiten." Ein geborener Katholik, der, wie er selbst dessen kein Hehl hat, zum Protestantismus übergetreten ist, um dem Genanten zu entgehen, womit die katholische Kirche bei ihrer ausgeprägten äußerlichen Verfassung ihre ungehorsamen Kinder zu kneifen und zu fassen versteht [wie vor Zeiten Heinrich Heine das Judentum verließ, um Doctor der Rechte in Göttingen werden zu können und dem Druck des Judentums überhaupt sich zu entschlagen], beurkundet sein Leben Forsters die unbegreiflichste und doch so begreifliche Impotenz im Religiösen; unsere Zeit cultivirt und tolerirt Alles, nur den Glauben an Jesum Christum nicht, sie ist naturwissenschaftlich so klug und hört das Gras wachsen, aber auf religiösem Gebiete erscheint ein Unvermögen, die einfachsten Dinge zu begreifen, und lauter Verkehrtheit, Etwas beim rechten Ende anzufassen; wer ihr von Geognosie Etwas vorpfeift, dem zieht sie nach wie die Kinder dem Hamelnschen Rattenfänger, und unser Herr Christus mag den ganzen Tag die Arme nach ihr ausstrecken, sie achtet nicht auf ihn. Bei Heinrich König findet sich nicht jene tiefgehende oder auch rohe Bosheit, die wir kennen, aber Verkennung alles Religiösen und eine lächelnde Lust aus demselben Bolzen zu schnitzen, um damit, wenn auch nicht nach dem dornengekrönten Haupte unsers Herrn Jesu Christi, doch nach den Thüren seiner Kirchen zu schießen ist nicht zu verkennen. Ein Zug aus dem Leben George Forsters wird zu diesem Zwecke treflich ausgenutzt; als die Forstersche Familie in England vor der Reise um die Welt unter dem Damoklesschwerte des Schuldthurms saß und im wörtlichen Verstande kein Brot im Hause hatte, eilt der Knabe Georg Forster, weil er, wie Hagar den sterbenden Knaben, die Leiden seiner Mutter nicht mehr ansehen kann, auf die Straße und findet ein Hufeisen, aus dessen Verkauf und Erlös der Hunger gestilt wird. Dieses Ereignis wird nun ausgebeutet, um das daraus erwachsene Vertrauen auf den lieben Gott, das unüberlegt und unbedachtsam macht, die Energie lähmt, als ein Uebel hinzustellen; wogegen, wer das Leben Forsters ansieht, ohne sich vorher die Augen zugebunden zu haben, findet, daß unruhiges, abenteuerliches mit den Händen nach dem Monde greifen ohne auf die Dinge, die im Wege liegen und über die man fallen kann, zu achten, denken an Auflösen, wenn man noch am Binden ist, Unvermögen, Ausgabe und Einnahme in ein richtiges Verhältnis

zu setzen, in ersterer kein Maß zu halten und letztere zu überschätzen, und daraus entspringende beständige Finanznoth, zur eigentümlichen Natur Forsters gehört, daß es aber mit dem Allen doch leidlich geht, so lange etwas Religiöses, das sich freilich nur auf den ersten Glaubensartikel beschränkt, seinen Einfluß ausübt, daß aber die Zerrüttung und das eigentliche Elend angeht, als auch dieses eingebüßt war und der nakte Mensch sich selbst regierte. Grade Religion allein konnte eine Seele, wie die Forstersche, vor dem Auseinandergehen bewahren, konnte dem schwankenden aber offenen und redlichen Herzen Festigkeit, Treue, Ausdauer geben; er war so zu sagen für Religion gemacht und Niemand war eines religiösen Halts bedürftiger als er; sein Herz war ein Opfer der Zeit, die ihm keine Religion, deren es doch so sehr bedurfte, geben konnte; darum hat es auch so früh brechen müssen; kalte Herzen finden für sich leicht den Weg durchs Leben, solche aber nicht.

Der Vater, dessen Familienname, documentirte Abstammung und eigenste Natur nach Schottland hinweisen, von wo aus im Mittelalter so viele ruhelose und reiselustige Leute Deutschland überzogen, daß man in den Klöstern eigene Herbergen für sie hatte, war ein zäher, eigensinniger, störriger, verbissener Mann, ein Haustyrann, abenteuerlich, unruhig und reiselustig wie seine Landsleute, dabei in Sprachen, Literatur, Naturwissenschaften und landwirtschaftlichen Kentnissen sehr erfahren. Er gab seine reformirte Pfarre, eine Stunde von Danzig, auf, um im Auftrage der Russischen Regierung eine Reise zur Inspicirung der Deutschen Colonien an den Ufern und der Mündung der Wolga zu unternehmen, auf welcher ihn sein eilfjähriger Sohn Georg, von dem wir gar nicht wissen, ob er je eine Schule besucht hat oder confirmirt und zum Abendmal gegangen ist, begleiten mußte. Nachdem dieses Reisegeschäft, wie Alles wo der alte Forster mit Menschen in Berührung kam, mit Zank geendigt war, finden wir später den abenteuerlichen harten Vater mit Weib und Kind in Puddington, einem kleinen Städchen Englands, wo Georg schon durch Uebersetzen verdienen muß und die Mutter mit den Töchtern fürs Brot arbeiten, aber doch am Hungertuche nagen müssen und wo die Geschichte mit dem Hufeisen sich ereignete, deren wir gedachten. Die Mutter, von der der Sohn die eine Hälfte seiner Seele, das deutsche Element, hatte, war eine jener sanften geduldigen Engelnaturen, mit denen es Gott dem Herrn oft gefält wilde Menschen und Wüteriche zusammen zu binden, damit leztere nicht ganz des Teufels werden; wir sind bei Studien vaterländischer Geschichte kürzlich auf ein Analogon von ihr gestoßen, die Herzogin Margarethe aus dem Hause Berg, vermält mit dem Herzoge an der Leine Otto dem Quaden d. h. dem Bösen [unsere Bauern nennen einen Haufen Unkraut im Garten noch jetzt Quad], dem vorletzten Herzoge der im 14. Jahrhundert ausgestorbenen Göttinger Linie des Hauses Braunschweig-Lüneburg, deren Kapelle zu Hardegsen, einem Städtchen in der Nähe von Göttingen, unser frommer König von Hannover Georg V. kürzlich hat restauriren

lassen; eine zarte Frauengestalt mit einem wilden breitschulterigen Hühnen zur Ehe vereint, die verband, wo jener zerriß; heilte, wo er verwundet hatte; Häuser und Dörfer wieder aufbaute, wenn jener sie nieder gebrannt; ihn mit ihren Gebeten begleitete, wenn der Wilde sich von ihr gewandt; ein freundliches Angesicht ihm entgegen trug, wenn er zu ihr wiederkehrte und als der im Kirchenbann Gestorbene in ungeweihter Erde begraben war, Kirchen und Klöster begabte um eine Kapelle über dem Grabe zu erwirken und nach der Form der Liebe und Frömmigkeit jener Zeit all ihr Eigenes wachszinsig machte, um Seelenmessen zur Erlösung der gebannten Seele aus dem Fegefeuer zu gewinnen. Georg Forster hatte von seiner Mutter das offne für Liebe und Freundschaft empfängliche Herz, von dem Vater die unruhige abenteuernde Natur; wir haben uns wundern müssen, daß von den Vielen die über Georg Forster und seinen Zwiespalt geschrieben haben, Niemand dieses Zusammenstoßes von zwei Nationalitäten in einem Menschen gedacht hat; bei dem Knaben und Jünglinge überwiegt das Deutsche, später komt das Schottenwesen mehr zur Herschaft. Einen Beitrag zur Charakteristik des Vaters haben wir kürzlich in Friedrich v. Raumers Buche, das sein eigenes Leben behandelt, in dem Abschnitt über die Studienjahre in Halle gefunden: als der alte Forster durch Verwendung des Sohns und seiner Freunde Professor in Halle geworden war, fiel es den Studierenden ein ihm und mehreren anderen misliebig gewordenen Professoren die Fenster einwerfen zu wollen; während nun dessen Collegen rathlos bei der rath- und hülfslosen Polizei sich nach Beistand umsahen, hatte dieser aus dem Hinterhofe seines Hauses Tische, Stühle und Fensterbänke des Musensitzes mit tüchtigen Kieselsteinen armirt und als die Studenten anfingen zu werfen, ließ er auch seine Batterien gegen sie spielen und wußte die Köpfe der Werfer viel besser zu treffen als sie die Fensterscheiben, so daß diese verdutzt über die so ungewohnte Begegnung von Seiten eines Gelehrten, ihr Werfen einstellten und beschämt sich davon schlichen.

Auf der dreijährigen Reise um die Welt, für welche sich der spätere Hallesche Professor zum Erwerbe botanischer Samlungen von der Englischen Regierung hatte anwerben lassen, war der Sohn Zeuge und Mitleidender bei dem beständigen Zanke mit dem Schiffskapitän gewesen und nach England zurückgekehrt ging der Lärm mit der Regierung wegen Herausgabe der Reisebeschreibung an, die Forster als sein Eigentum, die Regierung als in ihrem Dienste gewonnen für sich in Anspruch nahm; dieser neue Hader hatte unglückliche Folgen und wirkte so zerstörend auf die Familien-Existenz ein, daß der Vater nun wirklich in den Schuldthurm kam. Und wunderbarer Weise begegnen wir hier der Erfahrung, die uns mehrfach im Leben entgegen getreten ist, daß die hart, ja tyrannisch erzogenen Kinder mit mehr Liebe und Achtung an den Aeltern hängen, als die mit der modernen Liebe erzogenen; troz der Härte die er erfahren, troz des angerichteten Unheils das er mit Augen angesehen, wie es vom Vater ausgegangen war

und der Mutter so wehe gethan hatte, spricht der Sohn jedoch mit Achtung und Dankbarkeit von ihm, dem er Unterricht und Bildung verdankt, und Nichts kann das Kindesgefühl aus seiner Brust reißen; ja als er von Allen ausgestoßen als Flüchtling nach Frankreich weichen mußte, bekümmerte ihn Nichts so sehr, als daß sich auch der Vater von ihm abgewandt, welcher nach seiner Art erklärt hatte, er wolle diesen seinen Sohn nicht eher wieder sehen als am Galgen.

Die Noth in England gab, um den Vater aus dem Schuldthurm zu bringen den Plan ein, den Versuch zu machen, die auf der Reise um die Welt gesammelten Herbarien an ein Holländisches oder Deutsches Museum zu verkaufen und Georg machte sich eben vierundzwanzigjährig auf die Reise, aber in Holland schlugen alle Versuche fehl und mit schwerem Herzen ging es Rhein-aufwärts in trüben regnigten Novembertagen 1778 Deutschland zu. Der Gedanke an die Seinigen beschäftigte ihn auf der langen Reise im engen Postwagen auf das Schmerzlichste. Ist keine Hülfe auf unser bedrängtes Haus gefallen, schreibt der nur des Unglücks Gewohnte, und muß ich den schrecklichen Träumen glauben, die mich nächtlich quälen und ängstigen? Möge doch Gott nur meiner armen besten Mutter und meinen Geschwistern Trost und Muth in der Trübsal schicken; meine Hofnung hat der Wind verweht, ich sehe Nichts als Finsternis, aber ich bin in Gottes des Allmächtigen Hand, sein Wille geschehe. Amen. Hier ist er noch der weiche Jüngling Deutschen Gepräges, obwol bereits die unwirtbaren Steppen der Kalmücken, der Glanz eines Petersburger Winters, die gewaltigen Eindrücke Londons, das Weltmeer, das starrende Eis des Südmeers und der Zauber Otaheiti's an ihm vorüber gegangen; aber wie fest steht ihm das vierte Gebot, wie anhänglich an die Seinen steht er da; wenn sein Glaube sich nur auf die Vorsehung im ersten Glaubensartikel beschränkt, er hat ihn doch noch und andere Stellen bezeugen dazu, wie fest er noch an die Thatsachen der Bibel glaubt und Trost in ihr bei seinen Trübsalen gefunden hat. Und diese Liebe! kaum zu irgend einer festen Stellung selbst gekommen, ließ er nicht nach zu sorgen, wie der Vater zu Ruhe zu bringen, selbst was ihm das Schwerste war, Fürsten und Minister für ihn um Geld zur Erlösung aus dem Schuldthurm anzusprechen, überwand er, was ihm auch 1780 gelang, wo derselbe als Professor nach Halle kam, aber hier in seiner alten für die Familie qualvollen Weise fortwirtschaftete; dies Gelangen zum Ziele mit dem Vater ist nach dem Ausdruck des Sohns „nur durch den Edelmuth und die Menschenliebe der Schutzengel desselben möglich geworden."

Es war nicht zu verwundern, daß Friedrich Heinrich Jacobi und seine Freunde, als der glückliche Weltumsegler und jezt so unglückliche Reisende am 21. Nov. 1778 in Düsseldorf eintraf, gleich nach der ersten Bekanntschaft Alles in Bewegung sezten, den herlichen Jüngling für sein Vaterland zu behalten; es machte sich auch sehr leicht, der Landgraf Friedrich von

Hessen-Cassel, wie es um jene Zeit zum guten Ton der Fürsten gehörte, [mit Ausnahme von König Georg III. von England und Kurfürsten von Hannover], die Kirche besten Falls zu ignoriren, gewöhnlich in Anschluß an Friedrich den Großen zu verachten, sich dagegen in der Rolle der Protectoren der Künste und Wissenschaften zu gefallen, war bereit, den weltbekannten Mann bei seiner Academie in Cassel, womit mehrere naturwissenschaftliche Cabinette verbunden waren und an der auch Vorlesungen gehalten wurden, mit Gehalt anzustellen. Seine Persönlichkeit muß sehr Gewinnendes gehabt haben, Friedrich Heinrich Jacobi, der allerdings gefühlsselige, schreibt nach den ersten Forsterschen Tagen zu Pempelfort, an nahe und ferne Freunde wie im Tone des Hohenliedes: ich habe den gefunden, den meine Seele liebt, aber es ist sonst auch nur eine Stimme über die Anmut seiner Person, und worin ist diese zu suchen? Forster spricht sich selbst darüber aus: Heuchelei ist etwas Kindisches, schreibt er, was ich von je und je gehaßt habe. Ich sage den Leuten was ich denke und damit lassen sie sich bestechen; Nichts ist unwiderstehlicher als die Wahrheit; Perthes bemerkt dazu: seine Persönlichkeit war seiner Zeit eine geistige Macht in Deutschland und gewann ihm überall eine Stellung; und wie er noch jezt durch seine Briefe und briefartigen Schriften wirkt und fesselt, so noch viel mehr mußte das gesprochene Wort und die Gesamterscheinung des Mannes eine Macht ausüben. Dieses wird bestätigt durch eine treffende Zeichnung der ihn überlebenden Wittwe Therese gebornen Heyne, Tochter des großen Göttinger Philologen Heyne, später verehlichte Huber und unter dem Namen Therese Huber als fruchtbare Schriftstellerin bekannt; sie sagt von ihm: „seine ursprünglich regelmäßige Gesichtsbildung hatte zwar durch Blattern und durch den Scorbut der langen Seereise gelitten, aber sobald das Gespräch ihn belebte, wurde ihr Ausdruck überaus anziehend sowol für Männer als für Frauen." Nie war er im Anzuge vernachlässigt, kein rohes Wort kam über seine Lippen, leicht und sicher trat er in den durch Geburt oder Geist hervorragendsten Kreisen auf, ohne Ansprüche und doch seines Erfolges gewiß; Englisch, Französisch, Deutsch sprach er mit gleicher Meisterschaft. Nie kam ein unreines und selten ein verletzendes Wort aus seiner Feder, Misgunst kannte er nicht, sondern freute sich gern der Verdienste Anderer und war, wie er selbst bemerkt, gewohnt an jedem Dinge und an jedem Menschen die beste Seite aufzusuchen und um dessen willen alles Uebrige zu vergessen — eigene Worte von Perthes, denen wir beistimmen müssen.

Ein Herz wie Forster es hat, schrieb der kalte Merz an Sömmering, wäre eine Reise um die Welt wert und vielleicht die Frage, ob man ein zweites fände. Nehmen wir noch dazu den Glanz des Edeln und Aufopfernden für seine arme Familie, der über die ganze Erscheinung ausgegossen war, und daß ungeachtet der großen Noth, womit er immer zu kämpfen hatte, ungeachtet der Versuchung, die durch seine äußere Lage

an ihn herantrat, keine gemeine, keine niedrige Handlung sein Leben befleckt hat, so begreift man es, wie es kam, daß überall wo er erschien, Alles von ihm bezaubert war; daß Göthe und Herder, Alexander und Wilhelm von Humboldt, Jacobi und Johannes von Müller, Lichtenberg und Heyne mit ihm in mehr oder weniger engen Verkehr traten; in Braunschweig Lessing und Jerusalem, im Kloster Bergen Abt Resewitz, in Berlin Engel, Rammler, Sulzer, Nicolai, Biester, Spalding, in Freiburg Werner sich seiner Verbindung freueten. Auch Fürsten und deren höchste Diener fanden sich zu stundenlangen Gesprächen mit dem jungen Manne in der Mitte der zwanziger Jahre angeregt: in Cassel suchten der General von Schliessen, Herr von Waitz und der Landgraf seine Unterhaltung und im stillen Wörlitz bei dem Fürsten und der Fürstin von Dessau war man ganz von ihm hingenommen; in Wien, auf der ersten Reise nach Wilna, empfing ihn Kaiser Joseph II., Fürst Kaunitz sah ihn gern und die Gräfin Thun, der Zeit die Aspasia von Wien, zog ihn wie eine Mutter den Sohn zu sich heran, so daß er im Vollgenuß dieser Ehren und Auszeichnungen und in dem Gedanken an die glänzende Zukunft, die sich ihm dort aufthun könnte, von dort einen verletzenden Brief an seine Braut schrieb. Er erntete noch Triumf auf dem lezten Platze seines Wirkens und Erscheinens in Mainz, wo der Coadjutor Dahlberg ihn gern sah, Frau von Cudenhofen ihn in ihre Kreise zog und der Kurfürst ihn sehr freundlich aufnahm. Doch lassen wir auch einigen Schatten auf das glänzende Bild fallen; des Unruhigen, Ruhelosen, Abenteuerlichen, des Greifens in die Ferne, ohne Augen zu haben für die Nähe, haben wir schon gedacht; Wilhelm von Humboldt, bei aller Verehrung, bemerkt zu seiner Eigentümlichkeit sehr treffend: „um tieferer Empfindung fähig zu sein, dachte er viel zu viel an sich selbst und der Rückblick auf sich leuchtete überall durch"; das hinderte ihn aber nicht, daß er nicht sehr edler Aufopferung fähig sein konnte, nur hatte er, nach dem Ausdruck der Schrift, meistentheils seinen Lohn dahin; denn er gefiel sich in der Aufopferung und sie nährte sein Selbstgefühl. Ein weicher, beweglicher Sinn, welcher der Aufmerksamkeit und des Beifalls Anderer nicht entbehren konte, war ihm, wie seine Witwe bemerkt, angeboren, und er hatte, wie sein Schwiegervater Heyne über ihn urteilt, bei so vielen herlichen Eigenschaften zu wenig Selbständigkeit und die Umstände machten die Folgen seiner Schwäche noch nachtheiliger. Diesem entsprechend blieb er denn auch nicht derselbe, wechselte Mehr als blos Farbe und Ton; er war jedesmal ein anderer, wenn er aus Cassel, Wilna, Mainz oder an Jacobi, Lichtenberg oder Sömmering schrieb.

Die sechs Jahre in Cassel brachten eine übele Wandelung, brachten ihn um Bibel und Glauben und lieferten zu dem frühen Grabe die ersten Spatenstiche. Forster war schon sehr jung in London unter die Freimaurer getreten, [auch ein Asyl oder Ersatz des Jahrhunderts bei der allgemeinen Kirchenflucht], und dieses leitete in Cassel, wo die Rosenkreuzer so ihr Wesen hatten, wie außer Berlin in keiner Stadt Deutschlands, rasch die Verbindung mit leztern ein, und hier kam, wie wir entschuldigend hinzufügen müssen, der Mangel an fester Religionslehre, der versäumte Elementarunterricht der Religion in der Kindheit und Jugend zu seinem vollen Austrage, und das Fehlen einer christlichen Gemeine brachte ihn um allen religiösen Grund. Das Geheimnisvolle, Tiefe, Alles Vergeistigende, in dem jene Schwärmer und Schurken anscheinend lebten und webten, zog nicht bloß Forster, sondern auch den viel klareren Sömmering, der ebenfalls hier an der Academie lehrte und mit dem Forster bald nach der ersten Bekantschaft einen Freundschaftsbund für alle Ewigkeit geschlossen, zu ihnen herüber, sie unterwarfen sich der Ascese jener Betrüger, suchten nach dem Stein der Weisen, versuchten wirklich Gold zu machen, mit den abgeschiedenen Geistern in Verbindung zu treten und durch sie Aufschlüsse über übernatürliche Dinge zu erfahren, welchen Unsinn man sich jezt gar nicht mehr denken kann. Bis hieher war Forster die Bibel noch Trostquelle gewesen und sein Glaube, daß der Mensch unter Gottes unmittelbarem Schutze stehe, hatte ihn von Kindheit an durchs Leben, besonders auch auf seiner Reise um die Welt, geleitet, so daß er es gradezu für frevelhaft erklärte, wenn der Mensch die Errettung aus so vielen Gefahren als sein eigenes Werk ansehen und nicht der Barmherzigkeit Gottes zuschreiben wollte. Deshalb stieß ihn auch die damals in Berlin herschende Aufklärerei und Freigeisterei so sehr zurück, daß wir fast über Nichts bei ihm so harte Worte lesen, als über diese angebliche Reformation; er schilt 1779 die überklugen Geistlichen, welche aus der Fülle ihrer Tugend dem gemeinen Menschenverstande die Religion begreiflich machen wollen. Es ist entsetzlich, schrieb er, und ein Gräuel aller Gräuel, daß heutigen Tages Religion Nichts weiter heißen soll als Bitte um Regen und Sonnenschein, um Brot und Wein, um Kleidung und Obdach und was dergleichen Armseligkeiten mehr sind, die unser himmlischer Vater auch den Thieren gibt, die ihn nicht darum bitten. Noch schärfer spricht er sich 1781 aus, wo er die Deutschen Reformatoren des 18. Jahrhunderts für Nichts besser als die Philosophie der Encyclopädisten erklärt, ihre Geistlichen Voltaires im schwarzen Rock und Bäffchen nent und mit Entrüstung ausruft: „Christen soll es nicht mehr geben, sondern nur Menschen ohne Vorurteile, die auf dem Wege die Wahrheit zu suchen, sich die Mittel sie zu suchen, abschneiden. Von unsern angeblichen Gottesgelehrten kann man wol sagen, daß sie wolfsartiger in ihren Schafskleidern sind, als die Pharisäer und

Schriftgelehrten je waren, und unwissender im Geiste der heiligen Schrift und abgewendeter von Gott und dem Heilande als die armen Neger, welche Nichts besseres kennend, ihren Fetisch anbeten. Wer kann es den Ungläubigen unserer Tage verargen, wenn sie die Scheinheiligkeiten und dogmatischen Abgeschmaktheiten der Geistlichen verachten. „Noch 1783 spricht er, wie Sömmering, es klar aus, daß nur der das Unglück haben könne ein Freigeist zu sein, der die Bibel nicht kenne, und schreibt in richtiger Erkentnis des menschlichen Vermögens an Johannes von Müller: Die Diffidenz, welche sie in ihre eigene Kraft setzen, ist mir Bürge ihrer Selbstbeobachtung; ich bin damit, wie Sie wissen, ungefähr auf demselben Standpunkte und mache noch täglich die Erfahrung, daß keine einzige Bewegung zum Reinguten in mir aus eigenem Antriebe entsteht und ich also keinen Augenblick darauf rechnen kann, in eigener Tugendhaftigkeit zu beharren. Das aber glaube ich, daß ich es Alles werde vermögen werden durch den, der uns mächtig macht, Jesum Christum, das glaube ich, daß ein Fünklein des Glaubens an ihn, welches er in uns rege werden läßt, und ein Fünklein Liebe zu ihm uns ein überaus herliches Gnadenzeichen sei, woran wir erkennen mögen, daß die Pforte zu ihm auch uns offen stehe und er sich uns mit unverhaltener Liebe nähern wolle. Solche Erkentnis scheint doch über den ersten Glaubensartikel hinauszugehen und o Herzeleid! daß diese Seele, die dem Reiche Gottes so nahe stand, nach Ablauf etlicher Jahre um das Reich so gänzlich gebracht sein sollte, daß an keine Wiederkehr zu denken!

Aber außer der heiligen Schrift, bei wenig fester Lehre, ließ Forster noch viel mehr Menschen auf sich wirken, und die in Cassel auf ihn wirkten, waren Schwärmer und Betrüger; er ging mit seinem offnen Herzen arglos in ihr Garn und machte den ganzen Hocuspocus mit, vermittelst gewaltiger Gebetserregung und freventlichen Misbrauchs christlicher Wahrheit auch in einen äußerlichen Verkehr mit Gott zu treten, aber auf die Dauer konnte ihm der Betrug doch nicht verborgen bleiben; er erwachte gewaltsam wie aus einem Traume und als er Einsicht in das Wesen dieser Schwärmerei gewonnen und erkannt hatte, daß Alles falsche Vorspiegelung, Lug und Trug oder das Gelindeste Selbstverblendung sei, so daß er Sömmering im Mai 1784 schreiben konnte: „wol uns, daß wir entronnen sind", fiel mit dem Aberglauben auch das Fünklein Glauben gänzlich zu Boden. O des Jammers! daß das falsche Ringen dieses noch nicht dreißigjährigen Jacobs mit Gott nicht blos ein Verrenken der Hüfte zurückließ, sondern eine religiöse Gichtbrüchigkeit sich anbahnte, wovon der Kranke nie wieder erstand. Es geht nun im Unglauben rasch bergab, die Seele wird je mehr und mehr irreligiös, die Verbindung mit Jacobi erschlaffte und die mit Lichtenberg ward angezogen, seit er das Casseler Gemengsel von christlicher Wahrheit und Aberglauben abgeworfen, ging es auch mit dem Glauben bald ins Bodenlose; er ward dem Christentum nicht blos fremder, sondern trat ihm bald feindlich entgegen. Auch die bald nachher eintretende Verlobung änderte in dieser Richtung Nichts, im Gegentheil, wenn er an seine Braut schreibt und des Apostels Paulus erwähnt, sezt er, sich gleichsam entschuldigend, hinzu: der ein guter Kopf war und selbst dachte — wir haben dieselbe wörtliche Bezeichnung des Apostels vor Zeiten aus dem Munde eines Superintendenten gehört — und die christliche Wahrheit wurde ihm ganz gleichbedeutend mit: unerwiesene Annahmen und Selbsttäuschung, die man emphatisch Glauben nenne. Ja es durchzukt einen beim Schreiben, wenn er noch später Stellen der heiligen Schrift anführt mit der Formel: sagt ein Jude in der Bibel. Will einer noch den religiösen Abschluß dieser so edel angelegten Seele hören? Er lautet: es ist mir sonnenhell, daß es entweder treuherzige Dummheit, oder gedankenlose Gewohnheit, oder absichtliche Heuchelei oder überdachte Weltklugheit ist, was man mit dem Namen Religion zu bezeichnen pflegt. Er warf sich nun, als wenn er ein Typus unserer Zeit wäre, statt auf die Religion auf die Kräfte der Natur, wobei er denn endlich noch den persönlichen Gott und die persönliche Fortdauer der Seele einbüßte; in Polen war ihm das All nur noch ein großes Triebrad, von dem er freilich ehrlich gestand, daß es ihm ein Geheimnis bleibe, was das Räderwerk in Bewegung setze. Konnte ihm die Kirche nicht helfen? Konnte ihm die Braut und spätere Frau Nichts sein? Er gibt über beide eben aus Polen im ersten Jahre seiner Verheiratung an Sömmering Aufschluß. Nachdem er der katholischen „Pfaffen" in einer Weise gedacht, daß wir die Worte hier nicht hersetzen wollen, heißt es: „in Wilna ist allerdings eine Lutherische Kirche, allein Therese geht nicht hinein. Vor dem Thore ist die Reformirte, deren Armen ich quartaliter einen Rubel schenke, so viel als sonst Einer im Jahre beiträgt: und so bin ich von aller Zudringlichkeit befreit, bin noch nie darin gewesen und gehe auch ohne Noth nicht hinein. In unsrer Universitätskirche müssen wir zwei Mal des Jahrs mit rothen Mänteln erscheinen, sonst habe ich auch darin Nichts zu thun, also leben wir auch in Ansehung dieses Punkts froh und vergnügt." Armer Georg, wie täuschte er sich! Froh und vergnügt? Anderthalb Jahre waren noch nicht verronnen als die Frau gern einwilligte, mit ihrem Kinde zu ihren Aeltern zu gehen, weil die drängende Finanznoth und die Begierde, nach Neuem zu greifen und zu suchen, einen Antrag der Russischen Regierung zu einer Entdeckungsreise ihn mit beiden Händen ergreifen ließ, um aus dem verhaßten Polen mit seinen Thiermenschen und aus der jammervollen Lage daselbst herauszukommen. Es muß hier aus dem äußeren Leben nachgeholt werden, daß Forster von Cassel aus mit Lichtenberg und Heyne in Göttingen Verbindungen angeknüpft hatte und in des leztern Hause die älteste Tochter kennen lernte, mit der er sich vor seinem Abgange nach Wilna, wohin ihn die Kaiserin Katharina an die dortige Universität berufen, welchem Rufe er gern, weil ihm Ort und Menschen überall auf die Dauer zuwider wurden, gefolgt war, verlobt hatte. Die erste Reise trat er als Bräutigam über Wien an,

wo er die große Ovation erlebte, deren wir gedachten, nach einem halben Jahre führte er die Braut hin und nahm seinen Weg über Weimar, wo Göthe dem jungen Ehepaar sehr freundlich war. Ueber diese Heirat sei noch Etwas bemerkt; Perthes meint, das Herzeleid der Aeltern im Ehestand habe den Professor gelokt, als Mann in einer Familie sich das zu verschaffen, was er als Kind habe entbehren müssen.

(Schluß folgt.)

Luther als Prediger.

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Das große Apostolische Wort 1 Timoth. 4, 13 kann nicht oft genug den Predigern ins Gedächtnis kommen: halte an mit Lesen, mit Ermahnen, mit Lehren. Laß nicht aus der Acht die Gabe, die dir gegeben ist, solches warte, damit gehe um, auf daß dein Zunehmen in allen Dingen offenbar sei. Habe Acht auf dich selbst und auf die Lehre, beharre in diesen Stücken. Denn wo du solches thust, wirst du dich selbst selig machen und die dich hören. Und wo nur Prediger ihr Amt im Auge behalten, muthig sind und treu und fleißig und Acht haben auf sich selbst, da wird auch die Wirkung kommen, wann und wie es Gott gefällt. Gegenüber dem unverständigen Drängen auf Wirkungen des Predigtamtes in unsern Tagen wollen wir an das Wort des alten Brentz erinnern. Als Sebastian Pfauser in Brentz's Kirche kam und sie zum größten Theile leer fand, konnte er sich nicht enthalten, dem verehrten Manne in der Sacristei seine Verwunderung auszusprechen. Pfauser sagte zu Brentz: „um so weniger Menschen willen würde ich kaum die Kanzel bestiegen haben." Bald darauf kamen sie an einem Brunnen vorbei. Wisset Ihr wol, fragte hier Brentz, welches die größte Tugend dieses Brunnens ist? Und als Pfauser die Antwort nicht wußte, fuhr Brentz fort, „das ist das Lob dieses Brunnens, daß er immer gleich reichlich Wasser gibt, es mögen nun viele oder wenige aus ihm schöpfen. Er ist das Vorbild der Prediger göttlichen Wortes. Auch diese müssen sich unaufhörlich das Wasser des Lebens entquellen lassen, unbekümmert, ob sich viele oder wenige Durstige um sie her versammeln" S. Beste l. c. I, 203. Wie hat Luther über seine Zeit geklagt und wie verständig hat Brentz getröstet! wer aber will sagen, daß beide ohne Segen für ihre Gemeinden und für die ganze Kirche gewesen sind! Weder Chrysostomus hat Recht, wenn er sagt im 6. Buche vom Priesterth., „das Predigtamt fordre die Vollkommenheit eines Engels; das Gemüth eines Priesters müsse reiner sein als das Licht der Sonne", noch haben die Recht, die das Predigtamt in lauter Kunst und praktische Behendigkeit aufgehen lassen; die Prediger sind Christi Diener und von ihnen verlangt niemand mehr, als daß sie treu sein in dem Berufe, und nach der Ordnung und Weise, die ihnen befohlen sind.

Nachrichten.

Vom Rhein.

Die Rheinische Provinzialkirche hat auf der von ihr betretenen Bahn wiederum zwei große Schritte vorwärts gethan. Der eine trennt sie in der Gottesdienstordnung, der andere in äußerer Verwaltungsform noch mehr von der Landeskirche, als bisher. Dem von vielen so heiß erstrebten Ziele der Selbständigkeit der Kirche, ein Gebilde, das, je näher es komt, desto mehr von seiner idealen Schönheit verliert, wird mächtig entgegengerudert.

Kurz vor Beginn des neuen Kirchenjahres erhielten sämtliche Gemeinden eine Anzahl neuer liturgischer Gebete für die Adventszeit, für Neujahr, für die Passionszeit, für Ostern und fürs Erntefest, sofern die Ernte minder ergiebig gewesen ist. Diese Gebete, welche teils der Vorlesung der Perikopen vorhergehen sollen, teils aber auch neue Formulare fürs allgemeine Kirchengebet enthalten, sind meist den ältern Agenden, besonders der Würtemberger, Berner und Basler entlehnt. Ihre Auswahl wurde auf der 9ten Rheinischen Provinzialsynode im J. 1856 getroffen. Ihr Inhalt und ihre Form kann nicht angefochten werden, sie sind schöne Zeugnisse der uns abhanden gekommenen kirchlichen Gebetskunst. Unsre Agende, welche sich schon durch eine größere Mannichfaltigkeit auszeichnete, hat durch sie einen treflichen Schatz kräftiger Gebete gewonnen. Doch der Einlagen werden immer mehrere und es möchte wünschenswert sein, an eine neue Redaktion der Agende zu denken, damit nicht ein zu willkürlicher Gebrauch in dem notwendig fest geordneten Teile des Gottesdienstes wieder überhand nehme.

Wurden diese neuen Gebete von Pfarrern und Gemeinden meist freudig begrüßt, so kann solches von der andern liturgischen Veränderung weniger allgemein gesagt werden. Dieselbe bestand nämlich darin, daß die schon von der 2ten Rhein. Provinzialsynode und von Dr. C. J. Nitzsch im J. 1846 bei Marcus in Bonn herausgegebenen biblischen Vorlesungen aus dem alten und neuen Testamente mit dem 1. Advent 1862 in kirchlichen Gebrauch genommen werden sollten. Zwar ist die betreffende Verordnung des Königl. Consistoriums vom 16. April 1862 datirt, aber erst im November, also kurz vor dem 1. Advent, den einzelnen Pfarrern zugegangen und überraschte nicht wenig. Leider war übersehen worden, daß das in den Verhandlungen der 2ten Provinzialsynode befindliche Verzeichnis dieser neuen Lehrstücke, auf welches die Pfarrer in der Verordnung des Consistoriums angewiesen waren, mehrere Unrichtigkeiten enthielt und mit der von Nitzsch veröffentlichten Ausgabe nicht übereinstimmte. Hoffentlich wird noch ein jedem Pfarrer officiel gestelltes Verzeichnis der Leseabschnitte nachträglich zugefertigt werden. Denn ohne ein solches möchte sich schwerlich, zumal jüngere Gemeinden auch nicht einmal die Verhandlungen jener 2ten Provinzialsynode besitzen, eine sichere Ordnung dieser Vorlesungen gestalten. Oder es würde die Nitzsch'sche Ausgabe allgemein angeschaft und aus ihr, statt aus der h. Schrift selber der Gemeinde vorgelesen werden, was dem kirchlichen Dekorum wenig entspräche. Dazu komt, daß hiesige Gemeinden bisher gewohnt waren beim Verlesen der sontäglichen Perikopen, dieselben in ihrem Gesangbuche, dessen Anhang sie enthält, nachzulesen. Daher befremdet es gegenwärtig, daß, wenn der Liturg die biblischen Schriftabschnitte am Altar verliest, die Zuhörer solche vergeblich im Anhange ihres Gesangbuches nachzulesen versuchen. Doch daran werden sich die Gemeinden

schnell gewöhnen und wahrscheinlich werden neue Ausgaben des Provinzialgesangbuches diesem Uebelstande abzuhelfen sich beeilen.

Der Gebrauch dieser neuen Leseabschnitte ist aber so angeordnet, daß vom 1. Advent 1862 — 1. Advent 1863 verlesen werden sollen diese neuen, sowol aus dem A. als aus dem N. T.; vom 1. Advent 1863 bis zum Schluß des Kirchenjahrs, die alten Perikopen, Evangelien und Episteln; vom 1. Advent 1864 bis zum Schluß des Kirchenjahres die neuen evangelischen Perikopen und neue apostolische Abschnitte: vom 1. Advent 1865 bis zum Schluß des Kirchenjahres alte Perikopen, Evangelien und Episteln; vom 1. Advent 1866 bis zum Schluß des Kirchenjahres wie im Kirchenjahre vom 1. Advent 1862 an. Es findet also ein vierjähriger Turnus statt, in welchem die bisherigen Evangelien und Episteln zweimal wiederkehren, während die neuen Leseabschnitte nur alle vier Jahre wiederkehren, indem dieselben zwei Jahrgänge bilden, deren einer alttestamentliche mit evangelischen Abschnitten, deren andrer aber neue Abschnitte aus den Evangelien und Episteln umfaßt. Von einem Bruch mit der allgemeinen Landeskirche nach dieser Seite hin kann füglich nicht die Rede sein, indem so die Perikopen der allgemeinen christlichen Kirche in hiesigen Gemeinden wenigstens alle zwei Jahre verlesen zu werden pflegen. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß dadurch der Reichtum des göttlichen Wortes den Gemeinden von der Kirche mehr dargeboten wird, als bisher, wo die sonntäglichen Perikopen sich einzig und allein aufs N. T. beschränkten, während jetzt ein schöner Schatz alttestamentlicher Abschnitte den Gemeinden näher gebracht wird. Sieht man dagegen mehr auf den Inhalt dieser neuen Leseabschnitte, so kann man den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Synode wolgethan haben würde, wenn sie die ganze Auswahl nochmals einer sorgfältigen Prüfung unterworfen hätte. Denn fast sämtliche Abschnitte sind vorherschend Lehrtexte und enthalten wenig Geschichtliches. Zwar sind alle Abschnitte der h. Schrift von unvergleichlichem Werte, doch eignet sich Einzelnes besser zum Vorlesen, als Anderes. Das bleibt ein großer Vorzug der bisherigen Perikopen, daß besonders die Evangelien auch evangelische Geschichte brachten, welche sich dem Gedächtnis der Zuhörer viel leichter einprägt, als z. B. der Lobgesang des Zacharias, welcher für den 1. Advent bestimt ist. Ebenso haben die neuen Vorlesungen fürs Weihnachtsfest nichts von der Weihnachtsgeschichte, aus dem A. T. die Stellen Micha 5, 1—3 und Sprüchw. 8, 22—36, aus dem N. T. aber werden, „wenn man das gewöhnliche Evangelium nicht für unersetzlich hält", Matth. 1, 18—23 oder Joh. 1, 1—14 vorgeschlagen für den 1. Weihnachtsfeiertag, während für den 2. Festtag Joh. 1, 1—18 festgesezt bleibt, oder wenn man diesen Abschnitt am 1. Festtage genommen habe, kann Matth. 2, 1—12 eintreten. Hier sieht man deutlich, wie außerordentlich schwer es bleibt, eine neue Perikopensamlung neben der bisherigen durchzuführen. Wenn nun, wie im Rheinlande, höchst selten über die Perikopen, sondern meist über freie Texte gepredigt wird, so kann es am lezten Weihnachtsfeste wol vorgekommen sein, daß die christliche Gemeinde die Geburtsgeschichte Christi gar nicht vernommen hat. Die Masse unsrer Gemeinden von den Gebildeten bis zu den hartschwieligen Tagelöhnern sind aber in der biblischen Geschichte noch lange nicht so fest, daß sie der Festgeschichte an christlichen Festen entbehren könnten. Was aber den Reichtum des in solchem vierjährigen

Turnus den Gemeinden dargebotenen göttlichen Wortes betrift, so möchte dessen Segen gar leicht überschätzt werden. Denn da die neuen Vorlesungen nur alle 4 Jahre wiederkehren und die alten Perikopen nur alle 2 Jahre, so liegt die Gefahr sehr nahe, daß jene nie recht gemerkt und erfaßt, diese aber allmälig wieder vergessen werden möchten. Sollte jedoch das der Fall werden, so würde der gerühmte Reichtum gradezu eine Armut in der Kentnis der h. Schrift zur Folge haben. Endlich werden die Schulen kaum im Stande sein, ein Erlernen dieser sämtlichen Schriftabschnitte durchzuführen, indem die meisten Kinder die oberste Elementarklasse kaum 2 Jahre zu besuchen pflegen. Auch ist hierüber bis jetzt noch nichts angeordnet worden, hoffentlich werden die alten Perikopen wenigstens der Schule unverkürzt erhalten bleiben.

Die andere das Verwaltungswesen betreffende Veränderung besteht darin, daß mit dem 1. Januar 1863 die Revision sämtlicher Rechnungen der Institute kirchlicher Gemeinden auf der rechten Rheinseite auch, wie bei den linksrheinischen nicht mehr den Staatsbehörden, sondern den Synoden obliegt. Dagegen verbleibt den Staatsbehörden die Genehmigung zu Kapitalverleihungen, Kaufakten, Bau- und Pachtkontrakten. Nach dieser Befreiung von der Bevormundung der Staatsbehörden wurde zwar bisher lebhaft verlangt, jetzt aber, wo sie eintritt, entsetzen sich die Synoden vor dieser vermeintlichen Wolthat. Denn einmal muß jetzt von ihnen die Arbeit, welche die staatlichen Behörden bisher gratis verrichteten, theuer bezahlt und die Matrikel, besonders der größeren Synoden, bedeutend erhöht werden. Um Rechnungscommissionen und fachkundige Kalkulatoren zu ernennen, müssen außerordentliche Synoden eilig berufen und besondere Geschäftsordnungen entworfen werden. Dann aber fühlt man schon im voraus, daß die sorgfältige und genaue Prüfung der Etats und Rechnungen, welche jetzt jede Gemeinde den Händen der Behörden unbesorgt überlassen durfte, gegenwärtig, wo sie einer Commission von 2 Pfarrern, einem Aeltesten und einem Synodalrechner obliegt, in etwa gefährdet sein könnte. Oder daß, wenn die Commission ihrer Pflicht pünktlich nachkomt, die Plackerei und Schreiberei um einzelne Pfennige viel schärfer und härter empfunden werden müsse, da diese Commission selber in ihrer Thätigkeit sich nur schwerfälliger bewegen kann, wie der einzelne Staatsbeamte und die Monita dieser Commission, indem sie selber wieder kontrollirt wird, noch mehr ins Kleinliche gehen werden. So wird man einsehen, daß die bisher schwer empfundene Staatskontrolle doch zuletzt viel humaner und nachsichtiger gehandhabt zu werden pflegte, als die von seines Gleichen jetzt ausgeübte. Und endlich wird ein Faden mehr gelöst, welcher und wenn es auch nur von ihrer leiblichen Seite her geschah, die kirchliche Gemeinde an den Gesamtorganismus des Vaterlandes knüpfte. Ja wol sind diese Veränderungen Fortschritte zur allmäligen Scheidung der mit dem Staate von der Kirche geschlossenen Ehe, ob aber für diese Scheidung nicht auch das Wort des Herrn gilt: „Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht trennen", könnte bald von beiden Teilen schmerzlich empfunden werden. Die Freiheit der Kirche in solchen Dingen suchen zu wollen möchte doch fast scheinen, als wenn man die Freiheit der Seele in Trennung von ihrem Leibe während dieses Lebens zu finden meinte.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 11. Februar. № 12.

Karl Friedrich Göschel.

7. Göschels letzte Lebensjahre. (Vom 10. Juni 1848 bis 22. September 1861.)

Die frommen heilgen Seelen, die gingen fort und fort,
Und änderten mit Quälen den erstbewohnten Ort.
Sie zogen hin und wieder, ihr Kreuz war immer groß,
Bis daß der Tod sie nieder legt' in des Grabes Schoß.

In seinem 64sten Jahre stand Göschel, als er im Frühjahre 1848 sein letztes öffentliches Amt niederlegte, nach menschlichem Urteil viel zu früh für den Staat, für die Kirche und auch für ihn selbst: denn er war durch Gottes Gnade noch in vollem Besitz seiner Kraft und hat dies nicht nur durch verborgnes Wirken und Wolthun, Lehren und Warnen, Segnen und Fürbitten, sondern auch durch eine fortgehende öffentliche Wirksamkeit in Wort und Schrift und That bewiesen. Die getreue evangelische Geistlichkeit der Provinz Sachsen, die in dem Gnadauer Verein ihren Mittelpunkt besizt, und die lutherische Confession, deren Rechte er männlich vertreten hatte, konnte nie den treflichen Consistorial-Präsidenten vergessen und er vergaß auch ihrer nicht. Eine ganze Reihe von Jahren hindurch stand er an der Spitze der lutherischen Vereine innerhalb der Landeskirche und wahrte ebenso den Gehorsam gegen den König und die Obrigkeit, wie die unveräußerlichen Lebensbedingungen seiner Bekentnisgenossen, der Lutheraner, so viel er vermochte. Seine Arbeiten in diesem Felde und die Wechsel von Gelingen und Mislingen sind ein Bestandtheil der preußischen Landes- und Kirchengeschichte geworden. Zwei Punkte nur müssen wir hervorheben, die es erklären, wie Göschel nach seinen philosophischen Studien, die er auch jezt noch fortsetzte, und bei seiner Weitherzigkeit ein eifriger Vertheidiger der Concordienformel und der lutherischen Consistorialverfassung wurde. Dies ging so zu. Seit fast einem Jahrhundert hatte man sich gewöhnt, von der Begründung der lutherischen Lehre und Kirchenverfassung nur äußerlich Kentnis zu nehmen. Die herschenden rationalisirenden Dogmatiker waren in ein gründliches Studium derselben nicht eingegangen, sondern hatten bei ihrem oberflächlichen Ueberfliegen dieses Gebiets nur das Auffallende und Gehässige aufzufangen gesucht, wie etwa das Scholastische mancher Terminologien und die berüchtigte Streitsucht der Theologen. Auch den Supranaturalisten war der Zusammenhang und das innerste Leben der lutherischen Lehre fremd geblieben. Man sah sich nach der reformirten Lehre, als welche eine freiere Geistesrichtung zu begünstigen schien, um und erwartete in Preußen von den Einrichtungen des Calvinismus, von Presbyterien und Synoden, seit 1808 eine neue Belebung. Der große Beweger der neueren Theologie, Schleiermacher, war ein reformirter Theolog und in reformirten Anschauungen aufgewachsen. Göschel war früher, ehe er zu eigenen Studien in diesem Gebiete veranlaßt war, im Allgemeinen mit dem Strome geschwommen, in welchen er von Jugend auf hineingerissen war. So wie er aber mit Ernst in die Theologie und Geschichte der Epigonen der deutschen Reformation einging, fand er mit seinem Herzen voll Liebe und mit seinem durchdringenden Geiste ein festes Glaubensprincip, eine lebendige Frömmigkeit und einen theologischen Scharf- und Tiefsinn, der ihm die höchste Achtung einflößte, weil er nicht von Außen, sondern von Innen, von dem belebenden Geiste aus die kirchlichen Bewegungen der Väter ansah und durchschaute. Aus dieser Auffassung ist seine schätzenswerte Schrift über die Concordienformel*) hervorgegangen, in welcher er unter Anderm (S. 126) sagt: „Es ist überhaupt wol zu beachten, daß auch die entfernten Aeußerlichkeiten eines Organismus ihre Gestaltung aus dem Innersten erhalten haben. Je gesunder der Leib ist, je lebendiger das Blut aus dem Herzen und wieder zurückströmt, desto bestimter ist auch der Zusammenhang aller Glieder und Artikel am Ganzen. Darauf sind auch die Kirchengebräuche und äußeren Ceremonien anzusehn, auf daß wir nicht allzuschnell zufahren, „Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden.“ “ An die strengconfessionellen Arbeiten schlossen sich vielseitige Studien über das Leben christlicher Personen an, und diese Studien verbanden sich wieder mit gründlichen Nachforschungen über den Ursprung und die Geschichte der lutherischen Kirchenlieder. Leben, Lied und Lehre in ihren Wechselbeziehungen zu einander zu betrachten und dieses innigen Bandes, das alles Christliche umschlingt, sich zu freuen, dies entsprach so ganz der Innigkeit und Sinnigkeit, in welcher Göschels christliches Herz heimisch war. Der zehnte Abschnitt seines Werks über die Concordienformel (S. 178—190) handelt von der „Concordienformel im Gesang-

*) Die Concordienformel nach ihrer Geschichte, Lehre und kirchlichen Bedeutung. Altes und Neues aus dem Schatze der Kirche. K. Fr. Göschel. Leipzig 1858. Dörffling und Franke.

buch." Sollten einmal Göschels vermischte Schriften und zerstreute Aufsätze nebst den Vorarbeiten, die noch handschriftlich aufbewahrt werden, chronologisch und sachlich zusammen geordnet erscheinen, was sehr zu wünschen wäre, so würde man über den Umfang, zugleich aber auch über den inneren Zusammenhang seiner mannigfaltigen Leistungen erstaunen, insbesondere aber auch auf dem Gebiete der Lebensbeschreibung. Er gibt vielleicht selten das volle Bild der ganzen Person und ihres Charakters, aber er sucht und findet überall das fromme Herz. Als Beispiel sei nur erwähnt sein Aufsatz über den Magdeburger Consistorialrath Johann Joseph Winkler*), einen ächten Pietisten, der aber durch seine unvorsichtige Neigung zum Uniren sehr bittere Erfahrungen machen mußte. Wie umsichtig ist Göschels Urteil über den Mann! wie glimpflich die ganze Behandlung des Gegenstandes!

Die gründlichsten Studien hat Göschel in der Muße seiner letzten 13 Lebensjahre über Dante getrieben, den er schon in früheren Jahren gelesen und auch Andern zugänglich gemacht hatte. Bereits in Naumburg hatte er eine Gesellschaft von Freunden um die göttliche Komödie versammelt und die bleibende Frucht seiner Einleitungen in die verschiedenen Gesänge war eine kleine Schrift, die im Jahre 1834 erschien**), und die er bei der Uebersiedelung nach Berlin seinen Freunden an der Saale als Andenken zurückließ. Damals erhielt er auch auf sein Ansuchen von einem Prinzen, der jetzt als König durch seine weise Regierung ein ganzes Land beglückt, die zu jener Zeit nur als Manuscript gedrukte Uebersetzung des Dante, die unter dem angenommenen Namen „Philalethes" den wahren Urheber verbarg. Später nahm der König Friedrich Wilhelm IV. den lebhaftesten Antheil an Göschels Mittheilungen über das Werk des großen Dichters. Die Dante-Studien gehören recht wesentlich in eine Schilderung von Göschels Leben; denn der Zug des Herzens zu diesem Florentiner des 14. Jahrhunderts beruhte auf einer ganz eigentümlichen Sympathie. War doch Göschel nach seinem Abschied von Magdeburg, wie Dante nach seiner Verbannung aus Florenz, seinem Gefühle nach wie heimatslos geworden: hatte er doch, wenigstens in den Tagen der Flucht, auf einige Monate keine Stadt, kein Haus, wo er sein Haupt hätte zur Ruhe legen können. Er wußte, wie es einem Manne zu Muthe ist, der in der Fremde lebt und nur in Hölle, Läuterungsstätte und Himmel als geistlicher Pilger einherzieht. Zugleich war aber auch in dem innersten Geistesleben eine Verwandtschaft zwischen dem Dichter und diesem seinem Ausleger. Die letzten Dinge, Tod, Auferstehung und Gericht, und die Zustände der Entschlafenen waren Gegenstände, mit deren geheimnisvollen Tiefen im Anschluß an Gottes Offenbarung sich Göschels Gemüth beständig forschend beschäftigte und in welche von Jugend auf, besonders aber von seinem sechzigsten Jahre an, er am Liebsten sich versenkte. Schon seine siebenfältige Osterfrage*) über die Worte: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?" kündigt diese Richtung seines Gemüths an: aber in dem „vierten Theile seines Lebens" trat sie ganz in den Vordergrund, wie vieles Andere ihn auch daneben bewegen mochte. Er deutet dies in dem Motto an, welches er im J. 1852 seiner höchst lesenswerten Schrift über das Alter**) vorgesetzt hat:

Poi nella quarta parte della vita
L'anima a Dio si rimarita,
Contemplando la fine, che l'aspetta,
E benice li tempi passati.

Von dem Verfasser verdeutscht:

Im vierten Theil des Lebens kehret gern
Die Seele heim zum Bunde mit dem Herrn,
In Aussicht auf das End', das ihrer harret,
Und segnet dankend die vergangnen Zeiten.

Schon zwei Jahre früher war seine Schrift: „Zur Lehre von den letzten Dingen"***), erschienen und in fast allen seinen späteren Werken, so wie in Briefen und Gesprächen läßt er sich auf diese Dinge immer von Neuem ein. Aber nicht allein diese Vorliebe führte ihn zu Dante, sondern vorzüglich der Ernst, mit welchem dieser Dichter das Jenseits zur Schärfung des Gewissens für das Diesseits benuzt. Dazu komt aber noch ein Drittes. Göschel bedurfte, wie Dante, der lebendigen verleiblichten Anschauung der geistlichen Welt und fand diese bei jenem, wie in der heiligen Schrift, durch sinnige Aneignung der irdischen Erscheinungen zart und sinnvoll vermittelt. Diese Veranschaulichung der idealen Gestalten, die sich unmittelbar nicht erreichen läßt, erzeugt die berechtigte Allegorie der höheren Kunstdichtung, welche auch im zweiten Theile von Göthe's Faust zu finden ist. Es erfordert aber diese ideale allegorische Poesie, die man mit gutem Rechte apokalyptisch nennen kann, einen feinen gebildeten Geist, der in dem Gebiete des reinen übersinnlichen Denkens einheimisch ist, und ist deshalb nicht Jedermanns Ding. Göschel gehörte zu den eifrigsten Vertheidigern der hohen Poesie im zweiten Theile von Göthe's Faust. Ganz besonders aber ergriffen ihn die allegorischen Gestalten in Dante's heiliger Dichtung, wie Virgilius, Beatrix, Mathilde, in welchen die sonst verblaßte Idee zur lebendigen

*) Johann Joseph Winkler, Volksblatt für Stadt und Land. 1854. Nr. 14. 15.

**) Aus Dante Alighieri's göttlicher Komödie. Von den göttlichen Dingen in menschlicher Sprache zu einem fröhlichen Ausgange. Naumburg, 1834.

*) Die siebenfältige Osterfrage. Zum Ostermorgen 1836. Berlin, Duncker und Humblot.

**) Ueber das Alter. Ein Schwanen- und Jubel-Lied. Von C. F. Göschel. Berlin. Im Selbstverlage des Verfassers. 1852.

***) Zur Lehre von den letzten Dingen. Eine Ostergabe. 1850. Berlin, Brandis. Diese Schrift ist Nr. 42 in dem Verzeichnis seiner Werke, welches Göschel dem Buche über das Alter beigefügt, und dabei folgt dort die Bemerkung: Zur Fortsetzung liegt Viel bereit: der letzte Abschluß folgt jenseits.

Person, zur verklärten leiblichen Erscheinung wird und der Wahrheit, die dem Menschen, welcher sie nackt sehen will, züchtig sich verhüllt, der Schleier der Dichtung nicht zur Decke, sondern zum Schmuck und zum zierlichen Kleide dient.

Bis hieher gehen vielleicht deutsche Dantefreunde mit Göschel noch Hand in Hand: aber wir müssen noch eine andere Geistesrichtung in dem Dichter aufdecken, die unsern abgeschiedenen Freund wenigstens ebenso vertraulich ansprach: dies ist die kirchenpolitische. Hier gilt es die große Frage, wie das Reich Gottes auf Erden sich bei dem Verderben der Menschen als Reich ausgestalten kann, um segnend die Völker zu überschatten. Aus dem geschichtlichen Ringen und Kämpfen der vorhergehenden Jahrhunderte hatte die Idee des heiligen römischen Reichs, wo Papst und Kaiser einander ergänzen und beschränken, sich in ihrer vollen Herlichkeit ausgeboren in derselben Zeit, wo durch den Fall der Hohenstaufen die Krone des Kaisertums zerbrochen und das Papsttum ohne Kaiser haltlos geworden war. Wie die politischen Ideen immer erst dann zur Vollgeburt gelangen, wenn ihre Mutter, die Wirklichkeit im Leben, in Kindeswehen gestorben ist, so war es auch damals. Aber Dante glaubte an die Zukunft des Ideals, das nur ein Schatten der Vergangenheit war, und machte selbst Versuche, den Kaiser Heinrich VII. zu bewegen, der ideale Kaiser zu werden. Da starb Heinrich VII. und die Hoffnung war für jetzt verloren, aber nicht Dante's Glaube: er trägt das Gottesreich der Zukunft im Herzen und legt sein hohes Urbild menschlich-kirchenstaatlicher Bildung in seinem Gedichte für die Nachwelt nieder. So hatte Göschel aus der kranken absterbenden Wirklichkeit der deutsch-lutherischen Consistorial-Verfassung die Idee einer gesunden Verbindung von evangelischem Staate und evangelischer Kirche geschöpft, und, obwol er als Consistorial-Präsident in tragischem Geschick das Opfer des traurigsten Zerfalls von Staat und Kirche geworden war, so hielt er doch nur desto mehr das fliehende Bild eines solchen schönen klar geordneten Ineinanderlebens von beiden Mächten fest. Er hatte Recht, wie Dante Recht gehabt: die Form war rein und gut, aber es fehlte die Wirklichkeit, in welcher diese Form Fleisch und Blut anziehen und sich verleiblichen konnte. Die Zeit dieser Ehe zwischen Confession und Staat war vorüber. So war es der Danteschmerz über die seinem Ideale abgestorbene Wirklichkeit, welcher ihn durch die Gemeinsamkeit des tiefsten Weh mit dem Dichter verband, während er die neue Wirklichkeit, mit rohen Stoffen gemischt, in kranker Hast dahinstolpern sah.

Mit altsächsischer Pietät hing Göschel an seinem Könige, dem Könige von Preußen und an dem königlichen Hause: aber nachdem auch seine letzten gelungenen Bemühungen und Rathschläge für die Wiederherstellung des öffentlichen Rechts der confessionellen Unterschiede bald wieder vereitelt worden waren, wurde seinem Herzen das Treiben der Gegenwart in allem Verfassungswesen, das menschliche Machenwollen, ohne christlichen Grund und Boden in den Gemeinden, ohne geschichtliche Anknüpfung, ja zum Theil aus verworrenen Begriffen hervorgegangen, wie er es fand, immer fremder und widerwärtiger. Am Missionswesen hatte er, wie schon beim ersten Aufenthalt in Berlin, so auch von Neuem seit 1849 und in den letzten Jahren als Präsident des Missionsvereins sich lebhaft betheiligt und mit größter Treue gearbeitet: aber auch hier trat ihm zum Theil der confessionelle Hader in den Weg. Er liebte, duldete und betete viel, und flüchtete sich in das Gebiet der Erinnerung, wo er von Jugend auf sein Labsal gefunden. Er frischte die Erinnerungen seines ganzen Lebens auf, sammelte und ordnete sie, und er vertiefte sich in die Einzelnheiten der Geschichte vergangener Zeiten zur Belehrung für die Gegenwart und für die Ewigkeit. Mit chronologischer Genauigkeit suchte er in jedem Jahre auf, was in demselben Jahre in früheren Jahrhunderten die Herzen der Menschen bewegt hatte. War es doch schon in Magdeburg diese friedliche Beschäftigung gewesen, bei welcher ihn die Nachricht von der Umwälzung des Jahres 1848 überraschte. So feierte er beständig Jubeljahre und Jubeltage, aber häufig unter Thränen, immer unter Fürbitten für Mitlebende. Sein Nachlaß ist reich an Erinnerungen, die er aufgeschrieben und immer mit der Gegenwart verknüpft und mit Gedanken durchwebt hat, an welchen sein Herz Antheil nahm. Eine ganze Samlung von solchen Erinnerungsheften liegt vor uns, aus denen wir ohne strenge Wahl eine Probe hier mitzutheilen nicht unterlassen wollen. *)

„Der 23. December erinnert mich nicht erst heute, sondern schon seit vollen vier Wochen, an den Geburtstag des Königs von Sachsen, Friedrich August I., den ich in meiner Jugend zu Langensalza jedesmal mitgefeiert habe, und zwar mit Spiel und Tanz, denn es wurde immer ein Ball veranstaltet auf dem Schlosse Dryburg im großen Saale, der väterlichen Dienstwohnung gegenüber. König Friedrich August war geboren am 23. December 1750, als der Sohn des bereits am 17. December 1763 im 41. Lebensjahre verstorbenen Kurfürsten Friedrich Christian: er selbst ist gestorben am 5. Mai 1827 im 77. Jahre seines Alters. So gehört der 23. December zu meinen ältesten Erinnerungen, die mich nach Sachsen weisen. Seitdem regiert jetzt schon der vierte König, Johann, in der Literatur Philalethes genannt. In diesem Jahre 1857 hat mich mein Weihnachtsbüchlein von den Brandenburgischen Kurfürstinnen und der Anhang von den Preußischen Königinnen an den 23. December der Berliner Erinnerung gewiesen. Denn am 23. December 1793 hat hier in Berlin die Königin Luise, damals als Braut des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III., ihren feierlichen Einzug gehalten zur Trauung Tages darauf: am 23. December 1809 hat sie einen zweiten feierlichen Einzug in Berlin gehalten, bei ihrer Rückkehr aus Königsberg, nach vielem schweren Ungemach. Und am 23. December 1810 wurde — die Leiche der am 19. Juli 1810 zu Hohenzieritz bei Neu-Strelitz heimgegangenen Königin Luise zu ihrer Ruhestätte geleitet von Berlin nach

*) Handschrift Heft IV. S. 18 flgde.

Charlottenburg. Dadurch bin ich zugleich an Neu-Strelitz erinnert, von wo ich mir im J. 1840 mein Kleinod, meine liebe Frau Mathilde, heimgeholt habe, und an die Trauung in Neu-Strelitz am 15. September 1840.

Der 23. December erinnert aber auch die Berliner noch außerdem an den Tod des Kurfürsten Johann Sigismund im J. 1619, denn er starb an diesem Tage in einem Bürgerhause zu Berlin (Poststr. 4), wo das Andenken an den Sterbeort und die Sterbestunde noch heut zu Tage zu lesen ist. Mich erinnert dieser Trauerfall zugleich an das Lebensbild seiner Gemahlin Anna, womit ich mich seit Jahren beschäftigt habe, ohne noch zum Abschlusse zu kommen."

(Schluß folgt.)

Georg Forster.

(Schluß.)

Wir sind anderer Meinung; die Verlobungszeit fällt grade in die Casseler Zeit des Abfalls vom Glauben, und wir haben es selbst im Freundeskreise erlebt, daß solche, welche im Unglauben wider den Stachel lökten, von innerlicher Unruhe getrieben, sich in den Ehestand wie in ein Bad stürzten, das ihnen helfen sollte; so mag es auch hier gewesen sein. Wir haben von solchen Ehen, wenn man sich bekehrte, Segen, aber noch viel mehr Unsegen, wo die Bekehrung ausblieb, erlebt und den Ehestand in Wehestand aufgehen sehen. Und natürlich; denn die Ehe als Ordnung Gottes soll durch Freuden und Schmerzen zum Wachstum in der Gerechtigkeit führen, wie es aber mit Erkentnis dieser Ordnung bei Forster stand, braucht nicht gesagt zu werden. Und wie stand es um die Braut? Was hier Noth that, konte sie nicht bringen und von ihrer persönlichen Neigung schreibt sie selbst zwei und vierzig Jahre nach der Verlobung: „Das junge Mädchen hatte Forster bei seinen Besuchen in Göttingen während seines sechsjährigen Aufenthalts in Cassel einige Male gesehen; die innigste bis zum Tode dauernde Achtung gab ihr Vertrauen zu ihm; Mitgefühl für die vereinzelte Lage, die ihn in dem öden Polen erwartete, Herzlichkeit, Jugendmut und Stolz spornten sie an mit dem berühmten Manne ein ernstes Schicksal zu theilen, und so gab sie Forster vor andern Aussichten den Vorzug." Recht gut gesagt und mag auch wahr sein, aber die Ehe hat nur ihre Haltung in Gott, und wo er nicht sein Recht hat, komt die Ehe nie zurecht; mag Varnhagens Rahel in ihren Briefen noch so viel Geschwätz machen, Literatur, Kunst und Wissenschaft können kein eheliches Band abgeben, dazu ist der Mensch zu böse, sondern Gottesfurcht muß Eheleute halten und Gottes Ordnung vom Glauben getragen werden; hier liegt Schade und Schuld dieses Ehestandes, über den so viel geschrieben und die Vertheilung der Schuld unter die Schuldigen so vielfach versucht ist und dessen Band der Tod zu rechter Zeit löste; wir haben es ja in unseren Tagen erlebt, daß die in ihrer Sicherheit lächelnde Wissenschaft mit der ausgebildetsten Gesangeskunst sich vermählte, aber die davon getragenen Eheleute nach Monden wieder von einander liefen.

Hier angekommen sind wir mit unserer eigentlichen Aufgabe für dieses Blatt zu Ende und geben nur noch einige Notizen aus dem äußeren Leben Forsters.

Froh aus Polen fortzukommen und ohne schmerzliche Gedanken an die Trennung von Weib und Kind bei der Aussicht auf eine mehrjährige Entdeckungsreise, verließ Forster, so zu sagen Hals über Kopf, Wilna, und kam nach Göttingen, aber mittlerweile war der Krieg zwischen Rußland und der Türkei ausgebrochen und die Entdeckungsreise ward vertagt; die Russische Regierung, die ihn schon beim Abgange von Cassel aus großer finanzieller Noth durch ihre Munificenz erlöst hatte, verleugnete auch bei dieser eingetretenen Enttäuschung ihren freigiebigen Charakter durch angemessene Entschädigung nicht; indessen würde der vormalige Professor von Wilna bei seiner Unordnung im Ausgeben und Einnehmen bald aufs Trockne gekommen sein, wenn sich nicht in Mainz an der Churfürstlichen Bibliothek eine Thür für ihn aufgethan hätte. Hier hat er, wie schon bemerkt, ebenfals große Gunst erfahren, aber als die Eindrücke der schönen Gegend etwas Alltägliches geworden waren, nur Klagebriefe geschrieben. Wegen einer Beschuldigung, die aber nicht begründet ist und die von Perthes widerlegt wird, dem Französischen General Cüstine im October 1792 die Bundesfestung Mainz verrathen zu haben und um der Thatsache willen, daß er als Abgesandter der Mainzer von Cüstine eingesezten Regierung nach Paris ging, um den Nationalconvent zu bitten, das linke Rheinufer der großen Nation einzuverleiben, traf ihn, unsers Wissens als den lezten, des heiligen Römischen Reichs Acht und Aberacht; er flüchtete, während seine Frau unter dem Schutze seines Freundes Huber, den sie später geheiratet hat, nach der Schweiz ging, nach Paris, wo er von einem Almosen des Convents kümmerlich lebte, mit seiner Frau und seinen Kindern im November 1793 in einem Juradörfchen ein schmerzliches Wiedersehen feierte und sich nur von ihnen trennte um bald darauf am 12. Januar 1794 zu sterben, äußerlich an einem zehrenden Fieber, in Wahrheit aber am gebrochenen Herzen. Die Briefe seit seiner Auswanderung sind eitel Klage über Unglück, Verkennung, Verlassensein, voll Grimm gegen das Volk mit hitzigem Kopfe und kaltem Herzen, das Volk der Lüge, des Egoismus, der Intrigue und Schurkerei, dem er seine lezten Kräfte geopfert und dessen Convent ein Gräuel aller Gräuel sei, aber vergebens suchen wir noch eine Klage über seine Sünde oder Sehnsucht, den Weg zurückzufinden, auf dem er von Gott dem Herrn abgekommen war.

Gr. b. G. K. v. H.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 14. Februar. № 13.

Der Sontag der Tagelöhner.

Zweiter Artikel.

Wir hoffen durch unsern ersten Artikel erwiesen zu haben, daß Hülfe in dieser Angelegenheit dringend noth thut. Aber wie soll und kann geholfen werden? Da ist guter Rath theuer! Müssen wir hier nicht ebenfals mit dem Propheten sprechen: „Dein Schade ist verzweifelt böse und deine Wunden sind unheilbar. Ist denn keine Salbe in Gilead? oder ist kein Arzt nicht da?" Wer mag sagen, wie dem Uebel abzuhelfen? Wenn hier einige Gedanken zur Prüfung dargelegt werden, so geschieht es in der Hoffnung, daß auch der schwache Versuch vielleicht dazu dienen könne, für späteres Gelingen einen Weg anzubahnen.

Ist die Verschuldung eine solidarische, so ist es auch die Verpflichtung zur Sühne und Abhülfe; es müssen daher alle dabei Betheiligten zu gemeinsamer Thätigkeit einander die Hand reichen.

Wie verschieden auch die Anforderungen sein mögen, welche für die einzelnen Klassen der Betheiligten sich herausstellen werden, Eins ist Allen, den Einen wie den Andern unerläslich, — daß wir, ein jeder in seinen Busen greife und seine besondere Schuld erkenne. Bei sich selber muß jeder den Anfang machen.

Wir Pastoren haben uns zuerst unter Anklage gestelt, und diese Anklage ist uns zugleich eine ernste Mahnung zur Buße. Soll es mit der Sontagsfeier besser werden, so wird auch bei uns Vieles anders werden müssen. Sind wir läßig und untreu gewesen in der Predigt, in der Seelsorge, in Gebet und Fürbitte, — haben wir statt zu wachen, geschlafen, — oder haben wir selbst Anstoß und Aergernis gegeben durch unsere Sontagsfeier, — hat es uns an der rechten barmherzigen Liebe gefehlt, die da bereit sein soll, sich für die Brüder verbannen zu lassen, — oder haben wir uns durch Menschenfurcht und Menschengefälligkeit abhalten lassen, in rechtem Geiste das Strafamt zu üben in christlicher Lindigkeit wie mit heiligem Ernste, — oder haben wir aus Mangel an Demut in geistlicher Selbstüberhebung mit liebloser Härte das Richtschwert des Wortes gegen Andere geführt, wo wir es gegen uns selbst hätten kehren sollen und unverständig dreingeschlagen mit der Schärfe des Gesetzes, das doch nur Zorn anrichtet — (und wer mag sagen: ich bin rein in meinem Herzen?) so wollen wir an unsere Brust schlagen und demütig bitten: Herr, vergib Deinem Knechte die Uebertretung! — Haben wir aber so im Kämmerlein Herz und Knie vor dem Herrn gebeugt und unter Anrufung seines Gnadenbeistandes ihm bessere Treue zugesagt, dann muß es heißen: „Pflüget ein Neues!" Dann von Neuem frisch ans Werk mit neuem glaubensfreudigen Zeugenmuthe nicht allein gegen Tagelöhner, sondern auch gegen die Herschaften und deren Treiber!

Wenn wir nicht mit herzlichem Erbarmen den armen verkommenen Seelen nachgehen und anhalten mit Bitten und Ermahnen, nicht nur in der Predigt, sondern sie auch aufsuchen in ihren Häusern*) und bei jeder sich darbietenden Veranlassung,

---

*) Die Hausbesuche, die den Pastoren in neuester Zeit so dringend zur Pflicht gemacht worden, sind in den Tagelöhnergemeinden nicht so leicht ausführbar, wie das anderwärts möglicher Weise der Fall ist. An Wochentagen sind sie in ihren Wohnungen niemals zu finden und am Abend von der Arbeit stumpf und müde. Am Sontage, wo auch dem Pastor, besonders wenn er Filialkirchen hat, wenig Zeit dazu bleibt, komt er ihnen, wenn er sie wirklich zu Hause findet, was jedoch auch nicht immer der Fall ist, doch nicht willkommen. Als ich eines Sontags Nachmittag ausging, einige Familien zu besuchen, fand ich bei der ersten Hausthür einen Widerstand, der das Oeffnen der Thür verhinderte. Ich versuchte durch gewaltsames Drängen mir Eingang zu verschaffen. Da hing innen an der Thür ein frisch geschlachtetes Schwein, welches mir den Eingang versperrte. Auf das Geräusch kam der Hauswirt aus der Stube. Ich redete zu ihm durch die halb geöffnete Hausthür: „Ihr Lieben, ich wollte euch zum Sontag besuchen; aber ich sehe, ihr habt andere Sontagsbeschäftigung vor, da muß ich wol ein ander Mal wiederkommen?" „„Ja, Herr Pastor, nehmen's nich öbel!"" — Ich kam zur zweiten Hausthür und fand es hier gerade eben so. Als ich im dritten Hause in die Stube trat, sahe ich mich von Federn fast eingehüllt, denn 8 bis 10 Stück abgeschlachteter Gänse lagen da mit blutigen Köpfen umher und wurden eben gerupft. Ich ging in ein viertes Haus, aber auch hier fand ich kaum Raum zu stehen; denn der Mann saß an seiner Schnitzbank und die enge Stube war ganz mit Holzspänen angefüllt. Es leuchtet ein, in wie große innere Verlegenheit man komt, wenn man so die Leute am Sontag findet, und wie unwillkommen ihnen selbst in solcher Situation der Besuch ist. Zu meiner Demütigung muß ich bekennen, daß es mir bei oft wiederholten Versuchen nur selten gelungen ist, den Zweck meines Besuchs zu erreichen, indem ich gewöhnlich nur wenig, bisweilen gar kein Verständnis dafür fand. Auch von den Unterredungen an den Krankenbetten habe ich nur in sehr wenig Fällen nachhaltige Frucht verspürt.

als an den Krankenbetten, in der Unterredung mit den Brautleuten und bei Einsegnung der Ehen, selbst am Sarge und so bei allen Gelegenheiten auf dem umfangreichen Gebiete unsers seelsorgerischen Wirkens immer unverdrossen den Segen einer christlichen Sontagsfeier, wie den Fluch der Sontags-Entheiligung ihnen ans Herz legen, — wenn wir nicht vor allen Dingen durch unser eignes Beispiel in unsrem öffentlichen und häuslichen Leben zeigen, wie sehr es uns selbst ein heiliger Ernst ist, den Tag des Herrn zu heiligen mit vorsichtigem Meiden alles dessen, was ihnen zur Beschönigung ihrer Sontagsentweihung irgend als Vorwand dienen könnte*), — wenn wir nicht durch sorgfältige Vorbereitung auf unsere Predigt bei redlichem Bemühen, in einfältiger und Allen verständlicher Rede das Wort recht auszutheilen und mit Wärme ans Herz zu legen, — durch Hebung des Kirchengesanges und der Liturgie den Gottesdienst lieblich und erbaulich zu machen suchen, — auch dahin wirken, daß die Kirchen in würdiger Weise ausgestattet und wohnlich gemacht werden, — desgleichen in Betreff der zur Abhaltung des Gottesdienstes bestimten Stunden mit Vermeidung alles nachläßigen und schlaffen Schlendrians der genauesten Pünktlichkeit uns befleißigen**), und so in allen Stücken uns als rechte Haushalter der mancherlei Gnade Gottes zu beweisen ernstlich bemüht sind, — so ist die Klage über den Verfall der Sontagsfeier aus unserm Munde eigentlich unberechtigt. Erst müssen wir den Anforderungen an uns selbst gerecht zu werden uns redlich bemühen; dann aber auch getrosten Muthes den Gutsherschaften und Arbeitsgebern gegenüber die Stimme erheben und von ihnen fordern, daß dem Tagelöhner der Sontag wieder gegeben werde.

Und wenn dann unser Bitten und Ermahnen erfolglos bliebe, so dürften wir auch kein Bedenken tragen, ein schärferes und darum allerdings unliebsames Mittel zu versuchen. Die Geistlichen der einzelnen Synoden, oder auch aus weitern Kreisen, müßten zur Wahrnehmung ihres Wächteramtes sich dahin vereinigen, forthin alle einzelnen Fälle von Sontagssünden, der Herschaften und Tagelöhner, wo sie sich auch finden, ohne Ansehn der Person mit namentlicher Bezeichnung der Orte durch öffentliche Zeitschriften und Lokalblätter zu allgemeiner Kenntnis zu bringen, vielleicht daß aus Scheu vor öffentlicher Rüge wenigstens die gröbsten Arten der Sabbathsschändung unterlassen würden.

Von den Gutsherschaften muß hauptsächlich die Hülfe ausgehen; denn bei ihnen allein steht es, die äußeren Hindernisse der Sontagsfeier für die Tagelöhner hinwegzuräumen.

Wir unterscheiden hierbei, was von Rechts wegen, und was nach Billigkeit von ihnen erwartet werden darf.

Von Rechts wegen sind sie schuldig, sich jeglichen Heranziehens der Tagelöhner zu irgend welchen Sontagsarbeiten zu enthalten, und das nicht nur, so weit die Landesgesetze es verbieten, sondern auch was nach den bestehenden Kirchenordnungen christlicher Brauch ist, als maßgebend gelten zu lassen. Jenen sind sie als Unterthanen, diesen als Mitglieder der Kirche verpflichtet. Es müssen also am Sontag nicht nur alle Werkeltagsarbeiten im Dienste der Herschaft unterbleiben, sondern auch die Leistungen der Herschaften für die Tagelöhner, als das Anfahren des Holzes, Torfes und ihrer Erzeugnisse, und Alles, was Wochentagsarbeit involvirt, desgleichen die Auslöhnung, das Zumessen und Anweisen ihres Deputatackers und was dergleichen mehr ist; das Alles darf nicht am Sontage Statt finden, sondern muß an Wochentagen geschehen.

Aber die Wochentage sind schon vollkommen mit Arbeit besezt, wendet man dagegen ein, die Wirtschaft würde darunter leiden, es bleibt für solche Dienstleistungen in der Woche keine Zeit! — Diese eben so häufige als nichtige Entschuldigung wird durch die Erfahrung aufs Schlagendste widerlegt. Es gibt Gutsherschaften, welche diese Fuhren in der Woche leisten, ohne daß ihre Wirtschaften darunter leiden. Es gibt dagegen andere, die mit aller Sontagsarbeit doch immer zurückbleiben und keinen Gewinn davon aufzuweisen haben. Und wäre dem wirklich so, daß für solche Leistungen in der Woche keine Zeit erübrigt werden könnte, so wäre das ein Zeichen, daß es an den erforderlichen und hinreichenden Arbeitskräften fehlt, und dann ist es die Pflicht der Gutsherschaft, die Arbeitskräfte zu vermehren. Das in neuerer Zeit veränderte Wirtschaftssystem erfordert allerdings mehr Arbeitskräfte, als die frühere Einrichtung der sogenannten Dreifelder-Wirtschaft; aber wenn dadurch, wie unbestritten, auch der Ertrag der Güter um das Doppelte erhöhet ist, so darf auch eine entsprechende Vermehrung der Arbeitskräfte mit Recht gefordert werden. Mangel an nöthigen Arbeitskräften hat Ueberbürdung der vorhandenen zur Folge, und das ist Versündigung gegen die Pflicht der Nächstenliebe.

Ist aber die in unsrer Zeit so vielfältig vernommene Klage über Mangel an Arbeitskräften nicht ungegründet, um so unverantwortlicher ist es, wenn die Gutsherschaften der Tagelöhnerfamilie durch Uebertragung von Akkordarbeiten neben ihrem schon hinreichend zugemessenen Tagewerke eine noch größere Arbeitslast zumuthen. — Man sage nicht, es finde ja hiebei kein Zwang Statt, der Tagelöhner übernehme es ja freiwillig! —

---

*) Den Pfarrfrauen ist die möglichste Einfachheit für den Sontagstisch zu empfehlen, damit nicht die Dienstboten im Pfarrhause durch gehäufte Küchen- und Hausarbeit vom Gottesdienste abgehalten und dadurch der Gemeinde ein schlechtes Beispiel gegeben werde.

**) Sollte das fast Unglaubliche wahr sein, was man erzählt, daß einige Pastoren absichtlich vor der zum Gottesdienste anberaumten Stunde auf dem Filialdorfe angekommen, sogleich wieder abgefahren sind, weil sich noch Niemand zur Kirche eingefunden hatte, — und darauf sogleich zur nächsten Kirche eilend und dort natürlich ebenfalls zu früh anlangend, nach Hause zurückgekehrt sind, ohne daselbst die zum Beginn des Gottesdienstes festgesezte Stunde abzuwarten, — desgleichen durch absichtlich zu spätes Eintreffen die wenigen Personen, die sich etwa zur Kirche eingefunden hatten, durch langes Warten zu ermüden und zur Rückkehr in ihre Wohnungen zu veranlassen, so wäre solchen Mietlingen dringend anzurathen, statt des Hirtenstabes doch lieber den Bettlerstab in die Hand zu nehmen. —

Ja der arme Mann, angelokt durch den in Aussicht gestelten Gewinn, wird allerdings in den meisten Fällen der Versuchung nicht widerstehen und um diesen Preis den letzten noch geringen Rest seiner Sontagsruhe zum Opfer bringen. Aber darf eine christlich gesinnte Herschaft ihm solche Versuchung bereiten? Und diese Versuchung ist für ihn um so größer, da er von der Ablehnung nachtheilige Folgen befürchten muß. „Was wollen wir machen? Thun wir's nicht, dann darf man dem Herrn oder dem Inspector auch nicht kommen, wenn man in Noth ist und was haben will. Da heißt's dann: ihr wollt euch ja Nichts verdienen, ihr seid zu faul, ihr wollt lieber Alles umsonst haben!" — Solche Akkordarbeit also, neben dem gewöhnlichen Tagewerke, ist für die beregten Verhältnisse durchaus verderblich und muß als ein Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt werden. — Nur wem die Seele des Tagelöhners nicht mehr gilt, als die seiner Zugthiere, kann sein Gewissen dabei beruhigen.*) —

Wäre aber damit nun schon genug gethan? Darf die christliche Gutsherschaft bei der bloßen Rechtsforderung es bewenden lassen? Damit wäre dem Tagelöhner der Sontag noch keineswegs wiedergegeben. Die Billigkeit, oder richtiger das Gebot der christlichen Liebe fordert, daß ihm auch in der Woche die Besorgung seiner eigenen kleinen Wirtschaft ermöglicht werde, daß er nicht genöthigt sei, am Sontage sein Garten- und Ackerland zu bestellen, seine Früchte einzubringen, sein Holz zu sammeln, sein Heu zu erwerben und dergleichen mehr, wie bereits oben angeführt worden ist. — Zunächst werden allerdings die Tagelöhnerfamilien anzuhalten sein, die ihnen, namentlich den Frauen, in den Wochentagen verbleibende Zeit zur Verrichtung ihrer eignen Garten- und Feldarbeit zu verwenden; denn es soll nicht in Abrede gestelt sein, daß Viele der Letzteren aus Bequemlichkeit und Trägheit die ihnen zustehenden Arbeiten gern bis zum Sontag ruhen lassen, um dann die Hülfe des Mannes und Hofegängers dabei in Anspruch zu nehmen. In den Fällen aber, wo die Frauen auch bei geregeltem Fleiß allein die Arbeit nicht bestreiten können, oder durch Krankheit und andere Umstände dazu unvermögend sind, und wo durchaus Manneskräfte erfordert werden, müßte jedenfalls an Wochentagen dazu Raum gelassen werden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Um etwaigem Misverständnis vorzubeugen, werde hier bemerkt, daß nicht das Uebertragen von Akkordarbeiten an die Tagelöhner überhaupt verurtheilt werden soll. Es mag sogar empfehlenswert sein, dieselben in ihrer Wochenarbeit gewisse Arbeiten akkordweise verrichten zu lassen, um sie dadurch zum Fleiß zu spornen und ihnen einen vermehrten Lohn zuzuwenden. Als verwerflich sollen nur die Akkordarbeiten neben dem gewöhnlichen Tagewerke bezeichnet sein.

Karl Friedrich Göschel.

(Schluß.)

„Der 23. December hat für Berlin, für Preußen auch eine ganz neue Bedeutung, denn der Kalendername dieses Tages ist Victoria: und jetzt erwarten wir im Februar des kommenden Jahres 1858 mit Gott den Einzug der Braut des Prinzen Friedrich Wilhelm, Namens Victoria, die Tochter der Königin Victoria von England. Der Name weiset auf die fromme Jungfrau zurück, nach welcher dieser Tag genannt ist: aber noch fehlen mir die näheren Nachrichten oder Legenden, welche von ihr ein mehr oder weniger verbürgtes Zeugnis ablegen. Der Name sei den Preußen ein gutes Vorzeichen von der Zukunft Preußens."

Wir brechen hier ab, wiewol dem entschlafenen Freunde noch viele andere Erinnerungen zugeflossen sind, die sich aus der Familien-, Staaten- und Literatur-Geschichte an diesen 23. December anknüpfen. An die Kalendertage lehnte sich gern durch solche Anknüpfungen seine Pietät an und er suchte sie auch dem Volke mit Erinnerungen zu füllen, weil er wußte, daß die Pietät, welche die Familien und die Staaten zusammenhält und vor Verwilderung schützt, recht wesentlich eine Mutter und Tochter liebevoller Pflege der Erinnerung ist. Sein Geist ging daneben mit einem wissenschaftlichen Werke über die Erinnerung um und in seinen Heften finden sich viele Vorarbeiten dazu. Die etymologische Bedeutung des Wortes und der verwandten Worte in alten und neuen Sprachen, der Unterschied der Erinnerung vom Denken und Dichten, die Verbindung der Erinnerung mit der Empfindung hatte ihn seit einer langen Reihe von Jahren vielfältig beschäftigt und aus Göthe und Dante, ja auch aus der entlegeneren Literatur hatte er dafür erläuternde Stellen gesammelt. Wie der Glaube an Gottes Offenbarung wesentlich auf heiligen Erinnerungen beruht, dies hatte er schon mit Belegstellen aus dem A. und N. T. entwickelt. Aber der Stoff seiner eigenen Erinnerungen erfüllte ihn noch zu sehr, als daß er vor seinem Ende zur wissenschaftlichen Formgebung gelangt wäre. Dies ist ein Verlust für die Nachwelt, als die Erbin seiner Gedanken-Arbeit: denn er würde viele bedeutende Winke auch für die Naturgeschichte der Ideen-Association und für die Ordnung dieses noch sehr dunklen Gebietes gegeben haben, dessen Erleuchtung für das Verständnis der Kinder, der Geisteskranken, der Träume und des Zeitgeistes, ja für die Selbsterkentnis eines Jeden unter uns so wichtig wäre. Und ist es nicht der Schatz von Erinnerungen, der uns Deutsche noch als Nation zusammenhält, während der Mangel an Erinnerungen und die geringe Wertschätzung dieser kostbaren Gabe die vereinigten Staaten von Nordamerika der Leidenschaft des Augenblicks preisgibt und großentheils Schuld ist an dem brudermörderischen Kriege, womit sie sich selbst zerfleischen!

Die Erinnerung an die „Idylle seiner männlichen Jahre" war es, die den müden Pilger endlich zu dem in seinem Alter

kühnen Entschlusse vermochte, noch einmal den irdischen Wohnort zu wechseln und im Mai des Jahres 1861 sich nach Naumburg an der Saale überzusiedeln, wo er ein Haus angekauft hatte, das jetzt der Witwensitz seiner hinterlassenen Gattin ist, wo er aber auch seinen geliebten Bruder Karl, den Königlichen Ober-Postdirector a. D. Göschel, und andre nahe und liebe Verwandte, so wie werte jüngere Freunde aus früheren Zeiten wieder zu finden sich freute. In einem sinnigen öffentlichen Abschiedsworte segnete er Berlin mit allen Erinnerungen, die ihn von dort begleiteten, und ebenso begrüßte er öffentlich seine heimatliche Provinz Sachsen, in welche er zurückkehrte. Seine letzte Schrift war seiner Geburtsstadt Langensalza gewidmet, und ihrem an seinem 26sten Geburtstage, dem 7. October 1810, abgeschaften alten Gesangbuche*), welches vier Jahre vor seiner Geburt zum letzten Male gedruckt worden war. Diese Erinnerung sollte seine Vaterstadt an ihre einst ererbten Schätze treulich und liebevoll mahnen und an seinem 77. Geburtstage, am 7. October 1861, ihr als ein Geschenk von ihrem Ehrenbürger dargebracht werden. Aber er selbst sollte diesen Tag nicht mehr erleben. Sein Herz hatte schon seit längerer Zeit sich erdenmüde, der sündigen Welt abgestorben und dem Jenseits zugewandt gefühlt: sein Leib war oft matt, das Gemüth wurde immer weicher: ein Freund, den er am 15. August 1861 in seinem Hause zu Naumburg beim Abschied bis an die Treppe begleitet, kann den letzten wehmüthig segnenden Blick nicht vergessen, mit welchem der edle hohe Greis seinen Augen begegnete, da er hinabwandelnd noch einmal rückwärts gewendet zu ihm aufschaute. Es war ein Augenblick aus der Ewigkeit in die Gegenwart, aus der Gegenwart in die Ewigkeit.

Ein „letzter Anhang" zu der letzten Schrift enthält „drei Liedesseufzer aus einem Langensalzaer Frauenmunde, der hier nicht mehr singt, aber droben!" In dem ersten dieser Liedesseufzer singt die selige Emilie Göschel geb. Gräser:

Nichts besteht, nichts hält:
Die ganze Welt
Zerfällt.
Die Rose, die heut
Mich so erfreut,
Wird morgen
In Staub verborgen.
Das ist die Zeit!

Die Seele, die heut
Sich Gottes freut,
Und liebet und lebet,
Nach Licht aufstrebet,
Hält heut
Und morgen

*) Zur Erinnerung an das alte Langensalzaer Gesangbuch. „Redet unter einander von Psalmen und Lobgesängen, singet und spielet dem Herrn in euren Herzen." Ephes. 5, 19. Naumburg a./S. 1861. 43 S.

Mein Gott geborgen
In Ewigkeit.

Dieses Schwanenlied der Vorangegangenen konnte auch dem Zurückbleibenden gelten, der ihr nun nachgefolgt ist. Doch hat er sich auch selbst ein solches Lied gesungen, welches Klage und Trost des Alters enthält und das mit einem kostbaren Briefe seiner hinterlassenen Witwe, in welchem seine letzten Tage und Stunden geschildert sind, im Volksblatt für Stadt und Land gedruckt ist.*) Am Sonnabend, den 7. September 1861, wurde er von einem Fieber ergriffen und er legte sich mit der vollen Ueberzeugung, daß er von diesem Krankenlager nicht wieder aufstehen würde. Vierzehn Tage lag er darnieder, bisweilen in Phantasien, aber immer mit geistlichen und kirchlichen Dingen beschäftigt. „Sein Geist wanderte von großen kirchlichen Angelegenheiten zu geliebten Menschen in der Nähe und Ferne, um deren Seelenheil er zärtlich besorgt war." **) Einmal sagte er: „Da kommt etwas herein, was wunderschön ist." „O wie schön! ich bin ganz glücklich." — Am 18. September sprach er zu der Gattin, als er sah, daß sie geweint hatte: „Meine liebe Mathilde, wir wissen es ja, daß wir uns einmal trennen müssen, um uns desto inniger im Herrn zu lieben." Es kam der 22. September, ein Sontag: die Sinne vergingen, die Hände fingen an kalt zu werden. Der Geistliche, Domprediger Mitschke, wurde nach vollendetem Gottesdienste gerufen, und als ihn dieser fragte, ob er das heilige Abendmal begehrte, antwortete er klar und entschieden: „Mit meiner lieben Frau." So folgte Beichte, Gebet, Abendmal: seine Gattin, sein Bruder und dessen Angehörige, auch die Dienstleute des Sterbenden nahmen daran Theil. „Nach der Handlung mußte Jeder der Anwesenden zu ihm herantreten, um Abschied von ihm zu nehmen." „Es war mir, als sei ich ganz wol!" sprach er beim Rückblick auf diese Feier. „Er hat dann noch bis zum Abend gelebt; die Sprache war nicht mehr verständlich, aber seine Mienen zeigten, daß die Bilder, die ihn bewegten, lieblicher Art waren. Gegen 10 Uhr wurde er ruhiger: es schien, als schliefe er. Da athmete er noch einige Male auf; der Athem setzte aus — und die begnadigte Seele hatte sich losgerungen und ward getragen von den Engeln in ihres Vaters Schoß! — Als wir seine entseelte Hülle am folgenden Tage in ihr letztes Ruhebettlein gebracht hatten (erzählt die Witwe weiter), sah sie so schön und friedlich aus, daß es eine Erquickung war, sie anzusehen."

Am 26. September ward ihm durch den Domprediger im Dome die Gedächtnispredigt gehalten über Galat. 3, 11: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben." Vorher war gesungen worden: „Ich bin ein Gast auf Erden", nachher folgte: „Christus der ist mein Leben." Das erstere Lied hatte er selbst be-

*) Sonnabend, 19. October 1861, Nr. 84. S. 1354—1357.

**) Worte aus dem Briefe seiner hinterlassenen Witwe im Volksblatt S. 1355.

stimt, so wie auch dasjenige, welches am Grabe gesungen wurde: „Jesus meine Zuversicht."

Es ist eine gewöhnliche Sitte, die Tugenden der Abgeschiedenen aufzuzählen und zu rühmen. Wir thun dies nicht und lassen ihn und seine Werke einstweilen mit Christo in Gott und in vielen dankbaren Seelen, die ihn erkannten und denen er wolgethan, verborgen bleiben. Er war ein begnadigter Christ, eine gereifte Frucht der Gnade, die der Herr in seine Scheuern gesammelt hat. Aber er hat auch viele Samenkörner zurückgelassen, die nicht verloren gehen werden. Bald wird durch die Fürsorge eines von ihm innig geliebten Neffen, des Herrn Dr. Wachsmuth, eine Auswahl aus seinen hinterlassenen Dantestudien erscheinen: vielleicht folgen in dieser Kirchenzeitung oder anderswo noch mehrere einzelne Gaben in Kurzem nach. Und die Zeit ist nicht zu fern, wo sein Andenken als ein christliches Charakterbild aus dem 19. Jahrhundert ein jüngeres Geschlecht erbauen wird. Einstweilen seien diese Blätter auf sein Grab gestreut; wir hoffen, dieselben, in einem Separatabdruck gesammelt, als Ostergabe seinen Freunden darbieten zu können. „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben." *)

Zum Gedächtnis Paul Gerhardts.

Am Reformationsfest.

Ueber drei Jahrhunderte sind verflossen seit jenem Tage, an dem Luther die 95 Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg anheftete, und noch ist die evangelische Kirche nicht müde geworden, sich dieses Tages mit immer erneutem Danke zu erinnern. Alljährlich kehren wir zu ihm zurück und bezeichnen ihn als den Wendepunkt in dem Leben des deutschen Volkes, da die in Irrtum und Aberglauben versunkene Christenheit durch eine Gottesthat aus ihrem Schlafe aufgerüttelt wurde, und in dem Lichte des wiedergewonnenen Evangeliums die Morgenröthe eines neuen Zeitalters aufging. — Es mag wahr sein, daß die Bewegung der Reformation auch manches noch brauchbare Erbstück deutscher Eigentümlichkeit mit dahinnahm, daß sie namentlich mitwirkte, das Gedächtnis unserer älteren Poesie auch in den letzten Resten zu vernichten, ja daß sie durch ihre Förderung der classischen Studien nicht wenig dazu beitrug, die bereits seit dem 15. Jahrhundert hervorgetretene Kluft zwischen Gelehrten und Ungelehrten zu erweitern und zu befestigen: aber sie schuf andererseits auch zugleich eine Art von Poesie, die wol im Stande war, Gelehrte und Ungelehrte wieder zu vereinen und mit gleicher Macht zu bewegen, eine Poesie, in welcher die deutsche Volkslyrik erst ihre höchste Weihe empfing — das deutsche evangelische Kirchenlied. Seitdem es einmal erklungen war, brach es sich wie mit Windeseile überall Bahn; es ergriff die Gemüther mit wunderbarer Gewalt; und wie es nicht selten ganze Städte dem Pabsttum abgewonnen, so hat es seitdem das religiöse Leben des deutschen evangelischen Volkes durch alle seine Wandelungen begleitet und getragen. — Wir unterscheiden in der Geschichte des evangelischen Kirchenliedes drei Hauptepochen, als deren hervorragendste Vertreter wir Luther, Paul Gerhardt und Gellert bezeichnen können. Je weniger indeß die Lieder des Letzteren, schon wegen des in ihnen vorwiegenden didaktischen Tones, mit denen des 16. und 17. Jahrhunderts sich messen lassen, um so mehr sind wir berechtigt, Luther und Paul Gerhardt als die eigentlichen Höhepunkte unserer kirchlichen Volkslyrik zu betrachten. Beide aber ergänzen einander auf das herlichste. Denn wenn Luther, der Schöpfer des deutschen Kirchengesanges, vorzugsweise das objective Kirchenlied vertritt, in welchem das Bekenntnis der Gemeinde, das Zeugnis von den großen Thaten Gottes zu unserer Erlösung, den Kern und Mittelpunkt bildet, so kommt in Paul Gerhardt besonders die subjective Seite des christlichen Glaubens zu ihrem Rechte. Es ist die innige persönliche Aneignung des Heils, es ist die praktische Anwendung des Glaubens, es ist der Quell der Glaubensfreude und des Dankes, vor allem aber der Quell des Glaubenstrostes, von welchem seine Lieder zeugen. Er hat in ihnen die Kräfte des Glaubens gleichsam in die Canäle der besonderen Lebensverhältnisse hinübergeleitet; er ist, wie kaum ein anderer neben ihm, in drangsalsvollen Zeiten des Einzellebens wie der Gemeinde, der geistliche Tröster des evangelischen Volkes geworden: und wenn nun überdies gerade unsere Stadt es ist, in welcher der größte Theil seiner Lieder entstand, und mit deren Geschichte seine Persönlichkeit und sein Wirken aufs engste verflochten sind, so dürfte es wol nicht unpassend sein, an dem heutigen Tage das Bild seines Lebens und Dichtens in einigen Grundzügen uns dankbar zu vergegenwärtigen. —

Das äußere Leben Paul Gerhardts bietet wenig Merkwürdiges; desto reicher war sein inneres an Leid und Trübsalen, in denen er sich stets als ein demütiger, gottergebener, glaubensstarker Kämpfer und Dulder bewährte. Er wurde im Jahre 1606 zu Gräfenhainichen, wo sein Vater Bürgermeister war, geboren. Von seinen Jugend- und früheren Mannesjahren ist uns nichts bekannt, da diese in die dunklen Zeiten des 30jährigen Krieges fallen, dessen Unruhe wol auch die Ursache sein mochte, daß er so lange ohne öffentliches Amt blieb. Noch in seinem 45. Lebensjahre finden wir ihn als Candidaten und Lehrer in dem Hause eines Kammergerichtsadvocaten Berthold

*) Jacob. 1, 12.

zu Berlin, mit dessen Tochter Anna Maria er sich späterhin vermählte, nachdem er im Jahre 1652 Pfarrer zu Mittenwalde geworden war. Von dort wurde er 1657 als dritter Diakonus an die Nikolaikirche zu Berlin berufen. Wie groß das Vertrauen und die Liebe war, die er bei seiner Gemeinde genoß, beweist am besten das Verhalten derselben, als im Jahre 1666 der große Kurfürst, nach Erlaß seiner bekannten Edicte, diejenigen Lutherischen Pfarrer mit Amtsentsetzung bedrohte, die sich weigern würden, den von ihm geforderten Revers zu unterschreiben. Der Kurfürst beabsichtigte damit, wenn auch nicht Einigkeit, so doch wenigstens Verträglichkeit und gegenseitige Duldung zwischen den Reformirten und Lutheranern herzustellen. Die Edicte geboten den Lutherischen Geistlichen, sich jeder Verunglimpfung der Reformirten, wie alles Polemisirens gegen ihre Lehre auf der Kanzel zu enthalten. Viele Geistliche unterschrieben, geschreckt durch die Noth, der eine Weigerung sie anheimgab. Gerhardt dagegen, der die eigentliche Seele der Lutherischen Geistlichkeit war, bewies in dieser Angelegenheit seine Unerschütterlichkeit im Festhalten an dem was ihm sein Gewissen vorschrieb. Niemals hatte er sich eine Schmähung der reformirten Lehre zu Schulden kommen lassen; er hatte stets, so unbeweglich er auch in den streitigen Punkten an seiner Confession festhielt, besonnene Mäßigung und friedfertige Gesinnungen an den Tag gelegt, — ein Zeugnis, das ihm selbst die Reformirten nicht versagten. Dennoch erlaubte ihm sein zartes Gewissen nicht, jenen Revers zu unterschreiben, den er mit seinem Ordinationsgelübde nicht zu vereinen wußte und durch den er sich in der Ausübung seines heiligen Lehramtes bedroht fühlte. Nicht die äußere Noth, der er durch seine Weigerung entgegenging, konnte ihn dazu bewegen, nicht die Trübsal seines Hauses, in dem die Gattin hoffnungslos dem Tode entgegensiechte, und auch der einzige von fünf Kindern ihm übriggebliebene Sohn mit schwerer Krankheit rang, nicht der Gedanke, noch als 60jähriger Greis mitten aus seiner segensreichen Wirksamkeit in das ungewisse Elend hinausgestoßen zu werden. „Es ist nur ein geringes Berlinisches Leiden (sprach er, als ihm seine Amtsentsetzung angekündigt wurde), ich bin auch willig und bereit, mit meinem Blute die evangelische Wahrheit zu besiegeln und als ein Paulus mit Paulo den Hals dem Schwerte darzubieten." Ganz Berlin war bestürzt und aufgeregt, denn mit der Absetzung Gerhardts hatte der Kurfürst den Bürgern ans Herz gegriffen. Bevollmächtigte der Einwohnerschaft und fast sämtliche Gewerke vereinigten sich zu wiederholten Bittschriften an den Magistrat und an den Kurfürsten, darin sie bezeugten, daß Gerhardt niemals wider den Glauben und die Glaubensgenossen des Kurfürsten geredet, geschweige sie geschmähet habe; auch wies man darauf hin, wie die Entfernung dieses Mannes „ein sonderliches Nachdenken bei Auswärtigen und Gottes Heimsuchung erregen könne." Der Kurfürst ließ sich endlich durch diese Bitten bewegen, im Jahre 1667 Paul Gerhardt wieder in sein Amt einzusetzen, jedoch mit dem besonderen Hinzufügen, daß er hoffe, Gerhardt werde auch ohne

Revers sich den Edicten gemäß verhalten. Aber grade dieser Zusatz vernichtete Gerhardts Freudigkeit, sein Amt wieder zu übernehmen; er fühlte sich durch die mündliche Verhandlung ebenso gebunden als durch eine Unterschrift. Er konnte mit seinem ängstlichen und erregten Gewissen, das auch vor dem Schein, die Wahrheit zu verleugnen, zurückbebte, nicht ins Reine kommen; und so mußte zu der Wahl eines neuen Diakonus geschritten werden. Erst da gewann er seine verlorene Seelenruhe wieder, wie sich uns dies aus dem Liede: „Ich danke dir mit Freuden", dessen Entstehung in jene Zeit fällt, zu erkennen gibt. Noch eine schwere Prüfung war ihm hier in Berlin beschieden, indem ihm bald darauf seine Gattin, die ihm 13 Jahre treu in aller Trübsal zur Seite gestanden hatte, durch den Tod entrissen wurde. Nachdem er noch über ein Jahr in der Stille zu Berlin verweilt, zog er endlich, nur von seinem einzigen siebenjährigen Söhnlein begleitet, gegen Mitte des Jahres 1669 nach Lübben in der Niederlausitz, um das ihm dort ertheilte Archidiakonat anzutreten. Hier stand er noch sieben Jahre in treuer segensreicher Berufsarbeit, oftmals (der Sage nach) von tiefer Schwermut angefochten, die ihm die bösen Nachreden seiner Feinde verursachten. Am 7. Juni des Jahres 1676 schloß er seine lebensmüden Augen, indem er sich selbst noch im Todeskampfe aus seinem herlichen Trostliede: „Warum sollt ich mich denn grämen" die Worte zugerufen hatte:

Kann uns doch kein Tod nicht tödten,
sondern reißt
unsern Geist
aus viel tausend Nöthen;
schleußt das Thor der bittern Leiden
und macht Bahn,
da man kann
gehn zur Himmelsfreuden. — —

Sein Gedächtnis aber und seine Wirksamkeit war mit seinem Tode nicht dahin; er hinterließ in seinen *Liedern* einen Schatz von Frömmigkeit und Glauben, der allen folgenden Geschlechtern eine unerschöpfliche Quelle der Andacht und des Trostes werden sollte. Es geht die, auch poetisch gefeierte, Sage, wonach er eines der schönsten und ohne Zweifel das bekannteste seiner Lieder: „Befiehl du deine Wege" auf der Heerstraße gedichtet haben soll, in dem Zeitpunkt, da er, vom Kurfürsten vertrieben, mit Weib und Kind in die weite Welt hinauszog, ohne zu wissen, wo er des Nachts sein Haupt niederlegen werde. Wenn auch die Sage sich als historisch unhaltbar erweist, da Paul Gerhardt, wie wir sahen, weder je mit Weib und Kind aus Berlin geflohen ist, noch zu fliehen brauchte, überdies das Lied selbst schon fast 10 Jahre vor seiner Amtsentsetzung im Druck erschienen war, so charakterisirt doch diese Legende trefflich das innerste Wesen der Gerhardtschen Lieder. Es ist nicht dichterisch erregte Phantasie, nicht ein künstlich gesteigertes Gefühl, dem sie ihre Entstehung verdanken: man fühlt es ihnen allenthalben ab, daß sie aus dem *Leben* des Sängers hervorgewachsen sind, daß er in ihnen *zeugt* von dem, was er an Leid

und Weh, an Trost und Freude im tiefsten Herzen selbst erfahren hatte. — So steht er mit seinem innersten Leben zunächst und vor allem mitten in der „glaubenden Gemeine.“ Er begleitet und geleitet sie mit seinem Saitenspiel durch die großen Festzeiten des Kirchenjahres, und indem er seine eigensten persönlichen Empfindungen ausspricht, gibt er nur dem gemeinsamen Gefühle Aller den tiefsten, ergreifendsten Ausdruck.

Wie soll ich dich empfangen,
und wie begegn' ich dir? —

so ruft er im Advent dem nahenden Heiland entgegen, und lobpreisend verkündet er die Ankunft dessen, den

— nichts, nichts getrieben
zu uns vom Himmelszelt,
als das geliebte Lieben,
damit er alle Welt
in ihren tausend Plagen
und großen Jammerslast,
die kein Mund kann aussagen,
so fest umfangen hat.

Und als Er nun erschienen ist, wie freudig begrüßt da des Dichters Mund das schöne Weihnachtsfest:

Fröhlich soll mein Herze springen
dieser Zeit,
da vor Freud
alle Engel singen.
Hört, hört, wie mit vollen Chören
alle Luft
laute ruft:
Christus ist geboren!

Ernst und gesammelt führt er uns sodann an die Schwelle des neuen Jahres:

Nun laßt uns gehn und treten
mit Singen und mit Beten
zum HErrn, der unserm Leben
bis hieher Kraft gegeben.

Er fordert die Gemeinde auf zum dankenden Rückblick auf die unter der treuen Obhut Gottes durchwandelten gefahrvollen Wege, und fleht um neuen Schutz und Segen für die Zukunft. Besonders innig ist er in seinen Passionsliedern.

Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld
der Welt und ihrer Kinder, —

in wieviel evangelischen Gemeinden leitet nicht dieses herzliche Lied alljährlich die ernste stille Vorbereitungszeit zur großen Woche ein; und wo ist wol ein deutsches evangelisches Christenherz, dem das feierlich klagende: „O Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmerz und voller Hohn“ fremd geblieben wäre? Hier stellt uns der Sänger unmittelbar unter das Kreuz des sterbenden Erlösers. Das tiefste Weh ergreift ihn bei dem Blick in das schmerzvolle Antlitz des Heilandes, der — der Herscher des Weltalls — jetzt bleich und entstellt dem Tode entgegenharrt. Wie mit Kindesaugen schaut er bittend hinauf:

Ich will hier bei dir stehen,
verachte mich doch nicht;
von dir will ich nicht gehen,
wann dir dein Herze bricht; —

und wieviel brechende Christenherzen haben schon aus den Versen dieses Liedes: „Wann ich einmal soll scheiden“ und dem darauf folgenden: „Erscheine mir zum Schilde, zum Trost in meinem Tod“ beim Eintritt in das dunkle Todesthal Erquickung und Kraft geschöpft! Ernst und feierlich ist der Ton dieser Lieder; aber doch haben sie nichts Finsteres und Beengendes, ja sie sind fast alle zugleich die erhebendsten Trostlieder, die uns in dem Leiden CHristi die unendliche Tiefe der Liebe Gottes zeigen, aber auch in seiner Geduld und Hingebung (wie in dem Liede: „O Welt, sieh hier dein Leben“) ein Vorbild, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußstapfen. —

Und wie er die Zeiten der Kirche besungen hat, so weihet er nun auch das häusliche Leben des Einzelnen und umgibt es mit seinen Liedern am Morgen und am Abend. Wir erinnern nur an das allbekannte: „Wach auf, mein Herz, und singe“, an den wunderbar ergreifenden Morgenhymnus: „Die güldne Sonne, voll Freud und Wonne“, und an das trauliche friedenvolle: „Nun ruhen alle Wälder“, mit dessen Schlußstrophen schon so manche Mutter ihre Kindlein die Hände zum Nachtgebet falten lehrte. Und in allen diesen Liedern ist, wie in der echten Volkslyrik, die Sprache einfach, kindlich-naiv und frei von aller, in der weltlichen Dichtung damals allgemein herschenden, Künstelei. Die Seligkeit seines Glaubens macht ihn dabei freundlich und so freudig, daß, wie er selbst einmal sagt, „fröhlich ist, was in ihm ist.“ In noch höherem Maße als bei seinen Morgen- und Abendliedern macht sich diese Stimmung in den eigentlichen Lob- und Dankliedern fühlbar. Wie sinnig und ansprechend schildert er in seinem Sommergesang: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben“ die Schönheit der blühenden Natur. Wie alles um ihn her in heller Sommerfreude, in überreicher Fülle und Kraft lebt und webt, so treibt es auch ihn, in das allgemeine Jauchzen mit einzustimmen: —

Ich selbsten kann und mag nicht ruhn,
des großen Gottes großes Thun
erweckt mir alle Sinnen;
ich singe mit, wenn alles singt,
und lasse, was dem Höchsten klingt,
aus meinem Herzen rinnen.

Aber er geht in der bloßen Naturfreude, in dem fröhlichen Genusse des Sichtbaren nicht auf; das Irdische hebt ihn hinauf zu dem Himmlischen:

Ach, denk ich, bist du hie so schön,
und läßt dus uns so lieblich gehn
auf dieser armen Erden:
was will doch wol nach dieser Welt
dort in dem reichen Himmelszelt
und güldnem Schlosse werden? —

Einen ähnlichen Charakter trägt das nicht minder köstliche Lied: „Sollt ich meinem Gott nicht singen, sollt ich Ihm nicht fröhlich sein“, — nur daß er hier nicht blos durch die äußere Na-

tur, sondern durch die sein ganzes Leben und Dasein umfangende Gnadenfülle zu dem bei jedem Verse wiederkehrenden Ausruf gedrungen wird:

Alles Ding währt seine Zeit,
GOttes Lieb in Ewigkeit.

Wie aber sein Loben und Danken mit seinem kindlichen, unbegrenzten Gottvertrauen verwachsen ist, das zeigt er uns vor andern in dem Liede: „Ich singe dir mit Herz und Mund, HErr, meines Herzens Lust." Gleichsam mit freudeglänzendem Angesicht ruft er uns zu:

Er hat noch niemals was versehn
in seinem Regiment;
nein, was Er thut und läßt geschehn,
das nimmt ein gutes End;

und schließt daran die Ermunterung:

Ei nun, so laß Ihn ferner thun
und red Ihm nichts darein,
so wirst du hier in Frieden ruhn
und ewig fröhlich sein.

Und eben dieses Bewußtsein der beständigen Fürsorge Gottes, dieses sichere Ruhen in Gottes Huld und Schutz steigert sein Vertrauen bis zu jenem freudigen Glaubenstrutze, der sich in seinem evangelischen Streit- und Heldenliede: „Ist GOtt für mich, so trete gleich alles wider mich" so kräftig ausspricht:

Die Welt, die mag zerbrechen,
Du stehst mir ewiglich;
kein Brennen, Hauen, Stechen
soll trennen mich und Dich;

und auch „kein Zorn des großen Fürsten" (wie er mit unverkennbarer Anspielung auf seine nächsten persönlichen Kämpfe sagt) „soll ihm ein' Hindrung sein", hindurchzudringen zu dem triumphirenden Jubelton:

Mein Herze geht in Sprüngen,
und kann nicht traurig sein,
ist voller Freud und Singen,
sieht lauter Sonnenschein:
die Sonne, die mir lachet,
ist mein HErr JEsus CHrist;
das, was mich singend machet,
ist, was im Himmel ist. —

Diese Glaubensfreudigkeit aber hat sein ganzes Wesen so tief durchdrungen, daß er auch in seinen zahlreichen Kreuz- und Trostliedern, die zum Theil aus den schmerzvollsten dunkelsten Kämpfen seines inneren und äußeren Lebens herausgewachsen sind, und durch die er vorzugsweise der Haus- und Herzensfreund so vieler evangelischer Christen geworden ist, niemals zu dem Ton des Zagens oder eines krankhaften Weichmuts hinabsinkt. Es ist ein charakteristischer Zug bei Paul Gerhardt, wie so oft er fürbittend oder tröstend der „hochbetrübten Seelen" gedenkt, „die sich mit Schwermut quälen"; und wer sich auch nur in einige jener Lieder, wie: „Schwing dich auf zu deinem Gott" oder: „Noch dennoch mußt du drum nicht

ganz in Traurigkeit versinken" oder: „Geduld ist euch vonnöthen" oder: „Ich bin ein Gast auf Erden" mit stiller Sammlung versenkt, der versteht wol, daß es nicht Dichtung ist oder nur momentane Stimmung, wenn er in dem letztgenannten Liede bezeugt:

Was ist mein ganzes Wesen
von meiner Jugend an
als Müh und Noth gewesen?
So lang ich denken kann,
hab ich so manchen Morgen,
so manche liebe Nacht
mit Kummer und mit Sorgen
des Herzens zugebracht.

Dennoch aber — so lautet seine Selbstermunterung —

Ich, der ich oft in tiefes Leid
und große Noth muß gehen,
will dennoch GOtt mit großer Freud
und Herzenslust erhöhen. —

„Gib dich zufrieden und sei stille in dem Gotte deines Lebens", — „Hat der Winter ausgeschneiet, tritt der schöne Sommer ein", — „Gottes Kinder säen zwar traurig und mit Thränen, aber endlich bringt das Jahr, wonach sie sich sehnen", — das sind die einfachen, hellen, lichten, immer wiederkehrenden Grundgedanken und Friedenstöne, zu denen sein Geist und Gemüt sich emporschwingt, und zu denen er bis auf den heutigen Tag tausend und aber tausend von Sorge und Kummer belastete Herzen emporgehoben hat. Es ist in ihm nirgends ein ängstlich kämpfender Zweifel um die Gnade; er lebt und webt, im Vollgefühl der Versöhnung, in der Huld und Liebe seines Gottes und Heilandes; der Glaube war in ihm zu einer Kraft geworden, in der er mitten unter „Sorge, Gram und Leid" die Welt überwunden hatte. Solchem Grunde entquoll jenes unvergängliche Trostlied: „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt", — ein Lied, das für alle Jahrhunderte eine der köstlichsten Perlen im Kranze deutscher Lyrik und ein Ehrenschmuck der evangelischen Kirche bleiben wird, wie neben ihm jenes andere, wol noch tiefere: „Warum sollt ich mich denn grämen, hab ich doch CHristum noch, wer will mir Den nehmen", — mit welchem der fromme Sänger selbst in die so lang ersehnte Heimat hinüberging. — —

Und wollen wir nun zum Schluß noch einmal die Grundrichtung und den Grundton, der sich durch Paul Gerhardts Leben wie durch alle seine Lieder hindurchzieht, kurz bezeichnen, so wüßten wir dafür keinen treffenderen Ausdruck als das Wort, mit dem einst eine treue deutsche Hausmutter ihrem Sohne unseren Sänger empfahl. „Paul Gerhardt (sagt sie) dichtete während dem Glockengeläute. Er war ein Gast auf Erden, und überall in seinen hundert und zwanzig Liedern ist Sonnenwende gesäet. Diese Blume dreht sich beständig nach der Sonne, und Gerhardt nach der seligen Ewigkeit."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 18. Februar. № 14.

Der Sontag der Tagelöhner.

Zweiter Artikel. (Fortsetzung.)

In welcher Weise dies einzurichten sei, mag allerdings seine Schwierigkeiten haben. Einige christliche Herschaften haben jedem Tagelöhner einen halben oder ganzen Tag in der Woche dazu bestimt und freigegeben. Allein dies kann unter Umständen für die Herschaft ein zu großes und für die Tagelöhner dennoch wertloses Opfer werden, indem Jahreszeit, Witterung und mancherlei Zufälligkeiten die Benutzung eines festgesetzten Tages dem Tagelöhner oft unthunlich, der Herschaft dagegen den Ausfall der Arbeit an diesem Tage sehr fühlbar machen und ihr großen Verlust bringen können. Und wenn in dringender Arbeitszeit der Inspector den Tagelöhnern den ihnen freigegebenen Tag um erhöhten Lohn wieder abkauft, wie auch schon geschehen, so hat die Herschaft nur den Schaden und der Tagelöhner neben einem ungerechten Mehrverdienst die Sontagsarbeit. — Ein für die Gutsherschaft minder kostspieliger Ausweg dürfte vielleicht der sein, daß sie alle größern Arbeiten für die Tagelöhnerwirtschaften in ihrem Dienste als Hofarbeit mit verrichten ließe. Aber dagegen würden die Tagelöhner, und wol nicht ganz ohne Grund, einwenden, daß die Bestellung ihres kleinen Feld- und Ackerwerkes auf diesem Wege nicht so sorgfältig geschehen werde, als wenn jeder Einzelne es für sich bearbeite; — sie würden auch besorgen, in der Bestellung desselben oft nachgesezt zu werden, und dadurch noch überdies ihrer Freude am Besitze des einem jeden zugewiesenen Garten- und Ackerlandes beraubt, sich den Fabrikarbeitern völlig gleichgestelt sehen. Aus demselben Grunde möchte auch der noch kürzere Weg, die Erzeugnisse ihres Garten- und Ackerlandes, als Kartoffeln, Flachs ꝛc. in natura zu liefern Bedenken erregen. — Zweckmäßiger dürfte es vielleicht sein, wenn dem Tagelöhner auf jedesmalige Bitte die zur Besorgung seiner kleinen Wirtschaft erforderliche Zeit bewilligt, dabei aber zugleich ausdrücklich zur Bedingung gemacht würde, sich der Sontagsarbeit zu enthalten. Freilich bliebe er dabei immer wieder der Willkür des Arbeitgebers ausgesezt, wogegen überhaupt nirgends Schutz zu finden ist, wenn nicht die christliche Liebe an die Stelle des Gesetzes tritt, oder die Sontagsfeier für die Herschaften eine Ehrensache und zur Volkssitte wird, daß auch die unkirchlich Gesinnten des sündlichen Misbrauchs sich schämen.

Noch möchte auch ein in neuester Zeit durch das Verlangen der Tagelöhner nach americanischer Freiheit hervorgerufener Vorschlag in Erwägung zu ziehen sein, welcher dahin geht, die in dem Tagelöhnerverhältnis von patriarchalischer Form bisher noch bestehenden Ueberreste gänzlich aufzuheben und die Tagelöhner zu freien Arbeitern zu machen, so daß das contractliche Verhältnis aufgelöst würde und alle Emolumente, die sie bisher von der Herschaft empfangen und wofür sie derselben zum Dienste verpflichtet sind, als: fixirte Geld- und Körnerlöhnung, Acker- und Gartenland, Brennmaterial u. s. w. hinfort wegfielen, die beliebige Verwendung ihrer Arbeitskräfte ihnen freigegeben, die Wohnungen ihnen miethsweise überlassen und für ihre Arbeit ein der Concurrenz und den Verhältnissen entsprechendes Tagelohn in barem Gelde gezahlt würde. — Hiebei ist jedoch nicht außer Acht zu lassen, daß von einer solchen völligen Umgestaltung der bisherigen Zustände — abgesehen von anderweitigen im Voraus unberechenbaren Folgen — für die Sontagsfeier der Tagelöhner nur unter der Bedingung eine Förderung zu hoffen sein dürfte, daß auch die Herschaften und Arbeitsgeber sich aller Sontagsarbeit enthielten und keinerlei Gelegenheit dazu böten, weil sonst diese Einrichtung grade die entgegengesezte Wirkung haben würde.

Nicht unerwartet komt uns hier der Einwand: das Alles hilft Nichts! der Tagelöhner komt doch nicht zur Kirche, wenn ihn auch keine Sontagsarbeit davon abhält. — Wir müssen das nach Erfahrungen im Allgemeinen allerdings zugeben bei dem gegenwärtigen geistlichen Zustande der Tagelöhner, und das ist eben ein Beweis, wie weit es bereits mit ihnen gekommen ist und wie traurig es um sie steht, daß eine so gänzliche Entfremdung und Entwöhnung von der Sontagsfeier und dem göttlichen Worte eingetreten ist. Aber sollen deshalb die Ursachen, die im Laufe der Zeit diesen beklagenswerten Zustand erzeugt haben, fortbestehen? Liegt nicht grade darin der schwerste Vorwurf und die schärfste Gewissensanklage für diejenigen, durch deren Schuld der Tagelöhner allmälig in eine solche geistige und geistliche Lethargie versunken ist? Es dauert in der Regel lange, ehe eine Gemeinde der Kirche und dem Kirchenbesuche entwöhnt wird. Die alte gute Sitte behauptet sich, wie die Erfahrung an vielen Orten lehrt, ganze Generationen hindurch selbst da, wo seit vielen Jahren schlechte Pastoren ihr Amt vernachlässigten und elende Predigten gehört wurden. Haben sie aber das Kirchengehen sich erst abgewöhnt und sind sie dem

Gotteshause einmal fremd geworden, dann hält es noch viel schwerer und erfordert noch längere Zeit, der alten guten Sitte und Gewohnheit wieder Eingang zu verschaffen und das Bedürfnis nach gottesdienstlicher Erbauung wieder zu beleben. Das ist die Macht der Gewohnheit, welche in der dem natürlichen Menschen anklebenden Trägheit zu geistlichen Dingen willkommene Nahrung findet. Die Gewohnheit des ungöttlichen Wesens und Treibens widersteht dann mit aller Macht der Gewöhnung zum Guten. — Dies zur Beherzigung gegen den Einwand, daß die Tagelöhner doch nicht zur Kirche kommen, auch wenn ihnen die Zeit dazu gelassen werde. Darin liegt grade die dringendste Aufforderung, die Ursachen dieses traurigen Verfalls aus dem Wege zu räumen und dem Tagelöhner auch jeden Scheingrund zu seiner Entschuldigung wegzunehmen, damit nach und nach der Schaden wieder geheilt und dem Worte Gottes der Weg zu den Herzen wieder angebahnt werde.

Dazu ist freilich unerläßliche Bedingung, daß die Gutsherschaften selber sich der Kirche und dem göttlichen Worte zuwenden, damit nicht auf ihr Beispiel die Tagelöhner für ihre Verachtung des Sontags sich berufen können. Uebt doch das Beispiel in allen Lebensverhältnissen eine unwiderstehliche Macht, besonders von den höhern Ständen ausgehend, auf die niedern Volksklassen. Jede Sitte und Unsitte der Vornehmen findet schnelle Nachahmung bei dem geringern Stande. Die abgeschmackteste Kleidertracht durchläuft in kurzer Zeit die Stufenleiter von der gnädigen Frau bis zur Stallmagd. Wenn der Gutsherr oder Inspector immer mit Hagel- und Donnerwettern um sich wirft, so hat er an den Knechten gewiß gelehrige Schüler und wird bald aus allen Ecken des Hofes sein Echo hören. Wenn die herschaftliche Carosse am Sontagsmorgen vor Anfang oder während des Gottesdienstes an dem Kirchthore vorbeirollt, kann es wol befremden, daß der Tagelöhner mit dem Schiebkarren keuchend nachfolgt? oder wenn der gnädige Herr unter der Kirche mit der Büchse und dem Jäger ins Holz geht, warum sollte der Tagelöhner nicht mit der Hacke zu seinem Kartoffelacker gehen? Wer wollte in Abrede stellen, daß das Beispiel der Herschaft auf den Tagelöhner Einfluß hat? — So würde, wenn auch nicht mit gleich schnellem Erfolge, die christliche und kirchliche Sontagsfeier der Herschaft den Tagelöhner ebenfalls zur Nachahmung ermuntern, vorausgesezt, daß die erwähnten Hindernisse beseitigt wären. — An Belegen beiderlei Art fehlt es nicht; aber der nachahmungswerten Beispiele sind nur wenige, dagegen desto mehr der entgegengesezten Art.

Und weil die Beispiele einer christlich-kirchlichen Sontagsfeier Seitens der Herren und Vorgesezten fast nur als Ausnahmen vereinzelt dastehen, so bleibt die Wirkung natürlich auch nur auf die engen Gränzen ihres Gebietes beschränkt und wird auch da noch durch das schlechte Beispiel unkirchlicher nachbarlicher Umgebungen vielfach neutralisirt.

Soll das Beispiel christlich-gesinnter Herschaften eine Macht werden, in die Gewissen der Sontagsverächter einen Stachel zu werfen und sie schamroth machen, so müssen die Einzelnen sich

verbinden zu gemeinsamem Wirken. Vereinte Kraft ist die stärkere, das lehren uns die in unsern Tagen allenthalben und für allerlei Zwecke sich bildenden Vereine. Das Vereinswesen gehört mit zur Signatur unserer Zeit. Wir sehen Vereine für wissenschaftliche, industrielle, politische und materielle Interessen aller Art vor unsern Augen entstehen. Nicht wenige derselben wachsen wie Unkraut über Nacht aus der Erde und wie durch dämonische Kräfte hervorgezaubert. Wir wären ungerecht und undankbar, wenn wir nicht auch die Regungen und das Wehen des Geistes in den christlichen Vereinen für Bibelverbreitung und Mission nach innen wie nach außen, und in der Betheiligung an den Angelegenheiten des Reiches Gottes überhaupt anerkennen wollten, wir freuen uns vielmehr solcher christlichen Liebeswerke. Aber wie komt es, das bisher so gleichgültig übersehen worden ist, was doch zunächst vor Augen liegt? Ist der Verfall des Tagelöhner-Sontags, das Wol und Wehe der vielen Tausende, deren saurer Schweiß uns nährt, und ihr geistiges und geistliches Verkümmern und Verkrüppeln etwa weniger der Beachtung und der christlichen Theilnahme wert? Oder glaubt man vielleicht, sich dadurch mit seinem Gewissen abfinden zu können, wenn man jährlich einige Thaler oder Groschen zu Rettungs- und Armenhäusern und ähnlichen christlichen Wolthätigkeitsanstalten beisteuert, während man keine Hand rührt, dem geistlich und kirchlich so tief gesunkenen Tagelöhner durch Wiederherstellung seines Sontags wieder aufzuhelfen?

Das Zusammentreten christlicher Herschaften zu gemeinsamer Berathung über diese Tagelöhnernoth erscheint grade in unsrer Zeit als ein so dringendes Gebot, daß sie sich diesem christlichen Liebeswerke nicht länger entziehen dürfen, und wie wir vertrauensvoll hoffen, auch nicht entziehen wollen. Wir zweifeln nicht nur nicht, sondern wir wissen, daß es unter den Gutsherren und Pächtern nicht an Männern fehlt, die auch in dem Tagelöhner das Ebenbild Gottes und die gliedliche Gemeinschaft mit ihnen am Leibe Christi anerkennen und ehren, und das Verhältnis derselben zu ihnen in seiner gegenwärtigen Ausgestaltung als ein unrichtiges und den Anforderungen des Christentums nicht entsprechendes gern umgestaltet sähen. Es fehlt ihnen auch gewiß nicht an Opferwilligkeit dazu und manch unter ihnen sind auch schon ernstlich darauf bedacht gewesen die der christlichen Sontagsfeier der Tagelöhner entgegenstehen den Hindernisse in ihrem Kreise zu beseitigen. Aber ihr vereinzeltes Bestreben bleibt von der glaubenslosen Menge de Mammonsdiener entweder unbeachtet, oder wird vielleicht ga bespöttelt und taucht unter in dem Strome eines gottentfrem deten Zeitgeistes. An diese christlich Gesinnten richtet sich da her die dringende Bitte, daß sie sich mit einander verbinde wollen zur Wiederherstellung des Tagelöhner-Sontags.

Die nächste Aufgabe eines solchen Vereins würde dari bestehen, gemeinschaftlich zu berathen, auf welche Weise un durch welche Einrichtungen dem Uebel am zweckmäßigsten abzu helfen sei. Das durch die Berathung gewonnene Resultat würd

sodann in Form einer Mahnung an die Gewissen ihrer Standesgenossen zu veröffentlichen und die Unterstützung des Zweckes durch Bildung von Hülfsvereinen, unter Zuziehung der seelsorgerischen Kräfte und der Gemeinde-Kirchenräthe, anzurufen sein. So würden, — obwol die Schmach Christi, welche jedem wahrhaft christlichen Beginnen zur Besiegelung dienen muß, anfangs nicht ausbleiben dürfte, — selbst niedrig denkende Seelen zulezt sich nicht alles Einflusses erwehren, und — sei es aus Scham, sei es aus Furcht — nicht ganz zurückbleiben können.

Diese letztere Klasse wolle um ihrer selbst willen sich noch darauf aufmersam machen lassen, wie das gottfeindliche Geschlecht unsrer Tage nicht nur auf Beseitigung der Sontagsfeier, sondern auf Vernichtung der Kirche selbst, und damit auf Umstürzung göttlicher und menschlicher Ordnung gerichtet ist. Mögen sie daher auch den Gedanken an die schwere Verantwortung für die Seelen ihrer Tagelöhner vor dem höhern Richterstuhle fern von sich halten, so sollten sie doch bedenken, daß es sich hier für sie selber um eine Lebensfrage handelt, indem sie durch fortgesezte Sontagsschändung und durch die daraus hervorgehende Entsittlichung ihrer Tagelöhner sich selbst den Boden unter ihren Füßen untergraben. Schon der Trieb der Selbsterhaltung sollte sie daher abhalten von willkürlicher Verletzung der Christenrechte ihrer Mitmenschen und sie aufmerken lehren auf das dumpfe Rollen des Donners drohender Gerichte.

Nicht, als wollten wir damit einen faulen egoistischen Conservativismus empfehlen, wie er uns jetzt so häufig begegnet, der in selbstsüchtiger Engherzigkeit nur auf die Sicherung des eignen Besitztums und der eigenen Interessen gerichtet ist. Der Conservative im rechten Sinne sucht um des allgemeinen Woles willen alles Gute zu wahren und zu erhalten. Gut aber ist nur, was Gott will, und was mit seinem Worte übereinstimt, und dazu gehört auch die Sontagsheiligung. Der Sontagsverächter macht seinen Conservatismus zur Lüge; denn er beweist sich nur nach unten conservativ für seinen Mammon, nach oben hin aber, gegen Gottes heilige Ordnung, als ein Empörer und sieht in seiner Verblendung nicht, daß grade durch solchen egoistischen Conservativismus die Revolutionsgelüste der ärmern Volksklasse gewekt und genährt werden.

Möchte daher die oben ausgesprochene Bitte bei den christlichen Herschaften Eingang und wolwollende Berücksichtigung finden. Von denen, deren Herzen von der Liebe Christi erwärmt sind, muß der Anfang gemacht werden. Wie die Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsvereine nicht von den Brantweinsäufern, sondern von der barmherzigen rettenden Liebe gestiftet worden sind und gepflegt werden, so muß auch der Sontagsverein für die des Sontagssegens beraubten Tagelöhner aus der christlichen Liebe, die auch in dem ärmsten und geringsten Menschenkinde den miterlöseten Bruder in Christo erkent, herauswachsen. Wir Diener des göttlichen Wortes, die wir unser Amt an den Tagelöhnergemeinden mit Seufzen führen, wollen gern die Hand dazu bieten; aber wir allein vermögen Nichts auszurichten ohne

thatkräftiges Eingreifen der Herschaften, in deren Händen das Los des Tagelöhners liegt.

Schon im Jahre 1856 war auf einer Pastoralconferenz in Stettin die Noth in Betreff des Tagelöhnersontags Gegenstand sorgfältiger Erwägung und es wurden Beschlüsse zu einem ernsten Anlauf gefaßt. Auch traten, dem Vernehmen nach, Tags darauf eben daselbst einige Gutsherren und Kirchenpatrone zu einer Berathung über diesen Gegenstand zusammen, und man sah mit hoffnungsvoller Erwartung dem Erfolg derselben entgegen. Ist es nun jenen ehrenwerten Männern damals auch nicht gelungen, die ihrem christlichen Vornehmen entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden, so sollten sie sich dadurch doch nicht abhalten lassen, von Neuem Hand ans Werk zu legen und mit der Gründung eines Vereins unter gleichgesinnten Standesgenossen im Vertrauen auf des Herrn Gnadenbeistand vorzugehen.

Sollte jedoch der Vorschlag zu Errichtung eines solchen Vereins nicht Anklang finden und bei der Menge der vorhandenen Vereine Manchem widerstreben, so böten auch die Kreistage und die Provinzial-Landtage in unsren östlichen Provinzen eine Handhabe, diese hochwichtige Angelegenheit zu einer gemeinsamen Standessache zu machen, und es wird weder an Männern fehlen, die mit freudigem Zeugenmuthe die bisherige Verschuldung gegen ihre Tagelöhner offen darlegen, noch an solchen, die für das Zeugnis empfänglich ihnen zustimmen werden. Wir können daran um so weniger zweifeln, da es einen Gegenstand betrift, der mit dem gegenwärtigen Kampfe um den christlichen Staat, um die christliche Kirche und um unser Königtum von Gottes Gnaden im allerengsten Zusammenhange steht.

Um die Gewissensmahnung an die Schuldverpflichtung gegen die Tagelöhner zu schärfen, dürfte wol auch daran erinnert werden, daß zu den ungesühnten Sünden mancher Gutsherschaften auch das Einziehen der Bauerdörfer zu rechnen ist. Wo noch vor etwa 70 Jahren ganze Bauerdörfer mit ansehnlichen Bauerhöfen standen, sieht man jetzt nur Tagelöhnerhäuser um das herschaftliche Schloß herum, und es werden noch heut sehr schlimme Geschichten von der bei solchen Ankäufen verübten Willkür, Ungerechtigkeit und Gewalt erzählt. Mit gerechter Entrüstung verurteilt man in unsern Tagen das auf das Abschlachten der bäuerlichen Besitzungen gerichtete vampyrartige Gelüste jüdischer Speculanten; aber man vergißt dabei, auf welche Weise manche Herschaft in früherer Zeit ihr Haus gebaut hat. Wenn beiderlei Schuld in die Wagschale gelegt würde, so dürfte es kaum zweifelhaft sein, welche schwerer wiegen würde. Nicht umsonst steht im Worte Gottes geschrieben: „Wehe denen, die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum andern bringen, bis daß kein Raum mehr da sei, daß sie allein das Land besitzen." (Jes. 5, 8.) — Es soll zwar der Sohn nicht tragen die Missethat des Vaters; aber sollte man sich nicht dringend aufgefordert fühlen, die Schuld der Väter dadurch wenigstens einigermaßen zu sühnen, daß man dem Tage-

löhner den Segen einer vollen ungeschmälerten Sontagsfeier zu Theil werden ließe? — „Aufhören Unrecht zu thun, spricht Sirach, das ist ein rechtes Sühnopfer."

Ohne Opfer freilich wird keine durchgreifende Hülfe geschaft werden können; aber der Gewinn wird des Opfers wert und das Bewußtsein, einer in ihrem heiligsten Rechte tief verletzten und gesunkenen Volksklasse aufgeholfen zu haben, ein reicher Lohn dafür sein. Gott wolle dazu willige Herzen schenken!*)

Hierbei bietet sich auch die Frage zur Erwägung dar, wie Seitens der Herschaften auch persönlich auf die Sontagsfeier der Tagelöhner einzuwirken sei; ob sie nämlich nach Beseitigung der erwähnten Hindernisse durch herschaftlichen Befehl anzuhalten sein dürften, oder ob aller äußere, directe wie indirecte Zwang als der christlichen Freiheit zuwider fern zu halten sei. — Die Frage bietet jedenfalls zwei Seiten zur Erwägung dar. Die christliche Freiheit ist ein unantastbares Privilegium derer, die in der Freiheit stehen. Das ist aber die Freiheit, welche der Herr mit den Worten bezeichnet: „So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei!" — Dürfen wir nun aber wol annehmen, daß die Mehrzahl unsrer Tagelöhner in dieser Freiheit stehe? Ja daß den Meisten auch nur der Begriff dieser Freiheit verständlich sei? — Wo aber die innere Freiheit fehlt, muß da in gewissen Fällen nicht ein äußerer Zwang eintreten, bis der innere Sinn herangebildet ist und die Zucht des Gesetzes ersezt? Wenn ich einen Knecht oder eine Magd in meinen Dienst nehme, soll ich, als christlicher Hausvater, ihnen nicht den fleißigen Kirchenbesuch zur Bedingung machen und sie alles Ernstes dazu anhalten? Ist es nicht meine Pflicht, dem Misbrauche ihrer Freiheit durch Beschränkung derselben vorzubeugen? — Ein diesem, wenn auch nicht gleiches, doch ziemlich analoges Verhältnis ist auch das zwischen den Herschaften und ihren Tagelöhnern. Letztere stehen in ihrem Lohn und Brot, sie sind im Grunde nichts Anderes, als verheiratete Dienstboten; sie unterscheiden sich von dem Hausgesinde nur dadurch, daß ihnen von der Herschaft eigene Wohnung und eigene häusliche Oekonomie gewährt wird. Von diesem Gesichtspunkt aus haben daher einige Herschaften sich nicht nur für berechtigt, sondern für verpflichtet gehalten, die Versäumnisse des Gottesdienstes und die Verrichtung von Werkeltagsarbeiten am Sontage durch Geld- oder andere Strafen zu verpönen. Ob nun gleich darin die ernste Sorge für das Seelenheil ihrer Untergebenen anerkennenswert ist, so möchte es doch fraglich sein, ob ein solcher Zwang, namentlich zum Kirchenbesuch, nicht als ein

*) Von Ernst dem Frommen in Gotha wird berichtet, wie es ihm leid that, daß Kutscher und Bediente an dem Gottesdienste nicht ordentlich und regelmäßig theilnehmen konnten, wenn er sich zur Kirche fahren und abholen ließ. Da es aber nach damaliger Etikette nicht standesgemäß war, über die Straße zu Fuß zur Kirche zu gehen, so baute er einen verdeckten Gang aus seinem Schlosse nach der Kirche hin, um ungesehen dahin gehen zu können, damit seine Dienerschaft nicht vom Kirchenbesuch abgehalten würde.

Eingriff in die moralische Freiheit ungerechtfertigt und als zur Heuchelei verleitend bedenklich erscheine. Andrerseits lehrt hinwiederum die Erfahrung, daß, wie die Freiheit oft zur Knechtschaft, so der Zwang oft zur Freiheit führt, und es läßt sich daher abermals fragen, ob es nicht besser sei, es werde jemand zur Kirche und zur Anhörung der Predigt genöthigt, weil doch da das Wort an ihn herankommen kann, als daß er sich selbst überlassen, es niemals höre? — Bei Abwägung beider Ansichten dürfte vielleicht als das Richtige sich empfehlen, daß die Werkeltagsarbeit am Sontage — die oben angedeuteten Bedingungen vorausgesezt — unbedingt und streng untersagt, die Uebertretung auch in angemessener Weise bestraft, — hinsichtlich des Kirchenbesuchs aber durch freundliche Ermahnung, wie durch nachdrückliche ernste Vorhaltungen auf die Gemüther eingewirkt werden möchte.

Wenn die Tagelöhner erst erkennen werden, daß wirklich die Liebe Christi es ist, die ihnen um ihrer unsterblichen Seelen willen das Joch zu einer leichtern Last machen will, wenn erst das jetzt bei Vielen eingewurzelte Mistrauen aus den Herzen geschwunden sein wird, daß man das Christentum und das Wort Gottes nur als Kappzaum für sie gebrauche, um sie nur unter dem Druck geduldig zu erhalten, was sie bei dem äußern Scheinchristentum vieler Herschaften mit einem sichern Instinkt richtig herausfühlen und daher sprüchwörtlich sagen: „De Prester möten uns tögelbändig maken, dat de Edelmann uns rieten kann" — so wird ein Wort liebreicher und ernster Ermahnung, das sie bis jetzt wol nur selten hörten, seine Wirkung nicht verfehlen, und sie werden der Segnungen des Christentums sich wieder freuen lernen. Die Verpflichtung zur Sontagsfeier, die ihnen im Anfange vielleicht als eine Last erscheint, wird ihnen zur Lust werden, und welch ein herlicher Gewinn alsdann für beide Theile! Dann wäre ein Werk gelungen, dessen die Engel im Himmel sich freuen, dem manches fröhliche Halleluja noch in der Ewigkeit erklingen würde! Auch der Segen an irdischem Gut würde nicht ausbleiben. Jetzt empfinden die meisten Tagelöhner ihre Lage als ein drückendes Joch, sie arbeiten mit Unmut und Verdruß, nur dem Stecken des Treibers folgend und nur so weit sein Auge sie erreicht. Sie sind nicht auf den Nutzen und Vorteil ihrer Herschaft bedacht. Das verknöcherte Gemüth sinnt nur auf den eignen Nutzen, für den gottentfremdeten Sinn hat das Gewissen keinen Stachel bei allerlei kleinen Veruntreuungen, und nur die Furcht hält von größern Untreuen zurück. So erleidet die Herschaft vielfach Nachteil und Beschädigung. Der gottesfürchtige Tagelöhner dagegen wird mit gewissenhafter Treue seine Arbeit verrichten, der Nutzen oder Schaden seiner Herschaft wird ihm nicht gleichgültig sein, die Sontagsruhe wird ihm zur Erholung dienen und mit erneuter frischer Kraft wird er in der neuen Woche wieder an sein Tagewerk gehen. Für das Opfer, welches die Herschaft ihm bringt durch die Gewährung der sontäglichen Ruhe wird sie durch seine Treue und seinen Fleiß im Dienste, wenigstens zum Theil, wieder entschädigt werden. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 21. Februar. № 15.

Die Brüdergemeinde und die lutherische Kirche in den russischen Ostseeprovinzen.

Fragment eines Idioten,

in Anschluß an Nr. 61 u. ff. Jahrg. 1860 der Ev. K. Z.

Ueber die Differenzen der Brüdergemeinde mit der lutherischen Kirche in den russischen Ostseeprovinzen auf Grund der unten angegebenen Schrift*) zu berichten, ist mir weder leicht, noch erfreulich. Im „philosophischen Jahrhundert" und seiner anhaltenden Nachwirkung ohne alle religiöse Erkentnis aufgewachsen und erst im Mannesalter in der lutherischen Kirche dem Glauben zugeführt und in der Brüdergemeinde in ihm eine geraume Zeit hindurch genährt, müssen mich diese Differenzen sehr betrüben. Ein Gefühl, welches dadurch, daß, während wir diese beiden auf eine Fahne verpflichteten Scharen sich einander bekämpfen sehen, ein gemeinsamer mächtiger Feind drohend und hohnlachend an ihren Lagergränzen lauscht, zu einem Schmerze gesteigert wird, dessen Bitterkeit gewiß manche Leser der Ev. K. Z. mit mir schmecken. Wenn ich auch nicht die Objektivität und Freiheit des Geistes gewonnen habe, von dieser Bitterkeit keinen Tropfen in meinen Bericht einfließen zu lassen, so werde ich doch versuchen, mich, selbst auf die Gefahr, in die Kasse „matter Voraussetzungs- und Prädikatloser" gesezt zu werden, in den Schranken des Referenten und von Apologetik, noch mehr aber von Polemik fern zu halten. Meine literarische Eitelkeit geht übrigens nicht so weit, daß ich gegen deren Regungen mir den Stachelgürtel des großen Pascal in die Seite zu drücken hätte. Sie würde volle Befriedigung finden, wenn es mir gelänge, meine Leser von meinem Berichte der Schutzschrift und dem Buche, welches zu ihr Veranlassung gegeben, durch beide aber der Sache selbst zuzuführen.

Die Veranlassung beider Schriften ist das schon aus meinem oben angezeigten früheren Fragment bekante Verhältnis der Brüdergemeinde zu der lutherischen Kirche in jenen Provinzen. Der Verfasser der Schutzschrift erklärt in seinem Vorwort, dieselbe, die er lieber dem leitenden Organe der Brüdergemeinde, nämlich der Unitäts-Aeltesten-Conferenz, oder einem Einzelnen in deren Auftrage überlassen hätte, in eigener Bewegung, nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht geschrieben zu haben. Aus Pflicht gegen die Sache selbst, welche, bei all' ihren Mängeln und Gebrechen, doch die des Herrn und als solche in vieler Tausenden innerstem Erfahrungsbewußtsein noch heute versiegelt sei. Aus Pflicht gegen diese Tausende von Gesinnungsgenossen und Freunden der Brüdergemeinde, beides im deutschen Mutterlande und in den Ostseeprovinzen selbst. Aus Pflicht endlich gegen den weiteren Kreis der einfachen Christen, welche, in den geschichtlichen Umständen des angegriffenen Werks und in den kirchlich-theologischen Parteiverhältnissen und Zeitströmungen nicht näher unterrichtet, durch diese Angriffe fast nothwendig an Dem irre werden müßten, was sie bisher nach ihrem Erfahrungsstandpunkte von der Brüdergemeinde gehalten hätten. Diese Andeutungen geben uns den Standpunkt des Apologeten an, der hierauf gleich zu Anfang seiner Schrift den gegnerischen Standpunkt als den bezeichnet, welcher sich für Lehre und Leben in den engen Schranken der Normen und Formen des Reformationszeitalters und zwar ausschließlich des einen, deutsch-lutherischen Kreises seiner Lebensentwickelung halte und so gegen jede ernste Anerkennung des Pietismus, der ihm als eine kränkliche Deformation der Reformation gelte, entscheide. Dieser von dem Apologeten gezeichnete Standpunkt des Gegners gibt selbstverständlich dessen Ansichten von der Brüdergemeinde, welche sich durch die ganze Schutzschrift ziehen und von denen hier vorläufig bemerkt wird, daß ihm diese Gemeinde das Jesuitentum der evangelischen Kirche ist, daß man bei den Herrnhutern nichts als kirchliche Haltungslosigkeit und gefühlige Unklarheit finde, daß man in consequenter Durchführung ihres Princips immer nur die Wahl habe zwischen Rom und Herrnhut, als der Mutter und Säugamme der modernen Union. Gleich vorläufig bemerke ich, daß der Apologet in seltener Unbefangenheit diesen Standpunkt und die aus ihm fließende Betrachtungsweise als keineswegs ganz unberechtigt anerkent, und namentlich zwischen dem Jesuitentum und der Brüdergemeinde gewisse formale Verwandtschaftszüge zugibt und daß er mit richtiger Einsicht die Fruchtlosigkeit seiner Schutzschrift vor einem so principiellen Gegner und dessen jetzt so zahlreichen Gesinnungsgenossen gleich von vornherein erklärt. Noch seltener aber, ja wol eine in der Geschichte der theologischen Controverse wahre Sel-

*) „Die Brüdergemeine und die lutherische Kirche in Livland. Schutzschrift für das Diasporawerk von Hermann Plitt. Eine Erwiderung auf die Schrift des Dr. Th. Harnack: „Die lutherische Kirche Livlands und die herrnhutische Brüdergemeine." Gotha. Verlag von Friedrich Andreas Perthes. 1861." (S. XIV, 277. 8vo.)

tenheit ist die Erklärung des Verfassers (S. XIV), daß er, wenn er seinem Gegner irgendwo Unrecht gethan haben sollte, es ihm von Herzen abbitte.

So ganz eigentümlich jenes Verhältnis der Brüdergemeinde zu der lutherischen Kirche in Livland und Esthland auch ist, so kann es doch für den — man entschuldige das aus Idiotenmunde schlecht lautende Wort! — Makrokosmus diesseitiger Verhältnisse angesehen werden und daher seine Bekantschaft mit ihm auch in Deutschland von Interesse und Nutzen sein. Zu ihr führt am sichersten die Geschichte, die wenigstens summarisch und, nach Idiotenweise, rhapsodisch hier versucht werden soll. Harnack ist hier ein um so sicherer Führer, als selbst sein Gegner ihm zugesteht, nicht blos „die Gesinnungen des weitaus größesten Theils seiner früheren Amtsgenossen zu vertreten", sondern auch „durch umfassende geschichtliche Studien und vielseitige Mittheilungen von amtlicher und privater Seite in den Stand gesetzt worden zu sein, meistentheils die Quellen selbst reden zu lassen" (S. XII) und „seinen Gegenstand aus eigener unmittelbarer Anschauung und vielseitigen geschichtlichen Studien sehr genau, genauer als viele, ja die meisten Mitglieder der Brüdergemeinde außerhalb jenes Landes zu kennen" (S. 11). Indeß soll diese Sicherheit mich nicht bewegen, mich blindlings führen zu lassen und die ebenso bescheidenen, als bestimten und von gleicher Sachkentnis zeugenden Einwendungen des Apologeten auf seinem Felde zu übergehen. Nur vorläufig bemerke ich, daß dieselben weit weniger thatsächliche Momente, als die aus denselben abgeleiteten Folgerungen betreffen, und daß ich unter diesem Felde zunächst die Beziehungen der dortigen Brüdergemeinde und namentlich ihrer Diaspora zu der Muttergemeinde oder eigentlich zu der Metropole dieser Gemeinde, der Unitäts-Aeltesten-Conferenz, verstehe. Beziehungen, deren größere Bekantschaft natürlich von Seiten des Apologeten zu erwarten ist. Was übrigens die in der Schutzschrift bestrittenen Folgerungen des Gegners betrift, so werden die demselben in dem lezt angeführten Citat zuerkante eigene unmittelbare Anschauung und genaue, ja genauere Kentnis dahin modificirt, „daß man sehr Vieles Einzelne ganz richtig sehen und doch nicht nach der Wahrheit urteilen kann, weil man nicht nach der Liebe richtet."

Nach Harnack erfolgte das erste Auftreten der Brüdergemeinde in Livland und Esthland in der Zeit von 1729 bis 1736, in die ich daher die erste Periode unserer Geschichte setze. Mehrere Prediger hatten den Pietismus, da er noch nicht mit der Brüdergemeinde zerfallen war, sondern der Graf von Zinzendorf und seine Einrichtungen ihn mächtig angezogen hatten, von Halle und Jena dorthin und namentlich nach Riga verpflanzt, wo sie bald einen Boden fanden, auf dem sie denselben ausbreiten konnten. Harnack nennt einen Pastor Grüner (auch Grunert), welcher, nachdem er in Halle studirt, Zinzendorf in Herrnhut kennen gelernt und in Livland als Pastor auf dem Lande eine Anstellung erhalten hatte, sich an den Grafen mit der Bitte um Zusendung einiger Brüder wandte, „nicht, daß sie als Lehrer, Seelsorger und Ordner in der Gemeinde auftreten, sondern auf dem Pastorate arbeiten und durch ihr christliches Beispiel auf die Nationalen einen heilsamen Einfluß ausüben sollten. Er mochte am Wenigsten ahnen, daß diese Leute sich als eine Art apostolischer Missionare ansahen, die, mit Instruktionen versehen, ihre Berichte nach Herrnhut abzustatten hatten und deren Absicht war, mit der Worfschaufel in der Hand Spreu und Waizen in den Gemeinden zu sondern und die erprobten Gläubigen auf apostolischem Fuß zu sammeln." Hierzu macht Harnack die auch von Nitzsch „in seinem panegyrischen Vortrag" von 1853 bestätigte Bemerkung: „Das Herrnhutertum hängt — fast möchte man sagen vermöge einer prästabilirten Harmonie — mit dem Adel, so namentlich auch in Livland und Esthland und auf der Insel Oesel zusammen. Der Gunst, in der es bei diesem gestanden und zum Theil noch steht, verdankt es großentheils seine Einwurzelung, Verbreitung und Erhaltung in den Ostseeprovinzen. Aber eben diese Begünstigung gereichte ihm auch zu der Versuchung, Fleisch für seinen Arm zu halten" (H. S. 27—29). In dieser Bemerkung ist unverkennbar Wahres enthalten, wie ich auch in meinem vorigen Fragmente (S. 726) die höheren Stände als die genant habe, deren Opfer die Bildung der herrnhutischen Colonien möglich machten. Dessen ungeachtet ist hiergegen der Apologet zu vernehmen: „Wie war die Brüdergemeinde entstanden? Durch einen Grafen, der lieber ein armer Diener Jesu und seines Kreuzes sein wollte, als ein weltlicher Herr, und doch die Vortheile seiner irdischen Stellung für die Sache des Herrn nutzen durfte in ähnlicher Weise und mit demselben Rechte, wie Paulus sein römisches Bürgerrecht. Wie hatte der Pietismus so weitreichend und segenskräftig gewirkt? zum großen Theile weil Gott durch zahlreiche Erweckungen in adligen Familien zu einer Zeit, wo das Verderben bei den Fürsten und an den Höfen groß war, ernster christlicher Frömmigkeit gesicherte und einflußreiche Stätten gründete. . . ." (Pl. S. 109).

Ein durch die Geschichte dieses länger als hundertjährigen unerquicklichen Streites sich hindurchziehender Faden ist der bei dieser Gelegenheit der Brüdergemeinde von Harnack gemachte Vorwurf, daß dieselbe wol von Privatpersonen in's Land gerufen, nicht aber von der Kirche berufen worden sei, daß sie „immer nur individuelle Unterstützung und Zustimmung, niemals aber kirchliche Berechtigung und Anerkennung erfahren" habe. (S. 24f.) Die von dem Apologeten versuchte Widerlegung dieses allerdings gewichtigen Vorwurfs ist eine der interessantesten Partien seines Buches, um so interessanter, je schwieriger sie ist und ich bedaure daher um so mehr, sie nicht ihrer ganzen Ausdehnung nach verfolgen zu können. Uebrigens steht dieser Vorwurf mit manchen andern gleich angefochtenen Erscheinungen in der Brüdergemeinde in so naher ursächlicher Verbindung, daß seine Abwehrung sich, wenn auch bei anderer Veranlassung und unter anderer Form, oft wiederholt. Eine solche Erscheinung ist Das, was der Apologet mit besonderer Vorliebe und Betonung „Ekklesiolismus" nent, da in Kirchlein in der Kirche oder freien Versamlungen Gleichgesinnter deren mächtiger, unvertilgbarer Trieb

nach einem engeren Vereinsleben zu befriedigen gesucht wird. Davon werde ich noch weiter unten reden und ich bemerke hier nur, daß der Apologet, in um so anerkennungswerterer, je seltenerer objektiven Gerechtigkeit, die Befugnis der Brüdergemeinde zu ihrer Diasporathätigkeit im äußerlichen, staatlichen und kirchlichen Sinne nach menschlichem Rechte als „in mancher Hinsicht unvollständig begründet" darstelt (S. 56), daß er in dem Einwirken der Herrnhuter in die große evangelische Kirche, (wie eines Ordens in die katholische) „rein formel betrachtet, eine gewisse äußere Incongruenz" sieht (S. 78), daß, nach ihm, die Stellung des Societätswerkes in Rußland „eine durchaus ungewöhnliche und im Verhältniß zu den anderen ähnlichen Verbindungen der Brüdergemeinde abnorme gewesen" (S. 81), daß er eine Menge einzelner Fehlgriffe und Ueberschreitungen des formellen Rechts von dieser Seite zugibt u. s. w.

Harnack sezt die „Ausbreitung und Befestigung der herrnhutischen Wirksamkeit", oder, nach meiner Annahme, die zweite Periode unserer Geschichte, in die Jahre 1730 bis 1745 und führt in einem besonderen Capitel die Hauptursachen und Folgen des Gelingens dieser Wirksamkeit an. Wir können ihm hier nicht folgen und ich bemerke daher nur, daß viele Geistliche, deren bei Weitem größter Theil, nach Harnack (S. 59), „aus tüchtigen, im Worte Gottes und im Glauben fest gegründeten, christlich ernst gesinten Männern" bestand, dem rasch zunehmenden Werke eifrig zugethan waren. Diese Zunahme war theils Wirkung, theils wirkende oder fördernde Kraft einer großen „Erweckung", mit all' jenen bedenklichen Erscheinungen des Uebergangs vom Schlafe zum Wachen, auch wol zu einem Halbwachen, in dem die Gewekten oft unsicherer einhergehen, als in ihrem somnambulen Zustande. Die geistlichen Krisen und Entwickelungskrankheiten, an deren wirklichen und erdichteten, stets aber vom Gerücht maßlos erweiterten Excentricitäten die Welt eine wahre Herzensfreude hat und ungegründete Halbgläubige Anstoß nehmen! Diese Erscheinungen wurden um so bedenklicher, als sie in die sogenante „Sichtungszeit" der Brüdergemeinde fielen. Wenn auch über diese Zeit auf die Geschichte der Brüdergemeinde, (namentlich bei dem freien Schrautenbach und bei Cröger, ihrem an Charismen wol reichsten jetzigen Prediger) verwiesen werden muß, so ist sie doch für die gerechte Beurteilung der Herrnhuter zu wichtig, um es, „Flugleſern" gegenüber, deren es ja auch unter Christen gibt, bei solcher Hinweisung bewenden zu lassen. Daher wird hier bemerkt, daß diese Zeit und ihre Erscheinungen von der Brüdergemeinde längst schon als Auswüchſe erkant worden sind, an denen der Sohn des Grafen Zinzendorf, nicht blos dem Namen nach Christian Renatus, einen nahen Antheil hatte. Vielleicht ist es dem Unmut über diese Auswüchse zuzuschreiben, welcher bei dem sich selbst zu richten stets bereiten Vater wol um so stärker war, je weniger er sich von einem Antheil an denselben frei fühlte, daß er, bei seiner Rükkehr aus Amerika die preußischen Gemeinden, den ihnen inzwischen gegebenen Privilegien zuwider, mit aller Gewalt unter die Jurisdiction der Consistorien gestelt wissen wollte: eine Maßregel, welche jedoch der Minister Cocceji verhinderte.*) Es war die Zeit, welche der Apologet wol besonders ins Auge gefast zu haben scheint, da er von „Ausdrucksweisen und Formeln auf dogmatischem und liturgischem Gebiete" spricht, „deren jugendlich frische Plerophorie und naive Unmittelbarkeit der Anschauung zu concret und daher misverständlich erscheinen konnte und mußte" (S. 7 u. f.), die Zeit, in der, nach ihm, die Brüdergemeinde „ihre Centraltheologie, nach der subjektiven Seite, in eine haltlose peripherische Gefühls- und Phantasie-Theologie sich verwandeln ließ und daran beinahe zu Grunde gegangen wäre" (S. 87) — aber, muß ich aus voller Ueberzeugung hinzufügen, weil von einer Heilandsliebe übersprudelnd, für die ich keinen Gradmesser kenne, nicht zu Grunde gegangen ist. In dieser Zeit schrieb der ehrwürdige Bengel sein berühmtes, jezt wieder neu aufgelegtes Buch, aus dem Harnack eine des Commentars nicht bedürftige Stelle zum Motto des seinigen gemacht hat. Andere achtbare lutherische Theologen und Gottesmänner, wie Steinmetz, Fresenius u. s. w. übergehend, war es endlich in dieser Zeit, da der meinem Idiotenherzen so nahe stehende Mülheimer Bandmacher von den seine Gemeinschaft suchenden Herrnhutern, unter welchen Zinzendorf selbst und M. D. (Martin Dober?), mit einer ihm ganz unähnlichen Härte sich abwandte. Gerhard Tersteegen nämlich, nach dem sel. Max Goebel, „der berühmteste und frömmeste Mystiker der deutsch-reformirten Kirche und des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt", der doch auf die Frage, von welcher Religion die Seelen wären, die zu ihm kämen, antworten konnte: „Ich frage nicht, von wannen sie kommen, sondern wohin sie wollen."**) Mag auch von der diese Zeit beher-

*) Plitt S. 118. Es gehört zu den vielen, historischen Pragmatismus verwirrenden und beschämenden Spielen der von dem „Alten der Tage" gelenkten Geschichte, daß es ein Minister Friedrichs des Großen war, welcher die erneuerte Brüdergemeinde vor dem Untergange rettete, den ihr ihr Stifter in seiner sanguinischen Ungeduld sicher bereitet hatte!

**) Lebensbeschreibung des sel. G. Tersteegen Bd. II. Th. 3, dessen geist. Briefe. 1799. „Anwendung seiner Gabe, die Geister zu prüfen, an die H. H. Gemeinde." S. 50 ff. „Der G. Z. suchte ihn zwar, wie er nur immer konnte, an sich zu ziehen. Anfänglich versuchte er es durch Briefe, die er aufs zärtlichste abfaßte und ihm durch die Brüder offen zusandte. Endlich kam gar einer ihrer vornehmsten Lehrer, J. M. D., ein sehr geschikter Mann, der sich unserm Seligen, um ihm auf diese Weise sein Herz zu stehlen, zu Füßen warf und ihn um einen Segen bat; allein der Selige blieb bei allem dem ganz unbeweglich in seinem Grunde. . . ." Es war besonders der Leichtsinn der in der Sichtungszeit in Phantasiespielen und -Liedern sich gefallenden Brüder, welche den ernsten Mann von ihnen abstieß. Aber außerdem ist zu berücksichtigen, daß er als Mystiker einzelne Seelen wol stark anzog, aber es nicht darauf anlegte, sie organisch zu sammeln, daß er kein Kirchen- oder Sektenstifter war und unbekümmert,

schenden Ueberschwenglichkeit des subjektiven Gefühls der Brüdergemeinde Einiges geblieben sein und manche einfältige Schwester noch die Regung ihrer frommen Empfindung, anstatt mit ihrem Katechismus, mit dem bedenklichen, aber wahren: „Es ist mir so" zu rechtfertigen suchen: so ist doch sicherlich dieses Gebliebene als ein durch die Zeitprobe bewährtes gutes Korn anzusehen, als die gesunde, wenn auch eigentümliche Frucht einer vielleicht in Ueberschwenglichkeit ausgegangenen Triebkraft und es gewiß ungerecht oder wenigstens unvorsichtig, diese Frucht zu verwerfen, weil sie vielleicht noch etwas von dem Geruche und der Farbe jener geistlichen Exuberanz hat.

Mit gleich objektiver Gerechtigkeit und zarter Pietät für die Kirche, an deren Brüsten er groß gezogen worden, sehen wir den Apologeten die von jener gewaltigen Regung aufgetriebenen Schaumblasen von ihrem heilsamen Grunde unterscheiden und, ob er gleich selbst, so weit dem Idioten darüber ein Urteil zusteht, in der Wissenschaft eingeweiht ist, dieselbe von einer unwissenschaftlichen, an kindlichen und selbst auffallenden Bildern und Ausdrücken reichen Erfahrungs- und Pektoraltheologie auseinander halten. Jener mit Liebe verbundene Gerechtigkeits- und Wahrheitssinn, diese Unterscheidungsgabe und ein richtiger, ja feiner und fast alle polemische Gereiztheit ausschließender Takt ziehen sich durch das ganze Buch hindurch und dürften es als ein Muster der Apologetik empfehlen. Zu noch größerer, wenn auch nur relativer Empfehlung möchte ihm aber im historischen Interesse gereichen, daß es überhaupt und von seiner leidigen nächsten Veranlassung abgesehen, nach dem mit der Literatur der Brüdergemeinde nicht gänzlich unbekanten Idioten, die Schrift ist, welche uns das meiste Licht über die immer noch lange nicht genug bekante wichtige kirchengeschichtliche Erscheinung der Brüdergemeinde gibt. Ein Licht, welches namentlich in des ehrwürdigen Spangenberg farbloser, oder, nach einer nicht ganz unsichern Tradition, von ihm selbst furchtsam entfärbter Geschichte und in des geistvollen Knapp panegyrischer Skizze vermißt wird. Diese Behauptung weniger zu beweisen, als anzudeuten, gibt uns wieder die Sichtungszeit Veranlassung, die sich aber in dem ganzen Buche wiederholt.

„Die Brüder haben den steten freien und gottgewiesenen

---

ob Viele oder Wenige sich ihm anschlossen, Alle mit dem Gewicht der eigenen Innerlichkeit abwog. Um Zinzendorf dagegen scharten sich die verschiedensten und wunderlichsten Geister, die durch ein Gemeinsames zusammengehalten werden mußten, welches nicht die Ansprüche Tersteegen's erfüllen konnte. Wenn auch Zinzendorf, so wenig wie Luther und Calvin, ohne einen tiefen mystischen Zug sein konnte, so war er doch, wie diese, kein Mystiker, auch dazu zu sehr von der Außenwelt berührt. — Die Bezeichnung der Brüdergemeinde als Trägerin der praktischen Mystik bei Plitt (S. 75) mag wol eine relative Berechtigung (im Verhältnis zu den Massenkirchen) haben. Eine absolute Berechtigung muß ich aber ihr, wie jeder organischen religiösen Gemeinschaft versagen.

Fortschritt, das nie zufriedene Bessern an sich selbst zu ihrer Losung genommen" erklärt der Apologet (S. 8), im Hinblick wol auf die vollendete und abgerundete Ganzheit der Gegner. „Nicht für die Wissenschaft, sondern für das Leben, nicht für das Katheder und die Literatur, sondern für das Haus und das Kämmerlein, wo das innere individuelle und gemeinschaftliche Leben der Kinder Gottes geführt wird, hat der Herr die Brüdergemeinde berufen" (S. 75). Im Kämmerlein, nicht in einer Kathedrale, nicht in einem Concil, noch in einer Versammlung des Kirchentages oder der evangelischen Allianz kann: „Jesulein, komm herein, leucht' in meines Herzens Schrein" nach Angelus Silesius aus dem Brüdergesangbuche gesungen werden. Und wer wollte die Kämmerlein schließen, um den Kirchen eine größere Frequenz zu verschaffen! „Das vergnügt'ste Freudenspiel bleibt das eig'ne Herzgefühl" kann, mit der Kraft der Einseitigkeit gegen das objektive „Wer sich auf sein Herz verläßt, ist ein Narr" (Spr. 28, 26) gehalten, nach Harnack und Bengel, nur als die ungesund süßliche Frucht des „neumährischen Gefühls" angesehen und den fabelhaften „Zoophyten, die nur Gefühl und sonst nichts Animalisches haben" (H. S. 72) zugeschrieben werden. Aber in liebevoller Verbindung mit dem Anfange des Zinzendorf'schen Liedes, aus dem jener Vers genommen ist: „Sollt' ich nicht von Lieb' und Dankbarkeit entglommen sein und bleiben ewiglich?" (Nr. 494 des Brüdergesb.) und seiner Entstehung: „Liebesfreude in dem Gekreuzigten" (S. 174 der Gedichte Z.'s bei Knapp) könnte nur ein Mensch ganz ausgelerten oder in den Kopf gestiegenen Herzens an diesem Ergusse einen Anstoß nehmen, den schon so Viele selbst an dem Liede der Lieder genommen haben. — Unser Apologet gibt von gleichem Gerechtigkeits- und Wahrheitssinn zeugende Aufschlüsse auch über Erscheinungen, die über die Sichtungszeit hinaus und bis zu uns reichen; auf welche Aufschlüsse ich aber leider nur hinweisen kann. Er erklärt, daß der Religiosität der Brüdergemeinde etwas Weibliches beiwohne, welches, nach seiner Lichtseite, an den Apostel Johannes erinnere, nach seiner Schattenseite aber auch etwas von Schlangenklugheit und, weil aus der Familie erwachsen, neben Familientugenden auch Familienuntugenden besitze; wie die Theologenkirche des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts „mehr männliches Wesen an Kampfeseifer, an Begriffs- und Theorienfülle, aber auch eben so viele Fehler dieser Richtung, an Starrsinn und Zanksucht, an formalem Begriffsspiel und Satzungswesen zu Tage gebracht habe." (S. 158 f.) Der gleiche ehrenwerte Sinn für Gerechtigkeit und Wahrheit, läßt den Apologeten seinen eigenen würdigen Vater, den Verfasser der treflichen, leider ungedrukten Brüdergeschichte, citiren: „Ein Charakterzug dieser Zeit ist auch eine gewisse politische Klugheit oder Kirchenpolitik bei den Verhandlungen wegen neuer Niederlassungen und Concessionen oder Contracte mit Staatsbehörden, ein Benutzen von Personen und Umständen, die sich darbieten, zur Erlangung der

vorgesteckten Ziele, zumal des Einen, der kirchlichen Freiheit und Selbständigkeit der neuen Gemeinde oder mährischen Kirche überhaupt. Die Geschichte dieser Zeit bietet mancherlei Belege zu dieser mit der Einfalt und dem Eifer im Gemeinbau verbundenen Schlangenklugheit." (S. 124 u. f.) Unverkennbar treten Weiblichkeit, Kindlichkeit und Schlangenklugheit als Hauptzüge der Brüdergemeinde hervor. Ich gestehe, sie mit weibischem und kindischem Wesen und mit höfisch-diplomatischer Feinheit verwechselnd, an ihnen lange einen Anstoß genommen zu haben, der, weil ein Anstoß an der von Gott geordneten Natur, da wir ohne Weiber und Kinder auch nicht Männer wären, und an seinem Gebote, mit Schlangenklugheit Taubeneinfalt zu verbinden, wenigstens unverständig war. Dessenungeachtet wünsche ich der Brüdergemeinde, mit ihren wahren Freunden, denen ich mich zurechnen zu dürfen glaube, die Minderung der Schattenseiten dieser schönen Weiblichkeit, Kindlichkeit und Schlangenklugheit. Unter ihnen verstehe ich eine gewisse Vorsichtigkeit, mit der u. A. in den Losungen und Lehrtexten drastische und das Fleisch hart angreifende Bibelstellen entweder ganz ausgelassen oder verkürzt werden, eine Vorsichtigkeit des Leiseauftretens, des Waschens ohne naß zu machen, besonders aber der leidigen, Verdacht erregenden Reticenzen. Bei diesen Schattenseiten muß aber die eigentümliche Lage der Brüdergemeinde als ecclesia pressa und daß viele bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse, anstatt, wie sonst, ihre kirchlichen Ordnungen zu unterstützen, sich gegen dieselben verschworen haben, nur gerecht in Anschlag gebracht werden.*)

*) Zu diesen Veränderungen gehören, außer dem Verlust von Privilegien, ganz besonders die Bestimmungen über die Ortszugehörigkeit, welche es der Brüdergemeinde unmöglich machen, unwürdige und renitente Glieder auch räumlich auszuschließen; was früher namentlich, wo, wie an vielen, wenn nicht den meisten Orten, die Ortsgemeinden größeren Dörfern als Colonien angebaut waren und mit ihnen unter einem, gewöhnlich zur Brüdergemeinde gehörenden Grundherrn standen, keine Schwierigkeiten hatte. Als ein großer Fortschritt sind die den Ortsgemeinden ertheilten Corporationsrechte anzusehen, durch welche die ärgerliche Distinktion zwischen Civil- und Realbesitz aufgehoben worden ist. Nur ist zu wünschen, daß auch von Seiten der einzelnen Ortsgemeinden diese Distinktion aufgehoben werde und sie nicht ihre eigene, ihnen doch so heilsame Ordnung, nach welcher nur Mitglieder der Gemeinde Häuser besitzen können, durch die Connivenz unwahrer Besitztitel-Eintragung auf fremde Namen selbst stören. Doch ist nicht zu läugnen und schon in meinem früheren Fragmente angedeutet worden, daß die jetzige Generation der Väter der Brüdergemeinde eine energischere, rücksichtslosere und daher bessere, als die frühere ist. Plus ultra! — Dem angekündigten „Brüderboten", einem christlich-populären Blatte, von dem je 2 Monate ein Heft unter thätiger Mitwirkung des Apologeten erscheinen wird, muß ich, nach seinem über die Gränzen der Brüdergemeinde hinausreichenden und dieselbe mit weiteren christlichen Kreisen verbindenden Zwecke und nach seiner würdigen und zweckmäßigen Haltung, so weit sie mir aus dem Probehefte bekant ist, Theilnahme und Segen wünschen. — Schließlich bemerke ich, daß die S. 272 von dem Apologeten gegebene Erklärung über die wahre Bedeutung des berühmten Notariats-Instruments vom August 1729, nach welchem nur in der Taufgnade Gebliebene oder Wiedergeborene als Brüder oder Schwestern anzuerkennen sind, den nun 70jährigen „ehrwürdigen" Idioten nicht vollständig belehrt hat. Denn wenn diese Bedingung nur das Sollsein und nicht das Ist ausdrükt, wie kann und darf der Brüder- und Schwestername mit dem heiligen Kusse beim Abendmale kirchlich-officiel auch Denen gegeben werden, denen er notorisch nicht gebührt? Ist dies nicht eine Anticipation, gleich einschläfernd wirkend, als das staatliche Herkommen, noch erwartete Verdienste auszuzeichnen oder zu belohnen?

Um den überhaupt sehr losen geschichtlichen Faden wieder aufzunehmen, so finden wir bei beiden Gegnern in sicherer historischer Uebereinstimmung, daß das Werk in Livland und Esthland eine es selbst bedrohende Ausdehnung gewann. Es rankte sich nicht, wie die unorganisirten und daher um so frischeren und unverdächtigteren Diasporagesellschaften um das Kirchengemäuer, auch wol grünende Zweige in dasselbe ausgehen lassend und — ihm entziehend, sondern trieb in die Mitte der, selbst nach Harnack (S. 35 u. 266), großen, 15000 Seelen enthaltenden Pfarrgemeinden, eigens organisirte sogenante „Societäten", welche in den Kirchen unter deren Pastoren, aber auch in eigenen Lokalen und unter besonderen Personen sich versammelten und erbauten, zu den Parochien gehörten und auch nicht gehörten. „Die Schulhäuser der Herrnhuter entpuppten sich immer mehr zu Bethäusern, welche, unter der ausschließlichen Leitung der Brüder stehend, zu heimischen Sammelpunkten für Gemeinden wurden, die der Kirche entfremdeten, an welche sie sich fortan großentheils nur noch durch ein bürgerliches, gesetzliches Band geknüpft fühlten und die, mit Nichtachtung aller kirchlichen Ordnungen, unter sich durch besondere gottesdienstliche und disciplinarische Einrichtungen vollständig organisirt und abgeschlossen waren." (H. S. 75 u. f.) Es war daher ganz natürlich, daß von Seiten der kirchlichen Behörden Beschwerden erfolgten, die noch manche andere, außer dem formel- und officiel-kirchlichen Bereiche liegende Erscheinungen des mehr innerlichen christlichen Gesellschaftslebens selbst bei den Freunden und Gliedern dieser Verbindung unterstützten. Zu diesen Erscheinungen gehörte, außer jenen Auswüchsen geistlicher Ueberschwenglichkeit, auch, nach dem Ausdruck des Grafen Zinzendorf, „die Verknüpfung des geistlichen und weltlichen Wol-

lebens“ bei den herrnhutischen Sendlingen. Haben selbst in der Gegenwart die mit ihnen auf gleicher socialer Stufe stehenden Diaspora-Arbeiter, wenn auch selten und stets, selbst mit ihrer Abrufung, gerügt, der mit ihrem apostolischen Berufe streitenden Genußsucht, obschon unter der Hülle des äußern christlichen Anstandes sich hingegeben — so war dieser Versuchung von jenen Brüdern dort in den Schlössern des begüterten Adels, zu welchen, außer dem Bedürfnis der Erbauung, auch der Reiz der Neuheit ihnen den Weg gebahnt hatte, noch ungleich schwerer zu widerstehen. Unser Apologet trägt kein Bedenken, bei dieser Gelegenheit den freisinnigen Brüderfreund Schrautenbach und die Gräfin von Zinzendorf anzuführen, daß jener Livland „der Brüder Capua“ nannte und diese in ihr Tagebuch schrieb: „Es war nicht recht, daß die Geschwister so roth und dick aussahen. Ich glaube, sie haben's zu gut, wie es auch ist.“ (S. 117.) In gleichem Gerechtigkeits- und Wahrheitssinne gibt er seinem Gegner zu, daß diese Männer ohne amtlichen Beruf dort auftraten und wirkten, jedoch bemerkend: „daß unter diesen Umständen die Brüder den Ruf auch als Beruf nahmen, wird kein unbefangener, mit geschichtlichem und geistlichem Sinne urteilender Mann tadeln. Es war, trotz aller von ihnen gemachten Fehler, ihr Beruf von Gott, und die in Gottes Buch verzeichnete Geschichte vieler tausend Seelen, aus der armen unterdrückten und verkommenen Nation, die unter der Brüder Pflege zum ewigen Leben erhalten worden sind, ist dafür der Beweis des Geistes und der Kraft, den keine noch so glänzende Gegenbeweisführung vom formel-kirchlichen und gesetzlich richtenden Standpunkte aus wird umstoßen können.“ (S. 111 u. f.)

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus dem Großherzogtum Hessen.

Das bedeutungsvollste Ereignis in der Hessischen „Landeskirche“ in den letzten Jahren ist die Anordnung eines neuen Ordinationsformulars, nach welchem alle evangelischen Geistlichen des Landes gleicherweise ordinirt werden sollen, ohne Rücksicht darauf, ob einer der lutherischen, der reformirten oder der unirten Confession angehört, — welche 3 Confessionen in dem Verwaltungscomplex der Hessischen „Landeskirche“ ausdrücklich als zu Recht bestehend anerkant sind; — ohne Rücksicht ferner auch darauf, ob der Ordinandus ein Amt an einer lutherischen, reformirten oder unirten Gemeinde übernimt. Die Ordination geschieht ganz allgemein auf „die reformatorischen Bekentnisse unserer Kirche, vornämlich die Augsburgische Confession.“ Es bleibt dabei ganz unbestimt, an welche Kirche bei „unsrer Kirche“ zu denken ist, ob an die lutherische, ob an die reformirte oder die unirte, oder ob an die Hessische „Landeskirche“, (d. h. an den Verwaltungscomplex der drei Kirchen), die aber als solche gar kein Bekentnis hat, am allerwenigsten ein reformatorisches, da sie erst seit 1832 besteht. Ebensowenig ist gesagt, welche Augsburgische Confession gemeint sei, ob die unveränderte oder die veränderte. Diese ganze Unbestimtheit aber ist beabsichtigt und so viel unwidersprechlich gewiß und klar, daß mit dem neuen Ordinationsformular der „Landeskirche“ eine Bekentnisgrundlage gegeben werden soll, die sie seither nicht hatte und nach ihrem Charakter als bloser Verwaltungscomplex auch gar nicht haben kann. Und was für eine Grundlage das ist, ist ebenso gewiß und klar. Der Ordinandus wird auf die „reformatorischen Bekentnisse“ verpflichtet, das heißt aber: gleicherweise auf die lutherischen, wie auf die reformirten, das kann aber nicht anders heißen als: auf den Consensus beider Kirchen. Wäre das Ordinationsformular ruhig hingenommen worden, so war dadurch die Union im Großherzogtum Hessen vollständig ein- und durchgeführt. So geschah es aber nicht. Viele treue Diener der lutherischen Kirche fühlten sich durch das neue Ordinationsformular in ihrem Gewissen beunruhigt und heilig verpflichtet, für das gefährdete Recht ihrer Confession einzutreten. Nicht minder eine namhafte Anzahl von Patronen (darunter die Grafen zu Erbach-Erbach und Erbach-Fürstenau, Leiningen, Solms-Rödelheim, Görtz; die Freiherren von Günderode, Löw zu Steinfurth, Georg Riedesel zu Eisenbach, Schenk von Hermannstein). Diese Patrone hielten zunächst im Sommer 1860 unter Zuziehung etlicher lutherischer Pfarrer des Landes eine Versamlung und Berathung zu Darmstadt. Nach ernster und gründlichster Besprechung wurde von den Patronen eine Eingabe an den Großherzog beschlossen, unterzeichnet und höchsten Orts eingereicht. In dieser Eingabe wurden die schweren Gewissensbedenken gegen das O. F. vorgelegt und der Großherzog gebeten, diesen Bedenken damit zu begegnen, daß

„bei den Ordinationen von Geistlichen für den Dienst der evangelisch-lutherischen Kirche dem Ordinationsformular ein Zusatz gegeben werde, welcher die Verpflichtung auf das besondre Bekentnis dieser Kirche außer Zweifel setze.“

Auf diese Eingabe erfolgte ein allerhöchster Bescheid, in welchem die Bitte abgeschlagen und die Erklärung gegeben wird, daß durch die Fassung des neuen Formulars der Bekentnisstand der evangelischen Gemeinden des Großherzogtums, also auch der lutherischen Gemeinden nicht alterirt werde. Ein Begleitschreiben, das der Minister Frhr. v. Dalwigk diesem Bescheid beifügte, bezeichnet als selbstverständlich, daß „der auf das Bekentnis der evangelischen Kirche im Allgemeinen verpflichtete Geistliche in der Gemeinde, in welcher er angestelt oder späterhin versezt wird, sein Amt nach der Confession, welcher diese Gemeinde angehört und nach den dort bestehenden Normen zu verwalten“ habe.

So dankbar man auch diese letztere Versicherung hinnahm, so konnte man sich doch dadurch nicht beruhigen. Es folgte von Seiten der Patrone eine zweite Eingabe, die eine entschiedene Rechtsverwahrung zu Gunsten der lutherischen Gemeinden ihres Patronats enthielt. Gleichzeitig wurden zwei Eingaben von Geistlichen, die eine bei dem Ober-Consistorium, die andre unmittelbar bei dem Großherzog eingereicht, in welchen die kirchliche Incorrectheit des Ordinationsformulars, wie der Widerspruch, in dem es mit dem urkundlich verbrieften Recht der lutherischen Kirche steht, dargethan, die Gewissensbedenken der Geistlichen ausgesprochen und um einen den Rechtsbestand der Confession sichernden Zusatz im Ordinationsformular gebeten wurde. Aber auch diese Eingaben wurden abschläglich beschieden, mit der Erklärung, daß die darin ausgesprochenen Bedenken unbegründet seien. Daraufhin ist denn im verflossenen Jahre eine letzte Eingabe von Seiten der Geistlichen erfolgt, welche, wie die letzte Eingabe der Patrone, gleichfalls eine feierliche Rechtsverwahrung gegen das neue Or

binationsformular enthält. Diese Eingabe, welche zuvor nach Inhalt und Form von einem der namhaftesten, als Autorität geltenden Kirchenrechtslehrer Deutschlands geprüft und gebilligt worden ist, ist unterzeichnet von über 70 Geistlichen. Beträchtlich mehr, als sich bei den ersten um Aenderung bittenden Eingaben betheiligt hatten, ein Beweis, daß das entschiedene Auftreten Mitbekenner wirbt. Wäre die Rechtsverwahrung aber auch nur von sehr wenigen, nur von 7 oder 2, oder gar nur einem einzigen Geistlichen geschehen, so wäre das schon hinreichend gewesen, um für alle künftigen Zeiten jede, aus dem Formular etwa zu Gunsten der Union, oder zu Ungunsten der Confession im Lande gezogene Consequenz vollständig abzuschneiden. Ist auch das Ordinationsformular vorerst in Gebrauch genommen, so hat es doch kein kirchliches Recht, und das Recht der Confession ist gewahrt. Es soll nun aber diese Rechtsverwahrung nicht blos in der Stille vor dem Regiment einer kleinen „Landeskirche" geschehen, es geziemt sich, daß die lutherische Gesamtkirche davon Kunde erhalte. Möge sie denn in diesen, in weiten Kreisen gelesenen Blättern eine Stelle finden.

Allerdurchlauchtigster Großherzog!
Allergnädigster Großherzog und Herr!

Euere Königliche Hoheit haben die allerunterthänigst Unterzeichneten auf deren, das neue Ordinationsformular betreffende Bitte vom März v. J. zwar durch das Großherzogliche Ober-Consistorium unterm 29. Oktober v. J. abschläglich bescheiden zu lassen geruht; Allerhöchstdieselben wollen aber mit landesherrlicher Huld uns noch einen, durch die Sache uns abgedrungenen Vortrag darüber allergnädigst gestatten.

Das lutherische Bekentnis des Hessenlandes ist eingeführt und gewährleistet worden durch den Landgrafen Philipp den Großmüthigen, und für die Darmstädtischen Lande insonderheit bestätigt und wider jede Abweichung des Ernstesten verwahrt worden durch die Landgrafen Georg und Ludewig d. J., Georg II., Ludewig VI., durch das Testament des Landgrafen Ludewig des Aelteren, durch die Hessische Erbeinigung, durch die landesherrliche, zuletzt im Jahre 1724 edirte Agende, endlich durch die Verfassungsurkunde von 1820 und durch das kirchliche Organisationsedict von 1832. Das genannte Bekentnis besteht danach im Großherzogtum als ein von andern Confessionen gesondertes zu Recht und ist dem Lande mit solcher Deutlichkeit und Sicherheit verbürgt worden, wie dies in wenig andern deutschen Ländern der Fall ist. Die rechtsgiltigen Bekentnisschriften, in welchen, diesen Gesetzen nach, das der lutherischen Kirche des Landes gewährleistete Bekentnis sich beurkundet, sind: die unveränderte Augsburger Confession, deren Apologie, Luther's beide Katechismen, weiterhin die Schmalkaldischen Artikel, und für einige, erst später erworbenen Landestheile die Kloster-Bergische Eintrachtsformel.

Auf diese im Lande giltigen lutherischen Symbole wurden die in den lutherischen Lehrstand Eintretenden bei ihrer Ordination als Kirchendiener auch früher verpflichtet, so lange eine solche Verpflichtung überhaupt vorgenommen wurde, bis durch das im Februar 1860 eingeführte neue Ordinationsformular dieser lutherischen Verpflichtung eine blos noch allgemein auf die „reformatorischen Bekentnisse" gerichtete substituirt worden ist, welche gleichzeitig und in gleicher Weise für die reformirten und unirten Geistlichen des Landes eingeführt wurde.

Seitdem liegt die Thatsache vor, daß die lutherischen Geistlichen des Landes nicht mehr blos auf die lutherischen Bekentnisse der Reformationszeit, sondern zugleich auch auf die den lutherischen — und zwar in Hauptpunkten der Lehre — widersprechenden reformirten Bekentnisse von damals verpflichtet werden. Nach den einen ebensowol, als nach den andern zu lehren erhalten sie also die Pflicht und das Recht.

Wenn nun auf unsere allerunterthänigste Beschwerde hierüber das Großherzogliche Ober-Consistorium in seinem Erlasse vom 29. Oktober uns beschieden hat: „im Organisationsedict von 1832 sei nur von einer evangelischen Kirche die Rede und im Einklange mit dieser Bestimmung sei für sämtliche evangelische Geistliche des Großherzogtums ein und dasselbe Ordinations-Formular eingeführt": so tritt nach unserer Ansicht durch diese Antwort nur um so deutlicher unter die Augen, daß wir uns zu beschweren wirklich Grund haben. Denn während es sonst bisher noch unbestritten ist, daß die Kirchenvereinigung oder Union in hiesigen Landen nur erst theilweise vollzogen worden und ihre weitere Vollziehung nicht anders als durch gegenseitige Uebereinkunft geschehen soll, und während in dem angezogenen allerhöchsten Edict die lutherische, die unirte und die reformirte Confession, wenn sie auch im Gegensatze zur römischkatholischen dem Namen nach als „Evangelische Kirche des Großherzogtums" zusammengefaßt sind, doch der Sache nach ausdrücklich von einander unterschieden und blos durch gemeinsame „Verwaltung" verbunden erklärt worden, hat hier das Großherzogliche Ober-Consistorium an die Stelle dieses bisherigen Verhältnisses das völlig andere gesezt, daß die lutherische Confession als mit der reformirten und unirten im Lande für kirchlich, d. h. durch Bekentnis geeinigt zu betrachten sei. Eine andere Bedeutung konnte diese seine Erklärung über das den drei Confessionen gemeinsame ordinatorische Bekentnis nicht wol haben. Denn werden die Geistlichen der drei Confessionen verpflichtet, eine und dieselbe Lehre zu lehren: so muthet man damit den drei Confessionen eben in der wichtigsten ihrer Bekentnisthätigkeiten auch ein und dasselbe Bekentnis zu, und wir sehen nicht ab, wodurch sie sich dann kirchlich noch unterscheiden.

Zwar hat das Großherzogliche Ober-Consistorium seiner Erklärung noch hinzugefügt, „wie es keineswegs ausgeschlossen sei, sich vielmehr von selbst verstehe, daß die Unterscheidungslehren der lutherischen und reformirten Confession in lutherischen Gemeinden in einer dem lutherischen Bekentnis entsprechenden Auffassung vorgetragen würden." Erkennen wir aber gleich und acceptiren hierin die trotz der obigen Erklärung ausgesprochene kirchenregimentliche Anerkennung, daß auch in Zukunft das lutherische Bekentnis in einer vollen Integrität in den lutherischen Gemeinden zum Vortrag zu kommen das Recht haben und als kirchliche Norm dieses Vortrags betrachtet werden solle: so können wir doch, so lange das widersprechende Ordinationsformular daneben festgehalten wird, dieser Anerkennung einen realen Wert nicht beilegen. Denn wie will man es verbürgen, daß es zum Vortrag einer lutherischen Auffassung der Unterscheidungslehren in den lutherischen Gemeinden wirklich komt, wenn man den Vortragenden auf den Lehrvortrag der reformirten Auffassung ebensowol verpflichtet. Wie will man ihn abhalten, seiner lutherischen Gemeinde gänzlich unlutherisch zu predigen, wenn er lutherisch zu lehren überhaupt nicht verpflichtet ist? — Das in dem neuen Ordinationsformular enthalten sein sollende sogenannte allgemeine Bekentnis gehört blos dem modern theologisirenden, also veränderlichen Sprachgebrauch an. Die Summe sogenannter „Grundwahrheiten", welche man dabei im Sinne hat, kann jeder Ordinirte sich zuletzt nach eigenem Belieben gestaltet und abgegrenzt denken. Er kann, so viel wir erkennen, auf Grund dieses Ordinationsformulars lehren was er will; und nicht einmal wider

die Extreme rationalistischer Lehrverwirrung ist die lutherische Confession dadurch gesichert.

Bei einer solchen Lage der Dinge — und anders, Königliche Hoheit, ist die Sachlage in Wirklichkeit nicht, — erscheint den allerunterthänigst Unterzeichneten das Recht der lutherischen Confession im Lande — jenes ihr viel und heilig verbürgtes und bis jetzt noch unbestrittenes gewesenes Recht als lutherische fortzubestehen, — durch das neue Ordinationsformular auf das Empfindlichste verletzt. Denn wie soll eine Kirche ihre Individualität bewahren, wenn ihre Diener dieser in ihrem Bekentnis documentirten Individualität gemäß zu lehren nicht mehr verpflichtet sind? Enthalten doch diese Bekentnisschriften eben nur diejenige Lehrauffassung, derentwegen sie von andren Kirchen sich getrent hat und eine eigene Kirche überhaupt ist. — Wir können daher nur immer wiederholen, daß die jetzt eingeführte unlutherische Lehrverpflichtung mit dem Recht und Wesen der lutherischen Kirche auf ganz bestimte Weise streitet; und daß das lutherische Bekentnis bei dieser Art Verpflichtung in einen des kirchenregimentlichen Vollzugs entbehrenden Hintergrund gedrängt, und, nur noch Sache bloßer Voraussetzung, dem naturgemäßen Gange der Dinge nach allmälig bis auf den ohnehin schon theilweise außer Gebrauch gesezten Namen ganz bei uns verschwinden muß.

Eine größere Gefahr für das Bekentnis gibt es nicht.

Die allerunterthänigst Unterzeichneten stehen nun zu dem in der Kirche deutscher Reformation unsern Vätern wiedergeschenkten schriftmäßigen Glauben als Glieder der über die ganze Erde verbreiteten lutherischen Kirche nach ihrer tiefsten Lebensüberzeugung. Sie sind nach Stand und Beruf und mehrfach mit ausdrücklicher agendarischer Verpflichtung und Gelobung Pfarrer an lutherischen Gemeinden. An dem unangetasteten Fortbestand der lutherischen Kirche und Confession im Lande nehmen sie daher nicht blos im Allgemeinen herzlichen und rechtlichen, sondern auch ihrem Amte nach sie besonders verpflichtenden Antheil. Aus allen diesen Gründen sehen sie sich gedrungen, sich nochmals an Ew. Königliche Hoheit als erhabenen Schirm- und Schutzherrn unserer lutherischen Confession und Kirche mit der in tiefster Ehrerbietung abgelegten allerunterthänigsten Erklärung und Bitte zu wenden:

daß, als Angehörige und insbesondere als geistliche Diener der lutherischen Confession im Lande sie das neu erlassene Ordinations-Formular nicht anders anzusehen im Stande sind, denn als ein dem kirchlichen Rechte in unserm Lande nicht entsprechendes, die lutherische Confession und ihre Gemeinden in ihrem Bestande schwer bedrohendes;

weshalb sie nochmals

ehrfurchtsvollst und dringlichst um geeignete Remedur dagegen nachsuchen.

So lange dieselbe nicht erfolgt, halten sie sich endlich für verpflichtet, hierdurch

gegen das neue Ordinationsformular und gegen alle mit demselben zusammenhängenden und aus demselben herzuleitenden Consequenzen, die entweder im Widerspruche mit dem urkundlich verbrieften Recht, oder für die allerunterthänigst Unterzeichneten selbst, für ihren amtlichen und kirchlichen Charakter, so wie für die Integrität der diesen Charakter bedingenden lutherischen Confession im Lande nachtheilig sein könnten, auf Grund eben dieses Rechtes feierliche und öffentliche Verwahrung einzulegen.

Ew. Königliche Hoheit aber, Allerhöchstselbst der lutherischen Confession unverändert angehörig, und betraut mit der Pflege ihrer innersten Lebens- und Daseinsbedingungen, geruhen in Gnaden entgegenzunehmen, was unser Glaube, unsere Treue und unser Gewissen uns abgenöthigt hat.

Die wir in tiefster Ehrfurcht ersterben als

Ew. Königliche Hoheit

allerunterthänigste Diener.

(Folgen die Unterschriften.)

Missionskarte von Dr. Grundemann.

Zu Ostern erscheint und ist bei sämtlichen deutschen Missionsanstalten zu haben eine „Missions-Weltkarte zur Uebersicht sämtlicher evangelischen Missionsgebiete", in 6 Sectionen, groß Folio. Dieselbe stelt durch Farben und Schraffirungen die Verbreitung der verschiedenen Religionen dar, und sind durch Zeichen und Zahlen die Arbeitsgebiete aller evangelischen Missionsgesellschaften und ihre hauptsächlichsten Stationen (so weit es der Raum gestattet) angegeben.

Subscriptionspreis 22½ Sgr. Die Subscription geschieht dadurch, daß die Karte in einem der Missionshäuser Barmen, Basel, Berlin, Hermannsburg, Leipzig resp. bei den Missions-Hülfsvereinen der Berliner Gesellschaft vor Ostern schriftlich bestelt wird. Nach Ostern tritt der Preis von 1 Thlr. ein. Aufgezogene Exemplare in saubrer Mappe kosten 1 Thlr. mehr. Im Buchhandel ist der Preis 1 Thlr. 10 Sgr. Der Reinertrag ist zum Besten der Mission bestimt.

NB. Nachträglich erscheint eine übersichtliche Erläuterung, die je nach dem Ausfall der Subscription gratis oder zu einem geringen Preise den Abnehmern der Karte abgegeben wird.

Die Karte ist so eingerichtet, daß sie nicht nur als Wandkarte, sondern aufgezogen auch zum Handgebrauche dient.

Dr. G. E. Burkhardt in Sangerhausen, der Verfasser der kleinen Missions-Bibliothek, sagt über dies Unternehmen:

„Es ist eine mühsame und schwierige, aber ungemein verdienstliche Arbeit, welcher der theuere Herausgeber der vorliegenden Weltkarte der Mission mit Begeisterung, unermüdlichem Fleiß und hinreichender Sachkentnis sich unterzogen hat, und ich wie mit mir gewiß viele meiner Amtsbrüder und andere Freunde der Mission, sehen durch dieselbe einen lang gehegten Lieblingswunsch in trefflicher Weise erfüllt. Möge darum diese, wenn schon als erstes Werk der Art absolute Vollkommenheit selbst nicht beanspruchende, so doch allen irgendwie zu stellenden billigen Anforderungen wol entsprechende Karte nicht blos allen denen, welche Missionsstunden halten und besuchen, sondern überhaupt allen, welche das Kommen des Reiches Gottes auf betendem Herzen tragen, recht dringend und angelegentlichst empfohlen sein, der Herr selbst aber Seinen reichen Segen darauf legen!"

Die Redaktion glaubt sich dieser Empfehlung des gut ausgestatteten und nur behufs möglichst weiter Verbreitung auch in armen Gemeinden so billig berechneten Werks unbedingt anschließen zu können.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 25. Februar. № 16.

Die Brüdergemeinde und die lutherische Kirche in den russischen Ostseeprovinzen.

(Schluß.)

Harnack berichtet mit vieler Genauigkeit und aus sichern Quellen eine sehr unerquickliche, aber lehrreiche Differenz zwischen dem Oberpastor Mickwitz und dem ihn anfänglich ganz beherschenden, in Folge über ihn verhängter Untersuchungen aus Reval vertriebenen, als Lehrer und Prediger ordinirten, ehemaligen Perückenmacher Bieser. Eine Differenz, welche in einen völligen und Aufsehen erregenden Bruch des Oberpastors nicht blos mit Bieser, sondern auch mit der Brüdergemeinde ausging und über die Harnack uns einen ausführlichen Auszug aus des angeblich Enttäuschten Tagebuche gibt. (S. 142—153.) Der Raum verbietet das Eingehen in diese allerdings wichtigen Bekentnisse eines Mannes, der, in unsere Geschichte tief verflochten, nach Harnack (S. 150) als „das eigentliche Opfer der herrischen herrnhutischen Arbeiter" anzusehen ist. Plitt behauptet, daß in dem ganzen Buche seines Gegners kaum eine andere Partie sich befinde, „so wie diese kampfvollen Monologen eines treuen Herzens geeignet, die Brüder als grundverwerfliche Menschen, als solche Lügner und Lästerer darzustellen, wie Mickwitz zulezt sie, namentlich Zinzendorf, in so wegwerfender Weise" bezeichne. Diese Darstellung von Seiten des Oberpastors werde durch Verhältnisse verzeihlich gemacht, da Misverständnisse und Verbitterungen unter wahren Kindern Gottes und treuen Knechten Christi nie gefehlt hätten und hienieden nicht immer durch das Lebenslicht des Geistes und der Liebe zu überwinden gewesen wären. Aber droben sei es gewiß geschehen und geschehe es fort und fort. Und darum — und hier ist wol der einzige Punkt der treflichen Apologie, da polemische Gereiztheit über die sie so ganz durchziehende Liebe und objective Gerechtigkeit einen momentanen Sieg davon getragen hat! — und darum sei es weniger verzeihlich, wenn solche dunkele Züge aus der Geschichte der Kirche nach einem Jahrhundert mit Absicht ohne erklärende Lichtblicke in aller Ausdehnung wieder hervorgehoben werden. (S. 121.) Der Idiot findet in dem Vordersatze eine große, und weil demütigende, höchst nützliche, auch wol tröstliche Wahrheit ausgesprochen. Was aber den Nach- und Schlußsatz betrift, so läßt derselbe eine genauere Motivirung wünschen, als sie die ausgehobenen Bedingungen „mit Absicht ohne erklärende Lichtblicke" geben. Ist die Absicht eine rein geschichtliche und bieten die erklärenden Lichtblicke dem Historiker sich nicht dar, so ist dessen Darstellung in der getadelten Weise nicht allein verzeihlich, sondern auch Pflicht. Der Idiot muß hier anführen, was er zu seiner ihm starke Vorwürfe aus liebem Munde zuziehenden Empfehlung eines von einem Diasporabruder verfasten Volksbuches geschrieben hat: „Das Büchlein ist wahr und zwar durchaus wahr! Wahrer als viele christliche Schriften, in denen die Schattenseiten der Gläubigen entweder verschwiegen oder mit einer ängstlichen Vorsicht und parteiischen Absichtlichkeit dargestelt werden, die das wahrste und objektivste aller Bücher — die Bibel! — beschämt und durch welche die Wirkung des Kontrastes des Lichtes und der Finsternis, der Heiligung und der Sünde geschwächt, die Schilderung eintönig und ermüdend gemacht wird." — Die schlagendste Ehrenrettung der Brüdergemeinde aus diesem widrigen Handel bietet sich indeß dem Apologeten in einem Schreiben des Superintendenten Gutsleff auf der Insel Oesel vom 29. October 1743 an Zinzendorf und in dem diesem Schreiben beigelegten Briefe eines Mitgliedes des Reval'schen Consistoriums. Dieser Brief geht, nach ernstem Tadel der Brüder „wegen ihres unangemessenen Durchbrechens der Kirchenordnung, ... wegen ihres rücksichtlosen und ungerechten Verfahrens in Bezug auf Mickwitz u. s. w.", in die liebevolle Anerkennung aus, welche hier nur beschränkt wiedergegeben werden kann: „Ich antworte nach meiner Erfahrung: Ich sehe die Herrnhutischen an als Gnadenkinder." (S. 121 u. f.)

Die vom territorial-kirchlichen Standpunkte mit vollem Rechte gegen das Umsichgreifen der Herrnhuter erhobenen Beschwerden veranlaßten im J. 1744 die Aufhebung ihrer eigentlich stets mehr connivirten, als gesetzlich oder statutenmäßig gestatteten Wirksamkeit; mit welcher wichtigen, nach langwierigen Untersuchungen erfolgten Entscheidung wir die dritte Periode beginnen. Denn diese Wirksamkeit hatte sich zu weit verbreitet, war zu tief in gesellschaftliche, bürgerliche und sonstige Verhältnisse eingedrungen und wurde zu sehr von der christlichen öffentlichen Meinung getragen, um durch einen Befehl plötzlich ganz

aufgehoben und radikal ausgerottet werden zu können. Sie wucherte daher stets im Verborgenen fort und wurde, wenn sie an das Licht trat, mit Gouvernements- und Consistorialerlassen verfolgt, oft aber nur bedroht, denen man wieder mit Remonstrationen, Petitionen u. s. w. auszuweichen oder die drohende Spitze abzustumpfen suchte und nicht selten wußte. Diese Periode würde daher für Publicisten, Verwaltungsmänner und Juristen, besonders aber für Advokaten ein Interesse haben, dessen sie für den Idioten und wol auch für seine meisten Leser ermangelt.

Im Jahre 1764 erließ die Kaiserin Katharina einen Gnadenbrief — und mit ihm nehmen wir die vierte Periode an — durch welchen jene Aufhebung ungültig gemacht und den aus Deutschland kommenden Mitgliedern der Brüdergemeinde, als einer von der lutherischen Kirche gesonderten Gesellschaft, freie Religionsübung gewährt und ihnen das Recht eingeräumt wurde, ungehindert im Reiche sich niederzulassen und Colonien zu gründen. Wie immer und überall folgten auf diesen Freibrief Interpretationen, Restriktionen, Erlasse der Behörden u. s. w. So erwähnt Harnack eines Erlasses des General-Gouverneurs an das Ober-Consistorium zu Riga vom 1. December 1767, nach welchem die den Herrnhutern bewilligte freie Religionsübung keineswegs auf die Freiheit gehe, „Proselyten zu machen und zum Nachteil der in dieser Provinz etablirten evangelisch-lutherischen Religion ihre Lehrsätze unter dem Bauervolk zu verbreiten und hiedurch allerlei Irrungen und Unordnungen zu causiren", und der namentlich dem im J. 1773 zum Presbyter der Brüdergemeinde ordinirten Dr. der Medicin Königsöhr (auch Königseer) „verbot, weder heimliche conventicula anzustellen, noch anderweit die herrnhutischen Lehrsätze im Lande, besonders unter dem Bauervolk, zu lehren." Von diesem Erlasse, den die Herrnhuter provocirt hätten, schweige die Brüderhistorie, während sie eines viel später herausgegebenen entgegengesezten zu gedenken für gut finde. (S. 177—179.) Es wird dies hier angeführt, um die Schwierigkeit zu zeigen, diese Geschichte in der Besprechung der Apologie zu behandeln. Ich begnüge mich daher mit der ganz summarischen Bemerkung, daß das Werk der Brüder seinen Fortgang hatte — trotz und mittelst aller Verfügungen, wie sie der aus so vielen Federn, Rädern, Federchen und Rädchen künstlich zusammengesezte und in letzter Instanz doch nur durch die Gesinnung in Bewegung gebrachte Schreibfinger-Regierungsmechanismus gewöhnlich ausgehen läßt! Es wurde allerdings mächtig und mächtiger als durch alle ganz- und halbofficiellen Erlasse, Petitionen, Remonstrationen u. s. w. durch den Umstand gefördert, daß die Landeskirche im „Todesschlafe" lag und „während die Wächter unter dem Schatten des Rationalismus schliefen oder nicht verstanden, um was es sich handelte, Herrnhut seine Societäten dort neu begründete und anpflanzte." (H. S. 209 u. f.)

Einen neuen, weit mächtigeren Aufschwung gewann das in 144 Societäten mehr als 30000 Mitglieder umfassende Werk durch das von dem Kaiser Alexander erlassene Gnadenmanifest vom 27. October 1817. In demselben, mit dem wir die fünfte Periode beginnen, erweiterte der Sohn, dem, wie Tausenden, die die Stimme des Herrn überhört hatten, der französische Kanonendonner das Hephata gewesen war, ihr die Ohren zu öffnen, in innerer, vielleicht durch den Fürsten Lieven unterstützten Herzensbewegung, die Freiheiten, welche die Mutter den Herrnhutern aus merkantil- und social-politischen Rücksichten gewährt hatte. Wie in der vierten Periode der Rationalismus der Brüdergemeinde ein unwillkommener und mit ihrer gewohnten schweigenden, gewiß aber nicht unwirksamen Polemik bekämpfter Bundesgenosse gewesen war, so war ihr jetzt die Union ein sehr willkommener Verbündeter. Dafür wurde dieselbe wieder von der Brüdergemeinde dadurch gefördert, daß Schleiermacher sich über jene auf diese berief. (Pl. S. 176.) Schwerlich dürfte es dem Apologeten gelingen, die Schlüsse, welche hieraus und aus der Geschichte der Union überhaupt wie von selbst folgen, durch seine so wahre, aber ins Allgemeine ausgehende Erklärung (S. 86) zu entkräften, daß die absorptive Union nicht Sache des Geistes, sondern des Fleisches, menschlich eng und nicht göttlich groß gedacht sei und mit dem absorptiven Kirchentum und Sonderkirchentum auf gleicher Stufe stehe. — In dieser Periode des neuen und lezten Aufschwungs des Werks der Brüdergemeinde half der Herr aber auch der Staatskirche dadurch auf, daß er in derselben immer mehr treue Zeugen der evangelischen Wahrheit auftreten ließ, welche die rationalistischen Disteln von den Altären entfernten und dieselben mit duftenden Blumen bepflanzten. Da mußte denn die alte, nie ganz ruhende Frage über Sein oder Nichtsein der herrnhutischen Anstalten wieder erhoben werden.

Diese Frage tauchte mit der von dem Kaiser Nicolaus im J. 1832 der lutherischen Kirche verliehenen neuen selbständigen Verfassung gewaltig und drohend auf. Mit ihr fangen wir die sechste und letzte Periode an. Wenn der ältere Bruder in dieser Sache mehr den Eingebungen seines nach der Gemeinschaft der Heiligen im Sinne des Apostolischen Symbolums trachtenden Herzens und Geistes gefolgt war, so leitete den jüngern die „Vorliebe für fest geregelte, scharf bestimte und gehandhabte Verhältnisse in Staat und Kirche." (Pl. S. 184.) Schon diese Veränderung mußte die Herrnhuter, obgleich der Kaiser nach seinem Regierungsantritt ihre Privilegien bestätigt hatte, mit trüben Ahnungen erfüllen und ihre Gegner zu neuem Kampfe anfeuern. Ein Feuer, zu welchem die bekanten Massenbekehrungen zur Griechischen Kirche noch Material hinzutrugen! Der Idiot wendet von ihnen den Blick ab und erwähnt ihrer hier nur wegen der von Harnack (S. 332) gegen das herrnhutische Institut erhobenen Anklagen, diese Conversionen, wenn auch nicht direkt, doch wenigstens indirekt und durch Connivenz, auch wol durch ihre Darstellung als eine Folge des auf dasselbe ausgeübten widerrechtlichen und ungeistlichen Drucks ge-

fördert zu haben. Gegen diese Anklagen wird auf die Apologie (S. 206 — 209 u. 223 u. ff.) verwiesen, jedoch hier bemerkt, wie dieselben und die von Harnack angeführte Thatsache, daß sogar „Vorbeter und Vorsteher des Instituts zu den ersten Uebergetretenen gehörten" nach der ganzen Richtung der Brüdergemeinde der innern Wahrheit nicht zu ermangeln scheinen.

Nachdem das Werk durch ein Labyrinth von Verordnungen und Verboten, Petitionen und Remonstrationen, über welche auf Harnack und Plitt verwiesen werden muß, mühselig sich hindurchgewunden hatte und als es so recht eigentlich dahin gelangt zu sein schien, weder sterben, noch leben zu können, legte sich die Frage, ob es aufzugeben, oder kümmerlich fortzuschleppen sei, ihm selbst nahe. Die schwierige Antwort bildet eine interessante Partie der Schutzschrift und zeigt die schon erkannte Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe und die kirchliche Pietät des Apologeten neben seiner vielseitigen Berücksichtigung der Verhältnisse in einem schönen Lichte. Man sieht hier den Takt des Welt- und Geschäftsmannes neben dem des ökumenischen und herrnhutischen Christen in einer seltenen Harmonie. Desto mehr bedauert der Idiot seine Unfähigkeit, diese Partie in einen befriedigenden Auszug zusammenzudrängen.

Die Frage hat übrigens eine über den unerquicklichen Streit weit hinausgehende Bedeutung. Denn ihre Lösung gibt über den ganzen ethischen, kirchlichen und geschichtlichen Charakter der Brüdergemeinde und deren eigentümliche Stellung zu den Landeskirchen einen lebensvoll praktischen Aufschluß. Der Idiot kann aber, auch wegen des schon zu sehr in Anspruch genommenen und des geringen ihm noch bleibenden Raumes, nur andeutend, nur rhapsodisch verfahren, blos einen Torso geben, der auf die fehlenden Glieder schließen lassen möge.

Der Apologet läßt die dortigen Brüder fragen: „Sollen wir jetzt, da ähnliche Verhältnisse, wie die, unter welchen unsere Vorgänger so lange ausgehalten haben, wiederkehren, alsobald vom Posten gehen?" Sie hofften eine Wendung zum Bessern und konnten sie, nach den Erfahrungen ihrer Vorfahren, hoffen. Dazu kam, daß die bisherigen Kämpfe sich nur auf Livland beschränkt hatten, dagegen in Esthland das Werk im Wesentlichen unverändert fortgegangen war und daß das Consistorium dieser Provinz den Regierungserlassen nicht die „Auslegung" (!?) gab, welche ihnen das livländische gegeben hatte. Und diese ihr Bleiben auf ihrem Posten entscheidende Auslegung glaubten sich die dortigen Herrnhuter um so mehr vindiciren zu müssen, als sie in derselben von vielen ihnen freundlich gesinten Geistlichen unterstützt wurden. Der Apologet führt mit der gewohnten Unbefangenheit, aber zu weit, um hier von uns gefolgt zu werden, aus, die Denkweise der Brüder weder für die richtige zu halten, noch ihre aus derselben hervorgegangene Handelsweise zu billigen und erklärt in specieller

Motivirung, daß sie in vier Punkten, nämlich: 1. und 2. in ihrem Verhalten dem Staate, der Kirche und deren Dienern gegenüber, 3. in ihrer Anschauungsweise von dem Societätswerke und 4. in ihrer Stellung zu der Unitäts-Aeltesten-Conferenz gefehlt hätten. (Pl. S. 198 u. ff.)

Es kam nun zu, nach den entgegengesetzten Gesichts- und Standpunkten, einlenkenden und versöhnlichen, abschwächenden und laulichten „Assimilations- und Vermittelungs-Bestrebungen". Sie nehmen bei Harnack ein ganzes langes Capitel (S. 319 — 361) ein und gehen in das Endcapitel: „die offensive, kirchlich-pastorale Bekämpfung des Instituts" (S. 362 — 400), in das ceterum censeo etc. und dahin aus, nicht mehr die Hagar zu der von ihr so gern angenommenen Stellung einer Gehülfin oder Magd zurückzuführen, sondern als das Kebsweib auszustoßen. Da trat aber wieder das uralte Horazische Naturam expellas furca etc. in sein unveräußerliches Recht!

Die Synode des Jahres 1857 erklärte, nach Angabe der Ausdehnung des Werks auf 250 Bethausgemeinschaften mit beinahe 70,000 Mitgliedern, daß dasselbe „wegen dessen gegenwärtiger Anfeindung von Seiten der Landeskirche und weil im Widerspruche mit den Grundsätzen des Diasporawerks schwer zu tragen, nach dem Willen des Heilands zwar nicht aufzugeben, sondern nur zu läutern sei." (Pl. S. 226 u. ff.) Die Erklärung hat also mehr den Charakter eines Hirtenbriefes oder einer seelsorgerischen Ermahnung, als eines bestimten Gebots oder Verbots; was dem Idioten die geschichtliche Skizzirung sehr erschwert und ihn nach dem weiteren Verlauf der Geschichte unsicher sich umsehen läßt. Der Prediger Ernst Reichel, vielen Lesern durch seine Betheiligung an den Kirchentagen bekant und in der diesjährigen festländischen Synode wolverdient zum Bischof gewählt, welcher im J. 1858 als Deputirter der Unitäts-Aeltesten-Conferenz in die dortigen Provinzen gesendet wurde, erhielt von den ersten Autoritäten in Riga die dringende Aufforderung, das Werk doch nicht aufzugeben, ja hatte sogar, vor einigen demselben besonders zugethanen Predigern, die Synode des vorigen Jahres gegen den Vorwurf zu vertheidigen, da nachgegeben zu haben, wo man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen. Denselben Vorwurf mußte ein herrnhutischer Presbyter von einem befreundeten Geistlichen hören, bis dieser, durch die dargelegten Motive der „Synodalentscheidung" (?) befriedigt, in die Worte ausbrach: „Nun, ich sehe, daß Sie Sich selbst überwunden haben und das ist immer der größeste Sieg." (Pl. S. 246 u. f.)

Mit dieser Anerkennung läßt der Apologet eigentlich den Faden seiner nicht abgeschlossenen und vielleicht auch nie abschließbaren Geschichte fallen, deren leidiger, unerquicklicher Charakter noch durch den aller Vermittelungen vermehrt wird — des Wollens und Nichtwollens, des Waschens und Nicht-

naßmachens auf der Seite der unter sich nicht einigen Mächtigeren und des momentanen Ausweichens in Hofnung besserer Zeiten auf der Seite der Schwächeren.

Diese besseren Zeiten wird für die dasigen herrnhutischen Anstalten so wenig als für die ihnen feindliche Kirche der sociale Umschwung herbeiführen, welcher nach der durch so manche Erscheinungen, namentlich die Aufhebung der Leibeigenschaft, begründeten Conjektur des Apologeten den dortigen Provinzen bevorsteht. Der unglückliche Streit hat gewiß manche Bande gelockert, welche die dortigen Einwohner auch durch das Medium dieser wenigstens nicht principiel kirchenfeindlichen Anstalten an die Kirche knüpfte und dem Socialismus eine Handhabe gewährt und ein leres Feld gelassen. Leicht kann es dahin kommen und nach unsern Erfahrungen wird es dahin kommen, daß dieser Proteus sich christlicher und äußerlich kirchlicher Elemente gleich bemächtigt, jene den Sekten und diese der Unkirchlichkeit zuführt. Gegen jene und diese war und ist die Brüdergemeinde mit ihrer stillen Polemik zwar nicht ein den Fluten widerstehender Damm, wol aber ein mit Niederholz, Busch- und Strauchwerk bewachsenes Wäldchen, welches, anscheinend widerstandslos, dieselben theilt und schwächt. Vielleicht hätte die große Kirche Ursache, mit der Brüdergemeinde, wie die Alpenbewohner mit den Baumgruppen zu verfahren, die von ihnen als Schutzwehr gegen Lawinen sorgfältig zu erhalten gesucht werden.

Die Brüdergemeinde ist mit ihren mannichfaltigen wunderbaren, ja sonderbaren Anstalten, wie die kirchlichen Verhältnisse jetzt noch gestaltet sind, das einzige denselben unschädliche Mittel, den mächtigen christlichen Gemeinschaftsbetrieb zu befriedigen. Ich glaube dies bei Gelegenheit der Besprechung der früheren treflichen Schrift des Apologeten: „Die Gemeine Gottes in ihrem Geist und ihren Formen“ in meinem vorigen Fragment angedeutet zu haben. Die vorliegende Apologie würde, in ihrer schon oben erwähnten Behandlung des „Ekklesiolismus“, mir die beste Gelegenheit geben, diese Andeutung weiter auszuführen und mich zugleich für mein langes Waten im Flugsande der Polemik reich entschädigen. Allein einerseits würde diese Ausführung mich über die Schranken einer Relation noch weiter hinausführen und anderseits greift der Gegenstand — das mächtige, in Norddeutschland wenigstens, leider ganz unbefriedigte Bedürfnis des christlichen Gemeinschaftslebens — so sehr in das Innerste meiner Gefühle und Vorstellungen, daß ich durch eine solche Ausführung meinen „Subjektivismus“ in seiner ganzen widrigen Nacktheit darstellen würde. Daher muß ich mich mit kümmerlichen Andeutungen begnügen, zu denen mir diese mich ansprechendste Partie der Schutzschrift Anlaß gibt. Der Apologet geht von den Ideen aus, die er in des Pfarrers Löhe, zu Neuendettelsau in Bayern, „Vorschlag zur Vereinigung lutherischer Christen für apostolisches Leben“ findet, welche ihm, „hochkirchlicher“ lutherischen Richtung gegenüber, noch als Beweis dienen sollen, daß selbst in lutherisch-kirchlichen Kreisen das Bedürfnis eines der Diasporathätigkeit analogen Strebens vorhanden sei. Er citirt: „Die Kaiserin Helene baute auf dem Wege von Constantinopel nach Jerusalem viele Thürme, an denen sich der Pilgrim zur heiligen Stadt zurecht finden sollte. Das sind in der Nacht und Wüstenei unsers kirchlichen Lebens für die Pilgrime nach Zion die kleinen Haufen hin und her, die es wagen, zusammenzutreten, sich zum Guten zu vereinen und dem Verderben zu widerstehen.“ (S. 23—27.) Doch geht der Apologet von Löhe darin ab, daß dieser, die Gemeinschaft der Gläubigen auf ihre leiblichen Bedürfnisse und deren Befriedigung durch dienende Bruderliebe beschränkend, den Begriff der Zucht von ihm ausschließt, zu welchem doch, nach meiner Ansicht, schon der jeglicher Gesellschaft wie von selbst führt. Dagegen beruft sich der Apologet auf Luthers Bekentnis in den Schmalkaldischen Artikeln. (S. 35 u. f.)

Ein studirender Student der Theologie, einer der Blutwenigen, welche mein Bedürfnis christlicher Gemeinschaft verstehen und theilen, erfreute mich sehr, als er mir nachstehende Stelle aus Luther aufschlug. Nach Erwähnung der zweiten Art und Weise des Gottesdienstes als einer öffentlichen Reizung zum Glauben und zum Christentum, wie wenn wir mitten unter den Türken und Heiden auf einem freien Platz oder Felde Gottesdienst hielten, heißt es: „Aber die dritte Weise, die rechte art der Euangelischen Ordnunge haben sollte, müsste nicht so öffentlich auf dem Platz geschehen vnter allerley Volk, Sondern diejenigen, so mit ernst Christen wollen sein, vnd das Euangelium mit Hand vnd Mund bekennen, müsstten mit Namen sich einzeichen, vnd etwa in eim Hause, alleine sich versamlen, zum Gebet, zu lesen, zu teuffen, das Sacrament zu empfahen, vnd andere Christliche werck zu vben. In dieser Ordnunge künd man die, so sich nicht Christlich hielten, kennen, straffen, bessern, ausstossen, oder in den Bann thun, nach der Regel Christi, Matth. 18.“ (Deudsche Messe vnd ordnung Gottesdiensts. 1526. Th. III. Jena, 1573. Fol. 278.) Dies geht noch über des Apologeten Ansichten und des Idioten Bedürfnis hinaus!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 28. Februar. № 17.

Der Sontag der Tagelöhner.

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Wer Gottes heilige Ordnung in Ehren hält, der wird den Segen vom Herrn empfangen. Nicht auf die Sontagsarbeit, sondern auf die Sontagsruhe hat Gott die Segensverheißung gelegt. Der Segen der Sontagsheiligung ist so groß, wie der Fluch seiner Entheiligung.*) Davon gibt deutliches Zeugnis die in unsern Tagen trotz aller Sontagsarbeit immer mehr zunehmende Armennoth und das in riesenartigen Progressionen zu einer furchtbaren Macht anschwellende Proletariat.

Sollte das nicht auch den Gesetzgebern und der Landesobrigkeit etwas zu bedenken geben? — Es ist bereits oben des Sontagsgesetzes Erwähnung geschehen und angedeutet worden, daß dasselbe sowol wegen ungenügender Fassung als wegen mangelnder Aufrechthaltung durch die Aufsichtsbehörden meist wirkungslos bleibt. Ein Gesetz, das nur für die Dauer des Gottesdienstes die Werkeltagsarbeit verbietet, ist für unsere Tagelöhner völlig illusorisch. Wenn mit dem letzten Glockenschlage des Kirchengeläutes der letzte Spatenstich geschieht, so ist dem Buchstaben des Gesetzes genügt. Sie ruhen dann etwa, wo sie sich beobachtet wissen, oder gehen auf so lange nach Hause, bis sie die Kirchgänger zurückkommen sehen, und dann wird die Arbeit fortgesetzt. Um sich dem Auge des vom Filialdorfe zurückkehrenden Pastors zu entziehen, ducken sie sich hinter den Strauch oder gehen tiefer in den Busch, oder setzen sich ruhig zur Erde, bis der Wagen vorüber ist, und dann wird auch während der Kirchzeit fortgearbeitet. Wenn der Pastor beim Confirmanden-Unterrichte das Kind fragt: warum warst du am Sontag nicht in der Kirche? so erhält er zur Antwort: „ich habe müssen Flachs gäthen, — oder Kartoffeln sammeln, — oder, wie schon ein Fall angeführt ist: ich habe mit meinem Vater müssen ins Holz gehen." Was soll der Pastor thun? Soll er das Kind bestrafen, weil es den Eltern gehorchte? oder soll er die Eltern denunciren, die für solche Arbeiten meist auf den Sontag angewiesen sind? — Hier liegt sowol das Ungenügende des Gesetzes, als der Mangel an Aufrechthaltung desselben klar vor Augen. Die Gutsherschaften und Inspectoren, mit wenigen Ausnahmen, kommen hier nicht zu Hülfe. Sie sehen's oder sehen's nicht, — gleichviel! sie finden nichts Unrechtes darin, zumal, wenn es ihre eignen Runkel- oder Futterrüben sind, die da so fleißig bearbeitet werden. Sie müßten, als nächste Polizeibehörde, sich eigentlich selber strafen. Wäre es nicht Pflicht der Gesetzgebung und der Obrigkeit, solchem Treiben zu wehren? Hat die Gesetzgebung die Aufgabe, die Rechte und das Eigentum jedes, auch des geringsten Unterthanen zu schützen, daß ihm auch nicht der kleinste Winkel seines Hofes geschmälert werden dürfe, so schließt das auch die Verpflichtung ein, den armen Tagelöhner vor Verletzung und Beraubung seines theuersten Gutes und seines höchsten Rechtes sicher zu stellen.

Der Ruhetag ist eine Liebesgabe des barmherzigen Gottes und der christliche Staat darf nicht dulden, daß Jemand derselben beraubt werde, geschweige selbst die Verletzung göttlichen Gebots und kirchlicher Ordnung legalisiren.*)

*) In einem nassen Sommer vor etwa 30 Jahren, wo zur Erntezeit bei anhaltendem Regen das Auswachsen des Getreides zu besorgen stand, klärte sich an einem Sonnabend der Himmel auf und heller Sonnenschein brach durch die trüben Wolken. Da kamen des Sontags zwei Bauern zu mir mit der Frage, ob es ihnen nicht vergönnt sein möchte, heut Nachmittag Korn einzufahren. Ich erwiderte, daß es auf das Maß ihres Glaubens ankomme; sie möchten sich selber fragen, ob sie dem lieben Gott vertrauen könnten, daß er ihnen die nächsten Tage ebenfalls günstiges Erntewetter geben, oder auch, wenn sie bei etwa wiederkehrendem Regen einigen Schaden erleiden sollten, sie dafür auf andere Weise segnen werde. — Gleich nach Beendigung des Nachmittagsgottesdienstes brachten sie mit ängstlicher Emsigkeit mehrere Erntefuhren in ihre Scheunen. Die übrigen Gemeindeglieder sahen kopfschüttelnd ihrem Treiben zu. Den folgenden Tag und die ganze Woche hindurch blieb das schönste Erntewetter, und Alles war nun in freudiger Bewegung. Die ganze Ernte konnte ohne Schaden eingebracht werden. Nur jene Beiden mußten nach Verlauf einiger Zeit das am Sontage eingeführte Getreide aus der Scheune auf den Hof werfen, weil es wahrscheinlich nicht hinreichend trocken gewesen und durch Erhitzung gänzlich verdorben war.

*) Der „Norddeutsche Correspondent" — dem Vernehmen nach das officiöse Organ des Mecklenburgischen Ministeriums — hat sich bewogen gefunden, auf unsere Auslassung in Betreff der Laxation des Sontagsgesetzes von 1855 in Mecklenburg zu entgegnen, daß während das Sontagsgesetz vom 8. August 1855 allen landwirtschaftlichen

Hier böte sich auch den volksfreundlichen Kammerrednern ein Feld dar, ihre Liebe zum Volke kund zu geben und ihre Stimme für die Sontagsfeier der Tagelöhner zu erheben, die doch auch zum Volke gehören, — ein Gebiet, das ihnen näher läge als der Verfassungsstreit der Kurhessen und die italienischen Annectirungsgelüste. Wenn die parlamentarische Verfassungsform und die Zustände in England und die gepriesene Freiheit Nordamerika's das Ideal sind, welches von unsern Fortschrittsmännern mit so feurigem Verlangen angestrebt wird, warum wollen sie da nicht auch die strenge Sontagsfeier jener Nationen zu Gunsten des armen Tagelöhners sich zum Muster nehmen? Die größten Staatsmänner, die ausgezeichnetsten Redner und die reichsten Fabrikbesitzer Englands halten auf strenge Sontagsfeier. Bei dem ungeheuren und lebhaften Verkehr in diesem Lande herscht am Sontage feierliche Stille auch in den lebhaftesten Straßen. Alles Rennen und Jagen, Fahren und Reiten,

---

2c. Betrieb an den Son- und Festtagen verbiete, es nur den Tagelöhnern, Einliegern und kleinen Handwerkern gestatte, ihre eignen landwirtschaftlichen Arbeiten an den Nachmittagen der gewöhnlichen Sontage, eine Stunde nach gänzlich beendigtem öffentlichen Gottesdienste, ohne Geräusch zu verrichten. Diese Bestimmung sei dahin erweitert, daß es fortan dritten Personen gestattet sein solle, den Tagelöhnern 2c. bei dem Einbringen ihrer geernteten Früchte mit ihrer Anspannung behülflich zu sein. Den Gutsbesitzern seien demnach nicht alle Sontagsfuhren für die kleinen Leute, also z. B. Dung- 2c. Fuhren, sondern lediglich Erntefuhren an diesem Tage gestattet. Die Erntearbeit selbst werde am Sontag nur in Veranlassung dringender Nothstände, z. B. wegen lange anhaltenden Regenwetters, gestattet.

Hierauf diene zur Erwiderung, daß es doch unbestritten bleibt, daß zur Einbringung der geernteten Früchte für die Tagelöhner Sontagsfuhren gesetzlich gestattet sind. Daß dieselben erst nach dem Gottesdienste stattfinden dürfen, ändert die Sache im Wesentlichen gar nicht. Der Incidenzpunkt liegt hier in der Frage: ob nicht durch diese Gesetzesbestimmung die Sontagsfeier des Tagelöhners gehindert werde? Wenn die Gutsherschaft ihm am Sontag Nachmittag die eingeernteten Früchte, z. B. Kartoffeln einfährt, so ist er genöthigt, den Vormittag des Sontags auf das Einsammeln derselben zu verwenden, wie um die Zeit der Kartoffelernte jeden Sontag allenthalben auf den Feldern zu sehen ist. Dasselbe gilt auch von der Einsamlung andrer Früchte.

Daß ferner die Erntearbeit am Sontage „nur in Veranlassung dringender Nothstände, z. B. wegen lange anhaltenden Regenwetters," gestattet werde, ist durchaus unrichtig; denn es ist diese Erlaubnis bereits eine Reihe von Jahren nach einander ertheilt worden, auch wenn „ein solches Bedürfnis" nicht vorhanden war. — In dem letzten Jahre (1862) wurden sogar schon per decretum vom 11. Juli, also vor dem eigentlichen Ernteanfang „in Veranlassung der andauernden ungünstigen Witterung" die nächsten drei Sontage, und sodann durch Verordnung vom 29. Juli auch noch die drei folgenden Sontage, also in Summa sechs Sontage frei gegeben, obwol das Erntewetter überaus schön und günstig war, und das Land einige Wochen theilweise nach Regen lechzte.

Hämmern und Rasseln verstummt. Die Räder in den Fabriken stehen still und Alles unterwirft sich der höheren Ordnung. Wir können zwar der dieser Sontagsfeier zu Grunde liegenden Theorie nicht völlig beistimmen; aber doch von ihnen lernen, den Sontag in Ehren zu halten.

Ohne Sontag keine Kirche mehr! — Und ohne Kirche? — wohin der Staat gerathen müßte, würden wir in Kurzem zu unserm Schrecken erfahren!

Es ist in dieser Darstellung nur die Klasse der herschaftlichen Tagelöhner ins Auge gefaßt worden. Dem Vernehmen nach sollen die sogenannten freien Tagelöhner in neuester Zeit hinsichtlich der Sontagsfeier nicht geringere Beeinträchtigung erleiden und von den Bauern, weil diese ihnen für theure Miethe Wohnung und Obdach gewähren, oft mit so rücksichtsloser Härte zu ihren Arbeiten herangezogen werden, daß der Sontag für sie ebenfalls so gut wie nicht vorhanden sei.

In noch höherem Grade gilt dies vielleicht von den Arbeitern in den Fabriken. Die Berichte von dem leiblichen und geistlichen Elend, welche man dorther vernimt, sind oft harsträubend. Möchten auch hierüber sich immer mehr Stimmen recht laut und nachdrücklich vernehmen lassen und sowol von den Arbeitsgebern, wie von den Aufsichtsbehörden zu Herzen genommen werden, und die Ersteren bedenken, daß sie es nicht mit lebendigen Maschinen oder Menschenthieren, sondern mit unsterblichen Seelen zu thun haben.

Wir dürfen zwar nicht alle Hülfe von der Gesetzgebung erwarten. Die Aufgabe der Obrigkeit ist zunächst nur, die äußern Störungen und Hinderungen hinwegzuräumen; bis in die Herzen hinein reicht ihre Macht nicht. Von Gesetzen, von Regierungs- und Kammerbeschlüssen geht das Heil nicht aus, sondern von der Rückkehr zu Gottes Wort und zum Glauben. „Dein Wort die Hut und Weide ist, die alles Volk erhalten, in rechter Bahn zu wallen!" aber die Gesetzgeber und Obrigkeiten sollten doch auch mehr auf die innern Bedürfnisse des Volkes achten und sich nicht darüber täuschen, was zuletzt aus der Vernachläßigung derselben hervorgehen und alle ihre Gesetze zu schanden machen wird.

Der Tag des Herrn ist der Gradmesser des christlichen Lebens, nicht nur des Einzelnen, sondern des Volkes. Wie schwer die Verachtung desselben sich rächt, muß in unsern Tagen Jedermann erkennen, wer Augen hat.

Mögen daher die Wolgesinten aller Stände die hochwichtige Angelegenheit zu weiterer ernster Erwägung sich empfohlen sein lassen! Sie zählt zu den brennenden Fragen unsrer Zeit. Ihre Folgen erstrecken sich nicht nur auf die kommenden Geschlechter hinaus, sie ragen hinüber in eine andere Welt! — O wie gut wäre es, wenn mancher im Leben daran dächte, neben wen er dort zu stehen kommen wird, und schon hier sich ihm als einem Miterlöseten brüderlich näherte, damit er dort nicht vielleicht hören müsse: „Siehe dieser Geringe neben Dir kam zu Dir in meinem Namen, Du aber nahmst mich nicht auf!" —

Stellen insbesondere wir Pastoren uns einen Augenblick recht lebendig vor die Augen den Tag, da wir die Gutsherren und Pächter und Wirtschafts-Inspectoren und die Tagelöhner mit den Hofejungen und Hofemädchen und die geschändeten Dirnen mit ihren Kindern, deren Vatername nicht im Kirchenbuche steht, uns gegenüber gestellt sehen werden vor dem Angesicht dessen, der Augen hat wie Feuerflammen, — und Er dann fragen wird nach der Sontagsfeier, nach dem Sontagssegen und nach den Sontagssünden, und dann uns das Wort vorhalten wird: „Du Menschenkind, ich habe dich zum Wächter gesezt! Du sollst aus meinem Munde das Wort hören und sie von meinetwegen warnen! Wenn ich dem Gottlosen sage: du mußt des Todes sterben und du warnst ihn nicht und sagest es ihm nicht, damit sich der Gottlose vor seinem gottlosen Wesen hüte, auf daß er lebendig bleibe, so wird der Gottlose um seiner Sünde willen sterben; aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern!“ —

Wir dürfen daher nicht ablassen mit Bitten, Ermahnen und Beschwören an Alle, die an der Verschuldung Theil haben, bis dem Tagelöhner der Sontag wieder gegeben werde.

Achten wir auf die Zeichen der Zeit! — Ein Tag der Heimsuchung ist gekommen. Das Land steht jämmerlich und ist verderbt. Die Lehren aus Satans Schule finden allenthalben zubereiteten Boden und bringen reichlich Frucht. Die Fluthen der Empörung wider göttliche und menschliche Ordnung rauschen daher und ihre Wellen gehen hoch. Ruhmräthige brüsten sich, sie reden stolze Worte, da Nichts hinter ist, und was sie sagen, das soll gelten auf Erden. Ihr Pöbel fält ihnen zu und laufen ihnen zu mit Haufen. Narren rathschlagen hohe Dinge, Knechte wollen herschen und den Fürsten entfält der Muth. — Das Gericht hat angefangen am Hause Gottes. Der antichristische Geist regt sich mit aller Macht, Gottlose reveln und lästern, die Widerwärtigen legen ihre Hand an das Heiligtum und an alle seine Kleinode, sie sagen: rein ab! rein ab bis auf den Boden! Gottes Wort wird verachtet und die Gotteshäuser werden öde. Der Tag des Herrn, da man zusammenkommen soll, Gott zu loben, wird geschändet! — Dürfen wir, die der Herr zu Wächtern auf seine Mauern bestelt hat, in solcher Zeit schweigen und ruhig warten, bis der Herr spreche: „Eurer Sabbathe mag ich nicht mehr! ich will euch den Koth eurer Feiertage ins Angesicht werfen?“ —

Fühlen wir die Schuld auf unserm Gewissen brennen, so müsse hinfort jede Versamlung, wo Diener des göttlichen Wortes zur Förderung seiner Kirche und seines Reiches zusammenstehen, beschlossen werden mit einem: Ceterum censeo: Herstellung des Tages des Herrn!

Z. T.

Der liturgische Gruß: Der Herr sei mit euch — und mit deinem Geiste.

Dieser Gruß gehört zu den wenigen kümmerlichen Resten von Liturgie, die sich wol fast überall in der Kirche erhalten haben. In manchen Gegenden ist er noch in diesem Jahrhundert in den evang. Kirchen lateinisch gesungen worden und die älteren Männer können wol noch — mit freilich etwas veränderter Stimme — das et cum spiritu tuo singen, das sie als Chorknaben so manches mal respondirt haben. Bis auf diese Stunde kann man es fast überall erleben, daß wenn auch die ganze Liturgie noch so dürftig und jämmerlich ist, bei dem Anstimmen des einen kleinen Responsorium „und mit deinem Geiste“ ein gewisser Schwung die Gemeinde erfast. Ob dieser Schwung aber auf ein tieferes Verständnis des Grußes bei den Singenden schließen läßt? Schwerlich. Wie es mit diesem beschaffen ist, bekundet die gäng und gäbe ganz gedankenlose Verkehrung: und mit seinem Geiste. (Beiläufig sei bemerkt, daß diese Lesart wahrscheinlich lediglich der Anredeform des vorigen Jahrhunderts mit „Er“ ihre Existenz verdankt und es daher eine doppelt vergebliche Arbeit ist, irgend einen Sinn in ihr finden zu wollen.) Daß die Gemeinden bei dem Gruß gedankenlos sind, scheint klar. Die Gedankenlosigkeit wird aufhören, wenn sie seine Bedeutung erfassen. Diese soll durch folgende kurze Notiz gezeigt werden. Unsere Grußformel ist uralt, ihre Entstehung ist nicht zu ermitteln. Ob sie aus Stellen wie Ruth 2, 1 oder 2. Chronika 15, 2 oder aus der Anrede des Engels: der Herr ist mit dir du holdselige (Luk. 1, 28), ob das „und mit deinem Geiste“ aus dem „der Herr Jesus sei mit deinem Geist“ in 2. Tim. 4, 22 genommen ist, ob also der Gruß überhaupt eine wörtliche biblische Grundlage hat, — ob er nicht vielmehr eine Verallgemeinerung des apostolischen Segenswunsches „die Gnade unseres Herrn ꝛc.“ oder des im Cultus der ältesten orientalischen Kirchen nachweislich sehr häufigen Grußes: Friede sei mit euch Allen — und mit deinem Geiste ist — das Alles läßt sich nicht ermitteln. So viel steht fest, daß in den ältesten vorhandenen Liturgien er bereits neben dem: „der Friede sei mit euch Allen — und mit deinem Geiste“, sich eingebürgert hat. Beide Grußformeln nehmen in den Liturgien ihre ganz bestimten Stellungen ein. „Der Herr sei mit euch“ steht regelmäßig am Anfang, zum Theil auch wiederholend am Schluß der Gebetsacte. So im Hauptgottesdienst z. B. vor der die Epistellektion einleitenden Collecte, dann in der Einleitung des die Präfation genannten Danksagungsgebetes: „Wahrhaft würdig und recht“. So in den Metten und Vespern z. B. am Anfang und wiederum am Schluß des Gebetsactes, der diese Gottesdienste beschließt. Da auf diesen sogleich das: Laßt uns benedeien den Herrn und der Segen folgt, erhält es hier auch als Abschiedsgruß zwischen Geistlichen und Gemeinde seine Stelle. Diese stereotype Stellung unserer Grußform in allen Liturgien führt uns in die tiefe Bedeutung der für die oberflächliche Betrachtung unscheinbaren par Worte ein. „Ohne mich könnt ihr nichts thun“ — also auch nicht beten —

sagt der Herr und wiederum, daß nur das Gebet in seinem Namen erhörlich sei; wie sinnig, daß wenn seine Gemeinde sich zum Gebete anschikt, ihr der Diener des Herrn wünscht, daß eben dieser Herr bei ihr sei und daß sie jenen Wunsch in dem Worte „und mit deinem Geiste“ *) ihm zurückgibt, der ja als ihr Vertreter ihre Gebete am Altar aufopfern soll. Fassen wir den Gruß so, welche Fülle kräftiger beiderseitiger Ermahnung liegt in dem kurzen Wort. — Ebenso sinnig stelt sich der Gruß dar, wenn er das kurze Wort des Preises: Laßt uns benedeien den Herrn — Gott sei ewiglich Dank und den folgenden Segen am Schluß des Gottesdienstes einleitet. Mag man ihn dort auch nur als das gewöhnliche „Gott sei mit dir“ des Abschieds faßen, das bei der Rückkehr aus dem Gotteshause in das Leben doch gewiß eine ganz besondere Weihe erhält, so kann man doch nicht umhin, sein vielleicht nur zufälliges Gelangen an diese Stelle für einen glücklichen Zufall zu erklären.

Was folgt daraus? Daß wir das Kleine auch in der Liturgie nicht verachten sollen. Geben wir unserm Gruß sein Recht wieder, vor jedem Gebetsact im Gottesdienst gesungen zu werden. Der Einwand, daß sich eine Wiederholung desselben in einem Gottesdienst nicht passe, ist durch den Nachweis seiner Bedeutung ja vollständig beseitigt. — Machen wir die Gemeinden mit dieser seiner Bedeutung bekant, so wird unter des Herrn Segen die bisjezt todte Form sich mit Geist und Leben füllen.

Nachrichten.

Aus und über Mecklenburg-Schwerin.

III. **)

Ich komme auf die christlichen und kirchlichen Sitten, die sich noch bis dahin unter unserm Volke erhalten haben. Sind sie — um mit dem Wandsbecker Boten zu reden — oft nur Fähnlein über dem Wasser zum Zeichen, daß da ein Schatz versunken ist, ja möchte man versucht sein, von ihnen überhaupt zu sagen, daß sie fast immer nur zu der Zeit lebendig sind, in welcher sie geboren werden, so hat ihr Dasein doch noch immer einen Wert und ihre Conservirung einen wichtigen Zweck. Zunächst können sie da, wo sie sich gehalten haben, immer als Zeugnis gelten von einer heiligen Scheu sie abzuthun, und also auch mit der kirchlichen Substanz zu brechen, welche sie wie ein Gefäß zu tragen bestimt waren. Und daran läßt sich anknüpfen. Es mag in jener alten Bauerngemeinde, in der man mit Bauernzähigkeit an solchen Sitten der Väter festhält, wenig mehr spezifisches Christentum und geistliches Leben vorhanden sein als in jener Colonie von Fabrikarbeitern, wo das bon plaisir jedes einzelnen „freien Mannes“ sich seine Sitten nach Umständen macht, aber unleugbar wird dort der Geist der Frivolität, dessen Pesthauch alle natürlichen religiösen Regungen des Gemütes vergiftet, durch eine züchtigende Macht, der sich der einzelne auch wider Willen unterwerfen muß, gedämpft und niedergehalten. Die Froschgeister der Lügenprophetie unsrer Zeit nennen das in ihrem Jargon „unsittlich,“ wir müssen einer solchen auch nur äußerlichen Zucht einen sittlichen Wert zuschreiben, denn sie ist ein Fundament, auf dem sich weiter bauen läßt. Endlich sind sie, wenn sie wirklich als lere Formen bestehen, eine stete Bußpredigt zur Um- und Rückkehr zu dem Leben, das ihnen früher innegewohnt. Mir sind die kirchlichen Sitten und Ordnungen oft vorgekommen wie die Höflichkeitsformen. Dieselben sind vielfachem Misbrauche unterworfen und müssen der Heuchelei und Falschheit dienen, aber nichts desto weniger sind sie eine Wolthat nach verschiedenen Seiten hin und erleichtern jedenfals den Umgang.

Erhalten haben sich in unserm Lande nun vornämlich diejenigen kirchlichen Sitten, welche sich an bestimte kirchliche Vorgänge anlehnen und die man im besondern Sinne „kirchliche“ Sitten nennen könnte im Unterschiede von „christlichen“ Sitten und Lebensordnungen. Von dem, was den letzteren zuzuzählen ist, sind gerade die wichtigsten: Tischgebet und noch mehr die Hausandacht fast ganz geschwunden und erst in neuster Zeit wird wieder auf ihre Aufrichtung von gläubigen Geistlichen (bei den andern fehlts selbst in ihren eignen Häusern leider! daran) hingearbeitet. Spricht man darüber mit den Hausvätern und Hausmüttern, so bekomt man in den meisten Fällen rühmend zu hören, wie das zu ihrer Eltern Zeit noch Hausordnung gewesen und wie ihr alter ehrenfester Vater oder ihre fromme Mutter hart darauf gehalten. Und warum denn die Kinder nicht in ihren Fußtapfen gewandelt? Da verstumt der Mund, denn der rechte Grund will nicht über die Lippen. Wo in meiner Gemeinde wieder das Tischgebet laut geworden (denn die „stillen Gedanken, die man auch für sich haben könne“ rechne ich nicht dafür) da ist es mit wenigen Ausnahmen durch ernste Confirmanden, denen ichs aufs Gewissen gebunden, eingeführt. Jedenfals führt dieser Weg am schnellsten zum Ziele, nur daß man in Predigt und Seelsorge nicht versäume, das Beten des Kindes als ein bloßes Surrogat hinzustellen. Das Tischgebet gehört zum Amt des Hausvaters, der als Ernährer der Familie vor die Seinen mit dem Bekentnisse hintreten soll, daß er das nicht ist aus seinem Vermögen, sondern durch ihn der Herr Himmels und der Erde, der der rechte Vater ist über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden.

So wird es ein wirksamer Protest und Heilmittel wider den hochmüthigen, menschenvergötternden Industrialismus, der nicht zu den geringsten Uebeln gehört, welche den im Volke noch vorhandenen Rest von Gottesfurcht im Volke untergraben. Mehr als der Hausvater nimt die Hausmutter im Allgemeinen ihres Amtes wahr. Eine Mutter, welche ihre kleinen Kinder nicht die ersten Gebote lehrt, als: „Fürchte Gott, liebes Kind — Gott, der HErr — sieht und weiß — alle Ding!“ „Hilf Gott ꝛc.“ und „Christi Blut und Gerechtigkeit ꝛc.“, ist hier zu Lande wenigstens in den Dorfgemeinden schon überhaupt den schlechten Hausfrauen beizuzählen. Die Mangelhaftigkeit des Schulwesens hat wenigstens das Gute gehabt, zu dieser Pflicht zu treiben, und erst in neuster Zeit lernt das Kind die ersten Buchstaben nicht mehr von den

---

*) Es wird müßig sein, in die Nennung des Geistes eine besondere, etwa geheimnisvolle Bedeutung zu setzen. Der Apostel sagt auch hier: „Friede sei mit dir“ und dort „mit deinem Geiste.“ In dem Responsorium macht sich schon des Wolklanges wegen die Abwechselung ganz von selbst. „Und mit dir“ wäre keine liturgische Sprache.

**) Den ersten und zweiten Artikel s. vor. Jahrg. Nr. 70. 79. 80.

Eltern sondern vom Schullehrer. In älteren Zeiten sprach der Vormäher beim ersten Anhauen des Korns ein kurzes Gebet um die Hülfe Gottes bei der schweren Erntearbeit. Geblieben ist davon nur ein: „Dat help de lewe God!", was früher beim Anschnitt jeder neuen Reihe gesprochen sein soll. Daß auch dies noch ins Lächerliche gezogen, mag wol nur ausnahmsweise vorgekommen sein, aber daß es gemeiniglich sehr leicht obenhin gesprochen wird, ist natürlich, wenn der Vormäher nicht sonst ein Mann von christlichem Ernste ist. Auch der Herr, wenn er zu den Arbeitern komt, pflegt sie dann mit einem: „God help!" zu begrüßen. Einige Gutsherschaften haben auch wol die in der Mark noch gebräuchlichen kurzen Morgenandachten (Austheilung) in der Kirche oder auf dem Hofe eingeführt, aber man kann nicht sagen, daß sie schon eine Wurzel im Volksleben geschlagen hätten. Wenn das geschehen soll, ist vor Allem nöthig, daß eine gehörige Zeit dazu gewidmet wird und man nicht das Gefühl hat, es geschehe nur so in der Hast, damit auch ja keine halbe Stunde von der Tagesarbeitszeit verloren gehe. „Kirchengehen säumet nicht!" Das muß auch dabei als Bekentnis hervortreten.

Als schöne christliche Sitte muß man es anerkennen, wenn der Bräutigam der Braut, wenn er sich mit ihr verlobt hat, gleich ein Gesangbuch schenkt; es liegt darin ein tiefer Sinn und gewiß auch ein Segen, denn es weist auf die rechte Grundlage der neuen Verbindung hin. Vom Volke wird es aber meist nur als ein Zeichen angesehen, daß der Bräutigam es ernstlich meint. Weil es aber in neuster Zeit so viele leichtsinnige Verlobungen gibt, so hat man das Geschenk in einigen Gegenden vertagt, bis die Sache ernst wird, nämlich bis kurz vor der Hochzeit.

Fast allgemein ist selbst in städtischen Gemeinden noch der Brauch bei dem Namen „Jesu" sich zu neigen, wie auch bei dem Segen; die Herleitung aus Phil. 2. aber wol sehr wenig bekant, weil es von sehr vielen ebenso bei dem Namen „Christus" oder selbst „Gott der Herr" geschieht.

Fester und allgemeiner im Lande sind nun diejenigen Sitten erhalten, welche mit einer bestimten kirchlichen Handlung in Verbindung stehen. Für die Geburt des ehelichen Kindes wird allgemein die kirchliche Danksagung begehrt (bei unehelichen nicht gewährt) und die Taufe in ihrer Wichtigkeit soweit anerkant, daß bei der geringsten Krankheit des Kindes damit geeilt oder die „Nothtaufe" von dem nächsten Schullehrer oder der Hebamme gewünscht wird. Die neuere Gesetzgebung, welche die Tauffrist auf 4 Wochen verlängert hat, hat diesen Sinn eben nicht befördert. Wer die Taufe hoch hält, eilt mit seinem Kinde dazu, wer nicht, benuzt diese Frist, je nach der häuslichen Bequemlichkeit und den äußeren Umständen, die sich dadurch immer mehr bei dieser Handlung breit zu machen und in den Vordergrund zu drängen Gelegenheit bekommen haben. Dagegen prägt sich die rechte Lehre vom Sacrament und seiner Wichtigkeit an manchen Orten in dem Bekentnis aus, mit welchem der Hauptpathe das Kind nach der Rückkehr von der Taufe (die früher fast nur in der Kirche, jetzt immer häufiger im Hause geschieht) der Mutter übergibt und welches in dem gewöhnlichsten und kürzesten Ausdrucke lautet: „Einen Heiden hab ich mitgenomuen — einen Christen bring ich wieder!" Möchte es nur immer mit dem rechten Ernste und nicht so obenhin gesagt sein, so wäre es ja ein Bekentnis, welches für das Herz einer Mutter, die ans Haus oder gar ans Bett gefesselt, im Geiste das Kind gewiß lebendig auf seinem ersten Gange zur Kirche begleitet hat, in diesem Augenblicke den rechten Eindruck nicht verfehlen kann. Die Pathen pflegen sodann einen Pathenbrief zu übergeben, welcher zugleich als Hülle für das Pathengeld dient. Sie sind jetzt meist geschrieben und kaum mit einem dürftigen Verse versehen. Ich fand beim Aufräumen zwischen meinen Pfarracten noch einen alten Pathenbrief aus dem vorigen Jahrhundert, den Avers bildet ein colorirtes Bild, die Dreieinigkeit darstellend über der Erdkugel; beim Eröfnen der Rückseite zeigen sich auf 4 Feldern die heiligen 3 Könige und der Stern von Bethlehem, ganz aufgeschlagen endlich ein Vers mit der Unterschrift des Pathen und dem Datum der Taufe, umgeben von den auf die Taufe bezüglichen Schriftstellen. Nachdem ich lange überlegt, ob sich dieselben nicht in verbesserter Auflage wieder erneuern ließen, kommen mir eben solche, nur mit andern Bildern in Holzschnitt von O. Specter's Hand aus dem Rauhen Hause zu, die hier im Lande sicherlich mit Freuden werden aufgenommen werden. Wem die darin gedrukten Verse nicht zusagen, mag die mit lerem Mittelraume vorziehen, in welchen sich ein Vers einschreiben läßt. Unter Versen, die mir zu Gesicht gekommen, heißt einer der besten:

Nimm hin mein Path dies klein Geschenk
Und sei dabei mein eingedenk;
Die Gab ist klein, die Gnad ist groß,
Sie machet Dich von Sünden los.

Mit dem Pathenamte wirds wol hier wie überall mehr oder weniger ernst genommen, je nach äußern Umständen und vornämlich Gesinnung der Einzelnen, doch tritt es in seiner Bedeutung wenigstens in einem löblichen Brauche hier im Lande hervor. Die Pathen sind, wenn irgend möglich und sonst das Verhältnis ein bleibenderes (was durch den Standesunterschied am leichtesten erlischt) bei der Confirmation des Kindes gegenwärtig und kommen dazu oft aus größerer Entfernung gereist. Nach dem Verhältnis der Taufe zur Confirmation sind sie als Taufzeugen hier auch recht am Platze gleichsam als Brautführer des Kindes an dem Tage, der mit seiner ersten Abendmalsfeier für dasselbe ein geistlicher Vermählungstag mit dem Seelenbräutigam sein sollte. Ich weiß nicht, ob darauf bestimter hingewiesen zu werden pflegt, aber ich meine, wir sollten es nicht versäumen, wenigstens durch eine Hinweisung darauf bei dem Confirmationsacte mehr und mehr diese Ordnung zu befestigen und diesen Sinn zum Bewußtsein zu bringen. Die Palmarum confirmirten Kinder pflegen im Herbste wieder am Tische des Herrn zu erscheinen, woraus mir hervorzugehen scheint, daß früher ein zweimaliger Abendmalsgenuß im Jahre die Ordnung gewesen ist.*) Jetzt gehen die meisten nur einmal und zwar meist vor der Ernte. Diese Zeit inne zu halten hat sich wol

*) Eine bestimte Reihenfolge von Verheirateten und Unverheirateten u. dergl. wird hier m. Wissens außer dem Ehrenvortritte des Patrons und seiner Familie (was wegen des von den Ständen sich vorbehaltenen Rechtes der „Privatcommunion", gegen welche schon v. Krakewitz in einer ernsten Schrift sich erhob, selten vorkomt) nicht wie in andern Gegenden beobachtet.

aus dem Gedanken ergeben, daß die Erntezeit mit ihrer angestrengten Arbeit Manchen leicht einen schnellen Tod bringen kann und wo man sich deß bewußt ist, da ist es ja sehr schön. Ein großer Uebelstand aber geht daraus hervor, daß sich die Abendmalsfeier in vielen Gemeinden fast ganz auf diese Zeit beschränkt und 40 Sontage im Jahre der Tisch des Herrn ler steht, vornämlich auch während der Passionszeit, die doch speciel dazu auffordert, den Tod des Herrn zu verkündigen und die Frucht seines Leidens und Sterbens sich im Sacramente zu nutze zu machen. Da läßt sich gut bestimmen: „die lutherische Kirche erwartet, daß sich an jedem Sonntage Abendmalsgäste einfinden", und es ist jedenfals ein nicht zu verachtender Schritt vorwärts, wenn man nur erst eine monatliche Feier in den übrigen Jahreszeiten zu Stande bringt. Auch kann von einem Verhöre oder Privatbeichte, ja auch nur einem einzelnen Sprechen bei persönlichen Anmeldungen nicht die Rede sein, wo sich die Communicanten in Menge an wenigen Sontagen zusammendrängen. Leider beläuft sich die Zahl in den wenigsten Gemeinden des Landes so hoch, daß sie der Seelenzahl der Erwachsenen gleich komt. In den Stadtgemeinden einer Diözese erschienen von 17,492 Beichtkindern nur 4,582 Communicanten, also noch nicht der 4te Theil, zumal wenn man rechnet, daß etliche zweimal jährlich communiciren! Etwas besser stelt sich das Verhältnis in den Landgemeinden, doch kann man rechnen, daß im Allgemeinen die Hälfte der Erwachsenen fast gar nicht mehr zum Sacramente komt!*)

Ich schließe hieran gleich eine Bemerkung über den Kirchenbesuch, der ja auch bei den Volkskirchen, die wir haben, mehr oder weniger in seiner Regelmäßigkeit der kirchlichen Sitte angehörig anzusehen ist. Ich habe 2 Bauerdörfer in meiner Gemeinde; in dem einen, welches sonst wegen des dort herschenden rohen Geistes und wüsten Wesens verrufen war, hielt man den Kirchenbesuch als eine Art Ehrenpunkt fest und es hat dort im Laufe der Jahre einen ganz sichtlichen Segen gehabt; das andre, aus neuausgebauten Erbpächtern bestehend, die auch wol zum Theil erbittert waren, daß sie aus dem Kirchdorfe von der Gutsherschaft in dem entferntesten Winkel der Gemeinde geworfen waren (ein schwerer Schaden, welchen der Eigennutz unsrer Stände über das Land gebracht hat!) obgleich auch dort einige ältere Bauern wohnten, hielt man nicht am regelmäßigen Kirchenbesuche fest und dieser Theil der Gemeinde gehört fort und fort zu meiner schwersten Herzenslast. Wenn nun in vielen Gemeinden jährlich mehremale (vierzigmal im Jahre in einer Mater-Gemeinde beruht auf persönlichen Verhältnissen!) der Pastor den Gottesdienst ganz ausfallen lassen muß, weil Niemand erscheint, oder derselbe öfters drei bis vier vom Hundert in der Kirche hat (wie ein officieller Bericht sagt), so kann da von einer Sitte des Kirchenbesuchs nicht mehr die Rede sein. Freilich war, um den Gottesdienst so weit in Verfall zu bringen, auch genug geschehen von denen, die ihn zu pflegen und zu fördern berufen waren. Regierung und Stände schafften 1769 und 74 die in die Woche fallenden Apostel- und die kleineren Festtage ab, um diese Tage auch für die Arbeitszeit zu gewinnen. Zugleich wurden auch die freilich wenig besuchten Fastengottesdienste auf den Sontag verlegt, so daß auch die Verlesung der „Historie des Leidens und Sterbens unsers Heilandes Jesu Christi" bald fast überall zu großem Bedauern der alten Leute, die mir von derselben mit großem Interesse erzählt haben, in Abgang gekommen. Den Pastoren war das meist ganz genehm. Vor etwa 30 Jahren komt ein Küster vor dem Nachmittagsgottesdienste zu seinem Pastor, um die Gesänge zu holen. „Heute wird ja kein Mensch kommen." — „Möglich" antwortet der Küster. Der Pastor tritt ans Fenster, ruft aber bald dem Küster zu; „All mein Lebetage, da komt schon die alte krumme Frau und der fromme Weber — nun wirds wol nicht anders!" (Uebrigens ein Gewissensspiegel für uns Alle!!) — Eine besonders traurige Erscheinung sind aber die (meist durch Zusammenlegung der Pfarreien entstandenen) Lesegottesdienste. Wenn an jedem Sontage des Jahres im ganzen Lande in etwa 40 Kirchen der Gottesdienst vom Küster abgehalten werden soll und mit Ausnahme von vielleicht 10 Kirchen „selten einmal einer zu Stande komt", also in 40 kleinen Kirchgemeinden jährlich an zweitausendmal die geöffnete Kirche lautlos und ler dastehen bleibt, so ist das ein erschreckendes Zeichen und Zeugnis.

Wenn die Beichthandlung in den allermeisten Gemeinden vom Sonnabend Nachmittag auf den Sontag Morgen verlegt ist und eine Zurückverlegung von den Guts- und Pachtherschaften gewöhnlich auf alle Weise wegen der „Arbeitsstörung" verhindert wird, so ist dadurch derselben allerdings schon wegen der knappen Zeit am Sontag vor dem Frühgottesdienste ein gewisser Abbruch geschehen; namentlich die Dienstboten kommen dazu oft athemlos abgejagt, weil sie zu Hause erst ihre Arbeit früh haben beschaffen müssen. Doch müssen wir dem Herrn danken, daß die Form der Beichte nach ihrer wesentlichen Bedeutung im ganzen Lande ziemlich intact erhalten ist. Was man in andern Ländern fast als höchstes Maß der Beichtform mit Noth erringt, haben die Gemeinden hier unter dem Schutze eines konservativen Regimentes festgehalten. Nicht der Pastor spricht hier ungehöriger Weise die Beichte vor, sondern es tritt hier einer aus den Confitenten an den Altar und spricht dieselbe gewöhnlich knieend in Aller Namen aus. Daß keiner sich fände, der das vermöchte, ist wol eine Seltenheit. Die alten Leute und die jüngere Generation haben auch das alte lutherische Formular „Ich armer sündiger Mensch bekenne und beklage vor Gott und vor Ihm an der Statt Gottes, daß ꝛc." inne und nur die dazwischenliegende rationalistisch erzogene Generation und bis jetzt hin meist auch die Städter kommen mit modernisirten Beichtformeln oder -Versen. Sodann treten je zwei oder drei an den Altar hin und empfangen die Absolution, so daß wir hier im Grunde wenn auch nicht „Privatbeichte", so doch, was die Hauptsache ist (cf. Luther in der „Vermahnung zur Beichte" u. A.) Privatabsolution haben.

Die Copulation findet wol mit seltenen Ausnahmen überall in der Kirche statt und wenn unser Regiment sich entschieden gerade gegen die Haustrauungen ausgesprochen hat, so möchte dies namentlich auch aus dem Grunde anzuerkennen sein, weil auch die Stätte des Altars hier ein stärkerer Protest gegen das Gelüst (oder vielmehr der dem Volke aufgedrängten Versuchung) der Civiltrauung ist und der Contrast derselben mit der kirchlichen Trauung dadurch schärfer hervorgehoben wird. Der Brautkranz gilt immer noch als ein Ehrenzeichen, welches

*) Eine Sitte, die ich eben nicht befördern und befürworten möchte, ist das besonders bei ältern Leuten noch festgehaltene Fasten vor dem Genuß des Abendmals. Luther sagt zwar: „Fasten und leiblich sich bereiten, ist eine feine äußerliche Zucht", allein ich kann nicht umhin, diese Zucht doch lieber auf die Mäßigkeit beschränkt zu sehen. Abgesehen davon, daß es wirklich noch mit einem „römischen Aberglauben" zusammenhängt, am Morgen des Abendmaltages gar nichts zu genießen, können Kinder, die, wie hier zu Lande der Fall ist, von früh auf an sehr reichliches Essen gewöhnt sind, am Confirmationstage nicht eine Stunde weit zu Fuß gehen und dann einen mehrstündigen, zugleich innerlich für sie angreifenden Gottesdienst ohne Störung der Andacht aushalten.

den Gefallenen (die freilich leider fast die Hälfte unter den jungen Bräuten ausmachen) verweigert wird, und es gehört schon die mit sittlicher Schamlosigkeit meist verbundene sogenante „Bildung und Aufklärung" dazu, um die Hochzeit der letzteren auf dem Lande wenigstens nicht still zu feiern. Bei dem Tagelöhner wird es schon von den meisten ernsteren Gutsherschaften nicht anders geduldet. Hier gilt der Freitag nicht als Unglückstag, wie die „Erinnerungen" aus der Mark erzählen, sondern ist der gewöhnliche Trautag, auf welchen dann am Sontag bequem der Kirchgang der jungen Leute fält, der von dem näherstehenden Theile der Hochzeitsgäste noch durch eine Nachfeier mit begangen wird. Uebrigens habe ich gefunden, daß dem Volke jeder Tag gleich war; Sonnabend, Sontag und Montag sind kirchenordnungsmäßig von Hochzeiten ausgeschlossen, um die Sontagsfeier nicht zu stören, was freilich durch jene Nachfeier zum Theil illusorisch gemacht wird.

Nach der Geburt jedes Kindes hält die Mutter, die kurz vor derselben gewöhnlich bei ihrem letzten Kirchenbesuche zum Sacrament gegangen, einen feierlichen Kirchgang, auf welchem sie von einer ihr nahestehenden Frau oder den wirklichen Pathen begleitet wird. Selbst gefallene Mädchen halten ihren Kirchgang durch ein stilles Gebet vor dem Altare früh vor Beginn des Gottesdienstes oder lassen sich auch wol am Wochentage dazu expreß vom Küster die Kirche öffnen. Wenn diese wirklich noch ihr Gebet vor dem Altare verrichten, sind leider die Ehefrauen meist davon abgekommen; sie gehen blos um den Altar, opfern für die von der Kanzel stattfindende Danksagung und gehen dann auf ihren Platz. In einigen Gemeinden ist neuerdings eine förmliche „Einsegnung" vor dem Altare unter dem Geläut vor Beginn der Kirche eingeführt und hat wol bei den meisten freudigen Anklang gefunden, denen es namentlich lieb und wert ist, wenn ihnen das Gebet von dem Pastor in den Mund gelegt wird. Daß diese Einsegnung hier in Mecklenburg nicht eine pure „Neuerung" ist, geht daraus hervor, daß in früherer Zeit die Mütter selbst mit ihren Kindern auf dem Arme in der Kirche erschienen und vor dem Altare niederknieten. (M. s. v. Krakewitz' Leben von Lic. Dalmer p. 4.) Nur in sehr wenigen Gemeinden Mecklenburgs und des benachbarten Neuvorpommerns trägt der Kirchgang übrigens noch den feierlichen Character älterer Zeit. Da trat unter dem Läuten die Mutter mit zwei Frauen (junge Mädchen wie jetzt dazuzunehmen hielt man für durchaus unpassend) in die Kirche ein. Die ganze Gemeinde, soweit sie schon anwesend war, erhob sich in diesem Augenblicke, während die Wöchnerin mit den beiden Frauen niederkniete am Altare und ihr stilles Dankgebet verrichtete. Erst wenn die Kirchgängerin in ihrem Stuhle angekommen war (wobei die Begleiterinnen ihr die Stuhlthür öffneten und sonstige Handreichung thaten) setzte sich die Gemeinde nieder und der Küster stimmte den Gesang an. Statt dieser geziemenden Weise hat sich in vielen Gemeinden der Unfug der sogenannten „langen Reihe", die schon im vorigen Jahrhundert gesetzlich verboten war, und bei welcher möglichst viele Begleiterinnen gebeten werden und der Zug um des Eclats willen erst unter dem Hauptgesange (Predigtliede) um den Altar zieht, eingeschlichen und bis auf den heutigen Tag erhalten. Der Gegensatz davon ist es, wenn sich unsre Städterinnen anfangen, des Kirchgangs sich zu schämen und gar nicht mal mehr um den Altar gehen, fals sie es nicht ungesehen thun können, ehe noch ein Anderer die Kirche betreten.

Mehr als anderswo hält der Sinn des Volkes auf Herkommen und Sitte beim Absterben und Begräbnis seiner Todten. Hier will „Alles

sein Recht haben". Es handelt sich hier zugleich darum, dem Verstorbenen seine gebührende Ehre zu geben und nach dem Volksglauben auch um die „Ruhe des Todten". Je dunkler das Gebiet, das man hier betritt, desto vorsichtiger ist man bei allem, was zu thun ist. Der Todte wird gewaschen und die Nächte, wo er über der Erde steht, bewacht. Das gewöhnlich schon länger bereit liegende Todtenhemd muß vom besten Stoffe und wenig oder gar nicht gebraucht sein. Eine solche Pietät gegen den entseelten Leib weist nicht blos rückwärts auf das, was der Verstorbene den Angehörigen gewesen, sondern auch in die Zukunft, was er sein wird. Sie entspricht selbst unbewust dem Glauben an die Auferstehung des Fleisches. Ein stilles Begräbnis ist auf dem Lande wenigstens eine Seltenheit, früher war es ein (schlechtes) Privilegium des Adels. An vielen Orten wird der Sarg in die Kirche gebracht und dort die Leichenrede gehalten. Auf dem Sarge brennen während derselben zwei Lichter (bei Aermeren auch eins), Vornehmere schaffen dazu Stammlichter an, die dann auf den Altar gegeben und sontäglich angezündet werden, bis sie verbrant sind. Die kleineren Lichte der Aermeren müssen im Hause an dem Begräbnistage zu Ende brennen, offenbar ein Residuum der römischen Seelenmesse, denn das angezündete Licht hat die Bedeutung der Fürbitte.

Uebersehen wir die ganze Summe dieser kirchlichen Sitten und Bräuche, so sind wir ohne Zweifel zu dem Schlusse berechtigt, der Kirchenacker ist hier zu Lande noch nicht verwüstet und versandet durch Umsturz und Ueberfluthung der wilden Wässer des aufklärenden Zeitgeistes. Er gleicht vielmehr dem brachliegenden Boden, der vielfach vom Unkraut überwuchert und durch den Mangel an Cultur gehärtet, fleißig bestelt werden muß mit neuer Saat, um Frucht zu bringen. Zu diesem Unkraute, das je nachdem es aus alter oder neuerer Zeit stamt, mehr oder weniger tief eingewurzelt ist, sind auch die vielfach verbreiteten kirchlichen Unsitten und abergläubischen Bräuche zu rechnen. Wenn selten ein Kind zur Taufe gebracht wird und zwar nicht blos auf dem Lande, sondern auch in den Städten von sogenanten Gebildeten, ohne daß ihm ein in ein Gotteswort (ein Blatt aus Bibel oder Gesangbuch) eingewickeltes Geldstück beigesteckt wird, damit es nicht in Armut gerathe, wenn Kamm und Tuch, womit die Leiche frisirt und gewaschen ist, sorgfältig mit in den Sarg untergelegt wird, wenn eine in gesegneten Umständen sich befindende Frau niemals Pathe steht, wenn eine Mutter ihren Kirchgang monatelang verschiebt, weil mit einer Wunde Niemand zur Kirche über die Gräber gehen dürfe, — dazu die fast überall im Schwange gehenden Zaubereisünden, so sind das arge Schlinggewächse, welche am Marke des innern Lebens zehren. Und wenn es auch hier in den Städten schon Mode wird, am Confirmationstage den „jungen Damen", die eben vor dem Altare gelobt, mit Christo der Welt sich gekreuzigt zu halten, „aufzubauen" mit Ballkleidern und andern Ballgegenständen für ihren nunmehrigen Eintritt in die Welt, so ist solcher verderblichen Unsitte mit allem Ernste entgegenzutreten.

Das ist nun etwa, was sich von dem gegenwärtigen kirchlichen Bestande in der Gemeinde anführen läßt. Nehme ich zu dem Allen nun meine und mancher Amtsbrüder speciellere Erfahrungen hinzu, so vermag ich nicht anders als den Höhestand des kirchlichen Lebens als einen ziemlich niedrigen und was an wirklich geistlichem Leben als vorhanden sich kund gibt, als noch gering zu erkennen. Denn wo ist in den überaus meisten Gemeinden eine wirkliche Begierde nach der lauteren Milch des Evangeliums bei nicht ganz schlech-

tem Kirchenbesuche zu finden? Wo eine Benutzung der Gnadenmittel, die auf ein wahres Herzensbedürfnis schließen ließe? Wo eine Feier des Tages des Herrn von innen heraus und über das Maß des politischen Gesetzes hinaus? Wo eine herzliche Theilnahme an den Werken christlicher Liebe (namentlich Mission), die auf eigne Gnadenerfahrung schließen ließe? Wie mangelhaft die Erkentnis der Sünde selbst in ihren gröberen Ausbrüchen (ich nehme nur das herschende Fluchen, Zauberſünden, „Mundraub" u. dergl.)? Wie groß die Unwissenheit in den einfachsten Stücken der Heilsordnung, die auch dem Einfältigsten zum Seligwerden unumgänglich zu wissen nöthig ist, trotz des herrlichen Landeskatechismus?

Wir dürfen glauben, daß der Herr auch hier im Lande seine „Siebentausend" hat, aber dürfen auch nicht übersehen, daß wir nicht unter eines Ahabs Regiment leben, wo die Prophetenkinder sich mußten in Höhlen verbergen. Wer Christum hat, darf ihn auch in Wort und Wandel bekennen ohne Gefahr seines Lebens, wenn auch nicht ohne Schmach der Welt. Die trift aber einen wahren Christen hier freilich in großem Umfange. Wie auffallend ist doch solch Bekentnis im Lande, wenn z. B. ein Pächter oder Gutsbesitzer nur regelmäßiger die Kirche besucht, in seinem Hause gar Tischgebet einführt und von den weltlichen Vergnügungen sich mehr zurückzieht, wie muß er den Spott seiner Standesgenossen erfahren, wo er sich in der Stadt oder bei größeren Zusammenkünften blicken läßt! Ja selbst ein Geistlicher, der nicht Karten spielt, mit der Familie keine Bälle besucht, kann dem Vorwurfe des Pietismus u. dergl. nicht entgehen, da man doch sonst dem Geistlichen gerade solches noch allenfals nachzusehen pflegt. Noch mehr aber gewint man einen Blick in den Mangel geistlichen Lebens bei der Seelsorge. Wir können zwar nicht ins Herz sehen, aber wie ich auch nicht durchs Holz in ein Faß sehen kann, so vermag ich doch wahrzunehmen, ob ich auf ein leres oder volles Faß klopfe, je nach dem Schalle, der mir entgegentönt. Und wenn die rechtschaffenen Diener Christi sagen mögen: „Ich meine, ich habe auch den Geist Gottes", so ist ihnen damit auch die Gabe der Diakrisie gegeben, soweit sie zu einer fruchtbaren Seelsorge nothwendig ist. Wenn daher ein Bruder des Gehlsdorfer Rettungshauses, der im Lande collectirt hatte, mir versicherte, er sei viel als Geselle gereist, aber er habe nirgend so wenig wahres Christentum unter dem Volke gefunden, als hier in Mecklenburg, so mag das etwas scharf geurteilt sein (denn es gibt im übrigen Deutschen Vaterlande noch manche sehr wüste Strecke), aber im Ganzen entfernte sich sein Urteil doch nicht weit von der Wahrheit. Derer sind in unsern Gemeinden verhältnismäßig sehr wenige, bei welchen das Wort vom Kreuz in Herz und Leben eine belebende und seligmachende Kraft geworden ist. Was insbesondere den Adel und die höhere Beamtenwelt betrift, so darf es mit Freude anerkant werden, daß in diesen Kreisen wenigstens die äußere Sittlichkeit und Kirchlichkeit in den letzten 20 Jahren sichtlich zugenommen hat. Man kann diese Thatsache zum Theil wol der bessern Erkentnis und dem guten Bekentnis Einzelner zuschreiben, nicht minder aber der scharfen Kritik der Demokratie einerseits und dem von unserm Großherzogl. Hofe gegebenen guten Vorbilde andererseits. Im Ganzen aber ist es noch heute ein Wort zu seiner

Zeit, was einst Hier. Weller, der Freund Luthers, in der ep. nuncupatoria an Herzog Albrecht von Mecklenburg schrieb: „Ich wünsche, daß die Prediger mehr Eifer beweisen, die Sichern zu erinnern und zu strafen, als die Betrübten zu trösten, denn immer gehört der größte Theil zu den Sichern und Weltlichen; derer aber, die vom Gefühl der Sünde, des Zornes Gottes, der Hölle und des Todes gequält werden, ist immer ein kleiner Haufe." *)

Unsre theure und schmerzlich entbehrte Großherzogin Auguste K. H. ist von dem Herrn, den sie im Leben und Sterben als ihren Heiland bekant hat, ins Land der Herlichkeit abgerufen worden. Die würdige Tochter des Durchlaucht. Fürsten Reuß (Heinr. LXIII.) auf Stonsdorf in Schlesien, welcher in der Winterzeit des Unglaubens zu denen gehörte und sich ohne Scheu bekannte, welche dort auch ein „heiliger Same des Herrn" waren, zeigte sie sich nicht blos als edle Fürstin von Gottes Gnaden, sondern auch als eine wahre Christin durch Gottes Gnade. Ohne irgend auffallend hervorzutreten war sie eine einflußreiche Stütze des Reiches Gottes in unserm Lande in ihrem Ringen nach Verwirklichung des Bildes einer christlichen Frau in 1. Petr. 3. Ihr von einem heiligen Ernste getragener Wandel ist Vielen eine Erinnerung und Weisung zum Herrn gewesen; möge ihr erbauliches Ende ebenso Vielen, ja dem ganzen Lande eine ernste Mahnung sein an das Eine, was noth thut!

---

*) Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß die gläubigen Amtsbrüder meinem Urteile im Wesentlichen beipflichten werden und zwar nicht blos etwa durch bloße auch von ungläubigen Predigern vielfach vernommene Klagen über den traurigen Kirchenbesuch (die leicht einen verdächtigen Beischmack von Eitelkeit haben), sondern über den Mangel an „wahrem Christentum" und geistlichem Leben. Wenn der Norddeutsche Correspondent es aber für seine Pflicht hält, jedes nicht lobende Urteil als einen verletzenden Angriff abzuschlagen, wie er denn nicht ohne üble Insinuation meinen vorigen Artikel in der Ev. K. Z. abermals zu bemäkeln sich gedrungen gefühlt hat, so möchte ich denselben doch bitten, sich selbst einmal auf seine Stellung im Lande anzusehen. Wenn ein kirchlich- und politisch-conservatives Blatt, wie der N. C., noch nie hat so weit kommen können, um auf eignen Füßen zu stehen, wenn es von uns gläubigen Pastoren auf das Dringendste empfohlen werden muß, damit außer den interessirten Adligen nur ein einziger Mensch in unsrer Gemeinde sich entschließe, dasselbe zu halten, dagegen in- und ausländische demokratische Zeitungen in Masse gelesen werden und in vielen Dorfschenken zu finden sind, so glaube ich doch, daß der N. C., hinlängliche Aufrichtigkeit und Blick vorausgesezt, am wenigsten Ursache hat, diesen Artikeln zu widersprechen. Uebrigens — „Wer kann verbergen, was vor so vielen Augen aufgedeckt ist? Und was würde es nützen, dasjenige zu bedecken, welches der Allerheiligste Gott nicht will bedeckt, sondern abgeschafft, getilgt und ausgerotet haben!" — antwortete einst von Krakewitz, als ihm ein Vorwurf daraus gemacht wurde, daß er in öffentlicher Schrift die Privatcommunion der Vornehmen als einen Misbrauch angriffe.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Theologischer Verlag

von **Gustav Schlawitz** in Berlin

vorräthig in allen Buchhandlungen:

Das Evangelium
des
heiligen Johannes
erläutert
von
E. W. Hengstenberg
Dr. und Professor der Theologie in Berlin.

Erster Band.
26¾ Bog. gr. 8. broch. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Zweiter Band.
24¾ Bog. gr. 8. broch. 1 Thlr. 25 Sgr.

Erinnerungen
aus dem
Leben eines Landgeistlichen.

Zweiter Abdruck.
20 Bog. 8. broch. Preis 20 Sgr.

Souchon, A. F., Pastor an der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin. **Passions- und Ostersegen.** Acht und dreißig Predigten über das Leiden und die Auferstehung Jesu Christi. 32 Bog. gr. 8. broch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Savonarola.
Ein Lebensbild aus Italien.

Vortrag
vor einem Kreise von Männern und Frauen gehalten zu Rostock
am 25 Febr. 1862
von
Dr. Otto Krabbe,
Consistorial-Rath, ord. Professor der Theologie und Universitätsprediger.
5¼ Bogen. gr. 8. Vel. broch. Preis 14 Sgr.

Das
Concil von Trident.
Ein Vortrag
gehalten im Auftrage des Evangelischen Vereins in Berlin
von
Lic. Dr. Preuß.
2½ Bog. gr. 8. Vel. broch. Preis 7½ Sgr.

Rocholl, Pastor R., Volkskirche und Freikirche. Ein Vortrag auf der Pastoral-Conferenz zu Hannover am 19. Juni 1862. 3¼ Bog. gr. 8. Preis 7½ Sgr.

Bibliothek classischer Theologie in wohlfeilen Ausgaben
Neuester (8) Band
EXAMEN CONCILII TRIDENTINI
per
MARTINUM CHEMNICIUM
scriptum
secundum ed. 1578 Francof., collata editione a. 1707, denuo typis exscribendum curavit,
indice locupletissimo adornavit vitam Chemnicii ac
vindicias Chemnicianas
adversus Pontificios, praecipue adversus Bellarminum
ad calcem
adjecit
ED. PREUSS,
Dr. Phil. s. s. theologiae evangelicae licentiatus, eamque in universitate litt. Berol. priv. docens.

Wohlfeile Ausgabe mit dem Bildnisse des Martin Chemnitz. 65 Bogen gr. Lex. 8. Preis 3½ Rthlr.

„Martin Chemnitz ist wohl der grösste Theologe seit Luther, sowohl nach der Wirksamkeit als nach der theologischen Kraft. Wer etwas in der Evangelischen Kirche geleistet hat, sagt Walch, der hat es auf den Schultern von Luther, Chemnitz und Gerhard gethan. Er ist ein Classiker der reinen Lehre: freundlich und mild zu den Menschen, aber von eiserner Festigkeit gegen den Irrthum. Das Examen ist seine weitaus bedeutendste Schrift. Wer es nicht kennt, hat den Gegensatz der Evangelischen Kirche gegen die Römische nicht in seiner Tiefe erfasst; aber man würde sehr irren, wollte man glauben, die Kraft und die Bedeutung des Buchs sei in der Polemik erschöpft. Wer dies Examen gelesen hat, braucht sich nicht von allerlei Wind halb-rationalistischer oder halb-pantheistischer Lehre umherwehen zu lassen, denn das Examen enthält nicht nur positiv die Substanz der reinen Lehre, sondern lehrt auch die Methode, sie aus der Schrift zu entwickeln. Seine Schriftbeweise sind von so grosser Klarheit und Einfalt, dass sie unwiderstehlich mit fortziehen. — Wenn die Evangelische Kirche sich gründlich zu ihrem Bekenntnisse bekehren soll, so muss die Substanz der reinen Lehre allen Christen, insonderheit aber den Lehrern wieder lieb und vertraut werden. Gott wolle die vorliegende Ausgabe des Examen von Chemnitz dazu beitragen lassen."

Ev. Kirchenztg. 1861. No. 80.

Von der **Bibliothek classischer Theologie** in **wohlfeilen Ausgaben** sind ferner erschienen:

D. JOH. ALBERTI BENGELII
GNOMON NOVI TESTAMENTI

IN QUO EX NATIVA VERBORUM VI
SIMPLICITAS, PROFUNDITAS, CONCINNITAS,
SALUBRITAS SENSUUM COELESTIUM INDICATUR.

SECUNDUM EDITIONEM TERTIAM (1773)
DENUO RECUSUS.

Wohlfeile Ausgabe. Zweiter mit Registern vermehrter Abdruck. 50 Bog. gr. Lex.-8. broch. Preis 2½ Thlr.

Bei Veröffentlichung dieses zweiten Abdrucks unserer wohlfeilen Ausgabe von *D. J. A. Bengelii Gnomon N. T.* wollen wir nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, dass derselbe nach nochmaliger sorgfältiger Durchsicht mit neugegossener schöner Schrift im Text zwar unverändert hergestellt, doch in Folge laut gewordener Wünsche um ein dreifaches Register — einen *Index locorum V. T.* nach Bengel selbst, einen *Index verborum Hebraeorum et Graecorum* und einen ausführlichen *Index rerum et terminorum technicorum* — vermehrt worden ist. Den wohlfeilen Preis haben wir dessenungeachtet unverändert fortbestehen lassen.

Der unvermuthet schnell erfolgte Absatz des ersten Abdrucks hat zur Genüge dargethan, dass ein Bedürfniss nach diesem alten kirchlichen Schatze nicht sowohl vorhanden gewesen, als in Folge der wohlfeilen Veröffentlichung in weiteren Kreisen geweckt worden ist. „*Bengels Gnomon N. T.*," sagt Dr. Guericke in *Zeitschrift f. d. ges. luth. Theol. u. Kirche etc.* 1857. II. Heft, „veraltet nicht und kann auch, wenn gleich „in den letzten Decennien wiederholt edirt, nicht oft genug den „der Theologie Beflissenen zum ernstesten Studium dargeboten „werden. Diese betend gewissenhafte, grammatisch-philologisch „güldentteue und doch nichts weniger als nur glossatorische oder „buchstäbische Auslegung des gesammten N. T., in welcher der „tiefe, klare und scharfe Geist eines der grössten ev.-lutheri„schen Theologen sich gänzlich unter das Wort Gottes beugt, „um es in allen seinen Höhen und Tiefen und Falten zu erfor„schen, und mit den Mitteln gründlichster Gelahrtheit ganz einfach „schlicht und kurz zu deuten, — worin, wie der Verf. selbst sich „ausdrückt, *ex nativa verborum vi simplicitas, profunditas concinni„tas, salubritas sensuum coelestium indicatur*, — steht einzig da „auf exegetischem Gebiete und wird für alle Zeiten reiche Aus„beute gewähren. Es ist ein wahres Verdienst, welches die „Verlagshandlung, mehrfacher Aufforderung folgend, durch neue „saubere, correcte und wohlfeile Veröffentlichung dieses classi„schen exegetischen Werks — wobei sie völlig sachgemäss die „zuletzt 1773 durch M. E. Bengel Sohn aus späteren exeg. „Werken des Verf. vervollständigte Ausgabe, nur mit Hinweg„lassung des Sohnes eigner Zusätze, zu Grunde gelegt hat, „und welches nun jetzt ganz vollendet vorliegt, sich erwirbt."

Wir wünschen, dass auch dieser zweite Abdruck dazu beitragen möge das Bedürfnis nach dieser „betend gewissenhaften, grammatisch-philologisch güldentreuen Auslegung d. g. *N. T.*" mehr und mehr zu wecken und zu fördern.

LOCI PRAECIPUI THEOLOGICI

per

PHILIPPUM MELANTHONEM.

AD EDITIONEM LIPSIENSEM A. MDLIX.

Wohlfeiler Druck. 14 Bogen in 4to. broch. 22½ Sgr.

D. MARTIN LUTHERS

Ausführliche Erklärung

der

Epistel an die Galater.

Wohlfeiler Druck (in 2 Hälften). Vollständig in Einem Bande. 25 Bog. in 4. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

CONCORDIA.

LIBRI SYMBOLICI
ECCLESIAE EVANGELICAE.

AD EDITIONEM LIPSIENSEM A. 1584.

Wohlfeile Taschenausgabe. 58 Bogen. broch. Preis 25 Sgr.

Die vorliegende wohlfeile Taschenausgabe des *liber concordiae* bietet einen wörtlichen Abdruck der ersten authentischen Ausgabe von 1584 und zwar mit Rechenbergscher Paginirung und Hasescher Randparagraphirung. Unserer Ausgabe vorangestellt ist das *Mandatum Christiani II.*, derselben als Anhang beigegeben I. *das Tauf- und Traubüchlein* und *eine kurze Vermahnung zur Beicht.* II. *Die Sächsischen Visitationsartikel.*

S. ANSELMI CANTUARIENSIS
LIBRI DUO

CUR DEUS HOMO

RECOGNOVIT

DR. HUGO LAEMMER.

Wohlfeile Taschenausgabe. 7 Bogen. broch. 7½ Sgr.

MENOZA
Ein Asiatischer Prinz

welcher die Welt umher gezogen
Christen zu suchen
besonders in Indien, Hispanien, Italien, Frankreich, England Holland, Deutschland und Dänemark,
aber des Gesuchten wenig gefunden.

Eine Schrift, welche die untrüglichen Gründe der natürlichen sowohl als der geoffenbarten Religion deutlich darstellet und wider die Abwege der meisten Christen im Glauben und Leben treulich warnet.

Aus dem Dänischen übersetzt.

Vierte Auflage. 1759.

Neuer Abdruck. Wohlfeile Taschenausgabe. 46½ Bogen. Preis 1 Thlr.

Abriß der sogenannten Brüdergemeine

in welchem

die Lehre und die ganze Sache

geprüfet

das Gute und Böse dabei unterschieden

und insonderheit

die Spangenbergische Deklaration

erläutert wird durch

Johann Albrecht Bengel.

Stuttgart 1751.

Neuer unveränderter Abdruck. Wohlfeile Taschenausgabe.

26 Bogen. broch. Preis 17½ Sgr.

Dr. J. A. Dorner's Christologie im Preise ermäßigt.

Auf Wunsch des Herrn Verfassers haben wir uns entschlossen, das in unserem Verlage erschienene christologische Werk:

Entwicklungsgeschichte

der

Lehre von der Person Christi

von den ältesten Zeiten

bis auf die neueste dargestellt.

Von

Dr. **J. A. Dorner.**

Zweite stark vermehrte Auflage in zwei Theilen. 157 Bog. gr. 8. **zeitweilig** im Preise zu ermäßigen.

Wir ermäßigen demnach den Preis für das vollständige Werk in 2 Bänden von **11⅔ Thlr.** auf **6⅔ Thlr.**, den für den 2. Band allein, der die Lehre von der Person Christi vom Ende des **4. Jahrhunderts bis zur Gegenwart** enthält, von **6⅓ Thlr.** auf **4 Thlr.**, zu welchen Preisen alle Buchhandlungen das Werk zu liefern in Stand gesetzt sind.

Wir können indeß für diese Preisermäßigung keine Verpflichtung auf irgend welche Zeitdauer eingehen, behalten uns vielmehr vor, je nachdem die vorhandenen Vorräthe Aufräumung finden, den Ladenpreis binnen irgend welcher kurzen Zeit wieder eintreten zu lassen.

Auch die verschiedenen Abtheilungen des Werkes werden nach wie vor einzeln, aber nur zum bisherigen Ladenpreise abgegeben.

Der

Prophet Jesaja.

Uebersetzt und erklärt

von

Dr. M. Drechsler.

3 Theile. 88¾ Bogen. gr. 8. broch. Preis 5 Thlr. 25 Sgr.

Jeder Theil auch einzeln.

Die christliche Dogmatik.

Dargestellt

von

Dr. **H. Martensen,**

Bischof von Seeland.

Vom Verfaßer selbst veranstaltete Deutsche Ausgabe.

Wohlfeiler Druck. 29½ Bog. gr. 8. Velin. broch. 1 Thlr. 15 Sgr.

Evangelien-Predigten

auf alle

Sonn- und Festtage des Kirchenjahres

von

A. F. Souchon,

Pastor an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin.

Zweite Sammlung.

Erster Band.

60 Predigten. — Advent bis Pfingsten.

43½ Bog. gr. 8. Velin. broch. 1 Thlr. 25 Sgr.

Zweiter Band.

50 Predigten. — Die Trinitatis-Sonntage.

36 Bog. gr. 8. broch. 1 Thlr. 15 Sgr.

Die

Heilige Schrift

nach

Dr. Martin Luthers Uebersetzung

mit

Einleitungen und erklärenden Anmerkungen

herausgegeben

durch

Otto von Gerlach,

weil. Dr. u. Professor der Theologie, Consistorial-Rath und Hofprediger in Berlin.

In **drei** Ausgaben:

1) Neue wohlfeile Ausgabe in gr. Royal 8. 7 Theile in 3 Bänden. Subscriptionspreis 5 Thlr. 25 Sgr.
   Das Neue Testament, 2 Thle. in 1 Bande, 1 Thlr. 20 Sgr.
   Das Alte Testament, 5 Thle. in 2 Bänden, 4 Thlr. 5 Sgr.
2) Dieselbe auf feinem Velinpapier mit dem Bildnisse des seligen Verfassers. 7 Theile. broch. Subscriptionspreis 7 Thlr.
   Das Neue Testament, 2 Theile, 2 Thlr.
   Das Alte Testament, 5 Theile, 5 Thlr.
3) Bisherige Ausgabe in gr. 8. mit größerem Druck. 7 Theile, Ladenpreis 8½ Thlr.
   Das Neue Testament, 2 Theile, 2 Thlr. 10 Sgr.
   Das Alte Testament, 5 Theile, 6 Thlr. 5 Sgr.

Jeder Theil ohne Preiserhöhung auch einzeln.

Der Glaube der Väter

im

heiligen Schmuck der Lieder.

24 Lieder der Kirche

mit Randzeichnungen.

Von

J. v. B.

In Lithographieen nach einem in Aquarell ausgeführten Originale.

Erste Lieferung: **Wir glauben all an einen Gott — Wie soll ich dich empfangen — Es ist ein Ros entsprungen.**

Zweite Lieferung: **Von Himmel hoch da komm ich her — Was fürchtst du Feind Herodes sehr — O Haupt voll Blut und Wunden.**

Dritte Lieferung: **Allein Gott in der Höh sei Ehr — Nun laßt uns fröhlich singen — Wer weiß wie nahe mir mein Ende.**

Preis einer jeden Lieferung auf weißem Papier 22½ Sgr., auf chinesischem Papier 1 Thlr.

So eben ist im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Katechismusschule

für

Lehrer in Kirche, Schule und Haus

über Dr. Martin Luther's kleinen Katechismus

mit Erklärung

von

Dr. Albert Lührs

Superintendent in Peine.

Erste Abtheilung. gr. 8. geheftet 20 Sgr.

Statt der früher beabsichtigten 4 Hefte von 7—8 Bogen wird dieses Werk nur in 3 Heften, jedes zu 10 bis 12 Bogen, erscheinen.

Ferner ist kürzlich bei uns erschienen:

Lührs, Dr. A, auserlesene biblische Geschichten mit Eingangsspruch, Katechismusfragen und Liederversen. gr. 8. (12½ Bogen) 1862. 5 Sgr.

In der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Symbolik

für

Theologen und Nichttheologen

zur Orientirung

über den

Unterschied der christlichen Sonderkirchen

von

Dr. H. Karsten,

Superintendent in Schwerin.

Zweites Heft.

Darstellung des Wesens und der Eigenthümlichkeit der lutherischen Kirche.

14 Bogen. 8. brosch. 28 Ngr. oder 1 fl. 36 kr.

Die Darstellung des Wesens und der Eigenthümlichkeit der lutherischen Kirche aus der Feder eines so geistreichen Theologen dürfte in einem Augenblicke, wo die Fragen hinsichtlich der Lehre von Kirche, Kirchenamt und Kirchenregiment so lebhaft ventilirt werden, (neuestens durch Harleß) mit doppeltem Interesse aufgenommen werden.

(Das erste Heft enthält: Darstellung des Wesens und der Eigenthümlichkeit der römisch-katholischen Kirche.)

Von

Perthes' Theologischer Bibliothek, die Werke von Neander, Umbreit, Tholuck und Ullman enthaltend, sind 6 Lieferungen zu 16 Bogen à 1¼ Sgr. erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Für junge Theologen ist die Bibliothek eines der geeignetsten Weihnachtsgeschenke.

In der Dieterich'schen Buchhandlung in Göttingen ist erschienen:

Bischof Ketteler

Gräfin Hahn und Cardinal Wisemann,

wie sie zur römischen Kirche einladen,

betrachtet von

H. F. Uhden.

gr. 8. geh. 8 Ngr.

Bei Friedrich Andreas Perthes in Gotha ist erschienen:

Herbst, Dr. W., Matthias Claudius der Wandsbecker Bote. Ein deutsches Stilleben. 3 vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß von Matthias und Rebekka Claudius 1 Thlr. 22 Ngr.

Diese um 4 Druckbogen stärkere Auflage hat eine bedeutende Bereicherung namentlich durch Benutzung des Briefwechsels zwischen der Gräfin Katharina Stolberg, der Schwester des Dichterpaares, und Claudius erfahren, wodurch dessen Stellung zu Fried. Leop. Stollberg's Uebertritt zur katholischen Kirche aufgehellt wird. Aber auch außerdem wurde mancherlei Gedrucktes und Ungedrucktes zur Erweiterung und Berichtigung des Lebensbildes zugängig.

Möchte dies schöne Buch auch in seiner neuen Gestalt unter vielen Christbäumen eine Stelle finden!

Preis-Ermäßigung.

Dr. Hermann Olshausen's

Biblischer Commentar über sämmtliche Schriften des Neuen Testaments.

Mit den Fortsetzungen von Conf.-Rath Professor Dr. Ebrard in Erlangen und Professor Dr. Wiesinger in Göttingen

ist mit der bisher noch rückständig gewesenen 3. Abtheilung des 6. Bandes nunmehr vollständig erschienen. Der Preis für sämmtliche 7 Bände ist 24 Thlr. 28 Sgr.; ich habe mich aber entschlossen, denselben bis Ostern 1863 auf 14 Thlr., und für den 5. bis 7. Band, oder die von Dr. Ebrard und Dr. Wiesinger bearbeitete Fortsetzung allein, von 12 Thlr. 14 Sgr. auf 8 Thlr. zu ermäßigen, wofür Exemplare durch alle Buchhandlungen zu erhalten sind.

Ausführliche Prospecte mit der Inhaltsangabe sämmtlicher 7 Bände werden von allen Buchhandlungen ausgegeben.

Königsberg. **A. W. Unzer.**

In der Verlagshandlung S. G. Liesching in Stuttgart erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Johann von Staupitz

Von der Liebe Gottes

und vom

Rechten, christlichen Glauben.

Aufs neue herausgegeben.

Duodez. Fein Velin. Broschirt 9 Sgr. 30 kr.

Elegant mit Goldschnitt cartonirt 12 Sgr. 40 kr.

Das vorliegende Büchlein — eine herrliche Perle aus dem Beginn der Reformationszeit (1518), von Luthers Freund und geistlichem Vater, wird auch heutzutage noch viele Seelen erfreuen. Es ist insbesondere auch als eine Gabe für Frauen und Jungfrauen zu empfehlen. Die beigegebene kurze Biographie Staupitz'ens bildet eine anziehende Ergänzung.

In der Verlagshandlung S. G. Liesching in Stuttgart erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Etliche Gewissenskragen

hinsichtlich der Lehre von

Kirche, Kirchenamt und Kirchenregiment.

Ein Votum von

Adolf von Harleß.

Gr. 8. Geh. 10 Sgr. 36 kr. Rhein.

Wir machen alle Diejenigen, welche sich über die gegenwärtig obschwebenden wichtigen kirchlichen Fragen orientiren wollen — seien es Geistliche oder Laien — auf die vorliegende Schrift besonders aufmerksam.

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 4. März. № 18.

Die Kirche und die Armen!

Als mir früher einmal die Ehre zu Teil wurde, vor dieser Versamlung zu sprechen, hatte ich zum Gegenstande gewählt: „die Kirche und die Reichen"; es lag mir daher sehr nahe, diesmal das angekündigte Thema: „die Kirche und die Armen", zu behandeln. Wenn ich nun aber überhaupt bekennen muß, daß ich weder die Gaben noch die Kräfte dazu habe, dieser Versamlung zu genügen, und daß ich nur im Gehorsam gegen den verehrten Leiter des Evangelischen Vereins mich dazu entschlossen habe, einen Vortrag zu halten, so ist doch auch der Gegenstand ein so überaus schwieriger und umfangreicher, daß ich nicht daran denken kann, ihn zu erschöpfen, sondern nur den Versuch mache, dazu anzuregen, die Frage aller Fragen unserer Zeit immer wieder im Herzen zu bewegen. —

Die Kirche und die Armen sind nicht von einander zu trennen; alle, die in das Reich Gottes eingehen, müssen zuerst arm, recht arm werden, ehe sie eingehen können, denn die Thür steht nur den Armen offen. Zu den Zeichen, an denen die Tage des Heilands erkant werden sollen, gehört ausdrücklich, daß den Armen das Evangelium gepredigt werde. Die Erscheinung des Gottessohnes auf Erden ist das schärfste Gericht, das jemals über allen irdischen Reichtum und über alle menschliche Hoheit gehalten ist. Der König des Himmels, der Schöpfer aller Dinge, durch den Alles geworden ist, was da ist, wird im Stalle geboren und eine Krippe ist sein erstes Lager auf dieser armen Erde. In Niedrigkeit und Knechtsgestalt bringt er seine Tage zu, — die Füchse haben Gruben und die Vögel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, wohin er sein Haupt legen könne. Darum sollen wir festiglich glauben, daß die Armut keine Schande vor Gott ist und der Reichtum keine Ehre. Es ist ein Irrtum, wenn man meint, daß reich und hoch sein ein Zeichen der Gnade Gottes sei und daß irdische Noth und zeitliche Armut ein Zeichen ist, daß man von Gott verlassen sei. Er läst seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, und läst regnen über Gerechte und Ungerechte. Alle, die dem Herrn angehören wollen, müssen ihr Herz losreißen von der Liebe zu den irdischen Gütern; von den irdisch Gesinten sagt der heil. Apostel mit Weinen, daß sie Feinde des Kreuzes Christi sind.

Die Grundlehre der Kirche, daß wir allein aus Gnaden gerecht und selig werden, macht allen Ruhm der zeitlichen Verhältnisse zu nichte und hebt allen Unterschied zwischen arm und reich auf. Der Heiland selber spricht: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme", und wenn der Herr die Grundsätze seines Reiches hinstelt, so steht oben an der Ausspruch: „selig sind die Armen, denn das Himmelreich ist ihr." Stolz und Hoffart hat im Reiche Gottes keinen Raum. Wenn nun aber schon der Hochmut, der sich auf natürliche Anlagen und geistige Kräfte gründet, schwer zu tragen ist, und wenn die Hoffart, die mit eigenen Tugenden und eigener Gerechtigkeit glänzen will, von der Thorheit und Blindheit des eigenen Herzens zeugt, so ist am allerunerträglichsten der Stolz auf Geburt und Besitz und bleibt ein Zeichen der Beschränktheit und Schwachheit des Verstandes. Die Armut zu tragen mag immerhin eine schwere Last sein, aber der Reichtum ist eine viel schwerere, und wenn die Armut ihre Versuchungen haben mag, der Reichtum hat noch viel größere. Es kann in der Armut die Nöthigung zum Gebete und zum Trachten nach dem Reiche Gottes liegen, und in dem Reichtum die Gefahr, sich genügen zu lassen an den irdischen Gütern und die Bedürfnisse seiner Seele zu vergessen oder gering zu achten. —

Mein alter wahrhaft adlicher Patron hat einmal in seiner Weise gesagt: die Armen sind die nächsten Agnaten der Kirche — und er meinte damit nicht die geistlich, sondern die leiblich Armen! — Was aber soll die Kirche thun, da sie selbst arm ist und keine irdischen Güter hat? Es gab eine Zeit, in der die Kirche reich war und viele Güter besaß, aber ihre Reichtümer sind in andere Hände übergegangen, die sie festhalten, und die evangelische Kirche steht den Armen mit lerer Hand gegenüber und kann im guten Gewissen mit dem h. Apostel sagen: Gold und Silber habe ich nicht; dennoch aber haben die Armen ihr Anrecht an die Kirche nicht aufgegeben, ihr erster Weg geht gewöhnlich noch in das Pfarrhaus, — wer nur einen Tag in der Wohnung des Geistlichen zubringt, kann sich davon reichlich überzeugen —; bald fehlt die Miete, bald ist der Mann ohne Verdienst, bald die Frau oder die Kinder krank, bald fehlt das unentbehrlichste Kleidungsstück, bald das Schulgeld für die Kinder, bald sollen die Sachen im Pfandleihhause eingelöst werden, bald fehlt der Wöchnerin oder dem neugebornen Kinde das Bett, bald ist der Wechsel verfallen und der Executor steht vor der Thür, bald fehlt dem armen Schneider oder Schuster die nöthige Zuthat, um eine bestelte Arbeit anzufertigen, bald ist ein Kind oder die Frau gestorben und es soll ein Sarg

gekauft werden, — ja wie viel müßte ein Pastor täglich haben, um allen Ansprüchen zu genügen, und wie glücklich wäre man, wenn man alle könnte befriedigt von sich gehen lassen.

Der Reichtum, der der Kirche geblieben ist, ist das Wort Gottes und die Liebe der Gläubigen. Der rechte Gebrauch dieses Reichtums aber ist der, die Armen zur Gottseligkeit und zur Zufriedenheit zu ermahnen, und die Reichen zu nöthigen, die heilige Pflicht der Barmherzigkeit zu üben. Eine Kirche, die der Armen vergißt, ist todt und hat kein Leben, und ein Reicher, der nicht Barmherzigkeit übt, hat keinen Glauben und darum auch keinen Frieden. Es würde überflüssig sein, aus der heil. Schrift das Gebot zu begründen, das den Gläubigen befiehlt, Wolthätigkeit zu üben. „Wenn jemand dieser Welt Güter hat und sieht seinen Bruder darben und schließt sein Herz vor ihm zu, wie bleibt die Liebe Gottes bei ihm?“ und ein Kirchenlehrer hat gesagt: „wer bei der Thür des Armen vorübergeht, der wird auch bei der Thür des Himmelreichs vorübergehen müssen.“ „Wolzuthun und Mitzuteilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wol“, und St. Jacobus sagt: „der Glaube ohne die Werke ist todt.“ Es ist nicht zu verkennen, daß mit dem erwachenden Glaubensleben in der Kirche auch die Wolthätigkeit wieder von denen, die sich der Kirche zuwenden, als eine heilige Pflicht gefühlt wird. Davon zeugen die zahlreichen Vereine, die sich der Verlassenen und Armen annehmen, die Rettungshäuser, die die verwahrlosete Jugend in der Gottesfurcht zu erziehen suchen, die Vereine zur Kranken- und Siechenpflege, für Wöchnerinnen, für Kleinkinderschulen, sowie die vielen, die die Ausbreitung des Evangeliums unter Heiden, Juden und Christen sich zur Aufgabe gestelt haben, — Vereine, die in ihrer gesegneten Wirksamkeit weit über die Gränzen dieser Stadt und unseres Vaterlandes hinaus gehen. Jeder neue Verein ist ein grüner Zweig an dem Lebensbaume der Kirche. Es ist auch sehr erfreulich, daß selbst in den höheren Ständen sich einzelne finden, die es sich zur Lebensaufgabe machen, ihre ganze Zeit und alle ihre Kräfte dem Dienste für die Armen und Elenden hinzugeben. Und nicht nur treibt so der kirchliche Sinn zur Wolthätigkeit, sondern ich kann aus meiner Erfahrung auch das Umgekehrte bezeugen, daß die Uebung in derselben für Manchen das Mittel wird, ihn der Kirche wieder zuzuwenden, z. B. dadurch, daß man hier mit Freunden des Reiches Gottes in Berührung komt, und mancher Reiche hat schon von der Frömmigkeit der Armen einen größeren Segen empfangen, als die Gaben waren, die er brachte. Ein reicher Herr hat mir noch auf seinem lezten Krankenlager bekant, daß er die erste Anregung zu seiner Bekehrung von einem armen kranken Manne erhalten habe, der in seinem Hause in einer Dachkammer, die im Winter nicht geheizt werden konnte, auf einem sehr kümmerlichen Lager lag, aber dabei doch in großer Geduld und Ergebung seine Leiden trug, und mit getroster Zuversicht seinem Ende entgegen ging. Der wirkliche Segen der Armenpflege liegt in dem persönlichen Umgange und in der persönlichen Berührung mit den Armen, auch soll nach dem Worte des Herrn

dabei durchaus die Oeffentlichkeit vermieden werden. Wie der Herr das Gebet in das Kämmerlein und in das Verborgene verweiset, so spricht er auch: „habt Acht auf eure Almosen, daß ihr sie nicht gebet vor den Leuten, daß ihr von ihnen gesehen werdet, ihr habt anders keinen Lohn bei eurem Vater im Himmel. Wenn du nun Almosen gibst, sollst du nicht lassen vor dir posaunen, wie die Heuchler thun, in den Schulen und auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gepriesen werden. Wahrlich, ich sage euch: sie haben ihren Lohn dahin. Wenn du aber Almosen gibst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut, auf daß dein Almosen verborgen sei, und dein Vater, der in das Verborgene siehet, wird dirs vergelten öffentlich.“ Das ist die Generalregel, die der Armenpflege gegeben ist, wenn sie soll vom Segen begleitet sein. Die Wolthätigkeit, die in Zeitungen und Jahresberichten an die Oeffentlichkeit tritt, hat wesentlich einen andern Charakter angenommen, und ist in eine Bahn hinübergeleitet, die nicht die Verheißung des Herrn für sich hat. Was soll man nun erst sagen von den Bällen und Concerten und öffentlichen Vergnügungen, die zur Unterstützung der Armen gegeben werden, da die Wolhabenden tanzen und springen und sich Genüsse bereiten, damit die Thränen der Unglücklichen getrocknet werden.

Durch eine unchristliche, rohe und ungeschickte Behandlung der Armen sind auch diese in die verkehrteste Auffassung ihrer Lage gedrängt worden, und die einfache Frage ist zu einer höchst complicirten geworden. So viel liegt am Tage, daß die gegenwärtige Behandlung der Sache nicht die Zahl der Armen vermindert, sondern vermehrt, und die Kluft zwischen arm und reich nur größer macht, so daß die Frage über die richtige Behandlung und Pflege der Armen die schwierigste Aufgabe unserer Zeit geworden ist. Arme hat es zu allen Zeiten gegeben und wird es geben bis an das Ende der Tage, zu verkennen ist jedoch nicht, daß es gegenwärtig sich nicht mehr um einzelne Glieder der Gemeinde handelt, die durch Krankheit und allerlei andere Unglücksfälle heruntergekommen sind und der Hülfe bedürfen, sondern, daß die Armut eine Macht geworden ist, die drohend der bürgerlichen Gesellschaft gegenübersteht. Nach großen, schweren, verwüstenden Kriegen und in Zeiten der Theurung der gewöhnlichen Lebensmittel ist es sonst wol geschehen, daß die Armut und die Noth der arbeitenden Klasse groß wurde, aber jezt ist es weder der Krieg noch Hungersjahre, die wir erlebt haben, und dennoch ist die Armut im schnellen Wachstum begriffen, und das Verhältnis der Besitzenden zu denen, die Nichts haben, oder doch unzufrieden sind mit dem, was sie haben, wird immer gespannter. Die Armut, die aus wirklichen Landescalamitäten, Miswachs und Krieg sich erzeugte, ging vorüber und die Leute erholten sich wieder. Jezt aber geben die Felder reichlich die Früchte der Erde, und wir sehen auf einen 50jährigen Frieden zurück, Handel und Wandel blühen, und dennoch nimt die Noth und die Armut zu. Sonst beschränkte sich das Elend auf einzelne Orte und Provinzen, jezt ist es aber allgemein geworden und das ganze alte Europa

in allen seinen Ländern und Staaten steht mit Angst und Furcht vor dieser Frage. Volksfreunde und Staatsmänner haben seither vergebens nach der Antwort gesucht, und alles, was geschehen ist, hat den Strom in seinem wachsenden Laufe nicht hemmen können, und selbst die, die sonst nicht geneigt sind, sich vor den Schrecken der Zukunft zu fürchten, können es sich nicht verschweigen, daß hier eine Gefahr liegt, die sich nicht wegläugnen läßt. Es ist nicht mehr allein die Barmherzigkeit, die sich der Armen annimt, sondern die Furcht, die sie zu beschwichtigen sucht. Es ist nicht mehr die Demut der Armen, die da bittet, sondern der Trotz, der da fordert. Wenn es auch Ausnahmen gibt, so regt sich doch in der Masse der Armen ein grollender Haß gegen die Besitzenden, und diese sind nicht frei von der Angst vor den Tagen, in denen einst dieser Haß zum Ausbruch kommen wird. So stehen Haß und Neid als gewapnete Riesen da, und gegen diese Riesen sucht man Hülfe in Gedanken, die die Furcht eingibt, und in Schritten, die die Angst thut. — Furcht und Angst sind aber die traurigsten Genossen, die es im Kampfe gibt, und geben schon vor der Schlacht den Sieg verloren. Früher war jeder Einzelne, der der Armut verfallen war, ein Gegenstand des Mitleidens, und er appellirte bittend an die Barmherzigkeit, jezt fühlen sich die Armen als eine eigene Klasse, die unter einander solidarisch verbunden sind, und sie fordern Hülfe, Brot und Kleidung.

Weil nun entweder die Barmherzigkeit der Wolhabenden sich als unzureichend erwiesen hat, oder weil die Ansprüche der Armen so gewachsen sind, daß sie auf dem Wege der freien Liebe nicht mehr zu befriedigen waren, so hat man zum Gesetz seine Zuflucht genommen, und die bürgerliche Behörde hat, weil die Kirche entweder als unthätig oder ohnmächtig sich erwies, die Armenpflege gesetzlich organisirt. Es wird eine Armensteuer erhoben von den Besitzenden und den Armen ausgezahlt. Aber durch diese Gesetze und Ordnungen ist die Gefahr nicht beseitigt, sondern im schnellen Wachstum begriffen. Wer in kleinen und großen Städten, besonders da, wo die Schornsteine der Fabriken sich wie Thürme erheben, die Etats der Armenpflege vergleicht mit denen vor 30 — 50 Jahren, wird ein beunruhigendes Steigen der Summen nicht wegleugnen können. So wie die ausgebildetste Dogmatik der Orthodoxie den Unglauben nicht überwinden und die klarsten Paragraphen der Verfassung das Land nicht gegen Revolution und Empörung schützen können, so kann auch die vollendeste und scharfsinnigste Gesetzgebung die Ansprüche der Armen nicht befriedigen und die Vermehrung der Armen nicht verhindern. Trotz aller Dogmatik drängt der Unglaube mit Gewalt gegen die Mauern der Kirche, trotz aller Constitution hält die Revolution ihren unaufhaltsamen Umgang durch die Staaten, und wenn sich die Noth der Armut mit beiden, mit der Revolution und dem Unglauben, verbindet, so stehen wir vor einem Abgrunde, der uns den Blick in eine schauerliche Tiefe eröffnet. Ich will nicht sagen, daß das Gesetz das Uebel hervorgerufen hat, aber das will ich sagen, daß es eine Täuschung ist, wenn man sich dabei beruhigt, daß das Gesetz

da sei. Der Buchstabe des Gesetzes richtet Zorn und Zank an, sagt die h. Schrift, und gerade auf diesem Gebiete sind diese Früchte des Gesetzes sehr reichlich zur Reife gediehen. Die Einen drükt die Armensteuer und es wird nach ihrem Dünken zu viel gefordert, die Andern aber meinen, sie empfingen viel zu wenig und nehmen die Gabe mit Unzufriedenheit hin. Durch das Gesetz ist die Kluft zwischen Besitzenden und Armen zum Bewustsein gekommen, und die Armut selbst ist zu einer drohenden Macht geworden. Welche ungeheuren Summen sind diesem Löwen in den Rachen geworfen und er ist nicht satt geworden, welche Anstrengungen sind von den Obrigkeiten gemacht, um ihn zu stillen und er wird immer unruhiger. Wie haben einzelne edle Männer und Frauen ihre ganze Lebenskraft daran gesezt und all ihr Vermögen und all ihre Zeit geopfert, ihn zu zähmen oder zu beschwichtigen; wer zählt die Vereine, die die erfinderische Liebe gestiftet hat? aber der Riese wächst, und das rothe Gespenst des Communismus sehen schon manche in der nicht so gar weiten Ferne. Die Doctrinen des Humanismus und des Liberalismus sind wol schön zu hören, und die Schmeicheleien und lügenhaften Phrasen der heuchelnden Demokratie liebkosen wol den Löwen, aber vermehren nur seinen Hunger und Durst und reizen seine Begierden und seine Forderungen.

Wenn nun der Grund dieser Erscheinung nicht, wie gesagt, in Naturereignissen oder Unglücksfällen, in Krieg und theuren Zeiten zu suchen ist, sondern in den modernen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft, so liegt die Frage nahe: wer trägt die Schuld? — Viele sind nun sehr geneigt, die Armen allein für die Schuldigen anzusehen. Sie werden nicht müde über die Widersetzlichkeit und die Ungenügsamkeit, über die Untreue und Anmaßung des Gesindes und der Arbeiter zu klagen und übersehen ganz die Schuld der Herschaften. Es lohnte sich wol der Mühe, die Geschichte eines armen Mädchen zu schreiben, das hier in dieser Stadt oft in wenigen Jahren in zahlreichen Häusern und Familien gedient hat, oder eines herschaftlichen Dieners, der nach kurzer Zeit hier entlassen und dort angenommen ist, um bald wieder entlassen zu werden. Viele klagen über die Ueppigkeit, unkluge Verschwendung und den Luxus, den die Armen treiben, ohne Nachgedanken, wie sie in diese Bahn geleitet sind. In früherer Zeit hatte das Gesinde eine andere Stellung im Hause als jezt, und die Fürstin auf dem Throne stand der armen Frau in ihren Arbeiten und Beschäftigungen und ihrer ganzen Lebensweise näher, als jezt die Frau eines reichen Kaufmanns oder Rentiers der Frau eines kleinen Handwerkers steht. Der Markgraf Hans von Küstrin trug nur Strümpfe, die seine Töchter gestrickt, und Wäsche, die sie genäht hatten, und seine Gemahlin, die Mutter Käthe vom Volke genant, ging täglich in die Küche und stand ihrem Haushalte persönlich vor. Ist es doch fast dahin gekommen, daß die wirkliche Arbeit des Leibes angesehen wird, als zieme sie sich nicht für s. g. vornehme Leute. Dazu komt ein Luxus im Anzuge und in den Kleidern, eine übertriebene Gemächlich-

keit in den Einrichtungen der Wohnungen, eine Ueppigkeit im Essen und Trinken, wodurch die Scheidewand zwischen Armen und Reichen immer höher und größer wird. Bei dem natürlichen Einfluß, den die höheren Stände auf die geringeren ausüben, kann es aber gar nicht ausbleiben, daß sich auch hier die Ansprüche an das Leben steigern und vergrößern. Jeder sucht seine Armut so viel als nur möglich zu verbergen und strebt danach, es den Reichen im Luxus und in der Ueppigkeit gleich zu thun, so schlecht es ihm auch gelingen mag. Durch den Fortschritt in den Fabriken sind manche sehr überflüssige Dinge so wolfeil geworden, und das Unechte ist dem Echten so ähnlich geworden, daß, wenn es auch keinen wirklichen Wert hat, es doch ausreicht, sich selbst und andere zu täuschen. Der Frack aber, den der Geselle trägt, und das feine aus leicht zerreißbaren Stoffen gemachte Kleid der Magd ist bei der schweren Arbeit, die sie thun müssen, untauglich und sehr schnell verbraucht. Es ist aber, als ob die Armut eine Schande sei. Das Dienstmädchen legt am Sontage, wenn es ausgeht, einen Putz an, daß sie nicht allein sich ein Fräulein kann nennen lassen, sondern ihm auch wirklich ähnlich sieht. Die Tochter eines armen Tagelöhners vom Lande suchte hier einen Dienst und erhielt ein hohes Gehalt, das sie aber besonders für flitterhaften Putz verwendete. Nach einigen Jahren heiratete sie einen Fabrikarbeiter. Oefter wurde an den Vater geschrieben und um Geld gebeten, bald weil der Mann keinen Verdienst habe, bald weil es an der Miete fehle. Da machte sich einmal der Alte auf, um sein Kind in der Noth zu besuchen und sich von der traurigen Lage desselben zu überzeugen. Er komt am Sontag Nachmittag an. Er findet die Eheleute eben im Begriffe auszugehen. Die Tochter hat ein feines Kleid an und ein seidenes Mäntelchen um und sieht aus, wie er nur gewohnt ist, die Damen im Schlosse zu sehen, der Mann ist ebenfalls angethan nicht wie ein Arbeiter, sondern wie ein Herr und raucht seine Cigarre. In der Stube steht ein Sofa und über demselben hängt ein Spiegel und schöne Möbel stehen umher. Der alte Tagelöhner glaubt zuerst, daß er träume, die Tochter jedoch belehrt ihn, das müsse nun einmal so sein und lasse sich nicht anders thun. Es sei auch nicht, was er sehe, so theuer, wie er denke. — Kleider machen den Mann. Wer am Sontage vornehm war oder aussah, thut am Montage mit Murren und Seufzen gemeine Arbeit. Das Wort arm ist sehr relativ und erhält seinen Inhalt oft vielmehr von der eingebildeten Noth und dem unzufriedenen Auge, mit dem man das ansieht, was man hat, als von der Wirklichkeit. Wer will sagen, was wirklich zur Nothdurft des Lebens gehört? Es hängt ab von dem Urteile, das sich nun einmal darüber ausgebildet hat, und nicht von dem, was wirklich unentbehrlich ist. Wer unterhält die zahlreichen, oft glänzend ausgestatteten Vergnügungslokale in den Vorstädten? sind es nicht gerade die, die oft die bitterste

Klage über ihre Lage führen? Wer jemals ein Pfandleihhaus besucht, oder die Pfandleihscheine, die ihm von Bettelnden gezeigt oder zugeschikt werden, genauer angesehen hat, hat sich überzeugen können, daß die sogenanten Armen in der thörichtsten oder unklugsten Weise dem Luxus und der Ueppigkeit gedient haben, bis sie endlich die Reste ehemaliger Herlichkeit dahin geben müssen, und als Erinnerung daran das Gefühl der Unzufriedenheit und des Murrens im Herzen zurückbehalten? Je mehr die höheren Stände sich der Uebertreibung im Genuß und im äußeren Glanze hingeben, desto höher werden die niederen Stände ihre Anforderungen an das Leben steigern — und sich in ihrer Lage unglücklich fühlen. Die Reichen verführen die Armen. Die Kirche muß daher die Reichen ebenso zur Mäßigkeit und zur Einfachheit ermahnen, als die Armen zur Zufriedenheit, denn die Gewohnheiten, Sitten und Anschauungen von des Lebens Bedürfnissen gehen von Oben nach Unten. Man ist wol öfters versucht, bei denen, die über den unverständigen Luxus der Armen sich beklagen, an das Wort des Herrn zu denken: „was siehst du den Splitter in deines Bruders Auge und wirst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge, oder wie kannst du sagen zu deinem Bruder: halt still, Bruder, ich will den Splitter aus deinem Auge ziehen und siehst selbst nicht den Balken in deinem Auge? Du Heuchler, ziehe zuvor den Balken aus deinem Auge und siehe dann, daß du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest." (Luc. 6, 41 u. 42.)

Ein anderer Grund der wachsenden Armut liegt in der Gottlosigkeit. Wie oft wird die Klage laut über unordentliche, liederliche Wirtschaft, der Mann ist der Faulheit und dem Trunke ergeben, die Frau versteht nicht hauszuhalten, will nicht arbeiten, und die Kinder, die ihnen oft eine Last sind, verwildern, die Knaben treiben sich umher, statt die Schule zu besuchen, und die Töchter verfallen oft schon unglaublich früh in allerlei Sünden und Schanden. Es gibt Verhältnisse, denen man auch bei dem besten Willen ganz rathlos gegenüber steht. Alles, was die Wolthätigkeit gibt und was die städtischen Behörden thun, kann den Lauf der Dinge nicht aufhalten. Verhungern darf man uns nicht lassen, sprechen sie, tragen ihr Elend zur Schau, und betteln oder fordern trotzig Hülfe, oder glauben auch zum Diebstahl berechtigt zu sein. Die Noth betäubt das Gewissen, und im Gefängnisse gibt es wenigstens satt zu essen und auch eine warme Stube; so geht auch das lezte Gefühl der Ehre verloren. Sie murren wider Gott, der sie mit schweren Schicksalsschlägen heimsuche und klagen über die Hartherzigkeit der Menschen, die ihnen nicht helfen. Daß sie ihr Elend selbst verschuldet haben, und daß sie ernten, was sie gesäet haben, geben sie nicht zu; die Verhältnisse sind allein schuld und sie ganz unschuldig.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 7. März. № 19.

„Das hat der Feind gethan."

Ev. Matth. 13, 28.

„Ich will meinen Mund aufthun in Gleichnissen, ich will aussprechen die Heimlichkeiten von Anfang der Welt": so lautet die Umschrift, welche unser Herr und Heiland Jesus Christus dem ganzen umfassenden Unterrichte gegeben hat, dem unser Abschnitt zugehört. In dem Geständnis stimmen wir zusammen, daß die spannende Ueberschrift dem ausgewählten Ausspruch sonderlich gebührt; denn er enthält ein Geheimnis und gewährt einen Aufschluß, der unseren Geist erleuchtet wie ein heller Blitz und über die gezogenen Schranken der natürlichen Erkentnis weit hinausführt. Aber das betonen wir zugleich schon an der Schwelle der Betrachtung, daß dieser Aufschluß die Augen der Jünger keineswegs rückwärts weist, als ob sie hier die Lösung eines Räthsels hätten, in dessen dunklen Tiefen und an dessen tausendfach verschlungenen und verworrenen Fäden sie sich bisher vergebens abgemüht, und als ob gegenwärtig ihre Ohren selig wären, weil sie vernähmen, was der Weisheit aller Weisen der Vergangenheit verschlossen blieb. Sondern wie das ganze Gleichnis prophetischer Natur ist, so verkündigt namentlich das ausgehende Wort eine That, die damals noch zukünftig war. Wenn Er, der Säemann von oben her, den Auftrag seines Vaters werde ausgerichtet haben, dann würde eine andere Macht ihre Hände regen, und das Werk dieser Hände würde bleiben, bis daß einst die Engel ihre Thätigkeit entfalten und sichtend jedes Bündlein seinem Schicksale überantworten würden. Allein was damals noch im Schoße der Zukunft lag, das ist nun längst ein gegenwärtiges geworden; und so haben wir nicht allein die großen Gottesthaten zu rühmen, welche im Lichte geschehen von den Dächern gepredigt werden sollen, um Licht und Leben zu verbreiten; sondern wir müssen auch auf eine Feindesthat weisen, welche im Dunkel nächtlicher Weile vollzogen mit ihrem Fluche verwüstend durch das Leben geht. Welches ist diese That, und welches ist ihr Fluch? „Das hat der Feind gethan": so spricht der Herr. Allerdings es ist dies seine Antwort an die Knechte, welche ihn auf das Unkraut unter dem Weizen gewiesen hatten; gleichwol wir müssen diese Antwort wiederum als Frage stellen, — was also hat der Feind gethan? Sie ist entscheidend, diese Frage; und nicht allein für die innere Stimmung und Stellung unserer Herzen, sondern auch für unser Verfahren. Davon wird es ja abhangen, ob ein Ereignis mich mit einer wenn auch immer ernsten Freude erfüllt, — was Gott thut, das ist wolgethan —, oder ob ich mich einer gerechten Betrübnis überlassen darf. Davon wird es abhangen, ob ich in Demut eine wenn auch unbegriffene Weisheit verehre, oder ob mir ein Unmut wol ansteht und ich mit Recht ergrimme im Geist. Davon wird es abhangen, ob ich mich beuge unter Gedanken und Wege, die um so viel höher sind denn die meinen, als der Himmel höher ist denn die Erde, oder ob ich mich sträube mit allen Kräften meiner Seele. Davon wird es endlich abhangen, ob ich auch nicht in dem einen Falle erfunden werde als der wider Gott streitet, oder in dem andern als ein Solcher, der sich träge und schlaff dem gebotenen Kampfe entzieht. Aber so entscheidend nun die Frage ist, ebenso schwierig ist oft die richtige Antwort. Da wird oft gesagt, das hat der Feind gethan, und doch hat es eine bessere Hand gepflanzt; und nicht minder oft wird das Werk des Widersachers als eine dankenswerte Segensthat begrüßt. Längere Zeit hatten die Knechte die sprossende Feindessaat ohne Arg betrachtet, und erst, als sie Früchte anzusetzen anhob, fiel die Decke von ihren Augen: ach die unsrigen sind oft auch dann noch gehalten, wenn dies unzweideutige Merkmal schon hervorgetreten ist. Und die Schwierigkeit steigt, wenn wir uns nicht auf dem allgemeinen Gebiete des Lebens bewegen, wo Recht und Unrecht, Wolthätig und Verderblich einander gegenüberstehen, sondern wenn wir die engeren Gränzen des Himmelreiches betreten. Daher denn der Apostel nicht blos schwächeren Brüdern, sondern gerade den gefördertern Gemeinden die Gabe anwünscht, daß sie reicher werden möchten an aller Erkentnis und Erfahrung, um das Unterschiedene prüfen zu können. Wenn wir es unternehmen, diese schwierige und entscheidende Frage zu beantworten, so ahnen wir nicht blos, sondern wissen und sagen es voraus, daß unsere Antwort als eine sehr einseitige erscheinen werde, weil sie den Schwerpunkt auf Etwas viel zu Besonderes fallen läßt. Aber wir suchen unsere Rechtfertigung nicht ausschließlich in dem Bedürfnis unserer studirenden Jugend, sondern viel vollständiger in dem Umstande, daß sich dies Besondere von selbst zu einem sehr Allgemeinen erweitern wird, in dessen Kreise Alles Raum findet, was ihr irgend als das Werk einer finsteren Macht bezeichnen

möget. So wollen wir des Feindes That im Himmelreiche betrachten, und erstens ihre Frucht, zweitens unseren Schutz in Erwägung ziehen.

Was also hat der Feind gethan? Wir wollen es nicht verschmähen, zunächst einen Standort einzunehmen, von welchem aus wir das ganze Leben in seinem vollen Umfange überschauen können. Lassen wir unser Auge auf diesem weiten Kreise ruhen, oder es über denselben schweifen: wie Manches tritt uns schon in den äußeren Gestaltungen entgegen, wo wir das Walten einer argen Macht vermuten möchten. Hier und da taucht uns ein Zweifel auf, ob denn das wirklich die weise, die gütige, die liebreiche Hand des himmlischen Vaters geordnet habe; und dieser Zweifel behauptet sich selbst dann, wenn wir den Gedanken an seine züchtigende Ruthe oder an seine erprobende Weisheit hinzunehmen. Redet die Welt von einem tückischen, neidischen Schicksal, oder von unglückseligen Verkettungen zufälliger Umstände, oder von feindlichen Kräften der Natur, spricht sie in diesem Tone, wenn urplötzlich zerstört wird, was der Fleiß und ein emsiges Streben gebaut, wenn die Pfeile, die bei Tage fliegen, und das Grauen der Nacht sich beweisen, wenn die Seuche im Mittag verderbet und ein jäher, gewaltsamer Tod den Faden des Lebens zerreißt: so scheiden wir uns zwar Alle mit höchstem Ernste von einer solchen Weise der Beurteilung; allein der Verdacht überkomt nicht selten auch uns, ob nicht des Feindes Hand dies Unheil angerichtet habe. Da unterbricht die Krankheit den Lauf in den Schranken unseres Berufes. Müssen wir jedes Mal sagen: der Herr hat es gethan? Ob Luther Recht hatte, als er am Krankenlager seines Mitarbeiters in die bekanten Worte ausgebrochen ist, „hilf, Gott, wie hat mir doch der Feind dies Rüstzeug also übel zugerichtet!“ — ich weiß es nicht; das aber weiß ich, unser Herr und Heiland selbst hat in dem Einen Falle gesagt: ich habe dies kranke Weib geheilt, welche Satan gebunden hatte nun wol achtzehn Jahre, während er in dem anderen Falle, als er die Kunde vernahm, siehe, den du lieb hast der liegt krank, keinen Zweifel daran hatte, daß auf den Befehl seines Vaters der Engel des Todes Lazarum, seinen Freund, angerührt habe; und auch das weiß ich, daß der Apostel Paulus von der einen Seite von Malzeichen Jesu Christi spricht, welche er an seinem Leibe trage, und dann wiederum von Faustschlägen des Satans Engels, die ihn zu einer dreimal wiederholten Bitte um Hülfe vom Angesicht des Herrn gedrängt hätten. Da treten uns Hindernisse entgegen in unserem Wirken und Schaffen, in unserem Trachten und Streben; nichts will gelingen, alles schlägt fehl; wir kommen nicht vorwärts, die Ziele entziehen sich der ergreifenden Hand. Müssen wir allezeit sagen: das komt von dem Herrn? Das wissen wir wol, daß der Apostel wiederholt erzählt hat, wie der Heilige Gotteswille seine eigenen Pläne durchkreuzt und seinem Beschließen gewehret habe; wenn er sich vorgenommen, heute oder morgen will ich in die oder die Stadt gehen und ein Jahr da zubringen, predigen, wirken, so habe der Herr es anders gefügt; — oft hatte er es sich vorgesezt, die römischen Christen zu besuchen, um ihnen mitzuteilen etwas geistlicher Gabe und mitgetröstet zu werden durch die Gemeinsamkeit ihres Glaubens; doch es wurde ihm versagt. Aber wir wissen auch, wie er es einer andern Gemeinde bitter klagt, daß er ein großes Verlangen getragen habe, ihr Angesicht zu sehen, aber der Satan habe ihn verhindert. Nun, das Auge des Herrn war scharf und klar, und das Gefühl des Apostels war fein und sicher: wer aber sind wir, daß wir uns zutrauen dürften, das Unterschiedene überall richtig zu prüfen? Aber es ist auch in der That nicht diese Beziehung in welcher wir die Frage, welche uns beschäftigt, als eine so entscheidende erachten. Was die äußeren Fügungen in unserm Leben anbetrift, so haben wir zuletzt überall das Recht, an eine wenn auch nicht beschließende, so doch zulassende, leitende, ordnende Gotteshand zu glauben. Was Eliphas von Theman als ein heimliches Wort im Flüstern des Geistes vernommmen; was der Dulder, den er zu trösten gekommen war, mit ausdrücklichen Lauten bezeugt, „der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gelobet“; was der Allmächtige selbst in entscheidendem Worte zu erkennen gegeben, er spreche: bis hierher sollst du kommen, und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen, — das ergreifen wir als eine theure, tröstliche Wahrheit; und was wir im Einzelnen auch ahnen und vermuten mögen in mehr oder minder begründetem Verdachte: in Summa dürfen und sollen wir uns allezeit demütigen unter die gewaltige Hand Gottes, und gläubig bekennen, „es kann mir nichts geschehen, als was Gott hat ersehen und was mir selig ist.“ Und so verlassen wir dies Gebiet des äußeren Lebens und begeben uns in den Bereich des inneren. In einer Hinsicht haben wir hier einen festeren Boden unter unseren Füßen und können mit größerer Sicherheit auftreten, auch wol mit geübteren Sinnen um uns schauen; allein nach einer anderen Seite gilt es eine gesteigerte Vorsicht. Es ist schon wahr: es gibt Richtungen, Anschauungen, Bestrebungen in unserm gemeinsamen Leben, wir mögen den bürgerlichen Verband, oder die kirchliche Gemeinschaft, oder den allgemeinen geselligen Verkehr in's Auge fassen, von welchen wir mit der zweifellosesten Gewißheit urteilen dürfen, daß sie schlechterdings nicht von Gott kommen, und daß, wenn sie unser eigenes Gemüt versuchend berühren, daß da das Wort des Apostels seine volle Geltung gewinne: Niemand sage, wenn er versucht wird, daß er von Gott versucht werde, denn Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen, er versuchet Niemand. Aber es ist von einer Feindesthat die Rede. Und da wollen wir doch von einander unterscheiden, was von unserem eignen selbstsüchtigen Herzen komt, und was von einer überirdischen bösen Macht ausgeht; unterscheiden wo wir von unsrer Lust gereizt und gelokt werden, und wo wir nicht mit Fleisch und Blut, sondern mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel zu kämpfen haben; unterscheiden die Dornen, welche in dem Acker des natürlichen Herzens schon vorhanden sind und die gute Saat zu ersticken

drohen, und das giftige Unkraut, welches der Feind in unmittelbarster Thätigkeit seiner Hände gesäet hat. Lasset uns jetzt überhaupt schärfer zusehen. Was wir schon flüchtig angedeutet haben, — hier ist der Ort, es mit allem Nachdruck zu betonen: der Feind säet, nachdem der himmlische Säemann sein Werk gethan, nachdem das Himmelreich Bestand gewonnen hat. Der Same, welchen er ausstreut, muß mithin ein anderes sein, als was in dem Acker der Welt und in den Herzen der Einzelnen schon vorhanden war. Ja des Feindes Saat hat einen sehr bestimten Zweck. Das Reich war gegründet, die Wahrheit geoffenbart, die Gnade verkündigt, das kündlich große gottselige Geheimnis war geglaubt von der Welt. Das konnte keine Macht ungeschehen machen oder in Vergessenheit bringen. Hindern und wehren, stören und aufhalten ließ sich hier allein auf Eine Weise. Und auf welche? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Der Feind sahe sich darauf beschränkt, den Herzen unsicher zu machen, was sie gehört und aufgenommen hatten, auf daß die Predigt vergeblich und der Glaube eitel würde. Seine Saat ist der Zweifel! Zu Einem Male hat er sie ausgestreut, diese verderbliche Saat; aber das ist seine fortdauernde That, daß er das Gedeihen derselben in den einzelnen Gemütern im vollen Aufwand seiner Macht und List zu sichern sucht.

Es geschieht mit gutem Bedachte, wenn wir mit der Frage anheben, welches doch die allererste Erscheinung des Zweifels in dem gegründeten Himmelreiche war, nachdem das heilige in der Erde erstorbene Weizenkorn mit seinen reichen Früchten aufgegangen. Jene Erweisung des Jüngers am Osterabend, „es sei denn, daß ich in seinen Händen sehe die Nägelmale, und lege meinen Finger in die Nägelmale, und lege meine Hand in seine Seite, will ich es nicht glauben", — sie weicht allerdings zu wesentlich von dem Bilde der übrigen Zehn ab, von welchen uns erzählt wird, sie hätten vor Freude und Verwunderung noch nicht glauben können, als daß wir im Stande wären, den Thomas vor dem Vorwurf eines wirklichen Zweifels zu schützen. Wolt ihr aber deshalb nicht an diesem Zweifel haften, weil derselbe bald vor der Majestät des Auferstandenen und vor dem wirksamen Gebote verschwand, „so sei nun nicht ungläubig, sondern sei gläubig": wir lassen es gelten; nur Eins halten wir fest, — er war ein Vorzeichen des Zukünftigen, wir merken, was der Feind im Sinne hatte, ja was er im Grunde schon gethan. Die Saat will Weile haben, sie muß keimen und sprossen; zu ihrer Zeit tritt sie unverkennbar an das Licht. Und die Knechte fragen: Herr, woher hat dein Acker denn das Unkraut? Von dir kann es nicht kommen; denn du hast guten Samen ausgestreut! Aber lasset uns zwischen den Zeilen lesen. Sie geben deutlich zu erkennen, daß auch eine andere Weise der Erklärung sich dem forschenden Auge entziehe; nemlich auch aus dem Acker, aus seinem Acker vermögen sie die argen Pflanzen nicht zu deuten. Wir beruhen auf diesem Geständnis. Allerdings das Herz des Menschen hegt die Zweifel und der Mund des Menschen spricht sie aus; aber das ist eine ganz andre, davon völlig unabhängige Frage, ob sie auch in dem Geiste des Menschen entstanden, ob derselbe die Werkstätte ihres Ursprungs sei. Wir müssen hier das Auge schärfen. Wenn wir alle die Zweifel überschauen, welche während der Geschichte des Reiches Gottes aufgetaucht und geäußert worden sind, — es ist ihrer eine große Zahl, sie haben vielfach gewechselt nach Maßgabe des Bildungsstandes ihrer Zeit —, wenn wir sie überschauen wie sie bald aus der Erfahrung, bald aus der Wissenschaft, bald aus der Bibel selbst entnommen worden sind: so empfangen wir in der That zunächst den Eindruck, daß ihr Ursprung ein menschlicher sei. Nämlich sie alle, ohne daß wir auch nur eine einzige Ausnahme einräumen müßten, sie alle, selbst die glänzendsten und scheinbarsten, tragen unverkennbar und unzweideutig den Stempel des Menschlichen an sich, — der menschlichen Beschränktheit, der Enge des Gesichtskreises, den das menschliche Auge beherscht. Sie sind insgesamt so armselig, so nichtig, so sehr der bloßen Oberfläche abgeschöpft, daß man ernstlichen Anstand nimt, ihnen einen übermenschlichen Ursprung zuzusprechen, daß es als eine Lästerung der Majestäten erscheinen will, sie auf Rechnung eines höheren Geistes zu schreiben. Jede spätere Zeit schämt sich der Zweifel, welche die Väter gehegt haben, und kann sich nicht genug darüber verwundern, wie solche Bedenken die Gemüter im Ernste haben beirren können; wir selbst schämen uns in reiferen Jahren unserer früheren Anstände und beurteilen dieselben als kindische Einfälle, denen nur ein mitleidiges Lächeln gebühre. Insgesamt stehen die Zweifel, welche in der Christenheit verlautet sind, auf keiner höheren Stufe, als die Bedenken der Juden, von welchen uns die evangelische Geschichte erzählt; — wenn sie sagten, Jesus könne nicht der Christ sein, denn er sei ein Galiläer, „forsche und siehe, aus Galiläa stehet kein Prophet auf"; oder wenn sie erwogen, „wir kennen ja seinen Vater und seine Mutter, wie kann er denn vom Himmel gekommen sein?" oder wenn sie gar seinen Umgang mit Zöllnern und Sündern mit göttlicher Herlichkeit unvereinbar erachteten. Allein lasset uns wol von einander unterscheiden die Zweifel, das heißt ihren Gehalt und Stoff, und den Zweifel, das heißt den Quell, aus welchem sie hervorgegangen. Die Zweifel, so viele ihrer ausgesprochen worden sind, haben allerdings die Menschen gefunden, ja sie haben sie gesucht; aber der Zweifel, der Zweifelgeist, die Zweifelsucht, läßt sich aus diesem Acker nicht erklären und weist auf einen geheimnisvollen Ursprung. Und so verwundern sich die Knechte mit Recht. Herr, woher dies Unkraut? Die Saat ist bei Nacht geschehen, während die Leute schliefen, als selbst das Auge des Hüters auf der Warte und des Wächters an der Thür geschlossen war. Aber Einer hat es gesehen, der Hüter Israels, der nicht schläft noch schlummert, vor welchem Finsternis nicht Finsternis ist und die Nacht leuchtet wie der Tag. Und der es gesehen hat, der hat es bezeugt und spricht: das hat der Feind gethan! Es ist unsere Aufgabe, in dieser That des Feindes Hand, sein Bild und seine Ueberschrift zu erkennen. Zweifel; — welches ist sein wahrer, eigentlicher Gegenstand? woran zweifelt der Mensch? Zwei

Strahlen gehen von dem Angesichte Gottes aus, welche den Glanz seiner Herlichkeit bedingen, die Wahrheit und die Gnade. Die haben die Sänger des Alten Bundes gepriesen, — „es ist ein köstlich' Ding, lobsingen deinem Namen, du Höchster, des Morgens deine Gnade, des Nachts deine Wahrheit verkündigen." Die betrachten sie als die festen Gründe, auf die sie sich erbauen, so oft sie bitten und wenn sie hoffen, — „um deiner Gnade und Wahrheit willen": das ist das Siegel ihrer Zuversicht. Und der Apostel hat sie geschaut auf dem Angesichte des Christus, welcher der Abglanz der Herlichkeit des Vaters und das Ebenbild seines Wesens ist; „wir sahen seine Herlichkeit, eine Herlichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit"; „und was wir gesehen haben, das verkündigen wir euch, auf daß auch ihr mit uns Gemeinschaft habet und mit dem Vater und dem Sohne." Diese Wahrheit, diese Gnade ist der Gegenstand des Zweifels. — An der Wahrheit zweifeln, — ist das nicht ein Widerspruch? eine Unnatur? Ueberdenket es doch! Es gibt nichts, was ein so entschiedenes, allgemein anerkantes Recht auf eine unbedingte Unterwerfung hätte, als die Wahrheit; und nichts, was uns mit einem so tiefen und lebendigen Gefühle um die ganze Unabweislichkeit unserer Verpflichtung dazu erfüllen könnte, als sie. An der Wahrheit zweifeln, — das geht über die Grenze menschlicher Thorheit, menschlichen Unverstandes, menschlicher Willkür hinaus. Aber sehet, da ist Einer aufgetreten, welcher die Wahrheit von der einen und sich selbst und sein Wort von der anderen Seite als Eins und dasselbe hingestellt. Ich bin die Wahrheit, ich rede die Wahrheit; ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, daß ich für die Wahrheit zeugen soll; wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. Oder wäre dieser Anspruch zu hoch? dürften wir das volle Recht desselben irgend wie in Frage stellen? Wir dürfen es nicht, wir können es nicht. Dazu sind schon die Zeugnisse von außen viel zu gewichtig, welche die aufs Höchste gespanten Forderungen überschwänglich erfüllen; noch weit schlagender aber ist das Zeugnis, das wir tragen in uns selbst. Drei sind, die da zeugen, so schreibt der Apostel, und ihr Zeugnis stimt zusammen. Und er fährt fort: so wir der Menschen Zeugnis annehmen, so ist Gottes Zeugnis größer, denn Gottes Zeugnis ist das, das er gezeugt hat von seinem Sohne; und wer Gott glaubet, der hat solches Zeugnis bei ihm. So lange die Welt steht, ist nichts so bezeugt und verbürgt, als das Evangelium Jesu Christi; und nichts, schlechterdings gar nichts kann Dem noch als wahr gelten, welcher auf diese ewige Wahrheit den Schatten eines Verdachtes fallen läßt. Nein, aus dem Menschen kann ein solcher Zweifel nicht hervorgehen. Das hat der Feind gethan: so spricht der Herr. Wir glauben es ihm. Das sieht ja dem Feinde ähnlich, von dem wir wissen, er ist ein Lügner und ein Vater derselben; er ist nicht bestanden in der Wahrheit und die Wahrheit ist nicht in ihm; wenn er die Lügen redet, so redet er von seinem Eigenen. Das sieht ihm

ähnlich, ihm, der in den Anfängen der Geschichte mit der Frage auftrat: sollte es wol so sein? wirklich so sein? Aber in der That, die Saat des Zweifels an der Wahrheit geht keineswegs in allen Herzen auf. Es gibt solche, die in der Wahrheit stehen. Allein auch sie haben ihre verwundbare Stelle. Die nicht an der Wahrheit zweifeln, sie können versucht werden zum Zweifel an der Gnade! Aber daß wir nur ja nicht wähnen, als ob wenigstens dieser Zweifel aus dem Boden des eigenen Herzens erwachsen wäre! Gerade er läßt sich schlechterdings auf solche Weise nicht erklären. Wer der Wahrheit des Evangeliums Zeugnis gibt, müßte er nicht vor allem anderen das theure werte Wort ergreifen, daß Christus Jesus gekommen sei, die Sünder selig zu machen, auch die vornehmsten unter ihnen? müßte er es nicht vor allem glauben, daß, wo kein Unterschied der Sünde ist, — sie sind alle abgewichen und ermangeln des Ruhmes, den sie vor Gott haben sollten, — daß da auch kein Unterschied der Gnade sei, — sie Alle werden ohne Verdienst gerecht aus Gnaden? Daß, wo die Gnade herrsche, jeder Sünder, welcher Buße thut, sich ihrer Huld getrösten könne? Auch hier erkennen wir die Stimme dessen, welcher sich von Anfang an als den Verdächtiger, als den Verkläger erwiesen hat. Einst, als er noch im Himmel war, verdächtigte er den Menschen bei Gott, „recke deine Hand aus und taste ihn an, was gilts, er wird dich ins Angesicht segnen." Jetzt, da er als ein Blitz aus dem Himmel gefallen ist, verdächtigt er Gott bei den Menschen; — sollte Er wol gnädig sein? sollte er's dir sein, dir bei der Größe deiner Schuld? Wolan, dieser Zweifel an der Wahrheit, an der Gnade ist die Frucht der Feindessaat. Er hat sie ausgestreut und ist hinweggegangen. Sie aber ist aufgegangen, und ihre Wirkungen berühren uns Alle, auf welcher Stufe der Erkentnis wir auch stehen; nicht blos das Volk, von welchem es einst hieß, es wisse die Schrift nicht, sondern auch die Wissenden; und jetzt leider nicht blos diese, sondern jede Schicht der christlichen Gemeinschaft; die Luft, die wir athmen, ist davon erfüllt, der Boden, den wir betreten, läßt sie sprossen; es bedarf eines Schutzes!

Gewiß ist es unter allen Umständen wolgeredet, so Jemand rühmt: meine Zuflucht ist unter den Flügeln Dessen, welcher verheißen hat, „zwar der Satan wird euch sichten wie den Weizen, aber ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre", „Niemand wird meine Schafe aus meiner Hand reißen"; aber in diesen Schutz müssen wir uns doch begeben! Und wie geschieht das? Wisset ihr, was auf diesem Gebiete der Anfang aller Weisheit ist? Es ist nichts anderes, als die lebendige Anerkennung und Ueberzeugung, daß diese Saat von Niemand anders, als vom Feinde komt. Wie viel fehlt doch daran, daß dieselbe eine allgemeine, und daß wir selbst tief und lebendig von ihr durchdrungen wären! Redet man von einer Feindesthat, so schwebt uns immer der Gedanke an einen Judasfrevel oder an eine ähnliche empörende Bosheit vor der Seele; und das Zweifeln sieht oft so unschuldig aus, es scheint

manchmal eher einen Engel des Lichts als den Fürsten der Finsternis als seinen Urheber zu verrathen. Der an der Wahrheit zweifelt, — ja es ist das Unglaubliche geschehen, daß er als ein Freund der Wahrheit gerühmt wurde und als ein Liebhaber des Lichts gegolten habe. Der an der Gnade zweifelt, — es geschieht noch oft, daß er erscheint als der sein Heil schaffe mit Furcht und mit Zittern. Man darf solche Dinge nicht von außen her betrachten; man muß die Wirkungen des Zweifels an denen, welche sie hegen, verfolgen; — an den verderblichen Früchten wird das giftige Unkraut offenbar. Wir fragen, was nimt der Zweifel? und dann: wozu führt er den Menschen? — Was er nimt? Nun was in allen Beziehungen des Lebens das Schwanken und die Unsicherheit uns zu rauben pflegt, das entzieht uns der Zweifel um so entschiedener, als er das Höchste, das Eine Nothwendige zu seinem Gegenstande hat: er zerschneidet den Nerv unserer Kraft, er untergräbt die Grundlagen unseres Lebens und entwindet uns den Halt aus der Hand. Das sagen wir unserer Jugend, die diese Feindesthat so wenig zu fürchten scheint, so selten zu würdigen weiß, — o ihr, die ihr solt stark sein, den Bösewicht zu überwinden, der Zweifel bricht euren Waffen die Spitze ab, so daß ihr eure Ritterschaft nicht wolgefällig üben könnt. Aber wir sagen es auch uns Allen, denn unter dem lähmenden Druke dieses unerkanten, geheimen Schadens siecht unsere beste Kraft dahin. Und wozu er führt, der Zweifel? Nun eine bestimte Straße, auf der er uns einhergehen läßt, ist zunächst zwar nicht ersichtlich. Der Zweifler, so sagt der Apostel in einem zutreffenden Worte, ist unbeständig in allen seinen Wegen; er weiß kein anderes Bild zu der Zeichnung desselben zu finden, als daß er ihn vergleicht mit der Meereswoge, welche vom Winde getrieben und gewehet wird; unaufhörliche Widersprüche, ein jäher Wechsel der Gefühle und Entschließungen ist hier nicht allein erklärlich, sondern unausbleiblich. Aber irgend eine Bahn wird dennoch ungeachtet alles dieses Unbestandes verfolgt, — die Bahn von Gott hinweg! Was der Apostel in dem berührten Zusammenhange drohet, ein Zweifler denke nicht, daß er Etwas von dem Herrn empfangen werde, das gilt nicht allein von einzelnen Gütern und Gaben, sondern auch von der ganzen Stellung, die er dem Herrn gegenüber einnimt; der komt ihm nicht näher, sondern tritt ihm ferner und ferner in sicherer Bewegung. Ihm ferner; und wohin komt er näher? Der Zweifel, wenn er nicht gehoben wird, wenn er sich ungestört seinem wahren Wesen nach entfalten darf, führt zur Verzweiflung, — vielleicht nicht zu jener stürmischen, deren Ausbrüche wir mit Entsetzen wahrnehmen, wol aber zu jener geheimen, inneren, bitteren, deren Wogen sich in nichts anderem stillen, als in der völligen Dahingabe an die Dinge dieser Welt, — das heißt, im geistlichen Tode!

Aber sind wir um deswillen geneigt, eine Bergung zu suchen, uns unter den Schutz mächtiger Flügel zu begeben: wie sollen wir das thun? Sollte das der richtige Rath sein, der uns vielleicht zunächst in Gedanken komt, — daß wir jede Berührung mit den Zweifeln ängstlich und sorgsam vermeiden? Wie wären wir doch im Stande, denselben wirklich auszuführen! Es gibt ja keine Stätte, welche uns vor solchen Berührungen bewahrt. Da rühmt sich wol hier eine Kirche, dort eine Sekte, daß ihre festgeschlossenen Mauern dem Zweifel den Zugang verwehren, so daß er weder durch ihre Thüren eingehen noch anderswo einsteigen könne; aber es ist ein eitler Ruhm, und die sich darauf verlassen, werden bald der Täuschung gewahr. Gleichwie der Geist Gottes überall hindringt, den Unglauben zu strafen, zum Glauben zu erwecken, so auch der Geist des Zweifels, der vom Feinde komt. Wir sagen noch mehr. Nicht einmal der Wunsch soll in uns aufsteigen, daß solch eine äußerliche Bergung möglich wäre, daß wir dieselbe ununterbrochen genossen hätten; der Wunsch: daß ich doch nie Etwas von diesen Zweifeln erfahren, nie das Paradies meines kindlichen Glaubens verloren hätte! Da treten in dem Gleichnis die Knechte des Hausvaters auf. „Willst du, daß wir hingehen und das Unkraut ausgäten?“ Sie sind dazu geneigt und bereit. Ob sie es vermocht hätten bei Anwendung alles Eifers und alles Fleißes: das bleibe unbesprochen. So viel aber wissen wir, der Herr untersagt es ihnen mit einem entschiedenen Nein! Es ergeht auch heute aus manchem Munde die Anforderung an die, welche den Beruf zur Arbeit im Himmelreich überkommen haben, daß sie die Zweifel von den Gemütern fern halten, oder wenn ein Herz von denselben bethört sei, daß sie dann das verderbliche Gift alsbald entfernen und das Unkraut mit der Wurzel ausreuten sollten. Aber weder die eine noch die andere Zumuthung stimt zusammen mit dem Nein des Hausherrn. In diesem Nein finden wir unsern Trost und unsere Ruhe, die wir um unseres Amtes willen nicht anders können, als die Jugend mit den Zweifeln bekant zu machen, welche gehegt worden sind. Aber dasselbe Nein halten wir auch Denen entgegen, die von einem Menschen den Dienst begehren, daß er ihr Herz in unangefochtener Ruhe bewahre und es wie mit Zauberworten zu der verlorenen Glaubenszuversicht zurückführe. Die Zumuthung wäre dieselbe, wie wenn die Juden den Herrn am Kirchweihfeste im Tempel umringen und sprechen: was hältst du unsere Seelen auf? bist du der Christ, so sage es uns frei heraus; oder wenn jene Jungfrauen im Gleichnis zu den Genossinnen sagen: gebet uns von eurem Oele! Es ist die Weisheit des Herrn, welche die Zweifel in seinem Reiche duldet; und es hält auch nicht schwer, die Wege dieser Weisheit zu verfolgen. Sie liegen offenbar in dem Worte des Apostels: „selig ist der Mann, der die An-

fechtung erduldet, denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen"; und in der Eröffnung eines anderen Dieners Jesu Christi: es müssen auch Rotten unter euch sein, auf daß die Rechtschaffenen offenbar unter euch werden. Aber eben hierdurch sind wir darauf vorbereitet, den Rath zu vernehmen, außer welchem es auf diesem Gebiete keinen anderen gibt, die ernste Aufgabe, die heilige und unverbrüchliche Pflicht zu erkennen, die es hier zu lösen gilt. Es ist die Pflicht, gegen den Zweifel zu kämpfen, ihm mannhaften, beharrlichen Widerstand zu leisten, sintemal wir wissen, von wem er komt; überhaupt die Pflicht, uns nie anders mit ihm zu befassen, als zu dem Zwecke, ihn zu überwinden! Hege den Zweifel nicht bei dir, nähre die Schlange nicht im Busen, spiele nicht mit ihr, habe keinen Wolgefallen an ihren bunten Farben, begieße nicht das Unkraut, als ob es eine Pflanze wäre, welche der himmlische Vater gesezt hat. Und hier müssen wir uns vornemlich an unsere Jugend wenden. Es ist ein sehr ernstes Wort, das der Apostel dem Timotheus und allen denen gesagt hat, welche sich in einer Aehnlichkeit mit seiner Lebensstellung befinden: fliehe die Lüste der Jugend, jage aber nach dem Glauben! Es ist eine Lust der Jugend, sich mit Zweifeln zu brüsten, sich in Zweifeln zu gefallen, und von ihnen den Schein eines wissenschaftlichen Sinnes und Strebens zu erborgen; aber es ist eben eine gefährliche, eine verderbliche Lust; und ihr im höchsten Maßstabe, ihr wenn irgend einer jugendlichen Lust begegnet die Warnung: Habet keine Gemeinschaft mit den unfruchtbaren Werken der Finsternis! Wir wiederholen, was wir durch die ganze Betrachtung zu erweisen gesucht, und kehren nochmals die schneidende Schärfe davon hervor: lasset uns nicht vergessen, von wannen der Zweifel komt; nicht vergessen, daß dies das wesentliche Mittel ist, kraft dessen der Feind die christlichen Gemüter bethört. Es steht wirklich nicht so, daß man sagen müßte: wer kent, wer zählt alle seine Listen! Sondern es gilt, was der Apostel sagt: sein Sinn ist uns nicht unbewust; wir kennen seinen Weg! Und das sei denn unsere Losung dem Zweifelgeiste gegenüber: widerstehet dem Feinde, so fliehet er von euch, nahet euch aber zu Gott, so nahet Er sich zu euch. Noch hat Niemand, so es anders im rechten Ernste geschah, ohne Erfolg gesprochen: Satan, hebe dich von mir, weiche hinter mich. Wir haben eine Ermahnung der Schrift, — sie lautet dahin: so stehet nun, umgürtet eure Lenden mit Wahrheit; und wiederum: werfet euer Vertrauen nicht weg, setzet eure Hoffnung ganz auf die Gnade, die euch angeboten wird in der Offenbarung Jesu Christi. Aber wir haben auch eine Verheißung der Schrift, — sie geht in diesen Tönen: seine Wahrheit ist Schirm und Schild; und wiederum: meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer. Jene Ermahnung und diese Verheißung — sie wirken zusammen zu dem fest entschiedenen Entschlusse: weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten, noch keine andere Creatur soll uns scheiden von der Liebe Gottes, die da ist in Christo Jesu, unserm Herrn; —

und auch jetzt verbinden wir uns aufs Neue zur treuen Bewahrung unseres Gelübdes: Nein, ich bin und bleib' ein Christ, mag's den Feind verdrießen, er wird mein Vertrau'n auf Dich mir doch gönnen müssen!

Nachrichten.

Weitere Entwickelung hannoverischer Zustände.

Nachdem durch die in einem früheren in Nr. 84 und 85 v. J. abgedrukten Artikel näher dargelegten Mittel und Wege die Verordnung vom 19. August v. J. herbeigeführt war, kam es der umstürzenden Partei darauf an, dahin zu wirken, daß ja kein Stillstand eintreten möchte. Der Katechismus war fortan nur das Aushänge-Schild, die Fahne, um welche man sich sammelte. Fataler Weise war aber ein sehr wesentlicher Theil des kleinen Luthers auch in dem alten Katechismus abgedrukt. Es standen da alle fünf Hauptstücke samt ihrer Erklärung, im Hintergrunde waren auch immer noch die Symbole und die darauf gestüzten in voller Geltung stehenden Kirchen-Ordnungen. Es ließ sich also, so lange diese Bollwerke standen und Geltung hatten, noch nicht reine Bahn machen. Deshalb ward Baurschmidt, dessen Name nun einmal die Losung geworden war, veranlaßt, (im Zeitblatt der luth. K. von Münkel heißt es: „Baurschm. wird am besten wissen, woher er seine Instruktion erhalten hat") unter dem Namen einer Pastoral-Conferenz eine Versamlung nach Celle auszuschreiben. Da sollten sich alle Gesinnungsgenossen zusammenfinden und berathen, was weiter zu unternehmen sei. Es wurden demselben von vielen Seiten Adressen, Geschenke, Pokale, von der berühmten Stadt Eimbeck auch ein Faß Bier gesandt. Alle seine Erwiderungen wurden in den demokratischen Blättern abgedrukt und fast immer ließ er im Hintergrunde die „große Celler-Conferenz" sehen, wohin man von allen Seiten kommen werde, um von da aus der Bewegung den rechten Lauf zu geben. Bei dieser Gelegenheit sah er sich denn auch veranlaßt zu erklären, daß Luther größer sei als er. Die eigentlichen Urheber und Leiter mochten das schon wissen, aber sie benuzten noch einen Namen. Endlich am 7. October kam der Conferenz-Tag. Man hatte sich nicht damit begnügt, denselben wochenlang öffentlich auszuschreiben, sondern auch Fühler, Winke, briefliche Einladungen dazu ergehen lassen, um durch eine möglichst große Zahl zu imponiren. Allein es hatte doch nicht recht verfangen wollen. Obwol Celle so ziemlich im Mittelpunkte des Landes liegt und durch die Eisenbahn leicht zugänglich ist, so hatten sich doch von den etwa 1600 Geistlichen des Landes nur 42 eingefunden. Unter ihnen von den zehn Geistlichen der Stadt selbst zwei, aus der nahen Residenz gar nur Einer. Was aber doch einige Verwunderung erregte, war der Umstand, daß sich unter den 42 Geistlichen 10 Superintendenten befanden, darunter auch der vom Jahre 1848 her hier zu Lande genug schon bekante General-Superintendent von Göttingen. Er war damals Präsident des Volks-Vereins und vertauschte zum Zeichen der Gleichheit und Brüderlichkeit seinen Hut mit der s. g. Cerevis-Mütze eines Studenten bei einem öffentlichen Gastmale. Die Namen dieser Männer werden Sie freilich nicht kennen, da sie aber jezt in den Vordergrund getreten und die Männer der Zukunft sind, welche die Kirche regeneriren werden, wozu sie das Heft in die Hand genommen haben, so erlauben Sie wol die hieher zu setzen. Es tagten in Celle:

1. der General-Superintendent Rettig aus Göttingen, die Superintendenten 2) Meyer aus Uslar, 3) Reuter aus Oldendorf, 4) Fiedler aus Pattensen im Lüneburgischen, 5) Köhler aus Pattensen im Calenbergischen, 6) Busse aus Sarstedt, 7) Harmsen aus Schwarmstedt, 8) Oberdieck aus Uelzen, 9) Habenicht aus Seelze, 10) Thilo aus Markoldendorf. Von diesen möchte man nur von Einem sagen:

Mir thut es weh,
Daß ich dich in der Gesellschaft seh!

Die Uebrigen sind solche, die freilich mehr Umsicht und Einsicht haben als ihr Anführer Baurschmidt, aber sich doch im Uebrigen seiner Gesellschaft nicht zu schämen brauchen, nein, die sich denn auch seiner nicht geschämt haben. Die Namen der Pastoren will ich lieber mit Stillschweigen übergehen, sie sind bis auf zwei oder drei vom reinsten Wasser auch nicht einmal hier zu Lande weiter gekant. Sulze aus Osnabrück hatte zwar in seiner Schrift gegen Baurschmidt erklärt, daß er in Folge der Baurschmidtschen Protection des jämmerlichen alten Katechismus in Celle mit ihm nicht tagen könne und werde, er hat sich aber eines andern besonnen und doch vorgezogen mitzutagen. Es ist bemerkenswert, daß sich unter sechs „sonstigen Teilnehmern an der Conferenz" neben zwei Candidaten auch der Professor Heinrich Ewald aus Göttingen eingefunden hatte.

Um zu sehen, daß wir in Hanover jezt eine völlig neue Auflage von weiland Ronge und Uhlich haben, braucht man nur zu lesen, wie der große Baurschmidt in einem zweiten Pamphlet die Celler Conferenz beschreibt. Nachdem er in der Einleitung versichert, daß die ganze Bewegung: „so rein religiöser Art, so von den Achtbarsten und Besten getragen" sei und den Lesern den Trost gegeben, daß sie ja nicht zu fürchten brauchten, er, Baurschmidt, „werde wol gar mit viel gelehrter Rüstung ins Feld ziehen" (was ihm denn Jeder gern zum Voraus glaubt), so fährt er fort den Hergang der Conferenz so einzuleiten:

„Wer Celle am Nachmittage des 6. und in den Frühstunden des 7. October 1862 gesehen, dem mußte wol der Gedanke kommen, daß Ungewöhnliches daselbst vorgehe. Die vielen Tausende, die am Bahnhofe harreten, das dichte und fröhliche Menschengewoge bis hinein in die Stadt, die eilfertig am Thore wiederhergestellte Brücke, die bis tief in die Straßen herabwallenden Fahnen, die mit Tannenzweigen und Blumen geschmükten Häuser, die schon zum Gruße bereiten freundlichen Blicke die hie und da an den Fenstern sich zeigten, alles deutete darauf hin, daß zu der angegebenen Zeit liebe und willkommene Gäste in Celle erwartet würden. Es waren die Geistlichen, die der Bitte des Archidiakonus Baurschmidt vom 2. September Folge gebend ihren Weg nach Celle genommen hatten. Sie kamen nicht um theologische und für den Laien mehr oder minder gleichgültige Fragen abzumachen. Sie kamen noch weniger zu einer freundschaftlichen und amtsbrüderlichen Begrüßung. Sie kamen vollends nicht, um sich — wie es von einer kürzlich in Hannover zusammengetretenen Prediger-Conferenz, ich weiß nicht ob mit Recht oder Unrecht hieß — im Kampfe gegen ihre Gemeinden gegenseitig zu stärken. Sie kamen, was an ihnen sei zu bedenken, zu ergreifen und in's Werk zu setzen zum Frieden der Kirche und zum Frommen der Gemeinden. Sie kamen nicht einen leichten blumigen Weg (bisher war ja der Weg sehr blumenreich) zu wandeln. Sie kamen einem Ziele nachzuringen, zu dem der Weg vielleicht nur über scharfe Dornen, über steile Klippen, und jedenfals auf einer Bahn voll Mühen und Gefahren führt. Das erwartete die Stadt Celle, das sagte sich jeder der Ankommenden. Und

wenn daher schon der Empfang von Seiten der Stadt bei aller Herzlichkeit und Innigkeit ein sehr ernst gehaltener war, so war noch ernster der Blick, mit dem die Angekommenen sich einander in's Auge schauten, noch ernster und bewegter der Händedruck, mit dem sie zur ersten Begrüßung zusammentraten. Ob bekant oder unbekant, Einer warf sich an des Andern Brust, wol nicht viel anders als in den Jahren 1813 und 15, da nicht etwa nur Jünglinge, nein, auch Männer und Greise sich sammelten zum heiligen Kampfe." Ist es nicht grade, als ob Ronge wieder auferstanden wäre? Besonders interessant muß es gewesen sein, wenn Sulze und Baurschmidt sich einander an die Brust warfen, oder auch Ewald und Baurschmidt. Der lezte faselt und sentimentalisirt denn weiter, daß man auf jeder Seite dem arglosen Redner zurufen möchte: O si tacuisses.

Es würde dann nicht abermals an den Tag gekommen sein, daß er auch nicht einmal den Wortsinn des lutherischen Katechismus verstanden. Er würde dann nicht sich die Blöße gegeben haben, daß er „zusammengebebt sei" vor dem Worte: Glaubst du, daß meine Vergebung Gottes Vergebung sei? ꝛc. Lassen wir ihn zusammenbeben. —

Diese also berufene und also empfangene (später schon beim Weggange B's. zeigte sich die Stadt Celle sehr ernüchtert. Von all den tausenden ließ sich keiner sehen) Pastoral-Conferenz sammelte sich also im dazu angebotenen Rathause, nachdem man vorher privatim sich besprochen. Da zeigte sich denn daß B. zwar die Conferenz berufen aber Nichts als eine sentimentale Rede mitgebracht hatte, keine Tagesordnung, keine These war gestelt, kurz Nichts war vorbereitet. Auch sonst erwies sich wol sogleich die völlige Impotenz. Man fand sich veranlaßt, in einer vorläufigen vertraulichen Zusammenkunft sich über eine Tagesordnung zu einigen, welche glüklicherweise Einer der Teilnehmer in der Tasche mitgebracht hatte. Als endlich — nicht ohne Widerspruch eines der tagenden Herren, der sich sogar bewogen fand deswegen den Sal zu verlassen — die Thüren dem harrenden Publicum geöfnet wurden, nahm der Generalsuperintendent von Göttingen den Präsidentenstuhl ein (Baurschmidt war unter dem Namen eines Vice-Präsidenten nulificirt) ermahnte die versammelte Menge, sich jedes Zeichens der Zustimmung und des Widerspruchs zu enthalten und nach den hergebrachten obligaten Reden wurden folgende Beschlüsse festgestelt:

1. Wir stehen mit der heiligen Schrift und den Bekentnisbüchern der evangelischen Kirche auf dem einen Grunde, welcher gelegt ist und außer welchem kein anderer gelegt werden kann, welcher ist Christus. (Sie sehen, wie fein die Herren den Grund der lutherischen Kirche verschoben haben, indem sie sich der heil. Schrift und den Bekentnisschriften coordinirend auf den Grund Christus stellen, ohne zu sagen wo dieser liegt.)

2. Wir halten fest an Luthers kleinem Katechismus, erachten aber nach Erlaß der von uns mit Dank aufgenommenen Königl. Verordnung vom 19. August keinen lutherischen Geistlichen und Schullehrer, in dessen Gemeinde der alte hannöverische Landeskatechismus gesetzlich oder durch Herkommen eingeführt ist, für befugt, im Widerspruch mit seiner Kirchen- oder Schulgemeinde seinem Religions-Unterrichte einen andern Katechismus zu Grunde zu legen.

3. Wir wünschen und wollen im Vereine mit unsern Gemeinden erstreben, daß dieselben eine dem Wesen der evangelischen Kirche entsprechende presbyteriale Gemeindeordnung und innerhalb derselben eine einflußreichere Beteiligung bei der Wahl und Berufung ihrer Geistlichen und Lehrer erhalten.

4. Wir wünschen und wollen im Vereine mit unsern Gemeinden für unsere evangelische Landeskirche eine Synodalverfassung erstreben, in welcher neben den Geistlichen auch die Nichtgeistlichen ihr ausreichende und angemessene Vertretung finden.

5. Zur Herbeiführung dieser Presbyterial- und Synodalverfassung erachten wir die baldige Berufung einer außerordentlichen, auch im § 23 des Landesverfassungsgesetzes bereits verheißenen aus geistlichen und nichtgeistlichen Mitgliedern bestehenden Synode für unumgänglich erforderlich und wollen alle gesetzlich zulässigen Schritte thun, daß S. M. der König als Schirmherr der Kirche durch die zuständige Behörde solche Synode berufe und mit ihr die Verfassung der Kirche ordne.

Zur Förderung der oben ausgesprochenen Zwecke, besonders zur Vorbereitung, Berufung und Leitung einer öffentlichen Versamlung solcher Geistlichen und Nichtgeistlichen, die mit dem Program der Pastoralconferenz übereinstimmen, haben wir ein Comité erwählt, dem es überlassen bleibt, durch Cooptation sich zu verstärken und Zeit und Ort der Versamlung zu bestimmen.

Celle, den 7. Oktober 1862.

Mit diesen Beschlüssen war das Zeichen zur neuen Wühlerei gegeben. Wo sich etwa der Katechismus noch gehalten hatte, ward er nun abgethan, denn die Conferenz in Celle war für die hinlänglich bearbeiteten Gemeinden jezt das Kirchenregiment geworden, die große Mehrzahl der städtischen und zumal der ländlichen Bevölkerung hatte freilich die Worte „Presbyterium" und „Synode" niemals gehört, geschweige denn, daß sie sich etwas hätten darunter denken können. Beide Worte wollten gar nicht wieder aus ihrem Munde kommen, sie hatten sie immer wieder vergessen und es hat den demokratischen Zeitungs- und Broschüren-Schreibern einige Mühe gekostet, der ihr folgenden Masse klar zu machen, wofür sie sich fortan zu interessiren hätten. Indessen sie haben die Mühe nicht gescheut, wenigstens das unter unser Volk zu bringen, was sie sich selber darunter vorstellten und das waren denn freilich oftmals sehr wunderliche Dinge.

Zwei Punkte aber leuchteten den Führern vor allen Dingen ein, einmal, daß die Celler Conferenz dahin wirken werde, daß die Gemeinden fortan ihre Prediger selber zu wählen haben würden, sodann daß in nächster Zeit noch eine zweite viel größere Versamlung in Aussicht gestelt war, zu deren Vorbereitung das Comité bereits gewählt war, und welche neben den Geistlichen auch von den Gemeinden beschikt werden sollte. Das in Celle gewählte Comité bestand aus dem Gen.-Sup. Rettig, dem Prof. Ewald, dem Probst Oberdieck und den Pastoren Baurschmidt und Greiling. Diese haben nachher von der ihnen beigelegten Befugnis der Cooptation Gebrauch gemacht und sich durch eine ziemliche Anzahl völlig radikaler Gesinnungsgenossen ergänzt, darunter zwei Bürgermeister, ein Advokat, ein Medicinalrath, vier oder fünf Kaufleute, ein Schuldirektor ꝛc. Sie schrieben die Versamlung auf den 2. Dec. aus und sorgten dafür, daß möglichst in jeder Gemeinde sogenante Vertrauensmänner erwählt würden. Zu diesem Ende wurden den Vorstehern, oder wenn man denen nicht traute, den Gastwirten von den Städten aus Formulare zu Unterschriften zugeschickt. Diese Unterschriften, es mochten nun 100, oder 20 oder auch nur 3 Namen darunter stehen, bezeugten nun,

daß die Gemeinde N. den N. N. zur bevorstehenden kirchlichen Versamlung in Celle als ihren Vertrauensmann gewählt habe. Meisten gingen diese Dokumente an das Comité der nächsten Stadt, von wo sie aufs Land befördert wurden, und die demokratischen Zeitungen haben viele Wochen lang Tag für Tag die Namen der gewählten Vertrauensmänner bekant gemacht. Um aber die gewählten Männer vorzubereiten und in die rechte Stimmung zu setzen, wurden sie vorläufig an einem bestimten Abende aus der weiten Umgegend in ein öffentliches Lokal der Provinzialstadt geladen, dort wurden ihnen die großen Vorteile auseinandergesezt, welche die Gemeinden künftig haben würden, honigsüße Worte wurden ihnen in den Mund gestrichen feurige Redensarten unter Wein, sowie Brantwein und Tabak gehalten, bis sie mit den kräftigsten Ermahnungen festen brüderlichen Zusammenhaltens am späten Abend wieder entlassen wurden, um, in die Gemeinden zurückgekehrt, ihre schlimme Sat aufs Neue auszustreuen. Unter diesen Vertrauensmännern figurirt auch der Name des Präsidenten des Nationalvereins von Benningsen. Ich brauche wohl nicht erst hinzuzufügen, welch jämmerliches Elend durch diese so systematisch fort und fort betriebene Unterwühlung in unser Volk gekommen ist! Wenn man dabei den Betrug und die Hinterlist sieht, wie ich es gesehen habe, so blutet das Herz. Ein Tagelöhner kam ganz fröhlich zu mir und drükte seine Freude aus, daß wir ja nun doch den neuen Katechismus bekämen. Wie so? Ja, ich bin durch den Gemeindediener bestelt. Wir haben uns alle unterschreiben müssen. Als ich nachforschte, so hatte er ein Vertrauensmandat unterschrieben für Celle. Man hatte ihm weiß gemacht, die Unterschrift gelte dem neuen Katechismus. Wer war denn aber der gewählte Vertrauensmann selber? Ein durchaus frommes, kirchliches Glied der Gemeinde ein angesehener Hofbesitzer. Als ich ihn auf seine Wahl anredete, sagte er: Ja es ist ja „was" gekommen, jede Gemeinde soll ja einen Mann nach Celle schicken: und da haben sie mich gewählt. Ich bin aber weggegangen, da ich das merkte. Auf die weitere Frage: Woher ist denn „was" gekommen? antwortete er: „O, vom Gerichte (so nennt man hier die Kgl. Aemter). Ich habe aber nicht gefragt." Kurz es war dem schlauen Comité nicht gelungen, in dieser einfachen, schlichten Gemeinde, wo keine Zeitung gehalten wird, einen radikalen Wähler zu gewinnen. In der schlichten Meinung, es handele sich hier um kirchliche Dinge, und die Gemeinde müsse wählen, hatte man in aller Einfalt des Herzens den besten kirchlich gesinnten Mann gewählt. Er war aber schon ehe ich ihn sprach in die benachbarte Stadt citirt, konnte mir aber freilich nicht sagen: Was er da gehört hätte. Es hatte immer einer gesagt: „Ich bitte ums Wort," und dann: Wir wollen brüderlich zusammenhalten ꝛc. Warum es sich handelte, davon hatte er Gottlob Nichts begriffen. Aber das ist ein ganz vereinzeltes Beispiel, woran zu sehen, wie man sich die Wühlerei hat angelegen sein lassen. Die Mehrzahl der Vertrauensmänner weiß recht gut, warum sich's handelt und wenn sie es nicht wissen, so werden sie bald genug in's Reine darüber gebracht werden. Ich besitze freilich keine Liste der Vertrauensmänner, aber ich erinnere mich, sehr oft gelesen zu haben: der Gastwirt N. N. und so wird eine gute Anzahl, wo nicht die Mehrzahl diesem Stande angehören.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 11. März. № 20.

Die Kirche und die Armen!

(Fortsetzung.)

Gottlosigkeit, und was dazu gehört, Liederlichkeit, Faulheit und Bettelei hat es nun freilich zu allen Zeiten gegeben und wird es immerfort geben, zu den besonders traurigen und beunruhigenden Erscheinungen in der Gegenwart gehört aber die Zerrüttung und Zerstörung des häuslichen und Familienlebens. Die Ehen werden oft in der leichtsinnigsten Weise eingegangen, und wenn das zum Aufgebot sich anmeldende Par gewarnt und ihnen vorausgesagt wird, wie es ihnen gehen werde, so antworten sie nicht selten: wir wollen es doch versuchen, geht es denn wirklich nicht, so müssen wir uns wieder trennen. Sie stellen sich die Scheidung noch leichter vor, als sie in der Wirklichkeit ist. Die Gesetzgebung des Allg. Landrechts hat die Vorstellung von der Heiligkeit und Unauflösbarkeit der Ehe im Bewustsein des Volkes untergraben, und die Möglichkeit der Scheidung bricht die Geduld, sich gegenseitig zu tragen. Geringe Zänkereien und Unfrieden geben oft die Veranlassung zu großer Erbitterung und Mishandlungen, die dann wirklich nach irgend einem Paragraphen des Gesetzes einen Grund zur Auflösung der Ehe geben. Die Sühnetermine gehören zu den traurigsten Amtspflichten des Geistlichen und decken oft eine Tiefe des Elends und der sittlichen Verkommenheit auf, vor der man mit Entsetzen und Schrecken steht. Fast in jedem Falle stelt sich heraus, daß die Leute es kaum verstehen, wenn man sie fragt, ob sie je mit einander das Gebet geübt haben, und gewöhnlich sind sie selten oder nie zusammen in der Kirche gewesen und seit Jahren nicht zum h. Abendmal gegangen. Auf eine Ehe aber ohne Gottesfurcht findet das Wort der Schrift Anwendung: die Gottlosen haben keinen Frieden. Das, was Gott zum Segen in seinem Worte geordnet hat, daß Mann und Weib sich gegenseitig des Lebens Last und Noth erleichtern sollen, verwandelt sich bei denen, die in der Ehe leben ohne Gott und sein Wort, in den Fluch, daß einer dem andern das Leben zu einer unerträglichen Last werden läßt. — Zu einer glücklichen Ehe ist freilich der Wolstand nicht erforderlich, und reiche Leute, die in glänzenden Verhältnissen leben und im Pallast wohnen, können ebenso gut eine unglückliche Ehe führen und in einer kalten Luft ihre Tage zubringen, die des Lebens Muth und Kraft bricht, aber bei den Armen ist die Einigkeit und der Friede viel unentbehrlicher, als bei den Reichen, wenn das Haus bestehen soll. In den großen Wohnungen können sich die Leute aus dem Wege gehen, in den engen Räumen ist das nicht möglich, und die Versuchung liegt nahe, außerhalb des Hauses seine müßigen Stunden zuzubringen.

Eine auffallende Erscheinung bei den Armen ist es, daß sie fast ganz verlernt haben, eine Berechnung zwischen Einnahme und Ausgabe und eine vernünftige Verteilung ihres Verdienstes zu machen. Haben sie viel, so geht auch viel drauf, haben sie wenig, so klagen und murren sie über die Verhältnisse. Das Mädchen, der Diener, der Geselle verdienen oft recht reichlich, aber wenige denken an die Zukunft, alles wird der Vergnügungssucht und der Kleiderpracht zum Opfer gebracht, daher komt es, daß der Hausstand oft schon mit Schulden angefangen wird, und in der leichtfertigen Hoffnung auf größere Einnahmen, werden Sachen angeschaft, die über das Nothwendigste hinausgehen, weil sie nun einmal für unentbehrlich gehalten werden. Zuerst scheint es gut zu gehen, aber oft nur kurze Zeit. Die Frau will nicht gern schwere Arbeit thun, möchte gern als eine Dame leben und verdient nicht so viel als sie dachte; des Mannes Verdienst könnte wol ausreichen, aber nun sollen die Schulden bezahlt werden, oder er wird aus der Arbeit entlassen, und muß umhergehen und Verdienst suchen, dabei gewöhnt er sich an, hier und da einzukehren, und die lezten Groschen gehen für Brantwein und Bier weg. Mismuthig komt er nach Hause, die Frau weiß nicht, woher das Geld für die unentbehrlichsten Dinge genommen werden soll; so wandert das seidene Hochzeitskleid zuerst in das Leihhaus und bald folgt ein Stück dem andern, und gewöhnlich tritt nun das allertraurigste ein; es bricht zwischen den Eheleuten Zank und Streit aus, die Frau ist der Meinung, daß es die Pflicht des Mannes sei, für das tägliche Brot zu sorgen, der Mann beschuldigt die Frau, daß sie nichts verdiene und sich nicht einzurichten wisse. Wolhabende Leute haben es leichter, den häuslichen Frieden, wenigstens so äußerlich, aufrecht zu erhalten. Die Sorgen und die Noth machen den Menschen reizbar und mürrisch. Der Mann geht dem zankenden Weibe aus dem Wege, und fühlt sich viel behaglicher im Wirtshause, als in seinen vier Pfählen, und wenn er spät Abends oder in der Nacht zurückkehrt und gegen die oft sehr begründeten Vorhaltungen der Frau nichts einzuwenden weiß, so gebietet er Schweigen und macht endlich von dem Rechte des Stärkeren Gebrauch; so gesellt sich zu der

Armut der Unfrieden, und das Maß des Elends erfüllt sich, wenn aus dem Manne ein Säufer wird. Eine schrecklichere Lage kann man für ein armes Weib kaum ersinnen, als unter der Hand oder Faust eines trunkenen Mannes zu stehen. Endlich komt noch der Wirt und fordert die Miete, der letzte Rest der Wirtschaft wird mit Beschlag belegt und der Hausstand löst sich auf. Der Mann geht ins Weite und die Frau mit den armen Kindern bleibt in einer verzweifelten, trostlosen Lage zurück.

Eine ganz besonders schwer zu behandelnde Art der Armen sind die, die einst wolhabend waren und nun herunter gekommen sind. Sie sind Kinder aus wolhabenden Familien, und sind von Jugend auf an Bedürfnisse und Umgebungen gewöhnt, die ihnen jezt versagt sind. Ihre ganze Anschauung vom Leben ist eine so ganz andere, daß sie es in der That schwerer haben, sich zurecht zu finden, als ein Europäer, der unter den Wilden leben soll. Sie haben gewöhnlich ihre traurige Lage selbst verschuldet, aber sind durchaus nicht geneigt, ihre Verirrung und Schuld einzugestehen, sie klagen über ein hartes ungerechtes Schicksal, das sie überall verfolge, und über geizige und hartherzige Verwandte, die sie verlassen haben und ihnen nicht helfen wollen, sie sind unermüdlich, Bettelbriefe zu schreiben. Das Buch, das sie am fleißigsten studiren, ist der Wohnungsanzeiger und auch das Fremdenblatt (ob etwa ein Reicher aus der Provinz sollte angekommen sein), um immer neue Namen zu finden, an die sie sich mit ihren Gesuchen wenden können, und es ist zu bewundern, was sie auf diesem Wege öfter erreichen. Manche, die vom Betteln leben, haben comfortabel eingerichtete Wohnungen und halten sich Dienstboten zu ihrer Aufwartung. Einige Herschaften schicken dergl. Bettelbriefe an den Geistlichen und fordern Bericht. Nach dem Inhalte des Briefes muß man annehmen, daß Hunger und bittere Armut hier herschen. Aber nachdem man die Klingel gezogen hat, wird man von der Magd bei der gnädigen Frau angemeldet, der Herr ist grade nicht zu Hause, die Dame erhebt sich vom Sofa, sie hat mit der erwachsenen Tochter, die am Fenster sizt und mit einer Stickerei beschäftigt ist, eben Kaffe getrunken, und erkundigt sich, mit wem sie die Ehre habe zu sprechen, der Geistliche ist solchen Familien ganz unbekant. Man zeigt den Bettelbrief vor und erkundigt sich, ob man hier am rechten Orte sei, und hört dann allerdings die gewöhnlichen Klagen und Ausreden. — Nach und nach aber stokt dies Gewerbe, die Unterstützungen nehmen ab und die wirkliche Noth tritt ein, und damit Zustände, die um so schrecklicher sind, weil die Familie nicht gelernt hat, mit Wenigem sich einzurichten, die Bedürfnisse zu beschränken, und auch untüchtig und ungeschickt zu jeder Arbeit ist. Eine Gräfin, die mit einem Schauspieler durchgegangen und dann von ihm verlassen war, hielt ihr Wochenbette im Herbste in einem Garten hinter einem Bretterverschlage, der nur sehr nothdürftig Schutz gegen Wind und Regen gewährte, und war von zwei größeren Kindern umgeben, die noch nicht das Sakrament der Taufe empfangen hatten. Einen Mann, der

früher sich Equipage und einen Bedienten hielt, fand ich nach kurzer Zeit als Handlanger bei dem Bau eines Hauses, er war aber gerade so betrunken, daß er sein Elend nicht fühlte. Unter denen, die die Straße reinigen und den Rinstein kehren, findet man Männer, die früher im Glanz und Herlichkeit gelebt haben. Schon in der Schule ist ihnen Zucht und Ordnung zuwider gewesen, sie haben wol gute Anlagen gehabt, es aber an Fleiß und Treue fehlen lassen, sie machen in der oft thörigsten Weise Schulden, so lange es geht, unterschreiben Wechsel, und die Schulden wachsen lawinenartig. Sie werden endlich als Schwindler und Betrüger angeklagt, die Einen entziehen sich der Strafe durch die Flucht und gehen über das Meer, Andere werden bestraft und gehen dann mit großer List und Schlauheit wieder dieselben Wege, bis sie endlich umhergehen und betteln. Die großen Städte sind nicht allein der Ort, wo dergl. Personen in wolhabenden Familien geboren werden, sondern aus kleinen Städten kommen sie, um hier ihr Glück zu machen, und endlich der Bettelei und der Armenpflege in die Hände zu fallen.

Es gibt zwei Stücke, ohne die das deutsche Volk nicht bestehen kann, das ist die Familie und die Gottesfurcht. Der Franzose und der Italiener sind innerlich anders organisirt, wenn aber den Deutschen die Familienbanden loslassen und die Gottesfurcht ihn verläßt, so geht er seinem Untergange entgegen. Die Frömmigkeit eines Volkes findet ihren Ausdruck in der Sontagsfeier. Es ist eine nicht zu bestreitende Erfahrung, daß den Armen, die sich noch zu Gottes heiligem Worte halten und die Familienverhältnisse bewahren, die in der Stille und in der Demut ihre Noth tragen, leicht zu helfen ist, weil die Sünde und das Laster nicht den geringen Verdienst verschlingen und das Haus zur Hölle machen. Nicht als ob alle Leute, die die Kirche besuchen, ohne Sünden und Gebrechen wären, — in jeder Herde gibt es räudige Schafe, — aber man hat doch bei solchen einen Anknüpfungspunkt; sie geben doch zu, daß das Gebot Gottes für sie da ist und eine verpflichtende Macht hat. Heuchler wird es auch geben, so lange es eine Kirche gibt, aber nicht alle Menschen, die die Kirche besuchen, sind Heuchler. Wie traurig sieht es nun aber unter den Armen mit der Sontagsfeier aus? Die auf dem Wege sind, arm zu werden, theilen den Sontag zwischen Arbeit und Vergnügen, und die schon arm sind gehen unter in der Sorge und Noth des Lebens. Es sind Tausende in der Stadt, die nur noch aus dem Kalender wissen, daß Sontag ist; die große Zahl der Droschkenkutscher, Omnibusfahrer, Kellner, Gesellen und Lehrburschen, Eisenbahnbeamte, und in vielen Häusern die Dienstboten, sie alle sagen: wir können oder wir dürfen keine Kirche besuchen, wir müssen arbeiten. Wenn es aber auch Einzelnen möglich ist, die Stunden zu gewinnen, um die Kirche zu besuchen, so ist doch die Mehrzahl der Armen in dem Grade dem Unglauben in die Hände gefallen, daß ihnen der Kirchenbesuch entweder sehr unnütz oder als eine lächerliche Thorheit erscheint. Was früher manche Gebildeten glaubten, daß die Kirche und die Religion nur dazu da

sei, um die Ungebildeten in Zaum zu halten und mit falschen Hoffnungen zu trösten, das glauben sie jezt selbst, und wer wird sich freiwillig den Zaum anlegen und sich dazu drängen, sich mit falschen Hoffnungen speisen zu lassen? Wer jemals gehört hat, was die Fabrikarbeiter über Gott und sein Wort reden, und was in den s. g. Vergnügungslokalen verhandelt wird, der könnte leicht den Muth verlieren. Der Deismus oder der Gott, den die Vernunft ersint und restaurirt, und die Sentimentalität, die mit heiligen Dingen ein Spiel treibt, mag genügen, den Gebildeten eine Unterhaltung zu gewähren, aber die Ungebildeten übersetzen den Gedanken des Unglaubens in ihre Sprache, und die heißt entweder: der lebendige Gott, der in Jesu Christo Mensch geworden ist, — oder: gar kein Gott, entweder die persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode im Himmel oder in der Hölle, — oder es gibt kein Gericht, und wenn der Mensch stirbt ist das Trauer- oder Lustspiel des Lebens aus. — Wenn das Lebensschifflein bei klarem Wetter und stillem Wasser dahin gleitet, geht die Fahrt wol ohne Steuer und Ruder, wenn aber die Wellen der Noth hoch gehen und der Sturm des Elends sich erhebt, dann ist es in großer Gefahr, an den Klippen zu zertrümmern und unterzugehen. Unglücklich und elend ist ein jeder Mensch, der keinen andern Himmel kent, als den, an dem bald helle oder dunkle Wolken vorüberziehen; unglücklich und elend ist ein jeder Mensch, der kein höheres Gut kent, als das diese arme irdische Welt geben kann; unglücklich und elend ist jeder Mensch, der keine andere Heimat kent, als hier im Staube, der keinen Gott hat, der ihn hört, keinen Gott, der Sünden vergibt und der Seele Frieden schenkt. Wie schwer aber muß nun das Leben eines Menschen sein, der keine andere Welt mehr kent und hoft und dem auch diese Welt kein Plätzchen gibt, wo er eine Heimat findet, dem die Erde kein Gut gibt, von dem er sagen kann, das ist Mein, dem hienieden nichts beschieden ist als Noth, Mühe, Arbeit, Sorge und Plage und Druck, — da wird der Mensch zum Thier, das nur noch Genuß und Arbeit kent.

Wer hat dem Ungebildeten und dem Armen seinen Gott genommen, wer hat die Finsternis des Unglaubens über sie ausgebreitet, wer hat ihnen das Beispiel gegeben, daß der Mensch ohne Kirche, ohne Gottes Wort, ohne Sakrament, ohne Gebet leben kann? So lange der Unglaube und die Gottlosigkeit in der vornehmen Welt ihre Stätte hatten, haben sie wol hier viel Elend angerichtet, aber sie blieben in gewissen Formen des Anstandes und der äußerlichen Ehrbarkeit, doch seitdem er von oben her in die niederen Kreise gedrungen ist, ist er eine Macht geworden, die drohend der menschlichen Gesellschaft gegenübersteht, die nicht allein die Kirche und ihre Güter verachtet, sondern auch alle menschliche Ordnung, die Staaten und die Throne der Könige umzustürzen drohet. Ein Volk ohne Religion hat aufgehört ein Volk zu sein und geht seinem Untergange entgegen. So lange das Heilige, Gott und sein Wort in Volksversammlungen und öffentlichen Reden von denen, die das arme Volk verführen, verspottet und lächerlich gemacht wird, so lange die

Presse in den täglichen Zeitungen und allerlei Blättern das Gift reichlich in den untern Schichten verbreitet, wird die Gefahr wachsen; denn Fleisch und Blut fühlen sich behaglich im Unglauben.

Wer will es aber verkennen, daß in den höheren Ständen wirklich ein Umschwung stattgefunden hat, ja, Gott sei Dank! es ist ein Anfang gemacht, die Gerichte Gottes haben Einzelne zur Besinnung gebracht, und das wird auch auf die Welt der Armen nicht ohne Einfluß bleiben, aber langsam wird es gehen, ehe der Sauerteig aufs Neue diese Schichten durchdringt. Es ist aber die Pflicht der Kirche, es nicht zu verschweigen, daß das Gift des Unglaubens und der Gottlosigkeit von Oben her, von den höheren Ständen zu den niedrigen gekommen ist, damit jeder seine Schuld erkenne und sich als mitschuldig fühle. In der Buße liegt die Tugend der Geduld und der Demut, der Freundlichkeit und der Liebe, und wer wirklich glaubt an die weltüberwindende Kraft des Evangeliums, der wird auch nicht müde werden, die Werke der Barmherzigkeit zu üben, zumal da der allertraurigste Teil der armen Welt aus den Heruntergekommenen, die einst in ihren Vorfahren den höheren Ständen angehörten, besteht. — Wenn nun aber auch einzelne Arme sich der Kirche zuwenden und sie besuchen wollen, wo sollen sie bleiben? haben unsere Kirchen Raum für sie? sollen die, welche die Woche schwer arbeiten müssen, am Sontage dazu verurteilt sein, in den Gängen der Kirche umherzustehen? denn sich einen Platz zu mieten haben sie kein Geld, auch sagen Etliche, daß sie sich schämen, in ihrer dürftigen Kleidung unter denen zu erscheinen, die den Luxus in der Kleidung bis in die Kirchen hinein zur Schau tragen. Die kleinen Kirchen verschwinden unter den Palästen der Stadt, und die drei- oder vierfache Zahl der Kirchen wäre erforderlich, um dem dringendsten Bedürfnisse zu genügen. Unter Gemeinden von 30—50,000 Seelen stehen die kleinen Kirchen mit 1000—2000 Plätzen wie Missionsstationen in der Heidenwelt. Das Vermieten der Sitzplätze in den Kirchen ist den Armen sehr anstößig und mag es immerhin eine Nothwendigkeit sein, weil die Kirchen sonst nicht bestehen können, ein Uebel und zwar ein großes Uebel bleibt es dennoch. Schon St. Jacobus warnt sehr nachdrücklich und mit heiligem Eifer, bei den Gemeindeversamlungen den Reichen einen Vorzug vor den Armen einzuräumen. Es ist freilich wahr, daß wenn Jemand ein rechtes Verlangen nach Gottes Wort hat, er wol noch ein Plätzchen findet, aber man sollte auch denen, die nicht geneigt sind, Hindernisse zu überwinden, um das Wort des Lebens zu hören, die Wege ebenen und die Thüren weit aufthun und sie nöthigen, hereinzukommen.

Es ist ein Gewinn unserer Tage, daß immer mehr eingesehen wird, daß die kirchlichen Verhältnisse zu einem wirklichen Nothstand geworden sind und daß eine Reorganisation des Armenwesens ein wirkliches Bedürfnis ist. Aber so groß auch die Summen sind, die darauf verwendet werden, und so groß auch der gute Wille sein mag, so ist doch das Alles nicht im Stande, den Strom in seinem Laufe zu hemmen. Die jetzigen Verpflich-

tungen der Behörden und die gesetzliche Regulirung der Armenpflege ist, was man nicht übersehen darf, aus dem christlichen Princip hervorgegangen und ein Zeichen von der Macht des Christentums, und darum muß man sich wol hüten, das Bestehende zu verachten, ehe man sagen kann, wie es besser zu machen sei. Dabei aber darf man sein Auge nicht verschließen gegen die Uebelstände, die damit verbunden sind. Die Armenpfleger der Obrigkeit lernen die Leute immer erst kennen, wenn die Noth da ist, oft erst wenn es zu spät ist, ihnen die rechte Hülfe zu bringen, und die innere Kraft, sich aufzuraffen, nicht mehr zu wecken und zu beleben ist. Sie werden einer eingehenden Untersuchung unterworfen und actenmäßig wird ihre Bedürftigkeit festgestellt, und je nachdem die Hülfsbedürftigkeit größer oder kleiner ist, wird die Gabe abgemessen. Oft liegt es am Tage, daß die Schuld eine selbstverschuldete ist, aber darauf kann nur wenig Rücksicht genommen werden. Es gibt auch solche, die zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß der fleißige und treue Arbeiter auch nicht viel weiter komt, als der der Armenverwaltung in die Hände fält, und diese werden in ihren Forderungen immer dreister. „Man darf uns nicht verhungern lassen." In allen solchen Fällen muß geholfen werden, und zwar beschränkt sich die Hülfe auf die irdische Gabe. Ein Mehreres kann selbst der beste Wille nicht thun. Eine Armenpflege aber, die nicht auf die sittlichen Zustände eingehen und nicht auf die Besserung des Lebens wirken kann, die nur das leibliche Leben kümmerlich zu erhalten sucht und kein Auge hat für die unsterblichen Seelen der Hülfsbedürftigen, kann unmöglich die Quelle verstopfen, aus der das Elend mit Macht hervorbricht. So lange der Arme in der Gottlosigkeit fortlebt und sein zügelloses Leben fortsezt, ist ihm in der That nicht zu helfen, die Früchte der öffentlichen Armenpflege liegen am Tage, die Unzufriedenheit der Armen nimt zu, ihre Ansprüche vermehren sich, und der Groll und Haß gegen die Behörden und die Besitzenden wird durch alle Opfer nicht überwunden. — Der nachteilige Einfluß aber trift nicht blos die Armen, sondern auch die Wolhabenden. Es liegt in der Natur der Sache, daß die gesetzlich erhobene Abgabe für die Armen die Unlust zur eigentlichen Wolthätigkeit erzeugt. Viele glauben sich durch diese Abgabe mit ihrer Pflicht gegen die Armen abgefunden zu haben. Die außerordentlich großen Summen, die nach den städtischen Haushalts-Rechnungen jährlich für die Armenschulen und das Armenwesen ausgegeben werden, erregen Staunen und Bewunderung, und Viele glauben sich vollständig beruhigen zu können, daß alles geschehe, was nur möglich sei. Selbst die Verwandten suchen sich von der Pflicht, sich der Ihrigen anzunehmen, freizusprechen, durch Hinweisung derselben auf die Mittel der Armenpfleger. Von Einigen werden sogar die, welche dies schwere Amt verwalten, getadelt, daß sie nicht mit der gehörigen Strenge und Genauigkeit verfahren.

Es kann ja sein, daß hin und wieder die List und die Lüge mehr erreicht, als ihr zusteht, aber eine Hülfe bei der Härte und Strenge zu finden, ist unmöglich, und wer das denkt oder sagt, der hat nie mit eigenen Augen gesehen und kent die Last nicht, die ein solches Amt dem Träger auferlegt. Die rechte Wolthätigkeit wird von dem Einzelnen gegen den Einzelnen geübt, wirkt die Dankbarkeit, weil sie aus freier Liebe hervorgeht, und versöhnt den Empfangenden mit dem Gebenden, durch die gesetzliche Armenpflege aber bildet sich ein fortgehender Kampf zwischen Arm und Reich. Das alte englische Bettlerlied: „Nun fahrt zum Henker ihr Grillen und Sorgen, das Land ist uns schuldig, nun sind wir geborgen", wird zwar unter uns nicht gesungen, aber der Gedanke liegt nicht fern. Je größer die Zahl der Unzufriedenen wird und je größer die Kluft wird zwischen den Besitzenden und denen, die im Schweiß ihres Angesichts mit Arbeit und Noth zu kämpfen haben, desto unsicherer wird die Grundlage der menschlichen Gesellschaft, wer nichts mehr zu verlieren hat, ist leicht zur Auflehnung gegen gesetzliche Ordnung geneigt. Das edle communistische Element, das in der christlichen Liebe liegt, ist in das Fleischliche und Materielle übergegangen, und mögen die Summen immer größer werden, und mag die Polizei immer zahlreicher werden, die Consequenzen, die in dem Princip der Armensteuer liegen, werden mit unerbittlicher Strenge gezogen werden, und das Gespenst, das schon Manche in der Ferne sehen, wird Fleisch und Blut annehmen und sich nicht verscheuchen lassen.

Am nachteiligsten sind aber die Folgen auf dem Gebiete der Kirche, die Kirche ohne Armenpflege ist wie der Glaube ohne die Werke. Wie der Herr selber in den Tagen seines irdischen Lebens beständig von den Armen und Leidenden umgeben war, so ist seine Gemeinde, sein heiliger Leib, dazu berufen, sein Werk fortzusetzen. Die Kirche ist zwar an Alle gewiesen und soll Hohen und Niedrigen, Armen und Reichen den Einen Namen verkündigen, in dem allein die Seele ihr Genüge und ihren Frieden finden kann, aber vorzugsweise doch den Armen und Elenden. Nun könnte Jemand sagen: wer hindert die Kirche, sich der Armen anzunehmen und sie auf bessere Wege zu leiten? Ich stelle die Gegenfrage: kann eine zwiefache Behandlung der Armen zugleich und neben einander bestehen, so daß von verschiedenen Principien ausgegangen wird? Und wenn man nun auch den Versuch machen wollte, diese Vereinigung zu Stande zu bringen, was bei der verschiedenen Aufgabe, die die Kirche und die Obrigkeit hat, immer seine große Schwierigkeit haben wird, was wird von diesem Versuch zu halten sein, sobald man sein Auge nicht verschließt gegen die gegenwärtige Lage der Kirche?

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 14. März. № 21.

Die Kirche und die Armen!

(Schluß.)

Um mich kurz zu fassen, wähle ich zwei nebeneinander liegende Gemeinden; die eine königlichen, die andere magistratualen Patronats. In der einen sind im Jahre 1862 getraut 557 Pare, getauft 1892 Kinder, gestorben 1345 Personen und eingesegnet 579 Kinder. In der andern sind getraut 536 Pare, getauft 1523 Kinder, gestorben 1142 Personen und confirmirt 400 Kinder. An beiden Kirchen sind 2 Geistliche und 1 Hülfsprediger angestelt. Wenn man diese Zahlen ansieht, so kann man dabei nicht mehr an ein Eingehen auf die persönlichen Verhältnisse der Einzelnen denken, mit denen die Kirche in amtliche Berührung tritt, und es gereicht wahrlich nicht der Kirche zur Ehre, wenn die Trauungen und die Taufen in dieser Weise an mehreren zugleich vollzogen werden, und dazu komt noch, daß die ersten Geistlichen dieser beiden Gemeinden mit kirchenregimentlichen Aemtern versehen sind. Wenn man diese Zahlen auf die Tage des Jahres verteilt, so werden fast täglich 2 Pare getraut, mehr als 5 Kinder getauft und 3—4 Personen begraben. Dazu komt noch der Unterricht an nahe an 7—800 Confirmanden, denn wenn 400 oder gar 500 confirmirt werden, so komt die Zahl der Confirmanden fast auf das Doppelte, weil die meisten Kinder länger als ein Jahr zum Unterrichte kommen. Wer eine Vorstellung von der eigentlichen Aufgabe der Kirche hat, den Einzelnen zu pflegen und ihm nahe zu treten, muß gestehen, daß das nur in seltenen Fällen eine Möglichkeit ist. Welche Veränderungen müßten eintreten, um daran denken zu können, die Armenpflege der Kirche zu übertragen. Eine Armenpflege aber, die sich darauf beschränkt, Geld und Brot und Holz zu vertheilen, ist doch keine kirchliche, wenn sie auch von kirchlichen Organen geübt wird. Eine Freiheit ohne Gottesfurcht führt zur Auflösung aller Banden oder zur Tyrannei, und eine Armenpflege ohne sittlichen Einfluß kann nicht die Armut überwinden, sondern muß die Begierde wecken und das Elend vermehren.

Soll die Kirche nun die Hände in den Schos legen und sich in dem Gefühle der Ohnmacht beruhigen? das ist unmöglich, so lange sie noch Ansprüche darauf macht, die Kirche des Herrn zu sein, der gekommen ist, das Verlorne zu suchen und der die Mühseligen und Beladenen zu sich einladet. Das erste und allernothwendigste ist, daß diese riesigen Gemeinden von 30—50,000 Seelen geteilt und immer wieder geteilt werden müssen. Die große und reiche Hauptstadt mit ihren Palästen muß lernen Kirchen bauen. Hier ist ein Punkt, wo die Reichen ihre Schuld gegen die Armen abtragen können. Es ist in der That kein Ruhm für die, welche in dieser Stadt an den Herrn glauben und in ihm Ruhe und Friede gefunden haben, daß sie so schweigend und gleichgültig mit ansehen, daß Tausende und aber Tausende so dahin gehen ohne Gott und sein Wort, und zuerst der Weltlust und dann dem Elende ohne Trost in die Hände fallen. Bei den kläglichen kirchlichen Verhältnissen der Hauptstadt muß man zunächst nicht große kostspielige und architektonisch schöne Kirchen, sondern statt Einer, die 100,000 Thlr. kostet, lieber drei bauen, die zusammen nicht mehr kosten. Die Lucas-Kirche ohne Thurm und ohne Küster- und Predigerwohnung kostet 34,000 Thlr. und es hätte noch Manches dabei gespart werden können. Die Bevölkerung von Berlin wächst jährlich um 10—12,000, wenn also jährlich eine neue Kirche gebaut und eine neue Gemeinde gegründet würde, so würden die Zustände etwa bleiben, wie sie jezt sind. Wenn aber alle 3 oder 4 Jahr eine neue Kirche gebaut wird, so müssen die Verhältnisse immer trostloser werden. Wenn der Ausdruck nicht verbraucht wäre, so könnte man sagen, hier ist der Nothschrei an seiner Stelle: Schauspielhäuser und Vergnügungslokale wachsen schnell empor, aber Kirchen sehr, sehr langsam. Darauf aber warten, bis die hohen und höchsten Behörden, unter deren Augen sich diese Zustände entwickelt haben und bestehen, Mittel und Wege gefunden haben, um ihnen abzuhelfen, darf die Kirche und ihre Glieder auch nicht. Von dem O. C. R. Hrn. Dr. Wichern sind die Ideen der innern Mission kräftig angeregt und er hat Manchen aus dem Schlaf aufgerüttelt, und die Welt hat in der neuesten Zeit ihm und seinen Arbeiten in ihrer Weise ihre Anerkennung bewiesen. Es sind in mehreren Gemeinden allerlei Einrichtungen getroffen und Organisationen hervorgerufen für die kirchliche Armenpflege, aber ein Pastor, der besonders auf diesem Gebiete gearbeitet hat, sagte noch in diesen Tagen, es ist ein Tropfen

am Eimer. Es gibt Männer und Frauen in der Stadt, die alle ihre Zeit und Kräfte mit bewunderungswürdiger Treue dem Dienste für die Armen hingeben — sie stehen da wie die Frühlingsboten einer bessern Zeit und wie Propheten der Zukunft, und ich kann aus Erfahrung bezeugen, daß in diesen Wegen schon mancher Arme in bessere Bahnen geleitet und ihm wirklich geholfen ist. Dazu kommen die Vereine mit ihren Schwächen und ihren schönen Seiten. Das sind lauter Keime; sie muß die Kirche pflegen, mit aller Liebe sich ihrer annehmen, und zu ihrer Förderung kräftig mitwirken. Darum, weil man nur wenig erreicht und das Ganze nicht überwältigen kann, darf man nicht zu dem muthlosen und trägen Gedanken kommen, lieber gar nichts zu thun. Wenn ein Mensch auch hoffnungslos darniederliegt, so schikt man doch zum Arzt, weil es doch möglich wäre, daß ihm noch könne geholfen werden. Es haben zwar die Vereine nicht die Verheißung für sich, die der ganzen Herde gegeben ist, aber sie sind doch Oasen in der Wüste. Die Kirche muß in der Gemeinde das Gefühl der Zusammengehörigkeit wecken, und in der ganzen Gemeinde die Pflicht zum Bewußtsein bringen, die sie gegen die Armen hat. Die Gemeinde ist ein Ganzes, und wenn ein Glied leidet, müssen die andern mit leiden. Ein Anfang ist gemacht in der Wahl der Gemeinde-Kirchenräthe; hier ist ihre eigentliche Aufgabe zu lösen, und hier haben sie das Feld, auf dem sie ihre Arbeit suchen sollen. Gott gebe uns viel Gemeinde-Kirchenräthe wie Philippus, der dem schwarzen Kämmerer der Königin Candaze den Jesaias auslegen konnte, und wie Stephanus war, ein Mann voll Glaubens und Kraft des heil. Geistes. Der Egoismus ist das Gegenteil von Christentum; die Welt spricht, wenn ich nur glücklich bin, was gehen mich die Andern an. Dürfen die Christen sagen: wenn ich nur selig werde, was gehen mich die Armen an, für die mag die städtische Armenpflege sorgen? Die evangelische Lehre von der Seligkeit ohne Verdienst der Werke scheint oft so verstanden zu werden, als ob es heiße, der Mensch werde selig ohne Werke, da es doch heißt, ohne Verdienst der Werke; der Glaube aber kann ebenso wenig ohne Werke sein, wie das Licht ohne Schein. Der Glaube ist kein Stein im Acker, sondern ein Samenkörnlein, das aufgehen und Früchte tragen will, die erste Frucht aber, die er trägt, ist die Liebe zu den Armen. Als Tabea in Joppe gestorben war, kamen die Witwen und zeigten dem Apostel die Kleider, die sie genäht und ihnen geschenkt hatte; das ist ein Vorbild vom jüngsten Gerichte, wie es dort wird hergehen. Da werden die Armen den Reichen helfen, daß sie aufgenommen werden in die ewigen Hütten. Es darf Niemand sich für abgefunden halten durch die Armensteuer, oder durch den Gedanken, daß ihn die Armen nichts angehen, weil die Stadt für sie sorge. Es ist zu jedem gesagt: Was du nicht gethan hast dem Geringsten, das hast du mir auch nicht gethan, und an jenem Tage wird der Herr zu denen sprechen, die sich nicht der Armen annahmen: Gehet hin, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist

dem Teufel und seinen Engeln, ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich nicht gespeiset ꝛc. Hier ist die Goldgrube, wo die Schätze zu sammeln sind, welche die Motten und der Rost nicht verzehren und darnach die Diebe nicht graben. — Die Barmherzigkeit rühmt sich wider das Gericht.

Es ist gegenwärtig die Aufgabe der Kirche, den lebendigen Glauben, der in der Liebe thätig ist, den Reichen zu predigen, damit sie sich Patrone erwerben für den Tag des Gerichts und sich die wahren Schätze sammeln, die ihnen auch der Tod nicht rauben kann. Es ist nicht zu helfen mit Worten und Gesetzen, sondern mit Thaten der Liebe und Treue. Jeder sehe sich um nach dem armen Lazarus, der vor seiner Thür liegt, und übe Barmherzigkeit mit Lust und lerne einfältig geben. Die Entschuldigung, daß man durch seine Gaben die Armen verderbe, hat Geiz erfunden; gib nur in rechter Weise und lerne den Armen, der dich bittet, näher kennen, so wirst du ihm nicht schaden. — Es liegt mir ganz fern, ein Bild davon zu entwerfen, wie die Kirche müßte organisirt sein, um die Armenpflege übernehmen zu können. Zunächst muß die öffentliche Armenpflege ihr mühseliges Werk weiter führen und die Kirche muß nicht übersehen, daß auch in diesem Wege die christliche Liebe zur Erscheinung kommt und helfen soweit sie kann und vermag, und überall die freie Liebe zur Thätigkeit rufen. Wie sich einst die Verhältnisse gestalten werden, das liegt in der Hand dessen, der seiner Kirche Hülfe, Schutz und Beistand zugesagt hat, er hat das Regiment, und wenn erst die Kräfte da sind, wird sich die Organisation von selber finden. Die Organisation ohne lebendige Kräfte führt zum todten Buchstaben des Gesetzes. Der Muth darf aber nicht fehlen, er liegt aber nicht in der Furcht und Angst, sondern in der Liebe, die die Verheißung hat, daß sie die Welt überwindet. Hier ist der Fortschritt zu machen. „Freiwillige vor!“ so hieß es einst, als das Vaterland in Gefahr war, die Freiwilligen kamen und trieben den Feind zum Lande hinaus. Also „Freiwillige vor!“ — lernet die Davidsschleuder gebrauchen wider den Riesen Goliath. Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden. Die Treue im Kleinen hat die Verheißung, wer über wenig treu ist, wird über viel gesezt werden. Die Ernte ist groß, der Arbeiter sind wenige, bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende. Der Herr aber steht vor den Seinen und spricht mit einem heil. Eide: „Wahrlich, wahrlich ich sage euch, was ihr bitten werdet in meinem Namen, das wird euch der Vater geben.“

Die Gefängnisfrage in ihrem Zusammenhange mit der Zeitentwickelung betrachtet von Richter Dr. v. Duhn. Lübeck, 1862. 83 Seiten in 8.

Vorliegende kleine Schrift hat den Zweck, das ganze gebildete Publikum auf die dringende Nothwendigkeit der Verbesserung der Strafgefängnisse aufmerksam zu machen, weil eine gründliche Abhülfe der hier noch vorhandenen Missstände erst dann zu erwarten ist, wenn dieselben in ihrer ganzen Schädlichkeit für den Staat allgemein anerkant sind. Zu diesem Zwecke wird die vorliegende Schrift sicherlich sehr wesentlich beitragen, weil sie in klarer und überzeugender, zugleich Herz und Gemüt ansprechenden Weise die Schäden aufdekt und deren Abhülfe zeigt.

Es sollte diese Schrift von keinem, der sich für das Gefängniswesen interessirt, ungelesen bleiben; nicht blos Richter und Geistliche, sondern jeder, der über die schwierige Frage: wie ist das Strafsystem gerecht und heilsam anzuwenden, sich belehren will, wird die Schrift mit Nutzen lesen und dem Verfasser dankbar sein. Erfreulich ist es dem Referenten gewesen, daß auch diese Schrift wieder den Beweis liefert, daß alle die sich gründlich mit dem Gefängniswesen beschäftigt und aus eigner Erfahrung reden können, fast einstimmig zu demselben Resultat gelangen wie unser Verfasser, daß nämlich das richtig angewandte Isolirsystem der einzige Ausweg ist, um die Gefängnisstrafe nicht blos gerecht, sondern auch nach allen Seiten hin mit Nutzen anzuwenden.

Verfasser beginnt mit einer historischen Uebersicht der verschiedenen Strafsysteme. Bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts kannte man nur durch den Henkersknecht vollzogene Körperstrafen und Landesverweisung. Als man aber nach Beendigung des 30jährigen Krieges sich gegenseitig die Zusendung der herrenlos umhervagabondirenden Soldaten verbat, so führte das zuerst im Jahre 1669 zur Errichtung eines Spinnhauses für Diebe und Huren zu Hamburg, die dort „zur Gottesfurcht und Arbeit" angewiesen werden sollten. Die Altdorfer Juristen-Facultät, die Ende des 17. Jahrhunderts einen Förster wegen Ehebruchs und Inceste zu verurteilen hatte, wußte kein anderes Auskunftsmittel zur Bestrafung des Verbrechers, dem die dem Tode am nächsten liegende Strafe zuerkant war, als ihn der Republick Venedig zu übergeben, um denselben als einen Gefangenen auf den Galeeren zu gebrauchen. Eine andere Facultät hatte bei ihrer Bestrafung den öffentlichen Nutzen im Auge, indem sie im J. 1703 einen wegen Aufruhrs zu bestrafenden Spritzenmacher zu Lübeck verurteilte, „zum gemeinen Besten eine Feuerspritze zu verfertigen" worauf dann der Staat freilich verzichtete. Erst der bekannte Fall des Jean Calas zu Toulouse im J. 1761 veranlaßte eine literarische Bewegung, welche für den größten Teil Europa's zu einer wesentlichen Aenderung des Strafsystems geführt hat.

Ein durch die Encyklopädisten angeregter Mailänder war es, der durch seine Schrift: „von Verbrechen und Strafen" vor etwa nunmehr 100 Jahren eine völlige Umgestaltung des Strafsystems bewirkte. Eine solche Wirkung hatte die an sich unbedeutende Schrift dadurch, daß sie ihr Strafsystem auf die zur Zeit herschenden dem Rousseau'schen contrat social entlehnten Ideen gründete, nach welchen der Mailänder Marchese gegen die meisten Anwendungen der Todesstrafe protestirte und statt dessen ewige Sclaverei verlangte, für die geringeren Verbrechen dagegen, insbesondere für den Diebstahl, Sclaverei auf unbestimte Zeit, um während derselben den angerichteten Schaden zu ersetzen und „den ungerechten Despotismus zu büßen, welchen der Dieb sich gegen den Gesellschafts-Vertrag angemaßt habe." Diese Ideen fingen an das Strafrecht zu beherschen und bald kante man nur noch Todesstrafe für Mord, dagegen statt der früher üblichen Körperstrafen gelangten die Gefängnisstrafen bald zur Alleinherschaft. Man sah aber in der Strafe nur eine Sühne, an die Besserung des Bestraften, der nach seiner Entlassung wieder in die Gesellschaft zurückkehrte, dachte man noch nicht. Nur so lange man diese Rücksicht überhaupt hintenansetzte, war es möglich, dem Verbrecher zur Strafe ein Haus anzuweisen, in welchem er eine Zeit lang in Gesellschaft der verworfensten Menschen leben mußte.

Aus der Anhäufung von Verbrechern in einem Hause entwickelte sich ein Verbrecherstand, der dazu in jenen Häusern die nöthige Ausbildung und Gemeinschaft fand. Diese allbekante Thatsache war es, die den entlassenen Sträflingen immer mehr ein ehrliches Durchkommen erschwerte, denn man fürchtete sie weniger wegen des einmal begangenen Verbrechens, als weil sie aus der Gemeinschaft der Schlechtesten, aus einer hohen Schule des Verbrechens herkamen. So mußte man zu ernster Erwägung der Frage kommen: wird die Sicherheit des Gemeinwesens durch die bisherige Art der Vollstreckung der Freiheitsstrafen nicht eher gefährdet als gefördert? diesem zu begegnen führte man die Deportation ein, die sich aber nur so lange als nützlich erwies, als nicht zu viele Verbrecher auf einem Raum sich häuften.

Ein Engländer John Howard war es, der durch einzelne Uebelstände veranlaßt, die Gefängnisse nicht blos England's sondern ganz Europa's besuchte, bis er 1790 als ein Opfer seiner menschenfreundlichen Bestrebungen in der Krim am Hospitalfieber starb. Durch die von ihm veröffentlichen Mitteilungen wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Gefängniswesen gelenkt, indem er die überall gefundenen schreienden Uebelstände an's Licht zog. Mit einer vollständigen Aenderung des Gefängniswesens fing man zuerst in Nordamerika an, im Staate Pennsylvanien, indem man dort zuerst die Gefangenen vollständig isolirte und ihnen ohne alle Beschäftigung, nur das Lesen

der Bibel und anderer Erbauungsschriften gestattete, daher diese Art das Pennsylvanische System genannt wurde. Bei aller Anerkennung dieses Systems, welches die Strafe hauptsächlich zur Besserung benutzen wollte, konnten die mit solcher unthätigen gänzlichen Isolirung verbundenen Mängel nicht verborgen bleiben. Nachdem diesem gegenüber das s. g. Auburnsche System, mit blos nächtlicher Isolirung, Schweiggebot und Classifizirung der Sträflinge, sich als gänzlich unpraktisch erwiesen, hat nunmehr das pennsylvanische System in wesentlich veränderter Gestalt fast in ganz Europa die Herschaft erlangt. Diese Aenderung besteht darin, daß der Sträfling nur von der schlechten Gesellschaft seiner Genossen getrent gehalten wird, aber zugleich ihm Gelegenheit geboten wird, möglichst häufig mit zuverlässigen christlichen Leuten in Berührung zu kommen und zweitens, daß ihm Arbeit und Unterricht gegeben wird. Die Erfahrung hat nun auch bestätigt, daß dieses System das einzige ist, welches die schädlichen Folgen des bisherigen Gefängniswesens abzuwenden und dauernde Besserung der Gefangenen zu erzielen im Stande ist und, was sehr wesentlich ist, die von allen reuigen Sträflingen, nach den in dieser Schrift zahlreich angeführten Zeugnissen, begehrt wird. Wenn nun aber Gefangene wie Gefängnisbeamte, nach den actenmäßig mitgeteilten Zeugnissen, fast einstimmig diese Art der Einzelhaft als die einzig richtige bezeichnen, so kann es wol keinem Zweifel mehr unterliegen, daß diese Richtigkeit auch mehr und mehr zur allgemeinen Geltung gelangen muß. Eine, nach Mitteilung des Verfassers, sowol von Englischen als französischen Autoritäten ausgesprochene Klage, daß die verurteilenden Richter gar nicht wüßten, welche Uebel sie den Verurteilten zufügen, ist höchst beherzigenswert und sollte alle Richter veranlassen, sich gründlich mit dem Gefängniswesen zu beschäftigen, was am sichersten ihre allgemeine Verbesserung bewirken müßte. Alle neue Strafproceßordnungen und Strafgerichtsorganisationen sollte man lieber so lange ruhen lassen, bis die Gefängnisse so eingerichtet wären, daß die erkante Strafe gerecht vollzogen werden könnte. Es wird beklagt, daß Juristen die in den Pandekten wol zu Hause sind, die wichtigsten Institute ihres eignen Landes, die Strafanstalten nicht kennen. Die Basis aller Besserung aber sieht Verfasser einzig und allein im Christentum, er hält es für eine psychologische Unmöglichkeit bei Verbrechern irgend etwas auszurichten, wenn nicht das Christentum in den Herzen derer, die mit ihnen umgehen, Leben gewonnen hat. Aus Widerwillen gegen das Christentum wurde die erste Anregung zur Einzelhaft in Deutschland zum Teil mit Hohn und Spott aufgenommen. Den Vorwurf daß diese Haftart mehr Seelenstörungen bewirke widerlegt Verfasser durch eine der ersten Auctoritäten auf diesem Gebiete, Mittermaier, der als Resultat seiner gesammelten Erfahrungen bestätigt, daß in der neueren Einzelhaft Geistesstörungen weit seltener vorkommen als in der Gemeinschaftshaft.

Das System der Einzelhaft ward dann in Deutschland, zuerst in Baden, im Zellengefängnis zu Bruchsal, gründlich durchgeführt seit 1847, und hat das erfreuliche Resultat geliefert daß nach 6 Jahren, im Jahre 1853, als es 13 Sträflingen gesetzlich frei stand in gemeinschaftliche Haft überzugehen, 8 vor diesen es aus freiem Willen vorzogen, in der Einzelhaft zu verbleiben. Selbst in Hinsicht des Finanzpunktes wird mit Zahlen nachgewiesen, daß trotz der erheblichen Baukosten für Isolirgefängnisse, sie doch im ganzen eine Verminderung der Criminalkosten im Staate herbeiführen. Der Vorgang von Baden wirkte bald sehr wesentlich auf das Gefängniswesen aller übrigen deutschen Staaten ein. So ward in Schleswig und Holstein im J. 1854 die Isolirhaft eingeführt, 1856 in Frankfurt und jetzt ist fast kein deutscher Staat, der nicht entweder die Isolirhaft wenigstens teilweise schon eingeführt, oder doch sich ernstlich mit dieser Frage beschäftigt. In Würtemberg ist die Isolirhaft im J. 1857 einstimmig von den Ständen angenommen.

Die von einigen geltend gemachte Idee, nur die schweren Verbrecher zur Isolirhaft zu verurteilen wird treffend dadurch widerlegt, daß es eine Verschwendung der Staatsmittel und eine moralische Grausamkeit gegen die Verbrecher sei, dieselben erst bei kurzzeitigen Strafen sich einander verschlechtern zu lassen und dann erst nach mehrfachen Rückfällen, bei langzeitigen Strafen, in der Einzelhaft den um so schwierigeren Versuch ihrer Besserung zu machen.

In Preußen wurde auf Befehl Friedrich Wilhelm IV. zuerst zu Moabit bei Berlin ein großes Isolirgefängnis gebaut und 1856 unter die Aufsicht des Dr. Wichern gestelt, dessen großartige und segensreiche Thätigkeit auf diesem Gebiete von allen Sachkundigen trotz der erhobenen Angriffe, hinlänglich anerkant ist. In Hannover wird gegenwärtig zu Hameln das erste Isolirgefängnis gebaut. Verfasser schließt seine Abhandlung mit der sehr richtigen Bemerkung: je mehr die Einzelhaft praktisch bekant wird, um so mehr Freunde hat sie sich bisher gewonnen, und es kann deshalb nicht zweifelhaft sein, daß die Gegner bald verstummen werden.

Nachrichten.

Weitere Entwickelung hannoverischer Zustände.

(Schluß.)

Von Seiten der Behörden ist diesem Treiben durchaus Nichts in den Weg gelegt. So mußte man denn einer gar wüsten Versamlung in Celle entgegen sehen, bestehend aus einer verschwindend kleinen Zahl mehr oder minder radikalen Geistlicher und vielleicht mehr als tausend solcher Vertrauensmänner. Ihr Hauptwerk war dieses Mal nicht der Katechismus, der war so ziemlich todt geschlagen, sondern die Berufung einer möglichst radikal zusammengesezten

Synode. Der vielgenante §. 23 des Landesverfassungsgesetzes lautet so: „Ueber Abänderung in der bestehenden Kirchen-Verfassung wird der König mit einer von ihm zu berufenden Versamlung von geistlichen und weltlichen Personen, welche teils von ihm bestimt teils von den Geistlichen und Gemeinden auf die sodann durch Verordnung zu bestimmende Weise erwählt werden, berathen.

Einer solchen Berathung bedarf es auch dann, wenn vor Einrichtung von Synoden für das ganze Königreich oder einzelne Landesteile neue Kirchenordnungen erlassen oder in wesentlichen Grundsätzen derselben und namentlich in der Liturgie Veränderungen vorgenommen werden sollen."

Unter einer solchen Synode dachte man sich nun eine ebenso lärmende Versamlung, wie etwa eine vom Radikalismus strotzende politische Kammer und fand namentlich den Zeitpunkt zu deren Berufung so höchst günstig, daß man durch die Versamlung in Celle alle Wasser in Bewegung zu setzen hoffte, um sie durch Sturm-Petionen ꝛc. zu ertrotzen und ihre Zusammensetzung vorzuschreiben. Da wollte man dann die Bekentnisse der Kirche flüssig machen, die Kirchen-Ordnungen untergraben, die freien Wahlen der Gemeinden in Betreff ihrer Geistlichen durchsetzen ꝛc. und Baurschmidt war vorsichtig genug, daran zu erinnern, daß man ja in Betreff des Wahlgesetzes darauf zu dringen habe, daß nicht etwa Geistliche allein die Geistlichen und Laien allein die Laien zur Synode zu wählen haben müßten, dann würde er oder ihm Gleichgesinnte schwerlich gewählt werden. So viel hat er also doch eingesehen, daß er bei seinen Amtsbrüdern nichts gilt.

Dieser Versamlung sah man nun in wenigen Tagen entgegen und es war Alles in Spannung, was werden sollte. Da plötzlich erschien folgende vom 20. November 1862 datirte Consistorial-Verordnung und ward durch expresse Boten an alle Geistlichen des ganzen Landes gesandt:

„Wir sind vom Königl. Cultus-Ministerium ermächtigt, den Geistlichen unseres Sprengels die Eröfnung zu machen, daß die Königl. Regierung unter Allerhöchster Genehmigung Sr. Majestät des Königs gegenwärtig die Vorbereitung zur Ausführung des zweiten Absatzes von §. 23 des die Landesverfassung betreffenden Gesetzes vom 5. September 1848, welcher lautet: (der § wurde schon oben mitgeteilt) — beschlossen hat.

Indem Wir diese Eröffnung an sämtliche Uns untergebene Prediger hiemit ergehen lassen, erachten wir zugleich in Rücksichtnahme auf Vorkommenheiten der neuesten Zeit für angemessen, Folgendes hinzuzufügen: Es ist bekantlich am 7. v. M. zu Celle eine von einem Geistlichen unseres Sprengels veranlaßte s. g. Pastoral-Conferenz gehalten worden, aus welcher als Ergebnis der stattgehabten Berathungen ein Program hervorgegangen ist, auf Grund dessen eine öffentliche Versamlung von Geistlichen und Nichtgeistlichen, welche demselben zustimmen, am 2. k. M. abgehalten werden soll. Im Hinblicke auf die mehrfachen erheblichen Bedenken, welche dieses Program, wie überhaupt, so insonderheit auch hinsichtlich des darin befindlichen Bekentnisses darbietet und in Bemessung der oben beregten Sachlage Betreffs der kirchlichen Verfassungs-Angelegenheit wollen wir, wie hiedurch geschieht und es auch mit den uns zu erkennen gegebenen Intentionen des Königl. Cultus-Miniseriums übereinstimt, die Geistlichen unseres Sprengels vor jeder Teilnahme an der gedachten, auf den 2. k. M. angekündigten Celler Versamlung oder an sonstigen gemeinsamen Schritten, durch welche in der hier fraglichen Beziehung eine ähnliche unangemessene Einwirkung auf die Königl. Regierung versucht werden soll, ernst und nachdrücklich gewarnt und davon abgemahnt haben. Wir mögen nicht Umgang nehmen, hiebei noch besonders darauf aufmerksam zu machen, daß eine derartige Beteiligung am wenigsten für solche Geistliche sich ziemen kann, welche, wie die Superintendenten, zugleich in dem amtlichen Verhältnis kirchenregimentlicher Organe sich befinden.

Hannover, den 20. November 1862.

Königl. Hannoverisches Consistorium."

Dieses Ausschreiben ist seit dem 19. August das erste Zeichen, daß überall noch ein kirchliches Regiment existirt, und hatte man bislang unter dem schmählichen Druck der wüsten Haufen in Stadt und Land gestanden, so athmete man auf, und es konnte nicht fehlen, daß das vielbesprochene Celler Comité stutzig ward. Die Celler General- und Special-Superintendenten wurden durch dieses Ausschreiben in die fatale Lage gesezt, die ihnen selbst zugegangene ernstliche und nachdrückliche Verwarnung und Abmahnung den ihnen untergeordneten Pastoren per Circulare sofort zugehen lassen zu müssen, für sie um so fataler, da sie wol wußten, daß sie, wo nicht mit allen, doch mit der Mehrzahl der ihnen untergebenen Geistlichen sich in einem wenig erbaulichen Widerspruch befanden. Wenn irgend, so ward es ihnen hier unter die Augen gestelt, wie wenig es sich grade für sie, als „kirchenregimentliche Organe" gezieme, sich mit dem ihnen vorgesezten Regimente in einen wider dasselbe agitirenden Widerspruch zu setzen. Niemand konnte daran zweifeln, daß hier ein Entweder — Oder vorliege. Der Probst Oberdiek beeilte sich, sofort zu erklären, daß nach diesem Erlaß die Celler Versamlung überflüssig sei.

Allein es sollte noch anders kommen. Das Comité vertagte zwar Angesichts der Umstände auf kurze Zeit die auf den 2. December berufene Versamlung, kam aber am 10. December auf dem Bahnhofe zu Nordstemmen zusammen und stelte dem kirchenregimentlichen Erlaß einen Erlaß entgegen, welcher in der radikal demokratischen Zeitung für Norddeutschland, dem Organe dieser Herren, zuerst abgedrukt wurde.

So hatten wir also zwei Regimenter, eines zu Hannover und eines zu Nordstemmen und das lezte hegt die feste Zuversicht, daß sich kein Geistlicher der Celler Conferenz an den Consistorial-Erlaß kehren wird, denn das ist ja doch der Sinn des euphemistisch ausgedrückten Satzes, daß die sich an der Ausübung des ihnen zustehenden verfassungsmäßigen Rechtes, gemeinsame Bitten zu berathen ꝛc., nicht werden verhindern lassen.

Auch Herr Oberdieck hat diesen Erlaß unterzeichnet, denn er

nahm seine gegebene Erklärung in einer eines Tertianers würdigen Weise wieder zurück, und die Hannoversche Landes-Zeitung (nicht zu verwechseln mit der officiellen Hannov. Zeitung) meinte, das sei wol eine Fabel, daß Herr O. mit unterzeichnet habe, man müsse den Mann sonst selber für eine Fabel halten.

Was aber nun? Spruch und Gegenspruch liegen öffentlich vor. Das Regiment mahnt und warnt ernstlich, besonders die Superintendenten, und diese erklären: Wir kehren uns nicht daran, denn wir wissen besser, was zu thun ist.

Bis zu diesem Augenblicke — Mitte Febr. — sind die Superintendenten noch im Amte, das Regiment hat geschwiegen, ist aber auf seiner Bahn weiter gegangen.

Im Lande waren unter den Geistlichen die Meinungen geteilt, rücksichtlich der Zweckmäßigkeit durch eine zu berufende Synode die entstandenen Wirren zu schlichten. Sehr ernste und gewichtige Stimmen hatten sich ganz entschieden dagegen ausgesprochen, sowol in Flugschriften, als in besondern Petitionen auf die große Gefahr, namentlich unter den jetzigen so gespanten Verhältnissen hingewiesen, andere Petitionen, namentlich aus dem Kreise der Göttinger Professoren und etlicher Pastoren, hielten die Synode für das geringere Uebel und drangen auf deren Berufung.

Das Cultus-Ministerium aber erließ unter dem 3. Januar d. J. ein Rescript, in dem es heißt:

„Nachdem beschlossen ist, die im §. 23 des Verfassungsgesetzes vom 5. September 1848 in Aussicht gestelte Versamlung von geistlichen und weltlichen Personen für die evangelisch-lutherische Kirche des Königreichs baldigst zu berufen, bedarf es der vorgängigen Feststellung, teils der Zusammensetzung dieser Versamlung, teils der derselben über Abänderungen in der bestehenden Kirchenverfassung zu machenden Vorlage.

Wir wünschen, daß in beiden Beziehungen die Angelegenheit durch eine Commission sachkundiger christlicher Männer geprüft und begutachtet werde, und es sind zum Vorsitzenden solcher Commission

der Herr Geheime Rath Bergman,

zu deren übrigen Mitgliedern die Herren: Consistorial-Assessor von der Beck zu Stade, Regierungs-Rath Brüel hieselbst, Pastor Diestelmann zu Celle, Superintendent Durlach zu Menslage, Abt und Ober-Consistorialrath Dr. th. Ehrenfeuchter zu Göttingen, Consistorialrath Gossel zu Aurich, Prorector, Hofrath und Professor Dr. Herrmann zu Göttingen, Ober-Consistorialrath Dr. th. Meyer hieselbst, Landrath, Bürgermeister Neubourg zu Stade, Pastor Dr. th. Petri hieselbst, Abt und Ober-Consistorialrath Dr. th. Rupstein hieselbst, Landrath, Ober-Amtmann von Trampe zu Hoya, Consistorialrath Dr. th. Uhlhorn hieselbst ausersehen.

Die Commission soll am Dienstag, den 3. künftigen Monats, Mittags 12 Uhr, im Locale des unterzeichneten Ministeriums zusammentreten.

Anlangend näher Gegenstand und Art der commissarischen Berathung, so nehmen wir an, daß es das Natürlichste und Angemessenste sei, wenn die Commission — die Wir jedoch hierin nicht binden wollen — von den im Jahre 1849 ausgearbeiteten und im Druck veröffentlichten Commissionsentwürfen einer „Verordnung, betreffend die Berufung einer Vorsynode" und einer „Kirchenraths- und Synodalordnung für die evangelische Landeskirche lutherischen Teils" den Ausgang nimmt."

Diese Commission ist dann zu der bestimten Zeit wirklich zusammengetreten, keines der geladenen 14 Mitglieder ist weggeblieben. Unter feierlicher Ansprache und Gebet sind die Sitzungen eröfnet, und nachdem man sich, wie öffentliche Blätter versichern, über die zu berufende Vorsynode geeinigt, ist die Commission bis zum 10. März vertagt, um dann über die zu machenden Vorlagen weiter gehört zu werden.

Im Lande ziehen unterdessen die einzelnen Gewitter als Reste des Sturmes vom Sommer umher. Die Behörden werden fort und fort behelligt mit Vorstellungen bald aus dieser bald aus jener Gemeinde, Injurien-Processe aller Art sind hier und dort im Gange. Man verlangt bald dieses bald jenes von einzelnen Pastoren, hier sollen sie die acht Abschnitte des alten Katechismus treiben, dort beschwert man sich, daß die Kinder nicht „im Geiste" des alten Katechismus unterwiesen werden. Einer der Pastoren hatte geantwortet, daß er diesen Geist nicht habe und deswegen nicht darin unterrichten könne ꝛc. Ein großes Aergernis ist bei verschiedenen Buchhandlungen vorgekommen und in den Zeitungen gehörig vertrieben. In allen unseren Agenden ist die Abrenuntiation vorgeschrieben. Wenn ich nicht irre, waren es Mitglieder eines Kirchen-Vorstandes zu Hildesheim, welche zuerst von ihrem Pastor verlangten die Abrenuntiation wegzulassen, weil sie an die Existenz des Teufels, dem sie entsagen sollen, nicht glaubten. Es ist ihm auf privatem Wege an maßgebender Stelle gerathen, diesem Wunsche nachzukommen, und er hat in diesem Sinne geantwortet. In andern nicht wenigen Fällen haben die Pathen stillgeschwiegen oder mit „Nein" geantwortet. Es sind in der Kirche große Aergernisse vorgekommen. Auf Anfrage einzelner Superintendenten hat das Consist. zu Hannover rescribirt: die Pastoren mögen jeden einzelnen Fall in Erwägung ziehen und nach Umständen verfahren mit oder ohne Renunciation. Befohlen ist freilich die Weglassung nicht, kann auch nicht geschehen, da kein Consistorium das Recht hat, die Kirchenordnung zu ändern. Andere Pastoren haben aber entschieden die Pathen zurückgewiesen und selber die Abrenunciation gesprochen und dann das Kind ohne Pathen getauft, wieder Andere haben die ganze Taufe verweigert, so daß das Kind ungetauft den Eltern wiedergebracht ist. Alle diese Fälle sind dann in den Zeitungen gehörig durchgeklatscht und Sie sehen daraus, welches Aergernis dadurch gewekt ist. So ist es denn nicht zu verwundern, wenn die Consistorien mit maßlosen Vorstellungen aller Art fort und fort behelligt, um nicht zu sagen, geelendet worden sind. Fast immer wurde dann schließlich der Recurs an das Cultus-Ministerium ergriffen und sah auch dieses sich veranlaßt, fort und fort Bescheide ausgehen zu lassen, und mancher Rath mag sich unter Seufzen an diese elende Arbeit gemacht haben.

Endlich scheint es aber doch zu viel geworden zu sein und das Cultus-Ministerium hat unter dem 30. Januar zwei Rescripte ausgehen lassen, eins an sämtliche Consistorien, eins an sämtliche Landdrosteien (weltliche Provincial-Behörden), welche dem Unwesen steuern sollen und zugleich als ein Lebenszeichen des Regiments angesehen werden dürften.

Ein Wort ist in dem ersten Erlaß auffällig. Das Wort „Schul-

gezänk." Das Ministerium wird freilich besser wissen, was darunter zu verstehen sein möchte. Aber unser Streit ist jezt ein so unmittelbarer Lebenskampf, daß ich wenigstens vom „Schulgezänk" Nichts habe spüren können. An der rechten Weise, dem richtigen Takte, mag es ja immerhin einzelnen Personen gefehlt haben. Es ist schwer, in so sturmbewegten Zeiten, ohne allen Schutz und Schirm von Oben, immer auf richtiger Bahn zu gehen.

Die Frucht dieser Erlasse steht noch zu erwarten. Eine negative ist aber sofort hervorgetreten und hier muß ich zu dem Celler Comité zurückkehren. Man hörte längere Zeit Nichts davon. Baurschmidt namentlich schien vergessen zu sein. Er selber mochte das fühlen. Da beging er die große Unklugheit, daß er sein Leben beschrieb, worin er zu verstehen gab, daß man wol schon lange mit Ungeduld auf diese durchaus nichtssagenden und nichts enthaltenden Blätter als Albernheiten gewartet haben möchte. Er müßte eigentlich von einem Mitgliede des Celler Comitées, dessen Vice-Präsident er ist, überwacht werden, denn die Blame, welche er sich durch seine Schriften zuzieht fält auf das Comité zurück. Diese Lebensbeschreibung war indeß nur ein lustiger Zwischen-Akt, eine kleine Erholung in dem bittern Kampfe. Gleichwol mochten einige Blätter fürchten, daß das ganze Gebahren der Celler im Sande verlaufe und so fing man an zu fragen: was denn nun werden sollte; man redete von der Ungeduld der zahlreichen Vertrauensmänner, die berufen sein wollten ꝛc. bald tauchten denn auch allerlei Gerüchte auf, von schriftlichen Verhandlungen innerhalb des Comités. Das Reich sollte uneins geworden sein, dann wieder sollte der Tag nahe sein. Da gab die offizielle Hannoversche (Regierungs-) Zeitung folgende Aufklärung: „Mit dem bekanten Ausschreiben des Königl. Cultusministeriums vom 3. Januar hielten mehrere Mitglieder jenes Ausschusses ihre Aufgabe für vollständig erledigt, weil die Königl. Regierung mit der größten Liberalität für eine Vertretung der Celler Conferenz in der Commission zur Berathung einer Vorsynode gesorgt habe. Sind die Angaben richtig, welche über die Namen jener Mitglieder im Publikum cursiren, so wären gerade die bedeutendsten Mitglieder des Ausschusses die Vertreter dieser Richtung. Eine andere Ansicht machte sich dagegen dahin geltend: vorläufig habe die Berufung einer neuen Versamlung freilich keinen Zweck, allein, um für alle Eventualitäten gerüstet zu sein, dürfe man eine solche Versamlung nur vertagen. Die extremste Richtung des Ausschusses wollte dagegen nicht einmal von einer Vertagung wissen, sondern wünschte die sofortige Berufung einer neuen Versamlung. Während der Präsident des Ausschusses in einem Circulare die Ansichten der Mitglieder desselben über diese Frage sich erbat, fand eine Coalition zwischen den Vertretern der beiden letzten Fractionen statt, und mehrere derselben hielten hier in Hannover eine Separatversamlung ab, welche sich — jedoch gegen den Widerspruch mehrerer Mitglieder — über die Berufung einer neuen Versamlung einigte. Von einem Beschlusse des Ausschusses der Celler Pastoral-Conferenz kann also überall keine Rede sein, da bis jezt der Ausschuß noch gar nicht wieder versammelt gewesen ist."

Bald nachher ging dann wiederholt durch alle Blätter die bestimte Versicherung, der Präsident habe sein Präsidium definitiv niedergelegt und es sei damit an Baurschmidt übergegangen, nicht ohne bitteres Murren des Herrn Ewald. Dieses Gerücht consolidirte sich

vollständig. Da erschienen die beiden oben erwähnten Ministerial-Rescripte vom 30. Januar, worin nochmals durch die Landdrosteien aufs ernstlichste von der Versamlung abgemahnt werden sollte. Kaum aber waren diese Rescripte bekant geworden, als auf einmal ganz unerwartet die Antwort darauf durch die Zeitung für Nord-Deutschland gebracht wurde. Sie ist freilich vom 20. Januar datirt, aber erst im Februar publicirt und lautet:

„Im Anschlusse an unsere, unter dem 10. Deeember 1862 an die evangelisch-lutherischen Gemeinden des Königreichs Hannover von Nordstemmen aus gerichtete Mittheilung, laden wir hiedurch die für die Celler kirchliche Versamlung gewählten Vertrauensmänner, wie auch sämtliche evangelische Geistliche, welche den Beschlüssen der Pastoralkonferenz vom 7. October v. J. beistimmen, ein, sich am 27. April, Mittags 12 Uhr, zur Besprechung der kirchlichen Frage in Celle mit uns vereinigen zu wollen. Sollten es die Umstände erfordern, so werden wir für die Versamlung einen früheren Termin ansetzen. Im Falle die Benutzung der für die Versamlung in Aussicht genommenen Stadtkirche in Celle auf Schwierigkeiten stoßen sollte, werden wir die Versamlung zur Gewinnung eines anderen passenden Locales nach Hannover verlegen und darüber rechtzeitig durch die öffentlichen Blätter Nachricht geben.

Hannover, den 20. Januar 1863.

Das Comité der am 7. October v. J. zu Celle gehaltenen Pastoral-Conferenz.

Rettig, General-Superintendent in Göttingen. Dr. Baurschmidt, Archid. in Lüchow. Boysen, Bürgermeister in Hildesheim. W. A. Brau, Kaufmann in Hildesheim. Eberhardt, Bürgermeister in Göttingen. Ewald, Professor in Göttingen. Carl Götting, Obergerichtsanwalt in Hildesheim. Greiling, Archid. in Celle. Rud. Gröning, Kaufmann in Hannover. Gruner, Fabrikbesitzer in Gretesch bei Osnabrück. W. F. Hoffmann, Kaufmann in Hannover. H. B. Lauenstein, Kaufmann in Celle. Oberdieck, Probst in Uelzen. Dr. Pfaff, Pastor in Osterbruch. Redepenning, Kirchenrath in Ilfeld. Scheller, Medicinalrath in Celle. Thilo, Superintendent in Markoldendorf. Dr. Volkmar, Schuldirector in Osnabrück.

So war also das ganze Reich wieder beisammen. (Merkwürdiger Weise ging ein oder zwei Tage vor dieser Publikation die Nachricht durch die betreffenden Blätter, daß das Gerücht von der Niederlegung des Präsidiums abseiten des Herrn Rettig ein falsches gewesen). Drohend erhoben sie ihre Stimme, denn die Hinweisung, daß man nöthigen Falls nach Hannover kommen werde, erinnert sehr lebhaft an die Gewaltthätigkeiten vom August, welche in Hannover ihren stärksten Ausdruck fanden. Auffallend war es, daß unterdessen drei der Herren Doctoren geworden waren, Baurschmidt, Pfaff und Volckmar. Welche Fakultät mochte sie creirt haben? Man hatte Nichts davon gelesen.

Da plötzlich kam folgende wundersame Aufklärung und wiederum durch die officielle Hannoversche Zeitung:

„In die Ansprache des Ausschusses der Celler Prediger-Conferenz, d. d. Hannover den 20. Januar 1863, welcher sich aus der Zeitung für Norddeutschland in anderen Zeitungen abgedrukt findet, hat sich ein merkwürdiger Druckfehler eingeschlichen. Vor den Namen der Herren Bauerschmidt, Pfaff und Volkmer steht nämlich ein „Dr.",

als ob diese Herren den Doctortitel führten. Statt dessen sollte hinter jenen gleich vorangehenden Namen des Hrn. General-Superintendenten Rettig, des Hrn. Probstes Oberdieck und des Hrn. Superintendenten Thilo ein „ds." stehen, welches anzeigt, daß diese Herren bei dem Beschlusse der Zusammenberufung einer großen Versamlung nach Celle auf den 22. April d. J. dissentirt, d. h. dagegen gestimmt haben."

Das sind unstreitig drei so höchst merkwürdige Druckfehler, wie sie seit langer Zeit nicht vorgekommen sein werden.

Mit diesem Druckfehler lassen Sie mich schließen. Warten wir nun ab, wie bis zum 22. April weiter agitirt wird. Der Zeitraum zur Versamlung dieses Rumpf-Parlaments ist lange genug zum Voraus bestimt.

Mitlerweile hat sich doch der Katechismus in einer Anzahl von Gemeinden gehalten, die Confirmanden haben ihn vielerwärts ohne Aufforderung der Pastoren von selber mitgebracht, der tolle Rausch der Massen ist einigermaßen verflogen und die Vorzüglichkeit des Buches macht sich mehr und mehr geltend. Freilich kommen noch immer sehr wunderliche Dinge vor. Hören Sie nur dieses Eine: In einer Gemeinde, wo der neue Katechismus schließlich von allen Schulkindern wieder mitgebracht wurde, mußte eine bis dahin nicht erhobene Steuer zu kirchlichen Zwecken aufgebracht werden. Die Tagelöhner glaubten zu dieser höchst geringen Steuer nicht verpflichtet zu sein. Als sie dennoch herangezogen werden sollten, erklärten sie: Von dem Tage an, wo diese Steuer von ihnen erhoben werden würde, sollten alle] ihre Kinder den alten Katechismus wieder mitbringen! Das ist das Regiment von Unten, und so geht es, wenn den Gemeinden und zwar jedem Einzelnen dergleichen festzusetzen überlassen wird. Denn da wir noch immer nicht wissen, was das heißt: der Katechismus wird von einer Gemeinde mit Bereitwilligkeit aufgenommen, so prätendirt jeder Einzelne, hier thun zu können, was ihm beliebt. Eine unglücklichere Verordnung, als die vom 19. August, ist schwerlich je in einer so gewichtigen Sache gegeben.

Im Uebrigen kann ich nicht unterlassen, Sie auf ein ganz vorzügliches Buch aufmerksam zu machen, dessen erste Abteilung bereits erschienen ist und den Titel: „Katechismusschule für Lehrer in Kirche, Schule und Haus über Dr. Martin Luther's kleinen Katechismus mit Erklärungen von Dr. Albert Lührs. Hannover." Dr. Lührs ist bekantlich der eigentliche Verfasser unseres Katechismus und aus diesem Buche lernen wir, mit welcher Sorgfalt jede Frage, jede Wendung, jedes Wort erwogen und abgewogen worden, welch gründlicher Fleiß darauf verwandt worden und in welch geschickte sorgfältige Hand das Ganze gelegt ist, daß man mit herzlicher Klage daran denken muß, wie ein solches Werk dem Unverstande eines wilden Pöbels hat Preis gegeben werden dürfen. Denn es ist doch keine Frage, daß der grobe und feine Pöbel in Hannover das Buch gestürzt hat.

Die Katechismusschule von Lührs ist übrigens für Jedermann ein Schatz, der den Namen Luther verstehen will und zu handhaben hat. Ein unverlorenes Buch, dessen nähere Besprechung von geeigneter Hand wol einen Platz in der Ev. K. Z. finden dürfte.

Den 18. Februar 1863.

Am Schlusse meines Berichts geht mir noch folgende Erklärung aus der Hann. Zeitung zu:

„Bei Veröffentlichung der vom Ausschusse der Celler Pastoral-Conferenz am 20. Januar d. J. zu Hannover gefaßten Beschlüsse in der Zeitung für Norddeutschland hat allerdings durch das s. g. Dissenszeichen hinter unseren Namen angedeutet werden sollen, daß wir diesen Beschlüssen nicht beigestimt haben; gleichwol sehen wir uns, da dieses namentlich bei der Art, wie es geschehen ist (Dr. statt ds.), Manchem unverständlich geblieben sein möchte, zu der ausdrücklichen Erklärung veranlaßt, daß wir bei gegenwärtiger Sachlage die beabsichtigte Versamlung in Celle für ebenso zwecklos, als unangemessen und selbst bedenklich halten müssen, auch für etwaige Folgen derselben keinerlei Verantwortlichkeit übernehmen wollen, und daher zu unserem Leidwesen dem Comité der Celler Pastoral-Conferenz ferner nicht angehören können.

Wir halten uns überzeugt, daß die Mehrzahl der am 7. October v. J. in Celle erschienenen Geistlichen unsere Ansicht teilen, deshalb aber nicht aufhören werde, für Wiederherstellung geregelter kirchlicher Zustände in unserem Lande nach Kräften thätig zu sein.

Dr. F. G. Rettig, Generalsuperintendent in Göttingen. W. Oberdieck, Probst zu Uelzen. Thilo, Superintendent in Markoldendorf."

Auch der Herr Bürgermeister Dr. Eberhardt in Göttingen hat aus ähnlichen Gründen seinen Austritt aus dem Comité der Celler Pastoral-Conferenz, wozu er bekantlich cooptirt worden war, erklärt und angezeigt.

Die Herren haben sich also doch wirklich eines Bessern besonnen, und werden herzlich froh sein, daß sie ihren Kopf mit guter Manier aus der revolutionären Schlinge gezogen. Herr Rettig hat ihn nun schon zwei Mal hineingesteckt. Einmal im Jahre 1848, wo es ihm auch nur mit Mühe gelang, sich wieder frei zu machen, und jezt. Zum dritten Mal wird er ihn schwerlich wieder hineinstecken. Vestigia terrent, eine Celler Tragödie scheint hienach unter einer großen Blamage verlaufen zu wollen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 18. März. № 22.

Ist der kirchliche Constitutionalismus dem Wesen der Evangelischen Kirche entsprechend?

Ein im Auftrage des evangelischen Vereins gehaltener Vortrag.

Unter dem kirchlichen Constitutionalismus haben wir diejenige neue Verfassung der evangelischen Kirche zu verstehen, die jüngster Zeit im Großherzogtume Baden in das Leben getreten ist. Seine bedeutendsten Vertreter, von welchen auch der angegebene Name herrührt, sind die Professoren der Theologie Dr. Rothe und Dr. Schenkel in Heidelberg; und wenn sie mit größter Bestimtheit versichern, es sei das diejenige Verfassung, die alle kirchlichen Schäden der Gegenwart heilen werde, sie sei also die zweckmäßigste, sie sei überdem die dem Wesen der evang. Kirche am meisten entsprechende, so werden wol alle, denen das Wol der Kirche am Herzen liegt und die sie gern auch äußerlich so hergestelt sehen möchten, wie es ihrem Begrife entspricht, verpflichtet sein, das Dargebotene sich näher anzusehen und zu einem bestimten Urteile über dasselbe zu gelangen. Die Verfassung der Kirche ist für das Wolsein der Kirche, für Verwirklichung der Aufgabe, die der Herr ihr gestelt hat, durchaus nicht ohne Bedeutung. Aeußere Formen, sagt man, thun es nicht; es sind das Krücken und Stecken, die gerade wenn's Noth thut, ihren Dienst versagen; in dem Worte, welches die Kirche predige, liege ihre eigentliche weltüberwindende Macht; an ihm solle man sich genügen lassen und sich nicht ärgern, daß der Herr seine Kirche unter dem Kreuze halte und ihre Gestalt so gar keine Schöne habe; und wer wird läugnen wollen, daß solche Rede ihre Wahrheit hat. Mit derselben Wahrheit können Andere den Glauben als diejenige Macht betonen, die die Welt überwunden hat und deshalb im Gegensatze zu allem kirchlichen Handeln auf das Innere des Gemütes als auf diejenige Stätte verweisen, an welcher der Christ zunächst mit seiner Arbeit einzusetzen habe. Beiden aber wäre zu erwidern, daß weder das Eine noch das Andere, weder die Predigt, noch der Glaube es ist, worauf es schließlich ankomt und wovon Alles abhängt. Kann mich mein Glaube selig machen? Eins ist noth! Christus. Nichts weiter als Er. Um aber Christum zu haben, muß ich Glauben haben. „Wie aber können sie an den glauben, von dem sie nicht gehört haben? und wie können sie hören ohne Verkündiger und wie können sie verkündigen, wenn sie nicht gesendet sind?" So komt der Glaube aus der Predigt, die Predigt durch das Wort Gottes; und nur da wird das Wort Gottes den bezeichneten Erfolg haben, wo es rein und lauter verkündigt wird, eine Bedingung, deren Erfüllung wesentlich davon abhängt, daß des göttlichen Wortes Träger und Wächter eine selbständige wolorganisirte Kirche ist. Die Kirche hat das Glaubensleben nicht blos zu erzeugen, sie soll es auch zunächst im Cultus als gottesdienstliches Leben und in den weitern Kreisen als wahrhaft sittliches Leben zur Darstellung bringen. Zu dem Ende muß sie auf dem ihr zustehenden Gebiete sich frei bewegen, ihre Kräfte frei entfalten können; diese Bewegung geschieht in äußern Formen, dazu bedarf es äußerlicher Handhaben und Organe; die Verfassung der Kirche ist die äußere Gestalt, die die Kirche in ihrer zeitlichen Entwicklung sich selber gibt, und nun wird freilich die Form das Leben nicht schaffen und das innere wird nicht erzeugt werden durch das äußere, aber lezteres ist die nothwendige Darstellung des ersteren und dient auch wiederum zu dessen Stärkung und Bewahrung. Jedenfals sind nur da normale Zustände, wo Inneres und Aeußeres in Harmonie stehn, und wir sind deshalb weit entfernt, die jezt überall gemachten Versuche der Kirche bezüglich ihrer Verfassung aufzuhelfen, so viel unberechtigte Factoren auch dabei mit wirksam sein mögen, für unstatthaft zu halten. Vielmehr sehen wir daraus, daß eine oft unterschäzte und lange zurückgestelte Frage in ihrer Bedeutung anerkant ist. Wol aber werden wir wünschen müssen, daß man bei ihrer Lösung es nicht außer Acht lasse, daß die Kirche bereits über achtzehn Jahrhunderte besteht, daß sie eine Verfassung, sei dieselbe auch noch so unvollkommen, bereits hat und daß es also nicht darauf ankomt, aufzubauen, sondern auszubauen; ein Geschäft, bei dem man sich nicht wird leiten lassen dürfen durch vage abstracte Zeittheorien, sondern durch das, was die Geschichte der Kirche uns an die Hand gibt und was ihrem wahren Wesen gemäß ist. Der kirchliche Constitutionalismus scheint das ganz außer Acht zu lassen, er beabsichtigt einen Neubau der Kirche von unten auf und unser gegenwärtiger Versuch einer Kritik desselben kann daher schließlich nur den Endzweck haben, ihn als unberechtigt nachzuweisen und vor ihm zu warnen; ein Versuch, der auch darin mit seine Erklärung finden mag, daß bei der jezt allerwärts so hoch gehenden demokratischen Strömung die Grundgedanken des kirchlichen Constitutionalismus auch in weitern Kreisen Beifall fin-

den, und daß selbst manche wolgesinte, auf politischem Gebiete durchaus conservative Männer der Meinung sind, nach evangelischen Grundsätzen könne die Kirche in der That nichts weiter sein, als eine menschliche Gemeinschaft gläubiger Seelen, die, weil Christus bestimte Vorschriften über ihre Verfassung nicht gegeben habe, sich frei zu ordnen habe nach dem Ermessen ihrer Glieder.

Ein Aufsatz von Dr. R. Rothe: „Zur Orientirung über die gegenwärtige Aufgabe der deutschen evangelischen Kirche" in der Schenkel'schen „Allgemeinen kirchlichen Zeitschrift." 1862. Heft 1 u. 2, ein Aufsatz von Dr. Schenkel ebendas. Heft 1: „die kirchliche Krise in Deutschland und ihre Lösung", und des lezteren größere Schrift: „die kirchliche Frage und ihre protestantische Lösung." Elberfeld 1862, werden bei unserem weiteren Vortrage uns leitend sein.

Der kirchliche Constitutionalismus geht von der Thatsache aus, daß das kirchliche Leben der Gegenwart tief darnieder liegt. „Ein großer Teil unserer Bevölkerung und von den Gebildeten darunter weitaus die Mehrzahl, sagt Rothe, hält sich fern von der Kirche, ohne Sinn und Herz für sie und ohne eine andere Teilnahme an ihren Lebensverrichtungen außer derjenigen, die etwa die Ordnungen des bürgerlichen Gemeinwesens unumgänglich fordern." Der Grund, wird weiter versichert, liegt nicht in mangelnder Christlichkeit; vielmehr ist christliche Sittlichkeit und christliche Frömmigkeit in nicht geringem Maße überall vorhanden. Es war eine schöne Zeit, als nach den Freiheitskriegen das Licht des religiösen Glaubens in den Gemütern wieder aufflamte; es war wesentlich Glaube an Christum den Erlöser, ein Frühling nach langer Winterkälte, ein Auferstehungsmorgen, wie es schien, auch für die evangelische Kirche. Eine Erneuerung derselben ward bald allgemeine Losung, zahlreiche Entwürfe für sie traten an das Licht; die Theologie entfaltete ihre Schwingen mit frischem Mute, und neben Schleiermacher ließen Neander und Lücke die unvergängliche Herlichkeit des alten Glaubens schauen. Leider aber waren die Hofnungen voreilige: der Neubau der Kirche stieß auf Hindernisse. In Folge eines zwischen Regierungen und Regierten eingetretenen Mistrauens wurde das öffentliche Leben dem neu erwachten Glauben bald verschlossen. Statt seine Lebensfülle in große sittliche Ideen auszuströmen, blieb er in die Enge der rein privatlichen Lebenskreise confinirt. Hier wurde er zum großen Teile Pietismus und verlor damit seine Bedeutung für das öffentliche und kirchliche Leben. Dazu nahm die Theologie eine entschieden rückläufige Wendung. Der Pietismus, so weit er auf sie Einfluß hatte, wirkte das wissenschaftliche Interesse abschwächend, bestärkte sie in ihrem Hange zum repristiniren. Mit dem alten Glauben sollte die Orthodoxie, die alte Theologie wieder auferstehen; sie wurde in einem großen Teile Deutschlands die eigentlich officielle; und je mehr nun die in ihr gebildete Geistlichkeit wieder anfing, „statt des nahrhaften Brotes lebendigen Glaubens die harten Steine unverständlicher Lehrformeln" dem christlichen Volke darzubieten (Schenkel), „eine bis auf das Pünktchen fertige, in ganz bestimte Schlagworte gefaste und dabei möglichst sinlich ausgeprägte handfeste dogmatische Lehre" zu predigen (Rothe), um so mehr entfremdete sie sich namentlich die Gebildeten; das so fröhlich begonnene Wiedererwachen einer bewustvolleren christlichen Frömmigkeit, das anfänglich rege Interesse für die Kirche gerieth ins Stocken und eine Kluft zwischen dem christlichen Volke und der Kirche trat ein, die nothwendig immer weiter werden muß, je mehr die lezztere den Resultaten moderner Bildung und der wirklichen Fortentwicklung des Lebens sich verschließt. „Der geistige Horizont des 16. und 17. Jahrhunderts ist ein für allemal untergegangen. . . . . Es ist platterdings unmöglich, daß . . . . die altkirchliche Vorstellung von der heil. Schrift und ihrer Inspiration, die athanasianische oder irgendwelche wirkliche Trinitätslehre, die chalcedonensische Lehre von der Person Christi, die anselmische oder irgendwelche andere juristische Genugthuungslehre, die Lehre von einer, wie auch immer verhüllten Magie der Wirksamkeit der Sacramente u. s. w. je wieder im Großen die ehrliche Ueberzeugung der Gebildeten werden." „Die kirchliche Frömmigkeit in ihrer orthodox-pietistischen Form" ist nur da etwa noch möglich, wo man ferne steht „von dem Höhepunkt der Bildung der Zeit." Daß die evang. Geistlichkeit das nicht begreift und sich gerade auf dergleichen Dogmen „leidenschaftlich pikirt", das ist der eine verhängnisvolle Hauptschaden unserer kirchlichen Zustände. — Ein anderer liegt in der ganzen Stellung, die die Geistlichkeit beansprucht und teilweise auch einnimt. Der Geistliche hat nach Schenkel sein Amt als Vertreter und Beauftragter der Gemeinde zu verwalten, sich als „Träger des Bewustseins" zu fühlen, welches „in der Gesamtgemeinde am kräftigsten lebt." Statt dessen beansprucht er eine Stellung über der Gemeinde, will sein Amt aus göttlichem Recht herleiten, redet wol gar von besondern Amtsgaben und Amtsgnaden; „katholische Anwandlungen", wie sie freilich auch Dr. Luther hatte, wie sie aber fast alles Maß übersteigend bei reactionären Kirchenmännern und orthodox-pietistischen Pastoren in der Gegenwart hervorgetreten sind. „Kein Ereignis steht fester, als daß Stahl durch seine Lehre von der göttlichen Stiftung und Autorität der sichtbaren Kirche sich in Widerspruch mit dem innersten Wesen des Protestantismus gesezt hat. In diesem Punkte ist er katholisch geworden." Der Klerus will wieder herschen, die Gemeinde soll dienen; ersterer trägt hin und her ein Amtsbewustsein zur Schau, „wogegen das priesterliche Selbstgefühl kathol. Geistlicher sich beinahe wie eine Vorschule der Demut ausnimt." In Folge alles dessen sind wir im Cultus „bereits in allernächster Nähe der Messe angekommen. In Kurhessen ministriren beim Abendmale Vilmar'sche Chorknaben; in einer norddeutschen Stadt üben sich bekentnistreue Besucherinnen einer Hofkirche eifrigst auf die Kniebänke ein; ein Geistlicher, der das Kreuzschlagen unterläßt, läuft in einer andern Stadt Norddeutschlands Gefahr, von dem evang. Verein als unbußfertiger Rationalist signalisirt zu werden" und von den liturgischen Gottesdiensten ist „bereits in einem Tone die Rede,

wonach ihre Verdienstlichkeit als über allen Zweifel gestelt erscheint." Man hat sich sogar bis dahin verirt, daß man specifisch katholischen Institutionen, daß man selbst dem Papsttume das Wort redet; und nun ist das Alles zwar erklärlich, die reactionäre Partei betrachtet das Papsttum „als das lezte Bollwerk ihrer Interessen." „Wenn der größte Herr in der Welt fält, was soll aus den kleinen Herren werden? Wenn der Fels Petri der Brandung des Fortschritts nicht mehr zu widerstehen vermag, was soll aus den auf Sand gebauten Ritterburgen werden, in welchen der kleine Herr noch patriarchalische Prügelstrafen austeilt und mit voradamitischem Bückling sich einen allerunterthänigsten guten Morgen wünschen zu lassen geruht? Verschweigen wir es nicht, die reactionär gesinte Partei unter den deutschen Protestanten ist gegenwärtig die kräftigste Stütze des Ultramontanismus." Aber natürlich ist es dem „protestantischen Volke, das dem evang. Glauben mit aufrichtiger Anhänglichkeit zugethan ist", nicht zu verdenken, wenn es mit aller Entschiedenheit von denen sich abwendet, „welche es um den Segen der Reformation zu betrügen" suchen.

Sind wir hiernach über den eigentlichen Sitz unserer kirchlichen Nothstände nicht länger im Unklaren, so wird es nicht schwer werden, mit ihrer Hebung an der rechten Stelle zu beginnen. „Die Geistlichkeit muß ihre specifisch theologische Bildung abstreifen und ihre enge und kümmerliche kirchlich-christliche Weltanschauung zu den freien und reichen weltlich-christlichen erweitern und verklären, welche sich dem Christen auf demjenigen Standpunkte öfnet, auf den die moderne Geschichte uns geführt hat" (Rothe); und da dieselbe vor der Hand dazu „weder angethan, noch aufgelegt ist", so muß wenigstens dafür gesorgt werden, daß die Leitung der Kirche nicht länger „nach den ungeeigneten geschichtswidrigen Grundsätzen erfolge, an denen die Geistlichkeit noch fort und fort als Ganzes festhält." Wir sind also auf eine durchgreifendere Aenderung der Verfassung hingewiesen. Bloße Modificationen der überkommenen Consistorial- und Presbyterialverfassung werden uns nicht zum Ziele führen. Das Staatskirchentum, das in ersterer seinen Ausdruck findet, hat die trostlosen Zustände wesentlich verschuldet. Es hat die Orthodoxie zum Staatsgesetze erhoben, an das reine Bekentnis politische Vorrechte geknüpft, dadurch zur Heuchelei provocirt und ist durch alles das mit der gesamten Zeitanschauung in Conflict getreten. Man kann den Proceß seiner Selbstauflösung durch künstliche Mittel verzögern, aber die Geschichte hat ihr Urteil gesprochen und wird es vollziehen. — Die Presbyterialverfassung mit ihrer ernsten Zucht und ihren aristokratischen Formen ist in früherer Zeit nicht ohne Segen gewesen. Aber sie sezt sittlich noch nicht mündige, für den Gebrauch der evang. Freiheit noch nicht reife Gemeinden voraus und ist deshalb in der Gegenwart nicht mehr zu brauchen. „Alle menschliche Gemeinschaft entsteht und besteht dadurch, daß in dem Bereiche der in ihr äußerlich zusammengefasten Individuen ein Gegensatz hervortritt und ... anerkant wird, zwischen solchen, in denen die Idee des Ganzen

effectiv lebt, und solchen, in denen dieselbe nicht effectiv lebt, die jedoch, weil sie potentiel in ihnen vorhanden ist, für die Belebung derselben empfänglich sind; und daß dieser Gegensatz ausdrücklich und in der Art constituirt wird, daß jene ersteren mit der Vertretung der Idee des Ganzen gegenüber von den lezteren als Einzelnen betraut und diese eben dadurch unter den Einfluß der ersteren gestelt werden" und zwar zu dem Ende, „damit durch die bestimmende Einwirkung jener auf diese auch in ihnen die Idee des Ganzen aus dem Schlummer gewekt und so auch sie zu effectiven Trägern und Organen derselben allmälig erhoben werden." „Es ist das ganz allgemein ausgedrükt der Gegensatz von Obrigkeit und Unterthanen. Er ist zu dem Zwecke fixirt und angezogen, um durch seine Spannung allmälich sich auszugleichen und darum liegt es in der Natur der Sache, daß der ursprünglich aristokratische Charakter der Gemeinschaft in weiterem Verlaufe der Entwicklung sich immer mehr in den demokratischen abwandelt." Das alles gilt auch von der Kirche und die Geschichte liefert den handgreiflichen Nachweis dazu. Die früher aristokratischen Institutionen sind in demselben Grade überall gefallen oder werden in demselben Grade als hindernd empfunden, als frisches christliches Leben in die Gemeinde eingedrungen ist. Hiernach wird dem gegenwärtigen Bedürfnisse allein entsprechend sein „die kirchliche Repräsentativverfassung oder der kirchliche Constitutionalismus. Es gilt die Aufrichtung einer wirklichen Volkskirche, Herstellung einer aufrichtig gemeinten Organisation aller christlichen Volkskräfte, Bildung einer Gemeinschaft, die auf allen ihren Stufen durch ihre eigenen Vertreter, die Männer ihres christlichen Vertrauens sich selbst leitet und regiert." Ihre Basis wird durch die Ortsgemeinden gebildet, deren jede einzelne in dem Gemeindekirchenrathe ihre administrative Vertretung hat. Eine zweckmäßig verbundene Anzahl von Ortsgemeinden bildet die Diöcesangemeinde und ist administrativ vertreten durch den Diöcesanvorstand. Ihre allgemeine administrative Vertretung hat die gesamte Landesgemeinde an der obersten kirchlichen Verwaltungsbehörde, dem Oberkirchenrathe. — Die Verwaltungsbehörden müssen sich aber fortwährend bezüglich ihrer Verwaltungsgrundsätze und Maßregeln auf die Gemeinde stützen und dazu bedarf es einer wolgegliederten gemeindlichen Repräsentation. Der Kirchengemeinderath muß aus der Gemeindeversamlung, der Diöcesanvorstand aus der Diöcesansynode und der Oberkirchenrath aus der Generalsynode hervorgehen, wenn das Verhältnis ein durchaus normales sein soll. Die leztere bildet der Natur der Sache nach das oberste gesetzgebende Organ für die gesamte Landeskirche. In einem dergestalt gegliederten Organismus ruht der Schwerpunkt des ganzen auf einer und derselben Grundlage, der kirchlichen souverainen Gemeinde, die als solche Quellpunkt aller kirchlichen Aemter, Träger aller kirchlichen Gewalten und Functionen ist. Daher ist auch die Wahl der Geistlichen ein natürliches Recht der Gemeinden und erstere sind in allen Amts-

handlungen Vertreter und Beauftragte der lezteren. — Der kirchliche Constitutionalismus hat zu seiner Grundlage „nicht den wüsten losen Haufen", sondern die „organisirte Totalität der Kirchengenossen." Oeffentliche Sünder, Personen, die durch Religionsverachtung und notorische Verbrechen Aergernis geben, sind ausgeschlossen. Dagegen komt Teilnahme am Gottesdienste, Zustimmung zum Bekenntnisse der Kirche um so weniger in Betracht, als beides durchaus nicht Merkmale gläubigen Sinnes sind und die Sache gegenwärtig einmal so steht, daß die Menge derer, die um Gottes Wort und Sacrament sich nicht mehr bekümmern, als das eigentliche Salz der Kirche betrachtet werden muß. Man habe, sagt die Prot. Kirchenzeit., „das vorzüglichste Material" zum Aufbau der Kirche gerade da zu suchen, wo die Orthodoxen nur „Unchristentum und Antichristentum" erblicken und selbst Rothe glaubt behaupten zu dürfen, die durch die Orthodoxie erwirkte Frömmigkeit „stehe in den meisten Fällen thatsächlich dem Erlöser um kein Haar breit näher, als der von ihr bemitleidete s. g. Unglaube, wo nicht etwa sogar viel ferner." Der kirchliche Constitutionalismus bezweckt nicht „Herschaft der Majoritäten sondern Herschaft der christlichen Vernunft"; er will denjenigen Elementen zur thatsächlichen Macht verhelfen, die in Wahrheit Träger der christlichen Idee sind und denen eben deshalb diese Macht von Rechtswegen gebührt. Der kirchliche Constitutionalismus ist nicht eine einem fremden Lebensgebiete entnommene, der Kirche nur äußerlich angepaßte Form; vielmehr ist er erwirkt „durch eine neue Selbstbesinnung auf das Wesen des Protestantismus, durch Vertiefung und Verinnerlichung der Grundthatsachen der Reformation." Wol aber haben die rascheren Fortschritte der constitutionellen Staatsform im Süden Deutschlands die Anwendung des Repräsentativsystems auf die Kirche begünstigt und gefördert. Preußen hat seinen bisherigen Ruhm, an der Spitze der kirchlichen Entwickelung des prot. Deutschlands zu stehen, eingebüßt; Baden ist an seine Stelle getreten und „der von ihm ausgehende Impuls wird Jahrhunderte hinaus wirken."

Freilich ist das neue System in seiner Reinheit auch hier noch nicht durchgeführt. Die Glieder des Oberkirchenraths werden vom Landesfürsten berufen, die Beschlüsse der Generalsynode bedürfen seiner Bestätigung und die theolog. Facultät steht ganz unter seinem Einflusse. Rothe und Schenkel geben bereitwillig zu, daß diese Stellung des Fürsten und der Kirche „eine Anomalie", daß das landesherrliche Kirchenregiment ein dem Wesen echt kirchlicher Repräsentativverfassung fremdes Element sei. Der kirchliche Constitutionalismus ist wesentlich Demokratismus. Aber sie behaupten zugleich, diese wirklichen Inconsequenzen seien bei der dermaligen äußern und innern Lage des deutschen Protestantismus thatsächliche Vorteile; aus Zweckmäßigkeitsgründen müsse man anstehen, sie zu beseitigen; und überdem sei eine vollkommene Kirchenverfassung — so versichert Rothe nach der eigentümlichen Meinung die er von dem Wesen der Kirche und ihrer Aufgabe hat — „ein innerer Widerspruch." Ihm ist die Kirche eine der christlichen Gemeinschaft wesentlich inadäquate Gemeinschaftsform. Das vollendete Reich Gottes, das Ziel aller christlichen Entwickelung ist nicht als Kirche, sondern als Staat zu denken, nicht als ein Universalstaat, sondern, da die Unterschiede der Nationalitäten bleiben, als eine einheitlich organisirte Vielheit von Staaten, als ein vollendeter Staatenorganismus, in welchem jeder einzelne Staat seiner eigentlichen Aufgabe christliche Sittlichkeit auf nationalem Boden zu realisiren, vollständig Genüge thut. Die Kirche ist wesentlich religiöse Gemeinschaft; das religiöse aber ist ein Moment des sittlichen. Die Kirche trent also von dem gemeinsam sittlichen Leben, das im Staate sich verwirklicht, ein wesentliches Moment und stelt es isolirt und in der Isolirung unberechtigt dem Staate gegenüber. In ihrem nothwendigen Drange, sich äußerlich geltend zu machen, greift sie fortwährend in das dem Staate zustehende sittliche Gebiet ein, entzieht ihm das seine und steht also von vorn herein im Kampfe mit dem Staate, in welchem sie schließlich unterliegen muß, weil der Staat auf einem concreten realen Begriffe, die Kirche auf einem abstracten sich selbst widersprechenden Gedanken ruht. Dennoch hat die Kirche ihre Bedeutung gehabt und hat sie teilweise noch. Der Staat Gottes konnte und sollte nur allmälich durch einen geschichtlichen Proceß zu Stande kommen, in welchen das neue von Christo ausgehende religiöse Leben als wirksame Potenz eintreten mußte. Zu dem Ende mußte es eine besondere äußere Form erhalten, ein Organ, durch welches es auf die von ihm noch nicht ergriffene Welt einwirken konnte. Diese Form, also die Kirche, ist immer nur Mittel zum Zwecke und muß in demselben Grade ihre Bedeutung verlieren, als lezterer erreicht wird. Als unentbehrlicher Nothbau besteht die Kirche so lange fort, bis der Staat vom christlich religiösen Leben so durchdrungen ist, daß dieses unbesorgt seiner alleinigen Pflege überlassen werden kann. Diese Zeit ist zwar noch nicht gekommen, dennoch haben schon jezt Staat und Kirche in der Weise die Rollen gewechselt, daß ersterer in der Pflege des christlich religiösen Lebens die Hauptperson geworden ist, eine Veränderung, die wesentlich in der Reformation sich vollzogen hat. Nach Rothe gibt es also wol eine streitende, aber keine triumphirende Kirche; das Christentum hat als Protestantismus die Kirche im Principe aufgehoben. Nach Schenkel „negirt der Protestantismus als solcher die göttliche Autorität der sichtbaren Kirche, ja die Kirche selbst als Gewissen bindende Institution."

Das also ist der kirchliche Constitutionalismus mit seinen ihn leitenden Grundgedanken. Wir haben nun zuzusehen, in wie weit die lezteren auf Wahrheit beruhen und ob das hier gezeichnete Bild der Kirche dem entspricht, was die evangel. Kirche sein will und sein muß.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 21. März. № 23.

Christentum und Königtum von Gottes Gnaden im Verhältnis zu den Fortschritten des Jahrhunderts.

Ein Vortrag des Präsidenten v. Gerlach gehalten im evangelischen Verein in Berlin am 2. März 1863.

Hochverehrte Versamlung!

Thema's wie mein heutiges hat früher an dieser Stelle der hochverdiente und ausgezeichnete Mann behandelt, für den diese Versamlung ein ehrendes und dankbares Andenken bewahrt, und der mir ein naher Freund und ein treu- und engverbundener Gesinnungs- und Kampfgenosse war. Schmerzlich vermissen Sie, wie ich, in diesem Augenblicke unsern theuern, so früh abgerufenen Stahl, der der Kirche und dem Vaterlande nie fehlte mit seinem gewichtigen Worte, wenn es galt, für deren höchste Güter einzutreten, und der gewiß auch in dieser Zeit nicht fehlen würde, wo wir seiner so sehr bedürfen. Er, nicht ich, sollte nach Ihrer aller und nach meinem Wunsche von dem Königtume von Gottes Gnaden zu Ihnen reden. Meines weiten, sehr weiten Abstandes von dem scharfsinnigen begabten Redner mir bewust, erwarte ich, daß dieser Abstand auch Ihrem Urteile eben durch meinen Vortrag nur allzusehr aufdrängen wird. So werde ich wenigstens dadurch dazu beitragen, sein Andenken zu erneuern. Aber Sie werden auch meine so weit und tief greifende Uebereinstimmung mit ihm nicht verkennen, und diese Uebereinstimmung hat mir Mut gemacht, der Aufforderung Ihres Vorstandes folgend vor Ihnen aufzutreten, indem ich zugleich wegen der mir so ungewohnten Form und weil ich unter dem Eindruk frischer schmerzlicher Familientrauer bin auf Ihre besondere Nachsicht rechne.

Als ich ein Thema für diesen Vortrag suchte, fand ich, daß es zwei Eigenschaften haben müßte. Erstens: es mußte geeignet sein, Ihre Aufmerksamkeit und zwar gerade in dieser Zeit anzuregen, und zweitens: es mußte mich schon lange und tief beschäftigt haben. Denn ich bin nur solchen Thema's, als Mann der Praxis und nicht der Wissenschaft, einigermaßen gewachsen. So kam ich auf das Königtum von Gottes Gnaden, für und wider welches die Zeit mit Worten und Thaten vertheidigend oder angreifend heftig streitet, und welches so nahe liegt meinem Lebensberufe, Recht zu sprechen, im Namen des Königs und also Gottes, ja! welches das rechte Fundament dieses Berufs ist. Aber dieses Thema selbst führte mich einerseits hinauf in die erhabensten Wahrheiten des Christentums, aus denen es seine Bedeutung und sein Licht empfängt, und andrerseits hinein in die unaufhaltsam fortschreitende Zeit, wo es sich realisiren soll mitten in den Entfaltungen der Welt. So entstand die volle Ueberschrift:

Christentum und Königtum von Gottes Gnaden gegenüber den Fortschritten dieser unsrer Zeit.

Von Gottes Gnaden, — diese Worte setzen die Könige der Christenheit seit mehr als tausend Jahren vor ihren Königstitel als Einleitung ihrer Gesetze und feierlichen Kundgebungen. Aber nie ist wol das Königtum von Gottes Gnaden mit feurigerer Begeisterung angerufen und betont worden, als mit der wir diese Worte jezt und zwar mit Recht betonen. Denn weit und breit verleugnet und erschüttert diese Zeit alle Autorität, göttliche und menschliche. Tief hinein dringt freche Impietät in jede Stadt, in jedes Dorf, in unzählige Häuser. Pantheismus: „die Welt ist Gott" — Atheismus: „es ist kein Gott" — erheben keck und öffentlich ihr Haupt. Der Mensch, tief gefallen, sündig, unerneuert, verschmäht die Vergebung, Versöhnung und Heiligung, und sezt dreist sein „Ich" auf den Stuhl der Obrigkeit und auf den Altar Gottes. Die Weissagung der Schlange geht schauderhaft in Erfüllung: „Ihr werdet sein wie Gott", und ringsum sind wir umgeben in tausend Ausbrüchen von den unsaubern Werken des entfesselten Fleisches. In eine solche Zeit hinein erklingt wie Glockenton der Name Gottes, und insbesondere das Wort: Königtum von Gottes Gnaden. Sollten dem nicht alle gläubigen Seelen zufallen? Vielleicht ist niemand in diesem Sale, in dessen Herzen dieses mächtige Wort nicht schon angeklungen und wiedergehalt hat.

Doch nicht blos als Empfindung, wäre sie auch noch so wahr und noch so rein, nicht blos als Pietätsgefühl, wäre es auch noch so heiß und noch so treu, soll der Geist das Bewustsein dieser Wahrheit in sich haben. Er soll sie verstehen lernen aus dem Worte unsres Gottes, dessen heiliger Name ihr Kern ist. Für mich als Juristen und als Richter ist überdies die Vertiefung in diese Wahrheit eine Amtspflicht. Denn Rechtswissenschaft und Richteramt ist nichts ohne den rechten Begriff der Obrigkeit, und die Obrigkeit ist nichts ohne Gott, der sie eingesezt hat und in ihr waltet.

Wir haben jezt das Königtum von Gottes Gnaden nur

im Kampfe. Wir müssen es vertheidigen und die Einwürfe dagegen beantworten, — beantworten müssen wir insbesondere auch unsre eignen Zweifel.

Der Pantheist oder Atheist kann nichts wissen, er kann nicht einmal etwas wissen wollen von dem Königtum von Gottes Gnaden; denn er hat keinen Gott, sondern statt des lebendigen Gottes nur die Natur und die Welt. Mit diesen Gegnern aber habe ich es heute nicht zu thun. Nicht als ob ich mich selbst oder als ob ich jedes Glied dieser Versamlung frei wüßte von pantheistischen oder atheistischen Anfechtungen. Aber diesen Anfechtungen hat die Predigt, die Theologie, das Gebet zu begegnen. Hier habe ich das Gottesbewußtsein, ohne welches das Bekentnis zum Königtum von Gottes Gnaden ein Unding ist, vorauszusetzen.

Doch auch von solchen, die dieses Bewußtsein nicht verleugnen, hört man den Einwurf: „wozu dieser scharfe heftige Accent auf das von Gottes Gnaden? Es versteht sich von selbst, daß der König von Gottes Gnaden ist. Alles ist von Gottes Gnaden, alle menschlichen Verhältnisse, also auch das Königtum. Wie kann, wie darf man also aus dem Königtum von Gottes Gnaden eine Parteifahne machen?“

Ich habe oft bemerkt, daß man unsrerseits das Königtum von Gottes Gnaden nur schwach und unklar zu vertheidigen wußte, wenn man überging aus dem bloßen aufgeregten Pietätsgefühl auf das Gebiet ruhiger durchsichtiger Erörterung, und daß man, wenn man es versuchte, oft in den entgegengesetzten Irtum gerieth, nämlich in den Irrtum des Absolutismus, dessen Extrem ich als Verwandlung des Königtums in ein Götzentum bezeichnen muß.

Ich versuche daher Grund zu legen für die erhabene Lehre, die in dem Worte Königtum von Gottes Gnaden liegt.

Ich sagte schon, daß der Kern des Königtums von Gottes Gnaden der heilige Name Gottes selbst ist. Damit trete ich ein in das Innere des Tempels. Wenn wir diesen Namen nennen, dürfen wir uns nicht abwenden von dem, was Gott uns offenbart von dem unerschöpflichen und unausforschlichen Inhalt seines Namens. Sonst misbrauchen wir den heiligen Namen Gottes.

Gott ist unser Vater und unser König; schon die alten Heiden nanten ihren Zeus den Vater der Götter und der Menschen und den König der Götter und Menschen. Er ist — so lehrt sein uns, als Christen, geoffenbartes Wort: „der rechte Vater über alles was Kinder heißt im Himmel und auf Erden“, wie unsre deutsche Bibel so schön wiedergibt, was im Urtext wörtlich heißt: „aus ihm wird genant alle Vaterschaft im Himmel und auf Erden.“ Er ist, nach der Schrift, der König aller Völker, der König aller Könige, der Herr aller Herren, der König Himmels und der Erde. Er hat Seinen Sohn in die Welt gesandt als den Fürsten der Könige auf Erden, wie St. Johannes ihn nent, um Gottes Königreich herzustellen und die abtrünnigen Unterthanen wieder zu sammeln als bußfertige Kinder Gottes in Sein Königreich. „Thut Buße, denn das Königreich Gottes, das Königreich der Himmel, ist nahe herbeigekommen“ — so begann die Predigt unsres Herrn, und als Predigt vom Königreich bezeichnet Er selbst immer wieder die Predigt Seines Evangeliums.

Vom Königreich, *βασιλεια*, — so überall der Urtext. Das bloße „Reich Gottes“ in unsrer deutschen Bibel gibt den Sinn nicht wörtlich und nur schwach wieder. Das Wort „Reich“ wird leicht abgeflacht aufgefaßt; wie wir sagen: „Reich der Natur“, „Reich des Schönen“ u. s. w., so daß man die Hauptsache, den lebendigen persönlichen König, vergist.

Diese biblischen Wahrheiten sind die Grundgedanken für das Verständnis des Königtums von Gottes Gnaden. Aber es komt darauf an, daß wir sie in ihrer ganzen Realität und Fülle auffassen und nicht in bloße Bilder verflüchtigen, als werde Gott nur darum Vater und König genant, weil er eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Vater und Könige habe. Umgekehrt! Er ist der rechte Vater, der rechte König. Die irdischen Väter und Könige sind nur Abbilder dieses Urbildes. Sie sind nur darum Väter und Könige, weil sie Bilder Gottes sind. Aber sie sind reale Bilder, nicht blos gemalte. Die Menschen tragen das Bild der Vaterschaft und des Königtums Gottes an sich wie der leibliche Sohn das Bild, die Aehnlichkeit seines menschlichen Vaters an sich trägt, so daß diese Aehnlichkeit zugleich wesenhafte Gemeinschaft ist. Darum nent der 82ste Psalm die weltlichen Obrigkeiten gradehin „Götter“ und „Söhne des Höchsten.“ Und unser Herr Christus beruft sich (Joh. 10, 24) auf diesen Ausspruch als auf ein Gotteswort, „das nicht gebrochen werden könne“, um vor den Juden zu rechtfertigen, daß er sich Gottes Sohn nent. Das Ebenbild Gottes — diese Grundlehre des Christentums — umfaßt auch die Namen Gottes und, wenn ich so sagen darf, Seine Aemter. „Seine eignen Namen teilt er uns mit“, — so ruft anbetend und bewundernd ein alter Kirchenvater aus, — „Er nent sich selbst das „Licht der Welt“, aber auch zu Seinen Jüngern spricht er: „Ihr seid das Licht der Welt“; Er ist Vater, Herr und König, und Er macht uns zu Vätern, Herren und Königen.“ Und auch nach dem Fall, nachdem wir unsre uranfängliche Majestät geschändet, unsre Kronen besudelt haben und Knechte der Sünde und der Welt geworden sind, nimt er dieses Königtum von Gottes Gnaden nicht völlig von uns. „L'homme est misérable“, sagt Pascal, „mais ses misères sont les misères d'un roi détrôné.“ Der Mensch, der sündige Mensch ist elend; aber sein Elend ist das Elend eines entthronten Königs. Und entthront soll der bußfertige Sünder nicht ewig bleiben; er soll wiedergebracht, erneuert, sein Königtum soll ihm wiedergegeben werden. „Ihr sollt mir“ — so verkündigt Moses im Alten Bunde — „ein heiliges Volk, ein königliches Priestertum sein“, und St. Petrus und St. Johannes sagen dasselbe, aber nachdem der Sohn Gottes erschienen und das Königreich Gottes nahe herbeigekommen, die Sünde versöhnt und vergeben und das Eben-

bild hergestellt ist, sagen sie nicht mehr blos: „Ihr sollt sein", sondern sie sprechen die geschehene Thatsache aus, St. Petrus: „Ihr *seid* das königliche Priestertum" und St. Johannes noch bestimter: „*Er hat* uns zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und Seinem Vater."

Das persönliche reale Königtum des lebendigen Gottes und das ebenbildliche Königtum des Menschen, das ist die rechte Wurzel aller menschlichen Majestät und der innerste Kern, der ebendige keimfähige Inhalt des Königtums von Gottes Gnaden. Wir können diese erhabenen Wahrheiten nicht real genug auffassen und uns aneignen, — nicht *staatsrechtlich* genug, möchte ich den Juristen und Staatsmännern zurufen.

Betrachten wir daher nun die Entfaltung derselben, ihre kreatürliche, geschichtliche und rechtliche Realisirung in der Menschheit.

Aus der *Ehe* und Vaterschaft geht durch Gottes Schöpfermacht *Haus* und *Familie* hervor auf natürlich leiblicher Grundlage, wie es die Natur des Menschen erfordert, die aus Leib, Seele und Geist besteht. *Adam* ist der erste menschliche Vater und der erste menschliche König, eingesezt durch das Gotteswort: „Seid fruchtbar und mehret euch und machet euch das Erdreich unterthan." „Und es geschah also" — sezt *Moses* hinzu — „und Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut." Das ist die göttliche Stiftung, welche Ehe, Vaterschaft und Königtum — Königtum recht eigentlich von Gottes Gnaden — feststelt noch vor dem Sündenfall auf alle Zeiten, so lange es Menschen gibt auf Erden. Adam war damals auch von rechtem königlichen Geblüt. Sein Blut war sündlos hervorgegangen aus des ewigen Königs schaffender Hand.

Folgen wir nun der Entwickelung der Familie, zunächst wie sie unter Adam war, unabhängig von einer außer ihr vorhandenen menschlichen Obrigkeit. Das Kind trägt das königliche Ebenbild seines irdischen und seines himlischen Vaters an sich. Darum sagt *Zinzendorf*, wer Kinder erziehe müsse sich immer gegenwärtig halten, daß er lauter „kleine Majestäten" vor sich habe. Aber das Kind wird hülflos geboren, und ist daher im Anfange unfähig seine königliche Freiheit auszuüben. Die Kinder sind die ersten Unterthanen ihres königlichen Vaters. Freiheit ist ein positiver Begriff; sie besteht nicht in der bloßen Wegnahme äußerer Einflüsse; in solcher blos negativen Freiheit würden die Kinder umkommen. Der positive Inhalt der Freiheit ist Macht, zuerst Macht über sich selbst, und ihre Vollendung ist selbständige Macht. Die Freiheit der Kinder wächst und entfaltet sich mit ihren Leibes- und Geisteskräften in fortschreitender Ausübung. In des Vaters Hause bleiben sie des Vaters Unterthanen. Aber die erwachsenen Kinder sind nicht mehr *blos* seine Schützlinge; sie sind *auch* seine Helfer und Rathgeber, ausgestattet mit um so größeren Pflichten aber auch mit um so größeren Rechten dem Vater gegenüber je mehr auch sie dem *Vater* gewähren können und je mehr auch er *ihrer* bedarf. Auf diesen Grundlagen erwächst in manichfacher Gestalt und Gliederung ihre rechtliche Stellung zu ihrem königlichen Vater. Einerseits stärken sie des Vaters monarchisches Regiment; andrerseits aber beschränken sie es auch. Dies ist der Keim des Ständetums und zugleich die Grundlage des echten Constitutionalismus, der nur eine weitere Entfaltung des Ständetums ist, beides Rechtsbildungen, die ebenfals aus der uranfänglichen Schöpfung und Stiftung Gottes folgen —, nur mehr mittelbar, als des Vaters monarchisches Recht, und die daher eben so wol von Gottes Gnaden sind wie das Königtum selbst. Bleiben nun die Söhne in des Vaters Hause und gründen sie daselbst neue Familien, so stehen sie zu diesen als Väter und Fürsten in gleichen oder ähnlichen Verhältnissen, wie ihr Vater und König zu ihnen. Diese Familien haben sie dann vermöge ihres Vater- und Fürstenamts zu vertreten und zu schützen, und zwar nöthigenfalls auch *gegen* ihren Vater und König. So waren die deutschen Fürsten Unterthanen des Kaisers, aber zugleich Landesherren ihrer Territorien.

Die Söhne können aber auch ausscheiden aus dem Vaterhause und unabhängige Familien gründen, welche dann selbständig neben einander bestehen.

Eine solche erweiterte Familie hat die Keime immer reicherer Entfaltung und Gliederung in sich. Dienstleute treten hinzu oder sonstige Hausgenossen, etwa wieder mit ihren Familien und ihrem Anhange, auf den Grund von Verträgen und Rechtsverhältnissen der manichfachsten Art, immer aber nach dem der menschlichen Natur inwohnenden Gesetz, dessen Urtypus in der Familie ist, daß der Mächtige herscht über den Hülfs- und Schutzbedürftigen der sich ihm anschliest. Und wenn des ursprünglichen Vaters und Königs Herschaft sich ausbreitet und erhält über alle diese Haus- oder Reichsgenossen, wenn sein Besitz, besonders sein Grundbesitz, wächst, wenn Eroberung und Unterwerfung andrer Familien die Herschaft erweitert und so der Unterthanen immer mehrere werden, so geht das Haus in einen Stamm, der Stamm in ein Volk über, und was erst im Keime als Familie erschien, steht nun als Staat uns vor Augen, ohne daß wir angeben könnten wo das Haus, die Familie, diesen Charakter abgelegt und den des Staats angenommen hätte, so wenig als wir angeben können, in welchem Augenblicke der Keim aufgehört hat Keim und angefangen hat Baum zu sein. Das Volk *Israel* gewährt uns hierzu ein besonders anschauliches Beispiel, weil es mehr als andre Völker, — wiewohl auch nicht ganz — auf leiblicher Abstammung beruht. Daher ist der Mannesname des Stammvaters Israel zugleich Name des Volkes geworden und geblieben.

Die Familie und die Monarchie kann sich aber auch so umgestalten, daß *republikanische Haus- oder Staatsformen* daraus hervorgehen. Der Vater geht mit Tode ab. Kein einzelner seiner mehreren Söhne folgt ihm in der Regierung. Sie stehn gleich mächtig und gleich berechtigt neben einander, setzen aber gleichwol das Eine Hauswesen mit einander fort. So entsteht eine als Republik constituirte Familie. Oder, eine Dynastie stirbt aus oder wird vertrieben, die nächsten

Machthaber nach dem bisherigen Monarchen, oder auch Provinzen oder Colonien als solche vereinigen sich zu einer nun souveränen Republik. So die von Spanien frei gewordenen vereinigten Niederlande, so die bis jezt vereinigten Staaten von Nordamerika, so, nach Abgang des Kaisers, der deutsche Bund, so weit er eine Einheit ist. In England ist es, seit das System des freien Handels die Verhältnisse zu seinen Colonien umgestaltet hat, eine Tagesfrage, ob das Mutterland nicht die selbständigeren Colonien, Canada, die älteren australischen, das Cap u. s. w. — deren Schutz so viel kostet — entlassen sollte aus dem Unterthanenverbande zur Englischen Krone, so sanft wie der reife Apfel vom Baume fält, und so friedlich wie der erwachsene Sohn mit des Vaters Segen das Haus verläßt um einen selbständigen Beruf zu verfolgen. Alle solche republikanische Verfassungen sind an sich eben so rechtmäßig wie die Monarchien.

Oder es kann auch, während die Monarchie noch fortbesteht, das Gemeinschaftsverhältnis der Unterthanen unter einander so bedeutend und stark, und zugleich der Monarch so schwach werden, daß er mehr dem Namen als der Sache nach Monarch ist. So entsteht unter monarchischen Formen parlamentarisches Regiment, welches möglicherweise in eine Republik übergehn, aber auch die Krone sicher aufbewahren kann bis auf die Zeit kräftigerer Herscher, die dann die reale Monarchie mächtig herstellen.

Es ist jedoch nicht zu übersehen, daß Republiken zwar ebenfals in der menschlichen Natur wol begründet sind, aber doch nicht so unmittelbar und uranfänglich wie die Monarchien. Erst Vaterschaft, dann aus der Vaterschaft Brüderschaft. Die Monarchie ist die edelste Staatsform, sagten die Scholastiker des Mittelalters, denn sie ist die Staatsform des Weltalls. Sie ist auch die Staatsform des Königreiches Christi im engeren Sinne, seiner Kirche auf Erden und zwar nicht erst in ihrer Vollendung, sondern auch jezt schon, wo sie noch ein Kreuzreich ist. Die Monarchien sind naturwüchsiger, die Republiken mehr mechanisch. Ohne einen künstlichen Formalismus sind sie nicht aufrecht zu halten. Wie schwer ist es, daß drei, vier, fünf Brüder mit ihren Frauen und Kindern Eine Familie bleibend bilden! Die Republiken bedürfen für ihre Existenz aristokratischer Elemente und aristokratischer Tugenden, besonders einer religiösen Ehrfurcht vor dem althergebrachten. Sonst bricht die noch so sinnreich formirte Maschinerie zusammen. Unserer Zeit fehlen diese aristokratischen Tugenden, und die aristokratischen Verfassungselemente sind auf dem Continent von Europa teils sehr geschwächt, teils gewaltsam vernichtet durch Absolutismus und Revolution. Unsre Zeit ist daher den Republiken nicht günstig. Venedig und die vereinigten Niederlande waren noch im vorigen Jahrhundert Republiken mit einer glänzenden Geschichte und selbständiger Macht. Jezt stehen sie unter monarchischer Herschaft. Die vier freien Städte in Deutschland erhalten sich nur unter dem Schutze des deutschen

Bundes, die Schweiz nur unter dem Schutze einer künstlichen Neutralität, St. Marino als Antiquität, die man schont und aufbewahrt aus einer Art Liebhaberei. Frankreich hat zweimal versucht sich als Republik zu constituiren. Aber beidemal ist der Versuch in blutige Anarchie ausgelaufen und total mislungen. Die große nordamerikanische Republik hatte aus England viel echten Rechts- und Freiheitssamen in sich. Aber nun ist sie in zwei Stücke zerbrochen und in einen wütenden Bürgerkrieg verwickelt. Die Republiken des übrigen Amerika werden seit einem halben Jahrhundert durch endlose Anarchie und immer neue Revolutionen zerrüttet, während das monarchische Brasilien im Frieden aufblüht. Selbst Aufruhr und Revolution greifen heut zu Tage, sobald sie gesiegt haben, krampfhaft nach einem Monarchen, so die französische Julirevolution 1830 und nach einem kurzen Zwischenraume die französische Februarrevolution von 1848 — noch dazu beidemal nach einem Monarchen der einen Schatten von Erbrecht an sich trug, — 1830 nach einem Vetter des Königs —, 1848 nach einem Neffen des Kaisers — ein lambeau de legitimité, einen Lappen von Legitimität, wie man 1830 sagte. Aehnlich die italienischen Revolutionen seit 1859, und jezt die griechische von 1862. Solche von republikanischen oder revolutionären Machthabern gewählten oder gerufenen Könige sind Mittelbildungen zwischen Organen republikanischer Obrigkeiten und wirklichen Königen. Consolidiren sie eigne Macht, so werden sie echte Könige. Niemals aber sind sie die Beamten ihrer Unterthanen als solcher. Die revolutionäre Zeit drängt nach der Monarchie als ihrem Endziele. Eine solche Monarchie trägt aber dann freilich den gewaltsamen Charakter ihres Ursprungs an sich. Unsre heutigen europäischen Revolutionen sind Reactionen gegen den Absolutismus. Die echten Freiheitselemente hat schon der Absolutismus gemindert und geschwächt. Die Revolutionen machten ihnen vollends ein Ende. Die Söhne und Erben der Revolution, die neuen Monarchen, finden daher eine tabula rasa vor. Einer solchen straff angezognen und rücksichtslos ausgeübten monarchischen Gewalt verdankt Napoleon III. seine Popularität, weil er mittelst derselben dem unleidlichen Revolutionswesen ein Ende gemacht hat. Er ist nicht ein Vollstrecker von Mehrheitsgelüsten, der zwar König heißt, aber nicht regiert, qui règne, mais ne gouverne pas, sondern er herscht und regiert und darum ist er so angesehn in Frankreich und in Europa.

Es ist auch nicht zu übersehen, daß jede Republik nothwendig monarchische Elemente in sich hat, — Familien, kleine Herschaften, — und jede irgend entwickelte Monarchie wenigstens einige republikanische Elemente, — was sind unsre Zünfte, unsre Städte andres als kleine Republiken? — eben so wie in der Urform der Familie neben und in dem primitiven Element der Vaterschaft das secundäre der Brüderschaft vorhanden ist.

In der Ausprägung aller dieser Formen, in dem Wachstum aus diesem Samen bis zur Blüthe und Frucht und bis

um Vertrocknen und Ausstreuen neuen Samens findet eine eiche Manichfaltigkeit statt vermöge der unerschöpflichen Fülle eibender Kräfte, welche Gott in die Menschheit gelegt hat, und er natürlichen Bedingungen, unter denen diese Kräfte sich entickeln. Die Eichel erscheint zunächst als ein einfaches Ding; ber der tausendjährige Eichbaum, mit allem was darauf wächst nd was er ist, geleistet hat und noch leisten kann, ist nur von er eingehendsten Naturforschung zu begreifen. Alle diese Staatsormen sind als solche rechtsmäßig und stehen unter Gottes segender Sanction. Aber in alle tritt auch die menschliche Sünde örend ein. Wie in der Pflanze und im Thier die Krankheit, o fälscht die Sünde in der Familie und im Staate die norale Entfaltung und erzeugt krankhafte Organismen, die verickelt sind in Ungewißheit, Streit und Krieg. Jeder Besitz, de Macht ist vom ersten Augenblicke an ein Keim werdenden Rechts. Sofort entwickeln sich daraus Rechtsverhältnisse kraft er Persönlichkeit des Besitzers. Diese Eigenschaft hat auch der nrechtmäßige Besitz und die unrechtmäßig erworbene Macht. s ist wol keiner hier unter uns, an dessen Besitztum nicht nrechtmäßiger Erwerb klebt, wenn wir nur den Ursprung des Besitztums hinauf verfolgen könnten durch die Generationen. ber ist niemand mehr da, der den Besitz oder die Macht anchten will oder kann, so wird sie legitim. Die Uebergangszeit nur ist voll Dunkelheit und Zweifel. Solche Schwierigeiten bietet uns nicht blos die Geschichte der Staaten, sondern uch der Rechtsverkehr des täglichen Lebens. Revolutionirte änder sind parallel zerrütteten Familien. Oedipus wußte icht wer sein Vater und seine Mutter war. Besitz und Verhrung sind schwere Aufgaben für Juristen und Richter. Aber e Schwierigkeit verwickelte und zweifelhafte Fragen zu entheiden, wohin besonders die Fragen gehören, die aus schweren echtsverletzungen entstehn, diese Schwierigkeit darf uns nicht re machen am Rechte selbst und seiner Heiligkeit. Auf Unewißheit, auf Verschiedenheit der Meinungen im concreten Falle üssen wir gefaßt sein, — jeder Richter ist daran gewöhnt, — nd manche Frage bleibt stehn, an deren Höhe oder in deren iefe unser schwaches Urteil nicht hinan- oder hinabreicht. Zann und wodurch wurde Pipins Dynastie, welche die Meovinger verdrängte, legitim, — wann und wodurch die ouveränität der deutschen Fürsten, die sie dem Reich und m Kaiser abgezwungen haben, — wann wird die Dynastie uonaparte, wenn sie Bestand hat, völlig legitim sein? Aber e Urformen der Familie und des Staats, Gottes ursprüngche Kreaturen, bleiben in allen diesen Verwickelungen und Verunkelungen als Urformen immer gegenwärtig und machen sich s solche immer wieder neu geltend bis an das Ende der age. Und über und in dem gesamten Wunderbau waltet und wohnet Gottes heiliges Gesetz, dessen Hauptsumma, nach unsres Herrn Ausspruch, die Liebe Gottes über alles und des Nächsten als unser selbst ist. Dieses göttliche Gesetz ist die ewige, uralte und immer neusprudelnde Quelle alles Rechts. Es heiligt im ersten der zehn Gebote das Königtum Gottes, im sechsten die Ehe und im vierten das Vateramt und somit auch das Königsamt der Menschen. So wächst aus Gottes uranfänglicher Schöpfung, die, uralt und doch stets neu, sich unaufhörlich vollzieht und fortsezt durch Seine Macht, und aus Seinem heiligen Liebeswillen und Gesetz Familie, Recht und Staat immer wieder neu hervor, wie arg auch Sünde und Satan darin wüten. An jedes Machtelement sezt der Keim neuer Staatenbildung sich an. Die meisten dieser Keime kommen nicht zur vollen Entfaltung, sie sterben ab oder werden von den mächtigeren Keimen erdrükt, ebenso wie die Keime und Blüthen der Pflanzenwelt, welche jedes neue Jahr über die Erde ausschüttet. Altern die Dynastien und neigen sie sich zum Ende, so ist auch schon junger Nachwuchs da, — „Geburt und Grab, ein ewiges Meer, ein wechselnd Weben, ein glühend Leben." Frost und Hitze, Hagel und Krieg verwüsten die Saten. Aber das Feld bleibt und wird wieder grün im nächsten Frühling. Denn „Gott läßt seine Sonne scheinen über Böse und Gute und regnen über Gerechte und Ungerechte." Und während Königreiche und Staaten entstehen und vergehen, steht über ihnen allen Gottes Königreich fest und bleibt in Ewigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Ist der kirchliche Constitutionalismus dem Wesen der Evangelischen Kirche entsprechend?

(Fortsetzung.)

Die zunächst hervorgehobene Thatsache, daß ein großer Teil der Getauften und namentlich die sog. Gebildeten unter ihnen vom öffentlichen Gottesdienste und vom Sacramente sich fern hält, ist natürlich nicht zu läugnen. Wir müssen leider sogar zugestehen, daß die Entfremdung von der Kirche noch immer in vielen Kreisen im Wachsen begriffen ist. Wenn aber weiter versichert wird, es fehle den Unkirchlichen weder an christlicher Sittlichkeit, noch an christlicher Frömmigkeit, die Orthodoxie verstehe es nur nicht, sie in ihrem „Hauskleide zu erkennen", und der eigentliche Fehler sei nur der, daß diese in den Massen vorhandene Christlichkeit nicht auf, nicht zu Wort und That kommen könne, ja nicht einmal ihrer selbst immer bewust werde, so wissen wir zwar auch, daß der Geist des

Herrn auch da schon oder noch wirksam sein kann, wo wir nichts sehen, und daß viele, weil sie in christlicher Atmosphäre leben und athmen, vom christlichen Wesen berührt sind, ohne daß sie es wissen; im Ganzen aber beruht jene Behauptung auf einer fast ans Wunderbare gränzenden Selbsttäuschung und ist gerade in Rothe's Munde um so unbegreiflicher, als dieser noch in seiner Ethik Bd. 3 S. 1041 schreibt: „Wenn heutiges Tages die Majorität derjenigen, die sich zu unserer Kirche zählen, über den Glauben, die Lehre und den Gottesdienst derselben, überhaupt über ihr ganzes Thun und Lassen zu decretiren bekomt, so wird die nach ihrem Sinne eingerichtete Kirche, wenn sie überhaupt eine solche nur zu Stande bringt, wol wenig mehr von einer christlichen Kirche an sich haben." — Mehr als je gilt von der Gegenwart das Wort des Apostels: Es ist böse Zeit! Welche Macht der Lüge auf allen Lebensgebieten und in Folge derselben welch' grauenvolle Verwirrung sittlicher Begriffe! Empörung, Meineid und Verrath sind allemal patriotische Tugenden, wenn sie zum Ziele führen. Die Prot. K. Z. bezeichnet die Italienische Revolution als „die fleckenloseste Revolution" und der sie treibende Geist ist ihr „der Geist staatlicher und bürgerlicher Ordnung." Der eigentliche Maßstab des sittlich Guten scheint Vielen geradezu abhanden gekommen zu sein. Rücksichten, Interessen sind es, die den Ausschlag geben. Sie sind fast allein die Hebel des öffentlichen Handelns und wo noch Ideen sich geltend machen, da sind sie meist negativer und destructiver Art. In den Häusern, in den Familien sieht es wahrlich nicht besser aus. Der Geist der Welt, der Materialismus in feiner und roher Form erweist sich überall mächtig in den Kindern des Unglaubens, und während Mer und Wasserwogen ringsum brausen, sehen wir einen Stern nach dem andern vom Himmel fallen. — Die Staaten sollen immer mehr sich christianisiren! — und was liegt nicht allein in dem Umstande, daß aller Orten Staatsmänner und Gesetzgeber sich förmlich abarbeiten, den Gliedern eines fremden Volkes den Zugang zu allen Staatsämtern zu eröffnen, Männern auf das nationale Leben Einfluß zu verstatten, die, mögen sie nun ihrer väterlichen Religion noch anhangen oder im Sinne des Fortschritts ihrer sich entäußert haben, ihren Einfluß benutzen müssen, christliche Sitte und Ordnung unter uns zu zerstören und die dieses Werk der Zerstörung schon jezt namentlich in der Presse mit offenem Hohne und sichtlichem Erfolge treiben. Weiland Dr. Paulus in Heidelberg war weder orthodox noch illiberal; dennoch hat selbst er darauf hingewiesen, daß unsere Staaten auf christlicher Grundlage ruhen und daß diese leztere durch die damals schon erstrebte Gleichstellung beider Religionen zwar nicht erschüttert, aber doch thatsächlich verläugnet werden würde. Wir hoffen mit Sicherheit, daß aus den Wirren der Gegenwart bessere Zustände sich wieder bilden werden; dürfen es uns aber nicht verbergen, daß auf der einen Seite das sittliche Verderben sich steigern wird und muß. Die Sünde ist kein allmälig in der Entwickelung sich von selbst verlierendes Element; sie ist satanische Gewalt; sie kann und wird nach hartem Kampfe nur da überwunden werden, wo man im Namen und in der Kraft des Herrn mit ihr streitet; in allen aber, die des leztern Hülfe von sich weisen, muß und wird sie schließlich ihre ganze Energie entfalten und alle ihre Consequenzen zeigen. So lange dieser irdische Weltlauf dauert ist alles auf allen Lebensgebieten in voller Arbeit, sich seinem innern Wesen gemäß äußerlich wirksam zu erweisen und zu vollenden. Es ist überall Fortschritt und darum auch Fortschritt in der sündigen Entwickelung vom Falle Adams bis zum Antichrist, vom ersten Ungehorsam bis zur Sünde wider den heil. Geist. Mit größter Bestimtheit versichert die heil. Schrift, daß, je mehr die lezten Zeiten herbeikommen, das Böse um so mehr sich steigern und schließlich und zwar in weiten Dimensionen seine ganze Macht in die Erscheinung treten lassen wird. Wenn Rothe dem entgegensezt, daß, fals Christus nur eine Auswahl beselige und aus der Menschheit im Ganzen nichts seiner Würdiges zu machen verstehe, er auch nicht Welterlöser sei, nicht der wirkliche Ueberwinder und Hersteller des menschlichen Geschlechts, daß er dann die Geschichte nicht beherschе und als Ziel aller Entwickelung, nicht das in voller Herlichkeit entfaltete Gottesreich, sondern „die verödete Erde", „ein großes schauerliches Leichenfeld" gewinne, so ist hierauf zu sagen, daß nach „orthodoxer" Lehre eben aus den lezten Kämpfen das Reich Gottes in seiner Vollendung siegend hervorgeht, daß, wenn die Feinde alle dem Herrn gelegt sein werden zum Schemel seiner Füße, die Reiche der Welt Gottes und seines Christs geworden sind, daß das die Beherschung aller Geschichte ist, daß alle Geschichte ihm dienen und auch das Böse seine Pläne fördern muß und daß das leztere, wenn es doch, wie Rothe mit Recht hervorhebt, nur auf moralischem Wege überwunden werden soll, eben deshalb da nicht überwunden werden kann, wo man der erlösenden Wirksamkeit Christi eigenwillig und beharrlich widerstrebt. Das Wort des Herrn: Viele sind berufen, Wenige sind auserwählt; sein Ausspruch über den „schmalen Weg, den nur wenige finden," gehören zu den beugendsten im N. T. Aber erstlich werden wir zu unserem Troste annehmen dürfen, daß es nur relativ Wenige und durchaus nicht blos „einige vereinzelte Individuen" sind. Johannes erblickt in dem Gesichte, das ihm gezeigt wird, „eine große Schaar, welche Niemand zählen konnte, aus allen Heiden und Völkern und Sprachen" vor dem Stuhle des Lammes stehend; und sodann sind es immer Worte, die Jesus unser Herr selbst gesprochen hat. Wir haben sie zu verstehen, wie sie lauten, und werden unser Urteil über die Weltentwickelung durch sie bestimmen lassen müssen. Rothe folgt seiner eigentümlichen Betrachtungsweise und muß nun, um mit ihr nicht in Conflict zu kommen, da steigende Sittlichkeit und fortschreitende Christianisirung sehen, wo Andere nach Schrift und Erfahrung das Gegenteil finden.

Die christliche Sittlichkeit, die mehr ist als äußerliche Legalität, hat immer zu ihrer Basis und Quelle christliche

Frömmigkeit. Letztere soll verhindert worden sein, „in große sittliche Ideen auszuströmen", „das nationale Leben zu bestimmen!" Aber wer hat sie denn daran gehindert? Es ist ja möglich, daß freiere Bewegungen auf politischem Gebiete früher mit zu großer Aengstlichkeit überwacht worden sind; aber ist denn eine constitutionelle Staatsform schlechterdings nothwendig, wenn frommer Sinn für das öffentliche Wol sich wirksam zeigen soll? Die Treue im Kleinen, das Thun des göttlichen Willens im eigentlichen Kreise des Berufs, diese unmittelbare Folge christlichen frommen Sinnes ist eine viel wirksamere Arbeit für das öffentliche Wol, als die politische Agitation, die jezt bei jeder Neuwahl zum Abgeordnetenhause durchs ganze Land getragen wird, die stillsten Kreise aufregt, und, weil sie einfache Leute auf Gebiete treibt, auf denen sie nun einmal nicht zu Hause sind, von geradezu demoralisirenden Folgen ist. Und was hat die unkirchlich Frommen gehindert, in freien Vereinen zusammenzutreten und in gemeinsamer Linderung der großen sittlichen und materiellen Noth, die ganze Stände drükt, „sittliche Ideen" zu verwirklichen? Warum haben sie das alles, das ganze Gebiet der innern Mission fast ganz den „Orthodoxen" überlassen und warum legen sie auch jezt meist nur da mit Hand an dieses Werk, wenn es ihnen zugleich möglich wird, politische Parteibestrebungen zu verfolgen? — „Auch der Neubau der Kirche gerieth ins Stocken." Das ist richtig. Die schon 1817 beabsichtigte Synodalverfassung trat nicht ins Leben. Der Rationalismus war es, der auf den Provinzialsynoden, namentlich auf der 1822 in Breslau versammelten das große Wort zu führen begann und natürlich können wir uns nur darüber freuen und nur zum Segen der Kirche ist es ausgeschlagen, daß es ihm unmöglich gemacht wurde, seine Pläne weiter zu verfolgen.

Sittlichkeit, Frömmigkeit, Kirchlichkeit — es sind das freilich sich nicht deckende Begriffe. Die pietistisch gefärbte Frömmigkeit findet die Gnüge in ihrem Privatverkehre mit dem Herrn; sie bringt es höchstens zu Conventikeln und verhält sich gegen die Kirche und ihre Gnadenmittel mehr oder weniger gleichgültig. Aber das normale Verhältnis ist doch das, daß eins mit dem andern im engsten Zusammenhange steht. Die gesunde Frömmigkeit sieht sich in ihrem Drange nach sittlicher Bethätigung immer auf die Kirche als auf die lebendige Quelle zurückgewiesen, aus der ihr Kraft und Nahrung zuströmt. Der rechte Christ hat einen entschiedenen Zug zur Kirche und wir meinen, er wird ihm folgen, selbst wenn ihm hier das Schlimmste widerfahren sollte, was nach obiger Darlegung ihm widerfahren kann, daß er es nämlich zu thun bekäme mit — einem orthodoxen Pastor.

Die so scharf getadelte Orthodoxie ist orthodoxe Theologie, nicht Glaube, sondern Wissenschaft; ist die in der ältern evang. Kirche üblich gewesene und allgemein gewordene wissenschaftliche Fassung und Vermittlung des christlichen Glaubens. Der Glaube, sein Inhalt und Gegenstand, Gott, wie

er in Christo sich geoffenbart hat und Gottes große Thaten, bleibt ewig derselbe. Mit großem Ernste betont es Rothe, daß „die religiösen Thatsachen, die äußeren und die inneren, felsenfest stehen und für alle Zeiten ewig jung" bleiben. Aber die Wissenschaft vom Glauben unterliegt dem Wechsel. Nun ist es zwar durchaus nicht ein gedankenloses „Repristiniren", wenn die neuere Theologie in vielen ihrer Vertreter mit der alten Orthodoxie sich wieder befreundet hat. Es liegt in der Natur der Sache, daß, da die Denkgesetze zu allen Zeiten dieselben sind, wissenschaftliche Forschungen über dieselben Objecte auch vielfach zu denselben Resultaten führen werden. Zudem haben die Orthodoxen nichts geringes geleistet. Die Werke der Reformatoren, die Schriften eines Chemnitz, Joh. Gerhard u. A. bieten noch immer mehr wissenschaftliche, die Kirche der Gegenwart fördernde Ausbeute, als z. B. die Schriften Schenkels und namentlich lezterem, der schlechthin alles, was nicht gerade seine Farbe trägt, als unwissenschaftlich verurteilt, wäre den Leistungen anderer gegenüber wol etwas mehr Bescheidenheit zu wünschen. Es ist jedenfals leichter, in der Schrift und Kirchenlehre alles das, worüber man keine Aussage in seinem Gewissen findet, zu beseitigen, als es denkend zu begreifen. Indessen ist es ja richtig, die Theologie soll nicht rückwärts, sondern vorwärts gehen; es sind auch andere Wege des consequirens, als die früher üblichen, wol möglich; manches, was sonst als heterodox galt, kann bei genauerer Betrachtung sich als orthodox erweisen, und wer also starr und steif bei der Theologie einer früheren Zeit stehen bleiben wollte, würde in der That einer Orthodoxie huldigen, die mit dem Geiste echter Wissenschaft und dem Wesen der evang. Kirche unverträglich ist. Wo aber sind denn nun diejenigen, die das thun, und ihrer wie viele sinds? „Man ist längst darüber einig, sagt Schenkel, daß, nach Döllingers Ausspruch, in ganz Deutschland kein einziger Theologe alle Artikel der Augsb. Conf. annimt"; und wenn damit, fals Wahrheit in diesem Satze liegen soll, doch nur das gesagt sein kann, daß Niemand mehr in allen Punkten die dort gegebene wissenschaftliche Vermittelung und Beweisführung festhält, sondern daß die alten Glaubenssätze sich jezt viele anders zu begründen suchen, wo sind denn nun also die in falschem Sinne Orthodoxen? Sie herschen, sie hindern die freie Bewegung der Wissenschaft, sie schaden der Kirche, — aber genau betrachtet ist eigentlich in ganz Deutschland kein einziger derselben vorhanden.

Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß der Geistliche keine Theologie zu predigen hat, weder alte noch neue, sondern Glauben, dasselbe, was die heil. Apostel predigten und was demgemäß die Kirche als eigentliche Heilswahrheit bekent. Er soll es in einer Weise predigen, in welcher es dem christlichen Volke wirklich zugänglich wird. Er soll zu dem Ende die Zeitbildung nicht kalt und vornehm von sich weisen, sondern auf sie eingehen, das Christliche in ihr anerkennen und für seine Zwecke zur Erbauung der Gemeinde zu nützen sich bestreben.

Wer wird läugnen wollen, daß hierin viel versehn, daß durch Schroffheit in der Form, durch falschen Eifer, durch Leichtfertigkeit bei der Präparation gar viel verdorben wird. Auch das ist zuzugestehen, daß eine Ueberschätzung correcter Lehrbestimmungen namentlich in der eigentlichen sogenannten orthodoxen Periode wirklich stattgefunden hat. Aber steht es denn wirklich so schlimm, wie man es macht? und was hier die Hauptfrage ist, ist's nur die Form, die Anstoß gibt, und nicht die Sache? ist's nur die alte Theologie und nicht vielmehr der alte Glaube? Als nicht mehr haltbare theologische Meinungen sind uns u. A. „die athanasianische oder irgend welche wirkliche Trinitätslehre, und die chalcedonensische Lehre von der Person Christi" bezeichnet worden. Wir heben, um nicht zu lang zu werden nur sie hervor, weil sie vorzugsweise diejenigen sind, „die in dem Systeme unseres alten kirchlichen Christentums das ganze Lehrgebäude tragen." Das athanasianische Bekentnis hebt mit den Sätzen an, daß wer da wolle selig werden, vor allen Dingen den rechten christlichen Glauben haben müsse; der rechte christliche Glaube aber sei der, daß wir einen einigen Gott in drei Personen und drei Personen in einiger Gottheit ehren, weder die Personen in einander mengend, noch das göttliche Wesen zertrennend; und darnach wird dieser Glaube in scharfer Thesenform mit derjenigen Bestimtheit ausgesprochen, wie sie um der damals in der Kirche hervorgetretenen judaisirenden und paganisirenden Richtungen nothwendig war und immer nothwendig bleiben wird, wenn wir in überwundene Irrtümer nicht zurückfallen wollen. Die Meinung ist natürlich nicht die, daß der Glaube selig mache als Gehorsam gegen diese Formel, sondern, daß die Bedeutung und der Wert des Glaubens allein abhänge von seinem Inhalte und Gegenstande. Der Glaube macht nicht selig durch sich selbst, macht nicht selig, sofern er subjective Ueberzeugung, menschliches Begreifen, innere That des eigenen Geistes ist. Der Glaube macht überhaupt nicht selig, sondern er hat unter Umständen die Seligkeit zur Folge, wenn er nämlich den rechten Inhalt hat, wenn er den alleinseligmachenden Gegenstand ergreift und festhält. Es komt also, wie das Athanasianum ganz mit Recht sagt, vor allem darauf an, daß man den rechten Glauben habe. Der von Gott und zu Gott geschaffene Mensch findet seine Seligkeit nur in Gott; und darum ist der allein rechte Gegenstand des Glaubens Gott selbst. Kein Bild Gottes, keine Meinung über Gott, wie sie der Mensch sich selber macht, sondern Gott, wie er ist, d. h. wie er in seinen Offenbarungen, vornämlich im Werke der Erlösung sich selbst uns darstelt. Nun aber offenbart er sich uns hier, das ist ganz außer Zweifel, als Vater, Sohn und heiliger Geist; als Vater, der aus Erbarmen den Sohn gesendet hat; als Sohn, in welchem er die Welt mit sich selbst versöhnt; als heiliger Geist, durch welchen er die Verdienste des Sohnes den Sündern vermittelt und diese zur Heiligung und zur Vollendung führt. Wir finden diese Dreiheit bekantlich schon in der Taufformel ausgesprochen, und zwar sind diese drei nicht blos verschiedene Offenbarungsformen ein und derselben göttlichen Person, gleichsam verschiedene Rollen, unter welchen eine und dieselbe göttliche Person sich äußerlich darstelt, sondern sie bezeugen uns eine dreifach verschiedene Subsistenzweise in dem Wesen Gottes selbst, der als Leben und Liebe von Ewigkeit her eben der dreieinige ist. Eine ausführliche Begründung dessen ist an diesem Orte jezt nicht möglich. Es genügt aber für unsern Zweck heute schon die einfache Hinweisung darauf, daß Christus in der heil. Schrift überall als derjenige dargestelt wird und sich selbst als denjenigen uns darstelt, der, bevor er in die Welt trat, mit Gott eins und dennoch seiner selbst bewust, von Ewigkeit her in göttlicher Klarheit im Schoße seines Vaters war. Die Kirche verehrt in ihm den Gottmenschen, und gerade eines solchen bedurfte es, wenn eine Erlösung uns ermöglicht werden sollte. „Kann doch ein Bruder Niemand erlösen, noch Gott jemand versöhnen." „Wo Gott und die Menschheit in Einem vereinet, wo alle vollkommne Fülle erscheinet, da, da ist das beste, nothwendigste Teil, mein Ein und mein Alles, mein seligstes Heil." Gottmensch im vollen Sinne des Worts, Wahrheit und Leben ist Christus allein dann, wenn er schon jenseits, schon vor seiner geschichtlichen Erscheinung ewig bei Gott war; die Gottheit Christi hat die „wirkliche" Trinität Gottes zu ihrer nothwendigen Voraussetzung, und wenn nun das athanas. Bekentnis diese Thatsache göttlicher Offenbarung einfach in Worte faßt und noch dazu ohne alle dialectische Form, ohne alle wissenschaftliche Deduction, werden wir dann sagen dürfen, es enthalte nur eine zu antiquirende theolog. Meinung? Die Lehre vom Vater, Sohn und heil. Geist ist die eigentliche Summa des ganzen Christentums, leugnen wir „die Personen in einander mengend", die Dreiheit, so verirren wir uns ins Judentum, bestreiten „das göttliche Wesen zertrennend" wir die Einheit, so fallen wir zurück ins Heidentum; das eigentliche Object des specifisch christl. Glaubens ist der dreieinige Gott, und wer mithin den rechten christl. Glauben haben und behalten will, der muß, gerade wie das Athanasianum es behauptet, „den einigen Gott in drei Personen und drei Personen in einiger Gottheit ehren." Wer aber „die athanasianische oder irgendwelche wirkliche Trinitätslehre" für unhaltbar erklärt, der sehe sich wol vor, ob er damit nicht dem specifischen Wesen des Christentums, dem eigentlichen Gegenstande des christlichen Glaubens selbst ein Urteil gesprochen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 25. März. № 24.

Ist der kirchliche Constitutionalismus dem Wesen der Evangelischen Kirche entsprechend?

(Fortsetzung und Schluß.)

Die chalcedonensische Lehre von der Person Christi gibt Bestimmungen über das Verhältnis der beiden Naturen Christi zu einander und zur Einheit seiner Person. Sie ist, soweit sie wirklich theologische Exposition ist, mit den sich an sie anschließenden Lehren von der Gemeinschaft beider Naturen, von der wechselseitigen Mitteilung ihrer Kräfte und Thätigkeiten u. s. w. schwerlich allen unter uns auch nur bekant. Wer sie kent und wem sie nicht genügt, der mag, fals es angeht, Anderes und Besseres geben. Niemand wird ihn daran hindern. Der der Lehre zu Grunde liegende Glaubenssatz aber, um dessen Sicherstellung gegen häretische Irrtümer es sich hier handelt, ist kein anderer, als der einfache Satz des luther. Katechismus, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott ist vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, Gott und Mensch in Einer Person; und es ist kein Zweifel, daß der Widerspruch, wo er sich findet, sich nicht gegen die theologische Vermittelung und Begründung, nicht gegen die wissenschaftliche Fassung dieses Glaubenssatzes, sondern gegen ihn selber richtet. Christus, wie er ist, wie die Kirche ihn bekent und als ihr Haupt und ihren Gott verehrt, er selbst der geschichtliche Christus, er ist noch immer „das Zeichen, dem widersprochen wird." Das Wunder im weitesten Sinne und vornämlich das Wunder aller Wunder, das „kündlich große Geheimnis: Gott ist erschienen im Fleische"; die gottmenschliche Person des Erlösers mit seinem den Hochmut, die Selbstgerechtigkeit, den fleischlichen Sinn des natürlichen Menschen züchtigenden Worte, er ist noch immer den Griechen eine Thorheit und den Juden ein Aergernis; und wenn wir also einmal Concessionen machen sollen, so können wir nicht mehr auf Rothe hören, der den geschichtlichen Christus, den Sünderheiland, mit Bestimtheit festgehalten wissen will, sondern wir müssen Prof. Weiße folgen, der schon in seinen 1849 erschienenen „Reden an die Gebildeten deutscher Nation über die Zukunft der evang. Kirche" und darnach in einem in der Prot. K. Z. abgedrukten Aufsatze über die Schillerfeier der Kirche die Forderung stellt, sie müsse, fals sie die Gebildeten wiedergewinnen wolle, ihre Gränzen erweitern und zu dem Ende ihren Heilsbegriff modificiren. Es gebe einen Heilsglauben, der unabhängig sei von allen geschichtlichen und dogmatischen Voraussetzungen, der unmittelbar durch sich selbst beselige. Bleibe man dabei noch in Ungewißheit über die Annehmbarkeit des Begriffs einer persönlichen Fortdauer der Creatur, zweifele man auch noch an der Persönlichkeit des Urgeistes und Weltschöpfers, so thue das diesem Heilsglauben keinen wesentlichen Eintrag; er sei doch der rechte und mit dem christlichen identisch. Die Kirche habe freilich bisher von ihm noch nichts gewußt, auch Luther habe ihn noch nicht gekant; ihm sei es vor allem noch auf den Gegenstand, auf Christum angekommen. Aber als Herold und begeisterter Hypophet dieses dogmenfreien Heilsglaubens stehe jezt Schiller da, „aus dessen Worten und Werken Vielen heut zu Tage das Göttliche in vernehmbarerer Gestalt entgegenstrahle, als irgend sonst woher." Das ist deutlich geredet, wir sind aber auch damit sofort am Ende. Sollen wir in diesem Sinne unsere „specifisch theologische Bildung" abstreifen? in diesem Sinne die Resultate moderner Wissenschaft uns zu eigen machen? Allein das Wort vom Kreuze hat die Welt besiegt und es ist eine Thatsache der Erfahrung, daß bekentnistreue Geistliche, die nicht moderne Bildung, sondern das alte Evangelium in rechter Weise predigen, auf die Hebung des kirchlichen Lebens noch immer den meisten Einfluß üben.

Soll ihre Arbeit die rechten Folgen haben, so müssen sie in der Gemeinde und im Organismus der Kirche auch die rechte Stellung haben; und da ist es denn zunächst allerdings auch unsere Ansicht, daß diese Stellung, wie sie gegenwärtig ist, gar manches zu wünschen übrig läßt. Es sind zwar durchaus keine „katholischen Anwandlungen", wenn sie sich nicht für bloße „Beauftragte der Gemeinde" halten und noch etwas anderes sein wollen, als „Träger des Bewußtseins, welches in der Gesamtgemeinde am kräftigsten lebt." Sie sind Diener der Kirche an der Gemeinde, Prediger des göttlichen Wortes, Haushalter über Gottes Geheimnisse; und es wäre natürlich eine große Thorheit, wenn sie es vergessen wollten, daß sie gerade um deswillen erst recht verpflichtet sind, in Demut zu dienen, und wenn sie nicht auf das Sorgsamste namentlich unter den gegenwärtigen Umständen beflissen sein wollten, auch jeden leisen Schein des Sichauf- und Hervordrängens zu vermeiden. Aber allerdings sind sie zu sehr auf sich selbst gestelt und um des-

willen in Gefahr, statt der Ordnung der Kirche ihre subjectiven Ansichten oder auch ihr „persönliches Gewissen“ in der Behandlung kirchlicher Dinge zur Norm zu nehmen und weiter zu greifen, als ihnen befohlen ist. Es hat daher auch zu keiner Zeit an einzelnen Ausschreitungen gefehlt. Mit dem Rechte des Bannes, das nach der Reformation einzelne Geistliche für sich in Anspruch nahmen, ist früher wirklich Misbrauch getrieben; Anklänge daran sind auch wol wieder in jüngster Zeit unter der einen Fraction der separirten Lutheraner lautbar geworden und noch immer macht sich hin und her die Willkür Einzelner in der Behandlung des Gottesdienstes, namentlich des liturgischen Teils, der Disciplin, der so wichtigen Ehefrage in entschieden unstatthafter Weise geltend. Das alles sind nun keineswegs „katholische Anwandlungen.“ Denn immer handelt es sich um Rechte, die zwar nicht der einzelne Geistliche, aber doch die Kirche hat und üben soll. Es läst sich dies überwiegende Hervortreten des Pastorats auch sehr wol erklären. Er allein ist dasjenige Amt, welches auf rein kirchlichem Boden erwachsen in ununterbrochener Reihenfolge seiner Träger zurückgeht bis in die apostolische Zeit. Die höheren kirchlichen Behörden sind mehr oder weniger jüngern Datums, und obwol es uns nicht in den Sinn komt, ihren kirchlichen Charakter und ihre Rechtsbeständigkeit irgendwie anzuzweifeln, so sind sie doch der Kirche mehr im Drange der Noth von außen her angesezt, als innerlich aus ihr herausgewachsen. So oft sie, vielleicht um ihres Ursprungs willen fremden Einflüssen offen, es nicht vermögen, eine entschieden kirchliche Stellung zu behaupten und in ihren Maßnahmen ungewiß und schwankend sich erweisen, so oft fält mit innerer Nothwendigkeit der Schwerpunkt auch des kirchenregimentlichen Handelns in den Pastorat, fals derselbe als der rechte Träger ächt kirchlicher Traditionen sich darstelt. Aber es ist das durchaus nicht das Normale. — Daß die evang. Kirche in Landeskirchen zersplittert ist, deren jede ihre eignen Wege geht und man sofort in eine fremde kirchliche Atmosphäre tritt, sobald man die Gränze überschreitet; daß es, wenn man das Gesamtgebiet der evang. Kirche ins Auge faßt, an der rechten Einheit selbst in der Verkündigung des Evangeliums fehlt und man sogar in derselben Kirche von ein und derselben Kanzel herab des Nachmittags das Gegenteil von dem vernehmen kann, was Vormittags als christliche Wahrheit gepredigt worden ist; daß je nach Umständen und politischen Conjuncturen die kirchlichen Richtungen wechseln — das sind weitere kaum zu tragende Uebelstände und sie sind wesentlich mit veranlast durch den Mangel einer einheitlichen, selbständigen Oberleitung der Kirche. Hier ist in der That Hülfe nöthig und darum ist es ja auch unsere Meinung, daß ein weiterer Ausbau der Kirche bezüglich ihrer Verfassung ein wirkliches Bedürfnis der Zeit sei. Die bisherige reine Consistorialverfassung hat sich in der That als unzureichend erwiesen. Ob es ihr gelingen wird durch bloße Modificationen ihrer selbst, durch Abstreifung aller territorialistischen Elemente und Annahme presbyterialer und synodaler Institutionen die berührten Mängel zu beseitigen, müssen wir abwarten; wir wünschen es von Herzen; denn es ist das in der That der uns zunächst liegende Weg; aber wir zweifeln daran, haben indessen heute darüber nicht zu reden. Es handelt sich hier nur um den kirchlichen Constitutionalismus; er soll ja sicher zum Ziele führen, soll die kirchlichen Schäden der Gegenwart zu beseitigen im Stande sein. Sehen wir also zu, was er uns bietet.

Offenbar ist nur der doppelte Fall möglich, daß das „von der organisirten Totalität der Kirchengenossen“ auf oberster Stelle durch die aus freien Wahlen von unten her gebildete General-Synode Beschlossene für die kirchliche Verwaltung Norm gebend ist oder nicht. Im ersteren Falle, für welchen Schenkel eintritt, ist, sage man dagegen was man wolle, die Majoritätenherschaft zum Principe gemacht und soweit von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, thatsächlich in die Kirche eingeführt. Nun aber ist Herschaft der Majoritäten überall und allemal ein Unding. Vorerst ist sie eine Unwahrheit. Denn Majoritäten sind nie die eigentlich wirksamen Factoren. Alle folgenreichen Ereignisse der Geschichte sind von Personen ausgegangen, in welchen schöpferische Gedanken zuerst empfangen wurden und die die Kraft, das Geschick und die Stellung hatten, sie in weitern Kreisen zu verwirklichen. Wo wirkliche Majoritäten uns entgegentreten, sind sie erst durch Männer erwirkt, die es verstehen, die Menge zu bestimmen und sie sich dienstbar zu machen. Darnach ist es gar nicht zu verstehen, warum die Majorität regieren soll. Weshalb im Hause der Familienvater, in den weiteren corporativen Verbänden, in Stadt und Land die bürgerlichen und politischen Gewalten das Regiment führen, ist ohne Weiteres deutlich. Es sind das Obrigkeiten, es ist das Gottes Ordnung und selbst wer leztere nicht gelten lassen wollte, müßte doch eingestehen, es ist das das Ergebnis natürlicher Bildung und geschichtlicher Entwicklung. Aber weshalb ich Einzelner mir von Zweien das Gesetz machen lassen soll, blos deshalb, weil das Zweie sind, ist schlechterdings gar nicht zu begreifen. Das ist gegen alle Vernunft und nichts weiter als Tyrannei und rohe Gewalt. Nur da haben Majoritätsentscheidungen Sinn, wo diejenigen, die sie geben, zugleich und an und für sich schon Auctoritäten sind. Und nun vollends Majoritätenherschaft in der Kirche! Schreibt sich nicht selbst der Name Protestantismus gerade von dem Umstande her, daß auf dem Reichstage zu Speier die Minorität Protest einlegte gegen die Majorität und fest bei der Behauptung stehen blieb, daß in kirchlichen Dingen allein Gottes Wort die Entscheidung habe? In der That, auf diesem Wege wird nicht „die christliche Vernunft“ zur Herschaft kommen. „Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.“ Zeitströmungen, die durch die Menge gehen, Einzelne und Unberufene, die dieselben zu benutzen verstehen, werden den Ausschlag geben und das ist nichts anderes als Menschenknechtschaft und Gewissensdruck.

Der andere Fall wäre der, daß, wie die Prot. K. Z. es befürwortet, die Beschlüsse der Generalsynode nur als Vor-

chläge betrachtet würden und den einzelnen Gemeinden es überlassen bliebe, sie anzunehmen oder nicht. Consequenter Weise würde der einzelne Geistliche seiner Gemeinde gegenüber dasselbe Recht behalten müssen; er würde zur eigentlichen Norm seines amtlichen Handelns immer nur sein christliches Gewissen neh- men und als christliche Wahrheit auch nur das gelten lassen können, was sich natürlich nach ernster Prüfung und unter ge- wissenhafter Berücksichtigung des von der Synode Dargebotenen ihm als solche ausweist. Damit wäre dann die Willkür zum Principe gemacht und wie dort die Freiheit der Kirche, so hier die Einheit der Kirche im Fundamente zerstört. Wenn die Prot. K. Z. meint, daß da, wo nur Freiheit sei, die Ord- nung und Einheit von selbst sich mache; daß gleichwie die Menschen äußerlich im Ganzen dasselbe sehen, obwol jeder seine eignen Augen habe, sie auch auf geistigem Gebiete zu gleichen Resultaten kommen würden, weil das geistige Leben Gesetzen gehorche, die für alle gleich seien und etwanige willkürliche Ein- fälle Einzelner ihr Correctiv fänden an der Gesamtvernunft, so bedarf es nur eines Blickes in die Geschichte der Philosophie, einer Erinnerung an die „kräftigen Irrtümer", von denen der Apostel redet, und an den Einfluß, den die Sünde auch auf intellectuellem Gebiet hat, um sich sofort vom Gegenteil zu überzeugen. Auch Schenkel scheint diese Meinung nicht zu teilen. Er spricht den Vertretern der Gemeinde das Recht zu, jeden vom Amte zu entfernen, der gegen die drei großen grundlegen- den Wahrheiten des Protestantismus verstößt, gegen die Lehren von der normativen Auctorität des göttlichen Wor- tes, von der rechtfertigenden Kraft des Glaubens, als der alleinigen Heilsbedingung und von der Ver- fassung begründenden Geltung des allgemeinen Priestertums. Bei genauerer Betrachtung dieser Sätze er- gibt sich aber, daß Schenkel dadurch aus seiner Kirche wol alles das ausgeschlossen hat, was er für orthodox und für katholisch hält, daß aber positiv einigende Bestimmungen durchaus nicht gegeben sind. Die in scharfen Gegensatz zur kirchlichen Tradi- tion und also auch zum kirchlichen Bekentnisse gestelte heilige Schrift fält, auch wenn es nicht besonders noch hervorgehoben wäre, der „freien Forschung und Kritik" anheim, und was le- tztere aus der heil. Schrift zu machen wissen und aus ihr ge- macht haben, ist uns allen ja nicht unbekant. „Ihre hohe Ma- jestät, sagt auch Prof. Hase, daß ihrem Worte unbedingt und überall der denkende Geist sich zu unterwerfen habe, ist ge- sprochen." Als „göttliches Wort mit normativer Auctorität" kann jedenfals nur das in ihr gelten, was vor dem christlichen Gewissen als solches sich ausweist. — Ebenso wenig ist der Glaube, dem rechtfertigende Kraft zugesprochen wird, irgend- wie seinem Inhalte nach bestimt. Er ist in Gegensatz gestelt zu „menschlich-kirchlichem Verdienste", damit Niemand in den Wahn komme, durch Teilnahme an kirchlichen Handlungen oder wol gar an liturgischen Gottesdiensten etwas seiner Rechtferti- gung Förderliches zu thun. Aber es ist uns freigelassen, ihn auch in dem oben angegebenen Weiße'schen Sinn zu fassen, als eine freie eigene That des menschlichen Geistes, ihn mit Ar- nold Ruge in den früheren Halle'schen Jahrbüchern „als die Kraft des Geistes" zu erklären, „sich auf sich selbst zu stellen und sich sein Verhältnis zu Gott selbst zu geben"; und das wäre dann das directe Gegenteil dessen, was die Kirche bisher darunter verstanden hat und verstehen muß. — Die Kirche ist jedenfals nun nicht mehr eine in ihrem Glauben einige Ge- meinschaft, sondern die Gemeinschaft derer, die unter Berück- sichtigung resp. Bestreitung der heil. Schrift ihren Glauben sich selber machen, und wenn sonst ihr Zeugnis mit Bestimtheit dahin ging: Wir reden, was wir wissen, und zeugen von dem, was wir gesehen haben, und wenn ein Engel vom Himmel käme, er könnte kein ander Evangelium verkündigen, so muß sie jezt auf die wechselnden Resultate der Wissenschaft und Kritik verweisen und hat für die geängstigte Seele, die im Streite der Parteien sich nicht zurecht zu finden weiß, keinen andern Rath, als: Prüfe Alles und das Beste behalte!

Und was soll uns eine solche Kirche und was soll insonderheit die Gebildeten, die bisher schon ohne sie gute Christen waren, die bisher schon ohne sie sehr gut fertig geworden sind, was in aller Welt soll sie jetzt veranlassen, an ihren Lebens- äußerungen Teil zu nehmen? Christliche Bildung, das wird uns mehr als einmal gesagt, ist auch außer ihr und ohne sie möglich. Man findet sie in Schiller und Göthe, in der klassi- schen Literatur. Andere werden sie wo anders suchen, in Ro- manen und Zeitungen; hat einer Bedürfnis nach ernsterer Speise, so ist ja die Schrift in aller Händen; man kann sie lesen und wird mal ja das Verlangen nach einer Predigt rege, man wird immer besser thun und es wird jedenfals viel be- quemer sein, eine gute zu Hause zu lesen als auf die Gefahr hin, eine schlechte zu hören, in die Kirche zu gehen. Das Be- dürfnis nach gemeinsamer Beugung vor Gott, nach Anbetung, das Rothe noch hervorhebt, wird auch, wo es wirklich noch vorhanden wäre, in demselben Grade unbefriedigt bleiben, als der Cultus auf die Predigt beschränkt und alles Liturgische und sogar jede Kniebeugung als katholisch von ihm ausgeschie- den wird. Wir fragen abermals, was soll uns eine solche Kirche? Eine Kirche, die Niemanden etwas gibt, was er nicht schon hat oder von anderer Seite her ebenso gut gewint; eine Kirche, die nicht im Namen Gottes göttliche Wahrheit predigt und specifisch göttliche Gnadengüter bietet, eine Kirche, die als rein mensch- liche Gemeinschaft keine göttliche Auctorität hat und haben kann, eine solche Kirche ist nichts wert; man kann sie ohne Sorge sich in den Staat verflüchtigen lassen, und alle Mühe, sie zu bauen und zu bessern sich ersparen. Und das also wäre die Consequenz des „pro- testantischen Princips" und die rechte Weiterbildung lutherischer Reformation?

Die Kirche ist nach den Aussprüchen der heiligen Schrift, an die wir als evangelische Christen uns zuerst zu halten verpflichtet sind, „der Leib des Herrn", d. h. die

sichtbare gliedlich geordnete Gemeinschaft aller derer, die der Herr durch den heil. Geist zu sich gezogen hat und durch denselben heil. Geist in seiner Gemeinschaft zur sittlichen Vollendung führt. Nach orthodoxer Lehre ist die rechte Kirche zwar die unsichtbare Kirche, „die innere Gemeinschaft des Glaubens und der Gläubigen." Das hat seine Wahrheit und wird namentlich da immer von Neuem geltend zu machen sein, wo man das Wesentliche der Kirche in Aeußerlichkeiten sucht. Eheleuten, die den Begriff der Ehe schon dadurch zu realisiren glauben, daß sie äußerlich zusammen wirtschaften, kann ich sehr wol sagen, daß die Ehe ein innerlicher Bund der Herzen ist und doch habe ich mit dieser Definition das Specifische der Ehe, wie jeder sieht, noch nicht einmal berührt. Aehnlich verhält es sich mit der Kirche. Als Leib des Herrn gehört sie offenbar in das Gebiet der Leiblichkeit und Sichtbarkeit und zwar steht sie hier von vorn herein da als ein von dem Herrn selbst gesezter wolgeordneter Organismus. Wir finden schon vor dem Stiftungstage der Kirche eine Anzahl gläubiger Seelen, ihrer 120 beisammen und Petrus ist mitten unter ihnen; sie sind, wie die vorläufige Wahl des Matthias zeigt, ihres künftigen Berufes sehr wol eingedenk und wenn nun also alle Elemente des kirchlichen Organismus schon vorhanden sind, warum treten sie nicht zusammen und constituiren sich nicht als Kirche? warum fangen sie nicht an, zu predigen und zu taufen? Sie warten, warten des heiligen Geistes, weil die Kirche nicht von unten her durch Menschen gemacht werden kann, sondern vom Himmel her geschaffen werden muß. Und als nun der Tag der Pfingsten erfüllet ist und sie haben empfangen die Gabe des heil. Geistes, was thun sie jezt? halten sie Rath, stimmen sie ab, wählen sie Vertreter der Gemeinde? Nichts von alle dem. Petrus tritt auf und predigt, die Versammelten hören, 3000 lassen sich taufen und der Herr thut täglich hinzu, die selig werden, zur Gemeinde. Sie bleiben beständig in der Apostel Lehre, in der Gemeinschaft, im Brotbrechen und im Gebet. Ein Leib und ein Geist, berufen zu einerlei Hofnung ihres Berufs, sind sie bereit, einem Herrn zu dienen, einen Glauben zu bekennen, sind gesondert von der Welt durch eine Taufe; und so ist die Kirche als die Gemeinschaft der Heiligen, in welcher das Wort Gottes rein gepredigt wird und die Sacramente rite verwaltet werden, ins Leben getreten in Folge eines Wunders, durch eine unmittelbare That des dreieinigen Gottes. Und doch soll sie nichts weiter sein als menschliche Gemeinschaft? Der den Leib geschaffen hat, der hat ihn auch als Organismus geschaffen, hat auch die Glieder gesezt, ein jegliches sonderlich, wie er gewollt hat. Gott selber hat in der Kirche gesezt aufs Erste die Apostel, aufs Andere die Propheten, aufs Dritte die Lehrer; und nun ist es freilich richtig, daß das spätere Predigtamt sich nicht schlechthin mit dem Apostolate identificiren und das diesem Zugesprochene ohne Weiteres auf sich beziehen darf, aber es

hat sich auf dem Wege nothwendiger geschichtlicher Entwickelung als ein besonderes Amt von diesem abgezweigt und seine ersten Träger sind nicht von den Gemeinden gewählt, sondern von den Aposteln bestelt. Der Leib hat als lebendiges Ganze den Trieb, das keimartig ihm Einwohnende zu entfalten, und was auf diesem Wege mit innerer Nothwendigkeit aus ihm herausgewachsen ist, was Neues in der Kirche auf dem Wege normaler geschichtlicher Entwickelung entstanden ist, das ist nicht von Menschen gemacht, sondern als durch denselben Herrn erwirkt anzuerkennen, der die Kirche geschaffen hat und dessen Geist in ihr waltet. Die Formen können wechseln, die äußerliche Organisation kann und wird nach Zeit und Umständen sich ändern, aber immer wird nur diejenige dem Wesen der Kirche entsprechend sein, die das Princip von oben und nicht von unten zu ihrer Basis hat. Wir vermögen es nicht einzusehen wie eine ursprünglich aristokratisch angelegte Gemeinschaft in weiterem Verlaufe normaler Entwickelung sich zur Demokratie abwandeln soll. Allerdings wird, je mehr die Idee des Ganzen alle Einzelnen durchdringt, jede Spannung zwischen Regierenden und Regierten aufhören; mit Freiheit wird der Einzelne sich als ein Glied ins Ganze fügen und ohne die Gränzen seines Berufskreises zu überschreiten, seine Freude darin finden eben die Stelle, an der er steht, ganz auszufüllen mit seiner Thätigkeit. Um so weniger aber nur, und weil ihm eben mit der Einsicht in das Wesen eines organischen Ganzen es vollständig klar geworden ist, daß der Unterschied der Aemter und Stellungen eine Ordnung Gottes ist, wird er denen ihr Recht und ihre Stellung bestreiten, die leitend an der Spitze stehen.

Die Kirche hat die Aufgabe, ihre Glieder zu heiligen die Welt zu bekehren und die Verklärung Christi auf Erden zu erwirken. Sie ist nicht blos gesammelte Gemeinschaft, sie ist auch sammelnde Anstalt, und zwar soll sie nicht blos Einzelne sammeln, auch Völker und Reiche soll sie sich einverleiben und dadurch zu christianisiren suchen. Je mehr ihr das gelingt, um so mehr wird sie von ihrer pädagogischen Thätigkeit abstehen. Der Staat soll wirklich, so gut wie das Haus und die Familie, selbständiger Träger des christlichen Elementes sein und natürlich überläßt sie von vornherein die Rechtsordnung des Staates allein den politischen Gewalten, wie sie auch die Ordnung des Hauses dem Familienoberhaupte überläßt. Trotz dem aber wird und muß sie mit ihrem Zeugnisse eintreten, wo in irgend einem Lebenskreise, von irgend welcher Stelle her gegen diejenigen Interessen gefehlt wird, die sie zu vertreten hat. Andrerseits wird das Volk, je mehr es christlich wird, bei allen seinem öffentlichen Handeln auch den Segen der Kirche suchen. Die politischen Gewalten, die ihr schweres Amt im Namen Christi führen und christliche Sittlichkeit überall zu verwirklichen die ernste Absicht haben, sie werden gar nicht anders können als immer von Neuem sich mit den Gnadenmitteln stärken, die die Kirche bietet. Immer also wird es der Kirche bedürfen, und wären schließlich alle Reiche der Welt Gottes und seines Christ-

eworden und jeder Einzelne bis dahin vollendet, daß er die ülfe der Kirche zur Realisirung christlicher Sittlichkeit nicht ehr nöthig hat, nun es bleibt das Bedürfnis nach einer Geeinschaft, in welcher alle Unterschiede des äußerlichen Lebens nd auch die Schranken der verschiedenen Nationalitäten fallen, n welchen nicht Jude gilt noch Grieche, nicht Mann noch Weib, ondern alle Einer sind in Christo Jesu; es bleibt die gemeinme Beziehung aller zu Gott, die ihren nächsten und immer othwendigen Ausdruck im kirchlichen Cultus findet; es bleibt, n es macht sich gerade jezt erst recht geltend das Bedürfnis es Lobens und Dankens. Denn „vom Aufgange der Sonne is zum Niedergang soll mein Name herlich werden unter den eiden und an allen Orten soll meinem Namen geräuchert nd ein reines Speisopfer geopfert werden", spricht der Herr ebaoth. In der That, wir sehen nicht, wie es möglich sein ll, daß die Kirche sich je in den Staat verliere; und wenn er Herr ihr die Verheißung gibt, die Pforten der Hölle würen sie nicht überwältigen, so kann doch sicherlich nicht noch der edanke in dem Hintergrunde liegen, daß sie aber auf einem ndern Wege noch ihr Ende finden werde.

Die eigentlichen Gnadenschätze der Kirche, die Mittel, durch ie sie ihre Aufgabe verwirklichen soll, sind Gottes Wort nd die heil. Sacramente. Ersteres hat sie aus dem Munde hristi und der heil. Apostel empfangen und was sein eigentcher Inhalt sei, das ist nach dem Zeugnisse der Urkirche und ach dem übereinstimmenden Zeugnisse der Kirche aller Zeiten ußer allem Zweifel. Die christliche Wissenschaft hat die Heilsahrheit nicht erst zu finden, sondern denkend zu begreifen. — Die Sacramente haben allerdings keinerlei „magische" Kraft. as hat in der evang. Kirche niemals jemand behauptet. Aber e sind auch nicht lere Zeichen, nicht bloße Symbole. Sie sind irkliche Gnadenmittel und bieten unter der Hülle des sichtbaren eichens und der äußerlichen Handlung reale göttliche Gaben. ort und Sacrament sind die Mittel, durch die der in der irche waltende heil. Geist Glauben weckt und Glauben nährt nd darum ist die Kirche das Haus des Herrn, der Tempel des eil. Geistes, die Grundveste der Wahrheit und die Mutter des laubens.

Und das wäre denn also die katholische Lehre von der irche, und wir sind, indem wir sie teilen und verkündigen, dait beschäftigt, das christliche Volk „um den Segen der Refoation zu betrügen"? — Luther hat, wie überhaupt, so auch der Lehre von der Kirche durchaus nicht etwas principiel eues schaffen, sondern nur die alte vielfach überschüttete und tstelte kathol. Wahrheit wieder ins Licht stellen wollen. Reormiren, Misbräuche beseitigen und auf allen Gebieten des rchlichen Lebens in Lehre, Cultus und Verfassung normale ntwickelung des der Urkirche Verliehenen ermöglichen, das allein war sein Streben und sein göttlicher Beruf. Wenn Schenkel einer unbeschränkten freien Forschung das Wort redet, weil ohne sie die heil. Schrift ein anderer „Talmud" wäre und ein Eingehen Seitens der Kirche auf die dermalige Zeitbildung verlangt, so kann er schwerlich im Ernste glauben, daß er hier den großen Reformator auf seiner Seite hat. Wie schroff ist Luther der falschen Bildung seiner Zeit entgegengetreten! wie heftig hat er „gegen den verdamten todten Heiden Aristoteles" geeifert! Gottes Wort, das allein war es, worauf es ihm ankam; und nicht so steht die Sache trotz seiner bekanten subjectwistisch klingenden Aussprüche über einzelne Bücher der heil. Schrift, daß er die leztere sich gedeutet hätte nach seinem eignen Ermessen, er hat die rechte Tradition der Kirche sehr hoch gehalten, er ist überall bemüht gewesen, die Uebereinstimmung seiner Lehre mit der der Urkirche nachzuweisen, und als die Anhänger der reformatorischen Bewegung in der Augustana ihr erstes Glaubensbekentnis aussprechen, da schicken sie demselben zum deutlichen Erweise, daß durch die Reformation keine neue Lehre aufkommen soll, die drei ökumenischen Bekentnisse der Kirche voraus. — Dagegen können wir nicht in Abrede stellen, daß das sogenante „Gemeindeprincip", nach welchem die Gemeinde auf Grund des allgemeinen Priestertums Quellpunkt aller kirchlichen Aemter, Träger aller kirchlichen Gewalten und Funktionen ist, von Luther in einzelnen seiner früheren Schriften wirklich behauptet worden ist. Wäre Alles lutherisch und für uns verpflichtend, was Luther je einmal gesagt hat, so hätte Schenkel in diesem Stücke Recht. Aber Luther hat gar manchmal durch seinen Eifer sich zu Behauptungen hinreißen lassen, die aus den damaligen Verhältnissen sehr wol erklärbar sind, im Allgemeinen aber die Probe nicht bestanden haben. Die Rechte des allgemeinen Priestertums aller Christen bleiben natürlich bestehen, aber sie haben für die Verfassung der Kirche keine weitere Bedeutung, als der Umstand, daß die Christen auch Könige heißen, Bedeutung hat für die Verfassung des Staats. Sie liegen auf einem ganz anderen Gebiete und bestehen, wie St. Petrus schreibt, wesentlich im opfern geistlicher Opfer, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum. Die Rechte des allgemeinen Priestertums waren schon den Gliedern des A. B. zugesprochen und als die Rotte Corah sie gegen das verordnete Amt zu misbrauchen versucht, folgt in dem bekanten schrecklichen Ereignisse die unmittelbare göttliche Strafe. Darnach ist Luther selbst, durch spätere Erfahrungen belehrt, von jener Ansicht wieder zurückgekommen, und die symbolischen Bücher unserer Kirche, die schließlich allein maßgebend sein würden, haben das göttliche Recht des Predigtamts und das göttliche Recht der Bischöfe über Lehre und Lehrer zu erkennen, mit völliger Bestimtheit ausgesprochen. Nach Schenkel sind das nun freilich „katholische Anwandlungen". Wir aber sagen, es

ist echt biblisch und darum gut evangelisch. Oder ist das das erste und nothwendigste Criterium des Evangelischen, daß es nicht katholisch sein darf? ist die Entäußerung alles dessen, was wir mit Rom gemeinsam, als gemeinsames Erbe aus der früheren Kirche überkommen haben, wirklich eine Forderung des „protestantischen Princips"? Es ist merkwürdig, daß gerade diejenigen Männer, die sonst für Einigung der Confessionen schwärmen, mit einer wahren Berserkerwuth gegen alles anlaufen, was auch nur den leisen Schein eines katholischen Gepräges trägt.

Nicht das ist das Unevangelische an der römischen Kirche, daß Papst und Bischöfe an ihrer Spitze stehen und für ihre Leitung Auctorität in Anspruch nehmen. Wer auch nur einen vorurteilsfreien Blick auf die Geschichte der Kirche richtet, kann die hohe Bedeutung des Episcopates für das Wolsein der Kirche unmöglich verkennen, die Legitimität desselben unmöglich bestreiten. Zudem haben die Reformatoren wiederholt erklärt, daß es ihnen gar sehr am Herzen liege, die alte kirchliche Ordnung zu erhalten. Sondern das erst ist der verhängnisvolle Irrtum Roms und erst darin liegt die eigentliche Quelle seiner kirchlichen Misbräuche, daß es der Lehre vom Primat und Episcopat dogmatische Bedeutung zuerkent und den ex cathedra redenden Papst, die auf allgemeinen Concilien versammelte lehrende Kirche für infallibel hält. Nun ist mit einem Male die Kirche statt auf das Bekentnis, auf diese bestimte Form der Verfassung gestelt; das kirchliche Bürgerrecht nicht von der Zustimmung zu ersterem, sondern von dem Anschlusse an leztere abhängig gemacht. Nun ist Gehorsam gegen Rom die erste Pflicht des Christen und als ihn bindend gilt nicht blos das, was nach dem Zeugnisse der heil. Schrift als echte apostolische Tradition sich erweist, sondern schlechthin alles, was Papst und Bischöfe setzen, die nur in das eigne Bewustsein hineinzugreifen brauchen, um die rechte Norm des Christlichen zu finden und überall das Rechte zu treffen. Nun war es nicht zu vermeiden, daß päpstliche Bullen und Concilienacten der Schrift als ebenbürtig zur Seite traten, und wie man das Wort des Herrn durch eigene Zusätze zu erweitern suchte, so wurde man, wie die Praxis der Messe zeigt, auch dahin gedrängt, das Werk des Herrn aus dem Eigenen zu ergänzen. Nun ist es Rom nicht mehr möglich, sich zu dem wahrhaft ökumenischen Begriffe der Kirche zu erheben; denn nicht da ist ihm die Kirche, wo Pauli Ausspruch gilt: Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, sondern sie reicht nur soweit, als das Gebiet des Papstes reicht.

Immer von Neuem wird römischerseits der Vorwurf erhoben, die Reformation sei nichts weiter als Negation, der Protestantismus stamme aus dem Geiste der Verneinung und könne deshalb nur zerstören. Wol wäre es endlich Zeit, daß man jenseits eines Bessern sich belehren ließe und gegen das Walten des heil. Geistes in unserer Kirche nicht länger absichtlich das Auge verschlösse. Was aber würden wir groß dagegen sagen können, wenn die von Schenkel und namentlich auch von der

Prot. K. Z. vertretene Richtung wirklich als echter Protestantismus anzuerkennen wäre? In der That, ihr fehlt es durchaus an allen positiven, bauenden Elementen, sie ist wirklich Negation und darum nur geeignet, was unter uns an Kirch noch besteht, bei Seite zu schaffen. Wir sagen nicht, daß das beabsichtigt wird; wir sagen nicht, daß es dahin kommen wird am wenigsten haben wir, wie Rothe meint, Furcht bezüglich der Kirche und ihrer Heilsgüter. Wol könnte man für die Landeskirche Badens fürchten; aber auch das nicht einmal. Denn es sind dort noch immer auch ganz andere Elemente wirksam als Schenkel und sein Anhang, und schon oft hat es sich bewahrheitet: „Beschließet einen Rath und es werde nichts daraus." „Gott sitzt im Regimente und führet alles wol." Aber mit voller Ueberzeugung und Bestimtheit sprechen wir es aus: Beseitigung der Kirche als einer überflüssigen Institution, Zerstörung der Kirche in ihrem innersten eigensten Wesen — das sind die nothwendigen Consequenzen dieses sogenanten constitutionellen Kirchentums.

Christentum und Königtum von Gottes Gnaden im Verhältnis zu den Fortschritten des Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Nach diesen Andeutungen werfe ich einen Blick auf die Irrtümer, die diesen Grundgedanken von rechts und links entgegentreten. Zuerst auf die absolutistischen, welche uns die wir hier versammelt sind, vielleicht am nächsten liegen.

Unser Gottesbewustsein ist abgeschwächt unter den Einflüssen dieser Zeit. Daher die Gefahr, daß, wenn wir das Königtum erhöhen wollen durch seine Herleitung aus Gott, wir nur an die Hoheit des menschlichen Königtums denken, aber die Schranken vergessen, welche eben der Name des gegenwärtigen Gottes dem Königtum setzt. Von Gottes Gnaden ist ein erhabener, aber auch ein demütigender Königstitel. Der König spricht damit aus: Ich bin nur von Gottes Gnaden König; Gott selbst ist der eigentliche König; vor Seinem Thron bin ich der Mitunterthan meiner Unterthanen. „Götter" und „Kinder des Höchsten" nent, wie schon erwähnt, der 82. Psalm die Könige. Aber derselbe Psalm droht ihnen: „sie würden sterben als Menschen und zu Grunde gehn", wenn sie frevelten wider ihre Königspflicht, „Recht zu schaffen den Armen und Elenden und sie zu erretten aus der Gottlosen Gewalt."

Der Irrtum, den ich vorweg Absolutismus genant habe, tritt uns nicht oft als System, sondern meist nur stückweise in einzelnen Anwendungen oder auch als dumpfe Empfindung entgegen. Ich versuche seine Grundgedanken darzustellen.

Das Recht des Königs von Gottes Gnaden — sagt man — des gekrönten und gesalbten Königs, ist wesentlich verschiede

von allen andern Rechten. Darum heißt er König von Gottes Gnaden. Sein Recht ist namentlich nicht zu vergleichen mit den Rechten anderer — republikanischer oder untergeordneter — Obrigkeiten, auch nicht mit dem Rechte des Vaters in seinem Hause. Immer muß alles andere Recht dem Königsrechte weichen. Das Königsrecht kann nicht beschränkt werden durch entgegenstehende Rechte, namentlich nicht durch Herkommen, Vertrag, Verfassungsurkunden, Eid. Es ist unvergänglich. Kein noch so arger Misbrauch, kein entgegenstehender noch so langer Besitzstand kann es verändern oder gar ihm ein Ende machen. Es ist daher aller Widerstand dagegen, passiver und noch mehr activer, widerrechtlich und sündlich. Die moralische Verantwortung des Königs vor Gott soll damit nicht geleugnet, sondern nur sein Recht den Unterthanen gegenüber und die Pflicht der Unterthanen ihm gegenüber ausgedrükt werden. Es wird auch wol die Vererbung der Krone nach der Erstgeburt mit eingeschlossen in dieses absolute Königsrecht als ewige, durch keine positive Rechtsnorm oder Herkommen abänderliche göttliche Institution.

Dies sind die Lehren, welche unter König Ludwig dem Vierzehnten, der als grand monarque ganz Europa imponirte, und gleichzeitig unter den Königen von England aus dem Hause Stuart geltend gemacht wurden, im vermeinlichen Interesse ihrer Kronen. Und als 1689 Prinz Wilhelm von Oranien — unsres großen Kurfürsten Neffe und rechter Vetter unsres ersten Königs — mit Brandenburgischer Hülfe den König Jacob seinen Schwiegervater verdrängt und dessen Thron bestiegen hatte, da verweigerten ihm viele gewissenhafte Engländer die Anerkennung auf Grund ihres Systems, auch solche, die muthig gezeugt hatten gegen die schweren Rechtsverletzungen, welche König Jacob gegen Staat und Kirche sich erlaubte, und die ihm, was die Rechtsfrage betrift, entschieden Unrecht gaben. Der Primas von England, der Erzbischof von Canterbury, mit ihm sechs Bischöfe und eine große Zahl von Geistlichen, ließen ihre kirchlichen Aemter fahren und nahmen zum Teil Mangel und Entbehrung über sich, um nur nicht dem Könige Wilhelm den Unterthaneneid zu leisten. Diese Partei der non jurors erhielt sich bis tief in das 18. Jahrhundert hinein, unter der Herschaft der Könige aus dem Hause Hannover. Wer Recht oder Unrecht hatte 1688, König Jacob oder König Wilhelm, darüber spreche ich natürlich kein Urteil aus. Nur daran lag es mir, den Absolutismus in seiner vielleicht ehrwürdigsten Erscheinung Ihnen vorzuführen. Solcher sich aufopfernder Gewissenhaftigkeit kann man nur mit Ehrerbietung entgegentreten und auch in unseren Tagen haben Meinungen, welche im concreten Falle aus treuen Pietätsgefühlen hervorgehen oder damit verwandt sind, Anspruch auf zarte Behandlung selbst dann, wenn sie mit schweren Irrtümern sich verknüpfen. Ich hoffe Ihnen anschaulich zu machen, daß die Irrtümer, in welche diese absolutistische Auffassung des Königtums von Gottes Gnaden führt, wirklich gefährliche und verderbliche Irrtümer sind.

Betrachten wir zunächst ihre Wirkungen auf die Stellung

und Autorität der Könige selbst. Die Tendenz ist das Königtum hoch zu heben und zu befestigen. Aber die praktische Wirkung ist die entgegengesezte. Alle oder fast alle heutigen Könige und Kaiser sind nach dieser Auffassung nicht Könige und Kaiser von Gottes Gnaden; denn die Throne aller oder fast aller heutigen Könige und Kaiser beruhen auf gewaltsamer Durchbrechung früherer Rechtstitel, und zwar auf Durchbrechung von unten, nicht von oben. So hat in England mit Hülfe der Unterthanen und auf deren Anregung das Haus Hannover das Haus Stuart verdrängt, so in Frankreich das Haus Buonaparte das Haus Bourbon, so in Schweden das Haus Bernadotte das Haus Holstein, des auch von Preußen so bald anerkanten Königreichs Italien nicht zu gedenken. Preußen, Oestreich und Rußland haben zwar, Gott sei Dank! keine Kronprätendenten aufzuweisen, wie England im vorigen Jahrhundert und wie noch heute Portugal, Spanien, Frankreich, Italien und Schweden. Frankreich hat deren sogar zwei, die wider einander sind, einen Bourbon und einen Orleans. Aber auch die Häuser Hohenzollern und Habsburg-Lothringen haben ihre Selbständigkeit gegen ihren Kaiser errungen; sie haben Krieg geführt gegen den Kaiser, die Königin Maria Theresia 1742 und und König Friedrich II. 1756—63. Also, indem man das Königtum hoch erheben will und feststellen außer und über allem menschlichen Rechte, muß man beinahe der Gesamtheit der wirklich vorhandenen Könige und Kaiser das von Gottes Gnaden streitig machen, um fast ausschließlich ohnmächtige Prätendenten damit zu schmücken, die zulezt in Obscurität sich verlieren. Macht ist eine Gabe Gottes; daß die Schwäche regiere ist gegen Gottes Ordnung. Königsrecht und Königsmacht können, ebenso wie Eigentum und Besitz, nicht dauernd von einander getrent bleiben. Das Princip der Verjährung ist tief begründet in der wandelbaren menschlichen Natur. Der König muß seinen Thron behaupten, sonst hört er endlich auf, König zu sein. Papst Zacharias sagte, Pipin sei der rechtmäßige Franken-König; denn er sei es, der die Kriege des Reichs führe und die Kirche schütze, und Papst Stephan krönte ihn, nachdem die fränkische Geistlichkeit ihn gesalbt hatte.

Ferner: wenn das Königtum von Gottes Gnaden alles andre Recht so überragt, daß es dasselbe im Collisionsfalle schlechthin beseitigt, welche Autorität und Weihe bleibt dann übrig für republicanische Obrigkeiten, und welche Sicherheit, Autorität und Weihe für nicht-souveräne Herren, die zwar größeren Herren unterthan sind, aber in ihren kleinen Herschaften ähnliche Rechte ausüben und ähnliche Pflichten erfüllen, wie die Könige in ihren Königreichen? Solche Herren waren, so lange das deutsche Reich bestand, die deutschen Fürsten, auch die brandenburgischen Kurfürsten und — in Deutschland — die preußischen Könige. Wo bleibt die Sicherheit, die Autorität und Weihe des erhabenen Rechts, der heiligen Pflicht des Hausvaters in seinem Hause? Der Absolutismus erschüttert alle diese Autorität bis in ihre Fundamente hinein.

Aber auch die Könige, denen man das von Gottes Gnaden läßt, schwächt man durch Absonderung ihres Rechts von dem Rechte der übrigen Menschheit. Keinen Besitz, keinen Vertrag, keinen Eid sollen die Unterthanen geltend machen können gegen den König. Man erklärt ihn also für staatsrechtlich unfähig sich zu verpflichten, gleichsam als wäre er stets einem Minderjährigen gleich zu achten. Wer mit ihm in Berührung komt der müßte fürchten für seinen Besitz, — procul a Jove procul a fulmine, — fern vom Zeus fern vom Blitz, sagten die Heiden, — und niemand dürfte ihm trauen und zwar grade deshalb nicht trauen, weil er mit besonderem Nachdruck den heiligen Namen Gottes, des Vaters aller Treue, in seinem Titel führt, des Gottes, dessen heiliges Gesetz die Könige wie die Unterthanen bindet an ihr Wort und ihren Eid, und der ein Rächer ist aller Ungerechtigkeit.

Der schwache Mensch braucht vor allem Schutz gegen seine eigne Sünde. Diesen Schutz entbehrt der König, der sich nicht beschränkt weiß durch das Recht seiner Unterthanen. Er ist in steter Gefahr seine vermeintliche Allmacht zu misbrauchen zu seinem eignen und seines Reiches Verderben. Tag für Tag ist sein Thron den Launen und Irrtümern seiner vereinzelten Persönlichkeit Preis gegeben, die allen erdentlichen Verführungen ausgesezt ist. Die heidnischen römischen Kaiser, die immer wieder abwechselnd vergöttert und ermordet wurden, zeigen uns die ganze Schwäche der absolutistischen Unumschränktheit, die keine dauerhafte Dynastie aufkommen ließ, in schroffem Gegensatze zu den durch Recht und Freiheit beschränkten aber dauerhaften Dynastien der christlichen Welt. Der Götze hat keine wahre Majestät, wenn auch die Massen vor ihm im Staube liegen. Der Name Gottes ist nicht in ihm, darum muß er den wandelbaren Gelüsten der Menge unterliegen.

Nur im Bunde mit der Freiheit kann das Recht die Throne schützen. Das Recht ist nicht mehr Recht ohne Freiheit. Findet das echte Streben nach wahrer Freiheit keine Befriedigung, so wird eben dadurch Thür und Thor den falschen Freiheitspropheten geöffnet, die jezt überall in Haufen zu finden den sind, den Aposteln der Freiheit, in welcher wie Asmus sagt, „jederman radschlagen und rumoren kann." Steht diesen Verführern keine andre Autorität gegenüber als die monströse des Absolutismus, so haben sie leichtes Spiel.

Das heutige England zeigt uns Autorität und Freiheit zur intimsten Einheit verbunden durch seine festen, Recht und Freiheit athmenden Institutionen, die ihre Kraft ziehen aus dem Christentume, welches dieses Volk, wie wol kein andres Volk, durchdringt und Grund und Bestandteil seines Rechts ist — part and parcel of the law —, und durch die wunderbare Rechtscontinuität, die seit so vielen Jahrhunderten alle seine Zustände beseelt. Durch seine Institutionen, sage ich, nicht

durch die jezt daselbst weit verbreiteten continentalen Doctrinen die das äußerste Gegenteil der englischen Institutionen sind In England sind — wie bei uns, wenngleich dort in viel geringerem Grade als bei uns, — die Doctrinen von 1789 vorherschend, welche, losgelöst vom Christentum und hin- und hergeweht vom Winde des Tages die Meinungen, Gefühle und Wünsche der unbeständigen Menge als lezte Quelle aller obrigkeitlichen Autorität anerkennen. Die englischen Institutionen dagegen sind erwachsen aus dem Schoße der Kirche, monarchisch durch alle ihre Gliederungen, uralt und doch frisch und jung, mit einem Worte: nach Geist und Inhalt grundverschieden, ja! entgegengesezt den Ideen von 1789. Kein Thron steht heut zu Tage fester als der englische Thron; keiner Krone wird willigerer und treuerer Gehorsam geleistet als der Krone auf dem Haupte einer Frau, einer Witwe. Sie bewahrt ihren Thron auf für künftige gekrönte Staatsmänner und Helden, welche zu erwecken ein Reservatrecht des Königs aller Könige ist.

Die Revolutionen seit 1789 sind darum so erfolgreich und zugleich so grundstürzend, weil vorher der Absolutismus die echten Rechts- und Freiheitselemente getilgt hatte, welche die allein feste Schutzwehr gegen die Revolutionen sind. Die englische Revolution von 1688 ging aus speciellen Beschwerden hervor, hatte die Abwehr schwerer Rechtskränkungen zum Zweck und schloß, soviel sie nur irgend konnte, mit reifer Besonnenheit und religiöser Scrupulosität an das alte Autorität und Freiheit athmende Recht des Landes sich an. Darum konnte dort, ohne Umsturz des Staats, eine neue Dynastie den Thron besteigen.

Will der Absolutismus seine maß- und schrankenlose Königsgewalt durch Hinweisung auf der Könige Rechenschaft vor Gott rechtfertigen, so reißt er auseinander was zusammen gehört, Wesen und Erscheinung. Mitten in den menschlichen Rechts- und Lebensverhältnissen soll das Königreich von Gottes Gnaden sich bewähren. Rechte, die hier auf Erden schlechthin unrealisirbar sind, genügen nicht für die Bedürfnisse der Staaten und besonders der Unterthanen in dieser Zeitlichkeit. Unser herablassender Gott waltet in unserm menschlichen Wesen, nicht blos über uns. Anweisungen auf jenseits, die diesseits ohnmächtig bleiben, müssen dem schwachen Menschen, der Schutz sucht für sein Recht, als heuchlerische Rechtsverweigerung erscheinen und die Unzufriedenheit bis zur Unheilbarkeit verbittern. St. Jacobus warnt uns, daß die Worte „Gott berathe euch!" kein richtiges Surrogat sind für des Leibes Nothdurft um die wir angegangen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 28. März. № 25.

Christentum und Königtum von Gottes Gnaden im Verhältnis zu den Fortschritten des Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

In der germanischen und romanischen Christenheit ist der Absolutismus als Theorie nicht älter als das 17. Jahrhundert. Nimmer hat so weit die abendländische Kirche reicht das von Kirche und Staat anerkante Recht den Unterthanen Mittel gewährt zur Geltendmachung ihrer Rechte auch gegen ihre Obrigkeiten. Manchmal ist ihnen als ein solches Mittel sogar das Waffenrecht von den Obrigkeiten selbst förmlich zugestanden worden. Niemals haben namentlich unsre, die preußischen, Könige die rechtlichen Schranken ihrer Macht für staatsrechtlich unverbindlich erklärt, wiewol Ueberschreitungen bei uns wie überall vorgekommen sind.

Eben so wenig gewährt die heilige Schrift einen Anhalt für den Absolutismus: „Der Herr sezt Könige ein und sezt Könige ab", dieses Wort durchtönt in Theorie und Praxis das ganze alte Testament. Und was der König der Könige in der Theocratie des alten Bundes durch seine Propheten that, das thut Er im neuen Bunde dadurch, daß er die Welt und insbesondere die Christenheit als sein Bundesvolk in Seiner allmächtigen Hand hat und durch seinen heiligen Geist leitet.

Das Recht der Erstgeburt, welches so tief begründet ist in der menschlichen Natur, erkent die heilige Schrift zwar als Regel an, aber sie sanctionirt zugleich dessen vielfache Durchbrechungen, weil es ein beschränktes und modificirbares Recht ist. Kain war Adams, Esau Isaacs ältester Sohn, — aber sie waren nicht die Träger des Königreichs Gottes, sondern Abel, Seth und Jacob, die jüngeren Söhne. Juda, das Haupt des königlichen Stammes, war nicht Jacobs ältester Sohn, David nicht Sauls, auch nicht Isai's, Salomo nicht Davids.

Die Könige von Deutschland, die römischen Kaiser waren viele Jahrhunderte lang Wahl-Könige und Wahl-Kaiser. Waren darum weniger Könige und Kaiser von Gottes Gnaden?

Die Gemeinde des neuen Testaments hatte, so lange sie verfolgt und in heiliger Abgeschiedenheit als Fremdling und Pilgerin in der Welt lebte nichts zu schaffen mit den Streitigkeiten der damaligen Herren der Welt mit ihren Unterthanen. Auch heute noch hat der Fremdling als solcher, der Gast, der Durchreisende, jeder Obrigkeit die ihn schüzt Gehorsam und dankbare Ehrerbietung zu leisten. Er hat nach ihrem Rechte nicht zu fragen. Ihm gegenüber genügt jeder Besitz als Recht. Dem Kaiser schlechthin, wer er auch war, befahl Christus zu geben, was sein sei und Paulus fragte nicht ob Nero legitim und ob er ein Tyrann sei. Er lehrte: Unrecht leiden und aller Obrigkeit gehorchen.

Seit aber die Könige und ihre Reiche als solche vor dem Kreuze sich gebeugt haben und eingegangen sind in die Kirche Gottes, hat die Kirche stets der Menschen- und Christenrechte sich wirksam angenommen gegen die Gewaltthaten der weltlichen Obrigkeiten und den Samen des echten Liberalismus in ihrem Schoße getragen. Echten Liberalismus, oder Liberalismus des neuen Testaments nenne ich den Liberalismus, welcher die von Gott geschaffnen Ur-Institutionen der Menschheit als auch jezt stets gegenwärtig geltend macht gegenüber den darauf erbauten und herkömmlich oder urkundlich überkommenen menschlichen Verhältnissen, und der eben dadurch diesem geschichtlich gewordenen Rechte seine wahre Grundlage unerschütterlich erhält. Und im Einklange mit der tausendjährigen Tradition der Kirche haben auch die Reformatoren, nach einigem Schwanken, als „rechte Kriege", — wie die Augsburgsche Confession sich ausdrükt — die Kriege anerkant, welche die evangelischen Fürsten zum Schutze der evangelischen Freiheit ihrer Unterthanen führten gegen den Kaiser, dem sie gleichwol als ihrer rechten Obrigkeit Ehrfurcht und Gehorsam schuldig zu sein zugestanden. Diese Fürsten stützten sich darauf, daß sie auch Obrigkeiten — Unterobrigkeiten — waren. Und jeder Hausvater ist eine Unterobrigkeit.

In demselben Maße wie das lebendige Gottesbewußtsein abgeschwächt ist, wird der Absolutismus möglich. Daher hat unsre Zeit eine Tendenz nach Staatsformen hin wie diejenige welche Napoleon III. in Frankreich eingeführt hat. Solchen Zuständen würden unsre Demokraten uns entgegen führen, wenn sie, — was Gott verhüte — unser theures Königtum besiegen sollten, keineswegs aber würden sie Freiheit gründen oder gar eine Republik, am wenigsten eine demokratische Republik. Dem unerträglichen Uebel der Anarchie zu entgehn greift man nach dem entgegengesezten Extrem, dem Absolutismus.

Aber in voller Consequenz ist derselbe erst möglich in Verbindung mit der Beseitigung des Christentums und mit heidnischem Götzendienste.

Eine grundverderbliche Wirkung jedoch hat der Absolutismus grade in unsern Tagen schon hervorgebracht. Er hat die Wahrheit weit und breit verdunkelt, deren Carricatur er ist. Die rechten Titel und legitimen Ueberschriften dieser Wahrheit hat er zu Gegenständen des Hasses und Abscheus gemacht und als Reaction dagegen das revolutionäre Wesen hervorgerufen, welches uns rings umgibt. In Frankreich und England, den politisch Ton angebenden Nationen, stöst die herschende öffentliche Meinung, fast ausnahmslos das „göttliche Recht" der Könige, das „droit divin", „divine right", krampfhaft von sich, als mystischen oder heuchlerischen Unsinn und als Deckmantel der Tyrannei, als Gift der Freiheit. Man verwechselt das göttliche Recht mit seiner Fratze, mit dem Absolutismus. Unter dieselbe Verdamnis wirft man die wahren und schönen Worte: „Landesvater, väterliches, oder patriarchalisches Regiment", indem man verkent, daß grade in der Ehe und Familie der lebendige Same der Freiheit eben so wie der Same der Autorität enthalten ist. Mitten im Vollbesitz christlich-germanischer Institutionen gibt England den geistlosen Irrlehren des 18ten Jahrhunderts sich hin, den Irrlehren, welche practisch durchgeführt der englischen Freiheit gründlich ein Ende machen würden. „Unser Wissen und Verstand ist mit Finsternis umhüllet," dies ist leider nur zu wahr, obschon, wie man sagt, die Demokraten es neulich im hiesigen Dom nicht haben singen wollen. Wohl uns, daß das liebe alte Lied die Beschränkung beifügt: „Wo nicht Deines Geistes Hand uns mit hellem Licht erfüllet." Wir armen Menschen laufen aus Furcht vor einem Extrem dem andern in die offenen Arme. Dr. Luther vergleicht daher die gefallene Menschheit mit einem betrunknen Bauer, dem man von der einen Seite auf das Pferd hilft, der aber sofort von der andern Seite wieder herunter fält. So ist Frankreich und das von Frankreich abhängige Italien auch in der Praxis angelangt bei dem geistlosesten aller politischen Hirngespinnste, bei dem „suffrage universel", dem allgemeinen Stimmrecht, — welches absichtlich und systematisch alle Unterschiede und Gliederungen ignorirt, — als Grundlage der Staaten und Quelle aller Obrigkeit, während freilich Napoleon III. wol weiß, daß nicht er ein Geschöpf und Werkzeug des suffrage universel, sondern vielmehr das suffrage universel sein Geschöpf und Werkzeug ist. Englands gesamte Institutionen, seine gesamte Geschichte — die der glorious revolution mit eingeschlossen — legen laut Zeugnis ab gegen den Widersinn des suffrage universel. Aber der Doktrin des „von unten" als solcher hat der heutige Engländer meist nichts gründliches entgegenzusetzen, fast so wenig als der Deutsche und Franzose; vielmehr fördert er nur zu oft diese Schande des Jahrhunderts, — jedoch nicht bei sich zu Hause, nur im Auslande.

Doch auch bei uns, auch unter uns Conservativen, wirkt der Absolutismus wenigstens so viel, daß man die beiden

Grundbegriffe, Recht und Freiheit, nicht in eine Einheit des Bewustseins zusammen zu fassen weiß. Man fühlt zwar dunkel, daß beide von gleicher Dignität, gleich wesentlich und gleich heilig sind. Aber es bleibt bei diesem dunkeln Gefühle. So entsteht ein innerer Zwiespalt, eine Trübung des Gewissens. Man ist confus, daher leidenschaftlich aufgeregt, und kann nicht fest ins Auge fassen, worauf es eigentlich ankomt. Der Absolutist geht mit einem zerbrochnen Schwerte in den Kampf gegen die Revolution.

Das Ebenbild Gottes, mithin die Königswürde, verliehen an alle Menschen, das ist das rechte Gegenteil des Absolutismus. Ausgeprägt erscheint diese Königswürde zuerst im Vater. Welcher Gottesname — oder Titel — ist erhabner, heiliger, der Vatersname oder der Königsname? Diese Frage habe ich mir, als eine staatsrechtliche, oft vorgelegt. Vielleicht ist die Frage selbst thöricht, weil sie eine Rangordnung voraussezt wo keine ist. Vaterschaft und Königtum sind durch Wesenseinheit verbunden. Ich kann nicht sagen, daß meine Pflicht gegen meinen Vater minder heilig ist, als meine Pflicht gegen meinen König, oder daß sein Vateramt mir minder ehrwürdig ist als das erhabne Amt meines Königs. Ursprünglicher jedoch, dem armen Menschenherzen innig-näher, ist das Vateramt. Vater war Gott vor Erschaffung der Welt. Er hatte Seinen Sohn, als er noch keine Adamkinder oder Engel zu Unterthanen hatte, und die zehn Gebote reden ausdrücklich nur vom Vater, nicht vom Könige, weil das Königtum einbegriffen ist in die Vaterschaft. Wie dem aber auch sei, da das Wesen, der Kern der menschlichen Majestät in dem Ebenbilde Gottes, in der Persönlichkeit, besteht, da der Vater, das Familienhaupt, zugleich der Urtypus des Königs ist, so folgt von selbst, daß das Königsrecht nicht ein von allen andern Rechtsverhältnissen isolirtes ist, sondern daß es gleichartig mitten inne steht in dem gesamten Bau des Rechts, als Schlußstein zwar des Gebäudes, aber doch unter Gott, in einer Rechtseinheit mit dem ganzen Gebäude.

Ich fasse die Hauptgedanken noch einmal zusammen. Das Königsrecht ist, so wenig als das Vaterrecht unumschränkt. Wie die Ehe, — in welcher sogar ein Element republicanischer Gleichheit ist, — wie die Familie, so ist auch das Königtum voll von Freiheitssamen, der, wenn er sich entwickelt, zu energischer Freiheit und Selbständigkeit heranwächst und den König in manigfacher Weise beschränkt. Der geringste Hausvater hat ein Rechtsgebiet, welches er auch gegen den König zu vertheidigen berufen sein kann, — und eben so die echten Repräsentanten, denen die Vertheidigung der Rechte so vieler Unterthanen anvertraut ist! Als solche echte Repräsentanten, — die nicht aus Wahlen hervorzugehn brauchen; im Gegenteil Wahl ist die unvollkommenste Form Repräsentanten zu schaffen, — erscheinen zunächst in der Familie erwachsene Söhne, die selbst Familien haben und diese vertreten. Vaterschaft und Königtum werden bestehn so lange die Menschheit besteht und fortdauern in Ewigkeit. Aber das einzelne concrete menschlich

önigtum ist nicht ewig, sondern Landesväter als solche ent-
ehn und vergehn auf wesentlich dieselbe Weise wie andre
ausväter. Und diese Gemeinschaft des Rechts, in welcher die
önige mit der gesamten Menschheit stehn, diese Gleichartigkeit
rer Rechte mit unsern Rechten, diese Gegenseitigkeit der Rechte
nd Pflichten, diese wesentliche Einheit von Recht und Freiheit,
ese edle Verbindung von Autorität, Treue und Gehorsam ist
ineswegs eine Entweihung, sie ist vielmehr die rechte Weihe
s Königtums und seine rechte Befestigung. Denn das König-
um ist dadurch auf die unerschütterliche Basis der uranfäng-
chen Schöpfungen Gottes und unter den Schutz seines ewigen
Willens und Gesetzes gestelt.

Dies ist auch der rechte Feudalismus. So wie das
önigsrecht von Gott verliehen und behaftet ist mit der
flicht des Schutzes, so ist des Unterthanen Recht und Frei-
eit behaftet mit der Pflicht des Dienstes. Und über Recht
nd Pflicht von beiden Seiten waltet der edle Geist gegen-
eitiger Treue. Dieser Feudalismus, nicht die atomistisch-
zoistische Allodialität, ist die echte Quelle der Freiheit. Geben
ir also auch das Wort „Feudal" nicht auf, so wenig als
as Wort „Freiheit".

Die absolutistisch-götzenhafte Gestalt des Königtums provo-
rt wie schon erwähnt den Widerwillen, ja am Ende den wü-
nden Haß der Revolutionärs. C'est un crime de règner,
gte der Pariser Blutmensch St. Just, es ist ein Verbrechen
önig zu sein. Wer weiß was Königtum ist, der kann das
önigtum eben so wenig hassen als Sonne, Mond und Sterne,
ver als Brod und Wein, oder als die Menschheit als solche.
Das Bild Gottes im Menschen vollendet sich im Königtum,
nächst im zeitlichen vergänglichen Königtum und vollends in
em Königtum des Sohnes Gottes, des kein Ende sein wird,
on dem Er selbst, der die Seinen zu Königen macht, vor Pi-
tus bekant hat: „Du sagst es, ich bin ein König." So ist
so das Königtum die Krone der Menschheit.

Das andre, dem Absolutismus entgegengesezte Extrem deute
h nur kurz an; denn Sympathien für Revolution und
Demokratie, wie sie uns jezt gegenüberstehn, setze ich in die-
er verehrten Versamlung nicht voraus.

Das revolutionäre System begegnet uns ebenfals, wie das
bsolutistische, mehr in fragmentarischen Anwendungen als in
einer vollen durchgeführten Consequenz.

Man abstrahirt von dem lebendigen Gott und von der
Geschichte der Menschheit, und geht aus von dem Begriffe
Volk" als einem gegebnen. Wie Völker entstehn, damit be-
ast man sich wenig. Man würde sonst finden, daß sie stets
on oben, aus Vaterschaft, Königtum und Obrigkeit entstanden
nd und noch entstehen. Dieser Vorwurf trift auch die histo-
ische Juristenschule; sie weiß von der Entstehung der Völker
neist nur zu sagen: sie verliere sich in mythisches Dunkel. Es
ag sein daß Deukalion und Herkules, vielleicht auch

Romulus — wie Niebuhr, aber nicht Livius meint — mythische Personen sind. Aber Abraham, Isaak und Jakob sind geschichtliche Personen und die Bücher Mosis erzählen uns im Detail, wie aus diesen Erzvätern die nationalste und dauerhafteste aller Nationen, das Volk Israel, entstanden ist. Chlodwig hat aus Franken, Römern und Galliern die französische Nation, und Wilhelm der Eroberer aus Normannen und Angelsachsen die englische, dem Anfange nach, gebildet, und vor unsern Augen entsteht das preußische Volk, als ein werdendes Volk, dessen Einheit ebenfals das noch unvollendete Werk seiner Könige ist. Unser allgemeines Landrecht weiß auf seinem Titelblatt noch nichts von dieser Einheit; es nent sich allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten im Plural. „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben" so singt man jezt. Vor 100 Jahren hätte man dies nicht verstanden; man hätte gemeint es sei ein Ostpreuße der so singe oder allenfals ein preußischer Soldat. Denn in der preußischen Armee hat die werdende preußische Nationalität zuerst Gestalt gewonnen; sie ist der Keim und Anfang der preußischen Nationalität. Sie ist ihr Kern auch noch heute. Daher ist sie geziert mit dem besondern Haß der demokratischen Feinde Preußens.

Das Volk nun, dessen Ursprung man so dahin gestelt sein läst, denkt man sich als Summe ursprünglich gleicher und gleichberechtigter Individuen, aber dennoch als verbunden zu einer Gesellschaft. Rousseau's Hirngespinst, daß die Individuen einmal zusammen gekommen wären und einen Gesellschaftsvertrag geschlossen hätten, den „contrat social", ist allerdings nicht mehr Mode. Aber den Gesellschaftsbegriff hält man fest ohne weitere Begründung. Einige Juristen sind so kühn in solchen Fictionen, daß sie die Familie als „häusliche Gesellschaft" bezeichnen, als hätte der Säugling mit seinen Eltern seine Erzeugung, Ernährung und Erziehung vertragsmäßig verabredet. In der Gesellschaft gebührt, die Gleichheit vorausgesezt, der Mehrheit die Entscheidung. In Ermangelung aber eines Gesellschaftsvertrags ist nicht einzusehn, warum die Minderheit gehorchen soll. Man kann sich nur auf die Macht der Mehrheit berufen und geräth dadurch in rohen Absolutismus. Versagt die Macht, so kann jede Minderheit sich trennen wie jezt in Nordamerika, wo so eben vor unsern Augen die Irrlehren des 18. Jahrhunderts einen lehrreichen Bankerut machen, — und so fort, bis der Staat wieder aufgelöst ist in die Einzelköpfe als seine Urbestandteile. Also Verewigung der Revolution im Princip. Unmündige und meist auch Frauen schliest man nothgedrungen aus von der Gleichberechtigung. Dadurch und durch das Machtprincip sollte man sich hinweisen lassen auf die wahre Entstehung der Völker und Staaten, nämlich aus der Ungleichheit und nicht aus der Gleichheit. Aber man läst sich nicht irre machen. Zweck des Staats ist das Wolbefinden der möglichst großen Zahl der Einzelwesen, — materielles Wolbefinden, — diese Auffassung wiegt vor in den Massen — oder verfeinertes, idealisirtes, jedenfals aber irdisches,

zeitliches, egoistisches Wolbefinden; denn Glaube und Religion sind hinausgewiesen aus dem Staate; sie wohnen jenseits der Wolken. Für diesen Zweck sezt die Mehrheit Beamte ein, nach Befinden mit dem Königstitel. Der Rechtsgrund des Amtes des Königs und die Norm seiner Amtsführung ist der Wille der Mehrheit. Nach der Mehrheit muß er hinhorchen, und sich danach richten wie die Wetterfahne nach dem Winde. Störend und unzulässig wäre es, wenn der König ein Staatsmann oder gar ein Held wäre. Willenlosigkeit ist sein normaler Charakter und heut weiß nennen was er gestern schwarz nannte sein tägliches Berufsgeschäft. Das Volk entläßt den König wie jeder andre Herr seine Diener. Kein fremder König darf diesen Gebrauch des Hausrechts stören. Denn es darf zwar jeder König aufrührerischen Unterthanen eines andern Königs gegen diesen zu Hülfe kommen, niemals aber einem andern König gegen seine aufrührerischen Unterthanen. Ich verweise auf Griechenland 1827, Belgien 1831, Neapel 1860, Polen 1863. Das ist das Princip der Nichtintervention, von welchem jemand witzig gesagt hat, es sei dieß ein diplomatischer Ausdruck, der ungefähr so viel bedeute als „Intervention." Des Königs Dienstcontrakt ist die Verfassungs-Urkunde. Sein darin ihm zugesicherter Lohn ist meist ansehnlich: Erblichkeit des Throns, Unabsetzbarkeit, volltönende Titel, eine ansehnliche Civilliste, mit Schlössern, Gärten und dergleichen, Unverantwortlichkeit, so weit ausgedehnt, daß wenn er Unrecht thut niemand sagen darf, daß er Unrecht thut. Aber alles dies mit dem stillschweigenden Vorbehalt: „so lange das Volk will." Das ist die „vérité" der „Charte", welche König Louis Philipp, der Urheber dieses Ausdruckes an seiner eignen Person erprobt hat. Vor dieser vérité erbleicht alles was dem Könige zugesichert ist zu bloßem Schein. Der erbliche und unabsetzbare König wird abgesezt samt seinem ganzen Hause, der unverantwortliche zur Verantwortung gezogen, der nie Unrecht thuende wegen gethanen Unrechts aus dem Lande gejagt und die Civilliste mit Zubehör confiscirt von den jeweiligen Aufrührern. Ob diese wirklich das Volk sind, oder im Sinne der Mehrheit des Volks handeln, darüber entscheidet das fait accompli, meist das in der Hauptstadt. Und alles dies geschieht unter dem Beifall der Liberalen von ganz Europa, — unter dem lautesten Beifalle besonders der Liberalen, die am zähesten kleben an jedem Tüttelchen der Verfassungs-Urkunden mit dem spitzfindigsten Scharfsinne. Beispiele drängen sich auf; wir sind fast abgestumpft gegen solche Alltäglichkeiten. Es liegt auf der Hand, daß dieses System nur durch den äußersten Misbrauch der Sprache den Königen den Titel „Majestät" einräumte. Ein Urwähler hat doch den so und so vielsten Bruchteil an der Souveränität. Aber der König hat nur zu gehorchen. „Ew. Nullität" wäre die richtige Anrede.

Die Wahrheit ist, daß Unterthanen als solche niemals zu ihren Königen und Obrigkeiten sagen dürfen: „Du bist um unsertwillen da, wir aber nicht um deinetwillen", — so wenig als Kinder zu ihrem Vater so sprechen dürfen. Der Vater um das Kind, der König und der Unterthan ist jeder um seiner selbst willen da, und jeder zur Ehre Gottes, alle aber berufen einander zu dienen, wie Christus, der ewige König, gekommen ist, wie er selbst sagt, „nicht daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene."

Der Absolutismus entbindet den König, die Revolution entbindet das Volk, richtiger die aufrührerische Menge, von jeder Rechtsnorm. Das gemeinsame Princip des götzenhaften Absolutismus und des revolutionären Atheismus ist die Anmaßung der gefallenen Creatur zu sein wie Gott, die Verleugnung des lebendigen gegenwärtigen Gottes.

Die Summe des Berufs des Königs dagegen ist — freilich in Schwachheit — seinen Unterthanen den ewigen König, den König aller Könige in einem lebendigen thatkräftigen Ebenbilde vor Augen zu stellen. Darin vollendet sich das Königtum von Gottes Gnaden. Und dieser erhabene Beruf ist es der uns berechtigt einem Menschen, gefallen und sterblich wie wir, den göttlichen Titel: Majestät zu geben. Das Ebenbild Gottes — das ist die Substanz, die Wesenheit der Majestät.

Endlich antworte ich noch denen, welche sagen: das Königtum von Gottes Gnaden verstehe sich von selbst, niemand könne es leugnen, man solle nicht eine Parteifahne daraus machen. Diese sollten sich fragen: wie komt es, daß man doch eine Parteifahne daraus gemacht hat? Es ist wahr, die Lehre vom Königtum von Gottes Gnaden ist in ihrem tiefsten Grunde eine einfache, kindfaßliche Lehre, eine Katechismuslehre für Kinder. Sie ist schon enthalten in den Gottesnamen der heiligen Schrift und in den zehn Geboten. Aber „Gottes Wort ist", — sagt St. Augustin — „ein Wasser in welchem das Lamm watet, der Elefant aber schwimmen muß." Was die Dorfkinder auswendig wissen, kann der gelehrte Theolog nicht ergründen. Wenn Gottes lebendiges Wort eintritt in die sündige Welt als ein zweischneidiges Schwert und seine Tiefen entfaltet, so versteht sich sein erhabner Inhalt niemals von selbst. Stumpfen Allgemeinheiten freilich widerspricht nicht leicht jemand, z. B. wenn man sagt: Wurm und Fisch und Mensch ist von Gott, mithin auch die sittliche Weltordnung, — also auch das Königtum. So reden auch die, denen die Natur oder der Weltlauf ihr Gott ist.

(Schluß folgt.)

Beilage.

[Die hiezu gehörige Beilage wird in der nächsten Woche mit ausgegeben werden.]

Christentum und Königtum von Gottes Gnaden im Verhältnis zu den Fortschritten des Jahrhunderts.

(Schluß.)

Wenn man aber versucht, — wie ich heute, wenn auch noch so unvollkommen, — den concreten Inhalt der Worte und Werke Gottes darzulegen, so hat man sofort Gegner ringsum, wie ich heute die Absolutisten von rechts und die Liberalen von links wider mich habe. Und so rechtfertigt sich auch das Königtum von Gottes Gnaden als Parteifahne. Weil es verkant, weil es angetastet wird, darum ist es Parteifahne. Im Mittelalter, als noch weder absolutistische noch revolutionäre Irrlehren sich geltend machten, konnte es nicht Parteifahne sein. Auch ist das von Gottes Gnaden nicht als Parteifahne in die Titulatur der Könige aufgenommen worden. Es sollte damit das Amt ausgedrükt werden, welches Gott selbst und zwar nicht durch irgend einen menschlichen Machthaber verliehen habe. Daher ist es in Deutschland vorgekommen, daß gewissen quasi regierenden Häusern das von Gottes Gnaden als Titel von größeren Herren streitig gemacht wurde, die eine Hoheit über sie prätendirten. Nicht die Gnade Gottes sondern die Unmittelbarkeit wurde ihnen streitig gemacht. Jezt dagegen ist das Wesen, der Kern des Königtums streitig. Daher ist das von Gottes Gnaden eine richtige Parteifahne. Denn die ewige Wahrheit, welche in unsere verdunkelte Welt sich herabläßt, will und muß Parteifahne bleiben bis sie die Finsternis endgültig besiegt hat.

Königtum von Gottes Gnaden, Obrigkeit und Freiheit — darüber habe ich versucht Ihnen einige Gedanken vorzutragen, nur skizzenhaft, aber vielleicht eben deshalb um so geeigneter Ihr Urteil und Ihr ferneres Nachdenken anzuregen. Es bleibt mir noch übrig den lezten Theil meines Thema's zu berühren, das Verhältnis der Wahrheiten, die ich aus Gottes Wort und Schöpfung herzuleiten versucht habe, zu den Fortschritten unsres Jahrhunderts. Absichtlich bediene ich mich des Parteiworts: Fortschritt. Kein gutes Wort dürfen wir aufgeben und den Gegnern überlassen, auch das Wort Fortschritt nicht. Jedes gute Wort ist ein Gefäß voll goldner Wahrheiten, deren Missbrauch uns aufwecken soll zum rechten Gebrauch. So habe ich schon das Wort: Freiheit festgehalten als wesentlich für die Begriffe Recht und Obrigkeit und auch das Wort feudal mir nicht nehmen lassen.

Fortschritt ist wirklich ein Hauptcharakter dieses unsres Jahrhunderts. Stellen wir auch diesen Begriff unter den Gesichtspunkt des Gotteswortes, aus welchem wir Vaterschaft, Obrigkeit, Familie und Staat betrachtet haben. „Seid fruchtbar und mehret euch und machet euch das Erdreich unterthan", auf diese magna charta aus dem Munde Gottes habe ich schon vorhin mich berufen. Sie ist zugleich eine Weissagung, deren Erfüllung das Eingehn aller Völker in das Königreich Gottes ist, welches Christus hergestelt hat auf Erden. Aber viel fehlt noch an dieser Erfüllung. Die Christenheit hat noch weite Länder in allen Weltteilen in sich aufzunehmen. Doch mächtig ist der Fortschritt gerade dieses unsres Jahrhunderts zu diesem erhabnen Ziele. Kein nichtchristliches Volk ist der Christenheit jezt noch furchtbar, wie noch vor 150—200 Jahren die Türken es waren. Nur aus dem eignen Schoße droht der Christenheit Gefahr. Die Missionen, die Colonien, der Handel der Christen umspannen von Jahr zu Jahr immer mehr die Welt. Fort schreitet raschen Laufes als Mittel dieser Eroberungen die Erforschung der Kräfte der Natur und dienstbar werden in nie vorher gekantem Maß der Dampf und die Electricität den Zwecken der Menschheit. Oeffentlichkeit ist die Losung der Zeit. Wir treten hinaus aus unsern Wohnhäusern — aus den Kinderstuben, möchte man sagen — auf die Straße oder auf den Marktplaz. Die Oeffentlichkeit macht Eroberungen nach allen Seiten, bis hinein in die Geheimnisse der Diplomatie, Eroberungen, die man noch vor zwanzig Jahren nicht für möglich gehalten hätte. Oeffentlichkeit und Wahrheit stehn in einem gewissen Verhältnis zu einander. „Wer die Wahrheit thut der komt an das Licht" sagt St. Johannes. Der freie Handel, die immer weiter sich ausdehnende Industrie, die ihre Märkte in fernen Ländern sucht, und die freie Presse verbinden wie nie zuvor die Völker und in den Völkern die Individuen mit einander durch gegenseitige Kentnis von einander, durch gegenseitiges Vertrauen zu einander, und durch gegenseitige Leistungen für einander. „Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit", dies erhabene Wort des Apostels, das zunächst auf die intime Glaubens- und Liebesgemeinschaft der Christenheit sich bezog, es realisirt sich als Wort der Weissagung in einem die Christenheit umspannenden System eines mächtigen und fruchtbaren Verkehrs und Credits von dem die gebildetsten Heidenvölker keine Ahnung hatten. Was ist Credit anders als Glaube und Vertrauen angewendet auf den Verkehr mit den Gütern der Erde? Alle diese Fortschritte haben dann in ihrem Gefolge einen im Allgemeinen fortschreitenden Wolstand und Reichtum, eine fortschreitende Verbesserung der äußeren Lebensverhältnisse der Menschen, eine fortschreitende Cultur der noch so wüsten Erde.

Aber auch die characteristischen Ideen des Jahrhunderts enthalten mächtige Momente des Fortschritts. Humanisirender Liberalismus ist keine blos negative Tendenz

wie schon oben angedeutet worden. Der Liberalismus macht die Rechte und die Bedürfnisse des Menschen als solchen geltend im Gegensatze zu der niederdrückenden, erstickenden Wucht historisch gewordener, unvollkommener oder verrotteter Verhältnisse. Er dringt darauf daß diese Menschenrechte auch im Staate anerkant werden. Den Menschen als solchen will er frei und glücklich machen. Vor hundert Jahren war der africanische Sclavenhandel ein Gewerbe, welches die christlichen Nationen ohne Bedenken trieben. Jezt hat der Fortschritt das Gewissen der Völker aufgeweckt. Man will die Sclaverei überhaupt nicht mehr dulden, wobei man freilich leider nicht in den Schranken der Weisheit des heiligen Paulus bleibt, die seine Epistel an den Philemon so tief und so zart ausspricht. Frankreich und England haben die Sclaverei abgeschaft, England besonders mit schweren Opfern und Nordamerika bricht darüber in Stücke. Lord Macaulay entnimt aus seinen Forschungen daß in England vor 200 Jahren der jezt so viel besprochene Pauperismus in größerem Maße vorhanden gewesen als jezt; man habe nur nicht so viel danach gefragt. Weichherzigkeit und Mildthätigkeit sind Tugenden dieser unsrer Zeit, Grausamkeit dagegen ein fast unbekantes Laster. Auch in dem Streben nach sichernden Staatsformen, nach Repräsentativ-Verfassungen, ist ein treibender Same von echtem positiven Liberalismus, der den Menschen als solchen geltend macht, wenn auch bei uns zunächst nur unter dem sehr bescheidenen Incognito eines Urwählers. Ich habe mich oft gefreut wenn jezt nothgedrungen der vornehme Herr fragen muß nach den Verhältnissen, Eigenschaften und Tendenzen von Menschen, die er noch vor zwanzig Jahren ganz unbeachtet gelassen haben würde. Summa: der Liberalismus hat Fortschrittsmomente in sich, welche den Menschen in seiner Geltung, in seiner eignen Achtung und in seinen Lebens- und Rechtsverhältnissen heben und höher stellen. Kein Wunder daß er so viel Anhänger hat.

Mit vollem Rechte freilich werden andrerseits dem heutigen Fortschritt seine schweren Sünden nachgewiesen vom Standpunkte des Conservativen und des Christen. Die Nöthigung der Kräfte der Natur — Dampf, Electricität u. s. w. — in unsern Dienst zur Eroberung der Erde bläht unser Welt- und Menschheitsbewustsein auf bis in die scheuslichen Extreme des Pantheismus und Atheismus. Wir glauben der Schlange daß wir sind wie Gott. Die Menschheit, die Natur wird unser Gott und verdrängt aus unserm Bewustsein den lebendigen Gott. Die Industrie verwandelt die Menschen in Maschinenteile. Der freie Verkehr und Handel verflacht die Charactere der Individuen und der Völker. Der Weltcredit ist der fruchtbare Boden des Schwindels. Die freie Presse speit, namentlich jezt in Deutschland, Frechheit, Untreue, Gottlosigkeit in Strömen aus. Der Weltverkehr stelt das Geld, und seinen schmutzigsten Gebrauch, den selbstsüchtigen Genuß, als höchstes Lebensziel hin und unterwirft Staaten und Könige dem Geldjuden. Ueber dem Ausposaunen der abstracten Menschenrechte werden die Menschenpflichten vergessen

und die heiligen Rechte des Vaters, des Königs, Gottes selbst mit Füßen getreten. Die Weichherzigkeit der Zeit macht der Strafe sogar dem Begriffe nach ein Ende. Man ist so zärtlich gegen den Verbrecher, daß man keinen Abscheu mehr hat gegen die Sünde und das Verbrechen. Den Staaten impft der Liberalismus, wie die tägliche Erfahrung lehrt, mit den Constitutions-Urkunden die Revolutionen ein, und die Revolutionen bedrohen uns mit dem Umsturz von Staat und Kirche, mit Anarchie und Barbarei und sonach mit dem Verlust der höchsten Güter des Lebens.

Allein, so gerecht diese Klagen und Befürchtungen sind, dennoch kann der Christ und der Conservative nicht umhin Teil zu nehmen am Fortschritt. Er kann nicht daran denken ihn rückgängig zu machen. An der Eroberung der Welt für unsern hochgelobten Heiland durch alle Kräfte des Menschengeistes und der Natur muß er schon als Christ sich begeistern. Das wäre ein schlechter Conservativer der kein Herz hätte für die heiligsten Ziele des ältesten Königsreichs von Gottes Gnaden, des Königreichs, des kein Ende sein wird in Ewigkeit. Der Wolstand und Reichtum, den Industrie, Handel und Weltcredit verbreiten, genieſt der Christ und der Conservative mit. Die glänzenden Siege über die Kräfte der Natur, der Dienst, den diese Kräfte in weiterem Umfange als je den Menschen leisten, die Eisenbahnen, die Telegraphen, die Photographie, das Gaslicht kommen allen Parteien zu Gute. Wie viele conservative Herren mit schön klingenden adelichen Namen und Titeln conseviren dennoch nicht das Dreifelderſystem! Sie treiben rationelle Landwirtschaft, dreschen mit Dampf und fabriciren Spiritus oder Zucker. Eine aristokratisch-conservative Bank ist kürzlich in Berlin errichtet worden. Auch die freie Presse verschmähen wir nicht. Ein conservatives Organ mit dem eisernen Kreuz an seiner Stirne macht davon reichlichen Gebrauch. Mich selbst hat der Fortschritt am Abend meines Lebens wider Willen von dem ruhigen Richterstuhle in die weite Oeffentlichkeit, in die Zeitungs-Presse, auf die Parlamentstribüne und heute auf diesen Plaz geführt. Auch wir sind weichherziger als unsre Vorfahren; auch wir genieſen die Segnungen der sanfteren Zeit, und auch die der fortschreitenden Staatsformen mit, so sehr wir auch alles revolutionäre und gottlose Wesen verabscheuen und darunter leiden.

Bleibt nun dieser Gegensatz ungelöst und unversöhnt in uns selbst, einerseits theoretische Verwerfung des Fortschritts, andrerseits practische Teilnahme am Fortschritt, — zischt und gährt dieser Widerspruch unberuhigt im Herzen der Partei der wir angehören und in unserm eigenen Herzen, so fehlt es uns an den ersten Erfordernissen eines guten Kampfs wider die Sünden des Fortschritts; es fehlt der klare Blick und das gute Gewissen. Verdrieſlich, aber schwächlich, stehen wir dem Fortschritt gegenüber. Wir verwerfen was wir mitmachen und machen mit was wir verwerfen. Das dumpfe Gefühl bleibt, daß die Gegner doch eigentlich viel Recht für sich haben und bei ihrer groſen Macht am Ende doch wol unüberwindlich

seien. Kurz, wir gehn in die Schlacht mit stumpfen Waffen, mit nassem Pulver und mit einem gebrochenen Muth.

Entfaltung aller lebendigen Keime in der Natur und in der Menschheit ist Gottes heiliger unwiderstehlicher Schöpferwille und anbetend sollen wir zusehn wie Gott in seinen Creaturen wirkt. Jeder Sieg über die Kräfte der Natur, jeder Wahrheitskern, und steckte er auch in einer Lügenhülse, ruft uns auf zur Anbetung Gottes. In dieser Zeit besonders sollen wir in jeder Regung falscher Freiheit das Moment wahrer Freiheit unterscheiden, aus dem die falsche Freiheit ihre Kraft nimt. Selbst das: „ihr werdet sein wie Gott" ist eine Wahrheit, eine tiefe, die tiefste Heilswahrheit. Wer der Entfaltung der Welt als solcher mürrisch sich entgegenstelt, der streitet zum eignen Schaden wider Gottes Ordnung. Nur aus dem vollen Segensschosse des Christentums, nur aus der Kirche Gottes hat der Fortschritt unsrer Zeit hervorgehn können. Kein Heidenvolk, auch die gesamte Heidenwelt nicht, hat einen solchen Fortschritt aufzuweisen. Wer sich also auch nur kaltsinnig dazu verhält der schäzt die Wunder der Gnade Gottes in Christo gering.

Aber mit dem Fortschritt, mit der Entfaltung schreitet auch die Sünde fort, entfaltet sich auch das Verderben. Die Völker werden mündig. Aber eben damit werden die Völker und werden ihre Sünden reif zum Gericht. Nur einer geheiligten Mündigkeit dürften wir schlechthin uns freuen. Das Kind soll und muß Mann werden. Unterliegt aber der Jüngling oder der Mann den Versuchungen und Sünden seines gereiften Alters, so soll er mit dem Schmerz der Reue zurückblicken auf seine Kindheit. „Solcher" — der Kinder —, sagt unser Herr, „ist das Himmelreich." So sollen auch wir als mündig gewordenes Volk Leid tragen über unsre heutigen schweren Nationalsünden und mit Wehmut zurückblicken auf unsre nationale Kindheit, auf die einfacheren Lebensverhältnisse und Lebensweisen unsrer Vorfahren, die so Vieles entbehrten, was wir Mündiggewordene haben an äußerem und an geistigem Besitze, aber einfacher lebten, häuslicher, heimlicher, möchte ich sagen, mehr getragen und beseelt von angeerbter, unbefangener, unbewuster Pietät und weniger in ausgebildeten Rechtsideen und Rechtsansprüchen, kurz — unberührter auf allen Seiten von den schweren Versuchungen und Sünden unsrer Zeit. Widersinnig aber und unmöglich wäre es, wenn der Vater den in Sünden versunkenen fünfundzwanzigjährigen Sohn dadurch bessern wollte, daß er ihn in die Kindheit zurückdrückte, und ebenso widersinnig und unmöglich, wenn der Staatsmann die Sünden und Schäden seines Volks durch Herstellung der nun ungenügenden Formen seines Kindheitszeitalters heilen wollte. Gottes Reich ist wie der Horizont ebensowol vor als hinter uns. Es ist ein halbes, ein kümmerliches Christentum, das nur rückwärts und nicht ebensowol vorwärts schaut. Derselbe Herr, der von Ewigkeit war, spricht auch: „Siehe, ich mache Alles neu!" „Der alte Gott lebt noch" ist ein schönes Glaubenswort. Aber sorgfältig müssen wir das „noch" rein halten von

jeder Befleckung mit dem bösen Zweifel: „aber vielleicht nicht mehr lange."

Nicht den Fortschritt sollen wir bekämpfen, sondern die Sünden des Fortschritts. Der gute Same und das Unkraut, beide wachsen neben und unter einander, bis zum Tage der Ernte, wo das Unkraut verbrant wird mit ewigem Feuer, der Waizen aber eingesammelt in die Scheuern Gottes. Der Kampf gegen die Sünden des Fortschritts ist eine schwere Aufgabe, um so schwerer, je rascher, je umfassender, je überwältigender der Fortschritt ist, aber eben deshalb eine erhabene Aufgabe, eine Aufgabe für Staatsmänner, für Helden, für Könige, für die Kirche Gottes. Jedenfals ist er unsre Aufgabe. Freuen wir uns, daß eine so hohe Aufgabe gerade unsrer Zeit zu Teil geworden ist. In realen Controversen liegt ein reicher Segensschatz verborgen. Reale, tief greifende Controversen führen den treuen Kämpfer tief hinein in die unerschöpflichen Realitäten der ewigen Wahrheit. Wie viel herlicher ist unser Siegespreis als der Preis der politischen Kämpfe früherer Zeiten, wo es sich etwa nur darum handelte, ob dieser oder jener König diese oder jene Provinz besitzen sollte. Besonders die christliche Jugend, die jungen angehenden Helden, wenn solche hier gegenwärtig sind, möchte ich aufrufen und begeistern für die herlichen Kriege dieses unsres Jahrhunderts. Zunächst gilt es alle alte Wahrheit mit erneuerter und vertiefter Klarheit zu erkennen und alle alte christliche Glaubens- und Lebensenergie neu zu stählen und scharf und blank zu schleifen. Je höher der Baum, der Thurm, desto tiefer muß die Wurzel, das Fundament sein, — je mächtiger der Fortschritt, desto unerschütterlicher der Ausgangspunkt. Ich nenne noch einmal England. Es ist stets an der Spitze des Fortschritts, es führt und treibt ihn unaufhaltsam immer weiter. Dennoch steht Thron und Staat fest in England, weil die Kirche von England tief im Herzen des englischen Volks wohnt, und weil, wie schon oben erwähnt, England unerschütterlich fest erbaut ist auf seiner tausendjährigen Geschichte und auf seinem uralten und doch stets sich verjüngendem Rechte. Das Bewustsein dieser Sicherheit ist in England so groß, daß der Engländer oft ungestraft meint spielen zu können mit den Irrlehren der Zeit, was freilich eine schwere und gefährliche Täuschung ist, wiewol er diese Irrlehren in seiner Praxis, — wenigstens in seiner heimischen Praxis, — meist überwindet.

Jede Zeit eignet sich nur an, was sie in ihrer Beschränktheit sich aneignen kann aus dem unendlichen Reichtum der göttlichen Wahrheit. Bringt also der Fortschritt eine neue Zeit, so ist unsre Aufgabe, uns neu zu vertiefen in die alte Wahrheit und neue Seiten der alten Wahrheit zu ergreifen und geltend zu machen, so daß wir fest bleiben und nicht fortgerissen werden, aber auch eingehen lernen auf die neue Zeit, damit der reißend strömende Forschritt uns nicht auf dem Ufersande zurücklasse, sondern wir ihm folgen können. „Zur alten Wahrheit neue Liebe, zum neuen Leben neue Triebe, vor altem Bö-

sen neues Grauen, zum alten Gott ein neu Vertrauen, ein neues Schwert zum alten Kriege, zum alten Kriege neue Siege, Immanuel!" — so lautet ein Neujahrswunsch, der alt, aber sehr zeitgemäß ist für das Jahr 1863.

Die Kirche Christi ist auf Erden eine streitende Kirche, ecclesia militans. Der endliche Sieg ist ihr verheißen. Aber diesen Sieg hat sie nicht durch bloße starre Defensive zu erringen. Jeder Anlauf der Sünde und des Satans soll damit enden, daß nicht nur der alte Besitz, die Festung, behauptet, sondern daß mit neuen Waffen — mit weiterhin und genauer treffenden Gewehren und Geschützen — Feindesland erobert werde. So oft eine Irrlehre, eine Lüge überwunden ist, soll der Wahrheitsschatz der Kirche Gottes als bereichert sich erweisen, nicht blos als erhalten und wol vertheidigt. Je mehr die Welt, die doch Gottes Geschöpf ist, sich entfaltet, desto inbrünstiger, desto umfassender muß der Glaube und die Anbetung werden. Je mannichfaltiger die Reize und Versuchungen der Welt uns umgeben, desto gründlicher muß das Gewissen in Gottes Gesetz sich vertiefen, desto ernster muß die Buße, desto gesammelter das Gebet werden, desto inniger müssen wir die Gnade Gottes ergreifen. Dann wird auch unser Auge klar und unser Herz gewiß werden für die Dinge dieser Welt.

Im Staate — wovon ich ausging — ist unsre Aufgabe die erhabene Einheit von Autorität und Freiheit recht zu verstehen, diese Einheit zu realisiren in der Welt nach Maßgabe unsres Berufs, und mit dieser guten Waffe zunächst die Feinde unsres Vaterlandes, die Feinde unsres theuern Königtums von Gottes Gnaden niederzuwerfen. Anbetend haben wir Gottes ewiges Königtum und ehrend, liebend, vertheidigend die zeitliche Ausprägung dieses Königtums in der Menschheit immer tiefer ins Herz zu fassen und in harmonische Einheit des Bewußtseins zu bringen mit dem offenen Auge und scharfen Blicke für die Entfaltungen der Creatur in der Zeit. So werden wir die Sünden in der fortschreitenden Welt in zuversichtlichem Glauben und mit festem Gewissen bekämpfen lernen.

Unsre Gegner, die Demokraten und Pantheisten, sind von einem glühenden Welt- und Menschheitsbewußtsein beseelt. Brünstig jagen sie ihren weltlichen und fleischlichen Idealen nach. Diese Inbrunst macht sie so stark. Denn nichts ist praktischer und mächtiger in dieser unserer Zeit, als das Ideal, nach welchem ein energischer heißer Glaube sich ausstrekt. Wie können wir ihnen also widerstehen, wie sie besiegen mit matter — oft blos egoistischer — Defensive, ohne Ideal, ohne Inbrunst, ohne das treibende Feuer des lebendigen Glaubens an den wahren persönlichen Gott und Sein ewiges Reich?

Lassen Sie mich, zum Schluß, daran erinnern, wie das Königreich Gottes immer zu dem jeweiligen Fortschritte der

Welt sich verhalten, wie es ihn stets begleitet hat in heiligem Wettlaufe. Das Königreich Gottes war in Abrahams, des Hirtenfürsten, Hütte als in einem Keime. Es wurde in Aegypten ein großes Volk, unter Moses ein selbständiges Volk, unter David und Salomo ein nationales glänzendes Königreich. Der Sohn Gottes wurde Mensch; da öfnete das Reich Gottes seine Gränzen allen Völkern. Constantin kniete vor dem Kreuz; da nahm die Kirche die Macht und den Glanz, die Wissenschaft und die Kunst der alten Welt, den Staat als solchen auf in ihren Schos. Die Kirche des Mittelalters umfaßte und erzog mütterlich die urkräftigen germanischen und slavischen Völker, eine Welt voll Glaubens und voll Muthes, unerschöpflich an Freiheits- und an Bildungskeimen und berufen, die Anbetung des Gekreuzigten zu tragen bis an die Enden der Erde. Und die Reformation, welche zusammentraf mit der Wiederbelebung des classischen Altertums und mit der Entdeckung von Amerika, öfnete weit alle Thore des Geistes und streckte sich aus auf allen Gebieten des Lebens nach dem hohen Gute der Freiheit in Gott. Eine Erweckung, eine Expansion, eine Vergeistigung, ein Aufschwung, ausgehend aus dem Worte Gottes und aus den Kräften der Urkirche, durchdrang das gesamte Abendland mit Einschluß der römisch-katholisch bleibenden Kirchen.

Jeder dieser Fortschritte war begleitet von neuen Gestalten der Sünde und des Irrtums, also von neuen Versuchungen und neuen Kämpfen, und die Kirche Gottes hatte in jeder neuen Periode alle ihre Kräfte aufzubieten, alle ihre Waffen — alte und neue — zu brauchen, um nicht überwältigt zu werden. Der zulezt angedeutete Fortschritt, die Reformation, hat, während sie jene Segnungen ausgoß, die Fleischesfreiheit, die bald sich einmengte in das Gotteswerk, zu besiegen bis heute nicht vermocht und daher tiefe Risse gemacht in die Autorität der Einen christlichen Kirche, die wir sontäglich vor dem Altar bekennen, und damit die Fundamente aller Autorität erschüttert, die doch die Grundbedingung aller wahren Freiheit ist. Daher gilt es in diesem unserm Jahrhundert einzustehen auch in der Kirche wie im Staate für Autorität und Freiheit in heiliger Einheit, — für die Autorität Dessen in allen ihren Gliederungen — der selbst der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, und für die Freiheit, mit welcher Er, der Sohn Gottes, wie er selbst gesagt hat, uns recht frei macht. Das ist unser heiliges Ziel, unser herlicher Kampfpreis.

Also Fortschritt, — aber Fortschritt unter dem Panier: Königtum Gottes und menschliches Königtum von Gottes Gnaden!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 1. April. № 26.

Skizzen über den Hauptgottesdienst.

I. Geschichtliches.

Wir beginnen mit einem Bilde. Es ist die Herstellung eines Mosaikbildes in Angriff genommen. Die größten Meister haben daran gearbeitet. Wunderbar schöne Gestalten und Gruppen sind unter ihren Händen entstanden. Aber leider sind danach auch andere über das Bild gerathen, die vielleicht in guter Meinung, aber mit wenig Verstand von der Sache die seltsamsten Karrikaturen hinzugefügt, ja sich sogar an dem Werk der ersten Meister es karrikirend vergriffen haben. Nach langer Zeit komt der Schaden ans Tageslicht. Die Restauration wird als notwendig erkant und hie und da auch nach richtigen Grundsätzen begonnen. Aber leider ist durch die Restaurationsarbeit die Haltbarkeit jenes Mosaikbildes zerstört und das kaum restaurirte Bild begint zu zerbröckeln und zu zerfallen. Die neueste Restauration versucht wol, die hie und da auf dem Boden zerstreuten Stücke zu sammeln und wieder zusammenzusetzen, aber sie bringt nur ein buntes Durcheinander zu Wege. Die Grundformen des alten Bildes sind kaum mehr zu erkennen, dafür finden sich zuweilen Körper ohne Köpfe und Füße, Gesichter ohne Augen oder Nasen und was dergl. seltsame Figuren mehr sind.

Man braucht nicht Künstler oder Kunstkenner zu sein, um gleichwol an der Geschichte jenes Bildes ein Interesse zu finden. Es ist jenes Entstehen und Vergehen und wieder Entstehen und die wunderlichen Gebilde, die es mit sich führt, dessen Beobachtung an sich schon, wo nur immer es gefunden werden mag, unser Interesse fesselt. Das Interesse mehrt sich natürlich, wenn dies alles an einem Objekt wahrgenommen wird, das uns keineswegs gleichgültig ist, sondern unserm Herzen nahe steht. Wenn wir es daher versuchen wollen, in gedrängtester Kürze die Geschichte des Hauptgottesdienstes in der abendländischen Kirche vorzuführen, so hoffen wir, daß erstlich ihre große Aehnlichkeit mit der Geschichte jenes Mosaikbildes und zum andern der hohe Wert, den die schönen Gottesdienste des Herrn für ein Christenherz haben und der nicht gleichgültig gegen ihr Schicksal bleiben läßt, die freundliche Teilnahme der Leser diesen Zeilen zuwenden wird.

Sobald der Herr die Gnadenmittel der Kirche geschenkt hatte, sein Wort, daß es gepredigt, und die Sacramente, daß sie recht gespendet würden, begint alsbald die Kirche in feinem Verständnis dafür, daß, wenn der Herr in Wort und Sacrament in ihre Mitte tritt, sie auch feiernd vor ihn treten muß, sowol den Act der Verkündigung des Worts, als auch den früh mit ihm verbundenen der Spendung des Altarsacraments mit Gruppen von Psalmen und Lobpreisungen, von Danksagungen wie Bittgebeten und von sinnigen symbolischen Handlungen wie mit einem Namen zu umfassen. Es ist namentlich die Sacramentsfeier, die am reichsten bedacht wird. Dem Herrn, der im Geschenk seines Leibes und Blutes ihr naht, eilt die Gemeinde in ihren Gebeten entgegen; für die Gnade, daß durch Genuß des auf Golgatha geopferten Leibes und Blutes ihr das Verdienst des Opfers Christi angeeignet wird, bringt sie das Gegengeschenk ihres Danksagungsopfers. Wenn das aus den von der Gemeinde gebrachten Liebesgaben genommene, für das Abendmal bestimte Brot und Wein auf den Altar gesezt war, dann begann man in Erinnerung dessen, daß diese Nahrung uns alle irdische Wolthat Gottes abbilde, die Feier mit dem Danksagungsopfer für alle diese irdische Wolthat. Frühe ward als dies Opfer das uns ja noch, wenn auch nicht mehr dieser seiner Bedeutung nach, so doch in seinem Wortlaut bekante Gebet: „Wahrhaft würdig und recht ... daß wir dir ... danksagen“ und das darauf folgende dreimal Heilig zum Herrn hinaufgesandt. Aber jenes Brot und Wein sollten alsbald die Träger des Leibes und Blutes Christi werden. So fuhr man in der Liturgie, wie es ja nach des Apostels Vorschrift bei jeder Abendmalsfeier geschehen sollte, des Herrn Tod verkündigend, fort mit einem Danksagungsgebet für die Wolthaten, die durch Christi Tod uns geschenkt sind, für des Herrn Opfer am Kreuz, für die Gabe seines Leibes und Blutes, dem sich auch wol frühe Fürbittengebete anschlossen, die ja der Herr um Christi Namens, um seines Leidens und Sterbens willen gnädig erhören sollte. Dies Gebet fand seinen Abschluß in dem Beten der Einsetzungsworte über dem auf dem Altar stehenden Brot und Wein. Nach dem neuen Gebet, daß der Herr seine Segenskraft auf Brot und Wein lege, daß sie den Empfängern Christi Leib und Blut würden und daß Er diese zu würdigen Empfängern mache, nach dem von dem gegenseitigen Friedenskuß begleiteten Wunsche: der Friede des Herrn sei mit Euch! genoß man dann unter Lobgesängen das heil. Mal.

Das die A. M. Liturgie, wie sie sich schon im zweiten Jahrhundert der christlichen Kirche herlich herausgebildet hatte.

Was hätte aus der Liturgie werden können, wenn auf diesen Anfängen in gleicher biblischer Reinheit und mit gleichem poetischen Schwunge weiter gebaut wäre? was könnte heute noch aus ihr werden, wenn man zu ihnen zurückkehrte? Es sollte anders kommen. Nur zu früh verlor jenes Danksagungsopfer für die Wolthaten der Schöpfung und Erlösung seinen evang. Charakter. Schon an der Grenze des dritten Jahrhunderts ist jenes Opfer nicht mehr der reine Dank für frei empfangene Gnade, sondern wird es als Mittel gefaßt, Gottes Gnade zu verdienen. Und nicht lange dauert es dann, daß nicht blos Brot und Wein der Gegenstand des Opfers ist, sondern, wie es Cyprian zuerst lehrt, der Leib und Blut Christi selbst, den aber nicht die Gemeinde, sondern den die Priester der Kirche für die Gemeinde Gott darbingen. Diese Lehre vom Meßopfer und zugleich der aus der schönen Pietät gegen die Märtyrer hervorgewachsene, aber nur zu früh etwas craß sich ausbildende Heiligendienst sind es, die ihr Dasein in der Kirche alsbald in Umbildungen der alten Liturgie sehr deutlich verrathen. Nicht nur, daß sie sich in den Gebeten und Danksagungen, die alten ändernd und neue hinzusetzend, fühlbar machen, nicht nur, daß sie eine schwer verständliche und mit der Anbetung Gottes im Geist kaum mehr verträgliche Symbolik immer reicher ausbilden, nein, mehr als das, sie verändern den bisherigen Grundcharakter des ganzen Gottesdienstes. Ist das einmal der Cardinalpunkt des ganzen Gottesdienstes, auf den von Anfang an Alles hinzielt, daß im A. M. durch den Priester, Christi Stellvertreter, den Mittler zwischen der Gemeinde und Gott, der Leib und das Blut Christi stets aufs Neue für die täglichen Sünden der Gemeinde, ja für Lebendige und Todte als wahres und wirksames Sühnopfer Gott dargebracht werde, so muß dies die doppelte Folge haben, daß einmal der ganze Gottesdienst den Charakter einer Opferhandlung des Priesters vor Gott annimt*) und daß in Folge dessen die Gemeinde, die ja selbst nichts zu thun hat, wo alles für sie gethan wird, in volle Teilnahmlosigkeit zurücksinkt. Wol mochte das nicht augenblicklich geschehen. Die durch die lezten Christenverfolgungen im lebendigen Glauben gehaltenen Gemeinden konnten es wol den Priestern nicht überlassen, für sie zu loben, zu danken und zu bitten oder für sie das A. M. zu genießen; zu jenen Zeiten wird man die im Princip bereits fertige Aenderung in der Ausführung der Liturgie noch kaum gemerkt haben (es sei denn in dem aus der Arkandisciplin herstammenden leise Beten der Consekration und der sie begleitenden Gebete). Abendmalsfeiern, bei denen nur der fungirende Priester das Sacrament genießt, werden damals noch etwas unerhörtes gewesen sein; aber die Sache mußte bald anders werden. Sobald die Kirche aus dem Drucke

*) Wie weit dies ausgedehnt wird, zeigt, daß die Lektion des Evangeliums z. B., die doch wahrlich im Gottesdienst als Bringung froher Botschaft an das Volk auftreten sollte, in der Röm. Messe lediglich als ein Gott dargebrachtes Opfer gefaßt und demgemäß liturgisch behandelt wird.

heraustritt und nun gar Staats- und Weltkirche, sobald jener Glaubensschwung früherer Zeit der Mehrzahl ihrer Glieder fremd wird, findet man es ja bequemer, dem Meßpriester die Besorgung des Heils zu überlassen, als selbst sich dafür anzustrengen. Ja die Kirche, die die lateinische Kirchensprache da festhielt, wo das Volk sie nicht verstand und die sich begnügte, diesem die Gebetlein, während der Messe zu sprechen, beizubringen, sorgte selbst dafür, die lezte thätige Teilnahme der Gemeinde am Gottesdienste zu beseitigen. Es mag dieser Erstarrungsproceß, der im vierten Jahrhundert wol leider schon begint, im sechsten bis siebenten vollendet gewesen sein. Die kirchliche Liturgie war festgestelt. Wol ist in ihr die tiefste Wahrheit und höchste Schönheit zu finden, aber auch tiefe Irrtümer und häufig eins in das andere übergehend. Der nach dieser Liturgie gehaltene Gottesdienst, sagen wir die Messe, ist ein Opfer geworden, das die Kirche für ihre Glieder Gott darbringt, der in den ersten Jahrhunderten so herlich erblühte Gemeindegottesdienst, wenn man nicht als solchen das jeweilige gemeinschaftliche Beten vieler Ave Marias und Vaterunsers hinter einander und den Gesang von Lobliedern auf die Maria seitens der Gemeinde — in der Regel in besonderen Betstunden — ansehen will, ist in der katholischen Kirche der Christenheit bis zum sechszehnten Jahrhundert zu Grabe getragen. Das der liturgische Zustand des Mittelalters.

Gleich einem schönen Mosaikbilde war die älteste Liturgie aus den einzelnen Gebeten ꝛc. zusammengesezt worden. Die folgende Zeit hatte nichts herausgebrochen, aber nach und nach neue Figuren hinzugefügt, ja an den Werken der ersten Meister herumgeflikt. So geschikt war es gemacht, daß kein Mensch mehr das Werk des Meisters von dem der Schüler unterscheiden konnte, die seine Grundsätze verläugnet hatten. Da plötzlich fiel das helle Licht der Reformation mit solchem Glanze auch auf das Mosaikbild der alten Liturgie, daß keinem sich die Entdeckung länger entziehen konnte, daß man wirklich nicht mehr das reine Meisterwerk besitze. Was nun mit der Mosaik thun? Mit dieser Frage umstanden die Vertreter Roms, die Schweizer Reformirten und die Lutherischen das Bild.

Die Vertreter Roms hatten bald ihren Entschluß gefaßt. Jene unbedingte Herschaft über die Seelen des katholischen Volkes, die zu erlangen die Aufgabe des Clerus seit Jahrhunderten gewesen war und deren er jezt in hohem Grade sich rühmen konnte, — sie wäre mit Darangabe auch nur eines Titelchens der Messe sofort auf das Spiel gestelt worden. So mußte die Messe nach Form und Inhalt erhalten werden trotz der Erkentnis der tiefen mit ihr verbundenen Irrtümer, die die Reformation sattsam aufgedekt hatte. Man half sich damit, daß man z. B. im Concil zu Trient durch Schrift, Zeugnis der Väter und Tradition der Kirche zu erweisen suchte, daß diese Irrtümer Wahrheit seien. Die etwaigen Zweifler an dieser Wahrheit wurden durch das den Sätzen des Trident. Bekentnisses angehängte „und werden die anders Lehrenden verdamt" mit Erfolg zum Schweigen gebracht. Die alte halb echte halb

entstelte Mosaik war in ihrer Totalität für ein lautres Meisterwerk erklärt und gegen das Ausbrechen einzelner Figuren oder gegen das Zerbröckeln durch jenen fest herumgelegten Reifen der Verdammungsurteile gehörig verwahrt, — so trugen sie die Vertreter Roms als ihre Siegesbeute aus dem Kampfe der Reformationszeit davon. Wir beneiden sie nicht darum. Die Messe ist heute nicht mehr dieselbe, die sie vor der Reformation war, wenn auch in ihrer äußeren Feier keine bemerkbare Verschiedenheit gegen damals sein mag. Schwere Irrtümer waren damals wie jezt neben den tiefen Wahrheiten in ihr. Aber das macht den Unterschied, daß sie damals in gutem Glauben als Wahrheit angesehen wurden, daß sie jezt als Irrtümer erkant, dennoch mit den Waffen der Unwahrheit als Wahrheit festgehalten werden.*) Während einer Meßfeier könnte ich mich wol in Andacht versenken bei der in ihr wol vorhandenen — und in unsern evang. noch immer kalten Gottesdiensten oft schmerzlich vermißten — darstellenden Feier der tiefsten Mysterien des christlichen Glaubens; aber ein geheimes Grauen vor der durch die Kirche wider besseres Wissen und Gewissen festgehaltenen Unwahrheit, die wie ein Krebsschaden alle Wahrheit anfrißt, läßt sich jede Andacht zerstörend nicht aus dem Herzen verbannen.

Doch sehen wir weiter, welchen Beschluß die Schweizer Reformatoren über die alte Mosaik faßten. Die allerdings schwierige Frage, was darin echt und was unecht, wie ersteres zu erhalten und lezteres zu beseitigen sei, focht sie nicht sehr an. Da sie für alle Gestaltung der Lehre und des christlichen Lebens die Schrift als einzige Quelle erklärten und da sie nichts von der ganzen Liturgie in der Schrift vorgezeichnet fanden, so stand ihr Entschluß fest. Das Mosaikbild der Liturgie ward einfach zerschlagen, mit dem falschen das echte zertrümmert und nun versucht, auf directen Schriftzeugnissen eine neue Gottesdienstordnung zu schaffen. In Beziehung auf die liturgische Gestaltung des Hauptgottesdienstes hat die reformirte Kirche mit den aus ihr hervorgegangenen Secten die fernere Verbindung mit der „einen heiligen christlichen Kirche“ so gut wie aufgegeben.**)

*) Wer die Vertheidiger der Röm. Messe, sonderlich Bellarmin gelesen hat, kann diese Anklage, daß ihnen das Licht wirklich geschienen und sie sich dagegen verschlossen haben, nicht zu hart finden. Bellarmins Widerlegung der reformatorischen Behauptung, daß das Meßopfer sowol schriftwidrig als in sich durchaus nichtig sei, ist so colossal sophistisch, — z. B. beweist er aus den Schriftstellen gewöhnlich fast das gerade Gegenteil von dem, was ihr klarer Wortlaut besagt, u. s. w. — daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann, er habe an seinen eignen Beweis nicht geglaubt. Bellarmin hat vielleicht durch seine Widerlegung die Wahrheit der reformat. Lehre und seine Erkentnis derselben glänzender ins Licht gestelt, als wenn er ihr gegenüber verstumt wäre.

**) Es wäre hier der Ort, die liturgische Entwickelung der Anglikanischen Kirche zu beleuchten. So interessant dies wäre, da hier durch das Aufeinanderstoßen römischer und puritanischer Principien ganz neue und seltsame liturgische Bildungen entstehen, auf die der Vergleich mit Mosaiken ganz besonders paßt, so hindert uns doch daran die Scheu, diese geschichtliche Skizze zu weit auszudehnen. Berechtigt sind wir ohnedies, die Anglik. Liturgie zu übergehen, da sie in ihrer Entstehung bereits erstart, weder in der eignen Kirche eine Weiterbildung erfahren, noch Einfluß auf irgend welcher andren Kirche liturgische Entwickelung weder je gehabt hat, noch trotz der sanguinischen Hofnungen anglikanischer Kirchenmänner wol je bekommen wird.

So blieben zulezt die Lutherischen allein in Berathung über das Schicksal der Liturgie. Ihr diametraler Gegensatz gegen die römische Auffassung der Messe stand fest. Hatten sie einmal die Lehre ans Licht gebracht, daß das Heil, welches unser Herr und Heiland durch sein Leben, Leiden und Sterben, durch sein Gott einmal dargebrachtes Opfer vollkommen erworben hat, von uns ohne alle unser Thun oder Werk oder Opfer — wie man es nennen mag — allein durch den Glauben ergriffen und angeeignet wird, und war damit besonders das Meßopfer, als die tägliche unblutige Wiederholung des Kreuzesopfers Christi durch den Priester zur Erwerbung der Sündenvergebung gefallen, so mußte dies sofort den ganzen Gottesdienst der früheren Bedeutung als einer vom Priester für die Gemeinde darzubringenden verdienstlichen Opferhandlung entkleiden. Mit Beseitigung des Misbrauchs der Feier von Wort und Sacrament stellte sich nun leicht ihr rechter Gebrauch her. Dazu wird im Gottesdienst Gottes Wort gepredigt, dazu das Abendmal gespendet, daß durch diese Mittel das Heil in Christo dem Glauben dargeboten, vorgetragen und geschenkt werden sollte. Wort und Sacrament Gnadenmittel, Canäle, durch die das volle Heil in realster Weise uns zugeführt wird und der son- und festtägliche Hauptgottesdienst die Stätte dieser Zuführung, diese Wahrheit in solcher dem Einfältigsten einleuchtenden Klarheit hingestelt zu haben, ist das ausschließliche Verdienst der lutherischen Reformation. Aber konnte man denn bei dieser Fassung des Gottesdienstes auch nur ein Wort der römischen Meßliturgie beibehalten? Man vergaß nicht, daß für das in Wort und Sacrament mitgeteilte Heil Gott Lob- und Dankopfer verlangt und daß zu diesem Opfer die Opfer unsrer Lippen, die Lobpreisungen und Danksagungen und Gebetsopfer, die wir im gemeinschaftlichen Gottesdienst dem Herrn emporsenden, wesentlich gehören. Daß man aber für diesen Opferdienst nun gerade die liturgische Form der alten Messe, soweit es natürlich bei so total veränderten Begriffen ging — zu Grunde legte, das hatte einen besonderen Grund. Wie die luth. Reformation überhaupt nicht eine neue Kirche schaffen, sondern gereinigt von den römischen Satzungen ein Glied der einen heil. christl. Kirche bleiben wollte, so hieß es für sie auch in Beziehung auf jene Liturgie, die in ihrer dermaligen Gestalt wol von den römischen Satzungen durchzogen, aber in ihren Grundbestandteilen ein christliches Universaleigentum, ein Erbteil der apostolischen und altkatholischen Kirche war: „Verdirb es nicht, es ist ein Segen darin.“ Es war eine schwere Aufgabe, mit Festhaltung aller dieser Principien, die oft gar entgegengesezte Forderungen

stellten, die Revisionsarbeit zu einem gedeihlichen Resultat zu fördern. Unter Gottes sichtbarem Segen aber ist es gelungen, daß, obgleich nie die luth. Kirche eine Gottesdienstordnung für alle ihre Gemeinden mit bindender Kraft gegeben hat, auch wegen mangelnder einheitlicher Kirchengewalt gar nicht geben konnte, obgleich von vielen Theologen, die zum Teil ganz unabhängig von einander waren, die Revision an vielen Orten vorgenommen ward, obgleich die Fürsten und Städte, jeder in seinem Gebiete, eigne Kirchenordnungen mit Liturgie festsetzten, daß dennoch in der ganzen luth. Kirche eine und dieselbe Ordnung des Gottesdienstes (die größten Kleinigkeiten abgerechnet) zu Stande gekommen ist. Es ist in ihr gelungen, daß die Anordnung des früheren Gottesdienstes im Ganzen wie in den einzelnen Stücken vom Introitus und Kyrie an bis zum Agnus dei (Christe du Lamm Gottes) bei der A. M. Feier, daß überhaupt ein wirklicher Altardienst, auch mit Altargesang erhalten worden ist. Und dennoch welche neue Schöpfung in dieser alten schönen Form! Der Gemeinde wird in ihrer Sprache das Evangelium verkündigt und in der nun keinem Hauptgottesdienst mehr fehlenden Predigt ausgelegt, jedem, der hungert und dürstet, werden allsontäglich Leib und Blut des Herrn gespendet, die Gemeinde soll nicht mehr für sich beten und opfern lassen, sondern selbst einstimmen lernen in den Nothruf des Kyrie, in den Preis des „Ehre sei Gott" — und wenn sie sich in das Ungewohnte nicht finden kann, so läßt man zuerst alle jene Gesänge vom Chor singen nach den alten schweren Melodien und auch damit die Kirchensprache nicht ausserbe zum Teil noch lateinisch, dann aber von der Gemeinde in der leicht zu erlernenden Liedform wiederholen (z. B. das Gloria in dem: Allein Gott in der Höh, das Credo in dem: Wir glauben all' an einen Gott, das Agnus dei in dem: Christe du Lamm Gottes u. s. w.); man schaffte für die Introiten und die nach der Epistel gesungenen Graduale und Sequenzen eine Fülle deutscher Lieder und ihnen Melodien, vor deren gewaltiger Wirkung man noch heut staunend steht.

Das war die liturgische Arbeit der luth. Reformation. Wol hat die spätere Zeit das Recht und die Pflicht, auch an jene Gottesdienstordnung die Kritik anzulegen. Und man wird vielleicht sagen können, daß an manchen Stellen die Sorge, allen römischen Opferbegriff zu verbannen, die volle Entfaltung des wahrhaft evangelischen Dankfagungsopfers in etwas gehindert hat und daß dadurch namentlich in der Abendmalsfeier eine schöne Weiterbildung jener altkatholischen Liturgie unterbrochen ist. Aber bei aller Kritik und bei dem Zugeständnis, daß eine Regeneration unserer Gottesdienste durch die unverändert einzuführende Liturgie des sechszehnten Jahrhunderts nicht unser Ideal ist, müssen wir dennoch bekennen, daß die liturg. Arbeit der luth. Reformation eines ihrer glänzendsten Werke ist und daß die damals festgestelten Principien ja das ganze mit Fleisch und Blut zu bekleidende Gerippe der Gottesdienstordnung, wie es die luth. K. OO. festgesezt haben, so einzig richtig sind, daß sie für jede neue liturgische Arbeit der evangelischen Kirche bindend bleiben müssen. Wollte man von diesem Grundsatze aus Abneigung gegen lutherische Entschiedenheit und aus Verlangen, den nicht lutherischen die Liturgie schmackhaft zu machen bei dem Entwurfe einer neuen Gottesdienstordnung abgehen, so hätte man seinem Entwurf das Todesurteil gesprochen, noch ehe er überhaupt ins Leben getreten.

Doch lassen wir uns nicht länger durch Reflexionen aufhalten. Wir haben eine Glanzperiode in der Geschichte der Liturgie betrachtet. Sie würde noch mehr als solche sich uns gezeigt haben, wenn uns der Raum erlaubt hätte, die aus den schriftlichen und mündlichen Traditionen einzelner Landstriche und Gemeinden zu sammelnden gottesdienstlichen und liturgischen Sitten, die jene Zeit in reichem Maße entweder neu geschaffen oder neu belebt hat, zu einem Bilde zusammenzufügen. Es ist freilich nur ein kurzer Lichtblick, der uns hier in der Geschichte der Liturgie gegeben wird; es folgen ihm Zeiten, die dunkel genug sind. Schon in der Reformationszeit selbst war über die junge liturgische Saat ganzer luth. Landeskirchen ein reformirter Nachtfrost gekommen, der denn ein wirkliches liturgisches Leben in jenen Kirchen im Keime getödtet hat. So sehen wir in Würtemberg und von ihm ausgehend in ganz Südwestdeutschland bis in den Elsaß hinein eine Kirche mit entschieden lutherischem Bekentnis, aber reformirt kahlen und kalten Gottesdiensten. Aehnlich, wenn auch nicht in so großer Ausdehnung, ist es später in Brandenburg gegangen. Als das Fürstenhaus reformirt geworden war, fing bald (namentlich schon unter dem großen Kurfürsten) eine nicht enden wollende Jagd auf die liturgischen Einrichtungen der luth. Landeskirche an. Daß diese durch allerlei Mittel betriebene Jagd nicht erfolglos geblieben, kann man heute noch an der Grenze brandenburgischer und früher sächsischer Landesteile mit Augen sehen. Hier eine Fülle althergebrachter Gottesdienste, Betstunden ꝛc. — dort die gröste Armut, hier vieles Liturgische, z. B. Kirchenmusiken, Gesang der Litanei durch Chorknaben, ja eine Anordnung des sontäglichen Hauptgottesdienstes, in der viele Reste der ursprünglich luther. Ordnung erhalten sind, — dort tabula rasa in allen diesen Dingen, hier eine Fülle von Festtagen, Epiphanien, Michaelis, Johannis, Marientage, die noch gefeiert werden (wie lange es sich freilich unter Preußischem Regiment halten wird, steht dahin), — während in dem nächsten ursprünglich Preußischen Dorfe von der Existenz solcher Feste man keine Ahnung hat.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 4. April. № 27.

Skizzen über den Hauptgottesdienst.

I. Geschichtliches. (Fortsetzung.)

Doch der luth. Kirche sollten bald in ihrer eignen Mitte die erstehen, die das liturgische Werk der Reformatoren zu zernagen begannen. Wir haben hier zunächst den Pietismus zu nennen. Wenn bei seiner kleinlichen Anschauungsweise, die seine getreuen am liebsten aus der großen Kirche, mit allen ihren todten unwiedergebornen Gliedern in die Conventikel flüchten machte, ihm überhaupt der freie und weite Blick in die „eine heilige christl. Kirche" fehlte, so dürfen wir nicht verlangen, daß er sich zur Begeisterung für die sontägliche Liturgie deshalb aufschwingen sollte, weil gerade in ihr die Gemeinde aus ihrer Vereinzelung heraustritt und sich als Glied der gesamten Kirche fühlt und bekent. Mit dem wiedergebornen Häuflein zusammen gefühlvoll beten, das war erbaulich, — aber mit der gesamten Christenheit auf Erden und allen Engeln und Erzengeln und dem ganzen Heere der himlischen Heerscharen im dreimal heilig einen Lobgesang singen, — das lag außerhalb des sehr kleinen Horizontes dieser guten Leute. Ihr Kriterium für die Liturgie war ein anderes. Wie bei jeder Lehre des christlichen Glaubens, so fragten sie auch bei der Liturgie: nüzt sie direct zur Vermehrung der Sündenerkentnis, zur Bekehrung, zur Förderung der Frömmigkeit, zum praktischen Christentum? Und als gerade von der Liturgie man keinen solchen Nutzen verspürte, hielt man es für sehr unnütz, auf ihre Pflege in den Kirchen und in den Gemütern der Gemeinden irgend welche Mühe zu verwenden. Ein recht gefühlvolles oder praktisches Lied singen und dann eine ähnliche auf Erzielung praktischen Christentums gerichtete Predigt hören, that's nach ihrer Meinung besser.

Was der Pietismus begonnen, das hat der Rationalismus, sein Nachkomme, weiter geführt und vollendet. Wenn Semler im unverkennbaren Anschluß an die pietistische Zeitströmung den Grundsatz aufstelt, daß jeder Lehrgehalt beseitigt werden müsse, der nicht zur moralischen Besserung des Menschen dient, so ist damit auch der altkirchlichen Liturgie im Gottesdienst das Todesurteil gesprochen. Denn wenn meine moralische Besserung der einzige Zweck des Gottesdienstes ist, so habe ich ganz genug an der Predigt, die mich durch Hinweisung auf die traurigen Folgen von des Lasters Bahn wegführt und mich auf den schönen Pfad der Tugend ihn anpreisend hinleitet, ganz genug auch an einem Liede, dessen Gesang in mir fromme Gefühle erregt und dadurch die Besserungsversuche unterstüzt. Im Kreise frommer Menschen zu singen: „Zwar sind für mich der Thiere Herr noch andre Pflichten wichtiger (nämlich wichtiger, als die vorher in diesem moralischen Kirchenliede aus einem noch gebrauchten Kirchengesangbuch besungene Pflicht, kein Thier im Scherz zu quälen), die Pflichten für die Armen" ist doch fürwahr moralisch bessernder, als all das Kyrie und Gloria und Credo und Sanktus und Benediktus und gar das Christe du Lamm Gottes, die die Orthodoxie aus dem finstern Mittelalter herübergebracht hat, die Dinge enthalten, die kein vernünftiger Mensch glauben kann, in denen, wie z. B. im Christe du Lamm Gottes, eine mit meiner Menschenwürde ganz unverträgliche Unterwürfigkeit des Flehens ꝛc. verlangt wird und die darum der moralischen Besserung eher schädlich als förderlich sein müssen. Doch brechen wir die komische Betrachtungsweise ab, die uns bei Beleuchtung rationalistischer Ideale stets überkomt, — vielleicht nur als Reaction gegen den tiefen Schmerz über seine Verwüstungen im Weinberg des Herrn. Die Gesamtstellung des Rationalismus zur Liturgie läßt sich dahin zusammenfassen, daß, wie er überhaupt die personificirte dürre Prosa ist, ihm der poetische Schwung der altkirchlichen Liturgie ganz unverständlich sein mußte. Der Rationalismus ist recht eigentlich die Lebensanschauung des anständigen irdischen Menschen, irdische Wolhäbigkeit das Ideal seiner Wünsche. Ein Aufschwung zur Anschauung der himlischen Welt ist für diesen Sohn der Erde zu viel. Das Hinabsteigen der himlischen Welt in diese irdische in Christo unserm Herrn versteht er nicht, wie kann er es verstehen, sich im Glauben aufzuschwingen zu der Welt, da der dreieinige Gott thront und bei ihm auf ihren Ehrenthronen die Apostel und die Märtyrer und mit Kronen auf ihren Häuptern die vollendeten Christen. Wenn nun die altkirchliche Liturgie dies himlische Gepräge durch und durch trägt, wenn ihre schönsten Danksagungen und Lobpreisungen dem Wehen des h. Geistes, der von oben herab kam, in der ältesten Kirche entquollen sind, und wenn in jeder Feier derselben die Gemeinde hier auf Erden ihre Gemeinschaft mit der oberen Gemeinde durch die beiden gemeinsamen Anbetungen, Danksagungen und Lobpreisungen bekent, darstelt und vollzieht, — so denke man sich, welch ein Verständnis für „diese Welt" der Pfarrer in

Voß's Louise gehabt haben mag, und man wird nicht länger unklar darüber bleiben, welche Stellung im Allgemeinen der Rationalismus zur Liturgie einnehmen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Aus der Bayerischen Pfalz, im Februar 1863.

Nachdem durch königl. Entschließung vom 1. d. M. die Auflösung der protestantischen Generalsynode der Pfalz verfügt und Neuwahlen durch die Diöcesansynoden zu einer im April zu berufenden außerordentlichen Generalsynode angeordnet worden waren, sind diese Wahlen am 23. d. M. vollzogen worden. Die bevorstehende Generalsynode wird, wie die Ev. K. Z. bereits früher berichtet hat, eine neue Wahlordnung für Presbyterien und Synoden abermals zu berathen haben, nachdem von der lezten Versamlung 1861 bereits jede derartige Reform in gründlich motivirter Weise mit großer Majorität abgelehnt war. Die königl. Antwort auf diesen Beschluß hatte gelautet: „Wir können nach Einsichtnahme der vorgelegten Verhandlungen nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß die G. S. bei der Würdigung dieser Vorlage mehrfach von irrigen Voraussetzungen ausgegangen zu sein scheint und überhaupt jene Unbefangenheit des Urteils hat vermissen lassen, welche die Bedeutung des Gegenstandes im Hinblicke auf die gegenwärtige Lage der kirchlichen Verhältnisse des Consistorialbezirks Speyer und im Interesse einer dauernden Befestigung des Friedens und der kirchlichen Ordnung in Anspruch zu nehmen berechtigt war. Wir behalten uns daher ausdrücklich vor, die angeregte Frage einer Modifikation der Wahlordnung wiederholt in Anregung bringen zu lassen u. s. w." Obgleich ein großer Teil der darauf folgenden Diöcesansynoden sich abermals gegen die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit einer seit 1848 dreimal wiederholten Wahlreform aussprach, sezt die Staatsregierung ihre Bemühungen fort, um dieses bedenkliche Experiment „zur Herstellung des kirchlichen Friedens in der Pfalz" durchzusetzen; obgleich ferner jeder einsichtsvolle weiß, daß eine solche Reform nur von denen gefordert wird, die sie als Hebel gegen die bekentnistreuen Ordnungen der Kirche zu benutzen hoffen, so wird der so energisch und mit offenen und geheimen Mitteln verfolgte Plan dennoch zur Ausführung kommen, und zwar weniger mit Hülfe der Extremen, die von sofortiger Aufrichtung der „Volkskirche" nach Badischem Muster träumen, als der sogenanten Mittelpartei, in deren Natur es liegt, in allgemeinen kirchlichen Fragen kein Princip zu haben, sondern der herschenden Strömung zu folgen. So lange diese Strömung von oben auf positiv-kirchliche Ordnungen hinauslief, galt bei der großen Zahl dieser Mittelleute dies als das richtige System; seit aber diese Strömung von oben durch eine Gegenströmung von unten ins stocken und weichen gebracht und eine andere Parole gegeben ist, heißt es: nachgeben, so weit nur immer möglich! Die Regierung will und macht Concessionen, warum sollten wir es nicht? Es komt vielleicht die Zeit, in der auch die Zügel wieder straffer angezogen werden können; dann sind wir ebenfals dabei! Wie oft seit dreißig Jahren hat doch diese Partei schon die Farben gewechselt, und wie oft wird sie es noch thun, bis sie entweder sich, oder die Kirche, oder beide bankerott gemacht hat! Vor kurzem noch matt und haltlos, nimt sie jezt, unter der Protektion der Regierung und mit einem gleichgesinnten Consistorium an der Spitze, das breite Fahrwasser ein; während vor wenig Jahren kaum Einer conservativ und orthodox genug war, um zum Vertrauensmanne zu werden, werden jezt die höheren Kirchen- und Schulämter mit Leuten dieser Richtung besezt, sie werden an die schwierigen Posten gesendet, und ihr Geist verbreitet sich nur zu deutlich auf die lenksame Schar der meisten Candidaten, in deren noch unbefestigter Gesinnung sich dabei nur zu leicht die Mittelmäßigkeit überhaupt erzeugt, eine Krankheit, an der die Kirche schwerer leidet, als an der Entschiedenheit der Feindschaft und des Abfalls. Werden doch jezt in officiellen Erlassen die Geistlichen vor confessionalistischen Parteibestrebungen und vor dem einseitigen Conventikelwesen gewarnt, während an erstere Niemand denkt, und lezteres sich auf das Vorhandensein einer Anzahl längst bestehender Gemeinschaften beschränkt, die, meist mit der Brüdergemeinde in Verbindung stehend, während der Herschaft des Rationalismus das Salz der Kirche gebildet haben, fortdauernd zu den kirchlichsten Gemeindegliedern gehören und allen christlichen Liebeswerken die kräftigste Unterstützung gewähren. Daß daneben die Geistlichen zu wissenschaftlicher und sittlicher Tüchtigkeit, treuer Amtsführung, schriftgemäßer Predigt und unermüdeter Seelsorge ermuntert werden, ist gewiß ganz in der Ordnung, aber jene Warnungen charakterisiren doch zu deutlich den Geist, in welchem die Kirchenbehörde die Lage beurteilt und von ihren untergebenen beurteilt wissen will. Diejenigen, welche an den theuer erworbenen Gütern der Kirche festhalten, sind nur zu oft von dem Liberalismus als Confessionalisten und verkappte Lutheraner, und die, welche es mit den gläubigen Gliedern der Gemeinden halten, als Conventikelleute verklagt worden, als daß es nicht nahe läge, jene Warnungen in ähnlichem Sinne zu commentiren.

Die jezt zur Herschaft gelangte Mittelpartei verhehlt sich aber bei ihrem Vorgehen besonders zweierlei: einmal, daß sie doch nur der kirchlichen Demokratie vor- und in die Hände arbeitet, die sich jezt schon der Zeit freut, wo sie ihr Erbe wird antreten können; dann aber, daß sie vorläufig die Kirche immer mehr der politischen Büreaukratie überliefert. Für die leztere Gefahr führen wir einige Beispiele an, die zugleich beweisen werden, wieweit es bei uns in dieser Hinsicht schon gekommen ist.

Zwar enthält die Verfassung des Königreiches manche Garantien für die kirchliche Selbständigkeit. Nach ihr hat jede genehmigte öffentliche Kirchengesellschaft (die lutherische, reformirte, unirte, römisch- und griechisch-katholische) die Befugnis, ihre innern kirchlichen Angelegenheiten selbständig zu ordnen, natürlich unter der obersten Staatsaufsicht. Die geistliche Gewalt darf in ihrem eigentlichen Wirkungskreise nie gehemt werden u. s. w. Zugleich aber ist dem katholischen Landesherrn der Summepiskopat über die protest. Kirche des Reichs beigelegt, den er freilich durch ein selbständiges Oberconsistorium (für die Pfalz durch das Consistorium in Speyer seit 1848!) auszuüben hat. Diese leztere Bestimmung wird aber dadurch wieder illusorisch, daß die oberste Kirchenbehörde dem Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten (dem katholischen Cultusminister) unmittelbar untergeordnet ist, von diesem Aufträge und Befehle empfängt, und an dieses berichtet. Daß aber ein katholischer Minister auch bei dem besten Willen und der redlichsten Gesinnung gar nicht die Fähigkeit besizt, das eigentümliche Wesen und Bedürfnis der evang. Kirche unbefangen zu beurteilen, bedarf wol keines Beweises. Dazu komt weiter, daß sich der Landesherr, resp. dessen Minister, der zugleich in seiner constitutionellen Stellung mehr oder weniger von den

Majoritäten in den Kammern abhängt, die Mitglieder der obersten Kirchenbehörde je nach Belieben wählen kann. Zwar soll bei Besetzung erledigter Rathsstellen das Consistorium mit seinem Gutachten gehört werden, sogar die Generalsynode Wünsche äußern können, aber alle solche Aeußerungen sind eben nur gutachtliche! Seit dem vierzigjährigen Bestehen unserer unirten Kirche ist kaum ein einziger Direktor oder Rath des Consistoriums bis an sein Ende in seiner kirchlichen Stellung geblieben; fast alle wurden sie durch Quiescirung oder Versetzung über kurz oder lang entfernt, und oft blos nach dem oben wechselnden Systeme; es ist dabei vorgekommen, daß solcher Wechsel keine längere Zeit erforderte, als eine Depesche braucht, um aus dem Kabinette des Ministers auf das Postbüreau und wieder zurück zu gelangen! So ist denn den Mitgliedern der obersten Kirchenbehörde stets die Alternative gestelt, entweder auf die höchsten Intentionen einzugehen oder ihre Stellen zu opfern. Um das System vollständig zu machen, hat man in der Pfalz die Dekanate, welche, als Fortsetzungen der Superintendenturen und Inspektionen in den frühern lutherischen und reformirten Gebieten, auch noch in den ersten Decennien der unirten Kirche höhere Kirchen*ämter* waren, in einfache Funktionen verwandelt (mit welchem Rechte, ist sehr fraglich!), um damit zu jeder Zeit wechseln zu können, wenn etwa der „Funktionär" misliebig werden sollte. Man hat sogar nicht selten Pfarrer, selbst Dekane, gegen die Vorschläge des Consistoriums ernant, wie sich denn auch die Kreisregierung bei Ernennung der Schulinspektoren nicht immer an das vorgeschriebene Einvernehmen mit dem Consistorium bindet. Daß überhaupt nicht leicht eine wichtigere kirchliche Stelle anders besezt wird, als der Regierungspräsident v. Hohe es will, ist ein öffentliches Geheimnis; und dieser Mann hat noch vor wenigen Jahren mit derselben Entschiedenheit seine Zustimmung allen nur halbwegs liberalen verweigert, mit welcher er heute gegen die kirchlich conservativen sein Veto einlegt. — Warum aber gegen alle diese akuten und chronischen Competenzüberschreitungen die Kirchenbehörde selbst sich nicht wehrt, wird aus dem vorher Gesagten um so mehr erklärlich, wenn man dabei noch erwägt, daß die zwei weltlichen, juristischen Mitglieder (Direktor und Rath), die selbstverständlich mit den bestimtesten Instruktionen des Ministers in das Collegium gesendet worden, in allen Fragen gegen die zwei geistlichen die Majorität haben, wenn sie zusammenhalten. Diese nun sind meist jüngere Beamte aus den tüchtigern Kräften der Justiz oder Administration genommen, aber ohne kirchliche Antecedentien und Erfahrungen, Neulinge auf einem Gebiete, dessen Hut und Leitung ihnen nun vertraut ist! — Bis zum Jahre 1848 hatte das Consistorium unserer Kirche noch einen Halt und Rückhalt an dem der ganzen protestantischen Landeskirche Bayerns vorgesezt gewesenen lutherisch-reformirten *Oberconsistorium in München*. Der Reichtum an kirchlichen Capacitäten, den diese Behörde in sich faßt, die höhere Stellung, die sie einnimt (ihr Präsident ist zugleich Mitglied des Reichsrathes), die nahen und wirksamen Beziehungen, in die sie schon örtlich zu den höchsten Stellen des Landes, ja zum Landesherrn selbst gestelt ist — dies Alles mußte auch unserer Kirche die Bürgschaft einer umsichtigern Behandlung ihrer Angelegenheiten und nachdrücklichern Wahrung ihrer Interessen gewähren. In jenem Jahre verlangte aber die radikale Partei stürmisch eine Lostrennung der Pfalz von dieser kirchlichen Centralstelle, welche stets bemüht gewesen war, den rationalistischen Punktationen der Vereinigungsurkunde gegenüber den fortdauernden Consensus der reformatorischen Bekentnisse zu behaupten. „So verfolgte, hieß es in dem Referate der Generalsynode von 1848, diese oberste Behörde unsere unirte Kirche vom Jahre 1818 bis zum Jahre 1848. Dreißig Jahre des Krieges, der Schmach und Herabwürdigung! Sollen wir nun Frieden schließen?" Mit Hülfe der „Mittelpartei" wurde diese verhängnisvolle Maßregel einstimmig zum Beschlusse erhoben und von der Staatsregierung genehmigt. Die pfälzische Kirche ist seitdem noch mehr als vorher dem Ermessen des Cultusministeriums überliefert worden, denn ein isolirt stehender Ministerialreferent konnte von nun an unmöglich auf die Dauer einen Ersatz bieten für die zu Verlust gegangene oberste collegiale Vertretung der Kirche. — Die Folgen jener Maßregel, sowie überhaupt der ganzen Rechtsunsicherheit, sind seitdem mehrfach eclatant an den Tag getreten. Denn obgleich der Generalsynode der Pfalz durch die Vereinigungsurkunde das kirchliche Gesetzgebungsrecht insoweit zuerkant ist, daß ohne ihre Zustimmung die Bestimmungen über Lehre, Ritus, Liturgie, religiösen Unterricht, Vermögen und Verfassung keine Abänderungen erleiden können, so erlaubte sich doch der Minister, in das von der G. S. 1853 wiederhergestelte kirchliche Wahlgesetz einen Artikel hineinzuoctroyiren, wodurch später der Opposition eine willkommene Angriffswaffe geliefert wurde gegen alle von den aus diesem Gesetze hervorgegangenen Synoden beschlossenen positiven Bestimmungen. Obgleich weiter die G. S. von 1857 mit größter Majorität das alte Gesangbuch als mit dem Bekentnisse der Kirche im Widerspruch stehend bezeichnet und unter *königl. Sanktion* das von ihr angenommene neue bekentnismäßige und treffliche Gesangbuch zur Einführung bestimt hatte; obgleich 1861 dieser Beschluß in der mildesten Form wiederholt worden war, erhielt er doch *diesmal* die königliche Sanktion nicht nur nicht mehr, sondern statt dessen wurde nun durch allerhöchste Entschließung vom 19. April 1861 den Kirchenbehörden die Weisung gegeben, dieses gesetzlich eingeführte Gesangbuch überall da wieder außer Gebrauch zu setzen, wo dasselbe bei der Mehrheit der Kirchengenossen fortdauernd Widerspruch und Anstoß gefunden habe. Obgleich ferner dasselbe nur in den Gemeinden eingeführt worden war, wo die Presbyterien dies beschlossen hatten, obgleich endlich an den meisten Orten die Opposition dagegen erst durch das Zurückweichen der Staatsregierung und ihrer nur zu willigen Werkzeuge hervorgerufen worden war, so vollzog doch das Consistorium diese Weisung in der ausgedehntesten Weise auch da, wo die Pfarrer und Presbyterien dagegen protestirten, und die kirchlich gesinten Gemeindeglieder das ihnen von Rechts wegen verliehene Gut nicht fahren lassen wollten. Diese Vergewaltigung wurde freilich auch durch manche übereifrige Dekane noch gefördert, welche nun ministerieller sein wollten, als das Ministerium. Durch beide genanten Verfügungen hat die Staatsregierung nicht nur in die innern Angelegenheiten der unirten Kirche positiv eingegriffen, sondern gerade das Entgegengesezte von dem verordnet, was die Generalsynode beschlossen und das Consistorium befürwortet hatte. Dieses hätte nun freilich den Beruf gehabt, dagegen zu protestiren; aber man hatte in dem leztern Falle dasselbe durch Quiescirung des Direktors Prinz und des Consistorialraths Dr. Ebrard beschlußunfähig gemacht, und bis der Minister die ihm geeignet scheinenden Persönlichkeiten zu seiner Completirung gefunden hatte, war das Werk der Zerstörung nahezu an sein Ziel gelangt, ohne daß aber leider das endlich wieder vollzählig gewordene Collegium sich berufen gefühlt hätte, von dem betretenen Wege abzuweichen. Zum Beweise, wie entsittlichend eine solche Anomalie von oben auf die Massen nach unten wirkt, traten in dieser kopflosen Periode nun in vielen Gemeinden die wildesten Excesse und

Aufruhrscenen, die Verfolgungen der Geistlichen und bekenntnistreuen Gemeindeglieder hervor, bei welchen man sich immer wieder auf den Willen des Königs und der Regierung berief, der nun in den radikalen Blättern als der unionsfreundlichen beständig Weihrauch gestreut wurde, während die gläubigen Pfarrer und alle Freunde des neuen Gesangbuches als Feinde der Union und Empörer gegen den König von dieser radikalen Meute sich auf's frechste schmähen lassen mußten. Und die Behörde nahm solche Denunciationen an, suspendirte einen der treuesten und conservativsten Pfarrer, „wegen Majestätsbeleidigung," zog einen andern gleichgesinnten „wegen Beschimpfung der bayerischen Nationalfahnen" in Untersuchung, sah überhaupt ruhig zu, wie die ganze kirchlich conservative Partei samt dem alten Consistorium täglich auf die unerhörteste Weise durch den Pfälzer Kurier in den Koth gezogen wurde.

Ein nicht minder bedenkliches Faktum, als diese Gesangbuchsgeschichte, ist die jüngst durch königlichen Befehl geschehene Auflösung der Generalsynode. Nach der Vereinigungsurkunde versammelt sich diese regelmäßig alle vier Jahre, so wie außerordentlicher Weise mit besonderer allerhöchster Genehmigung u. s. w. Jede Diözesansynode wählt in ihrer lezten Sitzung vor der Epoche der gewöhnlichen Versamlung der G. S. nach absoluter Mehrheit einen Pfarrer und einen weltlichen Abgeordneten; die Dekane sind ex officio Mitglieder der Synode. Offenbar behalten nach diesen Bestimmungen die gewählten Mitglieder ihr Mandat bis zur nächsten regelmäßigen Neuwahl, also vier Jahre lang. Daß für dazwischen fallende außerordentliche Versamlungen neue Abgeordnete zu wählen seien, oder daß der Staatsregierung das Recht zustehe, vor Ablauf des Quadrienniums eine constituirte Generalsynode aufzulösen, und so gewissermaßen „an das Land, an die Gemeinden zu appelliren," das ist schon an sich ein so fremdartiger, dem politischen Constitutionalismus entlehnter, mit dem Wesen der Synodalverfassung und der garantirten inneren Selbständigkeit der Kirche unvereinbarer Grundsatz, daß man an seiner Zulässigkeit selbst dann zweifeln müßte, wenn auch das völlige Schweigen der Staatsverfassung und der Kirchenordnung darüber es nicht außer Zweifel setzten, daß von einem solchen Rechte keine Rede sein könne. Trotzdem hat die Staatsregierung die Generalsynode der Pfalz nun schon zweimal vor der Zeit aufgelöst; das erstemal 1848 als Concession an den kirchlichen Radikalismus jener Tage, welcher seine stürmisch geforderte demokratische Verfassung mit einer neu gewählten Synode sicherer durchzusetzen hoffte; das zweitemal in diesem Jahre unter ähnlichen, vielleicht schlimmeren kirchlichen Verhältnissen. Weil die Führer des „protestantischen Vereins" die zu Recht bestehende Generalsynode mit Mistrauensvoten überschüttet und ihre Beseitigung dringend gefordert haben, und weil die Staatsregierung für das Zustandekommen der von ihr als Beschwichtigung jener Partei proponirten Wahlreform fürchtete, wurde abermals zur Auflösung geschritten und eine neue Wahl angeordnet. Zu dieser haben sich nun die Diözesansynoden abermals verstanden, jedoch mit Rechtsverwahrungen, die in etwa 8 Synoden von einer Anzahl Mitgliedern zu Protokoll gegeben wurden. Eine derselben, die uns gerade vorliegt, lautet: „Die unterzeichneten Mitglieder der Diöcesansynode O. halten sich um der hohen Wichtigkeit willen, die protestantische Kirche der Pfalz auf dem festen und sicheren Rechtsboden für alle Zukunft zu erhalten, zu der Erklärung verpflichtet, daß sie die Berechtigung der Auflösung einer für den Zeitraum von vier Jahren gewählten Generalsynode innerhalb dieser Frist beanstanden müssen, indem weder in der Vereinigungsurkunde, noch in der gesetzlichen Wahlordnung ein solches Recht vorbehalten ist. Ihres Erachtens müßte die Berechtigung zu einem solchen Akte ausdrücklich ausgesprochen sein, wie die betreffenden Gesetze über die Gemeinderäthe, Distrikts- und Landräthe, so wie über die Ständekammer einen solchen Vorbehalt ausdrücklich festsetzen. So wenig das Recht der Auflösung der Presbyterien oder der Diöcesansynoden jemals in Anspruch genommen wurde, so wenig kann bei dem gleichen Mangel eines ausdrücklichen Vorbehalts dieses Recht bei der G. S. nach dem Ermessen der Unterzeichneten in Anspruch genommen werden. Dieselben bitten ehrfurchtsvollst, diese ihre Rechtsverwahrung, unter welcher allein sie sich mit gutem Gewissen an dem jetzigen Wahlakt beteiligen können, der G. S. bei ihrem Zusammentritt vorlegen zu wollen." — Es könnte dabei auch noch daran erinnert werden, daß selbst die badische Regierung sich zu dieser Maßregel nicht bewegen ließ, als es sich dorr um die Berathung der neuen Kirchenverfassung handelte, so sehr auch die Schenkel-Häusser'sche Partei dazu drängte. Daß einer solchen aber da weit größere Bedenken entgegen stehen, wo der oberste Bischof einer andern Confession angehört, hätten selbst diejenigen nicht verkennen sollen, welche im Augenblicke in dem Vorgehen der Regierung eine Förderung ihrer Pläne begrüßen. Die Waffe, welche heute für sie gebraucht wird, kann sich morgen mit derselben Schärfe gegen sie wenden. Steht es einmal der weltlichen Macht zu, nach ihrem Belieben die Synoden aufzulösen, so ist die Synodalverfassung eine Illusion, und die garantirte Selbständigkeit der Kirche wird mit derselben Progression in die Bevormundnng des liberal-constitutionellen Staatstums übergehen, mit welcher die Minister in immer größere Abhängigkeit von der jeweiligen Kammermajorität gerathen, der es ja allewege um nichts weniger zu thun ist, als um Wahrung der Kirche und ihrer Institutionen. Bisher hatten allerdings in Bayern auch die bekante positive und kirchlich fromme Gesinnung des Königshauses und die noch verhältnismäßig conservativ gerichteten Kammern ein gewisses Gegengewicht gegen solche Gefahren gebildet; aber je mehr der Parlamentarismus der „neuen Aera" die Oberhand gewinnt, desto mehr müssen auch diese Bürgschaften fallen. Namentlich wird es sich für die unirte Kirche der Pfalz nun in erster Linie darum handeln, ob das Bekentnis, um das dreißig Jahre lang gekämpft worden ist, ihr noch ferner gewahrt bleiben soll. So entschieden früher gerade die Staatsregierung die Nothwendigkeit eines solchen betonte, so zweifelhaft erscheint es jezt, ob sie den liberalen Forderungen gegenüber nicht schwach genug sein werde, wie bereits das bekentnismäßige Gesangbuch, so den gleichen Katechismus und selbst die Augustana wieder preiszugeben.

Es mag sein, daß die lutherische Kirche im jenseitigen Bayern sich um diese unsere Nothstände nicht viel kümmert, und daß ihre Synoden sich auch ferner nicht berufen fühlen, wenigstens ein Zeugnis darüber abzulegen, obgleich dies weder der apostolischen Weisung 1 Kor. 12, 26, noch der Sorge für das eigene Haus entsprechen dürfte. Aber die Hirten und Wächter diesseits des Rheins sollten sich desto mehr verpflichtet halten, zu rufen, und nicht mehr zu schweigen, bis der Kirche ihr Recht und die nothwendige Vorbedingung ihres Bestandes vom Staate gesichert sein wird. Während der Liberalismus die „Freiheit der Kirche" in seiner Flagge führt, eine Freiheit, die er durch Lösung des Rechts und der Ordnung zu erreichen trachtet, sollten alle, die Jerusalem lieb haben, nicht minder unter dieser Devise kämpfen, und die rechte Freiheit der Kirche so gegen die herandringende Massenherschaft, wie gegen die Vergewaltigungen des Staates, welche Feinde freilich jezt meist im Bunde stehen, zu schützen und zu erstreiten bemüht sein. — Das kirchliche Leben in der Pfalz ist trotz aller Störungen von Außen und aller Stürme in seinem Innern dennoch nicht so tief gesunken, daß an ihm zu verzweifeln wäre. In dem Kerne der Gemeinden lebt noch so viel kirchlicher Sinn, in vielen, wenn auch kleinern, Kreisen so entschiedene Liebe zum Herrn und seiner Wahrheit, die kirchlichen Zustände hatten sich in den lezten, von den Fortschrittsmännern so sehr geschmähten Decennien, so auffallend gebessert, daß sicher zu hoffen ist, die Kirche werde sich auch von den ihr geschlagenen tiefen Wunden erholen, und neue Segenskräfte entfalten, wenn ihr nur einmal Raum und Zeit gelassen würde, sich auf dem Boden ihres Bekentnisses und ihrer Verfassung und unter Mithilfe der vorhandenen gesunden Kräfte selbständig und von den wetterwendischen Staatsmaximen unbehelligt einzurichten.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 8. April. № 28.

Skizzen über den Hauptgottesdienst.

I. Geschichtliches. (Fortsetzung.)

Merkwürdig ist es, daß weder Pietismus noch Rationalismus je eigentliche Gewalt an die Liturgie gelegt zu haben scheinen. Wenigstens spricht für diese Ansicht der Umstand, daß in den rationalisirtesten Gegenden sich (wie wir oben beschrieben) viel liturgische Traditionen, ja ein schwacher Schimmer der alten Ordnung des Hauptgottesdienstes erhalten hatte. Möglich, daß ihnen die zur alten Bilderstürmerei erforderliche Energie gefehlt hat. (Denn energisch und wild ist der sonst so schlaffe, weil ideallose Rationalismus erst geworden, seit es ihm ans Leben gegangen ist.) Statt des offnen Kampfes hat er ein Stück der Liturgie nach dem andern ganz sachte verschwinden lassen, hat er durch Uebersetzung der alten kernhaften Kirchensprache in sein rationalistisches Gewäsch Lieder und Gebetsformulare ihrer Kraft über die Herzen gänzlich beraubt, hat er also es erreicht, daß die Liturgie den Halt, den ihr bereits das erste Jahrhundert ihres Bestehens in der luth. Kirche im Herzen des Volks gegeben hatte, ziemlich vollständig verloren hat. Damit war ihr Schikfal entschieden. Der Rationalismus ist vorübergezogen wie eine überschwemmende Wasserflut, die auch ihr Ende erreicht, von der höchstens hier und da eine Pfütze bleibt. Aber die Verheerung, die diese Flut angerichtet, ist als traurige Erinnerung jener Zeit uns geblieben. Nicht allein ist die altkirchliche Liturgie aus der luth. Kirche fast spurlos weggeschwemt und gerade in den luth. Ländern fast der trostlos kahlste Gottesdienst geblieben, sondern mit ihr selbst auch die Sehnsucht nach ihr bei Gemeinden und zum Teil auch Geistlichen so sehr geschwunden, daß an ihrer Gleichgültigkeit, ja Feindseligkeit viele Versuche, die im Großen und Kleinen mit Wiederbelebung der Liturgie gemacht wurden, gescheitert sind und wol noch manche scheitern werden.

Gott sei Dank, daß von solchen Versuchen überhaupt die Rede sein kann. Gott sei Dank, daß die Geschichte des gottesdienstlichen Lebens in der deutsch-evangelischen Kirche nicht mit seinem gänzlichen Verfall abschließt, sondern nach ihm man von dem zum Teil ernsten Streben innerhalb der Kirche berichten kann, das, was im Gottesdienst wüste gelegen, wiederzubauen. Hier ist der Ort, zunächst der preußischen Agende zu gedenken. Wir kennen sehr gut ihre großen Gebrechen und gestehen es selbst ein, daß keine der bittren Vorwürfe, die man ihr gemacht hat, ganz ohne Grund sind, — aber wir können uns trotz alledem nicht der dankbaren Anerkentnis entziehen, daß sie und zwar mit Ausnahme der wenigen Gegenden, wo noch liturgische Traditionen bestanden, sie allein unsre Landeskirche aus dem Zustande des gottesdienstlichen Todes gerissen hat, in dem noch heute die meisten lutherischen Landeskirchen schmachten.

Sie war wirklich der erste Weckruf an die schlafenden Gemüter und rief eine Bewegung und einen Kampf der Geister hervor, der, so schmerzlich er manchmal anzusehen, doch in seinen Folgen auch heilsam gewesen ist. Kaum war sie erschienen, kaum sollte ihre Ordnung des Gottesdienstes, ihre Formulare u. s. w. an Stelle des noch bestehenden, dies verdrängend, treten, da war an vielen Orten plötzlich alle Gleichgültigkeit verschwunden und das früher kaum geachtete mit einem Schlage ein so hohes Gut, daß Geistliche und Gemeinden für seine Bewahrung Alles einsetzten. Diesem zähen Festhalten verdanken wir die 2te Ausgabe der Agende von 1829, dem durch sie noch nicht ganz befriedigten, bis in die neueste Zeit gar manche, auch 1829 noch nicht gemachte Concessionen. Wol bleibt noch viel, sehr viel zu wünschen übrig, das sehen wir z. B. aus dem grellen Abstand, der zwischen der Agende und dem trefflichen, auf so gründlichem Quellenstudium beruhenden Agendenentwurfe für die Provinz Brandenburg von C. R. Dr. Bachmann trotz des augenscheinlichen Bestrebens der möglichsten Anlehnung an dieselbe, noch besteht. Aber es ist doch möglich, mit Hülfe der in der Agende selbst erlaubten Abweichungen von ihrem Gange eine Liturgie herzustellen, die im Wesentlichen der der luther. Gottesdienstordnungen entsprechend der Gemeinde ein wirkliches Band mit der gesamten christlichen Kirche auf Erden werden kann.

Die Bewegung ist nicht auf Preußen, seine Agende und die direct sie behandelnden Schriften beschränkt geblieben. An vielen Orten sehen wir Entwürfe neuer Gottesdienstordnungen entstehen, — freilich an den meisten wieder vergehen. In der wiedererwachten luther. Kirche besonders wird dem Fortschritte im Leben durch gediegene wissenschaftliche Forschung (wir nennen die Namen von Sartorius, Höfling, Kliefoth und Harnack) die nöthige Grundlage gegeben. Vor allen gilt es hier Löhe zu erwähnen, der durch sein Kirchen- und Hausbuch und seine Agende einen weitreichenden und überaus gesegneten Einfluß auf die Belebung des Gottesdienstes gewonnen hat. Löhe ist uns

dadurch so wert, daß er nicht zu den Lutheranern gehört, denen die christliche Kirche überhaupt erst mit Luther anfängt und eigentlich nur in der luther. Kirche vorhanden ist, und die daher in einer bis auf den Buchstaben getreuen einfachen Repristination der luth. Liturgie das ganze liturg. Heil der Gegenwart schauen. Erfüllt von dem Verlangen einer thatsächlichen Verbindung mit der gesamten christlichen Kirche findet er die Möglichkeit derselben besonders auf liturgischem Gebiet. So hat er in seine Liturgie mit zarter Hand manches wieder verwebt, was auch in den luth. Liturgien gefallen war. Ein directer Nutzen, den Löhe's Agende mit den zu ihr gehörigen Samlungen liturg. Musik von Layriz und Hommel geschaffen hat, ist ihr bedeutender Einfluß auf die Gestaltung der für die bayrische lutherische Landeskirche gegebenen Agende. Diese Agende ist in der neuesten Geschichte des liturgischen Lebens jedenfalls Epoche machend. Sie enthält nicht mehr, wie die meisten Agendenentwürfe vor und außer ihr, so viel hier und da zusammengetragenes und principlos aneinandergereihtes Flitterwerk, sondern ist ein auf dem Bekentnis der Kirche ruhendes Werk aus einem Guß. Außerdem erstrebt sie mehr wie die andern eine thätige Mitwirkung der Gemeinde bei allen liturg. Gesängen. Zu dem Ende ist sie auch mit Melodien abgedrukt jedem Exemplar des Landesgesangbuchs angefügt. Das ist ein wichtiges Mittel zur Befestigung derselben in den Gemütern, wie es auch dazu dient, die Willkürlichkeiten einzelner Geistlichen zu beschränken. Dürfen wir ein Bedenken aussprechen, so wäre es das, daß die Melodien wol nach zu strengen Grundsätzen ausgewählt sind. Ausnahmslos altkirchliche Melodien im Stil des Gregorianischen Kirchengesanges, die meist etwas monoton und dem jetzigen Ohr durchaus ungefällig und daher schwer zu erlernen, fast unmöglich zu behalten sind, möchten schwerlich in den Gemeinden sich einbürgern. Doch dies bei Seite wünschen wir dem in Bayern durch diese Agende begonnenen liturgischen Leben Gottes reichen Segen und schönen Fortgang in der Kirche. Möge Gemeinde auf Gemeinde in der Annahme und im Festhalten der Liturgie folgen.

Wir schließen mit Erwähnung des „liturgischen Ausbaues des ev. Gemeindegottesdienstes" von Dr. Schöberlein ab, schon um dankbar hervorzuheben, welche Hülfe uns dies Buch bei dieser geschichtlichen Skizze gewährt hat. Jedem, Geistlichen wie Laien, der mit der Geschichte des Gottesdienstes vertrauter werden will, ohne dabei Bände durchstudiren zu müssen, jedem, der endlich sich selbst einmal klar darüber werden will, was das innerste Wesen des christlichen Gottesdienstes sei und worin das wahre evangelische Opfer im Gottesdienst, namentlich der Abendmalsfeier, dem röm.-katholischen Opferbegriff gegenüber bestehe, sei das eifrige Studium dieses Büchleins empfohlen, das in knappster Form den reichsten Inhalt birgt und das, wie wir hoffen, bei späteren irgendwo vorzunehmenden Agendenreformen, denen die Nichtbeachtung der hier für Reorganisation des Cultus aufgestellten Principien unheilvoll sein dürfte, noch seine eigentliche Mission erfüllen wird. — Leider ist ja jezt wenig Hoffnung, daß in der dem Verfasser zunächst liegenden hannöverschen Kirche es Erfolge im praktischen Leben sehen wird.

Wenn wir nun einen Ueberblick über die gesamte so eben an uns vorübergegangene Geschichte des Hauptgottesdienstes thun, so dringt sich uns die Wahrnehmung auf, das allezeit, wenn gesundes Leben in der Kirche gewesen ist, es sofort auf die liturgische Belebung und Verschönerung des Gottesdienstes seinen Einfluß erstrekt hat. Sobald dagegen die Kirche in Trägheit, Irrlehre und Tod versinkt, so verknöchert auch fast augenblicklich das gottesdienstliche Leben derselben. An dem Vorhandensein oder Fehlen schöner Gottesdienste kann ich also erkennen, ob Leben in der Kirche ist oder Tod, an der Makellosigkeit oder Jämmerlichkeit der vorhandenen Gottesdienste sofort sehen, ob das gesamte kirchliche Leben einer Kirche oder auch einer einzelnen Gemeinde gesund oder krank und verkommen ist. Den Satz: Die Feier ihrer Gottesdienste der Pulsschlag der Kirche, durch die Erfahrung der Geschichte, deren absoluter Beweiskraft Niemand sich entziehen kann (es sei denn, daß er die Geschichte einfach läugne), als einen unumstößlichen zu erhärten und zu gleicher Zeit für ihn ein so lebendiges Interesse zu erregen, daß er in den Herzen bewegt und im Kleinen wie Großen mit ihm eine Diagnose des Gesundheitszustandes unsres kirchlichen Lebens angestelt werde, — das war der Zweck, den wir bei Entfaltung der Geschichte des Gottesdienstes vor den Lesern dieser Blätter vor Augen hatten.

Dürfen wir sogleich einen Anfang machen mit dieser Untersuchung? Wir haben den Altardienst in unserer Kirche, wir feiern keinen Hauptgottesdienst ganz ohne Liturgie. Wir hoffen und glauben auch, daß es wenige Kirchen geben wird, in denen (auf Grund einer unglücklichen Concession der Agende) dieselbe hintereinander ohne Responsorien vom Geistlichen abgelesen wird. Aber zwischen dem bloßen vorschriftsmäßigen Haben der Liturgie und einem liturgischen Leben in der Kirche, bei Pastoren und Gemeinden ist ein Unterschied wie zwischen Nacht und Tag. Und hier wird man die schmerzliche Klage, daß es an diesem Leben noch gar sehr fehle, für nur zu berechtigt erklären müssen. Wie selten ist es, daß Synodal- und Pastoralconferenzen liturgische Fragen, besonders die liturgische Belebung des Hauptgottesdienstes behandeln. Und wenn es einmal geschieht, dann sind es einige namentlich jüngere Leute, die mit hohem Interesse bei der Sache sind, von der großen Mehrzahl wird der Gegenstand nach kurzer Verhandlung todtgeschwiegen. Wo finden sich Synodal- und Pastoralconferenzen, die nicht blos mit conventikelartigen Erbauungsstunden verbunden sind, sondern ihre Weihe durch vorangegangenen Hauptgottesdienst mit der Feier von Wort und Sacrament in liturgischer Fülle erhalten? Die wenigen schönen Ausnahmen, z. B. die in dem schönen Ramen täglicher Gottesdienste so lieblich anzuschauende Conferenz in Cammin, dienen nur dazu, den allgemeinen Tod desto greller ans Tageslicht zu stellen. Wir müssen den Schaden noch weiter

aufdecken. Wie selten hört doch die Gemeinde ein Wörtlein von der Kanzel, das sie über die Bedeutung der Liturgie oder die Ordnung derselben, ihre Einheit in der Mannichfaltigkeit belehren oder das sie durch den Preis ihrer Schönheit für dieselbe begeistern könnte? Oder sind die Gemeinden auf solcher Höhe liturgischen Verständnisses, ist die Feier der Liturgie auf solcher Vollendung angelangt, daß jene Erwähnung in der Predigt ganz überflüssig wäre? Wir könnten das Gegenteil, eine oft unglaubliche Unkentnis und Apathie in liturgischen Dingen seitens der Gemeinden (der gebildetsten oft am meisten), durch eine Fülle schlagender Thatsachen erhärten; wir verschweigen sie, teils um nicht Andere, teils um uns selbst durch erneutes Weilen bei denselben nicht zu schmerzlich zu bewegen. Nur von der Abendmalsfeier können wir nicht ganz schweigen. In der Sacramentsfeier culminirte — wir sahen es oben ausführlich — die Schönheit der alten Liturgie. Was ist von jener Liturgie mit ihren köstlichen Danksagungen und Gebeten, was ist auch nur von der Abendmalsfeier der alten luther. Kirche übrig geblieben? Herausgeschaft sind meist auch die Stücke, die in ihr alt waren, z. B. Präfation mit dem dreimal heilig, herausgeschaft die feststehenden kirchlichen Abendmalslieder, z. B. das „Gott sei gelobet und gebenedeiet" am Schluß; das „o Lamm Gottes unschuldig", das seinen Platz im Moment der höchsten Weihe, nach der Consekration hat, muß sich jezt gefallen lassen, am Anfang der Feier den durch den Lärm der herausgehenden Gemeinde verwirten Gemütern als Samlungsmittel zu dienen; das alte einfache „der Fried' des Herrn sei mit euch allen" vor dem Hinzutreten der Communicanten wird „erbaulicher" gemacht durch Zusätze von würdigem und gesegnetem Genuß des heiligen Mals oder ganz durch irgend ein Verschen verdrängt. Das „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich. Hallelujah — Und seine Güte währet ewiglich. Hallelujah", mit der nachfolgenden Collecte — in ihrer Einfachheit so erhaben — sind meist als nicht direct die Erbauung fördernd dem viel erbaulicheren Herzensgebet des Predigers zum Opfer gefallen; man nehme noch hinzu, daß Herren und Damen in buntem Gemisch und leztere in bunten Hüten und Kleidern zum Altar treten (vielleicht auch der Erbaulichkeit, wahrscheinlicher aber deswegen, um durch Aufgeben christlicher Sitte auch in diesem Stück der Abendmalsfeier wenigstens einen einheitlichen Charakter zu geben), und wir sehen den pietistischen Conventikel als Sieger über die kirchliche Abendmalsliturgie. In der Reformationszeit beschränkte sich die Pflege voller liturgischer Formen auf die Stadtkirchen; die Landkirchen hatten einfacheren Gottesdienst; heute möchte man in die Landkirchen fliehen, in denen so manches von der alten liturgischen Ordnung und Sitte sich gerade beim Abendmal erhalten hat, um den Verfall in den Stadtkirchen nicht mit ansehen zu müssen.

Wir sind noch nicht zu Ende. Die wenigsten Pastoren, die wirklich ein Interesse an der Sache zeigen und ein wenig liturgisch reformiren, können sich entschließen, ihre subjectiven Liebhabereien hier wenigstens an den Nagel zu hängen. Die

seltsamsten Veränderungen und Verdrehungen in der Ordnung der Feier, die seltsamsten Responsorien, zum Teil ganz neuer Erfindung, sind die Folge davon. Man hat eben genug von liturgischen Sachen gehört, um zu wissen, daß, Kyrie, Gloria, Credo, Sanktus und wie die Namen alle heißen, zur Liturgie gehören, hat auch so etwas von Antiphonen, Versikeln oder vom Magnifikat vernommen, — aber von der organischen Einheit der Liturgie versteht man noch zu wenig; so sezt man bunt zusammen und freut sich seines vollendeten Werks. Es ist aber wahrlich keine gedeihliche Entwickelung, wenn, abgesehen von der dadurch entstehenden fehlerhaften Ordnung, die oft dem christlichen Bewustsein fühlbar genug ist, die Liturgie (wie z. B. in Berlin) auf diese Weise fast in jeder Gemeinde verschieden gehalten wird. Denn einmal kann die stets wechselnde und schwankende Form nie einen Halt in den Herzen gewinnen und sodann verliert man auch gänzlich das Bewustsein von der Liturgie als kirchlicher Institution und damit den Respekt vor derselben.

Sind wir in unsern Klagen zu weit gegangen? Wir können uns nicht entschließen, sie zu mildern. Man besuche eine der wenigen Kirchen, z. B. die des Diakonissenhauses Bethanien in Berlin, in denen die Liturgie nicht nur formel richtig, sondern auch durch lange Einwirkung auf die Gemeinde von dieser als einer dabei thätigen lebensvoll und lebenswarm ausgeführt wird, in denen jener crasse Unterschied von Liturgie und Predigt und Abendmal verschwunden ist, um eine von Gebeten, Danksagungen und Lobpreisungen ꝛc. umkränzte und dadurch zu voller Einheit sich vollendende Feier der Gnadenmittel, des Worts und Sacraments, darzubieten. Das schmerzliche Gefühl des Abstandes zwischen dem Gottesdienst hier und in den meisten andern Kirchen, das dem hiefür nicht ganz abgestumpften Gemüt nicht ganz fremd bleiben kann, spricht lauter als alle Reflexionen und Verstandesgründe für das Vorhandensein eines tiefen Schadens auf diesem Gebiete.

Sollen wir den Einzelnen für diesen Schaden verantwortlich machen? das sei ferne. Aber das behaupten wir auf Grund des oben aufgestellten Kriteriums, daß dieser liturgische Nothstand darauf hinweist, daß in unserm kirchlichen Leben etwas faul sein muß. Und was ist das? Haben wir Irrlehre in unserer Mitte? Das sei ferne, seit die freudige Uebereinstimmung mit den reformatorischen Bekentnissen bei Geistlichen und kirchlichen Laien in stetem Zunehmen ist. Oder liegen wir bei aller Orthodoxie in kirchlicher Trägheit, um nicht zu sagen, im Tode gefangen? Das wäre doch auch bei den sich stets mehrenden christlichen und kirchlichen Lebensregungen eine höchst übertriebene Aeußerung. Wie nun? Liturgischer Tod bei vorhandenem kirchlichen Leben. Wie erklären wir diesen in der Geschichte kaum bekanten seltsamen Zustand? Die Erklärung ist nicht schwer. Während wir in der Lehre und auf manchem Gebiete des kirchlichen Lebens die Fesseln des Rationalismus gesprengt haben, sitzen wir, was Wesen und Bedeutung des Gottesdienstes betrift, noch ganz fest in den von Pietismus und Rationalismus

aufgebrachten Anschauungen. Wenn man, wie doch zumeist geschieht, den Gottesdienst lediglich als ein Weckmittel für die Schlafenden und als ein Erbauungsmittel für die Wachen ansieht, wenn man, um es verallgemeineren, die Beförderung des Seelenheils der Gemeinde durch die Gnadenmittel des Worts und Sacraments als einzigen Zweck des Gottesdienstes ansieht, so mag man immerhin vom Rationalismus darin abweichen, daß jener dem Worte und Sacrament nur natürliche, wir aber übernatürliche Wirkungen zuschreiben, und daß jener von einer moralischen Besserung, wir aber von Vergebung, Bekehrung und Erneuerung reden, — in der Grundanschauung, daß der Gottesdienst lediglich um des Nutzens der Gemeinde willen da ist, finde ich keinen Unterschied. Die Resultate beweisen es. Wenn, wie es doch allgemein geschieht, jede etwaige Verbesserung und Erweiterung der Liturgie lediglich nach ihrer Nützlichkeit, — ob sie zur Erweckung oder Erbauung ꝛc. der Gemeinde diene, ob unsre Erkentnis, unser Gefühl und unser Wille dadurch heilsam gefördert, angeregt und gestärkt werden oder nicht, beurteilt und je nach dem Ausfall dieses Urteils gepflegt oder verworfen wird, — wo ist denn da der principielle Gegensatz gegen den Rationalisten mit seiner Frage, wie weit die Liturgie die moralische Besserung fördere?

Die Zwecke, die wir im Gottesdienste verfolgen, sind die höchsten, die es gibt, der Nutzen, den wir von seiner Abhaltung erwarten, die Rettung der Seelen, ist der einzige wahre Nutzen auf Erden, — dennoch sprechen wir es getrost aus: So lange wir im pietist.-ration. Irrtum befangen den Gottesdienst lediglich als ein Mittel zur Erreichung dieser Zwecke ansehen und seine Bedeutung in dem durch ihn zu schaffenden Nutzen aufgehen lassen, so lange wird auf allen Bestrebungen zu seiner Hebung und Verschönerung es ruhen wie ein Bann, der allen Segen davon nimt. Ja wenn wir unsere Gottesdienste nicht bei Zeiten von diesem Bann zu erlösen verstehen, dann fürchte ich, wird derselbe je länger je mehr von ihnen ausgehend das junge kirchliche Leben nach allen Seiten ergreifen.

Aber woran fehlt es uns denn? werden viele über so schwere Vorwürfe erstaunt fragen. Die Antwort ergibt sich, sobald wir das einfache Wort Gottesdienst näher betrachten. Gottesdienst ist doch wol ein Dienst, der Gott geleistet wird. Ist von einem solchen Dienst Gottes seitens der Gemeinde in unsern Gottesdiensten bei der vorhin angegebenen Auffassung derselben die Rede? Der sogenannte Gottesdienst geht ja nach jener Nützlichkeitstheorie auf in einer Arbeit, einem Dienst an den Seelen der Gemeinde. Das scheint doch ein Dienst zu sein, den Gott durch seinen Diener der Gemeinde, nicht aber ein „Gottesdienst", den die Gemeinde ihrem Gott erweist. Oder sollte man unevangelisch genug sein, in dem Hören des Worts Gottes und der Predigt und dem Empfangen des Sacraments, also in dem Annehmen der angebotenen Gnadengüter den Dienst zu sehen, den die Gemeinde Gott leistet (wie ja allerdings, Gott sei es geklagt, die Mehrzahl unserer todten Gemeindeglieder ihr Kirchen- und Sacramentsgehen für ein seligmachendes Verdienst hält) — und sollte man in diesem Sinne den Namen des Gottesdienstes erklären wollen? Nein wahrlich nicht, sondern darum nennen wir die Versamlung der Gemeinde im Gotteshause zur Feier von Wort und Sacrament einen „Gottesdienst", weil die Gemeinde sich versammelt, um ihrem Gott, der in Wort und Sacrament in ihre Mitte tritt, zu dienen, um vor seinem Angesicht zu feiern in Darbringung der aus opferndem Herzen hervorquillenden Lob- und Dank- und Gebetsopfer der Lippen.

So steht der ganze Gottesdienst in diesen beiden Stücken, daß einmal der Herr in der Verkündigung des Worts und der Spendung des Sacraments seine Herablassung zu der Gemeinde und seine Vereinigung mit ihr darstelt und in der Darstellung zugleich vollzieht — und daß wiederum die Gemeinde durch das diesem in ihre Mitte getretenen Herrn dargebrachte Opfer der Lippen in Dank, Lob und Gebet zu gleicher Zeit ihr Hinaufsteigen und ihre Vereinigung mit dem Herrn darstelle und wirklich vollziehe. Daß jedes dieser beiden Stücke, nicht nur die Predigt und Spendung des Sacraments, sondern auch das Danksagungsopfer der Gemeinde im Gottesdienste vertreten sei und daß sich die beiden Elemente gegenseitig durchdringen, beruht nicht auf Abstraktionen der Liturgiker, sondern auf direktem göttlichen Befehl.*) Und deshalb führt die einseitige Hervorhebung, das Aufgehen des ganzen Gottesdienstes in einem dieser beiden Stücke mit Nothwendigkeit seinen Verfall im Ganzen mit sich. An der römischen Kirche haben wir noch heute das warnende Beispiel, wohin es zulezt führt, wenn auf das Gott durch den Gottesdienst darzubringende Opfer das ganze Gewicht gelegt wird, — wir sind bei allen Reformen auf dem besten Wege, nun in das andere Extrem zu gerathen und statt der von manchen ersehnten Gott wahrhaft wolgefälligen Gottesdienste wiederum nur verkrüppelte Gestaltungen zu behalten. Doch es ist noch nicht Zeit zum Verzagen.

(Schluß folgt.)

*) Der göttliche Befehl des Danksagungsopfers seitens der Gemeinde im Gottesdienst ist biblisch nachgewiesen worden in dem Vortrag über liturgische Gottesdienste, s. Ev. K. Z. 1862. Nr. 57. 58. (Juli.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 11. April. № 29.

Skizzen über den Hauptgottesdienst.

I. Geschichtliches. (Schluß.)

Denn wir haben den Trost, daß unsere Klagen und Wünsche, wenn auch von vielen lebendigen Dienern und Gliedern der Kirche, die aus dem langjährigen Geleise ihres Gedankenkreises und ihrer gottesdienstlichen Gewohnheiten nicht mehr herauskönnen, leider beharrlich ignorirt und gleichgültig aufgenommen, dennoch auch von ihnen weder geläugnet noch mit Widerspruch abgewiesen werden, ja daß selbst unter ihnen solche sind, denen die Augen aufgehen für das, was uns fehlt, und die mit nicht wenigen jüngeren Leuten in jugendfrischer Begeisterung vereint für das solcher Begeisterung allerdings werte Ideal sich erwärmen: Herstellung des wahrhaft evang. Opferbegriffes im Gottesdienst, Heranbildung unserer Gemeinden, sonderlich derer, die das Salz in ihnen sind, zu dem Verständnis und der Fähigkeit dafür, als Priester Gottes mit den aus dem Herzen kommenden Opfern der Lippen in sein Haus und vor seinen Altar zu treten! Und wenn wir auch selbst bei den jüngeren Geistlichen es oft beklagen müssen, daß der allgemeine Mangel an jugendfrischer Begeisterung und erster feuriger Liebe zum Amt sie grade für die Hebung des Gottesdienstes gar unfähig macht, die nur dem für das Schöne und Poetische geöfneten Sinne recht möglich ist, so geht doch grade bei Erwähnung dieses Gesichtspunkts unsre Verzagtheit in Hofnung über. Denn grade diese Ideen des wahrhaft schönen und poetischen, die im ganzen Christentum nirgends so klar und rein hervortreten, als in der Ausbildung der Liturgie, sind es, die, wenn sie auch den Pastoren oft ferner liegen, das Interesse der ernst gesinnten Laienwelt aus gebildetem Stande für die Herstellung schöner Gottesdienste mit Macht gewinnen müssen. Wir wüßten in der That dem geistlich gerichteten Laien, der zu gleicher Zeit geistige Interessen, z. B. für Kunst und Wissenschaft, verfolgt und auf diesen Gebieten Erfrischungen von der oft etwas dürren Berufsarbeit sucht, kein Gebiet zu nennen, auf dem er in gleichem Maße die Befriedigung sowol seiner geistlichen als auch seiner geistigen Bedürfnisse erlangen, auf dem ihm die Freude und der Friede in Gott seinem Heilande und das Schöne und Dichterische, woran er seine Freude hat, in gleichem Maße vereinigt zufließen könnte, als grade die theoretische Erforschung des liturgischen Prachtbaus der Gottesdienste und die thätige Mitarbeit an der Wiederherstellung und Belebung dieses Prachtbaus in der Gemeinde, der er angehört. So ist das unsere Hofnung, daß von diesen Kreisen der Laienwelt, wie es bereits an mehreren Orten durch einzelne Männer unter Gottes Segen erfolgreich geschehen ist, Anregung und Anstoß zu solchem Leben ausgehen wird. Wir hoffen und bitten, daß sie eine gewisse Führerschaft, zunächst eine moralische, einnehmen mögen. Wir Pastoren müssen nicht zu hart beurteilt werden, wenn uns bisweilen, wie wir es oben aussprachen, jene Jugendfrische, jener Sinn für das Schöne und Poetische und damit grade die Begeisterung für die Hebung und Belebung des gottesdienstlichen Lebens abgeht. Uns ist die Pflege christlichen Glaubens und Lebens in der Gemeinde, uns die Haltung des sontäglichen Gottesdienstes als Arbeit aufgelegt, und alle Arbeit geschieht im Schweiße des Angesichts, ist auch mit viel Sorgen und Grämen verbunden. Wenn das vom Gottesdienst insonderheit gilt, wo wir Sontag für Sontag arbeiten müssen, und ich möchte klagend ausrufen, nichts als Arbeit und Mühe haben, wenn wir uns tausendmal lieber unten ins Winkelchen setzten, um nach Abschüttelung der Wochenarbeit einmal vor unserm Gott zu feiern in Dank, Lob und Gebet, — ach mein Gott, da vergeht wol der Gedanke an das Schöne und Poetische im Gottesdienst und die Begeisterung für die Pflege dieser Seite desselben, und man erliegt der Gefahr, die sontäglich gleichen Formen mechanisch und etwas stumpf abzumachen. Wenn die frischen Laien dem müden Pastor zu Hülfe kämen, wenn sie durch begeisterten Preis der Herlicheit des Gottesdienstes in jeder Unterhaltung ihm das Haupt emporhöben, die Lichtgestalt des Gottesdienstes der vor dem Herrn feiernden Gemeinde zu erkennen, die dem von der Arbeit am Wort und Sacrament und der Sorge niedergebeugten entschwunden war, wenn sie dem noch an der Belebung des Gottesdienstes verzagten und auf seine todte Gemeinde hinweisenden sich selbst als solche priesterliche Gemeinde darstelleten, wenn sie dem noch um die Kräfte für Belebung des erstorbenen Gottesdienstes sorgenden sich selbst und die noch für die Sache zu werbenden Freunde und Freundinnen — etwa mit ihren musikalischen Gaben — zur Disposition stellten — das wäre eine Beeinflussung des geistlichen Amtes durch das Laienelement in der Kirche, die vor Gott recht und — Pflicht ist.

Doch manche der treuesten Pastoren werden auch hierdurch nicht überwunden werden. Sie haben sich aber schon durch unsern

ersten Grund nicht überzeugen lassen und huldigen nach wie vor dem bloßen Nützlichkeitsprincip im Gottesdienst. Wahrlich, wir werden die, die Tag und Nacht, Alltag und Sontag, außer wie in der Kirche keinen Gedanken haben als nur den, dem Herrn Seelen zu gewinnen, sehr milde zu beurteilen haben, wenn ihr Irrtum aus jenem Eifer stamt. Ja in der Kirche wird das uns anwehende Gefühl von der sie dringenden Liebe Christi uns in etwas über den Schmerz hinweghelfen, den uns das Fehlen eines Feierns seitens der Gemeinde vor ihrem Gott wol macht. Ein lezter Versuch auf die Stellung auch solcher Pastoren zur liturgischen Frage soll doch noch gemacht werden und zwar durch eine Geschichte.

Man hat gefunden, daß in lezteren Zeiten die Ueberschwemmungen der größeren Flüsse in einzelnen schneereichen Wintern durch besonders plötzliches gewaltiges Steigen des Wassers furchtbarer gewesen sind als früher. Was hat man dagegen gethan? Die Dämme höher gebaut? Unter andern auch. Aber das Hauptmittel (was, glaub' ich, namentlich in Beziehung auf die Rhone vorgeschlagen ist) ist das, daß die abgeholzten Berge ihres Flußgebietes neu mit Wald angepflanzt werden. Denn Sonne wie Regen können im Walde nicht so plötzlich den Schnee schmelzen als auf der kahlen Höhe, — und was für Gründe weiter da sind. Jezt führe man einen Bauern aus der Provence einige funfzig Meilen nördlich in ein Seitenthal des Jura, zeige ihm dort am Bergesrand die Schonung und sage ihm: wenn die Bäume erst groß sind, wird dein Haus nicht mehr plötzlich unter Wasser gesezt werden können. Er wirds vielleicht nicht mehr erleben, aber seine Kinder und Kindeskinder, daß der vermeintliche Unsinn sehr tiefen Sinn hatte und die Bäume im Gebirge mehr gegen Ueberschwemmungen helfen als die Dämme im Thale. Bedürfen wir der Anwendung? Wäre nicht vom siebzehnten Jahrhundert an ein Prachtbaum im Walde der Liturgie nach dem andern abgeholzt bis zur gänzlichen Kahlheit der Gottesdienste, wer weiß, ob die Wellen des Unglaubens die Gemeinden so plötzlich und bis zu völliger Verwüstung überschwemt hätten, — und wenn wir heute neben den Nutzpflanzen erwecklicher und erbaulicher Elemente besonders in der Predigt auch die augenblicklich ganz nutzlos scheinenden Zierbäume schöner, einheitlich vollendeter liturgischer Gestaltung des ganzen Gottesdienstes und wollautender liturgischer Chor- und Gemeindegesänge pflegen, — oder um das Bild noch anders zu wenden — wenn wir in unsern Gottesdiensten den Opferdienst der Gemeinde ausbilden und die Zahl derer mehren, die zuerst äußerlich (wie meist die liebe Jugend) und dann immer innerlicher dies Danksagungsopfer darzubringen verstehen, — Bäume des Herrn zum Preise — so werden wir dadurch eine erfolgreichere Schutzwehr gegen die plötzlich und mächtig andringenden Wogen des Unglaubens und Abfalls von Gott gewinnen als an allen direkten Bekämpfungen dieser Lehren aus dem Abgrunde durch Wort und Schrift. Denn mit der Gewohnheit an die sontäglich wiederkehrenden Formen des Gottesdienstes komt die Liebe zu ihnen, mit der Liebe zu den Formen aber wächst auch die Liebe zu ihrem Inhalt. Sind aber erst das Kyrie und Gloria, die Episteln mit folgendem Hallelujah und die Evangelien, das „Wir glauben all an einen Gott — wir glauben auch an Jesum Christ seinen Sohn und unsern Herren, der ewig bei dem Vater ist gleicher Gott an Macht und Ehren" und der anbetende Lobgesang: „Heilig ist Gott der Herr Zebaoth" und wie die Stücke alle heißen bis zum „Laßt uns benedeien" und folgendem Segen fest im Herzen angewachsen, daß man sie zum sontäglichen Brot nöthig hat, — wahrlich viel, viel leichter wird es den Profeten des Unglaubens, aller gläubigen Predigten Inhalt zu entkräften als dies aus den Herzen herauszureißen. Darum zum Schluß: Willst du wahrhaft nützen durch den Gottesdienst, pflege in ihm den scheinbar nutzlosen Opferdienst der Lippen in Psalmen, Lob- und Dankgebeten und geistlichen lieblichen Liedern in der liturgischen Ordnung und Fülle, die von den Vätern uns vererbt ist; pflege sein also, daß je länger je mehr bei dir selbst und deiner Gemeinde jeder Gedanke „was hilfts" verschwinde in dem Triebe des Herzens, das also thun muß, von der Liebe zum Herrn entzündet, wie die Blume ihre Blüthe treiben muß ohne zu fragen: was nutzt es mir, daß ich blühe?

Der Grundunterschied zwischen Schiller und Göthe.

Wenn in diesen Blättern — Nr. 98. des vorigen Jahrganges — auf einen Grund-Unterschied zwischen Schiller und Göthe aufmerksam gemacht wurde, um die Thatsache zu erklären, daß jener mehr als dieser dem Volke wert sei, ungeachtet diesem häufig die größere dichterische Begabung von competentem Urteile zuerkant werde; so wird man den lezten Punct füglich auf sich beruhen lassen können; die hohe dichterische Begabung wird keinem von beiden abzusprechen sein und ein Streit über plus minus möchte wol am Ende dahin auslaufen, daß die subjective Gemütsrichtung und Lebensanschauung des Urteilenden allein im Stande ist, ein, eben auch nur für ihn unbedingt gültiges Urteil für comparative Unterscheidung zu geben; dann aber auch hängt schwerlich die Fähigkeit des Dichters, Lieblingsdichter eines Volkes zu werden, lediglich und allein, oder auch nur hauptsächlich von dem etwas höheren oder geringeren Grade seiner Begabung ab. — Darin, daß die zur Sprache gebrachte Grundverschiedenheit bezüglich der Auffassung und Behandlung des Verhältnisses des Mannes zum Weibe unverkennbar überall, in Schrift und Leben wirklich vorliegt, wird man unbedingt beizustimmen nicht umhin können und anzuerkennen haben, daß Schiller in der zarteren Auffassung und Behandlung dieses Moments dem deutschen Gemüt näher steht. — Schwerlich jedoch wird man sich damit einverstanden erklären können, wenn die Vorliebe desselben für Schiller nur durch dieses eine Moment motivirt wird; ja man würde sogar dagegen Bedenken

erheben müssen, daß der Unterschied als Grundunterschied bezeichnet wird, wenn man diese Bezeichnung etwa dahin deuten wollte, daß damit bezeichnet werden solle, was, als innerster Kern, beide unterscheidet. Dieses nemlich liegt unbedingt viel tiefer, und zwar so, daß das hier als Grundunterschied bezeichnete eben nur als Ausfluß des tiefer liegenden erscheint, als dadurch bedingtes, höchstens als eine Seite, in welcher, neben Anderem, das Grundwesentliche zu Tage tritt. — Es ist keineswegs unsre Absicht, damit die Ansicht des Verfassers des oben bezeichneten Aufsatzes zu bestreiten, und wir haben nicht übersehen, daß er nur einen Punct zur Sprache zu bringen beabsichtigt, ja wir glauben uns kaum im Widerspruche mit ihm, wenn wir es versuchen, die von ihm angeregte Frage weiter zu verfolgen und eben aus jenem tiefer liegenden Grunde die Erscheinung zu erklären. —

Es ist der absolute Subjectivismus Göthes, im Gegensatze zu dem bei Schiller überall vorwaltenden Bedürfnisse der Hingebung, was diesen dem Character und Gefühle des Volkes näher stellt und ihm Sympathien sichert, welche Göthe fehlen. —

Das so ziemlich conventionel gewordene Schlagwort, daß Schillers Dichtergenius sich mehr in idealer Höhe halte, Göthe dagegen mehr im realen Sein sich bewege, mag wol etwas Wahrheit enthalten, allein der Satz ist so unklar und unbestimt, daß, wenn man ihn hört, die Besorgnis nicht leicht zu unterdrücken ist, der also Urteilende möge vielleicht kaum im Stande sein, genau zu specificiren, was er enthält und was damit gemeint ist. — Jedenfalls wird das Wahre, das er enthält, schärfer und bestimter zu Tage treten, wenn man von dem hier von uns bezeichneten Puncte ausgeht, man wird leichter dem Urteile einen concreten Inhalt geben und sonach auch bestimmen können, wie das, was Jeder hat und geben kann, sich zu einem bestimten Volkscharacter verhält und anziehend oder abstoßend auf denselben einwirken wird.

Ueber das, was hier der Kürze halber Göthes Subjectivismus genannt wurde, haben wir uns früher schon in diesen Blättern ausgesprochen.*) Es ist gezeigt worden, welche Stellung zu christlicher Wahrheit ihm seine Eigentümlichkeit, wonach Alles in dem Ich culminirt, geben mußte. Darauf hier zurückzukommen liegt kein Grund vor; dagegen wird zu zeigen sein, welchen bestimmenden Einfluß diese seine Individualität für die Auffassung und Behandlung der hier in Betracht kommenden Verhältnisse in seinen dichterischen Producten hatte, um aus der Vergleichung dessen, was Schiller aus dem polar dieser Subjectivität entgegengesezten Bedürfnisse der Hingebung erzeugt und zu geben hat, beurteilen zu können, weshalb dieser mehr das deutsche Volk anspricht und größere Sympathie für sich hat. —

Man kann bezüglich Göthes, um die hier in Betracht kommenden Eigentümlichkeiten desselben aufzufinden, ganz wol von dem Puncte ausgehen, welchen der Aufsatz, an welchen wir anknüpften, als Grundverschiedenheit bezeichnet, und wenige Schritte

*) Nr. 66 des vor. Jahrg.

werden zum Ziele führen. Daß sich der Subjectivismus Göthes in seiner Auffassung der Stellung des Mannes zum Weibe sehr deutlich kund gibt, wird weder nachzuweisen, noch zu bezweifeln sein. — Eine Hingebung der Person, ein Gebundensein an das Weib verträgt er nicht, und nicht nur das Recht des Uebergehens von Einer zur Anderen, sondern sogar des gleichzeitigen Liebens — sinnlich-leiblich und sinnlich-geistig möchte man sagen, um nicht von einen Venus vulgivaga und astraea sprechen zu müssen — nimt er nicht etwa nur factisch in Anspruch, sondern stelt es geradezu als das an sich berechtigte hin; z. B. der Frau von Stein gegenüber, wenn er dieser schreibt: Wem geschieht unrecht, wenn ich die Stunden, die Niemand begehrt ꝛc., bei Jener zubringe — und, kann man unbedenklich hinzusetzen, bei der Concubine suche, was Andere nicht gewähren wollen, oder können. — Der Anstoß, den diese Denkweise deutscher Sinnesart geben muß, ist klar; eben so klar, daß der absolute Subjectivismus dabei nicht stehen bleiben kann. — Die Ehe nimt schon direct ihren Anteil daran; ihre Gebundenheit muß dem durch und durch widerwärtig sein, der so zum Weibe steht und stehen will. — Doch brechen wir ab, um nicht auf das nochmals weiter einzugehen, womit wir uns oben schon vollkommen einverstanden zu erklären hatten. Nehmen wir darauf Bezug, daß die Ehe das Haus, die Familie begründet. Schon aus dem eben berührten Verhältnisse wird sich folgern lassen, daß die Stellung zum Hause von der Beschaffenheit der Grundlage, auf der dieses beruht und erwächst, afficirt werden und wesentlich keine andere sein dürfte, als die damit bedingte; bezieht man jedoch die Sache auf ihren tieferen Grund, so wird vollends klar, daß Göthes Subjectivismus in ein Familienleben eben so wenig hineinpassen will, als in die Ehe; die Hingabe an dieses scheint sich damit fast noch weniger zu vertragen. — Dafür, daß diese allgemeine Anschauung für den Fall zutrift, gibt die Behandlung alles hierher Gehörigen in Göthes Werken das vollgültige und überall sich gleich bleibende Zeugnis. Man kann seine Schriften samt und sonders durchnehmen und im Voraus gewiß sein, nicht einer Stelle zu begegnen, in der sich eine höhere Auffassung der hierher gehörigen Dinge und Seiten des Lebens offenbarte. Im günstigen Falle komt, wenn er daran rührt, ein Bild der Philisterhaftigkeit, wie in Hermann und Dorothea zu Stande, dem man innere Wahrheit und selbst glückliche dichterische Behandlung nicht absprechen kann, das aber für eine über die Philisterhaftigkeit hinausliegende Auffassung und einen Einblick in das tiefere Gemütsleben nicht einmal einen Ort hat. Im ungünstigen — man scheut sich fast das rechte Wort zu gebrauchen — auch ist es kaum nöthig, denn wer hätte die Wahlverwandschaften reflectirend gelesen und nicht, neben der psychologischen Wahrheit der Darstellung, den Schauer des absoluten Greuels, der die Familienverhältnisse zerfressenden Macht der Sünde empfunden, die aus der tiefsten Nacht des Abgrunds heraus sich offenbart? — Eben so wenig, als dem Hause ordnet sich Göthes Subjectivismus einer weiteren Ordnung mit Hingebung ein. Daß ihm die Liebe zu, die Hingabe an Vaterland

und Volk so fremd war, als immer möglich, dafür hat er, als Mensch und Dichter, so starke Zeugnisse gegeben, daß man diesen Punct kaum zu belegen braucht. — Hätte er auch nicht gedichtet: Kennst du das Land, wo die Orangen blühn — nebenbei auch die römischen Geliebten, und gehandelt und gesprochen als ein gar nüchterner Mensch, in die Dinge von 1813 hinein, schon der Umstand müßte für das Urteil entscheidend sein, daß in keiner seiner Dichtungen irgend bedeutende Motive und Momente, die diesem Verhältnisse angehören, vorkommen. —

Das wären nun wol gar bedeutende Momente, die für die Erklärung der Stelle, die ein deutscher Dichter in der Gunst seines Volkes einnimt, nicht wol übersehen werden dürfen. Dieses fühlt, so weit es sich deutschen Character und deutsche Gemütsart bewahrt hat, die Isolirung als etwas ihm fremdes und deshalb seiner Natur nach Störendes. — Anschluß an Andere, Gemeinsamkeit des Hauses, Liebe zur Heimat, zum Stamm und Volke ist ihm Bedürfnis — Heilighaltung, würdige innere Auffassung der betreffenden Verhältnisse, Hingebung an dieselben ist, von Ur an, so sehr mit dem deutschen Wesen verwachsen, daß diese Dinge zerstören genau so viel heißt, als, in eben dem Maße, als dies bei dem Individuum geschieht, den Nationalcharakter in ihm vernichten. — Darf es uns Wunder nehmen, daß der Dichter, welcher Saiten nicht in Schwingung zu setzen vermag, oder es verschmäht dieses zu thun, die, mit dem Gemüte eines Volkes innigst verwachsen, wenn sie angeregt würden, guten starken Ton und Klang geben würden, den Wiederhall in dem Bewußtsein des Volkes nicht fördern wird und kann, der ihn zum bevorzugten Lieblinge desselben machen würde; daß dieses ihn, bei aller Anerkennung seiner hohen Begabung, doch mit dem Bewußtsein, wenigstens der instinctiven Empfindung aus der Hand legt, es seien noch Tiefen in der eignen Brust, es klingen da noch Harmonien, in die er nicht hinabführt, die sein Lied nicht zu wecken vermag. — Oft genug kleidet sich dies Empfinden bei bescheidenen Lesern, die den Dichter nicht mit der Absicht zu critisiren, sondern mit der zu genießen zur Hand nehmen, in ein Urteil, das trotz seiner Anspruchlosigkeit hier von größerem Gewicht sein muß, als das der maßvollsten Critik, in das Urteil: Ich verstehe ihn nicht! — er steht mir zu hoch; geht zu tief! — Mag immerhin der also Urteilende den Grund davon in seiner Nichtbefähigung, in einem minus suchen, das ihm adhärirt; der Critiker wird ihn — so weit natürlich nur, als es die Beantwortung der hier aufgeworfenen Frage gilt — umgekehrt in dem Dichter finden müssen, der, wie gesagt, Saiten nicht berührt, die klingen und verhindern möchten, daß seine Dichtung als fremdes anspreche. — Ein anderer, dieses Urteil häufig mit motivirender Umstand mag später berührt werden, und in der Vergleichung, da wir von Schiller zu sprechen haben, hervortreten, daß Göthe, bezüglich der bisher beachteten Puncte, nicht blos nicht anziehend, sondern auch häufig direct abstoßend sich verhält. — Vorerst wird der Subjectivismus Göthes, in seiner Gegensätzlichkeit gegen deutsche Volkstümlichkeit noch um einen

Schritt aufwärts zu verfolgen sein. — Derselbe verträgt sich nemlich, ebensowenig als mit einer Hingebung an die bisher erwogenen Dinge, mit einer solchen an eine höhere Welt und Macht, er stelt sich dieser eben so spröde gegenüber als allem Anderen außer ihm selbst liegenden, was eine Hingabe heischen und bedingen könnte. —

Der von Schleiermacher gebrauchte Ausdruck für das fundamentale religio, das Bewußtsein der Abhängigkeit, dürfte der beste sein um hier die Sache zu bezeichnen. — Man kann nicht sagen, daß Göthe als Dichter dasselbe bekämpft, ihm mit Absicht feindlich entgegengetreten sei; Tendenzstücke, die etwan, wie Lessings Nathan gegen den Offenbarungsglauben, sich gegen das Religiöse richteten, hat er nicht ausgehen lassen, dazu war er zu sehr Dichter und — es lag die Sache zu sehr außer ihm. — Er hat eben das Gefühl der Abhängigkeit gar nicht, und so fält diese Seite in seinen dichterischen Producten von selbst aus. — Er hat keinen Gott und keinen Satan; — keinen Himmel und keine Hölle; — keinen Tartarus und kein Elysium; — keine Vorsehung und kein Fatum, er hat — nur einen Mephisto, den Faust bändigt und der ihn dafür betrügt. — Er hat keine Vergeltung, keine Sühne und keine Gerechtigkeit, sondern nur eine Schönheit und Harmonie der Natur und der Naturdinge, — eine Ordnung, welche zwar für den Künstler, den Forscher äußerst wichtig und schätzenwert sein mögen, aber dem religiösen Gemüt auch nicht einmal einen Schatten von Befriedigung zu gewähren geeignet sind. — Mag man nun dieses Nichthaben immerhin, wenn man dazu Lust hat, als einen entschiedenen Vorzug, als ein Stehen auf der Höhe des Denkens und der Zeit an ihm schätzen und rühmen; das wenigstens wird man nicht verkennen können, daß für die, welche sich von dem Gefühle der Abhängigkeit noch nicht losgemacht haben, welche für ein religiöses Bewußtsein noch Befriedigung suchen, Göthe — schlechthin gar nichts zu bieten hat. — (Die Versuche, das Gegenteil aus seinem Faust herauszubringen, haben wir hier nicht zu critisiren und — die Sache liegt damit auf der Hand, daß man erst hineindeuten und reflectiren muß, um das Gesuchte herauszubringen.) — Mag man ferner dem Bestreben, das Volk von dem Bewußtsein und Bedürfnisse des Religiösen loszumachen, als dem würdigsten und in seinem Erfolge wünschenswertesten den unbedingtesten Beifall zollen; so lange wenigstens, als dieser Erfolg nicht erreicht ist, wird man der Aussicht Anstand geben müssen, daß das Volk sich Göthe als seinem entschiedenen Lieblinge zuwende, der für ein, dermalen wenigstens noch vorliegendes geistiges Bedürfnis — sagen wir es kurz, kein Verständnis hat. — Der deutsche Volkscharacter ist wesentlich religiös; als solcher offenbart er sich, so weit die Geschichte zurückweist; der Halbwilde des Tacitus beugt seinen Unabhängigkeits- und Freiheitssinn unter die Göttermacht, so daß er sich, ihm gegenüber, selbst sclavischer Zucht unterwirft, und ein Blick auf die fernere Geschichte genügt, um zu erkennen, welche Macht das religiöse Bedürfnis zu jeder Zeit gehabt und entfaltet hat. — Wird das in Zukunft

anders werden? — Wir hoffen und — glauben es nicht! — Aber als ein sehr schlimmes Zeichen für die Hofnung und Ueberzeugung, daß es dazu nicht kommen werde, würde es angesehen werden müssen, wenn es jemals dahin kommen sollte, daß das Volk sich Göthe als seinem entschiedenen Lieblingsdichter zuwendete, als das Zeichen, daß ihm das Bedürfnis abhanden gekommen, für welches er, außer reiner Negation, nichts zu bieten vermag. — Daß höher Gebildete zu Göthe, dem Dichter, anders stehen können, ist oben schon berührt worden; sie können und mögen abstrahirend und reflectirend der dichterischen Begabung sich freuen; — wir haben es damit nicht, sondern nur mit der Frage, wie Göthe zum Volke stehe, zu thun. —

Wenden wir uns zu Schiller. — Wurde oben schon bemerkt, daß zwischen ihm und Göthe ein polarer Gegensatz bestehe und dieser als Subjectivismus und Bedürfnis der Hingebung bezeichnet, so wird der Versuch zur Erklärung der Erscheinung aus diesem Gegensatze am geeignetsten in derselben Reihenfolge die Dinge betrachten, in welchem sich der Gegensatz offenbart, nur scheint es zweckmäßig diese Reihenfolge umzukehren, und demnach die Frage voranzustellen, wie steht Schiller zu dem religiösen Bedürfnisse und Bewußtsein des Volkes? —

Bezieht man die Frage nicht auf einen bestimten concreten Inhalt des Glaubens, sondern auf den allgemeinen fundamentalen Grund, — das Bewußtsein der Abhängigkeit, der Zugehörigkeit zu einer höheren Ordnung der Dinge, der Hingebung an diese, so wird es keinen Anstand haben zu behaupten, daß Schillers tiefreligiöses Gemüt, überall wol erkennbar, den Volkscharacter reflectirt und in innigster Verwandtschaft damit steht. — Man hat sich freilich hin und wieder Mühe gegeben, dem Dichter mehr als das, nemlich einen christlichen Character zu vindiciren, diese Mühe wird jedoch wol unbedingt als verloren zu betrachten sein. Ein christlicher Dichter war Schiller nicht und konnte es nicht sein. Die Behauptungen und Nachweise, die man auf seine späteren Dichtungen, die Jungfrau, Maria Stuart, dahin zu begründen suchte, daß er mehr und mehr christlichen Lebensanschauungen sich hingegeben habe, wird man als völlig mislungen zu bezeichnen nicht umhin können. Sieht man die fraglichen Dichtungen darauf hin an, so lassen sie entschieden den Eindruck zurück, daß einmal die darin benutzten Motive bei weitem weniger christlich sind, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt sein könnte, dann aber — und darauf wird das Hauptgewicht zu legen sein — daß sie weit weniger auf Rechnung des inneren Gemütslebens des Dichters, als auf die der Characterzeichnung, der Oekonomie der Dramen zu setzen sind. — Schon die Form, in der sie auftreten, kann dies zur Gewißheit machen, denn daß Schiller jemals vorwiegende innere Hinneigung zum Katholicismus gehegt habe, wird man schwerlich annehmen oder nachweisen können. Verzichtet man jedoch darauf, ihm eine christliche religiöse Lebensanschauung zu vindiciren, gesteht man selbst zu, daß es ungewiß bleibt, ob er es überhaupt nur bis zu dem Bekentnisse irgend eines positiven religiösen Glaubens gebracht hat, so wird man dafür desto bestimter den Eindruck erhalten, daß das oben bezeichnete Fundamentale, der Zusammenhang mit und die Abhängigkeit von einer höheren Ordnung der Dinge, so sehr innerer Lebensgrund für ihn war, daß er davon niemals sich losreißen konnte. Nur dadurch wird es begreiflich, wie er, selbst ohne positives Bewußtsein der Wahrheit eines concreten Inhaltes jener Grundidee, des Religiösen, die Macht derselben so begreifen, empfinden konnte, was er mußte, um sie so in seinen Dichtungen darstellen und als Motive wirksam werden zu lassen, wie in diesen zu Tage liegt. — Es würde unnütz sein, dies leztere durch detaillirteres Eingehen nachzuweisen, indessen wird die Allgemeinheit der Behauptung, daß er von diesem inneren Lebensgrunde sich niemals habe losreißen können doch wol wenigstens eines Belegs bedürfen. Dieser wird wol am besten damit zu geben sein, daß gezeigt wird, es treffe die Behauptung selbst für die Geistesproducte zu, in welchen er sich am weitesten von diesem Grunde entfernt zu haben scheint. Es wird nicht erst gesagt zu werden brauchen, daß hier von den Räubern und von den Göttern Griechenlands zu sprechen ist.

Die Räuber — lassen wir sie! es bedarf keiner Critik, denn das Drama hat der Critik genug erfahren und Jedermann kent dasselbe; Jedermann weiß, wie darin das Dichtergenie, unter den Fesseln der Carlsschule und den Eindrücken sonst es umgebender Zustände gährt und schäumt; — uns gilt es nur die Frage, ob auch in der dadurch bewirkten Trübung das noch sichtbar bleibt, was als tiefster Lebensgrund des Dichters bezeichnet wurde. — Es bleibt aber nicht blos sichtbar, sondern tritt auch so sehr in den Vordergrund, daß es gar nicht zu übersehen ist. — Störung einer sittlichen Weltordnung ist der Grundgedanke, von dem Alles ausgeht; die Consequenzen derselben, — bei den niederen Naturen gänzliches Versinken, bei der höheren Natur Karl Moors Versöhnung in der Erkentnis der Verkehrtheit und Sühne durch Hingabe der Person an die Strafe derselben, das ist die Ausführung; nehmen wir hinzu, daß diese Umkehr durch das Hereingreifen einer höheren Macht — nenne man diese und denke sie sich, wie man will — vermittelt erscheint, so wird man schwerlich verkennen können, daß der Dichter mit seiner ganzen Existenz — bewust oder unbewust ist hier gleichviel — mit seinem Denken und Fühlen innerhalb einer höheren göttlichen Ordnung steht, denn hätte er sich von dieser, von dem Bewustsein der Abhängigkeit abtrennen können, oder hätte er dies gethan, so hätte er unmöglich so dichten und

schreiben können. — Auf die, sagen wir es kurz — Rohheiten in der Ausführung werden wir, unter einem anderen Gesichtspunkte zurückkommen müssen, vorerst möge hier über die Götter Griechenlands das Erforderliche bemerkt sein. — Naturgenuß in idealer Vollkommenheit, unter dem Gesichtspuncte des Schönen, ist der Vorwurf den der Dichter sich nimt; — feindselig störend treten ihm die christlichen Lebensanschauungen, — die er freilich ganz und gar verkent — der Tod als gräßliches Gerippe — entgegen, er bekämpft sie im Zorne, aber er bekämpft zugleich die Nüchternheit eines Naturgenusses, welchem die Natur nur eine materielle Ordnung, Schönheit ꝛc. ist. Ihm genügt diese nicht, und die Beziehung auf eine höhere Ordnung der Dinge, ein geistiges und vergeistigendes Princip ist ihm so nothwendig und unentbehrlich, daß er, wenn der Gott ihm abhanden kam — wenigstens Götter haben muß, und sein Gedicht — nicht dem Religiösen im Allgemeinen, sondern dem Gegenteile desselben, dem Materialismus, den Stab bricht, und seine Opposition gegen christliche Naturanschauungen eben nur daher rührt, daß er irrtümlicher Weise solche der unbefriedigenden Nüchternheit des Materialismus verwandt hält. — In der That, man hat es hier gerade sehr leicht, den vollen Eindruck der Grundverschiedenheit Schillers und Göthes zu erhalten und diese sich klar zu machen. Der leztere behandelt ja oft genug den gleichen Stoff, aber Götter braucht er niemals dazu, ihm genügt die Natur und Kunst als Object und sein Ich als Subject. —

Doch kommen wir auf die Räuber zurück. — Das, was wir oben kurz die Rohheiten der Ausführung nannten, sollte wol längst den Gebildeten deutscher Nation dasselbe völlig verleidet haben, das aber ist bekantlich nicht der Fall; mag die Critik daran auszusetzen haben, noch betrachtet das Volk keineswegs das Stück als ein der Schillerschen Muse unwürdiges. Fragt man nach dem Grunde hiervon, so liegt der geradeswegs in der — mags denn geschrieben stehen, selbst auf die Gefahr, daß man aufs bedenklichste den Kopf schüttelt — in der zarten Schonung, mit der Schiller das Religiöse darin behandelt. Daß man längst davon sich abgewendet haben würde, wenn die freiwillige Sühne am Schlusse nicht eine Versöhnung mit dem sonstigen Inhalte für deutsche Volksanschauung bewirkte, bedarf kaum der Erwähnung, aber auch die sonstige Durchführung komt bedeutend in Betracht. — Weniger Gewicht ist darauf zu legen, daß dem Princip des Materialismus, verkörpert in Franz Moor, das Gewissen, die unvertilgliche Furcht vor den Schrecken des Gerichts, in ernstester Haltung, mahnend und warnend und durch den Fortgang der Handlung gerechtfertigt entgegengestelt wird, als vielmehr daß selbst da, wo der höchste Ingrimm über bestehende religiöse Verhältnisse in schneidendster Schärfe sich ausspricht und Motiv der Handlung wird, die Idee des religiösen nicht etwa nur geschont wird, sondern vielmehr als höchster Gipfelpunct menschlichen Seins unbedingte Anerkennung findet. — Wo höhnender Spott und Verachtung dieser Idee sich ausspricht, da liegt er in dem Munde der vom Dichter Gebrantmarkten und dient dazu Spiegelberg und Genossen als solche zu characterisiren; Roller bekent, daß Sterben mehr als Harlequins Sprung, und Räuber Moor, daß er wisse, er werde seine Schuld im Schuldbuche des Himmels lesen, und nur mit den elenden Sachwaltern desselben nichts zu schaffen haben wolle. —

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Weimar.

Will man sich über die Bedeutung vergewissern, welche die Gottesordnung in dem geistigen Leben eines Landes hat und übt, so wird man sicherlich nicht zulezt nach dem Einfluß fragen, der ihr in Bezug auf die Volksschule und die Jugendbildung überhaupt zugestanden wird. „Wer die Schule hat, der hat die Zukunft", das ist ein Satz, den die Zeitblätter zum Oefteren wiederholen, und dessen wenigstens relative Wahrheit von niemand verkant werden sollte. Wie steht es damit in unserem Lande, das so viel und so gern von seiner Humanitätsbildung und von der Vortreflichkeit seiner Schulen redet? Knüpfen wir die Relation über das gegenseitige Verhältnis der Kirche und Schule im Großherzogtum Weimar an einige Thatsachen an, welche der Zeit nach noch frisch sind.

Im Jahre 1861 hatte Generalsuperintendent Dr. Petersen aus Gotha auf einer zu Weimar abgehaltenen kirchlichen Versamlung den Antrag gestelt, es möge in der nächsten Versamlung des sog. Thüringer Kirchentags das Verhältnis der Kirche und Schule zu einander oder, wie er sich ausdrückte, die Stellung des evangelischen Geistlichen zur Volksschule zur Sprache gebracht werden. Das Referat übernahm der Antragsteller selbst. Als jedoch am 16. Juli 1862 zu Ohrdruf die in Aussicht genommene Versamlung wirklich gehalten wurde, war Dr. Petersen unbegreiflicher Weise vom Referat zurückgetreten und überließ gegen den Wunsch der Mehrzahl zwei anderen Herren das Feld, dem Seminardirector Mohnhaupt aus Weimar und dem Superintendenten Schulze aus Ohrdruf. Letzterer, früher Schuldirector in Gotha, ist ein bekanntes Mitglied im Vorstand der ihrer Haupttendenz nach radicalen allgemeinen deutschen Lehrerversamlung. Ersterer, dessen amtliche Stellung hierbei wol zu beachten ist, stelte nun über das Verhältnis des evangelischen Geistlichen zur Volksschule folgende Sätze auf: „1. Das Recht der Beaufsichtigung der Volksschule gebührt dem Staate; der Kirche komt das Recht der Aufsicht über den Religionsunterricht zu. 2. Der evangelische Geistliche kann mit der Aufsicht der Volksschule betraut werden. 3. Daß der jedesmalige Ortsgeistliche die Aufsicht über die schulischen Anstalten seines Ortes führe, ist nicht nöthig. 4. Der mit der Schulaufsicht betraute evangelische Geistliche hat sich nicht als einen Beherscher der Schule und des Lehrers zu betrachten, sondern als väterlichen, freundlichen Berather und Förderer zu erweisen." Diese Sätze, schon der Sprache nach nicht ganz klar und nicht gewinnend, dem Inhalt nach aber höchst unpassend für eine kirchliche, zumeist aus Geistlichen bestehende Versamlung, mußten selbstverständlich nicht geringen Widerspruch hervorrufen. Dazu kam, daß ihre Begründung viel Irrtümliches ent-

hielt, namentlich den großen Irrtum, als sei die evangelische Volksschule nicht aus der Reformation hervorgegangen, und daß der ganze Vortrag an einer ziemlichen Anzahl langweiliger Partien litt. Es fanden sich in der That nur wenig Leute, die den Thesen das Wort redeten, und eigentlich die ganze Versamlung mit Ausnahme einiger Lehrer, die sonst nicht in kirchlichen Zusammenkünften zu erscheinen pflegen, wandte sich von der durch die Thesen eingeschlagenen Richtung ab. Die ganze Sache schloß damit, daß die Weimarische Lehrerversamlung zu Kreuzburg den Herren Mohnhaupt und Schulze als würdigen Verfechtern der Lehreremancipation ein donnerndes Hoch brachte, was von ihnen wahrscheinlich dankbar hingenommen worden ist. Späterhin entwickelte sich aus diesem Hochruf und aus einer Kritik des Weimarischen Sonntagsboten über einzelne zu Kreuzburg von Lehrern gehaltene Vorträge, von denen z. B. der eine den nothwendigen Zusammenhang zwischen Lehrertum und Liberalismus darzulegen versucht hatte, ein Streit in den öffentlichen Blättern. Auf der einen Seite vertheidigten die Vertreter des Sonntagsboten das Recht der Kirche auf die Leitung der Schule und dabei zugleich das Recht der öffentlichen Kritik, auf der andern Seite wollten die betreffenden Weimarischen Lehrer sich überhaupt nicht kritisiren lassen und nahmen für sich selbst die alleinige Herschaft über die Schule in Anspruch.

Wir haben uns über die Mohnhauptschen Thesen nach Form und Inhalt tadelnd aussprechen müssen, dennoch sind wir in der Lage, ihnen eine nicht zu unterschätzende Wichtigkeit beizulegen. Nemlich, trotz ihrer Irrtümer und ihrer Unklarheiten nehmen sie principiel ungefähr den Standpunkt ein, der im Großherzogtum Weimar factisch der Volksschule zugewiesen ist. Während bis in die Mitte dieses Jahrhunderts die innigste Verbindung zwischen Kirche und Schule Regel war und gesetzlich fest stand, wie das in einem altreformatorischen Lande gar nicht anders erwartet werden konnte, wurde im Jahre 1851 die Oberaufsicht über die Schulen des Landes den beiden Oberconsistorien in Weimar und Eisenach entzogen und einer eigens dazu geschaffenen Abteilung des Staatsministeriums übergeben. Auf der Basis der Grundrechte des deutschen Volkes erschien am 2. Mai desselben Jahres ein Gesetz über einige das Volksschulwesen betreffende Fragen, dessen § 1. lautet: die Angelegenheiten der Volksschule werden von dem Staate durch dessen Behörden oder besonders beauftragte Personen unter der gesetzlich oder herkömmlich geordneten Mitwirkung der Gemeinden geleitet. Mit diesem einfachen Satze ward ganz plötzlich die Verbindung der Schule mit der Kirche gelöst und der lezteren eine Anstalt entrissen, die sie in den überaus meisten Fällen als ihre eigenste Einrichtung, als Pflanzstätte des christlichen Glaubens und Lebens für die in ihr geborene Jugend aus eignen Mitteln und mit Aufopferung gegründet hatte. Die Kirche als solche hatte fernerhin auf die Forderung zu verzichten, daß in den Schulen ein christlicher Geist wehe, und ihre Pfleglinge sollten rechtlich nicht mehr darauf Anspruch machen können, zusammen erzogen zu werden in der Zucht und der Vermahnung des Herrn. Zwar ist in § 12. ausgesprochen, daß der in den Volksschulen zu ertheilende Religionsunterricht von den betreffenden kirchlichen Behörden als solchen nach Maßgabe der bestehenden gesetzlichen Vorschriften geordnet und beaufsichtigt werden soll; aber wo liegt die Garantie dafür, daß die der Kirche entzogene Schuldisciplin eine christliche ist, daß nicht außerhalb des Religionsunterrichts die Lehrsätze des Christentums in anderen Lehrstunden gemishandelt werden und überhaupt nicht ein Geist sich geltend mache, der die Kinder dem kirchlich-religiösen Leben geradezu entfremdet? Ebenso bestimt § 14., daß der vom Staate bestelte Schullehrer nur so lange den christlich confessionellen Religionsunterricht ertheilen soll, als die geistliche Behörde nicht Einspruch dagegen erhebt und selbst einen andern Religionslehrer bestelt; aber dann wären ja an einer vielleicht kleinen Dorfschule auf einmal zwei Schullehrer, die sich einander befehden, und wer reicht dem Religionslehrer die Besoldung, da der vom Staate bestelte Lehrer das herkömmliche Einkommen behält? Die Rückgabe der kirchlichen Besoldungsstücke müßte doch in diesem Falle sicherlich verfügt werden. Wie in der obersten Spitze der Behörden, so ist auch nach unten in der Gemeinde die Trennung der Schule von der Kirche direct ausgesprochen. Der Schulvorstand, vorher mit dem Kirchenvorstand in Eins verbunden, wird von diesem abgetrent, und weil die Schule Staatsanstalt geworden ist, führt im Schulvorstand nicht mehr, wie vordem, der Pfarrer, sondern nach § 5. der Ortsbürgermeister den Vorsitz. Hier muß mit Recht gefragt werden, ob der jedesmalige Ortsbürgermeister (Schultheiß), der meistens ein einfacher Landmann ist, so viel Geistesbildung und so viel Liebe zum Schulwesen hat, daß er den Erfordernissen seines Amtes als Vorsitzender des Schulvorstandes entsprechen kann. Zwar hat der Schulvorstand nicht die innere Schulaufsicht zu führen, er hat nichts zu thun mit der Aufsicht über die Person des Lehrers, dessen Lehrplan und Lehrweise, aber er hat nach den ihm zugewiesenen Befugnissen ganz besonders für eine angemessene äußere Stellung des Lehrers, für Anschaffung der Unterrichtsmittel, für Aufbringung der Schulbedürfnisse überhaupt zu sorgen, er hat die nächste Disposition über das Schulvermögen und die Verwaltung desselben, und weil ihm alle Rechte und Pflichten des früheren Schulvorstandes, welcher unter der Leitung und dem Vorsitze des Geistlichen bestand, gleichfalls übertragen worden sind, so liegt ihm ob, die Schulversäumnisse zu überwachen, die nachlässigen Eltern zu verwarnen und sie anzuweisen, daß sie ihre Kinder ordentlich zur Schule schicken, Gegenstände der äußeren Schulordnung und Schulpolizei zur Sprache zu bringen, die Angelegenheiten der Baumschule zu ordnen, endlich über alle diese Dinge Protokoll zu führen und Berichte an die Schulinspection zu erstatten, auch die Rechte der Schulgemeinde bei Besetzung von Schulstellen wahrzunehmen und zu vertreten. Alle diese Dinge erfordern ein gewisses Verständnis, und wie die Sachen liegen, ist in vielen Fällen weder Lust noch Geschick dazu vorhanden, die verlangte Thätigkeit zum Besten der Schule zu entfalten. Wenn man dagegen einwendet, daß ja der Geistliche Mitglied des Schulvorstandes sei und mit seiner Erfahrung und Einsicht den Schulvorstand unterstützen könne, so weisen wir darauf hin, daß die Stellung des Geistlichen im Schulvorstande doch nur eine untergeordnete ist, und wir meinen, es heiße geflissentlich das geistliche Amt eines Pfarrers herabwürdigen, wenn er gehalten sein sollte, in Auftrag und unter Controle des Ortsbürgermeisters Berichte zu verfassen und Beschlüsse in Ausführung zu bringen. Die Schulvorstände haben sich in der That seit ihrer Einführung als eine äußerst lahme Einrichtung gezeigt, sie treten in den seltensten Fällen, gewöhnlich nur auf besondere Anordnung der Behörden zusammen, und der Geistliche, den selbst Oberhofprediger Dr. Schwarz in der Ohrdrufer Versamlung den geborenen Vorsitzenden des Schulvorstandes nannte, befindet sich bei jeder Zusammenkunft des Schulvorstandes in einer unbequemen nicht eben beneidenswerten Lage. Selbst dem Schullehrer, wenn er mit seinem Pastor

halbwegs gut steht, ist es angenehmer, dem Geistlichen gegenüber in einem untergeordneten Verhältnisse zu stehen, als in manchen, wenn auch mehr äußerlichen Dingen dem Ortsbürgermeister gegenüber. Gerade in den örtlichen Gemeindeverhältnissen hat sich das Princip der Trennung der Schule von der Kirche am allerwenigsten bewährt und gibt fortwährend Veranlassung zu gegenseitiger Misstimmung. Daß die schnelle Durchführung des Gesetzes für das Gedeihen der Schule selbst und den thatsächlich in einander greifenden Richtungen des Volkslebens von wirklichem Vorteil sein werde, ist nicht einmal von den Gesetzgebern behauptet worden, wol aber ward hervorgehoben, man habe die Schulangelegenheiten in dieser Weise und nicht anders ordnen müssen, weil die deutschen Grundrechte in unserm Staate Gesetzeskraft erlangt hätten. Aber die Grundrechte sind keine ausführlichen Gesetze, sie enthalten nur Principien, deren Ausführung dem Ermessen der Einzelstaaten überlassen war, und die Frage liegt sehr nahe, ob es, da man doch mit Durchführung anderer grundrechtlicher Principien gezögert hat, unbedingt nothwendig war, hier sogleich Hand ans Werk zu legen und ein so umfassendes, alle einschlagenden Fragen berührendes Schulgesetz zu geben, ob es nicht der Natur der Sache angemessener gewesen wäre, vorher mit der geordneten Vertretung der Kirche sich zu verständigen und das Ergebnis der desfallsigen Verhandlungen abzuwarten. Ein Jahr nach Einführung der neuen Schulordnung fand man gerathen, die Frankfurter Grundrechte wieder abzuschaffen, aber leider — das Schulgesetz blieb und übt noch heute seine nachteiligen Folgen.

Dennoch, ganz rein ist das Princip der Trennung der Schule von der Kirche nicht durchgeführt worden. Man konnte sich bei dem besten Willen, den Forderungen der Zeit gerecht zu werden, der Ueberzeugung doch nicht verschließen, daß die consequente Durchführung des angenommenen Grundsatzes in seiner ganzen Schärfe die Schulen des Landes an den Rand des Verderbens bringen werde. Schon daß der Geistliche als solcher wenigstens Mitglied des Schulvorstandes blieb, war eine principielle Abweichung. Weiter ist nach Art. 3. der Ausführungsordnung zum Volksschulgesetz derselbe Ortsgeistliche, der als Mitglied des Schulvorstandes dem Ortsbürgermeister untergeben ist, beauftragt, die örtliche Aufsicht über alle Schulangelegenheiten innerhalb seines Parochiebezirks zu führen, und dient derselbe namentlich auch der Schulinspection, bezüglich der Schulephorie als Organ ihrer amtlichen Thätigkeit; und nach Art. 4. hat der Schulvorstand nach vorausgegangener Anstellungsprobe eines Lehrers seine etwaigen Bedenken gegen Gabe, Lehre und Wandel vor der örtlichen Schulaufsicht geltend zu machen. Ferner ist die Schulephorie dem jedesmaligen Superintendenten übertragen, so daß dieser jährlich alle Schulen seiner Diöcese zu besuchen und zu prüfen hat, und die Schulinspection wird von den bestehenden Kircheninspectionen geübt, zu denen gleichfalls der Superintendent gehört. In allen diesen Puncten hat man das Princip der Trennung wieder verlassen und ist dem zu Grunde liegenden Gesetz gegenüber inconsequent geworden. Wir unsrerseits freuen uns dieser Inconsequenz, sie ist zur Zeit das einzige Band, was Kirche und Schule verbindet, ihr allein ist es zu danken, daß die Schule noch nicht einem geradezu unchristlichen Geiste verfallen ist und daß die großen Unzuträglichkeiten, welche eine principielle Trennung in ihrem Gefolge

führt, weniger grell hervorgetreten sind. Geben wir uns der Hofnung hin, daß mit der Zeit diejenigen Bestimmungen der Schulordnung, welche erfahrungsgemäs als der Schule schädlich sich erwiesen haben, wieder außer Kraft gesezt werden. Diese Hofnung hat einigen Grund, weil, wie uns bekant geworden ist, das Staatsministerium selbst die offenbaren Mängel erkant hat, die der gegenwärtige Zustand zu Tage fördert, und weil in den lezten Jahren von den Schulbehörden überhaupt der Kirche gegenüber eine viel mildere Praxis geübt worden ist, als die ist, welche die Theorie der Grundrechte verlangt. Die Kirche kann einmal nicht von Denen lassen, die durch die heilige Taufe ihr zugewiesen sind, und der Staat, wenn er auch für sich die Forderung stelt, daß das Bürgertum in der Schule gepflegt werde, wird immer darauf zurückkommen müssen, der Kirche die Hauptsorge für Unterricht und Erziehung zu überlassen. Zunächst freilich gilt es, mit richtiger Energie die maßlosen Ansprüche zurückzuweisen, die neuerdings von einer Anzahl Weimarischer Lehrer für gänzliche Emancipation der Schule von der Kirche, d. h. der Lehrer von der Geistlichkeit erhoben worden sind. Beobachtet man mit einiger Aufmerksamkeit einzelne Lehrerversamlungen und das hochmütige Gebahren ihrer Führer und zieht man dabei in Vergleichung, daß die Diesterwegschen Blätter und diesen geistverwandte Nahrungsstoffe noch immer die amtlich gepflegten Lesezirkel beherschen, dagegen tüchtige evangelische Schulblätter und Schulschriften geradezu ausgeschlossen und den Lehrern ganz unbekant bleiben, so wird man dem Weimarischen Sontagsboten nicht ganz unrecht geben können, wenn er behauptet, daß der Geist, der sich eines Teils unsrer Volksschullehrer bemächtigt hat, ein sehr bedauerlicher ist, der für die Zukunft unsres Volkes nicht viel Gutes erwarten läst. Dieser Geist ist vorerst zu zügeln und in seine Schranken zu verweisen, damit nicht das alte Worte sich bewahrheite: Wer Wind säet, wird Sturm ernten.

Es gibt noch Lehrer, die eine rühmliche Ausnahme machen, deren Bestrebungen man auf alle Weise durch die zu Gebote stehenden Mittel fördern sollte. So haben Anfang dieses Jahres ungefähr 10 Volksschullehrer im Verein mit christlich gesinten Geistlichen und Laien einen Aufruf für Rettung sittlich gefährdeter Kinder erlassen. Der von wirklich christlicher Gesinnung und von einer warmen Liebe für die durch die Sünde der Zeit Verkommenen getragene Aufruf verdient unsrer Meinung nach alle Beachtung, und das, was er ins Leben zu rufen bestrebt ist*), kann ein schönes und gesegnetes Mittel werden, Kirche und Schule von Neuem durch das gemeinschaftliche Band thätiger Glaubensliebe zu verknüpfen. Das gebe Gott der Herr, der überall der untrügliche Wegweiser ist, auch der Wegweiser der Kinder. Er spricht: Weiset **meine Kinder und das Werk meiner Hände zu Mir.**

*) Etwaige Beiträge für die in dem Aufrufe projectirte Gründung eines Rettungshauses sind an Webermeister Theodor Baum in Weimar einzusenden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 15. April. № 30.

Judas Ischariot.

Ein Vortrag gehalten im Evangelischen Verein.

Judas Ischariot, das ist ein sehr ernstes Thema, so ernst, daß es wol eher in die Räume einer Kirche zu gehören scheint. In der heiligen Karwoche aber, in der die Gemüter der Christen zu ernsten Betrachtungen gestimt sind, darf ich wol um so weniger fürchten, in der Wahl des Themas fehlgegriffen zu haben, da ich ausdrücklich von dem Vorstande aufgefordert worden bin, einen Gegenstand aus dem Umkreise dieser heiligen Woche zu wählen.

Juda Simonis Ischariot, so wird mit der vollsten Bezeichnung der Verräther unseres Herrn in Joh. 13, 2 genant. Es waltet ein göttliches Verhängnis darüber, daß der Name Juda demjenigen, der den Heiland dem hohen Rathe überantwortete, gemeinsam ist mit dem Volke, das ihn den Römern überantwortete. Dieser Judas ist das Vorbild der Juden und eine leibhaftige Weissagung ihres Schicksals, eine zunächst ihnen drohend entgegengehaltene Verkörperung des Wortes: „Wer nicht in mir bleibet, der wird weggeworfen wie eine Rebe und verdorret, und man sammelt sie und wirft sie ins Feuer und muß brennen.“ Auch darin erkennen wir eine Fügung der göttlichen Vorsehung, daß sich in dem Apostelkreise noch ein anderer Judas befand, dem Jesus durch die ihm beigelegten Beinamen Thaddäus und Lebbäus, Schoskind und Herzblatt, im Gegensatze gegen den Verräther ein Unterpfand seiner herzlichen Liebe gab. „Die Auswahl hat es erlangt, die übrigen aber sind verstokt worden“, das wird uns durch das Nebeneinander der beiden gleichnamigen Apostel abgebildet. Wir dürfen nie das leztere einseitig betonen. Wir müssen immer zugleich mit herzlicher Freude und liebender Teilnahme das Auge auf die durch den guten Judas vorgebildete Lichtseite wenden, die uns nicht blos in der ersten Zeit der christlichen Kirche entgegentritt, die durch alle ihre Jahrhunderte hindurchgeht, und die nach dem untrüglichen Worte Gottes am Ende der Tage noch einmal in den Vordergrund treten soll, ein Wort, dem zu glauben uns durch den Blick auf die theuren Männer Gottes erleichtert wird, welche in unserer Zeit aus der Mitte der Juden hervorgegangen sind. Simons Sohn, so wird der Verräther zur Unterscheidung von dem andern Judas genant. Den Beinamen Ischariot endlich erhielt der Verräther wahrscheinlich erst dann, als er schon an seinen eignen Ort gegangen war. Er bedeutet den Mann der Lügen. Judas Ischariot, der Mann der Lügen, welcher überall in den Apostelverzeichnissen die lezte Stelle einnimt, bildet den Gegensatz gegen Simon Petrus, den Felsenmann, den Mann von unverbrüchlicher Treue und Zuverlässigkeit, welcher überall die Reihe eröffnet. Als den Mann der Lügen zeigte sich Judas, da er als ein solcher, der unter die Apostel gezählt war und dies Amt mit den Anderen überkommen hatte, ein Vorgänger wurde derer, die Jesum fingen. Als ein Mann der Lügen zeigte er sich, da er den Menschensohn mit einem Kusse verrieth und dieser ihm den Gegensatz des Seins und des Scheines mit den Worten vorhielt: „Freund, wozu bist du da!“ Als der Mann der Lügen gab er sich auch schon früher bei der Salbung Marias kund, da er sein Diebsgelüste hinter dem Deckmantel einer Fürsorge für die Armen verbarg.

Was hat einen Mann wie Judas zu Christo geführt? Man darf hier nicht an Motive denken, wie „die geistige Gewalt der Persönlichkeit des Herrn, das Phantasiereiche und Poetische, was seine Erscheinung umschwebte“, Reize, wie man gemeint hat, für die das Gemüt der Bösen nicht minder empfänglich zu sein pflegt, wie das Gemüt der Guten, noch viel weniger an die Lockung, mit welcher der glänzende Erfolg, den Jesus fand, seinem Ehrgeize schmeichelte, die Aussicht auf Ehren und Güter, welche das weltlich gedachte Reich des Messias ihm gewährte. Für die poetische Seite in der Erscheinung Jesu war Judas, der ächte Jude, der Mann des scharfen practischen Verstandes, gewiß sehr wenig zugänglich und alle solche oberflächlichen oder unedlen Motive werden als die eigentlich bestimmenden durch die Thatsache ausgeschlossen, daß Christus ihn unter die Zahl seiner Jünger, ja seiner Apostel aufnahm und ihn mit den Uebrigen zur apostolischen Wirksamkeit aussandte, ihm mit ihnen Macht gab über die unsauberen Geister, daß sie dieselben austrieben und heilten allerlei Seuche und allerlei Krankheit, Matth. 10, 1. Von entscheidender Bedeutung ist auch, daß Jesus in dem hohenpriesterlichen Gebet Judas unter die Zahl derjenigen begreift, die der Vater ihm gegeben hat. Das sezt voraus, daß ein Anfang wahrhaftigen Glaubens in ihm vorhanden war. Denn in dem Glauben komt dies Gegebensein vom Vater zur Erscheinung, er ist die subjective Seite desselben. Wir können danach die spätere Entwickelung des Judas nur als Abfall und Entartung betrachten. Diese Thatsachen nun

erfordern, daß wir die ungehörigen Motive, soweit sie überhaupt vorhanden waren, nur als die dem Subjecte selbst unwillkommenen Begleiter denken dürfen, welche sich aus der verderbten Beschaffenheit der menschlichen Natur auch bei dem Gutwilligen ergeben, erfordern, daß das Hauptmotiv ein edles war, dasselbe, was auch uns noch an Christum herandrängen soll. „Komt her zu mir Alle, spricht Jesus, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Dies Wort nahm Judas zu Herzen. Die schwerste Last, die wir seit 1 Mos. 3 auf uns haben, ist die Sünde, und daß Jesus erschienen ist, diese Bürde von uns abzunehmen, das verkündete schon der Engel an Joseph: „Sie wird einen Sohn gebären, des Namen sollst du Jesus heißen, denn er wird sein Volk erretten von ihren Sünden." Judas empfand seine Sünde als eine schwere Bürde, und die Vergeblichkeit aller Anstrengungen, die er gemacht hatte, sie loszuwerden, trieb ihn zu Christo, in welchem nach der Verkündung des Propheten dem menschlichen Geschlechte ein neuer freier und offener Born dargeboten war wider die Sünde und Unreinigkeit. Das natürliche Verderben nun enthält zwar die Keime in sich zu allen Sünden; die Erfahrung zeigt, daß unter Umständen die sich am meisten entgegengesezten sündlichen Neigungen bei demselben Individuum vorkommen. Indessen hat doch bei jedem je nach seinem angeerbten Temperamente, seiner Erziehung und andern Umständen das natürliche Verderben eine bestimte vorherschende Form; die Selbstsucht zeigt sich bei jedem in einer vorwiegenden Grundneigung, welche sein gefährlichster Feind ist. Eine dieser Wurzeln der Sünde und zwar eine sehr schlimme, obgleich nicht, wie mehrere nach falschem Verständnis von 1 Tim. 6, 10 annehmen, die Wurzel — es gibt ebenso viele Wurzeln als Hauptformen der Sünde — ist der Geiz und die Habsucht. Daß dies die nationale Sünde der Juden ist, das tritt uns schon im A. T. vielfach entgegen, z. B. darin, daß Keseph, Geld, eigentlich Verlangen, Sehnsucht bedeutet, dann in dem Worte des Propheten: „Kanaan — der natürliche Mensch des jüdischen Volkes, der in seiner Grundneigung den schachernden Kananitern gleicht, den ursprünglichen Bewohnern und gleichsam dem alten Menschen des Landes — hat eine falsche Wage in der Hand und betrügt gern" (Hos. 12, 8). In dem Evangelium heißt es: die Pharisäer waren geizig, eig. geldliebend. Diese schlimme Sündenwurzel nun war auch bei Judas vorhanden. Wir ersehen dies daraus, daß er sich, in die Gemeinschaft der Apostel aufgenommen, Entwendungen aus dem Gotteskasten zu Schulden kommen ließ. Wir ersehen es auch aus der Thatsache, daß er den Herrn um dreißig Silberlinge verrieth. Es ist zwar ganz unrichtig, daß die Absicht, diesen geringen Lohn, etwa 26 Thaler, zu erwerben, das eigentliche Motiv des Verrathes gewesen sei. Wenn Judas in seinem bisherigen Verhältnisse beharrte, so konnte er hoffen, durch fortgesezte Entwendungen sich größere Summen zu verschaffen. Auch war Judas nicht so kleinlichen und niedrigen Wesens, nicht so schmutzig, daß er um solch einen niedrigen Preis alle wahrhaftigen Güter des Lebens hingegeben hätte. Es wird auch nirgends in den Evangelien gesagt, daß Judas wegen der Silberlinge Christum verrathen habe. Aber wenn auch das Verlangen nach dem Gelde nicht sein eigentliches Motiv war, wenn er auch durch einen Kainitischen Haß gegen Christum bestimt wurde, wie in der Urzeit Joseph nicht um der zwanzig Silberlinge willen, sondern aus Haß von seinen Brüdern verkauft ward, so zeigt doch, daß er die Silberlinge als ein angenehmes Accidens mitnahm, wie tief die Habsucht in seinem Herzen gewurzelt war. Sonst würde er nicht durch diese Nebenforderung die angeblich edlen und israelitisch-patriotischen Beweggründe verdunkelt haben, die er ohne Zweifel zur Schau trug, als er sich gegen die Oberen erbot, Christum zu verrathen. Also die Habsucht, das war die schwere Bürde, womit Judas belastet war. Das Verlangen, sich nach dieser Seite hin Erleichterung zu schaffen, trieb ihn zu Christo, aber der Erfolg zeigte, daß er bei ihm eben nur Erleichterung suchte, nicht völlige Befreiung, daß er die zugleich gehaßte und geliebte Sünde nur mäßigen, nicht völlig ausrotten wollte. In der ersten Zeit seiner Erweckung sah es anders aus, er nahm einen mächtigen Anlauf, er gehörte zu denjenigen, die dem Himmelreiche Gewalt thun und es an sich reißen. Aber im tiefsten Grunde blieb ein schwarzer Punkt zurück, er wachte nicht über sein Herz, das Unkraut sproßte wieder auf und er ließ es neben dem Waizen auf dem Boden seines Herzens wuchern. An diesem Dualismus ging er zu Grunde. Er wollte Christo nur einen Teil seines Herzens einräumen, Christus wollte es ganz haben, daraus entspann sich ein Conflict, der zulezt dahin auslief, daß das Herz des Judas mit dem bittersten Haß gegen Den erfüllt wurde, der so unerbittlich war in seinen Anforderungen, so gar nicht mit sich handeln ließ, so unaufhörlich ihm zusezte, so in Mark und Bein mit seinem Worte eindrang.

Warum nahm Jesus den Judas unter die Zahl der Apostel auf? Daß er dies gethan hat, daß er es nicht blos hat geschehen lassen, daß Judas sich zu ihm hinzufand, das zu beweisen reicht schon das eine Wort Christi hin: „habe ich nicht euch zwölfe erwählt und euer einer ist ein Teufel." Da scheint sich nun eine gefährliche Alternative zu ergeben: „Wenn Jesus den Judas durchblickte, warum nahm er ihn unter die Apostel auf? Und wenn er ihn nicht durchblickte, wie steht es um den sittlichen Tiefblick und die Geisteserhabenheit Jesu?" Das Nichtdurchblicken nun müssen wir von vornherein entschieden ablehnen. Es ist Gottes Privilegium, Herzen und Nieren zu prüfen, Ps. 7, 10, der Herzenskündiger zu sein, Apgsch. 15, 8, die Gedanken der Menschen von fern zu verstehen, Ps. 139, 2, und an diesem Privilegium mußte Christus in vollem Maße teilnehmen, weil er der eingeborne Sohn Gottes war. Diese Teilnahme legt Christus sich selbst bei, wenn er in der Apokalypse (2, 23) spricht: „Ich bin es, der Herzen und Nieren erforschet." Sie teilt ihm auf Grund der leuchtendsten Thatsachen der Apostel zu, wenn er spricht: „Jesus aber vertraute sich ihnen nicht, weil er sie alle kannte, und weil er nicht nöthig hatte, daß Jemand zeugte von einem Menschen, denn er

wußte, was in dem Menschen war.“ Die Thatsachen, auf welche sich diese Aussage gründet, liegen uns zum Teil noch in den Evangelien vor. Zu Petrus spricht Jesus gleich bei der ersten Begegnung: „Du bist Simon, der Sohn Jona, du wirst Kephas genant werden, welches wird verdolmetschet Petrus.“ Er erkannte in ihm also sofort den Felsen, auf den er seine Kirche gründen wollte. An Nathanael richtet Jesus, da er ihn zum ersten Male sieht, das Wort: „siehe da, wahrhaftig ein Israelit, in welchem kein Falsch ist.“ Indem Jesus mit fester Gewißheit bei Nathanael die innere Lauterkeit und Aufrichtigkeit des Herzens erkannte, diese verborgne Eigenschaft des Herzens, die von der Heuchelei so täuschend nachgemacht werden kann, gab er sich als den Herzenskündiger zu erkennen. Daß es sich in diesen Fällen nicht um einen bloßen psychologischen Tiefblick, daß es sich vielmehr um Teilnahme an der göttlichen Allwissenheit handelt, das zeigen Thatsachen, die ganz außerhalb des Kreises psychologischer Wahrnehmung liegen, wie das Wort, das Jesus zu der Samariterin sprach: „Fünf Männer hast du gehabt, und den du nun hast, der ist nicht dein Mann“, ebenso was Jesus sagte, als er die Nachricht von der Krankheit des Lazarus erhielt: „diese Krankheit ist nicht zum Tode“, seine Ankündigung der durch zufällige Umstände bedingten dreimaligen Verläugnung des Petrus, und des Todes, womit er einst den Herrn preisen sollte. Wir dürfen aber nicht blos aus anderweitigen Thatsachen erschließen, daß Jesus den Judas durchschaute. Die Schrift sagt es uns ausdrücklich, daß er gleich bei seiner Berufung nicht blos seine damalige Gemütsart erkannte, sondern auch den weiteren Verlauf seiner Entwickelung und die gräßliche That, in welcher dieselbe ihren Abschluß finden sollte. Zu dem Worte, das Jesus nach der Speisung der Fünftausende sprach: „aber es sind einige von euch, die nicht glauben“, bemerkt Johannes 6, 64: „denn Jesus wußte von Anfang, welche nicht glaubend waren und welcher ihn verrathen würde.“ Daß das *von Anfang* hier in aller Strenge zu nehmen ist, das zeigen schon die erläuternden Parallelen des Petrus und des Nathanael, bei denen Jesus von Anfang, gleich bei der Eröfnung des Verhältnisses zu ihnen, den *Glauben* erkannte. Der Anfang des Verhältnisses, in das Jesus zu den Einzelnen trat, bildet den Gegensatz gegen ein längeres zu psychologischen Beobachtungen Anlaß gebendes Beisammensein. Nicht aus solchen — darauf weist das von Anfang recht geflissentlich hin — schöpfte Jesus sein Wissen, sondern aus seiner Teilnahme an dem Privilegium desjenigen, der Herzen und Nieren prüft. Man darf aber um so weniger an dem: von Anfang, künsteln, es dahin deuten, daß Jesus schon nach einiger Bekantschaft mit Judas ihn durchschaut habe, da es nicht etwa heißt, Jesus habe von Anfang Judas als *unlauter* erkant, sondern er habe von Anfang in ihm seinen künftigen Verräther erkant. Das ist ein zufälliger Umstand, den Jesus aus psychologischer Beobachtung gar nicht abnehmen konnte. Um den Judas als *Verräther* zu erkennen, ehe der Gedanke des Verrathes noch in ihm keimte, der erst kurz vor der That durch die zufällig sich darbietende Gelegenheit hervorgerufen wurde, dazu bedurfte es der Teilnahme an der göttlichen Allwissenheit.

Also das steht fest, daß Jesus von dem Momente an Judas durchschaute, da er zuerst mit ihm in Berührung kam. Dennoch nahm er ihn unter die Zahl der Apostel auf. Der vorhergesehene Verrath konnte ihn daran nicht hindern. Er erwählte ihn, obgleich durch seine Berufung sein Verrath erst möglich wurde. Er erwählte ihn nicht blos, obgleich er ihn verrathen würde, sondern grade weil er ihn verrathen würde. Judas, daran dürfen wir nicht zweifeln, war mit den Anlagen ausgerüstet, welche ihn bei aufrichtiger Bekehrung zum Apostolate geeignet machten. Er hatte einen scharfen thatkräftigen Geist. Er wurde ferner durch ein wirkliches Bedürfnis des Herzens zu Christo hingezogen. Es stand bei ihm, von einer Stufe des Glaubens zur andern fortzuschreiten, sich gründlich zu bekehren, und Jesus hat ihm die Mittel dazu in der freigebigsten und liebreichsten Weise dargeboten. Daß er sie nicht benutzte, das lag nicht daran, daß Jesus seine Verstockung und seinen Verrath vorher erkannte — sonst könnte ja jeder Sünder, jeder Verbrecher sich mit dem göttlichen Vorherwissen entschuldigen —, das Vorauswissen ist keine Vorausbestimmung, es lag vielmehr an seiner Liebe zur Sünde. Da er sich nicht bekehren wollte, so mußte sein Verhältnis zu Jesu dazu dienen, ihn zum Gerichte zu reifen. Jesus sagt: Gott habe seinen Sohn nicht gesandt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde, aber er sagt auch: „zum Gerichte bin ich in diese Welt gekommen“, Joh. 9, 39, und beides ist gleich wahr. Sein erster und eigentlicher Zweck ist der, das Verlorene zu suchen, wenn es sich aber durchaus nicht finden lassen will, so ist seine Mission nicht vergeblich, so tritt vielmehr der zweite untergeordnete, aber doch auch wesentliche Zweck ein, die Sünde zur Entwickelung und Reife zu bringen und also das gerechte Gericht vorzubereiten, durch das Gott an dem hartnäckigen Sünder zu seinem Rechte komt. Gott kann keine Mischlinge leiden, die für die Hölle zu gut und für den Himmel zu schlecht sind. Es gibt kein Drittes zwischen Himmel und Hölle. Die Erscheinung und das Walten Christi dient dazu, die Entscheidung nach der einen oder der andern Seite vorzubereiten. Wäre Judas in seinen gewöhnlichen Verhältnissen geblieben, so würde es bis an sein Ende so mit ihm fortgegangen sein, daß die Regungen der sündigen Leidenschaft und die Regungen des besseren Geistes in trüber Mischung neben einander gingen. Aber sein Verhältnis zu Christo, das nicht als ein blos äußerliches gedacht werden kann, mit dem vielmehr die Wirkungen des Heiligen Geistes in einem dem Maße der äußeren Nähe entsprechenden Grade verbunden waren, mußte die Entscheidung beschleunigen. Die kräftigsten Rührungen, die kräftigsten Ueberzeugungen von der Verdammlichkeit seiner Sünde wurden ihm aufgedrungen. Indem er nun diesen Rührungen widerstand, indem er wider besseres Wissen und Gewissen sündigte, nahm seine Sünde immer mehr den Charakter der Sünde wider den Heiligen Geist an, verlor sie immer mehr den Charakter *der* Sünden, die

vorwiegend in der Unwissenheit begangen werden; vorwiegend, denn rein kommen solche Sünden nie vor; in jeder Sünde ist schon ein Element der Sünde wider den Heiligen Geist, so gewiß als niemand, namentlich ein Mitglied des Gottesreiches nicht, ganz außerhalb des Gebietes der göttlichen Gnade steht. Jede durch seine Schuld vergebliche innere und äußere Bestrafung steigerte die Gewalt der Sünde, bis er endlich von Stufe zu Stufe in schneller Folge bis zur Uebergabe seines ganzen Wesens an die finstern Mächte gelangte.

Diese Bemerkungen zeigen, daß Judas keinen Grund hatte, mit Christo in Bezug auf die Aufnahme unter die Zahl der Apostel zu rechten. Es muß aber noch Anderes ins Auge gefaßt werden, um es zu erklären, daß Jesus ihn in diesen Kreis hineinzog, daß er den seiner Gottheit nachteiligen Schein nicht scheute, eine Schlange an seinem Busen genährt zu haben, daß er sich während seines ganzen Erdenlebens dieser widrigen Störung des traulichen Zusammenseins mit seinen Jüngern, den wahrhaftigen Israeliten ohne Falsch unterwarf, daß er sie den Verlockungen dieses Teufels aussezte, dessen versuchende Gewalt uns in der Geschichte der Salbung in Bethanien entgegentritt. Es müssen sehr ernste und gewichtige Gründe gewesen sein, die im Stande waren, diese schweren Bedenken aufzuwiegen. Da tritt uns nun entgegen, daß der Apostelkreis die Vorausdarstellung der Kirche sein sollte, wie das schon die Zwölfzahl der Apostel zeigt, welche in Beziehung steht zu der Zwölfzahl der Stämme des sich in der Kirche des neuen Bundes fortsetzenden Israel. Das Vorbild würde aber dem Abbilde nicht entsprechen, wenn in dem Apostelkreise ein Repräsentant derjenigen fehlte, denen die Erscheinung Christi zur Verdammnis gereichte, ein Vorbild der Söhne des Reiches, welche herausgeworfen werden an den Ort, da Heulen und Zähneknirschen ist, der ungläubigen Juden, ein Vorbild auch der großen Schar der Christen aus den Heiden, welche durch die schaurige Gestalt des Mannes, der kein hochzeitliches Kleid an hat, repräsentirt wird. Der Apostel bezeichnet absichtlich die Zusammenfassung des heidenchristlichen Abfalls am Ende der Tage, den vielköpfigen Antichrist, den wir jezt schon vor Augen sehen, ebenso wie der Herr den Judas bezeichnet hatte, als Sohn des Verderbens. Mit dieser symbolischen Bedeutung der Thatsache geht die mahnende Hand in Hand. Der weiland Heidelberger Theologe Daub, der erste, der wieder eine ernste und tiefe Auffassung des Characters des Judas anbahnte, im Gegensatze gegen die rationalistische Oberflächlichkeit, welche, der Tiefen Satans nicht minder unkundig wie der Tiefen Gottes, so weit vorgeschritten war, Judas einen „braven Mann“ zu nennen, sagt in seinem im Jahre 1816 erschienenen Werke: Judas Ischariot, er sei unter die Zahl der Apostel aufgenommen worden, „damit die Menschen in den Abgrund ihrer Verderbtheit blicken und zur Selbsterkentnis und Reue gelangen möchten“. Und in der That, es kann keine eindringlichere Bußpredigt geben, keine nachdrücklichere Mahnung, die Seligkeit zu schaffen mit Furcht und Zittern, keine schärfere Einprägung des Wortes: „halbe Liebe hält nicht Stand“, keine dringendere Warnung vor der Sicherheit, als die Thatsache, daß ein Apostel, einer der in die nächste Nähe Christi zugelassen wurde, der drei Jahre lang den vertrautesten Umgang des Heilandes genoß, der von ihm ausgesandt wurde, das Evangelium zu predigen und Teufel auszutreiben, selbst dem Teufel sein Herz öfnete und zu den Teufeln herabgefahren ist in die ewige Verdammnis. Er war von Haus aus kein Teufel, er war was wir sind, er hatte einen guten Anfang gemacht, er lief zuerst fein, wir können in jedem Augenblicke werden, was er geworden ist, wenn wir nicht das Herz ohne Vorbehalt ganz dem Heilande hingeben. Wir empfangen aus seinem Beispiele die große und wichtige Lehre, daß das Verhältnis zu Christo auf keinen Fall ein wirkungsloses ist, daß es, wenn nicht besser, sicher schlechter macht, wenn nicht für den Himmel für die Hölle reift, eine Lehre, welche durch die Erfahrung an den Juden bestätigt wird, die erst durch die Versündigung an Christo zur Satansschule geworden sind, ebenso durch die Erfahrung an dem modernen Heidentum, das von dem alten grade so weit verschieden ist, als der frühere Judas von Judas dem Verräther.

Wir wollen nun noch näher sehen, wie sich das Verhältnis des Judas zu dem Heilande gestaltete. Jesus stellte an die Seinen die allerstärksten Anforderungen. Er war nicht, wie die „Stunden der Andacht“, die man jezt in England in die Höhe zu bringen sucht, nachdem sie in Deutschland längst am Boden gelegen haben, zufrieden mit einer „moralischen Ausbesserung“, mit einer Flickarbeit an dem alten Menschen. Um solcher Erbärmlichkeit willen hätte der Sohn Gottes sich seiner himmlischen Herlichkeit nicht entäußert. Er verlangte von ihnen die Versetzung in ein ganz neues Wesen, er sprach das Wort, das wie ein Schwert durch die Seele geht: „wahrlich, wahrlich ich sage dir, wenn Jemand nicht von neuem geboren wird, kann er das Reich Gottes nicht sehen“, und schloß damit alle von seiner Gemeinschaft aus, welche ihre Lieblingsneigungen und Schossünden in dieselbe mit hinübernehmen wollen. Er sprach zu den Seinen: „will mir jemand nachfolgen, der verläugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir“. Das Kreuz besteht eben in der Verläugnung, in dem Aufgeben des alten Menschen, in dem Hassen der eignen Seele. Das ist ein so schwerer Weg, daß es dem, der ihn antreten soll, zu Muthe ist, als ginge er zur Hinrichtung, und doch soll er diesen schweren Weg freiwillig gehen, er soll das Kreuz willig auf sich nehmen. Der Herr sprach ferner: „ärgert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir. Es ist dir besser, daß eins deiner Glieder verderbe und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde. Aergert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir. Es ist dir besser, daß eins deiner Glieder verderbe und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde.“

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 18. April. № 31.

Judas Ischariot.

(Schluß.)

Das rechte Auge, die rechte Hand, das ist für Jeden das irdische Gut, das seine Seele zum Abgott gemacht hat, die bei ihm vorwiegende Gestalt der sündigen Leidenschaft. Wer sie in das Reich Christi mit herüber nehmen will, der wird durch das Verhältnis zu Christo statt für den Himmel, für die Hölle gereift. Mit ätzender Schärfe wandte sich das Wort Christi insbesondere gegen die Schossünde des Judas, gegen die Habsucht und den Geiz. Er sprach gegen sie Worte, die brannten wie Höllenstein. „Jeder unter euch, der nicht absagt allem das er hat, kann nicht mein Jünger sein". „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele. Oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele löse?" „Machet euch Säckel, die nicht veralten, einen Schatz, der nimmer abnimt im Himmel, da kein Dieb zukomt, und den keine Motten fressen. Denn wo euer Schatz ist, da wird auch euer Herz sein." „Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu, und wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Großen unrecht. So ihr nun in dem ungerechten Mammon nicht treu seid, wer will euch das Wahrhaftige vertrauen. Und so ihr in dem Fremden nicht treu seid, wer will euch geben dasjenige, das euer ist?" Wir dürfen nicht zweifeln, daß Jesus, wenn er solche Worte zu den Jüngern sprach, mit liebend ernstem Auge Judas ansah, dürfen auch nicht zweifeln, daß er unter vier Augen ihm sein Innerstes aufdeckte und mit dem Worte: „wenn das Salz dumm wird, womit soll es gesalzen werden, es ist zu nichts hinfort nütze, denn daß es hinausgeworfen und von den Menschen zertreten werde", ihm ins Herz zu dringen suchte, dürfen nicht zweifeln, daß er damit so lange fortfuhr, als noch irgend eine Gutwilligkeit in ihm war. Es kann auch keinem Zweifel unterworfen sein, daß Judas einen Ansatz dazu nahm, den von Christo ihm gewiesenen Weg zu betreten. Aber es war gar schwer diesen Weg zu gehen. Die Natur sträubte und bäumte sich gewaltig dagegen und hinter der Natur stand ein Gewaltiger, welcher ihr eine mächtige Widerstandskraft verlieh. Welche Kämpfe da entstehen, das zeigt uns das Beispiel des Petrus, bei dem, nachdem ihm der Herr schon die Schlüssel des Himmelreiches gegeben, der alte Mensch noch einmal sich so empörte, daß Jesus zu ihm sprechen mußte: „weiche hinter mich, Satan". Petrus wurde von der Regung seines alten Menschen wider Willen überrascht, bei Judas war es anders, er hatte nicht den ernstlichen Willen, sein Herz ganz und ungeteilt dem Herrn hinzugeben, sein Herz war trotz jener Ansätze nicht richtig vor Gott. Da nun der Herr das halbe Herz verschmähte, da an die Stelle des Friedens, den er bei ihm gesucht hatte, in Folge des Stachels, den Jesus in sein Herz geworfen, vermehrte Qual trat, eine Qual, die um so empfindlicher war, da aus den Augen seiner Mitjünger der Friede ihm entgegenleuchtete, so erbitterte er sich gegen den in seinen Forderungen so unerbittlichen und ungenügsamen Herrn, der von dem leben und leben lassen so gar nichts hielt, und sein Herz ward mehr und mehr mit kainitischem Hasse gegen ihn erfüllt. Das psychologische Gesetz, das sich an ihm erfüllte, hat uns der Herr selbst klar und scharf gezeichnet. „Niemand kann zweien Herren dienen, denn entweder wird er diesen hassen und jenen lieben, oder er wird jenem anhangen und diesen verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon". Gemeint sind zwei Herren auf geistlichem Gebiete. Da ist die Zweiherschaft unmöglich, weil die Herren da sich völlig entgegengesezt sind. — Hand in Hand mit dem Hasse ging bei Judas der Zweifel, der auch bis auf den heutigen Tag sich überall da einstelt, wo man Christo die Herschaft streitig machen will und entschlossen ist, ihm seinen Isaac nicht zu opfern. Viele bilden sich ein, daß die Zweifel sie nicht zu Christo kommen lassen, die Wahrheit aber ist, daß die Flucht vor Christo die Mutter der Zweifel ist. Wer nicht will, daß dieser über ihn herrsche, der sucht in dem Zweifel die Feigenblätter, seine schimpfliche Blöße zu bedecken und sein Gewissen zu stillen. Die Zweifel sind die sich von selbst erzeugenden Würmer in der Wunde der verschuldeten Abkehr von Christo. Wer ist denn der — diese Gedanken erhoben sich in dem Herzen des Judas — der so unmenschliche Anforderungen macht, verlangt, daß man sich das Herz aus dem Leibe reisse und es ihm und seiner Ueberspannung zum Opfer bringe? Kennen wir nicht seinen Vater und seine Mutter? Kann wol Gottes Sohn sein, der nicht hat, wo er sein Haupt hinlege? Was ist hier von dem Glanz zu sehen, der den Messias des Alten Bundes umgibt? Sollte dieser herschen von Meer zu Meer und vom Strome bis zu den Enden der Erde, er, der sich vor seinen Feinden scheu verbirgt? Glaubt auch irgend einer der Obersten an ihn? Hat er nicht alles gegen sich, was durch Stand und Bildung sich auszeichnet, für sich nur diese armen elenden Haufen? Kann er von Gott sein, da er

den Sabbath nicht hält? Heißt es nicht für Moses, für Gott, für das erwählte Volk streiten, wenn man ihm entgegentritt, wenn man mit allen Mitteln seinen Untergang herbeizuführen sucht? Der Haß hatte die Zweifel herbeigeführt, die, wenn sein Herz richtig gewesen, geschwunden wären wie leichte Morgennebel vor der Sonne, aber Judas beredete sich, daß der Haß auf den Zweifeln beruhe, und die Zweifel ihren Grund in der ungeheuerlichen Anmaßung Christi haben. Nach der gegebenen Auseinandersetzung ist Judas das lebendige Beispiel zu dem Worte des Apostels: „Geiz ist eine Wurzel alles Uebels, welches hat etliche gelüstet und sind vom Glauben irre gegangen und durchbohrten sich selbst mit vielen Schmerzen." Die Habsucht ist die Ursache seines Falles gewesen, aber in weit feinerer Weise als gewöhnlich angenommen worden, nicht das Verlangen nach den elenden dreißig Silberlingen, sondern daß er überhaupt seinen alten Menschen Christo nicht opfern wollte. Nicht der materielle Lohn war die eigentliche Ursache seines Verrathes, sondern der Haß gegen Christum, in dem er sein Gewissen tödten und an dem er sich rächen wollte, wegen der Qualen, die er ihm innerlich verursacht hatte.

Wir bewegen uns nicht auf dem Boden psychologischer Mutmaßung. Wir haben ein ganz bestimtes Zeugnis dafür, daß die Entwickelung des Judas diesen Verlauf nahm. Ein Jahr vor seiner Passion knüpft Jesus an die Speisung der Fünftausende die Rede von dem Essen seines Fleisches und Trinken seines Blutes in Joh. 6 an. „Wahrlich, wahrlich ich sage euch — spricht er — wenn ihr nicht esset das Fleisch des Menschensohnes und trinket sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch. — Wer mein Fleisch ißt und trinkt mein Blut, bleibt in mir und ich in ihm." Er verlangt von den Seinen die unbedingteste Hingabe, die absolute Aufopferung der eignen Neigungen und Triebe. Der Mensch muß jesushaft werden, sein Ich muß in Jesus aufgehen, Jesus muß in ihm leben, mit seinen heiligen Trieben, sonst ist seine Vereinigung mit Christo nur ein lerer Wahn, der auf die Dauer sich nicht halten kann und schwindet, wenn die Versuchung ernsthaft an ihn herantritt. Sonst bleibt er bei allem Scheine des Lebens in dem Tode, dessen Herschaft seit 1 Mos. 3 alle unterworfen sind, eine wandelnde Leiche, ein Gräuel vor Gott dem Lebendigen. Diese Rede brachte eine große Scheidung hervor. „Viele seiner Jünger — sagt der Apostel — sprachen: diese Rede ist hart, wer kann sie hören?" Eine harte Rede ist eine widrige, anstößige. Sie können sich nicht darin finden, daß Jesus Alles sein will, sie nichts sein sollen. Sie empören sich innerlich gegen das rein ab und Christo an. Es will ihnen gar nicht ein, daß ein solcher, an dem alles, was das Auge des natürlichen Menschen sieht, Niedrigkeit ist, sich das Recht und das Vermögen zuspricht, seine Individualität allen Anderen aufzudringen, daß er ohne Umstände alle die dem Tode zuspricht, die sich nicht unbedingt dieser schmerzlichen Operation unterwerfen, die irgend etwas von den liebsten Besitztümern des Herzens sich reserviren wollen. Sonst waren sie sehr revolutionär, aber auf dem Gebiete, wo die Revolution durchaus legitim ist, waren sie leidenschaftlich conservativ und eben weil sie conservativ waren, wo sie revolutionär sein sollten, waren sie revolutionär, wo sie conservativ sein sollten. Das kam ihnen aber nachher auf den Kopf, die Revolution fraß sie auf, daß ihnen nicht Wurzel noch Zweig übrig blieb. Daß unter den Murrenden bei dieser Gelegenheit auch Judas war, deutet der Apostel an, wenn er nach Mitteilung des Wortes Christi: „Aber es sind etliche unter euch, die nicht glauben", bemerkt: „denn Jesus wußte von Anfang an, welche es waren, die nicht glaubten, und wer es war, der ihn verrathen werde." Wir dürfen hienach nicht zweifeln, daß Judas nach der Energie seines Charakters damals die Seele derjenigen war, die sich durch den Anstoß, den sie an dem Worte Jesu nahmen, als Nichtglaubende erwiesen, grade so, wie er nachmals in Bethanien die Seele der Opposition gegen Maria die bußfertige Sünderin und gegen Jesus war, der ihre Huldigung angenommen. Darauf weist uns auch der Heiland selbst hin. Er sprach bei jener Gelegenheit zu den Aposteln: „Habe ich nicht euch zwölfe erwählt und euer einer ist ein Teufel." „Er redete aber von dem Juda Simonis Ischariot, sagt Johannes, derselbe verrieth ihn hernach und war der Apostel einer." Der Herr nent offenbar deshalb bei jener Gelegenheit den Judas einen Teufel, weil er sich bei ihr in dieser Eigenschaft kundgegeben, weil sich sein Herz gegen die Anforderung, daß er Jesum unbedingt in sich walten lasse, mit teuflischem Hasse aufgebäumt hatte.

Ein Teufel ist ein Mensch von teuflischer Gesinnung, eine menschliche Erscheinungsform des Teufels. Christus und Satan sind die beiden beherschenden Mächte. Die Menschen nehmen nur eine sehr untergeordnete Stellung ein, und man kann nur darüber lächeln, wenn sie sich oft so breit hinstellen und sich einbilden, selbst alle Fäden in der Hand zu haben und Weltgeschichte zu machen. Arme Marionetten! Wer Christi Fleisch und Blut nicht essen will, der muß schließlich zum Organ des Teufels werden, und wenn er dies wird, so macht er nicht etwa Gott einen Strich durch die Rechnung, sondern Gottes eignes Gesetz wird an ihm vollzogen, Gott selbst übergibt ihn dem Satan. Judas war schon damals, schon ein Jahr vor Jesu Tode, in diese Tiefe hinabgesunken und wir dürfen nicht zweifeln, daß grade jene Rede Christi ihn auf der abschüssigen Bahn mächtig vorwärts getrieben hatte. In der Hauptsache richtig ist das Wort Daubs: „Von da an sind beide in ihrem Verhältnisse zu einander nicht ferner zu betrachten wie der Lehrer und der Jünger, sondern wie Christus der Richter und Belial der Verdamte." Doch war das lezte Stadium noch nicht eingetreten, der lezte Anknüpfungspunkt nicht zerstört und der barmherzige Heiland fuhr auch jezt noch fort, dem Judas nachzugehen, damit er wieder nüchtern würde aus des Teufels Strick. Alle Mittel der Gnade mußten an ihm, so lange er irgend noch gnadenfähig war, erschöpft werden, ehe er definitiv der Verdammnis übergeben wurde.

Man hat gefragt, warum Jesus dem Judas den Beutel

anvertraut habe. Diese Frage ist aber nicht richtig gestelt. Es heißt, Judas hatte den Beutel, aber es wird nirgends gesagt, daß Jesus ihm denselben übergeben habe. Es wird auch nicht gesagt, daß er ihn von Anfang an gehabt habe, es scheint, daß er ihn erst später, als die innerliche Krisis schon erfolgt war, erhielt. Zweimal wird der Thatsache, daß er den Beutel hatte, gedacht, zuerst in der Erzählung von der Salbung in Bethanien, sechs Tage vor dem lezten Passa, und dann in dem Berichte über das lezte Mal Jesu. Als der Geiz in Judas zur unbedingten Herschaft gelangt war, drängte er sich zu diesem Geschäfte heran, was er geflohen haben würde, wenn er gutwillig gewesen wäre, und Jesus ließ es geschehen, daß er es überkam, sah auch ruhig seinen Veruntreuungen zu. War noch etwas von Gutwilligkeit in ihm, so mußte er durch Schaden klug werden. Die zur Reife gelangte und in ihrer ganzen Häßlichkeit sich offenbarende Sünde mußte ihn zur Buße treiben. Verstockte er sich, so gehörte es zu seinem Gerichte, daß Jesus ihn nicht äußerlich abschnitt von der Versuchung, in die er sich selbst gestürzt hatte. Es ist das überall die Weise der göttlichen Vorsehung, daß sie die Gelegenheit denjenigen nicht abschneidet, die sie aufsuchen. Das Wort: „führe uns nicht in Versuchung" gehört denjenigen nicht mehr an, welche sich selbst in die Versuchung hineinstürzen. Es ist ihr Gericht, daß sie in der Versuchung umkommen.

Zweimal heißt es von Judas, der Satan ging in ihn hinein, das erstemal, da er die Verabredung wegen des Verrathes mit den Obersten des Volks traf, Luc. 22, 3, das zweitemal, da Jesus ihm bei dem lezten Male den Bissen dargereicht und zu ihm gesprochen hatte: „du bist es", Joh. 13, 27, und es fragt sich, wodurch diese beiden lezten Stadien in seiner Verhärtung bedingt waren.

Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß Judas, nachdem er sein Herz verstockt hatte, durch das Band des Hasses gegen Christum mit den Obersten des Volkes und mit der ganzen Pharisäischen Partei verbunden war, und daß also die furchtbare Steigerung dieses Hasses, welche bei den Obersten in der lezten Zeit stattfand, auch auf ihn wirken mußte. Der Zeitgeist ist ein reissender Strom, der Alles mit sich fortreißt, was mit den beherschenden Mächten der Zeit im Gesinnungszusammenhange steht. Wenn der Rattenfänger aufspielt, so müssen die Kinder ihm folgen. Der von Judas gefaßte Entschluß des Verraths aber steht in specieller Beziehung auf den zwei Tage vor dem Feste von den Obersten des Volkes gefaßten Beschluß, Jesum mit List zu greifen und zu tödten, den sie also motivirten: „ja nicht auf dem Feste (d. h. auf offnem Feste, vor der zum Feste versammelten Volksmenge), auf daß nicht ein Aufruhr werde im Volke". Dieser Beschluß war in dem Kreise Jesu bekant geworden. Das Haus eines der Obersten unter den Pharisäern, Simon, war ein in sich gespaltenes, und in ihm fand sich eine Mittelsperson, welche zu beiden Kreisen, dem der Pharisäer und der Jünger Beziehung hatte. Judas horchte auf und der Teufel schürte das Feuer. Hier war ihm eine Gelegenheit geboten,

dem langersehnten Hasse Luft zu machen, und zwar also, daß er ihn in die anständigsten Farben kleidete. Das: „was wollt ihr mir geben", nahm gewiß in seiner Anrede an die Obersten des Volks nur eine sehr untergeordnete Stelle ein. Es kam nur ganz verstohlen und beiläufig zum Schlusse, unter dem Titel einer kleinen Entschädigung, die ihm den Uebergang zu einem neuen Erwerbszweige erleichtern sollte. Er trat gewiß mit einer recht stattlichen Rede auf. Die Obrigkeit von Gottes Gnaden hat gerufen und er komt. Er hat in guter Meinung sich dem Propheten aus Galiläa angeschlossen, aber sein Gewissen treibt ihn jezt, ihn zu verlassen, und nicht das allein, ihn zu überantworten. Er hat in ihm einen Feind der väterlichen Religion erkant, der dieselbe mit völligem Umsturze bedroht. Den Flecken seiner Jüngerschaft will er dadurch abwaschen, daß er ihn dem Tode übergibt.

Die zweite und für immer entscheidende Krisis erfolgte, da der Heiland dem Judas mit Beziehung auf das Wort des Psalmisten: „der mein Brot ißt, der tritt mich mit Füßen" den Bissen Brotes vom Passamale dargereicht, und auf seine Frage: bin ich es? geantwortet hatte: „du sagst es". Worin lag das Entscheidende dieses Momentes? Welch ein ausgelernter Heuchler Judas war, das erhellt schon daraus, daß die Jünger auch da noch nicht einmal Verdacht gegen ihn schöpfen, als der Heiland schon einen aus ihrer Mitte als Verräther bezeichnet hat. Judas weiß, daß er die Thür seines Herzens so fest verschlossen hat, daß kein Mensch sie öfnen kann. Niemand hat er zum Mitwisser seines Geheimnisses gemacht, nicht über Worte blos, auch über Blicke hat er gewacht. Da spricht der Heiland auf einmal sein: „wahrlich, wahrlich ich sage euch, einer von euch wird mich verrathen" aus, nicht vermutend, sondern mit zweifelsfreier Gewißheit. Er rückt ihm noch näher, durch That und Wort sagt er ihm: du bists. Da hätte sein Herz brechen sollen, wie einst das Herz Achans auf die väterliche Anrede Josuas. Er hatte sich zur Beschönigung seines Hasses ein prächtiges Haus von Zweifeln aufgebaut. Es war ihm klar wie der Tag, daß Christus nicht der Sohn Gottes sein kann. Da schlägt in das Haus seiner Lügen und Zweifel auf einmal der Blitz ein. Die göttliche Natur, der allein die Allwissenheit angehört, leuchtet ihm entgegen. Er wird tief erschüttert, aber er bietet alle seine Kraft auf zum Widerstande gegen die Wahrheit, und wie einst David sich in dem Herrn stärkte, so stärkte er sich in dem Satan, um dem Andrange der Wahrheit zu widerstehen. Damit war sein Schicksal für Zeit und Ewigkeit entschieden. Das Licht, das in seine Finsternis hineinscheint, muß, weil durch seine Schuld kein Licht in ihm angezündet wird, verstärkte Finsternis hinterlassen.

Hat Judas am heiligen Abendmale teilgenommen? Daß er es habe, ist die eigentlich kirchliche Ansicht. Die bedeutendsten unter den Kirchenvätern behaupten es. In der älteren lutherischen Kirche wurde die Frage einstimmig bejaht. Für diese Bejahung sprechen die entscheidendsten Gründe. Nach Lucas

sprach der Heiland nach Einsetzung des Abendmales: „aber siehe, die Hand des Verräthers ist mit mir über Tische". Da ferner das Abendmal in den Kreis des Passamales hineingezogen war und noch vor der Schlußliturgie desselben, den gesetzlich vorgeschriebenen Lobgesängen, eingesezt wurde, so würde Judas sich nicht blos sehr auffallend gemacht haben, wenn er vorher wegging, er hätte auch eine wichtige, die wichtigste äußere Religionspflicht verletzt, was Heuchler wie er, zu deren Eigentümlichkeit es gehört, Mücken zu seigen und Kamele zu verschlucken, die, um ihrer Leidenschaft ruhiger fröhnen zu können, in allem, was nicht gegen diese anstreitet, höchst genau und ängstlich sind, aufs sorgfältigste zu vermeiden pflegen. Besonders paßt dies nicht zu der von Judas angenommenen Rolle als eines Vertheidigers der Religion der Väter. — Daß der Heiland dem Judas die Füße wusch, zum Zeichen, daß er ihn reinigen wollte und nur durch seine Schuld nicht reinigen konnte, läßt erwarten, daß er ihn auch am Abendmale Teil nehmen ließ, zu dem das Fußwaschen die Einleitung und Vorbereitung bildet. Darauf führt auch das vom Heilande so nachdrücklich geltend gemachte Wort des Psalmisten: „der mein Brot ißt, der tritt mich mit Füßen", das erst durch die Teilnahme des Judas am Abendmale seine höchste, seine schauerliche Wahrheit erhält. Judas ferner würde nicht vollkommen der sein, der er doch sein soll, der Typus derer, die durch das Begehen der Sünde wider den Heiligen Geist auf ewig verloren gehen, wenn der Heiland ihm nicht im Abendmal die lezte und höchste Gnade freiwillig dargeboten hätte. Das erste Abendmal würde nicht sein, was es doch sein soll, das Vorbild des Abendmales in der ganzen christlichen Kirche durch alle Jahrhunderte bis zum Ende des gegenwärtigen Weltlaufes, wenn bei ihm blos Gläubige versammelt waren, und ein Repräsentant derjenigen fehlte, welche unwürdig und also sich selber zum Gerichte essen und trinken. Wie schon in den ersten christlichen Gemeinden das Abbild dann nicht mit dem Vorbilde übereinstimmen würde, zeigt hinreichend der erste Brief an die Corinther. Man darf nicht sagen, diese Beschaffenheit des Abbildes beruhe auf Schuld der Kirche und müsse beseitigt werden. Auch die strengste Kirchenzucht wird es nie vermögen, die Heuchler vom Abendmale auszuschließen, denn über das innerliche richtet die Kirche nicht. Sie würde sich des Eingreifens in die göttlichen Prärogative schuldig machen, wenn sie dies auch nur wollte, und die Erfahrung würde sie bald von ihrer Ohnmacht überzeugen. Allen diesen Gründen vermag man nur das eine entgegenzustellen, nach Johannes sei Judas nach Empfang des Bissens alsbald hinausgegangen. Aber man ist nicht berechtigt, das alsbald so zu pressen. Es weist nur darauf hin, daß zwischen dem Empfang des Bissens und dem Herausgehen ein wesentlicher Zusammenhang stattfand, und schließt nicht aus, daß dazwischen lag was Johannes übergeht, die nur wenige Minuten in Anspruch nehmende Einsetzung des Abendmales und der die ganze Feier beschließende Lobgesang, nach dem sich Judas, der Geschäftsmann der Gesellschaft, entfernen konnte ohne Aufsehen zu erregen.

Warum verrieth Judas des Menschen Sohn mit einem Kusse? oder vielmehr mit einer Reihe zärtlicher Küsse. Denn Matthäus gebraucht das Verbum καταφιλεῖν sagt, er habe ihn heftig und wiederholt geküßt. Zu seinem Geschäfte war dies nicht nöthig. Er durfte ihn nur den Häschern zeigen, er konnte auch seinem mit kainitischem Hasse erfüllten Herzen dadurch Luft machen, daß er auf den Heiland zufuhr und Hand an ihn legte. Den Schlüssel gibt nur die Heuchlernatur des Judas. Er wollte den edlen Mann spielen, er stellte sich so an, als mache es ihm unendlichen Schmerz, seinen bisherigen Wolthäter und Meister, der sich so verdient um ihn gemacht und der so viele herliche Eigenschaften besitze, im Dienste der Wahrheit, des Vaterlandes, des Gottes Israels zum Tode überantworten zu müssen. Er ist das Vorbild so Vieler, die jezt unter tiefen Verbeugungen dem Heilande und seiner Kirche Lebewol sagen und an ihrem Sturze arbeiten.

Wie ist die Reue zu beurteilen, welche den Judas ergriff, als er aus der Abführung Jesu zu Pilatus ersah, daß er zum Tode verurteilt worden? Die rationalistischen Theologen schlossen daraus, daß in ihm doch noch ein besseres Element vorhanden war, und daß er es gar nicht darauf abgesehen habe, Jesum zum Tode zu überliefern, daß das Todesurteil ihm unerwartet gekommen. Allein diese Ansicht ist ganz unhaltbar. Sie wird ausgeschlossen dadurch, daß Jesus den Judas als den Sohn des Verderbens bezeichnet, den dem ewigen Verderben, der Hölle unzertrennlich Angehörigen und unwiderruflich Zugesprochenen, ferner als den, dem es besser wäre nicht geboren zu sein, ausgeschlossen durch das: „der Satan fuhr in ihn hinein" des Lucas und des Johannes, wodurch nach der richtigen Bemerkung Daubs der Moment bezeichnet wird, worin der lezte Grad erreicht, das Gute zerstört und der ganze Mensch von dem Bösen wie von einem durch alle Lebensorgane verbreiteten Gifte inficirt war, ausgeschlossen endlich durch die Art und Weise, in der Petrus in Apostelgesch. 1 von der Catastrophe des Judas redet, sein kaltes: „er ist an seinen Ort gegangen". Die Reue des Judas kann diese Thatsachen nicht aufwiegen. „Nicht eigentlich der Mensch — sagt ein neuerer Moralist — hat das Gewissen, sondern das Gewissen hat den Menschen, es ist nicht in der Gewalt des Menschen, sondern eine Macht über demselben; es drükt nicht meine persönliche Eigentümlichkeit aus, sondern den persönlichen Willen Gottes an mich". Das ist der richtende Geist Gottes, von dem in 1 Mos. 6, 3 geschrieben steht. Die Reue des Judas war nicht etwas, das seinem eignen Gemüte entquoll, kein Erzeugnis seines freien Willens, sie war etwas ihm angethanes, das Gericht, welches Gott wider seinen Willen an ihm vollzog und das er vergebens von sich abzuschütteln suchte. Mit vollem Rechte bemerkt Bengel: „so werden in der Hölle die Verdamten empfinden." Die Stimme, die sich in ihm geltend

machte, war dieselbe, welche einst dem Kain zurief: „Was hast du gethan? Die Stimme des Blutes deines Bruders schreit zu mir von der Erde", die sich in jenem Kaiser geltend machte, welchem sein Bruder, den er hatte umbringen lassen, alle Nacht vorkam, als reichte er ihm einen Becher mit Blut und spräche: sauf Bruder, sauf. Bis zur Ausführung seines Verbrechens war es ihm gelungen, diese Stimme zu unterdrücken. Die Leidenschaft hat ihre Hebungen und Senkungen. Die Hebungen gehen so lange fort, bis das Ziel erreicht ist. Dann tritt die Senkung ein und mit ihr freier Raum für die Stimme Gottes. Viele Verbrechen gehen nur aus dem Bestreben hervor, sich aus der unerträglichen Senkung in die Hebung zu versetzen und also die lästige Stimme von neuem zu übertäuben. Daraus erklärt es sich, daß die erste Mordthat so leicht eine ganze Reihe solcher nach sich zieht. Die Bremer Giftmischerin Gesche Gottfried z. B. mordete zulezt ohne weiteren Zweck als den, sich eine neue Erregung zu bereiten. Daß Judas zu den Hohenpriestern kam, hatte keinen andern Grund als den selbstsüchtigen, die unerträgliche Qual loszuwerden. Es ist eine ganz falsche Ansicht, daß die übrigen Elemente der Buße bei ihm vorhanden gewesen seien und nur das eine des Glaubens an die vergebende Barmherzigkeit Gottes ihm gefehlt habe. Seine Reue hat mit der Buße gar nichts zu schaffen. Ihre Beschaffenheit, wie sie etwas seinem eignen Wesen ganz fremdes, ihm angethanes war, wird uns veranschaulicht durch die Aeußerungen des Francesco Spiera, der nach einem Leben in Ehrgeiz und Habsucht die Predigt des Evangeliums mit glühender Liebe ergriffen hatte und dann seine bessere Erkentnis förmlich und feierlich vor Tausenden verläugnet und abgeschworen hatte. „Sobald ich — sagt er — wieder mein Haus betrat, hörte ich eine grauenhafte Stimme: Elender, Verworfener, du hast mich verläugnet, hast den Gehorsam mir aufgekündigt, hast die Fahne meiner Ritterschaft zerrissen. Weiche von mir, Abtrünniger! Fern, fern von mir, erleide die Strafe für deinen Frevel, die ewige Verdammnis! Von dieser Zeit an weiß ich mich verdammt und hinausgeworfen in die Zahl der Feinde Gottes. Nichts kann ich erwarten als die rächenden Furien, die ich bereits fühle, und das Endgericht, das mich erbeben macht. Mein Herz ist voll Haß, Fluch und Lästerung. Ich glaube und fühle, daß Gott mein grausamer Feind ist. Ich glaube nicht, daß Judas hätte Buße thun können, denn es war ihm die Fähigkeit der Buße entrissen, und ebenso ist es bei mir". Spiera starb im Nov. 1548 im Zustande der Verstockung und des bittersten Hasses gegen Gott. Wir wissen nicht, ob nicht der Herr nach dem Gerichte, daß er innerlich an ihm in furchtbarer Weise vollzog, ihm noch hat Gnade widerfahren lassen. Bei Judas aber wissen wir das Gegenteil. Es ist aber darin Gottes Walten nicht zu verkennen, daß die rächende Macht grade in diesem Momente, noch vor dem Tode Jesu den Verräther mit solcher Wucht ergriff. Jesus sollte sterben für die Sünden der Welt, aber vor seinem Tode sollte seine Unschuld und Gerechtigkeit in der mannigfachsten Weise bezeugt werden. Das dem Verräther abgedrungene Wort: „ich habe gesündigt, verrathend unschuldig Blut", steht in gleichem Verhältnisse mit dem Worte der Frau des Pilatus: „habe nichts zu schaffen mit diesem Gerechten", und mit dem Worte des Pitatus selbst: „ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten".

Was das zeitliche Ende des Judas betrift, so sagt Matthäus: „er ging hinweg und erhängte sich". Petrus sezt, wie er ausdrücklich sagt, in seiner Rede das Thatsächliche in Bezug auf den Ausgang des Judas als seinen Hörern bekant voraus. Er hebt nur rednerisch einen einzelnen Umstand hervor, der mit dem Ende des Judas verbunden war: „er stürzte herab und ist mitten entzwei geborsten und all sein Eingeweide ausgeschüttet". Das Erhängen wird vorausgesezt. Es heißt nicht, er stürzte sich herab, sondern der Ausdruck führt auf etwas, das dem Judas gegen seine Absicht und als er nicht mehr wollen konnte, begegnete. Er hatte sich zum Selbstmord einen recht schaurigen Ort erwählt, als Abbild seines Innern, über einem Abgrunde. In der Verwirrung seiner Sinnen prüfte er nicht die Haltbarkeit des Strickes, mit dem, und des Astes, an dem er sich aufhing. So erging es ihm wie den Kindern Edoms, welche die Kinder Juda fingen lebendig und sie führten auf die Spitze eines Felsens, und stürzten sie von der Spitze des Felsens, daß sie alle zerbarsten (2 Chron. 25,12). Dem Petrus ist dieser Umstand so merkwürdig, weil er darin noch mehr, wie in der eignen That des Judas, ein Gottesurteil über ihn erblickt, eine Abschattung des Schicksales, dem seine in den Abgrund fahrende Seele entgegenging, eine Aufdeckung zugleich der inneren Scheußlichkeit des Mannes der Lügen.

Judas ist der einzige Mensch, von dem wir mit Sicherheit wissen, daß er ewig verdamt ist, weil der Mund der Wahrheit es uns gesagt hat, und er hat es uns gesagt, damit wir uns vorsehen, weil mit der Fülle des Heiles, wenn sie verschmäht wird, die Vollendung des Verderbens Hand in Hand geht. Unter den Zeiten des alten Bundes fand keine definitive Verdammung statt, eben weil die Vollendung des Heils noch nicht erschienen war, die göttliche Barmherzigkeit dem gefallenen Menschen noch nicht alle Mittel der Rettung dargeboten hatte. Selbst Sodom kündigt Ezechiel (c. 16, 53. 55) Wiederherstellung an, und in Bezug auf das schändliche Räubervolk der Am-

moniter sagt Jeremias, nachdem er ihm die göttlichen Gerichte gedroht hat: „Und dann will ich wenden das Gefängnis der Kinder Ammons, spricht der Herr". Nach Petrus predigte Christus den Geistern im Gefängnis, die einst zur Zeit der Sündflut durch die Gerichte Gottes weggeraft waren, 1 Petr. 3, 19, und überhaupt denen, die vor ihm zur Hölle herabfuhren, 4, 6. Danach dürfen wir erwarten, daß auch einem Saul und einem Ahitophel das Heil in Christo noch nahegebracht sein wird. Es gibt nur eine entscheidende Sünde, das ist der Unglaube an den erschienenen Christus und die Empörung gegen ihn, und dieser Sünde hatte sich Judas im vollen Maße schuldig gemacht. Man hat an den Worten, durch welche Christus den Judas für immer der Hölle zuspricht, drehen und deuteln wollen, aber es ist dies um so weniger zulässig, da Hand in Hand mit ihnen die Aussprüche über die Unvergeblichkeit der Sünde gegen den heiligen Geist gehen. Der Heiland sagt von ihr, daß, während alle anderen Sünden vergeben werden können, diese nicht, weder in dem gegenwärtigen, noch in dem zukünftigen Leben, Johannes, es gebe eine Sünde, für die man nicht beten solle, weil jedes Gebet nach dem Willen Gottes sein soll, die Errettung eines solchen Sünders aber dem Willen Gottes entgegen ist, der Brief an die Hebräer, es sei unmöglich, daß die, welche eine solche Sünde begangen, erneuert würden zur Buße. In die Stricke dieser traurigsten aller Sünden war Judas gefallen. Das Wort, welches Jesus am Kreuze sprach: „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun", kam ihm nicht zu gute. Die Wahrheit war für ihn vollkommen erkennbar geworden. Der äußeren Gnade, der er durch die nächste Nähe des Heilandes gewürdigt worden, ging, wie immer beides in der engsten Verbindung steht, ein gleich großes Maß der inneren Gnade zur Seite. Alle seine eilf Mitjünger waren, wie der Herr beim Fußwaschen ausdrücklich erklärt, durch diese Gnade rein geworden, nur Judas blieb unrein, und weil die Darbietung der Gnade nie ohne Wirkung sein kann, jeder Fuß breit Landes, der Gott streitig gemacht, zugleich dem Satan eingeräumt wird, der Mensch keine neutrale Mittelstellung zwischen den beiden streitenden Mächten einnehmen kann, so füllte bei ihm die Stelle, die bei den andern Jüngern Jesus einnahm, der Satan. Es trat nun das Wort in Kraft: „Was war noch zu thun an meinem Weinberge, das ich nicht gethan an ihm? Warum harrte ich, daß er Trauben brächte, und er brachte Herlinge. Und jezt will ich euch kund thun, was ich meinem Weinberge thun will: entfernen sein Gehege, daß er verwüstet, zerreissen seine Mauer, daß er zertreten werde". Alle Mittel der Gnade waren erschöpft. Sie hatten nur dazu gedient, ihn zu vollendeter Verhärtung zu führen, den lezten Anknüpfungspunct der Gnade zu vernichten. Jezt stand er zu Gott dem Barmherzigen in keiner Beziehung mehr, aber deshalb war noch nicht alle Beziehung zu Gott aufgegeben. Der Gottlose kann Gott nicht los werden, so gewiß als er zu Gottes Bilde geschaffen ist. Von der Gnade hatte Judas sich frei gemacht, aber eben damit war er der Gerechtigkeit verfallen. Auf die eine oder die andere Weise muß Gott an jedem zu seinem Rechte kommen, der nach seinem Bilde geschaffen ist entweder durch die Gnade oder durch das Recht. Heilig oder verbannt, das ist die große Alternative, die dem Menschen gestelt ist. Die Tugenden des, der ihn aus der Finsternis berufen zu seinem wunderbaren Licht, wollte Judas nicht verkündigen; durch seinen Untergang ein stummer und doch laut redender Zeuge der Herlichkeit desjenigen zu sein, der ihn mit Ketten der Finsternis gebunden, mußte er. Die Verdammnis zeugt eben so laut von Gott als die Seligkeit; denn an den Verdammten werden nicht weniger wie an den Seligen die ewigen Gesetze der göttlichen Weltordnung vollzogen. Die Erlösten singen, die Verdammten weinen das Lob Gottes. Welch ein sprechender Beweis für Gottes Herlichkeit ist nicht schon der Seelenzustand des Judas nach dem Verrathe! Ein ebenso sprechender, wie das Ende eines solchen, der in dem Herrn stirbt. Keine Spur von Buße und doch Reue, er hat eine weite Kluft zwischen sich und Gott befestigt, und doch verfolgt ihn überall die Stimme: Du hast gesündigt, verrathend unschuldig Blut. Sie läßt ihm keine Ruhe, bis er zunächst durch seinen irdischen Tod und dann in dem See des Feuers und Schwefels denjenigen preist, den er durch sein Leben nicht verherlichen wollte.

Wir sind am Ende. Die Nutzanwendung zu geben ist nicht des Amtes des Professors. Er hat seine Aufgabe erfüllt, wenn er nach Kräften bemüht gewesen ist, in das Verständnis seines Gegenstandes einzuführen. Es scheint aber auch, daß hier die Anwendung auf das eigne Herz sich ganz von selbst ergibt. Der zusammenfassende Ausdruck für sie möchte wol kein anderes Wort sein als das: Kyrie eleison!

Leiden und Freuden rheinischer Missionare von J. C. Wallmann, Inspektor der Berliner Missionsgesellschaft. Zweite Auflage. Halle, Verlag von Julius Fricke. 1862. VI und 444. 8.

Das neue Erscheinen der treflichen Wallmannschen Schrift, deren erste Auflage vor sechs Jahren in diesen Blättern (Jahrgang 1856 Nro. 100) bereits aufs wärmste empfohlen ward, ist in mehr als einer Hinsicht ein sehr erfreuliches Zeichen. Zuvörderst ist also das Interesse an dem Werke der heiligen Mission unter uns noch fortwährend im Steigen, und von dem Unkräftigwerden der Impulse, welche vor Jahrzehnten die freudigste Thätigkeit hervorriefen, ist auf diesem Gebiete nichts zu spüren. Allerdings mag es richtig sein, daß unsere Teilnahme an der genanten Reichsangelegenheit unseres Herrn ein anderes Gepräge hat, als die unserer Väter. Gleichwol ist die Anschauung

durchaus wahr, wie wir sie jüngst in dem Jahresberichte eines Hülfsvereines ausgesprochen fanden: Die erste, bräutliche Liebe zur Mission ist verschwunden, und wer es weiß, wie köstlich die ist, der kann ihr nicht ohne Seufzen nachsehen; manchmal ist damit auch alle Liebe verschwunden. Wo es aber recht zugeht, da tritt darnach die eheliche Liebe ein, und die ist mehr und wirkt mehr durch nüchterne, ruhige, nachhaltige Treue und Weisheit als jene mit all ihrer idealischen Schwärmerei. Die Blüthe ist schöner, die Frucht ist besser, in beiden aber ist Saft und Art dieselbe. Auch fehlt ja freilich noch unendlich viel, daß unsere Kräfte in dem Grade angespant wären, in welchem sie angespant werden könnten. Während z. B. jede einzelne Gemeinde des Vaterlandes durch die angeordnete Fürbitte im sontäglichen Kirchengebete zu einer Art von Teilnahme angeregt wird, gibt es gewiß noch sehr viele, in welchen es außerdem noch zu keiner anderen Art gekommen ist, die Liebe an dem Missionswerke zu bethätigen. Aber der Segen des Herrn ruht sichtbar auf der Arbeit, welche in der heimatlichen Kirche und draußen unter den Heiden vollführt wird, und die stetig wachsende Missionsliteratur ist jedenfalls auch ein Barometer, welcher den Stand der ganzen heiligen Sache anzeigen darf.

Demnach hätte man es mit Freuden zu begrüßen, wenn solch ein größeres Buch, wie es das Wallmanns ist, unverändert von neuem herausgekommen wäre. Allein dasselbe hat durch die neue Auflage sehr gewonnen. Der Verfasser sagt im Vorworte, er führe die Leiden und Freuden rheinischer Missionare in einer verbesserten und durch wesentliche Zusätze vermehrten Gestalt vor. Die Zahl der Geschichtsbilder hat sich von dreißig auf vier und dreißig erhöht, und in den ersteren spürt man die nachbessernde und einzelnes bis auf die Gegenwart weiter führende Hand. In dieser erneuerten Form ist das Buch mithin um so mehr zu empfehlen. Es bietet vielerlei zu verschiedenen Zwecken, vor allem Stoffe zu Missionsstunden und zugleich Muster für Darstellungen, beides in reicher Fülle. Ferner scheint es uns sehr geeignet zu sein, in die Kentnis der evangelischen Missionsarbeit überhaupt einzuführen, weshalb es christlichen Volks- und Schulbibliotheken einverleibt werden und in den Familien sich einbürgern sollte, Kreise, in denen es sich durch seine geistvolle Popularität bald Freunde erwerben wird. Wir stehen nicht an, es zu bekennen, daß uns in dem uns zugänglichen Bereiche der deutschen Missionsliteratur keine zweite Samlung größerer Missionsgeschichten bekant ist, welche den Leser auf mehreren Missionsgebieten so rasch heimisch machte als die vorliegende. Und wenn man gerade an Missionsschriften mit der bestimten Erwartung herantritt, daß über sie der Geist der Andacht und des Gebetes ausgegossen sein möchte, der wieder andächtig stimt und die Hände des Lesers zusammenfügt und die Herzen entzündet, so wird dieses Wehen des heiligen Geistes hier nicht vermißt werden. Denn sei es, daß wir an den Sterbebetten oder Marterstätten der Missionare und der gläubig gewordenen Heiden stehen, sei es, daß wir einen Einblick in die abgebrochene oder vollendete Entwickelung einer heidnischen Seele vergönnt bekommen, sei es, daß wir das Wachsen einer einzelnen Missionsstation beobachten, überall, in Borneo, in China, in Südafrika komt uns etwas entgegen, was zum stillen Seufzen oder zum lauten Dankpsalm auffordert.

Endlich aber ist ja die rheinische Mission in diesen unsern Tagen gewürdigt worden, die Krone der Ehren in der Bluttaufe zu empfangen und vor anderen die Mahlzeichen des Herrn Jesu an ihrem Leibe zu tragen. Wol mehr unabsichtlich war gleich ursprünglich an die erste Stelle das Lebensbild eines Missionares auf Borneo gerückt worden. Jezt hat dieser Anfang eine zuerst nicht geahnte Bedeutung erhalten. Denn von ihm anhebend, führt das Buch den Leser nach mannigfachen Wanderungen wie auf einen Berg Gottes, wenn es mit dem neu hinzugefügten Abschnitte schließt: die Blutzeugen auf Borneo. In übersichtlicher Auseinandersetzung werden uns darin zuerst die politischen Verhältnisse des Eilandes dargelegt, welche den Zunder zu dem entbrennenden Feuer hergegeben haben, und auf diesem dunkelen Hintergrunde erscheint das Bild des heldenmüthigen Endes der treuen Zeugen in um so köstlicherem Glanze. Dieser Abschluß fehlte dem Buche, als es zum ersten Male erschien. Nun, da auch der Tod von Märtyrern mit unter die Leiden und Freuden rheinischer Missionare gerechnet worden ist, hat es einen Abschluß, wie er fast nicht schöner gedacht werden kann, ja es ist selbst wie zu einem Denksteine der jüngsten evangelischen Märtyrer unseres Vaterlandes geworden. —

. . . . h.

Nachrichten.

Aus Schlesien.

Es ist gewiß recht erfreulich, wenn, wie es jezt doch häufig geschieht, die christlichen Gemeinden von ihren Seelsorgern auf den Ernst und die Bedeutung der Fastenzeit aufmerksam gemacht, zur bußfertigen Einkehr in sich selbst aufgefordert und von der Teilnahme an lärmenden und rauschenden Vergnügungen für die Dauer der Fastenzeit abgemahnt werden. Dagegen ist es tief zu beklagen, wenn Mitglieder des geistlichen Standes, des Ernstes der Fastenzeit, der Würde ihres Amtes und jeder Rücksicht auf die Gemeinden vergessend, es während der Fastenz it an lustigem und fröhlichem Gebahren den vergnügungssüchtigsten Gemeindegliedern gleichthun; wenn, wie es in dem Wohnorte des Einsenders, einer mittleren Kreisstadt, vorgekommen, ein junger, in einer Nachbarprovinz angestellter Geistlicher an dem in einem öffentlichen Lokale gefeierten Polterabend seiner am Dienstag vor Mittfasten stattgefundenen Hochzeit bis tief in den Morgen des Hochzeitstages hinein wacker tanzt. Ein Benehmen, welches um so mehr Tadel verdient, als es ja eine bekante Thatsache ist, daß in dem Kampfe, welchen die unkirchlichen Elemente fort und

fort gegen die Kirche führen, sehr viele Angrifsgründe aus dem persönlichen Verhalten der Glieder des geistlichen Standes, dem der Einsender nicht zugehört, hergeleitet werden.

Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus dem Waadtlande.

Ich hätte Ihnen schon längst über die kirchlichen Zustände in der Waadt einige Mitteilungen gemacht, wenn eine Entscheidung stattgefunden hätte. Allein man ist immer noch im Provisorium. Erst im Laufe dieses Winters wird der große Rath (der bekantlich in lezter Instanz darüber zu sprechen hat) die vorgeschlagene Kirchenverfassung prüfen. Der Entwurf für dieselbe ist von zwei aus Geistlichen und Laien bestehenden Commissionen bearbeitet und vor einigen Wochen veröffentlicht worden. Derselbe ist aber, nach meinem und Vieler Urteil, in hohem Grade unbefriedigend. Würde er wie er ist angenommen, so würde die Waadtländische Nationalkirche ganz nach dem Muster der jetzigen Zustände in Baden umgebildet werden, d. h. in eine völlig bekentnisloſe und demokratiſche Kirche, wenn man so etwas noch eine Kirche nennen darf. Die Gönner und Urheber dieses Entwurfs scheinen sich einen Schenkel und solche Leute als ihre Kirchenlichter aufgestelt zu haben. Es ist ihnen nicht in den Sinn gekommen, oder sie haben es nicht gewagt, vor Allem das Unrecht wieder gut zu machen, welches vor 23 Jahren die Kirche des Waadtlandes durch die Abschaffung der helvetischen Confession erlitten hat. Die neue Kirche soll nach dem Entwurf ganz bekentnislos bleiben, ohne alle bindende Norm, und Manche sind leider durch den Zeitgeist so verblendet, daß sie ihr das als einen Vorzug, als einen Ruhm anrechnen. Das Einzige, was andeuten könnte, welche Lehre als kirchlich gelten soll, ist in dem Art. 1 des Entwurfs enthalten: „L'Église Nationale du Canton de Vaud professe la réligion chrétienne, selon les principes de la communion évangélique réformée.“ Aber wo diese principes de la communion évangélique réformée zu suchen sind, ist nirgends gesagt und jeder kann darunter verstehen, was ihm beliebt. Ferner heißt es: „L'Église n'admet d'autre règle d'enseignement que la Parole de Dieu, contenue dans l'Écriture Sainte.“ Das Wort Gottes wird also wol einigermaßen der Kirche zu Grund gelegt, aber den Geistlichen und Lehrern in der Kirche steht es frei, dieses Wort Gottes auszulegen nach ihrer Privatmeinung, und allerlei Lehren und Irrlehren haben in derselben ihre Berechtigung.

Ein anderer bedenklicher Punkt ist das zum ersten Mal in die Waadtländische Kirchenverfassung eingeführte Laienelement ohne genügende Beschränkung und Gegengewicht. Als active Mitglieder der Kirchen, d. h. berechtigt an den Versamlungen der Gemeinde (Assemblées de paroisse), Wahlen u. s. w. Teil zu nehmen, sind alle anzuerkennen, welche „agés de vingt ans, jouissant de leurs droits civiques et domiciliés dans la paroisse depuis trois mois“ sind. Wahrlich man kann nicht weniger verlangen! Uebrigens herscht durch den ganzen Entwurf hindurch dieselbe Confusion des Staats mit der Kirche, dieselbe Scheu vor der Selbständigkeit der Kirche, durch welche sich die bisherigen Verfassungen auszeichneten. Z. B. soll sich die Synode nur alle drei Jahre versammeln!

Es ist ziemlich wahrscheinlich, daß dieser Entwurf ohne wesentliche Veränderung vom Großen Rath angenommen werden wird. Einige Stimmen haben sich wol erhoben, um auf dessen Mängel und Gefahren aufmerksam zu machen, namentlich in Betreff der Bekentnislosigkeit; allein wahrscheinlich vergebens. Im Volke selbst herscht die größte Gleichgültigkeit; es kümmert sich jezt weit mehr um eine neue Steuer, welche von der Regierung dekretirt worden ist, und ist leider schon seit der Reformation (welche ihm bekantlich aufgedrängt wurde) so ziemlich gewohnt, auch in Religionssachen alles anzunehmen und gutzuheißen, was von der Regierung komt, möge dieselbe heißen Leurs Excellences de Berne, oder Grand Conseil du Canton de Vaud. Sobald der Große Rath einen Beschluß gefaßt hat, werde ich nicht ermangeln, Ihnen darüber einen Bericht zu senden.

Es versteht sich von selbst, daß, wenn der Entwurf nicht tief eingehende Modifikationen erhält, er nicht geeignet ist, die Geistlichen und Mitglieder der Freien Kirche zur Rückkehr in die Staatskirche zu bewegen. Man kann eine Kirche, die ein bestimtes und klares Bekentnis hat, nicht verlassen, um sich einer ganz bekentnislosen anzuschließen. Die Freie Kirche wird also wahrscheinlich fortbestehen und hat dazu ihr gutes Recht; sie allein ist im Stande, das Bekentnis der reinen Lehre aufrecht zu halten.

Ich kann mich immer der Besorgnis nicht entschlagen, daß der réveil unter den Protestanten Französischer Zunge, mit seiner Gleichgültigkeit, ja oft Feindseligkeit gegen die Kirche, ihre Ordnungen und Gnadenmittel, uns einem subtilen Rationalismus entgegenführt, wie es der Spenersche Pietismus für Deutschland bekantlich gemacht hat. Was hat wol die Breslauer Facultät bewogen, einen Hauptvertreter des Französischen Subjectivismus, Edmond de Pressensé, mit dem Doktordiplom zu beschenken? Es ist natürlich ein Triumph für seine Partei, wirft aber in den Augen Mancher ein eigentümliches Licht auf jene Facultät. Ein kirchlicher Theologe, wie Godet in Neufchatel, hätte eine solche Auszeichnung viel besser verdient. Seine Wirksamkeit als Pfarrer und Professor ist wunderbar gesegnet; seinem Einfluß ist wol zuzuschreiben, daß sich jezt Söhne der ersten Familien des Landes, die Rougemont, Pury, de Montmollin, der Theologie und dem geistlichen Beruf wieder zuwenden, eine sehr erfreuliche Thatsache. Er wird nächstens einen (franz.) Commentar über das Evang. Johannes herausgeben, gewiß ein ausgezeichnetes Werk.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 22. April. № 32.

Was predigt uns Pfarrern das Kirchenbuch?

Die Ev. K. Z. hat in ihrer Nr. 9 einen beherzigenswerten Aufsatz: „Gedanken über das Kirchenbuch" gebracht. Beim Lesen desselben schlug mir mehrfach das Herz. Sieh dein Todtenregister einmal wieder durch. So hieß es immer wieder. Da stehen die Namen derer, die du begraben; so denke darüber einmal nach, wie sie gestorben, denke nach, ob du an ihnen deine Pastorenpflicht erfüllt, aber denke daran, daß du von diesen Seelen dem Herrn, der sie mit Seinem Blute erkauft, an Seinem Tage Rechenschaft geben mußt.

Herr, gib mir heilige Wahrheit, daß ich Nichts verhehle, daß ich die Wahrheit bezeuge! Ich beginne mit dem Jahre 1858, in welchem meine Pfarrthätigkeit in dieser meiner jetzigen Gemeinde anhob.

Zuerst der Name einer alten Witwe. Ich habe sie kaum kennen gelernt. In ihrer lezten Noth wurde ich zu ihr gerufen, denn es ist in meiner Gemeinde noch meistenteils Sitte, daß der Pfarrer von einer ernsten Erkrankung benachrichtigt wird. Ich habe mit ihr gebetet, weiß aber Nichts von ihr zu sagen. Jede Erinnerung an sie ist verflogen. Ich muß sie also doch wol nicht recht auf dem Herzen getragen haben. Still ist sie beerdigt. Am Grabe habe ich gebetet, wie ich es bei allen sogenanten stillen Leichen, auch bei Kindern zu thun pflege.

Dann wieder eine Witwe, die ich gar nicht gekant habe. Stille Beerdigung. Dies ist einer der wenigen Fälle, wo ich nichts von der Erkrankung erfahren habe, da jene Leute eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt wohnten.

Darauf ein Schüler von 11 Jahren, der an der Bräune starb. Täglich war ich bei ihm und sagte ihm, da ich sah, daß er sterben müsse, daß der Heiland Jesus ihn gern in seinem Himmel haben wolle, aber er drehte sich um und wiederholte immer wieder, er wolle nicht sterben. Je näher dem Tode — je trostloser wurden die Besuche. Ich betete für ihn, gewiß that dies auch der gläubige Ortslehrer, ich kann aber nicht sagen, daß er mir den Eindruck gemacht, als habe er das Wort der Gnade angenommen. Die Leichenpredigt war eine Mahnung an die Eltern, das Heil ihrer Seele zu suchen — darum sei das Kind ihnen so schnell genommen.

Auf ein Kind von 4 Monaten folgte dann die junge Mutter des eben erwähnten Knaben. Sie erkrankte ebenfals an der Halsbräune. Furchtbar waren die Schmerzen, die das langsam näher rückende Ersticken herbeiführte. Ich konnte den Anblick oft nicht aushalten, ging auf ein par Stunden fort und kehrte dann wieder. Die Frau stammte aus einer leichten Familie, ihr Mann war sehr leichtsinnig, hatte sogar Ehebruch mit der Schwester seiner Frau getrieben. Und diese Frau? Sie ergriff in dieser lezten Noth Jesum als ihren alleinigen Heiland. Beten, Beten — so stöhnte sie mir jedes Mal entgegen, wenn ich in das Zimmer trat. Ich habe die Zuversicht, daß sie in Jesu Frieden eingeschlafen ist. Ueber den Mann sind noch schwere Gerichte hereingebrochen, aber sein Herz blieb ungebrochen. In der Gemeinde hielt er es aber nicht länger aus, als es bekant ward, daß ich ihm seiner offenbaren Sünden wegen vom Abendmal abgerathen, er zog fort, ich aber habe das Gefühl, daß ich ihm doch nicht genug in sanftmütiger Liebe nachgegangen sei, nie unterdrücken können.

Hierauf ein alter ehemaliger Handelsmann. Ach, wie schlägt mir das Herz, wenn ich seiner gedenke. Ich wußte, daß er kein Freund der Kirche sei. Einmal sah ich ihn vor seinem Hause sitzen, sehr matt, aber ich ging doch nicht von selbst zu ihm, ich wartete, daß er mich rufen lassen sollte. An diesem Alten habe ich mich versündigt. Der Herr wolle seinetwegen nicht mit mir ins Gericht gehen! Die Leute glaubten, weil er schon so lange schwach gewesen, es werde noch eine Zeit mit ihm währen. Ich glaubte es auch. Da erkrankte er sehr plötzlich zum Tode. Nun wurde ich gerufen, nun eilte ich hin. Aber er konnte mich kaum noch verstehen. Die Seinen wünschten, er möchte das h. Abendmal noch empfangen. Ich glaube nicht, daß er meine Ermahnung zur Buße verstanden, daß er nach dem Sündenbekentnis mit vollem Bewußtsein Ja geantwortet, — und doch habe ich ihm das h. Sakrament gereicht! Das Alles brent noch auf meiner Seele, so oft ich daran gedenke, wenn ich auch aus Gnaden weiß, daß das Blut Jesu Kraft hat, auch solche Amtssünden abzuwaschen.

Der nächste Name im Kirchenbuch nent mir einen sehr jungen Mann. Sein Onkel ist vor etwa vierzig Jahren als Missionar in Südamerika heimgegangen. Von diesem habe ich noch einen Brief gelesen, worin nicht blos für seine Verwandten, sondern auch für meine Gemeinde die innigsten Fürbitten stehen. Der junge Mann hatte bei einem sehr armen, kränklichen Vater sehr still gelebt. Den 9. Mai verheiratete er sich.

Inniger als sonst wol hatte ich am Trautage zu ihm geredet, hatte ihn hingewiesen, mit Jesu wie zu Cana die Ehe anzufangen und zu führen. Wie weit er sich am Hochzeittage von dem ihn umgebenden Welttrubel hat hinreißen lassen, weiß ich nicht. Wenige Tage darauf sagt mir seine Schwester, er sei sehr schwer erkrankt. Ich finde ihn im hitzigsten Nervenfieber. Die Besinnung ist nicht wiedergekehrt. Ob seine Seele von meinem Gebet an seinem Lager etwas gehört hat? Neun Tage nach der Hochzeit war er todt. Eine Leichenpredigt habe ich ihm nicht halten können, da ich plötzlich beim Anblick seiner furchtbar entstellten Leiche, vorher schon sehr unwol, erkrankte. Aber sein Bild steht mir vor der Seele in seiner Angst und Noth!

Dann komt ein Altsitzer, der erst kurz vorher in meine Gemeinde gezogen war, ein Mann, wie so Viele, der kirchlich gelebt, aber nie sichtbare Spuren der Bekehrung gezeigt hat. Er wird, da er erkrankt, besucht, spricht nun eine ziemlich gewöhnliche Sehnsucht nach dem Heiland aus, betet mit, was vorgebetet wird, empfängt das h. Abendmal, wird immer schwächer und stirbt dann schnell an Lungenlähmung. Es kommen, sagt man, viele solcher Fälle vor. Aber mein Pastorenherz klagt mich wenigstens an, daß ich nicht recht warm an dieses Krankenbett getreten sei. Und die Ursache? Der Schwiegersohn des Alten gefiel mir nicht, sah immer so finster aus, schien von der Art, daß ich fürchtete, leicht Streit mit ihm zu bekommen. — Gehen nicht oft solche Gedanken mit in die Sterbehäuser, weil man so wenig betend hineingeht? — Ich will nur hinzufügen, daß jener mir so unangenehme, finstere Mann jezt ein Gnadenkind voll des Friedens in Christo ist.

Nach einem todtgebornen Kinde folgt der Vater des obigen so schnell abgerufenen jungen Mannes. Schwindsucht steht als seine Todeskrankheit daneben. Wir wissen, wie es damit geht. Bald scheint solch ein Mensch der Auflösung nahe und dann kommen wieder bessere Zeiten. Ich bin oft in seiner Hütte gewesen. Der Mann war sehr schwach. Aber der Segen seines Bruders, des in Paramaribo heimgegangenen Missionars ruhte auf ihm. Er hatte Lust abzuscheiden. Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht mich rein von aller Sünde; das war sein Anker in seiner lezten Noth. Er fuhr in Frieden seine Straße.

In ähnlicher Weise ging dann, wie ich hoffe, eine sehr alte Witwe selig heim.

Das Jahr 1859 begann. Da tritt vor meine Seele ein uralter, kerniger Greis, der seit Jahren in Selbstgerechtigkeit eingelebt keine Kirche, geschweige den Altar des Herrn besucht hatte. Mutterseelenallein schaltete er in seiner durchräucherten Altenteilswohnung. Als ich ihn das erste Mal besuchte, sprach er viel von seiner Harthörigkeit, Frömmigkeit und auch von seiner Postille, nach der ich ihn fragte. Es war ein wirkliches Ereignis in der Gemeinde, als er zum ersten Male wieder in die Kirche und zum ersten Male wieder zum Abendmal ging. Die Leute meinten, nun müsse sein Ende nahe sein. Und so war's auch. Aber der Herr hat vor dem Ende ihm noch beschert, daß der starke Mann zum Gotteskinde, zum begnadigten Sünder wurde. Das hat der Herr gethan und ist ein Wunder vor unsern Augen. Er will auch die Starken zum Raube haben.

Dann kommen zwei Kinder. Ich sehe noch das Aeltere davon in seinem kleinen Sarge liegen, die Eltern dabei weinen und mich mit den wenigen Leidtragenden zum Grabe ziehen. Nun ist schon der Vater selig nachgefolgt.

Aber dann? Ein Handelsmann war es. Geld zu gewinnen war ihm die Hauptsache. Ein wahrhaft jüdischer Schachergeist herscht in der Familie. In Folge des Trunks, wie der Arzt mir sagte, war eine Leberverhärtung eingetreten. Wie soll ich beschreiben, was ich da erlebt habe! Waren die Schmerzen sehr groß, dann sog er jedes Wort des Pfarrers, auch das ernsteste, durstig ein und dachte an den Tod. Ging es erträglicher, konnte er nur wieder Etwas essen, dann waren die Ohren wie zugestopft. Dazu kam, daß der Arzt ihm falsche Lebenshofnung gemacht hatte. Zu Ostern werden Sie zum Pastor ins Haus gehen, statt daß der zu Ihnen komt, hatte dieser zu ihm gesagt. Daran klammert sich ja solch eine Seele fest an. Aber der Tod läßt sich nicht wegreden. Ich sagte gradezu dem Kranken voraus, daß es nach wenigen Wochen wieder schlechter um ihn stehen würde. So kam es auch. Der Kranke verlor die Hofnung, wieder gesund zu werden, fing an zu beten, fing an seine Sündennoth zu fühlen. Jezt konnte der Pfarrer nicht oft genug kommen. Es ging freilich noch durch viele Schwankungen, aber immer durstiger wurde die Seele nach dem lebendigen Gott. Ich bin getrost an sein Grab getreten.

Aber hiernach starb wieder eine alte Witwe, von der ich nicht weiß, was ich sagen soll, obwol ihr das Wort von der Gnade Christi nahe gebracht ist.

Und dann komst du, du alter Nachtwächter meiner Gemeinde. Deine Nachfolger rufen nur die Stunden ab, du sangst noch. Aber wie sah es in deiner Seele aus? Haben nicht die Kinder, die leichtsinnige Tochter und der rohe Bursche von Sohn trotz deiner großen Schmerzen und Angst dich oft gehindert, wenn deine arme Seele sich sammeln wollte. Gab es nicht allerlei elende Verhandlungen über dein Bett und die alte Stubenuhr noch an deinem Sterbebette? Und hast du alle Versuchung überwunden, zu Gunsten der leichtfertigen Dirne den Sohn zurückzusetzen? Du betetest wol mit mir und schriest um Gnade zu dem Erbarmer, aber hast du sie gefunden?

Im Todtenbuch steht dann, daß wir aus demselben Hause erst den Nachtwächter und dann ein kleines Mägdlein herausstrugen — aber die zunächst folgten und weinten haben so viel ich weiß nicht lange Zeit getrauert.

Dann blickt mich der Name einer 90jährigen Altsitzerwitwe an. Man hat mir erzählt, sie sei einst eine reiche Bauerfrau gewesen, aber nicht ohne ihre Schuld sei Alles verloren gegangen. Sie aß das Gnadenbrot im Hause einer Tochter.

Als ich sie kennen lernte, war sie ja schon sehr altersstumpf. Die Tochter wünschte, ich möchte ihr das h. Abendmal reichen, aber ihre Selbstgerechtigkeit ließ kein Sündenbekentnis aufkommen. Alle dahin schlagenden Fragen wurden mit Nein beantwortet. Nach längerer Zeit, während der ich die Alte genauer kennen gelernt hatte, wiederholte die Tochter jenen Wunsch. Ich sah freilich voraus, daß auch dies Mal daraus nichts werden dürfe. Ich sprach mit der Greisin, erhielt aber jezt auf alle meine Worte ein Ja zur Antwort, auch wo es gar nicht paßte. Bald darauf, während ich verreist war, ist sie gestorben und still beerdigt. Es ist ein traurig Ding um das Alter des Menschen, wenn die Seele schon vor dem Leibe abstirbt, ohne Frieden empfangen zu haben.

Drei Kinderleichen noch — das Jahr war zu Ende.

Das schwere Jahr 1860 folgte. Sogleich am Anfange desselben wurde ich zu einem Kranken gerufen, den ich gar nicht kannte. Er war ein Taglöhner, der beständig außerhalb gearbeitet und wol nur äußerst selten einen Sontag in seinem Heimatsdorfe zugebracht hat. Früher soll er wüst gelebt haben. Nun hatte er die Abzehrung bekommen und es ging schnell mit ihm zu Ende. Ach wie schwer ist's solcher Seele, die von Gottes Wort nur selten Etwas gehört hat, in der Krankheitsnoth auch nur gesammelt zuzuhören. Und doch kann ich ihm eine innere Unruhe, ein Verlangen nach pastoralem Zuspruch nicht absprechen. Er nahm das Wort an, feierte auch in ernster Beugung das h. Abendmal. Dann habe ich ihn nicht wieder gesehen, da ich krank wurde, und ein Amtsbruder hat ihn statt meiner zum Grabe geleitet.

Darauf komt wieder eins der ernstesten meiner seelsorgerischen Erlebnisse. Eine über 40 Jahr alte Witwe, die mit ihren Kindern in der bittersten Armut lebte, hatte sich verführen lassen. Wer der Vater des Kindes sei, hat sie Niemandem eingestanden. Sie meldet sich persönlich zum h. Abendmal, aber wenn gleich sie über die Schande, die sie getroffen, weint, hält sie doch ihre Sünde für Kleinigkeit, von ernster Reue ist nichts zu merken. Ich halte ihr dies vor und bemerke ihr, daß sie mir nicht vorbereitet zum Abendmal erschiene. Sie sagt mir in ziemlich gleichgültiger Weise, daß sie das auch schon gedacht habe, sie hätte mich deshalb fragen wollen, was sie zu thun habe. Nun lege ich ihr ans Herz, sie möge, da sie sich gegen den Herrn versündigt habe, recht den Herrn bitten, Er möge ihr zuerst ein bußfertiges Herz schenken und rede ihr ans Herz. Sie weint noch stärker, aber ich behalte den Eindruck, daß von göttlicher Traurigkeit noch nichts vorhanden ist. So entlasse ich sie für dies Mal mit ernster Mahnung und mit der Bitte, mich bald wieder zu besuchen, und mit der Verheißung, daß ich vier Wochen später sie zum h. Abendmal zulassen würde; ich hielte es für sie für besser, daß sie bis dahin ernstlich sich prüfe. Bei diesem Abendmal erscheint sie aber nicht, wie ich nachher gehört, durch Unwolsein abgehalten. Sie war sonst eine sehr kräftige Frau, die auf Tagelohn arbeiten ging, und sprach ich sie öfter in fremden Häusern, so daß ich keine Ahnung hatte, was folgen würde. Ein par Sontage nach dem erwähnten Abendmal kehre ich aus einer fremden Parochie, wo ich einen erkrankten Amtsbruder vertreten hatte, zurück und eile zu einer schwer kranken Confirmandin, die mit jener unglücklichen Witwe in einem Hause wohnte, ohne zuvor nach Hause zu gehen. Dort eingetreten finde ich die fast sterbend verlassene Confirmandin in der Besserung, die Witwe — als Leiche. Die Stunde der Entbindung war gekommen, sie hatte plötzlich große Angst gefühlt, in großer Angst das Vaterunser herausgeschrien, dann war sie in einem Augenblick schnell gestorben. Mit welchem Gefühl ich mit den drei Kindern, deren Vormund und den wenigen Leichenträgern — sonst war Niemand erschienen — am offenen Grabe betete, läßt sich ohne Worte ermessen.

Und doch brachte dies Jahr mir noch Todtengeläut, an das ich noch mit größerem Zittern denke. Zuerst hatte ich die Frau eines sehr trägen, leichtsinnigen Mannes zu begraben, der sein schönes Besitztum durchgebracht hat. Sie war sehr schwach am Geiste gewesen (zwei Töchter von ihr sind wahnsinnig), fast stumpf lag sie da auf dem Krankenbette, erfreut, wenn ich kam, aber sonst wenig auf mein Wort eingehend. Sonst habe ich keinen Eindruck von ihr gehabt, als den großer geistlicher Schwäche, aber nie habe ich eine dem Gotteswort widerstrebende Rede aus ihrem Munde gehört.

Dann kam ein in Unehren empfangenes sehr junges Kind auf den Gottesacker.

Und nun folgen zwei alte Leute, die beide am Christtage starben, aber wie verschieden ihr Leben, wie verschieden ihr Tod! Zuerst trete die Frau eines Altsitzers vor meine Seele. Sie war schwach gewesen, seit ich sie kannte, aber so lange es anging, kroch sie zu der hochgelegenen Kirche hinauf. Es war eine stille Seele, die den Herrn lieb hatte. Von geistlichen Dingen war leicht mit ihr zu reden, zumal sie sehr nach der ewigen Heimat sich sehnte. Ich hätte sie wol noch öfter besuchen sollen, als es geschehen ist. Aber ich glaubte nicht, daß ihr Ende so nahe sei. Als ich ihr das lezte Mal das Sakrament des Herrn gereicht, war sie unverändert, geistlich wie leiblich, und ich sagte ihr so nebenhin, daß sie wol im Frühjahr wieder in der Kirche erscheinen würde. „Wie Gott will", war ihre kurze Antwort, die lezte, die ich gehört. Wenige Tage darauf in der Christnacht erkrankte sie schwer. Ihre Kinder wollten mich in der Nacht rufen. „Laßt das Kinder", so sagte sie, „ihr wißt, der Pastor hat morgen einen schweren Tag. Legt Ihr Euch nur auf die Knie und betet für mich!" Als ich in der Mutterkirche den Gottesdienst anfangen lassen wollte, kam ein Bote, um mich zu ihr zu rufen. Ich zog den Talar an, um zu ihr zu gehen und dann in die Kirche mich zu begeben, da kam schon ein anderer Bote, sie sei so eben betend eingeschlafen.

Und nun der lezte Verstorbene dieses Jahres? Er hatte einen sehr bösen Ruf, war ein Mann des Zanks und der Pro-

cesse, hatte sich seit unvordenklichen Zeiten von der Kirche fern gehalten und soll meinen lieben Vorgängern schwere Stunden gemacht haben. Ich bin mehrfach zu ihm auf seinen einsamen Hof, fast eine Stunde von der Pfarre entfernt, hinausgewandert. Ich bin ein alter Soldat, sagte er mir, als ich ihn das erste Mal besuchte, auf dem Schlachtfelde habe ich gelernt: wie der Baum fält, so bleibt er liegen. Nach dem Tode geht die Seele in die Luft, und dann ist Alles aus. Das Resultat meiner Gespräche mit ihm blieb, daß er mir sagte: das sind alles Ansichten, Sie haben die Ihrige und die lasse ich Ihnen; ich habe die meinige auch und die können Sie mir nicht nehmen. Zulezt ging er fort, wenn ich kam. Die Seinigen, zu denen ich, aus Noth getrieben, mit der offnen Bibel in der Hand redete, lachten mich aus. Den lezten Versuch machte ich, als die Gemeindekirchenrathswahlen kamen. Ich ging zu ihm und sagte ihm, daß ich ihn von der Liste streichen würde, wenn er den Kirchenbesuch u. s. w. ferner verweigere, daß er der einzige in meiner ganzen Gemeinde sei, der so dastände. Streichen Sie mich immer aus, war die Antwort, ich komme doch nicht zur Kirche, ich habe da nichts zu suchen. Gegen Weihnachten ist er krank geworden, ich habe es aber nicht erfahren. Am Christtage starb er; ich erfuhr es nicht. Als ich am zweiten Festtage Nachmittags von einer Vacanzpredigt heimkehre, höre ich Todtengeläut. Der Küster hatte, da ich nicht da war, die Kirche geöfnet, sonst wäre das Geläut versagt worden. Am Begräbnistage tritt der Sohn in mein Zimmer. Wir sind jezt mit der Leiche beim Kirchhofe, sagte er mir. Was sollte ich thun? Nach meiner Gewohnheit bei einem stillen Begräbnis hingehen, ein Gebet halten, die drei Hände Erde auf den Sarg werfen, den Segen sprechen? Ich vermochte es nicht, ich lehnte die Leichenbegleitung offen ab. Es ist auch so gut so, sagte der Sohn. Aber zitternd habe ich gerufen: Herr, gehe nicht mit mir ins Gericht, und erbarme dich, Herr!

Nun will ich einen Blick in das Gnadenjahr 1861 hineinwerfen, obwol es auch in diesem an dunklen Stellen nicht fehlt — sonderlich nicht an großer Untreue! Tritt wieder vor mein Auge, du lieber Greis da drüben im Armenstübchen. Schwer ist deine Wallfahrt gewesen mit deinem blinden Sohne. Aber Jesus hat hineingeleuchtet durch den festen Glauben deines Kindes. Es war ein erquicklicher Anblick, wenn der blinde Mann dem harthörigen Vater das Gotteswort ins Ohr rief und der Alte es so gern annahm. Mir ward es schwer, mich dem Greise verständlich zu machen, da erbarmte sich der Herr meiner Schwachheit, er gab dem Alten einige Tage vor seinem Tode das Gehör wieder, daß ich mit ihm reden konnte. Da ging auch sein Mund über im Preise des Lammes Gottes. Fröhlich und getrost schlief er ein, und die vornehmsten und besten Gemeindeglieder trugen ihn hinauf zur lezten Ruhestätte.

Acht Tage nach diesem Greise ging eine Witwe heim, deren Mann sich kurz vor meinem Anzuge selbst das Leben genommen hatte. Sie war durch viele Trübsale in die Arme des Herrn geführt. Lange kränkelte sie, aber sie trug auch diese Last geduldig. Es war mir ein leicht Ding, ihr die Gnade des Herrn Jesu anzupreisen. Noch am Morgen des Todestages durfte ich hören, wie sie des Herrn wartete. Wenige Minuten nachher, nachdem ich mit ihr gebetet, ist sie verschieden.

Ein par Begräbnisse von Kindern übergehe ich, weil es — leider — für die Eltern nur Begräbnisse waren. Mir ist gewöhnlich das Herz sehr weich, wenn ich Kinder bestatte, seit ich ein eigenes Kind zur Ruhe geleitet, aber bis jezt habe ich noch nicht grade in meiner Gemeinde bemerkt, daß der Tod eines Kindes einen nachhaltigen Eindruck gemacht hat.

Dann komt ein sehr trauriger Fall. Die Feder will nicht recht schreiben, daß ich mir wol bewußt bin, nie recht ernst der Frau, um die es sich handelt, nahe getreten zu sein. Es war — mit einem Worte — ein böses Weib, die immer vor Schmutz starrte. In der lezten Beichte, bei der sie zugegen war, gab sie mir die Veranlassung, sehr deutsch von dem Zank in vielen Familien zu reden und darauf hinzuweisen, daß die, welche Vergebung vom Herrn empfingen, nun auch Versöhnlichkeit beweisen müßten. Ich entsinne mich aber nicht, ihr das gradezu unter vier Augen gesagt zu haben. War ich mit ihr in ihrer Familie zusammen, so blieb es bei allgemeinen Redensarten, wenn ich gleich den durch sie besonders leidenden Schwiegersohn oft zur Nachsicht, Geduld u. s. w. ermahnt habe. Mitten im Sommer eines Mittags tritt dieser in die Stube. Die Alte fängt furchtbar an mit ihm zu zanken. Er geht nicht darauf ein. Da wird ihr Zorn noch größer — und plötzlich vom Schlage getroffen sinkt sie todt zurück. Der Herr hat mehrmals in ähnlichen Verhältnissen, wo es mir sehr schwer gefallen wäre, eine Leichenpredigt zu halten, schwer deshalb auch, weil ich eine anklagende Stimme beständig in meinem Herzen gehört hätte, mich von solcher Noth befreit. Ich war grade verreist, als dieser schreckliche Todesfall eintrat, und ein Amtsbruder, der die Verhältnisse nicht kannte, hat die Leichenpredigt gehalten. Ich habe freilich nachher noch oft diesen Fall zu ernster Mahnung benuzt; aber so oft ich an diese Frau denke, klagt mich mein Gewissen an, daß ich nicht treu genug mein Amt auch an ihr verwaltet habe.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 25. April. № 33.

Was predigt uns Pfarrern das Kirchenbuch?

(Schluß.)

Nach wenigen Wochen erkrankte die Witwe des alten Handelsmannes, von dem ich oben erzählt, daß ich ihn erst in seiner Todesnoth aufgesucht hätte. Auch sie hatte einen bösen Leumund gehabt und galt als sehr unverträglich. Ich fand sie in sehr schlechter Stimmung, denn ihr Sohn ging früh auf die Arbeit und kehrte erst spät Abends zurück und überließ die Pflege der Mutter der entschieden blödsinnigen Schwiegertochter. Oft fehlte es da an einem Trunke Wassers, bis die Nachbarsleute bewogen wurden, sich um die Kranke zu bekümmern. Die desfalsigen Ermahnungen an den Sohn blieben ohne Erfolg. Desto mehr schloß die Alte sich an mich an. Freilich mußte ich oft lange Klagelieder anhören, aber dann hatte sie auch wieder einige Minuten Zeit für das Wort Gottes. Allmälig erweichte die Gnade des Herrn das harte Herz, die Klagelieder wurden immer kürzer, sie lernte durch den Geist Gottes Jesum anrufen und ich hoffe doch, daß der Herr auch sie in Gnaden angenommen hat.

Und nun kommen, nach einem früh gestorbenen unehelichen Kinde, drei Leichen aus einem und demselben Hofe. Zuerst schied ein kaum fünfzigjähriger Mann, der seine Gesundheit früher bei vielen Handelsgeschäften ruinirt haben soll. Er war immer brustleidend, dazu leberkrank. Darf ich es aussprechen, daß ich fast beständig zweifelte, es werde mit diesem Manne zu einer ernsten Hingabe an Christum kommen? Er machte mir wenigstens immer einen unangenehmen Eindruck. Ach, wie leicht lassen wir uns durch solchen Eindruck beherschen, während unsere Aufgabe grade ist, auch solche Seelen, die uns keinen angenehmen Eindruck machen, für das Lamm zu gewinnen. Den ersten eingehenden Besuch machte ich ihm bei dem Misthaufen auf seinem Hofe. Dort zeigte er mir seine geschwollenen Beine, dort mahnte ich ihn, ärztliche Hülfe zu suchen, aber vor Allem des Herrn Hülfe zu erbitten. Meine Teilnahme that ihm wol, er sprach sich herzlicher als sonst gegen mich aus. So traf ich ihn manches Mal, bis er bettlägrig wurde. Da habe ich einen schweren Stand mit ihm gehabt. Nahm die Geschwulst zu, so hörte er gern das Wort vom Kreuz; stand sie eine Zeit lang, oder war gar der Arzt da gewesen, so hatte er taube Ohren. Da der Arzt, als das Wasser schon in die Brust getreten war noch immer von baldiger Heilung sprach, nahm ich keinen Anstand, dem Kranken zu sagen, er hätte immer nur dem Arzt vertraut, aber sähe ja doch, daß es immer schlimmer mit ihm geworden sei; hätte jener helfen können, so würde ja doch in der wochenlangen Behandlung eine Spur der Besserung eingetreten sein. Er solle nun einmal die Möglichkeit des Gegenteils beherzigen und sich auf den Tod vorbereiten. Dies Mal schlug das Wort an, er wurde stiller, dachte an seine Sünden, begehrte endlich das h. Sakrament. Als ich an die Beichte ging, wurde ich von dem Ernst überrascht, mit dem er seine Sünden bekante. Es war sichtlich eine Veränderung mit ihm vorgegangen. Als ich herauskam, erwartete mich sein Nachbar — der Mann mit dem einst so finstern Gesichte! Wie haben Sie ihn gefunden, Herr Pastor? Ich antwortete: ich glaube, er hat Jesum gefunden! Da drehte sich die liebe treue Seele um, aber ich will's hier grade heraus schreiben: soweit Menschenthun dabei thätig gewesen ist, hat dieser Nachbar den Kranken gläubig und selig gebetet! Ich übergehe das Andere. Als die Todesstunde kam, stand ich an dem Sterbebette und fragte ihn, ob er Jesu Frieden habe. Er antwortete: Ja — dann kamen die lezten Augenblicke und ich segnete ihn ein. Aber als er den lezten Athemzug that, zog ein deutlich sichtbares Lächeln über sein Angesicht, das auch die Leiche behielt.

Während er schied, lag eine 75jährige Witwe, die von ihm das Altenteil bezog, am Ofen auf den Knien und betete für den Sterbenden. Ihre Tage waren die eines Tagelöhners gewesen. Mann und Kinder hatte sie längst begraben. Viel Noth hatte sie erfahren. Dessenungeachtet beherschte sie lange große Selbstgerechtigkeit und ich konnte ihr um so schwerer ankommen, da sie etwas christliche Erkentnis hatte. Oft empfing sie das h. Abendmal, aber ganz klar wurde ich nicht über sie. Acht Tage nach dem Tode ihres Hausherrn legte sie sich wieder, wie so oft. Nun ging es schnell zu Ende, sie begehrte noch einmal das h. Abendmal. Ich fand ein mühseliges und beladenes Herz, betete mit ihr, reichte ihr das Sakrament und ging getrost von ihr — getrost, weil ich auf die Allmachtsgnade des Herrn Jesu sicher traute. Am Morgen überraschte mich die Nachricht, daß sie noch einmal aufgestanden sei, um sich Kaffee bereiten zu lassen, daß sie dann plötzlich über Wie-

verkehr ihrer Schwäche geklagt und sich in das Bett gelegt habe, und dann sofort still eingeschlafen sei.

Die lezte Heimgegangene jenes Jahres wohnte auf demselben Hofe, wie die vorige. Es war die Mutter des uns schon bekannten Mannes mit dem finstern, jezt so seligen Gesichte. Jahre lang war sie an das Bett gefesselt, Jahre lang habe ich sie besucht, immer ihr willkommen. Sie hat von alten Zeiten her den Herrn lieb gehabt, aber doch ging es langsam mit ihr vorwärts. Das Gebetbuch und Gesangbuch lagen freilich immer auf ihrem Bette, sie betete auch viel, aber sie verstand doch noch nicht die völlige Hingabe an den Herrn. Als ihr Sohn sich bekehrte, Hausandachten anfing, die Sünden des Landvolks verdamte, da war er ihr immer zu streng, sie konnte sich in seine völlige Selbstverleugnung und Weltverleugnung nicht finden. Aber die Gebete des treuen Sohnes an ihrem Lager thaten ihr doch so sehr wol. Sie verlangte auch jedes Mal, daß ich mit ihr beten solle. So ging es manchen Monat hindurch. Der Tod war ihr willkommen, sie bestelte genau, wie es bei ihrem Begräbnis gehalten werden solle. Nun kam die lezte Zeit, wo ich sie täglich sah. Immer seliger und fröhlicher lag sie da. Der Herr schenkte ihr auch gar erquickliche Träume. So hörte sie einmal, wie ihr das Lied: „Befiehl du deine Wege" von Engeln gesungen wurde. Da lag sie denn eines Nachmittags in stillem Warten auf den Herrn auf ihrem Lager. Ihr Enkel hatte so eben noch mit ihr gesprochen. Er wendet sich um nach ihr — und der Tod war ein Schlaf worden. Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben.

Vier Jahrgänge von Heimgegangenen habe ich überblikt. Das Jahr 1862 mit so manchem in seligem Glauben Dahingeschiedenen steht mir noch zu lebendig vor der Seele. Mir kam es bei dem, was ich niederschrieb, besonders auf Rückerinnerung und Prüfung dessen an, was schon in den Hintergrund der Seele zurücktreten wollte. Womit soll ich nun enden?

Ein Rückblick in das Kirchenbuch, wie ich ihn gethan, treibt zu zwiefachem Bekentnisse vor dem Herrn. Die Erinnerung an viele verdamliche Versäumnisse muß zum ernsten Bekentnis vieler oft leicht bei Seite geschobener Hirtenträgheit führen und zum Gebet, daß der Herr sie wegnehme. Die Erinnerung an den seligen Tod einzelner Gemeindeglieder muß zu dem seligen Bekentnis führen, daß Jesu Gnade auch in dieser lezten betrübten Zeit uns seine armen, faulen, sündigen Knechte noch ansieht, und zu dem Gebete, daß Er uns selbst durch Seine Gnade immer fester wurzeln lasse in Ihm. Geschieht das, dann ist der gründliche Umgong mit dem Kirchenbuch immer erbaulich.

Der Grundunterschied zwischen Schiller und Göthe.

(Schluß.)

Nachzuweisen, daß diese Schonung und Zartheit, bezüglich des Punctes in Frage Schillers Geistesproducte im Allgemeinen characterisire, dürfte überflüssig sein, doch können wir nicht umhin, eins derselben, das Fragment des Geisterſehers in Betracht zu ziehen. Man hat bedauert, daß er Fragment blieb; man hat gefragt, warum Schiller ihn nicht vollendet haben möge. Schwerlich wird sich eine genügendere Antwort darauf finden lassen, als die, welche sich aus der Inbetrachtnahme des hier besprochenen Punktes ergibt. — Es ist an sich klar, daß zur Lösung des geschürzten Knotens nur die Alternative zu Gebote stand, entweder die Dinge sich so entwickeln zu lassen, daß auch das bisher Unerklärte, eben so wie die Betrügereien des entlarvten Sicilianers, als Betrug und Täuschung sich auswies, oder so, daß es als unerklärbar, als Hereinwirken des rein Geistigen in das Geistig-Leibliche stehen blieb und anerkant wurde. — Man dürfte kaum irren, wenn man annimt, daß der Plan ursprünglich auf die zuerst bezeichnete Entwicklung angelegt war, und dann ist nicht abzusehen, was der Vollendung entgegengestanden haben sollte, wenn es nicht das innere Widerstreben war, dem Hereinragen einer geistigen Welt in das leibliche Leben die reine und unbedingte Negation entgegenzusetzen, die damit ausgesprochen sein würde. Daß der zweite Entwickelungsgang an dem eben bezeichneten Mangel eines positiven Glaubensinhalts, der den Dichter in den Stand gesezt haben würde, das Wunderhafte als solches anzuerkennen, ein unüberwindliches Hindernis fand, wird als selbstverständlich der Ausführung nicht bedürfen. — Lenken wir also ein.

Darüber, daß in dem deutschen Gemüt und dem Volkscharakter das religiöse Element eine bedeutende Stelle einnimt, ist oben gesprochen worden; daß Schiller dazu anders steht als Göthe, kann demnach nicht bezweifelt werden; das jedoch wird in Frage gezogen werden können, ob, was ersterer hat und geben kann, genügend sei, um die größere Gunst des Volkes zu motiviren und demnach zu erklären. — Es scheint dazu zu wenig; — Schonung, zartere und rücksichtsvollere Behandlung! — Man wäre indessen im Irrtume, wenn man das so anschlagen wollte. — Schont und mishandelt er nicht das religiöse Bewustsein und Gefühl, so ist das wenigstens schon damit gewonnen, daß er nicht eine verletzende Schranke zwischen sich und denen aufbaut, die seiner Dichtungen froh werden wollen. — Das wäre schon ziemlich viel, aber es ist nicht blos diese negative Seite, die in Betracht komt. Nicht der Frosthauch der Nichtbeachtung der religiösen Ideen und Motive weht bei ihm den Leser an, der Dichter verschmäht es nicht, auch die Seiten zu berühren, die sympathetisch ansprechen, er versteht aus seiner eignen inneren Natur heraus Gefühle, Empfindungen, Regungen und Entschließungen, die dieser Tiefe, in welcher sich das

Leben bewegt, angehören und gibt ihnen Ausdruck und Spielraum. — Mag nun immer der Anklang nicht der der vollen Harmonie des Glaubens sein, also auch dem religiösen Bedürfnisse nicht direct Befriedigung gewähren können, als fremdes wenigstens wird er nicht empfunden werden, und wenn er anklingt auch forttönen können wenigstens. Nehmen wir hinzu, daß das Volk doch gerade nicht von der Vorstellung ausgeht, Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse bei seinen Dichtern zu suchen, so wird man zwar bedauern können, daß Schiller nicht christlicher Dichter war und ist, daß die besonderen Anlagen, die er hatte, dies zu werden, nicht in ihm ausgebildet wurden; aber man wird auch leicht zu der Einsicht kommen, daß innere Befähigung, im Gegensatze zu Göthe, ihn dem Volke näher stelt, da sie es diesem möglich macht, seiner Dichtergröße froh zu werden, ohne den Genuß durch Resignation, in Bezug auf das, was ihm heilig und ehrwürdig ist, erkaufen zu müssen, und in dem Bewustsein oder dem instinctiven Empfinden, was hier völlig gleich ist, daß das, was in dem Gemüt des Dichters lebt, mehr ein, wenigstens seinem innersten Grunde nach, Verwandtes als ein Fremdes ist.

Näher und vollkommener tritt diese Geistesverwandtschaft freilich zu Tage, wenn man in absteigender Linie auf den zweiten der zur Vergleichung gestelten Punkte komt. Die Stellung zu seinem Volke und Vaterlande wird man kurz besprechen können. Jeder denkt, wenn davon die Rede ist, unwillkürlich an Tell; die Schlußscene desselben bietet uns den ungesuchten Uebergang. Man hat das Auftreten des Johann Parricida als dramatisches hors d'oeuvre getadelt; — mag es dies sein, davon wird es wenigstens Zeugnis geben, welchen Wert es für den Dichter hat, seinen Helden als sittlich rein, seine That als eine von einer äußerlich ähnlichen des Anderen streng durch einen unermeßlichen Zwischenraum geschiedene hervortreten zu lassen, so daß sie vor dem Gerichte Gottes, des Gewissens als eine durchaus gerechtfertigte dasteht, während jene andere kaum noch die Hofnung der Sühnung durch eine strenge Buße übrig läßt. — Es ist die „fromme Denkart" Tells, die zu Tage treten soll, — der Unterschied aber, den der Dichter dafür in Anspruch nimt, findet sich lediglich in der Beziehung der That desselben auf Volk, Land, Haus, während die des Andern aus rein persönlichen Motiven hervorgeht. — Freilich wird es dieser Hinweisung nicht bedürfen um zur Einsicht darüber zu kommen, wie Schiller in dieser Beziehung stand. Man darf nur seine grundsätzlichen Stellen, im Tell das Wort: „Ans Vaterland, das theure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen", und, aus Wallenstein, die erschrockene Exclamation des Obristen Wrangel, der auf Wallensteins Erbieten das Heer zum Abfall zu bringen ausruft: „Wie! hat man hier denn keinen Gott, kein Vaterland!" zusammennehmen und man hat den innersten Kern des Dichters, die Hingabe, welche der Dichter des Tell, der Jungfrau von Orleans, überall so entschieden hervortreten läßt, wo er seine Motive diesen Verhältnissen entnimt.

Man kann die Frage, ob der Deutsche vorzugsweise vor anderen Nationen Vaterlandsgefühl und Hingebung an dieses besitze, unerörtert lassen, das wenigstens wird sich nicht bestreiten lassen, daß er darin nicht hinter solchen zurücksteht, wenn man nicht etwa Liebe zu Volk und Land mit Nationaleitelkeit und Hochmutsdünkel verwechselt, welche freilich mitunter anderwärts stärker sein mögen, oder die Zähigkeit, mit der die Nationalität behauptet wird, mit dem inneren Zuge der Liebe und der Hingabe an und für dasselbe. — Der Deutsche braucht nicht mit gloire, wie der Franzose, gefüttert zu werden, oder mit Colonien und Handelsvorteilen wie der Britte; er liebt sein Volk und Land auch da, wo solche Reizmittel ihm nicht geboten sind, liebt es vielleicht gerade da am mehrsten, oder ist und wird sich wenigstens da dieser Liebe am deutlichsten bewust, wo ihn solche Motive am wenigsten bestimmen können. Vielleicht ist gerade der leztbezeichnete Punkt für die Frage, worauf es beruht, daß Schiller mehr Anklang bei dem Volke findet, als Göthe, dadurch von bedeutendem Gewicht, daß die Geisteserzeugnisse beider in eine Periode fielen, in der auf dem Volke die tiefste Erniedrigung lastete. Die mächtige Erregung, welche die Aenderung endlich bewirkte, die Stimmung, welche die Opfer, die gebracht werden mußten, möglich machte und bringen ließ, zittert bei dem Geschlechte, von dem hier die Rede ist, freilich immer schwächer werdend noch nach, und sie wenigstens mußte Schiller mächtig ansprechen, während Göthe ihr nichts zu bieten hat. — Mit der Frage, ob, wenn jene Stimmung ganz verklungen sein wird, das Verhältnis ein anderes werden dürfte, haben wir es nicht zu thun, doch mag im Vorbeigehen bemerkt werden, daß ziemlich starke Gründe dagegen zu sprechen scheinen. Der deutsche Volkscharakter hat manches, was eben nicht besonders dazu angethan scheint, ihn zum gelehrigen Schüler einer cosmopolitischen Weltanschauung zu machen. — Theoretisch sich da hineinzuphilosophiren, dazu ist der Deutsche allerdings sehr geschikt, practisch sich hineinzuleben, ihn in sein Gemüt aufzunehmen, dazu ist sein Particularismus zu bedeutend, und auch geschichtlich liegt die Thatsache vor, daß, wo etwa sein Volks- und Stammessinn einmal sich verdunkelt zu haben schien, nur ein Druck von Außen nöthig war, um ihn in voller Energie wieder wach zu rufen. — Daraus erklärt es sich denn nun wol ziemlich einfach, daß ein philosophirender Cosmopolit entschieden mehr Anklang bei dem Volke finden wird, als ein cosmopolitischer Dichter. Göthe aber ist nicht einmal ein solcher; sein Dichtergenie bewegt sich in der losgerissensten Subjectivität.

Von den Dingen, welche dem practischen Cosmopolitismus in der Sinnesart des Deutschen Volkes widerstreben, wird übrigens für unsern Zweck besonders der Antagonismus desselben mit der religiösen Grundlage des Volkscharakters besonders hervorzuheben sein. Will und kann man auch der cosmopolitischen Weltanschauung im Allgemeinen nicht gerade den Vorwurf der Irreligiosität machen, so wird doch das zum wenigsten behauptet werden müssen, daß die Anschauung, nach welcher das Individuum

in sein Volk, Land durch göttliche Bestimmung eingeordnet ist, in ihr keinen Raum findet; ja daß sie, will sie anders consequent sein, nicht umhin kann, selbst das Haus, die Familie als göttliche Ordnung aufzugeben; daß sie, um die Menschheit als eins, in ungegliederter Ordnung fassen zu können, alle Ordnung aufzulösen hat, um die Einheit aus den Individuen zu construiren. — Diese Bemerkung aber führt uns auf den dritten Punct, der hier zu beleuchten wäre. — Es wird genug sein, zu bemerken, daß der Deutsche, wenn er den Zug zum Hause, die Hingabe an die Familie im Allgemeinen aufgäbe, eben kein Deutscher mehr wäre, d. h. daß das vor allem Anderen Charakteristische für seine Volkstümlichkeit verschwunden sein würde. Was sonst damit aufgegeben und vernichtet wäre, auszuführen, liegt außer unsrem Zwecke und auch sonst leider! klar genug in der Erfahrung, im Kleinen wie im Großen vor. — Für die Behauptung selbst braucht man keine geschichtlichen Nachweise, und wir wolten dafür nur auf eine allbekante Erscheinung der Gegenwart Bezug nehmen. Die vielbesprochene und beklagte schnelle Entnationalisirung der ausgewanderten Deutschen in Nordamerika ist es, die wir im Auge haben. — Manches Andere mag dabei mitwirken, aber ihren tiefsten Grund hat sie sicher darin, daß der Deutsche die amerikanische Lockerung und Auflösung der Familienbande nicht verträgt, weil seine ganze Existenz damit so verwachsen ist, daß er, man möchte sagen, völlig aus den Fugen geht und von der heterogenen Masse absorbirt wird, während andere Stämme ihre Nationalität unter gleichem Verhältnisse ganz wol behaupten. — Daß, was so mächtig im Leben wirkt, tiefe Wurzeln im Gemüte haben muß, ist klar. Mag nun immer das Verhältnis des Hauses, das Familienleben sich zu der, wir nanten es Philisterhaftigkeit, wie es Göthe malt, häufig gestalten, oder, unter dem Drucke störender Factoren, noch tiefer herabsinken, in dem Gebiete der Dichtkunst liebt es der Deutsche nicht zu schauen, wie es also verkümmert oder verkommen sich darstelt, wenn nicht etwa die Aufgabe gestelt ist, das Komische hervortreten zu lassen; in dem Gebiete der ernsten Muse spricht es ihn mehr in der Reinheit des Idealen an, das in ihm lebt, er will das, was ihm heilig und ehrwürdig ist, so behandelt sehen, wie es in seinem Gemüte lebt. Nachzuweisen, daß Schiller in dieser Beziehung als directer Gegensatz von Göthes Auffassung und Behandlung überall dasteht, das dürfte ziemlich überflüssig sein. — Kaum dürfte für die Behauptung Widerspruch besorgt werden müssen, daß hinsichtlich der idealen Reinheit, der Tiefe des Gemüts, der Zartheit, mit welcher jener diese Stoffe zu behandeln pflegt, wol überhaupt kein Dichter älterer oder neuerer Zeit ihm auch nur zur Seite gestelt werden kann. — Hätte er auch nur das Lied von der Glocke gedichtet, es würde genügen, um die Ueberzeugung zu begründen, daß er, wie kein Anderer, die Seiten anzuschlagen weiß, die im deutschen Gemüt reinen und vollen Klang geben. — Man wird bedauern können, daß in dem schwarzen Fürsten der Schatten, der die Mutter aus dem Kreise der Ihrigen hinwegführt, eine Trostlosigkeit liegt von der der Christ nichts weiß, aber man wird nicht verkennen können, daß deutscher Sinn in dieser Auffassung der Verhältnisse, in diesen Sensationen überall sich selbst wieder erkent. — Daß der Dichter in hier fraglicher Beziehung niemals sich selbst untreu wird, darf man als bekant voraussetzen; — eher wäre zu erwägen, ob nicht hin und wieder in seinen Dramen diese Auffassung der Dinge ihn zu kleinen Misgriffen verleitet habe, wie z. B. in seinem Fiesco, in welchem die Zeichnung der Gräfin Latrange und des ehelichen Verhältnisses von dem Vorwurfe, daß das deutsch, nicht italienisch sei, kaum freizusprechen sein dürfte.

Doch wir sind mit dieser Bemerkung wieder an dem Puncte angelangt, von dem wir bezüglich Göthes ausgingen, dem der Verhältnisse der Geschlechter, in der Ehe, der Liebe. — Bemerkungen zu wiederholen, mit denen wir uns oben, an das in Nr. 98 d. Bl. Ausgeführte anknüpfend, schon einverstanden zu erklären hatten, liegt kein Grund vor. — Nur einen Punct möchten wir noch in Betracht ziehen, die ein zur Erklärung der größeren Gunst, deren sich Schiller zu erfreuen hat, nicht unwichtiges Moment zu enthalten scheint.

Mit seinem bekannten Epigramm: „Malet die Wollust, nur malet den Teufel dazu", hat derselbe sicherlich Göthe im entferntesten nicht gemeint, aber eben so sicher sehr stark — getroffen, und darin wird der Grund mit zu sehen sein, weshalb lezterer in der Gunst eines Teiles des Volks — wir meinen die Frauen — niemals so hoch stehen wird und kann als Schiller. — Dieser malet die Wollust nicht, und malet auch nicht den Teufel dazu; ihm ist die Liebe Zug der Seelen, ein himlischer Zug, sein Zusammenhang mit dem Sinnlichen tritt nur mit züchtigem Schleier verhüllt auf; die Phantasie des Lesers mag diesen lüften, der Dichter hebt ihn nicht mit roher Hand, und selbst da, wo ihn die Dichtung bis an die äußerste Gränze führt, hält sich die Darstellung in Wort und Gedanken von der Nacktheit der Wollust frei. — Mit Göthe ist es anders, er malt die Wollust und malt auch den Teufel dabei. — Ihm ist die Liebe nicht ein himlischer Zug, sondern eine dämonische Gewalt, sinneverwirrend, widerstandslos in ihre Wirbel reissend, unheilgebärend. — Er malt die Wollust, freilich nicht mit des Zotenreißers schmutzigen Worten — dazu ist er zu sehr Dichter; — er malt mit Dichtertiefe, in die innersten Sensationen eindringend, reißt er schonungslos den lezten Schleier hinweg, der diese zu verhüllen pflegt. — Mag das des Weibes Phantasie tief erregen, ein geheimes Grauen vor dieser dämonischen Macht wird davon sich nicht trennen lassen. Da wo die Weiblichkeit noch nicht zu Grunde gegangen, wird dieses Eindringen in die verhüllte Tiefe, dieses Blosstellen der geheimsten Sensationen kaum ertragen werden, ohne abzustoßen. — Selbst dann, wenn das Weib dieses innerlich, ohne abgestoßen zu werden, zu ertragen gelernt hat, wird es in dem Gefühl des Unziemlichen den Grund finden, diese Fähigkeit zu verläugnen. — Es wurde oben das Urteil, das man oft hört: Göthe ist mir zu tief, ich verstehe ihn nicht! be-

sprochen. Hier ist der andere Grund, der solches häufig motivirt. — Ein weibliches Gemüt kann nicht eingestehen, daß es Göthe vollkommen verstehe, und selbst dann nicht, wenn es ihn völlig verstände. Das Urteil, ich verstehe ihn nicht, ist die Schanze, hinter der sich das Bewußtsein birgt, daß hier, sagen wir es gelind, Unziemliches zu Tage tritt. — Belege für unsre Behauptung zu geben, wäre eben so unnöthig für die, die Göthes Dichtungen kennen, als selbst für diese Blätter ungeeignet. Schließen wir daher lieber mit der Bemerkung, daß wol auch deshalb mit Schiller der Lieblingsdichter des Teiles des Volks, von dem wir hier reden, bisher gewesen sein mag, weil die Frauen ohne Erröthen und Schamgefühl gestehen können, daß sie ihn verstehen und daß er ihr Lieblingsdichter sei; und sprechen die Hofnung aus, daß es dabei auch für die Zukunft sein Verbleiben haben möge. — Der Dichtergaben Göthes mögen sich die erfreuen, die reflectirend und abstrahirend das bestimte Bewußtsein von dem haben, was er hat und nicht hat. — Davor, daß er jemals der Lieblingsdichter des Volks werde, wolle uns der Herr in Gnaden bewahren. Der Fortschritt für die Beurteilung von Dichtergaben, der dies etwan möglich machen könnte, wäre mit dem, was darangegeben werden müßte, zu theuer erkauft.

Die kirchliche Fürbitte für den Landtag

liegt unter den gegenwärtigen Verhältnissen auf den Herzen vieler Prediger wie ein Alp. Nicht diese Fürbitte an sich, sondern in ihrer vorgeschriebenen Fassung. Wir werden dazu versucht, die Worte eigenmächtig zu ändern oder ganz wegzulassen, und widerstehen wir dem, so plagt uns das Bedenken, ob wir an dieser Stelle nicht neben und zwischen den Zeilen lesen, die wir vorgeschriebener Maßen mit den Lippen sprechen. In beiden Fällen wird unser Altarfrieden gestört, und wir nehmen den Eindruck dieser Störung sontäglich mit nach Hause. — „Blicke in Gnaden herab auf den Landtag der Monarchie, der jezt wieder um den Thron unsres Königs versammelt ist! Erleuchte und leite die Mitglieder beider Häuser mit Deinem Geiste, daß ihre Berathungen geschehen in Deiner Furcht, und ihre Arbeiten zu Deiner Ehre und zum Segen des Landes gedeihen"! Kann und darf die Kirche, kann das Predigt- und Priesteramt der Kirche, und kann die Gemeinde der Gläubigen das, was in Betref des Landtags zu erbitten ist, auch jezt noch mit diesen Worten vor den Herrn bringen?

Es ist uns Vielen zu seiner Zeit schwer geworden, uns überhaupt in diese Fürbitte zu finden. Es galt ein amtliches Gebet für eine Institution zu thun, der wir persönlich keine Zuneigung und kein Vertrauen entgegenbrachten, auch keinen andern Respekt als den vor unserm Könige, der sie gegeben hatte. Doch genügte es an diesem Respekt, um uns ohne Aergernis in die Aufgabe zu fügen. Unsre persönliche politische Meinung hatte für unser Amt, einer bestehenden staatlichen Ordnung gegenüber, keine maßgebende Bedeutung. Auch genossen wir damals die persönliche Erleichterung, daß wir hoffen durften, die beiden Faktoren unsrer Landesverfassung, für die wir in der Gemeinde beten solten, würden unsre Zweifel an der Gedeihlichkeit ihres Daseins durch ihre Haltung und Wirksamkeit mit der Zeit vielleicht beseitigen, uns Lust und Vertrauen zu ihnen noch selbst aufnöthigen und uns so in den Stand setzen, die verordnete Fürbitte mit freudigem Herzen zu thun. Diese Hofnung ist ja auch nicht vergeblich gewesen. Das Herrenhaus des Landtags hat uns in diesen Stand gesezt, und hätten wir bei der kirchlichen Fürbitte nur dieses Hauses zu gedenken — wie frisch und getrost solten die vorgeschriebenen Worte vom Herzen zur Lippe kommen! Aber die Fürbitte faßt in Eins zusammen, was wie zwei Pole auseinanderliegt. Das andre Haus des Landtags steht mit dem Throne seines Königs und Herrn, um welchen es versammelt ist, zur Zeit in offenem Konflikt. „Nicht mit dem Throne, nicht mit dem Könige selbst, sondern nur mit Seinen Ministern" ruft man uns wol entgegen. Aber auf politische Phrasen lassen wir uns in der Kirche und am Altar nicht ein. Wir haben es da nur mit der Wahrheit zu thun, nicht mit den Hüllen, womit dieselbe bedekt wird. Nun wissen wir wol, daß zwischen einer Landesobrigkeit und einer Landesvertretung ein offener Konflikt eintreten kann, ohne daß ein sittliches Aergernis damit verbunden sein muß; wir wissen auch, daß über einen rein staatsrechtlichen Konflikt den Dienern der Kirche als solchen gar kein Urteil zusteht, und daß in solchem Falle auch ihr Gebet für die Landesvertretung keine Behinderung erleidet. Aber nur dann und nur so lange, als sich der eingetretene Zwiespalt in den Schranken des vierten Gebotes hält. Denn dies Gebot des heiligen Gottes — das Gebot, unsre Eltern und Herren nicht zu verachten noch zu erzürnen, sondern sie in Ehren zu halten, ihnen zu dienen, gehorchen, sie lieb und wert zu halten — besteht für die hohen Häuser in Berlin in derselben unverbrüchlichen Geltung, wie für die geringste Hütte. Ob nun das Abgeordnetenhaus in der Mehrheit seiner Mitglieder diese heilige Schranke inne gehalten hat — ob namentlich die Behandlung, welche die vom Könige eingesezte höchste Landesbehörde in diesem Hause erfahren hat und noch erfährt, dafür spricht, daß dies Haus

den König ehre — darüber kann unter allen Dienern des Altars, wenn sie für den Landtag beten, nur eine Stimme sein. Auch unter den Gliedern der Gemeinden, die das Kirchengebet nicht blos anhören, sondern wirklich mit beten. Das Aergernis über die maßlose Rücksichtslosigkeit und Misachtung, womit die dort herschende Partei den höchsten Räthen der Krone begegnet, ist unter allen besonnenen Leuten im Lande nach gerade aufs Höchste gestiegen. Zumal seit der König sich vor den Abgeordneten und vor dem ganzen Lande so vernehmlich zu Seinen Ministern bekant, ja Sich Selbst vor den Angriff auf dieselben hingestelt und die schnöde Rede der wilden Zungen gleichwol um nichts sich gemäßigt hat. Man fragt sich mit Bangen und mit Entrüstung, wohin Das noch führen, wie Zucht und Ordnung, wie Achtung vor der Obrigkeit noch erhalten werden soll, wenn's dort „um den Thron unsers Königs" so fortgeht. Es komme uns Niemand mit dem Troste, das sei nun einmal so „parlamentarische Freiheit". Wenn das zur parlamentarischen Freiheit gehört, daß auch der zügelloseste Misbrauch derselben keine Schranke und keine Strafe erleiden darf, so wünschen wir von allem Parlamentarismus als von einer schweren Landplage und einem Gräuel für ein christlich Land je eher je lieber erlöst zu werden. Noch sind wir in niederen Amtskreisen daran gewöhnt, daß uns im Allgemeinen mit Achtung, von Untergebenen mit Ehrerbietung begegnet wird. Oeffentlicher Geringschätzung und dreister Mishandlung haben sich bis jetzt nur — die höchsten Räthe der Krone zu erwehren. Aber dies Gift wird seinen Weg weiter finden, in alle Berufs- und Lebenskreise. Es wird denselben Umlauf nehmen, wie jenes wälsche Gift, das vor hundert Jahren nach Deutschland kam. Das fand auch zuerst in hohen Häusern Eingang, und nun frißt es an Hirn und Herzen unsers ganzen Volkes.

Ob es nun Angesichts dieser Lage der Dinge recht ist vor Gott — ob es eine **rechte** Einfalt ist, wenn wir im Kirchengebet die schwere Sorge und Betrübnis über diese Lage, die alle frommen christlichen Herzen erfüllt, noch gänzlich verschweigen, und, als wäre Alles in bester Ordnung, einzig um den Segen zu den Berathungen dieser Volksvertretung bitten?

Daß wir die bisherige Form der Fürbitte nicht etwa in eine Fürbitte für das eine und in eine Retention wider das andere Haus verwandeln möchten, versteht sich von selbst. Die Kirche weiß, daß das Abgeordnetenhaus unter dem Schilde desselben göttlichen Gebotes steht, gegen das in diesem Hause so schwer gesündigt ist. Sie darf und wird keine wesentliche Bezüchtigung desselben aussprechen, am allerwenigsten im Gebet. Dürfen wir doch jenes Schildes selbst in unserm Privatleben nicht vergessen, wenn wir vor Gott oder Menschen von all' dem Aergernis reden.

Wir haben aber gegen die vorgeschriebene Fassung noch ein

andres, nicht minder ernstes Bedenken. Wir bitten in den Worten nicht blos um den Segen Gottes zu den Berathungen des Landtags — wir bitten auch um die Gegenwart des heiligen Geistes bei den Berathungen desselben, daß „der Geist Gottes die Mitglieder erleuchten und leiten möge". Nicht minder groß und hoch als das, was wir da erbitten, ist das, was wir hierbei voraussetzen. Soll der Geist Gottes ein Haus und seine Bewohner bis ins Einzelne des Hauswesens und der Hausesthätigkeit erleuchten und leiten, so muß er in dem Hause überhaupt schon wohnhaft sein. „Wer da hat, dem wird gegeben" Christus muß in dem Hause herschen, das ist die Voraussetzung, die Bedingung. Wie Niemand Jesum einen Herrn heißet ohne durch den heiligen Geist, so kann auch Niemand den Geist Christi und Gottes haben und durch den Geist Gottes reden, ohne der Jesum einen Herrn heißet. Wie es aber in den Häusern des Landtags um die Herschaft Christi und Seines Geistes stehet, darnach zu fragen, ist nicht blos ein Recht, es ist auch Pflicht der Kirche, um der ihr befohlenen Fürbitte willen. Als die Fürbitte vorgeschrieben wurde, war der Landtag noch die tabula rasa einer Institution, während uns beide Häuser jezt, wenn wir am Altar ihrer gedenken, als konkrete Lebensgestalten, als Korporationen mit ausgeprägter Physionomie vor Augen stehen. Wir wissen, welche Stellung das Haus der Abgeordneten in allen die Kirche angehenden Verhandlungen eingenommen hat, und daß die Klarheit und Entschiedenheit dieser Stellung ein noch volleres Maß kaum ermöglicht. Können wir auch bei der mildesten Auffassung, auch bei der Liebe, die gern Alles glaubt, gern entschuldigt und zum Besten kehrt, noch zweifeln, ob die Mehrheit der Abgeordneten dieselbe Stellung gegen das Haupt der Kirche einnimt? ob der dort herschende Geist ein solcher ist, den der Geist Gottes bei seinen Berathungen erleuchten und leiten — und der sich vom Geiste Gottes bei seinen Berathungen erleuchten und leiten lassen will?

Müssen wir das verneinen — ist es dann recht vor Gott, ist es eine rechte, für die Kirche sich gebührende Einfalt, und heißt es nicht Gott versuchen, wenn die vorgeschriebene Weise der Fürbitte ferner beibehalten wird? Auch wenn wir den Sinn hineinlegen wollten, daß ja bei Gott kein Ding unmöglich, also auch ein Bekehrungswunder hier nicht unmöglich sei, so würde uns vor dem „Gott versuchen" noch ebenso bangen müssen.

Eine andere, den veränderten Verhältnissen entsprechende Fassung dieser Fürbitte, deren Wichtigkeit und Dringlichkeit mit jedem Tage größer wird, dürfte sich leicht finden lassen. Möchte am zuständigen Orte das Erfordernis anerkant und baldigste Abhülfe geschaft werden.

P. M.

Das Turnwesen.*)

Die Verordnungen, welche das Turnen zu einem integrirenden Bestandteil des gesamten Volksunterrichts erheben, sind bereits in bester Absicht erlassen; ein Leitfaden für den betreffenden Unterricht in den Preußischen Volksschulen ist im Lande verteilt; die Gemeinden sind von den Landrathämtern angewiesen, mit Beschaffung eines Turnplatzes und aller nöthigen Erfordernisse alsobald vorzugehen, und zu wiederholten Malen haben bereits die Superintendenten bei den Pastoren anfragen müssen, wie weit jeder Lehrer mit seiner männlichen Schuljugend im Recken und Strecken, im Ringen und Springen vorgeschritten sei.

Zu einer öffentlichen Besprechung dieser schon so weit vorgeschrittenen Angelegenheit ist es die allerhöchste Zeit. Wir sind von der Turnerei gewissermaßen, wie sie es einmal so in der Art hat, überrumpelt worden. Es ist die unerwartete allgemeine Einführung gymnastischer Uebungen, um in der Turnsprache zu reden, selbst „ein Sprung über die Schnur ohne Anlauf", wobei wir uns noch der stillen Hofnung überlassen, daß unsre Landschulen sich als geeignete Sprunggestelle nicht hinreichend bewähren werden.

Sehen wir vorläufig ab von den religiösen, sittlichen und politischen Gefahren, welche mit dem heutigen Turnwesen in bei weitem höheren Maße verbunden sind, als es vor 40 Jahren der Fall war, — eine Zeit, die wir ja samt all ihren Tugenden und Narrheiten mit durchlebt haben; — fragen wir zunächst nach den vorteilhaften Einflüssen, die man sich vom heutigen Turnen überhaupt und im besondern von dem unsrer männlichen Dorfjugend verspricht, so kann man sich bei der Art und Weise, in welcher die Einleitung des oben erwähnten Leitfadens diese vermeinten Vorteile darlegt, unmöglich der Befürchtung verschließen, daß in dieser ganzen Angelegenheit ein fremder Einfluß, etwa der der grade herschenden öffentlichen Meinung, um vieles entscheidender und maßgebender gewesen ist, als die eigne freie Ueberzeugung von der Ersprießlichkeit der Sache. Da wird als principaler Gewinn hervorgehoben „eine naturgemäße schöne Haltung des Körpers in allen seinen Stellungen und Bewegungen." Abgesehen davon, daß die Mädchen auch einen menschlichen Körper haben, welcher sich derselben guten Haltung zu befleißigen hat, ja daß man dem sonst tüchtigen Jungen in der Regel noch leichter und lieber eine derartige Incorrectheit nachsieht, als den Mädchen, welche leztere also das Turnen noch nöthiger haben würden, als jene, wenn der bezeichnete Vorteil nicht auch auf anderem Wege zu erzielen wäre; — abgesehen hiervon, ist es eine unbestrittene Erfahrungssache, daß jeder gesunde Bauerbursche nach dreijähriger Dienstzeit eine bei weitem bessere körperliche Haltung hat, als der geschickteste Turner, welcher nicht durch die militärische Schule gegangen ist. — Es wird dies auch insoferr eingeräumt, als die Turnübungen den Vorteil gewähren sollen, „den künftigen Wehrdienst im vaterländischen Heere vorzubereiten." Demgemäß wäre also das militärische Exercitium die höhere Stufe der körperlichen Entwickelung, das Turnen aber eine bloße Vorstufe, und es käme in diesem Punkte also nur darauf an, ob man nicht Ursach haben sollte, was wir nicht anzuzweifeln wagen, mit den Resultaten der bisherigen militärischen Ausbildung in Betreff der körperlichen Haltung zufrieden zu sein. — Aber es soll ferner auch der Jugend durch das Turnen Gelegenheit gegeben werden, „die körperliche Kraft zu üben und die leibliche Gesundheit zu stärken." Das ließe sich allenfals hören in Betreff der städtischen Jugend, bei der eine gewisse Gefahr ungesunder Stubenhockerei nicht in Abrede gestellt werden soll, obschon wir uns des lebhaftesten erinnern, als ehemaliger Stadtjunge in der freien Luft des Ballspiels, des Haschens, des Schwimmens und Schlittschuhlaufens und später des Reitens und Fechtens eine viel tiefergehende Bewegung und Uebung der körperlichen Kräfte erfahren zu haben, als dies bei den in System gebrachten und unter strenge Controlle gestellten Turnübungen möglich war, die sogar, bei dem vielen Dociren und müßigen Zuhören und Zuschauen, nicht selten an einer unerträglichen Langweiligkeit laboriren. Was nun aber gar unsre Dorfjugend anbelangt, so wiegt, neben jenen kindlichen und naturgemäßen Vergnügungen, ihre tägliche Berufsthätigkeit auf Feld und Flur und Wald und Wiese, hinsichtlich des in Rede stehenden Punktes, tausend Mal schwerer, als jede kunstgerechte Gymnastik. Auch an „Entschlossenheit des Willens" und „Unternehmungsmut" fehlt es unsren Dorfjungens mit nichten. Es fragt sich noch, ob es ihnen die städtischen Turner mit Erklimmung eines Storchnestes auf der höchsten Spitze einer alten Eiche zuvorthun würden. Wenn nun endlich aber gar als Gewinn der Turnerei hervorgehoben wird „strenge Aufmerksamkeit, Ausführung erhaltener Befehle, Beherschung des Willens, Unterordnung unter die Zwecke eines größern Ganzen", so müssen wir doch in der That fragen, was denn unser gesamtes Schulwesen zu bedeuten hat, wenn diese Zwecke nicht durch dasselbe, und zwar darum viel vollkomner erreicht werden sollten, als durch das Turnwesen, weil der Geist, der die corporative Thätigkeit der Schule beherscht und somit jeden Einzelnen in Pflicht und Dienst nimt, zur Zeit doch wahrlich ein noch anderer, gesunderer und besserer ist als der, welcher thatsächlich die Turnerei von jeher beseelt und namentlich im gegenwärtigen Momente beherscht. Sind die körperlichen Vorteile des Turnwesens, besonders bei der ländlichen Ju-

*) Wir danken dem Herrn Einsender dafür, daß er den nicht unwichtigen Gegenstand zuerst in diesen Blättern angeregt hat, betrachten aber die Frage als eine offene und werden gern auch die entgegengesezte Auffassung zu Worte kommen lassen, wie uns überhaupt weitere Erörterungen willkommen sein werden.

Anm. der Red.

gend, also nicht eben sehr hoch anzuschlagen, die damit verbundenen religiösen und sittlichen Gefahren sind desto handgreiflicher und fallen desto schwerer ins Gewicht.

Es ist schon verdächtig, daß der Ursprung des ganzen Turnwesens heidnisch ist, das Volk Gottes aber und die ganze heilige Schrift A. und N. Ts. fast nichts davon wissen und davon halten. Daß das Wort Gottes den Leib als den Tempel des heiligen Geistes wol versorgt, heilig und in Ehren gehalten wissen will, ist eine männiglich bekante Sache. Die Conclusion aber: Gottes Wort will, daß des Leibes gewartet werde, das Turnen dient zur Gesundheit des Leibes, folglich befiehlt die Schrift das Turnwesen, wäre ein so handgreiflicher Sophismus, daß wir darüber kein Wort zu verlieren brauchen. — Als locus classicus, welcher der Gymnastik in etwas zu Gute gerechnet werden kann, haben wir wol 1 Tim. 8, 8 anzusehen: „Die leibliche Uebung ist wenig nütze, aber die Gottseligkeit ꝛc." Wir halten es nicht für die richtige Interpretation dieser Stelle, nach welcher man die leibliche Uebung bezieht auf die Enthaltung von gewissen Speisen und überhaupt derjenigen Abtödtungssatzung, welcher von Irrlehrern eine rechtfertigende Bedeutung zugeschrieben wurde, wovon der Apostel im Vorhergehenden gehandelt hatte. Denn diese Satzung wird von ihm als in allem Betracht verwerflich abgewiesen und konnte mithin nicht als πρὸς ὀλίγον ὠφέλιμος bezeichnet werden. Auch Col. 2, 23 straft der Apostel diejenigen, „welche des Leibes nicht verschonen und dem Fleische nicht seine Ehre thun zu seiner Nothdurft." Offenbar geht der Apostel mit den oben angeführten Worten zu einem neuen Gegenstande der Betrachtung über und verlangt Ausbildung des ganzen Menschen nach Gottes Wolgefallen, mithin auch eine σωματικὴ γυμνασία, deren Nutzen er ausdrücklich anerkent, aber — namentlich gegenüber der εὐσέβεια — als einen Nutzen πρὸς ὀλίγον bezeichnet. Das ist denn unzweifelbar die richtige, gesunde, christliche Anschauung der Sache, mit der wir uns von vornherein ganz einverstanden erklärt haben. Aber steht zu dieser Anschauung das Turnwesen, wie es sich in alter und neuerer Zeit geschichtlich dargestelt hat, in irgend welchem nachweislichen Bezuge? Wir müssen das nicht nur bestreiten, sondern die Behauptung aussprechen, daß es im Gegenteile durch den so eben beleuchteten apostolischen Ausspruch gestraft wird.

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

So eben erst kommt mir das Januarheft der Ev. K. Z. mit dem „Vorworte" zu. In demselben finde ich auf S. 69 folgende geschichtliche Angabe:

„Past. Haag hat seine Stelle in Pommern verlassen und den Streit nach Baden getragen. Das Beißen und Fressen hat unter dem kleinen Häuflein der separirten Lutheraner dort so überhand genommen, daß Past. Ludwig sich zum Rücktritte in die Landeskirche veranlaßt fand."

Es ist hier eine geschichtliche Unrichtigkeit mitgeteilt, deren Berichtigung im Interesse nicht blos der Beteiligten, sondern auch Ihres Blattes liegt. Die volle, selbst aktenmäßig nachzuweisende Wahrheit ist diese, daß P. Ludwig, der seit dem Jahre 1855 zu unserer separirten lutherischen Gemeinde gehörte, „das Beißen und Fressen" unter dem kleinen Häuflein der hiesigen Lutheraner hat herbeiführen helfen! Er, der in den ersteren Jahren nach seinem Austritte zu den wärmsten Freunden und Verehrern des Oberkirchencollegii in Breslau gehörte und sich willig unter seine kirchenregimentliche Leitung gestelt hatte, trat im Jahre 1861 zu dessen Gegnern über und wurde nach und nach der erbittertsten Einer. Er suchte seitdem die kleine Badische Gemeinde, welche doch wahrlich noch kein selbständiges Kirchenregiment bestellen konnte und daher in kirchenregimentliche Verbindung mit dem Oberkirchencollegio in Breslau getreten war, von demselben loszureißen. Wenn er es auf geordnetem Wege, etwa durch Unterhandlungen mit jenem Regimente, versucht hätte, so würde wenigstens ein sittlicher Vorwurf nicht auf ihm lasten! — Aber er schrieb heimlich Briefe in die Parochie des Unterzeichneten und wiegelte die Glieder derselben gegen das Oberkirchencollegium und gegen ihren Hirten, der treu zu jenem stand, auf, suchte sich selber in die Parochie einzudrängen und sammelte auch wirklich eine Anzahl von Parochianen, welche er einen schnöden Absagebrief nach Breslau unterzeichnen ließ. Dadurch ist allerdings vielfach Hader und Zerwürfnis entstanden, ja es wurde sogar ein gerichtlicher Prozeß um den Besitz der neuerbauten Kirche in Söllingen anhängig, der sich P. Ludwig gleichfals bemächtigen wollte! — Es ging aber doch gleich Anfangs nicht nach seinem Wunsche; besonders widerstanden ihm die bisher von ihm bedienten Gemeindeteile im Süden des Landes, nämlich in Ihringen und Lörrach, welche unerschütterlich treu zu unserem Oberkirchencollegio stehen. Da entfiel dem bedauernswerten Mann jeglicher Muth und alle Haltung und er fiel im August v. J. jählings in die Union zurück. Seitdem ist der Friede in der treu gebliebenen Gemeinde nicht wieder gestört worden.

Auch ist P. Haag nicht gerade zu dem Ende von Pommern nach Baden gekommen, um den Streit über das Kirchenregiment dahin zu tragen, sondern er ist nur gekommen, weil es ihm gefiel, Preußen wieder mit Baden zu vertauschen. Da er nun meinte, Solches mit dem Oberkirchencollegio nicht erreichen zu können, so wollte er es ohne dasselbe und ganz auf eigene Faust versuchen, und sagte sich und mit ihm sagten sich auch seine hiesigen Anhänger von dem Breslauer Kirchenregimente los. — Diese Vorfälle sind allerdings im höchsten Grade zu bedauern, aber der Herzen Gedanken mußten offenbar werden und — der Herr hat von einer Sichtung gesprochen!

März 1863. P. Eichhorn in Durlach.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 29. April. № 34.

Das Turnwesen.

(Schluß.)

Der Apostel lehrt auf das Bestimteste, daß die leibliche Uebung zu wenigem nütze sei, betrachtet sie mithin als eine Sache, die man nicht sehr wichtig nehmen dürfe, welcher man durch Benutzung der vom täglichen Leben selbst hinreichend dargebotenen Gelegenheiten vollständig gerecht werden könne. Damit wird also von dem Apostel gerichtet der ganze Lärm unserer Tage, welcher auf eine so geringfügige Sache einen ganz exorbitanten Wert legt, sie zu einer Volksangelegenheit ersten Ranges macht, sie in förmliches System bringt, alle hohen und niedern Verwaltungsbehörden, vom Cultus- und Unterrichts-Minister an bis zum geringsten Dorfschulzen, und alle Gemeinden für sie in Bewegung sezt und ein allgemeines Echauffement hervorruft. Hierzu komt, daß das Wesentliche der Turnerei gar nicht einmal die körperliche Uebung und Ausbildung an sich ist, denn nicht leicht turnt jemand für sich allein, es sei denn, um später seine Künste zu produciren, — sondern das Eclatmachen, die Ostentation, das Eitelkeittreiben mit Eitlem ist der Punkt, auf den es dabei vorzugsweise ankomt. Es gehört zum Turnwesen durchaus ein zuschauendes und applaudirendes Publikum, Aemulation, Siegespreis und Siegesruhm, wäre es für gewöhnlich auch nur der Turner unter sich selber. Es ist das Ganze seinem Wesen nach ein Cultus des Fleisches. Das ist der innere Grund der unleugbaren geschichtlichen Thatsache, daß die ganze Gymnastik, nach Wort und Sache, heidnischen Ursprungs ist und bei den in fleischlicher Kunst excellirenden Griechen zur höchsten Ausbildung gelangte, obschon sie von den Edelsten dieses Volkes gemisbilligt wurde. Plato namentlich erkannte ihre üble sittliche Wirkung und beklagt es wiederholt, daß sie einen trotzigen und hochfahrenden Sinn errege, weshalb er, seinem Standpunkte gemäß, als Reagens das Studium der Philosophie und der schönen Redekünste empfiehlt. Diesem Ursprunge der Gymnastik entspricht es daher auch vollkommen, daß ihre Aufnahme in das deutsche Unterrichtswesen zuerst grade von Basedow in seinem Dessauer Philanthropin angeregt wurde, demnächst in Gotha, dann in der Schnepfenthaler Anstalt erfolgte, hierauf von Jahn mit besonderem Eifer betrieben wurde und schließlich, seit dem Jahre 1848, wieder in den Vordergrund getreten ist und als eine rechte Cardinalfrage grade dieser unserer Zeit behandelt wird; denn der herschende, tonangebende Geist der Gegenwart, mithin auch der, welcher das Turnwesen wieder lebendig gemacht hat und fast durchweg beherscht, ist unverkennbar ein dem Evangelio feindlicher Geist. Am Eclatantesten stelt sich das bei den Turnfesten heraus. Woher komt es denn, daß diese Feste mit so vielem und großem Gepränge, mit öffentlichen Aufzügen und Freudengeschrei, mit verschwenderischer Decoration aller Straßen und öffentlicher Plätze und mit so bedeutenden Opfern der bezüglichen Bevölkerung gefeiert werden? Sollte dieser Enthusiasmus keinen andern Gegenstand haben, als die fortschreitende körperliche Ausbildung der männlichen Jugend? Niemand ist so verblendet, einem solchen Gedanken Raum zu geben. Der Weltgeist ist die Seele jenes Enthusiasmus. Dieser Weltgeist findet in den Turnvereinen eine Verkörperung und empfängt in den Turnfesten seine öffentlichen Opfer und Huldigungen. Dürfen wir uns wundern, daß er nach der religiösen und sittlichen Seite dieselbe oppositionelle Richtung einschlägt? In der Regel werden die Turnfestzüge des Sontags veranstaltet, wenn schon nach Beendigung des Gottesdienstes. Man erzählt sich von Verspottungen der Kirchgänger seitens begegnender Turner. Wenn zufällig ein ernstgesinnter Geistlicher in ihre Nähe komt, muß er sich schleunigst entfernen, denn es ist alsbald ganz unverholen von dem „Pfaffengezücht" die Rede, „das erst vernichtet werden muß, ehe die gute Zeit anbrechen kann", — der Bachanalien und Orgien, in welche die Turnfeste hier und da verlaufen, gänzlich zu geschweigen. Mit wahrem Entsetzen erzählte uns ein ehrlicher Bürgersmann von einem Turnfeste, dem er als Zuschauer beigewohnt hatte, und schloß seine Rede mit den Worten: „Ich will doch sehen, welcher Minister mich zwingen kann, meine Söhne zu diesen gottlosen Seiltänzerkünsten abrichten zu lassen. Ich denke doch als Vater ein begründeteres Recht auf meine Kinder zu haben, als jeder andere, und nichts soll mich bewegen, sie diesen körperlichen und sittlichen Gefahren Preis zu geben." Es ist uns nicht unbekant, daß manche Turnfeste eine etwas andere Haltung haben, als die so eben geschilderte, ja daß sie wol gar mit einem Chorale und Ansprachen von entschieden christlicher Färbung eingeleitet werden. Indeß macht dieses alles, wenn man dabei das große Ganze im Auge behält, doch unleugbar den Eindruck eines Fremdartigen, eines Aufgedrückten oder Angehängten, mit nichten aber den Eindruck eines naturgemäß aus der Sache selbst Hervorgewachsenen.

Wir erblicken in alle dem das ehrenwerte, aber ohnmächtige Bemühen hochachtbarer Leiter, einen ganz andern, in der Tiefe wurzelnden und seiner Macht sich völlig bewußten Geist zu dämpfen. Vom religiösen Geiste kann nur dasjenige die Weihe empfangen und in sich aufnehmen, dessen Wesen und Tendenz diesem Geiste in Wirklichkeit entspricht. — Wollte man dieser ganzen Anschauung den Grundsatz entgegenstellen: der Misbrauch hebt den Gebrauch nicht auf, so erkennen wir zwar die Richtigkeit dieses Grundsatzes im Allgemeinen an, stellen ihm aber im vorliegenden Falle die sechste Bitte des heil. Vaterunser entgegen: Herr, führe uns nicht in Versuchung! Das ganze Geschenk des Turnunterrichtes ist uns nach seinem Ursprunge und seinen faktischen Tendenzen im höchsten Grade verdächtig. Wir hegen nicht die Hofnung, daß die Jugend unserer Landgemeinden einen bessern Geist ins Turnwesen einführen werde, aber wir hegen die Befürchtung, daß sie von dem bereits darin herschenden Geiste inficirt und überwältigt werden wird. Wer es weiß, wie der Geringere stets auf den Höhern achtet, wie groß die Macht des Beispiels ist; wer es erfahren hat, was der sogenante esprit de corps für eine Gewalt ist, und daß zur Reaktion gegen diese Gewalt eine Bewustheit des Glaubens und eine Uebung in der Führung der Waffen des heil. Geistes gehört, wie sie unsrer ländlichen Jugend nicht eignet, der wird unsre Befürchtung nicht als eine übertriebene oder ungerechtfertigte ansehen können. Noch ist die ländliche Bevölkerung kraft des sie im Ganzen beherschenden christlichen Geistes die wesentlichste Stütze der Monarchie, namentlich des Königtums von Gottes Gnaden. Wenn die Stelle dieses Geistes der Geist der heutigen Turnerei wird eingenommen haben, wird die Stütze zusammengebrochen sein und die Regierung zu spät erkennen, daß sie durch die Einführung des Turnwesens in den Volksunterricht die Fundamente ihrer eignen Existenz unterwühlt hat. — Wir beklagen in dieser Sache aber nicht blos die Regierung, die Gemeinden und die heranwachsende Jugend, wir beklagen auch die christlich gesinnten Volkslehrer. Einen ins classische Helenentum verliebten und von allen Musen und Grazien fortwährend umgaukelten Gymnasiallehrer, o ja, den können wir uns unschwer in seiner Luftspringerkunst vorstellig machen. Ein christlich lebendiger Volkslehrer aber, der die theuer erkauften jungen Seelen auf betendem Herzen trägt, dem das „Simon Johanna, hast du mich lieb?" fortwährend im Ohre tönt, der im treuen und demütigen Dienste der Liebe Christi vielleicht gar schon ergraut ist, — ein solcher Lehrer in der Turnjacke, — nein, das ist eine Ideenverbindung, die wir ganz unmöglich zu Stande bringen können. Es hat eben alles seine Zeit und seine Art.

Eine besonders interessante Frage ist auch die, wie sich die Gemeinden zur Sache stellen werden. Selbstverständlich werden die auf diesem Gebiete gemachten Erfahrungen sehr verschieden sein. Um den Geist der hiesigen Kirchengemeinde, welche in der nahen Kreisstadt Gelegenheit gehabt hat, einem Turnfeste beizuwohnen, ungestört und rein aus sich selbst zur

Entwicklung und zur Sprache kommen zu lassen, hatte ich es mir zum Gesetz gemacht, meine persönlichen Ansichten über das Turnwesen sorgsam zu verschweigen und die Haltung der Gemeinde in Geduld abzuwarten und zu beobachten. Anfänglich schien die vorherschende Meinung die zu sein, der ich mich selber nicht ganz verschließen konnte, daß es mit Einführung der Turnerei in den Volksunterricht so ernstlich nicht möge gemeint sein, daß die betreffenden Verordnungen mit ihrer öffentlichen Bekantmachung den Hauptzweck ihres Daseins erfüllt hätten. Als sich aber in Folge wiederholter landräthlicher Befehle diese Ansicht als eine irrtümliche erwiesen hatte, erschienen eines Tages die Schulzen, Ortsgerichte und Schulvorsteher sämtlicher zum Kirchspiel gehöriger Gemeinden bei mir, sprachen einstimmig ihren Schmerz über diese Angelegenheit aus und erklärten sich dahin, daß die gesetzliche dreijährige Dienstzeit, die sie keineswegs abgekürzt zu sehen begehrten, ihre Söhne nicht nur körperlich hinreichend ausbilde, sondern auch in königstreuer Gesinnung befestige, daß aber der Geist der Turnerei, den sie genau kennen gelernt hätten, nicht ein Geist der Zucht, der Ordnung, des Gehorsams und der Treue, sondern ein Geist der Zügellosigkeit, der Anmaßung, der Untreue und demokratischen Wühlerei sei, dem sie keine Wege bereiten und keine Brücken bauen, sondern mit Gottes Hülfe jeden möglichen Widerstand entgegensetzen wollten. Schließlich baten sie mich um meinen Beistand behufs dieser Abwehr, und wurde in Folge dessen eine motivirte Petition an die betreffenden Verwaltungsbehörden von den Ortsvorständen aller vier Gemeinden unterzeichnet und eingereicht. Im Falle der Erfolglosigkeit dieses unterthänigen Gesuches soll dasselbe an Allerhöchster Stelle wiederholt werden. Gott gebe seinen Segen dazu und wende in Gnaden Gefahren von unsrer Jugend, für die der schlichte Landmann nicht selten ein offeneres Auge und einen klareren Blick hat, als der von tausend Theorien und Rücksichten umstrickte Verwaltungsmann.

Noch ein Mal die Brüdergemeinde und die lutherische Kirche in den russischen Ostseeprovinzen.

Von einem Idioten.

Der Idiot hofte mit seinem Fragment in Nr. 15 dieser Zeitung von weiterer Besprechung eines der unerquicklichsten Streite unter Gläubigen befreit zu sein, als die unten angegebene Schrift*) ihn zu diesem Nachtrage veranlaßte, welchen

*) Das gegenwärtige Verhältnis der evangel. Brüdergemeinde zur evangel.-lutherischen Kirche in Liv- und Estland, mit Berücksichtigung von J. N. R. Quarenstubbe's Buch: „Auch ein Wort in Sachen Herrnhut's in Livland, Leipzig 1861," dargelegt von Bischof Dr. Carl Christian Ulmann, Vicepräsidenten des evangel.-lutherischen General-Consistoriums in Rußland. Berlin 1862. Schulze. 39 S. 8.

beides, ihr Wert und die amtliche Stellung ihres Verfassers, unumgänglich nöthig zu machen scheint. Nach der Erklärung desselben für Zeitschriften bestimt, die ihre Aufnahme wol wegen ihres Umfanges versagten, ist sie besonders durch das gleichfals unten angeführte Buch veranlaßt worden, das schon durch seine Pseudonymität ein ungünstiges Vorurteil erwekt und von welchem der billig gesinte und die Brüdergemeinde mehr, als es in der großen Kirche gewöhnlich der Fall ist, kennende Verf. mit vollem Rechte die Versicherung des Pseudonymen bekräftigt, es nicht auf Bitten und noch weniger im Auftrage der herrnhutischen Diakonie in Livland oder deren Metropole Herrnhut geschrieben zu haben (S. 5). In einer so heftig entbranten und über die Ostseeprovinzen und die Brüdergemeinde hinausreichenden Polemik, welche nur durch ihre Erhebung zu einem Principstreite einen etwas gedeihlichen und befriedigenden Ausgang finden könnte, ist auch die objektive Gerechtigkeit des Verfassers in seiner vorausgeschikten Erklärung zu würdigen, wie die seitdem erschienene Schutzschrift Plitt's ihn zwar nicht vermöge, seine Ansichten zu ändern, wol aber anerkennen lasse, daß dieselbe ein höchst erfreuliches Zeugnis von des Verfassers christlichem Sinne überhaupt und insbesondere von seiner Wahrheitsliebe gebe, daß diese Schrift und die seines Gegners Harnack den Leser vollkommen in den Stand setzen, sich über die Controverse ein Urteil zu bilden. Anerkennungen, welche der Idiot schon in seinem lezten Fragmente von seiner Seite ausgesprochen hat, die ihn aber doch die in Rede stehende kleine Streitschrift, trotz der Bescheidenheit ihres Verfassers, als eine wichtige, ja fast unentbehrliche Ergänzung beider so wertvollen Bücher empfehlen läßt.

Der dem Idioten zugemessene Raum und sein Widerwille gegen den so lange verschlepten Streit veranlassen ihn, nur bei dieser Ergänzung zu verweilen und der schon in seinen früheren Fragmenten gedachten banalen, wenn auch vor der Territorialkirche berechtigten Ausstellungen an der Brüdergemeinde nur ganz vorübergehend zu gedenken. Diese Berechtigung erkent, nach dem Verf. (S. 8), auch der herrnhutische Pseudonymus an und der Idiot kann darin mit jenem keineswegs eine lere „captatio benevolentiae" sehen. Alle gegen die Brüdergemeinde genommenen Maßregeln wären, wenn auch von Seiten der Klugheit in Frage zu stellen, doch gerecht gewesen, da es in Livland keine herrnhutische Gemeinde, sondern nur eine lutherische Kirche gebe (S. 9) und beide verschieden wären (S. 11). Die Zahl der aus den „Bethausgemeinden" zur griechischen Kirche Uebergetretenen (unter deren ersten sich 12 bis 13 angesehene Herrnhuter befunden hätten) übersteige die von dem Anonymus auf 200 angegebene, wie die von 20,000 übergetretenen Lutheraner nicht die Totalsumme erreiche (S. 14) und es wäre oft von jener Seite ausgesprochen worden, es komme nicht darauf an, welcher Kirche die Herrnhuter äußerlich zugezählt würden, wenn sie nur ihre Institutionen bewahren könnten (S. 15).*)

*) „Ref. hat einem dieser Gottesdienste" (der übergetretenen Herrnhuter) „selber beigewohnt. Es wurde gesungen aus dem herrnhutischen und aus dem lutherisch-kirchlichen Gesangbuche, es wurde eine Predigt gelesen aus einer lutherischen Postille, es wurde vom Vorbeter ein freies Gebet gehalten, wie in den herrnhutischen Stunden. Von griechischem Ritus kam durchaus weiter nichts vor, als daß der Vorbeter vor ein par Bildern sich neigte und ein Kreuz schlug." (Anmerk. zu S. 14.)

Die erwähnte Ergänzung ist in zwei wichtigen Actenstücken enthalten. In einem Schreiben nämlich des Hauptvorstehers der evangelischen Brüder in Livland und Ehstland aus Neuwelke vom 12. November 1859 an das evangelisch-lutherische General-Consistorium in St. Petersburg und in dem Erlasse dieser Behörde vom 30. Januar 1860. So schön jenes Schreiben auch ist, so enthält es doch eigentlich nichts Unbekantes und Bemerkenswertes. Denn die Motivirung der Bildung kleiner Häuflein durch menschliche Schwachheit (S. 25) ist ebenso bekant, als durch die Erfahrung bestätigt. Wichtiger ist der Bescheid. Nach der wol wahren Bemerkung, daß die genante Behörde die Sachlage genauer kennen müsse, als der erst seit Kurzem in sein Amt getretene Hauptvorsteher (S. 29) folgen nachstehende Rügen: 1. Der allerdings kirchenrechtlich und -geschichtlich verwundbare Punkt der Brüderkirche, daß sie, trotz ihres formellen Bekentnisses zur Augsburgischen Confession, eine eigene Kirche bilde (S. 30). 2. Das Vertuschen grober Vergehungen (S. 31 u. 36), wie es der sonst so schöne, irre geleitete Gemeingeist häufig veranlaßte. 3. Die völlige Unvereinbarkeit des vorgegebenen Berufes der herrnhutischen Arbeiter als bloßer Gehülfen der Pastoren mit den herrnhutischen Sondereinrichtungen (S. 32). 4. Die nicht aus der Mitte und dem Bedürfnisse der lutherischen Gemeindeglieder hervorgegangene, sondern von außen überbrachte Form der „Häuflein-Versamlungen" (S. 33). 5. Das den Gliedern einer ecclesiola in ecclesia nothwendig beiwohnende Selbstbewustsein als Auserwählter (S. 34). 6. Die „Rekrutirung" der „Bethaus-Versamlungen" aus durch gläubige Prediger der lutherischen Kirche Erwekten (S. 35). 7. Die Interpretation des „Nicht-ausdrücklich-Verbotenen" als ein „Erlaubtes" (S. 37) u. s w. Als Entscheid seines Erlasses spricht das General-Consistorium aus, „das es ein allmäliges Auflösen der Verbindung der Brüdergemeinde mit den Nationalen Liv- und Ehstlands als das einzig Richtige und Heilsame, als das im Interesse des Reiches Gottes einzig Erstrebenswerte ansehe" (S. 38), welchem Entscheide, in Folge einer Nachschrift (S. 39), die Unitäts-Aeltesten-Conferenz durch das Verbot „jeglicher Aufnahme der die herrnhutischen Bethäuser in Liv- und Ehstland Besuchenden in eine besondere Gemeinschaft" sich gefügt hat.

So wäre denn das von Harnack ausgesprochene und in des Idioten erstem Fragment (S. 772, Jahrg. 1860 dieser Zeitung) citirte „ceterum censeo Carthaginem esse delendam" zwar milder, aber nicht weniger entschieden vollzogen und von den Vätern in Berthelsdorf mehr klug als väterlich nachträglich sanktionirt worden! An dem formalen Rechte dieser Maßregel ist nun keineswegs zu zweifeln, wie denn auch andererseits der Verf., welcher bei seiner Stellung auf sie gewiß wesentlich eingewirkt hat, das Segensreiche des nun zu Grabe geläuteten Instituts, als eines in den Zeiten des Rationalismus das dortige religiöse und kirchliche Leben vor Fäulnis bewahrenden Salzes (S. 35), mit aus seinem Munde um so schöner lautendem Gerechtigkeitsgefühle anerkant hat.

Dessenungeachtet sieht der Idiot den Tod der herrnhutischen Anstalten in Liv- und Ehstland (denn sterben muß ja das,

welchem, auf den Sterbeetat gesetzt, die Nahrung abgeschnitten ist), wenn auch durch die Schreibfinger des evangelisch-lutherischen General-Consistoriums zu St. Petersburg und der Unitäts-Aeltesten-Conferenz zu Berthelsdorf antizipirt, noch nicht als eine vollbrachte Thatsache an. Wie das Durchziehen des dortigen religiösen und kirchlichen Lebens mit so vielen zarten, feinen, zähen und elastischen herrnhutischen Fäden und Fasern ein fait accompli war, so würde das Durchschneiden derselben ein solches sein. Und dieses Durchschneiden, welches, wie jede vollbrachte Thatsache, in lezter und höchster Instanz doch nur in der Hand des Alten der Tage liegt, hätte, wie schon angedeutet, eine über die russischen Ostseeprovinzen und die Brüdergemeinde hinausreichende und in ein tiefes religiöses Bedürfnis eingehende Tragweite — in den Ecclesiolismus, welchen der würdige und hochgestelte Verfasser gleich von vornherein zu bekämpfen und zu verwerfen erklärt (S. 4). Auf den Ecclesiolismus, auf Spener's Begriff der ecclesiola in ecclesia ließe daher die ganze Polemik sich zurückführen und so in einen wichtigeren und weniger gehässigen Prinzipstreit verwandeln. Ueber ihren gegenwärtigen Stand beruft sich der Idiot aber auf das am Schlusse seines zweiten Fragments über kirchlichen und unkirchlichen Socialismus Gesagte, die Brüdergemeinde noch mit einer Landzunge vergleichend, welche, durchstochen, den stürmischen Wogen freien verherenden Lauf läßt.

Nachrichten.

Aus Schlesien.

Im J. 1862 sind in Schlesien zum ersten Male — zunächst auf 3 Jahre — zwei der Quartalcollecten für arme Theologie Studirende für andere kirchliche Zwecke, nämlich für den Schlesischen Vicariatsfond und für den Landdotationsfond für evang. Pfarreien in Schlesien, bestimt worden. Mit diesen Fonds hat es aber folgende Bewandnis:

a) Der Vicariatsfond. In Erwägung des zum Teil schreienden Bedürfnisses der Vermehrung geistlicher Kräfte und der Gründung neuer evang. Kirchen in dem kirchenhistorisch so merkwürdigen lieben Schlesierlande (cf. Mehr Geistliche! Mehr Kirchen! Ein Noth- und Hülferuf aus der christl. Gemeinde. Grünberg 1842) hat der Gen.-Sup. Dr. Hahn seit dem J. 1843 im Stillen einen Fond zur Begründung des Vicariats gesammelt, indem er gleich seinem Vorgänger Ribbeck auf die Ordinationsgebüren verzichtete und sich von jedem Ordinanden einen kleinen Beitrag erbat. Die Stiftung hat mit einem Grundstock von 619 Thlrn. am 3. Juli 1857 die landesherrliche Genehmigung und Corporationsrechte empfangen, und am 27. Septbr. jen. J. ist sie von dem Stifter öffentlich im Kirchlichen Amtsblatt Nr. 20 zur Förderung empfohlen worden. Zu Anfang 1861 war sie auf 2642 Thlr. gestiegen und im April 1862 betrug sie 4200 Thlr., nachdem ihr Begründer 1196 Thlr., welche ihm 1858, auf Anregung des Sup. Anders in Glogau und des Pastor P. Girth bei St. Elisabeth in Breslau, zur Feier seiner im J. 1833 erfolgten Herkunft nach Schlesien von den Amtsbrüdern und sonstigen Freunden in der Provinz zur Verfügung gestelt worden waren, hinzugefügt hatte. War der Fond bis dahin meist das Werk der Schlesischen evang. Geistlichkeit, so war es wol billig, daß dieselbe nun auch vor die Gemeinden treten und bitten durfte: Helft uns das Euch und Euren Kindern zum unverkenbaren Segen bestimte Werk fördern durch Gaben der Liebe am Buß- und Bettage! denn es gehört noch mancher Thaler dazu, ehe die 200,000 Thlr. beisammen sein werden, welche nöthig sind, um jede Diöcese der Provinz mit einem Vicar zu versorgen. Die Collecte hat 1431 Thlr. eingetragen. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo die Zahl der schon vorhandenen, vom Oberkirchenrat namentlich aus den Collectenerträgen für die dringendsten Nothstände der Kirche besoldeten Kreis- und Lokal-Vicare durch den ersten aus dem Vicariatsfond zu erhaltenden vermehrt wird! Will nicht auch von auswärts, aus den andern Preußischen Provinzen und Deutschen Ländern und Ländchen ein und das andere Zeichen der allgemeinen Liebe dem Bächlein zufließen, daß es zu dem erwünschten Strome anwachse? Geb's Gott! Die Instituten-Hauptkasse der K. Regierung zu Breslau verwaltet den Fond auch nimt der Gen.-Sup. Dr. Hahn gütige Beiträge an.

b) Der Landdotationsfond für evang. Pfarreien in Schlesien. Die Gründung desselben gehört zu den zahlreichen Wohlthaten, mit welchen Gott unsere evang. Kirche durch Friedrich Wilhelm IV. gesegnet hat. Der König bestimte 1855 die Summe von 20,000 Thlrn., und es sind nun schon 23,700 Thlr. aus dem Stiftungscapital, den aufgekommenen Zinsen und den Gaben einiger Wohlthäter aufgewendet worden zum Ankauf von 350 Morgen nuzbare Aecker in denjenigen 21 Gemeinden, deren Pfarrer am meisten einer kleinen Erhöhung ihres Gehalts durch Landdotation bedürfen. Dadurch ist aber der Fond fast ganz erschöpft und es haben dringende Anträge auf Gewährung von Aeckern für andere ebenfalls sehr bedürftige Pfarreien noch nicht berücksichtigt werden können. Damit nun nicht die betr. Gemeinden allein mit der bessern Besoldung ihrer Geistlichen belastet werden oder gar die Kirchensysteme eingehen müssen, so bedarf jener Fond Mittel zur Fortsetzung und Ausdehnung seiner Wirksamkeit. — Thut es denn aber noth, in Schlesien von der Verbesserung des Gehalts evang. Geistlichen zu reden und dafür zu wirken? Indem wir auf dasjenige verweisen, was schon im J. 1857 in der Ev. K. Z. Nr. 9 und 1858 Nr. 20 von dem Landesdotationsfond unter dringendster Empfehlung der Angelegenheit von Seiten der Redaction gesagt worden ist, erwähnen wir hier nur Folgendes: Die Kirchengeschichte Schlesiens berichtet nicht blos von dem erfreulich schnellen Eingange der Reformation, sondern auch von den Gewaltmaßregeln, wodurch man das Werk zu unterdrücken hoffte. Von den weit über 1400 evang. gewordenen Kirchen waren 1707 nur noch wenig über 200 im Besitz der Evangelischen, und nur mit Mühe gelang es durch den Einfluß Carls XII von Schweden sie bis auf c. 350 zu mehren. Erst nach der Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich d. Gr. wurde den Evangelischen gestattet, aber ohne staatliche Unterstützung, sich neue Kirchen zu erbauen neben den den Vorfahren gewaltsam entrissenen. So ist allmälig die Zahl der evangel. Kirchen in Schlesien wieder auf c. 800 gestiegen; viel zu wenig bei der gewachsenen Einwohnerzahl; denn es gibt mehrere, zu denen sich nicht blos 2 oder 3, sondern oft 10 bis 20 und noch mehr zum Teil große und entfernte Ortschaften halten, so daß nicht selten ein Geistlicher 3000 bis 4000 und sogar über 5000 und noch mehr Seelen zu versorgen hat. Und dabei gibt es eine bedeutende Anzahl geistlicher Stellen, deren Inhaber bei bisweilen schwieriger Amtsführung nicht vor bitterm Mangel geschüzt sind. Denn sie haben an den neueren Kirchen nicht sogen. Widmuthen oder Pfarräcker, diese sind im Besitz der kath. Geistlichkeit; auch empfangen sie keinen Decem oder Pfarrzehnten. Sie sind auf ein kleines Fixum aus der Kirchkasse, aufs Beichtgeld und auf die Stolgebühren beschränkt, können aber oft bei der Verarmung der Gemeinden, namentlich im Riesengebirge, auch das Wenige, was ihnen zusteht, nicht empfangen. Es that noth, daß in einer allgemeinen Provinzial-Collecte auch denjenigen Gemeinden, deren Geistliche auskömlich besoldet sind, Gelegenheit geboten wurde, sich an der Erhaltung und Mehrung eines Fonds liebend zu beteiligen, welcher die Besoldung der zum Teil nothleidenden Diener Jesu Christi erhöhen und diese Erhöhung durch Landdotation fixiren soll. Möchten doch auch aus der Ferne dem wahrlich nöthigen und noch viel zu schwachen Fond vermehrende Spenden zufallen! Das Curatorium an dessen Spitze der Oberpräsident und Gen.-Superint. der Provinz stehen, wird sie dankbar annehmen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 2. Mai. № 35.

Göthes Verhältnis zum Christentum
mit Rücksicht auf den zweiten Teil des Faust.

„Nur wer mich lieb hat, darf mich tadeln" hat Göthe einst gesagt. Demnach hätte Ref. die vollste Befugnis zu einem solchen Tadel. Er hat von Jugend auf, nachdem eine unreife Begeisterung für Schiller bald verflogen war, für den großen Dichter geschwärmt und ihn selbst in der Wartburgs- und Burschenschaftsperiode, als es um ihn her von nichts als Körnerschen und Arndtschen Freiheitsliedern erschallte, im Herzen getragen, und, vielleicht der einzige von vielen Hunderten seiner academischen Brüder, in stiller Mondnacht auf die vorüberrauschende Saale blickend: „Füllest wieder Busch und Thal still mit Nebelglanze" in stiller Seligkeit vor sich hingesungen. Er hat in den ersten Jahren bürgerlicher Wirksamkeit namentlich im Anschluß an Immermann, als die ganze Nation gleichsam zwischen Göthe und Schiller geteilt war, mit Mut und jugendlicher Lust für jenen gestritten und sich dann in schwerer, finsterer Zeit an seiner ursprünglichen Poesie erquikt, wie ein Wanderer in brennender Wüste an einem Becher frischen Wassers. In der seligen Zeit der jungen Liebe hat er nur in der unübertroffenen Lyrik Göthes den treffendsten Ausdruck für die tiefsten, schönsten Gefühle seines Herzens gefunden und aussprechen können. „O Lieb' o Liebe, wie golden schön! Wie Morgenwolken auf jenen Höhn!" Und noch lange nachher im ehelichen Leben, wie lieblich klangen ihm die köstlichen Worte ins Herz: „Doch was im Garten am reichsten blüht, das ist des Liebchens lieblich Gemüt. Ein immer offen, ein Blüthenherz, im Ernste freundlich und rein im Scherz."

Aber bei vorrückenden Jahren drängte sich für ihn immer mehr die Frage in den Vordergrund: Wie ist denn in der That Göthes Verhältnis zum Christentum? Lange hatte er sich und andere mit der Ausrede zu beschwichtigen gesucht, man könne diese Frage bei dem Dichter gar nicht aufwerfen; wirklich antichristliches komme bei ihm nicht vor; als Dichter bewege er sich auf dem Gebiete des Schönen; seinen Glauben habe jeder für sich und mit seinem Gewissen abzumachen, ob er der rechte sei; niemand anders habe danach zu fragen. Kurz, er fand sich vor zwanzig Jahren in Uebereinstimmung mit dem, was er jezt eben bei Otto Vilmar in seinem Buche: „Zum Verständnis Göthes" liest. Sonst wird das Verhältnis Göthes zum Christentum am richtigsten als gar keins bestimt. Ja, wenn solch ein „gar keins" überhaupt möglich wäre, so möchte es für Göthes wahrhafte Freunde und Verehrer, zu denen Ref. nach dem obigen ohne Zweifel gehört, ein guter Ausweg sein. Aber es ist leider nicht möglich, sondern beruht auf einer argen Täuschung. Der Herr sagt: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet. Ein Drittes, einen Mittelzustand, ein nicht mit und nicht wider Christum sein gibts nicht; es ist eine völlige Unmöglichkeit, daß ein Getaufter, der die Weihnachts- und Osterglocken und den Gesang der Engel: „Euch ist heute der Heiland geboren" und „Christ ist erstanden" einmal mit Geistesohren vernommen hat, gar kein Verhältnis zum Christentum habe.

Fräulein von Klettenberg, diese von Göthe so verehrte und wert gehaltene „schöne Seele", wollte ihn in seinen jüngern Jahren, wo er unstreitig noch dem Evangelium und der christlichen Kirche am nächsten stand, für einen Christen, wie er selbst erzählt, nicht gelten lassen, was seinen Grund, wie sie ihm ausdrücklich gesagt, in seinem Pelagianismus hatte. Und in der That, wie solte dieser, überhaupt das größte Hindernis des Christentums, es nicht namentlich bei Göthe gewesen sein, der „mit festen markigen Knochen auf der wolbegründeten dauernden Erde" stand, den der „Genius übern Schlammpfad hob mit Feuerflügeln", den er, „wenn er auf dem Felsen schlief, mit Hüterfittichen deckte in des Haines Mitternacht". An wessen Leib nach Gottes wunderbarem Rathe der Satan so wenig hat „Hand anlegen" dürfen, als an Göthes, der wird wol, wie Ref. und gewiß noch ein oder der andere mit ihm aus Erfahrung weis, sehr schwer zum Bewustsein seiner Sünden und der Sünde überhaupt kommen. Wie unendlich groß ist der Unterschied zwischen gesund und krank, voller Schwären und herlich und in Freuden! Wer aber kein Sündenbewustsein hat, der hat natürlich auch kein Erlösungsbedürfnis, noch weniger ein Verlangen nach einem Erlöser. Göthe sah den positiven Zustand der Menschheit als den normalen, von Gott gewolten an. Es gab daher für ihn keine Wiedergeburt. Ebenso auch keine Reue oder Leidtragen um die Sünde und keine göttliche Traurigkeit. Am wenigsten eine Vergebung der Sünden um Christi willen. In den „Zahmen Xenien" heist es: „Nichts hilft Ungeduld, noch weniger Reue, jene vermehrt die Schuld, diese schaft neue"; und in den schönen „Dornburg September 1828" überschriebenen, nach des Großherzogs Tode gemachten Gedichten: „Und wenn mich am Tag die Ferne blauer

Berge sehnlich zieht, Nachts das Uebermaß der Sterne prächtig mir zu Häupten glüht, alle Tag und alle Nächte rühm' ich so des Menschen Los; denkt er ewig sich ins Rechte, ist er ewig schön und groß". Hierin ist des Dichters ganze Erlösungs-Theorie und Praxis wie im Keim enthalten. Der Mensch denkt sich aus eigener Vernunft und Kraft ins Rechte, in die Wahrheit hinein; was er etwa nicht recht gethan hat, wirft er hinter sich, wirkt und strebt und schaft unaufhörlich weiter und macht sich dadurch erlösungsfähig und erlösungswürdig. Er erlöst sich selbst.

Göthe ist sein langes vielbewegtes Leben hindurch immer seinen eigenen Weg gewandelt. Er rechnet es sich nicht als Mangel, sondern als Verdienst an:

„Daß mich kein Name getäuscht, daß mich kein Dogma beschränkt;
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert.
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht."

Die Schule des Lebens hat in ihm keine Veränderung hervorzubringen vermocht; er ist der natürliche Mensch geblieben, der er war; er hat nie an die Sündhaftigkeit der menschlichen Natur geglaubt, sich nie als einen verlorenen und verdamten Menschen erkant und daher auch nie die „dürftige und heuchlerische Maske" des Bekentnisses vorgenommen: An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd'; was Christus mir gegeben, das ist der Liebe wert. Denn das ist gewis, solches Bekentnis eines sündbewußten Herzens wird dem in leiblicher Gesundheit und Kraft, in des eigenen Geistes Stärke, Hoheit und Gerechtigkeit dastehenden Menschen stets als Heuchelei erscheinen, wie man das auch bei den Scharen der freien Geister unserer Tage aller Orte erfahren kann.

Noch in der lezten Periode seines Lebens (October 1822) ist bekantlich an Göthe von seiner alten Freundin, der Gräfin Auguste Stolberg, ein Mahnruf zur Ergreifung des Heils in Christo ergangen; sie bittet ihn liebevoll teilnehmend, abzulassen von allem, was die Welt Kleines, Eiteles, Irdisches und nicht Gutes hat. „Mein Erlöser", schreibt sie ihm, „ist ja auch der Ihrige, es ist auch in keinem andern Heil und Seligkeit zu finden". Göthe antwortet kühl ablehnend: „Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immer fort solang es Tag für uns ist; für andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervorthun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten. Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewis auch für beide gesorgt sein ꝛc." Die Freundin redet ganz bestimt von dem alleinigen Heil in Christo; Göthe beruft sich dagegen auf seinen redlichen Willen, seinen steten Blick aufs Höchste, fordert auf zu unermüdetem Wirken und erwartet, weil es ihm hienieden so wol geworden, daß auch jenseits für ihn gesorgt sein werde. Von einem Erlöser, einem

einigen Erretter, ohne den keine Seligkeit möglich, ist bei ihm mit keiner Silbe die Rede*).

Und damit sind wir direct beim zweiten Teile des Faust angelangt. Dieser ist seinem Grundgedanken nach weiter nichts als eine in Scene gesetzte Erlösung ohne Erlöser, ein Heilsweg von menschlicher Erfindung, ein Weg zum Himmel auf eigne Hand. Sehen wir ab von all dem darin vorgeführten bunten Leben und Weben, Wirken und Streben, Thun und Schaffen, von den Hin- und Herzügen vom romantischen Norden nach dem classischen Süden, von der Vermählung beider in der „Helena", von der ganzen Masse überwiegend symbolischer, oft nur ganz lose unter einander zusammenhangender Scenen und Personen, so finden wir zum Schluß das Geheimnis der Erlösung enthüllt, aber nicht jenes kindlich große, in das auch die Engel gelüstet zu schauen, „Gott geoffenbart im Fleische", sondern das unendlich nichtssagende, trostlose, von den Faust' Seele zum Himmel emportragenden Engeln ausgesprochene: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen". Was es mit einem solchen immer strebend sich Bemühen auf sich habe, hat die Welt jüngst an Alexander v. Humboldt gesehen. Welch schwere Versündigung gegen seinen edlen, ihm so liebevoll vertrauenden königlichen Herrn hat dieser ganz besonders bis in sein höchstes Alter strebend sich Bemühende auf sein Gewissen geladen!

Der erste Teil des Faust schloß mit dem Endurteile über Gretchen und Faust. Ueber jene spricht eine Stimme von oben: Ist gerettet; zu diesem Mephistopheles: Her zu mir! Im zweiten Teile erscheint nun Gretchen folgendergestalt wieder. In den Schluchten eines Felsgebirgs sind heilige Anachoreten das Gebirg hinauf verteilt und zwischen Klüften gelagert, zu oberst ein Doctor Marianus. Dieser sieht Frauen vorbeiziehn, nach oben schwebend, mitten inne die Jungfrau Maria, deren Knie jene umfassen. Sie sind der Gnade bedürftige Büßerinnen, die sich aber schon zur höchsten Himmelsregion erhoben haben und nun vom Doctor Marianus der Jungfrau Maria folgendermaßen empfohlen werden: „Dir, der Unberührbaren, ist es nicht benommen, daß die leicht Verführbaren traulich zu Dir kommen. In die Schwachheit hingeraft, sind sie schwer zu retten, wer zerreist aus eigner Kraft der Gelüste Ketten? Wie entgleitet schnell der Fuß schiefem glattem Boden? Wen bethört nicht Blick noch Gruß, schmeichelhafter Odem?" Dann singt der Chor jener Büßerinnen zur einherschwebenden Jungfrau Maria: „Vernimm das Flehen, Du Ohnegleiche! Du Gnadenreiche!" Hierauf erscheinen die große Sünderin aus Luc. 7,36, das samaritanische Weib aus Joh. 4 und die ägyptische Maria aus der Geschichte der Heiligen, und treten für jene

*) Es ist doch mehr als bedenklich, von dem uns gegönten fröhlichen Ansiedeln hienieden (Luc. 16, 19) auf die nothwendige Erlangung der ewigen Seligkeit zu schließen. „Christus hat durch seinen Hingang zum Vater die Gerechtigkeit erworben, welche die unerläßliche Bedingung für den Eingang in das Haus des Vaters ist, und die wir selbst uns nimmer erwerben können."

mit besonderer Rücksicht auf Gretchen bei der Jungfrau, hier Mater gloriosa genant, ein: „Die Du großen Sünderinnen deine Nähe nicht verweigerst, und ein büßendes Gewinnen in die Ewigkeiten steigerst, gönn' auch dieser guten Seele, die sich einmal (?) nur vergessen, die nicht ahnte (?) daß sie fehle, dein Verzeihen angemessen". Sofort schmiegt sich Gretchen ihr an, wird zu Gnaden angenommen und auch alsbald durch den Anblick von Faust's Sele beglükt, die von seligen Knaben herangebracht wird.

Also Gretchens Gnadenweg geht durch die Fürsprache der Heiligen zur Jungfrau Maria als höchster Instanz, — ganz römisch-katholisch. — Von dem, des Name allein den Menschen gegeben ist, darin sie sollen selig werden, ist mit keiner Silbe die Rede, — völlig unchristlich nicht nur, sondern auch widerchristlich. —

Indes erscheint Gretchen doch als büßend. Ganz anders Faust selbst. Nachdem er zu Ende des ersten Teils dem Teufel verfallen, ist der zweite Teil nichts anders als eine ganz willkürliche, völlig unvermittelte Reform oder vielmehr Cassation dieses ersten gewiß sehr wol motivirten Urteils und die Erfindung eines neuen, jedes christlich-evangelische Bewustsein völlig ins Angesicht schlagenden Heilsweges, bestehend in unabläßiger Thätigkeit und unermüdlichem Wirken, dessen Object seltsamer Weise darin besteht, dem Mere Land abzugewinnen und das Gewonnene gegen den Raub der Wellen zu schützen, — im Hinblick auf den Himmel und der Selen Seligkeit gewiß ein untergeordnetes Wirken. Mit einer unglaublichen Leichtfertigkeit vollbringen Ariel und seine Elfen zu Anfang des zweiten Teils durch die Einschläferung Fausts seine moralische Restitution und geistige Reinigung: „Besänftiget des Herzens grimmen Straus, entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile, sein Inres reinigt vom erlebten Graus". Als Ref. vor 30 Jahren mit seiner ganzen unbedingten Hingabe an den Dichter diesen plötzlichen Uebergang von den herzzerreißenden grauenhaften Scenen am Schluß des ersten Teils, wo sich das arme, durch Faust verführte, an Mutter und Kind zur Mörderin gewordene Gretchen in Todesangst vor dem nahenden Gerichte krümt und windet, zu der luftigen völlig unmotivirten Entsündigung des unerhörten Frevlers las, erfüllte es ihn mit wahrhaftem Schrecken und Erstaunen. Schon damals trat es ihm nahe, sich laut dagegen zu erklären, bis es ihm jezt als heilige Pflicht erschienen ist, öffentlich, wie er hiermit thut, dagegen zu zeugen.

Es ist dieser zweite Teil des Faust eine absichtliche, bewuste Beseitigung und Verleugnung Christi und die eigentliche und vollständige Antwort Göthes auf das Schreiben der Gräfin Auguste Stolberg, der er damals nur kurz, die Hinweisung auf das alleinige Heil in Christo ablehnend, geschrieben hatte. Hier wird der neue Heilsweg, der, wie gesagt, in nichts anderm als unabläßiger Arbeit besteht, der Welt nun umständlich vor Augen gelegt; aber leider stelt sich damit der große Dichter selbst das Zeugnis aus, daß sich in ihm „nicht allein nicht die Entzweiung verleugnet, in welche das vorige Jahrhundert unsern deutschen Volksgeist mit seinem seitherigen Führer und Leiter, dem Geiste Jesu Christi gebracht hat"; sondern daß er sich auch in dem jetzigen Jahrhundert, darin ihm noch ein ganzes Menschenalter zu leben vergönt war, nicht zu dem lebendigen Gotte und seinem Gesalbten bekennen wolte, der schon an dessen Eingange „nach langer Schande Nacht uns allen in Flammen aufgegangen war"; und daß er sich noch als Achtzigjähriger in seinem lezten großen Werke, worin sich sein Dichtergenius noch auf so eminente Weise bekundet und das man doch gewiß als das Resultat seines langen reichen Lebens ansehen muß, in so entschiedenen Widerspruch mit dem christlich-evangelischen Bewustsein seines Volkes sezt, daß es diesem nichts weniger als ein theures Vermächtnis sein, ja daß es ihm nicht im entferntesten nahe treten kann, wie es doch in so hohem Maße z. B. Götz von Berlichingen, Werther und der erste Teil des Faust gethan haben.

Der Hergang im Stück ist kurz folgender. Faust hat im vierten Act durch die Künste des Mephistopheles dem Kaiser im Kriege mit einem Gegenkaiser bedeutende Dienste geleistet und ihm zum Siege verholfen, wofür er mit der Statthalterschaft über die ganze Meresküste belehnt worden. Hier findet sein Thatendrang die rechte Nahrung, er gewint durch unverdrossene Arbeit dem Mere weite Strecken Landes ab, auf denen sich bald durch den Anbau neuer Wohnplätze ein reges Leben in Ackerbau, Schiffahrt und Handel entwickelt. Faust ist inzwischen zu hohem Alter gekommen und mürrisch und eigensinnig geworden. Unglücklicher Weise hat nun ein altes frommes Ehepaar, Philemon und Baucis, auf dem äußersten bisherigen Strande des Mers einen Grundbesitz, Haus und Gärtchen mit zwei alten Linden und einer Kapelle, darin zu den gewöhnlichen Tagszeiten geläutet wird. Diese altmodische Stätte paßt nun nicht zu Fausts neuen großartigen Anlagen, zumal er sich grade an dieser Stelle ein Lustschloß zu erbauen wünscht, welches die herlichste Aussicht auf das gewonnene Land, den neuerbauten Hafen und das Mer verspricht. Auch stört ihn das ewige Läuten in der Kapelle und Freund Mephisto wird ebenfals durch das „verfluchte Gebimmel" nicht angenehm afficirt. Dieser erbietet sich daher, da das alte Par seinen Besitz nicht gutwillig aufgeben will, es mit Haus und Hof aufzuheben und an einen andern Platz zu versetzen. Bei der Ausführung dieser Gewaltthat geräth aber das Haus in Brand und geht mit samt seinen Bewohnern und den beiden Linden in Flammen auf.

Nun kommen um Mitternacht vier graue Weiber vor seinen Palast, Mangel, Schuld, Noth und Sorge. Die drei ersten können durch die verschlossene Thür zu dem reichen Manne nicht eindringen; aber „die Sorge schleicht sich durchs Schlüsselloch ein". Als Faust sie fortweist und ihre Macht über ihn leugnet, bläst sie ihn an und er erblindet. Aber im Innern leuchtet ihm ein helles Licht, er sezt seine Uferbauten mit Macht fort, es gilt noch einen großen Sumpf durch Gräben trocken zu legen und dadurch Raum für Tausende von Ansiedlern zu gewinnen. In diesem Gedanken verliert er sich: „Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn, auf freiem Grund mit freiem Volke

stehn. Zum Augenblicke dürft' ich sagen: Verweile doch, du bist so schön! Es kann die Spur von meinen Erdetagen nicht in Aeonen untergehn. — Im Vorgefühl von solchem hohen Glück genies' ich jezt den höchsten Augenblick". Mit diesem Worte aber tritt der casus foederis ein, das er im ersten Teile mit dem Teufel geschlossen hat: „Werd' ich zum Augenblicke sagen: Verweile doch, du bist so schön! Dann magst du mich in Fesseln schlagen, dann will ich gern zu Grunde gehn! Dann mag die Todtenglocke schallen, dann bist du deines Dienstes frei, die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen, es sei die Zeit für mich vorbei". Faust sinkt todt zu Boden. Mephistopheles hält nun mit seinen Teufelsgestalten an dem Leichnam Wache, um die Sele, wenn sie entfliehen will, wegzufangen. Da erscheint oben eine himlische Heerschar, Engel, Rosen der ewigen Liebe streuend, welche den Teufeln auf den Leib fallen und ihnen eine so grimmige Pein verursachen, daß sie sich, um sich dagegen zu retten, eiligst in die Hölle zurückstürzen. Auch Mephistopheles, von den Rosen berührt, sucht sich vergebens der fremdartigen Glut, der himlischen Liebesglut, zu erwehren. Auf ihn thut sie die Wirkung, daß er lüstern wird und sich in die schönen Gestalten der Engel verliebt, die aber, während er sich in ihrem Anblick verliert, Faust's Sele aufnehmen und mit ihr in die himlischen Höhen entschweben. Dort findet sich nun der schon bei Gretchen erwähnte ganze Erlösungsapparat und die Engel, Faust's Unsterbliches emportragend, sprechen den schon angeführten Schlüssel zu dem Geheimnis der Götheschen Erlösungstheorie in den Worten aus: „Gerettet ist das edle Glied der Geisterwelt vom Bösen. Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen".

Es kommen aber noch zwei merkwürdige Momente der Erlösung hinzu, die beide aus Göthes ganzem geistigen Wesen und seiner Lebensanschauung hervorgehen. Das eine ist in den gleichfolgenden Worten enthalten: „Doch hat an ihm die Liebe gar von oben Teil genommen, begegnet ihm die sel'ge Schar mit herzlichem Willkommen". Es weist dies, wie man sieht, auf eine Art Geistesaristocratie hin und streift an die reformirte Lehre von der Gnadenwahl. Wir wissen aber, daß vor Gott jede Sele gleich wert und theuer geachtet ist und daß auch der ärmste und geringste durch den Sohn dem Vater angenehm werden kann. Wir weisen daher als Christen eine solche vorzugsweise Teilname der Liebe von oben entschieden zurück und halten fest, daß es sich beim Seligwerden um mehr oder minder geistige Begabung nicht handelt. Das zweite Moment ist gewissermaßen ein sexuelles und in den beiden Schlußzeilen des Stücks enthalten: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan", wie auch in den Worten der Mater gloriosa an Gretchen darauf hingedeutet wird. „Komm, hebe dich zu höhern Sphären, wenn er dich ahnet, folgt er nach". Hier liegt der menschlich allerdings schöne Gedanke zum Grunde, daß ein geliebtes Weib, welches durch ein seliges Sterben von hinnen scheidet, dem zurückgebliebenen Gatten einen Zug nach oben einsenken kann, um bald eben da zu sein, wo sie ist. Aber das als allgemeines Erlösungsprincip hingestelte Wort: „das Ewig-Weibliche zieht uns hinan" ist doch nicht anders als eine üble Vermischung des irdischen, wenn auch noch so schönen Liebesverhältnisses zwischen Mann und Weib und der himlischen, göttlichen Liebe, die in Ewigkeit nicht anders als in dem Einen Selenbräutigam erscheint, in Christo, dem rechten Bräutigam jeder begnadigten Sele, die nur allein durch gläubige Versenkung in ihn ihre Erlösung bewirken kann. Es ist gewissermaßen eine Apologie des römischen Mariencultus, die aber unter das Urteil fält, was dieses von Rom erfundene Institut vom evangelischen Standpuncte aus längst über sich empfangen hat: Rom, das pelagianische, sinnliche, irdisch gesinte Rom hat hier wie auch anderswo das Verdienst des alleinigen Mitlers Jesu Christi geschmälert, eine Sünde, der sich jeder teilhaftig macht, welcher ihr irgendwie, sei es in Poesie oder Prosa, zuneigt.

Wir schließen diese Bemerkungen über Göthe mit ein par Worten über seinen neuesten englischen Biographen Lewes: „Göthes Leben und Schriften von G. H. Lewes, übersezt von Julius Frese." Nichts ist liebenswürdiger und einem deutschen Herzen wolthuender, als die innige Weise, womit dieser Engländer sich in unsern großen Dichter versenkt hat, seine Schriften exponirt und commentirt und in stetem Hinblick auf sie sein Leben beschreibt. Er ist voll gerechter Bewunderung des erhabenen Genius und der hohen poetischen Kunst desselben, die er teilweise noch über Shakespeare sezt, und er hat sich so liebevoll mit Geist und Herz in ihn vertieft, daß er nach dem oben angeführten Ausspruch Göthes auch volles Recht ihn zu tadeln hat. Das thut er denn in Beziehung auf den zweiten Teil des Faust mit der bescheidensten, offensten Freimütigkeit, aber nur vom poetischen, also künstlerischen Standpuncte aus. „Ich habe versucht", sagt er, „das Werk verstehen zu lernen, mich auf den rechten Standpunkt zu stellen, von dem aus ich es am besten genießen könte; aber statt mir die Dunkelheiten aufzuklären und meinen Genuß zu erhöhn, wie bei den andern Werken des Dichters, haben diese wiederholten Versuche nur den ersten Eindruck immer wieder bestätigt". Göthes schon früher hervortretende Neigung zu Mysticismus und Reflexion, meint er im Hinblick auf das seltsame Werk, habe im spätern Alter seine bessern Kräfte überwuchert und den klarsten und naivsten aller Dichter dahin gebracht, daß er für Symbole schwärme wie ein Priester der Isis. Es sei nicht Aufgabe der Poesie, Symbole für die Philosophie zu schaffen; wolle der Dichter philosophische Begriffe durch Symbole ausdrücken, so dürfe er nie vergessen, daß, da die Kunst Darstellung sei, die Symbole in sich selbst Reiz, also Schönheit und Interesse haben müssen, welche auch die würdigen könten, die den verborgenen Sinn nicht faßten, sonst hörten sie auf Kunst zu sein und würden Hieroglyphen. Dies sei nun wirklich im zweiten Teile des Faust der Fall und darum das Werk als poetisches Kunstwerk durchaus verfehlt, wiewol es im einzelnen viele ausgezeichnet schöne Stellen, tiefe Gedanken, insbesondere gelungenen Spott enthalte. Auf die Deu-

tung der vielbesprochenen Stelle von den „Müttern“ erklärt er als über seinen Scharfsinn gehend. Dies Alles finden wir sehr verständig und richtig. Merkwürdig aber ist, daß Lewes nichts über die religiöse und christliche Seite des Gedichts sagt, auf der doch, wie oben gezeigt, da alles andere nur Zwischen- und Beiwerk ist, bei weitem der Hauptaccent des Ganzen liegt. Wenn er aber als die Lösung des Problems des Faust hinstellt: „die ringende Sele, die sich in persönlicher Anstrengung und persönlicher Befriedigung nach verschiedenen Richtungen versucht und keine Ruhe gefunden hat, gelangt endlich zur Erkentnis der großen Wahrheit, daß der Mensch für den Menschen da ist und daß nur, wenn er für die Menschheit wirkt, sein Streben ihm dauerndes Glück schaffen kann“, und wenn er damit einverstanden erscheint, so müssen wir ihm hier sowie in Betref dessen, was er am Schluß seiner Bemerkungen über den ersten Teil sagt, „das Geheimnis unserer Existenz ist ein furchtbares Problem, aber es ist eben ein Geheimnis und geht über die Grenzen menschlicher Kraft hinaus: wir müssen entsagen“, entschieden entgegen treten. Denn das Problem unserer Existenz ist in der That nichts anders, als unsere Seligkeit schaffen durch den Glauben an den Herrn Christus; der Glaube aber ist ein lebendig und geschäftig Ding, dem die Werke entströmen, wie dem Feuer das Licht und die Wärme, nicht in jener philantropistischen Selbstgenugsamkeit und Prätenstion auf wolverdiente Erlösung und Eingang in den Himmel, sondern wie geschrieben steht: „Die Liebe Christi dringet mich“.

Was aber das Entsagen und die von Lewes aufgestelte Behauptung betrift, daß Göthe durch die in seinem Leben und seinen Schriften gegebene Lehre, daß man entsagen müsse, uns zeige, wie wir die große Last unserer Existenz mit Weisheit tragen könnten und dadurch dem unlösbaren Geheimnis wenigstens seine verwirrende und beängstigende Wirkung nehmen, so haben wir dagegen zu bemerken, daß ein solches in eigenmächtiger Hoheit erwähltes Entsagen keineswegs die christliche Lösung des Problems ist, sondern dieses, daß wir wissen, daß das Leben hienieden eine durch Gottes Güte uns gesezte Vorbereitung für den Himmel ist, in der wir alles, was uns an Verlust, Kreuz und Widerwärtigkeit auferlegt wird, nicht mit kaltem Entsagen, sondern mit geduldiger, kindlicher Hingebung in den Willen Gottes unsers himlischen Vaters tragen und freudig inne werden sollen, daß sein Thun lauter Segen, sein Gang lauter Licht ist. Nicht unser Entsagen, sondern unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet.

Ferner nimt uns wunder, daß sich Lewes so friedlich mit dem Pantheismus Göthes abfindet. Er führt zuerst Fausts Glaubensbekentnis an Gretchen auf ihre Frage: „Glaubst du an Gott?“ im ersten Teile an: „Wer darf ihn nennen? Und wer bekennen: Ich glaub' ihn. Wer empfinden und sich unterwinden zu sagen: ich glaub' ihn nicht?“ — — „Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott! Ich habe keinen Namen dafür!“ — — und sagt dann: „Größere, tiefere, heiligere Gedanken sind nie in einem Gedichte ausgesprochen“. Wir bemerken hiergegen: Von hoher poetischer Schönheit ist die Stelle ohne Zweifel, indem darin auf meisterhafte Weise ein von höchster Liebesglut entzündetes Herz der Geliebten die Gefühle ihrer eignen Brust, die sie die liebende Hingabe an den geliebten Mann als höchste Seligkeit empfinden lassen, als das „Göttliche“, ja als „Gott“ vorstelt und ansehen läst; aber „heilige“ Gedanken sind das ebensowenig wie der ganze Pantheismus, der weder einen persönlichen Gott, noch ein Weihnachts-, Oster- oder Pfingstwunder glaubt und vor dem einfachen: „Vater unser der du bist im Himmel“ ohne Heuchelei nicht bestehen kann. Es muß höchlich befremden, wenn Lewes hervorhebt: Die Evangelien hielt Göthe alle vier für durchaus ächt, „denn“, sagt er, „es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging, und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: durchaus! Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit“; wir sagen, höchst befremdlich, da er unmittelbar darnach des Dichters weiteres Bekentnis zu melden hat: „Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: durchaus! Denn sie ist gleichfals eine Offenbarung des Höchsten und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind“.

Früher hätte sich Ref. wol durch solche pantheistische Redensarten und Winkelzüge täuschen lassen; jezt aber legt er dem Dichter und seinem Biographen die Frage vor: Was heist die Evangelien „für ächt halten?“ Heist es annehmen, daß sie wirklich von den vier Evangelisten geschrieben sind, so ist damit wenig oder nichts gesagt. Heist es aber glauben, daß sie in der That Zeugnisse und das Wort der ewigen Wahrheit sind, daß der in ihnen dargestelte Christus wirklich der Sohn Gottes in dem Sinne ist, wie der Hoheprieſter fragt und Jesus mit einem feierlichen Eide antwortet, so muß auch sofort der trostlose Pantheismus sein blasses Angesicht verbergen und mit dem Bekentnis zu dem in den Evangelien geoffenbarten lebendigen Gotte und der allein durch seinen Sohn, unsern Herrn, möglichen Erlösung Ernst gemacht werden.

Wir schließen mit der bekanten Osterscene im ersten Teile, welche Lewes „ewige Verse nent, deren Schönheit zu erfassen alle Kelche unserer Sele sich erschließen müssen“. Referent muß auch hier leider dissentiren und, das poetische Element vom christlichen unterscheidend, jenes wieder für meisterhaft behandelt, lez-

teres für durchaus ungenügend, ja für null erklären. Er darf auch hier um so freimütiger handeln, da er in der Periode seiner jugendlichen Begeisterung für den großen Dichter einen herlichen Ostermorgen in Weimar auf der Anhöhe hinter dessen Garten, jene Scene vor Augen und im Herzen durchgenossen und durchempfunden hat, während die klare Frühlingsmorgenluft von den mächtigen Tönen der Osterglocken erfüllt wurde. Poetisch unendlich schön: Die Giftschale am Munde — Glockenklang, das Osterfest verkündend — „Was sucht ihr mächtig und gelind ihr Himmelstöne mich am Staube? — An diesen Klang von Jugend auf gewöhnt, ruft er auch jezt zurück mich in das Leben, — Ein unbegreiflich holdes Sehnen trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn — Dies Lied verkündete der Jugend muntre Spiele, der Frühlingsfeier freies Glück". — — Christliches ist in der ganzen Stelle auch gar nichts; von dem Herrn, der siegreich aus dem Grabe als Ueberwinder von Hölle und Tod hervorgegangen, kein Wort; aber ein Naturgefühl, ein Gefühl voll Frühlingslust und Wonneschauer, das hat auch Ref. damals reichlich empfunden, das ihn an die Ilm, in den Park, aber nicht in die Kirche zog und das mit dem Auferstehungsfeste des Herrn, den christlichen Ostern, weiter nichts als die Jahreszeit gemein hatte.

Nachrichten.

Frühjahrsversamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

Im Frühjahr prangen gerade die alten Bäume, wenn sie inwendig gesund und frisch sind, in dem herlichsten Blüthenschmuck. Unser Verein ist kein junger Baum mehr, er zählt bald vierzig Jahre, und unter den jungen Nachkömlingen, die aus dem mit dem Thau Gottes gesegneten Boden der Kirche in nicht geringer Menge emporgeschossen, und zum Teil viel höher und ansehnlicher geworden sind, sieht er erst recht wie ein alter Baum aus, aber es steht ja geschrieben: „Die gepflanzt sind in dem Hause des Herrn, werden in den Vorhöfen unsres Gottes grünen. Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein, daß sie verkündigen, daß der Herr so fromm ist, mein Hort, und ist kein Unrecht an ihm" (Ps. 92, 14 — 16). Gott Lob! unser Verein ist gepflanzt im Hause des Herrn; in diesem Boden allein stehen seine Wurzeln, und aus dem Wasser, welches unter der Schwelle des Tempels herausfließt (Hes. 47), zieht er alle seine Kraft, will wenigstens nur ein Baum sein, der gepflanzt ist an diesen lebendigen Wasserbrunnen; darum, wenn er gleich alt ist, ist er dennoch fruchtbar und frisch, seine Blätter sind noch nicht verwelkt und alle Mal im Frühjahr zeigt es sich besonders, daß er noch kein alter absterbender Baum ist, denn gerade dann pflegt er im allerschönsten Blüthenschmuck dazustehen, und verkündigt laut und fröhlich, daß der Herr so fromm ist und kein Unrecht an Ihm, denn Gott behüte uns davor, daß wir nicht Ihm, Ihm allein die Ehre geben sollten, denn hier ist weder der da pflanzt etwas, noch der da begießt, sondern allein, der das Gedeihen gibt.

Nun es war eine schöne Frühjahrsversamlung, welche unser Verein am 14. und 15. April d. J. in dem lieben Gnadau durch den Herrn Gnade wieder hielt. Eine ungewöhnlich große Zahl von Brüdern aus allen Orten und Enden war herbeigekommen und füllte schon früh die Räume; dabei haben wir schöne Vorträge gehört, und was das Beste, ein rechter Ernst, eine rechte Andacht, die geziemende Bußfertigkeit, welche sich gern straft und strafen läßt, und ohne welche nie eine solche Versamlung den Segen Gottes recht empfangen und wahre Frucht bringen wird, und die innigste brüderliche Liebe und Einmütigkeit, die auch nicht durch einen Miston gestört wurde, verband die Herzen aller Anwesenden. Wir empfingen auch dies Mal noch vor dem Anfange unserer Berathungen, welcher erst um 10 Uhr Dienstags war, wie es früher noch nicht geschehen, von dem Prediger der Brüdergemeinde, dem uns so herzlich verbundenen Bruder Hennig, als dem Vater und Wirt des Hauses, das uns so viele Jahre hindurch mit einer nicht dankbar genug zu erkennenden Gastfreundschaft aufgenommen, einen lieblichen Morgengruß, indem er uns mit der versammelten Gemeinde willkommen hieß mit der Losung des Tages, und nicht allein Segenswünsche für uns aus warmem Herzen aussprach, sondern auch Herz und Hände für uns aufhob zu Gott im Himmel, wie er auch Abends zuvor schon mit der Gemeinde gethan, welches alles Gott ihm und der theuren Gemeinde in Zeit und Ewigkeit reichlich lohnen wolle.

Sonst pflegt die erste Versamlung noch etwas dünn zu sein, dies Mal aber erscholl das „Rüstet euch, ihr Christenleute", womit begonnen wurde, so recht volltönig, wie man es gern hört, und nach dem dem Herrn freudig und brünstig dargebrachten Gebetsopfer verlas der bisherige Vorsitzende, Sup. Westermeier, die apostolische Ermahnung 1 Cor. 16, 13: „Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark." Er sagte, wenn die Blüthen unsres Vereins noch nicht verwelkt wären, so käme das auch daher, daß er in der an großen kirchlichen Entwickelungen und Ereignissen so reichen Zeit seines Bestehens sich nie der Teilnahme an den vorhandenen Kämpfen entzogen habe, und habe immer zugesehen, was gerade noth thue. Jezt haben die Gegensätze, welche vor funfzehn bis zwanzig Jahren auf kirchlichem Gebiete zuerst offen und schroff hervorgetreten, eine Schärfe erreicht, daß der lezte entscheidende Kampf immer näher rücke. In solchen Zeiten wäre eine sorglose Ruhe eben so sehr Verrath an der Sache des Herrn, wie ein feiger Mut. Und wie nicht allein das Jahr 1848 es so oft bewiesen so haben auch die neuesten politischen Vorgänge in unsrem Vaterlande in einer so erfreulichen und alle patriotischen Herzen stärkenden Weise gezeigt, welche Erfolge dem Mut und der Tapferkeit gerade in solchen Zeiten verheißen sind. Solche Gesinnung gezieme aber vor allen denen, welche die Heiligtümer Gottes zu vertheidigen hätten, und unter diesen wieder besonders denen, welche Gott zu Führern in diesem Kampfe bestelt hätte. Zu keiner Zeit wäre es nothwendiger gewesen, daß wir, die Gott zu Wächtern auf die Zinnen Zions gestelt und zu Hirten der Herden gesezt, unsres hohen Berufs eingedenk wären, als zu der jetzigen, und darum sollen wir mit Ernst merken auf den apostolischen Aufruf zur männlichen Tapferkeit, den wir eben vernommen. Zuerst zwar sage der Apostel: „Wachet!" und das darum, weil das die Bedingung sei, unter der es überhaupt nur zu der rechten christlichen Tapferkeit kommen könne. Erst müsse man aufwachen aus dem Schlafe der Sicherheit und dem Tode der Sünde, damit man gründlich erkenne, was man für ein Herz habe, denn wer

sich auf sein Herz verlasse, der würde nie „ein Christ, ein tapferer Kriegesheld, voll Geist, voll Kraft und Stärke“ werden, sondern er sei, wie der weise Salomo spreche, nichts denn ein Narr, und vergeblich wolle die Schrift nicht so ernstlich und so unaufhörlich durch Wort und Exempel zur Wachsamkeit ermahnt haben, damit wir immer gleich merken, wenn wir auf unser eigen Herz kommen, weil dann der Fall gleich nahe sei. Aber ohne Wachsamkeit werde die Tapferkeit auch nicht recht geübt werden. In so aufgeregten Zeiten, wie die gegenwärtige, wo die heftigsten Leidenschaften gegen einander kämpfen, liege die Gefahr sehr nahe, daß wir mit in diesen Strudel gezogen werden, und die Grenzen nicht mehr beachten, welche durch Gottes Wort, die Regel des Glaubens und den Beruf uns gezogen werden, woraus die bedenklichsten Folgen hervorgehen, denn wir hätten einen Feind, dessen List eben so groß wäre, als seine Macht, und der jede Blöße gleich merke, die wir uns geben. So seien die tapfersten Streiter Christi durch Unbesonnenheit oft in Lagen gekommen, welche ihrer gesegneten Wirksamkeit den größten Eintrag gethan hätten. Nicht solle damit einer furchtsamen, klüglich berechnenden, diplomatischen Besonnenheit, die leider auch eine häufige Erscheinung unserer Zeit sei, das Wort geredet werden, nur das göttliche Wachen, wie es den Wächtern Zions gezieme, sei gemeint, weil es der Apostel meine. Vor allem aber müsse die Tapferkeit auf dem rechten Grunde stehen. Stehet im Glauben, rufe der Apostel. Wir wären noch der großen Ostergedanken voll. Das erwürgte Lamm stehe nach dreien Tagen wieder auf seinen Füßen, schwinge sein Siegesfähnlein, der h. Stephanus, vom Tode umringt, sahe es bald stehen zur Rechten Gottes, dann setze es in majestätischer Ruhe und Siegesgewißheit sich zur Rechten des Vaters und warte, bis daß alle seine Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt seien. Das sei der unverwüstliche Grund, auf welchen der Glaube uns stelle, und wer auf diesem Grunde stehe, der stehe im Glauben. Nicht auf unserm Herzen, dem eben so verzagten, als trotzigen, nicht auf einem Menschen oder Engel, oder sonst auf einer Creatur, nicht auf einem Erfolge oder wahrscheinlicher Berechnung sollen wir stehen, sondern dem auferstandenen Siegesfürsten, der da lebt in Ewigkeit, sollen wir stehen im Glauben. Der Glaube aber müsse ein rechter sein, das rechte, kirchliche und schriftmäßige Bekentnis. Mit dem kirchlichen suchen sie auch das schriftmäßige Bekentnis abzuthun, und dieses wollen sie mit der Vernunft und dem Zeitbewußtsein vermitteln, und was daraus werde, das zeige ein Blick auf die Vorgänge in der Kirche Badens. Aber das bloße orthodoxe Bekentnis thue es auch nicht, eine andere Kirche, die sich gerühmt, unter dem sichern Dache des lutherischen Bekentnisses zu stehen, sehen wir jezt von den furchtbarsten Stürmen erschüttert. Der Apostel Paulus sage zum Timotheus, er solle Glauben und gutes Gewissen haben, welches etliche haben von sich gestoßen und haben Schiffbruch erlitten am Glauben. Wessen Glaube nicht ins Gewissen reiche, dem werde es auch so gehen, wie diesen. Der Glaube müsse das Gewissen wecken, strafen, stillen, züchtigen, reinigen, stärken und wir sollen uns ja hüten, auch nur einer kleinen Lust nachzugeben, nur eine kleine Sünde zu hegen, dann stehen wir nicht mehr im Glauben, und der rechten Tapferkeit sei der sichere Grund weggerissen. Weiter sage der Apostel: „Seid männlich und seid stark.“ Das sei der rechte Erweis der geforderten Tapferkeit. Ueber nichts mehr klage man heute, als daß es keine Männer mehr gebe. Männer seien aber überhaupt eine sehr seltene Erscheinung. Die Geschichte wisse nur wenige

Namen. Diese Männer seien die Säulen gewesen, an denen die Zeit sich aufgerichtet, welche die Geschichte fortgeführt haben. Die rechten Männer aber wären die gewesen, die im Glauben gestanden, die Männer Gottes, die Propheten und Apostel. Die wären unsere Vorbilder. Gleich würden wir denen wol nicht werden. Aber Kinder solten wir auch nicht sein, die sich wägen und wiegen lassen von allerlei Wind der Lehre und Täuscherei der Menschen, sondern Männer im Glauben. Der Herr sage zu Josua, er solle getrost sein und sehr freudig und unverzagt, daß er thue allerdinge nach dem Gesetz, das er Mose geboten. Das sei die Sache. Fest bleiben bei dem Worte Gottes, nicht weichen, weder zur Rechten, noch zur Linken, nicht parlamentiren und concessioniren, mit der Rüstung Gottes angethan, getrost, freudig und unverzagt den Platz behaupten gegen die Menge der Feinde, und wenn es den Tod koste. Und auch stark sein und immer stärker werden. Der Apostel sage: „Seid fest und unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werke des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn“. Die Arbeit, der Kampf scheine heut zu Tage oft genug ganz vergeblich. Da falle der Mut, man werfe die Waffen weg. Aber wie schmählich ist's, wenn ein Soldat dem Feind den Rücken kehret! Je schlimmer es wird, desto mehr sollen wir zunehmen in dem Werke des Herrn. Erst der Tod, dann das Auferstehen und Sitzen zur Rechten Gottes. Die Leichname der zween Zeugen liegen erst auf der Gasse der großen Stadt, die da heißt geistlich die Sodoma und Egypten, aber nach dreien Tagen fährt der Geist des Lebens von Gott in sie und traten auf ihre Füße (Offenb. 11). Darum seid männlich und seid stark! Dazu sind wir hier, daß wir mit Gebet, mit Wort und Zeugnis einander stärken wollen, daß wir als Männer den uns verordneten Kampf ausrichten, das Feld behalten und den Sieg gewinnen. Herr, hilf, laß wol gelingen! Und es erscholl aus aller Munde wie ein Gelübde des Sieges darauf: „So laßt uns denn dem lieben Herrn mit Leib und Seel' nachgehen, und wohlgemut, getrost und gern bei ihm im Leiden stehen, denn wer nicht kämpft trägt auch die Kron des ewgen Lebens nicht davon“. Und Gott gebe, daß keiner von uns je weiche!

Nun wurde frisch und fröhlich zur Tagesordnung übergegangen. Zuerst stand darauf die Sontagsheiligung. Schon an dem Schluß der vorigen Versamlung war man auf diesen Gegenstand gekommen, und man hatte dabei erkant, daß bei dem ungeheuren Verfall dieses mächtigsten Dammes gegen die hereinbrechenden Fluten der Gottlosigkeit, des Unglaubens und aller Sünde und Laster unsere Zeit kaum eine wichtigere Aufgabe habe, als die Arbeit an der Wiederherstellung dieses Bollwerkes. Es war auch bereits ein Vorstand gewählt, welcher vorläufig diese wichtige Angelegenheit in die Hände nehmen solte, und in Folge dessen hatte der Herr Landrath v. Kröcher auf Vinzelberg, dieser unermüdliche und so hoch verdiente Vorkämpfer in diesem Streite, schon einen öffentlichen, in vielen Zeitungen abgedrukten Aufruf zur Sontagsheiligung, der auch schon einige Früchte getragen, erlassen. Herr v. Kröcher, ein Mitglied jenes Vorstandes, hatte denn auch heute den einleitenden Vortrag übernommen. Er verhehlte nicht, daß ihm der Mut etwas gesunken sei, einen neuen Angriff auf diesen vor uns sich aufthürmenden Berg der Verachtung des dritten Gebots, welches so gut wie die andern Gebote des Dekalogs ein wahres, noch jezt giltiges Gebot Gottes sei, zu unternehmen; weil der Herr aber verheißen, daß der Glaube Berge versetzen solle, so meine er doch, daß man nicht zurückweichen solle. Die Geschichte unserer Tage biete so manches Exempel einer mächtigen und wunderbaren Hilfe Gottes in

verzweifelten Lagen dar, daß man auch hier nicht verzagen dürfe. Auch eine Aeußerung einer hochstehenden Autorität in diesen Sachen, des Herrn Dr. Wichern, daß die Bestrebungen der innern Mission kaum auf einem andern Gebiete so erfolgreich gewesen wären, als auf diesem Gebiete, habe ihn mit neuer Zuversicht erfüllt. Auf den Herrn müssen wir freilich allein unsere Hofnung setzen, und die Maßregeln, welche wir etwa zur Förderung der Sontagsheiligung ergreifen möchten, würden ohne ihn Stückwerk bleiben. Das erste und nächste, was zu thun sei, sei die Beseitigung alles dessen, was bei uns selbst, bei unsern Angehörigen, in unserm Hause und in unserer Umgebung die Heiligung des Feiertages hindere. Dann seien Aufrufe zu erlassen an die verschiedenen Stände, Geistliche, Lehrer, Gutsbesitzer, Fabrikanten, Kaufleute, Gewerbetreibende u. s. w., und endlich müsse der Staat auch das Seinige thun, seine Bürger vornämlich zu schützen gegen alles, was ihnen das Recht, einen Sontag zu haben, verkümmere.

Wenn nun darauf hingewiesen wurde, daß es nicht wenige Christen gebe, welche die Heiligung des Sontags noch als ein ausdrückliches Gebot Gottes anzweifelten, und es vor allen Dingen darauf ankomme, einen guten und festen Grund zu der Uebung dieser heiligen Pflicht zu legen, so schien eine so große Uebereinstimmung in diesem Puncte bei der ganzen Versamlung zu herschen, daß man es nicht für nöthig erachtete, eine Mehreres darüber zu sagen, sondern es vorzog, gleich darüber zu berathen, was zu thun sei, um der allgemeinen und schrecklichen Verachtung des dritten Gebots zu steuern. Zuerst und vornämlich wurde hier nun der Vorschlag zur Bildung eines allgemeinen Sontagsvereins für unsere Provinz gemacht, weil durch einen solchen die allgemeine Aufmerksamkeit am sichersten auf die heilige Sache gerichtet, die Kräfte conzentrirt, und die Mittel am erfolgreichsten berathen und in Bewegung gesezt werden könten, welche die Heiligung des Sontags fördern. Von einer Seite wurde dabei gewünscht, daß dieser Sontagsverein sich gleich heute dergestalt bilde, daß man sich durch ein gemeinschaftliches Gelübde binde, gleichwie die Johanniterritter eben darin eine rechte Kraft zum erfolgreichen gemeinsamen Wirken fänden, daß sie sich selbst durch ein Gelübde gebunden hätten. Es müsse eine solche Elite da sein, welche in vollkommener Einmütigkeit und Entschlossenheit das Werk triebe. Dagegen wurde nun erinnert, daß, wo ein göttliches Gebot sei, das Gelübde keine Stelle finde, man werde doch kein Gelübde fordern, nicht zu tödten oder zu stehlen. Andererseits wurde auch gefragt, wie das Gelübde solle gefaßt werden, und hier thaten sich neue Schwierigkeiten auf, so daß man dabei blieb, es sollen alle diejenigen zu einem Vereine zusammen treten, welchen es rechte Herzenssache sei, daß der überhandnehmenden Sabbathsschändung mit besonderem Ernst und allen möglichen Mitteln gesteuert werde. Alle andern näheren Bestimmungen solten dann der weitern Berathung in den künftigen Versamlungen des Vereins vorbehalten bleiben. Es wurde auch noch der Vorschlag gemacht, daß diese Versamlungen sich unmittelbar an die Frühjahrs- und Herbstversamlungen unsers kirchlichen Centralvereins anschließen möchten, aber man meinte doch, er werde besser seinen Zweck erreichen, wenn er sich mit diesem nicht zu sehr identifizire, da er doch ein allgemeineres Ziel verfolge, und so wurde denn beschlossen, daß dieser Sontagsverein seine erste Versamlung am 7. Juli früh 10 Uhr in Gnadau halten solle, zu welcher noch besondere Einl dungen in öffentlichen Blättern erlassen werden sollen. Vorläufig e klärten durch Unterschrift sich gleich 70 Personen verschiedenen Sta des zum Beitritt bereit.

Es ist schon früherer einmal aus unserer Mitte ein solcher Sontags verein hervorgegangen, der auch sein Gutes gestiftet hat. Es ist seh erfreulich, daß derselbe heute sein Ostern gefeiert, und der Herr geb daß er mit neuer Kraft in einer Zeit, welche noch vielmehr, als di frühere, außerordentlicher Einwirkungen bedarf, einhertrete, und all welche dies fühlen, nahe und fern werden hiermit eingeladen, an diesem Werk des Herrn mitzuarbeiten, sie sollen uns alle willkommen sein. Schließ lich wurde den Geistlichen noch besonders ans Herz gelegt, ihrerseit einen rechten Ernst zu machen mit der Heiligung des Sontags woran es auch gar sehr fehle, z. B. den Sontag nicht zu einem Be suchs- und Vergnügungstage zu machen, nicht Pächte einzunehmen u. dgl. m. Auch sollen sie in den Diöcesanconferenzen und in den Gemeindekirchenräthen die Sache ernstlich zur Sprache bringen und versuchen, in ihren Gemeinden Sontagsvereine zu bilden, wie hi und da schon mit gutem Erfolge geschehen.

Nach einer Pause hielt Hr. Pastor Richter aus Ballerstedt bei Osterburg einen Vortrag: „Wie der Schatz, welcher unserer Kirche in den Profeten des A. T. anvertraut ist, für die Predigt unserer Zeit zu heben ist.“ Zunächst bemerkt Ref., daß es keine Zeitfrage ist, ob die Profeten des A. T. überhaupt für die Predigt zu benutzen seien; es sei eine Forderung aller und jeder Zeit, die ganze Schrift ohne Ausnahme der Gemeinde zu öfnen, auf welche sie ein Recht habe, und wir dürfen nicht hoffen, den Leuten die Bibel wieder lieb zu machen, so lange wir noch ganze Bestandteile derselben, und so herliche, wie die Profeten, ihrem Verständnis vorenthalten. Dann weist er aber die Nothwendigkeit nach, daß die Predigt in lebendige Wechselwirkung trete mit den besondern Richtungen jeder Zeit, weil sie sonst nie die göttliche Wahrheit, gerade wo es am nothwendigsten, bei ihr zur Geltung bringen werde. Indem er hierauf die Signatur der gegenwärtigen Zeit anzugeben sich bemüht, findet er diese eines Teils in dem leidenschaftlichen Interesse an allen politischen und sozialen Fragen, womit alle Schichten des Volkes erfüllt sind, und dem sich auch die Gläubigen nicht entziehen können, welches hinweist auf einen Trieb, die christlichen Grundsätze auf alle Sphären des menschlichen Lebens viel mehr anzuwenden, als es sonst geschah. Andern Teils sieht er in unserer Zeit einen gewissen realistischen Zug, der überall greifbare Realitäten sucht, der will, daß jedes Wort eine Thatsache und jede Rede ein Handeln sei. Hier habe die Predigt die Aufgabe, zu zeigen, daß das Wort Gottes die lebendigste Realität, und daß das Evangelium keinem menschlichen Bedürfnisse und Verhältnisse fremd sei, daß es alle Gebiete des Lebens in gleicher Weise umfassen und durchdringen wolle. Wenn die Gegenwart vornämlich diese Anforderungen an die Predigt macht, wie sehr ist das Studium der Profeten geeignet, ihr dazu zu verhelfen, daß sie sowol nach Form, als nach Inhalt denselben genüge!

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 6. Mai. № 36.

Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten. Von Stahl. Zweite Ausgabe. Neue erweiterte Ausarbeitung. Erlangen. Verlag von Theodor Bläsing. 8. S. X und 484.

Dieses theure Vermächtnis unsres so früh vollendeten, seligen Freundes gleicht einem klaren köstlichen Krystalle, in dem das Licht der Wahrheit hell und glänzend aufleuchtet. Es gewährt große Erquickung, in diesem Licht sich zu erfreuen und sich selbst davon erhellen und erwärmen zu lassen. Den Lesern der Ev. K. Z. glauben wir daher, im Anschluß an das im diesjährigen Vorwort S. 64 — 69 Gesagte, um so mehr einen eingehenden Bericht über dieses Werk, das in der That als ein neues betrachtet werden darf — denn so reich sind die Zuthaten und Umarbeitungen, die ihr zu Teil geworden — schuldig zu sein, als die im Jahre 1840 erschienene erste Ausgabe längst vergriffen und das Buch kaum noch als ein der Gegenwart zugehörendes in seinem älteren Gewande zu betrachten war. So gewaltig schnell haben sich die wissenschaftlichen und praktischen, auf die Verfassung der Kirche bezüglichen Arbeiten und Ereignisse seit dem Jahre 1840 auf einander gehäuft, und so sehr hat sich Angriff und Vertheidigung auf diesem Kampfesfelde seitdem geändert.

Wir wollen zunächst einen Ueberblick über den unendlich reichen Inhalt dieser neuen Ausgabe zu gewinnen und sodann uns dessen Wert und Bedeutung für unser eignes kirchliches Leben und dessen Gestaltung zu vergegenwärtigen suchen.

I.

Zunächst sei des kurzen, 14 Tage vor dem Tode Stahls abgeschlossenen Vorwortes gedacht, in welchem dieser rastlose Streiter für Gottes Reich, wie er selbst bezeugt, daß er „mit andern großen Arbeiten beschäftigt" sei, so auch selbst bestimt über die Aufgabe der ersten und der zweiten Ausgabe dieses Werkes sich erklärt. Jene sezt er in die Zeichnung der allgemeinen Umrisse seiner Ansicht den herschenden Irrtümern gegenüber, die der jetzigen aber in die Ausarbeitung einer vollständigen Verfassungslehre. Je mehr der Verlust jener „andern großen Arbeiten" zu bedauern ist, desto lebhafter muß unsre Freude und unser Dank dafür sein, daß es dem Meister vergönt war, diese in der That große und herliche Arbeit noch kurz vor seinem Scheiden zu vollenden.

Das Werk zerfält in zwei Theile, deren erster die Verfassungslehre, der zweite das Verfassungsrecht der lutherischen Kirche — das leztere nur für Deutschland — darstelt. Eine Einleitung behandelt die Theorien über die protestantische Kirchenverfassung nach den bekanten drei Systemen (Episkopal-, Territorial- und Collegialsystem), und fünf Anhänge bringen zum Schluß die Auseinandersetzung mit den neueren Darlegungen entgegenstehender Ansichten (Höfling, Richter, Puchta, Zeitschrift für Protestantismus und Kirche und die nordamericanischen Lutheraner).

Bei der Einleitung (S. 1—35), welche mit geringen Modificationen (teils Abkürzungen, teils Zusätzen) die meisterhafte und Epoche-machende Kritik jener drei gangbaren Systeme wiederholt, die bereits die erste Ausgabe in der Einleitung und dem ersten Abschnitt (S. 1—46) enthielt, werden wir nicht länger verweilen. Nur daran sei erinnert, daß, wie Stahl auch selbst in dem Vorwort hervorhebt, der früheren Auffassung, wonach die drei Systeme nur als verschiedene Erklärungen über den Rechtsgrund der landesherlichen Kirchengewalt gelten, Stahls Arbeit ein Ende gemacht hat. Seine Darlegung dieser Systeme als das innerste Wesen der Kirche und Kirchengewalt betreffender Auffassungen ist seitdem die allgemein anerkante. Eben deshalb bedarf es eines näheren Eingehens hierauf nicht. Nur Eines wichtigen Zusatzes sei Erwähnung gethan, in welchem einer zwiefachen Einseitigkeit und Uebertreibung des Episkopalsystems durch Carpzow die Erbitterung Schuld gegeben wird, die sich dagegen erhob. Diese Uebertreibung sieht Stahl einmal in der grundsätzlich verkündeten Einschränkung der Gemeinden auf ein Recht der Zustimmung ohne Recht der Ablehnung, und sodann in der Auffassung von Erhaltung der reinen Lehre nach Art der Handhabung eines äußeren Gesetzes, „so daß bei jeder theologischen Streitfrage gleichwie bei einem bürgerlichen Rechtsstreit sofort Entscheidung bereit sein muß und der unterliegende Teil der Excommunication verfält." Es hätte hiebei daran erinnert werden können, daß selbst bei bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten die Entscheidung nicht selten vieler Jahre bedarf, um ge-

hörig zu reifen, ja daß die Urtelsfindung in großen und verwickelten, in die Wurzeln historisch sich entfaltender Rechtszustände hinunter steigender Rechtsfragen kaum in Jahrhunderten zu einem endgültigen Abschluß zu gelangen pflegt.

Während die erste Ausgabe „die allgemeinen Verfassungsprinzipien" in den vier Capiteln des zweiten Abschnitts (S. 47 bis 100) behandelte, hat die zweite Ausgabe diese Verfassungslehre in 15 Capitel geteilt (S. 36—255), die wir nun näher zu betrachten haben. Sie handeln 1. vom Begriff der Kirche, 2. von der unsichtbaren und sichtbaren Kirche, 3. von der Kirche und Gemeinde, 4. von der heil. Schrift und dem Bekentnis, 5. vom allgemeinen Priestertum, 6. vom Amt des göttlichen Wortes, 7. von der Berufung zum Amt des Wortes, 8. vom Kirchenregiment, 9. vom Anteil des Amts resp. der Gemeinde daran, 10. von der Kirchenpflege der Obrigkeit und ihrem Uebergang in Kirchenregiment, 11. vom bischöflichen Kirchenregiment, 12. vom Wert des landesherlichen Kirchenregiments, 13. vom Wert des bischöflichen Kirchenregiments, 14. vom Particular- und Universalkirchenregiment und 15. von der göttlichen Ordnung und menschlichen Freiheit für die Verfassung der Kirche.

Diese Uebersicht läßt bereits den großen Reichtum des Stofs, der hier behandelt ist, erkennen. Wir heben nur dasjenige hervor, was uns zur ausführlichen Mitteilung, besonders um seines großen praktischen Wertes für die Gegenwart willen, vorzugsweise geeignet erscheint.

Hiehin gehört 1. vor Allem die Ausführung über Auslegung und Verteidigung des Art. 7 der Augustana im Gegensatz zur Römischen Lehre, und unter scharfer Betonung der Mängel und Lücken, die dieser Artikel erkennen läßt, sobald man ihn als eine vollständige Definition des Begriffs der Kirche auffaßt, während die Absicht nur dahin ging, zwei Grundgedanken der Reformation den römischen Irrtümern gegenüber zu bekennen. Diese Irrtümer faßten die Kirche als einen geistlichen Staat, als einen Organismus von Amt und Gewalt und den Auftrag der Kirche als eine staatsähnliche Beherschung durch Gleichförmigkeit der Ceremonien. Dem entgegen galt es, die Gemeinschaft der Heiligen nicht blos als Wirkung, sondern als das Wesen der Kirche selbst und die reine Predigt des Evangeliums nebst der Verwaltung der Sacramente als den wahren Auftrag der Kirche zu bekennen. Aber als Definition der Kirche genügt dies nicht, denn es ist weder in sich selbst schließend noch erschöpfend. Nicht schließend, denn beide Bestimmungen „Gemeinde der Heiligen" und „rechte Lehre" sind als einheitlicher Begriff, als untrennbar hingestelt, während doch eine lebendig gläubige Gemeinde mit starken Irrtümern und umgekehrt eine Gemeinde mit rechter Lehre bestehen kann ohne lebendigen Glauben. Die rechte Lehre ist nicht das Kennzeichen der Gemeinde der Heiligen, nicht das äußere Kennzeichen der Kirche, sondern nur das Kennzeichen der äußeren Kirche. Nicht erschöpfend ist die Definition, weil die organische Seite der Kirche — Amt und Regierung — darin ignorirt ist. Es ist nicht die Meinung der Reformatoren, daß der innere Glaube an sich und unmittelbar die reine Verkündigung des Wortes in der Gemeinde wirke, daß Amt und Leitung hiefür nicht erforderlich, von Gott nicht gestiftet, nicht ein wesentliches Merkmal im Begriff der Kirche sei.

„In Folge des Unschließenden unter den beiden Gliedern der Definition" — so heißt es dann S. 44 mit Bezug auf die Erscheinungen der Gegenwart sehr treffend und lehrreich — „behaupten auf der einen Seite die äußersten Lutheraner, die confessionelle lutherische Kirche (bez. die separirte lutherische Gemeinschaft) sei die Kirche schlechthin, die katholische, die Gemeinde der Heiligen, alle andern Gemeinschaften seien außer der Kirche; denn, weil in allen andern nicht das Evangelium recht gelehrt wird, so können in ihnen auch nicht Gemeinden der Heiligen sein. Es behaupten auf der andern Seite die Anhänger der evangelischen Allianz und der Zukunftskirche, alle evangelischen Denominationen seien einander gleich, und auf die konfessionellen Unterschiede komme nichts an; denn weil in allen Kinder Gottes, also Gemeinden der Heiligen seien, so müsse das, was sie lehren, rechte Lehre d. h. ohne fundamentale Irrlehren sein, und könne die rechte Lehre (die Fundamentalartikel) nur in dem bestehen, was von allen diesen Denominationen gleichmäßig gelehrt wird. Das eine wie das andere ist richtig geschlossen, wenn die rechte Lehre wirklich die nota externa für die Gemeinde der Heiligen ist.

In Folge der Unvollständigkeit der Definition, daß das Moment des Amtes und Regiments nicht in sich aufgenommen ist, behauptet der Unionismus, daß es genug sei, wenn nur die reine (lutherische) Lehre gestattet werde, auch ohne alle Bürgschaft für ihre Erhaltung in Amt und Regiment; daß eine Confession ohne Kirche bestehen kann; — behauptet der von der lutherischen Separation wieder separirte Pastor Diedrich, daß nur das Amt des Wortes und nicht auch das Regiment zum Wesen und zur göttlichen Stiftung der Kirche gehöre, und deshalb das Oberkirchenkollegium zu Breslau kein Recht zu befehlen über ihn habe; behauptet die neuere Amtslehre, daß unter dem gottgestifteten Amt (ministerium) nur die Predigt, nicht aber die Prediger zu verstehen seien (Heppe), und dürften darnach wieder die Gemeindeglieder des Pastor Diedrich behaupten, daß er kein Vorrecht auf Predigt und Kanzel vor ihnen habe.

Ueberdies ist diese ganze Definition der Kirche nur aufgestellt gegenüber einer vorgefundenen Kirche, welche aus dem äußerlichen formellen Grunde der rechten Nachfolge in der Apostelgewalt die Legitimität ansprach, um die Legitimität der neuen, auf rechte Lehre gegründeten und damals wirklich auch mit innerer Glaubenserweckung erfüllten Kirche zu behaupten. Jetzt aber wird nach dem Begriffe der Kirche noch aus ganz anderen Gründen gefragt; einestheils um den Haushalt Gottes in der Geschichte der Christenheit zu begreifen, anderntheils um bei der unendlichen Spaltung auch innerhalb der Kirche der Reformation, die man eben nicht voraussah, die richtige Würdigung für die eigene Kirche und die andern Kirchengemeinschaften zu finden. Für diese Zwecke kann darum jene Definition nicht ausreichen."

Stahl führt dann aus, daß eine erschöpfende Definition

von der Kirche ebensowenig möglich sei wie vom Staate. Artikel 7 der Augustana sei daher aus der Form der Definition umzusetzen in eine freie Darlegung des Wesens der Kirche und ein bestimmtes Zeugnis gegen den hierarchischen Irrtum, der ursprünglichen Absicht entsprechend. „Dadurch werden sich die Consequenzen beseitigen, zu denen er führt, ohne es zu wollen, und wird Raum für Bestimmungen, die er nicht berührt und dadurch ausschließt, ohne es zu wollen."

Die Kirche ist nicht blos gesammelte Gemeinde (Gemeinde der Heiligen), sondern auch sammelnde (Heils-Anstalt). Beides ist sie untrennbar, da die Gemeinde der Heiligen selbst zur Heils-Anstalt geordnet ist und die Wirksamkeit dieser Heil-Anstalt das Band der Gläubigen erhält. In dem Auftrage, das Evangelium zu verkündigen und die Sacramente zu spenden, liegt der Auftrag der Seelsorge, der Sündenvergebung, der Zucht. Die zur Ausrichtung dieses Auftrages erforderliche gliedliche Ordnung von Amt und Regierung ist ein Teil der göttlichen Stiftung der Kirche als des Leibes Christi, als des Reiches Gottes. Es gehört daher mit zu ihrem Wesen und Begriff. Aber die Gemeinde der Heiligen ist der Kern, die Seele des Begriffs der Kirche, ist das, wofür alles Andere da ist und nach welchem es zuletzt bemessen wird, ist das, was an der Kirche in die Ewigkeit eingeht. Und das Kennzeichen der wahren Kirche nach ihrer äußeren sichtbaren Seite bleibt die reine Lehre und Sacrament-Verwaltung. „Denn das ist die erste Bewährung des Gehorsams und der Treue, daß die Kirche Gottes Wort unverfälscht bewahrt; und die Kirche, welche die reine Lehre besitzt, kann alles, was ihr sonst abgeht, ohne Widerspruch mit sich selbst erringen, und ist jedenfalls frei von positiven Hindernissen und Gefährdungen des Heils."

Als die Wurzel der irrigen staatsähnlichen Auffassung der Kirche wird sodann die Nichtbeachtung der unmittelbar persönlichen Herschaft Christi bezeichnet, „welche das Spezifische der Kirche ist", das Centrum ihres wahren Begriffs. Amt und Regiment sind ein wesentliches und gottgestiftetes Glied der Kirche, aber sie haben nur eine werkzeugliche Stellung unter der Herschaft des Herrn, nicht eine selbständige anstatt dieser Herschaft.

Aus diesem Wesen der Kirche leitet Stahl die Entscheidung folgender Hauptfragen ab:

„Fragen wir, welches die seligmachende Kirche ist, so ist es die Gemeinde der Heiligen. Wir werden dereinst danach gerichtet, ob wir dieser angehören, nicht ob wir der Kirche der legitimen Gewalt oder der Kirche der rechten Lehre angehören.

Fragen wir, welches bei Spaltungen die wahre Kirche ist, daher die Kirche, welcher wir uns anzuschließen haben, so ist es die Kirche der reinen Lehre und der rechten Verwaltung der Sakramente.

Fragen wir, welches die katholische Kirche ist, d. h. die ausschließliche, die Kirche schlechthin, der gegenüber alles andre als Sekte und Abfall erscheint, so kann das nur die sein, welche dem vollständigen Wesen der Kirche, dem Inbegriff aller ihrer Kennzeichen entspricht, und es ist zu bezweifeln, ob sich dies eine der drei jetzigen Hauptkirchen der Christenheit den andern gegenüber zusprechen kann. In diesem Sinne habe ich ausgeführt, daß die lutherische Kirche die wahre legitime Kirche ist, der wir anzugehören das Gebot haben, weil sie die reine Lehre bewahrt, daß sie aber doch nicht die katholische ist, weil sie in andern Stücken dem vollkommenen Wesen der Kirche nicht entspricht, ja hinter andern Kirchengemeinschaften zurücksteht; in der Kirchenverfassung und damit in der Verbürgung der reinen Lehre selbst, in der Kirchenzucht, in der Eheordnung. Die Reformatoren nahmen allerdings wahre Kirche und katholische Kirche für eins und dasselbe. Sie erfüllte aber nur der Eine Gegensatz des Romanismus, und sie waren in der Erwartung, daß die evangelische Kirche, mit bloßer Abtrennung nichtswürdiger Sekten, Eine sein werde, und daß nach der Wiederherstellung der Grunderkenntniß des Evangeliums alle Vollkommenheit ihr zufallen müßte. Die Geschichte hat das aber widerlegt. Die Kirche der Reformation ist unendlich gespalten, wird nach allem natürlichen Gang gespalten bleiben, und es ist kaum möglich, daß eine der evangelischen Kirchengemeinschaften, selbst auch die lutherische, die anderen als bloße abgefallene Sekten, die nicht zur Kirche Christi gehören, sich gegenüber ansehe. Es sind aber auch an der ganzen Kirche der Reformation, mehr oder minder je bei den verschiedenen Gemeinschaften, Mängel hervorgetreten, die zwar nicht aus dem Wesen der Reformation, aber aus der Art ihrer Durchführung entspringen, und dürfte selbst dem Romanismus gegenüber ihr Anspruch, die katholische Kirche oder Kirche schlechthin zu sein, schwer begründet werden können.

Fragen wir, was Kirche überhaupt ist, also nicht die wahre, nicht die katholische Kirche, sondern nur irgendwie Kirche, der letzte Rest einer solchen, so ist es die Gemeinschaft, die noch ein Band zu Christus hat. Dieses Band ist der Glaube an die Thatsachen seiner Offenbarung und Erlösung, wie sie im apostolischen Bekenntniß dargelegt ist, und die Taufe, durch die Er in Seinen Bund aufnimmt. Wo das apostolische Bekenntniß und die Taufe bewahrt sind, da ist auch Mittel und Weg, in seinen Leib eingefügt zu werden, ohne dies nicht."

2. Nicht minder bedeutend sind die Ausführungen über die unsichtbare und sichtbare Kirche. Stahl wendet sich hier besonders gegen „die jezt so grell hervorgestellte Lehre", daß die sichtbare Kirche, also auch die rechte Lehre, Erzeugnis der gläubigen Menschen sei. Es wird nachgewiesen, wie vor Allen Melanchthon die sichtbare Kirche als das Erste und die unsichtbare als ihre Wirkung bezeichnet, wie aber allerdings der schon gedachte Mangel in der Definition der Reformatoren von der Kirche Anlaß zu jenem Irrtum gegeben habe, indem unbezeugt geblieben, einmal, daß die sichtbare Kirche nicht blos in der reinen Lehre, sondern auch in Amt und Gliederung bestehe, sodann, daß die reine Lehre ihren Ursprung in Christo selbst, in Seinem Wort und dem von ihm gegründeten Amt, und nicht in dem Glauben der Menschen habe. Das Verhältnis zwischen unsichtbarer und sichtbarer Kirche ist nicht blos das Band zwischen ihnen selbst, sondern ihr gemeinsamer Ursprung in Christo

und ihre fortwährende gemeinsame Erhaltung und Regierung durch ihn. Nach beiden Seiten ist die Kirche gestiftet durch Christum, die unsichtbare durch Ausgießung des heiligen Geistes, die sichtbare durch Samlung der ersten Gemeinde, durch Stiftung des Apostelamts, durch Erteilung des Auftrags zu Predigt, Sacrament, Bann und Weiden der Schafe, durch das geschriebene Wort. Die Ausgießung des Geistes am Pfingstfest hat bereits die Elemente der Heilsanstalt — Lehre, Sacrament und Amt — als gegebene Voraussetzung und Grundlage. Die Apostel errichteten nicht die Kirche, sondern sie wurden von dem Herrn der Kirche in seine Gemeinschaft, also in die Kirche aufgenommen. Nach beiden Seiten ist die Kirche von ununterbrochener geschichtlich einheitlicher Existenz. Die Kirche erhält sich aus ihrer einmaligen unvertilgbaren Gründung. Nach beiden Seiten sind der Kirche die Vollmachten gegeben, nach beiden Seiten ist sie Gegenstand unsres Glaubens und unsres Bekentnisses. Beide Seiten sind von Anfang an in Wechselwirkung und Wechselbedingung, ja sie sind untrennbar Eins. Als die innere gesammelte Gemeinde Gottes sammelt sie zugleich in äußerlich geordneter Einrichtung für sein Reich, und als die sammelnde äußere Anstalt ist sie schon die gesammelte von Gott erfüllte Gemeinde. Christi Herschaft in den Seelen ist die unsichtbare Kirche, Christi Herschaft in den Einrichtungen durch dieselben (Wort, Sacrament, Amt, Regiment, Zucht) ist die sichtbare. Dort sind die Menschen seine Wohnung, hier seine Werkzeuge, durch beides sein Leib.

„Darum ist die Kirche die Gemeinde der Heiligen, und gehören dennoch auch die Unheiligen, die Heuchler zu ihr, nicht blos improprie, sondern eigentlich und wirklich; denn auch sie stehen unter Herrschaft und Einfluß seiner Einrichtung, wie immer sie sich dagegen verstocken, und sind seine Werkzeuge als Glieder seiner Einrichtung. Darum kann die rechtgläubige Kirche geistlich todt, und die irrlehrende Kirche geistlich erweckt sein, indem die Menschen seiner Herrschaft in den Seelen den Eingang öffnen, und doch seinem Gebot für die Institution den Gehorsam versagen, und umgekehrt. Es ist eine ungenügende Auffassung, welche die Menschen zum Ausgangs- und Mittelpunkt nimmt, daß die Kirche Gemeinschaft der Menschen sei, also Gemeinschaft der Heiligen und Gemeinschaft der reinen Lehre. Danach erscheint beides als zusammenhanglos, jedes ein Ding für sich. Ist die Kirche Gemeinde der Gläubigen, so kann der Heuchler gar nicht zur Kirche gehören, und gehört er dazu, so kann die Kirche nicht Gemeinde der Gläubigen sein. Aber vom Standpunkt Gottes, der da das Centrum ist, erscheint das alles im einfachen Prospectus."

3. Ebenso sind die Ausführungen über „Kirche und Gemeinde" für die Gegenwart von der größten Bedeutung. Stahl erlärt daher auch gleich im Eingang die richtige Unterscheidung zwischen Kirche und Gemeinde, für welche zur Zeit der Reformation noch kein Bedürfnis war, jezt für das dringendste Bedürfnis. Kirche ist nicht die Gesamtheit der Einzelgemeinden, sondern die Gottesstiftung über den Menschen während Gemeinde die im Glauben verbundenen Menschen bezeichnet. Die Kirche hat eine Macht über der Gemeinde welche leztere nicht Herr ist über Bekentnis, Amt, Verfassung. Es bindet die Gottesstiftung die Gemeinde der Menschen. Zur Zeit der Reformation galt es der Vorstellung entgegenzutreten als sei die Gemeinschaft der Menschen Gründer dessen, was göttliche Heilsanstalt ist. Aber wenn auch Kirche und Gemeinde bestimt zu unterscheiden sind, so sind sie doch nicht von einander zu trennen. Die Gemeinde existirt nur als von Gott zur Heilsanstalt geordnet, d. h. als Kirche, und die Kirche existirt nur in der den göttlichen Befehl vollziehenden, die göttliche Verheißung ergreifenden Schar der Gläubigen. Wenn die heil. Schrift den Ausdruck εκκλησια von kāhāl = Gemeinde bildet, so wird in ihr die Gemeinde doch nicht gedacht ohne Gegenwart und Wirksamkeit des Herrn, ohne seine Gaben und Wunder, ohne seine Aufträge, Gebote und Ordnungen, d. h. sie wird als Kirche gedacht. Man kann daher meistens εκκλησια sowol durch Kirche als durch Gemeinde übersetzen, während „Reich Gottes" und „Leib Christi" die Kirche im Unterschied von der Gemeinde zu bezeichnen pflegen.

Die deutsche Reformation hat den Begriff der Kirche bewahrt, aber die reformirte Kirche neigt dahin, ihn aufgehen zu lassen in den der Gemeinde und es ist jezt der durch Independenten, Baptisten, so wie durch den deutschen Collegialismus verbreiteten Denkart der Begriff der Kirche abhanden gekommen.

„Es ist die Abirrung des Katholicismus, überall blos die Kirche, die Anstalt des Amtes hervorzustellen, sie von der That der Gemeinde und der Glaubenswirkung unabhängig zu machen. Die wahre evangelische Auffassung ist es, gleich der alten Kirche beides in seiner einheitlichen Durchdringung zu erkennen. Dagegen die Kirche zu ignoriren und alles nur der Gemeinde zuzurechnen, den Segen der Ordination blos dem Gebete der Gemeinde, die Absolution der Fürbitte der Gemeinde, die Geistlichen nur als Vertreter der Gemeinde zu achten — das ist nicht evangelisch, sondern ist Ultraprotestantismus."

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 9. Mai. № 37.

Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten. Von Stahl. Zweite Ausgabe. Neue erweiterte Ausarbeitung. Erlangen. Verlag von Theodor Bläsing. 8. S. X und 484.

(Fortsetzung.)

Als gänzliche und äußerste Verwirrung wird dann schließlich das Collegialsystem, die Auffassung der Kirche als Gesellschaft bezeichnet, da die Kirche weder aus dem Willen der Menschen entsteht, noch in ihrem Bestande darauf ruht.

„Die Kirche entstand als ein Glaubensreich und als eine Institution. Sie wurde von Christus selbst und von den Aposteln kraft unmittelbaren Auftrags Christi gegründet. Sie wurde, nachdem sie in Verfall gerathen, durch Männer, die Gott innerlich dazu erweckte, wieder gereinigt. Immer war es eine höhere Sendung, welche die Menge anerkannte, und sich den Berufenen und Erweckten folgsam anschloß nach Nothwendigkeit und in ungleicher Stellung. Immer war es eine ursprüngliche Einheit und ein innerer, der Kirche als Ganzem angehöriger Bildungsprozeß, wodurch sie entstand oder sich erneuerte, nicht eine vertragsmäßige Vereinigung gesonderter und gleichberechtigter Menschen. Eben so besteht die Kirche als Glaubensreich und als Institution. Sie besteht als eine höhere Einheit über den Menschen durch ihre eigne inwohnende Macht und ihr eignes inwohnendes Ansehen. Die Menschen werden Anhänger der Kirche nicht dadurch, daß sie dieselbe errichten, sondern dadurch, daß sie in dieselbe berufen und aufgenommen werden. Es ist auch nicht in ihr Belieben gestellt, sondern ihnen von Gott geboten, der Kirche anzugehören, und wenn sie ihr nicht angehören wollen, wozu sie allerdings Freiheit haben, so besteht doch nichtsdestoweniger die Kirche. So wenig die unsichtbare Kirche um deßwillen ein Werk der Menschen ist, weil die Menschen aus freiem Willen ihr angehören, eben so wenig die sichtbare Kirche. Die Möglichkeit des Widerstrebens, der Verstockung, des Austritts oder Nichteintritts, das ist Sache der individuellen Freiheit des Menschen; aber das Werk Gottes, die Kirche von ihrer sichtbaren nicht minder als ihrer unsichtbaren Seite, besteht unabhängig von dieser Freiheit in sich selbst. Die Menschen sind also weder thatsächlich noch rechtlich eine Macht, welche über der Kirche steht, sondern die Kirche ist die Macht, unter welcher die Menschen stehen. Sonach sind die Vollmachten von Christus der Kirche verliehen, d. i. der Gemeinschaft der Heiligen und der Institution, welche deren Träger ist, nicht aber den einzelnen Christen und der von ihnen beliebig und auf ihren Willen hin gegründeten Gesellschaft. Sonach kommt die Kirchengewalt der Kirche zu nicht als unterschiedloser Masse, sondern als einer gegliederten Anstalt, in welcher für die Ausübung derselben ein Unterschied nach Beruf und Stand und einer bestimmten, über dem Willen der Kirchenglieder erhabenen Ordnung besteht. Sonach gründet sich alles, was da in der Kirche gilt, das Symbol, die gesetzliche Ordnung, das Lehramt, das Regiment, die Exkommunikation nicht auf eine willkührliche Uebereinkunft und Uebertragung der Kirchenglieder, sondern auf das Ansehen der Kirche als des von Gott gestifteten Glaubensreiches und der von Gott gegründeten Institution."

4. Die Ausführung über „die heilige Schrift und das Bekentnis" wendet sich vorzugsweise gegen römische Irrtümer und schließt sich hiebei an die Vorträge über „den Protestantismus als politisches Prinzip" an. Der römischen Lehre von der Tradition, der Unfehlbarkeit der Hierarchie wird die evangelische Lehre von der Vollständigkeit und Klarheit der heil. Schrift gegenüber gestelt. Die Tradition im altkatholischen Sinne als der in der Kirche von Anbeginn bezeugte Glaube und das Verständnis bezüglich der in der h. Schrift enthaltenen Lehren wird in ihrem Werte als Hülfsmittel für den Glauben, als seine äußere Voraussetzung, als Beweggrund für denselben und Bestimmungsgrund für seinen Inhalt anerkant. Es wird der Irrtum widerlegt, als proclamire die evangelische Kirche die Souveränetät des Einzelurteils und der Einzelauslegung der h. Schrift. „Nicht die Freiheit der menschlichen Forschung, sondern die Bewahrung der göttlichen Glaubenswahrheit ist es, wofür die Reformation eifert." Dem Einwande, daß, wenn es keine Autorität der Auslegung gebe, jede Auslegung gleichberechtigt sei, wird entgegnet, daß er alle objective Wahrheit aufhebe. „Man könnte eben so gut sagen: wenn ihr Homer, Sophokles, Shakespeare, Göthe für die höchsten Dichter erklären dürft, warum sollen Andere nicht Kotzebue, Clauren, Victor Hugo dafür erklären dürfen? Es gäbe keine ästhetische Wahrheit wie es keine ästhetische Autorität gibt." Die innere Wahrheit der reinen evangelischen Schriftlehre und ihre Macht über die Seelen, das ist der Quell und Grund unsers Glaubens. Die evangelische Kirche beruht lediglich auf der Zuversicht, daß der h. Geist, nachdem er einmal das tiefere Verständnis der h. Schrift enthüllt hat, dasselbe auch fortwäh-

rend durch sein Walten in den Seelen erhalten wird. Auf die Frage: wie? wenn der Glaube an die wahre evangelische Lehre in der Gemeinde aufhört? ist zu antworten: er hört nicht auf.

„Es ist nicht Mangel an Demuth, daß wir uns der kirchlichen Autorität nicht unterwerfen, sondern Gebundenheit an die evangelische Wahrheit, die es uns nicht gestattet. Wir vertrauen nicht unserer Forschung, sondern folgen dem Lichte, das durch andere Macht als die unsrige uns gegeben ist. Wir würden herzlich gern der kirchlichen Autorität uns unterwerfen und uns der Mühe und des Ringens der eignen Prüfung entschlagen. Aber die Thatsache der starken Widersprüche der päbstlichen Lehren gegen die h. Schrift läßt es uns nicht zu.

Wohl hat es etwas Einleuchtendes, wenn Schriftsteller ausführen, wie zur Erhaltung der geoffenbarten Wahrheit Gott eine unfehlbare kirchliche Autorität einsetzen mußte. Wenn man Gottes Rathschluß nach menschlichen Gedanken bemessen dürfte, so würde ich es eben so ansehen, ja ich würde noch weiter gehen, Gott mußte, um die mit so schwerem Opfer erkaufte Wahrheit den Menschen sicher zu erhalten, diese Autorität nicht blos mit amtlicher Unfehlbarkeit ausstatten, wie der Katholicismus, sondern auch mit persönlicher apostolischer Heiligkeit, wie der Irvingianismus fordert; desgleichen er mußte nicht blos die Bibel der Christenheit geben, sondern auch einen deutlichen und ausführlichen Commentar der Bibel. Allein Gottes Gedanken sind über der Menschen Gedanken. Gott wollte nicht, daß der Mensch die religiöse Wahrheit auf dem Wege der Jurisprudenz finde, daß er untersuche, ob ein Ausspruch von der rechtmäßigen Gewalt ausgegangen, ob das Concilium in richtiger Form berufen, die Einladung an alle Bischöfe ergangen, der Pabst es bestätigt habe, ob der Pabst zu Rom, oder der zu Avignon oder der zu Basel der legitime sei, und danach ohne innere Prüfung den Ausspruch annehme — so daß selbst der Gottlose genau wissen kann, was Wahrheit ist, wenn er nur das Kirchenrecht genau versteht; sondern Gott wollte, daß der Mensch die religiöse Wahrheit auch nur auf religiösem Wege finde, im Ringen des Gebets und der Heiligung und Sammlung, durch die Reinigung des Probehammers in seinem Gewissen, an dem allein die Wahrheit geprüft wird, und daß deßwegen je von der höheren oder geringeren Förderung in der Heiligung auch das höhere oder geringe Urtheil über die Lehre abhängt. Das Geistliche will geistlich gerichtet sein. Die Schriften, welche durch den h. Geist eingegeben sind, sollen ihr richtiges Verständniß nicht durch eine äußerliche mechanische Einrichtung, sondern nur durch das Wirken des h. Geistes in der innerlich sich hingebenden Gemeinde finden."

Im Folgenden wendet Stahl sich zu den Irrtümern unserer Tage, welche Bedeutung und Wert des kirchlichen Bekentnisses und der Verpflichtung auf dasselbe verkennen, und gibt sodann goldene Lehren über die Pflichten des Kirchenregiments zum Schutz des Bekentnisses. Die in der h. Schrift klar enthaltene und aus ihr selbst herauszustellende Lehre hat die Kirche wirklich herausgestellt und bezeugt. Das ist das Bekentnis der Kirche, welches bindendes Ansehen sowol für die öffentliche Lehre, als für Cultus, Disciplin und Verfassung hat. Beweis und Bürgschaft für die Schriftmäßigkeit des Bekentnisses sind dieselben wie für die göttliche Wahrheit der h. Schrift selbst; sie bestehen in dem Gesamteindruck und in der lezten unmittelbaren Gewißheit. Das „ich bin" kann ich nicht aus anderem beweisen; sondern alles andere wird mir nur aus ihm gewiß. Eben so ist es mit unserm geistlichen Dasein, wie es im Evangelium enthüllt ist. Es nimt nicht Maß und Beweis von Anderem, sondern gibt es für Alles Andere.

Aber das Bekentnis darf der h. Schrift nicht gleichgestelt werden. Ueber die h. Schrift, die sich als Gottes Offenbarung gibt, dürfen wir nicht richten, sondern wir müssen ihrer Autorität uns unterwerfen. Das Bekentnis ist Menschenwerk, bei dem weder alles Einzelne schriftmäßig sein muß, noch das Ganze solche menschliche Begriffe entbehren kann, die der göttlichen Wahrheit nicht adäquat sind. „So ist hier Identität mit dem Schriftinhalt, und doch Unterschiedenheit, ist bindendes Ansehen, und doch Freiheit, ist Pflicht der Unterordnung und Pietät, und doch Aufforderung zu eigener Forschung." Abänderung des Bekentnisses im Großen und Ganzen wird für unmöglich, Berichtigung, Näherbestimmung, tieferes Eindringen im Einzelnen, Steigerung des Verständnisses im Ganzen für die fortwährende Aufgabe erklärt. In der evang. Kirche hat das bindende Ansehen des Bekentnisses die wesentliche Bedeutung eines Mittelpunktes ihres ganzen Bestandes. Sie ist die einzige, Gemeinschaft erhaltende Macht, der einzige Wall für das Heiligtum der evang. Wahrheit, die einzige Gewähr für Recht und Gerechtigkeit und kirchliche Ordnung.

Die Verpflichtung auf die Augustana begint deshalb sofort nach Ablegung dieses Bekentnisses und selbst, wenn eine Verpflichtung auf die h. Schrift (Bremen) Statt fand, so war damit gar nichts anderes gemeint, als die Verpflichtung auf den bestimten, von den Evangelischen anerkanten und bekanten Inhalt der h. Schrift, d. h. auf das evang. Bekentnis.

Ging die erste Widersetzung gegen das bindende Ansehen des Bekentnisses von Spener aus, so galt dieselbe doch lediglich der doppelten Ueberschätzung des Bekentnisses Seitens einer äußerlichen Orthodoxie, indem man es als die der h. Schrift adäquate Wahrheit betrachtete und es zur Glaubenspflicht des Einzelnen bei Strafe der Excommunication machte. Spener forderte bei Anerkennung der Nothwendigkeit des bindenden Ansehens der Symbole Freiheit zu einzelnen Abweichungen aus Schriftgründen und gewissenhafter Ueberzeugung nach Schriftgründen.

Der Rationalismus und Pantheismus bekämpfte dagegen das Ansehen der Symbole nicht, wie der Pietismus, aus positivem christlichen Interesse, nicht aus der Gebundenheit an die h. Schrift, sondern aus dem Bestreben nach Losgebundenheit von der h. Schrift. Die Berufung auf die h. Schrift ist hier nur scheinbar, diese Bewegung ist in der That gegen die Schrift selbst gerichtet. Die Aufrichtigeren leugnen auch die Schrift und lassen nur den Geist, d. h. die pantheistische Weltansicht gelten.

„Aufhebung des Bekenntnisses ist Aufhebung der evangelischen Kirche selbst. Es ist der Begriff der Kirche Glaubensgemeinschaft. Und diese Glaubensgemeinschaft kann unmöglich in der bloßen Uebereinstimmung über die Quelle des Glaubens ohne Uebereinstimmung über den Inhalt bestehen. Das ist keine Glaubensgemeinschaft und keine Kirche, daß man gemeinsam dieses Buch als Quelle der religiösen Wahrheit betrachtet, es aber völlig ins Ungewisse stellt, was in diesem Buche steht. Darum, wenn das Ansehen der Bekenntnißschriften aufhört, wenn jeder nach seiner persönlichen Schriftauslegung öffentlich lehren darf — der eine, Christus sei wirklich von den Todten auferstanden, der andere, er sei nur scheintodt gewesen; der eine, wir werden gerecht durch die Sühne des Gehorsams und Todes Christi, der andere, wir werden gerecht durch die Nachahmung seines Beispiels der Liebe —, so ist die evangelische Kirche gerade umgekehrt Nichtgemeinschaft des Glaubens, eine Gesellschaft der Glaubensverschiedenheit, nicht eine Kirche, sondern ein Sprechsaal. Es ist eine Täuschung, als handle es sich bei diesem fundamentalsten Kirchenstreit in unsern Tagen um Geltung der h. Schrift oder des Bekenntnisses, es handelt sich vielmehr um Geltung der Schriftauslegung durch die Kirche oder individuelle Schriftauslegung, um Bewahrung des wirklichen Schriftinhalts oder seine beliebige Umdeutung und Beseitigung.“

„Weit entfernt gegen die evangelischen Principien zu sein, ist das bindende Ansehen des Bekenntnisses vielmehr ein Postulat evangelischer Principien. Es wird dadurch wirklich der Inhalt der h. Schrift als oberste Glaubensnorm aufrecht erhalten über aller individuellen Meinung und Abweichung. Es bewährt sich dadurch, daß das evangelische Princip von der alleinigen Glaubensnorm der h. Schrift etwas anderes ist, als Souveränität der individuellen Auslegung, wie der Katholicismus ihm unterlegt. Es bewährt sich dadurch das evangelische Princip, daß die h. Schrift klar und sich selbst auszulegen fähig ist, und deßhalb ihr Inhalt als der ein für allemal erkannte feststeht. Es kann und darf die Kirche, welche durch Jahrhunderte die Kräfte der Seligkeit und der Heiligung aus dem Glauben, wie er in den Bekenntnißschriften dargelegt ist, geschöpft hat, nun nicht mehr zweifeln, ob sie sich nicht etwa darin geirrt habe, sie darf nicht ihre öffentliche Lehre von einer willkürlichen Forschung und deren möglichen andern völlig entgegengesetzten Resultaten oder den abweichenden Meinungen der einzelnen Prediger abhängig machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Frühjahrsversamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Fortsetzung.)

Wie groß würde schon der Gewinn anzuschlagen sein, daß die Sprache unserer Predigt sich tiefer in die der Profeten eintauchte! Welchen Reiz ewiger Neuheit hat jene Sprache der dringendsten Alternative, der lebhaftesten Anreden, der treffendsten Analogien! Es sei freilich nicht damit gethan, daß man einzelne Aussprüche der Profeten in die Predigt verwebe, die ganze Sprache des Predigers solle sich nähren und bilden an der Erhabenheit und der lebendigen Glut profetischer Sprache. Man studire die Großartigkeit der Aussprüche von der Erhabenheit des Heilsgottes, der den Himmel mißt mit der Spanne, die Erde mit einem Dreiling, vor dem die Völker geachtet sind, wie ein Tropfen, der am Eimer hängt, und gleich einem Scherflein, so an der Wage klebt. Die Nichtigkeit irdischer Größe könne erschütternder nicht, auch nicht maßvoll schöner ausgesprochen werden, als es im Triumphliede über Babels Fall geschehe Jes. 14. Noch vieles andere der Art führt Ref. an, macht aber darauf aufmerksam, daß nicht blos im Ausdruck, sondern auch im Gedanken die Macht der Rede liege und daß es darauf ankomme, die wunderbare Sprache ganz, im Geist und mit Fleisch und Blut zu erfassen, um sie auch so wieder zu geben. Vor aller Abstraction, vor aller Verallgemeinerung und Verflachung habe man sich zu hüten, und das individuelle und concrete in der Sprache der Profeten sich auf das Lebendigste anzueignen. Aus der concreten Fülle der Schrift haben wir unser Zeugnis zu entnehmen und nicht aus dem dogmatischen Compendium. Wichtiger aber noch sei, daß man die Sache, den Inhalt der profetischen Rede ergreife, damit die Predigt auch aus profetischem Tone gehe. Und nachdem nun Ref. geschildert, mit welch einer unerschütterlichen Zuversicht, mit welch einem Mute und einer Kraft die Profeten mitten in einer wüsten Zeit sowol die kommenden Gerichte Gottes, als auch das Kommen seines Reiches verkündiget, so sagt er, welch einen andern Eindruck unsere Predigten machen würden, wenn sie auch von diesem Geiste getragen würden, während sie jezt nur zu häufig bloße Reden von Idealen seien, welche die Welt gar nicht berühren, oder langweilige und inhaltlere Doctrinen, bei denen man einschlafe. An diese Wolke von Zeugen sollen wir uns anschließen, an diese Männer, die dies im höchsten und wahrsten Sinne des Wortes wären, dann würde auch die halbherzige Höflichkeit unserer Predigt einer profetischen Freimütigkeit Platz machen, und die schärfsten Applicationen des Wortes Gottes würden am Ende auch mit geringerm Anstoß hingenommen werden als jezt unsere schonendsten Reden. Ref. geht schließlich noch auf die Frage ein, in welcher Ausdehnung und welcher Art die profetischen Texte ausgelegt werden sollen. Es könne sich hier nicht um einzelne Abschnitte und Sprüche, oder blos um die messianischen Weissagungen handeln, sondern um die eigentlichen historischen Weissagungen, die das große Ganze der profetischen Schriften bilden. Diese seien die geistliche Auslegung der Geschichte Israels, und die leztere sei die Geschichte aller Geschichten, in ihr seien die Grundbedingungen des Bestehens oder Unterganges aller sozialen und politischen Zustände niedergelegt, so daß bis auf diesen Tag unsere Zustände aus den Profeten begriffen, und mit ihrem Maßstabe gemessen werden müssen, wenn sie in ihrer wahren Gestalt erkant werden sollen, wie ein theurer Mann Gottes gesagt habe, die Profeten geben die erhabenen Ueberschriften zu der Geschichte der Menschheit. Wenn es sich so verhalte, so könne nichts zeitgemäßeres gedacht werden, als die Predigt der Profeten. Zwar sei gerade in unserer Zeit laut genug behauptet worden, der Prediger dürfe sich nicht in politische Dinge mischen, es sei nicht seines Amtes, er werde sich dadurch den größten Teil seiner Gemeinde entfremden. Aber so könne nur die Unwissenheit oder die bleiche Furcht reden. Wol werde der Prediger sich hüten müssen, seine Predigt in irgend eine der Fragen zu verwickeln, welche das Wort Gottes weder anregen,

noch lösen will, aber er müsse alles daran setzen, auch das öffentliche Leben in Staat und Gesellschaft in die Bahnen des göttlichen Wortes zu leiten. Mache sich der Pastor, welcher der geistliche Berather seiner Gemeinde sein soll, in der brennendsten ihrer Angelegenheiten mundtodt, wie könne er sich wundern, wenn er überhaupt bei Seite geschoben werde. Ref. geht nun noch mehr in das Einzelne hinein, um zu zeigen, was die hohe göttliche Politik der Profeten sei, bezeugt auch, daß, wer sich nur mit der Geschichte der Könige recht vertraut gemacht habe, sie leicht verstehen werde, und die Anwendung auf unsere Zeit ergebe sich damit ganz von selbst.

Es war ein Wort zu seiner Zeit, was in diesem Vortrage gesagt war. Das konnte man an dem Dank erkennen, welcher dem Ref. von allen Seiten dargebracht wurde für die Anregung, welche er durch denselben zu einer neuen Aufmerksamkeit auf die Profeten gegeben, welche derselben, wie man sich überzeugt fühlte, gerade zu dieser Zeit so wert, und doch im Ganzen einer solchen so wenig gewürdigt würden. Ein verehrter Mann bezeugte, er habe jährlich Hunderte von Predigten von Amts wegen durchzulesen, aber mit Bedauern müsse er aussprechen, daß er in denselben selten einem Bezuge auch auf das A. T. nur begegne. Die reichen Schätze der Lehre und Erbauung, welche vollends aus den Profeten zu heben seien, blieben fast ganz ungenutzt liegen. Es sei so wichtig, daß wir von den Profeten auf den Berg uns führen lassen, von dem aus sie, durch den Geist Gottes erleuchtet, in die Zustände ihres Volkes so tief hineinschaueten, damit auch wir einen richtigen Blick in die geschichtlichen Verhältnisse unserer und aller Zeiten thun lernten. Auch die Sprache der Profeten müssen wir uns aneignen. Dazu aber sei ein sorgfältiges und anhaltendes Studium nöthig, und zwar mit den rechten Hülfsmitteln. Diese aber seien nicht bei der sogenanten neuen Theologie zu finden, die eigentlich damit anfange, daß sie sagt, es gibt keine Profeten. Neben den alten, Luthers, Calvins, Oekolampadius Auslegungen, wurde empfohlen Zinzendorfs Jeremias und die Schmiedersche Auslegung der Profeten in Gerlachs Bibelwort, nachher auch noch: Heym und Hoffmann, die vier großen Profeten, ausgelegt aus den Reformatoren, ed. in Nördlingen, und Schlier, die zwölf kleinen Profeten, zu beziehen durch Löhe. — Eine andere Stimme schilderte in sehr beredter Weise die hohe Bedeutung des A. T. überhaupt und der Profeten insbesondere und führte nur weiter aus, was Ref. darüber bereits gesagt hatte. Es sei sehr bemerkenswert, daß die Verachtung des A. T. mit dem Abfall von Gott im siebenzehnten Jahrhundert begonnen. Locke und Andere haben ihre Angriffe vornämlich auf das A. T. gerichtet, in dem sichern Gefühl, daß hier die Wahrheit und das Leben ihren Sitz haben. Das A. T. sei nicht ein historisches Buch, wie die andern aus dem Altertum, es sei das wahrhaftige Buch der Weltgeschichte, weil es die Grundzüge aller Weltgeschichte enthalte. In jedem Zuge weise es nach, daß ein lebendiger Gott sei, der da recht richte, und sich nicht unbezeugt lasse weder in großen geschichtlichen Verhältnissen, noch in den kleinsten Dingen des Lebens, so daß auch nicht ein Sperling vom Dache fält, noch ein Har von unserm Haupte ohne seinen Willen. Das ganze A. T. sei profetisch vom Anfang bis zum Ende. Das alte Volk Israel sei dazu von Gott erlesen, ein Typus aller welthistorischen Ideen zu sein, ein Mikrokosmos aller Völker. Hier liege ein unermeßlicher Schatz der Wahrheit und Erkentnis, der Mahnung und Warnung verborgen, den wir heben müssen. Eben so treu als freisinnig stellen die Profeten die Wahrheit dar, wie es kein Anderer wagte, in der Züchtigung der Sünde und in der Verheißung der Gnade den Bußfertigen. Hi werden wir nicht aufhören zu lernen. Endlich wendete noch ein ve ehrter Mann den Blick ausschließlich auf die Politik der Profete hauptsächlich um daran zu mahnen, daß wir aus ihnen lernten, d jetzigen drohenden Zeitverhältnisse recht zu beurteilen, um eine fe Stellung inmitten derselben einzunehmen. Die Zeit sei jezt schlimm als 1848. Es sei gesagt worden, König Friedrich Wilhelm IV. ha es mit der unorganisirten Revolution zu thun gehabt, König Wilhelm aber mit der organisirten. Jezt gelte es, einen lauten und deutliche Ton von sich zu geben, und ohne Hülle zu zeigen, weß Geistes Kin man sei. Mancher Pastor lese lieber demokratische Zeitungen, wen auch nur um der Anzeigen willen, als die Profeten, das sei uns nicht würdig, ein Pastor müsse seiner Gemeinde in allen Dingen ei Vorbild sein, also auch darin, daß er bei Gottes Wort bleibe, was d Politik anlange. — Damit wurde denn die Besprechung über diese wichtigen Gegenstand geschlossen, nicht ohne die Mahnung, daß jed unter uns nur Ernst machen möge mit dem Studium der Profete wozu die herannahende arbeitsfreiere Zeit uns Muße gebe, die Morgen stunde aber habe Gold im Munde.

Der dritte Gegenstand, welcher der Ordnung des ersten Tages no angehörte, betraf das gesellige Leben des Pastors. Schon einm war die Versamlung getäuscht in der Erwartung, hierüber einen Vor trag zu hören, um so mehr dankte der Vorsitzende dem Superintend Mühlmann aus Teltow, daß er alle erschwerenden Hindernisse übe wunden und den von allen Seiten gewünschten Vortrag übernommen Der Ref. hatte das Thema so gestelt: „der Pastor in seinem gesell gen Leben und in demjenigen seiner Gemeinde".

Zuerst also in seinem geselligen Leben. Es handele sich hier al um den Umgang des Pastors. Und da werden alle wol beistimmen wenn hier vor allen der Umgang mit Gott genant werde. Mit de gekreuzigten und auferstandenen Wandersmann im Evangelio des Oste montages müsse der Pastor seinen Weg gehen, sich von ihm die Auge durch die Schrift öfnen lassen und durch Wort und Sacrament in di seligste Gemeinschaft mit ihm kommen. Es seien drei Stücke, in Be zug auf welche sich vielfach ein trauriges minus bei den Pastoren find diese heißen Beten, Schriftlesen und Communiciren. Es mangl unserm Beten extensiv und intensiv. Wie oft haben wir die ganz Schrift durchgelesen? Lesen wir alle Tage ein Kapitel aus dem A und N. T. in der Grundsprache? Brechen wir durch alle Schwierig keiten hindurch, welche hinsichtlich des Confessionarius gerade bei Abendmal sich uns so oft entgegen stellen? Sodann muß der Umgan des Pastors mit den Seinigen im Hause genant werden. Da Pfarrhaus soll für die Gemeinde ein rechtes Bethlehem sein. Ist de Pastor verheiratet, so soll seine Ehe für alle Ehen in der Gemeind eine Musterehe sein. Dazu gehört, daß er mit seinem Weibe täglic das Angesicht des Herrn auf den Knien suche. Fromm Gemal, fromm Kinder, fromm Gesinde werden vornämlich in den Häusern der Pa storen gesucht. Sollen sie hier gefunden werden, so muß der Paste fleißig für seine Kinder und sein Gesinde beten, muß mit ihnen ver kehren in rechter Weise. Es ist höchst traurig, wenn er für alles an dere und für alle anderen Zeit hat, nur für sein Weib, seine Kinde und seine Dienstleute keine. Es gibt Pfarrer, die sich nicht einm Zeit nehmen, die Familienfeste ihres Hauses mit zu feiern. Wen dann Abends alle im Hause zur Ruhe gegangen, auch die Zeitunge

und Journale bei Seite geworfen, suche Ref. vor dem lezten Umgange mit dem Herrn noch einen Umgang, den er den Umgang mit Erinnerungen zu nennen pflege. Er meine damit solche Leute der Vergangenheit, die, was den Hausstand betrift, eines Hauptes länger geworden sind, als die gewöhnlichen Christen, er könne diesen Umgang aus der Erfahrung bestens empfehlen. — Ueber die Grenzen seines Hauses hinaus pflege drittens der Pastor vor allem mit seinen Amtsbrüdern die rechte Geselligkeit. Sie stehen ihm am nächsten, und einer soll den andern geistlich fördern durch Erinnern, Ermahnen, Warnen und nöthigenfalls im Confessionariatsverhältnisse durch Strafen, besonders aber durch gemeinschaftliches Gebet und Erforschung des Worts. Wenn das in rechter Art vorangegangen, wird es auch nachher bei Tisch nicht ungeistlich zugehen. Das gemeinschaftliche Mal muß stets einfach und einem Pfarrhause angemessen sein, in welchem ein Diener dessen wohnt, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlege, und dessen Speise war, den Willen seines Vaters zu thun. Ungeistliche lose Geschwätze, Narrenteidinge geziemen sich für pastorale Geselligkeit nicht, wol aber die Freude in dem Herrn. Es liegt ein unendlicher Segen in solchem Verkehr. Wenn etwa monatliche Kränzchen oder Exegetica Statt finden, so müsse Ref. aus Erfahrung wünschen, daß auch die Pfarrfrauen daran Teil nehmen. — Gewiß darf der Pastor viertens auch noch andern geselligen Verkehr haben, als mit Pastoren. Dies kann sogar Pflicht werden, aber es sind dabei einige Gesichtspunkte nicht außer Acht zu lassen. Einmal darf dieser Verkehr nicht das rechte Maß überschreiten, so daß Amt, Gemeinde und Haus darunter leiden müßten. Sodann darf dieser Verkehr sich nicht auf solche erstrecken, welche von dem Gottesdienste sich fern halten, weil dies die Ehre eines Dieners Christi nicht zuläßt und sie in ihrer Sünde bestärkt werden würden, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß der Pastor sich sonst um sie bekümmere, um sie zu bekehren. Endlich aber dürfen wir nach ausdrücklichem Worte Gottes mit solchen nicht umgehen, die sich lassen Brüder nennen, sind aber Heuchler und falsche Christen und schämen sich nicht offenbarer Sünden und Laster. Im Uebrigen wird bei diesem Verkehr in Betracht kommen müssen, ob der Pastor in der Stadt oder auf dem Lande lebt. In der Stadt hat der Pastor den vielen eingehenden Einladungen gegenüber oft einen schweren Stand. Einige glauben diese annehmen zu müssen, um die Leute nicht vor den Kopf zu stoßen, auch weil sie es für ihre Pflicht halten, das geistliche Salz in solche Kreise zu bringen, denen es sonst fehlen würde. Indeß mit dem vor den Kopf stoßen ist es so schlimm nicht; ist sonst der Pastor der rechte Mann, so gewöhnen sich die Leute daran, ihn nicht in ihren Gesellschaften zu sehen, ohne daß sie ihn darum weniger achteten, vielleicht im Gegenteil. Indeß mögen diejenigen, welche eine besondere Gabe für solche Gesellschaften haben, ihr Licht hier leuchten lassen und mit ihrem Pfunde da wuchern, andere aber mögen zusehen, daß sie selbst nicht mehr Schaden leiden an ihrer Seele, als sie andern nützen. Wenn die Liebhaber der Gesellschaften die Einladungen wol annehmen, ohne grundsätzlich sie zu erwidern, weil im Pfarrhause keine großen Gesellschaften gegeben werden könnten, so ist das nicht für jeden, Ref. gebe auch in seinem Hause solche Gesellschaften, sogenante Abfütterungen, nicht, aber kleinere, die sich leichter beherschen lassen, und in denen der Pastor immer Pastor bleiben könne. Uebrigens muß der städtische Pastor nicht leiden, daß seine Frau und Tochter Modedamen werden, und auf öffentlichen Bällen mit tanzen. Er selbst wird auch gut thun, wenn er sich wenigstens nicht häufig im Theater sehen läßt, jeden Falls nur classische Stücke besucht, ohne Ballet. Ref. wohne seit 4½ Jahren vor den Thoren Berlins und sei noch nicht im Theater gewesen, der Pastor brauche auch nicht alles Erlaubte auszukosten. Der weitere gesellige Verkehr des Pastors auf dem Lande beschränke sich meist auf den Umgang mit dem Patron oder dem einheimischen und benachbarten Gutsbesitzern. Hier aber hüte er sich, was Wagen und Pferde, Einrichtung des Hauses, Gesellschaften u. s. w. betrift, mit diesen rivalisiren zu wollen. Sieht er sie bei sich, so mag es etwas nobler zugehen, aber wirklich edle Gäste werden sich immer freuen, wenn sie nicht vergessen dürfen, daß sie in einem Pfarrhause sind. Der Pastor möge musiziren, wenn er das Zeug dazu hat, malen, botanisiren u. d. g. m., aber auf die Jagd gehen und Karten spielen soll er nie, nicht einmal Teil nehmen an den Gelagen nach der Jagd. Es müssen gar keine Karten im Pfarrhause sein, es schadet nichts, wenn die Kinder auch nicht schwarzer Peter spielen. Auch Kegel und Billard soll der Pastor an öffentlichen Orten meiden, im Hause oder im Garten seines Patrons ist's ihm erlaubt. Auch für das Schachspiel nimt Ref. alle Freiheit in Anspruch und bemerkt dabei, daß es viele Leute gibt, welche dem Pastor gern alles zur Sünde rechnen möchten, daher sehr leicht Anstoß nähmen, das wären die Schwachen im Glauben, die man allerdings schonen müsse nach Röm. 14., um ihnen kein Aergernis zu geben, aber sagen müsse man ihnen es auch, daß sie noch Schwache wären. Sehr ernstlich warnt Ref. noch vor dem zu vielen Essen und Trinken in Gesellschaften. Nie solle ein Pastor vergessen, daß er ein Jünger und Diener des Herrn sei, der kein Fresser und Weinsäufer war und der Sünder Gesell, und Paulo nacheifern, der da sagt: Ich betäube meinen Leib und zähme ihn, daß ich nicht andern predige und selbst verwerflich werde.

Ref. geht nun über auf das Verhalten des Pastors in Bezug auf das gesellige Leben seiner Gemeinde. Er bemerkt zuvörderst, daß er über diesen Gegenstand schon einen Vortrag auf der Berliner Pastoralconferenz gehalten habe, dem dort Gesagten werde er aber noch Manches hinzuzufügen haben. Dort sei das Thema so gestelt gewesen: Wie hat sich der Seelsorger zu verhalten in Beziehung auf die weltlichen Angelegenheiten der Gemeindeglieder? Nach einigen allgemeinen Bemerkungen stelt Ref. folgende normative Sätze auf: 1. die Sorge um die weltlichen Angelegenheiten der Gemeindeglieder darf nur zeitweise und unter besonders gebotenen Umständen in den Vordergrund der Thätigkeit des Pastors treten. Sie darf immer nur ein Marthadienst bleiben. 2. Der Seelsorger darf sich nur in der Weise in die weltlichen Angelegenheiten seiner Gemeindeglieder einlassen, daß er diese Dinge stets als Mittel und Vehikel fürs geistliche handhabt. Sie müssen ihm Pioniersdienste für das Reich Gottes leisten. 3. Abgesehen von ganz außerordentlichen Fällen wird der Geistliche diese Art der Thätigkeit nicht gefliſſentlich aufzusuchen haben; jeden-

fals aber bedarf er dabei großer Weisheit, Besonnenheit und richtigen Tactes, also vielen und brünstigen Gebets. Indem Ref. nun auf das Einzelne eingeht, betrachtet er I. die häuslichen und Familien-Angelegenheiten. Was die Eheschließungen betrift, so wird der Pastor im Allgemeinen sich nicht um die Wahl der künftigen Eheleute zu kümmern haben, wird er aber darüber befragt, so soll er seinen Rath nicht vorenthalten; aber wenn er auch nicht gefragt wird, so soll er alles aufbieten, um eine offenbar schlechte und unglückliche Ehe zu verhindern.

Komt Krankheit in das Haus, so versteht es sich von selbst, daß der Pastor mit dem Worte Gottes gleich da ist, er soll aber auch, besonders bei Armen, ärztlichen Rath und Hilfe vermitteln, auch wol, ehe diese erscheint, selbst mit Rath und That beistehen. Manche Pastoren haben selbst eine kleine Apotheke im Hause.

Auch in andern zeitlichen Dingen soll der Pastor seinen Gemeindegliedern mit Rath und That helfen. Er soll ihnen gern nöthige Schreibereien besorgen, nur nichts dafür nehmen, ihnen, wenn er es versteht, gelegentlich guten Rath geben für Hof, Stall, Feld, Gewerbe und Haushaltung und solche Dinge nicht gering achten. Ein Pfarrer bestellte mit seinem Gespann etlichen kleinen Leuten alljährlich ihren Kartoffelacker, aus welchem kleinen Liebesdienst ihm nachher ein großer Segen erwachsen ist. Ref. habe selbst als Landpfarrer öfter die Männer aus der Gemeinde des Abends zu sich geladen, und die Pfarrfrau die Frauen und Töchter mit den Spinnrädern, um ihnen zu nützen.

II. Die bürgerlichen und sozialen Angelegenheiten der Gemeindeglieder. Es war eine Landgemeinde, in welcher ein braver, aber etwas schüchterner junger Mann zum Schulzen gewählt war. Die Bauern kamen ins Schulzenhaus in sehr ungebührlicher Manier, schrieen und lärmten, daß die Schulzenfrau jedes Mal in den äußersten Winkel des Hauses flüchtete. Es war nur einer im Dorfe, der dem Schulzen die nöthigen Stahltropfen beibringen konnte, obwol selbst noch jung und neu. Weil er es aber in dem rechten Namen that, so ging die Sache. Landgraf Ludwig wurde hart und in Folge davon wurden die Betreffenden weich. Zucht, Sitte und Anstand kehrten mehr und mehr in die Gemeinde ein. Das kann ein Pastor thun. Ref. teilt dann in einiger Ausführlichkeit mit, was Pfarrer Oberlin im Steinthal für die Gesittung und zeitliche Verbesserung seiner Gemeinde gethan, wie auch Felix Neff, und fragt: Müssen die Gendarmen immer erst kommen, wenn die Wege gebessert werden sollen? muß der Landrath erst befehlen, daß Bäume an die Wege gepflanzt werden? Die Indolenz der Leute ist freilich oft groß. Vor nicht gar langer Zeit ist's passirt, daß ein gewaltiges Loch auf der Dorfstraße ausgefült werden sollte. Die jungen Wirthe wollten es. Mit Entrüstung aber trat der alte Schulze auf und sagte: Kinder, keine Neuerungen! Wie hebben dat olle Loch nun all so lange het! und meinte, sei es so lange gegangen, so werde es auch weiter so gehen, ohne daß das Loch zugeschüttet würde. Sind aber die Leute so indolent, so soll der Pastor sich hüten, auch so zu werden. Es komme darauf an, daß er die Besseren erst gewinne und stärke, die werden das Gute gegen die Unverständigen dann schon durchsetzen. Auch an der bürgerlichen Armen- und Krankenpflege hat sich der Pastor zu beteiligen. Eine traurige Erscheinung war es, daß bei einer Generalvisitation ein Pastor gefragt wurde, wie oft er im Ortsarmenhause schon gewesen sei, und er mußte gestehen: Noch niemals. III. Die staatlichen und politischen Angelegenheiten der Gemeindeglieder. Hier hat sich der Seelsorger sowol positiv, fördernd und einwirkend, als negativ, abweisend und bekämpfend zu verhalten. Es ist unlängst in einem ansehnlichen Bauerndorfe vorgekommen, daß ein angesehener Bauerngutsbesitzer in ziemlich brüsker Weise plötzlich die Kirche verließ, und als er gefragt wurde, warum? erwiederte er: Der Prediger fing an zu politisiren, ich will aber auf der Kanzel keine Politik. Ref. ist nicht der Meinung des Herrn Bauerngutsbesitzers. Man dürfe keinen Dualismus statuiren zwischen dem religiösen und politischen Gebiete, man soll nicht zugeben, daß das politische Gebiet ein völlig freies, eine tabula rasa sei für jeden. Allerdings gibt es auch fragliche und disputable Dinge, welche mehr oder weniger dem Parteigetreibe angehören und zu Parteizwecken benutzt werden. Gehen wir darauf zu tief ein, so stoßen wir damit Leute ab, an deren Gewinnung uns viel gelegen sein muß. Wir bringen viele dahin, daß sie diese Expositionen mit dem Worte Gottes confundiren, und weil ihnen die ersteren, vielleicht mit Recht, zweifelhaft sind, verlieren sie das Vertrauen zu dem andern. Wir haben also Ursach, hier auf unserer Hut zu sein und auf derjenigen Höhe uns zu erhalten, die uns als Dienern Christi geziemt, welche niemand ein Aergernis geben sollen. Aber wir sollen auch auf diesem Gebiete unsern Gemeindegliedern zurecht helfen, wie es noth thut. Ref. erzählt, wie ihm dies im Jahre 1848 durch Gottes Hilfe mit seiner Gemeinde wol gelungen sei. Dann weist er noch darauf hin, wie der Pastor, da einmal das Lesen so an der Tagesordnung sei, dafür zu sorgen habe, daß seine Gemeindeglieder die rechte Lectüre, die guten Blätter in die Hände bekommen, wenn er auch Widerstand finden sollte. Er habe sich, zumal in gegenwärtiger Zeit, vor aller politischen Apathie zu hüten, und seine Gemeindeglieder müssen genau wissen, auf welcher Seite er stehe, und daß, weil er ein guter Christ sei, er auch ein guter Preuße sei, der für seinen himlischen und auch für seinen irdischen König von Gottes Gnaden etwas zu leiden bereit sei.

Es waren besonders diese lezten Aeußerungen, an welche sich die nun folgende Besprechung des Vortrags anschloß. Von einer Seite wurde in sehr beredter und ausführlicher Weise auf den Zusammenhang des politischen und religiösen Lebens in der Gegenwart hingewiesen. Ein Kampf sei vorhanden, es sei der Kampf zwischen Geist und Geld, zwischen Materialismus und Idealismus, zwischen Pantheismus und dem Glauben an den lebendigen Gott, zwischen Atheismus und Christentum. Dieser Kampf gehe durch die ganze Literatur, er erscheine auf allen Gebieten des Lebens, auch auf dem der Politik. Diese mache Front gegen die Pastoren, nicht gegen ihre Person, sondern gegen das, was sie predigen, gegen die Kirche und ihren Geist. Der rechte Conservatismus sei der, welcher vor allem das Wort Gottes conservirt. Viele Conservative wollen das aber nicht. Jeder wahre Christ sei aber ein rechter Conservativer. Das Christentum sei kein Diener, sondern Christus sei der Herr. Es wolle nicht eigensüchtigen Zwecken dienen, es sei ein Herr, dem alles dienen müsse. Es hat keinen Complex von einzelnen Gesetzen, aber es gebe Rath für alle einzelnen Verhältnisse des Lebens und deutliche Bestimmungen. Man gehe niemals irre, wenn man an diesen festhalte. Für einen Christen gebe es keine Politik, welche nicht christlich sei, denn alles werde ihm geheiligt durch den Geist Gottes. Der Geistliche solle Politik üben im Leben dadurch, daß er sich als Christ zeige und das Evangelium predige. Sein Herr aber sei die Liebe. Darum solle er nur positiv verfahren, nicht streitend in einer Weise, die nach Haß schmecke. Er solle Zeugnis für die Wahrheit ablegen, mutig und tapfer, dann aber in

erzlichem Erbarmen sich denen zuneigen, welche auf dem Irrwege sind. ir solle selbst erst Buße thun, nicht drohen oder spotten, sondern mit anftmütigem Geiste zurechthelfen denjenigen, die noch schwach sind. ehnlich sprach man sich noch von einer andern Seite aus. Es war ber zu bedauern, daß der erste, so wichtige Teil des gehal- nen Vortrags so wenig zur allgemeinen Besprechung gelangte, um mehr, da gerade über mehrere Puncte, welche er berührt hatte, eine ähere Verständigung so nöthig gewesen wäre. Nur von einer Seite urde ein sehr beherzigenswertes Wort gesagt über die Pflicht des eistlichen, mit rechter Energie zu verhüten, daß seine Familie der Ge- einde ein Aergernis gebe in irgend welcher Art. Eine böse Pfarr- au könne mehr verderben, als zehn Pfarrer zeitlebens. Es sei oft schehen, daß die Frucht eines frommen Pfarrers durch das Leben ner unwürdigen Pfarrfrau und der ungezogenen Kinder vernichtet orden sei. Dagegen triefen die Fußtritte einer frommen Pfarrfrau n Segen, und schon von weitem kann man ihren Ruhm hören. Es i aber sehr schwer, das Regiment des Hauses recht zu führen, und er würde da ohne Vorwurf auf sein Verhalten zurückblicken können? ott bessere es! Von einer anderen Seite wurde das gesellschaftliche eben des Pfarrers berührt und überhaupt bedenklich gefunden, daß r Pfarrer sich in Kreise begebe, wo er Jesum nicht fände. Es wurde e Besorgnis geäußert, daß er da leichter herabgezogen werden möchte, s daß er die Andern zu sich herauf ziehe. Wenn er aber da ein ugnis ablege, so würde es mehr als eine Unschicklichkeit angesehen erden, als ein guter Dienst, den er allen leisten wolle. Der Vor- ag hätte näher angeben sollen, wie weit man da zu gehen habe, wäh- nd er fast nur negative Normen angegeben habe. Das Bedürfnis, f den wichtigen Gegenstand weiter einzugehen, als es die Zeit der ersamlung gestattete, that sich dadurch kund, daß er am Abend nach isch unter einer ansehnlichen Zahl von Brüdern noch einmal aufge- ommen wurde. Die Unterhaltung knüpfte vornämlich an das an, as der Ref. über den Besuch des Schauspiels von Seiten des Geist- hen gesagt hatte. Es fehlte wol nicht an Brüdern, welche es mit m Ref. für erlaubt hielten, wenigstens an einem fremden Ort, wo r Geistliche nicht befürchten müßte, ein Aergernis zu geben, ein gu- s Stück zu sehen, aber im allgemeinen drang doch die Ansicht durch, ß der Geistliche nicht dahin gehöre, wo die Welt ausschließlich ihren ummelplatz habe, nach dem apostolischen Wort: Stellet euch nicht eser Welt gleich. Es wurde auch gewünscht, daß in einer der näch- n Versamlungen die ausführliche Besprechung noch anderer in dem ortrage berührten streitigen Puncte Statt finden möchte.

Am Abend versammelten sich die Brüder, wie gewöhnlich, noch it der Gemeinde zu einer gemeinschaftlichen Andacht, welche Prediger ieber aus Magdeburg leitete, indem er in lieblich erbaulicher Weise e schöne Ostergeschichte, welche Apostelg. 12, 1 — 14. geschrieben ht, auslegte.

Am andern Morgen fanden sich die Brüder schon um 7 Uhr ieder zusammen, um die für heute bestimte Tagesordnung noch zu ledigen. Nach gemeinschaftlichem Gesange und Gebete sprach der orsitzende einige Worte über die Losung und den Lehrtext des Tages Kön. 5,15 und Col. 3,12, wobei er vornämlich sich selbst und allen s Gebet empfahl: Ein Kleid von reiner Seide, o Jesu, meine eude, dein blutbespritztes Kleid, das möchte ich gerne haben vor len andern Gaben, ich brauch es, es ist hohe Zeit. In dieses Kleid r Auserwählten Gottes, der Heiligen und Geliebten sind eingewirkt

die Namen: herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut und Geduld, welche Tugenden die Pastoren so nöthig brauchten, wenn sie sich und die ihnen anvertraut sind, selig machen wollten, und dazu sei es hohe Zeit.

Es sollte heute aber gesprochen werden über die Kreissynoden und Diocesanconferenzen.

Ueber die Kreissynoden hielt zunächst Vortrag Pastor Fürer aus Gr. Rodensleben. In seiner gewohnten humoristischen Weise zeichnete er zunächst die sehr geteilten und verschiedenen Erwartungen, mit denen man der Eröfnung dieser in Aussicht gestelten Kreissynoden entgegen sehe. Er nannte eine sanguinische Stimmung, die aus den Protokollen der Kreissynode eine neue Morgenröthe für die Kirche anbrechen sehe, eine melancholische, welche nichts anderes als finis ecclesiae evangelicae erwarte und in den Kreissynoden den Anfang des Endes erblikte, und die phlegmatische, welche das Unvermeidliche ruhig abzuwarten entschlossen sei, auf das alte Wort hinweisend: parturiunt montes, nascetur ridiculus mus, fals dann wirklich alles drunter und drüber gehe, so habe man keine Verantwortlichkeit, man habe ja die Kreissynoden nicht erbeten, sondern nur der Obrigkeit gehorsamt, die möge nun auch für die bösen Folgen einstehen. So sehr Ref. sich nach seiner ganzen Anlage diesen Phlegmatikern zuneige, so könne er sich doch nicht vollständig mit dem Gedanken aussöhnen, daß, wenn er sich auf höhern Befehl, die brennende Lunte in der Hand, auf eine offene Pulvertonne setze, das sein Trost sein solle, werde er in die Luft gesprengt, so tragen lediglich seine hohen Vorgesetzten daran die Schuld. Darum entscheide er sich für die letzte, die cholerische Stimmung, welche, gleichweit entfernt von thörichtem Optimismus, wie von unseligem Pessimismus, nüchternen Sinnes und fröhlichen Mutes in dem Namen des dreieinigen Gottes unter der Fahne des Kreuzes den Kampf aufnehme mit dem Wahlspruch: Nur frisch hinein, es wird so tief nicht sein, das rothe Mer wird dir schon Platz vergönnen. Was meinest du? Sollt' der nicht helfen können, der auf den Blitz schenkt hellen Sonnenschein? Nur frisch hinein! Zu solchem fröhlichen Mute gehöre aber das Bewußtsein des guten Rechts, ein Anhänger des Synodalwesens zu sein, und dieses sucht Ref. durch 4 Thesen zu begründen, wobei er die Synode zuerst im weitesten Sinne betrachtet und 1) behauptet: das synodale Element ist berechtigt in der Kirche, und so sehr, daß es als ein Lebenselement derselben bezeichnet werden kann. Dabei weist Ref. zunächst auf das Concil der Apostel Act. 15 hin, wo der Wellenschlag der hin- und herwogenden Debatte (Act. 15,7.) hoch ging, aber in dem schönsten Einklang endete, welcher der drohenden Zerklüftung der Kirche wehrte und den Gemeinden Frieden gab. Von da ab sehen wir durch die ganze alte Kirche die Arbeit und Wirksamkeit der Synoden in reichster Fülle sich entfalten und zulezt in den ökumenischen Concilien gipfeln dergestalt, daß, wer grundsätzlich ein Gegner jeder synodalen Regung wäre, folgerecht die älteste Kirche zurückstoßen oder verdammen müßte, damit aber den Ast, darauf er sitzt, vom Stamme absägen und haltlos in die Tiefe stürzen müßte. Nimmer könnte das einem lutherischen Christen begegnen, dessen Kleinod und Augapfel, die Augustana, sich gleich im 1. Artikel auf jenes herliche Bekentnis stüzt, das als eine köstliche Frucht der Concile von Nicaea und Constantinopel erwachsen ist. Ref. komt dann auf Bonifacius, den Apostel unsers deutschen Vaterlandes, dessen Werk so wesentlich durch die Kirchenversamlungen gefördert ist, sodann auf die großen ökumenischen Concile zu Pisa, Costnitz und Basel, von

denen man so zuversichtlich die dringend verlangte Reformation an Haupt und Gliedern erwartet, und als diese Erwartung nicht erfüllt ward, weil man die allein wirksamen Mittel zur gründlichen Heilung des Schadens nicht findet oder finden will, und der Herr das rechte Werkzeug in Dr. Luther sich erwählt, so sehen wir wieder in allen evangelischen Herzen das sehnliche Verlangen nach einem ähnlichen freien Concil, das den Streit austragen und schlichten müsse. Endlich bilden die in dem Zeitalter der Reformation so häufigen und bedeutungsvollen Convente der Theologen wenigstens ein Analogon, ein skizzenhaftes Abbild der Synoden, deren Frucht das die reformatorische Entwickelung abschließende Bekentnis der Concordienformel ist. 2. Dieses synodale Element der Kirche ist nun freilich unterdrückt worden. Seit dem Tridentinum erstirbt das synodale Element auch in der katholischen Kirche; wie schmerzlich das hier aber empfunden wird, das erhellet unter andern aus der Schrift eines dem Ref. genauer bekanten katholischen Geistlichen: „Erzbischof Hermann v. Wied", in welcher sich eine wahrhaft rührende Sehnsucht nach Vereinigung der getrenten Kirchen kund gibt, und in welcher er fordert, daß das alte ehrwürdige Institut der Synoden wieder ins Leben gerufen werden müsse, und wer sich durch den Schein nicht blenden läßt, der wird finden, welch eine tiefe Verstimmung sich durch den niedern Klerus von Deutschland und Frankreich hindurchzieht über das harte, schneidende und drückende Regiment der Bischöfe, das jede freiere Regung niederhält, die Sünden seiner Untergebenen contra sextum überaus milde, die geringsten Verstöße gegen die von den Bischöfen geschnizte oder von Rom octroyirte Schablone unbarmherzig züchtigt, so daß selbst ein Döllinger und Frohschammer darunter zu leiden haben. Wir haben jedoch der katholischen Kirche nichts vorzuwerfen. In das Erbe der Bischöfe sind bei uns die Konsistorien getreten. Ref. steht zwar nicht auf der Seite derer, welche in der rheinischen Synodalkirche die Konsistorien zu nullifiziren und in den Dienst der Synoden zu bringen bemüht sind, er erkenne die vollste Berechtigung dieses Factors im Kirchenregimente an, aber er sei im Laufe der Zeit dem Bureaukratismus in traurigster Weise verfallen, aus dem Kirchenregimente sei irgend ein untergeordnetes Rad oder eine Schraube der großen Staatsmaschine geworden. Auch bei dem Aufschwunge christlichen Lebens in neuerer Zeit, und den trefflichsten Absichten solcher Konsistorien, deren Mitglieder von wahrer Liebe zu der untergebenen Herde erfüllt seien, ließen sich zwei Gefahren nicht vermeiden: entweder es bleibt ein herber, steifleinener Styl und Geschäftsgang, wie auch bei den Verhandlungen des so vorzüglichen Oberconsistoriums in München von Löhe gerügt ist, oder wir kommen dahin, daß die Consistorien decretiren, die Superintendenten inspiciren, moniren, berichten, schließlich aber thut doch jeder Pastor, was ihm gefält. So übt denn der Büreaukratismus der Consistorien bei straffem Anziehen der Zügel einen harten Druck aus, oder bei väterlicher Milde ruft er jenen Republikanismus der Pastoren hervor, an dem wir heute leiden. — Indem nun Ref. die Synode in ihrer Beschränkung als Kreissynode in ihrer heut zu Tage beliebten Zusammensetzung, mit Hinzuziehung des Laienelements weiter betrachtet,

sagt er: 3. Die weitere Beteiligung der Gemeinde am Kirchenregimente habe ihre Vorbilder in einzelnen Zügen des apostolischen und reformatorischen Zeitalters, wobei er aber nur an die lutherische Reformation gedacht wissen will. Ref. beleuchtet hier zunächst den Vorwurf, welcher unserer bevorstehenden Synodaleinrichtung gemacht werde, daß sie ein fremdländisches Gewächs, auf dem Boden der reformirten Kirche groß gezogen, mit der Presbyterialverfassung eng verschwistert, einen grellen Gegensatz bilde zu unsern hiesigen durch und durch lutherischen Anschauungen und geschichtlich gewordenen Verhältnissen. Er gibt dies in gewisser Weise zu. Aber er sagt die reformirte Kirche habe zwar eine graue Theorie, welche wir uns nimmer werden aneignen können, aber eine grüne Praxis. Calvins Kirchenverfassung sei durchaus aristokratisch gewesen, am Rhein seien in dieselbe immer mehr demokratische Elemente eingedrungen. Schenkels Kirche werde mit einem Ruck in die Ochlokratie fallen, dann sei die Anarchie da, und wenn endlich der allmächtige Staat einen zweiten December zu Stande gebracht und einen neuen Cäsareopapismus aufgerichtet, so sei das Ideal Rothes erreicht und die Kirche glücklich im Staate begraben. Also wieder eine graue Theorie. Ref. beruft sich auf Stahls Wort: „Die Mängel der lutherischen Kirche liegen nicht auf dem Gebiete der Lehre, sie liegen auf practischem Gebiete. Sie hat keine, die Selbständigkeit der Kirche verbürgende Verfassung, keine so rege Entwicklung des Gemeindelebens, keine vom Gemeindesinn getragene Kirchenzucht. Wie lebensvoll, großartig, segensreich steht hierin die calvinische Kirche da!" Es komme hinzu, daß wir die offenbarsten Andeutungen in der h. Schrift haben, wie in der apostolischen Kirche das Verhältnis der Gemeinde anders sich gestaltet hatte zum Amte, als heut zu Tage. Welch eine Teilnahme an allen Einrichtungen der Kirche wird hier jener verstattet! Wenn gesagt werde, gebt uns erst apostolische Gemeinden, dann wird sich alles von selbst machen, so sei zu erwiedern, es ist unsere Aufgabe, unsere gesunkene Zeit nach dem Vorbilde apostolischer Zustände der Vollendung entgegen zu führen. Dazu komme, daß durch die von der Reformation bewirkte Aufhebung des Dogmas von dem Unterschiede des Klerus und des Volkes die lutherische Kirche noch keine entsprechende Kirchenverfassung erlangt habe, sondern nur ein Nothdach, daß aber doch einige lutherische Kirchenordnungen schon schöne Keime zu einer Organisation der Gemeinden getrieben haben; zum Belag nennt Ref. die Pfalz-Neuburgsche von 1557 und die Hessische von 1547. Daß diese Keime hier nicht zur vollen Entwicklung gekommen seien, liege in besonders ungünstigen Umständen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 13. Mai. № 38.

Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten. Von Stahl. Zweite Ausgabe. Neue erweiterte Ausarbeitung. Erlangen. Verlag von Theodor Bläsing. 8. S. X und 484.

(Fortsetzung.)

Aber das bindende Ansehen der Bekentnisse darf nicht in einer äußerlich starren Weise gehandhabt werden, denn Abweichungen im Einzelnen können vollberechtigt sein nach der göttlichen Wahrheit; und selbst irrende Abweichungen können für den Einzelnen, auch den innerlich Gläubigen, so bindend sein, daß er nicht aus ihnen herauszukommen vermag. Auch gilt es die Aufgabe zu lösen, die ächten Körner aus der Spreu des Irrtums bei jeder wissenschaftlichen Bewegung auszusondern, wobei nicht von vornherein alles Irrtümliche abgeschnitten werden kann. „Ueber dem allen ist auch eine Annäherung unter den drei Confessionen durch eine wiederholte Erprobung und Sichtung des Werkes der Reformation eine tiefgegründete Forderung an unsere Zeit."

Die Unterscheidung zwischen fundamentalen und nichtfundamentalen Teilen der Symbole führt nicht zum Ziele, denn die Grenze ist eine fließende.

„Die Lösung der Schwierigkeit kann nicht in irgend einer Umgestaltung des Bekenntnisses, einer Festsetzung über seine verschiedenen Theile gesucht werden, sondern nur in einer freien und milden rein evangelischen Handhabung desselben. Auch das Bekenntniß soll nicht als Gesetzeswerk getrieben werden. Das bindende Ansehen muß im Ganzen, und muß durchgängig ohne eine solche ausgeführte Unterscheidung der fundamentalen und nichtfundamentalen, der religiösen und theologischen Bestimmungen aufrecht erhalten werden. Aber das Kirchenregiment muß gegen Abweichungen im Einzelnen nachsichtig sein, und zwar nicht nach Ausscheidung der Lehren in jene Kategorien, sondern nach besonderem und innerlichem Urtheil über jeden Fall. Es kommt darauf an, ob der Lehrer, der im Einzelnen abweicht, im Ganzen von der evangelischen Wahrheit durchdrungen ist und in Segen wirkt, wie weit seine Abweichung seinen gesammten Glaubensstandpunkt afficirt, wie weit er seine Abweichung in den Vordergrund stellt, sie als oberstes Ziel verfolgt u. dgl. Es darf grundsätzlich so wenig als möglich aufgegeben, es soll thatsächlich so viel als möglich übersehen werden. Das ist Sache der Weisheit des Kirchenregiments, nicht untergrabende Bestrebungen, nicht Aergerniß zu gestatten, aber die lebendig bauende Wirksamkeit nicht durch regelrechte Handhabung des Lehrbegriffes einzuengen, zu hemmen, nicht Glauben weckende Kräfte brach zu legen, auf den Erfolg im Großen zu sehen, die mannigfachen Gaben nutzbar zu erhalten."

5. Von der größten Bedeutung ist das Capitel über „das allgemeine Priestertum", welches diese Grundlehre der evang. Kirche in helles Licht stelt. Das Priestertum aller Christen ist nicht eine Nachfolge in das alttestamentliche Priestertum, dessen Amt keineswegs ein Gemeingut aller Gläubigen geworden ist. Auch das neutestamentliche Amt ist nicht in dem allgemeinen Priestertum begriffen und nicht in und mit ihm gestiftet. Das allgemeine Priestertum ist eine persönliche Stellung für das eigene Heil, die Salbung von Gott, der Zugang zu Gott, gestiftet durch des Herrn Tod und Auferstehung und durch die Ausgießung des h. Geistes, während das neutestamentliche Amt neben diesem allgemeinen Priestertum seine selbständige Bedeutung hat und gestiftet ist durch Berufung der Apostel. Das allgemeine Priestertum ist die Vorbedingung und Basis des Amtes, dieses selbst aber nicht Ausfluß der priesterlichen Qualität. Es gibt nicht einen Stand ausschließlicher Fähigkeit zur Verwaltung der Heilsgüter. Jeder Christ ist hiezu fähig. Es gibt keinen Stand mit ausschließlicher göttlicher Vollmacht. Diese ist der ganzen Kirche erteilt und das Amt übt sie im Namen Aller, Alle haben Recht und Pflicht und Verantwortlichkeit, daß die Vollmachten geübt und daß sie in rechter Weise geübt werden. „Das ist der tiefste Gegensatz katholischen und protestantischen Kirchenwesens." Es gibt in lezterem keinen Unterschied zwischen lehrender und lernender Kirche. Daraus folgt, daß jeder Christ, wo das Amt fehlt, den Beruf hat, die Heilsgüter zu spenden; daß jeder Christ befugt und verpflichtet ist, wenn das Amt wider Gottes Wort Lehre, Ordnungen, Gebote stelt, den Gehorsam zu versagen; und daß auch im ordnungsmäßigen Zustande eine Beteiligung am Kirchenregiment der Gemeinde gebührt.

Es folgt aber nicht daraus, daß das Amt Allen verliehen und daß die Bestellung zum Amt eine Uebertragung des Rechtes Aller sei; nicht, daß das Kirchenregiment der Gemeinde zukomme. Schlösse das allgemeine Priestertum das Amt in sich, so dürften gar nicht besondere Diener des Worts bestelt wer-

den. „Denn es kann sich kein Christ dessen entäußern, was ihm in seinem Priestertum gegeben ist, es müßte dieses Attribut des Priestertums von allen festgehalten werden, jeder die Function des Amts auch wirklich üben.“ Und so wenig im Staat die Form der Verfassung und die Zuständigkeit der Gewalt aus den Menschenrechten hervorgeht und nach ihnen sich bestimt (was eben der demokratische Irrtum der Revolution ist), eben so wenig in der Kirche aus dem allgemeinen Priestertum.

Die Aussprüche der heil. Schrift, die Aussprüche Luthers und Melanchthons werden als hiemit in Einklang stehend nachgewiesen, während in Zwingli's Lehre das allgemeine Priestertum wirklich demokratisches Princip ist. Für gänzlich verkehrt erkärt Stahl es daher, für die Bestrebungen nach Synodalverfassung und vollends für das Unternehmen, Synodalverfassung auf die Wahl glaubensloser Gemeinden zu gründen, sich auf Luthers allgemeines Priestertum zu berufen. „Aus Luthers allgemeinem Priestertum folgt nicht, daß Synoden, von den Gemeinden deputirt, die legitime Gewalt in der evang. Kirche seien, wol aber folgt aus ihm, daß selbst unter der Synodalverfassung nicht die glaubenslose bekentnisuntreue Majorität, sondern die wenigen Bekenner — die auf dem Felsen stehen — die legitime Gewalt in der ev. Kirche sind.“

6. Die Lehre vom „Amt des göttlichen Wortes“ legt dar, daß dieses Amt nicht den Auftrag habe, Gott zu versöhnen, sondern das Evangelium zu predigen, die Sacramente zu verwalten und die Gemeinde bei den Gnadengütern zu erhalten. Deshalb gehört die Schlüsselgewalt, der Bann und ein vorzüglicher Beruf für die Kirchenregierung, namentlich die Feststellung der Lehre, mit zu dem Amt des Neuen Testaments. Dieses Amt ist von Gott verordnet als Lebensberuf bestimter Menschen zur regelmäßigen alleinigen Ausübung jener Functionen; es ist von Gott gestiftet als Apostelamt und dessen Fortsetzung. „Die Identität des jetzigen Predigtamts mit dem Apostelamte ist die durchgängige Auffassung der luth. Kirche.“ Es ist der positive Befehl Gottes, daß das Amt bestehe. Die Gemeinde hat es als von Gott errichtet vorgefunden, sie soll es erhalten. Auch der Predigerstand ist göttliche Einsetzung, ein Stand im specifisch kirchlichen Sinn, ein besonderer Lebensberuf und eine durch diesen bedingte Lebensstellung. Das Amt hat seine Vollmacht nur und unmittelbar von Gott und nicht von der Gemeinde. Die Vollmachten Gottes sind allerdings der ganzen Kirche vertraut, aber nicht zu beliebiger Ausübung, sondern zur Ausübung durch die berufenen Glieder nach der von Gott gesezten Ordnung, die eben in der Stiftung des Amts besteht. Die im Nothfall jedem Christen zukommende Ausübung des Amts ist nicht Rückkehr zu der natürlichen Ausübung des allgemeinen Priestertums, sondern eine außerordentliche Berufung zur Ausübung des Amts. Das Amt hat seine Vollmacht in und mit der Gemeinde, aber nicht von ihr. Die Gemeinde hat den Befehl zur eigenen Ausübung des Amtes von Gott nicht erhalten, kann ihn deshalb auch nicht übertragen. Die Gemeinde hat ein Recht auf das Amt, sie kann es neu bestellen, wenn es abfällt, aber sie kann es nicht neu errichten, denn es besteht immerdar als göttliche Ordnung über ihr, ja sie selbst besteht nur kraft ihrer Ordnung unter dem Amte.

Die Augustana kent nur Ein von Gott besteltes Amt, während Calvin das Amt scheidet in das für Predigt und Sacrament und in das der Regierung. Diese calvinischen „Laienältesten“ haben nichts gemein mit den „ehrbaren Gemeindegliedern“ der luth. Kirche, die bei Verhängung des Bannes nach Matth. 18 zugezogen werden sollen. Jene haben das principale Amt der Zucht, diese treten nur hinzu zu dem Diener des Wortes als dem principalen Träger auch des Amtes der Zucht. In der luth. Kirche sind die Diener des Wortes die „Aeltesten“ der h. Schrift und haben nicht ein Aeltestenamt neben sich; denn auch die Diakonen sind nur ihre Gehülfen und stehen unter ihrer Leitung.

Stahl weist sodann das Irrige in Calvin's Lehre von den zweierlei Aeltesten in der apostolischen Zeit im Anschluß an Vitringa, Böhmer, Rothe und Ritschl nach, wie dies bereits aus dem Kampf gegen die Anordnungen des Oberkirchenraths bei Einführung der Gemeinde-Kirchenräthe bekant ist.

7. Indem Stahl die lutherische Lehre über Vocation, Ordination und Nomination oder Confirmation darlegt, accentuirt er die Fortpflanzung des Amtes aus der ganzen Kirche, nicht aus sich selbst (wie nach römischer Lehre), nicht aus der Gemeinde allein, sondern aus dem Amt unter Beteiligung der Gemeinde. Sodann wird darauf hingewiesen, daß diese Lehre, indem sie die Nomination und Confirmation der christlichen Obrigkeit zuweise, während sie in der That nicht Sache der christlichen Obrigkeit, sondern des Kirchenregiments sei, wie denn auch die Apostel und nach ihnen die Bischöfe unter Zustimmung der Gemeinde die Nomination oder Confirmation übten, — an einer gewissen Uncorrektheit leide. Eben so wird der Mangel an Klarheit und Uebereinstimmung in Betreff des Wesens der Ordination gerügt, indem sie bald nur als öffentliche Bezeugung der Vocation, bald als wirkliche Amts-Uebertragung im Auftrage Gottes aufgefaßt wurde. In den lutherischen Agenden liegt mit seltenen Ausnahmen die letztere Auffassung zum Grunde, da sie Auftrag und Segen durch den Ordinirenden erteilen lassen im Namen des Herrn. Dies ist der ächte evangelische Begriff der Ordination. „Sie ist der Act, durch welchen von der Kirche im Auftrage Gottes die Hingebung in den Dienst seines Wortes angenommen und besiegelt, und die Ermächtigung und der Segen zu solchem Amte erteilt wird.“ Sie ist nicht nothwendig im Gegensatz zur Vocation, aber sie ist ein wesentlicher Teil der (nothwendigen) Vocation selbst, indem der Vozirte erst durch die Ordination im vollen Sinne rite vocatus wird. Die Ordination hat keinen göttlichen Befehl, aber sie hat Grund in dem ganzen Haushalt des neuen Bundes und Anhalt an der Ordination der Apostel durch den Herrn (Matth. 28, 19. Joh. 20, 21), des Paulus durch Ananias, des Timotheus durch Paulus. Unter-

fassung der Ordination ist eine sündliche Abweichung von göttlich gegebener Anweisung und Vorbild und eine sündliche Ablehnung göttlich dargebotener Segnung. Die Händeauflegung bei der Ordination ist nicht ein magischer oder sacramentaler Act, sie stelt nur den zum Amte Berufenen Gott dar und bewirkt, daß Er Segen und Gabe mitteile; aber sie ist der principale Factor des Segens, zu dem das Gebet der Gemeinde nur als Unterstützung hinzutritt. Dieses kann fehlen, jene nicht. Die Händeauflegung ist nur eine sinnbildliche, aber, wie Kniebeugen und Händefalten, eine in der menschlichen Natur begründete Handlung. Die Ordination wirkt nicht einen character indelebilis, aber sie wirkt eine immerdauernde Verpflichtung. Das Amt des Wortes soll nur als ein Beruf für das ganze Leben übernommen, es kann, aber es soll nicht wieder aufgegeben werden. Die Ordination ist nicht bedingt durch die apostolische Succession, die Gemeinde kann, wenn das Amt abfält, die der ganzen Kirche gegebene Vollmacht auf ein neu besteltes Amt übertragen. Aber auch hier ist es nicht eine neue Vollmacht der Gemeinde, sondern die alte Vollmacht des Herrn, in der das Amt geführt wird. Die richtige Bedeutung der apostolischen Succession ist die, daß die Vollmachten der Kirche nur in ihrer Gliederung, daher nur zur Ausübung durch das Amt verliehen sind, und dieses Amt von Christus ein für alle Mal gestiftet ist; der es übernimt, also nur die Vollmacht empfängt, welche von der Gründung des Apostolats her beim Amte und niemals außer dem Amte ist.

„Diese Continuität des Amtes ist die evangelische Bedeutung der apostolischen Succession. Aber auch die äußerliche Ununterbrochenheit (apostolische Succession im katholischen Sinn) hat ihren hohen Werth und Vorzug, da sie die sichtbare Bekundung jener innern Bedeutung ist, und da die Unterbrechung immer Folge des Abfalls und Nothstandes ist. Nur ist die Nachfolge und Gemeinschaft der apostolischen Lehre das höher Entscheidende über der Gemeinschaft der ununterbrochenen Amtsnachfolge. Es ist hierin, wie in Beziehung auf die Tradition. Gleichwie die Ueberlieferung als der durch die Geschichte hindurch bethätigte Glaube der Kirche von hohem Werth und Ansehen ist, aber doch die h. Schrift als letztentscheidende Norm über ihr steht, ebenso kömmt auch der apostolischen Amtsnachfolge (successio personae) ein hoher Werth zu; aber ein höherer und letztentscheidender dem Bande der apostolischen Lehre. Es ist der wahre evangelische Geist, das menschlich Geschichtliche hoch zu stellen, aber dennoch dem göttlich Ewigen es unterzuordnen."

8. Die meisterhafte Auslegung des art. 28 der Augustana im Gegensatz zur katholischen Lehre darf hier nicht unerwähnt bleiben, denn sie ist von der weitgreifendsten praktischen Bedeutung. Das Kirchenregiment komt aus göttlichem Recht den Dienern des Wortes zu, aber nicht für das weltliche Bereich, nicht für Menschensatzungen, nicht mit dem Anspruch auf Unfehlbarkeit und unbedingten Gehorsam. Den Irrtümern des territorial- und Collegialsystems gegenüber wird als die Aufgabe der Kirchengewalt die Bewahrung der religiösen Wahrheit, als der von Gott mitgeteilten, das ganze Leben der Gemeinde und die Erhaltung der Stiftung des Heils bezeichnet. Ihre Gegenstände sind daher Lehre, Cultus, Disziplin, Verfassung, Verwaltung. Die Erhaltung der reinen Lehre bedingt Entscheidung theologischer Streitigkeiten und Aufsicht über die öffentliche Predigt und den öffentlichen Religionsunterricht; erstere nicht in müßig theoretischer Bestrebung, sondern im Gewissensdrange, wo die Heilswahrheit von einer Irrlehre im Innersten bedroht ist. Bei der Einführung von Katechismen, Gesangbüchern u. s. w. zeigt sich die Nothwendigkeit solcher Entscheidung.

„Hat man in früherer Zeit auf Entscheidung gedrungen, wo die Kirche der Enscheidung nicht bedurft, sondern den divergirenden Richtungen Freiheit gebührt hätte, so fehlt jetzt umgekehrt die Entscheidung, wo sie Noth thäte. Denn Noth thäte es der Kirche, den ganzen Wust rationalistischen Unchristenthums und pantheistischer Falschmünzerei von sich auszuscheiden, und dennoch hat das in dieser Krisis der Rückkehr von einer allgemeinen Verirrung unüberwindliche thatsächliche und moralische Schwierigkeiten. Doch wird die Zeit kommen, wo solche Ausscheidung erfolgt, ja sie ist theilweise schon erfolgt z. B. hinsichtlich der mythischen Auffassung, die sich für christlich ausgibt, und das wäre ein Beispiel wohlbegründeter und unentbehrlicher Entscheidung theologischer Streitfragen, wenn anders das plan Daliegende noch Entscheidung genannt werden kann."

In Betreff der Ehesachen wird entschieden der Ansicht entgegengetreten, daß sie nach protestantischen Grundsätzen etwas rein Weltliches seien, für welches der Kirche keine eigene Anordnung und kein Anspruch an den christlichen Staat zukomme. Die Ehe steht in einer unmittelbaren Beziehung zum Cultus und hat in Betreff der Ehehindernisse und der Scheidung an der geoffenbarten Lehre eine unmittelbare Norm. Der Staat kann selbständig das Eherecht feststellen, aber er kann der Kirche das Recht der Festsetzung nicht entziehen und muß sich bei seiner Gesetzgebung innerhalb jener Festsetzung halten, welche die von ihm anerkante Kirche als dogmatisch nothwendig macht. Ueber Ehehindernisse und Ehescheidungen müssen kirchliche Behörden wachen, mindestens ist Zuziehung des Lehrstandes zu den weltlichen Gerichten, wo es sich um zweifelhafte Anwendung der geoffenbarten Normen handelt, erforderlich. Kirchliche oder gemischte Gerichte zur Entscheidung der Ehesachen werden für angemessen, dagegen die gänzliche Ueberweisung derselben an weltliche Gerichte keineswegs für den normalen und vollendeten Zustand erklärt. Soweit es die geistliche Zucht betrift, fält die Ehe unter das Kirchenregiment, soweit es die rechtliche Ordnung betrift, unter die Staatsgewalt. So sind die Aussprüche der Symbole zu verstehen, so war die Praxis, die die Ehesachen den Consistorien zuwies.

Der Zwang, den die Kirche zur Durchführung ihrer Anordnungen übt, ist ein äußerer, Entziehung der Sacramente und Ausschließung aus der Gemeinschaft; aber die Mittel des Zwanges sind allein diese in Gottes Wort enthaltenen. Soweit sonstiger Zwang angewendet wird — „und er soll und muß

angewendet werden" — geschieht dies nicht auf Autorität der Kirche, sondern des Staats.

Der Anspruch der Kirchengewalt auf Gehorsam ist bedingt durch ihre eigene Treue gegen das Bekentnis. Das ist der Fundamentalsatz evang. Kirchenrechts. Das ist der tiefe Gegensatz der protestantischen Kirche zur katholischen und zur modernen Auffassung. Das Bekentnis ist weder der Autorität noch der Majorität untergeordnet. „In der evang. Kirche gilt nicht Autorität, nicht Majorität, sondern allein das Evangelium, und, was die reine Darlegung des Evangeliums ist, das Bekentnis."

9. Ueber den „Anteil des Amtes und Anteil der Gemeinde am Kirchenregiment" stelt Stahl den Grundsatz an die Spitze, daß das Kirchenregiment nicht der Gesamtmasse der Kirche, sondern der Kirche als Institution, als gegliedertem Ganzen zusteht. Dem Amt des Wortes gebührt der vorzüglichste Anteil am Kirchenregiment, denn es komt ihm aus göttlichem Rechte zu die Feststellung der Lehre und die Excommunication, wie gegen Höfling aus Melanchthons Aussprüchen bewiesen wird; ferner die Anordnung gottesdienstlicher Ritus, obwol die Augustana es nicht klarstelte, ob die Zuständigkeit dieser Macht an die Diener des Worts, oder ob nur der bestimte Ritus nicht göttlich nothwendig sei. Die Gemeinde soll solchen Anordnungen gehorchen „um der Liebe und des Friedens willen", d. h. zum Zweck äußerer Ordnung, nicht zum innerlichen Binden des Gewissens, so daß das Uebertreten gestattet ist, wenn dadurch kein Aergernis gegeben wird. Keineswegs ist aber der Gehorsam gegen solche Anordnungen damit fortwährend in den guten Willen der Gemeinde gestelt, wie der von der lutherischen Separation separirte P. Diedrich lehrt, denn derselbe Ausdruck wird von der bürgerlichen Obrigkeit gebraucht, wo gewiß nicht die Freiwilligkeit des Gehorsams, sondern nur der Unterschied von dem, was seinem Inhalt nach göttlich geboten ist, gemeint sein kann. Da die ritualen Anordnungen beständig ein Urteil über die Lehre erfordern, so führt die Consequenz dahin, die Competenz zu solchen Anordnungen den Attributionen zuzuzählen, die den Dienern des Worts aus göttlichem Rechte zustehen.

So nach den Symbolen. Später, als das landesherrliche Kirchenregiment sich festgestelt hatte, gilt der den Dienern des Worts gebührende Anteil am Kirchenregiment nicht als eigene Verwaltung, sondern nur als maßgebender Einfluß auf das landesherrliche Kirchenregiment. Das Amt hat den Inhalt der kirchlichen Anordnungen mit zu bestimmen, denen dann der Landesherr die äußere Autorität gibt. Nur Ordination und Excommunication sind dem Amt zur eigenen Verfügung unter Bestätigung des Fürsten verblieben.

Die Teilnahme der Gemeinde am Kirchenregiment, anfangs (in den Symbolen) nur negativ als Recht der Ablehnung fals das Amt Anordnungen wider das Evangelium trift, wird bald dahin organisirt, daß Laien, auch ohne grundsätzliche Bestimmung der Zahl — jedenfals aber nur zur Unterstützung und „Ermäßigung", nie zur Bewältigung der Diener des Worts — an den Synoden, an dem Gericht über den Bann und an der Verwaltung Teil erhalten. Das die ecclesiae Matth. 18 ist der Grund dieser Teilnahme. Eine Befragung der gesamten Gemeinde ist nirgends, eben so wenig die Fähigkeit aller Laien anerkant, sondern nur die pii et eruditi sollen Fürsten und Bischöfe nach Melanchthons Aussprüchen wählen, damit die Gemeinde gegen die Anordnungen des Amtes, dem die positive Bestimmung zusteht, einen organisirten Schutz erhalte. In diesem Sinne nent Melanchthon die Kirche eine Aristokratie.

„Wenn nun gegenwärtig die aktive Betheiligung der Gemeinden am Kirchenregiment durch Beschickung von Synoden erstrebt wird, so ist das zwar bei gläubigem Zustand der Gemeinden den lutherischen Grundsätzen ganz entsprechend und ein wirklicher Gewinn, aber doch nur dann, wenn jene Grundstellung zwischen Amt und Gemeinde, jener erste und vorzügliche Antheil des Amtes dabei gewahrt wird."

Das Verhältnis von Amt und Gemeinde hiebei ist ein spezifisch kirchliches, das keine Parallele im Staate hat. Die Diener des Wortes haben nicht eine Gewalt (wie der König), sondern nur ein Amt der Regierung, nicht eine Stellung über, sondern in der Gemeinde, nicht eine in sich gegründete unbedingte, sondern nur eine auf dem Dienst des göttlichen Wortes beruhende und durch die Treue gegen dasselbe bedingte Autorität. Nicht entgegengesezte Interessen, nicht Schutz der Interessen gegen die Macht oder gegen einander, sondern Ein gemeinsames Interesse, Werk und Ziel, aber in verschiedener Art der Concurrenz liegt für Amt und Gemeinde vor. „Darum sind die Acte des Amtes Acte der Kirche, und ist die Mitwirkung der Gemeinde nicht eine Wirksamkeit dem Amte gegenüber, sondern Vervollständigung, Bekräftigung und immerdar Bethätigung des Einen Geistes, ähnlich wie auch in der Liturgie der Liturg der Ausrichter des Gottesdienstes ist, dieser aber erst durch Responsion und Amen der Gemeinde vollständig ist, beide jedoch nicht ein Werk gegen einander, sondern Ein ungeteiltes Werk verrichten."

In der reformirten Kirche ist die Gemeinde der Träger des Kirchenregiments und soll durch die Teilnahme von Geistlichen ermäßigt werden. In der lutherischen Kirche ist das Amt der prinzipale Träger und soll durch die Zuziehung von Laien ermäßigt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 16. Mai. № 39.

Der Sontag der Tagelöhner.

Unter dieser Ueberschrift hat die Ev. K.-Zeitung in den lezten Nummern des vorigen und in den ersten Nummern d. J. einen Aufsatz gebracht, der nicht allein alle Freunde der Kirche tief ergreifen muß, sondern auch die, die mit politischen Augen die socialen Zustände unsers Volkes ansehen, nicht unberührt lassen kann. Wenn auch die humanistische Bildung nur eine sehr gebrechliche Krücke ist, an der sich der Mensch halten kann, und eine sehr dürftige Schutzwehr gegen Sünde und Schande, und wenn sie auch nur höchstens im Stande ist, den Menschen äußerlich in den Gränzen des Anstandes und der Sitte zu erhalten, so ist ihm doch ein wenn auch immerhin nur scheinbarer Ersatz für die Bedürfnisse seiner Sele gegeben. Viele sind von Jugend an in dem finstern Unglauben der modernen Bildung und in der Unkentnis des lebendigen Christentums erzogen, so daß die Sehnsucht nach wahrem Trost und Frieden, nur in ganz besonderen Lebenserfahrungen in schweren Stunden erwacht, in denen die Krücke nicht stützen will, und das Lichtlein der eigenen Weisheit erlischt. Der arme Tagelöhner hat aber auch nicht einmal diese Krücke und auch nicht einmal dieses treulose Licht, dennoch trägt er in sich das unruhige, nach Befriedigung sich sehnende Herz, und hat auch eine unsterbliche Sele, die durch leibliche Speise und körperliche Arbeit nicht ihr Genüge finden kann. Wenn nun schon die sogenanten Gebildeten auf die seltsamsten Irrwege gerathen, um den misverstandenen Trieb ihres Geistes, der unbewußt nach der Ruhe in Gott sich sehnt, zu stillen, und bald bei dem Gelde, oder im Genuße, oder in der Ehre Befriedigung suchen, so ist es kein Wunder, wenn der arme Tagelöhner, dem diese drei Götzen nicht zugänglich sind und ihm ihre Gunst versagen, zulezt in gänzlicher Stumpfsinnigkeit oder in grober Sinnlichkeit und thierischem Wesen untergeht.

Die Kirche kent freilich nicht den Unterschied zwischen Armen und Reichen, sie öfnet beiden ihre Thüren und nöthigt beide hereinzukommen; aber was helfen die offenen Thüren, wenn Niemand hinein komt? Und was hilft die Einladung, wenn Niemand darauf hört? Wenn auch der Tagelöhner wirklich so gestelt wäre, daß ihm der Sontag nicht geraubt oder beschränkt würde, so muß man doch zugeben, daß eine besondere Energie des Willens dazu gehört, daß ein Mann, der sechs Tage im Druck der Arbeit, und noch dazu sehr schwerer Arbeit gestanden hat, am Sontage sich so weit aus dem Staube des irdischen Lebens erhebe, daß er sich als ein Bürger einer höhern Ordnung fühle und bewußt werde. In dem oben erwähnten Aufsatze ist nun aber in gewaltiger Wahrheit nachgewiesen, daß der Sontag den Tagelöhnern in dem Umfange verkümmert wird, daß es ihm kaum möglich ist, von den Sorgen und Arbeiten aufzuathmen. Er hat nicht allein mit der natürlichen Trägheit des Menschen, sich mit Gottes Wort zu beschäftigen, und mit der natürlichen Abneigung gegen die Heilswahrheiten, die in der Kirche verkündigt werden, zu kämpfen, sondern auch mit den äußerlichen großen Schwierigkeiten, die ihm in seinen Verhältnissen entgegen treten.

Der Verfasser des Aufsatzes hat nun besonders die Geistlichen ermahnt, sich der Tagelöhner mit größerer Treue und Selbstverläugnung anzunehmen, er hat die Gutsherrn durch ernste Vorstellungen zu bewegen gesucht, die religiösen Bedürfnisse ihrer Untergebenen zu berücksichtigen, und hat endlich auch die Obrigkeit angerufen, die Tagelöhner in ihrem Rechte auf den Sontag zu schützen. So sehr es ihm nun gelungen ist, den Nothstand in lebendigen Farben und in nackter Wahrheit zu schildern, so zeigt sich doch auch hier, daß es leichter ist, den Schaden aufzudecken, als zu sagen, wie er zu heilen sei. Es mögen sich wol hier und dort die Verhältnisse modificiren, je nachdem sich die ökonomischen Arbeiten anders gestalten, in der Sache jedoch wird wenig geändert, und die Erfahrung liegt am Tage, daß der Tagelöhner der Sontagsfeier sehr entfremdet ist.

Wir erlauben uns nur einige Bemerkungen zu den Vorschlägen der Abhülfe zu machen, und beginnen bei dem, was der Verfasser des Aufsatzes von der Gesetzgebung und der Landesobrigkeit erwartet. Er scheint selbst sehr geringe Hofnungen für die Erfüllung seiner Wünsche zu hegen, und wir müssen bekennen, daß wir eigentlich gar keine Hofnung haben, daß von dieser Seite eine wirkliche Hülfe kommen könne. Abgesehen davon, daß unser Landtag sich viel lieber mit Italien, Kurhessen und Polen beschäftigt als mit der Noth der Tagelöhner und Fabrikarbeiter — solche geringe Dinge, so nahe sie uns auch berühren, liegen außerhalb seines Gesichtskreises — so sind wir auch der Ueberzeugung, daß durch Gesetze nur dann geholfen werden kann, wenn Organe vorhanden sind, die auf die Erfüllung des Gesetzes mit Ernst und Nachdruck halten. Wer

aber hat ein Interesse daran, daß der Tagelöhner in seinem Rechte auf den Sontag geschützt werde? Die Ortsobrigkeit ist oft selbst der schuldige Teil, und wird nicht gesetzliche Strenge gegen sich selbst üben, der Landrath entschuldigt sich mit Unwissenheit, und der Gensdarm ist teils nicht allgegenwärtig, teils weiß er auch recht gut, daß es nicht gern gesehen wird, wenn er in solchen Dingen denunzirt, der Schulze fühlt seine Abhängigkeit und mag sich nicht Feindschaft zuziehen. Wenn die Obrigkeit an allen Orten solche Personen hätte, denen die Noth der Tagelöhner wirklich am Herzen läge, so wären keine anderen Gesetze nöthig, als die aus der alten, vielgeschmäheten Zeit des Absolutismus herstammenden: denn wir haben in Preußen Könige gehabt, denen das Wol auch der geringen Klassen des Volks am Herzen lag. Es bliebe daher nur übrig, daß der Pastor fort und fort Beschwerde führte, aber was würde das Resultat sein? Er würde viel Verdruß haben, vielleicht gar innerlich erbittert werden und seine Einwirkung auf die Herschaft und auf die Tagelöhner auf den Nullpunct reduciren. Jüngere Geistliche haben sich wol in diesem Wege versucht, sind aber bald müde geworden, haben zudem der Sache mehr geschadet, als geholfen. Es ist überhaupt eine unglückliche Stellung, in der sich ein Pastor befindet, wenn er glaubt genöthigt zu sein, als Verkläger bei der Obrigkeit gegen Mitglieder seiner Gemeinde auftreten zu müssen. Es kann leicht geschehen, daß er die Sabbatschänder bei Sabbatschändern verklagt, und daß der Landrath sich selbst verurteilen müßte, wenn er den Inspector oder Tagelöhner bestrafen wollte, der zu gröblich gegen das dritte Gebot gesündigt hat. Der Bescheid lautet dann oft: „Es ist freilich Unrecht, aber, lieber Herr Pastor, Sie sind ja ein Diener der Religion der Liebe ꝛc.“ Wenn nun aber wirklich eine Bestrafung eintritt — die 10 Sgr. die der Tagelöhner, oder der Thaler, den der Inspector an die Schulkasse zahlen muß, wird wahrscheinlich in dieser oder jener Weise reichlich vom Pastor wieder eingezogen, und sollte es nicht anders geschehen können, so wird ihm im Hause, im Garten oder auf dem Felde ein boshafter Streich gespielt. Dasselbe Resultat hat auch die Klage über die sogenanten Sontagsvergnügungen, über zu häufige oder zu lang ausgedehnte Tanzlustbarkeiten. Von denen, die es verhindern sollten, wird gesagt: „Man muß den armen Leuten auch ein Vergnügen gönnen“— und wenn der Geistliche sich die Dorfjugend zu Feinden macht, zumal wenn des Schulzen Sohn oder andere Notabilitäten dazu gehören, so kann er sich viel Aerger bereiten. Es ist sogar dagegen zu warnen, durch Anspielungen und Anzüglichkeiten auf der Kanzel die Leute zu reizen; der große Haufe freut sich darüber, wenn von der Jugend dem Pastor ein „Schabernak“ gespielt wird.

Mit besserem Erfolge kann eine von pastoraler Weisheit ausgehende Einwirkung auf die Gutsherschaft begleitet sein. Der Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes hat es mit Recht dankbar anerkant, daß es Gutsherschaften gibt, die wirklich den ernsten Willen haben, dem armen Tagelöhner zu seinem

Rechte auf den Sontag zu verhelfen, und die die Verpflichtung auch für das Seelenheil ihrer Arbeiter zu sorgen, auf dem Herzen tragen. Im allgemeinen muß man sagen, daß die Besprechungen auf den Kirchentagen, bei Pastoral-Conferenzen und bei andern Veranlassungen nich allein gute Ideen angeregt, sondern auch hin und wieder einen fruchtbaren Boden gefunden haben, wie denn überhaupt einzelne in den conservativen Kreisen es begriffen haben, daß die Tendenzen, die sie verfolgen, nur im Zusammenhange mit der Kirche sich realisiren lassen. Gottlos sein, und dabei conservativ sein wollen, führt zum Junkertum, das noch nachteiliger ist, als offenbare Demokratie, und der Pastor muß sich wol in Acht nehmen, damit Gemeinschaft zu haben, und nicht übersehen, daß geschrieben steht: „Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen.“ Die Politik, die selbstsüchtige und eigennützige Zwecke verfolgt, und nicht die Ehre Gottes sucht, ist eben ein fremdes Joch, und der Pastor muß seinen Einfluß auf die Gemeinde derselben nicht dienstbar machen. Wo er aber mit der Gutsherschaft in der Liebe zum Heile der Arbeiter in Einigkeit wirken kann, da soll er es ja nicht an Fleiß und gutem Willen fehlen lassen, soll sich aber auch hüten vor unbilligen Ansprüchen, und nicht glauben, daß sich eine englische Sontagsfeier so leicht herstellen lasse, oder daß in den Prinzipien, die in England zur Geltung gekommen sind, das Heil zu finden sei. In dem allgemeinen Kirchengebete hat auch der Patron seine Stelle, aber er soll auch nicht in des Pastors Kämmerlein vergessen werden. Die Fürbitte, wenn sie treu und fleißig geübt wird, macht weise, gibt Geduld und stärkt in der Hofnung, bewahrt auch davor, daß kleinliche Differenzen das Verhältnis nicht stören und untergraben. Der Pastor muß sich besonders hüten, die Gunst des Patrons zu seinem eigenen Vorteile zu benutzen und nicht im Umgange mit der Familie der Herschaft vergessen, daß der Herr seinem Knechte befohlen hat: „Habt alle Zeit Salz bei euch“. Er muß ernste Gespräche nicht vermeiden, sondern vielmehr jede Gelegenheit, die sich dazu darbietet, gerne benutzen. Da, wo der Patron die Kirche nicht besucht, und sich selbst und sein Haus um den Segen der Sontagsfeier bringt, kann man keine rechte Hülfe gegen die geistliche Verwahrlosung der Tagelöhner finden. In der Regel glauben diese Herren, die selbst ihr Heil in dem Besitze irdischer Güter suchen, vollständig ihre Verpflichtungen erfüllt zu haben, wenn sie dafür sorgen, daß die Leute ihr tägliches Brot haben und nicht gar zu sehr kümmerlich gehalten werden. In einem Coupé auf der Eisenbahn saßen drei Gutsherrn beisammen und sprachen sich in ihrer Weise ganz wolmeinend über die Behandlung der Tagelöhner aus. Sie waren darin einig, daß daß man sie nicht zu schlecht stellen müsse, und rühmten ihre Fürsorge für den Wolstand derselben. Der eine erzählte, daß er auf seinem Gute Kümmel baue, der viel Pflege und Arbeit in Anspruch nehme, aber auch reichlichen Ertrag gewähre. Er gebe nun dem Tagelöhner, je nachdem er eine kleinere oder größere Familie habe, eine Fläche zu bearbeiten, und teile dann mit ihnen den Gewinn. Er be-

richtete, daß die Leute mit großer Emsigkeit und Sorgfalt jeder sein Stück pflege, und wie sie wetteiferten, den höchsten Gewinn herauszubringen. Sie benuzten dazu den Sontag, und er sehe sie oft, Klein und Groß, von früh bis spät dabei beschäftigt. Der andere baute Rüben für die Zuckerfabrik, und hatte ganz ähnliche Erfahrungen in derselben Weise gemacht. Der Dritte berichtete, daß er den Tagelöhnern die Aufräumung der vielen Gräben auf seinem Gute in Accord überlasse, und ihnen dadurch Gelegenheit gebe, auch am Sontage reichlichen Verdienst sich zu erwerben. Daß der Sontag zu anderen Dingen bestimt sei, und daß der Arbeiter eine unsterbliche Sele habe, die der Pflege und Nahrung bedürfe, davon war nicht die Rede.

Man darf jedoch nicht übersehen, daß die Frage, was von den Herschaften geschehen könne, um ihren Leuten die Heiligung des Sontags zu erleichtern, oder überhaupt möglich zu machen, eine sehr schwierige ist, und noch immer nicht eine praktisch ausführbare Antwort gefunden hat. Mit allgemeinen Regeln, deren Handhabung dem guten Willen oder der Willkür überlassen ist, läßt sich wenig ausrichten; die individuellen Verhältnisse der Wirthschaft und der leitenden Persönlichkeiten sind so mannichfaltig, daß das, was an dem einen Orte ausführbar ist, unter veränderten Umständen nicht geht. Die Liebe aber ist erfindungsreich, und wo einmal erst das Gewissen aufgewacht ist, lassen sich auch die rechten Wege finden. Die Vorschläge, die in dem mehrerwähnten Aufsatze gemacht sind, sind in der That sehr zu beherzigen, und eine Vereinigung der Gutsherren unter sich kann allerdings von gesegnetem Erfolge sein.

Das größte Hindernis liegt aber in den Tagelöhnern selbst. Sie sind in einem Grade der Kirche entwöhnt, und das Bedürfnis, ihre Sele mit Gottes Wort zu speisen, erwacht in ihnen so selten, daß, wenn sie auch den Sontag frei haben, sie ihn doch nicht dazu benutzen, wozu er bestimt ist. Wenn erst einmal ein ganzer Stand in der menschlichen Gesellschaft in eine gewisse Richtung und Bahn gekommen ist, dann ist es sehr schwer, dem Strome eine andere Richtung zu geben. Es wird immer zunächst darauf ankommen, Einzelne zu gewinnen, — das ist recht eigentlich des Pastors Aufgabe — und er muß nicht dabei ermüden, jede Gelegenheit zu benutzen, an den Einzelnen heranzukommen. Wenn erst regelmäßig einer sein Sontagskleid anlegt, sein Gesangbuch unter den Arm nimmt und mit seinem Weibe in das Haus des Herrn geht, dann überzeugen sich die Andern, daß sich die Hindernisse wirklich überwinden lassen, und sehen auch bald ein, daß sie bei aller Sabbatschänderei nicht mehr erwerben und nicht weiter kommen, als der, der den Feiertag heiligt. Man darf zunächst auch den kleinsten Sieg nicht verachten. Der Unglaube hat nirgends eine festere Burg, als wenn er in Standesvorurteilen seine Behausung aufschlagen kann. Ein Amtsbruder erzählte, daß er in folgender Weise einen guten Anfang gemacht habe. Er habe in der Zeit der langen Winterabende einmal die sämtlichen Familienväter der Tagelöhner zu sich eingeladen, und mit ihnen

eingehend über ihre Stellung zur Kirche gesprochen, und ihnen namentlich vorgehalten, daß der Heiland darum arm und niedrig geworden sei, daß auch die Armen und Geringen zu ihm ihre Zuflucht nehmen könnten, daß Armut keine Schande vor Gott sei und daß ein jeder Mensch, der sich aufrichtig bekehre und sich treulich zu Gott und seinem Worte halte, seine Sele retten könne. Für den Geistlichen selber sei das von großem Gewinn gewesen, er habe alle ihre Entschuldigungsgründe kennen gelernt, und eine klare Einsicht in die wirklich großen Hindernisse, die ihnen entgegenstehen, empfangen. Sein Mitleiden und seine Geduld seien sichtbar gewachsen. Die Leute selber hätten sich willig gezeigt, auf seine Ermahnungen einzugehen, und der Küster habe am nächsten Sonnabende den regelmäßigeren Schulbesuch der Kinder gerühmt.

Besonders aber muß die Predigt so angelegt und ausgeführt werden, daß auch ein Tagelöhner sich daran erbauen kann. An abstrakten Ideen und doktrinären Phrasen kann der Mann kein Wolgefallen finden. Wenn er einmal nach der Kirche komt, und es wird ihm so magere und dürre Kost angeboten, so empfängt er wenig Lust wiederzukommen. Es ist freilich keine leichte Aufgabe, den Bedürfnissen und Ansprüchen eines solchen Mannes zu genügen. Die Einfalt und wahre Popularität sind Tugenden, denen man mit Eifer nachstreben muß, aber doch besonders da, wo man berufen ist, den Armen das Evangelium zu predigen. Schwere Arbeit und irdische Sorgen machen den Geist müde und hemmen den Aufschwung der Sele aus dem irdischen Staube. Die Predigt muß den Zuhörer immerdar suchen, wo er zu finden ist, und wer nicht hinabsteigen kann in die Tiefen des menschlichen Elendes, wird auch nicht hinauf führen zu den Höhen, auf denen die Sele ausruhen und ihre Heimat finden kann. Dadurch, daß man die Leute schilt und ihnen Vorwürfe macht, richtet man am wenigsten aus, sie müssen es dem Pastor anfühlen, daß er ein Mitleiden mit ihnen und eine herzliche Liebe zu ihnen hat, und man muß sich besonders hüten, unmögliche Dinge von ihnen zu fordern, auch mit geringen Erfolgen zufrieden sein, und nicht ermüden, wenn es sehr langsam zum Bessern geht.

Auffallend ist es, daß in dieser Angelegenheit die Hülfe nicht da gesucht wird, wo sie doch eigentlich gefunden werden sollte, d. h. bei der Kirche selbst. Bei der in neuester Zeit eingetretenen Entwickelung des Verhältnisses der Kirche zum Staat wird die Hofnung immer geringer, daß die Obrigkeit im Wege der Gesetzgebung eine durchgreifende Aenderung wird herbeiführen können. Die Kirche darf das Vertrauen zu der ihr verliehenen Macht nicht aufgeben, und muß in sich selber die Mittel und Wege suchen, den offenbaren Nothständen entgegen zu treten. Noch ist das böse Gewissen, das die Tagelöhner selbst und auch die Gutsherren bei der Uebertretung des dritten Gebots haben, nicht ganz geschwunden, und hier liegt der Punct, wo eingesezt werden muß. Die Kirche übt doch noch Zucht gegen Unzuchtsünden und gegen hartnäckige Unversöhnlichkeit, warum nicht auch gegen offenbare Sabbatschänderei. Oder

hat die Kirche selbst den vollen Ernst des dritten Gebots, wie es die Welt thut, aufgegeben, und sieht die Uebertretung desselben anders an, als die Sünden gegen andere Gebote? Viele Pastoren klagen darüber, daß sie nicht recht wissen, was sie mit den Kirchenräthen beginnen und wie sie sie beschäftigen sollen. Hier ist ein offenes Feld gegeben zu reichlicher Arbeit. Man kann den Anfang nicht machen mit Kirchenstrafen, sondern zunächst wird es darauf ankommen, durch Bitten und Ermahnungen dahin zu wirken, das Gewissen der betreffenden Personen aufs Neue anzuregen. Es wird schon nicht ohne Einfluß bleiben, wenn die Kirchenräthe selbst die feste Ueberzeugung gewinnen, daß hier eine Aenderung nöthig sei, und vor der Gemeinde den praktischen Beweis führen, daß es ihnen möglich ist, den Feiertag zu heiligen, indem sie ihrem Gesinde und ihren Arbeitern jedes Hindernis aus dem Wege räumen und auch in evangelischer Weise ihren Einfluß auf sie geltend machen. Ein weiterer Fortschritt dürfte darin bestehen, daß den Mitgliedern des Gemeinde-Kirchenraths eine eingehende und gründliche Unterweisung gegeben würde, wie sie den Einwendungen, die von den Arbeitgebern und von den Arbeitern selbst gemacht werden, entgegen zu treten haben. Die Kirchenräthe stehen den Leuten in ihren Anschauungen, auch in den Versuchungen, Sorgen und Lebensverhältnissen näher, als der Pastor selbst, und können daher, wenn sie ernstlich wollen und es richtig anfangen, leichter bei ihnen Eingang finden. Der Geistliche muß dahin wirken, daß in den gewählten Männern sich immer mehr ein Bewußtsein davon entwickele, daß ihr Amt von der Kirche ihnen übertragen ist, und daß sie vor dem Altar die Verpflichtung unter Anrufung Gottes übernommen haben, der Kirche zu dienen und Aergernis und Sünden von der Gemeinde abzuwenden. Jemehr sie sich ihrer amtlichen Stellung und ihrer Verantwortlichkeit bewußt werden, desto mehr werden sie auch Mut und Vertrauen gewinnen, mit der Sprache herauszugehen.

Lang eingewurzelte Uebelstände und Vorurteile muß man nicht mit einem Schlage beseitigen wollen, und nicht darum, weil man nicht gleich alles erreichen kann, verzagen und in träger Weise die Hände in den Schos legen. Die Organisation der Kirche steht noch in den ersten Anfängen, darum aber ist es von großer Wichtigkeit, das neugeborne Kind mit großer Sorgfalt und ernster Gewissenhaftigkeit zu pflegen und zu leiten. Die Uebung in praktischen Dingen ist auch hier die beste Schule. In jeder Gemeinde sind die Verhältnisse verschieden, und wollen daher auch verschieden behandelt werden. Anders muß die Sache angefaßt werden, wo der Gutsherr oder dessen Vertreter ein menschenfreundlicher oder gar ein christlich gesinnter Mann ist, als da, wo die Tagelöhner nur als Arbeitsmaschinen angesehen und behandelt werden. Anders, wo in der Gemeinde überhaupt noch ein Lebensodem wehet und ein Häuflein vorhanden ist, das durch Bekentnis und Wandel das Gewissen anregt, als da, wo Alles schläft, und auch die Gemeinde-Kirchenräthe nur ein Verständnis vom Gesetz und nicht

von der Kraft Gottes des Evangeliums haben. Anders, wo die Tagelöhner unter einem Inspector stehen, der oft wechselt, als da, wo der Gutsherr in eigener Person die Wirtschaft führt und die Polizei handhabt. Anders, wo die Tagelöhner sich eine Kuh, Gänse, Ziegen ꝛc. halten und daher auch etwas Land zu bebauen haben, als da, wo sie auf Geld gestelt sind und nur etwa die nöthigen Kartoffeln gewinnen. Anders, wo überwiegend auf Accord gearbeitet wird, als da, wo Tagelohn bezahlt wird. Allgemeine Regeln werden mehr schaden als helfen, und mit solchen Forderungen aufzutreten, daß den Tagelöhnerfamilien in der Woche ein ganzer oder halber Tag zur Besorgung ihrer kleinen Wirtschaft solle freigegeben werden, ist in der That nicht allein sehr bedenklich, sondern auch unter den meisten Umständen unausführbar. Oft wird es der Betrieb der Wirtschaft nicht zulassen und auch die Tagelöhner selbst werden den Verdienst des Tages nicht entbehren können; daß ihnen aber auch für den freien Tag der Lohn ausgezahlt werde, ist noch bedenklicher.

Man liebt es in unseren Tagen, den Anfang mit Theorien zu machen, und am willigsten dazu sind die, die das Leben in seinen mannigfachen Gestaltungen am wenigsten oder doch nur von der Ferne her kennen. Wenn dann der schöne Rock dem alten Leibe nicht passen will, wird er beiseite geworfen, weil er nicht nach dem richtigen Maß gearbeitet ist. Der Pastor und sein Kirchenrath dürfen sich auch nicht übereilen und mit unpraktischen Dingen vorgehen, sie verlieren sonst das Vertrauen und verderben mehr als sie bessern. Durchaus nothwendig ist es, daß man die Schwierigkeiten gründlich kennen lernt, die dem Tagelöhner und auch dem Wirtschaftsdirigenten entgegenstehen, damit man nicht zu ungerechten Urteilen und zu unbilligen Forderungen verleitet wird, und dadurch nach der einen oder der andern Seite hin Erbitterung erzeugt. Der Gutsherr, wenn er nicht selbst Mitglied des Gemeinde-Kirchenraths ist, liest doch die Protokolle, die während der Versamlung aufgenommen werden, und erhält dadurch eine starke Aufforderung, auf die Sache selbst näher einzugehen. Die Tagelöhnerfamilien müssen die Ueberzeugung gewinnen, daß es der Pastor mit ihnen gut meint, und vor allen Dingen muß es vermieden werden, daß nicht eine Spannung zwischen den Tagelöhnern und dem Wirtschaftsführer sich erzeugt. Wenn in dieser Weise eine Zeitlang das Interesse angeregt und die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Aenderung befestigt ist, wird sich auch der gute Wille finden, eine Besserung herbeizuführen.

In kirchlichen Dingen komt es vielmehr auf die Sitte, als auf gesetzliche Bestimmungen an; es ist aber ein mühsamer und langsamer Weg, eine einmal eingerissene Unsitte zu beseitigen und nur die Treue in kleinen Dingen und unermüdliche Geduld können zum Ziele führen. Erst wenn längere Zeit durch die Predigt, besonders an Festtagen, wo doch auch die meisten Tagelöhner die Kirche besuchen, und auf dem Wege der speziellen Seelsorge Einzelne zur Erkentnis gekommen und zum guten

Willen erwekt sind, kann mit weiteren Maßnahmen vorgegangen werden, als z. B. Vorladung vor den Gemeinde-Kirchenrath, und endlich noch Besprechung und Verhandlung auf den bevorstehenden Kreissynoden. Der Pastor, der in seiner Gemeinde viele oder überwiegend Tagelöhnerfamilien hat, muß alle Mühe und allen Fleiß anwenden, die persönliche Anmeldung zum Sakrament einzuführen, oder da, wo sie bereits besteht, sie den Leuten recht segensreich und lieb zu machen. Es thut dem armen Manne wol, wenn einmal Jemand mit ihm über andere Dinge redet, als über Arbeit und Lohn, und auf seine Verhältnisse in freundlicher und liebreicher Weise eingeht.

Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten. Von Stahl. Zweite Ausgabe. Neue erweiterte Ausarbeitung. Erlangen. Verlag von Theodor Bläsing. 8. S. X und 484.

(Fortsetzung.)

Stahl führt aus, daß die heil. Schrift nicht nur die Lehre der lutherischen Kirche bestätigt, sondern den Beruf des Amtes zur Regierung der Kirche noch weit bestimter hervorhebt, indem sie diesen Beruf nicht blos nachträglich dem in Predigt und Sacrament gelegten Begriff des Amtes hinzufügt, sondern zu diesem Begriff selbst zählt. Das dem Petrus übertragene Hirtenamt, die dem Petrus, den Aposteln, der Gemeinde zugesagte Schlüsselgewalt umfaßt die Verwaltung des Kirchenregiments, nicht ein weltliches Herschen, aber auch nicht ein bloses Lehren. Käme dem Amte nur das Lehren, der Gemeinde das Ordnen zu, so hätte Petrus (1 Petr. 5, 2) die Aeltesten nicht ermahnen können, die Herde Christi zu weiden nicht als herschende, sondern als Vorbilder. Nirgends findet sich in der heil. Schrift eine Spur, daß die Gemeinde selbst regiert; sie hat Zustimmung, Bestätigung, Ablehnung, aber nicht die prinzipale Anordnung, der das Amt unterworfen wäre; oder daß Laienälteste, die nicht vollständig und allein ihren Lebensberuf in dem Dienst der Kirche haben, das Amt der Regierung zukäme. „Selbst jenes Beigeben von Laien zu den kirchlichen Behörden oder Repräsentationen, welches die lutherischen Lehrer fordern, hat keinen biblischen Anhalt.“ Aber es bringt in anderer Form denselben Erfolg hervor, wie in der ersten Zeit, nemlich eine lebendige Berührung und Zusammenwirkung zwischen Amt und Gemeinde, und deshalb entspricht es dem Geiste nach allerdings der heil. Schrift.

„Der jetzigen protestantischen Gewöhnung“, so schließt Stahl diesen wichtigen Abschnitt, „ist jedwede Lehre über das Kirchenregiment recht und annehmbar — daß es dem Landesherrn, daß es der Gemeinde, daß es Laienältesten, daß es jedem, der sich eben dazu findet, zukomme. Es ist nichts so profan und nichts so willkürlich, daß es nicht Eingang finde. Nur das Eine ist ihr nicht annehmbar und nicht duldbar, was allein biblisch ist und die deutschen Reformatoren noch lebendig erfüllte: daß das Amt des Wortes auch das Amt der Kirchenregierung ist.“

10. Stahls Ansichten über den Wert des landesherrlichen und des bischöflichen Kirchenregiments werden wir um so genauer zu betrachten haben, als hier nicht unwesentliche Differenzen mit der eigenen Ueberzeugung (wovon im II. Abschnitt die Rede sein wird) uns entgegentreten.

Nachdem Stahl entwickelt hat, wie aus dem Begriff der Kirchenpflege (cura ecclesiae), dem Majestäts- und Schutzrecht, bei deren Ausübung die Reformatoren die weltliche Obrigkeit vom Episkopate emancipirten und die sie als einen selbständigen, nöthigenfals gegen die bestehende kirchliche Obrigkeit zu übenden Beruf der weltlichen Obrigkeit aufstellten, sich sehr bald dadurch der Uebergang in wirkliches Kirchenregiment vollzog, daß teils das Bedürfnis der Lage, der Nothstand, der Mangel an Beruf der Reformatoren zur Uebung des Kirchenregiments (sie betrachteten sich nur als Zeugen der Wahrheit), die Stellung zum Reiche, vor dem keine Kirchenregierung der evangelischen Theologen, wol aber die Advokatie, das Schutzrecht der Landesherren Geltung fand, teils aber Unklarheit in der Auffassung des Unterschieds zwischen Kirchenpflege und Kirchenregiment dazu trieb, daß die Landesherren, welche nicht eine bereits ausgebildete und gegliederte Kirche aufnehmen und pflegen konnten, sondern diese selbst erst zu gestalten und zu ordnen hatten, erst Visitatoren, dann Superintendenten und endlich Consistorien als ständige, ausschließlich den Kirchensachen gewidmete Behörden mit voller executiver Gewalt (zu zitiren, zu strafen ꝛc.) bebestelten: zeigt er wie Luther und Melanchthon zwar diese definitive Uebernahme des Kirchenregiments Seitens der Landesherren gemisbilligt, wol aber durch Unklarheiten, die ihren Grund und Boden darin haben, daß das gottgestiftete Amt blos als Amt der Lehre und Sacramente, nicht zugleich als Amt der Kirchenleitung bezeichnet wurde, und die sie unfähig machten, an dem vorübergehenden Reformationswerk der Landesherren die Grenze zu erkennen zwischen dem, was ihnen in Betreff Einführung der Reformation kraft der cura ecclesiae oblag und dem, was ihnen nicht zuzugestehen war, der bleibenden Kirchenregierung, wesentlich zur Ausbildung dieses landesherrlichen Kirchenregiments mitgewirkt haben, welches denn bald genug von der lutherischen Lehre förmlich anerkant und gerechtfertigt wurde. Ursprünglich wurde den Dienern des Wortes die Verwaltung des Kirchenregiments beigelegt, der Obrigkeit

nur eine Mitwirkung; dann umgekehrt der Obrigkeit die Verwaltung und den Dienern des Wortes nur Beirath. Der Landesherr hat hienach die Regierung für das „Aeußere der Religion", d. h. alle äußere Anordnung für Lehre, Ceremonien, Disziplin; die Diener des Wortes für das „Innere der Religion", Predigt, Sacramente, Schlüssel. Materiel muß freilich das Kirchenregiment auch hier durch den Ausspruch der Diener des Wortes bestimt sein; dies ist die durch alle Jahrhunderte festgehaltene Wahrheit, durch welche das landesherrliche Kirchenregiment wie bedingt so allein gerechtfertigt ist. „Ein Kirchenregiment des Landesherrn, das von dem Urteil der Diener des Wortes gelöst ist, hat nach Lehre und Recht in der lutherischen Kirchenverfassung gar keinen Anhaltspunkt."

Stahl zeigt sodann, wie die Reformatoren das bischöfliche Kirchenregiment keineswegs im Prinzip verworfen haben; auch die Bekentnisschriften leugnen nur die göttliche Einsetzung des Instituts. Er führt den sehnsüchtigen Ausruf Melanchthons an seinen vertrauten Freund Camerarius vom 31. August 1531 an: „utinam utinam possim — administrationem restituere episcoporum!" Diese Wertschätzung des bischöflichen Amtes bezeugten die Reformatoren durch Errichtung des Amts der Superintendenten, in dem sie das Wesen der altkirchlichen Bischöfe und Erzbischöfe herstellen wollten. Grundsätzlich wurde nur geleugnet die ausschließliche Teilnahme am Conzil und der Feststellung des Dogma Seitens der katholischen Bischöfe. Daß aber die Superintendenten Organe eines landesherrlichen Kirchenregiments wurden, war nicht beabsichtigt, sondern nur eine Folge der Situation. „Hiedurch sind die Superintendenten etwas durch und durch Anderes, als die altkirchlichen, als irgend wirkliche Bischöfe." Der Plan der Aufrichtung des Bischofsamts ist also mislungen, aber das Amt der Superintendenten zeugt für die Ansicht der deutschen Reformatoren von dem Bischofsamt als der naturgemäßen, heilsamen Verfassung der Kirche, denn es ist das Ephoralamt ein Grundzug der lutherischen Kirchenverfassung und ein Hauptgegensatz gegen die Verfassung der reformirten Kirche.

Auf dieser Grundlage entwickelt nun Stahl seine Ansicht von dem Wert des landesherrlichen und des bischöflichen Kirchenregiments. Er bezeichnet die Lehre von der Kirchenpflege christlicher Obrigkeit nach Luther und Melanchthon als eine große Wahrheit, die Lehre von ihrem Kirchenregiment nach späterer lutherischer Doctrin als einen Irrtum. Stahl leugnet jede Begründung dieser Lehre, er leugnet ihre Uebereinstimmung mit ihr selbst, er leugnet ihre Uebereinstimmung mit der heil. Schrift und behauptet, daß sie im Erfolg die Selbständigkeit der Kirche im Innern und die Einheit der Kirche nach außen gefährde.

„Durch jene Verschränkung von Kirche und Staat hat erstere in ihr selbst gar keine Gewalt der Regierung und keine Repräsentation, sondern erhält beides erst durch den Staat. Sie bedarf des Staates und der weltlichen Obrigkeit nicht blos dazu, daß ihre

Anordnungen anerkannt und vollstreckt werden, sondern schon dazu, um nur überhaupt Anordnungen zu machen. Sie kann selbst nicht mehr handeln, sich bewegen, ja nicht denken, urtheilen und ihr kirchliches Urtheil manifestiren, außer durch ein Organ, das nicht das ihre, sondern das des Staates ist. Sie kann daher in rechtlicher Form nicht einmal als Kirche gegen landesherrliche Anordnungen widersprechen und remonstriren. Denn das Konsistorium kann wohl wie eine fürstliche Behörde Vorstellungen machen oder höchstens seine Mitwirkung versagen; aber es kann nicht als volle und oberste Repräsentation der Kirche das Urtheil derselben dem Fürsten entgegen öffentlich manifestiren, und auch da, wo öffentlicher Widerstand statt hat, wie z. B. der Widerspruch der Synoden, da erscheint er dann nur als Widerspruch eines untergeordneten Organs der Kirche gegen die höchste Kirchengewalt selbst, nicht als ein Widerspruch der Kirche gegen die Staatsgewalt, ist daher immer von geringerem Gewichte. Es ist dies im wörtlichen Sinne eine Einverleibung der Kirche in den Staat, nach welcher sie, was die ganze Beherrschung und Lenkung betrifft, ihr Dasein in sich einzubüßen immer in Gefahr steht. Der Grunsatz daß der Landesherr auf Rath der rechtgläubigen Diener des Wortes das Kirchenregiment führen müsse, ist keine genügende Bürgschaft, wenn ihm eben doch das Kirchenregiment zusteht, und er wirklich die Autorität in der Kirche ist. Der Vorzug, den man an dieser Verfassung preist, daß sie den steten Konflikt weltlicher und geistlicher Macht beseitige, ist deßhalb nur ein scheinbarer. Die Auflehnung der geistlichen Oberen gegen die weltliche Obrigkeit aus unlauteren Motiven, zu der in ihrer selbständigen Macht unläugbar eine Versuchung liegt, wird zwar beseitigt, jedoch mit ihr zugleich eben auch alle Selbständigkeit und jede gegründete Widersetzung; es ist aber eine geringe Weisheit, den Widerstreit zweier Existenzen dadurch zu beseitigen, daß man die eine aufhebt."

Nach außen werde die Einheit gefährdet, indem sich jedes Landeskirchenregiment getrent von dem Ganzen der evangelischen ja selbst der Nationalkirche gestalte. Der Gedanke eines ökumenischen Conzils falle dahin, ja die lutherische Consistorialverfassung biete nicht einmal die Mittel für eine Nationalkirche, sondern nur für Territorialkirchen. Daß die Kirche in ihr selbst gar keine Gliederung und Amt der Kirchenregierung habe, das Alles vielmehr nur im Staate am Staatsoberhaupte finde, das sei nicht biblisch, nicht naturgemäß, nicht heilsam. „Die Kirche muß als Organismus in den Staat treten und da mit dem Organismus des Staats zusammenschließen, nicht soll die Kirche jeden eignen Organismus verlieren und blos in und an dem Staate einen Organismus erhalten, wie das der Charakter der lutherischen Consistorialverfassung ist." Ueber diesen gebundenen, die Entwicklung der Kirche in Territorien einschließenden Zustand ruft Stahl aus: „Dies ist es, was vor der Reformation in der Christenheit nicht da gewesen ist." Denn selbst im byzantinischen Reich wie unter Karl dem Großen hatte die Kirche trotz aller Abhängigkeit von der weltlichen Gewalt ihren eignen Organismus für die Kirchenregierung. „Die Kirche war doch Kirche in ihr selbst und nicht blos im Staate." Stahl rühmt an der reformirten Synodalverfassung, daß sie „eine wirkliche Darstellung der Kirche und ein Organ der Kirchenregierung"

an der Synode hat. „Dagegen unter der lutherischen Consistorialverfassung hat die Kirche kein Organ, das ohne den Landesherrn und vollends gegen den Landesherrn als die legitime Darstellung derselben gilt, kein Organ, das da sagen kann: „ich handle im Namen der Kirche, ich bin die Kirche", während umgekehrt der Landesherr das sagen kann." Zur göttlichen Stiftung der Kirche, daher zu ihrem Begriff gehört nach Stahl auch der gliedliche Bau und die seelsorgerisch-kirchenregimentliche Leitung, zur Stiftung des Amtes ebensowol die Leitung wie die Predigt. Es durfte daher dem Anteil dieses Amtes für die Kirchenregierung nicht die bloße Bedeutung eines Ausspruchs und einer Bürgschaft für die reine Lehre zugeschrieben werden, sondern es mußte als das zur Vornahme aller kirchenregimentlichen Acte Namens und an der Spitze der Kirche berufene Werkzeug betrachtet werden. „Die Berichtigung der späteren Lehre über das Kirchenregiment ist eine Rückführung auf den Standpunkt der alten Kirche, der Kirche in den ersten Jahrhunderten; aber sie ist nicht minder eine Rückführung auf den ursprünglichen Standpunkt der deutschen Reformation."

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Frühjahrsversamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Schluß.)

So komt denn Ref. zu seiner 4ten These: „Die Verkümmerung dieser echt kirchlichen Dinge hat abermals dem Wole des Ganzen geschadet, hat einen Zustand hervorgerufen, den ich Atomismus nenne, Auflösung der Kirche in Atome, die vollständig auseinander fallen oder nur mechanisch zusammen gehalten werden. Zwar seien noch Bande vorhanden, welche die unorganischen Massen zusammen halten, altes Herkommen und Sitte. Aber es seien keine lebendigen Kräfte. Wenn die Einzelgemeinde noch einigermaßen dadurch geeinigt werde, so fehle der Zusammenhang zwischen den Gemeinden unter einander fast ganz, es erfolge hier eine vollkommene Teilnahmlosigkeit. Nur, wenn Schande, Skandal, Spektakel gewesen, das laufe mit Blitzesschnelle durchs Land. Nehme man dazu den Republikanismus der Pastoren, so entstehe ein übseliges Bild von dem Atomismus, in welchen das Gemeindeleben verfallen sei. Nun aber nahe eine große Gefahr. Es sollen kräftige Irrtümer kommen. Kräftig sei der Irrtum, wenn er viel Wahrheit, mit böser Lüge versezt, enthalte. Allemal haben die Secten die Versäumnisse der Kirche wahrgenommen, vergessene oder verdunkelte Wahrheiten haben sie dann in falscher Weise emporgehoben. Die mächtige demokratische Strömung in der Kirche sei auch ein Zeugnis für die Versäumnisse der Kirche, gerade weil unsere Gemeinden so atomisirte Massen seien, gewinne eine derartige Bewegung eine so furchtbare Kraft. Der Strom, der über die Hannöversche Kirche jezt gekommen, sei ein lebendiges Zeugnis davon. Ref. fügt zu diesen Sätzen allgemeinen Inhalts noch kurz einige Sätze von practischer Fassung. Eine große Schwierigkeit bei den Kreissynoden sei die uns noch ganz ungewohnte Form. Da werden wir aus den Protokollen der Rheinisch-Westfälischen etwas zu lernen haben. Sehr wichtig sei die feste, maßvolle, brüderliche, und doch durchgreifende Leitung von Seiten des Superintendenten. Aus den Kirchenräthen müssen tüchtige Kräfte für die Synoden gewonnen werden. Auch muß für zweckmäßigere Vorlagen von Seiten der kirchlichen Oberbehörden gesorgt werden. Schlechte Elemente in den Synoden müssen durch das entschiedene Zusammenhalten der guten unschädlich gemacht werden.

Bei der Besprechung dieses mit so vieler Lebendigkeit gehaltenen anregenden Vortrags kamen die Stimmungen größten Teils zum Vorschein, von welchen Ref. Anfangs gesprochen hatte. Zwar die sanguinische wurde nicht laut, aber die Mehrzahl der Redenden äußerte sich doch dahin, daß der gegenwärtige Zustand nicht bleiben könne, da wir einmal Gemeindekirchenräthe hätten, so müssen aus diesen die Kreissynoden hervorgehen, durch welche jene allein belebt werden können. Auch wurde zugegeben, daß der Bureaukratismus der Konsistorien die Belebung des synodalen Elements nothwendig mache. Eben so bedürfe das geistliche Amt bei der gegenwärtigen Lage der Sachen der Unterstützung aus der Mitte der Gemeinden. Bemerkenswert aber ist, daß niemand die Fortbildung dieser synodalen Verfassung bis zur Generalsynode wollte. Dagegen stimten die, welche für die Kreissynode sprachen, in den Ruf des Ref. ein: Nur frisch hinein, es wird so tief nicht sein! Man solle Mut fassen, und Gott vertrauen. Es fehlte aber auch nicht an Brüdern, welche die ernstlichsten Besorgnisse über diese Entwicklung unserer kirchlichen Zustände äußerten; sie könten sich wol denken, daß aus den Gemeindekirchenräthen dem Pastor eine Hilfe erwachsen möchte, aber von den Kreissynoden, in welchen die leicht verführten Laien sich bald um die ungläubigen Pastoren sammeln würden, um ein Parteigezänke zu eröfnen, könten sie keinen Segen hoffen. Und wenn man jezt so häufig über die Teilnahmlosigkeit und Schläfrigkeit der Gemeindekirchenräthe klage, so werde eine Compagnie von Invaliden doch auch keine Heldenthaten verrichten. Bei der Unreife dieser ersten Elemente der neuen Kirchenverfassung, bei der demokratischen Strömung der Zeit sei der Versuch einer solchen Umänderung unserer kirchlichen Zustände sehr gewagt. Bei einer Probe durch Aufstehn, aus welcher die Stimmung der ganzen Versamlung in Betref dieses Gegenstandes erforscht werden solte, zeigte sich, daß ziemlich eben so viele Brüder gegen als für die Kreissynode waren.

Diese Gegensätze fanden Gelegenheit, sich noch mehr zu enthüllen bei der Besprechung über die Diözesanconferenzen, zu welchem lezten Gegenstande unserer Tagesordnung Herr Pastor John aus Reinstedt den einleitenden Vortrag übernommen hatte. Er bezeichnete diese zunächst als einen alten bekanten Freund, während die Kreissynoden jedenfals ein Unbekanter, vielleicht ein neuer Feind wären. Sein Vortrag solle daher nichts sein als eine Rechtsverwahrung der Diözesanconferenzen gegen etwanige Attentate der künftigen Kreissynoden. Man möge urteilen über diese, wie man wolle, so viel sei doch klar und unbestritten, daß die Kirche durch sie auch in das im Staate herschende System constitutioneller Regierung hineingezogen, und in das Netz der Majoritäts-Herschaft verstrikt werde, so sehr, daß auch der leitende Vorstand der Synoden ein Product dieser Herschaft werde, indem er der Wahl anheimfalle, und die Autorität neben dieser Majorität so wenig Duldung finde, daß man die Konsistorien, wie am Rhein, nur zu einem vollziehenden Ausschusse der Synodalbeschlüsse machen wolle. Wenn nun auch in unsern Landen, wenigstens fürs Erste, der Superintendent noch nicht durch die Majorität gewählt werden würde, so werden doch alle Beschlüsse der

Synoden nur ein Product der Majoritätsherschaft sein, wobei nicht das Gewicht der Gründe, sondern die Mehrheit der Stimmen das Entscheidende ist. Bei den Diözesanconferenzen dagegen gelte nicht Majorität, sondern Autorität, und allein das Gewicht der Gründe bedinge die Beschlüsse, bei denen meist auch der Superintendent den Ausschlag gebe, wenn er irgendwie seinen Platz ausfülle, die überdies gar nicht einmal bindend seien. Wir stehen hier also lediglich auf dem Boden der Autoritätsherschaft. Und weil die Synode allerdings bindende Beschlüsse zu fassen habe, wobei nicht Meinung gegen Meinung, sondern Wille gegen Willen auftrete, so werden die Synoden auch Stätten feindseliger Parteiungen, welche um so gefährlicher wirkten, weil der Kampf der Geistlichen unter einander durch das Laienelement verstärkt würde. Die Diözesanconferenzen wirken meist das Gegenteil. Wenn es auf ihnen auch nicht an Kampf fehlen möge, so werde er doch nicht gesteigert und fixirt durch den feindlichen Beschluß; so haben sich auch wieder Berührungspuncte gefunden, man nähere sich wieder, und das brüderliche Band werde erhalten. Gingen also die Diözesanconferenzen verloren, so bliebe nur noch ein Boden für die heftigsten Parteistreitigkeiten, bei welchen der Superintendent auch nur als Parteihaupt erschiene, ohne daß daneben noch ein Boden wäre, wo die Parteien unter der Leitung und dem Zuspruch einer alten befreundeten Autorität einander wieder näherten und den Frieden bewahrten, denn, wenn auch Privatvereine neben den Synoden sich noch bildeten, so würden diese nur Vereine der Gleichgesinnten werden, und allein der Partei dienen. Dazu käme noch, daß mit den Diözesanconferenzen auch eine Gelegenheit verschwunden sein würde, sich über die auf den Kreissynoden zu führenden Verhandlungen vorher schon möglichst mit einander zu verständigen, und vor der Schlacht Kriegsrath zu halten. Endlich würde auch die theologische Bildung der Geistlichen durch den Wegfall der Diözesanconferenzen großen Schaden leiden. Auf den Kreissynoden finde schon wegen der Gegenwart der Laien die wissenschaftliche Besprechung keine Stätte, und Geistliche, deren geringe Lust zur Ergründung der Schrift, zur Vertiefung in die kirchlichen Glaubenslehren bisher nur noch durch die Diözesanconferenzen einigen Anreiz und Anstoß erhielt, würden dann sein wie Fische auf dem Trockenen. Und welchen Schaden die Kirche überhaupt durch die Abnahme der wissenschaftlichen Bildung ihrer Geistlichen, durch die Zunahme theologischer Leere und der daraus folgenden Veräußerlichung derselben leiden würde, das sei ja gar nicht zu ermessen. Ref. fügte schließlich noch hinzu, daß mit dem Wegfall der Diözesanconferenzen auch eine Stätte verschwinden würde, wo die Amtsbrüder einer Diözese über besondere Fälle der Amtsführung, vornämlich der seelsorglichen, vor einander ihre Herzen ausschütteten, denn auf den Kreissynoden wäre dazu kein Ort, zumal wenn sie öffentlich gehalten würden. — Bei der an diesen klaren Vortrag sich anschließenden Besprechung, welche sehr lebhaft und vielseitg war, ergab sich das erfreuliche Resultat, daß nicht eine Stimme gegen die Fortdauer der Diözesanconferenzen sich erhob. Ja es wurde allgemein bedauert, daß das Konsistorium unserer Provinz, welches sich so viele Verdienste um die Hebung dieser Conferenzen erworben, in der leztern Zeit ihnen seine Teilnahme dadurch merklich entzogen habe, daß seit Jahren schon es keinen Bescheid mehr auf die jährlich eingesandten Berichte der Superintendenten erlassen habe, und der Vorsitzende wurde beauftragt, im Namen Aller die dringende Bitte vor diese hohe Behörde zu bringen, daß sie dem gesegneten Institute der Diözesanconferenzen doch auch ferner, namentlich durch den Erlaß regelmäßiger Bescheide auf die jährlichen Berichte der Superintendenten über dieselben, ihre sorgsame Pflege angedeihen lassen möchte. Im Uebrigen blickte bei der Discussion überall die verschiedene Stimmung durch, welche sich bei der vorigen Besprechung in Bezug auf die Kreissynoden kund gegeben hatte. Während ein Teil der Redenden der Ansicht des Ref. ganz und gar beitrat, und sogar fürchtete, daß durch den Einfluß der Kreissynoden die Diözesanconferenzen immer mehr in Verfall gerathen würden, indem die gleichgiltigen Pastoren unter dem Vorwande, nicht so oft reisen zu können, dieselben gar nicht mehr besuchen würden: erklärten andere, Ref. habe das Bild der Kreissynoden zu schwarz gemalt und das der Diözesanconferenzen rosig. Einige wollten weder von dem Leben, noch von dem Segen viel wissen, die sich auf den leztern gezeigt haben, dagegen bestritten sie geradezu, daß Synode und Conferenz einander gegenüberständen, wie Majorität und Autorität. Die Autorität herschte jezt nicht einmal vollständig auf den Diözesanconferenzen, denn es gebe da oft genug Kampf, der nicht zur Entscheidung gebracht würde, und künftig würden diese Conferenzen durch den Einfluß der Kreissynoden auch noch eine ganz andere Gestalt annehmen, weshalb man die Hofnungen auf sie doch ja mäßigen solte. In der Kreissynode werde es nicht so schlimm hergehen, wie man fürchte, und wenn jezt die Parteien im Verborgenen gegen einander wirkten, so sei es doch besser, daß sie nun eine Gelegenheit hätten, offen sich auszusprechen und zu kämpfen, weil dadurch eher eine Versöhnung herbeigeführt werden könnte. Eine Stimme aber sprach noch den alle Ansichten sogleich versöhnenden Wunsch aus, daß der Herr möge die großen freien Conferenzen, in Gnadau, wie in Neudietendorf, erhalten und immer aufs neue mit seinem Geiste taufen, damit von diesen aus auch immer aufs neue Leben und Segen sich ergösse in die Herzen der Pastoren, wie über Synoden und Conferenzen und über alle Gebiete der Kirche.

Da die Zeit zum Schluß der Versamlung gekommen war, empfahl der Vorsitzende den Brüdern nicht blos eine lebendige Teilnahme und Einwirkung auf das gesegnete Institut der Diöcesanconferenzen, welche er für das Herz des gemeinsamen amtlichen Wirkens halte, und versicherte, daß sie von sehr vielen Ephoren auch so angesehen würden, sondern auch die treue Pflege der gesezlich bestehenden monatlichen Zusammenkünfte der Gemeindekirchenräthe, als der Bedingung einer heilsamen Thätigkeit der künftigen Kreissynoden, dann warf er noch einmal einen Rückblick auf die wichtigen Verhandlungen dieser gesegneten Conferenz, dankte den Brüdern, welche durch ihre Vorträge uns belehrt und erbauet, ermahnte, mit den Schätzen, welche der Herr in unsere Hand gelegt, zu wuchern, der Sonntagsheiligung, dem Studium der Profeten einen neuen Eifer zuzuwenden, in unserm ganzen Amte, besonders in den geselligen Verhältnissen uns als rechte Diener Christi zu bewähren und niemand ein Aergernis zu geben, worauf wir auf unsern Knieen noch einmal alle diese Dinge vor Gott brachten, und Gebet, Danksagung und Fürbitte opferten für die theure Gemeinde, die uns so gastlich aufgenommen, für unsere Herden und Kirchenbehörden, für die Kirche, den König und das Vaterland, dann wieder aufstanden und mit bewegtem Herzen und in einander geschlungenen Händen unser Bundeslied zusammen sangen: „Die wir uns allhier beisammen finden".

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 20. Mai. № 40.

Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten. Von Stahl. Zweite Ausgabe. Neue erweiterte Ausarbeitung. Erlangen. Verlag von Theodor Bläsing. 8. S. X und 484.

(Fortsetzung.)

Dieser Ansicht über die Consistorialverfassung geht nun zur Seite die über den Wert des bischöflichen Kirchenregiments, als deren innerstes Wesen Stahl das autokratische Prinzip, wonach die höhere conzentrirte Macht zur Lenkung der Kirche Einigen aus dem Lehrstande als eine selbständige, bleibende, an ihrer Person haftende zukomt, bezeichnet, während das psefokratische Prinzip, wonach diese Macht Einigen aus dem Lehr- und Laienstande durch stets neue Wahl nur vorübergehend übertragen wird, das Wesen der Presbyterialverfassung bildet. Die bischöfliche Verfassung ist nach Stahl die natürliche Entwicklung aus dem Verhältnis des Hirten zur Gemeinde, da das von selbst gegebene höhere Ansehen der Lehrer zu einer persönlichen Macht derselben über die führt, die ihre Lehre annehmen. Die bischöfliche Verfassung ist daher die uralte apostolische, bis zur Reformation erhaltene. Denn „die ursprüngliche Einrichtung der Kirche war nicht die, daß Männer gewählt wurden, die auf bestimte Zeit Namens ihrer Wähler zusammentreten und über die Kirche Beschlüsse fassen und Gesetze geben, dann aber wieder ihre Gewalt niederlegen und in den Privatstand zurücktreten sollten; von solcher Einrichtung findet sich kein Beispiel, sondern alle Aemter der Kirchenregierung für das Ganze und für die Teile waren stehend." Stahl bezeichnet es als das Normale für alle Anstalten zur irdischen Lenkung der Menschen, daß die oberste Lenkung von einer in ihr selbst gegründeten Macht über den zu Lenkenden ausgehe, nicht diese wieder als eine höhere Macht über jener stehen, auf welche sie sich beständig gründe, von der sie beständig abhänge. Dem entspricht die bischöfliche Verfassung, die aber auch im spezifischen Wesen der Kirche gegründet ist, weil bei ihr die Kirchengewalt Ausfluß und Begleiterin des eigentlich kirchlichen Berufes, der Seelenpflege, ist. Die Bischöfe sind überdies ein ökumenisches Organ der Kirchenregierung zur Erhaltung der Einheit der Lehre und der von dieser geforderten Einrichtungen und Disziplin über alle Völker und durch alle Zeiten.

„Das ist denn der große Vorzug wahrer bischöflicher Verfassung vor der Konsistorialverfassung. Bei letzterer ist die Kirchenregierung nicht Ausfluß des Amtes am Worte und der Seelsorge. Der wirkliche Inhaber der Kirchenregierung, der Landesherr, hat nicht das Amt des Wortes, nicht die Seelsorge, er steht außer dem apostolischen Beruf und den apostolischen Vollmachten, und ist dennoch Regierer der Kirche. Aber auch die Konsistorialmitglieder haben gar nicht nothwendig Predigt und Seelsorge, und wenn sie solche haben, so ist das außer Zusammenhang mit ihrer Kirchenregierung. Diese üben sie nur über den Konsistorialbezirk als Glieder eines Kollegiums, nicht über ihre Gemeinden, während der Bischof sie über seine Diöcesanen als solche übt und durch die Vereinigung derer, die solche Regierung haben, sich ein Regiment über die ganze Kirche bildet. Der Bischof hat seine Kirchenregierung persönlich, nicht blos als Mitglied eines Kollegiums, und seine Kirchenregierung kann ihm — den Fall der Verschuldung ausgenommen — nicht genommen werden, gleichwie das Band der geistlichen Pastorschaft zu seinen Pflegebefohlenen ihm nicht genommen werden kann. Hierin liegt die wahre und tiefe Begründung der Kirchengewalt und liegt ihre eigenthümliche Weihe. Ist sie nicht Ausfluß des Dienstes am Worte und der Seelsorge, so wird sie nothwendig zu äußerlichem Bureaukratismus, nimmt sie die Natur der Staatsregierung an. Bei der Konsistorialverfassung gibt es aber auch kein ökumenisches Organ der Kirchenregierung und fehlt die Einheit der sichtbaren Kirche völlig."

Stahl weist sodann nach, daß die allerdings nothwendige Reform des Episkopats nach dem Geist der lutherischen Kirche hätte bestehen sollen in der Aufgebung des Grundsatzes der Unfehlbarkeit, in der Einschränkung des Primats auf die äußere Leitung des Conzils der Bischöfe, in der Beschränkung dieser Repräsentation der allgemeinen Kirche auf die Erhaltung der gemeinsamen Grundlagen (statt der eigentlichen Kirchenleitung), in der Einräumung der gebührenden Selbständigkeit und Mitwirkung an die untergeordneten Geistlichen und an die Gemeinden, in der Einsetzung der weltlichen Macht in das Majestätsrecht über die Kirche, wodurch die Kirchengewalt, als landeskirchliche, kraft der doppelten Autorität des Bischofs und des Fürsten geführt wird, in der hienach erforderlichen Abgrenzung der Bischofssprengel nach den politischen Gebieten.

In der lutherischen Kirche ist in den Superintenden-

ten das bischöfliche Amt wirklich gegeben, es braucht nur in seine rechte Stelle gesetzt zu werden, so daß sie als Subject und Träger der Kirchengewalt in und mit der Synode seien. Denn das ist der erste und wesentliche Zug der altkatholischen Verfassung, daß die Bischöfe Subject und Träger der Kirchengewalt sind, daß Anordnung und Handhabung von ihrer Autorität als der Hirten der Gemeinde ausgeht, nur unter bürgerlicher Sanction des Fürsten, nicht aber von vornherein im blosen Auftrag und unter Autorität des Fürsten.

Stahl will indessen, indem er auf diesen Weg zur Wiederherstellung des Episkopats in der lutherischen Kirche hinweist, keineswegs das landesherrliche Kirchenregiment beseitigen.

„Dasselbe gehört dem Geburtsakte der lutherischen Kirche an, es ist ein geschichtlich Bestehendes, Ueberkommenes und als solches bindend, es hat zu verschiedenen Zeiten für die Kirche und für den Staat großen Segen gewirkt, und ist in unserer Zeit auch wieder eine Sicherung gegen die große Gefahr einer Trennung von Staat und Kirche. Dazu liegt es in der christlichen Freiheit für das Bereich der Verfassung, daß eine Institution bestehen darf, welche der Formel nach nicht der biblischen Ordnung entspricht, wenn anders in der Sache das Wesentliche durch sie erreicht wird, also wenn, wie die altlutherische Lehre es fordert, dem Amte des Wortes der Einfluß auf das Kirchenregiment gewährt, und dadurch die Erhaltung des reinen Bekenntnisses und des kirchlichen Geistes gesichert ist."

Die Wiedereinführung des Episkopats hält er nur da für statthaft, wo ihr ein Verlangen der Kirche entgegenkomt. Es komt ihm nur auf die Feststellung und Verbreitung der rechten Lehre und Erkentnis an, zumal da für eine Kirchenverfassung ohne landesherrliches Kirchenregiment die lutherische Kirche in der That gar keine Lehre besitze.

11. Schließlich sind aus dem ersten Teile des Werkes Stahls Grundsätze über das Verhältnis des Particular- und Universal-Kirchenregiments, so wie über die Grenzen des für die Verfassung überhaupt göttlich Gebotenen darzulegen.

In der ersteren Beziehung führt Stahl aus, daß in der göttlichen Stiftung des Kirchenregiments eben so sehr die Independenz der Particularkirchenregimente („gehet hin und lehret alle Völker") als die Forderung ökumenischer Einheit („seid einig") liege und daß es von Anfang in der Kirche so gehalten worden. Eine einheitliche Regierung der gesamten Kirche in Betreff des Cultus, der Disciplin, Anstellung, Ueberwachung, Absetzung der Geistlichen u. s. w. habe nie bestanden, sondern nur in Betreff des Glaubens und der Feststellung der auf ihm ruhenden Grundordnungen. Diese einheitliche Macht bildete sich durch Zusammentritt der sonst zur Leitung Berufenen. Die Independenz gilt durchaus im Uebrigen, aber nicht für die Ortsgemeinden, sondern nur für solche größere Complexe, „welche die hinreichende Fülle der Gaben und Kräfte haben, die göttliche Sendung und Aufgabe einer Kirche völlig zu erfüllen" („apostolische Kirchen"). Grad und Bahnen der Ausdehnung dieser Kreise stehen in menschlicher Freiheit. „Wie sie sich gebildet haben, so sind sie legitim", und geben die kirchliche Obrigkeit, der man Gehorsam schuldig ist, so lange sie nicht vom Evangelium abweicht. Wo die christliche Obrigkeit der Kirche ihre Pflege leiht, bilden sich deshalb dem Wesen und der Stiftung der Kirche gemäß Landeskirchen.

Göttlich geboten, nicht als Bedingung des Seelenheils — denn solche ist nur das Band zu Christo im Glauben — wol aber als Ordnung des göttlichen Haushalts und so, daß die Nichtbefolgung dem vollen Segen für das Ganze der Gemeinde Abbruch thut, ist nach Stahl nur das allgemeine Prinzip der Verfassung, während die nähere Durchbildung der menschlichen Freiheit anheimfält. Der Dienst am Wort ist Lebensberuf bestimter Personen, das Pastorat ist auch das Kirchenregiment, die Gemeinden haben an demselben Teil, ein Band äußerer Gemeinschaft unter Bildung größerer Complexe für die ständige Regierung erhält der ganzen Kirche die Einheit der Lehre und die Grundordnungen. Das Alles ist göttliche Anordnung. Aber die Präzisirung dieser Prinzipien, die bestimte Gestaltung, ob also z. B. der Dienst des Wortes von einem einzelnen oder von mehreren in jeder Gemeinde (Pfarramt oder Presbyterium) geübt, ob einzelne Theile des Amtes zu besonderer Function herausgesetzt werden (Diakonat), ob das Pastorat die Kirchenregierung in gleichheitlicher Concurrenz oder durch Bischöfe führe, ob die Gemeinde nur in stillschweigender Zustimmung oder in jedesmaliger ausdrücklicher Befragung oder in Abordnung zur Synode mitwirke, ob die größeren Complexe für die ständige Regierung der Kirche in apostolischen Kirchen, Patriarchaten, National- oder Landeskirchen, auch Berufsgemeinschaften (Brüdergemeinde) bestehen und ob das Band der ökumenischen Einheit durch das Conzil oder sonst wie gegeben wird, — das Alles ist in menschlicher Freiheit. Eben so ist die rechtliche Ordnung selbst immer nur menschliche Sache. „Die göttliche Anordnung gibt nur geistlichen Anspruch auf Gehorsam, geistliche Pflicht des Gehorsams; den rechtlichen Charakter nehmen Ansehen und Gehorsam erst durch die menschlich-kirchliche Feststellung in Gesetz, Praxis und Herkommen an." Diese Feststellung hat als Ausführung des göttlich Angeordneten selbst die Natur der göttlichen Anordnung und bindendes Ansehen, wie aus der göttlichen Einsetzung der Obrigkeit jede geschichtlich entstandene rechtmäßige Obrigkeit ein gottgeheiligtes Ansehen hat. Das ist das auch für die Kirche geltende Prinzip der Legitimität. Von diesem Ansehen entbindet nicht, daß die Ausführung der göttlichen Anordnung nicht entspricht, — „eine vollkommen ensprechende gibt es überhaupt nicht" —, sondern nur der Abfall von der göttlichen Wahrheit.

Diese Legitimität des bestehenden Kirchenregiments erkent die lutherische Kirche an, aber sie hat die Aufgabe, bei Gestaltung der Kirche, so weit diese Sache menschlicher Freiheit ist, nicht aus dem göttlich gegebenen Princip herauszutreten, nicht völlig gelöst, indem sie zwar ihrem Beruf gemäß die Predigt

es wahren Evangeliums unabhängig von aller Verfassungsgewalt stelte und die Kirchenpflege der Obrigkeit zur Geltung brachte, aber den Organismus der Kirche zu geringfügig behandelte und die Kirchenpflege der Obrigkeit zum Kirchenregimente machte. Solche einseitige Gestaltungen sind nicht rückgängig zu machen, aber es ist die Aufgabe, „sie zu ermäßigen und je mehr und mehr wieder der ursprünglichen großen Harmonie aller Elemente, wie sie in Gottes Ordnung liegt, anzunähern, auf keinen Fall aber sie grade zum Mittelpunkt, und so die Kirche immer mehr nach der Einseitigkeit gravitiren zu machen."

Dies sind die Grundzüge der Stahl'schen Verfassungslehre, wie der erste Teil seiner Schrift sie entwickelt. Der zweite Teil stelt in 10 Capiteln die Kirchenhoheit (das Majestätsrecht) nach evangelischen Grundsätzen, das Wesen der landesfürstlichen Gewalt in Deutschland, deren Rechtsgrund und rechtliche Bedingungen dar, behandelt den Lehrstand, Consistorien, Superintendenten, Synoden, Gemeinden, bespricht die Frage der Presbyterial- und Synodal-Verfassung und schließlich die Verhältnisse der protestantischen Kirche unter katholischen Fürsten.

Wir können aus diesem ebenfalls sehr reichen zweiten Teil, so wie aus dem schon oben erwähnten Anhang nur Vereinzeltes mitteilen, das für die Aufgabe der Gegenwart von hervorragender Bedeutung ist. Vor Allem gehört hieher

1. die Entwicklung des protestantischen Majestätsrechts, dessen Inhalt Stahl dahin angibt, daß der Landesfürst den kirchlichen Anordnungen als eine selbständige, von Gott bestelte Macht die bürgerliche Sanction erteilt und daß er diese Anordnungen nach eigener Einsicht zu prüfen hat hinsichts ihrer bürgerlichen und kirchlichen Zulässigkeit. Das leztere gründet sich darauf, daß die evangelische Lehre allen Christen ein Urteil über den Glauben zugesteht und daß Jeder dieses Urteil in den Grenzen seines Berufes, der Landesfürst also für seinen Beruf der weltlichen Herschaft — welcher zugleich den der Förderung der Kirche in sich schließt — zu üben hat. Hiemit ist eine Art Mitregierung der Kirche Seitens des Landesherrn gegeben, welche aus den evangelischen Prinzipien mit Nothwendigkeit folgt. Von diesem Majestätsrecht ist aber

2. das wirkliche Kirchenregiment der deutschen Landesherren zu unterscheiden, welches nicht nothwendig aus den Prinzipien folgt, sondern sich nur unter gegebenen historischen Verhältnissen gestaltete und welches sich nur als zulässig dadurch erweist, daß der Inhalt dieses Rechts sich von dem evangelischen Majestätsrecht sehr wenig unterscheidet. Zulässig ist es, weil und insofern der Inhalt der kirchlichen Anordnungen durch kirchliche Organe bestimt wird, wenn auch der Landesherr nicht blos sanktionirt, sondern in eigner Autorität diese Anordnungen erläßt. „Eine selbständige, von dem Ansehen und Einfluß des

Lehramts gelöste Gewalt des Fürsten in Lenkung der Kirche ist schlechterdings nicht zu begründen und nicht zu rechtfertigen." Die echte Kirchenverfassung nach protestantischem Prinzip gewährt dem Lehrstande, dem Volk und dem Fürsten, jedem seinen eigentümlichen und selbständigen Anteil an der Kirchengewalt, und nur durch ihre Uebereinstimmung und ihr Zusammenwirken wird die Kirche regiert. Der Verfall im Protestantismus bestand darin, daß man diese organische Gestaltung aufgab, und die Wüstheit einer ausschließlichen Fürstengewalt oder Volkskirche (Territorial-, Collegialsystem) für die Kirche erstrebte.

3. Weil die fürstliche Kirchengewalt ein integrirender Teil der ursprünglichen Gestaltung der protestantischen Kirche war, der eigentliche Grund derselben also in der Ausübung (Besitzstand), unter beurkundeter Zulässigkeit derselben Seitens der Kirche, wozu noch die Anerkennung des Reiches hinzukam, liegt, die Kirchengewalt den Fürsten also nicht vermöge Devolution der Bischöfe, sondern vermöge ihrer Landeshoheit als christlicher Obrigkeit zusteht, so kommt es

a) dem Fürsten nicht wie dem Bischof zu, die sacra interna in Person zu versorgen; auch kann
b) seine Kirchengewalt nicht über die Grenzen seines Territoriums sich erstrecken.

Die Bedingungen und Grenzen der Ausübung dieser Gewalt sind bestimt historisch erwachsene und bleiben unter dem Maß der ursprünglichen Uebung und kirchlichen Anerkennung. Sie darf namentlich nicht als Staatsgewalt, sondern muß als Kirchengewalt geübt werden, also

a) durch eigene Organe und nur mit dem Einfluß auf dieselben, welchen die evangelische Lehre zugesteht,
b) frei von der Obergewalt des Reichs, aber sittlich und rechtlich gebunden als Glieder der allgemeinen evangelischen Kirche,
c) frei von Mitwirkung der Stände, außer so weit es sich um die Uebung des Majestätsrechts handelt, und endlich
d) nicht unterworfen dem Einfluß des Herkommens, welches, wenn es die Grenzen der ursprünglichen Uebung und Anerkennung der Reformatoren überschreitet, nur ein Misbrauch ist, der nie ein Recht begründen kann.

4. Die Mitwirkung des Lehrstandes ist erforderlich nicht nur bei der kirchlichen Gesetzgebung, deren Inhalt vom Lehramt gebilligt sein muß, dergestalt, daß dies auch durch Zustimmung der Gemeinden nicht ersezt werden kann, sondern auch bei der Uebung des Dispensationsrechts, der Besetzung der Aemter, der kirchlichen Gerichtsbarkeit und der ständigen Verwaltung. Namentlich ist hervorzuheben, daß bis in das 18te Jahrhundert hinein die gute Bestellung des Predigeramtes als eine Hauptpflicht der Consistorien und Superintendenten erscheint, daß diesen kirchlichen Behörden gegen ihre Ueberzeugung

von der Würdigkeit keine Ordination aufgetragen, der Bann vom Fürsten nicht verhängt noch befohlen, sondern höchstens inhibirt werden kann, und daß Stahl es als einen Verstoß gegen die innere Folgerichtigkeit bezeichnet, wenn kirchliche Gerichte, wie dies zum Teil wirklich geschehen, weltlichen Gerichten untergeordnet worden sind.

5. In Betreff der Consistorien und Superintendenten ist hervorzuheben, daß Stahl die ersteren als eine zwar von Luther nicht gebilligte, aber auf das Postulat der Reformatoren in Betreff der Kirchenzucht und der Ueberwachung des Lehramtes basirte, ursprünglich nur als unabhängiges Sittengericht nach dem Institut der bischöflichen Offizialen gegründete, demnächst aber mit der Kirchenverwaltung selbst betraute, aus Geistlichen und gottesfürchtigen Laien zusammengesezte landesherrliche, jedoch rein kirchliche Behörde bezeichnet, deren inconsequente und mangelhafte Einrichtung (Appellation an weltliche Gerichte) von Anfang an „den Grund und fast die Nothwendigkeit ihrer dereinstigen Aufhebung" enthielt. Stahl bezeichnet die Consistorien aber dennoch auch gegenwärtig als rechtlich nothwendige Organe für alle Functionen des Kirchenregiments, so daß ein Fürst die Kirche nicht in Person oder durch seine Staatsbehörden regieren darf.

„Die Form des Consistoriums allerdings ist keine nothwendige, nur das Wesen muß bleiben; aber das Wesen ist verletzt, wenn die Leitung für diese Gegenstände nicht vorzugsweise Theologen anvertraut ist, wie es seit Thomasius die Ansicht ist, daß das Konsistorium nicht nothwendig mit Theologen besetzt werden müsse; und dem Wesen ist wenigstens nicht vollständig genügt, wenn zwar Theologen, gleichsam zu technischem Gutachten, zugezogen werden, aber die eigentlich verwaltende Behörde eine Staatsbehörde ist, oder wenn nicht die rechtsgelehrten Mitglieder des Konsistoriums („Politici") gleichfalls die Verwaltung der Kirche zu ihrem Lebensberufe haben, damit eine Bürgschaft für ihre Einsicht und noch mehr für ihr kirchliches Interesse bestehe, was allein sie zu kirchlichen Personen („viri ecclesiasti") macht."

Die Consistorien haben dem Fürsten gegenüber nicht blos wie weltliche Behörden die Stellung als Rathgeber und Organe der Ausführung, sondern den Beruf, die Kirche, den Lehrstand zu vertreten kraft der Macht, die diesem nach kirchlichem Grundsatz von Gott verliehen ist und die der Fürst ihm nicht nehmen darf.

Ueber und unter den Consistorien haben die Superintendenten und Generalsuperintendenten den Beruf der Aufsicht von Person zu Person, nicht blos als Vollzugsorgane, sondern im eigenen, specifischen, auf urkirchliche Ordnung gegründeten Beruf. Die regelmäßige Visitation ist deshalb ihre Hauptaufgabe, die zugleich die Pflicht umfaßt, die Geistlichen in der Erkentnis, der Seelsorge u. s. w. zu fördern. „Das ist das rechte Bischofsamt."

6. Die reformirte Synode ist Subject des Kirchenregiments und hat die oberste entscheidende Macht; in der Consistorialverfassung hat sie nur die Bedeutung, für die kirchenregimentlichen Anordnungen des Landesherrn den Ausspruch des Lehramtes einzuholen. Eine Synode im reformirten Sinn ist der Anschauung der Reformatoren fremd und vollends eine Synode im Sinne des Collegialismus, wie sie jezt gefordert zu werden pflegt. Die lutherische Synode kann in ihrer Function ersetzt werden durch theologische Facultäten, einzelne hervorragende Theologen, ja selbst durch die Consistorien.

Die in einigen Landen früher übliche Mitwirkung der Landstände in kirchlichen Angelegenheiten beruht nach Stahl darauf, daß man ihnen Anteil zuschrieb an dem Rechte der christlichen Obrigkeit für die Kirche, nicht darauf, daß man sie als Vertreter der Gemeinde betrachtete. Eben deshalb kommen mitunter dem Patronat kirchenregimentliche Befugnisse zu. Stahl tadelt dies aber, denn er bemerkt, daß die Landstände doch nicht in der Weise Obrigkeit waren, wie der Fürst. „Es durfte ihnen nach ihrer gesamten Stellung nicht Teil an der Kirchenregierung, sondern nur Wahrung der kirchlichen Interessen bei der Regierung des Landesfürsten zukommen. Vollends ist ein Anteil, wie damals, nicht zu rechtfertigen, wo die Landesvertretung nicht mehr ausschließlich aus Mitgliedern der Kirche besteht."

Den Gemeinden, welche unter dem Einfluß der politischen Zustände der deutschen Territorien zur Zeit der Reformation, selbst in den Reichsstädten in der Regel keinen oder doch nur einen sehr geringen Anteil am Kirchenregiment erhielten, indem ihre Teilnahme in der der Obrigkeit aufging, gebührt dennoch das unverlierbare Recht der evangelischen Freiheit und des evangelischen Widerstandes gegen das Kirchenregiment. Es komt ihnen in Betreff der Feststellung der Lehre und der auf Grund derselben getroffenen Einrichtungen in Betreff der Liturgie, Disziplin, Verfassung und Besetzung des Lehramts, Zustimmung oder Ablehnung zu, leztere aber nur aus Gründen. Ein beliebiges Widerspruchsrecht ist eben so unstatthaft, wie die unbedingte Unterwerfung unter das Kirchenregiment. Die Gemeinde übt dieses Recht, da sie keine Organisation, keine Vertretung in der lutherischen Kirche hat, durch Stimmgebung aller einzelnen Hausväter.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 23. Mai. № 41.

Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten. Von Stahl. Zweite Ausgabe. Neue erweiterte Ausarbeitung. Erlangen. Verlag von Theodor Bläsing. 8. S. X und 484.

(Fortsetzung.)

7. Das Verlangen nach Beteiligung der Gemeinde am Kirchenregiment, das sich seit Spener in der lutherischen Kirche regt, bestreitet Stahl grundsätzlich nicht, um so bestimter aber das Verlangen nach der reformirten Presbyterial- und Synodalverfassung. Das Recht, das der Ortsgemeinde nach lutherischen Prinzipien zukomt, das Recht der Ablehnung und Anregung, nicht aber der positiven Anordnung dem Pastor gegenüber, hat nach apostolischem Vorbild die ganze Gemeinde zu üben. Stahl gestattet aber sogar eine Repräsentation nach reformirtem Vorbild aus Rücksichten der gegebenen Zustände, doch immer nur zu dem eben bezeichneten Zweck. Ebenso darf für die Landeskirche die Synode nicht das selbständige Kirchenregiment, nicht eine Entgegensetzung und Controle gegen das Kirchenregiment, sondern nur dessen Erweiterung und Ergänzung sein und zum Ausgangs- und Schwerpunkt nicht die Gemeinde, sondern nur das Amt haben. Das Lehramt muß hiebei die Gemeinde aufnehmen, nicht von dieser aufgenommen werden. Die Berathung und Beschlußfassung von Nichtgeistlichen mit den Geistlichen, so wie die Abordnung, obwol dem apostolischen Vorbild fremd, ist nicht unzulässig, sondern in den veränderten Verhältnissen begründet. Die Abordnung von Gemeindegliedern stelt die Teilnahme der Gemeinde wieder her. „Diese ist daher, wenn auch abweichend von der Form der apostolischen Verfassung, doch in diesem Punkte gerade eine Bewahrung ihres Wesens und daher ein Vorzug der calvinischen Kirche selbst vor der altkatholischen Kirche.“ Allein Gleichstellung oder Uebergewicht des Laienelements und Gründung der ganzen Synode auf Wahl ist eine Umwälzung der altkirchlichen Verhältnisse, durch welche die reformirte Kirche weit hinter der altkatholischen zurücksteht. „Der echte apostolische Charakter der Synode ist es, daß sie ein Zusammentritt des Hirtenamts ist, das unter Beitritt, Zustimmung, Befriedigtheit der Gemeinde beschließt und ordnet.“ Die lutherische Kirche hat jene Bereicherung der calvinischen aufzunehmen ohne den altkirchlichen Charakter der Synode einzubüßen.

Stahl führt indessen zugleich mit überzeugender Klarheit aus, daß die Beteiligung der Gemeinde am Kirchenregiment jezt nicht an der Zeit ist, weil sie durch Heraufbeschwörung einer für den gesamten kirchlichen Zustand Ausschlag gebenden Macht die größten Gefahren erzeugt. Stahl erklärt zwar die Beteiligung in der Ortsgemeinde und an der Diözesansynode, in dem bezeichneten Maße, für unbedenklich. Um so bestimter erklärt er sich aber gegen die Beteiligung in der Landessynode. Er schildert den jetzigen Zustand der Gemeinden, die Macht des Unglaubens, sein verhültes, den Schein des eifrigsten Christentums annehmendes Auftreten um die Leugnung oder Falschmünzerei zur Herschaft zu bringen, und stelt die Frage so, ob eine von christlichem Glauben durchdrungene Obrigkeit die ihr durch die Jahrhunderte überkommene rechtmäßig zustehende Gewalt jezt mit einem solchen neuen Faktor teilen soll, ob sie nicht vielmehr dieselbe voll behalten und benutzen soll, um die tiefen Schäden der vergangenen Zeit wieder gut zu machen, um die vorhandenen Kräfte und Werkzeuge an ihre Stelle zu bringen, die entchristlichten Ordnungen wieder zu christianisiren, also die Pfarrstellen mit den rechten Pfarrern zu besetzen, die schlechten Katechismen und schlechten Gesangbücher zu beseitigen, die christliche Zucht einigermaßen wieder herzustellen. Stahl behauptet das leztere, wiewol er nicht behaupten will, daß das unumschränkte Consistorialregiment einem durch Synodaleinrichtungen ermäßigten an sich vorzuziehen sei. Er tritt hier bestimt Puchta gegenüber, welcher bekantlich trotz jener Bedenken auch der ungläubigen Gemeinde eine Einwirkung auf die kirchlichen Angelegenheiten zurückgeben will, die ein wesentliches Element der Kirchenverfassung sei, weil Christus zum Kirchenregiment seine Gemeinde berufen. „Ist denn das wirklich seine Gemeinde?“ ruft Stahl. Und wenn Puchta diese Bedenken mit dem Irrtum derer paralleliſirt, welche glauben, bei einer der reinen Lehre lange Zeit beraubten Gemeinde müsse der Prediger mit einem halben Christentum anfangen und erst später zu der andern Hälfte übergehen: so entgegnet Stahl: „Darf die Zurückhaltung der ganzen Wahrheit des Evangeliums in der Predigt und die Abhaltung der erkentnis- und zuchtlosen

Masse vom Kirchenregiment in Parallele gestelt werden als gleich unzuläſſige Klugheitsrücksichten? Es ist ein göttliches Gebot, die ganze Wahrheit zu verkünden, und daran hängt das Heil der Seelen; ist es denn aber ebenso ein göttliches Gebot und hängt ebenso das Heil der Seelen daran, daß die sämtlichen Kirchenglieder, und vollends, daß die noch Unbekehrten und Unbewährten, ja die Zuchtlosen und Widersprecher des Glaubens zu Regierern und Ordnern über die Predigt des Glaubens und die Verwaltung der Sacramente gemacht werden?"

Als den Grundirrtum der herschenden Ansicht über evangelische Kirchenverfassung bezeichnet Stahl den Gedanken der Majoritätenherschaft, während er bezeugt, daß die Legitimität der Gewalt in der evang. Kirche nicht auf dem Gemeindewillen, sondern auf der Uebereinstimmung mit Gottes Wort und mit dem Bekentnis der Kirche beruht. Das Selbst der Kirche, sagt er, ist nicht die Majorität ihrer Glieder, sondern ihr Glaube und die Gemeinschaft der Gläubigen und Bekenner. Die Herschaft der Majorität ist nicht die Selbständigkeit der Kirche, sondern meistens ihre Unterdrückung. Das Bekentnis empfängt nicht sein Maß von der Synode, sondern diese von der Uebereinstimmung mit dem Bekentnis. Die Kirche kann vollkommen selbständig sein ohne Synodal- und Presbyterialverfassung, wenn das Kirchenregiment den festen Boden des Bekentnisses hat und die wahren Heilsgüter in reichlichem Maße gewährt werden.

Das letzte Bedenken gegen die Einführung der Synodaleinrichtung bei uns entnimt Stahl von der Union, für welche man streben werde, auf diesem Wege eine Legalisirung durch Zustimmung einer Repräsentation der Kirche zu gewinnen. Freilich kann auch dadurch die Union nicht rechtmäßig gemacht werden, da das Bekentnis eben nicht durch die Majorität vernichtet werden kann. Es würde dadurch eine Sprengung der Landeskirche herbeigeführt werden, und diese Verantwortung „fällt auf das Wagnis, jezt ohne alle Noth eine Landessynode zu errichten." Solche Synode, einmal ins Leben gerufen, werde alsbald weit über den Plan der Unionisten und Vermittelungstheologie hinausgehen und sie selbst (wie in Baden) ihrer kirchenregimentlichen Stellung und Aemter berauben.

Dies sind im Wesentlichen die Grundanschauungen und Grundlehren Stahls, die in den 5 Anhängen nur in einzelnen Punkten, den Angriffen und Irrtümern der Gegner zu begegnen, weiter ausgeführt und glänzend vertheidigt werden. Bei diesem Vernichtungsprozeß der Gegner, deren Irrlehren bis auf den lezten Grund verfolgt, beleuchtet, überwunden werden, hat man in der That die Empfindung eines durch und durch reinigenden und stärkenden Bades, aus dem man erfrischt und erfreut hervorgeht. Es ist, wie wenn ein Haus gesäubert wird bis auf das lezte Stäubchen und in den verborgensten Winkel hinein. Wir können indessen hierauf nicht näher eingehen. Nur zweier

Stellen sei hier gedacht, in denen Stahl die Lehren Höflings und Richters kennzeichnet. Höflings Lehre vom Amt, die Stahl einen verfeinerten Collegialismus, übereinstimmend mit der Auffassung der Jesuiten vom Staate, nent, tritt er am Schluß seiner Widerlegung mit folgenden Worten entgegen:

„Die drei Sätze Höflings: daß die unsichtbare Kirche ein Prius und von Gott, die sichtbare Kirche ein Posterius und von Menschen ist — daß das Amt der Gnadenmittel ursprünglich nur aus Gottes Verleihung der Gemeinde zusteht und von dieser erst aus Zweckmäßigkeit auf ständige Organe übertragen wird, — daß das Kirchenregiment nicht von Gotteswegen, sondern von Gemeinschaftswegen geübt wird, — diese drei Sätze sind zusammen eine einheitliche Verfassungslehre, sie beruhen auf der einen Vorstellung, daß nur der innere Glaube von Gott, alles äußere Sichtbare ein Werk der Menschen und aus Vollmacht der Menschen ist, beruhen auf dem einen Trieb, im Aeußeren nichts Geweihtes, Heiliges zu haben. Es ist dieses das andre Aeußerste gegenüber dem katholischen Irrthum, nach welchem das äußere Menschliche mit dem innern Göttlichen völlig identificirt wird, daß hier beide völlig auseinandergerissen, das Aeußere jedes inwohnenden Göttlichen beraubt wird. Diese Vorstellung und diesen Drang hatte allerdings die Reformation im Keime, zufolge eben der Widersetzung gegen den katholischen Irrthum, aber der Drang war dort durch den Reichthum und die Weihe der Anschauungen gehalten, daß er nicht hervortreten konnte. Erst seit Thomasius kam er zu seiner Entfaltung, und es ist diese von Thomasius zuerst begründete völlig profane Auffassung der äußern Kirche, die seitdem bis zu dieser Stunde im Bereich des Protestantismus das Bewußtsein erfüllt, die gewohnte und natürliche ist; und von der deßhalb auch diejenigen, welche bezüglich des Seelenlebens zum Glauben zurückgekehrt sind, sich meistens nicht frei machen können. Weil diese Auffassung allerdings der äußerste Gegensatz gegen die katholische ist, so ist die Täuschung nahe, sie für die ächt protestantische, ächt lutherische zu halten, aber in der That ist sie nicht lutherisch, sondern thomasius'sch, nicht protestantisch sondern rationalistisch in Beziehung auf den äußern Bestand der Kirche."

Und Richters Lehre von der Verfassung der Kirche, welche das allgemeine Priestertum als Prinzip der Verfassung geltend macht, diesen Gedanken durch Synodalverfassung verwirklichen und die Verwechslung zwischen reiner Lehre und Bekentnis, die der lutherischen Kirche Schuld gegeben wird, durch die Union beseitigen will, tritt Stahl mit folgenden Worten als der Summa seiner Ausführung entgegen:

„Ich finde in Richter's Auffassung wesentliche Berührungspunkte. Ich stimme R. bei, daß die Versenkung in die äußersten Subtilitäten der „reinen Lehre" ein Abweg war; aber daß die lutherische Kirche der schweizerischen Reformation in ihrer offenen oder verhüllten Läugnung des Mysteriums ihr festes Bekenntniß entgegensetzte, war kein Abweg, sondern die Erfüllung eines Gebots und einer Mission; und die Union ist darum nicht die Heilung, sondern eine neue Krankheit der lutherischen Kirche. Ich stimme R. bei, daß die Unbetheiligung der Gemeinde in der lutherischen Kirche ein Mangel ist; aber ich gebe nicht zu, daß die Gemeinde-

gewalt kraft des allgemeinen Priesterthums das Princip der Verfassung und die positive und oberste Gewalt in der Kirche sei. Ich stimme R. bei in seinem scharfen Tadel gegen das lutherische Polizeikirchenthum; aber ich finde den Ursprung desselben gerade darin, daß das Hirtenamt die Kirchenleitung verlor, dieses hätte dem Kirchenregiment wenigstens den geistlichen Charakter bewahrt und hätte sich auch zur Ergänzung durch die Gemeinde gedrungen gesehen. Der Territorialismus und nicht die Priesterherrschaft ist der Grundfehler der deutschen Reformation. Seine Heilung ist darum nicht die Betheiligung der Massen am Kirchenregiment, sondern daß das geistliche Element die ihm gebührende Stellung erhalte und die Gemeinden nur allmählich, nur unter den wahren kirchlichen Bedingungen, d. i. nach dem Maaße ihrer Bewährung in Bekenntniß und Zucht herangezogen werden."

Der theure Mann legt hiebei unumwunden (S. 453) das kentnis ab, daß auch er früher (1846) „mehr als er sollte", Strömung der Zeit nach Presbyterial- und Synodalverjung nachgegeben, teils weil seine eigene Erkentnis noch nicht durchgebildet war, teils weil er ein Band zu dieser Strömg gesucht, sie zu ermäßigen. „Aber es ging doch immer ne Energie vorherrschend auf diese Ermäßigung, nicht auf unbedingte Einführung derselben."

II.

Wir wenden uns nun zu dem zweiten Teil unserer Aufe und suchen uns den Wert und die Bedeutung dieses rkes für unser eigenes kirchliches Leben und dessen Gestalg klar zu legen. Wir können uns indessen hiebei kurz fassen, weil das Vorwort bereits die Gesichtspunkte hervorgehoben die hier vorzugsweise zu beachten sind, teils weil die obigen führlichen Mitteilungen aus dem Werke selbst schon überall die Arbeit und den Kampf unsers gegenwärtigen kirchlichen ens hineingeführt haben. Wir wenden uns daher hauptsächzu den Punkten, die eine Verschiedenheit der Ansicht über Aufgabe und das Ziel unserer kirchlichen Gestaltung berühEs ist dreierlei, was wir hier hervorzuheben haben.

Fürs Erste: Wenn Stahl dem Lehrstande, dem Predigt- den vorzüglichen Beruf zur Regierung der Kirche vindizirt, immen wir dem zwar vollkommen bei. Nicht minder, wenn otz dem bestimt vor Einführung der bischöflichen Verfassung Stelle der consistorialen abräth, es sei denn, daß das Ver- en der Kirche dem entgegenkomme. Wenn Stahl aber, die- Entgegenkommen vorausgesezt, die bischöfliche Verfassung die der Kirche entsprechendste empfiehlt, wenn seine Sehn- offenbar auf deren Herstellung gerichtet ist, so glauben wir gen einige Bedenken aussprechen zu sollen. Der vorzügBeruf des Amtes zur Kirchenleitung sezt ebenso bestimt secundären Beruf Anderer voraus. Und darauf eben es an, die verschiedenen, zum Kirchenregiment berufenen

Organe in ihr richtiges Verhältnis zu setzen, so daß jeder Teil den ihm eigentümlich zugewiesenen Beruf frei, aber im Bunde mit dem andern Teil, erfüllen kann. Vor Allem kommen hiebei die Gaben in Betracht, die der Geist gibt, die Gabe des Regierens und Verwaltens, die Gabe der Erkentnis und des Glaubens; daß diese Gaben, wo sie sich finden, — und sie finden sich in und außer dem Predigtamte, wenn auch im vorzüglichen Maße der Regel nach die Gabe der geistlichen Erkentnis dem grade deshalb vorzugsweise auch zum Regiment berufenen Lehrstande beiwohnen wird — sich zum gemeinen Nutzen in dem Regiment der Kirche erweisen können, das ist das dem Wesen der Kirche Entsprechende. Verhindert eine bestimte Verfassung die Nutzung und Entfaltung dieser Gaben, so hindert sie Gottes Werk und Gottes Ordnung. Fördert sie diese Nutzung und Entfaltung, so fördert sie Gottes Werk und Ordnung. Und das eben ist der große, unendlich große mit der Consistorialverfassung verbundene Fortschritt, daß sie eine Vereinigung aller Gaben und Kräfte, die für das Regiment der Kirche der Geist verliehen hat, möglich, daß sie freie Bahn hiezu macht, und in der mannichfaltigsten Weise diese Vereinigung auch wirklich ins Leben ruft. Dies ist, wie wir glauben, nicht hoch genug anzuschlagen und steht damit völlig im Einklang, daß Stahl als Norm und Prinzip der Bildung der zur eigenen Kirchenleitung berufenen und befähigten Kirchenkreise (Kirchencomplexe) das Vorhandensein der Fülle der hiezu erforderlichen Gaben und Kräfte anerkent. Deshalb ist die Gewähr für deren volle und freie Nutzung die wichtigste Aufgabe der Verfassung. Im Vergleich hiezu ist es von geringerer Bedeutung, daß die Consistorien nicht Träger des Kirchenregiments sind, dasselbe nicht im eigenen Namen führen, wie die Bischöfe, und dem Landesherrn gegenüber schließlich keine äußere Macht haben, die Kirche zu vertreten. Denn wenn die bischöfliche Verfassung überall in der Gefahr steht, in ein einseitiges — das Vorwort sagt: pfäffisches — Wesen zu gerathen, und wenn der Grund und Anlaß hiezu eben darin liegt, daß eine freie Entfaltung der Gaben und Kräfte in dem Regiment der Kirche durch sie beschränkt wird, daß sie die Gabe des Regierens, die doch für das Regiment die entscheidende ist, sobald sie außerhalb der Grenzen des Lehramts sich findet, brach liegen läßt; wenn es hienach die Aufgabe ist, diese Gefahr zu mindern und wo möglich ganz zu überwinden: so ist der Weg, den die Consistorialverfassung unter der Leitung des Herrn zu diesem Ziele hin eingeschlagen hat, gewiß in Ehren zu halten und nicht zu einem Zustande zurückzukehren, der den Gefahren des bischöflichen Regiments Thür und Thor wieder aufthut. Aber vor den Ab- und Irrwegen, die von diesem Wege uns verlocken, ist dann mit um so größerer Sorgfalt und Energie zu warnen. Als ein solcher, durch die Consistorialverfassung keineswegs gebotener Abweg ist allerdings anzuerkennen, daß das Amt der persönlichen geistlichen Aufsicht im Auftrage des Landesfürsten geübt und dadurch die Stellung der Superintendenten und General-

Superintendenten wesentlich verrükt wird. Ihr Amt ist, wie Stahl mit Recht fordert, im eigenen Namen zu führen, ihre Stellung muß als eine reichsunmittelbare im Reiche Gottes auch äußerlich erscheinen und wirken und sie müssen kraft ihres Amtes Beruf und Auftrag empfangen, die Kirche auch dem Landesherrn gegenüber vollgültig zu vertreten und in ihrem Namen zu sprechen. Zu dem Ende müssen sie sowol selbst aus eigenem Antriebe zusammentreten können, so oft das Interesse der Kirche es erfordert, als auch dieses ihr Zusammentreten muß in bestimter Ordnung geregelt und über die Grenzen der Territorial- und Nationalkirche hinaus ermöglicht und befördert, und damit der Gedanke eines allgemeinen Conzils der evangelischen Christenheit wieder aufgenommen werden. Wir meinen zwar nicht, daß dieser Beruf den General-Superintendenten und Superintendenten dermalen gänzlich fehle, vielmehr glauben wir, daß ihre reichsunmittelbare Stellung eine mit dem Amt selbst, seiner Natur und seiner Aufgabe unzertrennlich und unauslöschbar verbundene ist, die sich in vielfacher Weise lebendig zeigt und belebend für die Kirche wirkt. Aber es fehlt allerdings an der dieser inneren Natur der Sache entsprechenden Organisation und diese könte und solte uns jezt als eine für reif erkante Frucht unserer kirchlichen Entwicklung und der sie betreffenden Erkentnis unverzüglich gewährt werden.

Hiemit im engsten Zusammenhang steht die Stellung der Consistorien selbst. Zwar müssen wir auch hier hervorheben, daß das Amt, das sie im äußeren Auftrage des Landesherrn, aber im inneren von dem Herrn der Kirche empfangenen Berufe üben, weit hinausgreift über die Grenzen jenes äußeren Auftrages und eine Macht und Gewalt besizt, die keine irdische Krone verleihen kann. Es ist deshalb auch nicht richtig, wenn dem Landesherrn gegenüber die Möglichkeit, die Kirche wirksam zu vertreten, den Consistorien gänzlich fehlen soll. Vielmehr muß man anerkennen, daß die innere Bedeutung ihrer Stimme auch in solchen Fällen im Wesentlichen der Aufgabe entspricht, die ihnen als Vertretern der Kirche obliegt. So hat z. B. der Protest des lutherischen Oberconsistoriums in Preußen gegen die Aufhebung der Kirchenbehörden im Jahre 1808 zwar augenblicklich diese Aufhebung nicht abgewendet und vor dieser Gewaltthat nicht geschüzt. Aber dennoch war dieser Protest in der That eine vollgültige Stimme der lutherischen Kirche in Preußen selbst, und hat sich sowol damals als später kräftig erwiesen zur Erhaltung des Rechts der lutherischen Kirche auf die ihrem Wesen entsprechende, eigentümliche und selbständige Verfassung. Indessen es muß freilich anerkant werden, daß diese Selbständigkeit der Kirchenbehörden und der Vertretung der Kirche eine unvollkommene und ungenügende ist, und daß auch hier Hand angelegt werden muß, die Verhältnisse so zu gestalten, wie dies dem Wesen der Sache entspricht. Sehr viel wird in dieser Beziehung bereits geschehen sein, wenn die eben erwähnte Selbständigkeit der Ephoren festgestelt wird. Denn

dies muß auch auf die Thätigkeit der General-Superintendent und der geistlichen Räthe in den Consistorien und auf die B deutung aller von ihnen mit getragenen und vorzugsweise ve tretenen — denn hiezu bleibt das Lehramt auch in der Co sistorialverfassung vorzugsweise berufen und befähigt — A der inneren Kirchenleitung von dem größten Einfluß sein. kann und soll aber allerdings mehr geschehen. Die Kirchenb hörden des Landesherrn müssen sich äußerlich als solche unte scheiden von den Staatsbehörden. Denn es gehört schon ei nicht gewöhnliche Einsicht in die Kirchenverfassung dazu, d Königlich der Königlichen Regierung von dem Königlich d Königlichen Consistoriums zu unterscheiden, und die Gegner h ben der einsichtslosen Masse gegenüber gar leichtes Spiel, we sie aus dieser Gleichheit des äußeren Zeichens der Autorit auf die Gleichheit ihrer inneren Natur einen Schluß zieh Es war deshalb ein guter und heilsamer Gedanke unsers the ren Königs Friedrich Wilhelms IV., daß er bei Errichtung d „Evangelischen Oberkirchenraths" dieser obersten Kirchenbehör das Prädikat „Königlich" versagte. Es müßte dies aber je auch auf die Consistorien ausgedehnt und damit ihre Stellu als reiner Kirchenbehörden richtiger und bestimter gezeichn werden. Aber es müßten auch die noch immer in der Verwa tung der Regierungen befindlichen externa endlich — endlich d Consistorien ausgeantwortet, der lezteren Unabhängigkeit von d Einwirkung der Staatsbehörden feierlich anerkant und der We geebnet und geregelt werden, auf welchem die landesherrliche Entscheidungen und Entschließungen ohne jede Vermittelung d Staatsbehörden der Kirche zu Teil würden. Auf diese Punk würden unseres Erachtens die Reformen und Ergänzungen d Consistorialverfassung zunächst zu beschränken sein. Denn d Organisation der Consistorien selbst wie des Oberkirchenrath namentlich der Modus der Besetzung dieser Behörden, die Frag wer das Präsidium zu führen habe, ob ein Geistlicher od Laie, welche Stellung den General-Superintendenten in de Collegium gebührt und ob nicht in dem Oberkirchenrath Ein geistlichen Spitze eine ähnliche Stellung einzuräumen sei: d Alles ist von untergeordneter Bedeutung, je nach Zeit u Verhältnissen, je nach der Verschiedenheit der Gaben und Kräf sehr verschiedener Behandlung fähig. Ja, es fragt sich, ob eben deshalb überhaupt gerathen sein kann, sich die Hände z binden und nicht vielmehr Alles in solcher Freiheit zu belassen, d die Verwendung der Kräfte, die Gott der Herr gibt, es sei u es wolle, zu gemeinem Nutzen in vollstem Maße gestattet.

Fürs Zweite: Wenn Stahl's Aeußerung den Bestan der lutherischen Kirche in Preußen um der unionistischen Te denz und Organisation des Kirchenregiments willen mindeste anzweifelt, so ist das, wie wir glauben, in unsern kirchliche

Verhältnissen nicht begründet. Die lutherische Kirche steht und fällt mit dem lutherischen Bekentnis und der diesem entsprechenden Verkündigung des Wortes Gottes. Das Regiment solcher Kirche kann auf Irrwegen sein, die lutherischen Institutionen können geschädigt, es können ihr fremde Institutionen eingepflanzt werden: immer wird eine solche Kirche, in der lutherische Lehre kräftig und lauter erschalt, weit — weit lutherischer da stehen und viel köstlichere Früchte ihres Glaubenslebens tragen, als eine im Regiment und in der Verfassung nicht geschädigte, aber mit rationalistischer Lehre vergiftete Kirche. Hier gilt es art. 7 der Augustana zu accentuiren, hier gilt es auf den Beweis des Geistes und Kraft zu provoziren. Nun sei zwar eiteles Rühmen ferne von uns. Wir kennen die eigenen Schäden sehr wol. Aber das kann und darf, und um der Wahrheit willen und zur Ehre des Herrn und der Kraft seines heiligen Wortes muß es gesagt werden: die lautere Verkündigung lutherischer Lehre ist bei uns nicht erstorben und wo sie im Schwange geht, da ist auch lutherische Kirche. Ja es darf hier an Stahls eigene, oben mitgeteilte Worte erinnert werden, wenn er sagt: „die Kirche, welche die reine Lehre besizt, kann Alles, was ihr sonst abgeht, ohne Widerspruch mit sich selbst erringen und ist jedenfals frei von positiven Hindernissen und Gefährdungen des Heils."

Wir wollen hiemit selbstredend nicht die Wunden verdecken, die uns die Unionsmacherei geschlagen hat. Sie sind groß und tief und bluten sehr. Aber selbst die Union ist, wie wir schon oft bezeugt haben, nicht lediglich von dieser Seite zu betrachten und zu würdigen. Sie hat in der Hand des Herrn dazu dienen müssen, nicht nur den Schatz der lutherischen Kirche uns wieder wert und theuer zu machen, sondern sie hat auch das Auge richten gelehrt und die tiefste Sehnsucht hingewendet auf die rechte, wahre, endliche Union aller Kirchen des Herrn auf Erden zu der Einen heiligen Gemeinschaft, der Einen Herde unter Ihm, dem Einen Hirten. Hier wollen wir nicht zurück, sondern vorwärts und die Treue gegen lutherisches Bekentnis und lutherisches Leben und Wesen soll uns die Thüre sein zu diesem lezten Ziele der Verheißung, auf welches wir hoffen. Auch hier sei erinnert an Stahls schönes Wort: „Eine Annäherung unter den drei Confessionen durch eine wiederholte Erprobung und Sichtung des Werkes der Reformation ist eine tiefgegründete Forderung an unsere Zeit."

(Schluß folgt.)

Grabbe.

Unter unsern Dichtern neuerer Zeit ist Grabbe ein vielgenanter Name und seine Gedichte haben besonders in der Literatur des „Jungen Deutschlands" vielfach Lob und Anerkennung gefunden. Er zeichnete sich unter diesen auch allerdings dadurch vorteilhaft aus, daß er wirklich producirte, während andere nur kritisirten und raisonirten, und die Produktivität seines Geistes erhelt schon aus der einfachen Angabe seiner Schriften, die er während seines kurzen Lebens von kaum 35 Jahren hervorgebracht hat: Herzog Gothland, Don Juan und Faust, Aschenbrödel, Geschichte der hundert Tage, Kaiser Friedrich Barbarossa, Kaiser Heinrich VI., Hannibal, die Hermannsschlacht und mehrere kleine Stücke. Aber wenn je einen begabten Menschen sein Talent nicht glücklich gemacht hat, so ist es Grabbe, wie ein kurzer Blick auf sein Leben und seine Schriften zeigen wird. Nichts ist geeigneter als dieses Leben, die Wahrheit des Ausspruchs zu beweisen: dem Genie sind die Schlangen in die Wiege gelegt. Und wer ein schönes Talent von Gott empfangen hat und vergißt, daß er nun auch seine Person als Träger dieser edlen Gabe Gottes rein am auswendigen und inwendigen Menschen erhalten soll, wer sich vielmehr selbst in fleischliche Lüste verderbt und sich dadurch als ein unsauberes und unwürdiges Gefäß der kostbaren Gottesgabe erweist, den trift unausbleiblich doppelte Verantwortung und Strafe.

Wir übergehen die, wie sein Biograf Duller sagt, von Grabbe selbst ausgesprochene und dann von jenem in die Welt hineingeschriebene Beschuldigung gegen die Mutter des Dichters, es sei diese eine schmutzige, bösartige, halbverrückte Natur gewesen, die ihrem Sohne von zarter Kindheit an täglich Brantewein dargeboten, auch solchen beim Schlafengehen ihm vors Bett gesezt habe und so die Schuld von des Sohnes nachherigem leiblichen und geistigen Verderben trage. Eine solche diabolische Verachtung des vierten Gebots wird den armen Menschen vor einem unparteiischen Forum nicht gerechtfertigter erscheinen lassen, als wenn er Gott selbst die Schuld seines Elends beimäße; es ist nur die nichtige Ausflucht jener verblendeten Menschen, die nicht sehen wollen, daß die Sünde der Leute Verderben ist, Gott aber will, daß allen Menschen geholfen werde. Duller hätte sich vor allem hier seiner eignen Bemerkung erinnern sollen, daß Grabbe die seltsame Gewohnheit hatte, meist das Gegenteil von dem zu sagen, was er eigentlich meinte.

Nichts ist hohler und bodenloser, als jene Biografie Grabbes von Duller, womit dieser die „Hermannsschlacht" dem Publikum

übergibt und die mit dem poetischen Ausspruch beginnt: „Sterbend schuf Grabbe der deutschen Nation die Hermannsschlacht. Dies Vermächtnis ist ein Mahnbrief an die Zeitgenossen, daß sie dem Todten gewähren mögen, was der Lebende entbehren muste — nicht den Lorbeer (den gab ihm die Gattin ins Grab mit), sondern Gerechtigkeit! Denn selten hat wol ein deutscher Dichter erduldet, was Grabbe hauptsächlich in seinen lezten Jahren erdulden muste, die Verfolgung des Gerüchts. Selbst über seinem Grabe schwärmt es bis heute noch, den süßen heiligen Schlummer ihm misgönnend". Fragt man nun, was denn Grabbe eigentlich hat erdulden müssen, und wo ihm Gerechtigkeit versagt ist, so antwortet Duller: Gleich von seiner Geburt an: er hätte eine andere Mutter haben müssen; die hat sein Leben schon gleich als zartes Kind vergiftet. Auch war sein Vater ein ganz subalterner Mann von geringem Stande. Indessen findet er schon auf der Schule am Archivrath K., der sich für den begabten Jüngling interessirt, einen väterlichen Freund und hülfreichen Gönner; er geht zum Studium der Jurisprudenz nach Leipzig, erregt durch seinen schon da angefangenen Herzog Gothland die Aufmerksamkeit und Teilnahme Tieks in Dresden, komt nach vollendeten Studien nach Detmold zurück, besteht sein Examen, wird Rechtsanwalt und ist es zwei Jahre „von ganzem Herzen". „Aber bald begann er die Nüchternheit seines Berufs schmerzlich zu empfinden und wünschte oft Handwerker zu sein". Er komt nun auf den Gedanken, sich der Geschichte zu widmen, verlangt von der Regierung, sie solle für ihn eine extraordinaire historische Stelle schaffen, und weil die Regierung dies völlig unbefugte Ansinnen zurückweist, „spaltet sich sein Wesen, unheilbarer und bitterer Groll vergiftet von nun an sein Leben" (!). Indes wird er bald mit Uebergehung älterer Competenten Militairauditeur, gibt auf Anregen eines befreundeten Buchhändlers zwei Bände dramatische Dichtungen heraus, welche Aufsehn erregen, was ihn sehr glücklich macht. Noch mehr, versichert Duller, beglükte ihn seine nach oft mislungenem Bemühen endlich durchgesezte Verheiratung mit der Tochter seines obengenannten väterlichen Freundes. „Allmälig aber verstimte ihn die Last (?) seiner Amtsgeschäfte; er fing an sie zu vernachlässigen; er suchte Gesellschaft und fand auf die Dauer keine, welche ihm zusagen konnte; fast täglich kehrte im trauten Verkehr mit seiner Gattin die Klage wieder, daß er nicht nach seinen Kentnissen befördert, daß er mit herz- und geistlosen Menschen umgehen müsse". Später hat er den Einfall, er sei zum Feldherrn geboren und müsse Soldat werden. Er schreibt also an den Fürsten, er möge ihn zum Hauptmann ernennen, was natürlich nicht geschieht. Als er nun durch ein Regierungsrescript erinnert wird, daß man seit einiger Zeit die prompte Besorgung seiner Geschäfte vermisse, so verlezt ihn diese Zurechtweisung aufs tiefste. „In der ersten Aufwallung bat er um seine Entlassung". Der gütige Fürst bewilligte ihm statt deß einen Urlaub auf 6 Monate und läst auf eigne Kosten seine Amtsgeschäfte ordnen und die Rückstände abarbeiten. Nach Ablauf dieser geraumen Frist komt Grabbe — fast unglaublich — um Verlängerung des Urlaubs und Erlaubnis zu einer Reise ein. Diese wird ihm abgeschlagen und er zur Erklärung aufgefordert, ob er auf seinem frühern Entschlusse, den Dienst zu quittiren, beharre oder nicht. Er ist willens, sein Amt wieder anzutreten, geht deswegen zu dem betreffenden Regierungsrath; da er aber „die Gewohnheit hatte, meist das Gegenteil von Dem zu sagen, was er dachte und empfand", so spricht er auch jezt das Gegenteil von dem aus, was er beabsichtigte. Also erhielt er seinen Abschied. „Grabbe stand wie entgeistet, vernichtet; als er wieder zur Besinnung kam und das Los, das ihm gefallen war, in seiner ganzen Schwere erwog, tobte er in entfesselter Leidenschaft gegen sich selbst". Er verläst nun ohne seine Frau Detmold und geht nach Frankfurt a. M., wo er mit der Hermanschen Buchhandlung in Verbindung stand, fand aber auch hier, „da die Sorge um seine zukünftige Existenz ihn jezt jeden Augenblick peinigte", den ersehnten Frieden nicht (obwol er doch an Duller, der in Frankfurt lebte, einen gewiß nicht „faden und herzlosen" Freund hatte). „Er stand sehr einsam und isolirt, wurde von Tage zu Tage einsilbiger und mismutiger. Von Frankfurt geht er nach Düsseldorf zu Immermann, „den aber Grabbes Glut nicht erwärmte". (Von der entsetzlichen Verkommenheit Grabbes wird man sich eine entfernte Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß Immermann damals dem Ref. schrieb: „Grabbe sei schon seit drei Tagen bei ihm, er habe aber noch kein vernünftiges Wort aus ihm herausbringen können, wie es eigentlich mit ihm stehe; er scheine ihm das Opfer einer zu Detmold gegen ihn aufgekommenen, auf philisterhafter Anschauung beruhenden Intrigue zu sein".) Er zieht sich auch hier allmälig in die Einsamkeit zurück; seine Kränklichkeit nimt zu, er verläst auch Düsseldorf, wendet sich wieder nach Detmold und stirbt hier bald darauf an der Magenschwindsucht.

Das ist nun, was der Dichter Schweres erduldet hat und die ihm versagte Gerechtigkeit, welche Duller den Zeitgenossen ins Gewissen schiebt. Der Leser wird aber die Wahrheitsliebe und Glaubwürdigkeit dieses Biografen am besten daraus abnehmen, wenn er in jener Skizze liest: „Am 26. Mai 1836 kam Grabbe in Detmold an. Von der Gattin treu gepflegt, erholte er sich hier bald wieder so weit, daß er die Hermannsschlacht vollenden konte" ꝛc.; und wenn er dann damit folgende, auf den vollgültigsten Zeugnissen noch Lebender beruhende Thatsachen vergleicht: Grabbe ist am 26. Mai von Düsseldorf nach Detmold kommend im Gasthause zur Stadt Frankfurt abgestiegen und hat daselbst bis zum 25. Juli gewohnt, ohne in der ganzen Zeit seine Gattin nur einmal gesehen oder mit ihr in mittelbarem Verkehr gestanden zu haben. Erst nachdem seine Krankheit immer deutlicher Symptome baldiger Auflösung zeigte, ist er auf den Wunsch des Gasthofbesitzers M. und der Freunde

des Dichters in seine Wohnung, und zwar weil die Gattin sich weigerte, ihn aufzunehmen, in polizeilicher Begleitung geführt worden.

Eine ähnliche Entstellung der Wahrheit ist die Phrase, daß sich Grabbes Wesen durch die versagte historische Stelle unheilbar gespaltet habe ꝛc. Vielmehr weiß Jeder mit den Verhältnissen näher Bekante, deren viele noch unter uns leben, daß G. sich durch unmäßigen Genuß von Rum und schweren Weinen bei seinem ohnehin schon aufgeregten Wesen selbst ruinirte und seine Gesundheit zu Grunde richtete. Zur Beschönigung dieser seiner Schuld vor sich selbst und vor seiner Frau führte er nun bei lezterer jene völlig aus der Luft gegriffenen Klagen, daß er keine zusagende Gesellschaft finden könne, daß er mit herz- und geistlosen Menschen umgehen müsse, daß er, durch seine bürgerliche Stellung beengt, nicht schaffen könne, wozu ihn der Genius treibe, und daß ihm dadurch seine ganze Existenz und der Aufenthalt in seiner Vaterstadt unleidlich werde. Man kent ja die Eigenschaft grade solcher unglücklichen, dem Trunk ergebenen Menschen, immer die Schuld ihres Elendes von sich weg auf Andere oder auf die Verhältnisse zu schieben, und dies ist es, was Duller in die hochtönende Phrase kleidet: „Dieser seltsame Character hatte die Gewohnheit, meist das Gegenteil von dem zu sagen, was er dachte und empfand". Was namentlich den Umgang betrift, so war grade damals in Detmold ein nicht unbedeutender Kreis literarisch gebildeter, für Poesie und Kunst sich interessirender Männer, die Grabben alle nahe standen und ihm entschieden wolwolten, auch große Geduld mit seinen oft sehr lästigen Sonderbarkeiten hatten.

Unter solchen Umständen, wie die dargestelten, wird es nicht befremden, daß Grabbe als Mensch und als Dichter zu Grunde ging und daß er statt schöner, lichter Gebilde poetischer Kunst vielfach nur Carricaturen hervorbrachte, wozu wir namentlich seine Hermannsschlacht rechnen müssen, wie jeder, der sie liest, zugeben wird. Wir fassen unser Urteil über Grabbes dichterische Productionen in folgendem zusammen: Der Hauptvorwurf, der ihn trift, ist der: seine Poesie ist unwahr. Sie ist voll gesuchter Witze, gemachter Redensarten, verunglückter Anspielungen. Zu den humoristischen Derbheiten, die nur zu oft ins schmutzige und zotenhafte ausarten, fehlt doch die kecke Ursprünglichkeit und die trotzige Natur, sowie die Schilderungen der Liebe und der Leidenschaft, die rechte Andacht der Seele und die dichterische Versenkung in den Stoff. Grabbe hatte die eigene Leidenschaft, seinen Ehrgeiz und den Unmut über die Hindernisse der Entwickelung seines geistigen Lebens zu wenig überwunden, ja er schlte zu sehr sein geistiges Unvermögen, jene Hindernisse, die ihr in seinem dissoluten, zuchtlosen Leben lagen, zu besiegen, als daß er wie ein wahrhafter Humorist über sie scherzen, oder als wahrhafter Dramatiker sich in die Freuden und Leiden poetisch geschaffener Personen hätte versenken können. Sein trauriges

eheliches Leben hatte nur zu bald den Traum seiner Liebe verscheucht und ihm das unbefangene Vertrauen auf die irdische Verwirklichung des Wahren und Guten geraubt, als daß er ein naiver Darsteller natürlicher Empfindungen und einfacher Zustände sein könnte. In dieser Halbheit, weder Gott vertrauend und mit seiner Hülfe die Welt überwindend, noch der Welt und Natur mit unbefangener Liebe zugethan, wurde er dem unseligen Zeitgelüste nach dem Pikanten, Barocken, Frechen dienstbar; und diese Dienstbarkeit hat seinen Werken einen Ton gegeben, der jedes wahr empfindende Gemüt zurückstoßen muß.

Nachrichten.

Hannoverische Zustände.

Die Versamlung zu Celle.

Indem ich mich anschicke, Ihnen über die Celler Versamlung zu berichten, will ich doch nicht verhehlen, daß ich am liebsten darüber schwiege, auch ohne eine bestimte Erinnerung die Feder nicht ergriffen haben würde, nicht weil nach dem bisher Erlebten wieder neue Ungeheuerlichkeiten vorgekommen wären, dawider sich die Feder sträubte, sondern weil eben gar nicht Neues vorkam. Es war eine langweilige Versamlung, in der das hundert Mal in allen Zeitungen wiedergekäute Geschwätz vom „bisherigen inneren Glaubenszwang, Heuchelei, hierarchischem Gelüste, Priesterherschaft, und daß nun unter Herrn Baurschmidt eine neue glückselige Zeit in der Kirche anbreche" ꝛc. ꝛc., abermals aufgewärmt und den werten Gästen zur abermaligen Verspeisung vorgesezt wurde.

Der Vice-Präsident Baurschmidt eröffnete „nach Ausscheidung der ungeeigneten Mitglieder" die Versamlung, welche aus 4 Thier-Aerzten, 10 Gastwirten, 8 Schmiedemeistern, etlichen Aerzten, Advokaten, dem Präsidenten des National-Vereins, dem Professor Ewald, und 400—500 Landleuten nebst etwa 30 Pastoren bestand, mit seiner bekanten fadenscheinigen Sentimentalität, deren nähere Darlegung Sie mir wol gern erlassen, zumal sie um so unerquicklicher erschien, als sie in Form eines Gebetes zu Tage kam. Dann gab er sein Präsidium an einen politischen Pastor aus dem Lande Hadeln ab und schlug zum Vice-Präsidenten den Präsidenten des National-Vereins vor. Es ist gewiß sehr bezeichnend, daß dieser Mann nun auch hier ein Stück vom Präsidium hat und zeigt aufs neue die nahe Verwandschaft dieser ganzen Bewegung mit den politischen Treibereien. Hierauf folgte eine unermeßlich lange Petition, welche deren Verfasser, der Bürgermeister von Hildesheim, verlas, und worin unter den obligaten Schmähungen die bekanten Forderungen in Betreff der Berufung und Zusammensetzung des Popanzes der Synode zu Tage kamen.

Die Petition war gar zu lang, die Geduld der Versamlung ward auf eine Feuer-Probe gestelt, und die Vorwürfe waren gar zu drastisch, so daß Herr Redepenning um Abkürzung bat, weil unmöglich voraus-

gesezt werden könne, daß die Versammelten behalten könnten, warum sie bitten sollten, dem stimmte Pastor Sulze bei und forderte außerdem, daß die Schmähungen und Verdächtigungen der Orthodoxen weg bleiben müßten. Diese Schmach würde schließlich auf die Petenten selbst zurückfallen, wie neuerdings einer seiner Gegner (Consistorialrath Münchmeyer), der doch sittlich ein so hochstehender Mann sei, so ganz ungerechter Weise verdächtigt worden sei. Wie diese Aeußerung dem Pastor Sulze zur Ehre gereicht, so richtet sich umgekehrt die Erwiderung des sonst durchaus hierher gehörigen Senior des geistlichen Stadt-Ministerii von Hannover „Auf einen groben Klotz gehöre ein grober Keil". Dieses war übrigens die einzige Plattheit, welche in der Versammlung vorkam, die sich sonst in den Schranken des Anstandes hielt, welchen eine Versammlung in der Kirche so gebieterisch forderte.

Dieses waren die einzigen Gegenstände der Discussion; weil aber doch die Petition nicht wol umgegossen werden konnte, auch die Unterschreibung derselben ihre großen Schwierigkeiten gehabt haben möchte, so einigte man sich in dieser Verlegenheit gern zu dem Vorschlage: „Indem wir den Geist der Petition als den unsrigen anerkennen, schließen wir uns unbeschadet etwaiger abweichender Anschauungen einzelner Aeußerlichkeiten der Petition an". So sollte die Petition von dem Comité Namens der Versammlung unterschrieben und an den König gebracht werden.

Damit war denn der Zweck der berufenen Versamlung erledigt. Es folgten nun noch einige Herzens-Ergüsse und Anträge über Abschaffung der Abrenuntiation, die mehr und mehr zu erstrebende völlige Beseitigung des neuen Katechismus, über Absetzung der widerspenstigen Pastoren, und daß man sich nicht mehr mit einem Wolfahrtsausschusse begnügen dürfe, sondern in allen größeren Städten dergleichen zu errichten wären. Alles immer unter Zustimmung der Versammelten, welche sich wol herzlich nach dem Schlusse sehnten, denn man hatte schon über vier Stunden der Abwickelung des Stückes zugeschaut. Spieler und Zuschauer waren wol herzlich froh, als endlich 5½ Uhr Herr Baurschmidt unter höchster sentimentaler Bewegung abschloß.

Abends ging es denn etwas lustiger zu, zumal der bekante Senior von Hannover einfließen ließ, daß er den Namen des Consistoriums gar nicht aussprechen könne, ohne immer den Hut abzunehmen und diese Aeußerung mit der entsprechenden Geberde begleitete. Nachdem man gegessen, getrunken, getoastet und telegraphische Depeschen an Gleichgesinte abgelassen, auch den Landleuten alles mögliche Gute vorgesprochen, so daß sie höchst erbaut waren von ihrer guten Aufnahme, ging man nach Hause.

Begrüßt war die Versamlung von dem Durlacher Comité: Zittel, Schenkel und — — Rothe.

Abseiten der betreffenden geistlichen Stellen war die schöne Stadtkirche zu Celle der Versamlung eingeräumt, was das Comité selbst kaum für möglich hielt. Der Regiments-Commandeur aber verweigerte seinen Musikern, dieser Gesellschaft Abends bei Tafel zu dienen. Man mußte von Braunschweig zu diesem Zwecke die Capelle des dortigen Husaren-Regiments kommen lassen. Schließlich wird jedem der sogenanten „Vertrauensmänner" ein gedruktes Exemplar der Petition samt Zugabe eingesandt werden, wofür sie 1 Thlr. zur Bestreitung der Kosten zu zahlen haben.

Ein oder zwei Tage vor der Versamlung erschien unter Genehmigung des Cultus-Ministeriums ein Consistorial-Rescript, welches die Beibehaltung oder Weglassung der Abrenuntiation bei der Taufe in die Willkür jedes einzelnen Gemeindegliedes stelt. Wenn es der Pastor wider sein Gewissen hält, ohne die Abrenuntiation zu taufen, so muß er darüber einen Schein ausstellen. Dann kann das Kind taufen, wer will, der betreffende Pastor darf dann auch keine Ansprüche auf die Stolgebühren erheben. Während bei jeder Gelegenheit tausendfältig als Grund, warum man die Abrenuntiation nicht haben will, die Leugnung der Existenz des Teufels ausdrücklich hervorgehoben worden ist, sagt das Consistorium, wenn dieses der Grund wäre, „so hätten wir viel eher in solcher Begründung einen Beweggrund zu finden gehabt zur bessern Vermeidung auch des Scheins der Nachgibigkeit gegen falsche Lehre an dem nur dem Irrigen oder Ungläubigen anstößigen Gebrauche mit um so größerer Strenge festzuhalten." Also man will auch nicht einmal den Scheine der Nachgibigkeit gegen falsche Lehre Raum geben, und doch sieht das ganze Rescript, namentlich in Verbindung mit den vorliegenden Thatsachen, so aus, als wenn es pure Nachgibigkeit gegen falsche Lehre wäre. Ich muß wenigstens gestehen, daß mir diese Logik zu hoch ist. Ich habe nichts anderes, als eine neue Conzession darin sehen können. Die Rechtsfrage, wie man einen Pastor, der einfach bei der zu Recht bestehenden Kirchenordnung bleibt, auf deren strikte Wahrung das Consistorium so sehr gehalten hat, deshalb um die ihm zustehenden Gebühren bringen könne, ist mir vielleicht, als einem des Rechtes Unkundigen, noch weniger klar.

Dieses Rescript kam ein Par Tage vor dem Celler Kirchentage. Wenige Tage nachher, unter dem 29. April, erschien die Königliche Proklamation, die Berufung einer „Vorsynode" betreffend. Sie hat auf die Celler Petition weiter keine Rücksicht genommen.

Beide Aktenstücke sind ein Zeichen der Zeit.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 27. Mai. № 42.

Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten. Von Stahl. Zweite Ausgabe. Neue erweiterte Ausarbeitung. Erlangen. Verlag von Theodor Bläsing. 8. S. X und 484.

(Schluß.)

Fürs Dritte: Unbedingt schließen wir uns dem an, was Stahl über Presbyterial- und Synodalverfassung, dieses Schiboleth unserer Tage, so meisterhaft ausführt. Zwar fürchten wir weniger die von Stahl besorgte Legalisirung der Union durch die Landessynode, wenngleich einflußreiche Mitglieder der obersten Staats- und Kirchenbehörden grade dieses Ziel vorzugsweise verfolgen mögen. Aber wir zweifeln keinen Augenblick, daß nur zu bald Stahls Weissagung über das sofortige Hinausgreifen der in der Synode entbundenen feindlichen Mächte über Bekentnis, Union, Christentum bis zu den Grenzen der Gottesleugnung hin sich erfüllen würde. Es ist ein Wagnis sonder Gleichen, die Heilung unserer Krankheit von der Verstärkung der Mächte zu suchen, die die Krankheit erzeugen, ja selbst diese Krankheit sind. Es ist ein Wagnis und eine Thorheit sonder Gleichen, denn es ist unerhört, nicht nur daß Blinde den Blinden den Weg weisen sollen, sondern daß Blinde sehend werden sollen dadurch, daß man ihnen die Augen blendet. Wenn man unser christliches Volk in die Verstockung hineintreiben will, dann muß man diese Wege gehen.

Wir wissen indessen sehr wol, daß man diese Wege in der besten Meinung verfolgt, daß man wirklich hofft, — und diese Hofnung als eine Kraft und Probe des Glaubens an das heil. Geistes Wehen und Walten betrachtet — es werde die Wahrheit auch auf den Synoden siegen, weil eben die Pforten der Hölle sie nicht zerstören können, und wir haben aber auch wenig Hofnung, daß man auf diesem Wege inne halten, sich besinnen und umkehren werde.

Wir fragen deshalb schließlich: was haben die treuen Anhänger der lutherischen Kirche bei solcher Gestaltung unserer kirchlichen Verhältnisse zu thun?

Stahl spricht mehrfach von dem bevorstehenden Ausscheiden aus der Kirche des Landes und der Neubildung lutherischen Lebens auf Grund des alten Fundamentes. Wir leugnen nicht, daß es möglicher Weise auch dahin kommen kann. Indessen eine solche Separation ist grade um der Verfassung unserer Kirche willen unter allen Umständen ein großes Unglück und ein großes Wagnis. So lange es daher möglich ist, selbst unter einem die lutherische Kirche verfolgenden Kirchenregiment ohne Verleugnung der lutherischen Kirche und ihres Bekentnisses auszuharren und im Stillen für die Erhaltung des echten Samens auf bessere und fröhlichere Tage hin zu wirken, wird dies jederzeit der Separation vorzuziehen sein. So wird der Kirche des Landes das Salz nicht entzogen und die Umkehr zu der Wahrheit sehr wesentlich erleichtert werden, während die Separation eine tiefe Kluft begründet und eine Grenze zieht, die äußerst schwer wieder Raum gibt zu erneutem Leben der Landeskirche.

Aber auf der andern Seite müssen wir immer bestimter warnen vor jeder Beteiligung an der Ausführung der Maßregeln, die zur Demokratisirung der Kirche führen müssen. Stahl hält allerdings für die Ortsgemeinde (ja selbst für die Ephorien) die Einführung einer Gemeinde-Repräsentation für unbedenklich, während er bezeugt, daß sie der lutherischen Kirche fremd ist, diese vielmehr eine Thätigkeit der Gemeinde nur in allen ihren Hausvätern kent. Wir können diese Organisation der Ortsgemeinde nicht für unbedenklich halten. Sie führt eben den Gedanken der Repräsentation für Dinge und Verhältnisse ein, in denen eine Stellvertretung ausgeschlossen ist, weil sie nie und nimmer die Verantwortung vor Gott zu decken vermag. Die interna der Kirchenleitung sind heilige Angelegenheiten des Gewissens und Glaubens und können und sollen nur mit dem vollen Bewußtsein der eigenen Verantwortung von jedem stimmfähigen Gemeindegliede selbst erwogen und beschlossen werden. Stahl sagt, daß sich kein Christ dessen entäußern könne, was ihm in seinem Priestertum gegeben ist. Das ist echt lutherisch und echt christlich. Es ist deshalb in hohem Grade bedenklich, einem Anderen diese Rechte zu übertragen, weil die Pflichten doch auf uns ruhen bleiben. Das ist das Erste. Das Andere aber, was gegen die Beteiligung an der Repräsentation der Ortsgemeinde spricht, ist die Gewißheit der Absicht in Betreff des weiteren Ausbaus der Synoden auf demokratischen Majoritätsprinzipien. Man legt eben den Grund zu diesem weiteren Bau. Und das ist doch gewiß keine gleichgültige und unbedenkliche Sache, wenn dieser Bau selbst als verderblich erkant ist. Wir haben schon früher in diesen Blättern ausgesprochen, daß diese Erwägung den, der der Anordnung der Obrigkeit Gehor-

sam schuldig ist, nicht veranlassen darf, diesen Gehorsam zu versagen und damit sich die Thür zum Amt der Verkündigung der reinen Lehre zu verschließen. Aber wir haben ebenso bestimt schon früher hervorgehoben, daß wer als Gemeindeglied nur Erlaubnis und Aufforderung zu dieser Beteiligung empfängt, auch die ganze Verantwortung für dieselbe trägt, und daß dieser sich nur beteiligen darf, wenn er in seinem Herzen gewiß ist, daß diese Beteiligung mit Stahl für unbedenklich zu achten ist und daß er diese Verantwortung auch wirklich zu tragen vermag.

Hiemit scheiden wir denn dankbaren Herzens von diesem köstlichen Vermächtnis unsers großen Lehrers und unvergeßlich theuren Freundes, den wir mit Recht als einen Fürsten nach der Gabe der Erkentnis unter uns geachtet haben. Sein Andenken zeuge unter uns fort und fort heiligen Eifer für die Wahrheit und inbrünstige Liebe für die Kirche des reinen Worts und Sacraments!

Nathan der Weise.

Rechtfertigung Lessings gegen Einen seiner Verteidiger.

Ein neuerlich in Berlin gehaltener und bald darauf veröffentlichter Vortrag über Lessings Nathan den Weisen hat uns mit der wunderlichen Entdeckung überrascht, daß Lessing mit der Dichtung von den drei Ringen, die er seinem Nathan in den Mund legt, nicht hat andeuten wollen, wie alle Welt bisher gemeint, daß der christliche Glaube, so wenig wie Judentum und Islam, als ächte Gottes-Offenbarung sich erweisen lasse, sondern er habe nur, gleich mancher neueren Schule, gegen die besondern christlichen Confessionen polemisirt, die ächte christliche Religion werde durch dieses bei den Gläubigen bisher so übelberüchtigte Gleichnis nicht berührt. Diese Verteidigung Lessings verstößt gegen die Wahrheit und verträgt sich auch nicht mit Lessings tiefer gehendem Geist. Es ist ja offenbar, daß der verstekte Angriff des aus dem „weisen" Juden redenden Christen gegen das Christentum, als die allein wahre göttliche Heils-Offenbarung, insbesondere gegen den zweiten Artikel des apostolischen Glaubensbekentnisses gerichtet ist. Denn ist Jesus Christus Gottes eingeborner Sohn, durch den heiligen Geist von der Jungfrau Maria geboren, ist Er für die Sünde der Welt gestorben, am dritten Tage aber unsterblich von den Todten auferstanden und dann in verklärtem Leibe aufgefahren gen Himmel, wird Er einst wiederkommen zu richten die Lebendigen und die Todten, wie das apostolische Glaubensbekentnis und die heilige Schrift des N. T. bezeugt, so ist das Christentum als die alleinige Heilslehre beglaubigt. Nur wer die übernatürliche Geburt des Sohnes Gottes, seinen Versöhnungstod und seine Auferstehung und Himmelfahrt nicht als geschichtliche Thatsachen anerkent und Jesu Wiederkunft zum Weltgericht nicht erwartet, also von dem allgemeinen Glauben aller christlichen Confessionen, der sich an diese grundlegenden Heilsthatsachen hält, abweicht und ihn verwirft, kann, wie der Jude Nathan, meinen, daß die Christenheit so wenig als Juden und Moslems sicher sein darf, im Besitze des ächten Ringes sich zu befinden.

Lessing war ein viel zu scharfsinniger Geist, als daß er dies nicht eingesehen haben sollte. Ob aber seine persönliche Meinung mit der Ansicht, die er seinem Nathan unterlegt, übereinstimt, dies geht wenigstens aus dem Drama selbst nicht hervor und der Dichter hätte gegen eine solche Vermutung, auch wenn sie gegründet sein sollte, sich mit der Hinweisung auf die ganze Anlage seines Gedichts vor jedem menschlichen Gericht rechtfertigen können. Sämtliche Personen, die sich so kühle, ja so ablehnend gegen den Glauben an göttliche Offenbarung verhalten, sind so gezeichnet, daß man nach ihrem Bildungsgange, nach ihren Schicksalen und ihrer Lebensstellung nichts Besseres von ihnen erwarten kann, ohne für ihre freigeisterischen und geistesleeren Aeußerungen den Dichter selbst verantwortlich zu machen. Insbesondere gilt dies, namentlich was den Widerwillen gegen den spezifisch christlichen Glauben betrift, im höchsten Grade von dem Helden des Stücks, von Nathan dem Weisen.

Nathan war ein Jude, ein reicher, aufgeklärter, sehr großmütiger Jude, aber doch ein Jude, und von einem Juden, auch einem aufgeklärten, ist es schon großmütig, wenn er Christum nicht direkt lästert, sondern das Christentum einem mohamedanischen Sultan, wie Saladin war, gegenüber nicht niedriger stelt als den Islam und selbst als das Judentum. Nathan wird der Weise genant, aber bei seinem Selbstgespräch in der Bedenkzeit, die ihm vor Beantwortung der verfänglichen Frage des Sultans, welche von den drei Religionen die wahre sei, gelassen war, stelt er sich wahrlich nicht als weise, sondern in diesem Falle nur als klug oder vielmehr als pfiffig dar. Oder wie soll man sonst das nennen, was man aus seinem Munde hört:

Ich muß
Behutsam gehn! — und wie? wie das? — So ganz
Stockjude sein zu wollen, — geht schon nicht. —
Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder.
Denn, wenn kein Jude, dürft er mich nur fragen,
Warum kein Muselmann? — Das wars! das kann
Mich retten! — Nicht die Kinder blos speist man
Mit Mährchen ab. — Er komt. Er komme nur!

Man wird eingestehn, auf eine weniger edle Weise konnte jene behutsame Verwerfung aller Offenbarung kaum eingeführt werden und, wenn man Lessing dafür verantwortlich machen wollte, konnte er sagen: Was wolt ihr? wer gibt euch das Recht, das für meine Ueberzeugung zu halten, was ich einem schlauen Juden in den Mund gelegt, der einer Schlinge entschlüpfen will, die nach seinem Wahne ihm von einem unumschränkten seines Goldes bedürftigen Despoten gelegt war! Zwar wird Nathan übrigens als der vortreflichste weiseste Mann geschildert, aber doch so, daß man in seiner aufgespreizten Tugend eine Ironie gegen diese religionslose Moral vermuten könnte. Freilich nennt Nathan in bedeutenden Momenten einige Male den Namen Gottes oder die „Vorsicht" (Vorsehung), aber doch in einer Weise, die merken läßt, daß er nur eine moralische Weltordnung, und zwar eine solche, die der moralisch gute Mensch sich selbst erst machen oder einbilden muß, mit dem

eiligen Namen des persönlichen Gottes belegt, wenn man nicht
r Gottes Ehren annehmen will, daß in entscheidenden Augen-
licken der lebendige Gott auch von den Zweiflern geglaubt und
ngerufen wird, während sie in Zeiten der Gemütsruhe in ihre
hilosophirende Glaubenslosigkeit zurücksinken. Nathan sucht sich
urch erstaunlich gute Thaten über die bittersten Verluste zu
östen; „nachdem ich", sagt er,

„drei Tag und Nächt' in Asch
Und Staub vor Gott gelegen und geweint —
Geweint? Beiher mit Gott auch wol gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht;
Der Christenheit den unversönlichsten
Haß zugeschworen." —

Er hatte allerdings vom Fanatismus christlicher Kreuzritter
or 18 Jahren das Entsetzlichste erlitten, und ergreifend ist seine
rze einfache Erzählung:

Ihr wißt wol aber nicht, daß, wenig Tage
Zuvor, in Gath die Christen alle Juden
Mit Weib und Kind ermordet hatten; wißt
Wol nicht, daß unter diesen meine Frau
Mit sieben hoffnungsvollen Söhnen sich
Befunden, die in meines Bruders Hause,
Zu dem ich sie geflüchtet, insgesamt
Verbrennen mußten.

Gewiß war eine solche Erfahrung für ihn keine Einladung,
n christlichen Glauben unparteiisch zu prüfen. Wenige Tage
ch diesem schrecklichen Ereignis wird ihm durch einen Reit-
echt das jüngstgeborne Töchterlein eines vermeintlich christ-
jen Ritters Wolf von Filneck übergeben, damit er nach
n Tode der Mutter sich des Kindes annehme, dessen Vater
hr als einmal ihn selbst dem Schwert entrissen. Er nimt
s Kind auf als Ersatz für seine sieben Söhne und liebt es
tlich, uneigennützig. Der Vater fält bald darauf bei Askalon:
s Kind ist Recha, seine Pflegetochter. Das ist eine edle
nschliche That, wenn wir auch nicht deshalb mit jenem Reit-
cht, der 18 Jahre später als Klosterbruder vor Nathan er-
eint, sagen würden:

Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein beßrer Christ war nie!

Wer aber hat ein Recht zu behaupten, daß der Kloster-
der nicht mehr und nicht weniger als des Dichters eignes
teil ausspräche! Wir freuen uns des Edelmuts, wo wir ihn
en, und wünschen dem edlen Manne, daß er den schönsten
n von Gott empfangen möchte, die Gnade, ein Christ zu
den, der Jesum erkent und seine Glaubensschätze zu fassen
ig wird. Auch jene edelmütige Handlung Nathans gewint
re lebhafteste Teilnahme: nicht aber die gespreizte Großmut,
welcher derselbe in recht ausgesuchter Weise den verschwen-
schen Sultan Saladin mit Massen von Geldsäcken beschenkt,
wenn es Nußschalen wären, und wir würden vermuten, daß
Dichter seinen Helden damit in unserm Urteil absichtlich
absetzen wolle, wenn Lessing nicht mit seinen Zeitgenossen die
wachheit teilte, an großmäuliger Theatertugend ein beson-
s Wolgefallen zu haben, wie denn Minna von Barnhelm
mit größtem Rechte das übermoralische melancholische Tugend-
heldentum ihres geliebten Tellheim spöttisch nekt und endlich
parodirt: ein Zeichen, daß Lessing doch ein Gefühl von der
Geschmacklosigkeit dieser moralischen Ueberspannung hatte.

Uebrigens ist das ganze Stück so angelegt, daß alle die
Personen, welche Nathan zu Proselyten seiner Tugend-Religion
macht, aus allen natürlichen sittlichen Verhältnissen ausgerenkt
sind. Das Drama spielt etwa im Jahre 1192 zwischen der
Gefangennehmung von Richard Löwenherz (1192) nach dem
Tode des Kaisers Friedrich I. († 1190) und Saladins Tode
(1193), unter den verwickeltsten Verhältnissen Palästina's, in
welche Abendland und Morgenland verflochten waren. Saladin
ist nach Lessings Darstellung ein höchst großmütiger und liebe-
voller, aber auch unvernünftiger Despot, der eine kindische Sucht
hat, Geld in Wolthaten zu verschwenden, und von seiner Schwe-
ster Sittah, die ihn an Großmut fast noch überbietet, verhin-
dert wird, sich arm zu machen, indem er sie bereichert. Sittah
selbst aber hat ein Interesse, den Unterschied zwischen Christen
und Moslems gering zu schätzen, wenn sie nur „gute Menschen"
sind, weil sie gern den Bruder von Richard Löwenherz hätte
heirathen mögen, ohne Christin werden zu müssen. Und diese
Ehe, so wie die Ehe zwischen seinem Bruder Melek und Richards
Schwester wäre auch Saladins Wunsch gewesen. Diese beiden
Verbindungen hatte aber der Unterschied der Religion verhin-
dert und darüber ist Saladin sehr ungehalten und die liebende
Sittah stimt in seinen Tadel ein:

Ja wol! Als wär' von Christen nur, als Christen,
Die Liebe zu gewärtigen, womit
Der Schöpfer Mann und Männin ausgestattet.

Bei solchen menschlichen Wünschen kam das Gleichnis von
den drei Ringen diesen beiden Personen höchst angenehm, wie-
wol, wenn ihnen der Glaube wirklich so gleichgültig war, Sit-
tah ja die Ringe, die ihr gleich wertlos oder wertvoll schienen,
ohne Bedenken hätte vertauschen können und Christin werden.
Die nakten „guten Menschen" halten also doch noch etwas auf
das Gewand ihrer Religion und ihre erhabene Gleichgültigkeit
komt zulezt auf Rhetorik hinaus, deren hochtrabende Phrasen
wenig bedeuten. Lessing konnte recht gut wissen, daß er für das
Publikum Zahlpfennige ohne Gehalt mit dem Gepräge von
Goldstücken ausgemünzt hatte.

Der junge 28jährige Tempelherr, der erst in ritterlichem
Stolze Recha aus dem Feuer rettet und jeden Dank dafür aus
Edelmut auf die schnödeste Weise zurückstößt, dann aber als
Tempelherr, der ohne Bruch seines Gelübdes nicht heiraten
kann, die unbändigste Leidenschaft gegen diese vermeintliche Jü-
din zur Schau trägt, ist ebenfalls sehr vorbereitet, um seiner
irdischen Neigung allen Glauben an die christliche Religion, die
er mit dem Schwerte verficht, zu opfern. Und zulezt wird es
sehr zweifelhaft, ob er überhaupt jemals es mit seinem Christen-
tum ernstlich gemeint, ob er nicht unter dem Scheine des Chri-
stentums von jeher dem Islam oder dem völligen Unglauben
angehangen und blos die Brutalität der Tempelritter, die seinem

heftigen Charakter entsprach, als eine geeignete Maske angenommen. Denn er ist, wie sich am Schlusse ergibt, der natürliche Sohn eines Moslem und einer Christin. Sein Vater ist Assad, Saladins wüster Bruder, der jedoch von dem tugendhaften Sultan als ein im Grunde vortrefflicher Mensch sehr hoch gestelt und schwärmerisch noch nach seinem Tode geliebt wird. Dieser Assad scheint aus Leidenschaft für eine Fräulein von Staufen, eine Schwäbin, in das Lager der Christen übergegangen zu sein und ist vor 18 Jahren vor Askalon gefallen: er hat sich unter den Christen Wolf von Filneck genant. Mit seiner Geliebten hat er ohne Ehe zwei Kinder erzeugt, einen Sohn, Leu von Filneck, der aber, um seinen Ursprung zu verbergen, sich, nach seiner Mutter Bruder, Curd von Stauffen nent, dies ist der junge Tempelherr, und eine Tochter Blanda, die der sterbende Vater dem Juden Nathan zur Erziehung übergeben läßt: sie führt den Namen Recha und kann nach ihrer Mutter für ein Christenkind, nach ihrem Vater für eine Mohamedanerin, nach ihrem Erzieher, dessen leibliche Tochter sie zu sein wähnt, für eine Jüdin gelten. Bei dieser Religionsmengerei und wüsten Blutsvermischung ist es nicht zu verwundern, wenn sie unter Nathans Leitung dazu gebracht werden kann, daß sie gar keinen Glauben hat und, als ein feuriges Mädchen, nur das „Menschlichgute“ liebt, welches in ihrem Sinne ein schöner Jüngling ist, der sie mit eigner Lebensgefahr auf seinen Armen aus dem Feuer getragen hat. Das wäre denn der köstliche Weg, auf welchem ein junges Mädchen dazu vorbereitet werden kann, die drei Ringe für ununterscheidbar zu halten. Gewiß hat Lessing auch an dieser Convertitin Nathans der Unfähigkeit, den Wert des Christenglaubens zu erkennen, keine zu große Ehre erwiesen.

Es bleibt nun unter den Eingeweihten des weisen Nathan nur noch der Klosterbruder übrig, der ihm vor 18 Jahren als Reitknecht Assads die jüngstgeborne Blanda übergeben hat. Diesen stelt der Dichter als einen Simpel dar, welchen der Patriarch von Jerusalem zu den feinsten und boshaftesten Intriguen misbraucht, der aber doch klüger ist als der Patriarch und dessen geheime Pläne teils zufällig, teils aber auch absichtlich den Personen verräth, welche er in das Netz locken soll. Gewiß ist die Uebernahme solcher Aufträge nicht sehr ehrenvoll und wird auch von dem Dichter nur durch die entsezliche Furcht erklärt, welche der fanatische Patriarch dem armen Klosterbruder einflößt. Und dieser ehrliche und doch auch unehrliche Klosterbruder ist es, der dem Juden Nathan, der aber ein kühler Deist ist, das Zeugnis ausstellt:

Bei Gott! Ihr seid ein Christ!
Ein beßrer Christ war nie.

Wenn man diese kleine Gesellschaft von Deisten oder Zweiflern oder — wie soll man sie nennen? — Religionsphilosophen übersieht, Nathan, Saladin, Sittah, Recha, den Tempelritter, den Klosterbruder, so mag man das Unheil einer Zeit erkennen, wo durch Fanatismus, Grausamkeit, Sittenlosigkeit und zügellose Leidenschaften aller Art die Geister irre geleitet werden und auch das Christentum nur in der unwürdigsten Entstellung erscheint. Aber loben kann man weder die Zeit noch die Menschen, die in einer gespreizten und rhetorisirenden Tugend sich über dies Zeitalter erheben sollen. Doch muß man zugestehen, daß der Dichter sein Möglichstes gethan hat, um in der Person des Patriarchen den schwärzesten Schatten auf die Christen und insbesondere auf den hohen Klerus zu werfen. Das kann böse Absicht sein, da in derselben Zeit auch in dem Klerus Christen von ganz anderm Sinne lebten, und wir haben nicht den Beruf, ja nicht den Mut, Lessing von aller Bitterkeit frei zu sprechen. Aber dann hat Lessing als Dichter büßen müssen, was ihm als Menschen, als Christen gebrach. Denn sämtliche Personen haben etwas Hohles und Geschraubtes und sind keine lebendigen Charaktere, deren Inneres man sich in seinem Zusammenhange verständlich machen könnte: am meisten ist dies noch bei dem Helden des Stücks, bei Nathan, der Fall, am wenigsten bei dem Patriarchen, der nur eine abscheuliche Figur, aber nicht ein Charakter ist. Indessen gehören diese Figuren von Bösewichtern mit zu Lessings Maschinerie, ebenso wie die rhetorischen Tugendhelden: man denke nur an Marinelli in Emilia Galotti. Höchst peinlich ist auch die geschlechtliche Liebe zwischen dem Tempelritter und Recha, zwischen Bruder und Schwester, die zum Glück am Ende, wo sie sich als Geschwister erkennen, stillschweigend beseitigt wird. Aber die ganze Auflösung im lezten Akte läßt kalt, weil man nur die feine Anlage von Seiten des Dichters und seines Nathan, nur die kluge Berechnung, aber nicht das Wogen der Herzen entdekt. Lessing selbst scheint des Stückes überdrüssig zu sein und nur zum Schlusse zu eilen. Ja, zu seiner Ehre möchte man glauben, daß diese flaue Religionsphilosophie, die in den drei Ringen sich spiegelt, dem tieferen Gefühle für das Schöne, das in ihm noch wachte, ungemütlich und widerlich geworden ist. Der Dialog ist meisterhaft angelegt, aber die Charaktere sind blasirt, selbst die gutmütige beschränkte Christin Daja. Die Aufgabe, edle moralische Personen ohne Glaubensleben zu fabriciren, war auch für das Talent eines Lessing lästig. Er war zu tüchtig dazu: seinem Verstande gefiel's, seinem Geschmack und — wir möchten hinzufügen — seinem innersten Herzen nicht.

Fragt man uns schließlich, ob wir ernstlich überzeugt sind, daß diese Rechtfertigung, womit man vor menschlichem Gericht Lessing gegen den Vorwurf decken kann, daß er selbst wie sein weiser Jude gedacht habe, unsre eigne Ueberzeugung gewonnen hat, so müssen wir dies verneinen. Wir meinen, er hat durch die Charakterzeichnung der Personen so wie des Zeitalters, in welchem sein Drama spielt, einen Wall gegen persönliche Verunglimpfungen um sich gezogen. Er hat mit diesem Drama wie mit andern Schriften ein Feuer anzuzünden und Zweifel gegen alle Offenbarung zu verbreiten wirklich beabsichtigt. Als Skeptiker, der aber doch an die Macht der Wahrheit glaubt, mag er gedacht haben: „Ich kann die christliche Offenbarung nicht im Glauben annehmen und ich muß meinen Zweifeln Luft machen, ohne mich blos zu stellen. Und ich kann es ohne Gefahr thun: denn ist die christliche Heilslehre nicht wahr, so ist die Unterminirung des herschenden Irrtums eine Wolthat für die Menschheit: ist aber der christliche Glaube im Grunde auf den Fels der Wahrheit gebaut, so wird er durch die Sichtung, die man veranlaßt, nur in desto reinerem Glanze hervorgehen.“ Denn Lessing war ein negativer Verehrer der Wahrheit: das will sagen, er haßte den Irrtum und ungenügende falsche Beweise, aber positive Liebe zur Wahrheit konnte er auf religiösem Gebiete nicht haben, weil diese Wahrheit ihm fremd war.

Was aber Nathan den Weisen betrift, so stehen drei Punkte fest:

1. Es sind die Fundamente des Christentums selbst, welche das Gleichnis von den drei Ringen untergräbt.
2. Die Charaktere, die dazu verwendet werden, deuten ganz richtig an, in welcher unseligen Sphäre die Unfähigkeit zum Glauben an die Wahrheit der christlichen Offenbarung ihr Nest hat und ihre Kinder ausbrütet.
3. Insofern ist dieses Drama für den, der es gründlich studirt, höchst lehrreich, während es den oberflächlichen Leser, der nur einzelne Aussprüche herausfischt, irre macht.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 30. Mai. № 43.

Kirchliche Zustände Ostfrieslands.

Es ist nicht Sitte in diesen Blättern, nur durch die glän-
enden Regionen des Reichs Gottes ihre Leser hindurchzuführen;
uch die Blümlein, die an dem Rand des Ackers wachsen, fin-
en freundliche Beachtung. Einen teilnehmenden Blick werden
lso die Leser hoffentlich auch auf die ultima Thule Deutsch-
nds werfen, wie man Ostfriesland genant hat.

Um in Bezug auf den hier nicht zu umgehenden Punkt der
onfession zunächst das Unerläßliche zu bemerken, so kann zwi-
hen den beiden Schwesterkirchen, die in Ostfriesland neben ein-
nder stehen, der lutherischen und der reformirten, kein so deut-
ch scheidender Grenzstein aufgerichtet werden, wie es jener The-
ische auf dem griechischen Isthmus war, auf welchem gegen
Morgen stand: Das ist Jonien und nicht Peloponnes, an der
Westseite aber: Das ist Peloponnes und nicht Jonien. — Es
at in dem Ländchen, in dem sich beide Kirchen so nahe be-
ühren, allerdings den äußeren Anschein, als ob jede derselben
it Vorliebe die Wahrung ihres Gebiets betriebe. So hört
an gelegentlich von eifersüchtigen Reibungen, die zwischen be-
achbarten Gemeinden beider Confessionen hie und da in fast
nunterbrochener Reihenfolge vorkommen sollen. So soll die
Proselytenmacherei nicht überall fern liegen. So trat eine gründ-
che Differenz zwischen beiden Kirchen in dem lezten Jahrzehend
amentlich auf dem Gebiete der Heidenmission hervor. Es hatte
ch nämlich Ostfriesland an der lezteren sofort mit Eifer betei-
gt, als am Ende des vorigen und dem Anfang des gegen-
ärtigen Jahrhunderts die Christenheit ihr Augenmerk wieder
nster auf sie zu richten anfing. In dem Vereine vom Senf-
rn sammelten sich die edlen Bestrebungen, die das Wort des
errn seiner Verwirklichung näher zu führen suchten, nach wel-
em zulezt, was in der ganzen Menschheit irgend zur Wahl
ehört, zu einer Herde unter dem einen himlischen Hirten ver-
nt werden soll. Ging aber dieser Verein mit dem irdischen
bschied der leitenden Persönlichkeiten wieder ein, so war damit
ch das Interesse an der Mission hierorts nicht erschöpft. Es
nd jezt etwa 30 Jahre, daß ein neuer Verein, und der noch
eutiges Tages Bestand hat, sich in Ostfriesland bildete, ein
Verein, dem man nachsagen muß, daß er auf die Bevölkerung dieser Provinz die segensreichste Wirkung geübt hat, und zwar dies, trotzdem er sich kein weiteres Ziel gesezt, als anderen grö-
ßeren und alle Zweige der Missionsthätigkeit umfassenden Ver-
einen des deutschen Vaterlandes oder des Auslandes hülfreich zur Seite zu stehen. Beide Vereine entstanden auf dem Boden der lutherischen Kirche, der der Zeit nach lezte, also der jezt noch bestehende, machte sich aber gar kein Bedenken daraus, auf geschehene Anfrage zunächst die reformirten Geistlichen des Em-
der Coetus, damit aber zugleich die sämtlichen reformirten Ge-
meinden der Provinz in sich aufzunehmen. Was wußte man damals auch von der Pflicht, für die gesamte Wahrheit des Evangeliums einzutreten! Man wußte, daß die Väter ein Be-
kentnis gehabt und das hatte man noch wol lieb und hatte durchaus nicht vor, es irgendwie bei sich zu Hause mit Be-
wußtsein zu opfern — dies glaube ich mit Wahrheit sagen zu können, weil ich selbst noch die meisten der ursprünglichen Stif-
ter und Leiter dieses Vereins persönlich gekant habe — aber man war noch in dem Stadium, wo bei dem allgemeinen To-
desschlaf der Kirche man sich um den Hals fiel, wo immer man einen lebendigen Jünger des Herrn antraf und sich nicht scheute, selbst in solchem Handeln die innigste Verbrüderung mit demselben einzugehen, wo die Natur dieses Handelns selber bei einigem Nachsinnen rathen mußte, bei aller freundnachbarlichen Liebe doch im Werk lieber jeder seinen getrenten Weg zu gehen. Man suchte also nur nach einem gemeinsamen Namen, nannte den Verein einen evangelischen, und war fertig. Nichts schien auch der Gemeinsamkeit der Arbeit, äußerlich angesehen, im Wege zu stehen. Im Gegenteil, der Segen des Herrn schien dafür zu zeugen, daß man lediglich in dieser sich über die Con-
fession hinwegsetzenden Weise das Werk der Mission zu betrei-
ben habe. Und in der That, so lange man nur mit jenen Ver-
einen im Verkehr stand, die wirklich einen unionistischen Stand-
punkt einnahmen, ging die Sache auch ohne allen Anstoß ihren ebenmäßigen Gang. Man sandte selbst nicht aus; so brauchte man auch nicht in den Fall zu kommen, wie es einst dem nord-
deutschen Verein geschah, für seinen Standpunkt ein neues Be-
kentnis formuliren zu müssen, in welchem man, so gut es gehen wollte, den Geist der beiden Kirchen als innigst vermählt den

wach gewordenen Gewissen zu ihrer Beruhigung vorzuführen suchte. Da stand aber im eignen hannöverschen Lande der Pastor Harms in Hermannsburg mit seiner lutherischen Mission auf, und damit war der Friede, in welchem man sich bis dahin wiegte, zu Ende. Die Lutheraner waren lutherisch genug, um zu fühlen, daß diese neue Missionsanstalt, im eignen Lande durch Gottes Hand unter vielen Wundern ins Dasein gerufen, vor allen andern Anspruch auf ihre Hülfe habe. Auch waren sie sich bewußt, daß weder der Sinn der Stifter des Vereins, dem sie angehörten, ein wirklich unionistischer gewesen, noch das Statut des Vereins zu einer unionistischen Auffassung seines Wesens Veranlassung gebe, daß im Gegenteil, wie es sich unter zwei getrent lebenden Confessionen ja auch von selbst versteht, die gemeinsame Wirksamkeit durchaus nur die Conföderation zur Grundlage habe. Die Reformirten dagegen schienen diesen gegen sie allerdings oft angreifend verfahrenden Pastor Harms nun einmal gar nicht leiden zu können und wollten von der Hereinziehung einer rein lutherischen Missionsanstalt in den Kreis der von ihnen mit zu unterstützenden Gesellschaften durchaus nichts wissen. Nicht allein aber das, sondern sie gossen in das schon brennende Feuer der Zwietracht noch dadurch fortwährend Oel hinein, daß sie einen Verein, dem ohnehin viele Lutheraner nur mit Unbehagen noch angehörten, und in dem sie blos deshalb blieben, weil sie in ihm, trotz seiner Mangelhaftigkeit, ein geschichtlich überkommenes und nicht ohne Gottes Segen gelassenes Werkzeug erkannten, daß sie einen solchen Verein nun noch über seinen ursprünglichen Standpunkt hinaus zu einem dem wahren Wesen nach unionistischen stempeln wollten. Und hierbei wurde dazu in einer Weise verfahren, die den Frieden wahrlich wenig fördern konnte. Einmal über das andere wurde die Festhaltung einer bestimten Confession, ich möchte fast sagen, an den Pranger gestelt. Und dabei war diesen gelehrten Herren die Confession beständig ein Gegensatz gegen das Evangelium. Als ob nicht die Confession das so und so und namentlich mit Vermeidung gewisser Irrtümer und besonderer Hervorkehrung der fundamentalen evangelischen Wahrheiten aufgefaßte Evangelium wäre, also nichts anderes als dieses Evangelium selber, nur im Licht erkant und im Glauben ergriffen, statt blos dem ahnenden Gefühl ein unbestimtes Eigentum geworden zu sein. Es kam sogar vor, daß man den in der Concordienformel zitirten Satz Luthers, daß, wo der Artikel der Rechtfertigung im reinen, alles im reinen sei, denen entgegenhielt, die doch mit Recht behaupten zu dürfen meinten, daß dieser Artikel der Rechtfertigung zu Hermannsburg erst recht im reinen sei und man gar keine Veranlassung habe, um dieser Wahrheit willen in das unionistische Lager hinüberzusegeln. Ja, ein mit Recht berühmter reformirter Geistlicher Bremens, ein Mann, der in Ostfriesland Predigten hielt, wie sie daselbst wol nie so ergreifend gehört waren, glaubte, mehr als einmal bei den ostfriesischen Missionsfesten nur von einem Schaden reden zu können, den die Theologie dem reinen Evangelium gethan habe und noch thue, während er doch gewiß auf Anfrage nichts anderes zu bekennen gehabt hätte, als daß er für seine Person es nie dahin gebracht haben würde, so tief aus dem Brunnen des Evangelii in seinen Predigten die reiche Wasser des Lebens herauf zu schöpfen, wenn nicht wie Kirche so Theologie ihm Eimer und Kette in die Hand gegeben hätten. Genug, wenn es zulezt auch dahin kam, daß man den Verein für einen nicht unionistischen dadurch erklärte, daß man den Pastor Harms in Hermannsburg zu unterstützen beschloß, der Friede war mit dieser Streitigkeit dahin und es wird, nachdem die Kluft einmal bemerkt worden ist, welche die reformirte Kirche von der lutherischen ihrem Wesen nach trent, wol lange Zeit dazu gehören, bis auch nur die Hälfte jenes freundnachbarlichen Lebens wieder erreicht ist, das überall in Ostfriesland zwischen Reformirten und Lutheranern herschte, ehe man auf den unglücklichen Gedanken kam, was die Natur der Sache getrent hat, kraft des Beliebens menschlicher Willkür zusammenfügen zu wollen.

Ist indeß hiernach das Verhältnis, das zwischen beiden protestantischen Kirchen in dieser Provinz besteht, auch durchaus nicht darnach angethan, daß man im entferntesten an die Möglichkeit einer wirklichen Union zwischen denselben denken dürfe, wie sie der Posessor Hermann in seinen Kirchenverfassungsprojecten im Jahre 1849 schon ins Auge fassen zu dürfen glaubte, ist im Gegenteil auch noch in allerjüngster Zeit die Bitterkeit dadurch wieder vermehrt worden, daß die Reformirten, wie ihnen nachgesagt wird, hie und da gegen den bekanten neu einzuführenden Katechismus lutherische Gemeindeglieder aufstachelten und die Lingener reformirte Conferenz sich in einem öffentlich gewordenen Schreiben mehr für die Katechismusstürmer als gegen dieselben aussprach: so würde man doch sehr irren, wenn man um dieses ihres gespanten Verhältnisses zu den Reformirten willen die lutherische Kirche Ostfrieslands für eine aus dem Grund lutherische halten wollte. — Es war kein ganz unbedeutender Zeitraum, während dessen zur Zeit der Reformation und auch in der Folge der Kampf im Schwanken war, in welchem sich auf ostfriesischem Boden die lutherische Kirche und die von dem benachbarten Holland und über See hereindringende reformirte Kirche begegneten. Ganze Reihen von Gemeinden, die jezt zum rechten Stock der lutherischen Kirche gehören, waren seiner Zeit der reformirten Kirche gewonnen und ihre Geistlichen saßen mit in dem reformirten Coetus in Emden. An andern Orten waren es wieder die Lutheraner, die das Terrain verloren. Dieses Verhältnis aber hatte zur Folge, daß selbst da, wo nun zulezt der lutherischen Kirche der Sieg zu Teil ward — und sie nimt jezt etwas mehr als die Hälfte des Landes ein — daß selbst auf dem Felde ihres Sieges die lutherische Reformation nicht zur vollen Ausgeburt kam, sondern vielmehr die lutherische Kirche Ostfrieslands als eine in man-

erlei Weise reformirt tingirte noch jetziger Zeit zu bezeichnen
at. Nicht der Art freilich, daß es daran fehlte, daß luthe-
ische Lehre gelehrt würde. Die Geistlichen des Landes werden
uf sämtliche symbolische Bücher der lutherischen Kirche bis zur
Concordienformel hin verpflichtet. Dazu ist die Agende, nach
er freilich nicht im Gottesdienst, aber doch pflichtmäßig bei
en heiligen Handlungen verfahren wird, keine andere, als die
on dem in den lezten Tagen vielgenanten Generalsuperinten-
enten Michael Walther verfaßte, an welcher nur das bemer-
enswert sein möchte, daß sie den Exorcismus bei der Taufe
nicht kent und eidliche Verpflichtungen bei der Uebernahme des
irchlichen Amtes durch sie als ausgeschlossen erscheinen. Aber
s deutet doch auch in der Gegenwart noch vieles auf jenes
Ringen zurück, in welchem die evangelische Kirche und der Cal-
inismus auf ostfriesischem Boden sich den Sieg streitig zu
achen suchen. — Wären nicht Gottes Wort und das Bekent-
is kräftiger als alle Grabtücher, mit denen man sie zu um-
inden sucht, so würde man es zu seiner Zeit in den Ländern,
o die Union die präzise Lehre des Bekentnisses zurückstelt, inne
erden, was es mit dem durch die Unbestimtheit der Lehre her-
eigeführten Schwanken jener kirchlichen Tradition auf sich hat,
ie neben der theologischen oder höherkirchlichen in dem Volke
ls solchem sich hinzieht. Es wird dadurch dem geistlichen Amte
ne der kräftigsten Stützen entrissen, die ihm zum Erfolg seiner
Birksamkeit nöthig sind, und eine solche, die in unserer anfech-
ungsvollen Zeit fast gar nicht entbehrt werden kann. Denn
ie dem Geistlichen, der da predigt, die allgemein kirchliche Tra-
ition dazu verhilft, daß er die Wahrheit des Evangeliums der
Gemeinde darlegen kann: so verhilft dem Bürger- und Bauern-
ande seine eigne in aller Einfalt von Geschlecht zu Geschlecht,
on Haus zu Haus, von Glied zu Glied vererbte kirchliche
radition dazu, die in der Predigt dargelegte Wahrheit des
vangeliums begrifflich aufzunehmen und sich anzueignen, und
t diese leztere Tradition einmal untergegangen, so werden un-
re Geistlichen, wie der Herausgeber dieser Blätter auf dem
irchentage zu Bremen von der Jeztzeit schon beklagte, dann
st recht anfangen, den Gemeindegliedern über die Köpfe hin-
egzupredigen. Dieses nach meiner geringen Meinung gar nicht
ichtig genug zu achtende Glied der Vermittelung der evange-
schen Wahrheit an die Gemeinde ist aber in den lutherischen
emeinden Ostfrieslands zwar in keiner Weise untergegangen,
er was dem geistlichen Amte gerade so große Schwierig-
iten bereitet, sie ist in nicht geringem Grade reformirt ge-
rbt worden. Dies tritt vor allem in der Geringschätzung
r Taufe hervor, mit der es hier zu Lande so weit geht, daß
en sie es den Baptisten so unendlich leicht machte, wenn auch
nge nicht überall, so doch unter mancher ländlichen Bevölke-
ng zu Anfang ziemlich breiten Eingang zu finden. Aehnlich
er wie den Glauben über die Taufe hat das reformirte We-
n auch den rechten Glauben über das heilige Abendmal mehr,

als gut ist, erschüttert. Selbst in Gemeinden, die nicht einmal unmittelbar reformirte Nachbarschaft haben und bei Leuten, die ihre dreißig bis vierzig Jahre aus einer lutherischen Gemeinde nicht herausgekommen, kann es einem begegnen, den Glauben Zwingli's über das Abendmal vorzufinden. Was aber den Genuß des Abendmals betrift, so kommen zwar die kirchlich ehrenhaften Leute gewöhnlich einmal des Jahres dazu, aber es hat mir doch mehr als ein Mal erscheinen wollen, daß, sobald die Leute in jenen erwekten Zustand kommen, in welchem wir Lutheraner gerade die Speise des ewigen Lebens fleißig zu genießen empfehlen, gerade dann der reformirte Gedanke ihnen zu schaffen machte, nach welchem die Sacramente nur das Siegel des schon anderweitig völlig ausgebornen neuen Menschen sein sollen, oder wie das Volk das ausdrükt, daß man nur als völlig Bekehrter zum Abendmal gehen dürfe. — Um von dem hier wie überall ins Schwanken gerathenen Ansehen der Absolution zu schweigen, so sizt ferner die Lehre von der Gnadenwahl unserm lutherischen Volke tiefer im Blut, als man, aus der Ferne gesehen, es meinen sollte. Indem man ihr anzuhangen äußerlich von sich weist, scheint sie doch innerlich unserm Volke in derselben Weise gespensterartig nachzugehen, wie sie es denjenigen reformirten Geistlichen zu thun pflegt, die in diesem Punct einen andern Weg gehen als ihre eigne vom Dogma der Gnadenwahl auch da, wo dieses nicht autorisirte Lehre ist, aufs tiefste durchdrungene Kirche. Um nämlich zu sehen — daß ich dies nebenbei bemerke, — was für einen Einfluß das Dogma von der Gnadenwahl in der reformirten Kirche ausübt, braucht man denselben nur in der reformirten Kirche Ostfrieslands ins Auge zu fassen. Es sind wol nur wenig reformirte Geistliche, die für das genante Dogma auch nur ein Quentchen von dem Eifer haben, den man neuerdings in Duisburg für dasselbe entwickelt hat. Ebensowenig ist die Gnadenwahl in der reformirten Kirche Ostfrieslands autorisirte Lehre. Bis vor etwa zehn Jahren verpflichtete man überhaupt, so viel ich weiß, die Geistlichen derselben auf keins der reformirterseits geltenden symbolischen Bücher. Erst von da an ist die Verpflichtung auf die Augustana — wie man sagt, nach altem, nur zeitweilig eingeschlafenem Rechte — eingeführt worden. Gleichwol braucht mit Ausnahme vielleicht der Städte, und auch in ihnen wieder nur der höheren Stände, nur in einer reformirten Gemeinde Ostfrieslands wirklich geistliches Leben zu erwachen, so werden die Selen wie mit unwiderstehlicher Gewalt zu dem Dogma der Gnadenwahl hingezogen, und scheint sich ihnen dasselbe besonders dadurch zu empfehlen, daß es die Lehre von der Unverlierbarkeit der Gnade in seinem Gefolge hat. Und diese Erscheinung ist eine so allgemeine, daß sie wol kaum von irgend einer Seite bestritten werden möchte. Im Gegenteil, so sehr wird sie auch von reformirter Seite anerkant, daß ein umsichtiger reformirter Geistlicher dieser Provinz Ihrem Krummacher im Gespräch einst die Bemerkung machte, daß es mit seinem Ansehn in unsern Gegenden

in dem Augenblick aus gewesen sei, wo er aufgehört habe, die Lehre von der Gnadenwahl zu vertreten.

Würde es nun hiernach zu verwundern sein, wenn auch in Bezug auf den Heilsweg die vorhin genante kirchliche Volkstradition in unsern lutherischen Gemeinden eine allzu reformirte geworden? Wenn alles greifbare, wenn alles locale der Gnade, daß ich mich dieses Ausdrucks bediene, durch den antimysterischen Gedanken verschwunden ist, den die reformirte Kirche über die Sacramente hegt: wird nicht das Volk bei seiner vorwiegenden Sinnlichkeit nothwendig die Gewißheit seines Heils von Gefühlen herzuleiten anfangen, deren Ursprung trüglicher Natur ist, also überhaupt in Bezug auf den Heilsweg auf unrichtige Fährten gerathen? Und auch hier durch die reformirte Nachbarschaft ein wenig irre geleitet, pflegt man denn in der That in den lutherischen Gemeinden unserer Provinz nur selten solcher Predigt zu trauen, die auch denjenigen Glauben als den rechtfertigenden darstelt, der nur actus directus, nicht auch actus reflexus ist. Ja, selbst das eigentlich methodistische Wesen liegt vielen Volksteilen nicht fern. Wie denn auch die Methodisten selber Ostfriesland schon seit einiger Zeit für einen empfänglichen Boden anzusehen anfangen und von Bremen aus ihre Versuche machen, auf ostfriesischem Boden um sich zu greifen, hierbei aber vor allen anderen sich an eine lutherische Gemeinde gemacht haben. Mit welchem Erfolg, ist mir bis dahin nicht auf verläßlichem Wege bekant geworden.

So ist der ganze Geist, der durch ihre Gemeinden in dieser Provinz zieht, ein Zeugnis, daß die lutherische Kirche es von Anfang her bei uns nicht zum eigentlichen und völligen Siege gebracht hat. Es gibt aber für diese Thatsache auch noch bestimtere Anhaltspuncte. Zunächst haben wir es ohne Zweifel nur dem auf uns wirkenden reformirten Einflusse zu verdanken, daß, soweit die Kunde hinaufreicht, unsere Gottesdinste so sehr alles liturgischen Elements entbehren, daß sie eben, grade wie bei den Reformirten, in nichts als Gesang und einer zum mindesten eine Stunde anhaltenden Predigt bestehen. So ist es gewiß mehr reformirt als lutherisch, in der bloßen Aufstellung eines Kreuzes auf dem Altar der Kirche schon papistischen Geruch zu wittern, wie das nicht selten vorkomt. Oder man fasse die Thatsache ins Auge, daß in einer ganzen Reihe von lutherischen Gemeinden beim heiligen Abendmal nicht die Oblaten, sondern gewöhnliches Brod im Gebrauch ist; oder jene andere fast curiose Thatsache, daß in einer lutherischen Gemeinde an den einst zwischen den lutherischen und reformirten Elementen der Gemeinde gemachten Compromis in Bezug auf die Abendmalsaustheilung noch bis auf den heutigen Tag die Erscheinung erinnert, daß man zwar gewöhnliches Brod reicht, aber dieses durch einen besonders dazu angefertigten Stempel in die Form von Oblaten pflichtmäßig zuschneidet. In der That, man sieht an solchen Erscheinungen die Kämpfe der Vergangenheit, in welchen es sich darum handelte, ob hier Calvinismus oder lutherische Lehre das Scepter führen sollte, wie leibhaft vor sich aufsteigen; man bemerkt aber auch, wie viel die lutherische Kirche hat nachgeben müssen, um zulezt im Besitz des occupirten Gebiets sich halten zu können. Vielleicht daß auch das Lebensalter, das man für die Confirmation wählt, ohne den fremden Einfluß, der sich bei uns eingebürgert hat, ein anderes sein würde. Denn nur in den Städten und auch da nur in den weniger kirchlich ernsten Kreisen pflegt man bei derselben dasjenige Alter inne zu halten, das sonst in der lutherischen Kirche Sitte ist; auf dem Lande aber würde man in der Befolgung dieser Sitte eine Art Leichtfertigkeit sehen und pflegt die Confirmation erst etwa mit dem achtzehnten Lebensjahre gehalten zu werden. Ein schlagendes Zeichen für das hervorgehobene Verhältnis der beiden Kirchen zu einander ist aber der Character des ostfriesischen Consistorii. Als man nämlich überall sonst noch kaum die Möglichkeit einer wirklichen Union zwischen den beiden protestantischen Schwesterkirchen sich vorstelte, war in das ostfriesische Kirchenregiment die Unio längst eingeführt. Denn in dem Consistorium zu Aurich bilde die Verwaltung der reformirten Kirche nicht etwa eine besondere Abteilung; noch pflegt, wie man es sonst wol dargestelt hat, bei übriger Gleichberechtigung der Mitglieder des Consistorii für die verschiedenen bald lutherischen, bald reformirten Kirchen Angelegenheiten eine itio in partes statt zu finden; sondern während beide Kirchen — so wird wenigstens von den Mitgliedern der genanten kirchlichen Behörde versichert — das Recht haben in der Zahl der Räthe eine der andern nicht nachzustehen, stimmen auch sämtliche Räthe sowol über die Angelegenheiten die nicht eignen wie der eignen Kirche mit voller Berechtigung ab. Und selbst äußerlich tritt dies hervor. Ist der älteste Rath bei Abwesenheit des Consistorialpräsidenten ein reformirter, so fällt diesem das Präsidium zu, und hatten wir noch neulich ganz Zeiten, in denen uns die kirchlichen Erlasse mit der Unterschrift des reformirten Generalsuperintendenten zukamen. Der lezter nimt sogar gelegentlich die Introduction lutherischer Geistliche oder auch die hier alle drei Jahre wiederkehrenden kirchlichen Visitationen vor. Was aber das Bezeichnendste sein mag, ist dies, daß derselbe sowol bei dem Examen pro ministerio als der pro licentia concionandi bei den lutherischen Candidaten das Amt des Examinators versieht.

Doch genug über diese mir eben nicht interessante Seite unseres lutherischen kirchlichen Wesens, die aber vor allem berührt werden mußte, um dasselbe in seinem wahren Lichte erscheinen zu lassen. Ich wende mich zu dem, was man, den Ausdruck in seiner gewöhnlichen Bedeutung genommen, unter dem Titel kirchlicher Zustände ins Auge zu fassen pflegt.

Hier kann nun, Gott sei Dank, das Urteil über die lutherische Kirche, über die allein ich unbefangen berichten zu können

Beilage

ube, noch ziemlich günstig ausfallen. Wenigstens sind wir
h nicht in dem Fall, nach dem von Döllinger zitirten Bilde,
ere Kirche wie eine manichäische Welt uns erscheinen zu sehen,
welcher dem scheinenden Lichte der neu aufgehenden Theologie
genüber im Volk und seinen meisten Schichten sich nichts als
hte und undurchdringliche Finsternis lagere. — Zwar ist es
auffallender Mangel an Produktivität auf kirchlichem Ge-
te, der unser von Mer und Moor umschlossenes Ländchen zu
er Zeit charakterisirt hat und noch charakterisirt. Wie über-
upt nur sehr wenig hervorragende Geister in Ostfriesland auf-
tanden sind, so ist das ganz vorzüglich unter den Theologen
Landes der Fall. Wo ist ein nur irgend bedeutender Name,
unter der ostfriesischen Geistlichkeit vorkäme? Und das ist
dem nicht abzuleugnenden Zusammenhang zwischen den Gna-
- und Naturgaben bei einem Sproß des deutschen Volkes,
im Ganzen sich durch Verständigkeit und ruhiges Urteil schon
nchem Fremden empfohlen hat, gewiß eine ungewöhnliche Er-
einung. Man sollte sagen, ein Volksstamm, der in Verwei-
ung der kirchlichen Zehententrichtung selbst dem Kaiser Karl
olgreichen Widerstand zu leisten vermochte; der noch zu Papst
nocenz des Dritten Zeit es durchsezte, daß seinen Priestern
Ehe frei gestelt wurde; der bis kurz vor der Reformation
chaus keine fürstliche Oberherschaft kannte, und als er sich
a Hause Eiksena meist durch Vertrag unterwarf, dasselbe
h nie zu einer irgend erheblichen Macht gelangen ließ, der
unter Ihrem preußischen Friedrich wirkliche Herschaft über
dulden lernte: ein solcher zähkräftiger Volksstamm habe auch
kirchlichem Gebiet nicht ohne alle Produktivität bleiben kön-
n. Allein derselbige Blick auf die Geschichte, der uns die Ar-
t Ostfrieslands an produktiven Kräften vorführt, zeigt uns
ch, daß es an lebendigem Sinn für das Reich Gottes in dem-
en nie gefehlt hat. Wenn dies nicht schon die Thatsache be-
se, daß Ostfriesland sich an der Reformation sofort mit vol-
t Eifer beteiligte, so würde eine andere später vorkommende
atsache es darthun. Der unvergeßliche Stahl hat gewiß mit
cht behauptet, daß die lutherische Kirche, im Uebrigen ihr
les Gebiet behauptend, den Pietismus nicht von sich abzu-
isen, sondern in sich aufzunehmen habe. Und in dieses Ver-
tnis zum Pietismus scheint man sich zu seiner Zeit in Ost-
sland sogleich gesezt zu haben. Denn, was wol lange nicht
rall der Fall sein mag, ist in Ostfriesland geschehen; man
m in das nicht schlechte alte ostfriesische Gesangbuch, zu des-
näherer Charakterisirung ich nur dies anführe, daß die weit
rwiegende Mehrzahl der in den Eisenacher Entwurf recipir-
ten Lieder sich in demselben vorfindet, eine nicht geringe Anzahl der Lieder der pietistischen Periode auf. Ob das in anderer Hinsicht zu billigen ist, sei dahingestelt, für den vorliegenden Zweck ist die Thatsache beweisend. Wollte man aber auch diese Erscheinung aus andern Gründen, als dem des lebendigen religiösen Eifers erklären, wie man denn auf die nahe Nachbarschaft der mehr subjektiv gestimten reformirten Kirche hinweisen könte: so hat sich das Völkchen der Ostfriesen doch dadurch einen Denkstein seines aufrichtigen Hangens am göttlichen Wort gesezt, daß es in der Periode des Nationalismus diesem entfernt nicht zufiel, und wenn auch hier und da rationalistische Predigt im Lande sich aufthat, das Volk doch allein den rechtgläubigen Geistlichen sich hingab. — Und mit dieser Vergangenheit ist auch jezt noch nicht der Art gebrochen, wie es leider hier und da in andern Teilen der Kirche der Fall ist. Ja, noch ist überall in Ostfriesland das Reich Gottes im Kommen; noch steigt der Tempel des Herrn stetig unter uns auf. Geschieht es nicht wie zu Corinth, wo eine Gabe die andere übertraf, so geschiehts wie zu Thessalonich, das auch nicht viel Größen auf kirchlichem Gebiet erzeugt zu haben scheint. Treibt das Kommen des Reichs bei uns keine gewaltigen Erscheinungen hervor, so hat es sich eben, wie der Herr spricht, als wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft und steht auf Nacht und Tag und der Same gehet auf und wächst, daß er es nicht weiß. Merkt man es nicht in der Ferne, daß der Tempel des Herrn gebaut wird, so wird er eben gebaut wie der Salomonische Tempel gebaut ward, bei dessen Errichtung man weder Hammer noch Beil noch irgend ein Eisengezeug zu hören bekam. (1 Kön. 6,7.)

Indeß, um zur Anschauung kirchlicher Zustände eines Landes zu gelangen, hilft es wenig, allgemein gehaltene Urteile auszusprechen, wie ich sie jezt gegeben; es wird hauptsächlich noth thun, die Frage zu berühren, ob zwischen dem Volk und dem Evangelio des Herrn eine offene Thür sei und jener erneuernde Einfluß verhältnißmäßig ungehindert geübt werden könne, den das Evangelium unfehlbar da ausübt, wo man sich ihm irgend zu stellen bereit ist. Und hier muß ich es leider aussprechen, daß neben jenen überall gleichen dunkelen Tiefen einer Volksmenge, die in jedem Land und an jedem Ort das Evangelium trotz aller Fülle seines Lichtes unerleuchtet lassen muß, es gerade die vornehmeren Classen Ostfrieslands sind, bei denen eine größere Zugänglichkeit für das Evangelium zu wünschen stände. Es hat das wol vorzugsweise seinen Grund in dem Umstande, daß die höheren Stände dem überall sich geltend machenden Einfluß des antichristlichen Geistes der Zeit ihrer Stellung nach zu-

gänglicher waren als der übrige Teil des Volkes. Vielleicht rührt es auch mit von dem Umstande her, daß im Laufe mehr als einer Generation das ganze Heer der Regierungsbeamten sich nur aus Familien, die der Provinz angehörten, rekrutirte, zugleich aber nach dem vormals bestehenden Gesetze, das allein den Söhnen der Beamten den Eintritt in die Beamtenlaufbahn frei stellte, die einmal im Besitz der amtlichen Stellen befindlichen Familien gleichsam ein erbliches Imperium in der an eigentlichem Adel armen Provinz besaßen. Denn eine solche Stellung in einer von aller Welt abgeschlossenen Provinz konnte schwerlich anders als zunächst den scheinbar äußerlich beglükten Familien selber verderblich werden. Welcher kastenartig abgeschlossene Stand einer Provinz vermöchte in unserer Zeit überhaupt auf die Dauer und während nie frisches Blut hinzukäme oder lebendige Wechselwirkung mit fremden Elementen einträte, der Degeneration zu entgehen? Indem aber in diesen herschenden Kreisen aus nicht weiter zu erörternden Gründen das Interesse für das Evangelium abnahm und vornehmer Ignorirung aller kirchlichen Dinge Platz machte, mußte sich dieser Fehler mit der Zeit tiefer einnisten, als es unter andern Verhältnissen der Fall gewesen sein würde. Die weiteren Folgen liegen aber auf der Hand. Was die vorthaten, die im Lande die erste Stellung nach der Natur der Verhältnisse desselben einnahmen, thaten die andern Stände, die mit jenen in Berührung standen, bald nach. Es mußte nun eben vornehmer Ton sein, der Kirche zwar gelegentlich einmal einen herablassenden Reverenzbesuch zu machen, ihr aber weiter nicht die geringste Bedeutung weder für die Zeit noch für die Ewigkeit einzuräumen. Wie indessen das Aufkommen derselben auch abzuleiten sein mag, die erwähnte Thatsache macht sich nur zu fühlbar. Daß in dem sonst so kirchentreuen Lande, das Ostfriesland war und ist, der Einfluß der Kirche auf die höheren Stände so gering ist, wie vielleicht nirgends sonst; auch nirgends es vielleicht so wenig vorkomt, daß Männer von Stand und Stellung einen lebendigen Anteil an den Angelegenheiten des Reichs Gottes nehmen, als bei uns, wird schwer zu bestreiten sein. Denn daß man sich um der feindlichen Tendenz gegen den Katholizismus willen für den Gustav-Adolfverein echauffirt, liegt wenigstens nicht in meinem Vermögen, sofern es für sich allein dasteht, als ein Zeichen geistlebendigen Interesses für das Kommen des Reiches Gottes auf Erden anzusehen. Als ein Zeichen hierfür mag es etwa da gelten, wo man auch dann die Kriege des Herrn voll Begeisterung mitführt, wo nicht blos zum Kampf gegen den vom Herrn selber doch noch nicht völlig verworfenen Katholizismus geblasen wird.

Ist indeß hiernach nicht zu leugnen, daß nicht überall das Evangelium die gewünschte offene Thür findet, so ist dies doch bei dem überwiegend größten Teil des Volkes immer noch der Fall. Und dies behaupte ich trotz der Katechismusbewegung, die auch bei uns nicht gefehlt hat. Denn hat sich auch ein gähnender Abgrund in derselben neben uns aufgethan, so ist doch z nächst ohne allen Zweifel, daß die in Ostfriesland eben ni sehr hoch gehenden Wogen der Bewegung sich gar bald gel hätten, wenn die Regierung dem Toben des höheren und nied ren Pöbels nur ruhige Festigkeit entgegengesezt hätte. Und da hatte es mit dieser Bewegung doch auch bei uns seine besond Bewandnis. Was wußte man in Ostfriesland von Privatbeicht Ihre Praxis war seit den Tagen Speners in ganz Ostfriesla eingeschlafen. Zu des lezteren Zeit schaffte sie die Auricher Schlo kapelle nachweislich ab. Ob sie vordem überall geherscht h ist mir zweifelhaft. Dazu kaum in der Geistlichkeit selber Verständnis für das Wesen wie der Privatbeichte, so der Beic überhaupt; wie viel weniger denn unter dem Volk, das von s nen Nachbarn, den Reformirten, gelernt hatte, die Redensart Munde zu führen: der Pastor kann die Sünde nicht vergebe wer das glaubt, ist katholisch. Es kam vor, daß Herren, mit dafür stimmten, daß das sogenante Zwischenstück des klein Luther vollständig mit in den Text des neuen Katechismus a genommen werden solle, teils selbst von demselben nicht me wußten, als die Lehrfragen über die Beichte, die in diesem ob jenem ihnen gerade in die Hände fallenden Katechismus vorkame teils vordem so wenig Achtung vor der Beichthandlung in ei ner Person gezeigt hatten, daß sie ohne alle dringende äuß Veranlassung Leute zum Abendmal zuließen, die aus irgend eine Grunde zur öffentlichen Beichte gar nicht erschienen waren. war ihnen das bloße Einzeichnen der Namen in das Comm nicantenbuch genug; war dies nur geschehen, so schien das übri besonders bei gläubigen Gliedern der Gemeinde, von keiner heblichen Bedeutung zu sein. Und da sollte es ein so schr liches Zeichen von Verfall sein, wenn auch unter uns einige w nige Petitionen gegen den neuen Katechismus, und dies natü lich vorzugsweise in den Städten, sich erhoben? Da sollte m dem Volke es als Todsünde anrechnen, die Zurücknahme des K techismus auch in seiner Mehrheit nicht ohne Freude begrü zu haben? Konnte denn ein Volk, das man über das Wes der Privatbeichte nie unterrichtet, aus eigner Einsicht so bald d Unterschied entdecken, der zwischen der von Luther in dem Zu schenstück aufgestellten Beichtpraxis und der katholischen Ohre beichte besteht? Und war mit einer, gegen das Ganze gehalte nur geringen Ausnahme es nicht überall allein das Stück v der Beichtpraxis, das in Ostfriesland Anstoß erregte, währe man sonstige Puncte nur gelegentlich anfocht, um die Oppositio in die man sich einmal hinein gesezt, desto besser rechtfertigen können? — So schmutzig also auch an ein par Orten die E mente waren, die in denselben zum Schrecken der nächstbeteil ten Geistlichen auftauchten, so ist doch die Katechismusbewegu wie sie durch Ostfriesland gegangen, im ganzen nicht darn angethan, es mir unmöglich zu machen, über unser Volk im A gemeinen noch ein günstiges Urteil zu fällen. — Ja, selbst d

evolutionäre Sinn, der der Bevölkerung nicht fremd geblieben, hindert mich nicht an solchem Urteil. Denn einesteils liegt es in der Natur der Sache, daß die Revolution, sobald sie zu einer öffentlichen Macht in der Welt geworden, mit ihrem Miasma zeitweilig da vergiften muß, wo das Evangelium die Herzen noch nicht erobert hat. Wundert man sich also über ihr Wirken, so gibt sich darin nur die Verkennung der Thatsache kund, daß das Reich Gottes zu allen Zeiten so gewiß seine Nachtseiten haben muß, als es eben solche Menschen überall in sich aufnimt, die aus dem immer gähnenden Abgrund der Erbsünde erst heraus-gehoben sein wollen. Andernteils aber ist das Spiel, das auch die Ostfriesen mit der Revolution gelegentlich treiben, bis dahin immer noch nichts weiter als eben ein Spiel, zu dem ihnen die jezt fleißiger gelesenen Zeitungen Veranlassung geben, und hätten sie nur ein anderes Spiel, so würden sie jenes dem größ-ren Teile nach wieder liegen lassen. Wenigstens bedurfte es, was speziell das Verhältnis zur eignen Regierung anlangt, lediglich einer je und dann eintretenden Anwesenheit unsers Königs in unserer Provinz, als schon der Royalismus, wie das Gras im Raimond, hervor wuchs. Und kaum hatte Graf Borries, dem man zuerst sehr ungünstig gestimt war, zwei oder drei Jahre sein energisches Regiment geführt, da folgten die Ostfriesen ihrer Re-gierung in choro, wie dem Hirten die Lämmer.

Aber es bedarf noch festerer Anhaltspuncte, um das gün-stige Urteil zu rechtfertigen, das ich über unser Volk noch fällen dürfte. Und hier übergehe ich die Thatsachen, die lediglich den Beweis dafür führen, daß überall noch sieben tausend sind, die ihre Knie nicht gebeugt haben dem Baal. Ich stütze mich also nicht darauf, daß trotzdem Ostfriesland hier und da die Gesichts-züge des reichen Jünglings an sich trägt, doch die Gaben für Zwecke des Reiches Gottes verhältnismäßig reichlich fließen. Auch lasse ich die Thatsache unbeachtet, daß vielleicht in Ost-friesland keine Stadt ist, in der nicht Frauenvereine für innere Mission sich gebildet haben und in gesegnetem Wirken stehen. Selbst die unendliche Freude, mit der man hier ein Missionsfest mit dem andern feiert, und den rührenden Eifer, mit dem man sich bestrebt, selbst auf weiten beschwerlichen Wegen zu diesen Festen hinzukommen, will ich als Beweis für meine Behaup-tung nicht heranziehen. Aber es würde die offene Thür zwischen diesem Volk und dem Evangelio dann ohne Zweifel nicht feh-len, wenn der Sontag im Lande noch seine Heiligkeit hätte und die Gottesdienste gefüllt wären. Ersteres aber kann von Ost-friesland im Allgemeinen noch behauptet werden. Schreiber die-ses z. B. wohnt in einer Gegend, in der die Sontagsarbeit all-gemein für etwas entehrendes angesehen und in der That auch niemand am Sontag öffentlich arbeitend betroffen wird. Und was den Besuch des Gottesdienstes anlangt, so zeigt das Volk denselben, wenigstens in den Gegenden, wo die freie Wahl der Prediger herscht, eine immer noch nicht wankende Treue und Beharrlichkeit. Die freie Wahl aber fehlt nur im Harlinger-land, einem Kreis von, ich meine, etwa zwanzig Gemeinden. — Und noch eine Thatsache von ziemlicher Beweiskraft für die aus-gesprochene Behauptung. Wir haben hier in Ostfriesland dasselbe Eherecht, das Sie in Preußen haben. Denn als wir an die Krone Hannover abgetreten wurden, wurde uns das einmal eingeführte preußische Landrecht belassen. Nun könnten gleiche Ursachen gleiche Wirkungen hervorrufen. Wie in Preu-ßen die Freiheit, die man dem Fleisch gab, zu 3000 jährlichen Ehescheidungen führte, so hätte dieselbe Freiheit auch in Ost-friesland die Ehescheidungen zahlreicher machen können. Es ist diese Wirkung aber bis dahin in Ostfriesland so gut wie gar nicht eingetreten. Man hört von Ehescheidungen weder in den höheren noch in den mittleren Ständen. Mir sind — es mag das Zufall sein — aus diesen Ständen, so weit ich mich er-innern kann, nur zwei Fälle aus dem Norden und Süden des Landes bekant geworden, in welchen Scheidung und Wiederver-heiratung des unschuldigen Teils erfolgte. Und in diesen zwei Fällen waren die Gründe der Scheidung eben die nach prote-stantischer Ansicht in der Schrift gegründeten. Kommen noch zahlreichere Ehescheidungen vor, so beschränken sie sich lediglich auf die niederen Stände, und zu diesen sind in diesem Falle nach meiner Erfahrung kaum noch die ärmeren Handwer-ker, sondern eigentlich nur die Arbeiter und Tagelöhner zu rechnen.

Ich habe die Thatsachen, die mir für die kirchlichen Zu-stände Ostfrieslands bezeichnend zu sein schienen, in der Kürze zusammengestelt. Ich habe an der Hand derselben das Resultat gewonnen, daß, alles zusammengefaßt, das Urteil über dieselben nicht ganz ungünstig ausfallen könne. Ich füge aber jezt, damit ich nicht misverstanden werde, ausdrücklich hinzu, daß alles, was zu Gunsten ostfriesischer Zustände gesagt ist, nur vergleichungsweise gelten soll, den Ostfriesen aber wol ein an-deres Urteil zu fällen wäre, wenn sie nicht als noch halb ge-sund gebliebenes Glied an dem heiligen Leibe der Kirche blos mit anderen kränkeren Gliedern derselben verglichen, sondern nach jenem höchsten Maßstab, den das Wort Gottes anlegt, gemessen würden. In diesem Fall möchte freilich auch Ostfries-land unter dem Ruf: Gott sei mir Sünder gnädig! mit dem Zöllner an seine Brust zu schlagen haben. Und stehen wir noch, so stehen wir doch nur wie die Inseln, die unsere Küsten decken. Von diesen trägt jede Flut vielleicht schon etwas hin-weg, im Sturm aber sind sie zum Teil bereits in Gefahr, von den Wogen des Meres für immer bedeckt zu werden. So nagt der ungöttliche Geist der Zeit auch an dem kirchlichen und sittlichen Bestande, des wir uns jezt noch erfreuen können, unabläßig herum. Man beachte die folgenden, allerdings in

ziemlicher Dürftigkeit zusammengestellten Thatsachen. Die nicht sehr umfangreiche Presse Ostfrieslands steht mehr oder minder auf der wühlerischen Seite, während auch nicht entfernte Aussicht vorhanden ist, daß ihr auf ihrem eignen Gebiet einmal begegnet werde. Als Dülon noch in Bremen sein Wesen trieb, fand er in Ostfriesland einen ziemlich bedeutenden Absatz seiner greulichen Schriften. Ich weiß aus eigner Erfahrung, daß jener Dr. Zimmermann mit seiner Geschichte der Urwelt, auf den in diesen Blättern A. Wagner warnend hinwies, selbst unter Landleuten mit dem Erfolg gelesen wurde, daß der Unglaube sich der Herzen bemächtigte. Lesezirkel, die auf dem Boden der landwirtschaftlichen Vereine entstehen, ziehen vorzugsweise Schriften in ihren Kreis, wie Dr. von Schweitzers Zeitgeist und Christentum, das ich neulich in einem solchen Zirkel vorfand, ein Buch, dessen Verfasser den Untergang des Christentums zu erleben hofft. Mit Bunsens Bibelwerk, das dem Laienstande nicht viel mehr als kräftige Nahrung des Unglaubens darbot, ist durch tendenziöse Verbreitung desselben seitens der Buchhändler Ostfriesland nur zu reichlich bedacht worden. — So wirkt die Predigt des Unglaubens von allen Seiten auf Zerstörung des Glaubens des Volks hin. Daneben aber stellen sich auch schon bedrohliche Zeichen des beginnenden Verfalls ein. In Emden konnte man schon den Versuch machen, den zu trauriger Berühmtheit gelangten Pastor Sulze aus Osnabrück für das Pfarramt der lutherischen Gemeinde daselbst zu gewinnen, wobei man allerdings noch keine Aussicht auf Erfolg hatte. In einer anderen ostfriesischen Stadt läßt der Magistrat zur Anlage von Gaswerken an einem Sontagmorgen die Straßen aufreißen, als eben der General-Superintendent der Provinz zum Zweck der Abhaltung der Kirchenvisitation des Weges zur Kirche daher komt. Angesehene Kaufleute derselben Stadt haben schon angefangen, auch am Sontagmorgen in ihren Werkstätten und Comtoirs die Arbeit nicht ruhen zu lassen u. s. w. Nicht allein aber das, sondern während so der Wolf von den verschiedensten Seiten in die Herde einzubrechen weiß, liegt einesteils die Kirchenzucht in Ostfriesland so gut als gänzlich darnieder, zeigen sich andernteils die übrigens schätzenswerten Geistlichen Ostfrieslands im Kampf gegen diese Elemente fast allzu sorglos und sicher. Denn daß man sich unter denselben hinreichende Mühe gäbe, dem auf Ostfriesland, namentlich seit die Eisenbahn unsere territoriale Abgeschlossenheit beendet, mit Macht hereindringenden bösen Geiste seinerseits mit vereinten Kräften zu begegnen, kann leider nicht gesagt werden.

Wir gehen also bei allem Guten, das sich jezt noch über Ostfriesland sagen läßt, nichts destoweniger einer Krisis entgegen, bei der es darauf ankommen wird, ob es den Füchsen gelingen werde, den Weinberg Gottes zu verwüsten, oder den Hütern desselben, ihn durch die Zeit der Entscheidung mit Gottes Hülfe unversehrt hindurchzuführen. Und im Blick hierauf erfüllt mich einiges Bangen. Zum mindesten bedürfte es noch ganz anderer Anstrengungen zur Sicherstellung dieser Provinz, als blos einer äußerlich scharfen und einsichtigen kirchlichen wie weltlichen Regierung, wie sie uns, nachdem wir Jahrzehende lang wie gar nicht regiert worden sind, endlich unter der Verwaltung des Staatsministers a. D. Landdrosten und Consistorialpräsidenten Bacmeister wie des Generalsuperintendenten Gossel zu Teil geworden ist. Nur Männer, die als Vertreter der Theologie der Thatsachen, nicht der Rhetorik die Führung zu übernehmen die Kraft in sich trügen, können geben, was Ostfriesland bedarf. Und eine Regierung, die den schätzenswerten neuen reformirten Generalsuperintendenten Blendermann im Bremischen zu finden wußte, würde vielleicht auch für uns Lutheraner in der Lage sein, für den seit 50 Jahren vakanten Posten eines lutherischen Consistorialraths am Auricher Consistorio einen Mann zu finden, der nicht blos die Gabe der Regierung hätte, sondern die der Anregung der schlummernden, der Samlung der zerstreuten und der Ergänzung der den Ostfriesen gerade fehlenden Kräfte. Würde sie aber großherzig genug sein, jene immer noch nicht ganz geschwundene Eifersucht zu schonen, mit der die Ostfriesen die aus dem Althannöverschen Kommenden auf lange Zeit hin anzusehen pflegen, so würde das dem zu erzielenden Zwecke erst recht entsprechend und förderlam sein.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 3. Juni. № 44.

Ueber liturgischen Chor- und Gemeindegesang.

Immer mehr findet die Ueberzeugung Eingang, daß der vangelische Gottesdienst nicht in bloser Predigt mit dem zugeörigen Gemeindelied bestehe, sondern seine Wahrheit, Fülle nd Schönheit erst durch die angemessene Verbindung von Preigt und Liturgie erlange, und daß es zu den der evangelischen irche in der Gegenwart gestelten Aufgaben gehöre, die liturische Gestalt ihres Gottesdienstes auf dem Grunde der gesamen geschichtlichen Entwicklung wie des evangelischen so des christchen Cultus überhaupt und an der Hand der reformatorischen Prinzipien vollständiger auszubilden. Daß hierbei auch der Geeinde ein wichtiger Teil gottesdienstlicher Thätigkeit zufalle, er wollte dies verkennen? Die Vorurteile gegen die Liturgie nd zwar zum Teil auch gegen die Mitwirkung der Gemeinde n derselben gerichtet, und zum Teil hat sich wunderlicher Weise ie Meinung in den Gemütern festgesezt, daß die responsorische nd antiphonische Thätigkeit der Gemeinde im Gottesdienst twas Katholisches sei. Doch komt man auch hiervon allmälig rück und fängt an zu verstehen, daß vielmehr eben auf diem Wege die Gemeinde in den volleren Gebrauch ihrer prieerlichen Rechte im Gottesdienst eintrete. Und je mehr man zu er Einsicht gelangt, daß der Gottesdienst nicht eine bloße kirchche Einrichtung zur religiösen Belehrung und geistlichen Fortildung der Gemeinde sei, wobei diese einfach zuzuhören und uf sich wirken zu lassen habe, sondern vor allem eine Glaubenshandlung der Gemeinde selbst, worin sie die heilige Gnaengemeinschaft mit ihrem Herrn, darin sie steht und sich selig ihlt, ausspricht und ihrer pflegt, und sich deshalb nicht allein n der Verkündigung seines Wortes und dem Genuß seines akraments erbaut, sondern gleicherweise auch die Opfer ihrer itte und ihres Dankes und Lobes ihm darbringt und preind seinen heiligen Namen anbetet, desto mehr lernt man einhen, wie wesentlich eben die allseitige aktive Beteiligung der emeinde an der Liturgie zur wahren, mit dem Wesen übereinimmenden und speziel die evangelischen Prinzipien völlig verirklichenden Gestalt des Gottesdienstes gehöre. Für diese Beiligung an der Liturgie bietet sich aber im Allgemeinen der emeinde ein zweifacher Weg dar. Der eine ist die Verwenung des Chorals auch für die liturgischen Stücke. In dieser ichtung hat bereits die Reformation die Bahn eröfnet. Viele der liturgischen Stücke, welche in der katholischen Kirche vom Chor allein waren gehandelt worden, hat sie der Gemeinde in der Form des Chorals zugewiesen. Dahin gehört das Introituslied ohne oder mit den Introiten des Chors, das Kyrielied, welches vornehmlich auf den Dörfern, da kein Chor bestand, für das Kyrie des Chors eintrat, sodann das Glorialied: „Allein Gott in der Höh sei Ehr", oder: „All Ehr und Lob soll Gottes sein", womit die Gemeinde das „Ehre sei Gott in der Höhe" des Geistlichen erwiderte, ferner zwischen Epistel und Evangelium im Graduale das Hauptlied der Gemeinde, welches für die Fest- und Feiertage und zum Teil auch für die kirchlichen Jahreszeiten festgestelt und von Chorgesängen begleitet war, wenn er nicht ganz an deren Stelle trat, weiter das Credolied: „Wir glauben all an Einen Gott", welches an den meisten Orten anstatt des lateinischen Nicänum gesungen wurde, desgleichen das Sanktuslied: „Jesaia dem Propheten das geschah", oder: „Heilig ist Gott der Vater", und das deutsche Agnus: „Christe du Lamm Gottes" und „O Lamm Gottes unschuldig", sowie zum Schluß der Communion die Lieder: „Gott sei gelobet und gebenedeiet", „Verleih uns Frieden gnädiglich" u. s. w. Bei allen diesen liturgischen Stücken ist die Gemeinde von der Reformation in gottesdienstliche Mitthätigkeit gezogen worden. Leider aber hat man diese Bahn nicht weiter verfolgt, sondern dieselbe vielmehr zum großen Teil wieder verlassen. Indem während der Zeit des Pietismus und Rationalismus mit dem Sinn für das Objektiv-Kirchliche auch der Sinn für die Liturgie immer mehr entschwand und das gottesdienstliche Interesse sich immer vorwiegender, ja ausschließlicher der Predigt zuwandte, so verlernte man das Lied als liturgisches Stück zu würdigen, und gewöhnte sich, dasselbe nur in seiner Bedeutung für die Predigt, als Einleitung und Abschluß derselben, aufzufassen, wo die Wahl desselben ganz dem jeweiligen Belieben des Predigers anheimgegeben war — eine Geltendmachung des subjektiven Elements auf gottesdienstlichem Gebiete, welche die beklagenswerte Folge haben mußte, daß die Gemeinde bei diesem steten Wechsel der Lieder keines derselben tiefer ihrem Gedächtnis und Gemüt einprägen konnte, und daß mit dem äußern Anschwellen unsers kirchlichen Liederschatzes in gleichem Maße der wirkliche Segen des Liedgebrauchs für die Gemeinde abnahm.

Da stelt sich's uns als dringende Aufgabe dar, auch nach dieser Seite die gesunden Prinzipien der Reformation wiederum

zur Geltung zu bringen und mit der Wiederherstellung der reformatorischen Grundzüge der Liturgie auch die Gemeinde zu ihrer gebührenden Beteiligung an der Liturgie im Liedgesang zurückzuführen. Nur wird es freilich hiebei nicht weniger unsere Aufgabe sein, das Einseitige im reformatorischen Verfahren abzustreifen und das noch Unentwickelte zur volleren Entfaltung zu bringen. So war es offenbar ein Misstand, wenn in den Landgemeinden Niedersachsens der Gottesdienst mit drei Liedern, dem Introitus-, Kyrie- und Glorialiede, begann, welche unmittelbar, das leztere nur durch den Gloria-Ruf des Geistlichen eingeleitet, auf einander folgten, und der gleiche Misstand trat später auch in Städten, wie z. B. in Hamburg, ein, indem in diesen Eingangsakten nach dem Wegfall der Intonationen des Geistlichen und der Gesänge des Chors nur noch die damit verbunden gewesenen Lieder der Gemeinde zurückblieben. Was Wunder, wenn die Gemeinde zu diesen mehreren, allsonntäglich gleichen Eingangsliedern sich je länger je weniger einfand, und dieselben zulezt nur noch von den Chorschülern gesungen wurden, während die Gemeinde erst nach Beendigung derselben zur Kirche kam! Wo das liturgische Lied gebraucht wird, da muß es in lebendiger Wechselbeziehung mit den betreffenden liturgischen Handlungen des Geistlichen stehen, und wenn im Gottesdienste überdies ein Chor verwendet wird, auch zu diesem in das gleiche Verhältnis treten.

Und ein zweiter Punkt, in Bezug auf welchen der reformatorische Gebrauch des liturgischen Liedes einer Fortbildung bedarf, betrift den Wechsel desselben. In der Reformationszeit gebrauchte man nicht blos für das Credo, Sanktus und Agnus in jedem Gottesdienste das gleiche Lied, sondern auch das Introituslied pflegte nur mit den Festtagen zu wechseln, und für das Gloria hatte man blos die Wahl zwischen den beiden oben genanten Liedern, ähnlich war es beim Kyrieliede ꝛc. Es erhelt, wie diese Beschränkung eine gewisse Monotonie in den Gottesdienst bringen mußte. Und die mehr reformatorische Periode hätte den anwachsenden Liederschatz von Anfang an mehr für die Liturgie zu verwenden bemüht sein sollen. Wo deß etwas geschah, hatte man zunächst nur die Festtage im Auge und beschränkte sich auf einen Wechsel in den Liedern des Graduale. Aber die kirchliche Verschiedenheit, welche sich von den Festen auch den anliegenden Sontagszeiten mitteilt, war noch nicht klar und lebendig genug in das Bewußtsein getreten, um die Ausprägung der liturgischen Stücke auch hienach zu regeln. Wol finden sich einzelne Spuren hievon, indem etliche Kirchenordnungen den Gesang gewisser Lieder für die Sontage des Advents und von Weihnachten bis Purifikationis, wol auch für die Sontage nach Ostern anordnen. Aber teils kommen diese Anordnungen nur vereinzelt vor, teils wurde dabei die leitende Idee nicht bestimt genug aufgefaßt noch consequent durchgeführt. Und doch wie naturgemäß ergibt sich eine Gliederung der kirchlichen Zeiten! Die Zeit von Advent bis Weihnachten, die Epiphaniassontage, die Passionszeit und desgleichen die Sontage zwischen Ostern und Pfingsten bilden, wie deutlich am Tage liegt, eigentümliche in sich geschlossene Sphären kirchlichen und gottesdienstlichen Lebens, in deren jeder die Heils-Offenbarung Christi nach einer andern Seite ihres Wesens ins Licht tritt, und es handelt sich nur noch um ein Verständigung über die Verbindung der Zeit von Weihnachten bis Epiphanias und der drei der Fastenzeit vorausgehenden Sontage mit denen der Epiphaniaszeit. Desgleichen kann auch bezüglich der zweiten Hälfte des Kirchenjahres kein Zweifel darüber sein, daß die ersten Sontage derselben die Berufung der Gemeinde des Herrn und die lezten Sontage ihre Vollendung zum Inhalte der gottesdienstlichen Feier haben, und es gilt nur, auch die zwischenliegende größere Reihe von Sontagen angemessen zu gliedern. Aber teils sind schon in jenen klar bereits vorliegenden Gruppen kirchlicher Zeiten Anhaltspunkte genug für einen gedeihlichen Wechsel der liturgischen Stücke gegeben, teils aber dürfte es nicht mit zu großen Schwierigkeiten verknüpft sein, sich in Grundsätze über die noch schwebenden Punkte zu einigen. Wenn aber dies geschieht, wenn unsere Kirche, die von der Reformation eingeschlagene Bahn verfolgend, den indessen ihr erwachsenen Reichtum von geistlichen Liedern und Melodien durch organische Ausbreitung desselben über die kirchlichen Fest- und Sontagszeiten an den betreffenden liturgischen Stellen verwendet, welche eine reiche Quelle liturgischer Mannichfaltigkeit ist ihr hierdurch eröfnet!

Doch auf diese eine ihr geläufige Form des Chorals ist die Beteiligung der Gemeinde an der Liturgie nicht zu beschränken. Wenn die Gemeinde schon in der alten Kirche und zum Teil wieder in der Reformationszeit ihre gliedliche Gemeinschaft am Gottesdienst durch die Responsen des Amen, Halleluja, Kyrieleison ꝛc. und durch die antiphonischen Wechselgesänge verschiedener Art kund gegeben hat, sollte wol unsere Zeit jener vergangenen nachstehen? Ja in noch reicherem Maße, als es früher geschehen, kann die Gemeinde auch auf diesem Wege sich an der Liturgie beteiligen, und eigentlich müßte kein Stück derselben sein, bei welchem sie nicht, wenn nicht durch Liedgesang, so durch Responsen an den Tag legte, daß sie selbst auch an dem Priestertum, das der Geistliche im Gottesdienste verwaltet, Teil hat und dasselbe in voller Mündigkeit mit ihm bethätigt. Und auch hier, wie dort bei der Form der Lieder ließe sich ein belebender reicher Wechsel der gottesdienstlichen Formen damit verbinden, teils indem die Festtage durch Mithereinwirken des Chors und durch vollere Ausprägung der Responsen ausgezeichnet würden, teils indem man in dem Inhalt derselben die Mannichfaltigkeit der kirchlichen Zeiten ausprägte. Daß unsere Gemeinden aber darein sich nicht blos finden können, sondern diese gottesdienstliche Mitwirkung selbst liebgewinnen, dafür liegen der Beweise genug aus jenen Ländern vor, wo man damit bereits vorangegangen ist, und speziel aus jenen Orten, wo man die Gemeinden im rechten Sinne und auf richtigem Wege dazu angeleitet hat. Aber teils sind die Grundsätze, wonach und inwieweit die Gemeinde zur Mitthätigkeit herbeizuziehen sei, noch nicht festgestelt, teils fehlt es an hinreichender

aterial von ächten kirchlichen Weisen, um für diejenigen liturschen Stücke, welche einen Wechsel zulassen oder selbst forrn, mit demselben den ganzen Cyclus des Kirchenjahrs für onn- und Feiertage zu umspannen. Die Herbeischaffung und rdnung dieses Materials für den gottesdienstlichen Gebrauch eine Aufgabe, für welche bis jezt noch wenig geschehen ist, ährend doch die Schätze unserer Kirche aus der Periode der eformation und der nächstfolgenden Zeit so viel darbieten.

Aber noch mehr im Argen liegt die Sache des Chorgeanges im evangelischen Gottesdienste. Es fehlt uns eine allemein anerkante klare Idee von der Bedeutung desselben, der ir folgen, eine sichere Tradition seiner Beschaffenheit und sies Gebrauchs, darauf wir fußen könnten. Wie derselbe auf nsere Gegenwart gekommen ist, kann er allerdings nicht bleien. Er war zu einem Concert in der Kirche geworden, das ußer Zusammenhang mit der Liturgie stand, weltlich nach Gealt und Weise der Ausführung. Darf's uns darum wundern, enn man vom Chorgesang in der Kirche vielfach gar nichts ehr wissen will? Allerdings, besser kein Chorgesang, als ein lcher, welcher zerstreut und stört statt erbaut, welcher Empfinungen weltlicher Lust und Traurigkeit rege macht, statt Ahnunen ewiger Liebe zu wecken und Kräfte des Himmels in die Gemüter der Gemeinde herniederzuziehen! Aber nicht blos weil r unkirchlich geworden, hat man auf den Chorgesang bei uns erzichtet, man hat es in neuerer Zeit auch geradezu als Grundatz geltend gemacht, daß im evangelischen Gottesdienste für Chorgesang keine Stelle sei, und in ganzen Ländern hat man ach diesem Grundsatz verfahren. Der Chorgesang sei ein katholisches Gewächs, heißt es, das sich allerdings gar wol mit er passiven Stellung der Gemeinde und mit der Privatandacht es Einzelnen im katholischen Cultus, sowie mit dem weltlichen Sinne dieser Kirche vertrage, hingegen im protestantischen Cultus fremd dastehe und den Prinzipien der evangelischen Kirche widerstreite. Der evangelische Gottesdienst sei eine zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde gemeinschaftliche Handlung, und es könne und dürfe mithin die Gemeinde nicht vom Chor vertreten werden, jeder Chorgesang sei eine Beeinträchtigung der Gemeinde; desgleichen sei es ungeeignet, den Einzelnen auf Privatandacht zu verweisen, während der Chor singe, dieselbe werde dadurch nur gestört; vollends aber ein Aergernis für die Gemeinde entstehe daraus, wenn derselbe in einer dem Geiste der Kirche fremden Weise ausgeführt werde. Wir ehren die Beweggründe dieses Urteils und erkennen auch die relative Wahrheit an, die in den genanten Bedenken liegt. Die lebendige Teilnahme und Mitwirkung der Gemeinde ist eine Grundforderung an den evangelischen Gottesdienst; und Chorgesang, welcher losgetrent von der Gemeindethätigkeit dastände oder hemmend und beeinträchtigend auf sie wirken würde, darf in demselben nicht gestattet werden. Wir selbst würden in diesem Falle die Beseitigung des Chorgesangs fordern — wir würden sie fordern, obwol wir uns sagen müßten, daß unsere Kirche mit dem Verzicht auf allseitige Pflege der heiligen Kunst auch auf ein bedeutsames Merkmal kirchlicher Universalität verzichten würde, und obwol wir mit Wehmut auf den Reichtum herrlicher musikalischer Schätze zurückblicken würden, die unsere Kirche aus vergangenen Zeiten besizt und die nun brach liegen und uns fern bleiben müssen. Denn wichtiger als Kunstgenuß ist die Erbauung der Gemeinde, und wo nur die Wahl zwischen einem von beiden, Chor- oder Gemeindegesang, besteht, da kann gar kein Zweifel obwalten, daß jener diesem zu opfern sei. Allein wir können uns nicht überzeugen, daß sich's um eine solche Wahl wirklich handle, daß jene Bedenken gegen den Chorgesang in der Kirche wahrhaftig gegründet seien. Gegründet sind sie nur in Bezug auf eine bestimte Weise und Anwendung desselben, aber nicht in Bezug auf den Chorgesang und seinen kirchlichen Gebrauch an sich. Vielmehr sind wir von der tiefsten Ueberzeugung durchdrungen, daß der Chorgesang nicht allein mit dem evangelischen Gottesdienste wol verträglich sei, sondern selbst zu seiner inneren und äußeren Vollendung ein wesentlich ergänzendes Mittelglied bilde, und weit entfernt, den Gemeindegesang zu beeinträchtigen, vielmehr zur Hebung desselben in hohem Grade beitrage. Nur aber wird erfordert, daß er am rechten Orte eingefügt und in der rechten Weise ausgeführt werde. Und es gilt, der verderblichen Willkür, wonach wie auf liturgischem Gebiete überhaupt so speziel in Verwendung des Chorgesangs Jeder seinem persönlichen Belieben und subjektivem Geschmacke folgt, durch klare Prinzipien und darauf gegründete feste Ordnungen entgegenzuwirken. Werfen wir, um für richtige Grundsätze einen sicheren Boden zu gewinnen, einen kurzen Blick zurück auf den geschichtlichen Entwicklungsgang des liturgischen Chor- und Gemeindegesanges in der Kirche.

Die Kirche der ersten Jahrhunderte hatte für ihre Gottesdienste einen eigenen Singchor, welcher die Psalmen anstimte, während die Gemeinde erwiedernd oder abschließend antwortete. Selbständiger handelte die Gemeinde in dem vornehmlich durch Ambrosius gepflegten Hymnengesang. Doch artete dieser Gesang der Gemeinde mit der Zeit ins Gezierte oder Rohe aus, so daß man es im Interesse der Erbauung für gerathen fand, die Mitwirkung am gottesdienstlichen Gesang der Gemeinde gänzlich zu entziehen und ihn ausschließlich dem Chore zuzuweisen. Auf diese kirchliche Sitte drückte Gregor der Große das Siegel, wozu er sich um so mehr aufgefordert fühlen mußte, als die völlige Passivität der Gemeinde den immer bestimter ausgebildeten hierarchischen Anschauungen und Tendenzen Roms völlig entsprach. Anfangs beschränkte sich der römische Chorgesang auf das Unisono des Cantus firmus; im Laufe des Mittelalters aber erweiterte sich dasselbe, im Zusammenhang mit den allgemeinen Fortschritten der Musik, zur harmonischen Behandlung der kirchlichen Melodien, welche in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts in Palestrina ihren Gipfelpunkt erreichte. In dieser ganzen Periode blieb der Kirchengesang ausschließlich Sache des Chors, und nur abgedrungener Weise ist den Gemeinden ein Kyrieleison und zu Ostern der Gesang „Christ ist erstanden" in der Messe gestattet worden.

Die Gemeinde mußte sich für ihre heilige Sangeslust auf die außerkirchlichen Gottesdienste wie Bittgänge, Wallfahrten ꝛc. beschränken. Erst die Reformation hat, nach dem Vorgang der Böhmischen Brüder, die Gemeinde in das ihr zukommende Recht des kirchlichen Gesanges eingesezt.

Nicht weniger fand aber auch der Chorgesang Pflege in unserer Kirche. Die meisten liturgischen Stücke, die dem Gemeindegesang zu viele Schwierigkeiten boten, überließ man dem Chore, und er sang dieselben entweder, wie anfangs gewöhnlich an den Festtagen, in lateinischer oder, wie später immer allgemeiner, in deutscher Sprache. Zumal wurden ihm die größeren, kunstvolleren Gesänge im Graduale und an anderen Orten der Liturgie zugeteilt. Manches wurde auch im Wechselgesang zwischen Chor und Gemeinde ausgeführt. Man schloß sich hier großenteils noch an die überlieferten Formen der Hymnen, Sequenzen, Traktus, Responsorien ꝛc. an, welche man, soweit sie „rein" waren, aus der Mutterkirche herüber nahm und in möglichster Angemessenheit an die liturgischen Stücke über die Fest- und kirchlichen Zeiten verteilte. Und es sind damals viele Samlungen derselben erschienen: Die Kirchengesänge von Johannes Spangenberg zu Nordhausen 1545, die Psalmodia sacra von Lucas Lossius in Lüneburg 1553 und in späteren Ausgaben, die Kirchengesänge von Johannes Keuchenthal, erschienen in Wittenberg 1573, die Cantica sacra von Franz Eler in Hamburg 1588, das Missale, Vesperale und Matutinale von Matth. Ludecus in Havelberg 1589, das Enchiridion für Culmbach von Opsopäus 1596, die in Hof von Pfeilschmidt herausgegebene Samlung von Antiphonen ꝛc. und Officia Missä 1605, die Missodia ꝛc. von Mich. Prätorius 1611, die Samlung von Antiphonen ꝛc. für Ansbach und Heilsbronn 1627 und noch andere, welche weniger vollständig gehalten sind.

Mit besonderer Vorliebe aber sezte man an die Stelle jener herkömlichen Kirchengesänge den der Gemeinde bekanten Choral, der vom Chor entweder in einfachem Tonsatze, wofür wir von vielen Meistern die treflichsten Bearbeitungen noch besitzen, oder in motettenhafter Behandlung, worin Joh. Eccard das Größte leistete, ausgeführt wurde. Später wurden auch andere Texte, zuerst Schriftsprüche, dann selbst freie Dichtungen gewählt, die man in kunstmäßiger, häufig zum Wechselgespräch fortgebildeter Weise bearbeitete. Diese an sich nicht verwerfliche, vielmehr in gewisser Hinsicht einen Fortschritt bezeichnende Lossagung des Chorgesangs von den Formen des Gemeindegesangs ging aber mit einer noch weiteren Aenderung Hand in Hand. Man fing nämlich um die Mitte des 17. Jahrhunderts an, überdies den Sologesang der Arie, sowie noch weitere Arten des Kunstgesanges in dramatischem Wechsel damit zu verbinden, und begleitete das Ganze mit Instrumentalmusik, welche eine immer selbständigere Stellung neben dem Gesange einnahm.

So entstand das geistliche Concert und entwickelte sich zu musikalischen Drama des Oratoriums. Aber nicht blos in d Formen entfernte sich der Chorgesang vom kirchlichen Typu was leider eine zunehmende Geringschätzung und Vernachläs gung des Chorals zur unmittelbaren Folge hatte, sondern fand dies auch statt in Hinsicht des Geistes und Inhalts, inde man sich immer rückhaltsloser den Einflüssen der in imponire der Weise sich entfaltenden weltlichen Musik hingab. Seb. Ba hielt zwar durch seine ernste Pflege des Chorals und den he ligen Charakter seiner Cantaten und Passionen den Verfa noch einigermaßen auf, wiewol auch er bereits bei aller Wahr heit und Tiefe religiösen, christlichen Gefühls nicht mehr d volle Strenge des Kirchenstyls repräsentirt. Aber nach ih nahm die Verweltlichung in raschester Weise zu bis zur Ver pflanzung der Oper in die Kirche. Und in dieser Gestalt i die Kirchenmusik zum Teil von uns noch erlebt worden.

So hat der Kirchengesang verschiedene Epochen durchge macht. In den ersten Jahrhunderten waren Chor- und Ge meindegesang in Wechselthätigkeit mit einander gestanden. Dar nach ist dieser von jenem verdrängt worden. Die Reformatio hat den Gemeindegesang wieder in seine Rechte eingesezt un zugleich den Chor beibehalten, ohne aber eine durchgreifend Wechselwirkung zwischen beiden herbeizuführen. Vielmehr ginge beide mit der Zeit immer mehr auseinander, wodurch beide li ten, der Gemeindegesang erschlaffte und der Chorgesang ver weltlichte. Die Aufgabe der Gegenwart ist nun, beide ebens zu ihrer kirchlichen Reinheit und Lebendigkeit zurückzuführen, al unter Innehaltung der denselben eigentümlichen Sphären zwi schen beiden eine wahrhaft erbauliche Vereinigung herzustellen Soll aber dies erreicht werden, so ist vorerst nothwendig, daß man sich über die Bedeutung und Stellung des Chor im Got tesdienste klar werde. Man hat ihn in neuerer Zeit als den musikalisch gebildeten Teil der Gemeinde bezeichnet, durch wel chen das musikalische Charisma der Kirche zur Ausübung und Verwendung gelange. Und dies ist nicht unrichtig. Doch ist es blos die praktische Seite der Sache. Und für die Art der Ver wendung ließe sich hieraus kein sicheres Gesetz ableiten, ja die Gefahr concertmäßiger Aufführungen würde der Kirche hiermit von neuem drohen. Es gilt, auch die Idee des Chors zu erfassen. Wenn man den Chor als Repräsentanten der vollendeten Gemeinde bezeichnet hat, so ist hiermit die Sache nahezu richtig ausgesprochen; doch ist die Fassung noch zu enge, wie denn in diesem Falle der Chor für Kyrie, Traktus und überhaupt für geistliche Klagegesänge nicht verwendet werden dürfte, dies aber offenbar eine mit der ganzen Geschichte des Chorgesangs streitende Beschränkung wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 6. Juni. № 45.

Ueber liturgischen Chor- und Gemeindegesang.

(Fortsetzung.)

Vielmehr ist die Bedeutung des Chors zu erweitern und
uf die Kirche an sich, auf die Kirche als Leib des Herrn über-
upt, insofern auf die ideale Gemeinde, oder, in konkreterer
assung, auf die allgemeine Kirche zu beziehen, welche
enso die irdische als die himlische Gemeinde umfaßt, und
cht weniger in die Zeiten des alten Bundes zurückreicht, als
e die Gegenwart in sich begreift und in die noch zu hoffende
ollendung vorausblikt; wobei sichs aber auch von selbst ver-
eht, daß je nach der liturgischen Stelle und dem Inhalt des
iturgischen Stückes bald mehr die eine, bald mehr die andere
eite der allgemeinen Kirche in den Gesängen des Chors hin-
rchklingen wird. Immer aber ist es die Kirche an sich, die
eale Gemeinde, die allgemeine Kirche im Gegensatz zur Lokal-
emeinde, die der Chor vertritt. Und was ist naturgemäßer,
s daß die Lokalgemeinde, wenn sie zur Anbetung sich versam-
elt, sich als Glied der Einen allgemeinen Kirche fühle, auf
elche ja ihre Gebete und Gesänge zum Teil ausdrücklich Be-
ug nehmen und daß sie deshalb Verlangen trage, auch die
timme von dieser in ihre Gesänge hineintönen zu hören?
un bildet aber offenbar dieselbe innerhalb der Versamlung
er wirklichen Gemeinde ein ideales Element. Dies ist die Ur-
ache, warum der Chor sich für seine Gesänge der idealen For-
en der Kunst zu bedienen hat. Hieraus aber ergeben sich
och weitere Folgerungen. Einmal nämlich werden seine Ge-
nge nur in dem Maße, als sie wahrhaft künstlerischer Art
nd, der Idee entsprechen, wovon er getragen ist, obwol diese
orderung je nach dem Bildungsstande und den Verhältnissen
ner Gemeinde mannichfachen Modificationen unterliegt. Und
m andern werden die Gesänge des Chors, obwol sie als
timme der allgemeinen Kirche auf der einen Seite in mög-
chst lebendiger Wechselwirkung mit dem Gesang der Gemeinde
nd mit den liturgischen Handlungen des Geistlichen stehen
llen, für die Gemeinde selbst doch immer mehr oder weniger
en Charakter einer Darstellung gewinnen, welche nicht weniger
er Sphäre der Kunst eignet, als sie durch das ideale Ver-
ältnis der allgemeinen Kirche zur Lokalgemeinde bedingt ist.
nd nur dann wird diese Darstellung unberechtigter Art sein,
wenn die Gesänge des Chors jener Wechselwirkung mit der Gemeinde und dem Geistlichen entbehren, welche nicht weniger aus der Bedeutung des Chors und seiner Stellung im Gottesdienste entspringt.

Es ist wichtig, das Wesen des Chors in der angegebenen Weise klar und bestimt zu erfassen. Außerdem wird sein Wirken im Gottesdienste immer mehr oder weniger zufälliger und willkürlicher Art sein; und es besteht keine Garantie, daß sich das Element der Kunst nicht in ungeeigneter, weltlicher und störender Weise darin geltend mache. Hingegen von jener seiner Idee aus fält ein Licht auf alle Seiten seiner Thätigkeit, und für alle wird dadurch Ziel und Schranke derselben richtig bestimt und festgestelt.

Fürs erste erhelt hieraus die Stellung, welche der Chor zum Handeln des Geistlichen und der Gemeinde einzunehmen hat. Der Chor darf nicht an die Stelle der Gemeinde treten, was damit geschähe, daß er die der Gemeinde zugehörenden Stücke übernimt. Die Liturgie muß so geordnet sein, daß die Gemeinde im Stande ist, die Handlungen des Geistlichen liturgisch zu erwidern. Und was hierin der Gemeinde wesentlich zukomt, muß ihr auch verbleiben. Man darf nicht ein Amen am Schluß des Gemeindegebets vom bloßen Chor singen lassen. Doch aber ist hierdurch nicht ausgeschlossen, daß der Chor in die Handlung der Gemeinde mit eintrete und durch seinen Vorgang das Handeln der Gemeinde belebe. Nur muß dies teils durch den Inhalt der liturgischen Worte nahe gelegt sein, wie z. B. wenn nach dem Glaubensbekentnis der Chor „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste" singt und die Gemeinde mit einem dreifachen Amen es abschließt. Teils müssen hierbei die dem Chor und der Gemeinde zugeteilten Stücke auch hinsichtlich der Ausführung der Eigentümlichkeit und den Kräften beider entsprechen. So wird es immer seine Schwierigkeit haben, wenn in den feierlichen biblischen Antiphonen auf die vom Geistlichen gesungene erste Hälfte derselben die Gemeinde mit der zweiten antworten soll, ihr Gesang wird entweder steif oder verworren lauten. Leicht aber hebt sich die Schwierigkeit, wenn die biblischen Worte der Responſe dem Chor in den Mund gelegt werden, und die Gemeinde das dieselben abschließende Halleluja mit seiner den Silben streng angepaßten Melodie singt. Der Chor darf aber ferner auch nicht in isolirter Selbständigkeit auftreten und Gesänge außer Zusammenhang mit dem

Handeln des Geistlichen und der Gemeinde vortragen. Dieselben würden hiermit den Charakter eines kirchlichen Concerts annehmen. Jener Zusammenhang selbst aber kann in verschiedener Weise stattfinden. Der Gesang des Chors mag eine irgendwelche gottesdienstliche Einleitung bilden, oder eine Erwiederung auf die Handlung des Geistlichen sein, oder das erwiedernde Handeln der Gemeinde vermitteln, oder endlich auch in seinen Tönen den Gesang der Gemeinde noch fortklingen lassen. Daß der Chor allein laut werde, kann nur durch eine besondere Eigentümlichkeit des liturgischen Stückes gerechtfertigt erscheinen, wie namentlich dann, wenn die Gemeinde durch dasselbe mehr zur stillen Betrachtung als zum selbstthätigen Handeln aufgefordert wird, wie z. B. während der Austeilung des h. Abendmals. Im Allgemeinen aber gilt der Grundsatz, daß Geistlicher, Chor und Gemeinde in organischer Wechselwirkung ein lebendiges Ganzes der jeweiligen Handlung darstellen, wobei der Chor in dieser seiner ergänzenden Stellung je nach dem liturgischen Orte bald mehr nur in überleitenden Worten, bald in umfangreichen Gesängen mitwirkt.

(Schluß folgt.)

Wie wird der Feiertag in Mecklenburg geheiligt?

Ich würde mich mit dem, was ich Ihnen vor drei Jahren geschrieben, begnügt haben und Ihnen nicht abermal von den Uebelständen in Betreff der Sontagsheiligung in unserm Lande Mitteilung machen, wenn die Sache nicht von so unberechenbarer Wichtigkeit namentlich auch für die hiesigen Verhältnisse und dazu in einem Fortschritt leider zum Schlechteren begriffen wäre. Man hätte denken sollen, unsre Ritterschaft würde sich damit begnügt haben, daß sie damals von der Regierung einen Freibrief für die Sontagsarbeit insoweit errungen, daß es den Gutsherschaften erlaubt wurde, wenn auch nicht ihre eignen, doch die Arbeiten ihrer Tagelöhnerfamilien durch ihre Dienstboten und Anspannung am Sontage beschaffen zu lassen. Die Landesregierung ist, wie verlautet, fort und fort bestürmt, wenigstens für die Zeit der Ernte die Sontage überhaupt freizugeben. So ist es geschehen, daß im vorigen Jahre nicht blos wie früher drei Sontage, sondern sechs zu den Erntearbeiten bestimt wurden. Die Ansicht des gemeinen Mannes von dieser Maßregel trat mir in der Aeußerung eines Arbeitsmannes entgegen, der einem andern die Erklärung gegeben: „Nun werden bald alle Sontage freigegeben". Und mancher mag das mit großer Gelassenheit aussprechen und sich ohne Harm darein finden. Wem aber das Wol unsres Volkes und die Förderung seiner heiligsten Interessen am Herzen liegt, der darf sich einer eingehenderen und ernsteren Betrachtung der gegenwärtigen Lage der Sache nicht entziehen.

Es ist gewiß nicht die tiefere Betrachtungsweise, wenn man die Frage nach dem Maßstabe der Nützlichkeit oder der Noth zu beurteilen und zu entscheiden unternimt. Dennoch ist d selbe in formeller Beziehung von großer Wichtigkeit. Unter Z stimmung der ganzen Kirche stelt auch unser Landeskatechisn ein „Werk der Noth" als am Sontage erlaubt hin, freilich ni ohne für alle leichtfertigen Gewissen das Wort hinzuzufüge „Doch irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!" Dara könnte sich unsre Regierung berufen. So wahr es nun al auch ist, daß hier in Mecklenburg in Folge der sozialen V hältnisse es gerade in der Erntezeit an Arbeitern fehlt, so z zweifelhaft ist mir doch nach eigner Erfahrung und Kentnis n nach den Aeußerungen von Gutsherren und Pächtern, die mit dem Gehorsam gegen Gottes Gebot ernstlich nehmen, d die Erntearbeit am Sontage keineswegs eine Nothsac ist. Ich kenne Herren, welche gerade aus dem Gesichtspun der Nützlichkeit keinen Gebrauch von der Erlaubnis machen, w ihre Leute wie ihr Vieh den Sontag schon als Ruhetag bedi fen, um zur heißen Wochenarbeit frisch und tüchtig zu bleibe Gesezt aber, es träte wirklich Noth ein, so muß man der R gierung durchaus alle Berechtigung absprechen, darüber zu t teilen. Der Fortschritt von 3 zu 6 Sontagen ist ein Bewe dafür. Wie kann ein Minister 4 Wochen vorher, ehe der Fa eintritt, schon decretiren, an den und den bestimten Sontag werde der Nothfall eintreten? Das müßte man doch billig de Gewissen des Einzelnen und zwar für den Augenblick des Ei tritts anheimstellen. „Wegen ungünstiger Witterung sagt der Regierungserlaß, weil es vor der Ernte regnete. Do nent aber der Landmann gerade: günstige Witterung. D gegen hat es während der ganzen Erntezeit — man möchte f gen: nach göttlicher Ironie! — fast gar nicht geregnet, wir h ben vielmehr ein in jeder Beziehung so günstiges Erntewett gehabt, wie man sichs kaum erinnern kann. Trotzdem folg mitten in der Ernte der zweite Ministerialerlaß einfach oh Grundangabe: „Wir finden uns bewogen — —" noch 3 fo gende Sontage freizugeben. Bin ich recht berichtet, so ist d Antrag auf leztern u. A. von einem Edelmanne gestelt, welch seinem Pastor zugestand, daß er es allerdings nicht gerade f Nothsache halte — was freilich ein eigentümliches Licht auf d ganze Sache werfen würde. Zu übersehen ist bei diesem Punk übrigens nicht, daß unser Landeskatechismus Nothwerke f solche erklärt: „ohne die ich und mein Nächster nic können erhalten werden", also bei denen mehr oder wen ger das Leben in Frage steht und dazu gehört das Ernten hi zu Lande wenigstens nicht. Es handelt sich dabei wesentli um die entfernte Möglichkeit eines pecuniären Ver lustes im Grunde für Leute, welche in den lezten Jahren dur den Ackerbau enorme Reichtümer erworben haben! Daß de Mammonsdiener aber der einfallende Sontag in seinem Jag und Treiben oft sehr hinderlich ist, geben wir gern zu. Ab wo ist ein Lebensverhältnis, welches für das natürliche G lüsten ohne göttliche Schranke ist? Ists nicht mit dem 6. un 7. Gebote ebenso? Und macht unsere Zeit nicht auch Grün subjektiver Noth geltend, um diese Gebote aufzulösen?

Es scheint nun freilich das Verfahren unsrer Regierung istorisch gerechtfertigt. Unsre K. O. läßt schon den Nachmitagsgottesdienst während der Erntezeit auf den Dörfern ausallen — möglicher Weise weniger der Ermüdung und der Hitze, ls der Arbeit wegen. Dem entsprechen auch die späteren Sonagsgesetze nur mit dem Unterschiede, daß nicht wie jezt jegliche Arbeit, sondern nur das „Einfahren" des Korns in kritischen Momenten erlaubt wurde. Man sollte aber billiger Weise die egen damals bedeutend veränderten Umstände nicht unerwogen assen, als z. B. daß die Tagelöhner damals mehr Zeit zu hren Arbeiten in der Woche hatten, daß damals kaum die Hälfte des jetzigen Korns gebaut, also die Erntezeit sehr verürzt war, daß damals eine straffere Kirchenzucht die Heiligung es Sontags im übrigen aufrecht zu halten im Stande war, aß seit 1769 alle Nebenfeiertage, von denen mehrere in die Erntezeit fielen, aufgehoben, Wochengottesdienste abgekommen nd der Buß- und Bettag auf den Sontag verlegt, also für ie Arbeit schon erobert sind, u. dgl. Daß andrerseits die Bestimmungen der alten K. O. wieder strenger sind als die jetzige Praxis, möchte eine Berufung auf dieselbe doch wol schwer achen. Hierher gehört auch die Berufung auf einseitige Ausprüche Luthers, wodurch sich namentlich auch hier viele Pastoren imponiren und dadurch an einem Zeugnis auch gegen die offenkundigsten Nothstände hindern lassen. Wer sich auf Luther oder auf Col. 2 berufen kann, um eine Praxis zu vertheidigen oder zu billigen, welche das, was gerade Luther schriftgemäß ls dringlichen Zweck des Feiertags hinstellt, völlig verhindert, er hat weder Luther noch Paulus verstanden.

Mögen nun aber auch Theologen und selbst kirchliche Behörden es mindestens als „offne Frage" betrachten und behandeln, ob die 10 Gebote überhaupt den Christen in ihrem klaren Wortsinne noch etwas angehen, ob eins oder das andere derselben auch noch ein Gebot oder „nur ein bloses Prinzip" sei, ob die symbolischen Bücher unsrer Kirche eine unverantwortliche Freiheit in diesem Stücke haben geben wollen und können, dem einfältigen Christen steht es unwiderleglich fest: „Es ist wider Gottes Gebot." Darin bestärkt unser Landeskatechismus unsre Gemeinden. Wir lehren nach demselben die Alten wie die Jungen: „Warum werden diese Tage Feiertage genant? A. Weil an denselben wir Menschen von unsrer ordentlichen Berufsarbeit feiern oder ruhen sollen. Was heißt aber den Feiertag heiligen? A. Es heißt den Sontag und die Festtage mit Anhörung, Betrachtung und Lernung des göttlichen Wortes und sonsten zum Lobe Gottes zubringen. Was mußt du thun am Feiertage? A. Ich muß in die Kirche gehen, andächtig beten und singen, die Predigt fleißig anhören und den ganzen Tag mit heiligen Uebungen zubringen." Und zulezt: „Heißt das auch Gottes Wort verachten, wenn man am Sontage vor oder nach der Predigt das Lesen und Betrachten des göttlichen Worts, Singen und Beten versäumt, mit Saufen, Fressen, Spielen, Tanzen und mit andern die Sabbatsfeier hindernden Zeitkürzungen oder auch mit Handarbeit außer Noth den Son- oder Feiertag zubringt? A. Ja, davor aber wolle uns Gott gnädiglich behüten." Daß damit unsre landläufige Praxis nicht stimt, ist dem Einfältigsten klar. Einer meiner Amtsbrüder komt Nachmittags an einem Sontage in eine eingepfarrte Ortschaft, wo vom Gutsherrn nicht geerntet, aber den Tagelöhnern ihr Heu eingefahren wird, da findet er eines Tagelöhners Mutter „beim Buche." Sie empfängt ihn mit den Worten: „Ach, Herr Pastor, ich lese und bete, daß Gott meinen Leuten die Sünde vergibt, daß sie sich heute mit dem Heu zu thun machen." Bekantlich „sündigt" aber der Tagelöhner nicht so freiwillig bei uns wie der Gutsherr, da z. B. die Heuwerbung von den Teilnehmern gemeinschaftlich beschaft wird, der Einzelne also gebunden ist. Im Verlaufe des Gesprächs bemerkt die Frau über die nur gering wiederbemerkbare Kartoffelfäule: „Das ist doch wol Gottes Strafe, daß wir den Sontag so entheiligen." Das Kartoffeleinbringen ist nämlich eine Hauptsontagsarbeit der kleinen Leute, dabei es sehr vergnüglich zugeht; da werden bekante Knechte und Mägde zugeladen und Abends traktirt u. s. w. Die Ueberzeugung des Widergöttlichen der Sontagsarbeit, selbst der von ihnen mit Erlaubnis der Obrigkeit und im Drange ihres Abhängigkeitsverhältnisses beschaften, steht unsern Gemeinden außer allem Zweifel fest, so fest, daß mich einer fragte: „Kann denn selbst unser Großherzog wol das 3. Gebot aufheben, das doch im Katechismus steht?" Dann frage ich doch aber: Haben unsre Staatsmänner und Theologen den Mut, diese „unwissenschaftliche" Ueberzeugung, diese Einfalt eines christlichen Mütterchens zu belächeln? Wenn irgendwo, so gilt hier das mark- und beindurchschneidende Wort des Herrn: „Wer einen dieser Geringsten ärgert, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehenkt und er ersäufet würde im Meer, da es am tiefsten ist." Und steht denn das bon plaisir oder die mammonistische Gier des Gutsherrn oder Pächters höher als das — ich möchte sagen: selbst irrende — Gewissen unsrer Tagelöhner? Es ist ein ebenso heilig als kostbar wertes Ding um ein Gewissen. Wir sollten Gott danken, daß unsre Landgemeinden noch ein Gewissen haben über die göttliche Wahrheit und noch nicht mit der aufgeklärten städtischen Bevölkerungshefe zum bodenlosesten Unglauben fortgeschritten sind und nicht die Gewissen noch mehr verwirren und verwunden, die schon genug im Conflikt mit den thatsächlichen Zuständen sich verbluten. Wo es nicht um einen klaren Irrtum oder einen verderblichen Misverstand sich handelt, da hat unbestreitbar das Gewissen, der Geist in der Gemeinde das Recht. Und nicht wir haben zu beweisen, daß die Arbeit wirkliche Sontagsentheiligung und Uebertretung des göttlichen Gebots ist, sondern sie haben uns zu beweisen, daß die Tradition des Kernes der ganzen christlichen Kirche und unser Landeskatechismus wider Gottes Wort ist und daß die christliche Freiheit durch eine strengere Sontagsfeier verlezt oder bedroht wird.

Als etwas Erfreuliches kann ich Ihnen melden, daß, wie ich auf einem kleinen Ausfluge in Erfahrung gebracht, wol die ganze Geistlichkeit des Landes ausnahmslos durchaus einig ist gegen die Regierungsmaßregel und gerade die allgemeine Sontagsentheiligung aufs tiefste beklagt, wenn die Ansichten in einzelnen Punkten und namentlich auch in Vorschlägen zur Besserung auseinandergehen. Selbst von unserm Kirchenregimente glaube ich behaupten zu dürfen, daß es den Regierungsmaßregeln völlig fern steht. Wenn der O. K. R. das Sontagsgesetz 1855 auch mit einem gewissen Interesse an sich nahm, seit dasselbe von den Ständen so durchlöchert ist, daß es fast das Gegenteil von dem bewirkt, was es bezwekt, hat sich derselbe mit der nutzlosen Gesetzesnovelle nichts mehr zu thun gemacht. Freilich wäre es wünschenswerter, wenn das Kirchenregiment auch positiv für die Sache einträte und nicht den einzelnen Pastoren den schweren Kampf in den Gemeinden allein zu führen überließe, der namentlich auch dadurch erschwert wird, daß uns die Uebereinstimmung des O. K. R. mit dem „Ministerium der geistlichen Angelegenheiten" als selbstverständlich entgegengehalten wird. Trotzdem möchte schwerlich ein rechtschaffener Pastor zu finden sein, der der Verwüstung in seiner Gemeinde ruhig ohne seinen Mund zu einem Zeugnisse dawider aufzuthun zusehen könnte. Freilich ist ein solcher Lauf der Dinge den Regierungen, die in unsrer Zeit eben nicht viel Autorität zu verlieren haben, nicht gut. Aber es scheint das in unsrer Zeit (wie das in Preußen kirchlich in der Ehescheidungs- und Confessions- und Verfassungsfrage und politisch in den wichtigsten Staatsfragen der Fall gewesen ist und in Hannover in der Katechismusfrage) das Schicksal der Regimenter zu sein, daß sie sich erst von unten auf müssen treiben und stützen, ja durch treue Opposition müssen die Hände stärken lassen. Denn durch das Staatsgesetz sind wir Pastoren doch keineswegs dispensirt, das Unrecht auch zu strafen. Freilich wird sich mancher zurückschrecken lassen, weil ja „die Sache so zweifelhaft sei" und weil man kein „bestimtes neutestamentliches Gotteswort" aufzuweisen habe. Gegen die Polygamie und Ehescheidung gibts im A. und selbst im N. T. auch kein Gotteswort als „direktes Verbot" und keine Strafdrohung, und dennoch lassen sich die Propheten nicht abhalten, dagegen zu zeugen (Mal. 2). Gesezt auch, das N. T. böte keine bestimte Aussprüche gegen diese Sontagsentheiligung, gesezt auch, wir könnten uns auf das 3. Gebot nicht berufen, weil dasselbe (das einzige unter den 10 Geboten!) der christlichen Freiheit zum Opfer gefallen wäre, der ganze Complex des Schriftzeugnisses für die Heiligung des Tages des Herrn ist so gewaltig, daß es noch immer mit Posaunenton durch die Christenheit klingt und klingen wird: „Du sollst den Feiertag heiligen" und alle kleinliche Einrede dagegen verstummen muß.

Ich muß mir erlauben, noch näher auf die thatsächlichen Zustände einzugehen. Der Ministerialerlaß erlaubt die Sontagsarbeit ausdrücklich „nur mit Einwilligung der Arbeiter". Das klingt ganz gut. Aber mit Erstaunen fragt man: „Ist der Minister so wenig mit den Verhältnissen des Landes bekant, daß er nicht weiß, wie trotz aufgehobener Leibeigenschaft jeder Gutsherr und Pächter seine gesamten Tagelöhner so in seiner Gewalt hat, daß er den Widersetzlichen hundertfach aufs empfindlichste strafen kann? Weiß er nicht, wie schwach es mit dem Willen auch der Nichtwollenden aussieht und daß eine christliche Obrigkeit eher verpflichtet ist, dieser Schwachheit zu Hülfe zu kommen, statt sie auf die schwerste Probe zu stellen? Dem kundigen mecklenburgischen Ohre klingt dieser Zusatz sehr seltsam und jeder Gu herr und Pächter muß ihn mit Lächeln gelesen haben. „Sie wis wol", sagte mir einer, dem ich dies vorhielt, „wir werden bestelt u damit gut!" Die obrigkeitliche Erlaubnis der Erntearb am Sontage heißt hier nichts anderes, als auf Kosten d Herren dem Tagelöhner den ihn von Gott gegeben Ruhe- und Feiertag rauben, auf den er ein Anrecht hat. „A wie gern, sagten mir zwei, die ich am Sontag Morgen zu mir ruf ließ, ruhten wir heute mal aus, die Woche durch und gestern an d grausam heißen Tage gings in einem fort, daß man nicht zu Verstan komt — aber was sollen wir machen?" Sucht ein Pastor das Re der Leute auf Freiheit geltend zu machen, so ist er ein Revolutiona ein Aufhetzer der Leute gegen ihren Dienstherrn. Und wer soll s der Leute annehmen, wo die nächste Obrigkeit eben ihr Bedrücker is Daß nun von allen, die mit der Erntearbeit zu thun haben, auch n eine einzige Seele an solchem Sontage in die Kirche käme, d ist selbst im Kirchdorfe nicht der Fall, unmöglich aber für die entfer teren Ortschaften. „Eine Stunde nach gänzlich vollendetem Gotte dienste", sagt das Gesetz, darf erst begonnen werden. Abgesehen d von, daß die Nachmittagsgottesdienste gar nicht berücksichtigt werde sind die Hofuhren gewöhnlich so eingerichtet, daß sie, wenn die Kirche uhr eben 11 geschlagen hat, schon 12 schlagen, und in dieser Zwische zeit soll ein Mensch eine halbe Meile Weges gehen, sich umkleide essen und was es sonst gibt, und soll ein Knecht mindestens 1½ Stun Pferde füttern? Ist es möglich, daß man solche Unmöglichkeiten ve fügen kann? Nein, der sontägliche Gottesdienst ist dem Tagelöhn bis zu dem Kinde herab, das mitarbeiten muß, unmöglich gemacht, h. seinem Leibe und seiner Seele ist der Feiertag geraubt sec Sontage hindurch. Aber sehen wir einmal zu, wie es überhaupt m demselben steht. Der Frühling beginnt mit Bearbeitung des Garte landes. Das geschieht meist an mehreren Sontagen, dann komt d Jäten des Flachses, es geschieht am Sontage, dann das Behacken un Behäufen der Kartoffeln am Sontage, dann das erste Heumähen — am Sontage, dann während der Erntezeit das Weizensammeln a Sontage, dann Flachseinbringen und Zubereiten — am Sontage, Kar toffeln aufnehmen und einbringen — am Sontage. Und das noc nicht genug. In neuster Zeit wird der immer umfangreichere Runkel rübenbau den Tagelöhnern in Accord gegeben, eingestandener maßen zur Sontagsarbeit, damit die Hofarbeit in der Woche keine Abbruch erleide. Das ist alles nur das gewöhnliche, das erlaubte wenn dazu nun noch ungewöhnliches und unerlaubtes komt, wa bleibt dem Tagelöhner vom ganzen Sommer? Außer dem Pfingst feste und dem Bettage vor der Ernte etwa noch ein gewohnheitsmäßi ger Abendmalssontag um die Ernte. Das sind drei von Dreißigen die ihm bei dem keineswegs blühenden Schulwesen und dem tiefe Stande christlicher Erkentnis und geistlichen Lebens alle so blutnöthi wären! Und wer so das eine halbe Jahr vom Gottesdienste entwöhn ist, wird der so viel Liebe dazu haben können, um im andern Halb jahre Kälte und tiefen Schnee und schlechtes Wetter und Wege z überwinden? Wahrlich, der traurige Kirchenbesuch ist nicht zu ver wundern. Ich weiß wol, daß dies nicht die einzigen, nicht die Grund ursachen sind, aber es sind auch Ursachen und Hindernisse, und zwa sehr starke, weil der Tagelöhner sich bei diesen „ohne Schuld weiß" Statt der Sontagsarbeit, die also schon übergroß ist, nun aus voller Kräften zu steuern, gibt sich die Regierung dazu her, den Sontag de

Beilage

agelöhners nur noch mehr beschränken zu helfen. Man sollte es cht für möglich halten in einem Lande, wo Fürst und Ministerium e Kirchenregiment eine sonst so entschieden christliche und conserva- e Haltung annehmen. Es läßt sich nur aus der schwachen Nach- bigkeit gegen die Ritterschaft erklären, wie gleicherweise die Dispen- ion von der Sontagsfeier für Sängerfeste und Turnerfahrten gegen n liberalen Zeitgeist, um also der democratischen Agitation gegen sich bst eine Gasse zu brechen! Denn was das lezte Ziel derartiger Zu- mmenkünfte ist, darüber kann doch seit dem Frankfurter Schützen- ste kein Zweifel mehr obwalten. Dann aber sollten unsere Regierun- n doch von Guizot, dem Minister Louis Philipps, bei Zeiten ler- n, wenn derselbe aus eigner trauriger Erfahrung heraus schreibt: Nicht die Stärke des Bösen, sondern die Schwäche im Gu- n allein ist zu fürchten." Auf dem Wege der Conzessionen ha- n die Regierungen ihre Macht verloren, weil die politische wie kirch- he Revolution groß gezogen. Oder ist dies keine gefährliche Con- ssion? Ich bin erstaunt gewesen, wenn ich aus dem Munde gläu- ger Christen und selbst Geistlicher die Rede gehört habe: Man müsse mit der Sontagsarbeit nicht so genau nehmen, denn „den ganzen ag mit heiligen Uebungen zuzubringen", wie der Katechismus for- re, vermöchten auch die Ernsteren nicht, und wenn der große Haufe cht arbeiten dürfe, so falle er auf schlimmere Dinge; es sei doch bes- r, am Sontag arbeiten als Thorheit treiben und der Welt- und leischeslust nachzugeben. Mir scheint nichts gefährlicher, als einen eufel durch den andern austreiben zu wollen. Was wird der natür- he Verlauf sein? Die nächste Folge der Nachsicht gegen Sontags- beit ist Entwöhnung vom sontäglichen Gottesdienste. Aber bald be- int sich das Volk auf sein Recht der Sontagsruhe und fordert Frei- it. Wir haben es seit 1848 sattsam erlebt, wie die „Volksmänner" n Arbeitgebern und Regierungen diesen „Volkswunsch" und dieses Menschenrecht" in Forderung gestelt haben, und auch unsre Regierung ird es erleben können, wie sich die Demokratie eines Tages des ge- echteten Tagelöhners annimt. Wird die Democratie dann das „be- eite Volk" wieder in die Kirchen führen? Sie wissen es wahrlich nders zu beschäftigen. Davon geben die „Volksversamlungen" am ontage und die Demonstrationen gerade an den Sontagabenden satt- m Zeugnis. Das geringere von zwei Uebeln ist die erste Stufe um schlimmeren! Principiis obsta! Denn wer dem Teufel den inger reicht, dem nimt er bald die ganze Hand. Man täusche sich ch nicht bei der Nachgibigkeit an den materiellen und gottlosen Zeit- ist, daß man die Sache immer noch in der Hand haben werde. Nur rch unbeugsam strenges Festhalten an der erkanten Wahrheit festet an die Ordnung. Aber Revolution von oben, nämlich Nicht- htung des göttlichen Gebotes und der göttlichen Ordnung von Sei- n der Regierungen und Herren — das hat die Geschichte unsres ahrhunderts uns doch mit leserlicher Schrift vor Augen gestelt — s ist die wahre Mutter der Revolution von unten!

Nachrichten.

Die lezte außerordentliche Generalsynode der bayrischen Rheinpfalz.

Auf der abschüssigen Bahn, auf welcher sich die unirte Kirche der bayrischen Pfalz seit einigen Jahren befindet, ist nun wieder ein bedeutender Schritt nach der Tiefe zu durch die vom 12. bis 19. April lezthin zu Speier abgehaltene außerordentliche General-Synode geschehen. Von den Anhängern einer bekentnislosen Union, von der gesamten kirchlichen und politischen Democratie, wie sich diese Elemente meist im sogenanten „protestantischen Verein" der Pfalz zusammengefunden haben, und unter Vorgang ihres gemeinsamen Preßorgans, des „Pfälzischen Couriers", wurde diese Synode mit einem Eifer angestrebt, wie er wol einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Der neue k. Consistorial-Director Glaser forderte dieselbe mit nicht minderer Entschiedenheit von der k. Staatsregierung, und diese ging, wie sich aus Allem ergibt, mit der größten Bereitwilligkeit darauf ein, ja suchte dieselbe möglichst zu beschleunigen, in der Hofnung, durch Conzessionen an die Laien-Elemente und erweiterte Aufnahme derselben in den kirchlichen Organismus den gestörten Kirchenfrieden wieder herstellen zu können. Und Friede sollte um jeden Preis beschaft werden. Zwar bestand, wie jedermann hinlänglich bekant ist, welcher die Zustände der pfälzischen Kirche in den lezten Jahren zu beobachten Gelegenheit hatte, ein Unfriede in derselben gar nicht, selbst nicht bei der Einführung des neuen Gesangbuchs in den einzelnen Gemeinden, bis beim Beginn der neuen liberalen Aera die vielfach todt geglaubten radikalen Elemente wieder erwachten und zunächst einen Sturmanlauf gegen die Kirche versuchten, auf deren Gebiet revolutionaires Treiben und Spektakelmachen am ehesten ungestraft und ungezügelt ausgeübt werden kann. Die Einführung des neuen Gesangbuchs gab bekantlich dazu eine recht erwünschte und bequeme Gelegenheit. Alles, was nie aus einem kirchlichen Gesangbuche singt oder nur selten eine Kirche von innen zu sehen bekomt, so wie alles, was einen Haß gegen das Evangelium und die schriftmäßigen Lehren und Wahrheiten der Kirche in sich trug, hatte sich bald in der Opposition gegen dasselbe vereinigt und von den zahlreich angewendeten Aufstachelungen, Verleumdungen und Drohungen ließ eine große Masse sich mit fortreißen, und zwar nicht allein solche, welche sich in der Gesangbuchsfrage weniger urteilsfähig erwiesen, sondern auch solche, welchen man bessere Einsicht und größere Charakterstärke zugetraut hätte. Da war nun allerdings ein Unfriede mit einem Male vorhanden, aber nicht ein Unfriede aus oder in der kirchlichen Gemeinschaft, auch nicht ein Unfriede durch etwaige ungesetzliche und unkirchliche Maßregeln hervorgerufen, sondern ein Unfriede, von einer unkirchlichen Partei angesacht und kluger Weise, wie vom Wolfe in der Fabel dem Lamm, so dem gutgesinnten kirchlichen Regimente und der gläubigen Geistlichkeit, sowie den bekentnistreuen Gliedern der Kirche aufgebürdet. Doch diese Vorgänge sind bereits hinlänglich bekant und in öffentlichen Blättern besprochen worden, und wir unterlassen es um so lieber, hier darauf zurückzukommen, weil sie ein gar zu beschämendes Blatt in der pfälzischen Kirchengeschichte aus-

füllen und die Ausbrüche wilder Tobsucht in den verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten sich immer mehr oder weniger gleich bleiben*). Die antikirchliche Bewegung hatte in der Gesangbuchssache mit dem Rollen eines kleinen Körnleins — dem Briefe eines hohen Verwaltungsbeamten an einen Bürgermeister, daß es mit der sofortigen Einführung des neuen Gesangbuchs nicht so ernstlich gemeint sei — angefangen und war durch das Fortreißen der Massen bald zu einer mächtigen Lawine angewachsen. Die General-Synode des Jahres 1861 sollte bereits derselben Einhalt thun und den kirchlichen Frieden wieder herstellen, wozu man zwei Mittel als wirksam erachtete. Das eine war ein Beschluß über den Einführungstermin für das neue Gesangbuch, und die Synode ging bekantlich insoweit auf die Intentionen der k. Staatsregierung ein, als sie zwar ihre früheren Beschlüsse in dieser Angelegenheit aufrecht erhielt, aber den allgemeinen Einführungstermin nicht endgiltig festsetzen wollte. Das andere war ein höhern Orts zur Beruhigung erdachtes, von der Bewegungspartei mit beiden Händen ergriffenes und auf alle Weise unterstütztes Auskunftsmittel: eine neue Wahlordnung zu größerer Beteiligung und Einfluß der Laien in den Presbyterien, den Diöcesan- und der General-Synode. Die Synode lehnte jedoch wohlweislich und in Voraussicht dessen, was durch eine neue Wahlordnung bezweckt werden sollte, jede Veränderung nach dieser Seite hin mit großer Majorität ab, indem sie der Ueberzeugung war, nach bestem Wissen und Gewissen handeln, die Folgen aber dem Herrn Seiner Kirche überlassen zu müssen. In dem allerhöchsten Bescheid auf ihre Beschlüsse konnte sie jedoch einer Zurechtweisung nicht entgehen, und wurde ihr bedeutet, daß sie „jene Unbefangenheit des Urteils habe vermissen lassen, welche die Bedeutung des Gegenstandes im Hinblick auf die gegenwärtige Lage der kirchlichen Verhältnisse des Consistorialbezirks Speier und im Interesse einer dauernden Befestigung des Friedens und der kirchlichen Ordnung in Anspruch zu nehmen berechtiget war."

Damit wollte sich nun aber weder die k. Staatsregierung noch die kirchliche Agitationspartei zufrieden geben, leztere um so weniger, als sie hier an der erstern eine bedeutende Stütze fand. Zwar es hätte jezt recht wol alles wieder ganz ruhig werden können, wenn jene Partei gewolt hätte. Hatte sie es ja doch dahin gebracht, daß das verhaßte neue Gesangbuch nicht eingeführt zu werden brauchte, wo es noch nicht war, und daß es nach der k. Entschließung auf die Beschlüsse der General-Synode in allen Gemeinden entfernt werden konnte und entfernt wurde, wo eine Majorität sich dagegen aussprach. Für eine neue Wahlordnung war aber außer der Partei niemand zu begeistern; den meisten Gemeinden, insbesondere den Landgemeinden, lag diese Angelegenheit ganz ferne; nur der Anhang der Partei in den Städten und einigen wenigen Landgemeinden mochte sich dafür interessiren. So mußte denn wenigstens in dem Preßorgan dieser Partei, dem Pfälzischen Courier, mit welchem sie keinen geringen Preßdruck auf den gemeinen Mann ausübt, und auf Privatwege durch den sogenanten „protestantischen Verein" fortwährend gegen die Hierarchie, die kirchliche Reaktion, die hereinbrechende Finsternis, das Muckertum u. s. w. losgedonnert und alles so dargestelt worden, als ob die ganze Pfalz wegen der den Laien gebührenden und vorenthaltenen Rechte in Feuer und Flammen

*) S. hierüber bereits früher erschienene und besonders einen im Aprilheft Nr. 27 d. J. enthaltenen Artikel aus der bayr. Pfalz.

stünde, wiewol in den Gemeinden ohne nennenswerten sichtlichen Erfolg. Sagte doch ein schlichter Laie auf einer Synode: Die kirchlich Gesinnten wollen nur das Evangelium gepredigt haben; für die Andern aber ist eine neue Wahlordnung eine gefährliche Waffe. Dagegen griff man bald von Seiten der k. Staatsregierung zu entscheidenden Maßregeln. Es erfolgte bekantlich nach und nach die Entlassung der sämtlichen Mitglieder des bisherigen Consistoriums: die nachgesuchte Entlassung des Consistorial-Raths Ebrard wurde genehmigt, später auch die des weltlichen Consist. Vend; ebenso wurde Direktor Prin den man nicht lange zuvor mit einem Orden ausgezeichnet, in d temporären Ruhestand versezt; desgleichen auch der nunmehr versto bene Ministerialrath und Referent für die pfälzische Kirche im Cultu ministerium Dr. v. Rust. Fast ein ganzes Jahr dauerte es aber, b die Direktorstelle im Consistorium wieder besezt wurde. An verschi denen Orten soll man sie vergeblich angeboten haben; endlich glaub man, in dem jetzigen Consistorial-Direktor Herrn Glaser den Man gefunden zu haben, welcher den gestörten Frieden in der Pfalz wied herzustellen im Stande sei.

Man würde jedoch irren, wenn man glauben wollte, daß hierb blos vorübergehende persönliche Rücksichten und temporäre Interess obgewaltet haben. Tiefer liegende Ursachen sind dabei nicht zu ve kennen. Wir finden sie nicht blos in der herschenden Zeitströmun überhaupt, sondern insbesondere noch in der Union und deren krank haften Nachwirkungen, wie solche vor Allem in der Pfalz ersichtli sind. Nicht nur hat dieselbe durch die dabei erfolgte Abstimmung d Kirche Gottes im Bewußtsein des gemeinen Mannes und noch mel der sogenanten Gebildeten und Aufgeklärten zu einer Volkskirche, ein vom Willen der Gesamtheit oder Majorität abhängigen Anstalt g macht, sondern auch den Bekentnisstand der Kirche zerrüttet und vie leicht für immer zerstört. Diesen Uebeln hat man seit bald 45 Jahre mit aller Mühe zu begegnen gesucht; das alte Princip der Vereini gung scheint aber wieder ganz durchschlagen zu wollen. Es kann un zwar nicht in den Sinn kommen, die in der Pfalz zu Tage getretene traurigen Vorgänge samt und sonders aus der Union ableiten zu wo len, da wir ja wol wissen, wie es mit der Kirche und dem Reich Gottes auch in andern Ländern in dieser glaubensarmen und glaubens feindlichen Zeit steht. Aber der immer wieder hervortretende Schade der Union ist nicht zu verkennen, und bei dem dermaligen Stand d Sache gibt derselbe den Gegnern der positiven kirchlichen Fundamen in den Augen des Volks immer neuen plausiblen Grund, gegen g wisse Geistliche und gegen ein gläubiges Kirchenregiment, als gege eine nicht sorgfältig genug zu vermeidende Hierarchie zu agitiren, un der Staatsregierung eine bequeme Handhabe, immer neue Experimen mit der Kirche vorzunehmen. So erschien im Verlauf der erwähnte retrogaden Maßregeln und offenbar zu ihrer Rechtfertigung und vo München ausgehend ein halboffizieller Artikel in den Zeitungen, we cher mit dürren Worten besagte, daß man, um der Pfalz den kirchl chen Frieden wiederzugeben, zu den Grundsätzen der Vereinigung vo Jahre 1818 zurückkehren und dem entsprechende Maßregeln anwende müsse, oder mit andern Worten: der frühere, bekentnislose Stan muß wieder hergestelt, das in kirchlicher Hinsicht den Pfälzern Anst ßige muß beseitigt und liberalen Theorien namentlich in Predigt un Lehre wieder Eingang gestattet werden. Dadurch wurde Alles wied in Frage gestelt, was seit 40 Jahren mit unsäglicher Mühe für ei positive Grundlage der unirten Kirche gewonnen worden war, und d

rzen aller Gläubigen mußten dadurch tief betrübt und mit banger
sorgnis erfüllt werden, zumal die Maßregeln des neuen Consisto-
ums: möglichste Beseitigung des neuen Gesangbuchs, Suspension
derstrebender Pfarrer, Anbahnung einer neuen Wahlordnung in den
ynoden, Verbot der früheren gläubigen Pfarrconferenzen, während
drerseits unbeanstandet Conferenzen und Versamlungen abgehalten
urden; Besetzung der Dekanatsstellen mit Männern, welche in der
ekentnis- und Wahlfrage sich mehr nach links neigten, Wiederanstel-
ng des wegen Agitation in der Gesangbuchssache früher abgesetzten
farrers Schmidt von Mörzheim, Verwarnung vor der Teilnahme
den sogenanten Conventikeln oder Privat-Erbauungsstunden, War-
ng vor Verbreitung der christlichen Confirmationsscheine des evan-
lischen Vereins u. dgl. — niemand in Zweifel lassen konnten, daß
an auf jenes Ziel mit Ernst lossteure. Die Männer des „prote-
ntischen Vereins“ und Anhänger des Pfälzer Couriers konnten diese
aßregeln nur mit neuem Mute erfüllen, um in ihrer Agitation zu
harren und ihren baldigen völligen Triumf und die Niederlage der
thodoxen Partei mit höllischem Hohne zu verkündigen. Denn so zahm
e Demokratie ist, wenn sie ihren Mann gefunden oder sich nicht mehr
cht sicher fühlt, so keck tritt sie auf, wenn sie glaubt, starke Bundes-
nossen und die Gewalt für sich zu haben.

Nach diesen Vorbereitungen, gleichsam der nöthigsten Ebnung des
odens, und als man hoffen konnte, zum erwünschten Ziele zu ge-
ngen, that man den entscheidenden Schritt, um durch eine neue Ge-
ral-Synode den Umsturz der bisherigen Wahlordnung und Laienver-
etung in den Presbyterien und Synoden zu erwirken. Denn schon
aren auch unter den Geistlichen viele mürbe und müde geworden, und
e Wetterfahnen, die es leider zu allen Zeiten auch bei uns in nicht
ringer Zahl gibt, hatten inzwischen ihre Schwenkung gemacht. Von den
rschiedensten Seiten her huldigte man den neuen Prinzipien, und
ährend der gläubigen Richtung die politische Presse fast gänzlich ver-
hlossen war, wetteiferten fast alle bayrischen Zeitungen, conservative
ie demokratische, von der Münchner Zeitung bis zum Pfälzer Courier
rab, in der Verdammung der orthodoxen Partei, ihres Festhaltens am
euen Gesangbuch und ihres Widerstands gegen die neue kirchlich-de-
okratische Wahlordnung. In der Pfalz selbst wagten es wieder ein-
lne Geistliche, während ihre Gesinnungsgenossen bisher im Courier
ur anonym ihre Sache verfochten, in der Presse selbständig aufzutre-
n, um die gläubige Richtung zu bekämpfen. Von Pfarrer Maurer
u Bergzabern, welcher aus der jenseitigen lutherischen Kirche in die
nirte pfälzische Kirche eingetreten war, wurde eine ziemlich umfang-
iche Broschüre herausgegeben, betitelt: „Die Prinzipien des Pro-
estantismus und die unirte Kirche der Pfalz“, mit dem
Motto Luc. 9, 49. 50.: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns“
– als ob die Männer „des protestantischen Vereins, die Gegner des
euen Gesangbuchs, die Urheber der kirchlichen Agitation und Leugner
er ersten christlichen Glaubenswahrheiten nicht gegen den Herrn
hristum und sein Reich wären — Verblendete und Unwissende allen-
alls ausgenommen. In dieser Schrift will der Verfasser eine Versöh-
ung der Gegensätze, der kirchlichen und unkirchlichen Parteien zu
tande bringen und müht sich nicht wenig ab, beiden Richtungen, der
läubigen und ungläubigen, zu beweisen, daß sie sich auf dem Holz-
oege befinden, und er, Herr Maurer, allein das Rechte getroffen habe.
Das Gleiche versuchte er in einer von ihm seit Anfang März d. J.
erausgegebenen kirchlichen Wochenschrift „Die Union“. Er wird

sich wol mit Beidem weder bei der einen noch bei der andern Partei
einen Dank erwerben. Neues haben wir weder in den „Prinzipien“
noch in der „Union“ gefunden, dagegen altes, was man schon tausend-
mal gelesen hat und sich von selbst versteht, in Menge. Weder kalt
noch warm, weder Fisch noch Fleisch, weder sauer noch süß — das ist
sicher keine gute Theologie. Neu ist darin nur die Einbildung, daß
man glaubt, eine Versöhnung der Gegensätze dadurch bewirken zu kön-
nen, daß man mit der einen Hand nimt was man mit der andern
gibt, und dem Gegner einen blauen Dunst vormacht von dem, was
man glaubt und am Ende doch nicht glaubt. Zulezt stelt sich doch
heraus, was unter dem Schafskleide verborgen ist, und daß alles im
Grunde nur gegen die gläubige Richtung und damit gegen das Evan-
gelium und gegen den Herrn Christum selbst gerichtet ist. An Haß
und Bitterkeit wenigstens gegen die „orthodoxe Partei“ haben es die
gedachten Versöhnungsschriften des Herrn Maurer nicht fehlen lassen.
Da ist uns doch ein entschiedener, offener und ehrlicher Gegner tausend-
mal lieber, als eine solche Schalksnatur, welche sich immer wieder un-
ter ihrer heuchlerischen Decke zu verstecken weiß. — Einen weiteren
und noch stringenteren Beweis, mit welcher Keckheit auch unter den
Geistlichen der krasse Unglaube sein Haupt zu erheben wagt, liefert
die Schrift eines pfälzischen Pfarrers — denn ein solcher ist wol ohne
Zweifel der anonyme Verfasser — „Lichtstrahlen“ genant, ein klei-
nes Schriftchen, nicht allein voller barocker Ideen, sondern auch voller
Lästerungen gegen den Glauben, indem das Christentum darin ziemlich
in Daumerscher Manier aufgefaßt und die Geschichte desselben als die
Geschichte eines Krankheitsstoffs behandelt wird, so daß man sich bil-
lig wundert, wie ein solcher Geistlicher oder vielmehr Ungeistlicher und
Widerchrist noch die Kanzel betreten kann und darf.

Doch ist in der Pfalz gegenwärtig nach der linken Seite hin alles
möglich. Der Friede, den die Welt verlangt und den man auch in
der Pfalz zu Stande bringen will, besteht in Conzessionen an die un-
kirchlichen und in Beschränkung und möglichster Einengung der kirch-
lichen Partei. Was nun aber auf diesem Wege vorbereitet war, sollte
durch die auf den 12. April lezthin zusammenberufene General-Synode
seine weitere Befestigung und kirchliche Bestätigung erfahren.

Die Wahlen hierzu wurden auf besonderer, oder außerordentlicher
Diözesan-Synode vorgenommen, nachdem die General-Synode des Jah-
res 1861 in ihren Mitgliedern allerhöchsten Orts ausdrücklich als auf-
gelöst erklärt worden war. Die sämtlichen kirchlichen und staatlichen
Gesetze und Verordnungen enthalten nichts von der Möglichkeit einer
solchen Auflösung; dagegen sagt der betreffende Paragraph des Wahl-
gesetzes, daß die Gewählten ihr Mandat bis zur nächsten ordentlichen
General-Synode, nämlich noch 4 Jahre haben. Von dieser Periode
waren jedoch erst (seit 1861) zwei Jahre verflossen. Dieser Umstand
erregte bei den Wahlen auf den Diözesan-Synoden mancherlei Beden-
ken und Proteste, jedoch so, daß die Protestirenden immer in der Mi-
norität blieben und nirgends durchdrangen. Vielmehr fügte man sich
allenthalben aus Gehorsam gegen die obrigkeitliche Anordnung und
wegen des vielen als zweifelhaft erscheinenden Standes der Sache.
Die Wahlen fielen meist im Sinne der Mittelpartei und nach dem
Wunsche des Consistoriums aus. Von der rechten oder entschiedeneren
gläubigeren Seite waren wenige wieder gewählt worden. Die Linke
sendete dagegen meist alle ihre alten Vertreter wieder, und unter den
Dekanatsvorständen waren mittlerweile solche Veränderungen eingetre-
ten, daß auch unter ihnen die Majorität der Stimmen für die Con-

fistorial-Vorlage gesichert erschien. Die Synode zählte 48 ordentliche Mitglieder, worunter 16 Dekane oder Dekanatsverweser als amtliche und 16 Geistliche und 16 Laien als gewählte Mitglieder. Und als wollte man recht zeigen, mit welcher Entschiedenheit man auf das vorgesezte Ziel lossteure, und dazu keine noch so exorbitante Maßregel scheue, so erfolgte wenige Tage vor der Synode zu allgemeiner Ueberraschung noch die Quiescirung des k. Consistorialraths Börsch, eines sehr ehrenwerten Mannes von sehr mildem Charakter und der gläubigen Richtung zugethan, des einzigen noch aus dem früheren Consistorium übrigen Mitgliedes. Offenbar ein Schreckschuß für die nahe Synode und vom übelsten Eindruck auf alle Wolgesinnten. Die Synode wurde am genanten Tage von dem k. Commissar, Oberappellationsgerichtsrath Pixis von München, unter Mitteilung seines Commissariums und mit einem Vortrage über das Verhältnis von Kirche und Staat eröfnet. Derselbe sucht darin in sehr wolwollender und principiell durchaus anzuerkennender, wenn auch mehr abstract-theoretisirender als concret eingehender Weise den Satz durchzuführen, daß die beiden großen Lebensformen von Staat und Kirche weder gänzlich auseinandergehalten noch mit einander vermengt werden dürfen, und somit keine in der andern aufgehen darf. Sodann sprach der Vorsitzende der Synode über den Frieden, welcher jezt der Pfalz zu beschaffen sei. Hierbei betonte er besonders die Union, als welche in der rechten Bedeutung zu erfassen sei, wie sie im Herzen des pfälzischen Volkes lebe — (als wäre diese in den Kämpfen der lezten Jahre bedroht gewesen, und nicht vielmehr die Glaubensfundamente der Kirche überhaupt); doch sezte er hinzu: die Union müsse auch erfaßt werden in ihrer Tiefe, in ihrer spezifisch-christlichen, in ihrer positiven protestantisch-evangelischen Grundlage; sie sei kein Tummelplatz für Freikirchentum; sie sei und müsse bleiben ein Glied in der großen und mächtigen Kette der protestantisch-evangelisch-christlichen Gesamtkirche u. s. w. — alles sehr schön und gut, wenn es sich nur mit dem Ersteren auch so leicht vereinigen ließe! Aber Union im Sinne der Pfälzer Wortführer und Aufbau der Kirche auf positiven Fundamenten — wie himmelweit liegen diese von einander! Die gleiche Verkennung der Gegensätze, ja eine merkwürdige Selbsttäuschung kehrte bei dem darauf folgenden Gottesdienste in der vom Pfarrer König von Wachenheim über Apostelgeschichte 5,29 gehaltenen Predigt wieder. Aehnlich wie Pfarrer Maurer in seinen „Principien" reißt er auf der einen Seite wieder nieder, was er auf der andern aufbaut, und glaubt, durch Conzessionen nach beiden Seiten hin zum Ziele gelangen zu können. Sein Thema bezeichnet „der protestantischen Kirche edelstes Recht und heiligste Pflicht" als „den sichersten Weg zum Frieden" und spricht in vier keineswegs streng logischen Teilen 1) von der unirten Kirche insbesondere, 2) von dem edelsten Recht, 3) von ihrer heiligsten Pflicht und 4) von dem sichersten Weg zum kirchlichen Frieden. Es ist ohne Zweifel manches Wahre und Wolmeinende in dieser Predigt enthalten, besonders da, wo vom nothwendigen Rückschritt zum Glauben an Christum, und von Vertiefung in Gottes Wort die Rede ist. Da aber als das edelste Recht der Kirche die freie Forschung und Prüfung des göttlichen Worts hingestelt wird, welche in der Pfalz protestantischerseits noch Niemand in Wahrheit bekämpft hat, und als die heiligste Pflicht, sich unter die Autorität des göttlichen Wortes zu beugen und Christum als den Herrn und das Haupt der Kirche anzuerkennen, aber ohne Christi Person, Werk und Verdienst näher zu bezeichnen und alles in einer Weise, wie am Ende auch ein Rationalist sich es kann gefallen lassen, ja da mit dürren Worten gesagt wird, es müsse — zur Ausgleichung mit der Wissenschaft — „das Wort Gottes seiner menschlichen Form und Hülle mehr und mehr entkleidet werden", so läuft das Ganze doch nur auf ein Schein- und Nebelgebilde, auf eine confuse Begrifsverwirrung hinaus, wie wenn man von steinernem Holz oder hölzernem Eisen als etwas Möglichem reden wollte. Man soll sich zugleich über und unter Gottes Wort stellen, glauben und nicht glauben, bekennen und nicht bekennen ꝛc. Das ist aber die Signatur unserer ganzen gegenwärtigen pfälzischen Situation! Das Bewußtsein, daß die Kirche ein Werk Gottes von oben her ist, daß sie auf Grund des göttlichen Wortes den Seelen etwas Bestimtes Klares und Festes geben muß, daß sie nur unter dieser Voraussetzung ihre heilige Aufgabe an der Menschheit erfüllen und sich deßwegen nimmermehr von unten auf erbauen kann, ist leider auch den meisten Geistlichen der Pfalz nur allzuschnell abhanden gekommen.

Erfreulich war es für die Synode, aus dem Munde des kgl. Commissärs die allerhöchste Zusicherung Sr. Majestät des Königs zu vernehmen: „daß dem religiösen Besitztume der vereinigten prot. Kirche der Pfalz, wie solches durch die Unionsurkunde und die allerhöchst sanktionirten Beschlüsse der Generalsynoden abgegränzt und festgestelt ist, in keiner Weise zu nahe getreten, und der inneren Ausbildung und Entwickelung des religiösen und kirchlichen Lebens auf der gegebenen positiven Grundlage nicht nur kein Hindernis entgegengesezt, sondern jederzeit gebührender Schutz zu Teil werden solle." Möglicherweise war diese königl. Zusicherung durch die von gläubiger Seite vielfach und auch vor dem Throne ausgesprochenen Befürchtungen hervorgerufen, daß auf dem eingeschlagenen Wege die pfälzische Kirche einer in hohem Grade verderblichen Zukunft entgegengehe. Sie würde uns auch sehr beruhigen, wenn wir nicht zu befürchten hätten, daß durch die neue Wahlordnung gerade die Möglichkeit gegeben ist, die bisherige geistliche Errungenschaft unserer Kirche wieder in Frage zu stellen. Indeß hat diese königl. Erklärung sicherlich nicht wenig dazu beigetragen, sehr viele Mitglieder für die neue Wahlordnung zu gewinnen.

Die Verhandlungen der Synode selbst bieten weniger Interessantes und Merkwürdiges zur Veröffentlichung. Die Ausschüsse wurden im Sinne der Mittelpartei und der Linken besezt; die Rechte — wenn wir einmal diese Bezeichnungen gebrauchen wollen — hatte nur über sechs zuverlässige Stimmen zu gebieten, an welche sich jedoch im Verlaufe der Debatten und Abstimmungen manchmal noch eine Anzahl Stimmen — so zu sagen etwa des rechten Centrums anschlossen. Die Grundsätze und hauptsächlichsten Bestimmungen der vom Consistorium vorgelegten und von der Synode im Wesentlichen angenommenen neuen Wahlordnungen sind in kurzer Zusammenfassung folgende:

1. Die sämtlichen gegenwärtigen Presbyterien treten ab und werden durch Gemeindewahl erneuert; später findet eine Erneuerung zur Hälfte von sechs zu sechs Jahren statt; das Cooptations-System ist sonach gänzlich abgeschaft.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 10. Juni. № 46.

Ueber liturgischen Chor- und Gemeindegesang.

(Schluß.)

Der Chor kann sich hierbei verschiedener Gesangsformen bedienen. Eine sehr nahe liegende Weise ist die, daß er abwechselnd mit der Gemeinde Verse oder selbst Versstrophen des Chorals singe. Doch darf der Inhalt des Liedes dieser antiphonischen Behandlung nicht widerstreben, und dieselbe müßte durch die Feierlichkeit des Tages und die liturgische Stelle motivirt sein. Sehr naturgemäß ist die Mitwirkung des Chors bei den eigentlichen, durch zwei Chöre auszuführenden antiphonischen Gesängen, wie dem „Herr Gott, dich loben wir." Für dieselben mag sich wol auch die Gemeinde selbst in zwei Chöre, sei es von Kindern und Erwachsenen, oder Frauen und Männern, oder zwei Hälften der Kirche teilen. Außerdem aber hat hier zumal der Chor seine geeignete Stelle, indem er die erste Hälfte der Antiphonen übernimt und die Gemeinde mit der andern ihm antwortet. Eine dritte Weise ist die, daß der Chor die Antwort der Gemeinde auf die Handlung des Geistlichen durch einen längeren oder kürzeren Gesang vermittelt, so z. B. wenn der Chor den Text eines Fest-Kyrie singt und die Gemeinde jeden Abschnitt desselben mit dem Refrain des Eleison abschließt, oder wenn im Gloria der Chor das „Ehre sei Gott in der Höhe" singt und die Gemeinde mit dem jeweiligen Glorialiede fortfährt. Auf diese Weise lassen sich fast alle liturgischen Responsen der Gemeinde durch den Chor einleiten. Endlich aber kann der Chor dem heiligen Bedürfnis der Gemeinde auch durch größere selbständige Gesänge entgegenkommen, wie im Introitus, Graduale, Sanktus ꝛc., vornehmlich in den festlichen Nebengottesdiensten; doch wird hierzu freilich der innigste Einklang mit der liturgischen Handlung nach Inhalt und Form erfordert, damit dieselben auf den Gemeindegesang nicht lähmend, sondern vielmehr erweckend wirken.

Gilt dies mehr in musikalischer Hinsicht, so findet dagegen in liturgischer Hinsicht ein Unterschied statt zwischen feststehenden und in freier Weise wechselnden Gesängen. Hierüber entscheidet vornehmlich die liturgische Stelle des Gebrauchs. Die kurzen Uebergangsformeln werden im Allgemeinen irgend ständiger Art sein. Hingegen mag da, wo der Chor eine selbständige Stellung einnimt, ein freier Wechsel eintreten, wenngleich jederzeit im Anschluß an den Charakter der kirchlichen Zeit und in den Schranken des kirchlichen Gepräges. Darüber wird sich im Einzelnen das Nähere ergeben.

Wenn nun der Chor die Stimme der idealen Gemeinde oder allgemeinen Kirche in die kirchliche Feier der Lokalgemeinde hineinklingen läßt, so erhelt, daß er in jedem Gottesdienste Anwendung finden könne. Denn indem die einzelne Gemeinde sich ihrer Einheit mit dem gesamten Leibe Christi fortgehend bewußt ist, kann sie auch bei jeder Feier wie im Inhalt so hiermit zugleich in der Form desselben diese Einheit zum Ausdruck bringen. Doch liegt es nahe, den Chor vornehmlich und in reicherem Maße für die Fest- und Feiertage zu verwenden. Nicht nur wird das Bedürfnis, sich im Geiste mit der ganzen Kirche zusammenzuschließen, eben dann am lebhaftesten sich regen, wenn von der Gemeinde die großen Heilsthaten Gottes gefeiert werden; sondern es steht damit auch die größere Feierlichkeit, welche der Mitwirkung des Chors eignet, in Einklang. Aber auch hier wird auf die Art des Gottesdienstes selbst wieder gebührende Rücksicht zu nehmen sein. Die festliche Erhöhung der Feier wird zwar eben im Hauptgottesdienste gefordert erscheinen; doch darf sich hier der Chor nur in sehr bestimten Schranken bewegen, weil es zum Wesen des Hauptgottesdienstes gehört, daß darin alle Seiten des gottesdienstlichen Lebens eine gleichmäßige und eben deshalb sich gegenseitig beschränkende Entfaltung erfahren. Mehr Freiheit dagegen ist dem Chor in den liturgischen Nebengottesdiensten zu gewähren; denn da die Eigentümlichkeit der Nebengottesdienste eben darin besteht, daß je einzelne Seiten der kirchlichen Feier in selbständigerer und vollständigerer, eben hiermit aber einseitig vorherschender Weise ausgeführt werden, so kann auch der heiligen Musik größerer Raum der Ausbreitung zugestanden werden, wie vornehmlich in den liturgischen Festandachten.

Endlich wird durch jene Bedeutung des Chors auch der Charakter der Chorgesänge selbst bestimt werden. Das ist bereits ausgesprochen worden, daß der Chor, insofern die Stimme der allgemeinen Kirche ein ideales Element der kirchlichen Feier darstelt, wenn er seiner Idee entsprechen soll, auf die Form des Kunstgesanges angewiesen sei. Das des Rhythmus im musikalischen Sinne entbehrende Unisono des sog. Gregorianischen Gesanges bringt, so sehr ihm der Charakter der Feierlichkeit eignet, doch die Idee heiliger Schönheit nicht zum vollkommenen Ausdruck. Deshalb ist er auch mit der Zeit aus

dem Gebiete unserer Kirche, in welche er aus der katholischen übergegangen war, wieder verschwunden, und jene seine ursprüngliche Form wird nur in beschränktem Maße wieder Eingang finden können. Davon zu unterscheiden ist jedoch die harmonische, rhythmische, taktmäßige Behandlung der liturgischen Stücke, welcher der Gregorianische Gesang bereits von den Meistern des 16. Jahrhunderts, wie von Palestrina und Andern, unterworfen worden ist. In diesen Bahnen kann die evangelische Kirche frei fortgehen. Und sie ist um so mehr darauf hingewiesen, als in der Gegenwart unser Ohr zu sehr an die Harmonie im Chorgesang gewöhnt ist, um jene herbe Weise der ursprünglichen Gregorianischen Gesänge vertragen zu können. Der Chor wird sich im Allgemeinen mithin teils des Rhythmus, teils der Harmonie zu bedienen haben. Bei den gewöhnlichen liturgischen Stücken und zumal an den blosen Sontagen mag zwar nach Umständen die Vielstimmigkeit blos durch die Orgel vertreten werden, während der Schülerchor Unisono singt. Ja es mag bei kürzeren Stücken selbst das Unisono von sonoren Männerstimmen seine erbauliche Wirkung üben. Hingegen können die bedeutsameren, umfangreicheren, selbständigeren Stücke der Harmonie im Gesange selbst nicht entbehren. Und zwar wird nur der gemischte Chor den Anforderungen an kirchlichen Gesang in Wahrheit genügen. Der in unseren Tagen so vielbeliebte Männerchor eignet sich wenig für die Kirche, teils weil er die Idee einer Gemeinde nur unvollkommen repräsentirt, teils weil ihm der nöthige Umfang von Harmonie und die durchtönende Kraft der oberen Stimmen fehlt, um die Kirche mit Klängen eines Gesangs im höheren Chor zu erfüllen. Aber der gemischte Chor entspricht beidem, der Idee und dem Bedürfnis. Und zumal sollte die ursprüngliche Sitte unserer Kirche, für Sopran und Alt Knabenstimmen, deren Ton, wenn er recht gebildet ist, eben für die Kirche seine besonderen Vorzüge hat, zu verwenden, wieder allgemeine Aufnahme finden.

Beide aber, Melodie und Harmonie, müssen im reinen kirchlichen Style gehalten sein. Die Arie gehört nicht in die Kirche, teils weil der kunstmäßige Einzelgesang außer Zusammenhang mit der Idee der Gemeindefeier steht, teils weil dabei die Kunstleistung des Einzelnen die Aufmerksamkeit der Gemeinde in zerstreuender Weise auf sich lenken würde. Selbst der Styl der Cantaten und Oratorien, so ergreifend dieselben für die Privat-Erbauung sind, muß vom Gemeindegottesdienste fern gehalten bleiben, weil in denselben die heiligen Gefühle bis in ihre feinsten Nüancen und äußersten Gegensätze verfolgt werden, während im Gottesdienste nur das laut werden darf, was Ausdruck der allgemeinen Frömmigkeit ist und mithin von Allen gleicherweise empfunden und erfahren werden kann. Die Kirche hat ihren eigenen Styl wie im Liede so im Gesange. Kent sie auch die Gegensätze heiliger Trauer und Freude, ja des Jubels im höheren Chor, so sind doch bei ihr diese Gegensätze in den Schranken eines keuschen Maßes gehalten, und über allen noch so lebendigen und tiefen Empfindungen der Buße und des Lobes waltet die selige Ruhe des Friedens Gottes. Auch die Harmonien sind frei von weichlicher Gefühligkeit und aufregenden Uebergängen; klar und rein, ruhig und erhaben schreitet ihr Gang fort und versezt hiermit die Hörer aus dem Kreise subjektiver, weltlicher Empfindungen in das Reich des Heiligen. Die klassische Periode für diese kirchliche Weise des Gesangs ist die des 16. bis in die Hälfte des 17. Jahrhunderts, indem sich eben in dieser Zeit Glaube, heiliger Gemeinsinn und strenge künstlerische Form verbanden und durchdrangen. Aus dieser Periode werden deshalb die Kirchengesänge vorzugsweise zu entnehmen sein. Und ob auch der Styl jener Zeit unserem musikalischen Gefühl und Bewußtsein zunächst ferner stehe, so ist dies doch kein anderes Verhältnis, als mit den Kirchenliedern jener Zeit, welche gleichfals so viel mehr als die modernen Lieder das wahre Glaubensbedürfnis der Gemeinde befriedigen und in der Regel nur die Beseitigung von einzelnen Fremdheiten und Härten erheischen, um in unbeschränkter Weise die ihnen innewohnende Macht göttlichen Lebens zu entfalten' und Sinn und Gemüt, welches, von den modernen Klängen sich lösend, unbefangen und hingebend in ihren heiligen Ernst sich versenkt, im tiefsten Grunde zu erbauen. Auch dies wird ebenso wenig als bei unserem Liederschatze stören, daß die einzelnen Gesänge von den schaffenden Meistern manch Individuelles an sich tragen und verschiedenen Stadien in der Entwicklung des kirchlichen Gesanges angehören. Wenn nur in ihnen reiner Glaube und wahres kirchliches Gemeingefühl sich ausspricht! Leider aber kann im Allgemeinen von den Erzeugnissen der Gegenwart die Vereinigung dieser Eigenschaften nicht ausgesagt werden, sondern es haftet denselben meistens entweder subjektive Stimmung oder gar selbst weltliche Richtung an, wie dies unter dem überwiegenden, beherschenden Einfluß der in so hohem Maße entwickelten weltlichen Musik nicht wol anders hat werden können. Daß dieser moderne Ton der Musik in das gottesdienstliche Leben übergehe, kann die Kirche nicht wünschen, ja sie muß sich ernstlich dagegen verwahren und sorgsamst davor schützen. Wol aber hingegen muß es ihr tiefster und lebhaftester Wunsch sein, daß sich die edlen musikalischen Kräfte der Gegenwart der Pflege heiliger Musik zuwenden mögen. Soll dies jedoch in Wahrheit zum Heil der Kirche geschehen, so wird vor allem ein eingehendes Studium des älteren Kirchengesanges erfordert, damit an ihm der Sinn für das Aechtkirchliche sich bilde und eine innere Durchdringung der musikalischen Fortschritte und kirchlichen Bedürfnisse der Gegenwart mit dem vollen Glaubensgehalte und reinen Kirchentone der Vergangenheit herbeigeführt werde. So wird es dann auch gelingen, durch neue kirchliche Schöpfungen ohne Verletzung unseres modernen Ohres den ernsten, wahren Glaubenssinn der Gemeinde zu befriedigen.

Hält sich der Chorgesang auf diese Weise in den Schranken kirchlicher Würde und Lauterkeit, und fügt er sich als dienendes Glied auf organische Weise in die Handlungen des Liturgen und der Gemeinde ein, so ist nicht zu besorgen, daß er die Erbauung der Gemeinde stören und den frommen Gliedern

derselben zu einem Aergernis gereichen werde, vielmehr wird er wesentlich zur Belebung der Andacht beitragen, und zumal den Gottesdienst der Festtage durch das ideale Element, welches er in denselben bringt, in feierlichster Weise auszuzeichnen geeignet sein. Und die sog. Gebildeten und der gemeine Mann werden gleicherweise über solche Verherlichung der kirchlichen Feier in ihrem Herzen erfreut sein und dadurch sich erbaut fühlen.

Ist es nicht auch für einen Gewinn zu achten, wenn wir auf diese Weise wieder in den lebendigen Besitz der alten liturgisch-musikalischen Schätze unserer Kirche gelangen? Wie wenig kann es doch befriedigen, daß dieselben mit antiquarischer Sorgfalt herausgegeben und den musikalisch Gebildeten zum Privatgenuß dargeboten werden! Dies ist nicht ihre eigentliche Bestimmung. Sie haben ihre Bestimmung ursprünglich für die kirchliche Feier der Gemeinde. Da nur können sie wahrhaft verstanden, da nur in ihrem wahren Werte erkant werden. Dieser ihrer ursprünglichen Bestimmung sind sie nun auch wieder zurückzugeben. Man hat bisher gar wenig gewußt, sie dafür zu verwenden Wir werden versuchen, auf praktischem Wege zu zeigen, welche Stelle ihnen im Gottesdienste gebühre, und wie sie im Einklang mit dem Bedürfnis der Gegenwart dieselbe wieder erlangen können. Welche Ermunterung aber liegt in solchem gottesdienstlichen Gebrauche für die Componisten der Gegenwart, ihre Kräfte gleichfals der Kirche zu widmen und in ihrem Sinne und Geiste, geleitet von jenen Vorbildern der Vergangenheit und unterstützt von den Bildungsmitteln der Gegenwart, ebenfals Werke zu schaffen, welche unsere Gemeinden mit Liebe und Erbauung hören! Und welche Förderung zumal für die Jugend, wenn sie außer den weltlichen Gesängen auch in die heiligen Töne kirchlichen Gesangs sich vertiefen und diesen Eindruck in die Jahre der Reife mit hinübernehmen kann!

Unsere Kirche hat in den früheren Jahrhunderten den Wert und Segen des Chorgesanges so viel mehr zu würdigen gewußt und alle Mittel angewendet, denselben zu heben. In allen Städten und Städchen verwendete man die Schüler für den Gesang in der Kirche, und in den meisten größeren Städten wurden noch besondere Alumneen für diesen Zweck gegründet. Der Unterricht im kirchlichen Gesang gehörte zu den Hauptaufgaben der Schule, und fand in täglichen Stunden statt (Braunschw. Kirchenordnung des Herzogs Julius 1569), damit „den Knaben von Jugend auf die alten und christlich reinen Chorgesänge eingebildet und bekannt werden" (Mecklenburger Kirchenordnung 1602). Bei der Einübung und Ausführung des Gesanges ward der Cantor von „Gesellen" unterstützt (Braunschweiger K. O. 1531), man sah darauf, daß die Schüler „fein langsam und mit Andacht singen"; und um dem Gesange die höchste Schönheit und Feierlichkeit zu verleihen, teilte man vielfach die Sänger in zwei und drei Chöre, und auch von Jungfrauen-Chören neben den Knaben- und Männerchören ist bereits zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Rede (vergl. Hofer officia missae 1605). Doch aber vergaß man über dieser sorgsamen Pflege des Chorgesanges keineswegs die Schranken, welche Kirche und Gottesdienst demselben hinsichtlich des Maßes und der Weise in der Ausführung setzen, wie unter anderem die Kirchenordnung des Herzogs Johann Casimir zu Sachsen 1626 die Bestimmung enthält: „Jedoch soll in alle wege dahin gesehen werden, daß solche Figural-Musik und Orgeln, weder den gemeinen deutschen Gesang der Kirchen, noch den übrigen Gottesdienst mit Predigen und Beten verhindere und zu lang aufhalte", und wiederum: „daß auch solche Stücke georgelt und figurirt werden, welche nicht leichtfertig, noch dem Tantz mehr, als zum Gottesdienste bequem, sondern ihre gebührliche Theologische gravität haben ꝛc." Von der Reformation an durch das 17. Jahrhundert bis ins 18. nahm die Sorge für die Ausbildung des kirchlichen Chorgesanges in steigendem Maße zu, und bekant ist, welch hohe Stufe derselbe zur Zeit von Sebastian Bach erreicht hat. Aber freilich überwog mit der Zeit die Kunst und Künstelei den ernsten, keuschen, auf wahre Erbauung gerichteten Sinn. Und es darf uns deshalb nicht Wunder nehmen, daß sich bei dem Herschendwerden dieser Richtung immer mehr das Interesse verlor, Gesang in der Kirche zu hören. Konnte man doch, wenn man blos Kunstgenuß suchte, denselben viel reiner und vollkommener außer der Kirche haben! Wenn aber der Sinn für ächt kirchlichen und wahrhaft erbaulichen Chorgesang wiederkehren wird, dann wird auch in unsern Gemeinden das Interesse neu erwachen, für Herstellung tüchtiger Singchöre Sorge zu tragen. Und hiermit ist ein nicht unwichtiger Schritt zur Vervollkommnung unseres gottesdienstlichen Lebens geschehen.

Unsere Kirche steht zwar, ihrer gegenwärtigen Wirklichkeit nach, in der kirchlichen Tonkunst hinter der katholischen Kirche zurück, aber es gilt dies keineswegs von ihrem Wesen. Vielmehr besizt unsere Kirche nicht blos aus früheren Jahrhunderten einen Schatz von gottesdienstlichen Gesängen, welcher mit dem der katholischen Kirche den Vergleich kaum zu scheuen braucht, sondern sie trägt auch die Kraft in sich, ihren Cultus nach dieser Seite noch viel weiter auszubilden. Ja sie hat in ihrem Gemeindegesang, welcher teils in selbständiger Weise sich entfaltet, teils den Chorgesang überall begleitet und abschließt, ein Element von solcher nachdrucksvollen Kraft und Feierlichkeit, daß dasselbe durch allen Aufwand von Kunst und Reichtum des blosen Chorgesanges nicht aufgewogen werden kann. Und während der katholischen Kirche in der Pflege des kirchlichen Gesanges durch die Abgeschlossenheit ihres Cultus die engsten Grenzen gesteckt sind, so kann dagegen die evangelische Kirche bei ihrer lebendigeren Bildsamkeit auf dem liturgischen Gebiete sich in freiester Weise bewegen und darf sich der Hofnung hingeben, daß sie hierin noch einer Zeit höherer Blüte entgegengehen werde.

Soll dieses Ziel erreicht werden, so muß freilich erst noch Manches geschehen. Dahin gehört namentlich eine genauere, vollständigere Kentnis des liturgischen Materials, welches aus dem Schatz unserer Kirche für die Verwendung in der Liturgie zu Gebote steht. Für die Kentnis der Kirchenlieder und deren

Melodien ist bereits sehr Bedeutendes geleistet teils durch die Werke von Wackernagel, Mützell ꝛc., teils durch jene von C. v. Winterfeld und v. Tucher. Hingegen das Material des liturgischen Chor- und Gemeindegesanges ist bis jezt nur in sehr beschränktem Maße zur öffentlichen Kentnis gebracht worden. Denn die Liturgien von Hommel, Layriz, Kraussold, Löhe, Schenk ꝛc. und des Hermannsburger Cantional, so dankenswert diese Werke sind, haben sie dem musikalisch-liturgischen Schatz unserer Kirche nur so viel entnommen, als der nächste Bedarf für die Abhaltung des Gottesdienstes in einer Landeskirche zu erfordern schien. Wie wichtig ist es aber, daß man das gesamte Material des liturgischen Chor- und Gemeindegesanges, das unsere Kirche besizt und so weit dasselbe für unsere Zeit noch verwendbar ist, kennen lerne und zur Disposition habe! Dann erst kann der einzelne Pastor und Cantor mit Freiheit und Sicherheit für die jeweiligen Festtage und kirchlichen Zeiten diejenigen Gesangstücke erwählen, welche eben den Verhältnissen und Kräften seiner Gemeinde angemessen sind. Dann erst können auch von den Kirchenregierungen eingehendere Bestimmungen für den weitern Ausbau unsers evangelischen Gottesdienstes mit dem wünschenswerten Ueberblick getroffen werden.

Auf ein eben erschienenes Werk, worin jenes Material dargeboten wird, soll hier hingewiesen werden:

„Schatz des liturgischen Chor- und Gemeindegesangs nebst den üblichen Altargesängen in der deutschen evangelischen Kirche, unter der musikalischen Redaktion von Friedrich Riegel, Professor am Conservatorium und Cantor und Organist an der protestantischen Kirche zu München, für den Gebrauch in Stadt- und Landkirchen herausgegeben von Dr. Ludwig Schöberlein, Consistorialrath, ordentl Professor der Theologie und Vorstand des liturgischen Seminars an der Universität Göttingen."

Dieses Werk enthält die liturgischen Chor- und Gemeindegesänge für alle Arten der kirchlichen Feier: erstens für den Hauptgottesdienst mit und ohne Communion an Fest- und Feiertagen und an den gewöhnlichen Sontagen, sodann für die Nebengottesdienste der Metten und Vespern sowie die sog. liturgischen Andachten und besonders üblichen Gemeindefeiern, und endlich zum Gebrauch für die besondern kirchlichen Handlungen, Taufe, Trauung, Begräbnis ꝛc. Und zwar sind dafür teils die allgemeinen und ständigen, teils die zu gewissen festlichen und sontäglichen Zeiten eintretenden Stücke mitgeteilt. Auch ist dabei die verschiedene, in den deutschen Landeskirchen übliche Weise der Ausführung der liturgischen Stücke in blosem Rede- oder gesangweisen Vortrag berücksichtigt, weshalb außerdem noch die üblichen Weisen des liturgischen Altargesangs mit fakultativer Orgelbegleitung beigegeben sind. Die liturgischen Stücke selbst sind vornehmlich aus den Quellen des 16. und 17. Jahrhunderts, resp. aus den Kirchenordnungen und den Samlungen der Cantionale jener Zeit geschöpft, und aus denselben wurde möglichst alles benutzt, was für unsere Zeit verwendbar erschien. Auch sind die Stücke getreu in der ursprünglichen Form, soweit dieselbe eine ständig vorkommende ist, wiedergegeben. Von kunstvolleren, auf besondere Kräfte des Singchors berechneten Compositionen ist vorläufig noch Umgang genommen und die Samlung zunächst auf einfache beschränkt, welche in jeder Gemeinde mit den gewöhnlichen Gesangsmitteln ausgeführt werden können. Nur einzelne schwierigere Gesangsstücke sind in Rücksicht auf städtische Singchöre, welche mehr zu leisten vermögen, da und dort beigefügt. Wo Tonsätze aus jener klassischen Zeit des Kirchengesanges vorlagen, sind dieselben aufgenommen; wo sie aber fehlten, sind sie neu, im gleichen reinen Kirchenstyle bearbeitet, beigegeben worden. Um aber den einsichtsvollen Gebrauch dieser Samlung vollends zu erleichtern und fruchtbar zu machen, ist noch ein Zweifaches damit verbunden. Erstens ist bei den einzelnen Acten des Gottesdienstes durch tabellarische, die reformatorische Ordnung vergleichende Uebersicht gezeigt, an welchen Stellen der Liturgie sich der Chor- und Gemeindegesang organisch einfüge. Und zum andern ist jedem liturgischen Stücke eine eingehende Erörterung vorausgeschickt, wie dasselbe geschichtlich entstanden und in der alten Kirche gebraucht worden sei, welche Anwendung es in den einzelnen Teilen der deutschen evangelischen Kirche zur Zeit der Reformation und bis heute erfahren habe, und welche Ausprägung durch Verwendung des Chor- und Gemeindegesanges ihm in der Gegenwart zu Teil werden könne und solle. Auf diese Weise dürfte den Pastoren und Cantoren in dem Werke theoretisch und praktisch alles dargeboten sein, dessen sie bedürfen, um für die einzelnen Acte der kirchlichen Feier auf Grund der in den einzelnen Landeskirchen bestehenden Gottesdienstordnung den liturgischen Chor- und Gemeindegesang mit Einsicht auf angemessene und erbauliche Weise zu verwenden.

Die Redaktion behält sich vor, später auf das hier angezeigte Werk zurückzukommen, wenn dasselbe erschienen sein und sich im Leben zu bewähren Gelegenheit gefunden haben wird. Schon jezt aber läßt sich voraussagen, daß es einem in der Kirche vorhandenen und auch in diesen Blättern öfter beklagten Mangel in erfreulicher Weise abhelfen wird. Wie manche treffliche Agendenentwürfe bleiben ein fast todtes Capital, weil sie ohne musikalische Anweisung sind; wie manche Pastoren, Lehrer, Gesangvereine sind willig, zu musikalischer Ausführung der Liturgie mitzuhelfen — aber das nöthige Material fehlt ihnen. Es ist ihnen nicht zuzumuten, die Musik zur Liturgie aus einem halben Dutzend Notenwerken zusammenzusuchen. Welch eine Hülfe, wenn man hier die ganze Musik (und die Namen der Verff. bürgen dafür, daß es kirchlich bewährte Musik sein wird) beisammen findet und die Anweisung zur Ausführung dazu. Der Besitz solchen Werkes allein kann die Gesangeslust bei Pastor, Lehrer und Chor anfachen und beleben. Das sei ein Wink für Kirchenpatrone und wolhabende Gemeindeglieder, die der Kirche etwas schenken wollen. Die Gabe dieses Werks: „an die Kirche zu N. N. zum Gebrauch des Sängerchors", wo möglich in mehreren Exemplaren wird einen dauernden Segen bringen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 13. Juni. № 47.

Wie hat der Christ seine Stellung zur bürgerlichen Gesellschaft und zum Staat aufzufassen?

Vortrag, gehalten auf der Berliner Pastoralconferenz.

Der tiefschneidende Gegensatz, welcher in neuerer Zeit durch das gesamte Leben der europäischen Völker und insbesondere auch des unsrigen geht und den Frieden und das Wol derselben aufs tiefste zerrüttet, zeigt sich nicht blos auf dem Gebiete des politischen Lebens, auf welchem er weder entsprungen noch ausschließlich heimisch geworden ist, sondern zunächst und vor allem auf religiös-sittlichem Gebiet, von welchem aus derselbe erst seine das gesunde Volksleben überwuchernden Wurzeln auf den politischen Boden hinüber verbreitet hat; und die politische Zerklüftung unseres Volkes läßt sich daher auch schlechterdings nicht durch blos äußerliche Mittel aus dem Schatze der politischen Klugheit oder Gewalt gründlich heilen, sondern eben auch vorzugsweise nur auf religiös-sittlichem Wege. Freiheit ist nur da, wo die sind, die da recht frei sind; und nur, wen der Sohn frei macht, der ist recht frei (Joh. 8, 36); ohne solche Freiheit kein Friede und ohne solchen Frieden keine Freiheit.

Angesichts der traurigen Zerklüftung unseres Volkslebens in Beziehung auf das bürgerliche und politische Leben ist es nun eine weitverbreitete und grade auch in lezter Zeit wiederholt ausgesprochene Ansicht, daß die gläubigen Christen, besonders die Diener am Wort eben nur zu zeugen hätten von dem Frieden, der ewig ist, und von dem Reiche Gottes, welches inwendig in uns ist, nicht aber auch Zeugnis abzulegen hätten über die thatsächlichen Zustände in der bürgerlichen Gesellschaft und über die Gegensätze innerhalb des Staatslebens. Das Reich Christi, sagt man, ist nicht von dieser Welt (Joh. 18, 36), und die Bürger dieses Reiches haben sich daher als solche nicht zu mischen in die Parteigegensätze dieser Welt; sie sollen die Stillen im Lande sein, die da wol unterthan sind jeder menschlichen Ordnung, die aber sich nicht beteiligen an dem Ringen und Kämpfen um diese Ordnung; und insbesondere die Diener des Worts dürfen nicht in diesen kämpfenden Gegensätzen eine Partei ergreifen, damit sie keine derselben abstoßen und der Kirche abgeneigt machen; Christus selbst hat ja die an ihn herantretende politische Frage der Juden: „ists recht, daß man dem Kaiser Zins gebe?“ als nicht seiner Entscheidung zukommend vorsichtig zurückgewiesen. Allerdings, sagen Andere, ist der Christ auch Bürger dieser Welt und hat als solcher nicht blos Gehorsamspflichten, sondern auch bei einem fortgebildeten Staatsleben das Recht und die Pflicht des Parteiergreifens in den politischen Bewegungen; aber mit diesem Parteiergreifen hat das Christentum selbst nichts zu thun; die politischen Parteifragen können und dürfen nicht nach christlichen Grundsätzen entschieden werden, das sind wesentlich Rechts- und Zweckmäßigkeitsfragen, die nur aus der Sache selbst und aus den geschichtlichen Umständen und Bedürfnissen zu entscheiden sind; „die sachlichen Verhältnisse aber, aus welchen sich die politischen Fragen gestalten“, sagt Harleß*), „haben in den Dingen dieser Welt, nicht im Christentum, ihren Boden“; die Christlichkeit darf nicht Politik treiben; das Gebiet der bürgerlichen Gesellschaft und des Staatslebens ist ein neutraler Boden, für welchen der christliche Grundgedanke und die h. Schrift keine bestimte Weisung gibt, auf welchem also gläubige Christen und ungläubige Weltmenschen sich in derselben Richtung begegnen, auf welchem gläubige Christen einander im Parteikampf gegenüberstehen können; und die Neuzeit hat es erlebt, daß selbst strengchristliche Männer, besonders in England, offen Partei für die Revolution nahmen.

Wir geben vollkommen zu, daß nicht alle politischen Fragen nach rein christlichen Grundsätzen sich entscheiden lassen, daß sehr viele sich eben nur um reine Rechtsfragen und um Erwägung der äußerlichen Zweckmäßigkeit und der geschichtlichen Verhältnisse bewegen, und daß es ganz unangemessen wäre, wenn christliche Geistliche etwa die Fragen über zwei- oder dreijährige Dienstzeit im Here, über die Einrichtung der Landwehr, über direkte oder indirekte Steuern auf der Kanzel verhandelten; und wir können dem Wortlaut nach Harleß beistimmen, wenn er sagt: „bleibt Christen in allem, was ihr denkt und thut; aber laßt das Christentum aus der politisch-rechtlichen Prüfung und Entscheidung bei politischen Rechtsfragen weg“**); aber wir müssen hinzusetzen: die Gegensätze, in welchen sich unsere Zeit bewegt, sind eben nicht blos politische Rechtsfragen, sondern sind ganz wesentlich sittliche, auf einem tieferen Gegensatz der religiös-sittlichen Weltanschauung ruhende

*) Das Verhältnis des Christentums zu Cultur- und Lebensfragen der Gegenwart. Erlangen, 1863. S. 82.

**) Ebend. S. 79.

Fragen, die also in ihrem tiefsten Grunde auch nur nach sittlichen, also nach christlichen Grundsätzen zu lösen sind; die politische Rechtsform ist bei einem großen Teile dieser Fragen nur die äußerliche Schale, die einen tief sittlichen Kern verhüllt, ist nur eine Erscheinungsgestaltung eines Gedankens, dessen Wurzel und Wesen nicht bloße Rechtsfrage ist. Und ist doch im tiefsten Grunde jedes Recht auch etwas Sittliches und jedes Sittliche der Ausdruck von einem religiösen Gedanken, und das christliche Recht noch etwas anderes als das heidnische, und christliche Völker können nur christliches Recht haben; wo aber christliches Recht in Frage komt, da gehört doch auch das Christentum hin.

Stände es so, wie jene Ansichten behaupten, daß das Bereich der politischen Gegensätze, welche die Gegenwart bewegen, wirklich ein völlig neutraler Boden wäre, gehörte dasselbe eben nur der Welt an, und hätte das Christentum dabei nur einen gleichgültigen Zuschauer abzugeben, also daß in dem bis zur feindseligen Erbitterung gesteigerten Parteikampf gläubige Christen Arm in Arm mit den geschworenen Feinden des Christentums anderen gläubigen Christen feindlich gegenüberständen, so wäre das Evangelium nicht eine Macht, welches die Welt überwindet, sondern eine solche, welche von der Welt überwunden wird. Das könnten wir doch wenigstens aus dem Haß der politischen Parteien gegen einander lernen, daß es sich hierbei wirklich um sittliche Fragen handelt. Um blos verschiedener Ansichten über Zweckmäßigkeits- und Rechtsfragen willen wäre ein so tiefgreifender Haß unerklärlich; aber selbst die wildesten Jacobiner des Convents erklärten mit der größten Bestimtheit, daß sie die Tugend, die sittliche Wahrheit verträten und daß ihre Gegner schändliche Verräther, Feinde des Volkswols und der wahren Tugend seien; das Blut, das in Strömen von den Guillotinen floß, ist ein lautes Zeugnis dafür, daß es sich hierbei selbst für die Jacobiner um sittliche Fragen handelte; es gäbe gar keinen politischen Fanatismus, — und von diesem weiß auch die Gegenwart zu reden, — wenn die Parteien nicht für die Wahrheit, für die Sittlichkeit und Tugend zu kämpfen glaubten und in der Gegenpartei nicht die Unsittlichkeit, die Selbstsucht, den ruchlosen Haß gegen die Wahrheit erblickten. Ist denn der Gegensatz zwischen der Anerkennung des Rechtes der Revolution und dem Gehorsam gegen die Obrigkeit als der Stellvertreterin göttlicher Ordnung eine blose Rechtsfrage? und ist nicht dieser Gegensatz der eigentliche Nerv der neueren Parteigegensätze? Wo es sich aber um sittliche Fragen handelt, da hat auch das Christentum sein Wort in die Wagschale zu werfen; denn ist das Christentum Wahrheit, so gibt es keine Sittlichkeit, die nicht von ihm gerichtet würde, und keine sittliche Frage, die nicht von dem Geiste, der in alle Wahrheit führt, eine Antwort forderte und erhielte. Wenn Solon verordnete, daß bei ausbrechendem Bürgerkriege jeder Bürger Partei ergreifen müsse, so ist dies nicht blos ein sehr weiser heidnischer, sondern auch ein sehr christlicher Gedanke, nur mit dem Hinzufügen, daß der Christ niemals zweifelhaft sein kann, welche Partei er ergreifen solle. Die zum Staat gestaltete bürgerliche Gesellschaft ist selbst eine hohe sittliche Erscheinung und hat die Sittlichkeit zu ihrer Grundlage, ihrem Wesen, ihrem Zweck; wo also Gegensätze auftreten, welche den Staat und die Gesellschaft wirklich durch tiefgreifenden Parteihaß zerklüften, da müssen auch sittliche Fragen im Spiel sein, die auch sittlich und nicht blos rechtlich gerichtet werden müssen, da kann der Christ nicht einen gleichgültigen Zuschauer abgeben oder einen für sein Christentum neutralen Boden erblicken, da muß er Partei ergreifen und mitkämpfen für christliches Recht und christliche Ordnung. Die christliche Gesinnung für sich macht den Menschen freilich noch nicht zu einem einsichtsvollen Staatsweisen, aber macht ihn zu einem guten Unterthan und zu einem guten Vertreter der christlichen Obrigkeit im Gegensatz zu aller von unten oder von oben ausgehenden Auflehnung gegen die sittlichen Ordnungen der christlichen Gesellschaft.

Wol ist Christi Reich nicht von dieser Welt; daraus folgt aber nicht, daß Christi Geist nicht dennoch in dieser Welt eine von der sündlichen, unchristlichen Welt verschiedene sittliche Lebensgestalt der Gesellschaft zu wirken berufen wäre; es kann schlechterdings kein sittliches Gebiet geben, in welchem der Geist Christi kein Recht, keinen Beruf, keine Macht hätte; er hat sein Amt überall da, wo es gilt, zu heiligen, Gottes heiligen Willen in dem Bereich der sittlichen Wesen zu vollbringen; ein christlich Volk kann rechtmäßiger Weise seine gesellschaftliche Wirklichkeit nicht anders als christlich gestalten; und diese christlich gestaltete, von Christi Geist getragene und durchdrungene Gesellschaft ist selbst ein wesentliches Glied des in der Geschichte der Menschheit sich verwirklichenden Reiches Gottes. Christus weist in jenem Worte vor Pilatus nur die falsche Anklage zurück, daß er gekommen sei, für sich ein irdisch Königreich zu gründen, nicht aber den Gedanken, daß er gekommen sei, alle Lebenserscheinungen des sittlichen Geistes sittlich zu verklären, also die sündlich entarteten auch christlich umzugestalten. Die Kirche selbst, als eine in bestimten, auch äußerlichen Ordnungen sich gestaltende Wirklichkeit, kann nicht alle Aufgaben unmittelbar erfüllen, welche das Christentum an die Menschheit überhaupt stelt; sie kann in vielen Gebieten nur die geistigen Grundlagen dazu geben; die christliche Verklärung der Wissenschaft, der Kunst, der Gesellschaft wird durch die Kirche zwar angeregt, aber nicht von ihr selbst vollbracht; — nicht der Kirche, sondern der Obrigkeit des Staats ist das Schwert gegeben; das Schwert christlich zu führen ist aber etwas anderes, als es nach blos menschlichem Belieben zu führen, und jenes vermag nur, wer Christi Geist hat. Und so wie es thatsächlich eine christliche Kunst gibt, welche sich innerhalb der christlichen Geschichte entwickelt und in vielen Gebieten selbst ihre höchste mögliche Vollendung erreicht hat, ohne daß die heil. Schrift irgend eine Vorschrift für die christliche Kunst gibt, ebenso und in noch viel höherem Grade muß es eine christliche Gestaltung der Gesellschaft und des Staates geben im Gegensatze zu jeder unchristlichen,

selbst wenn die heil. Schrift gar keine Erklärungen über eine solche Gestaltung gäbe; und doch gibt die Schrift solche und das Gebiet der Gesellschaft ist viel enger und tiefer mit der Sittlichkeit selbst verwachsen als das der Kunst; und das Christentum hat thatsächlich eine Gesellschaft, einen Staat gestaltet, die trotz aller Mannichfaltigkeit im Einzelnen, dennoch einen sehr bestimten Gegensatz gegen die nichtchristliche Gesellschaft und den nichtchristlichen Staat bilden. Mit welchem Recht also will man behaupten, daß diese Gebiete ihrem wesentlichsten Inhalt nach ein für das Christentum neutraler Boden wären?

Allerdings fallen nicht alle gesellschaftlichen und politischen Parteifragen in den Gegensatz des Christlichen und Unchristlichen, wol aber können alle in diesen Gegensatz verflochten werden und bestimt hat der Christ alle Veranlassung, in jedem bestimten Falle nachzusehen, ob es sich also verhalte. Und wenn wir auf die seit einem Jahrhundert die christlichen Völker immer tiefer durchwühlenden gesellschaftlichen und politischen Gegensätze unbefangen blicken, so kann es uns keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß es sich in den Hauptfragen allerdings um einen tiefschneidenden Gegensatz von christlicher und widerchristlicher Auffassung der Gesellschaft handelt; und wenn dem so ist, so könnte es keine schlechtere Weisheit geben, als die, das Gebiet dieser Gegensätze als neutralen Boden zu betrachten.

Der Gegensatz ist nicht aufzufassen als der einer mehr das geschichtlich Errungene und Gewordene bewahrenden und einer mehr nach Neuem strebenden Partei; ein solcher in jeder lebendigen Gesellschaft natürlicher und zur gesunden Fortentwickelung nothwendiger Gegensatz hat an sich mit dem Christentum noch nichts zu schaffen; man kann nicht sagen, daß die conservative Richtung an sich und rein ihrem Begriffe nach betrachtet christlicher wäre als die vorwärtsstrebende; es gibt auch ein sehr unchristliches Festhalten an dem Bestehenden und ein sehr christliches Fortschrittsstreben; ja das Christentum trägt wie keine andere Religion und keine andere Weltanschauung das Streben nach unabläßigem Fortschreiten in sich; es hat im Unterschiede von allen heidnischen Auffassungen ein zukünftiges Ziel der Menschheit im Auge, nach dessen Verwirklichung es beharrlich vorwärtsstrebt und hat in jedem Augenblicke eine Wirklichkeit vor sich, die es als sündhaft und mangelhaft zu überwinden und sittlich umzugestalten die sittliche Aufgabe hat; das Christentum hat von Anfang an den Fortschritt auf seine Fahne geschrieben, obwol freilich in etwas anderem Sinne als unsere sich so nennende Fortschrittspartei; und wer die unmittelbar gegebene Wirklichkeit der Gesellschaft ohne weiteres nur darum, weil sie einmal ist, festzuhalten und vor jeder sittlichen Weiterführung zu verschließen sucht, der wird von Christo als der ungetreue und faule Knecht gestraft, welcher das empfangene Pfund vergräbt, statt Wucher damit zu treiben. Wo es also eine rechte und wahre Fortschrittspartei gibt, welche über die mangelhafte Wirklichkeit der Gesellschaft hinaus einem vollkommneren, sittlichen Ziele nachstrebt, vor allem dadurch, daß sie die Besserung bei sich selbst beginnt, da kann der Christ nicht blos getrost seine Hand einschlagen, sondern er ist dazu sittlich verpflichtet; und es ist ganz unzweifelhaft, daß von der Partei, die einem dem christlichen Gedanken grade entgegengesezten Ziele nachstrebt, der schöne Name Fortschrittspartei grade darum gewählt ist, weil derselbe recht geeignet ist, die ihres eigentlichen Wesens unkundige Menge zu ködern.

Dem wahren Sachverhältnis näher komt es, wenn man den Gegensatz als den der gesetzestreuen und der revolutionären Richtung bezeichnet; aber auch dies drükt den wahren Gegensatz noch nicht aus. Es kann etwas gesetzlich sein, was doch schlechthin unchristlich und widerchristlich ist; denn das Gesetz selbst kann ja aus einem falschen, widerchristlichen Geiste entsprungen sein; und es kann, obwol nicht leicht in einem christlichen Staate, etwas ungesetzlich sein, was doch sehr christlich ist; was die Apostel thaten, das war nicht immer im Einklang mit dem bestehenden Gesetz, sondern oft gegen dasselbe; und auch die Reformation durchbrach mehrfach die bestehenden kirchlichen und die damit verwachsenen weltlichen Gesetze. Es kann bei einer mangelhaften Gesetzgebung ein Christ wol in die Lage kommen, den ihm unzweifelhaften Willen Gottes auch gegen ein bestehendes bürgerliches Gesetz um des Gewissens willen zu erfüllen; und der viel gemisbrauchte und für geistig und sittlich unmündige Christen gefährliche, aber dennoch ganz unanfechtbare, von Petrus und Johannes ausgesprochene Satz: „man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen“ (Apgsch. 4, 19; 5, 29), durchbricht mit voller Bestimtheit jede starre Gesetzesdoctrin, welche das zufällige und meist sehr mangelhafte menschliche Gesetz an die Stelle der göttlichen Weltregierung setzen will. Es gibt eine scheinbare Gesetzestreue, die ihrem innern Wesen nach Empörung gegen die wahre sittliche Ordnung des Staates ist. Die neuere Zeit treibt ein ebenso leichtsinniges wie lügenhaftes Spiel mit dem Pochen auf das geschriebene menschliche Gesetz und macht es vielfach zum Hebel, um das göttliche Gesetz, um das sittliche Wesen des Staates aus den Angeln zu heben. Nicht die rohe Straßenrevolution ist die sittlich gefährlichste, sondern die, welche ihre Barrikaden aus Gesetzes- und Verfassungsparagraphen und hinterlistigen Advokatenkniffen baut. Es gibt nicht blos Heuchler auf dem Gebiete der Religion; die schlimmern sind oft die auf dem Gebiete der Gesetzlichkeit; das politische Pharisäertum ist nicht weniger verächtlich und verderblich als das religiöse. Wenn Richelieu einmal sagte: es genügen drei von jemand geschriebene beliebige Zeilen, um ihn in die Bastille zu bringen, so kann ein rechter Volksmann der Gegenwart sagen: gebt mir drei beliebige Verfassungsparagraphen und ich mache daraus eine Anklage gegen die Regierung wegen Verfassungsverletzung.

Der eigentliche, durch die ganze neuere Geschichte gehende Gegensatz ruht nicht sowol auf einem Unterschiede der Ansichten über die Staatsform, als vielmehr auf einem Unterschiede der Auffassung über das sittliche Wesen und den Geist der bürgerlichen Gesellschaft und des Staates; auch eine Republik kann sehr christlich, eine unbeschränkte Monarchie kann sehr

unchristlich sein. Der Gegensatz ist dieser: nach der einen, der christlichen Auffassung, steht alles bürgerliche und Staatsleben schlechthin unter dem göttlichen Gesetz, wie es in der heiligen Schrift offenbaret ist und in dem christlichen Gewissen wiederklingt; alle bürgerliche Ordnung ruht auf einer unwandelbaren göttlichen Ordnung, ist ein nach Geschichte und Zeit sich verändernder und genauer bestimmender Ausdruck dieser Ordnung selbst; und die Obrigkeit waltet nicht in ihrem, nicht in des Volkes, sondern in Gottes Namen und nach Gottes Ordnung, der sie selbst unterthan ist; und die Bürger des Staats sind ihr unterthan, nicht blos um ihres Vorteils, sondern um des Gewissens willen, weil es Gottes Wille ist. Das Recht des Staates, das Recht der Obrigkeit ist also sittlich bedingt durch das Unterthansein unter das keiner menschlichen Willkür unterworfene göttliche Gesetz. Auf der andern Seite ist die Auffassung, daß aller Staat nur eine rein menschliche Ordnung ist, die keine höhere, göttliche über sich hat; der Staat hat da keine andere Grundlage, als den jedesmaligen Willen derer, welche die Macht haben, sei es ein einziger, sei es die Menge des Volkes; was Recht, was Gesetz sein soll, das hängt schlechterdings von nichts anderem als von diesem souveränen Willen ab, und gilt auch grade nur so lange, als dieser Wille sich nicht ändert. In heidnischer Zeit war dies die Despotie eines Gewaltherschers oder eines Volksstamms, in neuerer Zeit ist es die Despotie der Massen, die darum, weil sie eine unpersönliche ist, also auch kein Gewissen hat, schlimmer ist, als die Despotie eines Einzigen. Es gibt, das ist da der Grundgedanke, keine höhere entscheidende Auctorität, als der Wille des Volkes; vox populi vox dei; die Majorität hat immer Recht, sie kann nie irren und nie sich versündigen; denn ihr Wille und ihre Ansicht entscheidet allein darüber, was gut und was recht ist und wie lange es gut und recht sein soll; die Minorität hat immer Unrecht, einfach darum, weil sie Minorität ist; es gibt kein höheres Gesetz, unter welches auch eine Majorität sich beugen müsse, keine höhere, göttliche Ordnung, welcher auch der Staat und alle seine Mächte unterthan sein müßten; deßwegen gelten auch geschichtlich errungene Rechte nur so lange, als der Wille der Majorität sie gelten lassen will; es gibt keine Appellation von diesem Willen an ein höheres Recht; jedes der auf einander folgenden Geschlechter steht gleich souverän da, und hat an den Errungenschaften der vorangegangenen höchstens einen Anknüpfungspunkt, aber keine Schranke ihres Willens; die Geschichte selbst hat kein Recht dem Willen der Gegenwart gegenüber.

Dies ist das Grundwesen der demokratischen Partei seit Rousseau und seit der französischen Revolution bis auf die Gegenwart.

Dieser Gegensatz ist augenscheinlich kein blos politischer, er ist ein sittlich religiöser; es ist der Gegensatz der christlichen und der naturalistischen Weltanschauung. Nach der christlichen ist der persönliche Geist überall das Erste, und die Natur erst das Zweite; in der naturalistischen ist die unpersönliche Natur das Erste und Bestimmende, und der persönliche Geist erst das Zweite und Abhängige. Nach der christlichen Auffassung kann der persönliche endliche Geist sündigen und dadurch auch in seiner Natur entarten; und er hat gesündigt und die menschliche Natur dadurch aus ihrem reinen und fehllosen Zustand gebracht. Ist aber die Natur das Erste und der Geist von ihr abhängig, so gibt es keine Entartung der Natur des Menschen, denn die Natur kann nicht sündigen; der natürliche Mensch ist dann auch jezt grade so rein und so vollkommen wie der erste Mensch, der aus der Hand der Natur hervorging. Darum führt das natürliche Wesen des Menschen ihn sicher in alle Wahrheit, darum hat auch die ihrem natürlichen Willen folgende Menge immer Recht, darum bedarf auch die sittliche Ordnung der Gesellschaft keiner höheren Auctorität als des Willens der Majorität. Der Christ unterwirft sich auch im Gebiete des bürgerlichen Lebens einer höheren göttlichen Ordnung, weil er seinem sündlich entarteten natürlichen Wesen nicht trauen kann; der Verleugner des christlichen Glaubens folgt in blindem Vertrauen seiner natürlichen Neigung und seinem natürlichen Wesen, und baut fest auf die Unfehlbarkeit der diesem natürlichen Wesen den vollen Ausdruck verleihenden Majoritäten. „Die ganze Gemeinde ist überall heilig"; das war der Wahlspruch derer, die sich gegen das Unterthansein unter den Propheten des Herrn erhoben (4 Mos. 16, 3); das ist der Wahlspruch aller Demokratie bis auf den heutigen Tag. Es handelt sich bei dem Gegensatze nicht blos und nicht überwiegend um die Macht und das Recht der irdischen Obrigkeit, sondern vor Allem um die Macht und das Recht des persönlichen Gottes, um die Frage: soll der Mensch mit seiner natürlichen Begierde und seiner Sünde Herr sein über die Geschichte? oder soll Gott und sein heiliger Wille Herr sein über den Menschen und seine natürliche Begierde? — um die Frage: soll sich der Mensch schlechthin nur nach seinem eignen zufälligen Belieben seine sittlichen Ordnungen, seinen Staat, seine Geschichte machen? oder soll er auch in diesen Gebieten sich zuerst und unbedingt der göttlichen Ordnung, dem göttlichen Willen unterwerfen? — es handelt sich um die Frage: soll der Mensch in seinem natürlichen Wesen zuerst befehlen und herschen und dann erst seinem eignen Willen sich unterwerfen? oder soll er zuerst gehorchen und unterthan sein lernen einer höheren Ordnung und dann erst teilnehmen an dem thätigen Ordnen der Gesellschaft? es handelt sich in lezter Linie um die Souveränität des natürlichen Menschen Gott gegenüber und um die demütige Unterordnung unter den lebendigen Gott und sein Walten in der Geschichte.

(Schluß folgt.)

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 47.

Mehr Kirchen in den Hauptstädten!

Die kolossale Zunahme der Bevölkerung unsrer Residenzstadt und das äußerst traurige Verhältnis, in dem dazu die Vermehrung der geistlichen Kräfte steht, ist einer der größten kirchlichen Schäden, nicht nur für die unmittelbar davon Betroffenen, sondern auch bei der Bedeutung der großen Städte in der Gegenwart für das ganze Land. Wenn die Kirche wenigstens in diesem Punkte nicht gleichen Schritt hält mit dem Fortschritt der Zeit, so thut sich vor unsern Augen ein Abgrund auf, der nicht nur das Schifflein der Kirche, sondern auch alle Gesittung, alles Recht, alle geordneten Lebensverhältnisse zu verschlingen droht. Daß dieser Nothstand bei uns nicht schon empfunden sei, läßt sich nicht läugnen. Aber was ist geschehen? Berlin, das sich jährlich um ungefähr 13000 Seelen vermehrt, müßte mindestens alle Jahr eine neue Kirche haben, und um den Rest zu decken bedürfte es zum mindesten 25 neuer Parochien. Wie anders hat man der noch viel größeren Noth in England mit seinem Ungeheuer von Hauptstadt zu begegnen gewußt!

Als 1828 Bischof Blomfield das Bistum von London antrat, hielt man den Plan, ganz London mit Kirchen zu versehen, für ebenso chimärisch als den, die Staatsschuld von England bezahlen zu wollen. Selbst der unternehmende Dr. Chalmers hielt den Bau von 50 neuen Kirchen für „eine fromme Fantasie, die sich unmöglich realisiren lasse." In den 28 Jahren seiner Amtsführung weihte der Bischof dennoch gegen 200 neue Kirchen ein. Dies war aber gerade genug, um Schritt zu halten mit der jährlich um 30,000 Selen zunehmenden Bevölkerung; es waren das nur die Zinsen, ohne daß man anfangen konnte, das Schuldcapital zu tilgen. Im Jahre 1855 verlangte Dr. Blomfield, daß in 10 Jahren eine halbe Million L. St. aufgebracht werde, um neue Kirchen zu bauen. Diese große Summe kam zwar nicht ganz zusammen, aber doch immer ein recht beträchtliches Capital, das jezt aber zu Ende geht. Der jetzige Bischof Dr. Tait hat bis jezt seit 1856 36 Kirchen eingeweiht; aber nur 17 davon liegen in den Distrikten der Stadt, wo die größte geistliche Versunkenheit herscht, denn in den reichen Stadtteilen, dem Westend, geht es natürlich mit dem Erbauen von Kirchen am schnellsten. Am 29. April d. J. hat der Bischof von London nun in seinem Palast am St. James-Square eine Versamlung von Grundbesitzern und Fabrikherren berufen, um über Mittel und Wege zu berathen, wie den geistlichen Bedürfnissen der ärmeren Distrikte der Diözese besser genügt werden könnte. Wir teilen das Folgende aus der dort gehaltenen Rede des Bischofs mit:

„London hat nach der lezten Zählung von 1861 eine Bevölkerung von 2,800,000 Selen. Während der lezten 10 Jahre hat dieselbe sich um eine halbe Million und während der 6½ Jahre meines Episkopats um eine viertel Million vermehrt. Diese Zahlen genügen, um zu zeigen, daß, wenn wir ferner die Hände in den Schos legen, unsere sozialen Zustände von der Ansamlung so colossaler Massen der größten Gefahr ausgesezt sind. Die Gesellschaft zur Erbauung von Kirchen in der Diözese London stelt in einer kleinen Schrift, betitelt: „Die Arbeit der Kirche unter den Massen" zusammen, was unter dem verstorbenen Bischof Blomfield, der zuerst die Aufmerksamkeit auf die drohende Gefahr lenkte, geschehen ist. In 18 Jahren wurde eine Summe von 266,787 L. St. aufgebracht, wovon 80,000 L. St. speziell für das Kirchspiel Bethnall Green eingezahlt waren. Hiermit wurde zu dem Bau von nicht weniger als 65 neuen Kirchen beigesteuert, während der Bau von 13 anderen gänzlich aus diesen Fonds bestritten wurde. Einzelne Distrikte, denen Zuschüsse gemacht wurden, brachten noch weitere 270,000 L. St. auf, so daß die ganze Summe 536,000 L. St. beträgt, wofür in 18 Jahren 78 neue Kirchen in der Diözese London*) gebaut wurden. In den so errichteten neuen Kirchendistrikten wurden 146 Geistliche angestelt und Schulen für 20,000 Kinder gegründet. — Das Interesse des Publikums an wolthätigen Stiftungen ist ein schwankendes und wir können uns nicht verhehlen, daß der Erbauung neuer Kirchen jezt nicht mehr ganz dieselbe Aufmerksamkeit geschenkt wird, wie sonst. Ein Grund für diesen Wechsel ist nicht vorhanden, aber das Schwanken läßt sich nicht läugnen. Je mehr man sich in die Frage vertieft, desto mehr wird man die Nothwendigkeit anerkennen, daß wir, um den Bedürfnissen der Bevölkerung zu genügen, Kirchen, wirkliche Kirchen von Mörtel und Stein haben müssen, mit Geistlichen, die in ihnen ihr Werk treiben, und in Verbindung mit ihnen allerlei Stiftungen christlicher Liebe und Barmherzigkeit, Schulen, Gesellschaften für den Hausbesuch in der Gemeinde, Hausbesucher, Bibelleser u. dergl. Ich habe aber nichts dagegen, wenn man es für besser hält, die Frage, ob es nicht praktischer sei, mit den steinernen Kirchen anzufangen, fallen zu lassen und am andern Ende anzufangen, erst den Geistlichen zu berufen, der dann zu möglichst schneller Herstellung einer Kirche behülflich sein muß. Lezteres System ist schon lange in unserer Hauptstadt verfolgt und ist von Mr. Dale in der St. Pancras-Parochie mit vielem Glück angewendet worden."

Die hier berührte praktische Frage, ob zuerst die Kirchen zu erbauen und dann die Geistlichen daran zu berufen seien, oder ob man zuerst den Pfarrer berufen solle, der dann die Kirche mit bauen helfen müsse, ist eine in England schon vielfach ventilirte. Bisher hat man meist den ersten Weg eingeschlagen, aber schon

*) Die Diözese von London erstrekt sich nur über die Hauptstadt und einige wenige angrenzende Kirchspiele.

Bischof Blomfield überzeugte sich, daß der zweite, wenn auch weiter, doch sichrer zum Ziele führe. Die Kirchen, sagt man, werden in solchen geistlich versunkenen Districten doch nicht besucht, die Massen haben noch kein Verlangen nach Gottes Wort, daher schaffe man zuerst die Lehrer, um die erste Kunde vom Heil zu verbreiten, Stadtmissionare, die die Verlornen in ihren Häusern und Höhlen aufsuchen, sie irgendwo sammeln, sie dann bereden in irgend eine Kirche zu gehen. So bildet sich allmälig eine Gemeinde, die schon von selbst nach einem Kirchengebäude Verlangen haben und sich eins schaffen wird. Also erst der Stadtmissionar, dann der Pfarrer, endlich die Kirche.

„Die Gesellschaft zur Erbauung neuer Kirchen in unsrer Diözese", fährt der Bischof fort, „die ich Ihnen als den Mittelpunkt unserer Wirksamkeit empfehlen möchte, beschränkt ihre Thätigkeit nicht auf die Erbauung von Kirchengebäuden, sie hat vielmehr fünferlei Arten, wie sie ihren Zweck, die Kräftigung und Ausdehnung des parochialen Systems der Kirche von England in der Diöcese London zu erreichen sucht, nämlich: indem sie zur Erbauung neuer Kirchen und Teilung volkreicher Parochien beisteuert, indem sie ärmeren Geistlichen zu besserem Gehalt und zu Pfarrhäusern verhilft, indem sie in den geistlich herunter gekommenen Gegenden missionirende Hülfsgeistliche unter Aufsicht der Pfarrer anstelt, indem sie behülflich ist bei der Errichtung interimistischer Gotteshäuser, Schulkirchen, Missionssäle, und endlich, indem sie den Grund und Boden für neu zu errichtende Kirchen zu erwerben sucht. Ich kann diese Gesellschaft allen angelegentlich empfehlen, die ein Interesse haben für die Vermehrung des leiblichen und geistlichen Wols unsrer Metropole."

Lord Egerton berichtete, daß sich das System der Teilung volkreicher Kirchspiele in der Grafschaft Chester und in den Fabrikdistricten als im höchsten Grade praktisch erwiesen habe. Durch eine derartige Teilung sei jezt für Manchester vortrefflich gesorgt. Auch in Ackerbau treibenden Gegenden habe sich diese Art und Weise erprobt. Ein Mr. Cotton machte darauf aufmerksam, daß hinsichtlich der Beisteuer besonders auf die große Zahl kleiner Leute zu achten sei, die, wenn auch nicht in der Lage, große Summen zu zeichnen, doch zahlreiche Penny-Beiträge mit Freuden für ihre eigene Parochie bringen würden.

Die Versamlung beschloß endlich, in den nächsten zehn Jahren die Summe von einer Million L. St. für die obigen Zwecke aufzubringen und der Bischof versprach die Sache in einem Hirtenbrief öffentlich zu empfehlen.

Nachrichten.

Die lezte außerordentliche Generalsynode der bayrischen Rheinpfalz.

(Schluß.)

2. Zu diesem Zwecke wählt jede Gemeinde ein Wahlkollegium in fünffacher Zahl der Presbyter (welche jedoch ebenfals dazu gehören) und dieses wählt das Presbyterium. Zur Gültigkeit einer Wahl gehört

entweder, daß die Hälfte der stimmfähigen Gemeindeglieder gewählt hat, oder die Wahl acht Tage später wiederholt wird. — Wahlberechtigt sind diejenigen „männlichen, verheirateten oder unverheirateten Gemeindeglieder, welche das 25ste Lebensjahr erreicht und ihren selbständigen Haushalt haben, bayrische Staatsangehörige sind, sich im vollen Besitz ihrer bürgerlichen und kirchlichen Rechte befinden und nicht wegen irgend eines Verbrechens, oder aber wegen Fälschung, Betrug, Diebstahl, Unterschlagung oder Sittenverletzung verurteilt worden sind."

3. Um als Presbyter gewählt zu werden, sind ein Lebensalter von 30 Jahren und die vorhin sub 2. genannten Qualitäten erforderlich. so wie, daß die zu Wählenden als sittlich unbescholtene und kirchlich gesinnte Männer bekant sind und ihre kirchliche Gesinnung durch den Besuch des Gottesdienstes und Teilnahme an dem Genuß des heiligen Abendmals an den Tag legen. Die Zahl der Presbyter richtet sich nach der Seelenzahl der Gemeinden und kann von 4 bis auf 12 erhöht werden.

4. Die Zahl der Geistlichen und Laien auf den Diözesan- und der Generalsynode wird ganz gleich gestelt. Die Mitglieder der ersteren werden von den Presbyterien nach Belieben aus der ganzen Diöcese, die der leztere von der Diözesan-Synode aus dem ganzen Kreise gewählt.

Zur Ausführung soll von dem Consistorium noch eine besondere Instruction herausgegeben werden.

Man sieht wol beim ersten Blick, daß wir in der Pfalz mit dieser neuen Wahlordnung plötzlich in ein constitutionelles Wahlsystem versezt worden sind, welches die lezte Entscheidung in kirchlichen Angelegenheiten der Herschaft der Majoritäten anheim gibt, welche durch keine kirchliche Autorität mehr gelenkt werden können. Bleibt dabei auch das Episcopat-Recht des Landesherrn formell bestehen, so wird es immer sehr schwer werden, dasselbe gegen misliebige Beschlüsse der Synode in Ausübung zu bringen, und die constitutionellen Minister werden als Berather des Landesherrn nie nach dem eigentlichen Wol der Kirche, sondern zuerst nach ihrer Stellung fragen, und um jeden Preis, selbst auf Kosten der positiven kirchlichen Fundamente Frieden zu schaffen suchen. Sie werden selbst bei persönlich gutem Willen es nicht anders machen können, es liegt dies ganz in der nothwendigen Entwickelung der Sache. — Unter diesen Umständen ist durchaus nicht vorabzusehen, daß je eine kirchliche Maßregel zum Aufbau der Kirche, so nothwendig sie erscheinen muß, gesetzliche Geltung erlangen werde. Vielmehr wird es das Aeußerste sein, die Hauptsache von dem, was da ist, gegen die anstürmenden feindlichen Massen zu bewahren. Constitutionelle Systeme können nur hindern — Gutes wie Böses — aber etwas Heilsames zu schaffen vermögen sie nicht; es gehören dazu ganz andere Kräfte. Die kirchlichen Qualitäten aber, welche von den Presbytern verlangt werden, und von deren Aufnahme in das Wahlgesetz man sich soviel verspricht, werden den Strom wol kaum aufzuhalten vermögen. So nothwendig sie hier sind und so anerkennenswert und gerechtfertigt ihre Aufnahme, so schwer ist ihre Durchführung in der Praxis. Hat doch der Dirigent, Herr Glaser, in der Synode selbst auf Andrängen der Linken, welche dieselben beseitigt wissen wollte, zu erklären sich genöthigt gesehen, daß man, um der Vergangenheit willen, bei der nächsten Wahl die mildeste Anwendung von dem betreffenden § machen werde. Es wird auch in der Zukunft nicht viel besser damit gehalten werden. Denn wer wird immer das Odium auf sich nehmen und den Ankläger eines gewählten Unkirchlichen machen wollen? Der Pfarrer,

wenn er auch wollte, würde sich dadurch in wenigen Tagen mit dem größten Teile seiner Gemeinde verfeinden. Thut er's aber nicht, so wird es ein Anderer noch um so weniger thun. Und wo ist die Minimalgränze für diese Qualitäten zu suchen? Es wird Alles auf den in den Gemeinden herschenden Sinn und eine recht energische, lebendige Beteiligung der bessern Elemente bei den Wahlen ankommen; unsere Hoffnungen sind aber hierfür besonders in den Stadtgemeinden sehr gering. Die kirchliche Demokratie wird bei den nächsten Wahlen alles aufbieten, um „das verhaßte Muckertum" gründlich zu beseitigen.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf den Gang der Verhandlungen. Referent des Wahlausschusses und hauptsächlichster Vertheidiger der neuen Wahlordnung war der Erwählte der Linken, Advokat Louis aus Landau, welcher mit der, seinem Stande eigenen Redefertigkeit und Gewandtheit seine Sache führte und in der Einleitung zu seinem Referat über das bisherige kirchliche System völlig den Stab brach. Unterstützt wurde er von den Pfarrern Gelbert von da, Wenzel von Zell und Vogt von Glanmünchweiler. Die linke Seite suchte noch öfter über die Consistorial-Vorlage hinauszugehen, namentlich durch Streichung der kirchlichen Qualitäten; doch ist es ihr nur in wenigen Puncten gelungen, mit ihren Amendements durchzudringen. Die Mittelente gingen mit wenigen Ausnahmen mit der Consistorialvorlage und begrüßten zum Teil sogleich von vorne herein dieselbe als annehmbar und zweckmäßig. Von der rechten Seite wies Dekan Lippert von Dürkheim auf die Gefahr hin, welche durch Aufgebung des christlichen Begrifs eines Presbyters und durch Uebergang zu einem neuen, constitutionellen Systeme der Kirche drohe; Dekan Lyncker von Speier bekämpfte in einem längern, sehr gehaltvollen Vortrage, welcher im Grunde von keiner Seite widerlegt wurde, eine neue Wahlordnung aus rechtlichen, sittlichen und Opportunitätsgründen; Pfarrer Hütwahl von Maßbach berief sich auf die heilige und hohe Aufgabe der Kirche, als der Stadt auf dem Berge; Pfarrer Bente von Freguren-feld wies hin auf den thatsächlichen Zustand der Gemeinden und die unausbleiblichen Folgen jeder Veränderung: alles vergebens. Selbst einzelne, auf Milderung berechnete Anträge wurden verworfen. Pfarrer König von Wachenheim erklärte sogar, daß er zwar von seinen Wählern das Mandat erhalten habe, nicht für Erneuerung der Presbyterien zu stimmen, daß er aber nicht demgemäß stimmen werde, um des zu schaffenden Friedens willen, da der Dirigent auf das Energischste erklärt hatte, daß nur durch völlige Erneuerung der Presbyterien dieser Zweck erreicht werden könne. Zulezt wurde das Ganze mit allen gegen sechs Stimmen (Hütwahl, Lippert, Lyncker, Zapf, Pf. zu Pirmasens, Bente und Hellmann, Oekonom von Westheim,) angenommen.

Auch die Auflösung der frühern General-Synode kam zur Sprache, da einige Glieder der Synode unter Beilegung einer Eingabe mehrerer Pfarrer aus dem Dekanate Dürkheim einen Antrag darüber gestelt hatten. Der Dirigent erklärte aber dieselbe mit großer Entschiedenheit für ein Kronrecht, und so ging die Synode, ohne sich auf diese heikelige Angelegenheit weiter einzulassen, zur Tagesordnung über. — Das Gleiche that sie bezüglich eines Antrags des Freiherrn v. Gienanth über Herstellung der verfassungsmäßigen geistlichen Stimmenzahl im Consistorium, als der obersten Kirchenbehörde. Es besteht nämlich das Consistorium zu Speyer gegenwärtig aus zwei weltlichen und zwei geistlichen Mitgliedern; da nun aber der Director den weltlichen Mitgliedern angehört, so ist das Uebergewicht stets auf ihrer Seite. Jener Antrag erschien daher in jeder Hinsicht als gerecht und wolbegründet, indem er bezweckte, die Stimmenmehrheit wieder den geistlichen Mitgliedern zu ermöglichen. Denn nach der unseligen Trennung der pfälzischen Kirche vom Oberconsistorium in München trat das Consistorium zu Speyer gesetzlich an die Stelle des leztern, in welchem verfassungsgemäß die Stimmenzahl der Geistlichen die Oberhand hat. Man sagte sich aber auch auf der wolgesinnten Seite, daß unter den gegenwärtigen Umständen doch kein Mann der entschiedeneren gläubigen Richtung Aussicht habe, in das Consistorium einzutreten, und legte daher weiter kein Gewicht auf diesen Antrag.

Zulezt wurden noch einige Bestimmungen über Teilnahme der Religionslehrer an den Gymnasien und der Geistlichen an den Gefängnissen an der Pfarrwittwenkasse getroffen, und die Synode unter den üblichen Formalitäten und nach vorausgegangenem Gottesdienste geschlossen. Prodekan Ney von Mutterstadt, ein sehr thätiges Mitglied der Mittelpartei in der Synode, hielt dabei die Predigt über Joh. 8, 31. 32. und das Thema: Drei alte Wahrheiten zu neuer Beherzigung, nämlich: 1. der Christ soll ein rechter Jünger Jesu sein; 2. nur in dem Worte Christi ist die volle Wahrheit zu finden; 3) diese Wahrheit führt zur rechten Freiheit, — ohne dabei viel über diese allgemeinen Sätze und alten Wahrheiten hinauszukommen und die Gründe zu ihrer neuen Beherzigung mit der eindringlichen Schärfe und dem Lichte des göttlichen Wortes hervorzuheben. Dieß ist das Wichtigste aus unserer lezten General-Synode, in deren Vorgeschichte eigentlich schon ihre Resultate gesichert waren, so daß die Abstimmung im Grunde nur eine Formalität gewesen ist. Man hat es gewolt, und wenn die Staatsregierung in der Pfalz etwas ernstlich will, so kann sie es da noch leichter durchführen als sonst irgendwo. Die pfälzische protestantische Kirche wird jezt am politischen Leitseil mitgeschlept, und man bedenkt nicht, welch jammervollen Einfluß solche Experimente auf den religiösen und sittlichen Zustand des Volkes haben müssen, der Staat am Ende selbst am meisten darunter leiden muß, und wie mit der gesunkenen Achtung vor der Kirche und ihren Dienern auch alles bessere sittliche Gefühl im Volke dahinsinkt. Die Erfahrung hat es in der lezten Zeit in der Pfalz sattsam genug gezeigt, daß bei solchem Verfahren mit der Kirche zulezt auch das Heiligste den Gemüthern täglich weniger heiliger wird, und daß bei den kirchlichen Wühlereien und Preisgebung der Kirche an die Massen zulezt nur die Revolution gewinnt, welche, wie gegen den Altar, so auch gegen den Thron gerichtet ist. Werden nun die Beschlüsse der Synode wirklich den Frieden geben? Es ist gewiß beachtenswert, daß noch unmittelbar vor Schluß der Synode im Pfälzer Courier ein Artikel erschien, in welchem die neue Wahlordnung einstweilen als Abschlagszahlung hingenommen und dieselbe als ein guter Baustein „für eine zukünftige neue Kirchenverfassung" erklärt wurde. Man sieht, daß wir noch kaum am Anfang vom Ende sind. In der nächsten Zeit wird man sich wol gegnerischerseits etwas ruhiger verhalten; dann aber, wenn es an die Wahlen geht, werden wieder alle Leidenschaften in Feuer und Flammen gesezt werden, und wenn endlich in zwei Jahren die nächste ordentliche General-Synode herankomt, so wird man diese durch eine erneuerte Agitation gehörig zu bestürmen wissen, bis gründlich tabula rasa zu Gunsten der entkirchlichten und bekentnislosen Union gemacht ist.

Das wird nach menschlicher Voraussicht der Verlauf sein; Menschen werden ihn auch nicht hindern können. In des Herrn Hand steht es, allezeit es anders kommen zu lassen, als wir ahnen; er ist ein verborgener Gott. Er wird auch hier ohne Zweifel gut zu machen gedenken, was die Menschen gedenken böse zu machen. Er leitet die Herzen wie Wasserbäche und hilft wunderbar. Jezt müssen wir in Demut

und Geduld tragen, was er uns auferlegt; wir hätten ja um unserer Lauheit, Untreue und mannigfachen Versündigungen willen noch eine viel härtere Züchtigung verdient. Möchten immer mehr gläubige Gebete zu Ihm emporsteigen, daß Er Sein Gnadenantlitz wieder zu uns wende! — — φ —

Die neue kirchliche Verfassung im Canton Waadt.

Meinem lezten Bericht (Ev. K.-Z. vom 18. April) über die waadtländischen Zustände habe ich nichts erfreuliches beizufügen. Die neue Verfassung für die Landeskirche ist vor einigen Tagen (am 19. v. M.) vom großen Rath angenommen worden und wird am 1. Juli in Kraft treten. Der Entwurf ist in einigen Punkten etwas verbessert worden; die Synode wird sich alljährlich versammeln, anstatt nur alle 3 Jahre. Die Besoldung der Geistlichen ist bedeutend erhöht worden, was in der That billig war und nothwendig, um dem großen Mangel an Candidaten abzuhelfen; sie erhalten im Anfang 2000 Franken und von 6 zu 6 Jahr eine Zulage von 200 Fr.; die Vikare erhalten 1500 Fr. Allein die Kirchenverfassung ist im Ganzen genommen ganz wie ich sie Ihren Lesern dargestellt habe; die Basis ist durchaus demokratisch, ja ultra-demokratisch; die Herren Schenkel, Rothe und Genossen hätten daran ihre Herzenslust; keine Garantie für christliche und kirchliche Befähigung derjenigen Laien, welche in den Kirchgemeinderäthen, Bezirks-Synoden und General-Synode sich an dem Kirchenregiment beteiligen sollen. Auch gar keine Garantie für das Bekentnis; der erste, sehr wenig sagende Artikel des Entwurfs ist unverändert beibehalten worden: „L'Eglise Nationale professe les principes de la communion évangélique réformée.“ Im großen Rath hat sich auch nicht eine Stimme erhoben, um auf das ungenügende dieser Bestimmung aufmerksam zu machen; von Seite der Geistlichen hat nur ein einziger, Herr Golliez, eine Denkschrift eingereicht, in welcher er die Wiederherstellung der Anno 1839 abgeschaften helvetischen Confession verlangt. Die Strömung im Volke, im großen Rath und (leider) bei der Mehrheit der Geistlichen geht entschieden gegen das Prinzip eines festen Bekentnisses. Im Laufe der Debatten hat ein Redner, Herr Eytel, offen ausgesprochen, was wahrscheinlich die Meisten denken und wollen, nämlich: die Kirche solle eine ganz bekentnislose, möglichst weitherzige, allen Meinungen und Richtungen offene, sein.

„Unsere Landeskirche soll sich durch ihre Weitherzigkeit (largeur) auszeichnen ... Wir leben in einer Zeit, wo die Auslegung der heiligen Schrift dem denkenden Menschen neue Aussichten eröffnet. — Wir sollen allen religiösen Ueberzeugungen Raum lassen, auch den zukünftigen, die wir noch nicht kennen.“!!

Was werden nun die Wirkungen dieser neuen Kirchenverfassung sein? Es ist wol möglich, daß die Gefahren, welche die Lehre bedrohen, noch eine Zeit lang aufgehalten werden. Die Liturgie, obwol etwas dürftig, ist doch entschieden evangelisch, und man wird wahrscheinlich nicht sobald daran rütteln; auch sind die Geistlichen in der Mehrheit gegenwärtig der evangelischen Lehre treu, obwol sie die Nothwendigkeit eines festen Bekentnisses für die Kirche nicht genug einsehen. Allein wer bürgt dafür, daß die verderblichen Richtungen, welche sich schon im Protestantismus französischer Zunge regen, nicht auch allmälig in die Waadtländische Kirche eindringen? Und welche Mittel hat man in diesem Falle, um dieselben zu bekämpfen?

Die erneuerte waadtländische Nationalkirche leidet gegenwärtig auch sehr durch Mangel an Geistlichen. Die vor 17 Jahren durch die Demission entstandenen Lücken sind noch nicht alle ausgefüllt; man ist genöthigt gewesen, mehrere Pfarrstellen unbesezt zu lassen und die Zahl der jungen Leute, welche sich der Theologie zuwenden, ist ganz unzureichend. Es wäre möglich, daß aus Frankreich einige Geistliche herüberkämen, doch nicht sehr wahrscheinlich, weil die dortige reformirte Kirche auch Mangel leidet. Was endlich die Geistlichen der freien Kirche betrift, so würden sie wol, und zwar von der Regierung gern angenommen werden, wenn sie der Nationalkirche ihre Dienste anbieten; aber die Zahl derjenigen, welche sich zu einem Schritt entschließen, wird gewiß sehr gering sein, weil die neue Kirchenverfassung gar keine der kirchlichen Fortschritte gewährt, für welche zu erlangen sie seit Jahren gearbeitet und manche Opfer gebracht haben. Namentlich ist die Bekentnislosigkeit der neuen Staatskirche ein bedeutendes Hindernis und wird auf lange Zeit hinaus die Wiedervereinigung der getrenten Kirchen erschweren. Dies werden die Leser Ihres Blattes leicht begreifen.

Die freie Kirche wird also, in der großen Mehrheit ihrer Mitglieder und Geistlichen, fortbestehen. Möge sie immer mehr ihren Beruf erfüllen, ein Leuchter zu sein im Lande, das Salz der Erde! Sie würde noch mehr Aussichten auf Erweiterung haben, wenn sie sich nicht, leider, durch das immer stärker Hervortretenlassen der Vinet'schen absoluten Trennungstheorie und durch zu große Nachgibigkeit gegen den in ihrem Schose aufkeimenden Baptismus und Subjektivismus manche Thür verschlossen hätte. —

Zum Schluß muß ich auf einen Ausdruck zurückkommen, welchen ich in meinem lezten Briefe gebraucht habe, die Behauptung nämlich, die Reformation sei dem waadtländischen Volk eigentlich aufgedrungen worden, was seine jetzige Gleichgültigkeit gegen die christliche Wahrheit und gegen seine eigene Kirche zum Teil erklärt. Diese Behauptung möchte denjenigen Lesern nicht ganz verständlich vorgekommen sein, welche mit der Geschichte jener Zeit nicht vertraut sind. Die Reformation in der Waadt ist nämlich, nicht wie in andern Teilen der Schweiz (Genf, Zürich u. s. w.) aus einer Volksbewegung entstanden, aus einem im Volke allgemein gefühlten Bedürfnisse; sie war eine Folge der Eroberung des bis dahin unter savoyischer Herschaft stehenden Ländchens durch die Berner (Anno 1535), welche selbst seit 1528 die Reformation angenommen und also ein Interesse hatten, dieselbe auch bei ihren neuen Unterthanen einzuführen. Es mögen wol, wie damals in vielen Gegenden Europas, auch im Waadtland Reformationskeime vorhanden gewesen sein, Unzufriedenheit mit der bestehenden Kirche und ihren Ordnungen, Verlangen nach einer Kirchenreinigung; aber die große Mehrheit des Volkes war der römischen Kirche wie den Fürsten von Savoyen treu geblieben und das Land wäre, ohne die übermächtige Einwirkung, die von Bern ausging, vielleicht noch heutzutag katholisch ebensowol als die angrenzenden Kantone Freiburg und Wallis. Es ist wahr, daß die Einführung der neuen Lehre auf geringeren Widerstand stieß, als man es erwartet hatte, aber dasselbe gilt ebenfalls von der Eroberung des Landes. Es ist wahrscheinlich, daß man sich überhaupt der neuen Ordnung der Dinge (in politischer und kirchlicher Beziehung) ziemlich leicht fügte, weil man sich ziemlich allgemein vorstelte, sie werde nur provisorisch sein und ein Ende nehmen sobald, etwa durch eine Veränderung in den politischen Constellationen Europas, durch Hülfe des Kaisers u. s. w., der Herzog von Savoyen, welcher seine noch zahlreichen Anhänger (in Adel und Volk) anfänglich ohne Schutz gelassen hatte, wieder in den Stand gesezt wäre, seine Ansprüche auf die Waadt geltend machen zu können. Ein solcher Umschwung kam aber nicht, und da die Herschaft Berns in mancher Hinsicht gerecht und wolthätig war, so gewöhnte man sich auch leicht an die neuen Verhältnisse in Kirche und Staat. Allein, wie gesagt, man gewöhnte sich zugleich an eine bis auf den heutigen Tag herschende Gleichgültigkeit gegen die Kirche und gegen die Wahrheit, deren Trägerin und Pfeiler sie sein soll. Uebrigens ist die Waadt wol nicht das einzige protestantische Land, wo ähnliche Erscheinungen vorkommen.

So weit mein heutiger Bericht über unsere waadtländischen Zustände. Was sich ferner interessantes ereignen mag, werde ich Ihnen immer gern mitteilen. Ich muß bekennen, daß ich von der Erneuerung der Kirchenverfassung und namentlich von den Bestrebungen der Geistlichen der Staatskirche bei derselben, besseres gehofft hätte.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 17. Juni. № 48.

Wie hat der Christ seine Stellung zur bürgerlichen Gesellschaft und zum Staat aufzufassen?

(Schluß.)

Darum, ein gläubiger Christ kann wol unter bestimten geschichtlichen Verhältnissen ein Republikaner sein, wenn nämlich die Republik sich unter Gottes Gesetz stelt, von christlichem Geist getragen ist; — er kann, ohne mit sich selbst in wirrem Widerspruch zu sein, nie ein Demokrat in dem neueren und richtigen Sinne des Worts sein; er kann es nicht, weil er den Staat für eine sittliche Gestaltung mit einem Berufe für das Reich Gottes, als einen christlichen, erfaßt, und darum nie den Willen der Massen als die höchste Entscheidung über die sittlichen Ordnungen des Staates anerkennen kann; er kann es nicht, weil er die Obrigkeit nach der ausdrücklichen Erklärung der heil. Schrift (Röm. 13, 4) als Gottes Dienerin betrachtet, nicht als die von der Menge des Volks mit Machtvollkommenheit ausgestattete, zum Dienst unter deren Willen berufene willenlose Sklavin.

Wir haben von dem Gesagten noch einige Anwendung auf bestimte Gebiete zu machen. Die Gesellschaft als weltliche, von der kirchlichen unterschiedene, bietet uns drei innerhalb einander liegende Kreise dar; der weiteste ist die Gesellschaft in ihrer allgemeinsten Erscheinung als Trägerin eines gemeinschaftlichen Geistes, des bestimten Zeitgeistes, der öffentlichen Meinung, der nächste ist die bürgerliche Gesellschaft in ihren inneren, geschichtlich sich bildenden Unterschieden von gesellschaftlichen Ständen, der lezte ist die zur lebendigen, organischen Einheit gestaltete Gesellschaft, der Staat. In allen drei Gebieten stehen die christliche und die unchristliche oder naturalistische, in der Demokratie sich bekundende Auffassung klar und bestimt einander gegenüber, also daß hier schlechterdings kein neutrales Gebiet ist.

1. In der Anerkennung der öffentlichen Meinung oder des Zeitgeistes als Ausdruck der Wahrheit liegt an sich eine gewisse Bescheidenheit, ein Unterordnen der eignen Einzelmeinung unter das Allgemeine; und solche Anerkennung wäre vollkommen in der Ordnung, wenn die menschliche Natur noch dieselbe reine und unverdorbene wäre, als die dem ersten Menschen anerschaffene; ist sie es nicht, so folgt von selbst, daß auch die Meinung und der Wille der geistlich noch nicht wiedergebornen Menge unter der Macht der Sünde stehe, daß die Vielheit der Zustimmenden die Thorheit und die Sünde nicht mindert, sondern häuft. Eben weil durch die Sünde auch das Gewissen und die Vernunft der Menschen beirrt und umdüstert sind, darum tritt Gott, tritt der persönliche Christus ein, uns zur persönlichen Quelle der Wahrheit. Spricht zu uns Christus: „ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben", derselbe persönliche Christus, der da sagt: „ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende", und „ich will den Vater bitten und er soll euch einen andern Tröster geben, daß er bei euch bleibe ewiglich", der „Geist der Wahrheit, derselbige wird euch in alle Wahrheit leiten", — so gilt für die naturalistische Auffassung das Wort: nicht Gott, sondern der Mensch; nicht Christus, sondern die Volksmassen; nicht die heilige Persönlichkeit, sondern das Unpersönliche; nicht der heil. Geist, der vom Vater ausgeht, sondern der Zeitgeist, der von unten, vom Volke ausgeht, derselbige wird uns in alle Wahrheit leiten, denn er ist die Wahrheit; das ist die Macht, der jeder sich unbedingt unterwerfen muß, wenn er nicht geächtet sein will von seiner Zeit, nicht ausgestoßen aus der Zahl derer, die auf der Höhe der Zeitbildung stehen. Wir dürfen die Wortführer dieser Richtung freilich nicht in Verlegenheit bringen dadurch, daß wir sie etwa auf ihr Gewissen fragen, was sie eigentlich nach ihrer eignen Erfahrung von der Selbständigkeit, der Urteilsfähigkeit und der sittlichen Reife der großen Masse halten, ob sie selbst wirklich nur auf diesen souveränen Verstand der Menge lernbegierig lauschen und nicht vielmehr dieselbe selbst am Gängelbande führen durch lockende, auf die selbstsüchtigen Leidenschaften und Neigungen der Menge berechnete Redensarten; wir fragen nur: was urteilt die heil. Schrift von dem Geiste und der Meinung der Massen? Schon das A. T. spricht hierüber sehr bestimt: „Du sollst nicht folgen der Menge zum Bösen und bei Streitfragen nicht antworten also, daß du der Menge nach vom Rechte weichest" (2 Mos. 23, 2); der Fromme darf in allen seinen Wegen sich „nicht grauen lassen vor der großen Menge" (Hiob 31, 34); wenn die Gottlosen reden, „da kehret sich der Volkshaufe dahin, und Wasser in Fülle schlürfen sie" (Ps. 73, 10); „der arme Haufe ist unverständig, weiß nichts um des Herrn Weg und um ihres Gottes Recht" (Jerem. 5, 4); und das gesamte israelitische Volk heißt oft „ein halsstarrig Volk" (2 Mos. 32, 9. 22), „ein toll und thöricht Volk

und kein Verstand in ihnen" (5 Mos 32, 6. 28; Jerem. 5, 21), ein „ungehorsames Volk und verlogene Kinder", „blind und taub" (Jes. 30, 9; 42, 18; 43, 8). Wie das Volk mit Christo und den Aposteln verfuhr und wie der liberale Staatsmann Pilatus nur der Volksstimme zu Gefallen Christum kreuzigen ließ, bedarf nicht der Ausführung. Auch für die Menge der christlichen Völker gilt Christi Wort: „Die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der zur Verdamnis führt und viele sind ihrer, die darauf wandeln" (Mt. 7, 13. 14); und die, welche blind sind in Beziehung auf ihr eignes Heil, werden schwerlich weise sein in Beziehung auf das Wol der Gesamtheit. Ja, gebt uns ein Volk von lauter rechten Christen und treuen Kindern Gottes, dann wird auch die öffentliche Meinung die Stimme der Wahrheit sein; wie aber das Volk in Wirklichkeit ist, da ist oft der Grad des Beifalls der öffentlichen Meinung auch der Grad der Thorheit, und es gibt keine Verkehrtheit, die nicht von der Meinung der Menge als Weisheit und Recht anerkant werden könnte. Die Sünde ist sehr oft die Säugamme der öffentlichen Meinung; und die großgesäugte wird selbst zu einem Vampyr, welcher dem schlafenden Volke das noch übrige gesunde Lebensblut aussaugt. Wer auch nur in zeitlichen Dingen die Meinung der großen Massen als maßgebende Entscheidung betrachtet, der hat schon von vornherein sich in die Knechtschaft der Thorheit begeben und seine christliche Würde als eines Kindes der Wahrheit preisgegeben.

2. Während die naturalistische Richtung die jedesmalige Gesellschaft nur für eine Summe einer zufälligen Menge von gleichartigen Einzelwesen betrachtet, die neben einander erwachsen wie Bäume eines Waldes, erfaßt das Christentum dieselbe als eine Frucht einer von Gott geleiteten, von sittlichem Inhalt durchzogenen Geschichte, in welcher der Persönlichkeit und ihrer sittlichen Errungenschaft ihr Recht wird. Die Geschichte wird von der sittlichen Persönlichkeit getragen, darum auch die sittliche Persönlichkeit von der Geschichte; d. h. der einzelne Mensch ist nicht blos einfach ein Exemplar der Gattung Mensch, sondern er tritt ein in die Errungenschaft derer, die ihm vorangegangen, nimt Teil an dem sittlichen Verdienste seiner Vorfahren. Das der fortgeschrittenen Demokratie verhaßte und zulezt nothwendig verworfene Erbrecht hat nur seinen äußerlichsten Ausdruck in dem Vererben des materiellen Besitzes, seinen höheren Inhalt in dem Vererben des sittlichen Besitzes der Vorfahren. Das Christentum übt Gerechtigkeit an der Familie, indem es das sittliche Verdienst nicht blos und schlechthin an der einzelnen Person, sondern seine Frucht auch in den dieselbe in sich bewahrenden edlen Geschlechtern anerkent. Davids, ja Abrahams Geschlecht überhaupt sind dafür ein lebendiger Beweis. Nur das Christentum hat einen wahren Adel in den Völkern erzeugt; und der erste Haß einer unchristlichen Demokratie richtet sich immer gegen die Gerechtigkeit, welche die christliche Gesellschaft an der Familie übt. Der Christ sieht in dem Unterschiede der Stände nicht eine Last, nicht eine Verkümmerung des Rechtes, sondern eine Bedingung des wahren geistigen und sittlichen Lebens der Völker. Wie das Leben der Familie nicht auf einer vollkommenen Gleichheit aller Familienglieder ruht, sondern grade auf einer sittlichen Ueber- und Unterordnung, kraft welcher das Familienhaupt als die sittlich leitende Macht zu den andern Gliedern in dem Verhältnis der Ehrfurcht steht, so ist auch in der Gesellschaft, der weiter entfalteten Familie, eine wahrhaft sittliche Entwickelung nur möglich durch einen rechten, durch die christliche Liebe und Demut verklärten Unterschied der Stände. Der Christ kent keinen stolzen, verachtenden Hochmut des Höheren gegen den Geringeren, keinen Sklavensinn, keinen Groll, keine Ueberhebung des Geringeren gegen den Höheren; denn sie sind alle Brüder in Christo; die christliche Gleichheit aber ruht auf der Liebe, die demokratische auf der Selbstsucht und dem Haß. „Ein jeglicher, sagt Paulus, worin er berufen ist von Gott, darin bleibe er bei Gott", denn es ist Gottes Wille; „bist du ein Knecht berufen, sorge dir nicht; denn wer ein Knecht berufen ist in dem Herrn, der ist ein Freigelassener des Herrn; desgleichen wer ein Freier berufen ist, der ist ein Knecht Christi" (1 Cor. 7, 21. 22). Auch hier also gibt es für den Christen keine Wahl zwischen den zwei entgegengesezten Parteien, er kann als Christ nur eine ergreifen.

3. Der christliche Staat ist die organisirte, zur Einheit, zur Familie wieder sittlich zusammengeschlossene Gesellschaft. Der Staat hat, wie die Familie, in der Obrigkeit ein Haupt, zu welchem die Staatsbürger nicht in dem Verhältnisse der Gleichheit oder eines Vertrages, sondern in dem des ehrfurchtsvollen und liebenden Gehorsams stehen; und wie der Familienvater sein Haus im Namen Gottes leitet, nicht im Auftrag der Familie, und eine sittliche Aufgabe an dasselbe hat, die ihm durch die Familienglieder weder vorgeschrieben noch durch vertragsmäßige Bedingungen geändert oder beschränkt werden kann, so hat auch die christliche Obrigkeit, sei es auch nur eine republikanische, ihr sittliches Recht in ihrer sittlichen Aufgabe, die ihr nicht von dem Volke, sondern von Gott gestelt ist, die sie auch ohne, ja gegen den Willen eines bethörten Volkes durchzuführen sittlich verpflichtet ist; sie steht nicht unter der Zucht des Volkes, sondern sie hat Zucht zu üben an dem Volke, nicht in ihrem Namen, sondern in Gottes Namen, denn von Gott hat sie das Schwert empfangen zur Rache für die Uebelthäter und zum Lobe für die Frommen; sie ist Gottes Dienerin, nicht des Volkes (Röm. 13, 3. 4; 1 Petr. 2, 13. 14), ist von Gottes, nicht von Volkes Gnaden. Die Berufung des Einzelnen zu der obrigkeitlichen Macht und deren besondere Gestaltung mag eine rein menschliche Ordnung (1 Petr. 2, 14) und in sehr verschiedenen, durch die geschichtlichen Verhältnisse bedingten Weisen auszuführen sein, das obrigkeitliche Amt selbst und sein Recht und seine Macht ist keine menschliche, sondern göttliche Ordnung, und hat als solche Ehrfurcht und demütige Unterwerfung zu beanspruchen, so wie auch in der Kirche das geistliche Amt auf göttlicher Anordnung und nur die Berufung der Einzelnen zu diesem Amte auf menschlicher Ordnung beruht; und wie der christliche Pfarrer nicht das dienende Organ der Meinungen

seiner Gemeinde, sondern das Organ Gottes und seines Wortes ist, so ist auch die christliche Obrigkeit nicht willenlose Dienerin des jedesmaligen Volkswillens, sondern ist unterthan der über allen wechselnden Zeitmeinungen und über allem Volkswillen stehenden sittlichen Ordnung, die Gott selbst in seinem Wort geoffenbart hat. Und eben weil die christliche Obrigkeit, also auch der christliche Staat, eine sittliche Aufgabe an das Volk hat, so steht dieser Staat nicht gleichgültig neben der Kirche, also daß beide sich nicht um einander zu kümmern hätten, sondern er hat auch eine sittliche Aufgabe in der Kirche, mit der Kirche, für die Kirche, hat eine bestimte Stellung in der zeitlichen Verwirklichung des Reiches Gottes. Diese hohe religiöse Bedeutung der christlichen Obrigkeit und des christlichen Staates hat die evangelische Kirche von Anfang an in viel tieferer Weise erfaßt, viel gediegener durchgebildet, als die in einseitiger Hereinziehung staatlicher Elemente in die Kirchengestaltung dem weltlichen Staat sich gegenüberstellende römische Kirche; und es ist wahrlich kein Fortschritt, sondern ein gewaltiger Rückschritt, wenn man in neuerer Zeit eifrig beflissen ist, den Staat dieser seiner hohen christlichen Bedeutung zu entkleiden und ihn zu einem bloßen Schutzwächter der zeitlichen Sonderinteressen herabzusetzen. Aber dieser religionslose, sogenante Rechtsstaat ist schon ein Widerspruch in sich selbst; denn es gibt kein Recht, welches nicht auf der Sittlichkeit ruht, und keine Sittlichkeit, die nicht auf der Religion ruht; und es gibt keinen gebildeten Staat, der nicht mit rein sittlichen, über das bloße Recht weit hinausliegenden Lebensgebieten, wie die Ehe, die Erziehung, die Armenpflege u. dgl. zu thun hätte. Zu einem mit sittlichem Inhalt erfüllten Staatsleben aber muß der Christ eine sehr bestimte Stellung einnehmen, muß dessen sittlichen Inhalt in seiner ganzen christlichen Tiefe erfassen und zu verwirklichen suchen.

Dieser sittlich-christlichen Auffassung des Staates aber steht die naturalistisch-demokratische schnurstraks gegenüber. Da ist wol die Obrigkeit auch unterthan und Dienerin, aber nicht unter Gottes Ordnung, sondern unter den jedesmaligen Volkswillen; dieser selbst aber ist niemandem unterthan, sondern bestimt sich selbst in unbeschränkter, souveräner Machtvollkommenheit; so wenigstens glaubt es das Volk, wenn es auch in Wirklichkeit jederzeit bestimt wird durch die seinen Leidenschaften schmeichelnden „Freunde", von denen schon Jesaias sagt: „Die Leiter dieses Volkes sind Verführer, und die sich leiten lassen, sind verloren" (9, 16). Da hat die Obrigkeit nie eine sittliche Aufgabe der Zucht an dem Volk, sondern steht recht eigentlich in der Zucht des Volkes; sie darf ihren Blick nicht nach oben richten, sondern nur nach unten; sie waltet nicht um Gottes und des Gewissens willen, sondern um der Paragraphen eines Vertrages willen; zwischen Obrigkeit und Volk ist kein sittliches, sondern nur ein rechtliches Verhältnis; über das sittliche Recht entscheidet in lezter Linie nicht Gottes Wort, sondern die Majorität und die Advokaten; und wenn morgen eine fortgeschrittene Majorität beschließt, daß fortan auch Ehen auf unbestimte Zeit und auf vierteljährige Kündigung geschlossen werden dürfen, so darf niemand etwas dagegen sagen. Der demokratische Staat ist ein Baum, der mit den Zweigen in die Erde gepflanzt wird und seine Wurzeln als Krone ausstrekt. Der Christ ist der Obrigkeit unterthan um des Herrn, um des Gewissens willen (Röm. 13, 5; Tit. 3, 1; 1 Petr. 2, 13), der Demokrat will gar nicht Unterthan, sondern nur souveräner Staatsbürger sein, und er gehorcht dem Gesetze nur um seines Vorteils willens; die Wörter „Ehrfurcht, Demut, selbstverleugnende Hingebung" fehlen in seinem Wörterbuche. Unterthansein aber ist etwas ganz anderes als das bloße Gehorsamsein gegen ein Gesetz; es ist ein persönliches, ein sittliches Verhältnis, ein Verhältnis der liebenden Ehrfurcht und der Demut, ein Untergebensein, nicht darum, weil es in dem Gesetzesparagraphen so steht und unser Vorteil es erfordert, sondern weil es Gottes Wille und Ordnung ist; denn „wer sich wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung" (Röm. 13, 2).

Eben darum aber, weil das christliche Unterthansein ein sittliches Verhältnis ist, ist es auch sittlich bedingt, und es gibt darum auch eine christliche Opposition, sehr verschieden von der, welche die Gegenwart als ein trauriges Denkmal fortgeschrittener Entsittlichung des Volkes aufweist. So wenig wie Kinder ihren sündigenden Eltern die Kindesverpflichtung zu ehrfurchtsvoller Ergebenheit aufkündigen können, wol aber den unsittlichen Zumutungen ihrer Eltern gegenüber ehrfurchtsvoll Zeugnis ablegen dürfen und sollen, ebenso wenig kann der Christ auch einer irrenden oder fehlenden Obrigkeit gegenüber jemals die Ehrfurcht vergessen, die er der zur Vertreterin göttlicher Ordnung berufenen schuldig ist; wol aber wird er von dem Rechten und Wahren nach seinem Gewissen Zeugnis ablegen. Als der boshaft angeklagte Paulus in gerechtem Zorne ein scharfes Wort gegen den Hohenpriester, den er nicht erkannte, ausgesprochen, nahm er es als unehrerbietig sofort zurück, als er erfuhr, daß es der Hohepriester sei (Apgsch. 23, 3—5); und als dem Petrus und Johannes verboten wurde, was sie um Christi willen nicht lassen durften, da kündigen sie nicht sofort der jüdischen Obrigkeit den Gehorsam auf, sondern sie berufen sich auf das sittliche Gewissen derselben: „richtet ihr selbst, ob es vor Gott recht sei, daß wir euch mehr gehorchen denn Gott" (Apgsch. 4, 19). Der Christ wird sich von keiner Obrigkeit zwingen lassen, etwas gegen sein christliches Gewissen zu thun, er wird aber ebenso wenig die Obrigkeit zwingen wollen, etwas gegen ihre Ueberzeugung zu thun. Eine Obrigkeit ist dies in Wahrheit nur so lange, als sie in allen Staatsfragen die wirkliche lezte Entscheidung auf Grund eigner freier Ueberzeugung behält; und grade in allen den Fragen, welche nicht unmittelbar und unzweifelhaft durch die göttliche Offenbarung entschieden sind, die mehr in das Gebiet der Zweckmäßigkeit fallen, ist selbst das Unterbleiben einer an sich dienlichen Maßregel oder das Eintreten einer an sich weniger zweckmäßigen unvergleichlich weniger nachteilig für das Wol des sittlichen

Ganzen, als das Herabsetzen der Obrigkeit zu einer unfreien, willenlosen, also unpersönlichen, nur auf den Druck anderer Mächte sich bewegenden Maschine.

Ist die lezte, unabweisliche und schon längst offen ausgesprochene Folgerung des demokratischen Prinzips das Recht der Revolution, weil ja eben die Obrigkeit nur als unfreie Dienerin der Volksmajorität, diese als die Herrin erfaßt wird, jeder Herr aber das natürliche Recht hat, den ungehorsamen Knecht zu zwingen und zu züchtigen, so ist solches Recht im Christentum unbedingt und ohne allen Umschweif verdamt. Nur die Obrigkeit hat das Schwert von Gott empfangen, nicht der Unterthan gegen die Obrigkeit; der in sehr zu entschuldigendem Eifer mit dem Schwerte dreinschlagende Petrus wird von dem Herrn mit entschiedenstem Ernste zurückgewiesen. An Christum selbst trat die Frage nach dem Rechte der Revolution unter der Form des Rechtes der Steuerverweigerung heran. „Ists recht, daß man dem Kaiser Zins gebe?" fragten ihn die Juden. Das ist so recht eine Frage aus dem Sinne der neueren Revolutionspartei, und ist zugleich ein Geltendmachen des Nationalitätsprinzips. Christus umgeht nicht etwa die Frage in kluger Zurückhaltung, sondern antwortet scharf und bestimt: „gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist"; hättet ihr eurem Gott gegeben, was sein ist, woran er ein unbedingtes Recht hat, euer Herz, euch selbst, dann wäret ihr frei geblieben und nicht Knechte geworden; nun ihr aber Gott widerstrebt habet, ist es Gottes Ordnung, weil göttliche Züchtigung, daß ihr unterthan seid einer fremden Macht und ihr habt kein Recht zur Widersetzlichkeit. Wenn irgend ein Volk, so hatte das von so hohen Verheißungen getragene jüdische Volk ein natürliches Recht an Befreiung von dem fremden Joch; Christus aber, wie er hier die Auflehnung zurückweist, kündigt den Juden wiederholt ihren Untergang als Strafe Gottes an; sie hatten ihr Recht an Freiheit sittlich verwirkt; und kein Volk hat ein Recht, gegen die göttliche Züchtigung sich zu empören.

Stehen sich so auf dem Gebiete der bürgerlichen Gesellschaft und des Staats thatsächlich eine christliche und eine naturalistische Auffassung einander gegenüber, so kann eines gläubigen Christen Stellung zu ihnen nicht zweifelhaft sein. Der Christ bekämpft die Partei, welche an die Stelle der Obrigkeit von Gottes Gnaden nur eine willenlose Vollstreckerin des allein souveränen Volkswillens sezt, nicht als eine blos in politischen Dingen eine andere, das Christentum nicht berührende Meinung festhaltende, er bekämpft sie als eine das christliche, also das sittliche Wesen des Staats und die von Gott gewolte Ordnung der Gesellschaft umkehrende und widerchristliche; es gibt keine Verhandlung und Vermittlung mit ihr; er kann ihr nicht die Hand reichen, nicht mit ihr sich vereinbaren zu einem gelinderen Mittelwege; es gibt keine Vereinbarung zwischen christlichem und widerchristlichem Wesen und keine Vermittelung, wenn nicht durch Verwirrung der Begriffe; es gibt hier nur einen Kampf auf Leben und Tod. Aber ein Kampf, der mit dem geführt wird, der selbst das Leben ist, und der mit uns sein will alle Tage bis an der Welt Ende, der seine Kirche und sein in der Menschheit in allen Gestalten des Lebens sich verwirklichendes Reich nicht verläßt, ein solcher Kampf kann nicht mit dem Untergange enden, sondern nur mit dem Siege, kann nicht mit banger Erwartung deß, das da kommen soll, geführt werden, sondern nur mit freudiger Zuversicht.

Lesebuch für die anhaltischen Volksschulen. Bernburg, Reiter, 1863. 504 S.

Vor vier Jahren erschien: „Anhaltisches Gesangbuch für Kirche, Schule und Haus." Dieser in aller Beziehung bis auf die reichen Anhänge kostbare Schatz, vom Kirchenregiment zu Bernburg der dortigen evangelischen Landeskirche zum gesegneten Gebrauche übergeben, ist damals in der Ev. K. Z. gebührend gewürdigt und mit Freuden begrüßt worden. Aber wie komt sie dazu, dieses Lesebuch zu besprechen? betritt sie damit nicht ein fremdes, den pädagogischen Zeitschriften ausschließlich gehöriges Gebiet? Der emanzipationssüchtige, antikirchliche Schul-Monarchismus wird das allerdings meinen. Aber darum ist es eben gar nicht fraglich, daß alle amtlichen und nichtamtlichen Organe, ja alle Glieder der Kirche das Recht und die Pflicht haben, die Bücher wol zu beachten und zu censiren, welche außer Bibel, Katechismus und Gesangbuch in der christlichen Schule gebraucht werden. Ja, wir stoßen hier auf eine Vor- und Prinzipienfrage: Ist es nöthig und heilsam, daß die Kinder, sobald sie lesen können, noch ein anderes Lesebuch als die Bibel haben? „Die Bibel muß die Fibel ablösen", sagt Völter. Trotz der zahlreichen und auch guten Schullesebücher darf man die Frage nicht kurzweg als abgethan von der Hand weisen. Es treten in ihrer Beantwortung und wenn sie bejaht wird in der Redaktion des Lesebuches die beiden Grundrichtungen der Pädagogik und Schule sich auch hier diametral entgegen, die christliche und kirchliche, die antichristliche und antikirchliche. Jene hat an Gott und seinem Worte die Norm aller pädagogischen Wissenschaft und Praxis und in einer neuen Geburt durch Gnade und Glauben ihr Ziel, diese wirtschaftet mit blos menschlichen Mitteln und will einen neuen Menschen schaffen, indem sie den alten Menschen entwickelt und großzieht.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 20. Juni. № 49.

Lesebuch für die anhaltischen Volksschulen. Bernburg, Reiter, 1863. 504 S.

(Schluß.)

Es ist nun aber die Forderung eines Lesebuches gerade von diesen leztern ausgegangen, um die Herschaft der Bibel in der Schule zu brechen und die religiöse Bildung in derselben dadurch herabzusetzen, daß man andere Bildungsmittel und Elemente einführte. Die Gottesfürchtigen im Volke durchschauten dieses Manöver, waren von Anfang an mit Mistrauen gegen den „Volksschulfreund" erfüllt und hielten ihn für einen maskirten Feind. Und das war er und ist er heute noch, bewußt oder unbewußt, wo er mit seiner Natur und Geschichte die Bibel ins Angesicht schlägt, mit seinem rationalistischen Stroh und Gift die Selen verderben läßt und verdirbt, ja auch da, wo er im Gebrauch sich neben oder gar über die Bibel stelt, das Eine, das noth thut, unter ein Vielerlei bringt, welches mit ihm gleichberechtigt sei. Solchen Bestrebungen gegenüber muß die Kirche darauf halten, daß der Unterricht in der christlichen Volksschule als sein Centrum die religiöse Bildung behalte, daß diese durch Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Naturlehre u. s. w. nicht in die Peripherie gedrängt werde.

Dieses Centrum und diese Basis unserer Volksbildung festgehalten, verschließen wir uns nicht gegen die Forderung einer Erweiterung des Unterrichts durch die sogenanten Realien. Die älteste Volksschule lehrte eigentlich blos Religion und Lesen, etwas Rechnen und Schreiben kam später hinzu, war aber zum Teil freigelassen, und in vielen Gegenden lernten bis vor 50 Jahren die Mädchen gar nicht schreiben. Diese Beschränkung des Unterrichtskreises war unter den damaligen Verhältnissen, wo auf dem Lande im Sommer die Schule fast ganz ausfiel, durchaus angemessen und nothwendig. Aber dabei litt die herschende religiöse Unterweisung im Allgemeinen an Steifigkeit und Mechanismus, es fehlte sehr an einem anschaulichen Verhältnisse innerer Aneignung, an Vermittlungen und Brücken von der Bibel und dem Katechismus in das Herz und Leben. Es gehörte also eine Erweiterung und Reform des Unterrichts nach dieser Seite hin zu den berechtigsten Forderungen, welche die Kirche selbst an die Schule stellen mußte. Aber sie schlief, der Staat schuf durch Ordnung des Schulbesuches einen weiten Raum, ein größeres Schulfeld, und der Feind kam und säete Unkraut darauf. Viele seiner Säeleute waren selbst Diener und Aufseher der Kirche. Diese Saat ist in ein par Generationen schnell aufgegangen und hat reichliche Frucht getragen. In der oberflächlichen, aufklärerischen, rationalistischen Schulbildung ist einer der Hauptfaktoren ausgeboren, welche jezt die Fundamente des christlichen Staates und der christlichen Kirche unterwühlen, gegen deren ganze Existenz ankämpfen. Es wäre eine große Beschränktheit, zu meinen, diese Mächte wären dadurch zu bewältigen, daß man sie ignorirte und zu der alten Volksschule zurückkehrte. Nein, nur in einem wirklichen Fortschritte liegt das Heil, der bewußten menschlichen und teuflischen Weisheit muß man die bewußte göttliche in allen menschlichen Dingen entgegensetzen. Die ganze Lage der Zeit fordert einen neuen Wissensstoff für die Volksschule. Patriotismus, Ehrfurcht und Gehorsam gegen Fürst und Obrigkeit war sonst eine selbstverständliche Sache, jezt im Zeitalter der Revolution ist eine Kentnis der vaterländischen Geschichte und des angestamten Fürstenhauses ein nothwendiger Unterrichtsgegenstand. Die überall weiter eindringende sogenante Religionsfreiheit macht eine Kentnis der Kirchengeschichte und der Kirchenlehre nöthig, welche durch Auswendiglernen des Katechismus nicht erreicht wird. Wir stellen jezt an alle Glieder der Kirche die Forderung, daß sie dem Gange des Reiches Gottes über die ganze Erde folgen, dem Elend und der Bekehrung der Hottentotten und Hindus herzliche und thätige Teilnahme beweisen sollen. Wer das will, der sollte eine Kentnis der Gestalt der Erde und der Lage ihrer Teile nicht für etwas Ueberflüssiges in der Schule erklären, sondern im Namen Jesu fordern. Wir stimmen also auch in Betreff der Realien und in der Lesebuchsfrage unsern Regulativen bei, welche sagen: „Sodann ist festzuhalten, daß die in Rede stehenden Unterrichtsfächer nur in sehr seltenen Fällen auf dem Lektionsplan der Elementarschule ihre selbständige Stellung und keinenfals eine mehr oder minder systematische Behandlung finden werden. Zum Teil wird hier das unmittelbare Leben die geeigneten Anknüpfungspunkte bieten" ꝛc. ꝛc. „Als das erwünschte Ziel ist aber anzusehen, daß ein Schullesebuch hergestelt werde, dessen lebensvolle und charakteristische Bilder und Schilderungen das ausreichende Material für den ergänzenden und erläuternden Unterricht des Lehrers böten."

Dieses vor 11 Jahren in den Regulativen als erwünscht bezeichnete Ziel muß als erreicht bezeichnet werden. Wir haben eine ganze Reihe dergleichen Lesebücher, denen dieses neue an-

haltische sich anschließt. In Erzählungen, Liedern, Gebeten, Sprüchwörtern, Fabeln Parabeln, auch Märchen, die auch nur sprachlich angesehen zu den klassischen Stücken unserer volkstümlichen Literatur gehören, führen sie in die Natur, Gott und seine Gebote, wie die Bibel uns dieselben offenbart hat, stehen so ganz im Dienste derselben, diesem Urquell Bahn zu machen und ihn in die Herzen der Kinder zu leiten. Die Zeiten, Gegenden, Sitten, Völker und Reiche, deren Kentnis zum Verständnis der Bibel erforderlich ist, werden in einer Reihe der Lesestücke anschaulich geschildert. Lebensbilder aus der Geschichte der christlichen Kirche schließen sich daran an. Es versteht sich von selbst, daß das anhaltische Lesebuch in seinen 446 Nummern nicht lauter Neues gebracht, sondern seine Vorgänger benuzt hat, wie jeder der andern auch gethan. Es ist eine große gemeinsame Arbeit der evangelischen Pädagogik Deutschlands. Die dem anhaltischen Lesebuche eigenen Abschnitte, eigen nicht blos in der Auswahl, sondern auch in der Ausarbeitung, zeigen überall auch den erfahrnen Didaktiker. Die Darstellung geht klar und schrittweise vor, es werden nicht Ausdrücke und Thatsachen hineingeschleudert, welche eine weitläufige Erklärung nöthig machen und die Uebung im Lesen beeinträchtigen. Sprüchwörter, die nur halb wahr oder ganz falsch sind, sind nicht aufgenommen; alle, die Einen Sinn haben, sind in Gruppen zusammengestelt, daß sie sich gegenseitig erklären. In den 36 Stücken, die ganz oder zum Teil Anhaltisches enthalten, ist die spezielle Aufgabe glücklich gelöst. Das Besondere aus der Geschichte des Vaterlandes und der Landeskirche ist geschikt mit der deutschen Geschichte und allgemeinen Kirchengeschichte verwebt. Wo Veranlassung dazu ist, ist auf das anhaltische Gesangbuch verwiesen. Anstatt der Erzählung: „die sonderbare Mauer" von Chr. v. Schmid hätten wir lieber das herrliche Gedicht von Brentano gesehen. Nach diesem sind auch alle Hauptumstände der Erzählung unrichtig. Es war nicht auf einem einsamen Bauernhofe, sondern in Schleswig vor dem Thor am 5. Januar 1814, als die Russen und Schweden einzogen, da ein frommes Mütterlein nicht aus einem alten Gebetbuche, sondern aus dem mächtigen Liede von Joh. Heermann: „Treuer Wächter Israel" (Anhaltisches Gesangbuch Nr. 200) betete: „Eine Mauer um uns bau, daß dem Feinde davor grau." Die nächste Erzählung: „Der treueste Hüter" von Rosalie Koch scheint Ref. kein schlagender Beleg dazu, daß Gott seine Engel zu Hütern der Kinder bestelt hat, denn es geht alles sehr vulgär natürlich zu, das Knistern der Lampe wekt die Mutter auf, daß sie die Schlange bei dem Kinde sieht, und ein sehr gewagter Pistolenschuß tödtet die Schlange.

Wir finden, wie oben angeführt, in den neuern Lesebüchern auch Märchen, in dem anhaltischen aus Grimm „Dornröschen" und „die Sternthaler." So sparsam auch der Gebrauch ist, den man davon macht, so fragt es sich doch, ob sie überhaupt für Christenkinder und in ein Lesebuch für Volksschulen gehören. Während Kellner in seinen „Aphorismen" den pädagogischen Gebrauch des Märchens lebhaft empfiehlt, hat Völter („Beiträge zur christlichen Pädagogik und Didaktik", 1852) denselben verworfen. Kellner beruft sich darauf, daß das Märchen der Kindheit der Völker entsprungen auch der Kindheit der einzelnen Menschen gehöre. „Die Kindheit der Menschen wie des Einzelnen", sagt er, „lebt im Glauben, dessen liebstes Kind das Wunder ist." Dagegen führt Völter zuerst die eigene Erfahrung an, er habe auch einmal seinen Kindern von 4 bis 9 Jahren, denen er biblische Geschichten zu erzählen pflegte, zur Abwechslung Mährchen aufgetischt. Beim ersten hörten sie still befremdet zu, beim zweiten brachen sie heraus: „Aber, Vater, das ist ja Unsinn." „Ich sagte nichts und blieb mit meinen Märchen zu Haus. Aber ein Wink war mir's doch, daß es mit dem pädagogischen Lob des Märchens nicht so ganz seine Richtigkeit haben müsse." Diese einzelne Erfahrung soll natürlich die Frage nicht entscheiden, sie wurde auch nur Veranlassung zur weitern Erwägung, die allerdings gegen den pädagogischen Wert und Gebrauch des Märchens sich entschied. Die Kindheit unserer Kinder ist nicht mit der Kindheit der Völker zu paralleliſiren. Die Kindheitszeit der Völker war die Zeit des Heidentums, wo der Drang nach Gemeinschaft mit der unsichtbaren Welt eine solche sich schuf nach eigenem Dünken. Das Wunder war allerdings in dieser Welt zu Hause, aber nicht die Wahrheit. Mit den Märchen kann unversehens neben die in der göttlichen Offenbarung uns aufgeschlossene Welt eine falsche ins kindliche Gemüt hineingezaubert werden, die den Sinn für die Wahrheit abstumpft. Das Kind lebt allerdings im Glauben, aber deshalb sind wir um so mehr verpflichtet, ihm die objektive Wahrheit, die wesenhafteste Realität zu bieten. Es unterscheidet Wahrheit und Dichtung noch nicht, um so weniger, je mehr es noch Kind ist, die Dichtung nimt seinen Glauben in Anspruch, es wird faktisch sein Wahrheitssinn gemisbraucht. Die Phantasie arbeitet an dem phantastischen Stoffe fort, um so mehr, je phantastischer er ist, und bringt, wenn auch noch so homöopatisch verdünte Bestandteile in ihr geistiges Leben hinein. „Die Kindheit lebt im Glauben, dessen liebstes Kind das Wunder ist." Dieser Satz ist durchaus falsch, wenn man damit das Märchen pädagogisch kanonisiren will. Komt denn dem Glauben bei seinen Objekten auf Wahrheit, auf Realität nichts an? ist's ihm denn nur um subjektives Amüsement, nur darum zu thun, in süßen Träumen sich zu wiegen? Nein, der Menschengeist, vor allem der Geist des Kindes, will Wahrheit, nach Realität dürstet er, um so mehr, je mehr er selbst noch nicht zu seiner vollen Realität gelangt ist. So Völter über den pädagogischen Wert des Märchens. Der Aufsatz schließt: „Für ältere Kinder etwa, welche Wahrheit und Dichtung schon zu unterscheiden verstehen, mag das Märchen als ein Spaß mehr Reiz haben und eben deßwegen auch weniger gefährlich sein." Hiernach wäre es aus dem Lesebuche für Volksschulen absolut hinausgewiesen, denn hier kann nur gegeben werden, was allen frommen kann. Zum „Spaß", zur blosen Belustigung und Unterhaltung soll aber in ihr und in keiner Schule gelehrt werden, das streitet wieder ihre hohe Würde und Be-

stimmung. Wer einen Spaß-Unterricht in seiner Schule bedarf, um dem Geiste der Kinder einen Reiz beizubringen, der beweist, daß er die Wahrheit, das Reale nicht auf reizende, ansprechende Weise zu lehren weiß. So sehr wir nun den wichtigen Bedenken und Gründen Völters beistimmen, so glauben wir doch nicht, daß alle Märchen davon getroffen werden. Es ist ein großer Unterschied unter ihnen. Manche sind so einfach und lieblich, daß sie vom Kinde wie eine Fabel und Parabel genommen werden und mit ihrer Wahrheit unmittelbar ins Herz einschlagen. Dazu gehört „die Sternthaler" (Anhalt. L. B. Nr. 156), auch „das Riesenspielzeug" u. a. Davon können wol ein par im Lesebuche eine Stelle haben. Aber andere sind voll von Ungeheuerlichkeiten, spannen und erhitzen die Phantasie aufs äußerste, und haben zulezt keinen andern Sinn als Unsinn, oder es kann nur sehr mühselig ein Sinn herausgeklaubt werden. Dazu rechnen wir auch „Dornröschen" (Anhalt. L. B. Nr. 103), welches den Kindern unserer Volksschule wol schwer zum Verständnis zu bringen, und wenn es auch hie und da möglich, der vielen darauf zu verwendenden Zeit und Mühe wol kaum wert wäre. Es müßte auch unter solcher Arbeit der ganze Schmelz der Poesie verloren gehen.

Aufruf aus Paris.

Mit Freuden und Dank ergreifen wir die von dem Herausgeber dieser Zeitung uns dargebotene Freundeshand, um einige Worte dringender Bitte an unsre Amtsbrüder in Preußen gelangen zu lassen.

Die evangelische Mission in Paris, eine Dienerin und Helferin der Kirche Augsburgischer Confession, ist unsern Brüdern in Preußen nicht mehr fremd und braucht sich ihrer Liebe und Teilnahme nicht jezt erst zu empfehlen! Sie ist derselben gewiß und hat Beweise davon erhalten, die wir mit innigem Danke anerkennen. Wir wissen aber auch, daß es Vielen, die unsrer Sache von Herzen zugethan sind, bisher an Mitteln und Wegen gefehlt hat, uns ihre Teilnahme durch die That zu beweisen. Ihnen bietet sich in diesem Augenblick eine Gelegenheit dazu dar, die wir sie herzlich bitten möchten nicht unbenutzt vorübergehn zu lassen. Durch die Gnade Sr. Majestät des Königs ist uns auf Antrag des hochwürdigen Oberkirchenrathes zu Berlin eine allgemeine Kirchenkollekte in der preußischen Landeskirche gewährt worden. Wir begrüßen diese uns gebotene Hülfe mit inniger und dankbarer Freude und hoffen von derselben eine entscheidende Wendung in unsrer bedrängten äußerlichen Lage, wofern nur alle unsre Amtsbrüder, in deren Hand unter dem Segen Gottes nun diese Sache gelegt wird, sich mit warmem Herzen derselben in ihren Gemeinden annehmen wollten. Und sollte es nicht ein Leichtes sein, diese Teilnahme anzuregen? Sind sie nicht Euer eigen Fleisch und Blut diese zehntausende von deutschen Arbeitern und Handwerkern, denen sich unsre Kirche durch den Dienst und außerhalb des Dienstes der evangelischen Mission

annimt, ihnen in dieser geistlichen Wüste Quellbrunnen des ewigen Lebens zeigt, sie in festen Gemeinden um Gottes lautres Wort und Sakrament sammelt, ihre Kranken und Sterbenden auf ihren einsamen Schmerzenslagern besucht, ihre Kinder von den Straßen und aus den Fabriken sammelt und sie vor gänzlicher Verwilderung schützt? Hat nicht unsre Kirche grade um Eurer Landsleute willen, die ihr der noch immer reichlich flutende Strom der deutschen Einwandrung zugeführt hat, ihre Kräfte aufs Aeußerste anspannen müssen; hat sie nicht um ihretwillen die Netze ihrer Thätigkeit über das ganze ungeheure Gebiet von Paris und seiner Vorstädte ausdehnen müssen? Aus dem kleinen Häuflein, das sich zuerst in der schwedischen Gesandtschaftskapelle zusammenfand, ist eine evangelische Gemeinde von etwa 40,000 Selen geworden, die aber so zerstreut, so verborgen unter den fast 2 Millionen Einwohnern von Paris leben, und bei dem unseligen Arbeitszwang, der ihnen auch Sontags keine Ruhe gönt, so schwer zugänglich sind, daß ihre geistliche Pflege ein ganz ungewöhnliches Maß von Kraft in Anspruch nimt. Wir dürfen es mit Dank gegen Gott rühmen, daß gegenwärtig von nicht weniger als 19 Predigern und Hülfspredigern in 2 großen Kirchen und 15 Kapellen oder Erbauungsstätten Gottes Wort in deutscher und französischer Sprache allein innerhalb der Kirche augsburgischer Confession gepredigt wird, und daß in 30 Schulen die armen Kinder christlichen Unterricht empfangen. Wir dürfen noch fröhlicher rühmen, daß es uns durch Gottes Gnade geschenkt ist, unser schweres Werk in Eintracht und Frieden Gottes zu treiben, und daß wir auch in allen unsern Gemeinden etwas von den Früchten sehn dürfen, die dem lebendigen Worte Gottes verheißen sind. Wir müssen aber auf der andern Seite auch bekennen, daß der Herr, indem Er uns also ausgebreitet und uns so reichlich gesegnet hat, uns zu gleicher Zeit eine schwere Sorgenlast und Glaubensprobe aufgebürdet hat. Von den 19 Predigern haben bis jetzt nur 7 eine vom Staate garantirte Stellung, und von den 30 Schulen sind nur 4 von der städtischen Behörde übernommen, und wenn vorher von 15 Erbauungsstätten die Rede war, um welche, außer den beiden Hauptkirchen Billettes und Redemption, Gemeinden gesammelt werden, so müssen wir hinzufügen, daß nur 4 derselben, nemlich zu Puteaux, Bourg-la-Reine, St. Marcel und La Villette auf eignem Grund und Boden errichtete Baulichkeiten besitzen, auf denen überdies zum Teil noch bedeutende Schulden lasten. Alle übrigen Gemeinden müssen sich mit Schulzimmern oder gemietheten Lokalen begnügen, welche alljährlich große Opfer in Anspruch nehmen. Da an all' diesen Orten auch die heiligen Sakramente verwaltet werden, so ist das Bedürfnis und die Sehnsucht nach würdigen stillen Erbauungsstätten sehr groß. Allein wie können wir es wagen noch weiter vorwärts zu schreiten? Sehn wir nur auf uns und auf unsre Kraft, wir müßten mit banger Bekümmernis in die Zukunft blicken, da es uns im gegenwärtigen Augenblick nicht erspart ist, die Sorgen einer bedeutenden Schuldenlast zu tragen. Die Größe des unternommenen Werkes, der Blick auf Alles, was noch zu thun, wenn

wir die bereits gegründeten Gemeinden nicht wieder sinken lassen wollen, sowie auf das weite noch brach und wüst liegende Gebiet hier in Paris sowol wie besonders im Innern Frankreichs, wo noch Tausende Eurer Landsleute, jeglicher Pflege ihrer Kirche entbehrend, ihre Hände bittend nach uns ausstrecken — die Ernte so groß und der Arbeiter so wenige, und die Wenigen so schwach; — sollte all' das nicht wie ein Alp auf unser Herz drücken, wenn wir den Blick nicht von der Erde und den irdischen Mitteln und irdischer Armseligkeit getrost aufrichten könnten, hinauf nach den Bergen, von denen uns bisher Hülfe gekommen ist und auch forthin kommen wird. Ja wir sind gewiß, daß derselbe Herr, der schon viele Herzen gelenkt hat wie Wasserbäche, auch Eure Herzen lenken wird, lieben Brüder, uns nun einmal Eure ganze Teilnahme und Liebe und die ganze Kraft Eurer Hülfe zuzuwenden. Hat des Herrn Gnade und mächtige Durchhülfe uns erlaubt, bis hierher unser Werk zu treiben, auszudehnen und zu befestigen, welchen Aufschwung würde es nehmen, wenn Ihr Euch desselben ernstlich und mit ganzem Anliegen als des Eurigen annähmet. Darum, lieben Brüder, laßt unsre Bitte Euch zu Herzen dringen, Alles nehmen wir in Anspruch, was Eure Liebe uns bieten kann, Eure Gebete und Eure irdische Handreichung, wir dürfen getrost sagen: wir bedürfen beides recht dringend.

Der Herr aber helfe und stärke unsre Herzen und Hände, Sein heiliges Werk zu treiben, und segne uns miteinander und durcheinander mit allerlei geistlichem Segen und reichem himmlischen Troste. Ihm sei Dank für Seine unaussprechliche Gabe!

Amen.

Der Präsident der evangelischen Missions-Comité
für die Deutschen in Paris.

L. Meyer.

Die Lage der pfälzischen Kirche. *)

Die Lage des jüdischen Volks zur Zeit Sacharja's hat eine überraschende Aehnlichkeit mit dem gegenwärtigen Stand der pfälzischen Kirche.

Die babylonische Gefangenschaft hatte sich das Volk Gottes zu Herzen genommen. Der treue Bundesgott hatte sich daher wieder gnädig zu ihm gewendet und das Herz des Perserkönigs Cyrus dahin gelenkt, daß er den Gefangenen die Rückkehr in ihr Land und den Aufbau des durch Nebucadnezar zerstörten Tempels in Jerusalem gestattete. An der Spitze der Heimkehrenden stand Serubabel, ein Mann aus dem Geschlechte Davids, als persischer Satrap, und Josua, der Hoheprieſter. Mit Freuden ward von den Heimgekehrten der Tempelbau in Angrif genommen. Die Oberleitung des Baues lag in den Händen Serubabels. Er hat den Grundstein des Tempels gelegt. Die Samariter wollten Anteil haben am Tempelbau; aber die Juden lehnten es ab. Dafür rächen sich die Samariter — durch fortgesezte Verleumdungen bei den persischen Oberbeamten. Sie finden auch allmälich Gehör. Noch unter Cyrus wird der Tempelbau unterbrochen. Zwanzig Jahre lang mußte das Werk liegen bleiben. Während der Zeit sind die Juden selbst gleichgültig geworden gegen den Bau des Hauses Gottes, haben dagegen mit um so mehr Eifer ihre eigenen Häuser schön und bequem einzurichten gesucht. Der Herr aber erweckte jezt — es war im zweiten Jahr des Königs Darius Hystaspis — zwei Männer, Haggai und Sacharja, um durch sie eine Aenderung in der Lage des Volkes Gottes herbeizuführen.

Wenn Sacharja die Lage seines Volkes in der Zeit, wo er zum Profeten berufen ward, unbefangen betrachtete, da sah er in eine dunkle Nacht hinaus, nirgends konnte er einen Hofnungsstern erblicken. Die Macht lag ganz in der Hand der Feinde: Die Samariter hatten noch immer ihren Einfluß auf die persischen Oberbeamten; die persische Regierung hatte die ungünstigen Rescripte gegen den Tempelbau noch nicht im geringsten zurückgenommen; Serubabel war zwar ein Fürst aus dem Hause Davids, dem auch der Tempelbau am Herzen lag, aber er war zugleich persischer Satrap, mithin durch die Befehle der persischen Oberherschaft überall gehemt; das jüdische Volk selbst war gleichgültig geworden.

Die ganze Weltlage war für das Werk des Herrn, das in Jerusalem ausgerichtet werden sollte, höchst ungünstig. Was that nun der zum Profeten berufene Sacharja?

Ein Daniel hatte einst im 3. Jahr des Königs Cyrus in seiner Herzensbetrübnis über den traurigen Zustand seines Volkes 3 Wochen lang gefastet und gebetet. Am Ende dieser Trauer- und Bußzeit — es war der 24. Tag des Monats — ließ ihm der Herr, der auf die zerschlagenen Herzen sieht und thut, was die Gottesfürchtigen begehren, ein Licht des Trostes aufgehen: Er enthüllte ihm den Verlauf der kommenden Weltzeiten in einem Gesicht. Ganz in die Fußtapfen Daniels trat Sacharja ein. Auch er hat den 24. Tag des Monats mit ganz besonderem Nachdruck hervorgehoben als den merkwürdigsten Tag während seiner profetischen Wirksamkeit: er deutet damit in zarter Weise die Selenstimmung an, in der er seine Offenbarungen vom Herrn empfangen. Nach seiner Tauer- und Bußzeit ward ihm eine tröstliche Erquikung in den 8 Nachtgesichten, die er zu schauen bekomt.

Beilage.

*) Wir haben schon mehrere Berichte über die Zustände der pfälzischen Kirche gebracht, aber wir dürfen uns doch der so dringend verlangten und motivirten Aufnahme dieses treflichen Aufsatzes um so weniger entziehen, da die Sache sich dort in einer wichtigen Krisis befindet. Unsere herzliche Teilnahme an dem dortigen Kampfe ruht nicht blos auf dem Satze, daß, wo ein Glied leidet, alle anderen Glieder mitleiden. Die Angelegenheit ist auch in sofern eine gemeinsame, als der dort begonnene Kampf über kurz oder lang auch anderwärts beginnen wird. Wir können uns nicht besser auf ihn rüsten, als wenn wir ihn von Anfang an als auch uns angehend betrachten.

Anm. der Red.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 49.

Im 5. Nachtgesicht*) schaut Sacharja einen goldenen Leuchter mit 7 Lampen; zu jeder führen 7 Röhren das Oel aus der oberhalb derselben befindlichen Schale oder Oelkanne; rechts und links von der Oelkanne stehen zwei Oelbäume, die das Oel in sie einströmen lassen.

Sacharja, der aus priesterlichem Geschlechte stamte, hätte wol wissen können, was das Gesicht vom goldenen Leuchter zu bedeuten habe, da ja ein solcher schon im ersten Tempel sich befand: er hätte sofort ahnen sollen, daß sich das Gesicht auf den Tempel, auf den Tempelbau, beziehe. Wie der Tempelbau zur Ausführung kommen solle, auch das war zu erkennen gegeben. Dem Leuchter wird das Oel, ohne das seine Lampen nicht zu brennen vermögen, zugeführt durch zwei Oelbäume. Das Oel aber ist in der Schrift das Sinnbild des Geistes Gottes. Bedeutet der Leuchter den Tempel Gottes, das Oel den Geist Gottes, so war im Nachtgesicht die Wahrheit ausgesprochen, daß Gottes Werk nur durch Gottes Geist ausgerichtet werden könne.

Die Bedeutung des Nachtgesichtes ward indeß von Sacharja nicht verstanden. Er fragt den Engel, der mit ihm redet: „Mein Herr, was ist das?" Da antwortet der Engel dem Profeten, der sich so gar nicht denken kann, wie der Tempel ausgebaut werden solle, da die persische Regierung es noch immer verboten hatte: „Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth." Damit ergeht an Sacharja die Mahnung, seine Hofnung nicht auf äußere Menschenmacht zu setzen, sondern auf Jehovah, auf den Geist des Herrn. Ohne den Geist Gottes kann das Werk Gottes nicht gelingen. Dem Geist Gottes aber kann keine Macht der Welt widerstehen, wie groß und mächtig sie auch sei. Drum getrost, Sacharja! „Wer bist du, du großer Berg, der doch vor Serubabel eine Ebene sein muß?" Auch Berge von Hindernissen müssen sich ebenen, wenn der Geist Gottes das Werk Gottes treiben will. Sein Werk kann Niemand hindern, Sein' Arbeit darf nicht ruh'n, wenn Er, was Seinen Kindern ersprießlich ist, will thun. Sacharja empfängt gewissen Trost aus dem Munde des Engels: Serubabel „soll aufführen den ersten Stein (Giebelstein), daß man rufen wird: Glück zu! Glück zu! Die Hände Serubabels haben dies Haus gegründet, seine Hände sollen es auch vollenden, daß ihr erfahret, daß mich der Herr zu euch gesandt hat. Denn wer ist, der diese geringen Tage verachte, darinnen man doch sich wird freuen und sehen das zinnerne Maß in Serubabels Hand." Serubabel, der den Grundstein zum Tempel gelegt, soll auch den Schlußstein aufführen; unter seiner unmittelbaren Leitung wird der Tempel noch gebaut werden.

*) Sach. 4.

Durch Wirkung des Geistes Gottes ward denn auch wirklich zur Zeit Sacharjas der so lang unterbrochene Tempelbau wieder aufgenommen. Das Wort, das Jehovah seinen Knechten Haggai und Sacharja in den Mund gelegt, hat seine souveräne Macht über die Herzen ausgeübt, so daß nicht blos Serubabel und Josua, sondern alle Israeliten in Jerusalem den Tempelbau wieder aufnahmen, in der Gewisheit, der König der Könige habe es befohlen und Er, der die Herzen der Menschen lenkt, wie Wasserbäche, werde es auch hinausführen. Als sie aber von den persischen Oberbeamten Thathnai und Stharbosnai wegen der Wiederaufnahme des Tempelbaues zur Rechenschaft gezogen wurden, da sprachen sie unverzagt, sie seien Knechte des Gottes Himmels und der Erde, und müßten das ihnen von Gott aufgetragene Werk ausführen. Sie versäumen aber auch nicht, den persischen Oberbeamten das gute Recht ihrer Sache aufzuweisen: sie legen dar, daß ihnen von dem edlen König Cyrus die Erlaubnis, ja der Befehl erteilt worden sei, den Tempel Gottes zu bauen; sie bitten, daß man im Staatsarchiv nach dem betreffenden königlichen Rescripte nachsehen und ihre Sache einer neuen Prüfung unterstellen wolle. Durch den Mut der Demut, mit dem die Juden den Sachverhalt der Wahrheit gemäß dargestelt, war in den persischen Oberbeamten schon eine Umstimmung bis zu einem gewissen Grade vorgegangen. Sie erstatteten dem König Darius Hystaspis Bericht. Darauf hin werden im Staatsarchiv Nachforschungen angestelt; das von den Juden angerufene Rescript des Königs Cyrus wird zu Ahmetha im Schloß aufgefunden, Darius Hystaspis erlaubt nun nicht blos den Weiter- und Ausbau des Tempels, sondern befahl ihn ausdrücklich (Esr. 6). Das hatte der Geist des Herrn gewirkt: der hohe Berg der Hindernisse war geebnet. Aber erst nachdem durch das Wort und den Geist Gottes im Volk Israel eine Herzensänderung eingetreten war, trat eine günstige Wendung in der äußeren Lage desselben ein. „Kehret euch zu mir, spricht der Herr Zebatoh, so will ich mich zu euch kehren, spricht der Herr Zebaoth" (Sach. 1, 3).

Besonders seit dem Anfang der 40er Jahre war in unsrer Pfalz eine Rückkehr aus dem Exil des Rationalismus zu bemerken. Wie nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft der Tempel zu Jerusalem mit Freuden in Angriff genommen worden war, so wurde jezt in der Pfalz von gläubigen Geistlichen am Aufbau des Reiches Gottes frisch und fröhlich gearbeitet. Wohin es mit dem religiösen und kirchlichen Leben in der Pfalz unter der Herschaft des Rationalismus gekommen war, darüber berichtete Pfarrer Frantz, selbst ein Rationalist, in seiner „Morgenröthe" Folgendes: Das religiöse Leben „gerieth vieler Orten in einen ziemlichen Schlaf, namentlich in den Städten nahm die Unkirchlichkeit auffallend zu. Nehmen wir

die Kreishauptstadt aus, so war in allen übrigen Städten und Städtchen der Pfalz der Kirchenbesuch ein exemplarisch schlechter zu nennen. Auf dem Lande war es im Ganzen wol besser, doch keineswegs gut, es herschte kein reges kirchliches Leben, die Teilnahme an besonderen kirchlichen Anstalten wurde nicht angeregt; während z. B. die Sache der Mission in allen protestantischen Ländern einen neuen Aufschwung nahm, blieb dieselbe der Pfalz so fremd, daß die Gemeinden gar keinen Begriff davon hatten, nicht einmal die Sache dem Namen nach kannten. Kurz, das kirchliche Leben in der Pfalz war unleugbar in einem sehr eingeschlafenen Zustande". Die pfälzische Kirche im Großen und Ganzen sah unter der Herschaft des Rationalismus wie ein Todtenhaus aus. Der Herr aber hat in die Todtengebeine einen Odem gebracht und ihnen Adern gegeben und Fleisch über sie wachsen lassen und sie mit Haut umgeben. Das Wort Gottes, das von gläubigen Geistlichen lauter und rein gepredigt wurde, brachte Leben in viele Kreise. Das Vertrauen zu den gläubigen Geistlichen, die sich zugleich die ganz abhanden gekommene Selsorge bei Kranken und Gesunden angelegen sein ließen, wuchs allenthalben in hohem Maß. Es war eine gesegnete Zeit — die Zeit vom Anfang der 40er bis zum Ende der 50er Jahre. Folgende Thatsachen mögen zum Beleg dafür dienen. Im Jahre 1841 betrug die Gesamteinnahme der Klingelbeutel 9674 Fl.; 1859 — 18,198 Fl. (obwol die protestantische Bevölkerung um 10,000 Selen abgenommen). Die Communicantenzahl, die erst in den 40er Jahren zu steigen anfing, war noch nie so günstig, als im Jahr 1859, sie betrug nämlich 74½ Procent. Die Zahl der unehelichen Geburten stand am höchsten in den 20er Jahren, am niedrigsten in den 50er Jahren. Die Zahl der wilden Ehen war am stärksten in den 20er Jahren: 1826 waren es 1040, 1859 nur noch 199. Ferner wurde von den Gläubigen im Lande ein Missionsverein, zwei Rettungshäuser und ein Diaconissenhaus gegründet. Auf den Generalsynoden wurde die Conf. Augustana als das Bekentnis anerkant, ein bekentnisgemäßer Katechismus eingeführt und ein neues, mit dem Wort Gottes übereinstimmendes Gesangbuch zu Stande gebracht.

Auf der Generalsynode von 1857 war das alte Gesangbuch einstimmig verurteilt und die Einführung des neuen mit 40 gegen 6 Stimmen beschlossen worden. Für den Wert des lezteren liegen die günstigsten Zeugnisse von den bedeutendsten Hymnologen vor, — von E. M. Arndt, Bunsen, Cunz, Daniel, Grüneisen, Knapp, Koch, Pet. Lange, Schubert, Ph. Wackernagel. Das neue Gesangbuch hatte auch Brief und Siegel unsers wolwollenden Königs für sich aufzuweisen. In den Gemeinden hat es bald Aufnahme gefunden: $^3/_7$ derselben haben es in kurzer Zeit in kirchlichen Gebrauch genommen. In 900 Schulen wurde es benuzt. Die königliche Regierung hat in einem Erlaß vom 1. Februar 1860 anerkant, daß die Anschaffung desselben „in ausgedehntem Maße in vielen Teilen der Pfalz freiwillig und ohne Protestation erfolgt ist." Heute aber sind nur noch 10 Gemeinden im Besitz des neuen Gesangbuchs! „Das hat der Feind gethan!"

Beim Tempelbau zu Jerusalem waren die Samariter die Feinde. Sie verleumdeten die Juden bei den persischen Oberbeamten, als gingen dieselben darauf aus, die persische Herschaft abzuschütteln. Die Leute, die das trefliche neue Gesangbuch verleumdeten, waren die bewußten und unbewußten Feinde des Evangeliums, die wol sahen oder ahnten, daß es eine nicht unbedeutende Stütze für den evangelischen, biblischen Glauben würde. Besonderen Effekt machte die Verleumdung, mit dem „verhaßten Buch" sollten die Leute wieder katholisch gemacht werden. Als Beleg dafür wurden unter Anderm aus einem Liede unsers Landsmannes Pfeil die Worte citirt: „Betgemeine, heil'ge dich mit dem heil'gen Oele", und dieselben dahin interpretirt, es solle die lezte Oelung eingeführt werden! Unter den Liedern sind auch ihre Verfasser mit Angabe ihres Geburts- und Todesjahres genant. Das †, welches das Todesjahr andeutet, wurde von gewissenlosen Agitatoren aufgegriffen und vor der unwissenden Menge dahin ausgedeutet, die Verfasser seien katholische Bischöfe! In ihrem öffentlichen Organ haben die Gesangbuchsgegner sogar zwei „katholische Lieder" der Menge namentlich bezeichnet: es waren die Lieder: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!" und „Meinen Jesum laß ich nicht!" Beide Lieder — das eine bekantlich von Gellert, das andere von Keymann — standen übrigens auch im alten Gesangbuch, von dem die Feinde des neuen öffentlich erklärten, es sei ihnen „seit mehr als 30 Jahren ein lieber Hausgenosse gewesen", der sie „so oft zur Andacht erwekte", mit dem sie ihre „kirchlichen und häuslichen Feste feierten." Aus dieser Einen Probe sieht man deutlich, wie richtig Generalstaatsprokurator Seitz in der hessischen Abgeordnetenkammer zu Darmstadt (am 11. Oktober 1860) unsre Gesangbuchsgegner gezeichnet hat, wenn er von ihnen sagte: „Diejenigen, die am lautesten dagegen auftreten, sind solche, die in ihrem Leben weder ein Gesangbuch noch ein Gebetbuch zur Hand nehmen." Daß diese Aeußerung nicht übertrieben war, kann jeder unbefangene Beobachter bestätigen. Nachdem die Stimmführer unter den Gegnern des neuen Gesangbuchs die Abschaffung desselben ertrozt, scheuen sie nach wie vor die Kirchenluft; sie kommen entweder nur äußerst selten, etwa alle Quartal, oder gar nicht zur Kirche — eine Thatsache, die in maßgebenden Kreisen ganz ignorirt zu werden scheint!

Die Samariter hatten die Juden, die mit Erlaubnis des edlen Königs Cyrus am Tempel bauten, den persischen Oberbeamten als staatsgefährliche Leute denuncirt. Die Unruhen, welche die Feinde des neuen Gesangbuchs hervorgerufen, werden von denselben den Gläubigen im Lande zur Last gelegt. Die Gesangbuchsgegner sprachen das sogar im Landrath aus. Als ihnen aber ein katholisches Mitglied entgegnete, er habe von der Aufregung und den Gefahren, die durch die Gesangbuchssache entstanden seien, nichts bemerkt, dagegen habe er wol bemerkt, „daß die Aufregung erst dann entstanden sei, als diejenigen, welche weder ein altes, noch ein neues Gesangbuch brauchen, sich an die Sitze gestelt und geschürt haben" — da wagte

man auch nicht mit einer Silbe, weder innerhalb, noch außerhalb des Landraths, diesem Zeugnis zu widersprechen! Aus kluger Berechnung ließ man hie und da die Aeußerung fallen: „lieber französisch werden, als das neue Gesangbuch annehmen." Mit solchen Drohungen wollten die Gesangbuchsgegner das erreichen, daß man in den höchsten und allerhöchsten Kreisen die Gesangbuchsfrage vom „staatsmännischen Gesichtspunkt" aus behandelte!

Die Vorteile der Organisation und eines öffentlichen Organs wol erkennend, gründeten die Gesangbuchsgegner den „protestantischen Verein" und den „pfälzischen Kurier". Der „protestantische Verein" hat einen Namen, der solche, die in religiös-kirchlichen Dingen nicht rechts und links wissen, leicht irre führen konnte, wie seiner Zeit der Name „protestantische Freunde." An diesem „protestantischen Verein" ist indeß auch nicht Eine evangelische Ader zu entdecken. Die Gründer desselben erklärten, sie wollten „eine der heutigen Zeit, dem gegenwärtigen Stande der Bildung angemessene Entwicklung in wolgeprüfter, vernünftig-christlicher Lehre und einer dem jetzigen Bewußtsein entsprechenden äußeren Einrichtung und Kirchenverfassung erstreben." Ganz dieselben Gedanken hatte seiner Zeit das deutsch-katholische Concil zu Leipzig von 1845 in seinen „Aktenstücken" niedergelegt. Dort heißt es wörtlich: „Wir stellen der Kirche und den Einzelnen die Aufgabe, den Inhalt unsrer Glaubenslehren zur lebendigen, dem Zeitbewußtsein entsprechenden Erkentnis zu bringen". Der lichtfreundliche Charakter des protestantischen Vereins ist weiter unverhohlen ausgesprochen in der „Eingabe einer Anzahl Familienväter an das königliche Subrektorat der Lateinschule in Neustadt", d. d. 26. Oktober 1860, die der „protestantische Verein" als Vereinsgabe seinen Mitgliedern zugeschikt. In derselben heißt es: „Ueber die Lehre von Gott enthält das neue Gesangbuch folgende bezeichnende Ausdrücke: „Dreieiniger, heiliger, großer Gott.. Gott wird Mensch.. Wahrer Mensch und Gott"... Es stehen diese Ausdrücke im Widerspruche mit den Grundsätzen der vereinigten Kirche und der Bibel, welche niemals drei Namen von Gott gebraucht, wie eben aus dem neuen Gesangbuch angeführt. — Von der Beschaffenheit des Menschen und dessen Verhältnis zu Gott läßt es singen: „Mein Herz ist ganz verderbet, es fühlt von Sünden großen Schmerz, die ihm sind angeerbet.. Ich glaube, daß sein theures Blut genug für alle Sünden thut." In der ganzen Bibel stehen die Worte angeerbte Sünde, angeerbte Noth wol nicht, wir können dieselben nicht finden. Mit der Erbsünde steht in enger Verbindung die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung; es steht in der Bibel nicht geschrieben, daß der über die Erbsünde erzürnte Gott erst vollkömmliche Bezahlung, Genugthuung hätte haben müssen, um in seinem Zorne.. versöhnet zu werden." Die Lehre von der Versöhnung wird als „eine Marter- und Blutlehre für pietistische Selen und kränkliche Gemüther" perhorrescirt; überhaupt werden die Grundwahrheiten der christlichen Kirche als „mittelalterliches Gebahren und überlebte Anschauungen" vom protestantischen Verein verworfen. Ist es da ein Unrecht, wenn man denselben den Herostratus nent, der die evangelische Bekentniskirche in Asche legen und dafür die Strohhütte eines lichtfreundlichen Vernunftchristentums aufführen will? Der „protestantische Verein" wird sich vielleicht über dies Urteil beklagen, aber er hat dazu ebenso wenig Recht, als die Magd Seneca's, die keine Augen hatte und doch meinte, man thue ihr Unrecht, wenn man sie blind nannte. Das Gesicht Cäsar's ist von einem Maler ohne Warzen gemalt worden, weil er auf diese

die Hand gelegt hatte. Wie Cäsar seine Warzen, so möchte der „protestantische Verein" wol auch gerne aus nahe liegenden Gründen die oben auszugsweise mitgeteilte „Eingabe an das Subrektorat in Neustadt" mit seiner Hand zudecken: aber das geht jezt nicht mehr!

Die lichtfreundliche Bekentnislosigkeit des „protestantischen Vereins" ist auch schon unzähligemal unverhohlen ausgesprochen worden in seinem Organ, dem „pfälzischen Kurier". Zum Redacteur derselben wurde ein Mann gewählt, der seiner Zeit im „freien Staatsbürger", der zu Nürnberg erschien und von ihm redigirt wurde, ein unumwundenes Bekentnis seines protestantischen Glaubens resp. Unglaubens abgelegt. In der Nr. vom 10. Dez. 1849 rief derselbe den Geistlichen zu: „Verlasset eure Klostermauern, mischt euch unter das lebensfrohe Volk, besuchet Schenken und Gasthäuser, und ihr werdet euch überzeugen, daß euer Glauben eine mittelalterliche Ruine ist — — daß ihr mitsamt eurem abgestorbenen Glauben bald einen Platz in der Rumpelkammer finden werdet". — „Der Grundbau, der Pfeiler unserer Kirche ist gewichen, und dieses Fundament hat zeither geheißen: Die Bibel ist Gottes Wort." — „Die Worte, die auf der Fahne unserer Zeit geschrieben stehen, heißen kurz und bündig: Die Bibel ist Menschenwerk." „Die Quellen, aus denen das jetzige und künftige Geschlecht seine religiöse Erkentnis schöpft, werden sein: die Geschichte, die Natur, die Vernunft und die Lehre Jesu, welch' letztere wir natürlich nicht für eine göttliche Offenbarung halten. Die Lehre vom Teufel, von der Erbsünde, von der Gerechtigkeit durch den Glauben, von Christi Versöhnungstod und Himmelfahrt u. s. w. gehören dem Mittelalter, der Vergangenheit an; und können nur noch zur Belustigung und zum Spotte dienen." — Daß der „Redacteur vom Organ des protestantischen Vereins" heute noch derselbe ist, wie 1849, dafür ließen sich aus dem „Pfälzischen Kurier" Massenbeweise bringen. Er hat unter anderm unverhüllt ausgesprochen, daß kein Gebildeter mehr an die Erlösung durch Christum glaubt. Vor Kurzem erklärten die „protestantischen Männer" offen, daß sie eine „Volkskirche" wollen — eine Volkskirche „ohne Dogmen", deren Mitglieder nur durch die „einigende Macht des Lebens" zusammengehalten werden. „Das Joch des Buchstabens muß aufhören und an die Stelle der Lehrherschaft die friedliche, einigende und stärkende Macht des Lebens treten" — so lauten die ipsissima verba der pfälzischen Kurierkirchenleute. Ist das etwas anders als lichtfreundliche Bekentnislosigkeit?

Die „protestantischen Männer" hören aber mitunter, daß die Staatsregierung, obwol sie ihnen zu Liebe das neue Gesangbuch hat fallen lassen, doch nicht förmlich das Bekentnis preisgeben will, auf dessen Feststellung sie selbst 1853 gedrungen. Drum suchen sie zuweilen den Schein zu gewinnen, als hätten sie die Väter der Reformation, insbesondre Melanchthon, zu ihren Gesinnungsgenossen. Wollten die Männer des „protestantischen Vereins" sich nur daran erinnern, daß Melanchthon der Verfasser der Conf. Augustana ist, die so ganz auf die Bibel gegründet, daß bekantlich der päpstlich gesinnte Herzog Georg von Sachsen den römischen Theologen, die sie mit der Schrift nicht widerlegen zu können erklärten, ärgerlich bemerkte: „Nun, so sitzen die Lutherischen in der Bibel und wir daneben"; — wollten die Männer des „protestantischen Vereins" nur Melanchthons loci communes lesen, so müßten sie bekennen, daß Melanchthon in der Bibel steht, während sie auf der Bibel stehen, d. h. sie mit Füßen treten. Von Voltaire hat Montesquieu bemerkt, er sei nicht im Stand, eine Geschichte wahr darzustellen. Geschichtsmacherei nach Voltaire'scher Art, Geschichtsver-

drehung ist's, wenn die Männer des „protestantischen Vereins" auf einen Melanchthon sich berufen!

Die unermüdlichen Agitationen des „protestantischen Vereins" hatten einen überaus großen Erfolg. Der Superintendent a. D. Freitag hat in Berlin den „protestantischen Verein" der Pfalz, der auf kirchlichem Gebiet dasselbe sei, was der Nationalverein auf politischem, den andern Ländern Deutschlands zur Nachahmung empfohlen: der Zweck des „protestantischen Vereins" sei die Bildung einer vernunftmäßigen Weltreligion, für welche Protestantismus, römischer und griechischer Katholicismus nur noch Sekten seien. Dr. Brater berichtete auf der Versamlung von Nationalvereinlern zu Coburg in seinem Jahresbericht unter den „erfreulichen Fortschritten" auch „die Zugeständnisse an die Gegner des neuen Gesangbuches in der Pfalz", sowie „überhaupt das Wiederaufwachen des Volksbewußtseins auf dem kirchlichen Gebiet, das den Widerstand auch gegen die politische Reaction steigert". Daß die Agitationen auf kirchlichem Gebiet die Vorläufer der politischen Revolutionen sind, lehrt die Geschichte schon lange. Man vergleiche nur, um nicht weiter in der Geschichte zurückzugehen, die deutsch-katholischen-lichtfreundlichen Bewegungen in den 40er Jahren und die politischen, die bald darauf folgten. Selbst Dr. Schenkel konnte nicht umhin, in seinen religiösen Zeitkämpfen zu constatiren, die deutschkatholisch-lichtfreundliche Bewegung sei vorzugsweise „politisches Gas" gewesen, das sich „auf kirchlichem Gebiet Luft machen mußte, weil die Ventile auf dem politischen Gebiet noch verschlossen waren." Mit anerkennenswerter Offenheit hat im vorigen Jahr J. B. v. Schweitzer in seiner Schrift: „Der Zeitgeist und das Christenthum, bei O. Wiegand" ausgesprochen, worauf es die Demokratie abgesehen. Da erfahren wir, die hochgestiegene moderne Cultur habe den Verfall des Kirchenglaubens herbeigeführt, das Christentum stehe nicht mehr in Einklang mit dem modernen Zeitgeist; der moderne Zeitgeist aber sei nichts anders, als die demokratische Richtung. Wenn der günstige Augenblick komme, dann werde sie die Gewalten stürzen, durch welche die gute Sache systematisch niedergehalten wird, und mit eiserner Consequenz voranschreiten, gleichviel, ob die Bahn durch lachende Frühlingsfluren, oder über Trümmer und Leichen gehe. Der Sieg über das Christentum mit seinem Wahne aller Art, der erstrebt werden müsse, werde die größten Vorteile bringen, insbesondere auch in nationalökonomischer Beziehung. Würde man den Kirchengemeinschaften ihr Gut, das, vom Standpunkt der Gesamtheit betrachtet, unproductiv sei, nehmen und zeitgemäß verwenden, so würde man zwar einen formellen Rechtsbruch begehen, aber das materielle Recht auf seiner Seite haben! — In einer andern Schrift: „Die deutsche Nationalbewegung und die Kirche. Berlin 1862" wird erzählt, der religiöse Aufschwung der Nation zur Zeit der Freiheitskriege sei von Priestern und Bureaukraten niedergeschlagen worden. In den 40er Jahren sei das Verlangen nach einer eigentlichen Kirche im Volke wieder aufgewacht. „Ronge's Zug durch Deutschland war ein Siegeszug, die protestantischen Freunde in Sachsen galten überall als die Vorkämpfer des Lichts. Aber es ist nicht die Weise der herschenden Priester, einen Zoll nur zurückzuweichen. Sie sammelten ihre Kräfte, einigten sich rasch mit den regierenden Bureaukraten, und mit dem sieggewohnten Hurrah! der Gewalt fielen sie über den wogenden Geist des Volks her. Noch einmal gelang es ihnen, den Wunsch der Nation mit Gewalt zum Schweigen zu bringen." Aber in der neuesten Zeit habe abermals ein Aufschwung der Geister stattgefunden, besonders in Baden: die Landeskirche habe da eine ganz neue Gestalt gewonnen, sie habe nicht mehr ein dogmatisches Bekentnis an ihrer Spitze, die Prediger seien nur noch die Träger und Dolmetscher des idealen Gemeindebewußtseins, der Mund der Gemeinde. Hofnungerregend sei auch der kräftige Widerstand des Volks in der bairischen Rheinpfalz wider die Priesterpartei! Der „protestantische Verein" sieht hier, daß er nicht blos von seinen pfälzischen Gegnern, sondern selbst von seinen eifrigsten Gönnern und Freunden neben Uhlich und Wislicenus gestelt und als ein lichtfreundlicher Verein betrachtet wird. Dem „pfälzischen Kurier" sind die eben mitgeteilten kirchlich-politischen Expektorationen aus den oben genanten Schriften ohne Zweifel aus der Sele geschrieben. Seine politisch-revolutionären Grundsätze hat er unter anderm wieder deutlich heraustreten lassen in einem höhnischen Bericht über die Vertreibung des Königs Otto aus Griechenland. Da konnte der Kurier schreiben: „Ihr, die ihr hinausgeht, lasset alle Hoffnung" und „Ihr, die ihr zu Hause seid, discite moniti justitiam reges! Sehe Jeder, wie er bleibe, und wer stieht, daß er nicht falle". Der so durch und durch revolutionäre Kurier durfte sich indeß rühmen, daß er es vorzugsweise dahin gebracht, daß die Regierung das pfälzische Volk von großen Uebeln erlöst, — von den Uebeln des neuen Gesangbuchs, des früheren Kirchenregiments u. s. w.!

Die Verleumdungen der Samariter hatten bei den persischen Oberbeamten und durch diese endlich am persischen Hofe Gehör gefunden und ungünstige Rescripte gegen den Tempelbau hervorgerufen. Aus politischen Gründen glaubte die persische Regierung so handeln zu müssen. Die Gegner des neuen Gesangbuchs fanden auch allmälig Gehör bei den weltlichen Behörden und erwirkten auch bald ungünstige Rescripte gegen das neue Gesangbuch, die ebenfals nur auf politische Gründe zurückzuführen sind. Der Umschwung der politischen Verhältnisse hat eine prinzipielle Aenderung in der Behandlung unserer Kirchenfrage, ja eine prinzipielle Aenderung in der ganzen Kirchenleitung bewirken dürfen. Unsere arme pfälzische Kirche ist ganz in den Wechsel der Zeitströmungen hineingestelt.

In den Schulen wurde von der k. Regierung das neue Gesangbuch zuerst suspendirt, nachher gänzlich abgeschaft (mit Ausnahme der Schulen in den wenigen Gemeinden, wo das neue Gesangbuch noch in kirchlichem Gebrauch geblieben). Von den traurigsten Folgen war ein Ministerialrescript vom 26. Januar 1861, das den Fortgebrauch des rechtmäßigen in den Kirchen eingeführten Gesangbuchs — die Einführung lag nach den allerhöchst sanktionirten Beschlüssen der Generalsynode in der Hand der Presbyterien — von der Zustimmung der Majorität der Gemeindeglieder abhängig machte. Dieses Rescript ist eine wahre Pandorabüchse für die gläubigen Geistlichen und Laien geworden. Die Kopfzahl hatte nun zu entscheiden. Wo die erstmalige Abstimmung das „verhaßte" neue Gesangbuch nicht zu beseitigen vermochte, wurde so lange fortterrorisirt, bis sie das zweite oder dritte oder vierte Mal das erwünschte Resultat gab. Noch in den lezten Wochen des vorigen Jahres wurde das neue Gesangbuch in Gemeinden, wo es schon drei Jahre eingeführt war, wieder abgeschaft. Man hat das treffliche Buch den „größten Märtyrer" der pfälz. Kirche genannt. Der ist es auch in der That. Es wurde auf den Bierbänken, in den Wirtshäusern, Casino's wie öffentlich auf den Straßen beschimpft und verhöhnt. Man hat es öffentlich ausgehängt, ringsum von abgebildeten Krebsen umgeben; man hat es verbrant u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 24. Juni. № 50.

Die Lage der pfälzischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Das Ministerialrescript vom 26. Januar 1861 erweckt zugleich das Bedenken, als solle das suffrage universel, das allgemeine Stimmrecht, auf unsre Kirche angewendet werden, deren Wesen und Geschichte dem Majoritätsprinzip total widerspricht, wie schon die Protestation auf dem Reichstage zu Speyer vom 19. April 1529 deutlich zeigt. Der englische Gesandte hatte einer Zeit dem König Ludwig XVI. gesagt, daß la volonté générale, der Volkswille, den er anerkant habe, „spitze Dornen in sein Polster" treiben werde und daß sich der König in der Meinung, seine Autorität dadurch gesichert zu haben, vor dem Ende seiner Regierung getäuscht sehen werde. Diese Weissagung ist bekantlich in traurige Erfüllung gegangen. Noch unendlich größeres Unheil wird aber der Volkswille in der Kirche Christi, wenn er da als souverän anerkant wird, anrichten: das antichristische Reich ist dann bald vollendet.

Die Abschaffung des neuen Gesangbuchs wurde fast überall mit Blumenkränzen, Ehrenpforten, Verteilung von Bretzeln an die Schuljugend, mit Conzerten und Bällen gefeiert. Einsender mußte bei diesen eigentümlichen Feierlichkeiten unwillkürlich an manche Scenen in Frankreich denken, wo das s. g. Volk bei den Konzessionen, die ihm von dem wolwollenden König Ludwig XVI., der den Frieden mit seinem Volk über Alles liebte, gemacht worden, vor Jubel außer sich war und seine Freude in Tänzen kundete, — Festlichkeiten, in denen der edle, für das Volkswol wahrhaft besorgte Minister Turgot das Vorspiel der schrekhen Revolution erblikte, unbeirt durch die laute Huldigung: vive le roi!

Daß durch die ertrozte Abschaffung des durch unsern König sanctionirten neuen Gesangbuchs die Loyalität der öffentlichen Meinung unendlich abgeschwächt und das Ansehen der Obrigkeit außerordentlich compromittirt worden und bei der ganzen Sache nur der alle göttliche und menschliche Ordnung zerstörende Radicalismus gewonnen, das ist eine nicht zu leugnende Thatsache. „Die Flut steigt, steigt!" — das muß jeder unbefangene Beobachter der Wirkungen des Ministerialrescripts vom 26. Januar 1861 erkennen. Nicht blos das neue Gesangbuch, auch sämtliche Glieder des Consistoriums wurden der tobenden Menge zu Liebe geopfert. Zum Direktor des Consistoriums wurde Bezirksrichter Glaser ernant, dem der Ruf eines gewissenhaften Juristen vorausging. Möge er in seinem verantwortungsvollen Amte der Wahrheit des Evangeliums solche Dienste leisten, wie seiner Zeit ein Hieronymus Schurf! Der „prot. Verein" soll einen andern Candidaten aufgestelt und beim Ministerium empfohlen haben. Ist dem so, so ist es immerhin gut, daß derselbe nicht durchgegangen. Denn Aristides der Gerechte mag nicht Unrecht haben mit der Behauptung: „Macht, durch Freunde erworben, verleite zur Ungerechtigkeit."

Schon vor den ungünstigen Ministerial- und Regierungsrescripten waren die Gläubigen dem Spott und Hohn der Feinde des Evangeliums ausgesezt. In manchen Städten und Dörfern war es schon so weit gekommen, daß, wer nicht das Malzeichen des „prot. Vereins" angenommen, um Kundschaft und Brot kam. Noch mehr aber wurden die Gläubigen ein „Fegopfer", seitdem die Gegner des neuen Gesangbuchs bei den Behörden Gehör gefunden. Das Organ des „prot. Vereins", der „Pfälz. Kurier", schrieb jezt zu noch größerer Aufmunterung seiner Freunde: „Die Regierung hat keine Lust mehr, dem Muckertum seinen verfahrenen Karren aus der Patsche ziehen zu helfen." Die Kurierleute rühmten jezt überall: „„Der Kurier sei der Verbündete der Regierung und die Regierung der Verbündete des Kuriers gegen Pfaffen und Mucker."" Die Jünger des Pfälz. Kuriers erfanden eine ganz neue Art von Terrorismus in ihren sogen. „Treibjagebriefen." „Die Pfaffen" werden darin aufgefordert, sich aus dem Staube zu machen, sonst würden sie „erschlagen." Mit welchem Vandalismus überhaupt gegen die Gläubigen gewütet wurde, mögen unter Anderm folgende Thatsachen zeigen. In Iggelheim wurden in das Schlafzimmer des Pfarrers Federschmitt zwei Kugeln abgeschossen, den Presbytern daselbst wurde auf dem Felde der Hanf abgemäht; den Presbytern in Haßloch wurden die Fenster eingeschlagen und das Korn abgeschnitten; auf dem Kirchhofe in Ruchheim wurde am Grabstein des Pfarrers Meyer das marmorne Kreuz herausgebrochen; in Rheingönheim wurde die Kirchenthüre vernagelt und an den Telegraphenstangen schreckliche Drohungen gegen alle diejenigen, die zu dem Pfarrer Lipps noch in die Kirche gehen würden, angeheftet; eine Caricatur des Pfarrers Hessig in Rehborn wurde öffentlich in den Zeitungen ausgeboten; in Hochstätten wurden Mädchen aus Familien, die am neuen Gesangbuch festhielten, auf öffentlicher Straße mit

Steinwürfen verfolgt; dem Prodecan Scholler in Minfeld wurde das Wiesenheu in den Bach geworfen und Koth in das Krankenzimmer seines Sohnes, der bald darauf starb, geschleudert; am Thor des Pfarrhauses in Rhodt wurde ein Klotz dermaßen in der Höhe angebracht, daß er den Abends heimkehrenden Pfarrverweser Lieberich beim Oeffnen treffen sollte; in Heuchelheim wurde das Geländer am Steg über den Bach, den man auf dem Wege nach dem Filial Klingen überschreiten muß, unmerkbar durchsägt, damit der halblahme Pfarrer Diethmann, wenn er sich darauf stützen wollte, ins Wasser stürzen sollte; dem Schullehrer K. in M. ward in seiner Abwesenheit das Haus niedergebrant und der mit ihren beiden Kindern um Hülfe rufenden Lehrersfrau mit Hohngelächter erwidert u. s. w. u. s. w. Wer von solchen Greuelthaten hört oder liest, der meint, die Leute, die dieselben verübt, wären bei den amerikanischen Rowdies in die Schule gegangen, deren Arbeit vorzugsweise darin besteht, die stillen Bürger durch allerlei Gewaltthaten zu terrorisiren und zu tyranniſiren. Es ist eine traurige Erscheinung, daß auch noch nicht eine Stimme unter den Gegnern des neuen Gesangbuchs öffentlich gegen die an den Gläubigen verübten Excesse ein Zeugnis sittlicher Entrüstung abgelegt hat. D'Alembert schrieb seiner Zeit über die Katharina von Rußland an Voltaire: „Man muß seine Freunde mit ihren Fehlern lieben." Ein Dufour aber hat im Sonderbundskriege das vandalische Betragen seiner Soldaten gegen die verhaßten Geistlichen „einer verlornen Schlacht gleichgesezt." Den Männern des „prot. Vereins" scheint die Maxime d'Alembert's mehr zuzusagen.

Der Kreuzweg ist und bleibt eben einmal der Weg der Jünger des Gekreuzigten: christiani — cruciani. Mit Recht sagt ein gründlicher Kenner der evangelischen Kirchengeschichte: „Es geht keine große Umgestaltung in der Menschheit vor sich, ohne daß deren Werkzeuge dafür zu leiden haben. Die Schöpfung des Christentums ward am Kreuze vollendet, aber der Gekreuzigte richtet auch an einen jeden seiner Jünger die Frage: könnet ihr euch taufen lassen mit der Taufe, da ich mit getauft werde?" Den treuesten Geistlichen tönt jezt überall die Frage entgegen: „bist du, der Israel verwirrt?" Doch kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefält!

Die Reihen der orthodoxen Geistlichen sind in den lezten Jahren gar sehr gelichtet worden. Vor drei Jahren hatten sich ungefähr vier Fünftel der Geistlichen [über 220*)] für das neue Gesangbuch erklärt, heute dürften kaum 90 zu finden sein, die öffentlich dafür einstehen! Nicht wenige sind Latitudinarier mit dem Grundsatz laisser faire; andere sind offen ins Lager der Gesangbuchsgegner übergegangen, so daß sie unwillkürlich an

*) Hier müssen wir freilich bemerken, daß viele von denselben die Erklärung für das neue Gesangbuch, die man nach einem Beschluß einer Pastoralconferenz allen Geistlichen vorgelegt, nicht eigentlich mit innerer Freudigkeit, sondern mit innerem Widerstreben unterzeichnet haben — ein Verfahren, das wir nur bedauern können.

Talleyrand erinnern, der sich jedesmal der Partei zuwandte, von der er voraussah, sie werde in der nächsten Zeit die herschende werden. Während treue Geistliche, deren Versetzung von kirchenfeindlichen Stimmführern in der Presse oder in mit Masenunterschriften bedekten Adressen verlangt wird, übel oder wo versezt werden, scheint gegen lichtfreundliche Geistliche, die offenkundig ihre Pflichten verletzen, keine Disziplin geübt zu werden oder eine nur äußerst milde. Unglaubliche Dinge sind nach den Berichten unserer pfälzischen Kirchenblätter in den lezten Jahren vorgekommen. So hat z. B. ein Pfarrer von der Farbe des „prot. Vereins" von der Kanzel herab gepredigt, man solle den Feinden wirkliche feurige Kohlen aufs Haupt sammeln — Worte, die so gut verstanden wurden, daß bald darauf seinem früheren Freund und nachherigen Gegner ein Brandbrief gelegt wurde, worin ihm angedroht wurde, wenn er's nicht wieder mit dem Pfarrer halte, so werde ihm sein Haus in Brand gesteckt! Will aber das Kirchenregiment gegen solche maßlose Pflichtverletzungen von lichtfreundlichen Geistlichen einschreiten, so erhebt der pfälz. Kurier, das Organ des prot. Vereins, ein Geschrei darüber, daß dasselbe die Geistlichkeit in ihrer Autorität erschüttere dadurch, daß es Denunziationen von Gemeindegliedern annehme. Das thut derselbe Kurier, der seit Jahr und Tag gegen die Geistlichen (freilich nur gegen die orthodoxen!) das ganze Land aufhezt, der fast kein Blatt schreiben kann, ohne über das „Pfaffentum", „Muckertum" und dessen „höheren Blödsinn" allen Spott und Hohn auszugießen. Quis tulerit Gracchos de seditione querentes! — Dekane, die nun einmal nicht die Art jenes Thierchens besitzen, auf welches das Wort paßt: formas se vertit in omnes, die nicht Wetterfahnen, sondern „eiserne Säulen" sind, werden vom Organ des „prot. Vereins" als „renitent" verdächtigt, die so bald wie möglich abzusetzen seien, obwol noch kein einziger Fall vorgekommen, wo sie wirklich Renitenz gegen die Befehle des Consistoriums gezeigt. Aus der Geschichte des amerikanischen Cobbys ist wol bekant, daß man da durch die sogenanten Freibriefsrevisionen Beamte blos deshalb absezt, weil sie der gerade herschenden Partei nicht angehören. Daß man aber bei uns im Ernst daran denken sollte, Dekane deshalb als renitent zu betrachten und abzusetzen, weil sie in der Verfassungsfrage nicht denselben Standpunkt einnehmen, wie das gegenwärtige Consistorium, ist nicht zu glauben: so etwas ist noch nie in der Pfalz vorgekommen. Das vom Kurier vorgeschlagene Verfahren gegen angeblich „renitente Dekane" wäre der sicherste Weg, die Geistlichkeit zu verderben. Der Dekan ist ex officio Mitglied der Generalsynode und hat den Eid zu leisten, daß er nach bestem Wissen und Gewissen die Sache der Kirche vertreten wolle. Die Stellung eines Dekans ist eine ganz andere, als die eines Beamten, der zum Landtagsabgeordneten gewählt wird und dann in der Kammer Opposition gegen die Regierung macht. Der zum Landtagsabgeordneten gewählte Beamte kann die Wahl ablehnen, der Dekan aber kann Sitz und Stimme in der Generalsynode nicht einem Andern übertragen. Die positiven Geistlichen

aus allen höheren Kirchenstellen zu verdrängen — das ist ein Hauptbemühen des „prot. Vereins."

Faktisch ist der „prot. Verein" das Oberconsistorium in der Pfalz: er maßt sich nicht blos an, die Geistlichen und Synoden, sondern das Kirchenregiment selbst zu controliren.

Aus dem Lager des „prot. Vereins" sind vor Kurzem rasch nach einander drei Broschüren hervorgegangen. Die erste trägt den Titel: „Die Prinzipien des Protestantismus und die unirte Kirche" von Pf. Maurer. Der Standpunkt derselben, die vom Kurier höchst freundlich bewillkomt wurde als eine Schrift, die offen für die Sache der prot. Freiheit eintrete und eine geistvolle Auffassung des Christentums biete, ist der rationalistische. Vom formalen Prinzip des Protestantismus sagt der Verfasser, daß es „weder eine ursprünglichere, noch eine reinere und vollständigere (Erkentnis-) Quelle gibt, als die heil. Schrift, namentlich Neuen Testaments." Aber der wolthuende Eindruck, den dies Bekentnis macht, wird uns bald genommen, indem der Verf. sagt: was in der heil. Schrift Wort Gottes sei, das sei zu erforschen von der Wissenschaft; „der Wissenschaft" „als der auf die Erforschung der Wahrheit in ihrer Reinheit von menschlicher Beimischung gerichteten gemeinschaftlichen Vernunftthätigkeit" komt es zu, „durch die menschliche Einkleidung zum wahren Wesen hindurchzudringen." Also in der heil. Schrift ist Wahrheit, aber auch menschliche Beimischung. Damit gewint man der Bibel gegenüber eine ungemessene Freiheit. Protestantische Männer nehmen, um mit den Worten eines andern Rationalisten, des Herausgebers der „Zeitstimmen" zu reden, die Bibel, „das religiöse Weltbuch", wie jedes andere Buch in die Hand, doch geben sie zu, daß es an Reichtum von wahren Ideen und wahrhaft erbaulichen Erzählungen alle andern Bücher übertreffe, sie binden sich aber nicht daran, sonst wären sie Sclaven und es wäre das ganz gleichgültig, ob ihre Ketten von Rom oder von Jerusalem geholt wären. Mit einer solchen Schriftanschauung können auch die Deutschkatholiken sich noch ganz gut befreunden. Als eine herliche Blütensamlung orientalischer Literatur ehrt z. B. der deutschkatholische Prediger Scholl in Mannheim die Bibel noch, der in seiner Broschüre: „Die Brüder" sagt:

„Mir ist die Bibel wert, — sie bleibt mir wert
Als ein Vermächtnis, ein Reliquienstück
Aus alter, längst entschwund'ner großer Zeit!
Doch Buch bleibt Buch, und wenn's herab selbst fiel
Aus fernem Himmel, waren's Sterbliche
Auf and'rem Stern, die's sterblich irrend schrieben."

Wer wollte leugnen, daß aus den Maurer'schen Prämissen die Scholl'sche Schriftanschauung sich ableiten läßt? Daß Maurer die Scholl'sche Consequenz nicht zieht, wollen wir indeß gern ehren und anerkennen als eine liebenswürdige Inconsequenz seines Herzens, das positiver zur Bibel steht als sein Kopf. Sein Herz mag wol schon etwas von der Eingebung der heil. Schrift verspürt haben, für seinen Kopf aber scheint sie noch der breite garstige Graben zu sein, über den er nicht hinüber kann. Was für eine babylonische Verwirrung wird noch in den Gemeinden entstehen, wenn einmal die Pfarrer auf ihren Kanzeln die Reinigung des Wortes Gottes von seiner „menschlichen Beimischung" vornehmen! — In der Christologie komt Pf. Maurer auch nicht über den Rationalismus vulgaris hinaus. Christus ist ihm nicht der menschgewordene Sohn Gottes, der von Ewigkeit her als das Wort beim Vater war. „Das Wort ward Fleisch" heißt für ihn nichts anders, als: „die Mitteilung göttlichen Lebens an die

menschliche Natur in der Person Christi." Das ist genau betrachtet nichts mehr und nichts weniger als wenn Fichte sagt: „das ewige Wort wird zu allen Zeiten Fleisch, in jedem ohne Ausnahme, der sich an Gott hingibt, wie Jesus." An die Stelle der Incarnation wird die Inhabitation gesezt. Auf die Grundfrage des Christentums: „Wie dünket euch um Christo?" lautet die Maurer'sche Antwort: er ist der einzig-artige Mensch, der vorzugsweise mit Kräften göttlichen Lebens begabt gewesen und Gottes Sohn geworden ist. Die biblische Lehre von der Versöhnung hat nun natürlich auch keinen Platz mehr in den Maurer'schen Prinzipien. Das Geheimnis der Wahrheit von der Erlösung durch das Blut Christi, die von der h. Schrift so oft und so deutlich bezeugt ist, ist dem Verf. der „Prinzipien des Protestantismus" verschlossen: er hält es für „einseitig und irrig", den Tod Christi so sehr zu betonen. Die „Zeitstimmen" haben doch wenigstens noch Augen dafür, daß der Tod Christi als das Sühnopfer für die sündige Menschheit von der h. Schrift gelehrt werde; sie bekennen: „Zulezt haben wir offenbar in der apostolischen Lehre auch ganz bestimt die Stellvertretung nach Idee des alttestamentl. Sühnopfers, was leugnen zu wollen vergeblich ist. Gefalle es uns oder gefalle es uns nicht, es ist nun einmal so." Die Apostel nennen sich vorzugsweise „Zeugen der Auferstehung." Von der Auferstehung bekomt man in dem Maurer'schen „Wesen des Christentums" keine Silbe zu hören. Wir fürchten, so ein Maurer'sches „Wesen des Christentums" ließen auch jene Maurer sich gefallen, denen der Johannistag ein größerer Festtag ist als Karfreitag und Ostertag. Maurer leugnet zwar nirgends offen die Auferstehung, aber er geht stillschweigend darüber hinweg!

Mit anerkennenswerter Offenheit spricht der anonyme Verfasser der zweiten Broschüre: „Lichtstrahlen zur Beleuchtung der christl. Kirche mit besonderem Hinblick auf die unirte Kirche der Pfalz" seinen Rationalismus aus. Auch diese Broschüre wurde vom Kurier mit herzlichem Dank aufgenommen. Der Lichtstrahlenmann belehrt uns: „Die Geschichte der christlichen Kirche ist nichts anderes, als der Entwicklungsprozeß eines Urkrankheitsstoffes." Ferner behauptet er, daß „bereits in den allerersten Jahrhunderten die christliche Kirche von einer wahren Sündflut frommen und frechen Betrugs überschwemt wurde", daß „mitunter die altkirchlichen Glaubensbekentnisse mit Hülfe von Verbrechern und eitlen intriguanten Weibern zu Stande gebracht seien", daß auch die spezifisch protestantischen Symbole auf sehr menschliche Weise entstanden seien und der „Intelligenz" entbehrten, daß über der Schrift die Vernunft stehe. Dem Lichtstrahlenschreiber ist auch Schenkel noch nicht vernünftig genug; er sagt, daß „Herr Kirchenrath Schenkel nichts als ein irrationaler Rationalist und sein individuelles Gewissen nichts als Escamotage und Mummenschanz sei." Dem Dr. Rothe wirft er Köhlerglauben vor und dem Dr. Bunsen Charlatanerie, unvernünftige Voraussetzungen und salbungsvoll-keck absprechende Urteile. Auch die neue badische Kirchenverfassung kann ihm noch nicht genügen, „weil dadurch der althergebrachte Glaube und bekentnismäßige Stand sogar noch mehr befestigt werden soll." Die pfälzische Union von 1818 hat für ihn nur insofern eine Bedeutung, als bei Gründung derselben „der Rationalismus als Maxime" zu seinem Recht erhoben worden sei. Doch war der Rationalismus von 1818 noch unvollkommen; er muß in unsrer Zeit vollkommen ausgebildet und durchgeführt werden. In seinem vollkommenen Rationalismus belächelt er die Christen der Apostelzeit als Thoren, die Christi Wiederkunft als nahe bevorstehend betrachtet, sich aber nachher hätten dazu verstehen müssen, sich wieder auf der Erde einzubürgern. Auch scheut er sich

nicht, „die heilige Dreieinigkeit im Himmel" zu lästern, die die Kirche mit knapper Noth auf ihrem Thron habe halten können. Der Verfasser schließt seine „Lichtstrahlen" mit den Worten: „Unsere allerzeugende, allbeherschende Maxime jedoch sei und werde der Rationalismus, Gott selber, der absolute Geist, ist der Urrationalist!" — Gegen die „Lichtstrahlen" haben auch Leute aus dem rationalistischen Lager ihre Stimme erhoben, darunter auch Pf. Maurer: sie erschracken wol über die grausigen Consequenzen ihrer eigenen Principien. Die grausigen Consequenzen will man todtschlagen, aber die Prinzipien, aus denen sie geboren werden, läßt man am Leben. Im Vergleich mit einem so frivolen Rationalismus, wie er in den „Lichtstrahlen" unumwunden ausgesprochen ist, war der Rationalismus eines Semler, der sich noch persönliche Herzensfrömmigkeit bewahrt hatte und dieselbe auch in Andern pflegte, fast eine unschuldige Erscheinung.

Eine dritte Broschüre: „Der Weg zum kirchlichen Frieden. Ein Wort vor der Generalsynode und an dieselbe" verlangt völlige Beseitigung des neuen Gesangbuchs aus allen Gemeinden; dann Beseitigung des „neuen Katechismus, der den Grundsätzen der vereinigten Kirche und den Gesinnungen der Kirchengenossen ebenso wenig entspricht, als das neue Gesangbuch"; ferner eine Wahlordnung, die sich die badische zum Muster nimt; weiter nach der außerordentlichen Generalsynode, die zur Herstellung einer neuen Wahlordnung auf den 12. April l. J. einberufen worden war, eine zweite außerordentliche Generalsynode zur gründlichen Revision der Kirchenverfassung. Unter den wesentlichsten Punkten der herbeizuführenden neuen Kirchenverfassung wird auch der als ein pium desiderium bezeichnet, daß alle kirchlichen Beamten, auch die des k. Consistoriums, nicht ohne Mitwirkung der Generalsynode oder eines Ausschusses desselben gewählt werden. Der „prot. Verein" handelt klüglich: er will das Eisen schmieden, so lange es warm ist.

Dieselben Leute, die vor 3 Jahren immer versichert, der Friede kehre erst dann wieder in die Gemeinden zurück, wenn das neue Gesangbuch abgeschaft sei, rufen heute, der Friede werde erst durch eine neue Kirchenverfassung wieder hergestelt. Ein Bedürfnis nach Verfassungsänderungen ist aber in dem kirchlichen Teil der Gemeinde nicht im mindesten wahrzunehmen gewesen. Das Verlangen danach ging lediglich vom „prot. Verein" aus. Durch eine ochlokratische Wahlordnung hoft er eben am ehesten und sichersten seine Neologie in der Kirche zur Herschaft zu bringen und das Bekentnis der Kirche zu beseitigen. In den lichtfreundlichen Versamlungen zu Köthen und Magdeburg während der Jahre 1848 u. 49 wurde es schon ausgesprochen, daß vor Allem eine ochlokratische Wahlordnung zu erstreben sei, eine solche sei allein der Archimedespunkt, von dem aus die evangelische Bekentniskirche aus den Angeln gehoben werden könnte. Auf diesen Versamlungen wurde auch der Rath erteilt, die „prot. Freunde" sollten in die evang. Kirche wieder zurückkehren, ochlokratische Wahlordnungen ihr ceterum censeo sein lassen, um durch dieselben in den kirchlichen Körperschaften Einfluß und Macht zu gewinnen und endlich auf den Synoden durch Stimmenmehrheit das Bekentnis festzustellen (d. h. das reformatorische Bekentnis zu beseitigen, den Unglauben rechtlich in die Kirche einzuführen), die Gläubigen zur Kirche hinauszudrängen und ums Kirchengut zu bringen. Noch im J. 1849 wurde eine ochlokratische Wahlordnung von einer lichtfreundlichen Versamlung an verschiedene Orte Deutschlands geschikt: danach sollte jeder 24jährige Protestant, dessen Name im Taufregister steht, wahlfähig und stimmberechtigt sein, jede Gemeinde von 1000 Mitgliedern sollte einen Abgeordneten in die Synode zu wählen haben u. s. w. Dem „prot. Verein" ist die mit so großem Eifer betriebene Verfassungsänderung nur ein Mittel zum Ziel: dies Ziel heißt „Volkskirche", wo das Wort des Volkes, das „ideale Gemeindebewußtsein", die höchste Autorität ist. So eine „Volkskirche" hätte sich wol auch ein Anacharsis Klootz gefallen lassen, denn die hätte zu seinem Peuple-Dieu vollkommen gepaßt! Alle, die sich den Verfassungsänderungen widersetzten, wurden als „Hierarchen" gebrandmarkt. Dabei begegnet aber dem „prot. Verein" das Sonderbare, daß er aus den Gründern der Union selbst, die er doch zum Zeichen seiner Verehrung lithographiren läßt, „Hierarchen" machen muß: denn die Wahlordnung der Vereinigungsurkunde ist in einigen Punkten noch conservativer, als die seit den lezten Jahren zu Recht bestehende. Dieselben Männer des „prot. Vereins", die bei der Gründung desselben wörtlich erklärten: „das Mittel zur Abhülfe (unsrer Kirchennoth) ist kein anderes als unerschütterliches Festhalten an der Vereinigungsurkunde" arbeiteten schon seit 3 Jahren darauf hin, das Ministerium und Consistorium zu bestimmen, die Wahlordnung der Vereinigungsurkunde zu beseitigen.

Und auch in dem Stück ist ihr Wille geschehen. Am 1. Februar l. J. wurde durch ein Ministerialrescript die für den Zeitraum von 4 Jahren gewählte ordentliche Generalsynode von 1861 aufgelöst und die unverweilte Vornahme von Neuwahlen für die auf den 12. April einberufene außerordentliche Generalsynode angeordnet. Es ist das wol der erste Fall in der Kirchengeschichte, daß eine Synode in dem Sinn aufgelöst wurde, daß den Mitgliedern derselben ihr Mandat entzogen wurde. Wir glauben gern, daß Ministerium und Consistorium die Auflösung der Synode in guter Absicht vollzogen; das aber glauben wir nicht, daß dieselbe von kirchenrechtlichem Standpunkt aus gerechtfertigt werden kann. Kirchenrechtskenner werden ohne Zweifel davon Notiz nehmen. Auf mehreren Diözesansynoden, die zur Vornahme der Neuwahlen zur außerordentlichen Generalsynode einberufen worden waren, wurden Rechtsbedenken gegen die Auflösung der Generalsynode von 1861 im Protokoll niedergelegt. Als Grund der Auflösung weiß man keinen andern aufzufinden, als den: durch Neuwahlen hofte man solche Glieder in die Generalsynode zu gewinnen, die willig wären, die Wahlordnung der Vereinigungsurkunde über den Haufen zu werfen und die vom Ministerium und Consistorium ausgearbeitete neue Wahlordnung anzunehmen.

Wenige Tage vor der Generalsynode wurde noch das lezte Glied des alten Kirchenregiments, Consistorialrath Börsch, der demselben 16 Jahre angehört hatte, quiescirt. Dasselbe geschah unmittelbar vor der Generalsynode von 1848 mit dem verstorbenen Dr. v. Rust. Die Quiescirung von Consistorialrath Börsch sollte ohne Zweifel ein quos ego! sein für jene Decane, die sich bisher nicht entschließen konnten, dem neuen Kirchenregiment in der Verfassungsfrage zuzustimmen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 27. Juni. № 51.

Die Lage der pfälzischen Kirche.

(Schluß.)

Zum k. Commissär für die außerordentliche Generalsynode, die an Quasimodogeniti zusammentrat, wurde Oberstaatsanwalt Fr. D. v. Pixis in München, der zu den bedeutendsten Juristen Bayerns zählt, ernant. Derselbe brachte der Generalsynode das königliche Wort: „daß dem religiösen Besiztume der vereinigten prot. Kirche der Pfalz, wie solche durch die Unionsurkunde und die allerhöchst sanktionirten Beschlüsse der Generalsynoden abgegränzt und festgestelt ist, in keiner Weise zu nahe getreten und der innern Ausbildung und Entwickelung des religiösen und kirchlichen Lebens auf der gegebenen positiven Grundlage nicht nur kein Hindernis entgegengesezt, sondern jederzeit gebührender Schutz zu Teil werde." Der k. Consistorialdirektor Glaser forderte in seiner Ansprache an die Generalsynode zur weisen Mäßigung auf; es sei hüben und drüben gesündigt worden; vergessende und verzeihende, duldende und hoffende Liebe thue jezt noth. Die Parteien sollten sich die Hände reichen auf dem gesetzlichen Boden. Das sei der Boden der Union, wie sie von der Unionsurkunde festgestelt sei und im Herzen der Bevölkerung lebe. Confessionelle Parteibestrebungen müßten unterbleiben. „Die unirte Kirche ist auch kein Tummelplatz für ein Freikirchentum; sie ist und muß bleiben ein Glied in der großen und mächtigen Kette der prot.-ev.-christl. Gesamtkirche. Wollte und würde sie aufhören, das zu sein, so würde sie auch keinen Anspruch mehr haben auf den Namen, den ihr die Begründer der Union gegeben haben, auf den Namen der „„vereinigten prot.-ev.-christl. Kirche der Pfalz."" Das aber sei fern von uns, daß es dahin kommen sollte!" Von dieser Erklärung nehmen wir gern und dankbar Notiz, in der Hofnung, das gegenwärtige Kirchenregiment werde lieber abdanken oder sich abdanken lassen, als dem Lichtfreundtum Thür und Thor öffnen.

Die Predigt bei Eröffnung der Generalsynode war dem Pfarrer König von Wachenheim übertragen. Das Thema der Predigt, die Apgsch. 5, 39: „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" zum Text hatte, lautete: „Der prot. Kirche edelstes Recht und heiligste Pflicht — der sicherste Weg zum kirchlichen Frieden." Die Predigt enthielt manches, was auch die Gläubigen von ganzem Herzen unterschreiben konnten. Aber nicht selten nahm der Prediger wieder mit der Linken, was er mit der Rechten gegeben. Er sagt z. B.: die ev. Kirche dürfe sich nicht der Autorität des Wortes Gottes entschlagen, sie dürfe sich von der Schrift nicht lossagen, sie dürfe die unerleuchtete Vernunft nicht zur alleinigen Richtschnur machen. Aber bald darauf erklärte er: Soll Gottes Wort Quelle und Richtschnur sein, so muß es immer tiefer erforscht, immer mehr seiner menschlichen Hülle entkleidet werden. Daran habe es aber eine geraume Zeit bei uns gefehlt, die christliche Wissenschaft drohte abhanden zu kommen! Wer denkt da nicht an den alten Semler, der von den biblischen Lehren die zeitliche Einkleidung geschieden wissen wollte oder an die in unsrer Zeit so sehr empfohlene Uebersetzung des Semitischen ins Japhethitische?

Die Berathungen der Generalsynode beschäftigten sich fast ausschießlich mit der vom Consistorium vorgelegten neuen Wahlordnung. Die Rechte zählte nur 6 Mitglieder — 5 Geistliche, darunter 2 Dekane, und 1 weltliches Mitglied; die Linke zählte 12 und die Mittelpartei 28 Mitglieder. Im Wahlordnungsausschuß war die Rechte, die sich gegen jede Verfassungsänderung erklärt hatte, gar nicht vertreten. Derselbe bestand aus 6 Mitgliedern, wovon 3 der Mittelpartei und 3 der Linken angehörten. Referent des Ausschusses war Anwalt Louis von Landau. Im ersten Teil seines Referats gab derselbe einen geschichtlichen Ueberblick über die Entwicklung der pfälz. Kirche seit 1818 ganz im Sinn des „prot. Vereins." Gewissensfreiheit, Evangelium und der freie Gebrauch der Vernunft wurden vom Referenten als die Grundlagen bezeichnet, auf denen sich die pfälz. Kirche erbaute. Mit seiner ungeschichtlichen Darlegung der Entwicklung unsrer Kirche hatte es der Referent darauf abgesehen, die gegenwärtigen Bestrebungen, den Frieden der Kirche durch eine möglichst freie Beteiligung der Gemeinde an den Kirchenangelegenheiten herzustellen, als das folgerechte Resultat der geschichtlichen Entwicklung zu rechtfertigen. Gegen den ganzen ersten Teil des Referats, der die Anschauung des „prot. Vereins" enthielt, haben 3 Ausschußmitglieder, welche das Bekentnis der Kirche nicht dem „prot. Verein" geopfert wissen möchten, — Prodekan Ney, Regierungsdirektor von Bettinger und Bezirksamtmann Römmich — zur Freude aller positiven Leute im Lande eine schriftliche Verwahrung bei der Generalsynode eingereicht. Mit dem zweiten Teil des Referats, der die Vorlage der Wahlordnung betrift, waren alle Ausschußmitglieder einverstanden: dieselbe wurde mit einigen unwesentlichen Aenderungs- und Verbesserungsvorschlägen der Generalsynode zur An-

nahme empfohlen. In Betref der Presbyterien gingen die Anträge dahin: an die Stelle des bisherigen Cooptationssystems solle das System der mittelbaren zweistufigen Wahl treten, nämlich erst die Wahl eines Wahlcollegiums, dann die des Presbyteriums. Zur Wahl des Wahlcollegiums sind die männlichen Gemeindeglieder berechtigt, welche das 25. Lebensjahr erreicht und ihren selbständigen Haushalt haben, sich im vollen Besitz ihrer bürgerlichen und kirchlichen Rechte befinden und nicht wegen eines Verbrechens oder aber wegen Fälschung, Betrug, Diebstahl, Unterschlagung oder Sittenverletzung verurteilt worden sind. (Für die Wähler des Wahlausschusses werden also kirchliche Qualitäten nicht gefordert.) Das gewählte kirchliche Wahlcollegium wählt aus denjenigen mehr als 30 Jahre alten Hausvätern der Kirchengemeinde, welche nicht nur als sittlich unbescholtene kirchlich gesinte Männer bekant sind, sondern auch ihre kirchliche Gesinnung durch den Besuch des Gottesdienstes und Teilnahme an dem Genusse des heil. Abendmals an den Tag legen, die nöthige Zahl von Presbytern. Die gegenwärtigen Presbyterien lösen sich auf. Von 6 zu 6 Jahren werden die Presbyterien zur Hälfte erneuert. In der Diözesan- und Generalsynode herscht Parität. Die Mitglieder der Diözesansynode werden von den Presbyterien gewählt. Jede Pfarrgemeinde sendet zur Diözesansynode so viele weltliche Abgeordnete, als die Pfarrgemeinde Geistliche zählt. Die Gewählten müssen die für die Presbyter verlangten kirchlichen Qualitäten haben. In der Generalsynode hat der Dekan von Amtswegen Sitz und Stimme, der zweite Geistliche und die beiden weltlichen Mitglieder werden von der Diözesansynode alle 4 Jahre gewählt.

Die kleine Minorität der Rechten konnte der neuen Wahlordnung nicht ihre Zustimmung geben. Sie sprach sich entschieden gegen das Aufgeben des Cooptationssystems aus. Pf. Bente hält den Optimisten von der Mittelpartei, die am Bekentnis festgehalten wissen wollen, die Verfassung der Kirche aber für ein Adiaphoron ansehen, entgegen: Es handle sich nicht blos um die Verfassung, sondern noch um weit mehr. Wie kein Staat bestehen könne, wenn ein andrer in ihm sei, so auch keine Kirche. Der „prot. Verein" sei eine solche Kirche in der Kirche, und so lange der bestehe, sei die größte Gefahr für sie zu fürchten. Auch nicht ein Mitglied der Synode hat gewagt, den „prot. Verein" in Schutz zu nehmen. Dekan Lippert macht darauf aufmerksam, daß wir an einem Wendepunkt der Geschichte unsrer Kirche angekommen sind. Durch die Annahme des Entwurfs reiche man dem constitutionellen Wesen die Hand. Man solle sich nur keine Illusionen machen, 1. werden wir von jezt an keine Presbyterien in christlichem Sinne haben, und 2. werden die Wahlen den Frieden nicht herstellen, denn durch die Wahlen würden die Gegensätze geschärft werden. Dekan Lyncker, der schon vor zwei Jahren sich als Referent des damaligen Wahlordnungsausschusses gegen eine Verfassungsänderung erklärt hatte, bekent, daß er ergriffen von dem wolthuenden Eindrucke der bisherigen mit der höchsten Ruhe und Würde geführten Discussion mit tiefbewegtem Herzen das Wort nehme. Er könne dem Entwurfe nicht beistimmen, sein Standpunkt sei der, den er schon vor zwei Jahren eingenommen habe, die Sachlage sei jezt nicht anders als damals, ja es seien neue Gründe hinzugekommen, unter welchen die traurige Erscheinung der immer mehr überhandnehmenden neologischen Richtung unter den Geistlichen selbst besonders hervorzuheben sei. Daß er gegen die Vorlage stimme, thue er aus einem prinzipiellen, sittlichen und aus dem Grunde der Opportunität. Nun wies er nach, wie er von einem ganz andern Prinzip ausgehe, als der Entwurf; wie er deshalb nimmermehr für solche Presbyterien sein könne, in denen sich statt des ächt kirchlichen das moderne repräsentative Element geltend mache. In den Diözesansynoden werde eine abstrakte Scheidung der Geistlichen und Weltlichen durchgeführt, und ebenso wenig könne er sich mit der vorgeschlagenen Zusammensetzung der Generalsynode befreunden. Nicht die Parität an sich stoße ihn ab, sondern er stehe auf einem ganz andern Principe. Er verlange Generalsynoden, in denen die Aemter und Gaben der Kirche repräsentirt seien, und unter dieser Voraussetzung dürften seinetwegen dann drei Viertel Weltlicher neben einem Viertel Geistlicher sitzen. Der andere, wenn man ihn so nennen wolle, sittliche Grund bestehe darin, daß die Annahme des Entwurfs ein Aufgeben der bisherigen kirchlichen Continuität sei. Gott habe die im bisherigen System gemachten Fehler durch schwere Gerichte heimgesucht, aber doch sei dasselbe im Ganzen ein gesegnetes gewesen. Würden die jetzigen Presbyterien aufgelöst, so würde ihnen ein Urteil gesprochen, das sie nicht verdienen. Und endlich hinsichtlich des dritten Grundes, so sei nicht Friede, sondern Unfriede zu erwarten, und er fürchte, daß wir durch die Annahme des Entwurfs nicht an den Anfang des Endes, sondern an das Ende des Anfangs unsrer kirchlichen Wirren kommen würden. Die aus tiefbewegtem Herzen gehaltene Rede faßte die Versamlung am Innersten der Sele. Die ganze Synode fühlte, daß auf eine solche Rede nun sofort kein andrer Redner sprechen könne. Der Dirigent ließ eine Pause eintreten. Später sprach noch ein anderes Glied von der Rechten, Pf. Hütwohl. Er trage ein Bild im Herzen, wie eine evang. Kirche sich gestalten solle. Wer rathen und thaten wolle, müsse dienen; wer am treuesten diene, müsse am meisten zu sagen haben. In den Presbyterien fange man an zu dienen; von da möge man aufsteigen in die Diözesan-, von da in die Generalsynode. Würde die Generalsynode sich einigen auf dem Boden der Vereinigungsurkunde, so würde das Volk sich zufrieden geben, mit Ausnahme freilich derer, welche ihren Boden verlassen, ohne einen andern zu finden. — Der Linken war die vorgelegte Wahlordnung noch zu gemäßigt: sie wollte den Paragraphen, der von den Presbytern kirchliche Qualitäten fordert, getilgt wissen. Prodekan Ney erklärte dagegen, er werde gegen den ganzen Entwurf stimmen, wenn dieser Paragraph, die „Zierde" der ganzen Wahlordnung, gestrichen würde. Auch sämtliche Glieder des Consistoriums traten warm und entschieden für den Paragraphen ein. Durch die Aufnahme der

kirchlichen Qualitäten unterscheidet sich die pfälzische Wahlordnung von der badischen zu ihrem Vorteil, wiewol wir denselben nicht sehr hoch anschlagen können, da von dem Wahlcollegium, das die Presbyter zu wählen hat, keine kirchlichen Qualitäten verlangt sind. Bei der Abstimmung wurde die „Zierde" der Wahlordnung mit großer Majorität beibehalten. Bei der Berathung eines andern Paragraphen der Vorlage, der die Urwähler zur Teilnahme an der Wahl insofern verpflichtet, als er mindestens die Hälfte der Hausväter zur Giltigkeit der Wahl erfordert, stellte es sich immer klarer heraus, wie wenig Vertrauen man im Grunde auf eifrige Beteiligung der Gemeinden an den Wahlen habe. Diese Beobachtung gab dem Pf. Hütwohl Anlaß, die „etwas salzige" Bemerkung zu machen: Wir wären eigentlich hier versammelt in einer außerordentlichen Generalsynode, weil der Sturmdrang der Gemeinden nach Beteiligung an den Kirchenangelegenheiten und das Verlangen nach ihren bezüglichen Rechten ihre unaufschiebliche Befriedigung fordern, und verzweifelten jezt daran, daß sie von den ihnen entgegengebrachten Rechten nur Gebrauch machen werden! — Bei der Schlußabstimmung wurde die ganze Wahlordnung mit 40 gegen 6 Stimmen angenommen. Die lezteren erklärten indeß sofort, daß ihre Abstimmung gegen die Wahlordnung sie nicht hindern werde, den sanktionirten Beschlüssen sich zu fügen. Die Generalsynode wurde mit einem Gottesdienst geschlossen, wo Prodekan Ney auf Grund von Joh. 8, 31 u. 32 „drei alte Wahrheiten zu neuer Beherzigung" empfahl, nämlich 1. daß der Christ ein rechter Jünger Jesu sein soll; 2. daß der Jünger Jesu treu bei Seinem Wort bleiben müsse, um die Wahrheit zu erkennen; 3. daß diese Wahrheit allein zur rechten Freiheit führe. Durch seine durch und durch biblisch-evangelische Predigt hat der Redner alle empfänglichen Herzen wahrhaft erbaut. Von allen Parteien wird der Generalsynode nachgerühmt, daß die Verhandlungen mit der größten Mäßigung, Ruhe und Besonnenheit geführt und durchgängig eine edle Kampfesweise beobachtet worden. Die Beschlüsse der Generalsynode werden bald die allerhöchste Sanktion erhalten.

Blicken wir auf die lezten vier Jahre zurück, so müssen wir zu unserm großen Schmerz wahrnehmen, daß unsrer Kirche schwere Wunden geschlagen worden. Das mit der Sanktion unsers Königs versehene neue Gesangbuch ist fast überall abgeschafft; mit der in der Vereinigungsurkunde aufgestellten Wahlordnung ist tabula rasa gemacht, an die Stelle des Cooptationssystems ist der moderne kirchliche Constitutionalismus gesezt. Was wird nun folgen? Dem „prot. Verein", der durch die Nachsicht und Duldung der k. Regierung eine bedeutende Macht, nicht blos eine Kirche in der Kirche, sondern auch ein Staat im Staate geworden (was die lezten ganz unter dem Einfluß des „prot. Vereins" gemachten und keineswegs zur Freude der Regierung ausgefallenen Kammerwahlen auch den Optimisten klar gemacht haben), müssen jezt die Behörden entweder noch weitere Concessionen machen oder sie müssen mit ihm brechen. Dies ist die Alternative. Geht's dem „prot. Verein nach", so wird auf der nächsten Generalsynode, wie in der Broschüre „der Weg zum kirchlichen Frieden" ausdrücklich ausgesprochen ist, der bekentnismäßige Katechismus, der eine Verschmelzung des lutherischen und heidelberger Katechismus ist, abgeschaft; von da ist nur ein ganz kleiner Schritt zur Beseitigung des Bekentnisses überhaupt und dann wird die Wislicenus'sche Frage: „Ob Schrift, ob Geist?" ganz offen und mit aller Lebhaftigkeit verhandelt werden. Prinzipien sind Mächte, denen eine unberechenbare Kraft innewohnt und die unaufhaltsam nach Extension streben. Läßt man das

lichtfreundliche Prinzip, das der „prot. Verein" zu dem seinigen gemacht, vollkommen zur Geltung kommen, dann muß es nothwendig Alles aus den Fugen treiben: an die Stelle der Autorität des Wortes Gottes tritt die Majorität der Stimmen der Gemeinde, an die Stelle des Wortes Gottes — „das ideale Gemeindebewußtsein", der Prediger muß zu einem „Bruder Redner" werden und das Kirchenregiment kann consequenterweise nichts anders sein als das Organ, das den Gemeindewillen zu vollziehen hat. Da wird dann das derbe Wort Luthers passen: „Von nun an soll der ehrenwerte Rath keine Gewalt mehr haben, er soll wie ein Oelgötze oder wie ein Klotz dasitzen, die Gemeinde kaut ihm die Bissen vor und er wird regieren, gebunden an Händen und Füßen. Künftig wird der Wagen die Pferde führen, die Pferde werden den Zügel halten und Alles wird vortreflich gehen." Gott bewahre unsre Kirche vor einem lichtfreundlichen Chaos! Der k. Commissär v. Pixis gab wiederholt privatim die Versicherung: „daß die Staatsregierung nicht gewillt sei, zu weiteren, den gegenwärtigen Bestand der vereinigten Kirche und ihre positiven Grundlage in Frage stellenden Zugeständnissen die Hand zu bieten."

Nicht ohne Bangen sehen wir die Tage kommen, wo die gegenwärtigen Presbyterien aufgelöst und Urwahlen vorgenommen werden. Was für trübe Wasser werden da an vielen Orten laufen! Wir müssen stille sein zu Gott. Er kann auch trübe Wasser fruchtbar machen für die Pflanzungen Seiner Hand. Als die Barbaren der Völkerwanderung über die Christenheit hereinbrachen, da fürchtete man, sie würden dem Christentum den Garaus machen. Aber Gott wußte es gut zu machen. Unser Trost ist Sein Wort an Sacharja: „Nicht durch Heer und nicht durch Gewalt, sondern durch meinen Geist!" Weg hat Er allerwegen, an Mitteln fehlt's Ihm nicht. Er weiß Aenderungen in der Weltlage und Umstimmungen der Herzen hervorzubringen, die der Förderung Seines Reiches und der Erbauung Seiner Gemeinde dienen müssen. An Sacharja aber sollen wir lernen, was wir unsrerseits zu thun haben, daß der Berg der Hindernisse, der sich dem Aufbau des Reiches Gottes entgegenstellt, zur Ebene werde. Wir müssen Buße thun. Es wäre eine arge pharisäische Verblendung, wenn wir alle Schuld des traurigen Zustandes unsrer Kirche nur in den Männern des „prot. Vereins" suchen wollten. Eine Hauptschuld tragen die Gläubigen. Namentlich will uns der traurige Ausgang der Gesangbuchssache ein Strafgericht Gottes dünken für den Mangel an Dankbarkeit für das trefliche Buch: ein großer Teil der Gläubigen hat es sich mehr nur gefallen lassen, nicht aber mit besonderem Dank als ein freundliches Geschenk Gottes hingenommen. Auch waren gar viele Gläubige, als es an die Abschaffung gehen sollte, aus Menschenfurcht nur zu sehr zum Nachgeben bereit, indem sie sich dabei beruhigten: nun wir haben's ja im Haus, da kann uns Niemand den Gebrauch wehren. Aber auch uns Geistlichen thut der Bußernst eines Sacharja noth. In der Offenbarung Johannis werden die Vorsteher der Gemeinden verantwortlich gemacht für den Zustand derselben und der traurige Zustand in unsren Gemeinden ist wahrlich eine Anklage gegen uns, die Hirten. Wir müssen's bekennen: wir haben viel verschuldet durch vielfach mechanische Amtsverrichtung, durch Versäumnisse in der Selsorge, durch Lässigkeit in der Fürbitte für Freund und Feind, durch Mangel an dem priesterlichen Erbarmen, das die Sünder liebt und zu retten sucht, das sich durch nichts erbittern läßt und Geduld hat mit den Schwachen und die Boshaftigen tragen kann. Auch das müssen wir bekennen, daß auch auf unsrer Seite nicht selten mit fleischlichen Waffen gekämpft worden: es war oft ein burschikoser, sarkastischer Ton gegen

die Gegner angeschlagen worden. Derselbe war wol durch das Benehmen der Gegner provozirt, aber wir, die wir uns als die guten Streiter Jesu Christi leiden sollen, sollen uns das Böse nicht überwinden lassen, sondern das Böse überwinden mit Gutem, unser Kampf gegen die Gegner soll ja zugleich ein Dienst der Liebe an ihnen selbst sein. — Das Verhalten der Behörden, welche das neue Gesangbuch und nun auch die bisherige Verfassung dem „prot. Verein" zu Liebe geopfert, hat nicht blos im Herzen des Einsenders, sondern — wenn er recht gesehen — auch in größeren Kreisen von Gläubigen eine große Verstimmung hervorgerufen, die oft gehindert, der apostolischen Mahnung nachzukommen, „aufzuheben heilige Hände ohne Zorn und Zweifel" und Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung zu thun für unsre weltliche und geistliche Obrigkeit. Das Gebet für unsre Behörden hilft mehr, als alles Klagen und Lamentiren! Gebet und Thränen — das sind die Waffen, denen der Sieg verheißen ist. Der Herr wolle allen Gläubigen unsers Landes den rechten Buß- und Gebetsgeist schenken und sie zu Königen und Priestern salben, die wider alles ungöttliche Wesen mit freiem Gewissen streiten und vor dem Herrn der ganzen Erde stehen mit ihren Gebeten. Unsere pfälzische Kirche aber lasse Er Gnade finden vor Seinen Augen, daß sie ein „goldner Leuchter" werde — eine Gemeinde der Erleuchtung, die das Licht ihrer geistlichen Erkentnis und ihres geistlichen heiligen Lebens in die Finsternis der Welt hineinstrahlen läßt!

Gegen Misbräuche bei der Confirmation.

Es ist eine doppelte Bedeutung, welche die Confirmation hat. Einmal soll sie das Zeugnis sein davon, daß die Sacramentsgnade der heiligen Taufe zu ihrer Entwicklung und zu einem gewissen Grade der Reife in den Selen gediehen ist. So ist sie die Folge des ersten Sacraments, des Sacraments des Eintrittes in die Gemeinschaft Jesu Christi. Sodann soll auch in der Confirmation der Grund gelegt werden zum Empfang des zweiten Sacraments, des Sacraments des Fortschrittes in der Gemeinschaft des Heilandes. Das Herzensfeld soll bereitet sein, daß der Segen dieses Sacramentes nicht zum Fluch werde. In beiden Rücksichten aber, wieviel bleibt zu wünschen, ja wieviel bleibt zu beklagen!

Was jene erste Rücksicht betrift, so soll ja in der Confirmation mit freiem Bewußtsein die geschehene Aneignung des Glaubens ausgesprochen werden, auf den das Kind einst in unbewußtem Zustande getauft ist, es soll der zu confirmirende in freier Liebe das Gelübde selbst ablegen, welches ihm einst in jenem ersten Sacramente, da die Kräfte noch schlummerten, auferlegt wurde. Von Seiten der Kirche erfolgt sodann in der Confirmation die Mündigkeitserklärung der jungen Selen. An geweihter Stätte wird Zeugnis gegeben, daß die Herzen in freier selbstbewußter Weise dem Herrn Jesu sich zu eigen geschenkt haben, und daß so die Taufgnade erweckt und selbstständig angeeignet sei.

Da ist nun aber vor Allem der Boden, in welchem die jungen Pflanzen bis dahin erwachsen sind, recht zu lockern, es ist das Haus, in welchem der Confirmand seine Stätte hat, mit heranzuziehen, daß nicht gegen, sondern für der jungen Selen Heil gearbeitet werde auch von daher. Es ist leider in der Christenheit dahin gekommen, daß Confirmandenunterricht und Einsegnung nur als eine Sache der äußern Ordnung und Sitte, der man sich doch einmal nicht entziehen könne, angesehen wird; daß mit den Selen der Kinder während der Zeit der Vorbereitung zur Confirmation eine Umwandlung vor sich gehen müsse, davon ist weit und breit das Bewußtsein verschwunden. Wie aber ist dasselbe nun wieder zu wecken, wie ist den Eltern aus diesem Traume, als handle es sich nur um Mitmachung eines äußeren Gebrauchs, herauszuhelfen? Zuerst ist schon die Abkündigung des beginnenden Confirmandenunterrichts, wie solche von der Kanzel geschieht, eine Gelegenheit, die benuzt werden muß, um der allgemeinen Bewußtlosigkeit entgegenzuwirken. Statt die äußeren Erfordernisse, also das Alter von 13 Jahren, die Fertigkeit im Lesen, die Kentnis des Katechismus, bei dieser Abkündigung zu nennen (die ohnehin Jedermann bekant sind), mache man lieber auf die innern Erfordernisse aufmerksam, fordere die Eltern und alle zu den Confirmanden in Beziehung stehende Personen auf, für sie zu wachen und zu beten. Aber nun komt es darauf an, auch die Eltern einzeln in Gegenwart der zu überweisenden Kinder auf das Eine, was Noth thut, hinzuführen. Darum müssen sie aufgefordert werden, persönlich mit den Kindern im Pfarrhause vor dem Selsorger an einem oder zwei bestimten Tagen, ehe der Unterricht begint, zu erscheinen. Ich habe es seit einigen Jahren versucht, so vor dem Beginn des Unterrichts die Eltern einzeln in Gegenwart des zu übergebenden Kindes und wieder die Kinder in Gegenwart der Eltern auf die Bedeutung der nun angehenden Zeit hinzuweisen. Bei der Abkündigung von der Kanzel wurde der Vergleich zwischen den Kindern und den Thieren, welche zu einem Hirten gebracht werden, angestelt, es wurde den Eltern vorgehalten, daß sie bei den Schäflein, die sie dem Hirten überbrächten, doch wol diesen bäten, dasselbe in Acht zu nehmen und dann hinzugefügt: Wieviel besser ist nun ein Mensch denn ein Schaf? Der Erfolg war der, daß bis auf einen betrübenden Fall in allen Familien die Weisung befolgt ist. Gleichgültig scheint es übrigens, ob der Vater oder die Mutter mit dem Kinde ins Pfarrhaus kommen. Es wird dem Selsorger gewiß derjenige Teil der Ehegatten der liebere sein, welcher der willigere ist, und vorauszusetzen ist wol, daß die Willigkeit sich gerade im Kommen erweist. Nun sind es vor Allem folgende Fragen, welche den Eltern vorzulegen sind: Ob christliche Hausordnung bei ihnen sich finde, ob sie nicht blos alle Vierteljahr einmal zum Gottesdienste kämen, sondern der Gang nach der Kirche für jeden Sontag geordnet sei, daß auch die Familienglieder, welche verhindert wären alle Sontage zu erscheinen, ihren bestimten Gottesdienstsontag hätten, wo ihnen die Last im Hauswesen, in der Kinderwartung und andern Dingen abgenommen würde; ob Tischgebet im Hause sowie Morgen- und Abendgebet da sei, besonders bei den Kindern; ob die Eltern

die Kinder in ihr Gebet vor dem Herrn mit einschlössen; ob die Meinung da sei, die jungen Selen solten nur bei der Einsegnung die allgemeine Sitte mitmachen und hernach ihren Lüsten nachwandeln; ob die Eltern dafür sorgen könten und wolten, daß die Kinder auch nach der Einsegnung die Katechisationen besuchen würden, und ob die Teilnahme der etwa schon eingesegneten Kinder daran Bürgschaft dafür gäbe, daß die Eltern keine Lüge mit ihrer Zusage zum Vorschein brächten; ob sie wol wüßten, daß die Eltern sich so viel an den Kindern durch Unterlassung der Hinweisung auf ihr ewiges Heil versündigten u. s. w. Dabei komt nun häufig die Selbstgerechtigkeit der Eltern zu Tage, wenn sie etwa sprechen: Ja, wir haben unsere Kinder zu allem Guten angehalten, wir haben uns an ihnen nicht versündigt. Es kann dem Selsorger nur lieb sein, wenn sich der Standpunkt, auf dem die Eltern stehen, bei dieser Gelegenheit ausspricht; er wird am wirksamsten ihr Lügengewebe ihnen aufdecken, wenn er selbst sein Sündenbekentnis ablegt und es offen heraussagt, das könne er von sich nicht behaupten, daß er so seine Pflicht für das geistliche Teil seiner Kinder ganz erfült habe, aber den Eltern muß es nun auch gesagt werden, sie möchten sich doch einmal besinnen, ob das, was sie da von sich selbst gerühmt hätten, Wahrheit sei. Noch mehr aber, als die Selbstgerechtigkeit, diese unbewußte Lüge, wird sich bewußte Lüge in die Antworten der Eltern mit einschleichen. Hier kann man denn Nichts weiter thun, als sie auf das allsehende Auge des Gottes hinweisen, der es wol weiß, ob ihre Aussage Wahrheit oder Lüge sei. Aber auch wo die Eltern sich scheuen, die Wahrheit zu gestehen, ist doch in den meisten Fällen diese Vorhaltung ein Antrieb, der sie wenigstens in einigen Punkten zu mehrerem Ernst führt. Die Erfahrung hat es bewiesen, daß die Eltern der Confirmanden in der Zeit nach dieser Privatunterredung fleißiger zum Gottesdienst kommen und ihre bereits eingesegneten Kinder regelmäßiger zu den kirchlichen Katechisationen schicken.

Jezt komt es nun aber darauf an, auch das Bewußtsein davon, daß die beginnende Unterrichtszeit eine Zeit heiliger Uebung ist, zu erhalten. Da ist es denn aber heilsamer, den Schaden bei Zeiten zu verhüten, als zu warten, bis derselbe geschehen ist, und dann erst ihn wieder gut machen zu wollen. Deshalb möchte es sich empfehlen, allemal die erste Stunde des Unterrichts dazu anzuwenden, den Kindern die bestimten Fälle zu nennen, in welchen sie es erweisen würden, daß sie nicht die Zeit des Unterrichts dazu benuzt haben, sich dem Herrn Jesu zu ergeben, und es ihnen zu sagen, unter welchen Umständen sie sich selbst von der Einsegnung ausschlössen. Die Punkte, auf welche mit warnender Stimme die Aufmerksamkeit der Kinder in der ersten Stunde zu richten wäre, sind denn folgende: Sie haben sich aller Teilnahme an öffentlichen Vergnügungen zu enthalten, haben den Eltern es mitzuteilen, wie sie unter keinen Umständen zu Tanz oder andern Lustbarkeiten mitgenommen werden dürfen, sei es auch nur als Zuschauer. Die Kirche ist regelmäßig zu besuchen, und zwar nicht blos um des Befehles willen, den der Selsorger gegeben hat, sondern um des eigenen Selenheils willen. Die Confirmandenstunden sind regelmäßig zu besuchen und ist aller Muthwille, geschweige Rohheit auf den Wegen zu unterlassen; die Confirmanden haben dabei einer über den andern zu wachen; wer von dem, was Strafwürdiges auf den Wegen geschehen ist, etwas nicht zur Anzeige bringt, hat sich selbst mit schuldig gemacht. In der Schule haben sich die Confirmanden nicht etwa durch Ueberhebung über die Andern und durch Gleichgültigkeit gegen des Lehrers Zucht, sondern durch Folgsamkeit und musterhaftes Betragen auszuzeichnen. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß gerade je näher die Einsegnung rücken wird, um so stärker die Versuchung des Satans an die Einzelnen herantreten werde, sich schon als dem Lehrer entwachsen und vor den Mitschülern privilegirt anzusehen. Wer dieser Versuchung nicht Widerstand leiste, sondern sich ihr hingebe, zeige am Ende der Unterrichtszeit, daß die ganze Arbeit an ihm vergeblich gewesen und daß alles äußerliche Wolverhalten in den Confirmandenstunden nur Heuchelei gewesen sei, schließe sich selbst von der Zulassung zum Bekentnis und Gelübde aus. Dies Alles ist gleich in der ersten Stunde zu bemerken, aber immer darauf zurückzugehen, daß das Genante kein äußerliches Gesetz sein solle, welches nur um der nachteiligen Folgen willen, die sich an die Nichterfüllung knüpfen, gehalten wird, sondern daß aus dem Läuterungsprozeß der Herzen dies Verhalten seinen Ursprung haben müsse. Die freie Liebe und der Gehorsam des Glaubens müsse sich hierin bethätigen, wo Zuwiderhandlungen Statt fänden, werde nicht wegen des einzelnen Falles, sondern wegen der ganzen Gesinnung, die sich hierin kund gebe, die Ausschließung erfolgen. Nun komt es während der Unterrichtszeit darauf an, daß der Selsorger recht wacht und heiligen Ernst in der Durchführung der Maßregeln zeigt. Es genügt wol, bei der zum ersten Male vorkommenden Uebertretung des Angegebenen, daß in ernster Rüge es dem Betreffenden vorgehalten wird, wie er sich der Aussicht auf die Einsegnung verlustig gemacht habe, und wie er nicht mehr als ein solcher, der auf die Zulassung zu diesem heiligen Akte rechnen dürfe, anzusehen sei, daher abgesondert werden müsse, bis er deutliche Kennzeichen eines geänderten Wesens gegeben habe. Die an einen besondern Platz gesezten, und so nicht mehr als Confirmanden (confirmandus in dem Sinne genommen, als einer der die confirmatio empfangen muß) Betrachteten werden sich dann in der Regel beeifern, Proben eines neuen Sinnes zu geben. Geschähe dies aber nicht, kämen im Gegenteil neue Beweise des alten, in Gleichgültigkeit und Rohheit verhärteten Herzens zum Vorschein, so dürfte mit der Entlassung Ernst gemacht werden müssen, schon um der Gesamtheit zu zeigen, daß der Selsorger weit entfernt ist, den Wahn gutzuheißen, welcher die Confirmation als eine Sache der nur äußerlichen Gewohnheit ansieht. Ich habe bei dieser Verfahrungsweise die Genugthuung gehabt, daß die Kinder in zweifelhaften Fällen, wenn sie nicht wußten, ob ein Vergnügen als ein sündliches oder als ein unschädliches anzusehen sei, sich an mich mit der Bitte um Entscheidung wandten, z. B. wenn Seiltänzer öffentlich im Orte auftraten, wenn Hochzeiten Statt fanden, zu denen sie mit den Eltern geladen waren, u. a. m. Besonderer Ueberwachung scheint nun aber noch die angeordnete oder vielmehr vorausgesezte Teilnahme an dem Gottesdienst zu bedürfen. Nicht blos daß in jeder Stunde, die auf den Sontag folgt, Nachfrage gehalten wird, wer den Gottesdienst versäumt hat; nicht blos, daß in der Zeit der Ferien gleich nach der Predigt die Anmeldung der Fehlenden durch diejenigen, welche den ersten Platz im Unterricht haben, verlangt wird, auch die Art, wie die Kinder am Gottesdienst Teil genommen haben, bleibt Gegenstand der Erkundigung. Leicht kann die regelmäßige Gegenwart in der Predigt den Kindern statt zum Heil zum Unheil gereichen, wenn sie nämlich, statt sich zur Aufmerksamkeit zu zwingen, in

Träumerei sich hinein gewöhnen. Darum fordere man die Angabe der Teilung und des Themas der Predigt von den Befähigteren schriftlich, sei aber bei den Schwächeren auch mit der Angabe eines Spruches, der in der Predigt vorgekommen ist, zufrieden. Wol hat auch diese Art, die Aufmerksamkeit zu controlliren, ihre Gefahren, indem Eins von dem Andern seine Weisheit sich holt, indeß lernen die Kinder doch auch dabei sich besinnen, das komt ihnen wenigstens zum Bewußtsein, daß die Predigt einen Inhalt hatte. Dasselbe nun, daß die Kinder nicht in Träumerei hinein, sondern aus derselben herausgewöhnt werden müssen, gilt auch bei dem Gesang und Gebet vor dem Confirmandenunterricht, und ists da gut, wenn Fragen wie die aufgeworfen werden: „Welch ein Lied haben wir soeben gesungen, um was haben wir soeben gebetet, weshalb ist gerade dies Lied heut gewählt" u. s. w.

Was nun den Unterrichtsgang betrift, so kann es besonders in unsern Dorfgemeinden nicht anders als ein Misbrauch von Seiten des Selsorgers genant werden, wenn eine Dogmatik in populärer Form mit ganz zufälligem Anschluß an den Katechismus den Kindern gegeben wird. Aber nicht blos mit den Landskindern, sondern auch mit den Stadtkindern ist Luthers Katechismus wortgetreu durchzunehmen. Davon haben sie etwas fürs Leben, während alle übrige Teilung und Unterscheidung ihnen schwindet. Der Katechismus ist so reich, daß wahrlich kein wesentlicher Punkt der Dogmatik zurückbleiben wird, wenn nur genau auf das Einzelne eingegangen wird. An Leitfäden, welche alle Hauptstücke im rechten Anschluß an den Wortlaut behandeln, fehlt es da freilich trotz der Ueberfülle der Katechismuserklärungen unserer Zeit, worunter manche in ihrer Art sonst trefflich zu nennen sind. Casparis und Wendels Katechismen gehören zu den Besten in Beziehung auf gründliche Auslegung des Katechismustextes. Die Sprüche sind möglichst leicht zu wählen, es ist Quälerei der Kinder, wenn der Geistliche von ihnen die volle Kentnis solcher Sprüche verlangt, deren Einprägung ihm selbst zu schwer ist. Die Unterrichtsform darf nicht eine abstrakte, sondern muß eine möglichst anschauliche sein, wenn nicht der Misbrauch auf Seiten der Geistlichen sein soll. Biblische Beispiele, Gleichnisse und Erzählungen aus dem Leben sind fleißig anzuwenden, wozu die Katechismuserklärungen, vor Allem aber Casparis „Geistliches und Weltliches" genug Stof bieten. Besonders um diese Form zu erlangen bedarf es der eigenen Vorbereitung bei dem Geistlichen. Dann wird die Spannung der Confirmanden im Unterrichte sich von selbst finden. Uebrigens sei man nicht zu streng, wenn es ausnahmsweise an einem Tage mit der Aufmerksamkeit nicht recht vorwärts will. Es kommen heiße Sommertage, die auch meist heiße Arbeitstage für die Kinder auf dem Lande sind. Es ist ja noch heut so, wie dazumal, als die Kinder Israel in Aegypten nicht hörten vor Seufzen und Angst und harter Arbeit auf die Stimme Mosis. Man wechsele deshalb an solchen Tagen ab mit Unterrichten und dem Lesenlassen der bezüglichen biblischen Geschichten, oder man entlasse die Kinder früher als sonst. Besser ist's, als sich erzürnen über eine Art von Unaufmerksamkeit, mit deren Ursachen man Erbarmen haben solte. Es wird auch mit der Entrüstung Nichts ausgerichtet in Fällen der eben beschriebenen Art. Daß, je näher die Zeit der Einsegnung rükt, um so ernster gewacht werden muß, damit nicht Selbstvermessenheit, Trotz und Ungehorsam aus dem Bewußtsein, daß die Schule nun bald verlassen werde, hervorgehn, ist schon gesagt.

Was nun die Einsegnung selbst betrift, so hängt die Teilnahmlosigkeit, welche sich bei den Taufpaten der einzusegnenden Kinder in unsern Gegenden zu erkennen gibt, zusammen mit der Verkennung überhaupt der Patenpflichten. Es ist in andern Gegenden Sitte, daß

jeder der Taufpaten, welcher die Einsegnung des einst von ihm aus der Taufe gehobenen Kindes erlebt, auch bei derselben gegenwärtig ist und das Kind mit einer Bibel am Confirmationstage beschenkt, ein Zeichen, daß doch noch ein Bewußtsein von dem Zusammenhange der Taufe und Einsegnung vorhanden ist. Bei uns ist weder die Gegenwart der Taufpaten noch das Bibelgeschenk mehr Sitte, ein Beweis daß die Patenpflichten nicht erkant werden. Was dabei nun zu thun bleibt ist dies, daß bei den Taufen den sich verbürgenden Paten ihre Pflichten um so dringender ans Herz gelegt werden müssen, und daß sie auch schon am Tauftage hingewiesen werden auf die Zeit bis zur Einsegnung, als auf welche die Mitarbeit, die sie nebst den Eltern an den Selen der Kinder übernehmen, vornehmlich sich erstrekt. Sodann aber möchten auch in der Abkündigung der Einsegnung, die acht Tage vor Palmarum geschieht, die Paten der Kinder insonderheit anzureden und auf die Bedeutung des Tages für sie aufmerksam zu machen sein. Ueberhaupt aber ist die Anzeige der Confirmation von der Kanzel eine Gelegenheit, um Eltern und Kinder zum Bewußtsein zu rufen über das, was am Einsegnungstage geschieht. Hierzu würde sich besonders das im Würtemberger Kirchenbuche gegebene Formular eignen. Die Prüfung der Confirmanden erscheint nun als ein nicht zur Feier der Confirmation selbst passender Akt. Beobachte der Geistliche sich doch selbst an dem Confirmationstage, wie schwer wird es ihm, den Uebergang aus der Anrede zur Katechisation und wieder aus der Katechisation zur fernern Anrede zu finden. Da es nun auf dem Lande nicht möglich ist, in die Woche die Prüfung der Kinder zu verlegen, so möchte der Sontag Judica hiezu zu benutzen sein. Es ist ja auch ganz dienlich, wenn einmal der Gottesdienst in anderer, als in der hergebrachten Predigtform abgehalten wird. Mancher, der bei der Predigt zum Träumen geneigt ist, wird schon durch die neue Form aufgeweckt, und was aus dem gewohnten Munde des Selsorgers nicht angenommen wird, findet vielleicht seine Stelle im Herzen, wenn's aus dem Munde der jungen Kinder gehört wird. Wo es irgend möglich ist, mag die Einzelbesprechung des Selsorgers mit den Confirmanden der Einsegnung vorangehen. Der Zustand der Herzen wird da geprüft, und die jungen Selen werden eine jegliche für sich auf die freie Liebe, aus welcher bei der Einsegnung das Bekentnis zum Herrn hervorgehen müsse, hingewiesen. Ein besonderes Augenmerk ist in den Tagen vor der Einsegnung auf die Versuchung zu richten, welche durch Vorbereitung der Kirchenausschmückung den Kindern so leicht erwächst. Wie vielfach wird da der Herzensschmuck der innern Samlung fortgeworfen, während der äußere Schmuck aus Wald und Gärten herbeigeholt wird. Die Kinder sind deshalb in den vorlezten Stunden dringend zu mahnen, daß sie solcher Versuchung widerstehen, und ist Nachfrage zu halten, wie das Verhalten auf den Wegen bei der genanten Beschäftigung gewesen sei. Was von der Ausschmückung der Kirche gesagt ist, das gilt auch von dem Schmuck des Leibes am Tage der Confirmation. Da wird es nun nicht in der Macht des Geistlichen stehen, die Gedanken der Eitelkeit, welche durch das neue Kleid, den zum ersten Male angelegten Schmuck hervorgerufen werden, so ganz unmöglich zu machen; aber wenigstens gesagt werden muß es, daß durch solche Richtung aufs Irdische der innere Segen geraubt wird, und das wenigstens steht in der Macht des Selsorgers, die in roher und unkeuscher Weise sich äußernde Putzsucht in Schranken zu halten. So werde es den Mädchen gesagt, daß Blumen im Har am Einsegnungstage nicht geduldet werden. Es werde auch gefragt, ob etwa die Unsitte besteht, daß Mädchen von Knaben und Knaben von Mädchen mit Schmucksachen beschenkt werden, und wo sich Absichten, diese Unsitte weiter aufrecht zu erhalten, finden, werde es ausgesprochen, daß diejenigen der Einsegnung verlustig gehen, welche das Vorhaben zur Ausführung bringen. Mit noch größerer Strenge jedoch, als bei den Kindern aller die Sinne zerstreuende und vom Ewigen aufs Eitle lenkende Schmuck verboten wird, hat der Geistliche sich selbst vor allem derartigen Prunk in der Confirmationsrede zu hüten. Nach Rührungen jücken Eltern und Kindern wol die Ohren, aber was bessern die Thränen einer nur fleischlichen Liebe? Hier gilt's für den Diener des Herrn, der Versuchung zu widerstehen, und das Wort des Herrn auch auf die Confirmationsrede mit anzuwenden: Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert, und wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert. Diese irdi-

schen Verhältnisse müssen vor dem Heiland, welchem das Gelübde der Treue abgelegt werden soll, in den Hintergrund treten, müssen nicht herschen, sondern dienstbar gemacht werden dem Einen, was noth thut. Auch kann sich die Augenlust in die ganze Anordnung des Confirmationsgottesdienstes einschleichen, wenn der Feier eine größere Bedeutung gegeben wird, als ihr gebührt. So ist's in mancher Parochie Sitte, mit allen Glocken zu läuten, während die Kinder den Segen empfangen. Hierdurch wird der kirchlichen Einrichtung der Confirmation eine größere Ehre erwiesen, als allen andern Festgottesdiensten des ganzen Jahres. Solche falsche Stellung ist zu vermeiden und das Uebermaß abzuthun. Wie übrigens die Kinder bei der Einsegnung durch den festlichen Schmuck, der doch nur zur Hebung der Feier dienen solte, zerstreut werden können, so daß sie über dem Symbol dasjenige vergessen, was dadurch bedeutet wird, über dem neuen Kleid das neue Herz, so kann gar leicht auch von Seiten der versammelten Gemeinde der Augenlust gedient werden, und gibt sich dies denn in allerlei Störung zu erkennen, die gerade am Einsegnungstage am häufigsten vorkomt. Dem wird vorgebeugt durch Nennung dieses Schadens und Warnung davor bei der Abkündigung der Einsegnung. Man bitte geradezu diejenigen, welche für sich selbst Nichts suchen zu ihrem Seelenheil, welche nur der Schaulust dienen wollen, daß sie doch lieber an dem Tage draußen bleiben, um nicht sich selbst zu versündigen und Andere zur Sünde mit zu verführen.

Der größte und entsezlichste Misbrauch aber besteht bei der Confirmation darin, daß, wie schon Eingangs bemerkt, das Ganze nur als eine schöne Sitte, die aber ohne innere tiefe Wahrheit von Jedem in bestimtem Alter mitgemacht werden müsse, angesehen wird. Wie wird aber hier zu helfen sein bei dem unreifen Alter der Kinder, und in dieser für alles christliche Verständnis so unempfänglichen Zeit, in der wir leben? Da gilts am Confirmationstage Eltern und Kindern geradeheraus die Wahrheit zu sagen, wie viel Lüge in dem Gelübde und Bekennis gesprochen wird, wie das Heiligste zum Dienst der sündlichen Eitelkeit gemisbraucht und so der Segen in Fluch verwandelt wird. Und wenn man dabei auch auf verlornem Posten steht, wenn man auch trauernden Herzens von vornherein fragen muß: Was wird's helfen? — das Gewissen fordert das Zeugnis, so muß es ohne Scheu, aber auch ohne Gereiztheit abgelegt werden. Das Uebrige ist dem Herrn anheimzustellen, nur daß man sich nicht teilhaftig mache fremder Sünden, nur daß man sich nicht selbst in die Lügenanschauung der Welt mit hineinfinde, weil's nun einmal nicht anders ist.

Was kann nun aber geschehen, um die Kinder zu bewahren, daß der böse Feind nicht schon an dem Confirmationsnachmittage und Abend allen Segen in Fluch umwandle? Das ist eine schwere Frage. Sitte ist's wol an den meisten Orten, daß die Kinder in ihrem Confirmationsputz bei Verwandten, Nachbarn und Freunden der Eltern sich vorstellen. Auch werden die Paten hiebei wol mit berücksichtigt, und bleibt's ein großer Uebelstand, daß die Kinder um ihre Taufpaten zuerst sich kümmern müssen, statt daß diese um die Eingesegneten sich kümmern solten. Da nun aber doch dieser Umgang an und für sich Nichts verwerfliches enthält, so ist es nicht gerade Gewissenssache, denselben zu untersagen, nur gewarnt werden muß schon in der lezten Unterrichtsstunde vor der Augenlust, die sich auch hiebei so leicht und so viel einschleicht. Schlimmer aber, als diese Spaziergänge des Tages sind die abendlichen Malzeiten, zu welchen die Confirmanden in den Landgemeinden sich zusammenzufinden pflegen. Wie leicht da Mutwille und Roheit zum Ausbruch kommen, welche entsezliche Beweise von der vollkommenen Bewußtlosigkeit, mit welcher das Gelübde für ihn den Heiland abgelegt ist, da gegeben werden von Seiten der Eltern und Kinder, welcher Geistliche hätte das nicht schon bei längerer Amtsführung erfahren. Dennoch ist immer noch kein Grund vorhanden, das Ganze zu verbieten, da eine Vereinigung zu gemeinschaftlichem Male an sich noch nichts Sündliches zu sein braucht. Daher beschränke man sich auf die Ueberwachung. In den lezten Unterrichtsstunden frage man: Werdet ihr euch am Confirmationsabend zusammenfinden, und wo? Ist's ein unchristliches Haus, das sich die Confirmanden zu ihrem Sammelpunkte gewählt haben, so sorge der Geistliche dafür, daß eine andere Familie gefunden werde, wo das Gastmal

veranstaltet wird. Man rede mit dem Hausvater und der Hausmutter darüber, daß Unordnungen nicht gelitten werden dürfen.

Wie einerseits nun in der Confirmation in Rücksicht auf die Taufe ein gewisser Abschluß gefordert werden muß, zu dem die Entwickelung der Taufgnade gekommen sein muß, so ist andererseits in Rücksicht auf das zweite Sacrament, das des heiligen Abendmals, eine Grundlegung zu neuem Fortschritt zu fordern. Es soll die Sele, welche den Segen empfangen hat, nach abgelegtem Bekentnis und Gelübde nun in mehr selbständiger Weise nachjagen dem vorgestrekten Ziele, soll nach freier Entscheidung des Herrn Leib und Blut genießen und so zur innigsten Gemeinschaft mit ihm je länger je mehr durchdringen. So ist nun nicht das Ende des Glaubenslaufs, sondern vielmehr der Anfang dazu jezt vorhanden. Und auch hier besteht der schlimste Misbrauch eben in dem Wahn, als ob mit dem Gelübde der Treue nun die Verpflichtung zur Treue gegen den Herrn aufgehoben sei. Es wird die Einsegnung zu einem rein gesetzlichen Werk herabgewürdigt, das, einmal abgemacht, keine weitern Folgen zu haben braucht für das Wachstum des geistlichen Lebens. Es wird gar nicht erkant, wie nur mit doppelt heiligem Ernst die Herzen sich in stiller Liebeshingabe auf den Genuß des Sacraments bereiten müssen, und wie nach dem Genuß der Segen mit Furcht und Zittern zu bewahren ist, damit von einer Stufe der Heiligung zur andern fortgeschritten und aus der Fülle des Heilandes Gnade um Gnade genommen werden könne. Die Herabwürdigung der Einsegnung hängt so mit der Herabwürdigung des Sacraments genau zusammen, indem Beides nur als gesetzlicher oder doch ordnungsmäßiger Gebrauch angesehen wird. Wie ist da entgegenzuwirken? Zuerst ist ein Misbrauch, dessen sich die Geistlichen selbst im Confirmandenunterricht gar zu häufig schuldig machen, abzustellen. Es ist Vorschrift, daß in demselben vor Allem die Lehre von den Sacramenten, also die Materie des vierten und fünften Hauptstücks nach unserm Katechismus, zu treiben sei. Aber wie wird diese Anordnung vielfach befolgt? Man hält sich bei den ersten Hauptstücken auf; weil es den Kindern noch an der rechten Fassungskraft fehlt, komt man gar zu langsam vorwärts, da soll denn in den wenigen lezten Stunden noch schnell dieses Höchste den Kindern zu eigen gemacht werden. Wie ist das möglich? Man denke deshalb schon bei dem Anfang und hernach im Verlauf des Unterrichts daran, daß auch zur Erklärung der lezten Hauptstücke Zeit übrig bleiben muß. Leider zeugen auch die Katechismuserklärungen davon, daß Lust und Kraft zu einer gründlichen Behandlung den Verfassern, wenn sie an die lezten beiden Hauptstücke gekommen sind, bereits geschwunden ist. Fast durchgängig sind diese Hauptstücke in den Erklärungen oberflächlich behandelt. Man sorge deshalb gerade bei diesen Lehrstücken durch eigne genaue Vorbereitung dafür, daß man über das in den gewöhnlichen Erklärungen Gegebene hinausgehen könne. Wenn man so Zeit und Fähigkeit zur Behandlung der Sacramentslehre gewonnen hat, so suche man weiter eine freie Umsicht zu erlangen, daß man das Praktische, ja auch die äußeren Gebräuche, welche in unserer Kirche sich bei der Sacramentsverwaltung und beim Sacramentsempfang finden, nicht unberücksichtigt lasse. Man bestelle die Kinder, daß sie in der Kirche bleiben bei einer Taufe und bei einer Feier des h. Abendmals, frage sie sodann nach demjenigen, was sie beobachtet haben und setze ihnen die Bedeutung von Allem auseinander. Wo dann die Anmeldung zum Abendmal thunlich ist, verpflichte man die Confirmanden, sich vor jedem Genuß des h. Abendmals zu melden, und führe es ihnen hernach, so oft sie zur Anmeldung kommen, immer wieder vor die Sele, daß das Sacrament des Altars, das Sacrament des Fortschritts in der Gemeinschaft mit Christo dem Heillande sei. Man weise sie an, wie sie vor der Beichte sich selbst zu prüfen haben, etwa nach den zehn Geboten, oder nach der Erklärung des dritten Artikels und wie sie innerlich den Entschluß zu fassen haben, sich aufs Neue ganz ihrem Heilande zu ergeben.

Mit der Verkennung der Einsegnung als der grundlegenden That für den Genuß des heiligen Abendmals und mit der daraus hervorgehenden Herabwürdigung des zweiten Sacramentes zu einem blos äußerlichen Gebrauch hängt der Verfall einer segensreichen Einrichtung zusammen, welche das Wachstum des christlichen Lebens und insonderheit der christlichen Erkentnis in den auf die Einsegnung folgenden Jahren zu fördern bestimt ist. Es sind die kirchlichen Katechisationen

in den drei Jahren nach der Einsegnung wol gerade deswegen eingeführt, weil man das Bewußtsein hatte, daß bei der so frühzeitigen Einsegnung eine weitere Förderung und Befestigung des Glaubens und der Erkentnis den Eingesegneten noth thue und daß diejenige Reife noch keineswegs erlangt sei, welche schon sofort nach der Confirmation ein selbständiges Vorwärtsdringen den Selen ermöglichte. Wers redlich mit sich selber meint und es streng mit sich nimt, der wird ja doch erkennen, wie viel ihm noch fehlt, ja, wie bald er auch Rückschritte macht, wenn er nicht treulich alle dargereichten Mittel gebraucht, um festzustehen und fortzuschreiten. Wie das Schifflein des Glaubens immer gegen den mächtig hereindringenden Strom der Welt ankämpfen muß und nur mit aller Anstrengung vorwärts gebracht werden kann, das komt den Selen, die in der inneren Bewegung des neuen Lebens aus Gott begriffen sind, zum Bewußtsein, und wie gern werden sie jede Dienstleistung, die ihnen hierzu geboten wird, annehmen! Aber hier zeigt sich nun, wenn wir auf den jetzigen Zustand unser Augenmerk richten, die große Erstarrung unsrer Zeit, eine Erstarrung, die nicht bloß unbewußt hereinbricht, sondern die recht absichtlich von den Meisten festgehalten wird. Schreiber dieses hat es vor etlichen Jahren einmal versucht, in dieser Beziehung an die Herzen der Alten und Jungen zu dringen. Es wurden die Listen der in den lezten drei Jahren Eingesegneten angefertigt, wurden diejenigen, welche nach Aussage der im Unterricht befindlichen Confirmanden nicht mehr in der Gemeine waren, ausgestrichen, und nun wurden die Einzelnen vorher in ihren Häusern persönlich vom Geistlichen aufgefordert, an den Katechisationen Teil zu nehmen. Sie wurden erinnert an ihr Gelübde, die Eltern wurden auf ihre Pflicht, auch für die Selen der Kinder zu sorgen, hingewiesen u. s. w. Bei diesem ersten Besuche kam gerade Nichts von Trotz und Bosheit zum Vorschein, wahrscheinlich weil vorausgesezt wurde, daß es mit dem bloßen Versprechen, die Eingesegneten würden erscheinen, sein Bewenden haben werde. Als nun aber die erste Katechisation in jenem Jahre Statt gefunden hatte, wurde die Liste der zum Besuch der Katechisation Verpflichteten wieder vorgenommen und im Confirmandenunterricht nachgefragt, wer von den Verzeichneten nicht Teil genommen habe. Die Angezeichneten wurden nun abermals in ihren Häusern aufgesucht, es wurde ihnen die Lüge vorgehalten, deren sie sich mit ihrem Versprechen, kommen zu wollen, und dem nachherigen Wegbleiben schuldig gemacht hatten, noch einmal wurde ihnen gezeigt, wie im Confirmandenunterricht nur erst der Grund gelegt worden sei, auf dem nun weiter gebaut werden solle, sie selbst, die Eingesegneten, sollten sich nur fragen, wie viel ihnen schon in der kurzen Zeit seit der Einsegnung von dem Besitz der christlichen Wahrheiten geschwunden sei, sie sollten sich jedoch durch die gemachten Rückschritte nicht abhalten, sondern vielmehr hintreiben lassen zur Teilnahme an der Katechisation. Dies und Anderes wurde nun das ganze Jahr über einem Jeden, der ausgeblieben war, immer wieder und wieder vorgehalten. Aber welche Erfahrungen kamen da zum Vorschein! Der Trotz wurde in den Familien, die ihre Kinder nicht schickten, immer größer, je öfter die Mahnung an sie herantrat. Es wurde geradezu gesagt von manchen Eltern, es thue ihnen Leid, wenn ihre Kinder bis zu ihrer Confirmation im vorangehenden Unterricht nicht so viel gelernt hätten, daß sie fest stünden im Glauben und in der Erkentnis. So meinten sie, dem Geistlichen den Vorwurf eines mangelhaften Unterrichts, der sich durch Abhaltung der Katechisationen bekunde, machen zu können. Es wurde ihnen nun aber der wahre Grund, weshalb sie die Kinder zurück hielten, genant: „der liege darin, daß die Kinder schon so frühzeitig in alle Ueppigkeit der Welt eingeführt seien, und daß dieselben sich nun ihres Heilandes schämten, dem sie doch Treue gelobt hätten. Für diese Behauptung wurde denn auch der Beweis der Richtigkeit geliefert, indem ein Vater erklärte, seine Tochter sei bereits heiratsfähig, er könne und werde sie deshalb nicht zur Katechisation schicken. Dabei versprachen aber die Eltern vielfach, gewissermaßen um sich von dem Vorwurf des Widerchristentums zu reinigen, aus freien Stücken, zum gewöhnlichen Gottesdienst wolten sie die Kinder gern schicken, aber nicht zur Katechisation. Und wirklich kamen denn auch solche, die ehedem

selten das Gotteshaus besucht hatten, in jener Zeit fleißig zu den Predigten, mit welchen keine Katechisationen verbunden waren. Ihr Kommen war jedoch mehr eine Protestation gegen die kirchliche Ordnung der Katechisationsgemeinschaft, als eine Bezeugung ihres nicht unkirchlichen Sinnes.

Was bleibt nun aber zu thun übrig, wenn Trotz und Widersetzlichkeit so geradezu daran arbeiten, die segensreiche Einrichtung der kirchlichen Katechisation aufzuheben? Für's Erste ist's natürlich die Pflicht des Selsorgers, daß er alle Mittel der Belehrung unausgesezt zu gebrauchen fortfahre. Die Eltern, wenn sie Kinder zur Aufnahme in den Confirmandenunterricht bringen, sind im Pfarrhause danach zu fragen, ob sie die bereits eingesegneten Kinder zur Katechisation geschickt haben und ob sie sie ferner schicken werden, ob sie auch das einzusegnende Kind an dieser segensreichen Einrichtung später werden Teil nehmen lassen. Sodann sind die Kinder in der lezten Stunde des Confirmandenunterrichts noch besonders zu ermahnen, ihrer Verpflichtung in dieser Beziehung, und zwar nicht blos in dem laufenden, sondern in allen folgenden drei Jahren nachzukommen. Es muß ihnen der Segen der ganzen Einrichtung noch einmal klar gemacht werden, die Frage muß ihnen vorgelegt werden, ob sie dann hernach werden als Lügner erfunden werden, und ob sie sich als Verächter der kirchlichen Ordnung trotz gegebenen Versprechens erweisen würden. Auch bei der Confirmation selbst werde zu der Frage der Agende: Wollt ihr gewissenhaft die Mittel benutzen, die euch Gott gegeben hat, um euch im wahren Christentum zu stärken? hinzugefügt: Insonderheit das Mittel der Förderung, welches in den Unterredungen hier vor dem Altare euch dargeboten wird. Bei der Abkündigung der Katechisation für den nächsten Sontag werden dann Eltern, Lehr- und Dienstherrn, Vormünder und Verwandte der Kinder aufgefordert, doch zu erkennen, was zum Besten der ihnen anvertrauten Selen dient, und sie zur Teilnahme anzuhalten. Auch werde in der Confirmandenstunde gefragt: Wer hat ältere Geschwister, die in den lezten drei Jahren eingesegnet sind? Und nun werden die sich Meldenden beauftragt, zu Haus daran zu erinnern, daß die Verpflichteten kommen sollen.

Noch aber bleibt Eins zu erinnern. Es ist nämlich auch der Selsorger verpflichtet, auf die Schwachheit Rücksicht zu nehmen, und darum ist die Einrichtung der Katechisationen so zu treffen, daß eine gewisse Ordnung darin herrscht. Es werde ein bestimter Zusammenhang festgehalten, so daß also nicht an unbestimten Sontagen alle Monat einmal die Kinder vereinigt werden, nachdem acht Tage vorher die Abkündigung geschehen, sondern daß gleich beim ersten Mal angezeigt wird: Die Katechisationen haben nun begonnen und werden so und so oft alle vierzehn Tage regelmäßig abgehalten werden, das und das wird in den einzelnen Katechisationen durchgenommen werden. Die Kinder können sich nun auch vorbereiten, wenn sie sich vor ihrer Unwissenheit fürchten. Was den Stoff der Katechisationen betrift, so scheint es gerathen, daß nichts Fernes hervorgesucht werde. Der Katechismus, wie er im Confirmandenunterricht durchgenommen ist, muß den Kindern wieder erklärt werden, und ist der innere Zusammenhang des einen Bestandteils mit dem andern, die Gliederung des Ganzen so den Kindern wieder vorzuführen. Dabei darf jedoch die Abstraktion nicht vorherrschen. Im Gegenteil muß den Kindern und den mitanwesenden älteren Gliedern der Gemeine das Ganze lebensfrisch vor die Augen gestelt werden. Etliche Geschichten, die erzählt werden, halten dann auch die Aufmerksamkeit rege. So wird die meiste Frucht geschafft, wenn das Alte, schon von früher Bekante, in neuem frischen Schmuck vorgeführt und so das einmal Erfaßte wieder und wieder ins Bewußtsein gerufen wird. Die Kinder müssen es bei dieser Behandlung der Sache selbst fühlen, daß Schätze, die schon im Entschwinden bei ihnen begriffen waren, ihnen wiedergegeben werden. Auch muß noch Rücksicht genommen werden auf Aengstlichkeit und Scheu, die sich bei den jungen Selen findet. Man vermeide es, zu viel die Einzelnen unter Nennung ihres Namens zu fragen, sondern sei zufrieden, wer auch immer antwortet, wenn nur gerade kein Untereinanderreden entsteht.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Philosophie und der Theologie, der letzteren ordentlichem Professor an der Universität zu Berlin.

Drei und Siebzigster Band.

Juli bis December 1863.

Berlin.

Gustav Schlawitz.

Gunnpeliche

Fichten-Zeitung.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 1. Juli. № 52.

Pastorat und Patronat,

beide gehörten 1848 zu den angefochtensten Ständen, beide sind im Großen und Ganzen treu eingetreten für die derzeit bekämpften Wahrheiten und haben in diesem Kampfe zusammengestanden, beiden ist diese Anfechtung und dieser Kampf sichtlich zum Segen gewesen. Schon vor 1848 war durch Gottes gnädige Führung ein neues Leben in der Kirche, vornämlich in dem Pastorat erwacht, die Erkenntnis des tiefen Verderbens, welche das Jahr 1848 brachte, hat in weiteren Kreisen den Patronat aufgewekt.

Ueber dem Kirchen-Patronat schwebt noch, wenn auch seit der Revision der V. U. wesentlich abgestumpft, das Schwert des Art. 17 derselben. Aber auch gegen den Pastorat wird in seinen Grundfesten Sturm gelaufen. Er hat seine ganze Bedeutung, er erlangt allen Segen, welchen er der Welt spendet, aus dem unmittelbaren Auftrage Gottes, aus der treuen Verkündigung seines ewigen Wortes, er soll statt dessen herabgedrükt werden zu einem Organe der Mehrheit der Gemeinde und verkünden, wonach ihr die Ohren jücken. Der neue Aufschwung, welchen die Demokratie in Folge der Vorgänge der leztvergangenen Jahre in unserem Vaterlande, durch ganz Deutschland genommen hat, macht sich bei uns selbst zur Zeit noch vornämlich auf politischem Gebiete geltend, sucht sich aber — wie 1848 in politischer Beziehung — von Südwesten her allenthalben auch des kirchlichen Gebietes zu bemächtigen.

Gerade in gegenwärtiger Zeit ist daher die Besprechung des Pastorates und Patronates, auch speziel in dieser Verbindung gewiß ein für Versamlungen geeigneter Gegenstand der Berathung, welche kirchliche Fragen die für die Gegenwart von besonderem Interesse sind, zur Besprechung bringen.

Sie werden es billigen, wenn ich in dem mir gewordenen Auftrage eines Correferates über diese Frage, über welche zunächst mit Recht ein Geistlicher zu sprechen berufen worden ist, nach meinem Lebensberuf die Mahnung gefunden habe, mich wesentlich auf den Patronat und seine Stellung zum Pastorat zu beschränken.

Der Patronat ist nicht blos — wie nach der Geschichte der Entstehung unserer V. U., von der politischen Demokratie angefochten. Es würde das schließlich bei einem kirchlichen Institut, wie der Patronat ist, von untergeordneter Bedeutung sein. Das Wort des Herrn, „seid getrost, ich habe die Welt überwunden", hat eine ewige Kraft, und so lange der Herr in der Kirche als seinem heiligen Leibe lebt, wird die Kirche fort und fort die Welt, auch die Demokratie in ihr überwinden. Wie eine staatliche Wiedergeburt gründlich und dauernd nur getragen werden kann von einer lebendigen Kirche, so haben geistige Irtümer auch für das Staatsleben erst dann eine drohende Gefahr, wenn die Welt und mit ihr jene Richtungen in die Kirche eingedrungen sind. Der Art. 17 der V. U., wie er jezt lautet, kann — und muß daher mit Rücksicht auf die der Kirche nach Art. 15 derselben V. U. garantirte Autonomie — so aufgefaßt werden, daß das staatliche Gesetz die Bedingungen der Aufhebung des Patronats nur regeln will, nachdem die Kirche dies etwa selbständig beschlossen hat, es will für einen solchen Fall innerhalb seines Rechtskreises der Staat mit der Kirche Hand in Hand gehen.

Der politischen Demokratie parallel läuft eine Richtung in der Kirche, welche — wie jene im Staate, die bestehenden Ordnungen zersetzen, die Unterschiede der Stände aufheben will — in misverstandenem Hyperprotestantismus, von dem allgemeinen Priestertum der Christen ausgehend, die volle Gleichberechtigung aller in der Kirche fordert. Sie verkent vollständig die gliedlich organische Natur der Kirche als des Leibes Christi, sie kann also eigentlich nicht einmal von Gliedern, ja auch nur von Mitgliedern der Kirche sprechen, sondern nur von Teilnehmern der Genossenschaft; denn jene Natur der Kirche ist so mächtig, so untrennbar mit ihr verbunden, daß sie selbst in der Bezeichnung der ihr Angehörenden als Glieder derselben zum Ausdruck komt.

Umgekehrt kann aber auch die katholische Kirche, obschon sie das Laien-Patronat anerkent, dasselbe doch schon um deshalb nicht zur vollen Geltung kommen lassen, weil bei ihr in der Kirche nur der geistliche Stand berechtigt ist, die Laien in der Kirche keine Berechtigung haben. Sie hat deshalb von Anfang an das Laienpatronat als eine ausnahmsweise Begünstigung darzustellen und in möglichst engen Schranken zu halten gesucht.

Anders die evangelische Kirche deutscher Reformation, in der wir leben und in der obige Frage gestelt ist. Der Patronat ist keine unmittelbar von dem Herrn getroffene Institution wie der Pastorat. Er hat kein Wort, keine That des Herrn für sich, wie jener in Joh. 20, 21—23 nach des Herrn Auferstehung. „Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich Euch." Und da er das sagte, blies er sie an und spricht zu

ihnen: „nehmet hin den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten" — oder wie sein leztes Testament vor der Himmelfahrt Matth. 28, 18—20: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie" — oder wie es eigentlich heißt: machet sie zu Jüngern, indem ihr sie tauft — „im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Und lehret sie halten alles, was ich Euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende." — Oder auch nur wie das Zeugnis des Apostels Eph. 4, 11: „Er hat etliche zu Aposteln gesezt, etliche aber zu Propheten, etliche zu Evangelisten, etliche zu Hirten und Lehrern." Der Pastorat ist aus dem Apostolat unmittelbar hervorgegangen, ja er war darin bereits enthalten. Wie danach nicht uranfänglich, so ist der Patronat also auch nicht nothwendig zum Bestehen der Kirche. Er hat nicht zu allen Zeiten, er hat nicht in allen Teilen der Kirche bestanden, er wird voraussichtlich in seiner vollen Bedeutung auch nicht bis zur Wiederkunft des Herrn in ihr bestehen. Darum ist er aber keineswegs eine blos menschliche Einrichtung, welche dem Wesen der Kirche nicht entsprechend und ihr von außen aufgedrängt, möglichst schnell zu entfernen wäre, — ebensowenig wie die Diakonie darum eine blos menschliche Einrichtung, weil sie erst später von den Aposteln bei Gelegenheit eines sich herausstellenden Nothstandes begründet wurde; oder der Episkopat, welcher erst bei der weitern Entwickelung der Kirche als eine höhere Stufe des Amtes des Wortes, dem die Aufsicht über das Amt und das Kirchenregiment zukomt, sich herausgebildet hat. Der Herr ist das wahrhaftige und lebendige Haupt der Kirche, er leitet sie auch gegenwärtig noch, obschon wir ihn mit unseren leiblichen Augen nicht sehen. „Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren", „und aber über ein Kleines so werdet ihr mich sehen, denn ich gehe zum Vater", — sollen wir uns unerschütterlich fest im Glauben ins Herz prägen. Soll die Kirche die Welt nicht vernichten, sondern überwinden, so muß sie sich mit der Ausdehnung und dem Wachsen dieser Aufgabe selbst je mehr und mehr weiter entfalten, und die dazu im Laufe der Geschichte, analog den ihr gegenüberstehenden Verhältnissen der Welt, dienenden, aus ihr hervorgewachsenen Einrichtungen sind darum ebenso gewiß göttlicher Sanktion und göttlichen Ursprungs; und sie einer vorgefaßten abstrakten Idee zu Liebe aufgeben, ist eine Versuchung Gottes, ein Eingreifen in sein Regiment. Derselbe Apostel, welcher Eph. 4, 11 die erwähnten Aemter als unmittelbarer göttlicher Stiftung nent, der fügt gleich in dem Folgenden hinzu, daß diese Aemter den erhabenen Beruf haben, den Leib Christi zu erbauen — in welchem ein Glied am andern hängt durch alle Gelenke, damit eines dem anderen Handreichung thut, nach dem Werk eines jeglichen Gliedes in seinem Maße, und macht, daß der Leib wächst zu seiner Selbstbesserung. Derselbe Apostel bringt 1 Cor. 12, 28 jene Aemter in unmittelbare Verbindung mit den Gaben, welche

der Herr überhaupt den Gliedern seiner Kirche verliehen hat weil jene Aemter nicht ohne diese Gaben bestehen können und weil jede Gabe sofort in den Dienst des Herrn und seiner Gemeinde gestelt werden soll. Unter jenen Gaben kommen auch die der Helfer und Regierer, zu beiden gehört der Patronat. Die Reihe begint mit dem Apostolat, sie schließt mit „mancherlei Sprachen." Sind diese göttlichen Ursprungs, wird man auch dem auf jene basirten Patronate ihn nicht streitig machen können. Findet sich aber auch kein Wort des Herrn, kein bestimter Ausspruch der Apostel über den Patronat in der heiligen Schrift, eine wunderbar köstliche Geschichte enthält sie, welche durchzogen ist von der Gesinnung, auf welcher der Patronat beruht, welche auch nach den verschiedensten Seiten die Ansätze zu dem später entwickelten Institut desselben enthält, — die von Lucas erzählte Heilung des kranken Knechts des Hauptmanns von Capernaum. Er ist ein Hauptmann, einerseits also dem Obersten — wie St. Petrus den König bezeichnet — unterthan, andererseits hat er selbst viele Kriegsknechte unter sich. Er liebt diese Knechte, er sucht für den todtkranken in Glauben und Demut Heilung beim Herrn. Er liebt aber auch das Volk Gottes, er erbaut ihnen die Schule, und die Aeltesten der Juden kommen zu Jesu und bitten ihn mit Fleiß für den Hauptmann und seinen Knecht. Der Herr aber gibt ihm das gewaltige Zeugnis: „ich sage Euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden", und heilt seinen Knecht. O daß doch alle Patrone an diesem — vielleicht einem deutschen Hauptmanne — ein Beispiel nähmen, daß doch zwischen ihnen allen und den Pastoren solch ein Verhältnis wäre, wie zwischen ihm und den Aeltesten der Juden. Nur das fehlt noch zur Vollendung des Patronatsverhältnisses als einer kirchenrechtlichen Institution, daß der Hauptmann — was ja die unmittelbare Folge jener seiner Berührung mit dem Herrn gewesen sein wird, auch äußerlich dem Volke Gottes angehörte.

Aus dem Zusammentreffen dieses Umstandes mit den in der Geschichte dargelegten Verhältnissen entwickelt sich ganz von selbst ein wahrer Patronat.

Die ersten Anfänge eines Patronats im Abendlande berichtet die Kirchengeschichte bei der Stiftung von Kirchen von Bischöfen einer anderen Diözese, bald aber auch von Laien, die Kirchen stifteten und dotirten. Es ist vollkommen gerechtfertigt, daß der Stifter, welcher das neue Institut dem Gesamtorganismus der Kirche einfügt und ihrem Entwickelungsgange damit unterwirft, sich doch selbst die Wahrnehmung seines Schutzes, der Erhaltung desselben zu dem ursprünglichen Zwecke vorbehält, daß ihm also Fürsorge und Schutz für die äußere Existenz, aber ebenso Fürsorge für die Erhaltung des Glaubens verbleibt, welcher ihn zu der Stiftung vermochte, durch Auswahl des an der Kirche wirksamen Geistlichen aus der Zahl derer, welche die Kirche überhaupt zu solchem Amte für befähigt erklärt und durch Präsentation desselben an das Kirchenregiment zur Bestätigung. Die Kirche durfte zunächst formel keinen Anstand nehmen, solch Verhältnis zu sanktioniren. Allerdings ist die Vokation der Geist-

lichen ein Teil des sonst dem Kirchenregiment zustehenden Amtes, allein zu der Gesamtheit der dabei erforderlichen Funktionen hat die gesamte Kirche in allen ihren Organen, dem Regimente, dem Pastorate, der Gemeinde zusammenzuwirken, mit welchem genau begrenzten Anteile jeder von ihnen, ist nicht so wesentlich. Steht der Gemeinde überhaupt ein Anteil zu, so kann wol ein Teil der Befugnisse des Regiments dabei einzelnen Laien in der oben angedeuteten scharfen Begrenzung zugewiesen werden, die insoweit am Kirchenregiment Anteil erhalten, darin aufgenommen werden. Die Berechtigung wird materiel erworben durch den der Kirche geleisteten Dienst bei Stiftung der Kirche, und Dienst der Kirche ist nach des Herrn wiederholtem Ausspruche, ist nach seinem eigenen Vorgange der vollgültigste Titel zur Erwerbung von Berechtigungen, zur Anteilnahme am Regimente in ihr, ist die Bedingung der Erhaltung derartiger Berechtigungen. Marc. 10, 43: „welcher will groß werden unter euch, der soll euer Diener sein" — „denn auch des Menschen Sohn ist nicht kommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zur Bezahlung für viele" — und Phil. 2, 5—10: „Ein jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war," — „er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz, — darum hat ihn auch Gott erhöhet und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erden sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei."

Aber es ist aus diesem Entstehungsgrunde des Patronats nur schwer seine Uebertragbarkeit, und gar nicht die Alimentationspflicht der vermögenden Kirche gegen den verarmten Patron zu erklären. Etwas näher schon liegt der Erklärungsgrund durch die Erwägung, daß erweislich, namentlich in Franken, zahlreiche Patronate damit entstanden sind, daß die Gutsherren ihre Privat-Oratorien für den öffentlichen Gottesdienst hergaben und sich dabei derartige Rechte vorbedangen, — aber die große Masse der vorhandenen, mit dem Grundbesitz verbundenen Patronate läßt sich durchaus nicht darauf zurückführen, und wo es der Fall ist, wie kam die Kirche dazu, jene Vorbehalte anzuerkennen? Vielmehr ist die Entstehung der Oratorien und das daraus hervorgegangene Patronatsverhältnis nur aus demselben Grunde zu erklären, wie das Patronatsverhältnis bei den germanischen Völkern überhaupt.

Wir finden den Patronat in seiner Entwickelung und Ausbildung überhaupt vornämlich bei den germanischen Völkern, die nach ihrer Naturanlage vor allen andern Völkern von Gott zu Trägern tiefer, großartiger, mannichfach gegliederter Bildungen in Kirche und Staat berufen waren. Eng mit ihrer ganzen Denk- und Handlungsweise verwachsen, eine Grundlage ihrer gesamten politischen und rechtlichen Entwickelung, war die Auffassung, welche sie von dem Grundeigentum und von seiner Bedeutung für das öffentliche Leben hatten. Nicht das ist sein eigentliches Wesen, wie man durch fremdländische Gesetzgebung und neue Ideen verführt gemeiniglich annimt, daß man damit machen kann, was man will, — vielmehr bestand seine Natur wesentlich darin, daß man darüber nicht willkürlich verfügen konnte, daß verschiedene Personen die verschiedenen Seiten der in ihm liegenden Berechtigungen — die Gewahre daran — geltend machen konnten, daß es seine Bedeutung nicht blos für den Besitzer, sondern mehr noch für den Gesamtorganismus der Gemeinde hat, daß zugleich mit dem Recht daran die überkommene Pflicht lebendig im Bewußtsein ist, so daß der Besitz selbst wie ein Amt erscheint. Die Grundbesitzer, auf deren Territorien Kirchen erbaut wurden, machten daran dieses Eigentumsrecht, die Gewahre, geltend. Nur so läßt sich bei uns die Allgemeinheit jenes Patronatsverhältnisses, lassen sich die verschiedenen mit dem Patronate verbundenen Pflichten und Rechte erklären, lassen sich die anfänglich allgemein erhobenen und teilweis auch durchgesezten Ansprüche an wesentliche Teile des Kirchengutes verstehen. Allein aus dieser echt germanischen Auffassung heraus wird es begreiflich, wie die auf Grund von Diensten, welche der Kirche geleistet waren, erlangte Berechtigung sich umwandelt in die mit einer bestimten Stellung zur Kirche und ihrer Berechtigung ohne weiteres verbundene, allgemein anerkante Pflicht, ihr zu dienen.

Als die Verhältnisse des Grundbesitzes und seine Bedeutung fürs öffentliche Leben eine andere Gestalt annahmen, auf ihm vornämlich das Lehnswesen sich ausbildete, ging auch der Patronat auf diese Entwickelung ein, er wurde als Lehen vergeben, und sogar die Verleihung des Pfarramts häufig als eine Belehnung mit demselben aufgefaßt.

Ganz mit Recht hat gegen die auf diese Auffassung gegründeten weitgreifenden Ansprüche des Patronats die katholische Kirche auf das Entschiedenste reagirt. Der gewaltige, ganz Deutschland bewegende Investiturstreit, die Stellung des Kaisers zum Papst in ihm, spiegelte sich ab in den Kämpfen wegen der Berechtigung des Patronats. Die katholische Kirche wollte und konnte nach ihrer Auffassung überhaupt keine Laienberechtigung in der Kirche anerkennen, die hervorragenden Laien nahmen diese selbständig, nicht eingefügt in den Gesamtorganismus der Kirche, wol gegen sie in Anspruch. Dieser Kampf wurde für den Patronat zulezt ganz entsprechend dahin ausgeglichen, daß ihm die Auswahl und Präsentation, der Kirche die Prüfung der Tüchtigkeit und die Bestätigung des präsentirten Geistlichen verblieb. Durch diesen Austrag des Kampfes wurde — wenn auch von Seiten der katholischen Kirche unter der Annahme der Vergünstigung — eine Laienberechtigung in der Kirche anerkant und bis auf die Zeit der Reformation erhalten, und bei der sonst so tief gehenden Divergenz beider Kirchen in dem Patronat ein gemeinsames Institut, in welchem sogar durch gegenseitige Zulassung der Ausübung dieses Rechts auch in der anderen Confession eine nicht gering zu achtende Anerkennung ihrer über alle Differenzen weit hinausragenden gemeinsamen Grundlage enthalten ist.

Durch die Reformation endlich gewann der Patronat inso-

fern er einem Mitgliede der evang. Kirche zustand, noch eine weitergehende Bedeutung.

In Deutschland hatte die Stellung der Landesherren in politischer Beziehung eine andere Natur angenommen; das Lehnswesen war gelockert, wie von den Landesherren zum Kaiser, so von ihren Lehnsmännern gegen sie, die Landesherren waren selbständiger, unabhängiger geworden, ihr Charakter als der Landesobrigkeit in ihren Territorien und der ihrer Lehnsleute als der unter ihnen stehenden Lokalobrigkeiten trat isolirter, aber um so prägnanter hervor. Die christliche weltliche Obrigkeit war in der Kirche schon von früh an allgemein als Beschützer und Pfleger der Kirche angesehen und angerufen. Bei der Noth des Landes zur Zeit der Kirchenreformation, wo der Episkopat es verweigerte, derselben sich anzunehmen, der Kaiser ihr feindlich entgegentrat, leisteten die evangelischen weltlichen Obrigkeiten, auf Grund jener ihrer Stellung, als ihre Schützer und Pfleger ihr diesen Noth- und Liebesdienst, indem sie alle ihre Gaben und die ihnen anvertraute Macht in den Dienst der Kirche stellten. In Folge dessen erhielten sie von selbst unmittelbar mit der Einführung der Reformation einen wesentlichen Anteil an ihrem Regimente; es konnte ein solcher Anteil an dem Regimente von den Reformatoren anerkant werden nach der von ihnen festgehaltenen Laienberechtigung in der Kirche.

Wie mit dem Investiturstreite zwischen Kaiser und Papst die Frage nach der Berechtigung der Patrone parallel lief, so war ganz naturgemäß, daß die Geltendmachung jener Grundsätze zur Zeit der Reformation rücksichtlich der Landesherren nicht ohne Einfluß auf die Stellung der Patrone als der christlichen Lokalobrigkeiten bleiben konnte. Allerdings ist der Entstehungsgrund des Anteils der Landesherren am Kirchenregimente ein spezifischer, die ihnen zustehende Landeshoheit, aber er knüpft an den ihnen obliegenden Schutz und die Pflege der Kirche an, er beansprucht von ihnen, daß sie mit der ihnen anvertrauten Macht der Kirche dienen, er geht aus von der diesem Dienst entsprechenden Laienberechtigung in der Kirche, und das alles fand ganz analog auch rücksichtlich der Patrone statt, wenn freilich auch in Folge der verschiedenen Machtstellung die Beteiligung und Berechtigung eine verschiedene wurde.

Auch hier ist das Verhältnis im Laufe der Zeit überspant worden; aber verhältnismäßig in viel höherem Grade in der Stellung der Landesherren, als der der Patrone, ja die Ausbildung des Kirchenregiments der Landesherren, welches jedes andere Recht der Kirche zu absorbiren strebte, ist es gewesen, welche auch die Stellung der Patrone durch büreaukratischen Druck gleichzeitig ungebührlich verkürzte und sie mit den sonstigen Organen der Kirche zum Schutze deren Selbständigkeit und Freiheit gegen jene Vergewaltigung verpflichtet und aufruft.

Diese Stellung des evangelischen Patronats nach der deutschen Reformation hängt zusammen mit der Idee des christlichen Staates, in welchem die verschiedenen Obrigkeiten Wächter beider Tafeln des Gesetzes sein, mit ihrer obrigkeitlichen Gewalt dem Herrn dienen sollen, sie muß und wird daher aufhören, wenn es den gottfeindlichen Mächten gelingen sollte, den Staat seines christlichen Charakters zu entledigen, die obrigkeitlichen Organe statt für die Kirche zu ihrer Verfolgung dienstbar sein zu lassen, oder auch dann, wenn im großen und ganzen die Kirchenpatrone mit einer obrigkeitlichen Stellung nicht mehr betraut sind. Voraussichtlich wird lezteres vorausgehen, ersteres nachfolgen, denn die in jenem Punkte siegende Demokratie würde bei einem solchen Erfolge nicht stehen bleiben, mit ihm würde aber auch die Demokratisirung der Kirche Hand in Hand gehen, und die lezten Consequenzen dieser Siege würden nicht ausbleiben.

Die Geschichte des Patronates hat nach der bisherigen Darlegung alle verschiedenen Entwickelungsstufen der Geschichte, speziel der Kirchengeschichte durchgemacht, sie ist eine Kirchengeschichte im kleinen. Das beweist sein Verwachsensein mit der Kirche und wie es ohne wesentliche Beschädigung derselben nicht aus ihr herausgerissen werden kann. Es ist nicht nach einem fertigen Systeme vollendet in die Kirche eingetreten, es haben sich in ihm die verschiedensten Ideen und Mächte bekämpft, erst aus dem Kampfe hat sich jedesmal die richtige kirchliche Stellung entwickelt, erst nach demselben war der Weg, welchen Gott zum Heil der Kirche dabei gegangen, ersichtlich. Es ist das aber der Weg, welchen der Herr überhaupt mit seiner Kirche geht.

Jene Stellung des Patronates in der Kirche beruht darauf, daß die Kirche überhaupt nicht die natürlichen Verhältnisse ignorirt oder nivellirt, vielmehr bemüht ist, sie zu durchdringen und zu heiligen. Nicht einmal die Sklaverei hat die Kirche ohne weiteres abgeschaft, sie verbreitet eine Gesinnung, welche auch das drückendste Verhältnis mildert, wertvoll macht, oder durch welche es als eine wurmstichige Frucht von selbst abfält. Bei einem anderen Verfahren würde die unaufgehobene Sünde auf Grundlage der nicht zu beseitigenden natürlichen Verhältnisse trotz der Aufhebung der Einrichtung dieselben Uebelstände sofort in anderer Gestalt, und noch drückender hervorrufen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 4. Juli. № 53.

Pastorat und Patronat.

(Fortsetzung.)

Die evangelische Kirche singt: „in unser armes Fleisch und Blut verkleidet sich das höchste Cut. Kyrieleis". Wie der Herr sich herabgelassen und menschliche Gestalt angenommen hat, so geht auch die christliche Kirche als sein Leib ein auf die Gestaltungen des menschlichen Lebens, welche die einzelne Persönlichkeit ergänzen und erweitern. Wol hafteten dem Herrn durch seine menschliche Natur unsere Schwächen an. Auch die Kirche ist durch dies Sich Herabsenken in mancher Beziehung geschwächt, entstelt worden, — allein von dieser Schwäche gilt des Apostels Wort: „wenn ich schwach bin, so bin ich stark" — und „darum will ich mich am liebsten meiner Schwachheit rühmen, auf daß die Kraft Christi in mir mächtig sei". Wie der Herr selbst darum erhöht ist, und Gott ihm einen Namen gegeben hat, der über alle Namen ist, und aller Kniee sich vor ihm beugen müssen, weil er sich zuvor erniedrigt hat bis zum Tode am Kreuz, so liegt in solchem Herabsteigen der Kirche in die menschlichen natürlichen Verhältnisse und der Entwicklung im Kampfe mit ihnen ihre ganze Kraft, es liegt darin ihr liebevolles Erbarmen, sie kann dadurch allein jene Verhältnisse des menschlichen Lebens mit der Kraft des Salzes reinigen und erneuen. Soll aber durch die Aufnahme der christlichen Obrigkeit in den Organismus der Kirche diese nicht sich selbst entfremdet, nur ein anderweites Gebiet der Staatsthätigkeit werden, so muß, und zwar nicht blos dem Patronate, sondern auch der landesherrlichen Gewalt gegenüber in allen Organen der Kirche, auch in deren Regimente, der Pastorat den activen Mittelpunkt bilden, weil ihm die Verkündigung des Wortes Gottes, die Austeilung der Sacramente, die Pflege der Selsorge, die Handhabung des Bannes übertragen ist, — überhaupt also die Wahrnehmung der ewigen Heilsgüter, durch welche der heilige Geist die Kirche erhält und leitet. Der Beruf der Laien in der Kirche ist auch jezt noch wie zu der Zeit der Apostel im allgemeinen der: zu bestätigen oder abzuwehren, zu erhalten, schützen, helfen, fördern. Es ist jedoch völlig sachgemäß und dem Geiste der heiligen Schrift wol entsprechend, das nothwendige Zusammenwirken beider Elemente durch eine gemeinsame Wirksamkeit, durch das Hinzutreten von Laien-Elementen zu den pastoralen in einem Organ herzustellen.

Umfaßt die Kirche das gesamte in sich geordnete, gegliederte Volk, so findet es naturgemäß in seiner, der Kirche gleichfals angehörenden Thätigkeit dazu seine gegebene Vertretung; wie die Kirche in dem von Gott der christlichen Obrigkeit anvertrauten Berufe eine zur Erbauung des gesamten Leibes des Herrn überaus wertvolle für sich nutzbar zu machende Gabe, einen ihr zu Gute kommenden, sie verpflichtenden Dienst. Sie wird also, die sonst nothwendigen Bedingungen vorausgesezt — gerade die geeigneten obrigkeitlichen Elemente vor anderen unter die Laienberechtigten mit aufnehmen, sobald sie diese überhaupt sucht, aber sie hat diese Berechtigung überhaupt so abzumessen, daß sie nicht eine entscheidende, positiv-schöpferische in dem kirchlichen Organismus sein kann, sondern nur auf eine bestimt begrenzte Thätigkeit oder zur Abwendung von Corruptionen in dem Organismus, oder einer schadenbringenden Wirksamkeit desselben gerichtet ist, nur auf Grundlage und zum Schutz des kirchlichen Bekentnisses, nicht über demselben oder gar gegen dasselbe.

In der Beziehung hat das Patronat gerade in der jetzigen Zeit nach verschiedenen Seiten hin eine wesentliche Bedeutung für die Kirche. Der Territorialismus sucht die Kirche in büreaukratische Banden zu schlagen, — der Collegialismus sucht sie zu demokratisiren und zu zersetzen. Beide sind, wenn auch aus verschiedenen Ursachen und in verschiedenen Richtungen, der Kirche gleich gefährlich, lösen sie in ihrer Einheit auf, zersetzen sie in Atome, misachten das kirchliche Bekentnis, verfolgen ihre treuen Glieder und Bekenner. Beiden steht die individuelle Berechtigung des Patrons, die Kirche in ihrem rechtlichen Bestande auch rücksichtlich des Bekentnisstandes zu schützen, wie ein Damm entgegen, weil sie mit weitgreifenden, nicht leicht zu entbehrenden und anderweit zu ersetzenden Pflichten verbunden ist. Die Revolution vermag wenig gegen die Berechtigungen, deren eigentliche Grundlage die Leistung von Pflichten ist. Wo der Bekentnisstand einer Kirche gefährdet und seine Continuität im Kirchenregimente nicht gesichert ist, da geht die Pflicht, für seine Wahrung einzutreten, um so nachdrücklicher auf die einzelne Gemeinde und ihre speziell dazu berufenen Organe über, und mit der Uebung dieser Fürsorge, der allernothwendigsten in der Kirche, welche es gibt, geht von selbst auch der Segen solcher Fürsorge, der darauf basirte Einfluß auf die Kirche, auf die Organe über, welche ihr sich unterziehen. Der Patron ist dazu nach seiner ganzen Stellung, nach der Abzweigung seiner Berechtigung von der des Kirchenregimentes recht eigentlich berufen, und das Eintreten der Patrone dafür in jetziger Zeit besonders geboten, und

wenn es treu und nachdrücklich geschieht, hinwiederum für ihre Stellung von bleibendem Erfolge. Schädigungen der Kirche rücksichtlich des Bekentnisses waren der Grund des Kirchenregimentes des Landesherrn, weil sie sich derselben annahmen, und ihre Beseitigung jeder andern Rücksicht voranging. Vernachlässigung dieser Pflicht wird den Landesherrn wie den Patronen ihre kirchliche Stellung nehmen.

Die Kirche, obschon göttliche Stiftung und Heilsanstalt, ist doch hier auf Erden bis zur Wiederkunft des Herrn in menschlicher Gestalt. Die Schwäche und Sündhaftigkeit der Menschen bedingt es, daß auch in ihnen verschiedene Meinungen, Parteien existiren. Nach dem Worte des Herrn: „viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt", nach der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur und der unnachsichtigen Forderung des Herrn, daß, wer sein Jünger sein wolle, allem absagen müsse, ist anzunehmen, und die Kirchengeschichte bestätigt es, daß im allgemeinen, bis auf besondere Gnadenzeiten der Kirche, die ernstere, treuere Partei in der Minderheit, nicht die herrschende, sondern die verfolgte sein wird. Sie würde, leicht aus der Kirche ausgeschlossen, für diese nicht einmal mehr ein Salz werden, wenn das bestehende Kirchenregiment die Anstellungen der Geistlichen ganz allein in der Hand hätte und seine rigurose Einseitigkeit bei den Anstellungen nicht durch die Berechtigungen der Patrone durchbrochen würde. So lange Geistliche von entschiedenem Bekentnis in unserer Kirche nicht Superintendenten, oder Mitglieder des Kirchenregimentes werden können, — ist das Patronatrecht auch bei uns ein unentbehrliches, Gottes Erbarmen recht zu dankendes, — wenn immerhin schwaches Heilmittel gegen derartige Schäden.

Katholische gläubige Geistliche protestirten aus dem Grunde dagegen, daß der evangelische Landesherr sein Präsentationsrecht für verschiedene katholische Stellen ohne weiteres in die Hände der Bischöfe lege, — es sei ein von Gott gegebener Weg, da auch in der katholischen Kirche tiefgehende Differenzen vorhanden wären, die starre Einseitigkeit bei Besetzung derselben von Seiten der leztern zu vermeiden, deren Macht dadurch, daß der Staat alle die Garantien, welche die Kirche früher gegen solche Einseitigkeit besessen, im Laufe der Zeit zerbrochen und jene Berechtigungen an sich gezogen habe, wenn er diese nun ohne weiteres den Bischöfen übertrage, dadurch eine so zu sagen absolute werden würde.

Wir glaubten bis dahin unter germanischen Völkern, in England und Deutschland Volkskirchen zu haben. Man verstand darunter, daß das Christentum das Herz des gesamten Volkslebens war, die kirchlichen Einrichtungen mit diesem Leben sich einheitlich allenthalben durchdrangen. Das Christentum ließ sich zu ihnen herab, um sie desto sicherer zu sich empor zu ziehen. Gegenwärtig bahnen sich neue Volkskirchen an, in ganz anderem Sinne, in welchen von dem Christentum aufgegeben werden soll, was der Gesinnung und Gesittung der Masse des Volks zuwider ist. Das Christentum, welches der Geist ist, soll, um ihnen zugänglich zu werden, sein eigentliches Wesen umwandeln in die Natur der Massen, welche das Fleisch ist. Ein gemeinsamer Cultus existirt dann nicht mehr, ein jeder dient seiner Lust, zunächst unter dem Deckmantel der äußern Form des Christentums, bis zulezt auch der Ausdruck durch die innere Gemeinheit bestimt werden wird, bis der Greuel der Verwüstung an der Stelle stehen wird, an der er nicht stehen soll. Kein Organ, welches diesem hereinbrechenden Verderben Widerstand zu leisten geeignet ist, welches von denen, die bewußt oder unbewußt die Kirche dieser Entwicklung zuführen, als Hemmnis auf dieser Bahn erachtet wird, ist gering zu achten und Preis zu geben. Dazu gehört auch der Patronat.

Von dieser Auffassung aus war es ein großer Irrtum in dem ersten Entwurfe der kirchlichen Gemeinde-Ordnung, daß der Patronat darin gar keine Stellung fand. Man hat dies bei ihrer zwangsweisen Einführung in etwas verbessert, indem der Patron ohne Stimmrecht den Sitzungen des Gemeinde-Kirchen-Rathes beiwohnen kann und von dem Inhalte der Beschlüsse Kentnis erhält. Richtiger aber hätte, nach den in der sogenanten Monbijou-Conferenz gefaßten Beschlüssen, der Patron bei dem Vorhandensein der entsprechenden kirchlichen Qualitäten Mitglied derselben sein müssen unter Vorsitz des Pastors. Denn das Recht des Vorsitzes beim Kirchenvorstande gibt kein Recht zum Vorsitz in diesem davon ganz verschiedenen Organ. Nach obiger Ausführung muß der Pastor darin der active Mittelpunkt sein. — Die jetzige Einrichtung zerreißt die Thätigkeit des Gemeinde-Kirchen-Rathes, indem die Vermögens-Verhältnisse schließlich ohne sein Zuthun von dem Patron und den Kirchenvorstehern erledigt werden, es bringt die leztern, welche vom Patron ernant, als Kirchenvorsteher unter ihm stehend, ihrerseits vollberechtigte Mitglieder des Kirchen-Rathes sein sollen, in eine ganz schiefe Stellung. Es läßt den Patron außerhalb des neuen Organs, auf dem doch die ganze weitere Entwickelung der Kirche beruhen soll, und gibt ihn so dem Absterben preis. Der Gemeinde-Kirchen-Rath wäre das beste kirchliche Erziehungsmittel des Patrons gewesen, hätte ihm seine Gaben, seine Hilfe dienstbar gemacht namentlich auch zur Einwirkung auf die dem Patron in der Gemeinde Gleichstehenden, auf welche jezt eine solche Einwirkung des Gemeinde-Kirchen-Rathes sehr schwer ausführbar sein wird. — Wenn das Wesen des neuen Instituts, sofern es von gutem Erfolge sein soll, doch nicht darin bestehen kann, die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten nunmehr Vertretern der Gemeinde in die Hand zu geben im Gegensatz zum Pastor und Kirchenregimente, vielmehr das Herablassen des Kirchenregimentes zur Gemeinde nur darin bestehen kann, daß Glieder von ihr aufgenommen, erhoben werden in das Kirchenregiment, so kann mit einem Schein Rechtens nicht derjenige davon ausgeschlossen werden, welcher bereits einen Teil der kirchenregimentlichen Befugnisse inne hatte. — Es würde auch die Zuziehung einzelner Patrone zur Kreissynode nicht in deren Belieben gestelt werden dürfen, vielmehr wäre jedem Kirchenrathe zu überlassen gewesen, ob er den sonst kirchlich qualificirten Patron als Laienmitglied zur Kreissynode wählen wollte.

Die Natur eines kirchlichen Amtes kann man dem Patron nur absprechen, wenn man den Charakter des Amtes überspannt, es ist ein dauernder Beruf im Dienst der Kirche, in seiner wichtigsten Beziehung abgezweigt von dem Berufe der kirchlichen Obrigkeit, hat nach unserm Kirchenrecht die Aufsicht über die Kirche. Scheut man sich doch nicht dem Kirchendiener, der dauernd als solcher berufen ist, den Amtscharakter zu vindiciren. Dieser amtliche Charakter des Patronats stelt es gerade unter die Disziplin der kirchlichen Behörden, und es ist daher deren Mitschuld, ist die Vernachlässigung der Disciplin in der Kirche überhaupt, wenn der Patronat, wie in der That dringend wünschenswert, davon nicht getroffen wird. Man hat wol behauptet, ein kirchliches Amt könne der Patronat nicht sein, weil er durch Kauf erworben werden könne. Im Allgemeinen kann aber nur der mit dem Besitz eines Gutes verbundene Patronat durch den Verkauf dieses Gutes erworben werden. Die Stellung des Landesherrn in der evangelischen Kirche ist doch gewiß ein Amt, er ist der Träger des Kirchenregimentes, und sie wird erworben mit der Erwerbung des Territorii. — Ich habe nicht gehört, daß Jemand den König von Preußen wegen Erwerbung dieser Stellung zur evangelischen Kirche in Hohenzollern oder im Jahde-Gebiet der Simonie bezüchtigt hätte, weil er sie gleichzeitig mit der Erwerbung der gedachten Territorien erlangte. Der entscheidende Grund liegt aber auch hier darin, daß der Patronat seinem Wesen nach eine mit bedeutenden pecuniären Opfern verbundene Pflicht ist, — daß der Erwerb desselben für Geld also vielmehr für eine opferwillige kirchliche Gesinnung zeugt, das Gegenteil von der Gesinnung, in welcher Simon den Aposteln Geld bot für die Gabe des heiligen Geistes. Deswegen wird in vielen Ländern z. B. in England kein Anstand genommen, auch den käuflichen Erwerb eines persönlichen Patronates zuzulassen. Es findet in der Rücksicht gerade gegenwärtig ein für das Verhältnis überaus interessanter und lehrreicher Vorgang in England statt, welchen in der Kürze mitzuteilen ich mich deshalb nicht enthalten kann. In England steht dem jedesmaligen Lord-Kanzler der Patronat über etwa 700 Pfarren zu, — nicht als Organ der Krone, sondern ihm für seine Person als ein Privat-Patronat. Die Einrichtung ist so alt wie so viele in England, d. h. daß man ihre Entstehungszeit gar nicht genau ermitteln kann, sie bestand aber schon unter Eduard III. Bei einer Teilung des Patronates zwischen der Krone und dem Lord-Kanzler wurden diesem die geringer dotirten Pfarren überlassen, welche derzeit nicht über 20 Mark Einkommen hatten, ein Geldwert, an dessen Stelle später das Pfund Sterling getreten ist. Seit der Zeit hat sich ihr Einkommen allerdings gehoben, die 50 besten unter den 700 haben jezt ein Einkommen von 250 L. St., aber immer noch ist ein großer Teil davon für englische Verhältnisse so dürftig dotirt, daß es fast unmäglich hält, geeignete Geistliche dafür zu finden. Der Lord-Kanzler als Patron hat kein lebendiges Interesse an ihnen, ist aber auch gar nicht dazu im Stande, sie entsprechend zu dotiren und gar auf seine Kosten die fehlenden und nothwendigen Schulen in

dem fehlenden Sprengel zu errichten, deshalb schlägt derselbe gegenwärtig unter Billigung der geistlichen Lords, soweit es die Maßregel im allgemeinen betrift, im Oberhause einen Gesetzentwurf vor, nach welchem der Patronat der etwa 320 schlechtest dotirten von jenen 700 Pfarreien an Private verkauft werden soll. Es wird allseitig mit Gewißheit darauf gerechnet, daß sich in den betreffenden Bezirken reiche, kirchlich gesinnte Grundbesitzer finden werden, welche gern für nicht unbedeutende Kaufpreise den Patronat in dem Bezirke, in welchem sie wohnen, an sich bringen und dann noch außerdem willig sein werden, die Pfarreien entsprechend zu dotiren, um für den Bezirk geeignete Geistliche zu erlangen, und außerdem die fehlenden Schulen auf ihre Kosten einzurichten. Die Kaufpreise sollen wieder zur Verbesserung der Stellen verwendet, z. B. die gedachten 50 besten Stellen dadurch sogar noch von 250 Pfund auf 300 Pfund gebracht werden. — Wie leicht wäre es vielleicht in den weiten Strecken, über welche die Diaspora der evangelischen Kirche in den Provinzen Preußen und Posen hier und da zerstreuet ist, kirchliche Einrichtungen zu begründen, wenn man damit die Einrichtung eines Patronates verbände. Allein man wird Anstand bei uns nehmen, es in der Weise neu zu begründen, weil man seine Bedeutung unterschäzt und weil man auf einem ganz entgegengesezten kirchlichen Entwicklungsgange sich befindet.

Wir lernen aus diesem Vorgange zugleich, daß die Engländer nicht meinen, wie das hier und da wol hier behauptet wird: der Privat-Patronat sei darum abzuschaffen, weil die Patrone ihre hervorragende und berechtigte Stellung in der Kirche dazu benuzt hätten, ihr zu schaden. Leider haben die Patrone oft genug ihre Schuldigkeit nicht gethan, leider wol gar ihr oft genug schadet. Hier und dort stehen die Kirchen verfallen, Pfarren sind vergeben worden aus äußeren Gründen, einträgliche Ländereien der Pfarren sind in früheren Jahrhunderten oder Jahrzehnden für eine nach den jetzigen Ertragsverhältnissen äußerst geringfügige Abgabe vererbpachtet worden zu wesentlicher Benachteiligung der oft jezt darbenden Pfarrer. Aber ich frage, genügt der Staat seiner Baupflicht wie er sollte? Ist der Patronatsbaufonds erschöpft und aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds keine Beihülfe zu erlangen, so liegen die Kirchen jahrelang darnieder. Und noch schlimmer steht es, wo gar kein Patron verpflichtet und die Gemeinden arm sind. Verhältnismäßig sind sie bei den Patronatsgemeinden wol noch in der besseren Lage. Werden nicht auch vielleicht von Seiten des Kirchenregiments Stellen aus äußern Gründen vergeben, und ist etwa gar von den Parteiungen in den Gemeinden zu erwarten, daß ihre Wahlen irgend wie mehr von kirchlichem Interesse geleitet sein würden? Haben nicht die Landesherrn in der Reformation das Kirchengut der Bischöfe, Klöster und Abteien, hat nicht die Revolution in Frankreich und auf der linken Rheinseite, noch dazu auf den Antrag eines katholischen Bischofs, alles Kirchengut eingezogen und die Pfarrer von Staatswegen ganz dürftig dotirt? Jene Vererbpachtungen fanden statt in einer unkirchlichen Periode, und daß es hat geschehen können, daran

trägt die Kirche selbst wesentlich die Schuld mit. Wie der Herr selbst, so wird auch die Kirche im allgemeinen im Stande der Hülfsbedürftigkeit sein; er wurde geschlagen und gerauft, über seine Kleider warfen sie das Loos. Es kann mit der Kirche nicht anders sein, ihr Gut wird die Habsucht allezeit reizen, sie zu berauben. Wehe freilich dem Menschen, durch welchen auch in der Beziehung Aergernis komt, namentlich wenn es die zum Schutze der Kirche Berufenen selbst sind, allein es muß auch dies Aergernis sein, neue kirchliche Generationen — die unsere hoffentlich — sollen die beraubten Kirchen von neuem dotiren. Das besondere Rechtsverhältnis, in welchem der Patron zum Kirchengut steht, hindert mehr, wie wo das nicht der Fall ist, eine Vergewaltigung desselben von Seiten des Staats, und die Macht, welche dieser über ihn hat, wehrt Ungerechtigkeiten von ihm gegen die Kirche ab.

Das persönliche Interesse des Patrons, das seiner ganzen Familie an dem Gedeihen der Kirche, an gesegneten kirchlichen Zuständen in der Parochie ist so groß, daß es fort und fort die Regel bleiben wird, daß er dieses Interesse mit wesentlicher Darangabe der ihm von Gott verliehenen Güter zur Verbesserung der kirchlichen Zustände in der Parochie bethätigen wird.

Aber auch mit kirchlich gesinnten Patronen soll das Verhältnis schwer sein, und die Candidaten gehen — wie ich höre — immer lieber auf Stellen Kön. Patronates. Gewiß ist es einfacher, mit einer Gemeinde ohne Patron zu leben, wie es bequemer ist, für den König ohne Landtag, und noch bequemer sein würde, für den Landtag ohne König, und wie der alte Mensch auch in der gesegnetsten Ehe vielfach Veranlassung hat zu Reue und Buße. Doch steht der Mann darin neben der geduldigen, nachgebenden, opferwilligen Frau. Wie sauer würde es vielen Männern in der Ehe werden, wenn sie darin an der Stelle der Frauen stünden. Die betreffenden Pastoren mögen sich fragen, ob jene Scheu zum Teil nicht darauf beruht, daß doch in jedem von ihnen — wie nach der Natur des menschlichen Herzens in allen, noch ein Stücklein vom Papst sizt. Der Herr sandte doch seine Jünger zu zwei und zwei aus, und wir werden ihn nicht meistern wollen, obschon auch in dies Verhältnis sich schon zur Zeit der Apostel Zwiespalt mischte, wie wir aus dem Streite zwischen Paulus und Barnabas um des Marcus willen sehen. Den Patronen aber sollte diese Erfahrung viel zu denken, zu lernen, zu beten geben.

Die Schmerzen, welche ein unkirchlicher Patron dem Pastor bereiten kann, sind groß, aber auch ein Pastor kann dem Patron manche Schmerzen bereiten, meine Absicht ist nur, nicht über den Pastorat, sondern über den Patronat zu reden. Der furchtbare Schaden, welchen die Gemeinde von einem Patron hat, wenn er oder seine Beamte gegen das dritte oder sechste Gebot sündigen und das Volk ihnen nach dagegen sündigen machen, sind so schauervoll, daß den treuesten Freunden des Verhältnisses Seufzer ausgepreßt werden können, ob es nicht besser wäre, es

bestünde gar nicht. So wird es manchem ergangen sein beim Lesen der Artikel, welche die evangelische Kirchenzeitung kürzlich über die Lage der Tagelöhner in Mecklenburg und Vor-Pommern gebracht hat. Das ist auch gewiß, wären die dort geschilderten Zustände allgemein, verbreiteten sie sich — statt mehr und mehr überwunden zu werden, es ist nicht blos die Erhaltung des Patronats eine Unmöglichkeit, es würde ein Geschlecht heranwachsen, das, wie das dritte und sechste, so auch das vierte und siebente und mit ihnen alle anderen Gebote nicht achtet, das, in Fleischeslust und Sozialismus lebend, sich gegen jede Obrigkeit empört. Solche Zustände schreien zum Himmel und die Strafe wird nicht ausbleiben. Wir wollen innerlich nichts gemein haben mit angeblichen Conservativen, welche alles, nur die Gebote Gottes nicht conserviren mögen, gegen die ihre Lust zu sündigen geneigt ist. Zulezt ist doch der Bauch oder Geldbeutel ihr Gott. Aber selbst um gottloser Könige willen sollen wir nicht deren Abschaffung wünschen, das Vorhandensein von Königen überhaupt ist nach der Schrift ein Segen. Sie zu gewinnen, sich dienstbar zu machen, ist der Kirche Aufgabe und der Ursprung auch jener Schuld, ihre lezte Wurzel sizt in der Kirche selbst. Der Glaube komt aus der Predigt, also durch den Pastor, nicht durch das Gesetz, welches die Obrigkeit zu wahren hat. Der Pastorat soll der Mittelpunkt sein der gesamten Kirche, — so trift ihn aber auch bei jedem Schaden in derselben die Hauptschuld. Schaft den Gemeinden nur schöne Gottesdienste, bringt den Hungrigen und Durstigen, bringt den müden Selen nur die rechte Speise und den rechten Trank, die Erquickung aus seinem Wasserbrunnen, die Weide auf seinen Auen, durch zu ihnen herabsteigende ihnen verständliche Predigt, treue Selsorge und ein Herz voll wahrhaftiger Liebe, und sie werden trotz aller Hindernisse die Kirche besuchen und jene Hindernisse selbst werden bald weichen, zuerst im Patron selbst und dann mit seiner Hilfe in den Gliedern der Gemeinde. Doch soll das derartige Patrone nicht rechtfertigen, es können nicht alle Pastoren wie Apostel wirken, der Segen der Kirche als eines einheitlichen Leibes besteht darin, daß auch schwächere und kränkere Hauptorgane ge- und übertragen werden können. Der Patron hat erst dann seine Pflicht erfüllt, wenn er ihr nachkomt, trotzdem, daß es ihm etwa vom Pastor auf alle Weise schwer gemacht wird. Keiner mag den Eindruck jener Artikel an seinem Gewissen vorübergleiten lassen durch den Gedanken, so schlimm sei es doch bei ihm noch nicht, vielmehr sollte jeder die Seite, welche auch auf ihn noch paßt, sich daraus herausnehmen, Keiner wird sein, welcher auch darin nicht noch manches bei sich zu ändern und zu bessern habe.

(Schluß folgt.)

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 53.

Das Turnen der Jugend. *)

Mit aufrichtigem Bedauern haben wir in Nr. 33 und 34 der Ev. K. Z. einen Aufsatz über das Turnen gelesen. Dennoch würden wir unserm Bedauern an dieser Stelle vielleicht nicht Worte gegeben haben, hätte nicht die Redaktion selbst die Frage als eine offene bezeichnet und versprochen, auch die entgegengesezte Auffassung gern zu Worte kommen zu lassen. Es hat uns darum jener erwähnte Aufsatz so schmerzlich berührt, weil wir es tief fühlten, daß wir mit dem Verfasser desselben im innersten Grunde des Herzens durchaus auf einem und demselben Boden stehen, weil wir in ihm einen wackeren Kampfgenossen gegen die Macht des Unglaubens und der Sünde erkennen müssen. Denn es ist natürlich nicht erfreulich, in dem eigenen Lager, in dem Lager derer, die sich in einmütiger Liebe um das hochgehobene Banner unsres gekreuzigten Heilandes scharen solten, solche nicht unerhebliche Differenzen wahrnehmen zu müssen. Nun sind wir zwar auch sonst nicht in allen Punkten ganz und gar ein und derselben Meinung mit der von uns als wackere Vorkämpferin des Reiches Gottes hochgeachteten Ev. K. Z.; aber es hat uns doch noch kaum ein Artikel derselben so schmerzlich berührt, als der oben genante, weil er ein von uns hoch und wert geachtetes Kleinod, ein Kleinod, das wir so gern als willkommene Stütze des Reiches Gottes ganz und gar in den heiligen Dienst des Gekreuzigten stellen möchten, so vollständig misachtete und wegwarf. Indessen ist es andrerseits grade die Kampfgenossenschaft im eigenen Lager, was uns Mut macht, hier einige Worte über diesen Gegenstand mit Hofnung auf Verständnis auszusprechen. Denn verstanden werden kann man im Grunde doch nur da, wo das τὸ αὐτὸ φρονεῖν (Phil. 2, 2) im Centrum da ist; ja hier muß man billigerweise verstanden werden. —

Von vornherein erklären wir uns einverstanden mit dem, was der Verfasser des genanten Artikels über die Ausartungen der modernen Turnerei sagt. Auch uns ist die Art, wie man heut zu Tage an so vielen Orten „Turnfeste" hält, in tiefster Sele zuwider, denn wir können darin nur entweder einen heidnischen Kultus des Leibes, verbunden mit eitlem Haschen nach dem Beifall der Menge, oder ein ganz ungehöriges Vermengen des Turnens mit der Politik erkennen. Grade diese leztere Verbindung ist schon darum völlig unstatthaft und widersinnig, weil das Turnen eben doch vorzugsweise Sache der Jugend ist, die Politik aber keineswegs. Es ist vielmehr ein tiefgreifendes Unglück unsrer Tage, daß bereits die Jugend so unausstehlich viel in Politik macht, ja förmlich dazu angeleitet wird.

Man wird vielleicht Anstoß nehmen an dem Satz, daß das Turnen vorzugsweise Sache der Jugend sei. Dennoch gehen wir nicht davon ab. Das Turnen ist eine Uebung, eine Vorbereitung auf künftiges Thun. Das Turnen will den noch schwachen Leib des Knaben und Jünglings im Voraus kräftigen, damit er um so besser das leiste, was das Mannesalter dereinst von ihm fordert. Das Turnen gehört also vor Allem in den Kreis der Schule; es hat eine pädagogische Stellung im Leben. Nun wollen wir zwar dem Manne das Turnen nicht wehren. Wir billigen z. B. die Handwerkerturnvereine vollkommen. Aber es ist doch klar, daß das Turnen für den Mann eine ganz andere Bedeutung hat, als für den Knaben und Jüngling. Für den Mann ist das Turnen wesentlich Erholung, um so nothwendiger und zweckmäßiger, je mehr seine Berufsbeschäftigung eine geistige ist; es ist aber niemals ein Moment seiner Lebensaufgabe, seines männlichen Thuns. Für den Knaben hingegen ist das Turnen ein wesentliches Moment seiner jugendlichen Lebensaufgabe. Es ist ebenso gut ein Stück seiner Lebensthätigkeit, wie die Schule im engeren Sinne und wie alles, was sonst zur Schule gehört. Denn auch das Spiel ist für den Knaben nicht blos Erholung, es ist ein Stück seines Lebens, es hat erzieherische Bedeutung für seine Zukunft. (Vergl. Strebel in K. A. Schmids Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens. Gotha 1859. Bd. I. Artikel: Bewegungsspiele.) Wir können also sagen: für den Knaben ist das Turnen Ernst, für den Mann ist es Spiel. Daraus folgt das Widersinnige jener öffentlichen Turnfeste, sobald sie von Männerturnvereinen abgehalten werden. Das, was man zu seiner Erholung thut, hat doch nicht die Berechtigung, Gegenstand öffentlicher Festfeier zu sein; und der Verfasser jenes genanten Aufsatzes hat vollkommen Recht, wenn er meint, solche festliche Aufzüge hätten einen ganz anderen Zweck, als die Verherlichung des Turnens. Turnfeste solten unseres Erachtens stets ausschließlich den Charakter von Jugend- oder Schulfesten haben. Schulfeste haben eine Berechtigung im öffentlichen Leben, denn sie basiren auf der Teilnahme der Mündigen für die Unmündigen und deren Ausbildung fürs künftige Leben. Von solchen Festen wird auch die Politik fern bleiben können, ja fern bleiben müssen. Denn die Vaterlandsliebe, die etwa durch Reden und Lieder gewekt wird, und die durchaus ein Moment des Jugendlebens ist, wird man doch nicht mit der Politik des Tages verwechseln wollen. Solche Jugend-Turnfeste können auch aufs Schönste in den Dienst der Kirche treten, und ein etwa hervortretendes kirchlich-religiöses Moment einer solchen Feier steht mit dem Ganzen des Festes

*) Was diesem Aufsatze besonderes Interesse gibt, ist, daß er aus der Brüdergemeinde stamt. Wir wünschen, daß der Gegenstand von solchen, die wirklich neue Gesichtspunkte zu eröffnen haben, noch ferner in diesen Blättern beleuchtet werde. Anm. der Red.

nicht in Widerspruch. Turnfeste der Art, und wenn sie auch im deutschen Vaterlande noch so selten sein solten, halten wir für die einzig wahren. Die andern aber, wie sie der Verfasser des mehrerwähnten Aufsatzes im Auge hat, machen uns recht eigentlich „den Eindruck eines Fremdartigen, eines Aufgedrükten oder Angehängten, mit nichten aber den Eindruck eines naturgemäß aus der Sache selbst Hervorgewachsenen."

Stimmen wir so schon in der Auffassung der Turnfeste an sich nicht mit jenem Aufsatz in Nr. 33, so gehen wir in den zwei Punkten, die daselbst den Kern der Besprechung bilden, vollständig andere Wege.

Der erste Punkt ist die Zweckmäßigkeit der Einführung des Turnens in die Volksschule. Wir geben zu, daß diese Frage noch eine offene ist und in der That sich manches dagegen sagen läßt. Ueberdies ist sie im Verhältnis zur eigentlichen Prinzipienfrage von relativ untergeordneter Bedeutung. Aber wir können jenem Aufsatz in zwei Stücken seiner Beweisführung, die uns als die wichtigsten erscheinen, nicht Recht geben. Das Erste ist die zu erzielende Kraft und Gesundheit des Leibes. Wenn da behauptet wird, unsre Dorfjugend habe das in genügender Weise auch ohne das Turnen, so hat uns die Beobachtung etwas Anderes gelehrt. Ihre „Berufsthätigkeit auf Feld und Flur und Wald und Wiese" lehrt sie doch wahrlich in der Regel sehr wenig die Kraft des Leibes üben oder gar den Leib zügeln und beherschen. Denn worin besteht diese „Berufsthätigkeit" bei den meisten anders, als im Viehhüten, so lange sie nämlich noch die Schule besuchen? (und nur von der Schuljugend ist ja hier die Rede.) Grade dieses Herumlungern auf Wiese und Feld, dieses stundenlange träge Daliegen, wie wir es so oft mit wahrem Ingrim mit ansehen müssen, ist der Tod aller jugendlichen Kraft. Hätten diese Jungen in einer vernünftigen Turnschule eine ordentliche und anregende Anleitung, hätten sie in derselben Beweglichkeit und Sinn für Bewegung erhalten, vielleicht würden sie doch die Zeit des Viehhütens zu neuen Kraft- und Gewandtheitsstudien anwenden, eine Zeit, die, so wie sie jezt ist, für ihren Leib eine völlig verlorene, ja oft verderbenbringende ist. Wir haben vielmehr stets die Beobachtung gemacht: die Dorfjugend wird erst allmälig in reiferen Jahren durch Arbeit kräftig. Während ihrer Schulzeit und auch in den ersten Jahren nachher ist sie's nicht; es sei denn in einer Gegend, wo ein besonders kräftiger Menschenschlag wohnt. Die schwere Feldarbeit aber, wenn sie den Körper auch kräftigt, macht ihn ungeschikt und linkisch. Da komt denn wol durch die Jahre des Militairdienstes eine gewisse Beweglichkeit und Gewandtheit hinein, aber wie ganz andere Leute würden wir schon vor dem militairpflichtigen Alter und also überhaupt im Durchschnitt haben, wenn die dörfliche Jugend schon in den Jahren ihres Schullebens durch eine gediegene Turnschule kräftig und gewandt würde und nun der späteren Berufsarbeit eine ganz andere Unterlage entgegentrüge. Man vergleiche doch einmal die Jugend solcher Erziehungsinstitute, in denen tüchtig geturnt wird, mit der gleichaltrigen Jugend eines Dorfes, es wird ein gewaltiger Unterschied sich bemerklich machen. Wir sind auch fest überzeugt, daß in solchen Gegenden, wo ein schwächlicher Menschenschlag wohnt, ein obligatorisches Turnen der Dorfjugend dem Staat weit mehr militairtüchtige Burschen stellen würde, als es jezt der Fall ist. Man sehe nur z. B. in den Dörfern der preußischen Oberlausitz die Burschen von 14 bis 18 Jahren an. Diese kleinen und dürftigen Gestalten würden markiger sein, wenn sie — allerdings bessre Nahrung hätten, aber auch, wenn sie während ihrer Schulzeit eine normale Ausbildung ihrer Muskeln in der Turnschule erfahren hätten. — Und gehen wir von der bloßen Kraft an sich weiter zu der Idee der Kraft, d. h. zu der Idee, daß der Leib folgen muß, wenn der Geist will, also der bewußten Beherschung des Leibes, wo wird dieselbe besser hervorgerufen als in dem systematisch ausgebildeten Turnen? Und solte diese Frucht des Turnens nicht auch der Dorfjugend zu Gute kommen? — Das zweite Stück aber, welches jener Aufsatz als Frucht des Turnens bei der Dorfjugend nicht anerkennen will, ist der Mut und die Entschlossenheit. Wir würden auch, so obenhin angesehen, glauben, es fehle den Dorfjungen der natürliche Mut nicht, wenn wir nicht durch vielfache Erfahrung das Gegenteil kennen gelernt hätten. Die Feigheit der meisten Dorfkinder, z. B. ihre Scheu vor dem tiefen Wasser und vieles dergleichen, ist uns Erfahrungsthatsache. Und in diesem Stück würde der oben angezogene Vergleich mit einer turnenden Instituts-Jugend noch weit mehr zu Ungunsten der Dorfjugend ausfallen. In der That, einen solchen Mut gibt das Turnen. Wir sind weit entfernt, diese niedere Art von Mut, die zunächst aus dem Turnen hervorgeht, und die wir auch Bravour nennen könnten, sehr hoch anzuschlagen. Sie ist zunächst weiter nichts als ein gewisses Vertrauen in die Kraft des Leibes, die man erprobt hat. Aber auf ihr entwickelt sich wie auf einer naturgemäßen Basis jener höhere sittliche Muth, jene Entschlossenheit im Kampfe des Lebens, wie sie der Mann bedarf. Auch diese zwar hat als solche im Christentum noch keinen Wert, aber sie kann in den Dienst des neuen Lebens gezogen und, wenn sie einmal als Charaktereigenschaft da ist, im Christentum gar wol verwertet werden. Solte man, wenn man diese aufsteigende Entwicklung im Auge behält, die Hilfe, die hier das Turnen leistet, verschmähen? oder solte man sie grade bei der dörflichen Jugend für unnöthig erachten?

Aber noch eins sei schließlich zu Gunsten des Dorfturnens erwähnt. Es ist bekant, daß die Jugendsünden einen besonders ergibigen Boden in dem trägen Herumlungern eines schlaffen Körpers haben, daß aber tüchtige Muskelanstrengung, wie sie das Turnen gewährt, bis auf einen gewissen Grad jenen Sünden einen Damm entgegensezt. Rüstige, stramme Turner sind in der Regel freier davon als solche, die weichlich und schonend mit ihrem Körper umgehen. Allerdings ist das immer nur eine sehr äußerliche und keine radikale Hilfe gegen diesen Jugendfeind. Aber solten wir sie deshalb verschmähen? Solte sie ein

„christlicher Volkslehrer" verschmähen, „der die theuer erkauften jungen Selen auf betendem Herzen trägt?" Jede Waffe, die wir gegen den Selenmörder brauchen können, soll uns willkommen sein!

Das alles scheint uns die Zweckmäßigkeit des obligatorischen Turnens in der Volksschule sehr nahe zu legen. Aber allerdings, wir bekennen es, die Ausführung stößt auf große Schwierigkeiten. Es wird sehr schwer sein, der Dorfjugend eine richtige, zweckentsprechende und namentlich auch anregende Turnschule zu halten. Das „viele Doziren und müssige Zuhören und Zuschauen" würde freilich hier sehr übel angebracht sein. Die bloße Verordnung hilft da auch noch wenig, und ob die dermaligen Organe, d. h. die Volksschullehrer wie sie eben sind, so ohne Weiteres dafür befähigt seien, möchten wir stark bezweifeln. Wir wolten auch die Sache zunächst nur im Prinzip verfechten. —

Wir kommen auf den zweiten und wichtigeren Punkt des erwähnten Aufsatzes in No. 33: die prinzipielle Würdigung des Turnens an sich. — Der Verfasser findet das Turnen schon deshalb verdächtig, weil es heidnischen Ursprungs ist. Aber müßten wir dann nicht in richtiger Consequenz die Berechtigung aller Wissenschaft und Kunst bezweifeln? Denn wo anders haben diese ihr Stammland, als im heidnischen Hellenentum? Und sind sie nicht heut zu Tage in ähnlicher Weise vielfach christentumsfeindlich aufgetreten wie das Turnen? Wir müssen uns doch vor solchen Anschauungen wahrlich im Interesse der Geschichte hüten, die ja doch eine Entfaltung der Gedanken Gottes innerhalb unsres armen sündigen Erdenlebens ist. Das ist grade die große Aufgabe der christlich-germanischen Welt, jene beiden Entwicklungslinien der vorchristlichen Zeit, das Heidentum und das Judentum, zusammenzuschließen und in eine höhere Einheit hinein sich auflösen zu lassen. Nicht als ob beide innerlich und ethisch dem Zentrum aller Menschheitsentwicklung gleich nahe gestanden hätten, aber wir ziehen aus beiden positive Resultate für den Aufbau unsers Lebens. Das christlich germanische Völkerleben darf sich gegen die Errungenschaften des Heidentums nicht mehr exclusiv verhalten, wie es das Judentum mußte, es soll sich vielmehr alle Schätze desselben aneignen und gleichsam als Siegesbeute davontragen, wie Israel schon vorbildlich die Schätze Egyptens (Exod. 12, 35. 36). Aber freilich nicht so pure wie sie im Heidentum daliegen. Das Heidentum hat mit seinen Schätzen wenig anzufangen gewußt. Darum haben sie oft ein so zweideutiges Aussehen. Erst im Christentum erhalten alle Errungenschaften des Heidentums ihren wahren Wert, weil sie hier bewußter Weise in den Dienst des lebendigen Gottes, des Gebers aller Gaben, gestelt werden. Was ist z. B. alle heidnische Rhetorik selbst im Munde eines Demosthenes? Fehlt ihr nicht jeder große Endzweck? ein großartig ideales Ziel, wie es der athenische Staat als solcher doch nimmer hergeben konnte? Erst im Dienst der Kirche hat die Rhetorik diesen ihren Endzweck gefunden. Erst auf diesen, in Wahrheit heimatlichen Boden verpflanzt, entfaltet sie ihre gottgegebnen Kräfte. Und so ist's mit allem, was die Heiden uns überliefert; so ist's recht eigentlich auch mit dem Turnen. Wir sind weit entfernt, dasselbe so gleichsam unbesehen aus Attika herüber auf deutschen Boden zu verpflanzen. Wir sind weit entfernt, unser deutsches Turnen mit hellenischer Gymnastik identifiziren zu wollen. Nein, wenn wir nichts höheres hätten als das hellenische Ideal der Ausbildung des Leibes, der Darstellung des schönen, harmonischen und kräftigen, in seiner blosen Natürlichkeit, oder höchstens im Dienst des Staates, der aber als heidnischer doch wieder nur, ohne höhern Endzweck, in der Luft schwebt, wahrlich, wir würden uns schämen damit vor die christlichen Völker der Gegenwart und vor allem vor unser deutsches Volk hinzutreten. Als Christen kennen wir das Ziel, dem auch das Turnen dienen muß. Wie alles, was wir sind und haben, soll auch das Turnen niemandem anders dienen, als dem Gekreuzigten und seinem Reich. Das Reich Gottes braucht wahrlich keine Schwächlinge in seinem Dienst, sondern Männer, solche, die es sind vom Scheitel bis zur Fußsohle, dem Herzen und dem Leibe nach. Gideon solte zwar nicht mit einem großen Haufen, sondern nur mit Wenigen den Sieg über Midian erkämpfen, aber diese Wenigen mußten auch ganze Männer sein (Richt. 7, 4—7). Ja solche Männer werden die künftigen Zeiten noch mehr brauchen, wenn erst die Kirche sich noch mehr auf ihren Zeugenberuf besinnen wird, daheim sowol als auch außen. Solche Männer wollen wir aus der Jugend unsrer Tage heranbilden. Dazu ist das Turnen, das christlich geleitete Turnen eine willkommene Gelegenheit. Ein solches Turnen ist ein wichtiger, ein heiliger Dienst im Reiche Gottes. Hier wird Kraft und Mut geübt, nicht um sie in eitler Prahlerei zur Schau zu tragen, sondern um sie zu brauchen im Dienste dessen, der gesagt hat: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich." Wir würden uns versündigen, wolten wir, wenn uns unter diesem Gesichtspunkt die Kräfte, die im Turnen liegen, aufgegangen sind, wolten wir dasselbe — nicht in seiner gegenwärtigen, leider weit verbreiteten Erscheinung — sondern im Prinzip verwerfen. Es ist eine Gabe Gottes, die ihm geweiht bleibe, ihm Früchte tragen muß.

Wir reden hier nicht chimärisch ins Blaue hinein. Wir kennen Turnplätze, wo so geturnt, wo das Turnen so geleitet wird. Und wenn es noch der Bestätigung bedarf, so weisen wir auf ein bereits in zweiter Auflage erschienenes Büchlein hin, das den eben angedeuteten Geist der rechten Turnerschaft in frischester Weise atmet.*) Es ist eine Samlung von Turn-,

*) Lieder der Niskyer Turner nebst ihren Singweisen. 2te Auflage. Nisky, im Selbstverlag der Unitäts-Anstalten. In Commission bei H. Schultze in Leipzig. 1862. — Der Autor dieses Büchleins ist gegenwärtig auf der Reise nach Labrador, um dort im eisigen Norden unter den Eskimos dem Reiche Gottes zu dienen.

Vaterlands- und Volksliedern, untermischt mit den schönsten Blüten der rein geistlichen Dichtkunst, und trägt das Motto (von Albertini):

All unsre Kraft
Und Rittschaft
Sei, Jesu, dir geweiht!

Da heißt es unter Anderem in einem Turnlied, das die Ueberschrift trägt: Das höchste Ziel:

Zu zähmen gilt's, dem Dienst ergeben
Des Herrn, den sünd'gen eignen Sinn,
Ob laut erbrause unser Leben,
Ob sanften Stroms es fließe hin;
Mit Leib und Geist uns treu zu mühen,
Wo auch der Herr uns hingestelt,
Nicht scheuen Laufs zurückzufliehen
Vor Kämpfen in der sünd'gen Welt.

So winkt das Ziel, dem froh entgegen
Wir Turner streben, glaubensvoll,
Dem unser jugendliches Regen
Und Ringen freudig dienen soll;
Wenn Vaterland und Jugendglühen
Uns weiset manchen hellen Stern —
Das höchste Ziel für unser Mühen
Ist uns: die Kraft zum Dienst des Herrn.

So komm hernieder, heil'ge Weihe,
Mit deinem Segen voll und reich,
Daß unsre junge Sat gedeihe
Und sproße für das Himmelreich!
Gib, daß all unser Thun und Streben
In ernstem Sinn nichts anders schaft,
Als stets ein freudig frisches Leben
Der gottgeweihten Manneskraft!

Und blicken wir von hier aus noch einmal auf die oben besprochenen Turnfeste hin, solte ein Turnfest auf diesem Grunde und mit solchen Liedern nicht unmittelbar in den Dienst der Kirche treten können? Solten in diesem Sinn gefeierte Turnfeste nicht rechte, lebenskräftige Mittel sein, grade um den Streitersinn im Dienste Christi zu wecken und die Jugend dafür zu entflammen?

Endlich aber, leuchtet es nicht ein, daß hier der Kirche eine hochwichtige Aufgabe zufält, an die sie bis jezt noch kaum herangetreten ist? Mag auch auf tausend Turnplätzen der Weltgeist seine Fahnen entfalten, das kann und darf uns doch nicht hindern, eine gute und edle Sache wie das Turnen im Dienste des Herrn und zu Nutz und Frommen seines Reiches zu treiben. Ja es solte der Kirche angelegen sein, diesen Boden, der

ihr gehört, der Welt zu entreißen. Solte denn z. B. die Kirche die kritische Bibelforschung aus ihrem Bereich ausstoßen und unterlassen darum, weil sie so vielfach in den Händen der Ungläubigen ist und dort gemisbraucht wird? Ja, ist es nicht recht eigentlich die Schuld der Kirche, daß es so gekommen ist? Sie hat ein Gebiet, das ihr gehörte, vernachlässigt; darum hat es der Feind besezt. Und so geht's leider mit vielen Dingen. Es ist das Unglück der Kirche, daß sie bei so vielen Dingen zu spät erkant hat, was ihres Amtes und Berufs sei. Wollen wir's denn beim Turnen ebenso machen? Aber man sagt vielleicht, das Turnen ist uns bereits durch den Weltgeist genommen, es ist bereits verdorben, wir können uns nur noch dagegen wehren. Mit nichten! Fassen wir nur das Turnen als Sache der Jugend auf, als ein Stück der Erziehung des künftigen Geschlechts, so hat die Kirche noch viel Macht darüber. Und vor allen Dingen: da liegt ja das Turnen in der Volksschule als ein neues Gebiet vor uns; gleichsam ein noch unentweihter Boden! Hier grade hat die Kirche eine heilige Pflicht, zuzugreifen, damit ihr dieses neue Gebiet nicht auch noch durch den Weltgeist abgerungen werde. Das Turnen in der Volksschule ist für Preußen bereits eine Thatsache. Abwenden können wir's nicht mehr. Also nehmen wir's rasch in Besitz! Verwerten wir's für die Kirche! Wir wären wahrlich träge und unkluge Haushalter Gottes, wolten wir hier die Hände in den Schos legen und das Feld dem Feinde überlassen! Hier erwächst den christlichen Volkslehrern und weiter den treu gesinten Pastoren eine reiche Aufgabe. Grade die lezteren solten sich am wenigsten sträuben. An ihnen ist es, die Sache in den richtigen Gang zu leiten und das begonnene Werk zu überwachen. Und wenn die achtbaren Glieder der Gemeinde aus der Anschauung irgend eines städtischen Turnens vielleicht manche nicht ungegründete Bedenken dagegen haben, so solte der Pastor nicht ihnen beistimmen, sondern sie über den rechten Sinn des Turnens belehren. Ja die Pastoren solten durch eigenes lebhaftes Interesse an der Sache und durch aufmunternde Inspektion grade auch dieses Teils der Schule die Jugend dafür begeistern und auf das höhere Ziel hinweisen. Hoffen wir darum, daß noch bei Zeiten die Kirche ihre Aufgabe erkenne, ehe denn es zu spät ist! „Alles ist euer, ihr aber seid Christi!" 1 Kor. 3, 22.

G. bei C. B.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 8. Juli. № 54.

Pastorat und Patronat.

(Schluß.)

Die Pflichten des Patrons lassen sich zusammenfassen in den Worten: praeire und juvare. Wol ist das Wort Gottes ein Heilmittel gegen alle Schäden der Zeit. Aber selbst das ewige Wort Gottes überwindet nur dadurch die Welt, daß es Fleisch geworden, uns vorangegangen ist, daß wir nachfolgen sollen seinen Fußtapfen. Hätte das Wort Gottes nicht die Kraft, das ganze Leben, die ganze Person neu zu gestalten, so wäre es eitel Täuschung. Das ist der Grund, weshalb das Beispiel christlichen Lebens mit solcher Gewalt auf uns wirkt, vor allem das Beispiel derer, auf welche mit Ehrfurcht zu sehen, nach dem vierten Gebot von Gott in unser Herz gelegt ist, das Beispiel der Eltern und Obrigkeiten. Gott erbarme sich aller, welche nach ihrer Stellung diese Verantwortung tragen. Das eigene, — es bis auf das Kleinste genau nehmende Beispiel im eigenen Leben, im eigenen Hause ist die erste Pflicht des Patrons. Kinder und Untergebene haben das feinste Gefühl für den Widerspruch der Anforderungen an uns selbst und an andere. — Juvare, zunächst den Pastor. Der Patron soll dem in äußeren Dingen meistenteils wirklich sehr rathsbedürftigen Pastor redlich und treulich rathend und helfend zur Seite stehen, z. B. nicht abwarten, bis er nach lange empfundener Noth mit Anträgen und Klagen wegen nothwendiger Bauten an ihn komt, vielmehr selbständig mit ihm von Zeit zu Zeit etwaige desfalsige Bedürfnisse besprechen und was möglich ist — ich sage nicht alles — gewähren. Wo es sich um Pflichten gegen die Kirche oder Pfarre, wo es sich um deren Gut handelt, mistrauisch gegen sich selbst sein, wegen seines eigenen Interesses und es nicht dazu kommen lassen, daß der Pastor sich zurückziehen muß auf den Grundsatz: „er könne es der Pfarre nicht vergeben", oder sich seinerseits davor scheuen, „daß eine Observanz daraus werde." Der Pastor kann der Pfarre wirklich nichts vergeben, und wenn der Patron es billig findet, dies oder jenes neu oder besser zu leisten, weshalb soll dann nicht eine Observanz daraus werden? Unsere Vorfahren opferten williger und bereiter für alle Zeiten zu solchen Zwecken. Wie beschämend ist jene Voraussetzung der Engländer, daß sich dort noch viele Personen finden würden, welche große Mittel daran wenden würden, ein Patronat zu kaufen, um dann den Pastor und die Schulen neu zu dotiren. Das Zehntgesetz ist aufgehoben, weil das Gesetz im neuen Bunde erfüllt ist, weil all unser Gut Gott gehört, wir mehr, nicht weniger geben sollen. Ebenso bedenklich ist aber freilich die Antwort im Munde des Pastors, „es möchte eine Observanz daraus werden", wenn es sich um eine etwaige Observanz neuer Dienste für die Gemeinde zu selsorgerischen Zwecken handelt. Es ist ja gut, wenn solche bleibend Observanz werden, wenn der Pastor sich und des Nachfolgers etwaige spätere Trägheit dadurch im Voraus bindet. — Juvare, vornämlich die Gemeinde. Der Name patronus erinnert an den Vater-Namen, seine Wirksamkeit für die Gemeinde muß durchzogen sein von der väterlichen Gesinnung gegen sie, sein ganzes Streben muß dahin gehen, die Mitglieder derselben in ihr eine rechte Heimat finden zu lassen. Der Mensch hat ein Bedürfnis, geliebt zu werden, wer es befriedigt, den liebt und ehrt er wieder. Die Glieder der Gemeinde müssen erkennen, daß den Gutsherrn nicht blos sein eigenes Interesse an sie fesselt, sondern ein väterliches Herz voll der Liebe dessen, der unser aller rechter Vater ist. Dem Menschen ist die Liebe zur Heimat tief ins Herz geprägt, die Sehnsucht nach der ewigen Heimat erhält uns aufrecht auf dem mühseligen Wege durch die Wüste dieses Lebens, ein Abbild von ihr, eine Hinweisung auf sie soll die irdische Heimat sein. Ausgehen muß dies freilich alles von dem Hause jenes unseres rechten Vaters, von dem Altar Gottes. Da allein, am Altare Gottes, kann die Sele ausruhen, an ihm allein findet sie ihre Heimat. Die dort gefeierten schönen Gottesdienste müssen wieder der Mittelpunkt des gesamten Lebens der Gemeinde werden, dann kann und wird sich von ihnen aus auch dieses ganze Leben wieder neu gestalten, und dazu kann der Patron so leicht mit dem Pastor zusammen wirken. Wie unfreundlich und schmutzig sind noch die meisten Kirchen, und doch ist es oft so leicht, sie etwas freundlicher zu gestalten. Sie sind das Haus unseres Gottes, das solte doch das schönste sein, schöner wie jedes andere in der Gemeinde, aber auch manche Pastorhäuser sind besser und das lassen sich dann auch die Pastoren gern gefallen. Hunderte und Tausende werden für Decken und Polster, Kronleuchter und sonstigen Schmuck der Privathäuser hingegeben, und das Haus unseres Gottes steht öde und schmucklos. Die Patrone sind recht zu bedauern, welche noch nicht aus eigener Erfahrung wissen, welche Freude es ist, die schöne Sitte: sich an Geburtstagen und Festen zu beschenken, vor allem dazu zu be-

nutzen, diese Gaben für die Kirche und den Gottesdienst zu bestimmen. Die Frauen und Fräulein sind zu bedauern, welche noch nicht darauf gekommen sind, ihre kunstfertigen Hände und ihren oft rührenden Fleiß für den Schmuck des Altares und der Kanzel der Kirche anzustrengen, wozu doch die Paramenten-Vereine solche schöne Anleitung geben. Ein derartiges volles Heimatsgefühl werden Patron und Gemeinde erst haben, wenn sie am Schlusse des Gottesdienstes still bedauern, daß sie schon aufbrechen müssen, wenn sie bei sich denken, hier ist doch gut sein, hier möchten wir bleiben. Daß es dahin komt, dazu gehört bei den Deutschen aber auch ein lieblicher Kirchengesang. An solche Gottesdienste muß freilich und wird sich dann auch bald ein wahrhaft christlicher Sontag, eine stille Ruhe des ganzen Tages für die ganze Gemeinde schließen. Ohne eine solche wird auch der Gottesdienst ungefeiert oder todt bleiben.

Ohne wirklich christliche Sontagsruhe kein Christentum, weil kein Glaubensleben. Sie ist das Kennzeichen des Glaubens, daß der Menschen Ernährung keine Naturnothwendigkeit ist, sondern die dazu nöthigen Gaben aus der gütigen und gnädigen Hand Gottes des Vaters kommen, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, sondern von einem jeden Worte, das aus dem Munde Gottes gehet. Sontagsarbeit ist das Kennzeichen, daß die Probe auf das Exempel nicht stimt, daß wir durch das erste von Gott mit uns angestelte Examen jämmerlich durchfallen. Die Sontagsruhe ist das Hauptgrundrecht des Arbeiters, mehr wert, wie alle anderen ihm von Demokraten gemachten Vorspiegelungen, auch wenn sie Wahrheit wären, aber was Wunder, daß er nach Phantasiebildern greift, wenn ihm das reelle von Gott zugedachte Gut verkümmert wird. Die Sontagsruhe unterscheidet den Menschen von dem Lastthiere, das mit dem Gesicht nach der Erde gerichtet ist, keuchend unter seiner Last dahingeht, während der Mensch, nach Gottes Bild geschaffen, Zeit und Lust haben soll, sein Herz schon hier „dahinein zu schicken, wo es ewig wünscht zu sein." Wer ohne Sontagsruhe lebt, darin nicht seine Freude und Erquickung findet, der mag wol zusehen, wie er sich in der Ewigkeit in die ewige Ruhe der Heiligen bei und in Gott finden will, es möchte ihm unheimlich werden und er sich nach dem unruhigen Treiben und der Sünden-Arbeit der Hölle sehnen.

Die spitzen, zweifelhaften Fragen, wie weit man bei einem etwaigen Nothstande arbeiten könne, sind hier ganz ausgeschlossen, der Patron als Ortsobrigkeit, bei eigenem Interesse, soll sich nicht selbst dispensiren um eines solchen Nothstandes willen, der Patron vermöge seiner kirchlichen Stellung und des Einflusses seines Beispiels, soll sich von jeder Sontagsarbeit fern halten, auch wenn er, für sich betrachtet, nach der kirchlichen Freiheit sie vornehmen zu können meinte. Er soll namentlich auch Gastmäler, selbst Reisen am Sontage vermeiden, weil er dadurch seinen und anderen Leuten den Sontag raubt. Und der Segen solcher Enthaltsamkeit wird sich richten nach dem Maß des Glaubens. Es ist ganz falsch, den, der arbeitet, weil er das dritte Gebot nicht achtet, als Schwachen im Glauben zu bezeichnen, den man schonen und tragen müsse, er ist vielmehr ungläubig und verfält der bürgerlichen und kirchlichen Zucht. Schwach im Glauben nent die Schrift diejenigen, welche ein Gebot Gottes mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit erfüllen, welche Sorge tragen, sich der christlichen Freiheit zu bedienen; das wären in der Beziehung — wenn jener Unterschied hier überhaupt paßt — die, welche sich jeder Arbeit enthalten, und der Apostel mahnt die Starken, ihnen kein Aergernis zu geben und die Freiheit nicht zum Deckmantel der Bosheit zu brauchen.

Patrone haben selbst sich jeder Sontagsarbeit auch durch ihre Leute und auch für ihre Leute zu entschlagen. Es ist eine völlige Begrifsverwirrung, die Arbeit für ihre Leute als eine den Armen gespendete Wolthat zu betrachten. Bei Licht besehen, leisten sie die Arbeit sich selbst. Sie sind vermöge ihrer Stellung zu den Leuten aber auch dazu verpflichtet, es unter keiner Bedingung zuzulassen, daß diese am Sontage für sich selbst arbeiten, und haben darum, so viel an ihnen ist, dafür Sorge zu tragen, daß sie durch herschaftliche Arbeiten in der Woche dazu nicht genöthigt werden. Es ist nicht ausführbar und ganz unpraktisch, ihnen wöchentlich einen Tag oder einen halben Tag für sich zu lassen, aber es ist ausführbar und nothwendig: 1. daß die tägliche herschaftliche Arbeit nicht wie hie und da schon um 4 oder 5, sondern im Allgemeinen erst gegen 6 Uhr anfängt, sie mag lieber Abends länger währen; 2. daß drei Arbeiter von der Tagelöhnerfamilie zwangsweise nur des Nachmittags erfordert werden; 3. daß ihnen zu den umfangreicheren Arbeiten, als Holzschlagen und Torfstechen, Heumachen und Ernten, Kartoffeln-Aufnehmen, allen gleichzeitig die entsprechende Zeit freigelassen wird, wie sich in der herschaftlichen Wirtschaft sehr wol einrichten läßt; 4. daß ihnen hie und da ein Tag zu ihren Besorgungen in der Stadt erlaubt wird. Dadurch haben sie die nöthige Frist für ihre eigenen Angelegenheiten, und so gestaltet sich das Verhältnis ohne eigentliche Sontagsarbeit in Hinterpommern. Doch soll das nur ein Beispiel sein, jede Gegend, jede Wirtschaft hat besondere Verhältnisse, die Liebe wird schließlich bei allen das Rechte treffen.

Aber die Erledigung der Sache ist auch bei dem besten Willen der Patrone nicht leicht, weil auf der anderen Seite die Trägheit und die Sicherheit der Arbeiter in ihrem Verhältnisse zu bekämpfen und nicht zu schonen ist. Die Ausführung liegt meist in der Hand der Beamten. Wer einen auch darin gegen Gott und gegen den bestimten Willen des Patrons treuen, einen vor Unkeuschheit bewahrten Beamten besizt, hat ein unschätzbares Kleinod, und die Patrone sollten es ihm auf alle Weise erleichtern, sich zu verheiraten und eine Familie zu begründen.

Die Ueberwindung jener Trägheit verlangt vom Patron als Gutsherrn, — die ihr anklebenden Laster und Sünden von ihm als Polizei-Obrigkeit vielfach Anwendung von Strafen. Es ist ganz irrig zu meinen, daß darin milde, alles durchsehende Herren der Gemeinde wolthäten. Auch da gilt es, daß

die Obrigkeit ohne schwere Verschuldung das Schwert nicht umsonst tragen darf. Andererseits erfordert das Wort Gottes, daß wir allezeit eingedenk bleiben sollen, wie wir mit ihnen Glieder an einem Leibe, sie mit uns derselben Hofnung teilhaftig sind. Das mahnt auch in diesem Leben, zwischen ihnen und der Herschaft nicht eine unübersteigliche Scheidewand aufzurichten, die bestehende möglichst zu mildern. Dazu dienen gemeinschaftlich mit ihnen gefeierte Feste, und die Herschaften können dies, ohne ihrer sonstigen Stellung zu nahe zu treten, wenn wiederum der Mittelpunkt dieser Feste die Kirche ist. Sie sollen es nicht ausschlagen, wenn sie zu ihren Kindtaufen, Hochzeiten, Begräbnissen eingeladen werden, aber sie werden mit ihrer Gegenwart wie der des Pastors von selbst bewirken, daß die Festfeier in einer würdigen christlichen Weise statthat. Wollen wir, daß das alte wüste, heidnische Wesen von diesen Festen schwindet, so müssen wir es uns auch etwas kosten lassen, dazu selbst thätig zu sein. Sie sollen aber darüber hinaus selbst Veranlassung sein für gemeinschaftliche christliche Feste der ganzen Gemeinde, als Erntefeste, Missionsfeste, Feste der Schulkinder und Gesangvereine. Namentlich aber erinnere ich an das altkirchliche und sehr wol — von seinen früheren Auswüchsen gereinigt — wieder einzuführende Kirchweihfest. Wir haben dafür noch Evangelium und Epistel, es stelt vor allen anderen Festen die ganze Gemeinde als eine Familie und die Kirche als ihr Vaterhaus dar. Namentlich solte lezteres wieder allenthalben jährlich gefeiert werden, wo neue Kirchen gebaut sind. Findet sich erst in der Gemeinde eine freudige Teilnahme zum Mitfeiern derartiger Feste, so bedarf es des Steckens des Treibers nicht mehr, sie noch in den sontäglichen Gottesdienst zu führen. Dem Gesinde freilich, welchem der Patron gleichzeitig in der Stellung des Hausherrn und in dessen Rechten und Pflichten gegenübersteht, soll der Besuch der Gottesdienste wie der täglichen Morgen- und Abendstunden zur Pflicht gemacht und nöthigenfals zwangsweise durchgesezt werden. Es ist eine traurige Erfahrung, daß andernfals selbst die willigen durch den Spott der anderen zurückgehalten werden. Bei den wenn auch sehr abhängigen, doch immer selbständigen Familienvätern der Tagelöhner wäre ein direkter Zwang unangemessen. Eine ernste Mahnung einzelner unter vier Augen, oder gelegentlich aller, ist sehr wirksam. Man soll sich hüten, die Sache durch direkten Zwang zu überstürzen und zu verderben. Eine der wunderbar köstlichsten Eigenschaften unseres Gottes, welche von ihm immer wieder gegen uns angewendet, uns anbetend in den Staub niederwirft, von welcher der Apostel fordert, daß wir sie für unsere Seligkeit erachten sollen, ist seine Geduld. Haben Pastorat und Patronat in Rationalismus und Materialismus zusammengewirkt, ein Menschenalter hindurch und zwei und drei, um die Gemeinden zu verwüsten und der Kirche zu entfremden, so sollen sie sich die Zeit und Mühe nicht lang und sauer werden lassen, zusammenzuwirken zu ihrer Erhebung und sie für das Wort Gottes wieder zugänglich zu machen. Erst wird vielleicht eine Sele, dann ein Haus dafür gewonnen werden, von welchem man es am wenigsten erwartete. Dann sollen Pastor und Patron aufjauchzen und Gott preisen, denn bald wird von da aus das Feuer ein Haus nach dem andern ergreifen, und die Glocken laden dann nicht mehr vergeblich ein zum Gottesdienst, und wenn man Sontags Mittag durch das Dorf geht, schallen die Lob- und Dankgesänge von Haus zu Haus in das freudig bewegte Ohr von den um ihr einfaches Mittagsmal versammelten Familien.

Bei diesem Zusammenwirken des Pastors und Patrons soll der Patron stets bedenken, daß, wenn der Herr in seiner Herablassung sich auch der Menschen, seiner also, bedient, um seine Kirche zu schützen, ihr zu dienen, die Quelle alles Lebens, alles Schutzes doch der Herr selbst ist, und wir daher je nach der Nähe der Verbindung mit ihm daraus schöpfen. Sonst könnte es ihm leicht so ergehen, daß er denkt, den Pastor zu schützen, und siehe da, der Pastor ist es, welcher ihn schützt. Andererseits soll der Pastor bedenken, daß die Grundlage einer allezeit guten Stellung des Pastors zum Patron ist, daß er seiner unausgesezt fürbittend vor dem Herrn gedenkt. Eine rechte, treue Fürbitte ruft Gott nicht etwa einmal oder auch noch so oft, aber mit dem Nebengedanken an, daß, wenn er nicht hören wolle, er es auch sein lassen könne, sie ringt mit ihm unausgesezt im Gebet wie Jacob, sie ist nach seiner Verheißung der endlichen Erhörung gewiß und läßt darum auch nicht ab, bis sie den Segen erlangt hat. Lebt der Pastor in dieser Fürbitte, so wird das Herz des Patrons und er selbst an seinem, wie an dem Herzen des Patrons es bald verspüren. Welche Liebe, welche zarte Rücksichtnahme auf den Patron wird ihn bald mit diesem verbinden. Wenn er mit dem Patron spricht, er wird dessen eingedenk sein, daß er so eben von dem Angesichte Gottes komt, und der Patron wird noch die Spuren des Glanzes davon auf seiner Stirn wahrnehmen, wie Mosis Antlitz glänzte, als er vom Sinai zu den Kindern Israel kam. Alles eigene Interesse, alle eigene Ehre, aber auch jede Menschenfurcht und Menschengefälligkeit wird aus seinem Herzen verschwunden sein. Was er dem Patron zu sagen hat, wird er offen mit ihm verhandeln, wenn es sein muß, öffentlich von der Kanzel rügen. Jede nur erbitternde und verstockende verdekte Anspielung in der Predigt wird er vermeiden, aber Gott der heilige Geist wird seinen Worten um so mehr Nachdruck und dem erschrockenen Gewissen die Erkentnis Davids geben: „Du bist der Mann."

Beide sollen zurückweisen auf den, von welchem jedes Kirchenregiment verliehen ist, dem jeder Dienst für die Kirche gewidmet ist. Der Patron auf den rechten Vater, von welchem seine Stellung nur ein schwaches Abbild ist. Aber auch der Pastor ist nicht der eigentliche Hirte, der Herr selbst ist der einige gute Hirte. Der Patron soll eingedenk bleiben, daß — wie ein Jünger des Herrn ihn verrieth — die Obrigkeit unter Pilatus den Herrn in der Sünder Hände zur Kreuzigung überantwortete, soll eingedenk bleiben seines Wortes: „sehet, welch ein Mensch!" Wir armen, aufgeblasenen Menschen denken in

allen Lebensverhältnissen, im ehelichen, socialen, staatlichen und kirchlichen Leben immer nur an uns selbst und möchten im entgegengesetzten Sinn, wie Pilatus, gern aller Welt von uns zurufen: „sehet, welch ein Mensch!“ während wir allezeit das Bewußtsein behalten sollten, daß jenes Wort des Pilatus uns gilt, weil der Herr um unserer Sünde willen zerschlagen ist und die Strafe auf ihm liegt, damit wir Frieden hätten. Ebenso aber soll der Pastor nicht sich suchen und sich predigen. Er soll dem Johannes gleichen, welcher sich als Freund des Bräutigams freute, daß der Bräutigam die Braut heimführt, soll zu allen Zeiten und an allen Orten wie Johannes von sich weg auf den Heiland hinweisen mit dem

„Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.“

Ja! unser aller Sünden! auch alle die unzähligen und schweren, sonst unerschwinglichen Sünden des Pastorats und Patronats! Gelobt sei Gott!

Nachrichten.

Uhlich in der Mark Brandenburg.

Dieser „arme Mann“, wie ihn Herr v. Bethmann-Hollweg genannt hat, fängt an, unsere Mark zu durchziehen. In Magdeburg, wo er wohnt, ist er so ziemlich vergessen und verschollen, er muß sich Anhang in der Ferne suchen. In diesem Frühjahr ist er in Nauen und dem großen Dorfe Dreetz bei Neustadt a. d. D. gewesen, am 8. Juni hielt er einen Vortrag über „freisinnige Religion“ auf dem Lehnschulzenhofe zu Seebeck bei Lindow. Da er im Ruppinschen Anzeiger zwei Mal vorher angezeigt war, so hatten sich wol 300 bis 400 Leute eingefunden, aus den nächsten Dörfern, aus Gransee, Lindow, Alt- und Neuruppin, auch Frauen und Schulkinder waren darunter. Ehe er auftrat, erschien auf der Rampe der Lehrer einer benachbarten Schule und verteilte „Sechs Lieder für freie religiöse Versammlungen.“ Nun kam der „arme Mann“, that seinen Mund auf und sprach:

Erlauben Sie mir zuvor, ehe ich zu dem eigentlichen Vortrage übergehe, zu sagen, wie es gekommen, daß ich hier vor Ihnen stehe. Ich bin aus Magdeburg und diene daselbst einer Gemeinde, und obwol ich mich schwer losmachen kann, thue ich es doch gern, wenn eine Einladung an mich ergeht, zu kommen. Daß man gerade mich oft darum bittet, mag darin seinen Grund haben, daß ich kräftig bin und mich eines starken Organs erfreue. Doch nicht das allein, sondern das Freundschaftsverhältnis zwischen mir und Herrn S., das seit 1848, wo wir zusammen in der Nationalversamlung saßen (und dem Könige die Steuern verweigerten), schon besteht, ließ mich gern zusagen, zu kommen. Ich bin nun bereit, auf meinen Vortrag überzugehen. Ueber freisinnige Religion will ich sprechen. Es ist eine Thatsache, die sich durch ganz Deutschland bestätigt, daß man nicht mehr glauben kann, was in den Kirchen gepredigt wird, un daß man darum sich auch nicht mehr erbauen kann. Religion wi man wol, aber nicht die alte; Religion will man, nur nach unsern Zeitbedürfnis. Da haben sich nun schon an 140 Gemeinden aus de nen gebildet, die in der Kirche sich nicht mehr erbauen konten. E ist eine Reihe von Jahren vergangen, und wir haben es prüfen kön nen und abmerken, daß unsere freie Religion ganz anders, als di von den Pastoren auf der Stube ausgesonnene, dem Menschenherzen Trost und Kraft zu geben vermag, wir haben es merken können was es mit ihr ist, an Krankenbetten und Sterbelagern, wo sie zu trösten vermochte. Doch ehe ich weiter spreche, wollen wir zusammen singen Nr. 2, V. 1:

Es geht ein großer Drang
Nach Freiheit durch die Lande,
Der Geist der neuen Zeit
Zersprengt die alten Bande.
Die stolze Herlichkeit
Des Papsttums ist vorbei,
Sein alter Glanz erbleicht,
Bald wird die Menschheit frei.

Es machte schon einen betrübenden Eindruck, als dieser Vers nach der Melodie: „Nun danket Alle Gott“ gesungen wurde. Das Singen fiel auch kläglich aus, denn die Juden und Judengenossen, der Hauptstamm der Versamlung, konten es schlecht oder gar nicht, die wenigen im kirchenhistorischen Interesse anwesenden treuen Glieder der Kirche schwiegen natürlich. Nach dieser Einleitung folgte der eigentliche Vortrag, den wir abgekürzt, aber allermeist mit den eignen Worten Uhlichs wiedergeben. Wir bitten die lieben Leser, so schwer es auch ist, ruhig zuzuhören. Wir müssen wissen, was in unserm Lande als freisinnige Religion herumgetragen wird, wie man unsern allerheiligsten Glauben schmäht, es kann und soll uns nur zu einem Zeugnis dafür und zur Befestigung darin dienen. — Er fuhr fort: Die Religion in der alten Form ist bei Menschen in Stadt und Land abgekommen. Ist das aber gut und recht? Haben nicht alle Völker zu allen Zeiten Religion gehabt? Unsere Väter mit den Fellen um die Schulter hatten ja auch ihre Religion. Doch was ist Religion? Religion ist das Gefühl in uns, daß etwas Höheres über uns sei, von dem wir abhängig sind. Die Religion ist nothwendig, sich daran zu halten, wenn alles schwankt, heute reich, morgen arm, heute gesund, morgen krank. Man kann nicht ohne Religion leben. Sagt doch Jesus selbst: „der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht.“ Gott hat aber keinen Mund, er kann nicht sprechen, sondern der Mensch sprichts, was er von Gott, dem hohen Geiste, dem denkenden Geiste in ihm und was er durch ihn weiß. In Jesu war dieser denkende Geist stark, vielleicht am stärksten, stärker als in allen mit ihm Lebenden, darum ward er auch nicht verstanden. Das Alte sollte aufhören, doch die Priester mochten ihren Zehnt nicht verlieren und ihr Ansehen dazu, darum weg, weg mit ihm! Sehen wir auf uns.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 11. Juli. № 55.

Wessenberg.

Freiherr J. Heinrich v. Wessenberg. Sein Leben und Wirken. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der neuern Zeit. Auf der Grundlage handschriftlicher Aufzeichnungen Wessenbergs. Von Dr. Jos. Beck, Großherzoglich Badenschem Geheimen Hofrath. Freiburg, Wagner, 1862.

Wir griffen mit großer Spannung zum etwas hölzern-betitelten Buche, ließen uns auch die ein wenig heidnisch aussehende Dedication: den Manen Karl Hüntleins, Bürgermeisters zu Constanz, nicht irren, denn was hat der Name Wessenbergs nicht für einen Klang? Wenn Heinrich Heine in seinem Ritter-Gedichte, sich zu den Rittern des Geistes zählend, von sich selbst sagt:

Nent man die besten Namen,
Wird auch der meine genant,

so wird der Name Wessenberg genant, wo von guten Namen die Rede ist, und das nicht in einer, sondern in zwei Welten, der protestantischen und katholischen, und seiner wird gedacht als eines Mannes der Gesinnung und der That, der Bildung, Aufklärung, edlen Liberalismus und alle Humanitätsbestrebungen der neuern Zeit gepflanzt, gepflegt und begossen; den der bekante Menschenfreund Lord Stanhope nicht anders, als seinen lieben Reformator der Zukunft nent. Aber wir haben eine Enttäuschung erfahren und trotz der Celebrität des Verfassers das Buch einmal als ein flaches, dem das historische und christliche Salz gar zu sehr mangele, zur Seite gelegt, bis ein abermaliger Angriff desselben, wenn auch den ersten Eindruck, daß es zu wenig Inwendiges enthält, nicht auslöschend, doch so viel zur Belehrung und Instruction über die neuere Zeit darbot, daß es sich einer Anzeige in diesem theologischen Blatte lohnte; zumal man vermittelst desselben, um im Bilde und Sprache unserer Bauern zu reden, einen Kentnis-mehrenden Blick über den Zaun in unsere Nachbarkirche thun kann. Das Leben des Mannes im Buche und der Verf. desselben schlagen dieselbe Richtung ein, haben sich vorgesezt, den politischen Liberalismus innerhalb der katholischen Kirche zu rechtfertigen (was aber ohne Jesuitismus nicht geht) alsdann, diesen grade zu bekämpfen, in seiner Verderblichkeit darzustellen und die Kirche von ihm zu erlösen, ferner diese Kirche durch Herübernahme aus dem Protestantismus zu beleben, aber mit Ausschluß dessen, was allein beleben kann, der protestantischen Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben, damit geht zusammen Vorbeigehen bei allen den großen Männern, welche die Vergangenheit der katholischen Kirche aufzuweisen hat. Daß hierin eine unlösbare Schwierigkeit liegt, daß so den Jesuitismus zu bekämpfen einen hofnungslosen Kampf, der blos mit einer Niederlage endigen konnte, abgeben mußte, daß das gewekte Leben sich nicht anders als im Sande verlaufen konnte, liegt auf der Hand, und die Jesuiten brauchten dieserhalb als Sündenböcke gar nicht so schwarz gemalt zu werden, wie geschieht, man begreift Alles auch ohne sie; — der jezt regierende Papst und sein liberaler Anfang haben es aufs Neue bestätigt. Von dieser historischen Nothwendigkeit des Verlaufs haben beide, der, dessen Leben beschrieben ist, und der, der es beschrieben hat, keine Ahnung gehabt, sondern die böse Curie und andere feile lichtscheue Menschen tragen allein die Schuld. Es spielt demnach, um das Wesen des Buchs kurz zu bezeichnen, vorn auf der Bühne der moderne politische Liberalismus, mit allem Guten, aber auch Einseitigen, Verkehrten und Unhistorischen, und hat des Widerwillens gegen Rom kein Hehl; dabei bleibt im Hintergrunde aber die katholische Kirche in ihrem ganzen Gerüste unangefochten stehen; dazwischen geht die Bibel hin und her, aber man macht mit ihrer Anwendung keinen vollen Ernst; desto mehr Lärm macht, was man Nationalität oder deutsche Kirche nent, was aber nur auf Realisirung eines kirchlichen Constitutionalismus hinausläuft, wogegen Deutsch und Lutherisch historisch und faktisch Begriffe sind, die sich decken und nach deutscher Tiefe zuvor Alt und Neu, Sünde und Gnade, Licht und Finsternis mit der Schärfe des göttlichen Gesetzes zu scheiden waren, um die dadurch entstandene Kluft dann mit der evangelischen Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben auszufüllen. Ueber all dem Lesen jener kirchlichen Reformen hat uns das Wort Hebr. 4, 12 gestachelt: „Das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer, denn kein zweischneidig Schwert und durchdringet bis daß es scheidet Sele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens."

Das in Verehrung und Wolwollen geschriebene Buch, dessen Material hauptsächlich eigene Aufzeichnungen, wie der Titel angibt, geliefert haben, liegt in fünf Abschnitten vor, deren erster Jugend und Bildungsjahre überschrieben ist, und uns einen Blick in die Familie und das katholische Erziehungswesen

des damaligen deutschen Adels thun läßt. Der Vater Johann Philipp Karl Wessenberg gehörte einer alten Familie des Breisgaus an, die ein Stammschloß im Pfarrdorfe Feldkirch nahe bei Freiburg besaß, hatte sich mehr als funfzigjährig zu Dresden, wo ihm auch als sächsischem Conferenz-Minister und Oberhofmeister seine älteren Kinder geboren wurden und wo vor ihm, weil die Güter der Familie unbedeutend waren, im Laufe des 18. Jahrhundert mehrere Wessenberge im Staats- und Hofdienste gestanden hatten, mit einer Gräfin Thunn-Valsasina verheiratet, gab aber 1776 seine Aemter auf und zog nach Feldkirch, um der Unabhängigkeit sich zu erfreuen und den Seinigen zu leben. Der Vater, der ein hohes Alter erreichte, und die Mutter, die frühzeitig verstarb, als unser Held kaum fünfjährig war, müssen, wie aus Allem hervorgeht, vortreffliche Leute gewesen sein. Zwei Söhne dieser Ehe, der jüngere Bruder, dessen Biographie vorliegt, und ein älterer haben den Namen der Familie weithin bekant gemacht; dieser, der ältere, wie der Vater Johann Philipp Karl genant, trat früh in östreichische Dienst und ward, zu hohem Posten in Wien gelangt, der Verbündete des Grafen Stadion, mit dem er 1848, nach dem Sturze ihres beiderseitigen Gegners, des Fürsten Metternich, das Ruder östreichischen Staatsschiffs in die Hand nahm, um damit durch die „wilde See" zu steuern — ihre Anstrengungen haben, wie der Biograph meint, finstere Mächte vereitelt und zu nichte gemacht, worüber wir anderer Meinung sind; dieser Bruder starb, 85 Jahre alt, zu Feldkirch den 2. August 1858. Der jüngere, unser Mann, geboren zu Dresden den 4. November 1774 und gestorben zu Constanz den 9. August 1860, war in der heiligen Taufe Ignatz Heinrich genant (was ein Jesuiten-freundlicher Verwandter veranlaßt hatte, worüber er später zu scherzen pflegte, daß die Jesuiten ihn schon in der Taufe beschenkt hätten), ließ aber die Erinnerung an Ignatz von Loyola, dessen Jünger Gewalt zu brechen seine Lebensaufgabe war, später aus seinem Namen weg und schrieb sich blos Heinrich von Wessenberg. Der erste Unterricht ward, wie damals überall in Familien des katholischen deutschen Adels, durch die Hauskaplane besorgt; hier zieht der Verf. eine einsichtige Parallele zwischen dem Unterricht, den die Söhne des englischen Adels in den Schulen zu Eton und Rugby empfangen und einer tüchtigen klassischen Bildung teilhaftig gemacht werden und dem Wenigen, was ein solcher Kaplan, der nichts als sein Latein und sein Brevier gelernt hat, lehren kann. Der Unterricht schloß sich ferner eng an die Kirche an, und hier wird ein Ausfall gegen das so frühe Beichten in dem katholischen Kirchenwesen gemacht; wir sind kein Freund desselben und wollen es durchaus nicht vertreten, können aber den Einwürfen des Vfs., welcher anzunehmen scheint, als wenn das Kind keine andere als Geschlechtssünden zu beichten habe, nicht beistimmen. Der treue Vater, ein Edelmann im besten Sinne des Worts, der sontäglich mit seinen Kindern zur Kirche ging und ein Vorbild kirchlicher Andacht war, nahm sich der Erziehung und auch des Unterrichts eifrig an, und Heinrichs Begabung und Eifer half

später viele Schäden gut machen. Im Griechischen, wovon der Kaplan selbst wenig verstand, konnte er es nie zu Etwas bringen, aber des Terenz und Catull und der Klassiker der späteren Zeit ist er ganz mächtig geworden und in Virgils Gedichte tief eingedrungen. Dabei wird auch der lateinischen Kirchenväter als Bildungsmittels gedacht und von den Schriften des heil. Augustin behauptet, was von Virgils Gedichten prädizirt wird. Das Leztere will uns nicht recht einleuchten, da bei den späteren kirchlichen Reformen im Bistum Constanz dieses Heiligen gar nicht gedacht wird. Der Vater, der eine ausgebreitete Welt- und Lebenserfahrung besaß, teilte davon in Nachmittags- und Abendstunden an die Kinder aus, las mit ihnen Geschichtsbücher und Reisebeschreibungen, ja, um das religiöse Bewußtsein zu wecken, wurden täglich ein Abschnitt der biblischen Geschichte und auch ausgewählte zur Nachahmung ermunternde Legenden der Heiligen gelesen. Ein gut gemeintes, aber doch gewiß zu verwerfendes und mit dem Objektiven und Statarischen der katholischen Kirche durchaus nicht stimmendes religiöses Curiosum wird hier noch mitgeteilt; der Vater hielt darauf, daß jedes Kind sein eignes Gebetbuch aus einfachen ihm verständlichen Betrachtungen und Gebeten, wozu der Vater wol die besten Beiträge lieferte, zusammenschrieb, wodurch das Andachtsbüchlein in den Augen der Kinder einen besonderen Wert erhalten sollte, weil es zugleich ein Denkmal ihres Fleißes war. Dieses erinnert an Göthe's Vater, der sontäglich nach der Kirche seinen Wolfgang die Perikopen aus dem Griechischen übersetzen ließ, um die Religion für die griechische Grammatik noch auszunutzen. Göthe ist dadurch kein griechischer Sprachforscher und Heinrich von Wessenberg kein Gebetsmann geworden. Für körperliche Ausbildung und Abhärtung sorgte ein Park, worin ein jedes Kind sein Gärtchen hatte, das es selbst bestelte, Wanderungen über Berg und Thal des Breisgaus und besonders der nahe Rhein mit Kahnfahrten, Fischfang und Baden. Im Jahre 1786 unternahm der Vater mit seinen ältern Söhnen eine Reise durch den Schwarzwald und nach der Schweiz; die Herberge nahm man meistens in den Klöstern, wo der Vater unter den Klostermännern Freunde und Bekante hatte; man traf, bemerkt der Verf., St. Gallen in der Schweiz und St. Blasien im Schwarzwalde im Geiste der Zeit umgewandelt, Volksschulen, Industrie, Landstraßen, Brücken, aber in den anderen die Nachtseiten des kirchlich-klerikalen Treibens, nämlich „die faulen und gar giftigen Früchte, die jeder Zeit und überall üppig aufsprießen, wo pfäffischer Pharisäismus den Boden bestelt"; diese Anschauung habe in der Sele des Knaben Stimmungen erweckt, die in dem Jünglinge zur festen Gesinnung und in dem Manne zu entsprechenden Thaten reiften. Energischer wirkte aber die Reise auf den Knaben durch die Bekantschaft mit den Schweizermännern, Gesner, dessen Tod Abels zu Heinrichs Lieblingslectüre, Lavater, dessen biblische Jugendschrift er schon kante und liebte, und vor Allen Haller, dessen Gedichte er auswendig wußte; der Gesichtskreis der jungen Reisenden erfuhr durch diese Anschauungen jedenfals eine heilsame Erweiterung.

Mittlerweile pochten, als Heinrich eben funfzehn Jahr alt geworden war, die ersten Hammerschläge der französischen Revolution an die Thore des alten Schlosses zu Feldkirch, Emigrantenhaufen sammelten sich den Rhein entlang, die ihre Standquartiere in Mainz und Koblenz hatten. Der Krieg drohete und der Vater mußte für die Sicherheit seiner Familie sorgen; eine Uebergabe an höhere Bildungsanstalten ward außerdem durch das Alter der Knaben geboten, und so wurden denn, eben als die Familie und besonders der Vater über den tödtlichen Hintritt des guten Kaisers Joseph II., der nach dem Verfasser als politisches Ideal der Familie verehrt ward, voll Trauerns war, die beiden ältesten Söhne der dem Jesuitenorden zu St. Salvator in Augsburg zugehörenden Lehranstalt übergeben, ein jüngerer Bruder kam nach Dillingen und die einzige Schwester zur Erziehung in ein Kloster nach Nancy. In Augsburg wiederum Nichts als Dressur zur Latinität, und was sonst noch von Mathematik, Geschichte, Natur- und Völkerkunde unter dem gemeinsamen Namen Erudition gelehrt ward, war ein zusammengeworfener Haufe aphoristischer Kentnisse, bei deren Einübung das Lateinsprechen wiederum die Hauptsache war; die beiden Brüder wurden aber am widerlichsten durch die herschende Intoleranz berührt und sprachen sich unter einander, ohne gegen die Lehrer das Geringste verlauten zu lassen, offen darüber aus; aber ihr Lerneifer ward dadurch so wenig gestört, daß die Lehrer, anstatt ihn zu spornen, aus Rücksicht gegen die Gesundheit ihn mäßigen zu müssen glaubten. Später hat Heinrich die Versäumnis der Muttersprache an jener Anstalt und daß er in gänzlicher Unbekantschaft der deutschen Klassiker dort gelassen sei, schwer beklagt. Also auch hier Nichts als Latinität und Jesuiten! natürlich, daß nach Ablauf eines Jahres in den Ferien die Söhne den Vater inständigst baten, sie von Augsburg wegzunehmen, was bei demselben, da er als Verehrer des Kaiser Josephs II. selbst kein Freund der Jesuiten war, keine große Schwierigkeit hatte. Der ältere, Johann Philipp Karl, bezog die Universität in Wien und Heinrich ward dem jüngeren, Alois genant, in Dillingen beigegeben.

Die aufstrebende Dillinger Hochschule kennzeichnete damals im katholischen Süddeutschland, wo sonst überall der Wolf'sche Formalismus herschte, „die befreiende That des deutschen Geistes, die sich durch die Kantische Philosophie vollzogen hatte, und eben die schönen Früchte der Duldung und Humanität trug", sie ward aber natürlich von den Dunkelmännern heftig angefeindet. Hier wirkte Michael Sailer, hier hörten beide Brüder, die als nachgeborne Söhne des Adels dem Dienst des Kirche bestimt waren und schon Dompräbenden an den Hochstiften zu Constanz, Augsburg und Basel empfangen hatten, nachdem sie sich an Sailer eng angeschlossen, die anregenden Vorträge des Professor Hörmanns über Aesthetik, Kunstgeschichte und deutsche Literatur. Wir hätten den künftigen Kirchenlichtern doch noch ein Anderes zu hören gewünscht; für den Verfasser ist aber solches ganz recht, der Heinrich v. Wessenberg Seite 29 ein gesegnetes Profetentum des christlichen Geistes beilegt, „welcher Geist in Wahrheit kein

anderer sei, als der gute Geist der Menschheit selbst". In das zweite Jahr dieses freudigen Dillinger Studiums fiel nun aber die Trauerbotschaft von dem plötzlichen Hingange des Vaters hinein, und als es nicht lange darauf bekantlich der Jesuitenpartei gelang, Michael Sailer unfreiwillig von Dillingen zu entfernen, verließen auch sie den Ort, um auf der unter der weisen Fürsorge des Bischofs Franz Ludwig von Erthal sich aufschwingenden Universität Würzburg ihre Studien fortzusetzen. Hier hörte Heinrich auf den Rath verständiger Freunde neben den theologischen auch juristische Collegia, in denen sich die von ihm gelieferten schriftlichen Arbeiten durch klare scharfe Gedankenentwicklung auszeichneten, welche ihm nicht blos als Bistums-Verweser von Constanz, sondern auch als Deputirter in der badenschen Stände-Versamlung zu Gute gekommen sind. Wichtiger aber noch als diese Studien wurde der Aufenthalt in Würzburg durch das bunte Leben, in welches er hier eingetaucht ward; eine Menge flüchtiger Fürsten und Herren, unter ihnen auch die Kurfürsten von Mainz und Köln, hatten sich mit ihrem Gefolge in dieser Metropole des fränkischen Adels eingefunden, die Jünglinge wurden an den Hof gezogen, spielten aber nicht Karten, der damalige Mittelpunkt alles geselligen Vergnügens, und hier machte Heinrich die folgenschwere Bekantschaft mit dem Coadjutor von Mainz und Constanz, Karl Theodor v. Dalberg, der an dem strebsamen jungen Wessenberg ein besonders Wolgefallen fand und ihn seitdem nicht mehr aus den Augen verlor.

Aber im Sommer 1796 bewegte sich das Kriegstheater auch dieser Gegend zu, das bunte Leben stob aus einander und die Gebrüder Wessenberg, die Unterbrechung ihrer Studien voraussehend, beschlossen, Würzburg mit Wien zu vertauschen.

Hier angekommen, gesellte sich der ältere Bruder, der bereits im östreichischen Civildienst stand, wieder zu ihnen, sonst gab es hier wenig Freuden; die Familie hatte durch den Verlust ihrer Güter im Elsaß in Folge der Französischen Revolution bedeutend an ihrem Einkommen eingebüßt und die größte Sparsamkeit und Einschränkung ward nothwendig; ein alter Diener, der die jüngern Brüder seit ihrem Austritt aus dem Vaterhause begleitet hatte, ward der gemeinschaftliche Koch und er führte sein Geschäft so trefflich aus, daß der tägliche Aufwand für Kost à Person nur 15 Kreuzer betrug. Auch die Universität, an welcher die „lichtscheue" Partei regierte, bot wenig Trost dar. Desto mehr wurde durch Privatfleiß geschaft, dem die Universitäts- und kaiserliche Hofbibliothek zu Hülfe kamen; dazu ward bei dem geringen Einkommen doch zur Anschaffung von Büchern ein nicht Unbedeutendes erübrigt, welche später, in Kisten verpackt, nach Constanz wanderten und den Anfang zu der dort noch jezt bestehenden umfangreichen und wertvollen Bibliothek bildeten; hier wurden auch Entwürfe zu späteren literarischen Werken gemacht und Excerpte dazu gesammelt; endlich ward hier auch das erste Theater besucht. Unter den Männern, mit welchen man in Berührung kam, ist hier Johannes von Müller zu nennen, vor allen aber der schon von Würzburg her befreundete Dalberg; dieser ist auf das spätere Aufkommen und Wirken Wessenbergs

von so großem Einfluß gewesen, daß seiner hier besonders gedacht werden muß.

Karl Theodor v. Dalberg, in den Weimar-Jenaschen Lebenskreisen der Coadjutor oder Statthalter genant, war 1787 vom Mainzer Domcapitel zum Coadjutor des Kurfürsten Friedrich Karl Joseph von Erthal erwählt worden, war aber schon 1772 als Domcapitular durch das Vertrauen seines Kurfürsten zum Statthalter der Mainzischen Enclave Erfurt berufen worden, wo er als Mann, der Aufklärung, Bildung und Humanität auf seinem Herzen trug, ein offenes Haus für alle Poeten- und schönen Geister hatte, mit Schiller, Göthe, Wieland, Herder, Knebel Tage und Abende in vertrautesten Gesprächen verbrachte, und der nach der in Schillers Familie feststehenden Hoffnung ihre finanzielle Bedrängnis in materielle Fülle umwandeln werde, wenn er nur erst zur Regierung gekommen wäre; denn seit dem Erscheinen von Schillers Räubern hatte er sich für ihren Verfasser auf das lebhafteste interessirt; er galt ringsum durchaus als ein edler Mann, Männer und Frauen, unter lezteren auch die weise Karoline Herder, trugen sein Lob auf ihrer Zunge, nur das einfache Lottchen von Lengfeld, Schillers Braut, konnte kein rechtes Vertrauen zu ihm fassen, in den Augen und um den Mund herum lag etwas, was ihr nicht gefiel, und daß er als gewandter Welt- und Hofmann den Priester nicht verläugnen konnte, machte seine Person ihr unheimlich. Die Aussichten für den Coadjutor von Mainz waren um so glänzender, da eine gleiche Wahl im Constanzer Domkapitel auf ihn gefallen war, für welche Diözese, als er den Bischofsstuhl erstiegen, er später Wessenberg zum Bistums-Verweser bestelte. Ueber seine Person und Charakter gehn Clemens Perthes in seiner Geschichte des südwestlichen Deutschlands im 18. Jahrhundert und der großherzoglich badensche geheime Hofrath aus einander. Beck, unser Verfasser, schreibt ihm bedeutende Talente zu, die sein rasches Emporkommen veranlaßt, Perthes hält diese für mäßig und sagt, daß seine Schriften, Betrachtungen über das Universum und andere flach seien und in ihrem Stil gar nichts von dem Geiste der Weimarschen Heroen an sich hätten, sondern in Ton und Haltung an Nicolai und Campe erinnerten; sein Aufkommen erkläre sich einfach durch das Nepotenwesen an geistlichen Höfen. Ueber Schwäche und Haltungslosigkeit seines Charakters sind beide ziemlich einverstanden, wenn der eine gleich mehr als der andere ihn in den Händen Napoleons Hampelmann sein läßt; die stärksten Erweise seiner Kopflosigkeit und Schwäche bringt indeß unser Buch bei. Als der zuerst von Napoleon dem deutschen Reiche als Fürstprimas gelassene, später nach Aufhebung desselben zum Großherzog von Frankfurt erhobene Karl Theodor kurz vor der Schlacht bei Leipzig sich zu seinem Günstling Wessenberg nach Constanz flüchtete, konte er hier gar nicht durch seinen einsichtigen Freund von der Verkehrtheit abgebracht werden, auf sein Großherzogtum zu Gunsten des Prinz Eugen, Napoleons Stiefsohn, zu verzichten, wodurch er die Alliirten und Napoleon zugleich beleidigte. Als wären die Kosacken ihm

auf den Fersen, um ihn auszuziehen, war er gar nicht in Deutschland zu halten.

Damals, als Wessenberg seinen spätern Gönner in Wien traf, fing dort an, sezte sich in Regensburg fort und endete endlich in Rastadt jenes niederträchtige Intriguenspiel und Raubsystem der weltlichen und geistlichen Fürsten Deutschlands, für das auf dem linken Rheinufer Verlorene durch Säcularisation der Bistümer und Abteien im Innern Deutschlands mehr als Ersatz zu finden. Wie im Mere die größern Fische die kleinern auffressen, so ward hier ohne Scham und voll Kriecherei vor den Franzosen und mit Bestechung von deren Abgeordneten ein allgemeiner Versuch des Verschlingens von Geistlich und Weltlich begonnen, dessen widerwärtiges, Deutschland beschimpfendes Schauspiel der Ritter von Lang uns in seinen Memoiren in Szene gesezt hat. Der Kurfürst von Trier, der zugleich Bischof von Augsburg war, fand es ganz in der Ordnung und betrieb es in Wien als eine natürliche rechtliche Sache, daß der Fürstbischof von Constanz und der Fürstabt von Kempten ihres weltlichen Regiments entsezt, und deren Land und Leute zu seinem Bistum Augsburg geschlagen würden, um ihn für seine Verluste auf dem linken Rheinufer zu entschädigen.

Ueber diesen elenden Eindrücken der Zeit und der deutschen Zustände war die Zeit des Wiener Aufenthalts zu Ende gegangen, und Heinrich von Wessenberg hätte gern noch eine größere deutsche Universität besucht, wobei er Göttingen im Sinne hatte, wie es im Buche heißt, damals Hauptsitz der gelehrten Studien Deutschlands, aber die nothwendige ökonomische Einschränkung ließ es zur Erfüllung des Wunsches nicht kommen und so beschloß er zum einstweiligen Aufenthaltsort Constanz zu nehmen, wo ihm, obwol er erst in zwei Jahren actives Mitglied des dortigen Domkapitels werden konnte, bereits ein Haus zur Verfügung stand; hier sollten mit Rücksicht auf seine künftige Berufsstellung die Lücken in seinen Kentnissen, namentlich in Kirchenrecht und Kirchengeschichte ausgefült werden, worin der Eifer groß war, und wobei die Lecüre klassischer Literatur alter und neuer Zeit Erholung und Erfrischung abgab. In diese Zeit fallen auch mehrere literarische namentlich juristische Versuche: über das kaiserliche Recht der ersten Bitte und: rechtliche Wirkung des Zufalls, auch eine publizistische Abhandlung: Umbildung und Veredlung des Erbadels betitelt, sie wurden aber nicht zum Druck reif, weil inzwischen die Thätigkeit des jungen Mannes nach einer andern Seite in Anspruch genommen ward. Den 14. Januar 1800 war der Fürst-Bischof von Constanz Max von Rodt gestorben und der damit auf den bischöflichen Stuhl gelangende Coadjutor Karl von Dalberg, der als Coadjutor von Mainz und Statthalter von Erfurt anderwärts reichlich in Anspruch genommen war, sah sich nach einem Manne um, dem er die Oberleitung des Bistums mit vollem Vertrauen überlassen konnte, und seine Wahl fiel auf unsern Heinrich von Wessenberg. Ueber diese Wahl und deren Folgen lassen wir den Vf. selbst reden, er sagt: seitdem vereinigte ein inneres und

äußeres Band zwei Männer, die in voller Hingabe der Sele an ihren Beruf zur Förderung der höchsten Güter des menschlichen Lebens sich die Hände gereicht und die durch Adel der Gesinnung und Lauterkeit des Strebens selbst dort, wo sie geirt, so viel Liebe und Achtung verdienen, als nur irgend ein Mitglied unsers schwachen Geschlechts in Anspruch nehmen kann. Dem widersprechen wir im ganzen nicht und freuen uns, daß derselbe General-Vicar, als später der Kurerzkanzler des deutschen Reichs ihn in sein Metropolitankapitel berufen wollte und sich mit dem Gedanken trug, ihm die Nachfolge in seiner hohen Würde zuzusichern, einfach erklärte: er möge ihn in dem Lebensberufe lassen, den er sich erwählt, die kirchlichen Zustände zu verbessern, da er für politische Geschäfte nicht tauge und weltlicher Glanz nie einen Reiz für ihn gehabt; nur begreifen wir nicht wie derselbe Mann später mit Rotteck, v. Itzstein, Welker und andern Helden der Badenschen Kammer hat an einem Seile ziehen können.

Wir kommen jezt an die Thätigkeit Wessenbergs, welche vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimt, das ist seine kirchlich-reformirende im Bistum Constanz; es gehörten zu demselben außer den bedeutenden Territorien auf deutschem Reichsboden Vorder-Oestreich, Teile von Vorarlberg, Markgrafschaft, die fürstenbergschen und hohenzollernschen Lande, und das Herzogtum Würtemberg, die ganze deutsche katholische Schweiz, Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Appenzell u. s. w., und Wessenbergs Thätigkeit begann damit, durch diplomatische Verhandlungen dieser Schweizerkirche die bedrohten Kirchengüter zu erhalten; was auch gelang und welche erfolgreiche Bemühungen durch ein Breve des Papstes, worin S. Heiligkeit ihr Wolgefallen und ihren Dank aussprachen, belohnt ward. Nachdem dieses Geschäft vollendet war, ging es an die Reform. Zunächst, wie billig, kam der Klerus, welcher Weltgeistliche und Klosterleute, zusammen 6608 Personen, umfaßte, so daß auf einen Kleriker 233 Einwohner des Bistums kamen, und was für Leute waren diese Kleriker? Die nach einer hervorragenden kirchlichen Stellung trachteten, waren nicht im Stande einen ordentlichen Aufsatz zu schreiben oder auch nur ein einfaches Pastoralschreiben zu entwerfen. Noch schlimmer sah es natürlich bei den untergeordneten Organen der kirchlichen Verwaltung aus; Wessenberg traf bei seinen Visitationen auf nicht wenige Dekane, deren ganzer literarischer Vorrath im römischen Brevier, einem alten Compendium der Dogmatik und Casuistik, einigen Postillen über die evangelischen Perikopen und einer Samlung von Kalendern und Reutlinger Volksromanen bestand. Und doch waren diese Vorstände aus einer Vertrauenswahl ihrer geistlichen Mitbrüder und Kollegen hervorgegangen! Setzen wir hieneben noch eine andere Stelle zur Charakterisirung der klerikalen Zustände des Bistums: Der größere Teil des Klerus war höchst mangelhaft und nur nothdürftig für seinen Beruf vorbereitet; fast nur für den äußern Kirchendienst formell zu- und abgerichtet, und hielt diesen für seine eigentliche Aufgabe. In sehr vielen Pfarren, zumal auf dem Lande, wurde monatlich nur ein Mal gepredigt, wobei es noch das Bessere war, wenn der Geistliche seinen Vortrag lediglich einer Postille entlehnt hatte. Von religiösem Unterricht in Kirche und Schule war meist keine Rede. Der Altar- und Ceremoniendienst erschöpfte nach Art griechischer Popen die ganze Berufsthätigkeit des ungeistlichen Klerus.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Uhlich in der Mark Brandenburg.

(Schluß.)

„Sind denn das die schlechtesten, die rohesten, die wüstesten Menschen, die abgekommen sind von der alten Religion? Mit nichten, wenn auch welche mit darunter sind, sie werden nur nicht verstanden, es sind ernsthafte Menschen, die ein Streben in sich fühlen nach Höherem. Sie können das Alte nicht mehr glauben, wenn der Pastor bei der Confirmation auch gesagt hat: Bei deiner Selen Seligkeit mußt du daran festhalten. Etwas festhalten, was uns ein altes Buch sagt, die Bibel, ist denn das richtig? Ich will aus der Natur es deutlicher zu machen suchen. Aegypten, das schon in alten Zeiten denkende Menschen hatte, hatte nicht den Pflug so vollkommen, als wir, sondern mit einem Baumzweig rissen sie die Erde auf und streuten dann die Körner hinein. Sagt selbst, wird nicht nach 25 Jahren der Pflug wieder anders sein? Seht die Kleidung an. Welchen Weg sehen wir vom rohen Felle bis zur heutigen Kleidung! Seht die Wohnung an, wie verschieden die erste Hütte von den jetzigen Häusern! Doch fragen wir noch einmal, wie ist das Alles entstanden? Nach und nach, aus dem Alten, ist die Antwort. Darum ist das unsere Meinung, man verachte nicht das Alte, aber binde sich doch nicht daran, sondern schneide weg, was schlecht ist, und mache es besser, wie der denkende Geist es lehrt. Man treibts auch schon so in wirtschaftlichen Dingen, nur in der Religion nicht. Alles wird verbessert, denn das Denken ist jezt schärfer, als je. Das Denken liegt in der Menschennatur, es ist eine Macht, die Sprache nent es Gott. Und diese Macht treibt uns immer weiter, das ist Gottes Gesetz, Eins nach dem Andern wird ersonnen und erdacht. Und in der Religion solte es nicht so sein, da solte das Alte gelten? Erst recht in ihr, denn sie ist der Inhalt der allerhöchsten Gedanken. Sehen wir eine Rose an, Wurzel, Stock, Blätter, das gehört zur Rose, doch das Schönste entfaltet sie in der duftenden Blüthe. So der Mensch. Er denkt an dies und das, wie er Geld erwirbt u. s. w., doch das ist das Edelste, daß er denkt wei-

ter im Erkennen vorzudringen, und diese edlen Gedanken schaffen die Religion, wie der Rosenstock die Rose. Sehen wir einmal auf Luther, wenn der heut noch lebte, würde er fortgeschritten sein und z. B. aus seinem Katechismus den Teufel fortgelassen haben, der Katechismus würde ein ganz anderer werden. Ja, ja immer weiter müssen wir, die ewige Gottheit spricht heute: Ihr sollt euch nicht binden an die alten Sätze! Ehrt zwar die Meister der Vergangenheit, einen Abraham, Jesus, Paulus, auch die Propheten, Calvin und Luther, aber nicht so, daß ihr euch genau nach ihren Büchern richtet, sondern dadurch, daß ihr ihnen ähnlich seid im Streben nach Erkennen, im Denken. Und seht ihr Etwas besser ein, so solt ihr das Alte lassen, und eure Nachkommen sollen wieder, wenn ihr Etwas besser erbaut, Eures lassen. Also fortschreiten müssen wir. Jesus und Hus wollten auch fortschreiten, doch sie mußten sterben diese edlen Menschen, weil man den Fortschritt nicht wolte. Man will ihn jezt auch nicht, man will bleiben bei Bibel und Katechismus. Das ist eine Schmach. Doch Tausende haben das Wehe über sie, wenn sie abweichen, nicht geachtet und sind frei. Ich frage Sie, warum war denn das früher nicht so, als jezt? Als ich zur Schule ging und in Halle die Universität besuchte, lehrte man so nicht, und sahe nicht so viel Wunder wie jezt, und lernte nicht ein halbes Schock alte Lieder und ein par hundert Sprüche auswendig. Darum frisch mein Geist, denke, denke! Lies nicht die Bibel und andere Bücher, das Beste herauszusuchen, sondern schaue in die eigene Brust. Denke nicht mehr: der Pastor hat das gesagt, darum muß ichs glauben, nein, denke, denke! Der Knecht hinterm Pfluge muß denken lernen den allerhöchsten Gedanken: Ich bin ein Mensch. Denke, denke, sage ich, nicht: Glaube, glaube. Der Glaube ist der Anfang des Denkens. Die Herren müßten selber erschrecken, die immer predigen zu glauben, glauben sie doch selber nicht. Ich bitte Sie, welcher Pastor verleiht Geld im Glauben, ohne Schrift, ohne Sicherstellung? (Beifälliges Gemurmel.) Der Glaube ist der Anfang des Denkens. Ich soll mir sagen lassen, es sei Sünde, wenn ich über den Glauben hinausgehe? Ja, ja, der Pastor sagt's ja, so muß es doch wahr sein. Noch mehr, die Bibel sagt's. Doch hört, aus der Bibel kann ich Manches beweisen, z. B. daß es keinen Oberkirchenrath, Generalsuperintendenten, kein Consistorium und keinen Superintendenten geben darf, denn Jesus sagt: „Ihr solt nicht herschen, wie die weltlichen Herren", und siehe, es geschieht doch. Ich soll auch meine Vernunft gefangen nehmen, jeden Zweifel abweisen; das kann der denkende Mensch nicht, ist die Sache gut, so hält sie die Prüfung aus. Da steht z. B. in der Bibel von Wundern, daß Jesus mit 5 Broten 5000 Mann gespeist. Ferner Wasser hätte gestanden wie eine Mauer, ohne daß es gefroren gewesen. Ich bitte Sie, was sagt dazu unsere Vernunft? Wie ist es aber damit? Einmal dachten die Alten nicht so scharf wie wir, und dann waren die Menschen, durch welche die Wunder geschahen, in ihren Augen so viel mehr durch ihr höheres Denken, daß man zulezt glaubte, es wären Götter, und sie müßten alle ihre Handlungen anders verrichten, auf eine nicht so ordinäre Weise wie andere Menschen. So denke ich mir ganz leicht die Erzählung von der Speisung entstanden. Gegessen werden sie wol haben, aber nach vier Wochen erzählte man sichs mit allerlei Geschichtchen dabei. Und wie leicht glaubt man nicht noch heute Unglaubhaftes. Ich erinnere nur an Gespenster, wer's glaubt, sieht sicherlich eins oder hat's gesehen; wer an Hexen glaubt, hat sicherlich schon eine behexte Kuh gehabt, nicht wahr? Wir Andern machen solche Erfahrungen nicht, weil das Denken uns daran hindert. In Kinderjahren glaubt man wo allerhand Märchen, und zu Jesus Zeit lebte das Volk in der Kindheit, darum glaubte es Wunder, aber wir können den Wunderglauben nicht mehr haben. Wir wissen, es geht alles nach Gesetzen der Natur nicht in einem Wirrwarr; es ist Gott nicht gewesen, den man sich als alten Mann dachte, als er Brot vom Himmel schikte, sondern die Geschichte erzählt's nur, weil man durchaus Märchenhaftes wolte. Das ist jezt anders. Man will das freilich noch nicht wie zu Jesu Zeiten einsehen, weil die Einnahmen ausbleiben könnten. Doch das komt von oben, wer weiß, wie es unter dem nächsten Könige aussieht? Als Dinter lebte, war die Zeit freisinnig, warum jezt nicht? Ist denn die Religion eine Uniform, die man nach Befehl aus- und anziehen kann? Nein, nein, wenn das geistliche Beamtentum sie auch dazu macht. Doch es wird eine Zeit kommen, wo die Gemeinde sich einem ehrbaren, denkenden, beredten Mann, etwa einen Lehrer wählen wird und zu ihm sprechen: Dich haben wir kennen gelernt, Du sollst uns zuweilen einen Sontagsvortrag halten. Ja, es wird die Zeit kommen, wo die Gemeinden sich trennen werden von den Beamten, die nur predigen um des Geldes willen". — Hier machte Uhlich eine Pause und wolte darauf weiter reden. Aber unser Referent konnte vor Trauer und Ekel nicht länger aushalten. Nach andern Ohrenzeugen hat er auch von Jesu geredet, daß er geboren sei, wie ein anderer Mensch, vom Gebet, daß es gar nicht auf Händefalten und Knieen dabei ankomme, von der Buße, daß es wörtlich Sinnesänderung heiße, man solle nicht mehr an dem alten Aberglauben, dem Glauben nämlich, hängen bleiben.

Was sollen wir aber dazu sagen? Was St. Paulus Röm. am 1. von den Heiden vor Christo sagt: „Dieweil sie wußten, daß ein Gott ist, haben sie ihn nicht gepriesen als einen Gott, noch gedanket, sondern sind in ihrem Dichten eitel geworden, und ihr unverständiges Herz ward verfinstert. Da sie sich rühmten, Weise zu sein, sind sie zu Narren geworden" u. s. w. Diese „freisinnige Religion" ist das Heidentum, welches nach dem Worte der Weissagung zu der lezten, gräulichen Zeit in der Christenheit aufkomt. Man lese 2 Thess. 2, 1 Tim. 4, 2 Tim. 3 und 4, 2 Petri 3, 1 Joh. 2. Dieses Heidentum ist viel schlimmer als das alte, denn dieses hatte doch noch den Glauben an etwas Höheres und Unsichtbares, war doch noch Religion. Es wird zwar in dem Vortrage von Uhlich gesagt und immer wieder einmal hingeworfen, daß Religion gut sei, daß der Mensch etwas Höheres über sich haben müsse, daran er sich halte. Was ist denn aber dieses Höhere, wenn es nicht der alte Gott der Bibel, die alte Religion mit ihrem Glauben ist? Nach vielen Umschweifen komt es heraus: Das Denken, das ist die höhere Macht, die Sprache nent das Gott. Das Denken ist Gott. Welche Zumuthung, sich hierbei etwas zu denken! Als er die Leute nach einer Weile in dem Irrgarten der freisinnigen Religion herumgeführt hat, wird endlich doch angegeben, was wir denken sollen. „Denke, denke den allerhöchsten Gedanken: Ich bin ein Mensch!" In Irrenhäusern komt es allerdings vor, daß Einer denkt, er sei eine Eule oder eine Kröte, aber außerdem denkt jeder Mensch, daß er ein Mensch ist. Und dieser Gedanke soll das Höhere sein, daran der Mensch sich hält, wenn alles schwankt, die Religion, ohne die man nicht leben kann, die Trost und Kraft gibt auf dem Kranken- und Sterbebette. Wie soll das in aller Welt zugehen? Da wird unser armer Verstand wieder grausam gefoltert. Wie kann nur ein denkender Mensch, der noch dazu auf's Denken reist, andern denkenden Menschen solche Kiesel-

steine zu kauen geben? Es ist aus dem ganzen Gerede klar, daß die eigentliche Meinung ist: Es gibt gar nichts Höheres, keinen Gott über dem Menschen, dieser ist sein eigner Gott. Aber diese Leugnung Gottes und aller Religion wird nicht offen ausgesprochen, das Volk ist noch nicht allgemein so weit, es hängt noch an Gott, Religion und Glauben, es ist Vorsicht und Klugheit nöthig, es weiter zu führen, d. h. von Gott abzubringen. Darum werden noch alle die täuschenden Redensarten von Gott, Religion, etwas Höherem, Kraft und Trost auf dem Kranken- und Sterbebette gemacht. Selbst die freigemeindlichen Gesellen sind entrüstet darüber, wenn sie nicht dieses Frommthun als einen bekannten Uhlichschen Hokuspokus belächeln. Und sie haben auch von ihrem Standpunkte aus recht, denn mit seinen scheinheiligen Phrasen verdunkelt er ihren Fortschritt. Die Leute, die einmal über die Bibel hinweggeschritten sind, sind viel weiter fortgeschritten, als Uhlich sagt. Er führt zwar breit und langweilig aus: Das Neuste ist immer das Beste und Wahrste, aber er gibt das Neuste nicht. Da quält er sich ab mit einer natürlichen Erklärung der wunderbaren Speisung. Das war vor 60 Jahren die neuste Weisheit, von Dr. Paulus erfunden, aber längst wird es allgemein als veraltet erkannt. Strauß hat den alten Dr. Paulus weidlich verhöhnt, daß er noch wirkliche Geschichte in den biblischen Wundern herauserklären wolle, wo nur erdichtete Mythe sei. Dann wurde Strauß bald wieder im Fortschritt als eine feige Memme abgethan von Feuerbach, der erklärte das Christentum für eine fixe Idee und alle Religion für eine Illusion, proklamirte dagegen den Humanismus und die Liebe. Endlich wurde auch der wieder schnell im Fortschritt überboten von Max Stirner, der schalt Feuerbach einen Pfaffen, weil er noch immer einen Götzen, die Liebe zu den Menschen, predige, auch diese Religion müsse vernichtet werden durch den — Egoismus. Jeder dieser Fortschritte hat seine Bekenner und Proseten in vielen öffentlichen Blättern und Blättchen und in den freien Gemeinden, die es offen sagen, Bibel, Christentum, Kirche und alle Religion müßten von der Erde verschwinden! Uhlich mit seinem Lobe der Religion im Munde steht unter ihnen wie ein weit Zurückgebliebener, der noch im alten Aberglauben steckt, und man könnte versucht sein, über diese komische Figur zu lachen. Aber das Lachen verbietet sich wol, denn die mit dem offenen Visir des Atheismus sind nicht halb so gefährlich, als die mit der Maske der Religion. Zur freien Religion gehört die „freie Sittlichkeit", sie ist auch auf dem Fuße nachgefolgt. Wenn der Mensch von Natur Gott ist, so fält die Vorstellung von der Sünde dahin wie eine Albernheit, es kann ihn Niemand über sein Thun zur Rechenschaft ziehen, belohnen oder bestrafen. Es muß von ihm gelten, was von dem wahren Gotte geschrieben steht: „Alles, was er thut, das ist recht". Wir wissen nicht, was Uhlich von der freien Sittlichkeit lehren mag. Sonst, als er noch die „protestantischen Freunde" anführte, bezeichnete er seinen biblischen Fortschritt dahin, daß er sich mit dem Gedanken zu Bette lege: „Heute bist du gut gewesen, morgen sollst du besser sein". So nichtsnutzig dieser Abendsegen ist, so muß er der freien Sittlichkeit doch noch als eine pietistische Schrulle erscheinen, welche die Freiheit in Fesseln schlägt.

Ein Haupt-Ingrediens des Vortrages sind die Beschimpfungen der Diener der Kirche, denen überall der Beifall des großen Haufens nicht fehlt. Fort mit den Priestern! sie sind Heuchler und Lügner, sie glauben selbst nicht, was sie sagen, sie lehren die alte Religion noch, weil sie dafür bezahlt werden. Die Pastoren, welche auf dem Grunde

stehen: „Ich glaube, darum rede ich", werden an sich gar nicht von diesen Schmähungen getroffen, aber es ist ein großer Schade für ihre Wirksamkeit, daß das Vertrauen auch zu ihnen mit erschüttert und Mistrauen in die Gemeinden gesäet wird. Uhlich muß sehr wol wissen, daß es eine sehr große Anzahl Geistlicher gibt, welche in Bibel und Katechismus mit ihrem persönlichen Glauben stehen. Was ist das für eine freie Sittlichkeit, welche dennoch solche Beschuldigungen öffentlich ausspricht? Diejenigen aber, welche wirklich nur um des Brotes willen im geistlichen Amte bleiben, sind gerade die ehemaligen guten Freunde Uhlichs, mit denen er in Gemeinschaft behauptete, man könne ein Diener der Kirche bleiben, ohne den Glauben der Kirche zu haben und zu lehren. Er hat auch sein Pfarramt nicht von seinem Gewissen getrieben niedergelegt, er hätte es trotz seines Unglaubens gern behalten, er mußte abgesezt werden. Wenn er nun auf seine alten Freunde unter den Pastoren jezt mit Keulen einschlägt, uneingedenk der schönen Tage von Köthen, so wäre es recht und billig, daß er sich selbst nicht vergäße und bekennte: Ich weiß es von mir selbst, wie weit das Gewissen mancher geistlichen Beamten ist, ich habe manches Jahr nur um des Geldes willen in der Kirche amtirt und schrie noch über Ungerechtigkeit und protestirte, als das Consistorium diesem Heuchelwesen ein Ende machen wollte.

Das Erscheinen Uhlichs in unserer Gegend hat natürlich viel Aufsehen und Gerede gemacht. Die entschiedenen Christenheiden und Judenheiden preisen laut das Gerede. Ein Jude hat, ganz entzückt und poetisch gestimt, davon gesagt: „Es war ein Morgenthau, der auf Rosen fällt". Die Juden haben reichlich zu den Reisekosten beigesteuert. Wenn Juden aber Geld geben und sentimental werden, so muß ihnen die Sache recht zu Herzen gegangen sein. Die giftigen, gegen den ganzen geistlichen Stand gerichteten Pfeile werden auf den Bierbänken aufgenommen und weiter geschossen. Wie viel noch dadurch und durch das ganze Zertreten des Heiligen einzelnen Selen geschadet wird, kann Niemand sagen. Als unser Referent im Fortgehen gegen seinen Begleiter bemerkte, daß die Meisten wol nur aus Neugier gekommen wären, sagte ein gewöhnlicher Arbeitsmann, der es hörte, ganz bestimt: „Det glöwen se nich". Uhlich hat in seinem Sontagsblatte über die Seebecker Versamlung berichtet; er sagt dabei, daß in neuster Zeit auch auf sehr vielen Dörfern die Landeskirche die Wurzeln, die sie etwa noch im Gemüt des Volkes hatte, mehr und mehr verliert, „ja ich finde jezt in den Dörfern oft mehr religiöse Entschiedenheit und Thatkraft, als in den Städten". Dieses schlimme Vertrauen zu unserm Landvolke ist vorläufig noch nicht so ganz begründet. Die Faiseurs der Seebecker Versamlung sind einige demokratische Schulzen. Einer hat ein par Wagen voll Bauern mitgebracht, ein anderer einen Wagen voll Kränze. Aber die Seebecker selbst haben sich entschieden von der Versamlung losgesagt, es soll kein Bauer dabei gewesen sein, die jungen Mädchen haben die Aufforderung, Kränze zu liefern, abgewiesen. Aus ganz nahe gelegenen Dörfern ist gar Niemand da gewesen. Und, was noch viel mehr ist, Einzelne, die mit großer Erwartung und einem guten Vorurteil hingegangen waren, sind ganz enttäuscht und entrüstet wieder gekommen. Es ist das Wort aus Schillers Wallenstein bei ihnen eingetroffen:

„Stets ist die Sprache kecker als die That,
Und Mancher, der im blinden Eifer jezt
Zu jedem Aeußersten entschlossen scheint,
Find't unerwartet in der Brust ein Herz,
Spricht man des Frevels wahren Namen aus."

Ueberall, wo eine nähere Kunde von dem faulen Geschwätz hinkam, hat sich dasselbe bei nicht Wenigen wiederholt. Ueberall haben sich zahlreiche Stimmen der Verwunderung erhoben, daß die Obrigkeit solche geschäftsmäßige Schmähung des Heiligen und Verführung zur Gottlosigkeit gestattet. Es ist also in unsern Dörfern „die religiöse (d. h. irreligiöse) Entschiedenheit und Thatkraft" noch nicht so weit, als Uhlich wol meint. Aber das soll uns nicht sicher machen. „Wachet auf!" ruft uns auch diese Stimme. Die oben angeführten Weissagungen werden erfüllt werden, und haben angehoben, sich zu erfüllen. Wir sind schon mitten in dem großen Abfalle der lezten Zeit drin. Der Widerwärtige wird eben ausgeboren, der „sich überhebet über alles, das Gott oder Gottesdienst heißet, also daß er sich setzet in den Tempel Gottes, als ein Gott, und gibt vor, er sei Gott" (2 Thess. 2, 4). Alles, was dem Hochmut schmeichelt und das Fleisch streichelt, findet auch Eingang da, wo man es nicht gemeint hätte.

Rechnen wir nicht zu viel darauf, daß es ja Unsinn und Wahnsinn ist. Alle Sünde ist das, und doch findet sie allgemein einen reichlichen Eingang. Unser Herr und Meister, der wußte, was in dem Menschen ist, schließt seine große Weissagung von den lezten Zeiten (und damit wollen wir auch schließen): „Was ich aber euch sage, das sage ich Allen: Wachet!" Marci 13, 37.

Die Predigerkonferenz in Herrnhut am 3. Juni 1863.

Die Herrnhuter Predigerkonferenz steht noch auch unter den heutigen zahlreichen Konferenzen einzig in ihrer Art da. Sie besteht schon seit mehr als 100 Jahren, seit den lezten Lebensjahren des Grafen Zinzendorf, da sich etliche Pastoren der sächsischen Kirche, unter denen der Pastor Reichel in Neukirch der bedeutendste war, verbanden, über Angelegenheiten des evangelischen Pfarramtes sich von Zeit zu Zeit zu unterreden; Gr. Z. war selbst gern in ihrer Mitte. Diese Konferenz gestaltete sich mehr und mehr zu einer eigentlichen Herrnhuter Konferenz, zu der alljährlich die Unitätsältestenkonferenz der Brüdergemeine die Pastoren der evangelischen Kirche einlud und die in dem alten Kirchensale zu Herrnhut noch bis auf diesen Tag gehalten wird. In früheren Zeiten wurde der Stoff zu den Besprechungen vorher nicht bestimt; er ergab sich in reicher Fülle von selbst aus den zahlreichen Zuschriften, welche die Konferenz aus allen Teilen der evang. Kirche Europas, teils der lutherischen, teils der reformirten Kirche empfing, aus verschiedenen Gegenden Deutschlands, besonders aus Würtemberg, aus Schweden, aus der Schweiz, auch aus England von dem seligen Prediger Steinkopf u. s. w. Ja hier und da waren es Predigerverbände, wie in Würtemberg, in Basel, die sich durch einen Korrespondenten mit der Konferenz in lebendige Verbindung sezten. Solche Zuschriften empfängt die Konferenz noch bis auf diesen Tag, und hat somit eine Bedeutung weit über den Kreis der sich persönlich einfindenden Pastoren hinaus, die meist nur aus der sächsischen Landeskirche und der benachbarten preußischen Oberlausitz kommen. Außer diesen Pastoren sind bei der Konferenz auch Kandidaten, Schullehrer und Andere teils aus der Kirche, teils aus der Brüdergemeine zugegen. Die Zuschriften werden in der Konferenz gelesen, besprochen und beantwortet; durch das Protokoll der Konferenz, welches in jetziger Zeit auch gedrukt wird, werden die Resultate derselben in allen betreffenden Kreisen bekant gemacht. Die Konferenz hat an allen Entwicklungsstadien der evangelischen Kirche lebendigen Anteil genommen; auch in der Zeit des herschenden Rationalismus blieb sie von demselben nicht unberührt. Rationalistisch gerichtete Geistliche drangen hinein, versuchten das große Wort zu führen, und konten zuweilen nur mit großem Ernst des Präsidiums und der mit ihm verbundenen gläubigen Pastoren mit ihren, christliche Lehre und christliches Leben betreffenden sehr unevangelischen Aeußerungen abgewiesen werden. Allein auch selbst solche Leute kamen in der Regel gern wieder; sie wurden durch die ächt evangelischen Zeugnisse aus allen Teilen der Kirche von einem Geiste angehaucht, dessen Macht sie sich auch in ihren rationalistischen Sandsteppen beugen mußten und beugten. Gott sei Dank ist dieser Geist von Oben in neueren Zeiten auch durch die ganze sächsische Landeskirche wieder mächtiger gegangen. Viele Geistliche derselben sind wieder zum lebendigen Bewußtsein der Schätze ihrer lutherischen Kirche gekommen.

(Schluß folgt.)

Die Wupperthaler Festwoche

soll, so Gott will, in diesem Jahre vom 9. — 16. August gefeiert werden. Die Reihenfolge der Feste wird folgende sein:

Sonntag, den 9. August, Nachmittags: Jahresfest des Rheinisch-Westphälischen Jünglingsbundes. Abends Nachversammlung. — Montag, den 10., Nachmittags: Jahresfest der Bergischen Bibelgesellschaft. Abends Nachversamlung. — Dienstag, den 11., Vormittags: Jahresfest des Rheinisch-Westphälischen Vereins für Israel. Nachmittags: Jahresfest der evangelischen Gesellschaft für Deutschland. Abends Nachversamlung. — Mittwoch, den 12., Vormittags und Nachmittags: Jahresfest der Rheinischen Missionsgesellschaft. — Donnerstag, den 13., Vormittags: Allgemeine kirchliche Conferenz. Thema der Besprechung: Ueber den biblischen Begrif der Erbauung. Nachmittags: Freie Ansprachen auswärtiger Festgäste. — Freitag, den 14., Vormittags: Pastoral-Conferenz. Thema der Besprechung: Die Lehre vom heiligen Geiste. Nachmittags: Jahresfest der Wupperthaler Traktatgesellschaft. Abends Nachversamlung. — Sonntag, den 16., Nachmittags: Jahresfest der Rhein.-Westphälischen Pastoral-Hülfsgesellschaft.

Am Mittwoch und Donnerstag Abend wird in mehreren Kirchen des Thales von auswärtigen Festgästen gepredigt werden.

Die Namen der Festredner und Referenten, sowie die genaueren Zeit- und Orts-Angaben werden in einem späteren Program auch durch die Zeitungen veröffentlicht werden.

Auswärtige Freunde, die ein Logis bei Gastfreunden wünschen, sind gebeten, sich bis spätestens am 5. August im Missionshause schriftlich anzumelden. Elberfeld und Barmen, Mitte Juni 1863.

Das Fest-Comité.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 15. Juli. № 56.

Die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit mit Rücksicht auf Heinrich Voigt: Die Lehre des Athanasius von Alexandrien.*)

Kaum stößt sich das moderne Bewußtsein an irgend einer Lehre der Kirche in dem Maße, als an der Lehre von der Trinität Gottes. Daß sie der nüchternen Verstandes-Reflexion des Rationalismus ein Aergernis gewesen, darf uns nicht wundern, und ebenso wenig, daß die negative Spekulation der Hegel'schen Linken, welche in der Dogmatik von David Strauß ihre höchste Leistung hervorgebracht hat, diese Lehre wie alle übrigen spezifisch christlichen Lehren aufzulösen bestrebt ist. Aber auch Schleiermacher, so siegreich er die Einzigkeit der Person Jesu und seines Werkes gegen den Rationalismus erwiesen hat, weiß mit der Trinitätslehre nichts anzufangen, und verweist sie in den blosen Anhang seiner Dogmatik. Desgleichen hat Rothe in neuester Zeit öffentlich erklärt, er behaupte kühnlich, daß die, welche an derjenigen Entwickelung des Denkens und des moralischen Urteils teilnehmen, die unsere Zeit wesentlich erreicht hat, diese Lehre, sowie mehrere andere Lehren der Kirche, als redliche Leute (nicht als Sophisten) nicht mehr in ihr Gedankensystem aufnehmen können.**)

Warum gereicht diese Lehre zu so großem Anstoß? Man darf nicht übersehen, daß dieselbe, weil sie in das eigentliche Mysterium des Christentums einführt, ähnlich wie jene von den beiden Naturen in Christo und von der Versöhnung der Menschheit mit Gott vor anderen dem Misverständnis ausgesezt ist, und daß hiezu nicht selten auch von den Vertretern und Verfechtern derselben Anlaß gegeben worden. Aber der eigentliche Grund liegt doch in etwas Anderem. Er liegt darin, daß der Wesensgegensatz, welcher zwischen dem natürlichen Bewußtsein der in ihrem fleischlichen Ich und der Welt befangenen Menschheit und zwischen der geistlichen Erkentnis der Kirche besteht, eben hier, wo das Mysterium des Christentums seinen festen wissenschaftlichen Ausdruck gewint, so viel deutlicher ans Licht tritt, als an vielen andern Stellen der christlichen Lehre. Speziel liegt er darin, daß die Trinitätslehre die entschiedenste Bekämpfung und Ueberwindung alles Pantheismus und Deismus ist, welche eben ihre lezte Quelle in dem fleischlich-natürlichen Bewußtsein der Welt haben. Und nicht alle Theologen der Gegenwart, welche die Kraft des Heils in Christo tief genug erfahren haben, um den Rationalismus und die negative Spekulation zu bekämpfen, sind zugleich jenen Abwegen in der Gotteslehre fern genug geblieben, um die kirchliche Trinitätslehre in ihrem nothwendigen Zusammenhang mit dem Heile zu würdigen und ihre Wahrheit zu erkennen.

Schon in den ersten Jahrhunderten war die christliche Kirche bekantermaßen ernst und treu bemüht gewesen, die mannichfachen, teils aus dem Judentum, teils aus dem Heidentum andringenden Irrtümer in der Gotteslehre abzuwehren. Im vierten Jahrhundert aber stelte sie auf den Synoden zu Nicäa 325 und zu Constantinopel 381 die Wahrheit derselben in der Lehre von der Dreieinigkeit Gottes fest. Und in den zwischen beiden Synoden liegenden Kämpfen war es vorzüglich Athanasius, welcher die kirchliche Lehre teils gegen alle Angriffe vertheidigte, teils sie noch vollkommener ausführte und begründete. Es ist mithin sehr an der Zeit, auf diesen Vorkämpfer für christliche Wahrheit mit allem Nachdruck wieder hinzuweisen und von ihm sich in das klarere, tiefere Verständnis jenes Mysteriums der Kirche einführen zu lassen. Aus seiner Bekämpfung der entgegenstehenden Irrlehren wird zugleich erhellen, wie unbegründet die wiederholt geäußerte Meinung sei, als ob die Kirche nur deshalb ihre Lehre von der Trinität damals aufgestelt habe, weil ihr andere Begriffe und Anschauungen noch nicht zugänglich gewesen wären, die nun aber unsere Gegenwart erreicht habe. Denn dieselben Begriffe und Anschauungen vom Wesen Gottes und seinem Verhältnis zur Welt, womit sich unsere Zeit als mit hoher Weisheit trägt, vor welcher das Dunkel der kirchlichen Vorstellungen weichen müsse, finden wir dem Wesen nach schon damals von den verschiedenen Sekten und Irrlehrern vertreten, die Kirche aber hat sie bereits damals mit klarem, sicherem Bewußtsein als Abweichungen von

---

*) Die Lehre des Athanasius von Alexandrien oder die kirchliche Dogmatik des vierten Jahrhunderts auf Grund der biblischen Lehre vom Logos. In geordnetem Zusammenhange, wie im Kampf mit ihren häretischen Gegensätzen dargestelt von Heinrich Voigt, Pastor primarius an St. Kosmä-Nikolai zu Stade. Bremen, Verlag von C. Ed. Müller, 1861.

**) Allgemeine kirchliche Zeitschrift. Von Dr. Schenkel. 3r. Jahrgang, 1s. Heft. 1862. „Zur Orientirung über die gegenwärtige Aufgabe der deutschen evangelischen Kirche."

der Wahrheit zurückgewiesen. In lezter Zeit ist zwar Athanasius wiederholt zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung gemacht worden. Wir besitzen von Möhler ein Werk über Leben und Lehre desselben und von Baur speziel eine Darstellung seiner Lehre von der Dreieinigkeit und von der Menschwerdung Gottes. Allein beide sind, jener in seinem antireformatorischen, dieser in seinem antikirchlichen Standpunkt zu sehr befangen, um der Lehre des Athanasius nach allen Seiten unbefangene und gerechte Würdigung angedeihen zu lassen. Dorner's treffliche Darstellung seiner Lehre von der Trinität und Menschwerdung Gottes aber in dessen Christologie bildet nur einen Teil dieses umfangreichen Werkes, so daß eine besondere Monographie über die Lehre des Athanasius nichts weniger denn überflüssig erscheinen kann.

Das oben genante Werk von H. Voigt hat nun eine solche geliefert. Dasselbe behandelt die Lehre des Athanasius zuerst „im geordneten Zusammenhange", was in den drei Teilen der Lehre von Gott, von der Welt und von der Versöhnung Gottes mit der Welt geschieht, und sodann „im Kampfe mit ihren häretischen Gegensätzen", nämlich dem Arianismus, Sabellianismus, den Pneumatomachen und dem Apollinarismus. Diese Einteilung ist eine der Sache und dem Bedürfnis entsprechende, indem der Leser dadurch einerseits einen zusammenhängenden Einblick in den gesamten Anschauungskreis des Athanasius gewint und andererseits die vielseitige Thätigkeit und Wirksamkeit dieses Kirchenvaters für die Ausbildung und Feststellung der Lehre der Kirche in jener Zeit der kirchlichen Lehrstreitigkeiten kennen lernt. Die Darstellung im Einzelnen zeugt von sehr fleißigem, gründlichem Studium der Schriften des Athanasius, führt uns auf angemessene Weise in das Verständnis seiner Lehre ein und sucht derselben durch vergleichende Bezugnahme auf die wissenschaftlichen Theorien der Gegenwart noch ein besonderes Interesse zu verleihen. Und wenn der Verf. auch bei diesem lezteren Bemühen nicht allein unsere Theologie ins Licht der Athanasianischen gestelt hat, sondern umgekehrt zuweilen das Licht von jener hat in diese fallen lassen, so thut dies doch dem geschichtlichen Werte des Buches keinen wesentlichen Eintrag. Vielmehr legt dasselbe das gesamte Lehrsystem des großen Kirchenlehrers in sehr eingehender Weise dar, und verschaft uns dadurch einen ebenso tiefen Eindruck von der hohen wissenschaftlichen und kirchlichen Bedeutung des Mannes, als es uns auf den bleibenden Wert hinweist, welcher seiner Darstellung der kirchlichen Lehre für alle Zeiten und speziel auch für unsere Gegenwart zukomt — so daß das Werk jedem zu empfehlen ist, welcher sich mit den tief ernsten Fragen der Theologie, die damals die Zeit bewegten und sie auch jezt noch bewegen, gründlicher beschäftigen will.

Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir dies nach den verschiedenen Seiten seines Lehrsystems durchführen wollten. Hier soll uns das Buch nur als Ausgangspunkt dienen, um die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit, deren theologische Durchbildung das Hauptverdienst des Athanasius ausmacht, auf der Grundlage des kirchlichen Bekentnisses und seiner theologischen Begründung desselben nach einigen Seiten in ein klareres Licht zu stellen, speziel um zu zeigen, daß die kirchliche Trinitätslehre weit entfernt, an innern Widersprüchen zu leiden, vielmehr unsere Vernunft in die höchsten Erkentnisse einführt, und daß eben hier die innersten Prinzipien der göttlichen Heils-Oekonomie ihren zusammenfassenden Ausdruck finden, wodurch Sinn und Geist der gläubigen Gemüter im tiefsten Grunde befriedigt werden.

Voigt zeigt, wie die erste Aufgabe, welche Athanasius zu lösen hatte, die war, „das trinitarische göttliche Wesen von dem Weltprozeß zu scheiden und wirklich immanent zu denken." Diese Aufgabe hat Athanasius dadurch gelöst, daß er zeigte, wie die göttliche Trias ewig sei, unwandelbar und unveränderlich, keiner Zu- und Abnahme fähig. Seine zweite, ungleich wichtigere Aufgabe aber war die, „die persönliche Dreiheit in der Einheit und die Einheit in der Dreiheit zu bewahren", das will sagen, „drei sich selbstbewußte und selbstbestimmende Fürsichsein in dem Einen Gott zu denken." Denn nur hiedurch konnte einerseits der „judaistische Monotheismus" und andererseits der „helleniſtische Polytheismus" von der kirchlichen Lehre abgewehrt werden. Für die Bezeichnung des einheitlichen Wesens bot die griechische Sprache die Ausdrücke οὐσία und φύσις (Wesen und Natur) dar; zur Bezeichnung der Dreiheit gebrauchte man das Wort πρόσωπον („die für sich seiende Erscheinung"). Weil aber dieser Ausdruck „das Fürsichsein" zu sehr nur in seiner Aeußerlichkeit bedeutet, so wählte man später — und speziel ist es Basilius der Große, der diesen Gebrauch für die Kirche fixirte — das jene Selbständigkeit auch nach der innern Seite bezeichnende Wort ὑπόστασις (Hypostase), welches „das für sich seiende Wesen, die für sich existirende Substanz eines Dings" bedeutet. Und es wurde nun die kirchliche Lehre von Athanasius dahin festgestelt, daß „in der Trias Eine Gottheit und Ein Gott sei, daß aber jede d. i. drei Personen in der Trias für sich seiendes Wesen habe, daß die Trias nicht blos drei Namen, sondern drei Subjekte enthalte."

Die unterschiedliche Eigentümlichkeit der drei Subjekte oder Personen wurde nun näher dahin bestimt: „Der Vater ist unter den drei Personen der Quell des göttlichen Wesens und des Fürsichseins, der Eine Ursprung (μία ἀρχή) der Substanz und der Hypostasen". Und „was er als solcher ewig substantiel in sich hat, hat er als wollendes und sein selbstbewußtes Wesen, um in unserer Sprache zu reden, als Persönlichkeit." — „Der Sohn aber ist dem Vater dem Wesen nach vollkommen gleich (ὁμοούσιος, κατὰ πάντα ὅμοιος), nur mit dem Einen Unterschiede, daß er nicht wie der Vater ein zweiter Ursprung des göttlichen Wesens ist, sondern seinem ganzen Wesen nach aus dem Vater." „Alles, was der Vater hat, besizt auch der Sohn, alle Momente, welche in dem Wesen des ersteren liegen, liegen auch in dem des lezteren, nur nicht eben das, was den Vater zum Vater macht." Wie der Verstand (νοῦς) des Menschen nicht ohne das Wort (λόγος) ist und umgekehrt, so hat Gott

der Vater, der höchste und allgemeine Verstand, den Sohn als Wort zu seiner ewigen Offenbarung. Der Sohn ist vom Vater gezeugt, aber es ist eine Zeugung ohne Teilung, weshalb Gott als der Unteilbare nur einen Sohn haben kann, in welchem sein ganzes Wesen erscheint. Wiewol aber der Sohn auf diese Weise von Natur bei dem Vater ist, so ist er es doch mit Willen. Mit demselben Willen, womit der Sohn vom Vater gewolt ist, will und liebt und ehrt der Sohn den Vater. Und ebenso ist auch in Rücksicht auf ihre Wirksamkeit nach außen kein Fragen und Antworten, sondern ihre ganze Aktualität deckt sich in jedem Momente wie ihr Wesen, der Wille des Vaters ist in dem Sohne."

Dasselbe Verhältnis der Wesens- und Lebenseinheit, wie zwischen Vater und Sohn, wird nun auch vom heiligen Geiste ausgesagt. „Der heil. Geist ist nicht einer von den himmlischen geschaffenen Geistern, sondern er ist seinem Wesen nach über den Engeln erhaben. Der heil. Geist ist vielmehr des Sohnes Ebenbild, wie der Sohn des Vaters Bild ist; wie der Sohn, so ist auch er mit dem Vater desselben göttlichen Wesens, ist gleichwesentlich (ὁμοούσιος), untrennbar mit dem Vater und Sohne verbunden, doch wie beide im persönlichen Fürsichsein, Hypostase. Wie aber der Sohn vom Vater substantiel und hypostatisch gezeugt worden, so geht der heil. Geist vom Vater durch den Sohn aus" — eine Bestimmung des Constantinopolitanischen Conzils, welche später im Abendlande noch dahin ausgebildet und im sog. Athanasianischen Symbolum festgestelt worden ist, daß der heil. Geist vom Vater und Sohne (filioque) ausgehe, während die griechische Kirche bei jener ursprünglichen Bestimmung stehen geblieben ist.

Diese Lehre von der Dreieinigkeit Gottes, wie sie von Athanasius im Kampfe mit den judaisirenden und ethnisirenden Richtungen jener Zeit war festgestelt und auf den ökumenischen Synoden des 4. Jahrh. öffentlich als Kirchenlehre erklärt worden, hat bis heute in der Kirche als solche gegolten, indem sich auch die evang. Kirche von Anfang an in ihren Symbolen unumwunden dazu bekante — die Lehre: Ein Gott, Ein göttliches Wesen in drei Hypostasen, Subjekten oder Personen, Vater, Sohn und heil. Geist, und diese Drei Eins vermöge vollkommener Wesensgleichheit und Untrennbarkeit auf Grund der ewigen Zeugung des Sohnes aus dem Wesen des Vaters und des ewigen Hervorgangs des heil. Geistes aus dem Wesen des Vaters und Sohnes.

Wie aber schon früher diese Lehre der Kirche verschiedentlich angefochten worden ist, so haben sich die Angriffe in unserer Zeit wiederholt und vermehrt. Der Hauptvorwurf dagegen pflegt der zu sein, daß sie Widersprechendes enthalte; denn es sei ein Widerspruch in sich selbst, daß drei göttliche Personen seien und doch nur Ein Gott. Dieser Schein entsteht jedoch nur bei der nächsten äußerlichen Betrachtungsweise, verschwindet aber bei näherem Eingehen auf die Sache. Drei und Eins sind allerdings dann ein Widerspruch, wenn sie von dem gleichen Objekt und von den gleichen Momenten im Wesen dieses Objekts ausgesagt werden. Ein Widerspruch wäre es also, wenn die Kirche sagte, es sei Ein Wesen und drei Wesen, oder Eine Person und drei Personen. Dies ist aber keineswegs der Fall; denn die Einheit wird vom Wesen ausgesagt und die Dreiheit von den Personen. Hierin läge nur dann etwas Widersprechendes, wenn Wesen und Person völlig correlate Begriffe wären, wenn die Sphäre derselben sich gänzlich dekte und beide in solidarer, ausschließlicher Gegenseitigkeit zu einander ständen. Allein daß dem nicht so sei, kann uns schon ein Blick auf das Verhältnis menschlichen Wesens und menschlicher Persönlichkeit lehren. Denn das menschliche Wesen ist Eines, und doch nehmen unendlich viele Personen an diesem Einen Wesen Teil. Freilich möchte dagegen geltend gemacht werden, daß der Begrif „Wesen" bei dem Verhältnis der Einen Gottheit zu den drei göttlichen Personen in anderem Sinne genommen sei, als bei dem Verhältnis des menschlichen Wesens zu den unendlich vielen menschlichen Personen. Denn hier sei der Begrif „Wesen" nur abstrakt gemeint, in dem Sinne von Wesenheit; hingegen, wenn man von dem göttlichen Wesen in seinem Verhältnis zu den drei göttlichen Personen rede, und daß es Eines, Ein und dasselbe für diese Drei sei, da meine man das Wesen in seiner konkreten Wirklichkeit, wonach Wesen und Natur zusammenfält. Wenn nun das Verhältnis des göttlichen Wesens zu den göttlichen Personen dasselbe sein würde, wie das des menschlichen Wesens in seiner Wirklichkeit zu den menschlichen Personen, so würde jener behauptete Widerspruch dennoch stattfinden. Denn das menschliche Wesen existire in jeder menschlichen Person auf andere Weise, individualisire sich nämlich in ihm zu einer besonderen, eben ihr eigenen Natur. Und von dieser individuellen Natur gelte immerhin jenes solidare und ausschließliche Verhältnis, indem diese besondere Natur nur Einer Persönlichkeit eignet und jene sich mit dieser persönlichen Einzel-Existenz völlig dekt. Hierauf ist zu erwidern: Es wäre diese Argumentation allerdings richtig, wenn die Voraussetzungen richtig wären. Doch dies ist nicht der Fall. Denn so wenig der Begrif „Wesen" in der Trinität zusammenfält mit dem Begrif des Wesens in der Menschheit, dieselben an sich genommen, so wenig fält er andererseits zusammen mit dem Begrif des Wesens, wie sich dasselbe für die einzelnen menschlichen Personen zu einer individuellen Natur besondert. Wol ist das Wesen, woran die drei göttlichen Personen partizipiren, nicht als bloße abstrakte Wesenheit, sondern in seiner konkreten Fülle zu denken, mithin als göttliche Natur, weshalb die alte Kirche die beiden Ausdrücke οὐσία und φύσις mit gleichem Rechte hat gebrauchen können; jedoch darf diese Natur keineswegs in der Gleichheit mit der Individualität aufgefaßt werden, in welcher Form allein für uns Menschen unsere Natur existirt. Denn das Wesen der Individualität besteht darin, daß, während sich in derselben zwar alle Momente des menschlichen Wesens vorfinden, dieselben doch überall wieder in anderer Quantität und Qualität vorhanden sind, und mithin in jedem Menschen dasselbe allgemeine Wesen eine andere Existenzform, eben die seiner besondern

Natur annimt. Die menschliche Person ist zugleich Individuum. Dies ist aber anders in der göttlichen Trinität. Nicht besondert sich die Wirklichkeit des göttlichen Wesens in den drei göttlichen Personen zu drei göttlichen Individualitäten — was allerdings zum Tritheismus führen würde. Sondern es ist Ein göttliches Wesen in der Existenzform Einer göttlichen Natur, und diese bildet die gemeinsame Grundlage für die drei Personen der Gottheit, besteht für jede derselben mithin auch in der gleichen Fülle der Kräfte und in der gleichen Herlichkeit der Eigenschaften. Daher komt es, daß ferner auch der Begrif „Person" im göttlichen Wesen nicht zusammenfält mit dem Begrif der menschlichen Person. Denn unter Person verstehen wir die conkrete Existenz, welche die Persönlichkeit auf dem Grunde einer ihr Leben in eigentümlicher Weise bedingenden und von ihr wiederum in eigentümlicher Weise bestimten Natur, d. i. auf dem Grunde ihrer Individualität hat. In diesem Sinne sind die drei göttlichen Hypostasen nicht Personen. Doch sind sie aber auch hinwiederum mehr denn bloße Eigenschaften oder Offenbarungsweisen Gottes, sie sind ein dreifaches Fürsichsein, und zwar ein solches, deren jedem Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung eignet. Von je hat die Kirche nach einem dies Verhältnis wahrhaft bezeichnenden Worte gesucht, hat es aber nicht finden können; denn während „Angesicht" (πρόσωπον), „Hypostase", die Selbständigkeit der Drei im göttlichen Wesen nicht genugsam ausdrükt, schließt dagegen der Ausdruck „Person" ein Maß der Selbständigkeit in sich, welches die Einheit der Natur, des conkreten Wesens Gottes zu gefährden scheint. Mit dieser Verschiedenheit der Begriffe „Wesen" und „Person" in der trinitarischen Gottheit und in der Menschheit hängt es denn auch zusammen, daß das Zahlenverhältnis der Personen zum Wesen in der Gottheit ein anderes ist, als jenes der menschlichen Personen zum Wesen der Menschheit. Denn während an dem menschlichen Wesen unendlich viele Personen partizipiren, dieselbe menschliche Individualität hingegen immer nur Einer Person eignet, so findet Beides in der göttlichen Trinität nicht statt. Weder unendlich viele Personen sind es, noch blos Eine, sondern drei, und es können nicht mehr und nicht weniger sein. „Drei Personen in Einem Wesen und Ein Wesen in drei Personen", das ist die Dreieinigkeit Gottes. Wo ist da nun ein Widerspruch in der Sache? Widerspruch ist keiner vorhanden. Wol aber ist es eine Einzigartigkeit des Verhältnisses, ein Verhältnis von Wesen und Person, wie sich solches nirgends im Gebiete der Wesen und Personen findet.

Doch kann dies so wenig als Beweis gegen die Wahrheit der kirchlichen Lehre geltend gemacht werden, daß wir vielmehr umgekehrt ein höchst wichtiges Zeugnis für die Wahrheit derselben darin erkennen. Denn ist nicht Gott selbst einzigartig, so daß Seinesgleichen nicht ist in der Sphäre der Wesen und der Persönlichkeit? Und muß deshalb nicht auch das Verhältnis von Wesen und Person einzigartig in ihm sein? Das eben ist der Fehler des Pantheismus und Deismus, daß sie Gott nur in der Weise der Kreatürlichkeit auffassen, der Pantheismus in der Weise der kreatürlichen Natur und der Deismus in der Weise der kreatürlichen Persönlichkeit. Und sie meinen, dem Postulate der Absolutheit dadurch Genüge zu thun, daß sie die aus der Sphäre der Kreatürlichkeit entnommenen Begriffe und Anschauungen quantitativ so viel als möglich erweitern. Aber nicht blos quantitativ, vor allem qualitativ müssen sie anders gefaßt werden, weil das Absolute sich vom Kreatürlichen wie hinsichtlich des Umfangs, so vor allem in der Weise des Lebens unterscheidet. Und dieser qualitative Unterschied wird sich eben auch in dem Verhältnis von Wesen und Person aussprechen müssen. Dieses Verhältnis ist bei der Kreatur wesentlich bedingt durch die absolute Abhängigkeit, darin sie steht. Denn daß der Mensch den Grund seiner Persönlichkeit nicht in sich selbst habe, sondern durch eine höhere Macht zur Persönlichkeit geschaffen sei, dessen muß er eben darin inne werden, daß er sich, wenn er sich zum Selbstbewußtsein erhebt, in einer individuellen Natur vorfindet, die nicht blos die Grundlage, sondern überdies eine wesentliche Schranke für die Entwickelung einer Persönlichkeit bildet, und ihn eben zu der individuellen Persönlichkeit stempelt, die der Mensch als Kreatur ist. Und darin ferner zeigt sich das Wesen der Kreatur als ein nicht aus eignem Lebensgrunde erwachsenes, sondern auf schöpferischem Wege gesezтes, daß aus der Einen gemeinsamen Fülle der menschlichen Gattung immer neue Wesen hervorgehen können, bis es Gott gefält, den Entwicklungsgang seines Reiches hienieden abzuschließen. Hingegen erweist sich die Absolutheit des göttlichen Wesens eben darin, daß der Kreis des selbstbewußten Lebens, der sich aus seinem Grunde erhebt, ein zugleich mit dem Wesen selbst vorhandener und in ihm ewig abgeschlossener ist. Und eben weil die drei göttlichen Personen nicht durch eine fremde Macht gesezt sind, sondern aus dem eignen Wesensgrunde hervorgehen, so besizt nicht jede derselben wieder ihre eigne gegen die andere abgegrenzte Natur, sondern sie stehen gleicherweise in der Einen gemeinsamen Fülle göttlichen Lebens.

So sehr ist also die Trinität mit der Absolutheit Gottes selbst gesezt, und eben die Lehre von der Trinität ist es, wodurch die Idee des Absoluten in Wahrheit bewahrt wird, während der Pantheismus und Deismus dieselbe in den blosen Inbegriff oder die höhere Potenz der Kreatürlichkeit umsetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 18. Juli. № 57.

Wessenberg.

Freiherr J. Heinrich v. Wessenberg. Sein Leben und Wirken. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der neuern Zeit. Auf der Grundlage handschriftlicher Aufzeichnungen Wessenbergs. Von Dr. Jos. Beck, Groherzoglich Badenschem Geheimen Hofrath. Freiburg, Wagner, 1862.

(Fortsetzung.)

So waren Personen und Zustände, welche zur Reformation vorlagen, und welches war der Geist, aus dem reformirt werden solte? Auch den gibt das Buch an. Wessenberg sagt von sich wörtlich: Das Bild eines großen religiösen Berufs (dessen darf ich mich freudig rühmen) stand mir unaufhörlich vor der Sele, und mein fester Entschluß, ganz diesem Berufe zu leben und ihm mit Beseitigung aller selbstischen Rücksichten mein volles Kraftmaß zu widmen, brachte Klarheit, Heiterkeit und Zuversicht in mein Inneres, die mich mitten unter Kämpfen und Mühseligkeiten stets aufrecht erhielten und nie verzagen ließen. Ich sezte mein volles Vertrauen auf die Kraft der Wahrheit und auf den guten Willen der vielen Einzelnen, die sich nur nach Ermutigung von der Oberbehörde sehnten, um ein recht christliches Leben in ihrer Gemeinde zu wecken und das Gestrüpp von Misbräuchen und Unordnungen, das hier widerstrebte, allmälig auszurotten. Man sieht auf den ersten Blick, diese „Heiterkeit und Zuversicht" bei Beginn eines großen Werkes ist der Geist Luthers nicht, der nur vom Erbarmen mit dem blinden Volke und von seinem Gewissen, das in Gottes Wort gefangen war, sich mit den Haren herbeiziehen ließ, gegen den Ablaß aufzutreten, und der ohne alle Klarheit, Heiterkeit und Zuversicht den Fortgang seines Werkes, unter dem er jeden Augenblick erliegen zu müssen meinte, Gott dem Herrn im Gebet abgerungen hat, und wenn wir, wie wir oben schon bemerkten, als es hieß, der Knabe habe schon im heil. Augustin gelesen, unsere Zweifel bekanten, so ist von der Gnade, von der wir alle in Sachen des Heils nach diesem Kirchenvater getragen werden, in diesem Programm der Reformation keine Spur zu finden; es macht sich Alles menschlich-verständig und von dem Widersacher im Reiche Gottes, dem Teufel, der seiner Entfaltung widerstrebt hat, ist keine Rede. Von jezt an treten überhaupt die Mängel des Buchs recht hervor, die darin bestehen, daß es so reich an Worten und so arm an Sachen ist; der Verf. ist kein Theologe und auch kein Jurist, er weiß immer zum Ruhme und zur Verherlichung des edlen humanen Mannes zu reden, aber man erfährt außer dem, was über Bildung des Klerus gesagt wird, zu wenig Sachen, namentlich nicht wie weit und wie tief seine Reformen in den actuellen Bestand der katholischen Kirche eingegriffen haben und wird das Urteil, in wieweit die katholische Kirche dadurch lädirt worden ist, sehr erschwert; am augenscheinlichsten tritt dies später noch bei Händeln mit der Curie hervor, die bis ins Detail erzählt werden; aber was die Curie nöthigt, so schroff gegen den Angeklagten vorzugehen, wird uns ganz vorenthalten; daß die Curie und Jesuiten schwarz gemalt und ihre Glieder als Pharisäer hingestelt werden, genügt zur Beurteilung der Sache nicht. Zählen wir indeß die Reformen auf. Die Reformation des humanen und in allen Arbeiten pünktlichen Bistums-Verwesers fängt mit der Kanzlei an. Die Barbarei des alten Stils in den bischöflichen Erlassen und der herrische Ton in der schriftlichen oder mündlichen Anrede der geistlichen Mitbrüder hört auf und verschwindet; alsdann werden, um in dem Sprachgebrauch unserer Zeit zu reden, statt der alten Arbeits-faulen und unfähigen Glieder des Collegiums neue Arbeitskräfte aus der Schule Sailers und der schon erwähnten Bildungsanstalt von St. Blasius für den Dienst gewonnen. Nach diesem geht es an die Berufsbildung des Klerus. Hier heißt es: die Heranziehung einer durch wissenschaftliche Bildung gehobenen und durch sittliche Würde achtbaren Geistlichkeit war und blieb stets Wessenbergs erste und vorzüglichste Aufgabe, der er mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt alle seine Kräfte widmete, das unterschreiben wir unbedingt; ebenso folgenden sehr wichtigen Passus: Der geistliche Beruf ist darum ein vor andern schwieriger, weil er nicht blos, wie jeder Beruf, einen gewissen Kreis von Kentnissen zu seiner Voraussetzung hat, sondern dieser fordert den ganzen Menschen, die volle Hingabe der Sele an die hohe und schöne Aufgabe, die er auferlegt. Wer das Evangelium und seine welterlösende Liebe lehren soll, also seinen Mitbrüdern ein Tröster und Berather in ihrem tausendgestaltigen Elende sein will, der muß vor Allem jene Liebe des Erlösers, sein Erbarmen und seine Milde im eignen Herzen tragen; wer die höchste Wahrheit, worauf das Heil der Menschheit beruht, vor seinen Mitmenschen vertreten soll, der muß selbst zum ächten geistigen Leben erwacht sein, um eine Leuchte für andere und das Salz für die Gemeinde zu werden. Treffend und schön gesagt, aber nun fra-

gen wir weiter, diese Liebe oder, wie sie auch genant wird, Geistesweihe, woher nehmen wir sie? Die Bibel sagt: es ist ein köstlich Ding, wenn das Herz fest ist und solches geschieht durch Gnade: aber hier heißt es S. 101: sie ist des Menschen eigene That, es wird dies freilich im folgenden limitirt, indem es weiter heißt: an der er unabläßig schaffen muß, einmal durch fortgesezte Studien zur Erfrischung und Nährung des Geistes, dann und noch mehr durch aufrichtiges Kämpfen gegen die Selbstsucht des eigenen Innern und gegen die Lust und Hoffart der Welt, aber daß das Alles nur durch den Glauben möglich ist, daß wir nur durch den Glauben die Welt in uns und um uns überwinden, daß nur der Glaube die Liebe im Kampfe stärken, nähren, vor Rückfällen bewahren und überhaupt über dem Wasser halten kann, davon steht im Buche kein Wort. Wessenberg erläßt nun ein Regulativ, worin der Studiengang der Candidaten der Theologie, sowie die Anforderungen an ihre wissenschaftliche und sonstige Befähigung festgestelt wird. Zu den höheren Lehranstalten der Diözese soll nur zugelassen werden, der einen ordentlichen philosophischen Cursus (Logik, Psychologie, Physik und Weltgeschichte) mit gutem Erfolg vollendet hat; als unerläßliche Hauptfächer der Theologie werden vorgeschrieben: Bibelstudium, Kirchengeschichte, Dogmatik, Moral, Kirchenrecht, Pastoral und Pädagogik; die Schüler haben am Schlusse jedes Semesters über die gehörten Fächer sich einer Prüfung zu unterziehen; in der Regel leitet Wessenberg diese mit Zuziehung einiger Räthe selbst. Zu Meersburg am Schwäbischen Ufer des Bodensees wird in einem alten bischöflichen Stammsitz eine geistliche Pflanzschule etablirt, welche der Stifter alle sechs Wochen besucht und mit den Zöglingen vertrauliche Conversation, Cirkel genant, hält; in diesem höhern Seminar soll jeder künftige Geistliche mindestens ein Jahr sein, und die Gegenstände der Unterweisung sind: Lesung und Erklärung der Bibel als Mittelpunkt, hauptsächlich in praktischer Anwendung auf das Leben und den Volksunterricht, dann Homiletik und Katechetik mit fortschreitenden Uebungen, ferner ein ausführlicher Unterricht über die ganze Liturgie, deren Einrichtung und Beschränkung, verschiedene Zweige der praktischen Selsorge und geistliche Amts- und Geschäftsführung — Alles höchst zweckmäßig und einsichtig angeordnet. Dieses Seminar gab auch eine Probeanstalt für Einführung eines neuen Gesangbuchs, deutschen Volksgesanges; bei jeder Messe wurde ein Abschnitt aus den Evangelien und den Briefen der Apostel in deutscher Sprache vorgelesen, worüber dann einer der Candidaten einen Vortrag halten mußte. Besonders für Katholiken neu und nachahmungswürdig war die Einrichtung, daß die Candidaten des geistlichen Standes in angemessene Abteilungen in den verschiedenen Klassen der Volksschule geführt wurden, dem Unterricht dort beizuwohnen und später nach einer gewissen Stufenfolge unter der Leitung des Lehrers sich auch praktisch im Unterricht zu üben.

Nachdem diese für jeden Unparteiischen höchst zweckmäßigen Anordnungen für Bildung des Klerus getroffen waren, kam die Curatgeistlichkeit und das Dekanatswesen an die Reihe, r formirt und neu belebt zu werden. Das Bistum besaß no einen alten Rest freier Kirchenverfassung, daß die Bestellur der Dekanate auf einer freien Wahl der Pfarrgeistlichkeit b ruhte und man nur zu oft einen schläfrigen und unthätige Obern gewählt hatte, um selbst besser schlafen zu können. E wurden nun den untüchtigen Dekanen, die nicht beseitigt we den konten, jüngere tüchtige Gehülfen an die Seite gesezt, d sogenanten bischöflichen Deputate, die den Dekan in wichtige Amtsverrichtungen zu unterstützen und nöthigenfals zu ersetze hatten. Später fielen die Dekanatswahlen besser aus, schon u der Aufstellung eines bischöflichen Deputaten zu entgehen. We außerdem die Verwaltung des Bistums ihre besonderen Schwi rigkeiten hatte durch die Ausdehnung in die Schweiz und da Innere Deutschlands hinein, und die besonderen Rechts- un Lebensverhältnisse jedes Landstriches, besonders in den einzelne Schweizer Cantonen und Hohenzollerschen Landen gar zu leic Irrungen und Anstöße mit den weltlichen Regierungen zu Folge hatten, wurden, da die Pfarrer oft wechseln konte beständige bischöfliche Commissäre für die einzelnen Gegende und Bezirke bestelt, welche das kirchliche Interesse nach de lokalen Eigentümlichkeiten überwachen und ein gutes Einver nehmen mit den betreffenden Regierungen und deren Behörde unterhalten solten. Wenn diese Einrichtung eine Erfindun Wessenbergs ist, so hat sie sich rasch verbreitet, wenigstens be steht auf dem Hannoverschen Eichsfelde seit Jahren ein solche Commissariat des Bistums Hildesheim. Aus dieser Einrich tung haben Wessenbergs Feinde Gift gesogen; die einen, e habe damit den weltlichen Regierungen schmeicheln wollen, di andern, als sei es seine Herschsucht gewesen, die diesem Bevoll mächtigten das Ansehen des päpstlichen Legaten, wodurch di Päpste im Mittelalter ihre Machtgebote zur Ausführung ge bracht hatten, habe zuwenden wollen; das angethane Unrech begreift sich leicht. Ein anderes Mittel zur Erweckung und Be lebung der Pfarrgeistlichkeit, ein bei uns jezt gänge und gebes begegnet uns auch hier, das sind die Pastoral-Conferenzen, fü die Wessenberg ein eignes Regulativ entwarf, dem er Apgsch 4, 32, wie Luther übersezt: die Menge der Gläubigen war ei Herz und eine Sele, im Buche steht: Sie hatten nur Ein Herz und Eine Sele, vorsezte; diese Stelle und Apgsch. 15, i welchen sein selfgovernment und sein kirchlicher Constitutiona lismus wurzelt, sind beiläufig gesagt Wessenbergs Lieblings stellen der heiligen Schrift; beide Stellen aber mildestens ge sagt historisch einseitig gefaßt. Diese Conferenzen solten, wi es ausdrücklich heißt, die Stelle der alten Synoden vertrete und von solchen Versamlungen der Geistlichen die Vorschläg zu Verbesserungen und Reformen ausgehen. Vorläufig bliebe dogmatische und staatsbürgerliche Fragen, erstere um keine Zank unter den Geistlichen zu erregen, leztere um den landes herlichen Behörden keinen Anlaß zum Mistrauen zu geben, von diesen Conferenzen ausgeschlossen; als ein leitendes Lich stelte Wessenberg selbst 275 Fragen, das Wichtigste der geist-

lichen Selsorge betreffend, in einem Journal mit dem Titel: Archiv für Pastoral-Conferenzen, das bis zu 25 Jahren bestand, den Geistlichen der Diözese vor Augen; wir bedauern, daß das Buch keine Probe daraus bringt. Außer diesen Conferenzen und dem sich daran schließenden Archiv wurden in dem Dekanat literarische Lesevereine angeordnet und Kapitelsbibliotheken gegründet, dazu öffentliche Preisfragen, besonders um brauchbare Vorarbeiten für die Verbesserungen in der Liturgie und für den Volksunterricht zu erlangen, für die Fähigeren unter den Geistlichen ausgeschrieben, und um sie krönen und dem minder genügenden Arbeiter eine freudige Aufmunterung zu weiteren Anstrengungen geben zu können, griff der Preisrichter in die eigne Tasche. Endlich wurde den Vicaren, die bisher nach Gutdünken wie Diener und Knechte gehalten und gelohnt und entlassen waren, eine würdigere Stellung ausgemacht und für Bewerber einer Pfründe Concursprüfungen angeordnet. Zum Schluß dieses Kapitels, das von Liebe, Treue, Einsicht und Verwaltungsgenie des Bistums-Verwesers so reichlich Zeugnis gibt, mag indeß gleich stehen, wie er sich mit dem Evangelio zu helfen wußte: es gab in der Diözese viele geistliche Müßiggänger, einfache oder simple Priester (sacerdotes simplices), deren Tagewerk in Messelesen besteht, und die Wessenberg zur Teilnahme an der Selsorge und am Unterricht heranzuziehen suchte, um, wie der Verf. sagt, sie zu nützlichen Menschen umzuschaffen. Wenn nun einer von ihnen den Stiftungsbrief seiner Pfründe, der vom Arbeiten Nichts sagte, vorhielt, so entgegnete er ihnen: Ich habe ein höheres Stiftungsbuch für alle Pfründen in der Kirche, dem alle andern Stiftungsbriefe untergeordnet sind, das ist das Evangelium, und dieses duldet keine Diener des Altars, die im Weinberge des Herrn müßig sind und nicht zur Beförderung christlichen Lebens mitwirken.

Wir übergehn die Reform oder richtiger gesagt die Organisation der Schule und der Schullehrer-Seminare, von der man sich, nach dem über den Klerus Gesagten, leicht eine Vorstellung machen kann, zumal, wenn dazu bemerkt wird, daß der Organisator ein intimer Freund und Gesinnungsgenosse Pestalozzi's gewesen, um der gottesdienstlichen Reform noch zu gedenken, die Wessenbergs Zerwürfniß mit der Curie hauptsächlich herbeigeführt hat. Hier können wir am wenigsten mit dem Buche gehen, dessen katholischer Verfasser für die Liturgie seiner katholischen Kirche gar kein Verständnis hat und dafür die Bibel anzieht, die er aber auch nur rationalistisch oberflächlich versteht und mit ihren Beweisstellen spielt. Wir sind kein Freund der Ueberbürdung des katholischen Altardienstes mit Ceremonien und sinnlichem Tand, womit auf das sinnliche Herz des katholischen Volks gewirkt wird, und teilen vollständig Luthers Haß gegen den Drachenschwanz desselben, den Meßkanon; aber Wessenbergs Grundsatz: Form ohne Geist ist dem Christentum ein Abscheu, können wir bei der zarten Natur des Christentums, so zu sagen, das der Formen nicht entbehren kann, ebensowenig unterschreiben, sondern meinen, ist der Geist aus der Form, die nach Gotteswort ist, gewichen, so füllt man sie wieder damit, zerbricht sie aber nicht, ganz wie Luther gethan, von dessen Messe wir Lutheraner nur zum Schaden der Kirche so weit abgekommen sind, aber hier wird das Alles durcheinander geworfen. Die Bibelstellen: Gott ist ein Geist u. s. w., werden im reformirten Sinn gedeutet, die andern: der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig, ohne Verständnis ihres wahren Sinnes in flach rationalistischer Weise gegen die Liturgie gewandt, wozu auch die vielen von Münze und Kümmel, von Mücke und Kameel, die vom Lippendienst u. s. w. kommen; Predigt und hinterher Abendmal als Gedächtnismal des Todes Jesu und als Mal christlicher Gemeinschaft genügt dem Ref. Er kann aber auch nicht mehr verlangen, denn was sagt man von folgender Erklärung über die Bibel, die uns das Brot des Lebens, Fußes Leuchte, grüne Au mit frischem Wasser ist, und von der hier prädicirt wird: die Bibel ist eigentlich das Buch der befreiten Menschheit, die Urkunde ihrer geistigen Erlösung von den Idolen des Wahns und der Selbstsucht, die magna charta der christlichen Geistesfreiheit und der Brudergleichheit aller Menschen, die unversiegliche Quelle aller edlen Blüthen und Tugenden der Humanität. Sapienti sat.

Die gottesdienstlichen Reformen W.'s reduciren sich auf folgende Punkte: Einführung der Muttersprache im Gottesdienst; ob überall das Deutsche an die Stelle der bisherigen Kirchensprache, der lateinischen, getreten ist, geht aus dem Gesagten nicht hervor, worauf es aber grade bei der Beurteilung ankomt; ferner deutsches Gesangs- und Andachtsbuch, das wie das common prayer book als allgemein verständliches kirchlich-liturgisches Andachtsbuch für Kirche und Haus dienen sollte; wir haben hier noch gegen die poetische Probe, die das Buch am Schluß aus W.'s eigenem Erguße bringt, einige Zweifel, daß er und seine Zeit dazu Beruf gehabt, worauf wir noch zurück kommen werden; er scheint das selbst zu fühlen und mit der Frucht seiner Bemühungen nicht ganz zufrieden zu sein; er sagt: Zahllos waren die Schwierigkeiten dieser Arbeit. Es mußte vor Allem auf das Bedürfnis und den Bildungsgrad der großen Mehrheit Bedacht genommen werden, ohne die ästhetischen Anforderungen der mehr Gebildeten unberücksichtigt zu lassen. Trockenheit und jede Spur von theologischer Schulweisheit war nothwendig eben so sehr zu vermeiden als tändelnder Mysticismus. Gesang und Gebet mußte kurz und einfach, aber mit leichter Wärme den Geist des Evangelii aussprechen. Nehmen wir dazu, wie schlecht angelegt das 19. Jahrhundert für geistliche Poesie ist und daß man, um passende Melodien für den religiösen Volksgesang zu erhalten, den Weg der Preisausschreibung erwählen mußte, so muß man noch bedenklicher werden. Diesem Gesangs- und Andachtsbuch folgte dann das neue Ritual oder liturgische Handbuch (Agende) der Selsorger in deutscher Sprache, dieses war gegen den Volksaberglauben gerichtet, und sollte den Exorcismen, Segnereien und Beschwörungen entgegenwirken, hat aber selbst wenig Glück beim Volke gemacht, wie ausdrücklich bezeugt wird.

Gegen alle diese Reformen als solche hatte die Curie wol

weniger einzuwenden gehabt, denn daß man es da auf die Verdummung der Geistlichkeit und des Volkes abgesehn hat, kann man mit den Demokraten und unserm Buche von vorn herein nicht annehmen, aber es verstieß alles so ganz und gar gegen Observanz und Anschauung der katholischen Kirche seit dem Concil zu Trient, als daß sie dazu schweigen konnte. Die lateinische Sprache antasten, heißt sich an ihrer Einheit vergreifen, und die Kirche handelt gegen die, die sie verdrängen wollen, nur im dunkeln Triebe der Selbsterhaltung; sie trift da der Fluch ihrer Lüge, daß sie sich gegen alle Wahrheit verschlossen und keine Steine aus ihrem Kirchengewölbe herausbrechen lassen darf, weil sonst das Ganze zusammenstürzt; darum auch alle Reformen innerhalb der Kirche der Jansenisten und anderer mit deren Niederlage geendet haben. W. hat da eine weit unschuldigere Anschauung; er sieht bei seiner Vorliebe für constitutionelle Kammern die katholische und protestantische Kirche als linke und rechte Seite einer Versamlung an, die sich unter einem tüchtigen Präsidenten in ihrem Centrum wieder einigen könten; welche Gedanken! Luther hat hier wie überall im richtigen Instinkt der Einsicht gehandelt. Bei dem actuellen Recht in Reformsachen der Kirche stand W. auch nur schwach der Curie gegenüber; sie hatte die Praxis für sich und er mußte sich auf alte Concile, die man nur noch vom Hörensagen kannte, berufen, und diese Verlegenheit hat W. in das Deutsch-Nationale hineingeworfen, um mittelst desselben der Curie die Daumschrauben ansetzen zu können; dem entsprechend entwickelte er auf dem Wiener Congreß eine außerordentliche Thätigkeit, beschwor Metternich, Hardenberg und Münster, den Abschluß des Concordats zwischen Rom und den Regierungen der einzelnen Bundesstaaten zu hintertreiben, welche Sache er als eine dem Bundestage gemeinsame vorbehalten wissen wollte, wobei ihm das Costnitzer und Baseler Concil vorschwebte; Baiern aber und auch Würtemberg ließen seine Bemühungen kein Resultat gewinnen.

Der Zusammenstoß mit Rom erfolgte schon 1806 in der Schweiz, nachdem, wie schon bemerkt, 1801 erst die Reform in dem Bistum Costnitz begonnen hatte; die Veranlassung war, daß in dem Canton Lucern im Kloster Werthenstein W. ein Seminar nach dem Muster von Meersburg einrichten wollte; jenes Kloster war im Erlöschen begriffen und die wenigen alten Franciscanermönche sollten anständig untergebracht werden, die Besoldung der Professoren wollte man den Chorherrn-Stiftern in Lucern und in Aargau entnehmen. Hierüber war mit der Lucerner Regierung abgeschlossen, als die Antireformpartei hieraus einen Kirchenraub machte und hintereinander zwei Breves erwirkte, in welchen W. vorgeworfen ward, daß er die Rechte der Kirche schändlich untergrabe und die Kirchengewalt mit Füßen trete; er fügte sich, das Seminar ward in der Stadt Lucern aufgerichtet und nahm unter Professor Dereser auch einen gedeihlichen Fortgang; die Erfahrung dieses Drucks arbeitete indeß in W.'s Sele fort und arbeitete sich zu einem Hunger nach einer Nationalkirche aus, bei der ihm Apostelgeschichte 15, Karl der Große und die deutschen Concile des 15. Jahrhunderts vorschwebten, was aber zur Anschauung der römischen Curie, der unkirchlichen Staatsmänner des Jahrhunderts und der Souverainetätsdurstigen Fürsten wie Auge zur Faust sich stelte.

Ehe wir an dieses Wirken W. auf dem Wiener Congreß kommen, können wir es uns nicht versagen, einer Partie des Buches zu gedenken, welche politisch und kirchlich von großem Interesse ist und in ihrem Detail der Thatsachen uns wenigstens bisher nicht so bekant war; es ist dieses die Teilnahme W.'s als Freundes Dalbergs, damals Fürstprimas' Deutschlands an dem Nationalconcil zu Paris im Jahre 1811. Napoleon hatte den Kirchenstaat hingenommen, der Pabst darauf mit dem Bann geantwortet, wofür er gefangen gehalten ward, und wollte die neu ernanten Bischöfe Frankreichs nicht bestätigen. Den Pabst zu zwingen oder zu beseitigen, berief Napoleon, obwol Feind öffentlicher Versamlungen, ein Concil von Bischöfen nach Paris; von dem er seinen unwissenden Onkel Cardinal Fesch zum Präsidenten wählen und jeden Morgen einhauchen ließ, was das Resultat ihrer Berathungen sein sollte. Aber obwol er bei der Eröffnung sagte, er wolle diesem Skandal und Widerstand des Pabstes ein Ende machen, so irrte er sich doch gewaltig; die Bischöfe wollten mit dem Pabst nicht eher unterhandeln, bis er in Freiheit gesezt sei, und wenn er den Erzbischof von Gent, der sich auf sein Gewissen berief, auch anschnauzte: votre conscience est une sotte, er bekam seinen Willen nicht und mußte das Concil unverrichteter Sache nach Hause gehn lassen. Ueber diese Verhandlungen hat W. interessante Aufzeichnungen gemacht und mit richtigem politischen Blick die Unhaltbarkeit des Napoleonischen Regiments schon vor dem Russischen Feldzuge vorausgesagt.

Wir gehn nun zum Congreß nach Wien, wo W. für seinen Freund und Gönner Dalberg, dessen Großherzogtum Frankfurt gleich nach der Schlacht bei Leipzig die Alliirten in Administration genommen hatten, noch Etwas zu retten und für eine deutsche Nationalkirche thätig zu sein sich bemühte. Für das erste war keine Aussicht, das andre hofte er im engen Anschluß an Metternich, bei dem der Bruder in großer Gunst stand, zu erreichen und stand ihm dabei als treuer Freund und Rather der hannoversche Gesandte Graf Münster, der vorzugsweise die landständische Verfassung in den deutschen Bundeslanden im Interesse der Völker den Souverainetätsgelüsten der Fürsten gegenüber vertrat, treu zur Seite. Aber der Lebemann Metternich hatte doch zu wenig kirchliches Interesse, wie er auch den Uebergriffen der Curie nicht gewogen war, und Baiern, dem sich die herschende Königsfamilie von Würtemberg anschloß, wollte seinen eigenen kirchlichen Haushalt behalten und mit dem Papst sein Concordat allein abschließen. Als man nach Napoleons Rückkehr von Elba alle Differenzen rasch beseitigte und Friede unter einander machte, um sich gegen den gemeinschaftlichen Feind richten zu können, ward die Kirchen-Angelegenheit an den Bundestag nach Frankfurt verwiesen; W. nahm seinen Weg dorthin eigens über München, um den damals allmächtigen Minister Montge-

las auf seine Seite zu bringen, aber dieser wolte auch von der Kirchensache als einer res domestica nicht lassen, und so wurden die Sonderconcordate allgemein beliebt und dann als § 16. der Bundesacte durchgesezt: Die Verschiedenheit der drei christlichen Religionsparteien kann in den Ländern und Gebieten des deutschen Bundes keinen Unterschied in dem Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte begründen. Mit diesem Trost ging W. in seine Diöcese zurück. Wir müssen zu diesen Bemühungen W.'s, vor deren Energie wir alle Achtung haben, eine Bemerkung machen. Ein Fürst-Primas soll Namens aller Regierungen katholischer Unterthanen der Bundesländer mit der römischen Curie unterhandeln, ihre Rechte und Pflichten gegen die Kirche feststellen? Das ist leichter gedacht und ausgesprochen als ausgeführt. Und wie konnte W. bei der allgemein kirchlichen Gleichgültigkeit auf Hülfe durch die Fürsten hoffen? Wenn er uns bei seinen kirchlichen Reformen als eine Art Kehrseite des heiligen Augustin erschienen ist, so erscheint er in Wien und Frankfurt als das Gegenteil eines andern katholischen Kirchenfürsten, des heiligen Bonifacius, der band die deutsche Kirche an Rom, um sie gegen die Herschergelüste und Bedrückung durch die fränkischen Großen zu sichern, und wenn der Fortschritt der Zeit und die öffentliche Meinung solche Gefahren in unserm Jahrhundert weniger wahrscheinlich macht, wir haben doch Verwandtes genug erlebt und die Zerrissenheit unserer protestantischen Kirche kann uns in schweren Stunden der Versuchung neidisch machen nach der katholischen und ihrer Einheit, wenn sie auch auf Sande ruht, hinüberzublicken.

Es sollte diese Täuschung von Wien und Frankfurt noch viel schmerzlicher aus Rom folgen; wunderbar wie so oft schon in der Kirchengeschichte tritt hier wieder das Schweigen, Warten, Ausharren, und, wenn die günstige Zeit gekommen ist, rasches Handeln der Curie gegen ihre Feinde hervor. W. war ein solcher; der Streit begann im Jahre 1813 mit einer Anklage des päpstlichen Nuntius in der Schweiz wegen Verwaltung des Bistums überhaupt, besonders aber wegen Unterrichts in den Seminaren in den biblischen Ursprachen, die Dalberg als Inhaber der bischöflichen Gewalt überreicht wurde; dieser, zu dieser Zeit sehr schwach und gedrükt, ließ indeß die Klage durch das Ordinariat untersuchen, um den Ungrund derselben darzuthun, zog sich aber nicht lange darauf auf seinen bischöflichen Sitz nach Regensburg zurück, das Bistum Constanz sich selbst überlassend. Nun erfolgte ein päbstlicher Machtspruch, der die Schweizer Cantone von dem Bistum Constanz losriß, um diese von der römischen Curie noch abhängiger zu machen, welchen Tendenzen W. bisher durch Dalberg immer entgegengewirkt hatte; am 10. Februar 1817 starb nun auch Dalberg und es hieß, wer soll nun Bischof werden? Lezterer hatte 1814 W. zu seinem Coadjutor angenommen, das Capitel hatte dem beigestimt, man hatte davon in Rom Anzeige gemacht, aber keine Antwort erhalten. Bis zu Dalberg's Tode hatte diese Sache geruht; auf Kunde von dessen Eintritt trat nun am 17. Februar 1817 das Capitel zusammen und wählte W. zum Verweser des Bistums, der Großherzog von Baden stimte dem bei und die Curie erhielt auch hiervon Anzeige, aber es kam anders; unter dem 15. März d. J. erfolgte ein päbstliches Breve, worin unter derben Verweisen die getroffene Wahl verworfen und die eines andern, „der in besserm Rufe stehe", anbefohlen ward mit dem Anfügen: daß kein päbstliches Gericht eine von dem Baron v. Wessenberg vorgenommene Handlung oder ein erlassenes Schreiben beachten werde.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Die Gnadenberger Conferenz des schlesischen ev.-lutherischen Provinzial-Vereins.

Zum 16ten Mal seit den Frühjahrsstürmen des Jahres 1848 waren die Mitglieder des schlesischen lutherischen Vereins zu ihrer Frühlingsconferenz am 17. und 18. Juni d. J. in Gnadenberg versammelt. Wie noch immer hatte der Herr sich auch diesmal sehr freundlich und in Gnaden zu den versammelten Brüdern bekant und die Conferenz reichlich gesegnet. Dem Referenten erging es wie noch jedesmal am Schlusse dieser Conferenzen, daß er so reichen Segen noch auf keiner derselben empfangen zu haben glaubte. Die Brüder sammelten sich am Vormittage des ersten Tages in dem Brüdersale des Ortes nach Gesang und Gebet zuvörderst um ein Wort Gottes. Superintendent Spieker aus Deutmannsdorf verlas Nehemia 2, und legte das Wort uns in Anwendung auf unsre kirchlichen Nothstände aus. An Nehemia's Leiden, der mit traurigem Angesicht vor den König zu Babel getreten und ihm geklaget, wie die Stadt, die das Haus des Begräbnisses seiner Väter sei, wüste liege, und ihre Thore mit Feuer verzehrt seien, zeigt er uns die Ursach auch unsres Trauerns auf, wie das h. lutherische Zion so wüste liege, und wie die wilden Massen des Liberalismus und der Teilung der Gewalten und die schmutzigen Wasser der Lästerung der Majestäten im Himmel und auf Erden mit großer Macht an die Kirche des Herrn anschlügen, und sie denselben schier Preis gegeben zu sein schiene. Wie aber Nehemia es nicht beim Klagen bewenden ließ, sondern in die Arbeit eintrat und den König bat, daß er ihn in die Stadt seiner Väter sendete, und wie er dann hinzog und das Werk in die Hände nahm, zu bauen die Thore und die Mauern Jerusalems, also auch sei es für uns an der Zeit zu bauen und zu sorgen, daß unsrer schwer angefochtenen Kirche reinen Bekentnisses in einer rechten Kirchen- und Gemeindeverfassung die schützenden Mauern und in den rechten schönen Gottesdiensten des Herrn die geöffneten Thore möchten hergestelt werden. An Nehemia's Anfechtung aber, die er von Saneballat, dem Horoniter, zu erdul-

den hatte, welcher spottete und sprach: Was ist das, das ihr thut? Wolt ihr wieder von dem Könige abfallen? ward uns ins Gedächtnis gerufen die gleiche Erfahrung, welche wir reichlich über unserm Arbeiten und Kämpfen zu machen hätten. Darum aber konten wir auch die gleiche fröhliche Zuversicht mit Nehemia teilen, welcher sprach: Der Gott vom Himmel wird es uns gelingen lassen; denn wir, seine Knechte, haben uns aufgemacht und bauen; ihr aber habt kein Teil noch Recht noch Gedächtnis in Jerusalem.

Bruder Frühbuß aus Prittag, der sonst unsre Gnadenberger Frühlingsconferenzen stets mit so trefflichem Geschick geleitet, und dessen Führung sich die Conferenz jedesmal mit vollem Vertrauen hingegeben hatte, war diesmal leider zum Bedauern aller Versammelten nicht persönlich erschienen. Bruder Wendel aus Schlottau übernahm statt seiner den Vorsitz und verlas zunächst des abwesenden Bruders Frühbuß einleitenden Vortrag. Es wurde darin zuerst der seit der lezten Conferenz Heimgegangenen in dankbarer Erinnerung gedacht, des Professors Ruthardt in Breslau, dessen Thätigkeit auch für die Zwecke des Vereins eine gesegnete gewesen, des Superintendenten Nehmitz in Heldrungen, der früher dem schlesischen Vereine mit treuer Liebe zugehörig gewesen, und vor allem des theuern unvergeßlichen Herrn General-Superintenden Dr. Hahn, dem, wie die Kirche Schlesiens überhaupt und des ganzen preußischen Vaterlandes, so auch der lutherische Provinzialverein insbesondere das dankbarste Andenken zu bewahren alle Ursache hat, und von dem hervorgehoben ward, daß sowol hinsichtlich seiner herzgewinnenden Freundlichkeit und Liebe als auch seiner tief christlichen Demut, seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit nicht minder wie seiner unwandelbar festen Bekentnistreue sein Verlust ein durchaus unersetzlicher sei. Ihm wie den andern erwähnten Abgeschiedenen zum Gedächtnis erhob sich die Versamlung und sang den ersten und lezten Vers des Liedes: Valet will ich Dir geben. Hierauf verbreitete sich der Vortrag über die kirchliche Lage der Gegenwart, warf einen Blick auf die gewaltigen Anstrengungen des antichristlichen Zeitgeistes, der auch die Kräfte des Lichts in seinen Dienst zu ziehen trachte, und ging des Weiteren ein auf die brennende Tagesfrage, die auch für Schlesien zu erwartende Kreissynodalverfassung. Es wurde Bericht gegeben über das Verhalten der lutherischen Vereine in denjenigen östlichen Provinzen, in welchen die Kreissynoden bereits eingeführt oder in der Einführung begriffen seien. Von der Provinz Preußen war in dieser Beziehung nichts, von der Provinz Posen nur wenig, nämlich das einmütige Zeugnis der Synode Samter für das lutherische Bekentnis zu berichten. Aus Pommern dagegen wurde nicht allein über die in den dortigen Conferenzen berathenen Vorschläge, daß die Kreissynodalordnung abzulehnen sei, wenn nicht dem lutherischen Bekentnis seine volle Garantie gewährt würde (Naugardt), und daß die Ablehnung nur in Gemeinschaft mit den Gemeindekirchenräthen erfolgen solle (Treptow), sondern auch über die an den König gerichtete Petition der Camminer Brüder mit 73 Unterschriften Mitteilung gemacht, in welcher lezteren gebeten worden war, daß, wie in der Provinz Preußen, so auch in Pommern für die reformirten Gemeinden eigene, von den lutherischen Synoden getrente Kreissynoden gebildet werden möchten. Es war bei Ueberreichung dieser Petition die königliche Zusage gegeben worden, daß die darin enthaltene Bitte um Scheidung der Bekentnisse nochmaliger Erwägung solle unterzogen werden, und ihre Gewährung so weit erfolgen werde, als es das Interesse der Union gestatte. Hieran knüpfte Br. Frühbuß in seinem Referat Anträge an die Versamlung, über welche in längerer, auch noch am Nachmittage fortgeführter Diskussion berathen wurde, und welche dahin gingen, daß sich die Conferenz zu einem, bei eventueller Einführung der Kreissynoden abzulegenden einmütigen Zeugnis über den rechtlichen und faktischen Fortbestand der lutherischen Kirche und über das nur provisorische und an die Bedingung völliger Ausgestaltung des lutherischen Bekentnisses in Lehre, Cultus und Verfassung geknüpfte Eingehen auf die Synodalordnung einigen sollte. Ueber die Form dieses Zeugnisses gingen in der nachfolgenden Debatte die Ansichten auseinander, und es wurde in Betracht der verschiedenen dabei mit in Erwägung zu nehmenden Lokalverhältnisse die Form frei gegeben; dagegen wurde einmütig die Nothwendigkeit einer entschiedenen Rechtsverwahrung im obigen Sinne beim Eintritt in die Synode von der Conferenz anerkant. Die ferneren Mitteilungen des einleitenden Vortrages betrafen die Generalconferenz der lutherischen Vereine, welche dieses Jahr im Anschluß an die Camminer Conferenz gehalten werden solle, dann die im lezten Vereinsjahr in Liegnitz und Bunzlau gehaltenen Bezirksconferenzen, die Anmeldung des Zutritts mehrerer Brüder aus der Trebnitzer Diözese zum Verein, das Bibelwerk des Bruder Dächsel aus Neusalz und das Vereinsblatt des schlesischen lutherischen Vereins, das evangelische Kirchen- und Schulblatt. Zum Schluß begehrte Br. Frühbuß seines schweren Gehörleidens wegen seine Entbindung vom Vorstande des Vereins, wogegen aber auf Antrag des Br. Wendel die Versamlung einmütig protestirte und die fernere Führung des Vorstandes in die Hände des Br. Frühbuß unter dankbarer Anerkennung seiner bisherigen achtjährigen treuen und gesegneten Thätigkeit wieder zurücklegte.

Ueber den die Synodalfrage betreffenden Verhandlungen war es Mittag geworden; dieselben wurden in der mit Gesang und Gebet des Br. Rogge aus Groß-Tinz begonnenen Nachmittagsversamlung wieder aufgenommen und, wie oben berichtet, geschlossen. Darauf folgte Br. Wendels Vortrag: Erfahrungen und Mitteilungen aus der Thätigkeit des Gemeindekirchenraths. Es war damit dem l. Bruder in seiner Gemeinde eben nicht anders ergangen, als wol allen Amtsbrüdern. Zur Wahl der Gemeindekirchenrathsmitglieder waren ungeachtet der eifrigsten Bemühungen des Pastors und seiner Kirchenvorsteher ganz unverhältnismäßig wenige der stimmberechtigten Gemeindeglieder, von 482 nur 68, erschienen, bei einer späteren Ersatzwahl von 499 sogar nur 8. In Betreff der Sitzungen hatten die Mitglieder des Gemeindekirchenrathes von vornherein dem Pastor erklärt, er solle sie jedesmal nur dann berufen, wenn er es für erforderlich halten würde. Sehr bezeichnend war die Mitteilung, wie die Gemeinde die Sache ansehe, nämlich als einen Ausfluß des liberalistischen Zeitgeistes, indem in gleicher Weise wie des Königs Macht durch die Verfassung beschränkt worden sei, also auch der pastoralen Macht haben Schranken gesezt werden sollen. Von der Thätigkeit endlich des Gemeindekirchenrathes wurde berichtet, daß sie sich nachgerade auf einen Gegenstand beschränkt habe, die kirchliche Allmosenpflege. Die vorgerückte Zeit ließ einen ferneren Austausch der auch von anderen Brüdern gemachten, wol meist ähnlichen Erfahrungen nicht zu; nur wurde noch eines Falles gedacht, aus welchem hervorging, wie das Patronatsrecht durch die Einführung der Gemeindekirchenräthe allerdings eine Beschädigung erlitten, indem den für die Vermögensverwaltung vom Patron erwählten Kirchenvorstehern von Seiten der Kirchenbehörde die Bestätigung verweigert worden war, weil sie aus Gründen den Eintritt in den Gemeindekirchenrath abzulehnen sich genöthigt gesehen hatten.

Es folgte hierauf das Referat des Bruders Wolf aus Schweidnitz: Erfahrungen im Confirmandenunterricht. Dasselbe knüpfte an die vielfältig in Schlesien vorhandene schöne Sitte an, diesen Unterricht den Betunterricht und die Confirmanden Betkinder zu nennen, und hob die große Wichtigkeit des Gebets nicht allein des Geistlichen, der Eltern und Lehrer für die Confirmanden, sondern auch der Confirmanden selber hervor, welches leztere besonders ein Gebet um den h. Geist sein und nicht blos von Herzen kommen, sondern auch frei aus dem Herzen selbst fließen müsse. Um die Kinder aber zu solch reiem Gebet aus dem eigenen inneren Leben zu bringen, habe sich dem Referenten als Mittel empfohlen, die Kinder zu schriftlichen Gebeten zu veranlassen (?), wodurch er zugleich Gelegenheit gehabt habe, Blicke in das innere Seelenleben der Kinder zu thun. Mit diesem sehr anregenden und aus reicher Amtserfahrung geflossenen Vortrage wurde, nachdem noch in brünstigem Gebet des abwesenden Bruders Frühbuß sowie Anderer gedacht worden war, die Arbeit des vom Herrn reich gesegneten ersten Tages beschlossen.

Für den andern Tag aber war uns noch ein besonderer Genuß aufbehalten. Es hielt uns Bruder Maydorn aus Groß Rosen seinen Vortrag über Psalmodie. Davon ausgehend, daß der Psalm, der schon gesprochen und gebetet das Gemüt ergreife, doch erst im Gesange sich vollende und seine volle Gottesmacht offenbare, stelte er den Psalm als das Wort Gottes in seiner Verklärung durch den Ton dar und entwickelte den Unterschied zwischen Psalmodie und Hymnodie, den er dahin angab, daß die leztere metrisch, rythmisch und modulatorisch sei, die Psalmodie das alles aber nicht sei, sondern die Kreuzesgestalt in sich trage und eben deswegen der Welt und dem natürlichen Ohr nicht gefalle*); sie sei für das Wort, welches sie einhülle, nicht wie ein prächtiges Kleid, welches dem Worte angepaßt werde, sondern wie die zarte Haut selbst, die demselben organisch verbunden sei; sie sei das gesungene oder vielmehr das sich selbst singende Wort. Welch' ein tiefes Verständnis die alten Kirchenväter dafür gehabt, lehrte eine angeführte Aeußerung Augustin's, der es sich zur Sünde gerechnet und darüber geklagt habe, wenn er in den Gottesdiensten sich in seinem Gemüte mehr durch den Ton als durch das Wort habe bewegen lassen. Auch nach ihrem Ursprunge und ihrer Entstehung unterscheide sich Psalmodie und Hymnodie, indem diese sich menschlich herausarbeite, jene aber unmittelbar aus dem Worte fließe, daher auch die Alten das Psalmodiren ein choraliter legere genant. Hieranf folgten interessante historische Mitteilungen, wie Gregor der Große, von dem die heutige Form der Psalmadie herrühre, gegenüber dem Ambrosius, der die griechische weltliche Musik habe christlich verklärt in den Gottesdienst aufnehmen wollen, auf den rein kirchlichen Ton zurückgegangen, wie dieser Ton aus der ersten Kirche, ja herüber aus der Synagoge des A. B. und bis von David herzuleiten sei, also daß die heutige Psalmodie der davidische Psalmengesang in seiner christlichen Verklärung sei**). An dies Alles knüpfte das Referat noch einige besonders wichtige Fragen für die Gegenwart. Warum lebte die Psalmodie in ihrer reinen Gestalt nicht alsbald zur Zeit der Reformation wieder auf? Römischer Seits war sie noch vorhanden, aber nur beim Klerus und auch da verderbt. Die Reformirten nahmen sie auf, doch im andern Extrem, nur als Gemeindegesang. In der lutherischen Kirche dagegen wurde mit besonderer Vorliebe der Volksgesang in Hymnen als ein wirksames und bewährtes Mittel zur Erweckung neuen Glaubenslebens gepflegt. Daher war die eigentliche Psalmodie zu jener Zeit noch nicht wieder aufgenommen (?). Wie komt es aber, daß jezt, besonders in confessionellen Kreisen, ein so lebhaftes Interesse für die Psalmodie wieder erwacht ist? Es ist dies ein Zeichen, daß die Kirche sich objektiver gestaltet; denn die Psalmodie ist objektiv, während die Hymnodie auf das subjektive Bedürfnis eingeht. Ferner ist die Psalmodie immer in schweren Kämpfen der Kirche wieder aufgewacht (wann?); und in solchen steht die Kirche jezt. Insbesondere aber treibt die gegenwärtige Gesangbuchsnoth in die Psalmodie. Das älteste Gesangbuch, der Psalter, soll auch das jüngste sein, ja in dem großen Psalmengesangbuch liegt eine Einigung aller Gläubigen, eine wahre unio und communio sanctorum. Endlich wurde noch die praktische Frage, wie das Psalmodiren auch in die Gemeinden einzuführen sei, erörtert und dahin beantwortet, daß nach all' dem Gesagten das erste Erfordernis ein frisches confessionelles Leben sei (— ? —); sodann habe der Pastor in seinen Hausandachten damit den Anfang zu machen und könne bei geeigneter Lehrkraft auch bald die Schule, besonders auf dem Lande, in den Psalmengesang einführen, und werde in der Kirche bei den Kinderlehren die ersten Versuche zu machen haben.

In gespanter Aufmerksamkeit hatte die Conferenz dem Vortrage über diesen Gegenstand, der sie schon mehrere Mal lebhaft beschäftigt, zugehört und trat nunmehr mit erwärmtem und bewegtem Herzen in die praktischen Uebungen ein, welche Bruder Richter aus Tempel, der vor zwei Jahren in Gnadenberg die erste Anregung dazu gegeben, mit Sicherheit leitete. Die Texte mehrerer Psalmen waren für den Psalmengesang gedrukt und mit Noten versehen, und wurden an die Versammelten verteilt; die Orgel des Brüdersales begleitete den Gesang; und also schloß die Conferenz, die uns am ersten Tage in die Tiefen unsres kirchlichen Elendes und in das Ringen um Errettung dessen, was noch zu retten möglich, geführet, am zweiten Tage in der Einmütigkeit der Herzen und Lippen mit Psalmen und Lobgesängen und lieblichen geistlichen Liedern, und ward im Schlußgebet des Bruder Rolfs endlich um den Thron der Gnade gesammelt zu brünstigem Danke für all' den empfangenen Segen dieser Tage und zu der lebendigen Hofnung, dermaleinst in noch viel höheren Chören und zu dem ewigen Hallelujah wieder vereinigt zu werden,

*) Das hat aber doch nur relative Wahrheit. Eine von einem kräftigen Chor edel ausgeführte Psalmodie trägt so gut einen auch der Welt imponirenden Herlichkeitscharakter als der schönste Choral. Hätte die Psalmodie wirklich den ihr zugesprochenen Kreuzesanstrich, dann wäre es wol kaum möglich, die Jugend zu so frischem Gesange derselben zu begeistern.

**) Man darf aber doch nicht außer Acht lassen, daß, wenn auch diese Darstellung innere Gründe für sich hat, dennoch ihre historische Begründung auf so schwachen Füßen steht, daß wir doch nur von einer schönen Tradition reden können.

Die Predigerkonferenz in Herrnhut am 3. Juni 1863.

(Schluß.)

Referent, welcher nach vielen Jahren dieser Konferenz wieder einmal persönlich beiwohnen konte, erfreute sich recht an dem frischen, ächt kirchlichen Geist, der sich spüren ließ. — Seit einer Reihe von Jahren nimt man nicht mehr den Stof zur Besprechung aus den eingehenden Briefen, sondern legt ein sorgfältig verfaßtes Program über einen Gegenstand kirchlichen Amtes oder kirchlicher Lehre zum Grunde. Es wird dasselbe vorher an die Freunde auch nach auswärts gesandt und in den Zuschriften meistens darauf Rücksicht ge-

nommen. Diesmal behandelte das Program die Lehre von der Auferstehung der Todten und der Wiederkunft Christi. Verfasser desselben war der Pastor Werner aus Rammenau, ein Mann, der auch bei der Besprechung gründliche theologische Bildung und kirchliche Bewährung zeigte. —

Wie fast immer wurde die Konferenz begonnen mit dem Gesange des Liedes: Komm, heiliger Geist, Herre Gott ꝛc.; darauf betete der Präses, der Bischof der Brüdergemeine, Matthiesen, und hielt eine kurze Ansprache über den Tageslehrtext der Brüdergemeine: „Wer mir dienen will, der folge mir nach, und wo ich bin, da soll mein Diener auch sein." (Joh. 12, 26.) Dann begann die Besprechung, in welcher leider das vortreffliche Program nicht vollständig erörtert werden konte, weil die Zeit, zwei kurze Sitzungen, eine Vor- die andere Nachmittags, dazu nicht reichte. Es soll auch hier, um nicht zu ausführlich zu sein, das lange Program nicht in aller Ausdehnung abgeschrieben werden. Ref. beschränkt sich auf einige Punkte. Zunächst wurde aufs stärkste betont, daß der Tod etwas Naturwidriges, der Sold der Sünde sei und diese Wahrheit mit aller Energie festgehalten, als von einer sonst evangelisch gerichteten Seite die Meinung geäußert wurde, daß das Aufhören des leiblichen Lebens wol mit der Natur des Leibes zusammenhange. Dieser Anschauung wurde bestimt entgegnet, daß sie auf Schleiermacherschem Grunde erwachsen durchaus unbiblisch sei, daß dabei auch die Hofnung auf die wirkliche Auferstehung des Leibes, auf welcher allein die Hofnung auf ein ewiges Leben ruhe, nicht zur vollen Kraft kommen könne. Nicht nur im Pfarramt, sondern auch im christlichen Schulunterricht dürfe nicht so im Allgemeinen von Unsterblichkeit der Sele die Rede sein, sondern vom ewigen Leben im engsten Zusammenhange mit der Auferstehung sich gründend auf Christi Auferstehung. — Es wurde auf die Unsitte aufmerksam gemacht, daß in Leichenreden und auch in Trauerarien, welche häufig bei wolklingenden Melodien einen ganz heidnischen Inhalt hätten, der Tod ohne Weiteres als Bote des Friedens betrachtet würde. Durch solche Darstellung würde die Verkündigung von der Seligkeit der Gläubigen und der Verdamnis der Ungläubigen wesentlich beeinträchtigt. Die an den Gräbern stattfindende kirchliche Einsegnung wollten einige Stimmen auch auf die Selen der Verstorbenen bezogen wissen, die allgemeine Stimmung sprach sich aber dahin aus, daß diese Einsegnung nur dann gerechtfertigt sei, wenn man sie allein auf den Leib beziehe und sie als ein Bekentnis der Hofnung auf die zukünftige Auferstehung betrachte. Hinsichtlich des Gebetes für die selig Verstorbenen, welches Manche doch mit Rücksicht auf die Befürwortung in der Apologie nicht wolten fallen lassen, erklärte man sich übrigens völlig einverstanden mit den Auslassungen des diesjährigen Vorworts in der Ev. K. Z. Man wolte es höchstens gelten lassen als ein Zeichen der innigen Gemeinschaft zwischen den Gläubigen und Seligen. Ein Purgatorium irgend welcher Art wurde von dem Program völlig zurückgewiesen; auch fand man die Meinung von einer etwaigen Bekehrung nach dem Tode nicht durch die bekanten Stellen 1 Petr. 3, 18 ff., 4, 6 begründet. Ebenso wurde die Lehre von der Wiederbringung geleugnet; sie hätte keinen gewissen Grund im Worte Gottes; im Gegenteil werde die ewige Verdamnis sehr bestimt vor allem durch den Mund des Herrn verkündigt. Höchstens könne die theologische Spekulation im Sinne reformirter Anschauung davon reden, indem man meine, es erfordere die Ehre Gottes, daß am Schlusse des gegenwärtigen Aeons der göttliche Rathschluß, Alle zu erretten, an Allen ausgeführt werden müsse, wogegen bemerkt wurde, daß die Ehre Gottes sich auch vollständig an den Verdamten manifestire. — Man kam darauf zu sprechen auf das Leben der seligen Verstorbenen nach dem Tode bis zum Gericht. Es wurde zunächst bemerkt, daß die Schrift darüber wenig Andeutungen enthalte; Alles gehe nach der Lehre des Wortes Gottes auf das lezte Ende hin. Die Zeit vorher erscheine den Todten, die nicht mehr in der Zeit lebten, als ein kurzer Augenblick. Man müsse sich hier besonders vor unfruchtbaren Hypothesen hüten. Die Gläubigen hätten daran genug, daß sie nach dem Tode bis zur Auferstehung daheim sein würden beim Herrn (2 Cor. 5, 8). In diesen Grenzen hielt sich auch das Program. Von einem Selenschlaf wollte es nichts wissen. Es sagte: „In der Zeit nach dem Tode sind die Gläubigen noch nicht in leibhaftem Lebensverkehr mit Christo, vielmehr ist ihre Gemeinschaft mit Ihm noch eine verhüllte." Der leztere Ausdruck wurde allgemein getadelt, und der Verf. des Programs wollte ihn auch nur im Gegensatz zu dem künftigen Leibesverkehr festhalten, da er keinen völlig adäquaten Ausdruck habe finden können, er wolle damit durchaus nicht sagen, daß die Seligen noch nicht zum Schauen des Herrn gekommen wären. Die weitere Besprechung über diese Materie schloß sich an folgenden Paragraphen des Programs an: „Die Sele der Gläubigen, welche im Tode den irdischen Leib ausgezogen, hat, bis sie mit der neuen Hülle bekleidet wird (2 Cor. 5, 1—5), an der verklärten Menschheit Christi, in deren Gemeinschaft sie ja aufgenommen ist, eine Art Ersatz für den Mangel eines leiblichen Organs, wie S. Bernhard sagt: interim sub Christi humanitate feliciter sanet quiescunt. Diese Gemeinschaft ist ihnen schon im Diesseits durch die heiligen Sakramente vermittelt worden (Gal. 3, 27. Joh. 6, 53. 54). Sie werden des Kleides, das sie in der Taufe angezogen, nicht entbehren, und Christi Leiblichkeit, welche schon hier ihren innern Menschen genährt, wird sich ihnen nicht entziehen. Sie sind zur vollen Gemeinschaft mit Ihm eingegangen und ruhen in Seinen Armen (Apgsch. 7, 56—59. 2 Cor. 5, 8. Phil. 1, 23). Unter der Einwirkung des Herrn, welcher sich nun ungehindert in sie ergießen kann, wird der Keim des Auferstehungsleibes, welcher schon hier ihnen beigelegt, zur vollen Entwickelung kommen." — Das Gespräch wurde immer lebhafter. Den lezten Passus fand man für diesen Ort ungehörig; es könne den Anschein haben, als ob er die Realität der Auferstehung des in der Erde verwesten Leibes beeinträchtige, was freilich der Verf. nicht beabsichtigt hatte. Alles drängte auf den locus von der Auferstehung. Die Unterredung war im vollen, gründlich theologisch-kirchlichen Fluß. Mit Gewalt mußte wegen der abgelaufenen Zeit abgebrochen werden. Hoffentlich wird die Konferenz des nächsten Jahres den Gegenstand wieder aufnehmen und die Auferstehung samt der Wiederkunft Christi behandeln. — Es kam aus Aller Herzen, als der Präses im Schlußgebet aussprach, wie wir es nicht wert seien, daß der Herr sich so besonders gnädig zu uns bekant habe. Man segnete einander mit dem Gesang des apostolischen: Die Gnade unsres Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns Allen. Amen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 22. Juli. № 58.

Die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit mit Rücksicht auf Heinrich Voigt: Die Lehre des Athanasius von Alexandrien.

(Fortsetzung.)

Doch ist hiermit zunächst nur eine formelle Begründung der Trinitätslehre gegeben. Vollends erkant aber wird sie erst dann, wenn man zugleich versteht, wie diese Drei-Einheit Gottes mit innerer Nothwendigkeit aus dem spezifischen Leben des göttlichen Wesens hervorgeht. Von je hat man dies in der Kirche versucht, und man ist zu diesem Zwecke von verschiedenen Gesichtspunkten ausgegangen. So hat man sich das Wesen der göttlichen Dreieinigkeit an Bildern aus der Natur klar zu machen gesucht, als z. B. am Lichte, in welchem Feuer, Glanz und Wärme vereinigt seien, oder an der Sonne, darin man die Substanz, ihr Licht und die davon ausstrahlende Wärme unterscheiden könne. Und insofern Gott sich selbst ein Licht nent und er die geistige Sonne der Welt ist, haben diese Analogien ihre innere Berechtigung. Doch ist es eben blose Analogie, und eine Selbständigkeit der Drei kann sich hieraus nicht ergeben. Tiefer führen schon in die Sache jene Beweise, welche aus dem Wesen Gottes als Geist hergenommen sind. Zwar ist noch wenig erreicht, wenn man in dieser Hinsicht die drei göttlichen Personen mit drei Grundeigenschaften Gottes, als da sind Allmacht, Weisheit und Liebe, in Parallele stelt, oder sie auf die drei Grundkräfte des Geistes, Gedächtnis, Verstand und Wille, zurückführt, welchen Weg vornehmlich die Scholastik eingeschlagen hat. Denn auf diesem Wege, obwol ihm eine relative Wahrheit und Bedeutung zukomt, gewint man nur drei verschiedene Beziehungen am Wesen, keine Dreiheit wirklicher Hypostasen. Aber ein Schritt weiter in der Sache ist es, wenn man sich hiebei vom Sein des Geistes leiten läßt. Es ist da mit Recht darauf hingewiesen worden, daß Gott als Geist in sich, aus sich und für sich sei, und man hat Gott in der Identität mit sich als Vater, im Hervorgehen zum Andersein als Sohn und in der hierdurch ermittelten Rückkehr zu sich selbst als Geist bezeichnet — eine Anschauungsweise, der wir in der Hegel'schen Philosophie zu begegnen pflegen. Dasselbe gilt von der Darstellungsweise Rothe's, welcher in Gott eine Dreiheit von Formen des Seins unterscheidet, das göttliche Wesen, die göttliche Natur und die göttliche Persönlichkeit. Wir sagen, hiermit sei man dem Geheimnis der göttlichen Dreieinigkeit bereits näher getreten, denn es werden hiermit in dem währenden Selbst-Erzeugungsprozesse der Gottheit drei wesentliche, in sich geschlossene Momente der innern Bewegung angegeben, durch deren Aufeinanderbeziehung uns erst die Ganzheit des göttlichen Wesens entsteht. Aber freilich es fehlt viel, daß hiermit das Innerste des Geheimnisses selbst ausgesprochen wäre. Und selbst von bedenklichen Abwegen hat sich diese Auffassungsweise nicht fern gehalten. Fürs erste nämlich darf nicht, wie von jener Seite zu geschehen pflegt, zur Erklärung der innern Selbsterzeugung des göttlichen Geistes, die äußere Welt als Faktor mit hereingezogen werden. Denn Gott ist in sich selbst der Dreieinige auch abgesehen von der Welt, die er schaft, ja selbst abgesehen von der Idee der Weltschöpfung. Würde doch sonst die Wahrheit und Wirklichkeit des göttlichen Wesens von der Kreatur abhängig gemacht! Vielmehr ist der schöpferische Gedanke und Wille und die That der Schöpfung selbst ebenso wie die der Erlösung eben erst möglich auf Grund der ewigen trinitarischen Selbstverwirklichung des göttlichen Wesens. Und in der Offenbarungstrinität spiegelt sich nur die Wesenstrinität, nicht ist diese durch jene bedingt, sondern das Verhältnis ist das umgekehrte. Zum andern aber muß bei dem ewigen Selbsterzeugungsprozeß der Gottheit nicht das Wesen blos des Geistes an sich, sondern speziel das Wesen des absoluten Geistes erwogen werden. Bleiben wir nur bei jenem stehen, so ergibt sich zwar immerhin eine Dreiheit der innern Grundverhältnisse göttlichen Wesens, und dies ist die relative Wahrheit in den genanten Auffassungsweisen; aber wir erheben uns damit zu keiner höheren Realität derselben, als sie auch beim Menschen besteht. Hiergegen erhelt, wie beim absoluten Geiste, welchem für sein Thun und Wirken schöpferisch bedingende Macht beiwohnt, sich diese Dreiheit in einer Weise und in einem Maße hypostasiren müsse, wie sich's in der Sphäre der Kreatur nirgend findet, bei Gott aber als dem Absoluten finden muß.

Noch weiter in das Verständnis der Trinität als durch den Blick auf das Sein des Geistes werden wir geführt durch den auf die Selbstoffenbarung des Geistes. Mehr in formeller Hinsicht geschieht dies, wenn man, die Thätigkeit des Geistes an sich ins Auge fassend, in Gott das grundursächliche, das offenbarende und das mitteilende Prinzip seiner Selbst-

offenbarung unterscheidet (Twesten), oder wenn man, in konkreterer Fassung, Gott als Urwesen, Urwille und Urgeist darstelt, wie dies zum Teil die moderne theistische Philosophie gethan hat. Zugleich aber wird die göttliche Lebensfülle selbst in diesem Prozeß der göttlichen Selbstoffenbarung als Objekt derselben hereingezogen, wenn die Theosophie, zur Annahme eines wesentlichen dreifachen Willens in Gott fortschreitend, durch die Richtung desselben auf die göttliche Natur Gott sich in einer Dreiheit von Finsternis, Licht und Leben oder wie sie sonst dieselbe bezeichnet, entfalten läßt.

Alle diese Erklärungsversuche der göttlichen Trinität sind höchst beachtenswert. Denn sie sind teils Zeugnisse von Ahnungen der Wahrheit, teils annähernder Ausdruck derselben, und es komt ihnen Wert in dem Maße zu, als der für die Erklärung eingenommene Standpunkt in dem Innern des göttlichen Wesens selbst genommen ist. Aber bei ihnen allen ist es eben noch nicht das Innerste und Tiefste des göttlichen Wesens, woraus man die Dreiheit in demselben herleitet. Es ist mehr nur ein bloser Prozeß des Denkens oder des abstrakten Willens, und soweit man damit ein Wirken verbindet, ist dasselbe nur auf das blos passive Objekt der göttlichen Lebensfülle, wenn nicht gar auf die geschaffene Welt gerichtet. Und als Resultat ergeben sich höchstens drei Seiten und Beziehungen des göttlichen Wesens, oder drei Stufen seiner Entfaltung oder eine Dreiheit göttlichen Subjekts oder Willens, nicht aber eine dreifache Persönlichkeit. Man ist eben dabei immer nur vom Wesen Gottes als (absoluten) Geistes ausgegangen; nicht aber hat man dabei zugleich das Leben Gottes als Geist ins Auge gefaßt, und inwiefern dieses den Antrieb zur Setzung einer immanenten Dreiheit gebe. Die Wesensfülle und Kraft des Geistes ist dieses Leben selbst nicht, sondern sie bildet nur die Voraussetzung für die Wirklichkeit desselben, und ebenso ist auch das Denken und das Wollen an sich noch nicht dieses Leben, sondern bezeichnet nur die Wege, auf welchen jenes Leben seine Offenbarung auswirkt. Das Leben des Geistes selbst ist vielmehr in jener innersten Wesenstiefe aufzusuchen, worin Denken und Wollen gründet und sich mit der immanenten Lebensfülle berührt und durchdringt, es ist aufzusuchen im Gemütsgrunde des Geistes. Und bestehen kann das wahre Leben des Gemüts nur in dem, worin sich der Geist in seiner Totalität an den Geist hingibt und mit ihm sich einigt. Dies wahre Leben des Geistes ist die Liebe. Wollen wir mithin das Wesen der göttlichen Dreieinigkeit in seinem innersten Grunde erkennen, so müssen wir es im Lichte der Liebe zu verstehen suchen, und diese Liebe selbst müssen wir, da sie ein Leben Gottes ist, als absolute zu erfassen bemüht sein. Nur aus dem wesentlichen Leben, welches Gott als absolutem Geiste eignet, nur aus der absoluten Liebe wird sich uns das Geheimnis der göttlichen Dreieinigkeit, soweit es überhaupt dem kreatürlichen Geiste zugänglich ist, wahrhaft erschließen. Und von da wird dann zugleich auch auf jene andern angeführten Wege das rechte Licht zurückfallen, wodurch die auf ihnen gleichfals gefundene Dreiheit erst in ihrer wahren Lebendigkeit und in ihrer vollen Wirklichkeit als göttliche Dreipersönlichkeit erscheint, wozu sie für sich selbst nicht zu leiten vermögen.

Inwiefern nun aber erschließt uns die Liebe das Wesen der Trinität? Werfen wir einen Blick in das Wesen der Liebe. Darin besteht ja die Liebe, daß sie ihr Leben nicht für sich führt noch führen kann und will, sondern mit, für und in einen Andern. Und dies Streben nach Vereinigung bewegt ihr Gemüt in solchem Maße, daß sie nicht weniger alles, was sie hat und ist, dem Andern zum Mitbesitz und Mitgenusse dargibt als sie in Alles, was der Andere erfährt und lebt, besizt und wirkt, mit ihrem Innersten sich einsenkt und hineinlebt, um es mit ihm zu teilen. Dies vermag sie aber offenbar nur mit einem solchen Wesen, welches ihr wahrhaft ebenbürtig und verwandt ist. Denn ein anderes ist teils nicht fähig, ihr Leben völlig in sich aufzunehmen, so daß ihr Drang nach Einigung hier nicht zur vollen Befriedigung gelangte, teils ist es ihrer unbeschränkten Hingabe nicht würdig, und die Liebe würde ihr eigen Wesen verletzen, wenn sie ihr Innerstes dem erschlösse, der es nicht verstehen noch erwiedern kann. Wenn nun Gott nach seinem Wesen unendlicher Geist, in seinem Leben unendliche Liebe ist, vermöchte wol das Endliche, vermöchte die Welt, die Menschheit den ausreichenden Gegenstand für seine Selbsthingabe zu bilden? Wol hat er den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, und insofern kann zwischen ihm und der Menschheit ein Band wahrer, freier Liebe bestehen. Aber ist das Geschöpf dem Schöpfer ebenbürtig, ist es im Stande, das Wesen des Schöpfers in unbeschränktem Maße zu erfassen? Soll auch die Creatur des Schauens Gottes einst gewürdigt werden, die Schranke der unendlichen Abhängigkeit wird demohngeachtet bleiben. Und so wird auch der Austausch der Liebe bei aller relativen Vollkommenheit sich nur innerhalb der Schranken jener unendlichen Abhängigkeit bewegen können. Wird nicht aber Gott, indem er Liebe ist, dennoch Verlangen nach einem ebenbürtigen Gegenstand tragen, und muß er ihn nicht finden, wenn er in sich selbst Genüge haben, wenn er selig sein soll? Die Absolutheit seines Wesens und Lebens fordert einen absoluten Gegenstand seiner Liebe. Nur Göttliches ist wert, daß sich Gott mit seiner unbeschränkten Lebensfülle darein senke — doch freilich Göttliches, welches zugleich persönlich ist. Denn Liebe will verstanden, will erwiedert werden, die Liebe ist nur selig in Gegenliebe. Aber was Natur ist, kann nicht wahrhaft lieben; besteht auch in der Sphäre der Natur ein Zug nach Einigung, so entbehrt derselbe doch der Klarheit und der Freiheit. Wahrhaft zu lieben vermag nur ein Persönliches. Also kann auch nicht etwa die absolute Natur Gottes als solche den Gegenstand seiner Liebe bilden, es muß ein Persönlich-Absolutes sein, worauf sich seine Liebe richtet. Nicht Göttliches, Gott selbst nur ist wert der unendlichen Liebe Gottes, Gott selbst nur ist fähig, Gottes Liebe in unendlicher Weise zu verstehen und zu erwiedern.

Aber woher nun Gott neben Gott? Zwei Wesen, welche

Gott sind, unabhängig neben einander — offenbar wäre dies
ne Aufhebung des Wesens Gottes; denn im Wesen des Abso-
uten liegt es, daß es Eines sei. Eine Zweiheit des Absoluten
ann also nur auf dem Wege entstehen, daß aus dem Wesen
er Einen Gottheit selbst ein zweites göttliches Ich erstehe.
Wie aber soll dies geschehen? Hierin eben erkennen wir der
iebe Kraft und Art. Die Liebe zeugt, und sezt durch Zeugung
us dem eignen Wesen ein Neues, dem eignen Wesen Gleiches.
Diese Kraft hat freilich in der Sphäre der Kreatürlichkeit ihre
hr bestimten Schranken. Indem die persönliche Kreatur ihre
latur nicht selbst sich gegeben hat, sondern als eine ihr gege-
ene besizt, so vermag sie auch, was sie aus dem Grunde ihrer
latur als ein Persönliches zeugt, nicht in derselben zugleich zu
alten; sondern diese muß blos als Mittel dienen, um es in
n selbständiges Sein außer sich zu setzen. Aus diesem Grunde
t hier auch die Zahl der gezeugten Wesen von keiner Bedeu-
ng. Und ebenso vermag sich die Einigung zwischen den krea-
ürlichen Persönlichkeiten nicht zur absoluten gegenseitigen Durch-
ringung zu vollenden; der gesonderte Bestand der Naturen
ißt nur eine relative Vereinigung zu. Anders aber muß dies
ei Gott sein, dessen Wesen absoluter Art ist. Indem er den
Quell seines eignen Wesens in sich selbst trägt, ist er auch ab-
oluter Herr desselben. Und wenn nun sein göttliches Gemüt
nen ebenbürtigen Gegenstand seiner Hingabe sucht und er kraft
iner Liebe aus dem ewigen Grunde seiner Natur einen solchen
t der vollen Ebenbildlichkeit mit seinem Wesen zeugt, so löst
ch derselbe hiermit nicht zugleich von dem Naturgrunde seines
Gesens ab, sondern tritt vielmehr ein in die volle Teilhaftigkeit
n der Fülle und Herlichkeit des göttlichen Wesens und an der
ngeteilten Wirklichkeit desselben. Der Vater zeugt den Sohn
nd der Sohn ist wesensgleich mit dem Vater, ruhend und mit
m Einer auf dem Grunde der gemeinsamen Natur. Indem
ber der Sohn in dieser absoluten Weise das Ebenbild des
öttlichen Wesens und der Abglanz der Herlichkeit des Vaters
t, so kann sich auch das Setzen des Sohnes-Verhältnisses im
öttlichen Leben nicht in ähnlicher Weise wiederholen, wie im
enschlichen Leben, sondern dasselbe ist einziger Art, der Sohn
t zugleich der Eingeborne vom Vater.

Doch ein anderes weiteres Verhältnis erzeugt sich mit
Nothwendigkeit im göttlichen Wesen. Indem nämlich der Sohn
it dem Vater gleichwesentlich ist, so ist er auch wie der Vater
bsoluter Geist und sein Leben absolute Liebe. Die Liebe des
Sohnes aber wem anders kann und wird sie sich zuwenden,
ls dem Vater, aus welchem er entsprossen? Mit derselben
ingabe des gesamten Wesens wie der Vater den Sohn liebt,
ebt der Sohn den Vater: wie der Vater den Sohn liebt, in
elchem er das Ebenbild seines Wesens und den Abglanz sei-
er Herlichkeit schaut, so liebt der Sohn den Vater, aus wel-
em ihm die ganze Herlichkeit seines Wesens in ewiger Leben-
igkeit zuströmt. Und es besteht so in Gott ein Leben gegen-
itiger Hingabe in seliger Freude einerseits, und in heiliger
Bewunderung andererseits. Aber wird sich der Strom der göttlichen Liebe blos in dieser Gegenseitigkeit bewegen, so daß in der Einheit von Vater und Sohn das göttliche Leben sich abschlösse? Schon das allgemeinste Gesetz des Zusammenbestehens könnte uns lehren, daß dies nicht möglich sei. Denn zwei Linien geben kein Ganzes, sie fallen entweder aus einander oder in Eine Linie zusammen, wogegen eine dritte Linie sie beide ebenso unterschieden hält als mit einander verbindet. Aber noch bedeutsamer tritt uns dies Gesetz im persönlichen Leben entgegen. Wenn zwei Liebende von nichts anderem, denn nur gegenseitig von einander wissen wollen, so verliert ihre Liebe je mehr an Lebendigkeit, Ruhe und Lauterkeit. Die Lebendigkeit derselben leidet; denn es mindert sich durch die ausschließliche Wiederholung der Reiz der Anlässe, welche den gegenseitigen Zug des Für- und Ineinanderlebens in Bewegung halten und mit immer neuem Gehalte erfüllen. Erst durch die gemeinsame Richtung ihrer Liebe auf ein Drittes erwächst dieser Gewinn ihrem Leben. Während aber so durch ein Drittes die Bewegung lebendig erhalten wird, so komt durch dasselbe zugleich auch Ruhe in die Bewegung. Denn wenn Jeder der Liebenden mit seinem Liebesgefühl ganz in den Vorzügen des Andern aufgeht, so steigert sich dies Gefühl zu solchem Maße, daß die weisen, heiligen Schranken der gegenseitigen persönlichen Selbstbewahrung in der Selbstmitteilung durchbrochen werden; und es tritt mit der gleichen Nothwendigkeit wieder ein Nachlassen und Ermatten ein, welches innere Entfernung und Entfremdung zur Folge hat, bis die Bewegung wieder neu anhebt und denselben Verlauf rückwärts nimt. Diesem Charakter der Leidenschaftlichkeit und des Wechsels, welchen erfahrungsmäßig der in der Gegenseitigkeit sich abschließende Liebesverkehr zwischen Zweien annimt, wirkt ein Drittes, das in diesen Bund eintritt, in heilsamer Weise entgegen, beschränkend, mäßigend, stillend. Und nicht weniger übt endlich dieses Dritte auch auf die Lauterkeit der Liebe seinen fördernden Einfluß. Nur allzuleicht schlägt ja die gegenseitige Bewunderung, wovon die Liebe begleitet ist, in ein selbstbespieglerisches Wesen um, wobei ein Jeder in den Vorzügen des Andern nur den Abglanz seines eignen Wesens schaut und die Liebe wird egoistisch, so daß ein Jeder in dem Andern sich selbst auch sucht und nur im Interesse des eignen Genusses, zum mindesten in den Schranken des eignen Interesses die Einigung mit ihm vollzieht. Ein Drittes aber wirkt hier reinigend und befreiend; denn es lenkt den Sinn von dem eignen Selbst immer wieder ab und auf ein Höheres hin, das der gemeinsamen Liebe wert ist. So gründet die Freundschaft zwar in der Verwandtschaft des geistigen Wesens, und sie kann nur da stattfinden, wo bei den mannichfachen Gegensätzen, welche der Unterschied der Individualität und der Einfluß der Außenwelt hervorruft, im tiefsten Grunde des Innern die gleiche Richtung des Geistes und die gleiche Auffassung des Lebens waltet.

(Schluß folgt.)

Wessenberg.

Freiherr J. Heinrich v. Wessenberg. Sein Leben und Wirken. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der neuern Zeit. Auf der Grundlage handschriftlicher Aufzeichnungen Wessenbergs. Von Dr. Jos. Beck, Großherzoglich Badenschem Geheimen Hofrath. Freiburg, Wagner, 1862.

(Schluß.)

Damit wußte man, woran man war, und W. hätte hier thun sollen, was er später that, Verzicht leisten, denn daß er in Rom, wohin er nun in Person ging, seine Sache offen und ehrlich selbst zu führen, Nichts ausrichten werde, konnte er vorher wissen; der Cardinal Consalvi, der W. vom Wiener Congreß kannte, empfing ihn, wie weiland sein College Cajetan Luther zu Augsburg: er müsse annehmen, daß der Baron v. Wessenberg in keiner andern Absicht nach Rom gekommen sei, als um sich der erklärten Willensmeinung des heiligen Vaters zu unterwerfen; obwol nun dieser gekommen, wie er erwiderte, Sr. Heiligkeit in Person alle Aufklärung zu geben, so hörte man gar nicht darauf und nach langem Zögern konnte er erst die Note, welche die Beschwerdepunkte enthielt, zu Händen bekommen, worauf er in ausführlichem Exposé auf alle Klagepunkte antwortete und es ist, wie schon bemerkt, ein Mangel, daß diese Documente dem Buche fehlen, wovon wir den Grund nicht einsehen, zumal es gemisdeutet werden könnte; aber diese Rechtfertigung hatte Se. Heiligkeit durchaus nicht befriedigt. Der Cardinal fand gar nichts dabei, daß W. wie vor Zeiten Fenelon eine öffentliche Erklärung von sich gebe, daß er geirt habe; als dieser sich so dem Gutbefinden der römischen Curie gegen lügenhafte Anschuldigungen nicht preisgeben wollte, mußte er unverrichteter Sache wieder nach Hause ziehen. Die Bemühungen der badenschen Regierung, sowie der österreichischen Gesandschaft in Rom, insbesondere auch des Fürsten Metternich, der sich grade in Florenz aufhielt, fruchteten nichts. Mittlerweile verhandelten Baden, Würtemberg, Nassau und Darmstadt wegen Errichtung eines erzbischöflichen Stifts zu Freiburg, und als Baden von dem Decanate der Landeskirche sich einen würdigen Inhaber wollte designiren lassen, um ihn dann zu präsentiren, ward einstimmig W. als der würdigste für den Stuhl bezeichnet. Neue Verlegenheit für die Regierung, aber man wußte sich zu helfen; man sandte einen Rath Burg, den W. früher aus der Dunkelheit hervorgeholt und immer als seinen Freund gehalten hatte, zu ihm mit dem Vorgeben, seine Meinung über den Fall zu wissen, in Wahrheit aber, um ihm anheim zu geben, doch freiwillig zu verzichten, damit der Großherzog über die Besetzung des erzbischöflichen Stuhls mit Rom ohne Schwierigkeiten verhandeln könne. W. antwortete, die Regierung müsse selbst wissen, was sie zu thun habe, persönlich sei er zu jedem Opfer bereit, was man denn ohne Weiteres als Verzichtleistung annahm. Die Besetzung des erzbischöflichen Stuhls zu Freiburg zog sich indes bis zum 3. August 1827 hin, bis zu welcher Zeit W. sein Bistum verwaltete; am 21. October d. J. nahm er in einem ausführlichen Hirtenbriefe von seiner Diöcese Abschied, der in Exten mitgeteilt wird und den der Ref. bis in den Himmel erhebt, d aber trotz vieler richtig aber auch nicht richtig angeführten Bibe stellen doch zu wenig von der Gnade des heiligen Augustin sich trägt, um uns ganz befriedigen zu können.

Von jezt an ist das öffentliche Wirken W.'s kein kirchliche mehr, sondern ein politisches; es begannen seine ruhmreiche Tage in der Kammer zu Karlsruhe mitten unter den Liberale er hatte vorher schon Einfluß auf die Bewilligung der baden schen Verfassung gehabt, und was hat er in den Kammern er verfochten? Freie Presse, Verantwortlichkeit der Minister, Zehnten Ablösung, Gewerbefreiheit, Real- und polytechnische Schule Taubstummen- und Blindenanstalt, Rettungsanstalt für ve wahrloste Kinder u. s. w. Er machte aber auch unangenehm Erfahrungen; ein Antrag, den er stellte, fand wenig Beifall u ward als Beschränkung der Freiheit verworfen, wonach in jed Gemeinde ein aus ausgewählten Männern, als den Träger des öffentlichen Vertrauens, zusammengesezes Ephorat ode Sittengericht bestehen solle, dessen Aufgabe wäre, die öffentlich Sittlichkeit zu überwachen und Störungen derselben durch lediglich moralische Mittel, durch Belehrung, Gespräch, Warnung un angemessene Rüge entgegen zu treten. Uns macht nicht w W.'s Freunden die Beschränkung der Freiheit Sorge, aber w möchten fragen, wo die Gemeinden sind, in denen ein Baron, de mit vier Pferden fährt, sich von dem wird rügen lassen und den al seinen Sittenrichter anerkennen, der mit Kühen pflügt? Volks verstand können wir in solch utopischem Antrage nicht finden.

Die Poesie, von der eine reiche Auswahl mitgeteilt wird meist lyrischen Genres, ist wol das Schwächste seiner Leistun gen; die geistlichen Dichtungen sind moralische Reimereien, di außerdem in der Sprache so incorrect sind, daß man die man gelhafte Schulbildung der katholischen Jugend noch darin er kent, die weltlichen beziehen sich auf Natur, Berg, Thal un Meer und entbehren alles Schwunges, Feuers und sind ohn alle Plastik; wir haben nur eins gefunden, auf eine Kapelle an Comersee, das eine gewisse Macht auf uns ausgeübt hat. W erlebte auch das Jahr 1848, wo über das Land der Sturm hinbrauste, wozu man in den Karlsruher Kammern ein Menschen alter lang den Wind gesäet hatte; wie er sich zum badische Aufstand gestelt und wofür er ihn angesehen hat, erfahren wi nicht; einzelne Gedichte aus den funfziger Jahren beklagen di Täuschung, die Deutschland abermals erfahren; er starb den 9 August 1860.

Gr. h. G. K. v. H.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 25. Juli. № 59.

Das Evangelium in Italien.

Die evangelische Bewegung in Italien. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Italien geschildert von Cölestin Nitzsch, Prediger. Berlin, Wilhelm Hertz (Besserſche Buchhandlung), 1863. (125 S. 20 Sgr.) *)

Es hat bisher in unserm deutschen Vaterlande eine eigne Bewandtnis gehabt um die Teilnahme an dem Werke Gottes, von dem obiges Büchlein redet. Während in der Schweiz seit langer Zeit ein eignes Comité besteht, daß sich der Sache der Evangelisation in Italien annimt und Gaben auf Gaben in das Nachbarland zur Unterstützung der Arbeit fließen läßt; während der Ausschuß des Evangelischen Bundes in England zu demselben Zwecke Aufrufe an das ganze Vaterland erläßt, und in London und Edinburg besondere Zeitschriften für die Evangelisation Italiens arbeiten (Eco di Savonarola und A Voice from Italy) — verhält sich die evangelische Kirche Deutschlands im großen und ganzen noch immer zuwartend und will nicht mit Hand anlegen an den Bau der Bruderkirche in Italien. Für die spanischen Märtyrer, für die protestantischen Armenier, für die Evangelischen Paris wird gesammelt — aber Beiträge zur Evangelisation in dem Mutterlande des Katholicismus finden sich in den Rubriken der Liebesgaben selten, fast nie. Woher komt das? Man hat noch immer in weiten Kreisen das Mistrauen nicht völlig besiegt, das sich seit den politischen Entwicklungen in Italien vom J. 1859 auch der neu sich entfaltenden evangelischen Bewegung daselbst in unserm Vaterlande entgegengestelt hat. Man meint, die italienischen Widersacher des Katholizismus könten keine reinen, echt evangelischen Ziele verfolgen, sondern arbeiteten im Dienste der Revolution.

Mit um so größerer Freude begrüßen wir die oben genante Schrift von Nitzsch. Sie hat es sich zur Aufgabe gestelt, auch an ihrem Teile den weitverbreiteten und von gewisser Seite eifrig genährten Vorurteilen entgegen zu treten, welche bestrebt sind, die Sache der Protestanten Italiens zu verdächtigen. Der Verf. will „das Bild der evangelischen Bewegung aus der bunten Menge anderer Bilder herausheben, mit denen es zusammenzufließen scheint und in manchen falchen Darstellungen zusammengeflossen ist.“ Er lebt der Ueberzeugung, „daß die Regungen, um welche es sich handelt, um so herzlichere Sympathie im evangelischen Deutschland finden werden, je größere Klarheit über sie verbreitet wird, je mehr vor allem ihr Gebiet gegen die politische Tagesgeschichte abgegrenzt wird.“ Möchte sein Wunsch und seine Hofnung in Erfüllung gehen, daß seine Mitteilungen nicht ohne Erfolg zu herzlicher und thätiger Teilnahme auffordern. Möchten auch diese berichterstattenden Worte ihr kleines Teil dazu beitragen. Referent, der billig ein wenig mit der Ev. K. Z. hätte schmollen können, weil eine eigne Arbeit von ihm über den gleichen Gegenstand in derselben keine Erwähnung gefunden hat, begrüßt doch von Herzen die willkommene Gelegenheit, auf das Werk in Italien von neuem aufmerksam machen zu können. Er hat darum die ehrenvolle Aufforderung, obige Schrift an dieser Stelle anzuzeigen, nicht von der Hand weisen wollen.

Nitzsch beabsichtigt in seinem Buche nicht, eine vollständige Geschichte der evangelischen Bewegung in Italien zu geben. Er verweist in Bezug auf alle diese geschichtlichen Data auf des Referenten Schrift: „Das Evangelium in Italien.“ Sein Wunsch war nur, die Beobachtungen, die er über die in Rede stehende Bewegung während seines zweijährigen Aufenthalts in Italien,

*) Wenn die Redaktion durch Anzeige obiger Schrift die Aufmerksamkeit der Leser wieder auf die Italienische Bewegung zu lenken sucht, so muß sie zuvor, leider verspätet, auf die bereits 1861 erschienene gediegene Schrift hinweisen: „Das Evangelium in Italien; ein kirchengeschichtlicher Versuch von Leopold Witte. Gotha, Besser.“ — Nur der wird mit Erfolg und Genuß die Schrift von Nitzsch lesen, der zuvor mit der von Witte den Grund gelegt hat. Nitzsch selbst weist dies Abhängigkeits-Verhältnis seiner Schrift zu der Wittescheu in der Vorrede in ausführlicher Weise nach; wir heben daher nur hervor, daß jede geschichtliche Darstellung bisheriger Bewegungen bei Nitzsch planmäßig fehlt, Witte dagegen die Geschichtserzählung aller evangelischen Bewegungen in Italien von Luthers Zeiten an bis zu den Madiais und dem Grafen Guicciardini herab und die so romantische Waldensergeschichte eingeschlossen zu einer seiner Hauptaufgaben macht, die er überaus glücklich löst. Sodann greift Nitzsch mehr die Hauptpunkte der jetzigen Bewegung heraus — allerdings sehr interessant, — Witte aber gibt mehr ein Gesamtbild der ganzen Bewegung. — Wir sehen also, wie die Schriften beider sich durchdringen und ergänzen. Beide so leicht und anmutig geschrieben, daß wir sie der so gesuchten „leichten Lektüre“ deswegen zuweisen dürften, und noch beide im Stande, uns ausreichende und gründliche Belehrung über die dortigen Dinge zu geben und unser Herz für die Sache zu erwärmen, das wird zu ihrer Empfehlung hinreichen.

peziel Neapel, gemacht hatte, zu sammeln, und vor allen Dingen die Grundverschiedenheit dieser evangelischen Regungen von anderweitigen Bestrebungen politischer wie religiöser Art klar und entschieden hervorzuheben.

Danach gliedert sich auch sein Buch. Im ersten Cap. bespricht er den „Charakter der evangelischen Bewegung. Sie ist zu unterscheiden von einer parallelen politischen Bewegung (Gavazzi, Passaglia) als eine religiöse und zwar im vollen Sinne evangelische." Mit Wärme vertheidigt er die Aufrichtigkeit der evangelischen Sache. Nicht in Massen strömt das Volk der neuen Glaubensgenossenschaft zu, wie das wol von englischer und amerikanischer Seite so dargestelt worden ist. Man kann nur von einer kleinen gläubigen Gemeinde, die in bescheidenen Gruppen über die ganze Halbinsel zerstreut ist, berichten. Aber diese kleine Schar meint es ernst und sucht nichts anderes in ihrer Gemeinschaft, als Förderung im evangelischen Glauben und christlichen Leben. Wie fern diese Bewegung von politischen Motiven ist, erhelt schon daraus, daß auch die Liberalen und Unionisten Italiens zum größten Teil durchaus nichts von ihr wissen wollen und sich den Evangelischen hemmend und feindlich in den Weg stellen, weil sie der Einheit Italiens durch die confessionelle Sezession hinderlich seien. Von großem Interesse ist in diesem Abschnitte die eingehende Schilderung eines Mannes, nach welchem man auswärts so oft die evangelische Bewegung in Italien beurteilt hat, weil die politischen Zeitungen wiederholt von ihm redeten, der aber durchaus ein homo sui generis ist und keinen Maßstab abgeben kann für die Beurteilung der Evangelischen. Wir meinen Pater Gavazzi, den Feldkaplan Garibaldi's, den Nitzsch in Neapel genauer zu beobachten die beste Gelegenheit gehabt haben wird. Der Verf. gibt in einem Anhange noch besondere Auszüge aus den Reden (S. 119—125), die derselbe während der Revolution des Jahres 1860 in Sicilien und Neapel auf öffentlichen Plätzen gehalten hat. Es findet sich darin ein Gemisch von hoher religiöser Begeisterung und daneben so scurriler, gehässiger Tendenzpolemik und widerlicher Taktlosigkeit in christlichen Dingen, wie sie eben nur im katholischen Italien möglich zu sein scheint, wo durch die Vermischung der Unterschiede zwischen dem wahrhaft Heiligen und dem von der Kirche willkürlich dazu gemachten und durch die Ueberladung mit buntem, ungesondertem religiösen Stof aller christliche Takt und alle Zartheit des religiösen Gefühls schier verschwunden erscheint. Man denke sich Aussprüche wie solche: „Es ist eine Thatsache, daß Niemand so sehr dem Erlöser gleicht in den Gesichtszügen, wie unser Garibaldi! Und wie er ihm gleicht in den Zügen, so gleicht er ihm auch in seiner politischen Mission: der Eine kam, um die Welt zu erlösen aus der Knechtschaft des Satans, der Andere ist gekommen, Italien zu retten von der Knechtschaft der Despoten." „Jesus war liberal, Jesus war Patriot, wir sind Liberale und Patrioten, also sind wir Kinder Jesu. Die sogenanten Jesuiten sind Reaktionäre vom reinsten Geblüt, daher sind sie Söhne des Satans, welcher der Widersacher des gebenedeiten Christus ist." (Nitzsch, S. 9.) Solche Reden bezeugen eine traurige Vermischung von Politik und Religion, und Männer, die sie führen, haben mit der evangelischen Sache wenig oder gar nichts gemein.

Ebenso fern zu halten bei der Beurteilung der evangelischen Bewegung in Italien sind Bestrebungen, wie die des Jesuiten-Paters Passaglia. Er ist der Vertreter einer neukatholischen Partei, die allerdings nach Tausenden zählt, aber tot pectore sich gegen alle protestantischen Sympathien wehrt. Ihre Opposition beschränkt sich auf Bekämpfung der weltlichen Macht des Papstes; Passaglia selbst aber, der weitaus Bedeutendste unter diesen Opponenten, bestreitet den Papacäsarismus nur aus Liebe zur katholischen Kirche selbst, und in der festen Ueberzeugung, daß die geistliche Macht des Papsttums mit dem Falle des weltlichen Thrones um so glänzender hervorbrechen und um so weitere Ausdehnung gewinnen werde. Jedenfals aber hat Nitzsch Recht, wenn er (gegen einen Berichterstatter in den Protest. Monatsblättern 1861 über Passaglia und den Passaglismus in Italien) darauf hinweist, daß die ganze Partei, welche den Jesuiten-Pater für sich sprechen läßt, hinter diesem selbst an religiösem Ernst und Liebe zur katholischen Kirche weit zurücksteht. Ernst und wahrhaft religiöser Eifer finden sich eben in Italien nur wie Oasen in der Wüste. Es mag kaum ein christliches Volk geben, das bei allem äußern kirchlichen Gepränge und festgehaltenen religiösen Formen so wenig christlich Energie und wirklichen heiligen Lebensernst aufzuweisen hat, als das italienische.

Diese traurige Erfahrung, die auch Nitzsch in Neapel entgegengetreten ist, drängt ihn, ein besonderes (zweites) Capitel (S. 21—47) dem gegenwärtigen sittlichen und religiösen Zustande Italien zu widmen. Dieser Abschnitt führt die Ueberschrift: „Ist das italienische Volk vorbereitet für eine evangelische Bewegung? Italien ein Land der Todten? Hofnungen für die Zukunft. Das sittliche und religiöse Leben der Gegenwart. (Der italienische Klerus.) Entmutigungen und Ermutigungen. Die Erfolge der Evangelisation klein und doch groß." Mit charakteristischen, treffenden Zügen entwirft der Verf. ein Bild des italienischen Volkscharakters. Die Italiener sind ein von Gott hoch begabtes, geistig regsames, gewandtes Volk, das gewiß Großes leisten würde, wenn die schönen Kräfte in den Dienst des Evangeliums und überhaupt höherer, edlerer Güter genommen würden. Aber mit Recht sagt Nitzsch: „Ideale Güter kent man kaum; um das Gestern und Morgen kümmert man sich wenig, es gilt nur, dem Heute recht viel sinnlichen Genuß abzugewinnen." Das Trostloseste dabei ist aber die „völlige Verirrung und Verwirrung des Gewissens, die völlige Erstorbenheit des sittlichen Gefühls, die große Falschheit des Gemüts. Eine Nathanaelsseele ohne Falsch findet man nicht leicht in Italien, besonders im südlichen Teile. Man ist nicht aufrichtig gegen andere Menschen, nicht aufrichtig gegen sich selbst, nicht aufrichtig gegen Gott. Da liegt der tiefste Schaden des italienischen Volkes." Es ist ein trauriges, aber wahres Zeugni

us italienischem Munde selbst, das Nitzsch (S. 28) anführt: Ich hörte im Dom zu Florenz, schreibt ein verbanter Toskaner n den toskanischen Klerus, die Fastenpredigten des Pater Giulio. Jeder Toskaner kent die Begeisterung, welche er erwekt hat. Oft weinte die ganze Zuhörerschaft, oft mußten wir uns daran rinnern, daß wir in einer Kirche waren, um nicht wie im Theater zu klatschen. Aber es war Niemand, der eigentliche Erbauung davon getragen hätte; es gab nur Speise für das luge und Ohr und Fantasie, rhetorisches Flittergold und weiter ichts." „Das ganze Leben der Italiener ist eben voll von Komödie und leer an Gewissen."

Zur Erklärung dieser sittlichen Verkommenheit weist der Verf. hin auf das furchtbare Verderben, das den italienischen Klerus zerfressen hat, eben die Priester, denen die Leitung und Erziehung des Volkes überlassen gewesen ist. Die mancherlei rüben Züge, die er erzählt, ließen sich leicht verzehn- und verhundertfachen. Nur glauben wir, daß der Grund des sittlichen und religiösen Bankrotts in Italien noch tiefer zu suchen ist, als vor Allem in dem verderblichen Beispiel und im Mangel der rechten Selsorge von Seiten der Priester. Die größte Schuld trägt gewiß die römische Kirche selbst. Wer den Katholicismus nur in Deutschland beobachtet hat, der vermag sich kaum eine Vorstellung zu machen von dem Greuel der Verwüstung, der in Italien oft an heiliger Stätte aufgerichtet ist. Bei solchem Anblick haben wir uns oft gefragt: sollte denn das wirklich allein auf die verschiedene Nationalität der Deutschen und Italiener zurückzuführen sein, so daß der italienische Leichtsinn die dortige katholische Kirche corrumpirte, während deutsche Gemütstiefe und größerer göttlicher Ernst das eigentliche Wesen Roms erst recht hervortreten ließe. — Oder verhält sich es nicht vielmehr umgekehrt: die eigentlichen Consequenzen des römischen Systems treten in Italien und überhaupt in den überwiegend katholischen Ländern zu Tage, während in Deutschland und anderwärts der Kampf gegen den Protestantismus mit seinem tieferen Ernste belebend und restringirend auf die päpstliche Kirche zurückwirkt, so daß sie sich nicht gehen lassen und ihre eigentliche Art nicht völlig frei entwickeln kann. Wir sind überzeugt, daß der jetzige sittliche Zustand Italiens zum großen Teile die Sturmernte von der Windsaat ist, die Jahrhunderte lang dort ausgestreut ist. Was Azeglio von den römischen Priestern gesagt hat (Nitzsch S. 34), daß bei ihnen fast immer ein künstliches, römisches, päpstliches Gewissen an die Stelle der Stimme Gottes in unserm Herzen trete und dieselbe mit der Zeit gänzlich unterdrücke, das dürfen wir mit der nöthigen Einschränkung von den meisten Katholiken Italiens aussprechen. Andre Leute, die Priester, die Kirche, müssen ein Gewissen für sie haben. Die Beichtpraxis mit ihren das sittliche Gefühl so erschrecklich abstumpfenden Satisfactionen; das Indulgenzen- und Ablaßwesen, wobei durch Gebete-Hersagen und Reliquienküssen und Kreuzverehren so und so viel Tage oder Jahre Fegefeuererlaß acquirirt werden kann (z. B. auf einem Gang durch das Colosseum in Rom durch das Küssen dreier Kreuze allein gegen zwei Jahre); die schwere Verirrung, daß das Gebet unter der Rubrik der Strafen fungirt; der geistlose Meßdienst — dieses Alles ist ganz darnach angethan, die Gewissen gründlich zu verwirren, den inneren Wahrheitssinn zu ertödten und alle Anbetung im Geist und in der Wahrheit auf die Länge unmöglich zu machen. Die neuesten politischen und sozialen Entwicklungen in Italien haben für Tausende diesem äußern Werkdienst der römischen Kirche, der in Deutschland kaum je in so häßlicher Gestalt auftritt, eine tödtliche Wunde geschlagen. Man begint das ganze Priesterwesen mit seinen unzähligen Vermittlungen zu verachten; aber was ist geblieben? Das Bewußtsein der persönlichen Verhaftung des Einzelnen vor Gott, das energische Gefühl der eignen Schuld und der eignen Verpflichtung, selbst in das rechte Verhältnis zu Gott zu treten — Dieses alles ist allmälig verwischt und verloren; und nun fallen die dem Gängelbande der priesterlichen Bevormundung Entnommenen dem wüstesten Skeptizismus und Unglauben in die Arme, und völlige religiöse Indifferenz ist das traurige Ende dieser durch die päpstliche Kirche verschuldeten Entwicklung.

Das ist die Geschichte nur zu vieler Italiener unsrer Tage. Und darin liegt auch der Grund, warum für die Sache des evangelischen Glaubens in Italien die Aussichten durchaus nicht glänzend stehn. Unser Verf. täuscht sich darüber nicht im mindesten. Er weiß auch, daß der Boden in Italien noch nicht gehörig vorbereitet ist. Der fertige Abfall von der römischen Kirche führt noch lange nicht zum Evangelium, ja er ist in den meisten Fällen schon daran vorübergegangen. Und darum hat Nitzsch gewiß Recht, wenn er sagt: „Ich erwarte fast am meisten von denen, welche bisher mit großer Pietät an der Kirche, in deren Schos sie erzogen worden sind, hängen; die ein schonungsloser Angriff auf ihre Kirche in der tiefsten Seele verlezt; von denen, die sich scheuen, die festen Bande zu lösen, durch welche sie sich gebunden fühlen und halten wollen, was sie haben, bis von innen heraus ein neuer Glaube geboren ist. Aus ihrer Mitte erscheint manchmal den italienischen Evangelisten ein Nikodemus, der lange und ernst im verborgenen gekämpft hat."

Nun erst geht unser Verf. dazu über, die Resultate der bisherigen Evangelisationsarbeit, so weit sie sichtbar sind, zusammenzufassen. Er handelt davon im dritten Capitel (S. 48 bis 93). Dasselbe führt die Ueberschrift: „Der gegenwärtige Stand der Evangelisation. — Die beiden evangelischen Parteien. Die waldensische Kirche und die evangelischen Vereine." Den Verlauf der evangelischen Bewegung in den einzelnen Staaten zu erzählen unterläßt Nitzsch, da das Nöthige in des Referenten Buche zu finden ist. Doch wäre Lezterer sehr dankbar gewesen, wenn er einige Nachträge zu dem dort Gegebenen in der jüngeren Schrift hätte finden können. Es ist unmöglich, aus der Ferne sich über Alles im Laufenden zu erhalten. Und doch hat, wenn nicht aller Anschein trügt, die Bewegung in der neuesten Zeit beträchtlich größere Dimensionen genommen, als vor drei Jahren, wo jene Schrift abgeschlossen werden mußte. Um so willkommener sind die Mitteilungen über die kirchlichen

Zustände im Neapolitanischen, das damals noch ganz außerhalb des Bereichs der evangelischen Bewegung lag. Die Arbeit eines Oreſi und des dem Berichterstattrr persönlich befreundeten Gottesmannes Appia werden gewiß vom Segen begleitet sein.

Im Uebrigen ist die volle Uebereinstimmung des nunmehr dritten Zeugen, der aus Autopsie berichtet (der erste war Disselhoff in der Neuen Ev. K. Z.), im Urteil über Waldenser sowol wie evangelische Vereine gewiß sehr erfreulich. Auch Nitzsch legt ein volles Zeugnis ab für den echt christlichen ernsten evangelischen Sinn der dortigen Protestanten. Das solte doch unsrer deutschen evangelischen Kirche Mut machen zur Beihülfe und zur Unterstützung der italienischen Brüder. Besonders lieb war dem Ref. die Zustimmung von Nitzsch zur Verteidigung der evangel. Vereine gegen den Vorwurf des Darbyismus (S. 57 bis 80). Neu entstehende Gemeinden werden immer eine äußerliche Aehnlichkeit mit Darbyistengemeinden haben, da die befähigten Träger des Amtes nicht fertig aus dem Boden hervorwachsen, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters, sondern gebildet und in längerer Schule gezogen werden müssen. Möge Gott nur recht Viele zum Zeugenamte tüchtig machen und der evang. Kirche Italiens eine Organisation schenken, die sie braucht, um nicht zu zerfahren, wie sie im 16. Jahrhundert dieser Gefahr nicht ganz entgangen ist. Ein erfreulicher Anfang zur Organisation ist ja durch die Visitationsreise Guicciardini's gemacht, und der Visitationsbericht, den Nitzsch im Auszuge mitteilt (S. 85—88), ist ein schönes Zeugniß von der Einigkeit im Geiste, die unter den verschiedenen Gemeinden besteht. Auch bewährt und festigt sich immer mehr das gute Einvernehmen zwischen Waldensern und freier Kirche, das eine Zeitlang gefährdet war. Das einmütige Zusammenstehen der drei Männer Meille, Revel und Mazzarella in der Alliance-Versamlung zu Genf legte davon ein schlagendes öffentliches Zeugnis ab.

Und nun zum Schluß. In einem lezten Capitel (S. 94 bis 108) bespricht der Verf. die Art und Weise unsrer Unterstützung, die so dringend gefordert wird. Die Ueberschrift lautet: „Der Stand der Sache fordert uns zur Mitarbeit auf. Wie können wir Handreichung thun? Die gefährliche Lage des Papsttums ein Grund mehr, die Zeit auszukaufen. Schlußwort. (Das Motto dieser Schrift.)" Die unabweisliche Nöthigung für uns, thätig mit einzugreifen zur Unterstützung des Evangelisationswerkes in Italien, unterliegt für unsern Verf. keinem Zweifel. Gewiß wäre dabei die Ausführung seines Vorschlages von großer Wichtigkeit, auch bei uns wie in andern Ländern ein bestimtes Comité zu gründen, das den Verkehr nach Italien leitete und die Beiträge recht verteilte. Vielleicht schenkt Gott dazu die rechte Zeit und Stunde und die rechten Männer. Was das Ziel der Verwendung betrift, so räth der Verf. zunächst, den Waldensern beizustehen. Eine Unterstützung auch der evangelischen Vereine erscheint ihm als verfrüht. Doch möchten wir seinen eigenen Vermutungen über die segensreichen Folgen

einer solchen Unterstützung (S. 90 und 92) größeres Gewi beilegen, als der Verf. selbst es thut. Er hat beiden Entwi lungen evangelischen Lebens in Italien gleiche Berechtigung z erkant; so wäre es billig, daß wir mit unserer Hülfe nicht f eine von beiden ausschließlich Partei ergriffen. Jedenfals ab gibt der Verf. darin einen vortreflichen Rath, daß er auffo dert, die Gaben vor Allem zur Unterstützung des evang. Schu wesens in Italien zu bestimmen. Wer die Jugend hat, de gehört die Zukunft. Und noch liegt ja bekantlich das Schulw sen im katholischen Italien so arg darnieder. Jede Bestrebun nach dieser Seite hin, auch wenn sie von Protestanten ausgeh findet allgemeinen Anklang. Darum seien die evangel. Schu anstalten des Landes der warmen Teilnahme besonders en pfohlen. Mag man die Gaben nun den Waldensern für ih Collège, Pensionnat und Ecole normale, oder Mazzarella fü die von ihm und den Seinen gegründeten Schulen zuweisen — immer wird ein Segen darin liegen, wenn die Mitteilende fröhliche und fürbittende Geber sind.

So sei denn dem Herrn die gesamte junge Schwesterkirch in Italien befohlen. Er bewahre, schütze, läutere und reinig sie zu Seinem heiligen Tempel. Dem Verf. aber wollen wi es danken, daß er die ganze Angelegenheit von neuem wiede durch sein willkommenes Büchlein angeregt hat, und zu Got hoffen, daß das Motto aus Dante, das es an der Stirn trägt noch eine Wahrheit werde, und der Dornstrauch aus der winterlichen Erstarrung erwache, um duftende Rosen zu tragen zu Ehre Gottes.

Die Pastoren müssen mehr studiren.*)

Heut zu Tage ist es so, daß das Predigeramt als Amt bei nur sehr Wenigen in Ansehn steht; dasselbe gilt meistens nur so viel, als diejenigen persönlich daraus machen, die es führen. Früher war das anders; da galt das Amt als solches, weil es in einer Kirche stand, in der der Glaube an das Wort Gottes und also auch an das Predigtamt ungebrochen war. Mit der bloßen Prätension: Ich bin ein Pastor,' komt heut zu Tage Niemand mehr durch, im Gegenteil: Jeder, der dieses Amt hat, muß sich von vorn herein auf Widerspruch gefaßt machen. Wer ein Prediger für dieses Geschlecht sein will, der muß mit und in seinem Amte gerade jezt als Persönlichkeit sich geltend zu machen wissen. Dazu aber gehört jedenfals, daß ein solcher Prediger die Bildung der Zeit kent und was sie Gutes hat in sich aufnimt, um aus der Höhe, auf die das Evangelium die stelt, die daran glauben, durch kein Argument aus der Zeitbildung her nicht nur nicht verdrängt zu werden, sondern auch um

*) Verfasser dieses Aufsatzes ist ein Geistlicher, dem durch seine Stellung Gelegenheit zu umfassender und eingehender Kentnis dargeboten wird. Anm. der Red.

n der That zu beweisen, daß das Evangelium die Bildung der Welt nicht zu fliehen braucht, sondern eingehend in alle Bildungselemente, dennoch allein der wahre Friede ist, so wie auch die wahre Bildung für alle, die bei der Bildung vor allem nach Wahrheit fragen. Es ist eine Bettelarmut, wenn man alles, was die Zeit an menschlichen Gedanken produzirt hat, ignorirt, und unbekannt ist mit dem, was der menschliche Geist aus sich heraus gedacht, und meint, es genüge, nur die ererbten Kirchenwahrheiten, die diejenigen an den Tag gebracht haben, die vor uns gelebt, amtsmäßig wieder weiter zu vererben. Ein solcher wird selbst niemals zu einer überhaupt christlichen, geschweige zu einer Amtsfreudigkeit gelangen. Allüberall fühlt er sich angefochten und beschränkt. Er wird die Welt nicht überwinden, weil er sie nicht kent; die Flucht vor der Welt, die Verschließung vor ihrem Lichte ist keine Weltüberwindung. Noch weniger wird ein solcher auf andere einzuwirken im Stande sein. Es ist nun einmal so: es gibt eine Summe von menschlicher Bildung, die leider nicht an der Hand der Kirche erwachsen, sondern ihr zum Leidwesen verbreitet ist, und doch mitten in der Kirche dasteht und sich als die rechte Wahrheit geltend macht: wer davon nichts weiß, der kann die Menschen dieser Tage nicht verstehen und nicht von ihnen verstanden werden. Wenn einer unter Menschen aufträte, deren Sprache er nicht sprechen könte, so könte er die herlichsten Dinge, ja die Wahrheit des Evangeliums selbst verkündigen, er würde doch nicht verstanden, weil er die Sprache nicht spricht, die seine Zuhörer nur allein verstehen. Paulus kante das Heidentum und das Judentum, aber er stand über beiden mit seinem Evangelium. Darum konte er überall anknüpfen und den Juden ein Jude und den Heiden ein Heide werden. Die Kirchenväter kamen aus der heidnischen Bildung her und indem sie Christen wurden standen sie auf einem Standpunkte, von dem aus sie alles Heidnische um sie herum verstanden und richteten nach der Wahrheit des Evangeliums. Luther und Spener hatten ihre Zeit wol verstanden; sie konten wirklich mit Terenz sagen: nichts Menschliches erachte ich von mir fern zu sein, — aber sie hatten außerdem das Evangelium, diesen Fels der ewigen Wahrheit, von dem aus sie hinein redeten in die ihnen wolbekante Zeit. Wer darum heut zu Tage predigen will von der Erlösung in Christo Jesu, der muß auch wissen, was die Geister bewegt, an die er sich wendet. Die Summe der Zeitbildung darf ihm nicht fremd sein, wenn er samt seinem Evangelium ein Fremdling sein will seinen Zeitgenossen. Wie will einer nur bestehen, wenn der erste beste ihm mit Einwänden kommen kann, die er nicht kent! Warum wird selbst Luther heut zu Tage von denen nicht mehr verstanden, die sich doch sonst seiner rühmen! Die Zeitbildung steht trennend zwischen ihm und dem heutigen Geschlecht. Wie Luther die sämtlichen Geistesschätze aber kante, die das ganze Geschlecht damals besaß, so muß, wer lutherisch wirksam heut zu Tage predigen will, auch die Schätze kennen, die die Welt jezt hat oder wenigstens zu haben meint. Ich will nur ein Beispiel anführen: Wie will einer mit Freudigkeit die materialistischen Imbezillitäten überwinden, die die heutige moderne Weltanschauung durchweg durchdringen, wenn er nichts gehört von den unverrückbaren Grenzen, die Kant für alle Zeiten dem forschenden natürlichen Verstande gesteckt hat! Das blose Schelten auf die böse Zeit, das blose Aburteilen auch mit dem Evangelio in der Hand thut's wahrhaftig nicht: man muß die menschlichen Dinge nicht belachen und nicht beweinen, man muß sie verstehen! Ein Pastor, der die Gemeinde leiten will, muß zuerst ein geistiger Mann sein; er muß die geistigen Bildungselemente überhaupt kennen und muß wissen, wo die Gemeinde steht, er muß sich auf die Gedanken verstehen können, die diese bewegen, und muß sich auf ihren Standpunkt versetzen können, wenn er sie auf ihrem Standpunkte aufsuchen, an sie hinanreichen und zu sich hinauf heben will. Wie oft hört man es in der Gemeinde: die Pastoren sind ungebildet! Das kann nun freilich jeder sagen und glücklicher Weise auch jeder ertragen, wenn man an nichts denkt, als an sich selbst. Wenn man aber an die denkt, die man zum Evangelium hinzubringen soll, dann muß man doch die Sprache lernen, die diejenigen sprechen, zu denen man reden will. Und wenn nur die Welt immer Unrecht hätte mit ihrem Urteile über die Pastoren! Aber wenn man die pastorale Bildung betrachtet, wie sie sich uns leider nur zu oft darbietet, dann ist's tief zu beklagen, daß diejenigen, die der Gemeinde vorangehen sollen an aller Weisheit und Wahrheit, leider so wenig eingeweiht sind in die Gedanken, die heut zu Tage ein Menschenherz bewegen, das ohne Christum den Meistern der modernen Bildung gefolgt ist! Es ist oft ein tiefer Riß zwischen den Gebildeten in Städten und auf dem Lande und zwischen den Trägern des Predigtamts. Es gibt gar manche Pastoren, die ihren ruhigen Standpunkt ein für allemal erreicht haben nach allen Seiten hin; von dem aus sehen sie ohne eignes Verständnis und unverstanden den wilden Sprüngen des Zeitgeistes zu und verachten ihn!

Man hat ja das Evangelium, man hat das Predigtamt, man hat sein sicheres Auskommen, — und die Welt, nun die liegt im Argen. Aber wenn solche Prediger auch nicht an die Welt heran treten, so muß doch zeitweise die Welt an sie heran treten, sie muß bisweilen zuhören; dann aber zeigt sich die tiefe Kluft, die zwischen dem Prediger und dem Zuhörer da ist. Und ists blose Schuld der Welt, daß sie nicht ergriffen wird von dem Geiste der Wahrheit des Evangeliums? Wie arm, wie geistlos sind oft die Predigten! Wie schwach und dürftig ist oft die ganze Bildung des Predigenden, wie gering die formelle und materielle Grundlage der Gedanken überhaupt, wie wenig zu-

sagend die Form und der Inhalt für einen an Denken und Bildung gewöhnten Kopf! Es gibt nun einmal eine Summe menschlicher Gedanken und Bildung, eine Fertigkeit von Verstandskraft und geistiger Form, die jedem eigen ist, er sei wer er wolle, Christ oder Heide, wenn er nur nicht die allgemeinen Bildungselemente verachtet hat. Wenn ein Prediger nun die Wahrheit des Evangeliums verkündigen will, wo steht denn geschrieben, daß er die Bildung nicht zu haben braucht, die seine Zuhörer haben, wo ist denn gesagt, daß der heil. Geist mechanisch wirken will ohne alle innerlichen Beziehungen des menschlichen Geistes? Die allgemeine logische und dialektische, formelle und materielle Bildung muß jeder Prediger sich freilich nach seinen Gaben und Kräften zu erwerben suchen, wenn er den Menschen die höchste Gabe, die Gnade und Erlösung Jesu Christi anpreisen will. Am Pfingstfest stehen wir heut zu Tage nicht mehr, in alle Wahrheit mit einem Male werden wir nicht geleitet, die Beweisung des Geistes und der Kraft, die die Apostel empfangen, empfangen wir nun einmal in diesem Maße und auf diese Weise nicht: wir müssen treu sein mit dem Empfangenen, müssen forschen und sinnen über dem Ueberlieferten und müssen eingehen auf das Geistliche und Geistige und Natürliche, was vor uns war und um uns ist, und müssen anknüpfend daran mit dem Pfunde der Gnade und Gabe wuchern, die uns verliehen ist. Und selbst die Apostel lernten am Pfingstfeste zugleich die Sprache derer, zu denen sie reden solten. Ohne Sprachverständnis gibt es überhaupt keine Mitteilung, und die Sprache besteht nicht blos in Worten, sondern auch in Gedanken. Wer verstanden sein will heut zu Tage, der muß nicht blos deutsch sprechen, sondern auch die Gedanken verstehen, die das heutige deutsch zu reden gewohnt ist.

Die alten und neuen Classiker, die Philosophen namentlich der neuern Zeit, kurz, die Bestrebungen des menschlichen Geistes auf jeglichem Gebiete, z. B. der Geschichte und der Natur dürfen dem nicht fremd sein, der es unternehmen will, im Namen Gottes und von Berufswegen zu sagen: sucht, was ihr sucht, aber ihr findet es nicht, wo ihr es sucht. Daß Gaben und Stellung natürlich hierin einen Unterschied machen, wer wolte das leugnen! Aber auch an einem Dorfpastor fält es übel auf, wenn er der inneren und äußeren Bildung im Allgemeinen entfremdet ist und durch sein ganzes Erscheinen beweist, daß ihm das Geistige, das Substrat des Geistlichen fern liegt. Wer aber will einem Manne, der das allgemein Menschliche in seiner höchsten Erscheinung, in den Gedanken nicht kent, der den großen Kämpfen der Zeit auf dem natürlichen Gebiete des menschlichen Geistes keinerlei Teilnahme schenkt, der nichts dahin einschlagendes studirt und sich für nichts davon wirklich interessirt, es zutrauen, daß er einen offnen Sinn für die höchste, die himmlische Wahrheit hat? Wer nicht einmal die Zeichen der Zeit der Teilnahme und Beurteilung wert hält, wie will der die ewigen Güter, die Gott den Menschen anvertraut hat, hegen und pflegen! Wer nicht einmal auf der Erde zu Hause ist, wie will der den fernen Himmel beschreiben? Wer aber so manche Pastoren ansieht, die sich ein für allemal mit alten al gemein geistigen Bildungsmitteln der Zeit abgefunden habe die höchstens mit dem geringsten Maße allgemeiner Bildun wie sie etwa die erste beste Local-Zeitung gibt, zufrieden sin die nichts lesen von allem, was auf dem weiten Gebiete d Geschichte, Philosophie u. s. w. erscheint, die über ihrem An tiren dazu keine Lust oder wie sie oft selbst sagen keine Ze haben, der wird es tief beklagen, daß von diesen ganz i „Praktischen" versunkenen Pastoren so wenig Leben in die Kirch ausgehen kann.

Aber wenn das auch nicht zu erreichen ist, daß alle Träge des geistlichen Amtes zugleich von den Bildungselementen de menschlichen Geistes hinlänglich erfült sind und fort und fo darin weiter kommen, das müßte man doch verlangen, daß di Pastoren in ihrem Fach-Studium, in der Theologie bewande sind. Man sollte fordern, daß derjenige, dem das Predigtam übertragen ist, der also die Theologie zum Lebensberuf bekon men hat, auch unausgesezt sich damit beschäftigt. Welche For derung wäre gerechter! Verlangt man es doch in viel niedr geren Sfären, jedenfals aber in dem geistigen Berufsarter daß die, denen geistige Amtssfären zugewiesen sind, mit Freude darin sich weiter üben, — wie sollte man es doch denjenige erlassen, sich mit ihrer Wissenschaft fort und fort zu beschäfti gen, die recht eigentlich die höchsten Interessen, die Interesse des Reiches Gottes vertreten? Wer so hohes sich erwählt ha wem so hohes vertraut ist, wer so laut und öffentlich solch hohe Dinge anpreiset, bei dem es sich um nichts mehr und un nichts weniger dreht, als um Leben und um Tod, der müss doch selbst fortwährend mit diesen höchsten Dingen beschäftig sein! Man sollte das denken — aber wie sieht es in de Wirklichkeit oft aus! Wie wenig werden die alten und neuer guten theologischen Bücher von den Pastoren gelesen! Man findet diese Bücher nicht einmal immer in den Pfarrbibliotheken Und wenn man sie findet, dann sind sie oft ungelesen. Es is leider die Theologie für gar manche Pastoren nur dazu da, das sie von ihnen ignorirt wird. Aber wie straft sich auch solch ungeistliches Wesen im Amte! Wenn man die Predigten diese nicht oder nicht recht studirenden Pastoren anhört, dann begreif mans, daß von solchen Zeugnissen kein Leben kommen kann Um Gedanken handelt es sich doch schließlich überall, aber gan besonders handelt es sich um Gedanken in der Predigt. Wenn man nun Prediger hört, die den Text gar nicht erforschen, di nur so ins Allgemeine hin von dem Evangelium handeln, die den Reichtum der Stelle nicht ergründen, die in pietistischen oder orthodoxen allgemeinen Redensarten sich ergehen, die oft am Texte gar keinen oder nur einen teilweise berechtigten An haltepunkt besitzen, wenn solche Prediger in ihren Predigten nur gar zu bald alle Lehre verlassen und in allgemeinen Phrasen, Schelten der Zeit oder der Gemeinde sich ergehen, wenn die großen Grundwahrheiten des Evangeliums Buße, Glaube, Liebe u. s. w. gar nicht oder nur ganz oberflächlich berührt werden, was soll denn die arme Gemeinde davon haben! Die alten

Rationalisten hatten noch volle Kirchen, denn sie predigten ihre Wahrheit mit Kraft und Ueberzeugung, und wo heut das Evangelium mit Geist und Kraft gepredigt wird, da zieht es die Leute auch an, — aber die matte, stumpfe, geist-, text- und schriftlose Predigt, die auf keinem Studium beruht, die nur immer in derselben energielosen und gedankenarmen Weise die ewigen Wahrheiten zu Gemeinplätzen herabwürdigt, die muß die Kirchen leer machen. Wer mag solches Reden? Die Ungläubigen so wenig wie die Gläubigen. Es ist nur offizielle Salberei, die gewiß ganz unterbleiben würde, wenn sie nicht offiziell wäre! Und in diese phrasenreiche und gedankenarme Predigtweise geräth jeder, der begabteste wie der unbegabte Prediger, wenn er nicht tüchtig studirt. Wer nicht Gedanken aus der Schrift empfängt und sie durch den eignen Kopf und das eigne Herz hindurchgehen läßt und sich aneignet, wer nicht die Theologie seiner Kirche, die alte wie die neue studirt, der, und wenn er noch so eifrig im Seelsorgen, wenn er noch so viel für Mission u. s. w. thäte, endlich wird er doch ein Schwätzer! Es ist geradezu gegen alle menschlichen Gesetze, daß jemand fortwährend ausgibt und nicht einnimt. Der Bankrott muß erfolgen. Und mit dem bloßen Lesen von theologischen Zeitschriften, deren ihrer etliche gerade jezt oft recht leer sind zum Unterschied von früher, mit dem bloßen Lesen von Missionsblättern, Broschüren u. s. w. ists auch noch nicht gethan: Theologen sollen eben Theologie studiren um ihretwillen, weil es ihnen eine Lust und ein Bedürfnis ist, und um ihres Amtes willen, damit sie im Gedankenfluß bleiben für ihre Zuhörer. Nur dann, wenn die Pastoren tüchtige Theologen sind, die nicht etwa das ganze Jahr das Buch Hiob oder die Genesis oder die Augsburgische Confession in einer Conferenz mit Amtsbrüdern fast ausschließlich lesen, sondern nur dann, wenn die Pastoren die ganze Theologie im Auge behalten und eifrig studiren, — nur dann wird die kirchliche Predigt wieder mehr werden, was sie sein soll in unserer Kirche: das Zeugnis nemlich eines reifen und weisen und mit der Kirchenlehre wol vertrauten Mannes, der von Amtswegen das Wort Gottes erforscht und dessen Tiefen mit Freuden aufschließt. Es gibt treue Prediger, die aber deshalb doch nichts wirken, weil sie nichts sagen; denn die allgemeinen Predigten sagen wirklich nichts. Und mit dem Erwecken und plötzlichen Bekehren, auf das manche Prediger es besonders abgesehen haben, hat es doch auch seine krummen Wege! Abgesehen vom dogmatisch Falschen hierbei, kommen solche Erweckungen doch eben nur als Ausnahmen vor. Nach der evang. luther. Kirchenlehre aber sollen solche Erweckungen auch nicht gerade die Hauptsache sein; vielmehr sollen die Getauften und Unterrichteten gelehrt, belebt, erwärmt, gegründet und befestigt werden, das aber geschieht durch die klaren und ruhigen Gedanken des göttlichen Wortes. Die ziehen an, die halten vor. Jede Predigt ist schwach, die nicht die jedesmaligen Text-Gedanken des göttlichen Wortes reproduzirt. Dazu aber gehört, daß man nicht blos für die Predigt sich vorbereitet, sondern daß man die ganze Woche mit der Theologie sich beschäftigt. O arme Gemeinde, wenn du einen Pastor hast, der überhaupt nicht oder meistens keine Theologie studirt! Dazu aber ist die Pfarreinnahme da, daß ein Prediger sich die Mittel verschaft, die nöthig sind, um sich recht für die Predigt vorzubereiten. Ja das ist die Hauptsache, für die ein Pastor mit seinen Pfarreinnahmen sorgen muß. Und wer nur Lust zum Studiren hat, dem wirds an Büchern auch nicht fehlen. Was man nicht kaufen kann, das kann man leihen. Wer aber so manche Pastoren und Candidaten ansieht, auch oft recht tüchtige, dem muß es schwer aufs Herz fallen, wenn er sieht, wie sie so ganz allmälig vom Studiren wegkommen. Erst ganz langsam, dann immer schneller sinken sie hinab in die Tiefe, wohin kein theologischer Lichtstrahl mehr dringt. Aber abgesehen davon, daß sie selbst immer lerer werden, — besonders sind doch ihre Gemeinden zu bedauern. Die armen Gemeinden hören endlich nichts mehr, als was jeder sich selber sagen kann, er sei Schuster oder Schneider!

Und wie reich sind wir doch heut zu Tage gesegnet mit tüchtigen theologischen Büchern! Viele solche berühmte theologische Bücher freilich glänzen wie Katzengold; sie sind nur berühmt und kein Pastor hat auch nur ein Körnlein von ihnen! Aber freilich, an Pastoren denkt solche Wissenschaft der Kirche auch am lezten. Die hat andere, angeblich höhere Aufgaben: die Wissenschaft im Allgemeinen! Nicht Kirschen und nicht Pflaumen, nicht Birnen und nicht Aepfel will solche Wissenschaft der Kirche geben, sondern Obst. Aber wir haben auch wirklich tüchtige Exegeten, Dogmatiker und Ethiker, die auf dem Grunde der Kirche stehen und wirkliche Gedanken, ächtes Gold mit scharfem Gepräge darbieten, vor allem den Pastoren. Gesegnet seien diese Lehrer, die vor allem das kirchliche Lehramt bei ihren Büchern im Auge haben! Ich erinnere besonders an die ausgezeichneten Dogmatiken von Thomasius und besonders von Philippi. Es sollte doch keinen Pastor geben, der solche Werke nicht gelesen und daraus sich selbst auf dem ewigen Schrift- und Kirchengrunde erbaut hätte!

Und wie reich ist die exegetische Literatur, die uns Predigern heut zu Tage zu Gebote steht! Aber besonders wichtig erscheint es mir, daß die Prediger auch das Studium der Ethik nicht vergessen. Das ist eine Wissenschaft, die erst neuerlich zu rechtem Ansehn in der Kirche gekommen ist, und besonders dadurch, daß sie Vertreter gefunden hat, an deren Hand die Prediger Schätze für ihr Amt heben und finden können, an die frühere Zeiten nicht gedacht haben. Mir scheint, daß es für die Pastoren von der allergrößten Wichtigkeit ist, daß sie sich mit dem Studium der Ethik wol vertraut machen. Sowol die pietistische wie auch die orthodoxe Dogmatik ist nur einseitig, wenn sie des ethischen Grundes entbehrt. Die orthodoxe Schule ebenso gut wie die pietistische ist darin schwach gewesen, daß sie beide in Betreff der Heiligung sich verirrten. Das gehört offenbar mit zu den Resultaten des durch so viele Kämpfe hindurchgezogenen heutigen kirchlichen Lebens, daß wir neben einer die Gegensätze der modernen Wissenschaft überwindenden Dogmatik auch zugleich wie-

der eine Ethik haben, die die Forderungen der Heiligung nach der Schrift getrost als bleibendes und siegreich gewonnenes Resultat gegenüber den humanistischen Kämpfen der emanzipirten Wissenschaft unsers philosophischen Jahrhunderts fest hingestellt hat. In der Ethik von Wuttke z. B. sind alle die Resultate der humanistischen Bestrebungen der alten und neuen Philosophie niedergelegt: der Grund aber, auf den diese Ethik gegründet ist und von dem aus sie das ganze Leben des Christen in seiner sittlichen Gestaltung als Person, in Familie, Beruf und Staat, und im Verhältnis zu den zeitlichen und ewigen Gütern darstellt, ist die heilige Schrift. Dabei ist die Darstellungsweise so einfach und klar, daß Jeder die tiefen Gedanken verstehen kann, die des sittlichen Lebens Inhalt sind. Das ist ein Buch, das wir Pastoren fleißig studiren müssen. Wenn es gewiß ist, daß es sehr viel darauf ankomt, daß ein Christ und ein Pastor besonders das Glaubensleben auf correcte Weise führt in Bezug auf die tausendfältigen Beziehungen zu Weib und Kind, zum Beruf, zum Geld und zum Gut, zur Zeit und zur Ewigkeit, so wird es auch Jedem von Nutzen sein, wenn er sich mit diesem Buche beschäftigt. Gerade ein solches Buch thut uns Pastoren noth. Daß der alte Adam nach der Schriftlehre gebrochen und das neue Leben des Geistes gesund geführt werde in allen irdischen Beziehungen, darauf komt es jezt gerade einem Christen und Pastor an, wo alles wiederhalt von sittlichen und humanistischen Bestrebungen. Den Afterforderungen aber des materialistischen Zeitgeistes in und außer der Kirche gegenüber können wir gerade aus Wuttke lernen, wie das christliche Leben in seinen ethischen Beziehungen nach der Schrift gestaltet sein soll.

Es gibt so viele Prediger, die fast nicht an ein Studium der Ethik denken; man findet in ihren Bibliotheken oft allerlei Bücher, Exegese und Dogmatik, aber keine Ethik. Die Meinung scheint die zu sein, daß, wer die Bibel habe, wol die Ethik auch habe. Aber nach diesem Grundsatze brauchte man auch keine Dogmatik zu studiren, denn die ist auch in der Bibel enthalten. Darauf aber komt es an, auch die Heiligungsgedanken, die die Schrift enthält und zwar bis ins kleinste Detail hinab, bis auf die Gedanken über Geld, Besitz, Kleidung, Essen und Trinken sich auf eine zusammenhängende und wissenschaftliche Weise klar zu machen. Der Christ und also besonders der Pastor soll eine erlöste aber auch eine geheiligte Persönlichkeit sein. Er soll nicht blos über die Versöhnung die rechten Gedanken haben, er soll auch klar denken über den Wandel und den Haushalt in den irdischen sozialen Beziehungen; und nicht blos klar denken soll er darüber, sondern er soll auch wie den Frieden Gottes in seiner Sele haben, so auch eine ruhige und klare Persönlichkeit nach den irdischen Seiten hin zu Haus und Familie, zur Gesellschaft, zum Geld und Gut, zu den politischen und sozialen Fragen geworden sein. Wie es einem Christen Ernst sein muß mit seinem ewigen Verhältnisse zu Gott, so muß es ihm auch Ernst sein mit seinem Verhältnisse zu den rein menschlichen Beziehungen. Es macht einen traurigen Eindruck, einen Pastor in dieser Hinsicht barock oder linkisch oder unsicher oder gar unsittlich, und oft ohne daß er es weiß, dastehen zu sehen. Geiz und Verschwendung, gesellschaftliche Leichtfertigkeit und allerweltsartige Mitmacherei und einsiedlerische Vertrocknetheit, redselige Geschwätzigkeit und continuirliches Schweigen, politische Parteinahme und vollständige Gleichgültigkeit in den politischen und sozialen

Fragen, Verachtung der Kleidung und übertriebenes Wert leg auf dieselbe, das alles sind Fragen, die jeder Gebildete sich b antwortet und zwar je nachdem sein Standpunkt ist; soll der der Pastor hierüber kein Urteil haben oder nur ein ganz su jektives, oft sehr irre gehendes? haben denn die heiligen Schrif steller hierüber nicht geredet, hat denn das classische Altertu und die christliche Kirche darüber nicht nachgedacht und nich gelehrt, und ist es denn gleichgültig, welche Stellung ein Past in dieser Hinsicht einnimt? Es kann Pastoren geben, die dur eine besondere geistliche Begabung und Erleuchtung in allen di sen Fragen ohne besondere ethische Studien und ohne Weitere das Rechte treffen, wie ja auch Luther niemals besonders m Ethik sich beschäftigt hat, — aber solche Geister sind nicht d Regel und immerhin muß die Frage aufgeworfen werden, o nicht auch solche Männer wol thäten, sich solchen Studien wen ger zu entziehen; jeden Falls aber muß die Kirche im Allgeme nen darauf halten, daß ihre Diener sich der Gedanken nicht en schlagen, die sie mit den ethischen Beziehungen des Menschen z den Menschen und zu den Sachen ausdrücklich beschäftigen Die Welt beurteilt die Personen nun einmal am liebsten na der Seite, über die sie selbst Gedanken hat und ein Urteil i Anspruch nimt oder nehmen zu können glaubt. Sieht nun de Weltverstand, daß der Pastor über diese Dinge so gar schie urteilt und so gar verkehrt handelt z. B. in den Geldverhält nissen, in den Beziehungen zum Besitz und zum irdischen Gute und wird der Pastor hierin übersehen, so glaubt man auch ei Recht zu haben, in andern Dingen das Urteil des Pastors nich sonderlich der Berücksichtigung wert halten zu dürfen. Der Pasto ist ein guter Mann, aber er weiß nichts von den irdischen Din gen —, ein solches Urteil macht, daß man ihm auch vielleich nicht sonderlich traut, wenn er von himmlischen Dingen redet Ein Pastor, der zu viel oder zu wenig gesellig ist, der zu vie auf die Aeußerlichkeiten z. B. in Kleidung gibt oder zu rücksichts los alle Regeln des Anstandes verachtet, wird immer mehr oder weniger ein Gegenstand der Kritik werden. Sogar die Bauern haben hierin ein gesunderes Urteil, als man ihnen oft zutraut Gerade sie beurteilen ganz besonders scharf den nachlässigen und sich gehen lassenden Pastor; ein Pastor, der mit dem Gelde nicht fertig wird, der geizig ist oder den Wert des Geldes nicht kent und Schulden macht, ein Pastor, der in der Kleidung, in der Geselligkeit, der Kindererziehung, im Verhältnis zu den Dienstboten die rechte klare Stellung und Haltung nicht besizt, wird auch den Dorfkindern schwerlich auf die Länge entgehen und durch seine Zuchtlosigkeit gewiß Schaden bringen seinem Amte. Es ist von der größten Wichtigkeit, daß die Pastoren den alten Adam in allen solchen Punkten recht scharf ins Auge nehmen und ihn in Zucht halten und ihm die guten Gedanken einpflanzen, die die Schrift so reichlich darbietet. Wie ein Pastor sinnen muß über die Lehre, die von Gott handelt und seinem Verhältnisse zu den sündigen Menschen in Christo Jesu, so muß er auch sinnen, wie er den neuen Menschen in sich zur Macht bringen will auch bis in die kleinsten Beziehungen des Lebens. Gott zur Ehre, dem Nächsten zur Liebe und zum Dienste auch bis ins Kleinste herab, — das ist die Aufgabe!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 29. Juli. № 60.

Die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit mit Rücksicht auf Heinrich Voigt: Die Lehre des Athanasius von Alexandrien.

(Schluß.)

Aber das wäre eine schlechte Freundschaft, die sich nur mit dem Ich des Andern zu thun machte; die Liebe verengt nicht, sie erweitert das Herz. Die Verwandtschaft des Innern ist nur der Ausgangspunkt für ein Streben und Wirken über das eigne Ich und das des Andern hinaus. Darin besteht das Salz der echten Freundschaft, daß hohe Ideen Sinn und Gemüt der Freunde erfüllen, daß sie ihre Kräfte gemeinsam einem edlen Ziele zuwenden. Und um so gesunder wird ihr Freundschaftsbund sein, je weniger dieses Dritte, das ihren Bund krönt, in blos Sachliches ist und in der Sphäre der reinen Idealität verbleibt, sondern persönliches Gepräge trägt und der Wirklichkeit unsers menschlichen Gemeinlebens angehört. Für das Vaterland wirken, das Wol der Menschheit fördern, das Reich Gottes in die Herzen eingründen, das sind die edlen Ziele wahrer Freundschaft, und wenn solches Streben aus der Tiefe des Innern entspringt, aus der wirklichen Liebe zu den Brüdern, aus der Liebe zu Gott und seinem Christus, so vollendet sich darin das Leben der Freundschaft.

Wie könte dieß nun bei dem Liebeleben Gottes anders sein? wird die Liebe zwischen Vater und Sohn sein können ohne ein Drittes? Eben weil sie das Urbild aller Liebe, weil sie absolute Liebe ist, ist sie ohne ein solches nicht zu denken. Nicht zwar also, daß die Liebe zwischen Vater und Sohn eines Dritten bedürfte, um daraus erst Lebendigkeit, Ruhe und Lauterkeit zu schöpfen, während ihr dieselbe an sich fehlte; sondern vielmehr eben weil sie vollkommene Liebe ist, steht von Anfang an in ihrem Bunde neben den Zweien jenes Dritte, welches das Siegel ihrer Wahrheit ist.

Welcher ist nun aber dieses Dritte im ewigen Liebesbunde der Gottheit? Ist es etwa die Welt? So wenig kann es die Welt sein, daß sich diese wunderbare Offenbarung göttlicher Demut und Herlichkeit gar nicht anders herleiten läßt, als aus einer Vollendung seiner Liebe, die eben durch das Vorhandensein eines Dritten im göttlichen Lebenskreise bedingt ist. Und wenn die Liebe des Vaters nicht an der Welt, sondern allein in dem ewigen göttlichen Sohne ihren ebenbürtigen Gegenstand hatte, so kann auch die sich begegnende, gemeinsame Liebe des Vaters und Sohnes ihre wahre Befriedigung allein nur finden in einem Göttlichen, in einem Göttlich-Persönlichen. Freilich ist auch dieses nicht vorher bereits fertig im göttlichen Wesen zu denken. Aber ebenso wie die Liebe des Vaters, indem in ihrem Gemüt das Bild des Sohnes aufstieg, durch die Kraft seines absoluten Geistes den Sohn aus der Tiefe der göttlichen Natur erzeugte, so auch muß nicht minder die Begegnung der Liebe von Vater und Sohn die gleiche schöpferische Kraft besitzen und das Dritte, worauf sie gerichtet ist, aus dem gemeinsamen Lebensgrunde hervorgehen lassen. Dieses Dritte ist eben der heilige Geist, welcher vom Vater und Sohn ausgeht, selbst auch Gott von Art wie der Vater und Sohn, ruhend auf dem gemeinsamen Lebensgrunde der göttlichen Natur und teilhaft der Fülle und Herlichkeit göttlichen Wesens.

Hiermit ist der Kreis des göttlichen Liebelebens wesentlich ein dreieiniger: der Vater liebt den Sohn, den er ewiglich zeugt, und der Sohn den Vater, von dem er gezeugt wird, und beider Liebe begegnet sich im heil. Geiste, welcher von beiden ausgeht und demnach nicht ein blos ideales, sondern ein persönlich wirkliches Band der Liebe zwischen Vater und Sohn bildet. Mit dieser Dreiheit ist nun aber auch der Kreis des göttlichen Lebens abgeschlossen, und es ist nicht ein Viertes und Weiteres, das persönlich wäre, in Gott denkbar. Denn im Vater waltet die Spontaneität der Liebe, indem er den Sohn zeugt und den heil. Geist von sich ausgehen läßt, und im heil. Geiste die Rezeptivität der Liebe, indem er vom Vater und Sohn ausgeht, im Sohne aber gleicht sich beides aus, indem er vom Vater gezeugt wird und den heil. Geist von sich ausgehen läßt. So nimt jede der göttlichen Personen im inneren Lebenskreise der Gottheit ihre bestimte unterschiedliche Stellung ein, und hieraus entspringt die volle Gegenseitigkeit und Gemeinsamkeit, hieraus die in sich befriedigte, selige gegenseitige Ergänzung derselben zu Einem Leben der Liebe im Geiste. Wir lernen dies am besten verstehen an demjenigen irdischen Gemeinleben der Liebe, in welchem die natur- und personhafte Seite ihres Lebens, der Zug der Nothwendigkeit und Freiheit, der in ihr waltet, aufs innigste sich durchdringen und hiermit die vollkommenste Form irdischen Gemeinlebens der Liebe begründen — an der Familie. Die Liebe des Mannes sucht den verwandten Gegenstand für seine Hingabe und findet ihn im Weibe, und das Weib, eben-

bürtig dem Mann im Wesen, aber verschieden in der Weise des Wesens, erwiedert die Liebe des Mannes, und ist glücklich in ihr wie der Mann in der Liebe des Weibes. Aber bei allem Gefühl des Glückes ist doch ihre Liebe in der blosen Gegenseitigkeit nicht befriedigt, sondern sie will zugleich gemeinsam einem Dritten sich zuwenden und für dasselbe wirken. Und dies Dritte ist kein ihnen Fremdes, sondern das gemeinsame Erzeugnis ihrer Liebe: das Kind. Erst wenn aus dem Liebesbunde der Ehegatten das Kind hervorgeht und als drittes Element in denselben eintritt, wird ihre Liebe nicht allein zur vollen innern Ruhe gelangen, sondern sie wird nun auch erst sich gesund entwickeln und auf dem Wege innerer Reinigung von der Selbstsucht und unter selbstaufopfernder, hingebender Thätigkeit für den Wolbestand des Ganzen und aller Glieder der Familie ihre völligere Lebendigkeit, Tiefe und Kräftigkeit erlangen können. Mit dem Kinde aber ist die Liebesbewegung im Kreise der Familie auch abgeschlossen. Vater, Mutter und Kind, wobei die Zahl der Kinder für die gegenseitig ergänzende Beziehung der Drei ohne Belang ist, diese Drei bilden die Familie, und jedes Weitere, das in den Kreis der Familie eintritt oder frei aufgenommen wird, nimt keine wesentliche Stellung mehr darin ein, sondern erscheint nur als zugeordnetes Moment zu dem in sich befriedigten Ganzen.

Aber freilich kann andererseits eben die Familie uns zugleich lehren, wie die Liebe, wenn sie in ihrem eigenen Lebenskreise vollkommen und befriedigt ist, sich keineswegs in diesem abschließt, sondern nur um so mächtiger den Drang in sich fühlt, den Segen, welcher ihr aus ihrer eignen Vollendung und Befriedigung erwächst, nun auch nach außen zu verbreiten. Denn weit entfernt, daß die Familienliebe die allgemeine Liebe ausschlösse oder doch hinderte, so wird vielmehr durch sie, je freier von Egoismus ihr Wesen und je höher ihr Glück ist, die Freudigkeit der Sele zum öffentlichen Wirken, ihr allgemeines Wolwollen und ihre mildthätige Teilnahme an fremdem Bedürfnis nur erhöht. Dies findet nun auch seine Anwendung auf das Liebeleben der göttlichen Trinität, oder vielmehr es spiegelt die göttliche Liebe ihr Leben auch nach dieser Seite in dem irdischen Gemeinleben der Familie ab. Eben weil die Seligkeit der göttlichen Liebe in dem innertrinitarischen Kreise ihres Lebens vollendet ist, strömt sie mit Nothwendigkeit nach außen über, um die gleiche Seligkeit auch außer sich zu gründen und zu verbreiten. Mit Nothwendigkeit wird die trinitarische Liebe zur schöpferischen, zur erlösenden und vollendenden, die Wesenstrinität schreitet fort zur Offenbarungstrinität. Eben indem nämlich der Vater im Sohne sein Ebenbild in vollkommener Herlichkeit schaut, da steigt in seinem Gemüte der Gedanke und Wille auf, diese Herlichkeit auch außer sich zu setzen, sie in der kreatürlichen Welt zur Darstellung und Entwicklung zu bringen und durch das Leben seine Liebe zu vollenden. Und wenn nun sein kreatürliches Ebenbild in sündlichem Begehren sich von ihm wieder scheidet und ins Verderben sinkt, da bewährt sich die unendliche Demut und Herlichkeit der trinitarischen Liebe eben darin, daß der Sohn den Liebeswillen des Vaters, welcher sein irdisch Ebenbild nicht wi verloren gehen lassen, mit Freudigkeit aufnimt und durch sein selbstaufopfernde Dahingabe in Fleisch und Tod vollzieht, d heil. Geist aber das Erlösungswerk des Sohnes in der Heil gung der Herzen und in der Verklärung der gesamten Welt for sezt und vollendet.

Hieraus erhelt, daß die Lehre von der Trinität Gottes nic als ein isolirtes Geheimnis im kirchlicheu Glauben dasteht, so dern recht eigentlich die Spitze des ganzen Lehrsystems der Kirc bildet. Jenes Prinzip, woraus alle Offenbarung Gottes en sprungen, die Liebe ist in dem dreieinigen Leben Gottes vo Ewigkeit urbildlich verwirklicht, und eben in dem Lichte dies Lebens erscheint die ganze Oekonomie des Heiles für die Mensch heit in voller Klarheit. Da ist kein Widerspruch, keine Disha monie. Wol beugen wir uns auch hier vor einem Geheimni wie alles Göttliche in seiner Weise für uns hienieden ein solch bleibt, aber es steht dasselbe im innigsten Einklang mit all übrigen Geheimnissen des Reiches Gottes. Und deshalb en zieht sich diese Lehre auch nicht der Wissenschaft, als ob sie w dem Gemüte zusagte, nicht aber den erkennenden Geist befri digt; sondern vielmehr feiert die Wissenschaft, wovon die Ahnun und Ueberzeugung die christliche Philosophie und Theolog immer begleitet hat, eben hierin den Triumph ihrer Forschun Es ist mithin eine nicht geringe Selbsttäuschung, wenn der Pa theismus und Deismus für sich allein das Vorrecht der Wisse schaftlichkeit meinen in Anspruch nehmen und dagegen den der Trinitätslehre kulminirenden kirchlichen Theismus der U wissenschaftlichkeit beschuldigen zu dürfen. Nicht dieser Gege satz ist es, um den sich's handelt, wir glauben vielmehr, d kirchlichen Trinitätslehre in noch höherem Maße den Charakt ächter Wissenschaft zuschreiben zu müssen, sondern es ist ei Gegensatz der sittlichen Prinzipien, von welchem sich beiderseit die Forschung leiten läßt. Wenn der Pantheismus Gott al blose Welt-Einheit auffaßt und die Existenz und Wirklichke des Absoluten von der Entwicklung der Welt und Menschhe abhängig sein läßt, dies ist so wenig ächt wissenschaftlich, da solche Leugnung der Persönlichkeit, des Höchsten was uns Geist kent, im göttlichen Wesen vielmehr im Widerspruch ste mit der Idee des Absoluten, welche zugleich die Idee des Vol kommenen in sich schließt. Aber wo das Herz voll ist vo Weltherlichkeit, sei es daß es in der Lust des Fleisches s suche oder in der Autonomie des menschlichen Geistes, da mac es sich am liebsten einen Gott zurechte, welcher nicht mehr i als der blose Inbegriff der menschlichen Natur oder des mensc lichen Geisteslebens. Desgleichen wenn der Gott des Dei mus in einsamer Höhe außer der Welt und Menschheit thron und jene blos nach fertigen Naturgesetzen bestehen läßt, oh sie mit seinem Worte zu tragen und mit seinem Leben zu durch dringen, diese aber, die Menschheit unter die Auktorität eine formalen Sittengesetzes stelt, damit sie auf eignen Wegen un aus eigner Kraft ihr Ziel erreiche, ohne sie in persönlicher Hin gabe und Gemeinschaft des Lebens selbst zu diesem Ziele z

eiten, ist da das Absolute ein wahrhaft Lebendiges und der ersönliche Gott ein wahrhaft absoluter? Aber wo das Herz ich gefält in eigner Gerechtigkeit, da denkt es sich seinen Gott m liebsten als bloßen Bauherrn der Welt, der ihr, wenn sie einmal gegründet ist, Raum läßt, etwas für sich selbst zu sein, uch ohne Gott, und als bloßen Gesetzgeber und Richter der Menschheit, von dem man Lohn zu erwarten hat für die eigne Tugend. Hingegen wo das Herz in wahrem Gefühle seiner Kreatürlichkeit und Sündigkeit demutsvoll vor Gott sich beugt nd nach dem heiligen Triebe der Gottesebenbildlichkeit mit ihm n wahrhaft persönlicher Gemeinschaft kindlicher Liebe zu stehen Verlangen trägt, vollends, wo es durch das Zeugnis des heiigen Geistes in der Tiefe seines Innern die selige Erfahrung emacht hat, daß Gott aus reiner Gnade sich zur Erlösung der Menschheit selbst in unser Fleisch herniedergesenkt und den Tod ür uns erlitten habe, da erkent es mit klarer Gewißheit, daß Gott in sich selbst die ewige Liebe ist, und lernt aus dem ignen heiligen Liebesgrunde des Glaubens es verstehen, wie iese Liebe Gottes ewig verwirklicht ist in dem immanenten triitarischen Lebenskreise des göttlichen Wesens. Ist aber hiermit der erkennende Geist etwa dem Postulate der Wissenschaft mtreu geworden und von der Wahrheit der Gottes-Idee gewichen? Nein, vielmehr erweist sich Gott eben darin als der Absolute, daß er vermöge der reinen Seligkeit und des vollen Genügens, das ihm aus seinem trinitarischen Liebesleben entspringt, von der Welt unabhängig und in ewiger Selbstherrlichkeit über ihr steht. Und darin erweist er sich als der wahraft Lebendige, daß er mit dem Leben der Liebe, das in der nnern Welt seiner trinitarischen Herlichkeit ewiglich vollendet st, nun auch die äußere Welt, die er zur Gemeinschaft mit sich eschaffen hat, unendlich durchdringt, und, nachdem sie von ihm bgefallen, durch die unendliche Liebesmacht seiner trinitarischen Selbsthingabe wieder in die Einheit mit sich zurückführt. Die Welt kent diese Liebe nicht; sie muß deshalb die Lehre der Kirche von der heiligen Trinität bekämpfen, nicht weil sie ein Geheimnis in sich schließt — denn wo wären für unser endliches Erennen nicht Geheimnisse! — sondern vielmehr weil darin das Leben jener heiligen Liebe, das zu dem Leben der Welt in Widerspruch steht, seine unendliche, urbildliche Verwirklichung hat. Ebenso aber hinwiederum, indem die Kirche zur Pflegerin jener Frömmigkeit und Sittlichkeit berufen ist, welche aus der Gnade Gottes in Christo entspringt, so ist es ihr auch anbefohlen, das gottselige Geheimnis von der heiligen Trinität in Treue zu bewahren und durch immer tieferes Eindringen in seine innere Herlichkeit und ewige Wahrheit für das geistliche Wachstum ihrer Glieder fruchtbar zu machen.

Nachrichten.

Die Stettiner Pastoral-Conferenz.

Vom kirchlichen Leben Pommerns, namentlich Stettins, wird wenig nach außen hin berichtet und könte dadurch doch manches Mißurteil beseitigt werden. Vieles ist freilich nur im Keimen und der Hemmungen gibt's viele und große; aber so viel steht fest, abgesehen von dem reichen Geistesleben, das in vielen Gemeinden ausgegossen ist, steht unsre Provinz und ihre Metropole als ein Gebiet da, das einer regen und reichen kirchlichen Entwickelung fähig ist. Ein Thatbeweis hiervon wären die jüngst in Stettin gefeierten Jahresfeste, die mit der Pastoral-Conferenz endeten. Wir wollen hierüber Einiges berichten.

Im Saale des Gesellenhauses hatten sich am 24. Juni um 8 Uhr 58 Geistliche und Geistlichgesinnte versammelt. „Der dogmatische Indifferentismus unserer Tage" war das Thema. Der sehr lebhaften und frischen Diskussion lagen folgende, vom Hrn. Gen.-Sup. Dr. Jaspis gestellte Thesen zu Grunde:

1. Der (allgemeine, universalis) Indifferentismus erachtet das Schriftchristentum, wie es die evangelische Kirche darstelt, weder für den Zweck des Lebens, noch das Werk des ewigen Heils als unbedingt nöthig. An Stelle desselben ist ihm ein Complex allgemeiner, religiös-sittlicher Wahrheiten hinreichend, für die ihm auch nichtchristliche Anschauungen als berechtigte Quelle erscheinen.

2. Der Indifferentismus verkent das tiefe Verderben in der Menschennatur und die Heiligkeit Gottes neben Seiner Liebe, darum auch die christlichen Grundlehren von der Gottheit des Herrn Jesu Christi, der Versöhnung durch ihn und der Wiedergeburt. Höchstens gilt ihm das Evangelium nur als eine Lehre. Ein lebendiges und bestimtes Glaubensverhältnis zu Christo als Erlöser überläßt er der Entscheidung des Einzelnen als etwas an sich Gleichgültiges.

3. Der Indifferentismus erscheint meist nicht als formulirtes Bekentnis, sondern als Geistesrichtung, deshalb aber als ein um so größeres Uebel. Er herscht unter allen Ständen, namentlich unter den Armen des Volks, auch unter Geistlichen und Lehrern mehr als man ahnt.

4. Seine Quelle ist besonders Entfremdung von der Schriftwahrheit, wie sie zum Teil ein schlaffer, ungründlicher Jugendunterricht und eine mangelhafte oder völlig unterlassene Confirmandenpflege verschuldet hat —, das materielle Treiben der Zeit (Unkeuschheit), darum Verkennung eines höheren Lebenszwecks —, die Unlauterkeit und Aeußerlichkeit mancher Bekenner des Schriftglaubens. Mitwirkend ist: die Abschwächung mancher Dogmen durch die moderne Theologie.

5. Der Indifferentismus in seiner Ausbildung hebt alles rechte Verhältnis zum Gott unseres Heils und Sein Gnadenverhältnis zu uns auf (Gal. 3, 2). Er hindert also das rechte Handeln (z. B. Missionssinn), das erhörliche Beten, das selige Sterben.

6. Von Seiten des Amtes ist dagegen namentlich anzukämpfen:
   a) durch Bestimtheit und Lauterkeit bei Zeugnissen über Fundamental-Artikel (Weisheit und Ernst bei Grabreden — Unterscheidung zwischen „Natur und Gnade");
   b) durch eingehende Liebessorge für Confirmirte und für die, die ihren Austritt aus der evangelischen Kirche beabsichtigen;
   c) durch seelsorgerische Zucht unter Erweckten;
   d) durch Bewahrung der kirchlichen Haltung bei allen Amtsakten.

Längere Vorträge wurden, wie sie denn auch nicht gewünscht waren, weder über das Ganze, noch über eine einzelne der Thesen gehalten; vielmehr wurden die Thesen von vornherein zur Diskussion gestelt, und ein Wort gab das andere. Wir geben in Folgendem die Hauptpunkte der brüderlichen Besprechung:

1. These. Es wurde zuerst bemerkt, daß der Begrif des Indifferentismus nicht leicht zu fixiren sei. Die Diskussion erkante die in der These gegebene Definition als richtig an. Im besonderen schied sie von der Besprechung aus sowol den Indiff. moralis (die Gleichgültigkeit rücksichtlich der Sittlichkeit), als auch den Indiff. partialis (die Gleichgültigkeit gegen confessionelle Besonderheit innerhalb der Kirchen der Reformation), als endlich auch den Indiff. religiosus (die Gleichgültigkeit gegen alle Religion überhaupt) und vindizirt sich für ihre Grenzen einzig den Indiff. universalis dogmaticus (die Gleichgültigkeit gegen das Schriftchristentum der evang. Kirche).

2. These. Daß es im Wesen des Indifferentismus liege, die spezifisch-christlichen Grundlehren zu ignoriren, ward anerkant. Es gibt im geoffenbarten Worte Gottes eine Summe von Dogmen, die unbeschadet der Seligkeit nicht übersehen werden darf; wo sie übersehen wird, da Indifferentismus. Uebrigens ward ein Stufengang im Indifferentismus wahrgenommen; die gröbste Art sträubt sich schon gegen den ersten Artikel des christlichen Glaubens, die mittlere erst gegen den zweiten Artikel, die feinste Art tritt erst hervor in der Sprödigkeit gegen den dritten Artikel.

3. These. Ueber Erscheinungsform und Herschaft des Indifferentismus verbreitete sich selbstverständlich die Diskussion am weitesten. Ein formulirtes Bekentnis des Indiff., so ward bemerkt, ist öfters versucht worden, bereits im vorigen Jahrhundert; aber heut zu Tage steigert sich der Indiff., sobald er sich in Formeln objektivirt, gewöhnlich zur direkten Schrift- und Glaubensfeindschaft. Der Indiff. erscheint daher mehr als Richtung, als Richtung des natürlichen Geistes, der sich der Lehre des h. Geistes entgegenstelt, als

Richtung des natürlichen Herzens, das sich dem Leben im h. Geist entgegenstellt. Diese Geistesrichtung, wie sie durch und durch ein schlechter Subjektivismus ist, gibt sich als moderne Erscheinung, vielmehr Fortentwickelung des weiland Rationalismus vulgaris. Wir begegnen ihr in Häusern und Hütten, insbesondere im Hause Gottes und in ganz eigentümlicher Gestalt im Schulhause. In Häusern und Hütten erscheint der Indiff. am augenfälligsten in der Gestalt mehr oder minder großer dogmatischer Unwissenheit: der modernen Weltanschauung gegenüber, die mit Arnold Ruge im ganzen Christentum nur belastenden Asiatismus sieht, sind auch Wolgesinte oft in erstaunlicher Unklarheit über die großen christlichen Gegensätze von Gott und Welt, Natur und Gnade, Himmel und Hölle, Zeit und Ewigkeit. Im Hause Gottes gibt sich der Indiff. zu erkennen in unregelmäßigem Kirchenbesuch und lahmer und lauer Teilnahme an den Sakramenten. In den Schulen — so ward von einer Seite anregend ausgeführt — offenbare sich ein gewisser Indiff. scheinbar in der eigentümlichen Stellung mancher christlicher Lehrer zu den jüdischen Schulkindern hinsichtlich des christlichen Religionsunterrichts. Viele jüdische Kinder lernen in den christlichen Schulen, namentlich auf dem Lande, ohne weiteres Sprüche, Katechismus, biblische Geschichten des N. Ts. mit, als ob die Mysterien des Heils in Jesu Christo jedem beliebigen Gedächtnis als Stof anvertraut werden dürften ohne gleichzeitiges Ins-Gewissen-Schieben (was sich doch jüdische Eltern sehr verbitten würden): Aut credere, aut perire! Andererseits ward geltend gemacht, daß das bloße Zuhören der jüdischen Kinder, ohne Mitlernen, auch bedenklich sei; es könnte das gedeutet werden als Zugeständnis: Hört das Alles ruhig mit an, glauben braucht ihrs nicht! Der Wunsch, daß durch eine Verordnung der Behörden diese Angelegenheit geregelt werde, fand nicht allgemeinen Anklang; von einem Anwesenden wurde überdies mit vollem Rechte auseinandergesezt, daß auch ohne eine neue Verordnung die Schulbehörden nicht des Indiff. geziehen werden könten: wenn die jüdischen Eltern die Teilnahme ihres Kindes am christlichen Religionsunterricht wünschten, dürfe diesem Verlangen nicht entgegengetreten werden. — Schließlich wurde noch der traurigen Thatsache gedacht, daß der Indiff. auch noch bei vielen Trägern des Amtes, das den Glauben predigt, gefunden werde. Und es ist wahr, der Rationalismus bei Geistlichen und Lehrern ist viel zu früh todtgesagt; Manche selbst, denen sonst Biblizität durchaus nicht abzusprechen ist, reden z. B. am Grabe nicht nach der Analogie des Glaubens.

4. These. Die Quellen des Indifferentismus wurden im engsten Anschluß an die Andeutungen der These ins Auge gefaßt. Die riesige Entfremdung von der Schriftwahrheit, wie sie ein Merkmal unserer Zeit ist, wurde zum Teil als Folge der durch Lessings Nathan hervorgerufenen Bewegungen gefaßt; Lessing proklamirte mit seinem Nathan die Gleichberechtigung der verschiedenen historischen Weltreligionen; die spätere Reaktion hat zwar in der öffentlichen Meinung das Christentum als einzige Weltreligion wiederhergestelt; aber was versteht man unter Christentum? Man faßt es ganz unbestimt als Erlösung und verbittet sich alle positiven Dogmen, so daß man sich zwar die kirchlichen Ausdrücke gefallen läßt, aber nur als althergebrachte termini technici, bei denen man sich erst etwas Vernünftiges denkt, wenn man sie sich in die moderne Sprechweise übersezt —, wie jener Gute fragt: „Besserung, das nent man ja wol in der Kirchensprache Wiedergeburt? — Als sekundäre Quelle ward der schlaffe Jugendunterricht vor Allem in die Besprechung gezogen; es konte nicht verkant werden, daß seit den Regulativen es um Vieles besser hierin geworden. Formale Verbesserungen des Jugendunterrichts (z. B. das Antworten der Kinder in ganzen Sätzen) haben ihren Wert; allein die Hauptsache ist, daß die Lehrer im Glauben gegründet sind und aus dem Glauben lehren; nur Leben erwekt Leben. Daß es trotz des guten Schulregiments um unsre Jugend nicht so steht, wie es stehen sollte, ist nicht zu leugnen —, und wenn das auch zum Teil seinen Grund darin haben mag, daß die Schule eine schlechte Stütze am Hause hat, so muß es im lezten Grunde doch immer daran liegen, daß die Wahrheit den Kindern viel zu wenig aus Herz gelegt und ins Herz gebetet wird. — Daß auch die mangelhafte Confirmandenpflege dem Indiff. viele Opfer zugeführt hat, gestanden Alle. Es thun doch Viele als Selsorger ihren Confirmanden gar wenig. Die Ablegung des

Confirmationsgelübdes soll mit einer Erweckung des ganzen Mensch zusammengehn. Dazu gehört ein distretes Nahetreten des Geistlich an die Sele jedes Einzelnen vor der Confirmation. Darauf muß gen ein fortdauerndes Verhältnis des Geistlichen zu seinen Confirmirt das in den kirchlichen Katechisationen Ausdruck gewint. Aber un Heranwachsenden und Erwachsenen recht zu katechesiren, ist allerdi nicht Jedermanns Ding, doch eine Kunst, die man vom h. Geiste l lernen mag. — Das materielle Treiben der Zeit wurde als eine unsaubersten Quellen des Indiff. charakterisirt. „Erwerb ist das Ei was noth thut!“ oder „Genuß ist das Eine, was noth thut!“ sind Stichworte, mit denen die Menge die Forderungen des Evangeliu abwehrt. — Endlich verschloß sich die Versamlung auch nicht der mütigenden Erkentnis, daß für den dogmatischen Indiff. der Ungl bigen nicht selten der ethische Indiff. der Gläubigen, ein kalter Ort doxismus und Aehnliches der Zunder gewesen sei.

5. These. Es hängen mit dem Glauben an das Schriftchrist tum verborgene Erfahrungen des heil. Geistes zusammen. Daß da der Indiff. in seiner Spitze das Menschenherz mit Schloß und Rie versehe gegenüber allem und jedem Besuche des Geistes aus der Hi und die Kluft, die ihn von der Gläubigkeit trenne, zulezt verewi wurde erkant und anerkant.

6. These. Die vier Mittel, die in der These dem Amte zum Kampf gegen den Indiff. zugewiesen werden, wurden einmü anerkant. Bei Besprechung des ersten Punktes (a), daß Bestimtt und Lauterkeit bei Zeugnissen über Fundamentalartikel dem Ind entgegenarbeite, erhoben sich zwar Stimmen, die schon in der Unt scheidung von articulis fundamentalibus et non fundamentalib einen lesen Anfang und Uebergang zum Indiff. sehen wolten; all es konte doch im Namen der Wissenschaft erklärt werden, daß di Unterscheidung historisch berechtigt und dogmatisch nöthig wäre. Es ein solcher Fundamentalartikel, daß geistliches Leben nicht in der N tur, sondern in der Gnade wurzelt. Die Differenz von Natur u Gnade aber wird viel zu wenig beachtet —, der alte Rambach l handelt diesen Unterschied in seiner Moral auf vielen Seiten sehr grün lich. Man unterscheidet viel zu wenig, was die Natur als Affe Gnade thut; und es ist doch unendlich wichtig, ob der Mensch Li übt im h. Geist oder nur aus sittlicher Disposition. Die drei übrig Punkte (b. c. d) waren schon bei Gelegenheit der vorangegangen Thesen berührt, und so wurde die lezte These denn nur noch dadu ergänzt, daß als fruchtbares Mittel im Kampf gegen den Indiff. v einer Seite auch noch hervorgehoben wurde, daß Prediger auf d Kanzel sich bemühten, den Zeitgenossen die Heilswahrheiten in ein denselben auch verständlichen Sprache nahe zu legen. Mehr a nöthig war wandte sich die lebhafte Besprechung wie abwehrend geg naheliegende Misverständnisse dieses Satzes; es konnte doch nicht ve kant werden, daß Paulus anders in Jerusalem und anders in Ath predigte; so ergab sich das Zugeständnis von selbst, daß es den Di nern am Wort obliegt, fleißig auch darauf Acht zu haben, wie unse Zeitgenossen denken und reden, damit die Predigt der Buße und d Glaubens an überführender Eindringlichkeit gewinne. Apologetisch Predigen bleibt grade in unserer Zeit eine Pflicht.

Nach dieser lebensvollen Besprechung, die Geist und Herz e frischte, erfolgten andere Mitteilungen. Der Herr aber wolle die Ve einigung hegen und pflegen auch über den Johannistag hinaus. J hannes ruft uns an und mit seinem Tage zu: Christus muß wachse ich aber muß abnehmen. Die amtsbrüderliche Gemeinschaft, die dur die Stettiner Pastoralconferenz so reiche Stärkung erhalten, wird s immer mehr consolidiren, je mehr wir abnehmen und Christus wächs Wir müssen es besonders als eine Gnade des Herrn rühmen, da Amtsbrüder herzlich verbunden waren, die in Bezug auf kirchliche B stimtheit eine verschiedene Stellung haben mögen — wir meinen aber daß Geistliche, die in lebendigem Schriftglauben stehen, zunächst au suchen müssen, was sie vereinigt, nicht das, was sie trent. Leider gib aber nicht Wenige, die bei allem Reden von Liebe und allem Eifer gegen confessionelle Engherzigkeit kalt und vornehm ebenso vor de Wunden des Volks, als vor den Vereinigungen, sie zu heilen, vor über gehen. Q.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 1. August. № 61.

Skizzen über den Hauptgottesdienst.

II. Der liturgische Chor- und Altargesang.

Wenn wir uns die Aufgabe gestelt haben, in den folgenden Skizzen nach und nach die richtige liturgische Anordnung des gesamten Hauptgottesdienstes darzustellen, und wenn in dieser von uns zu befürwortenden Anordnung selbständige Chorgesänge ihre Stelle finden werden, so wird es sich empfehlen, die Berechtigung, ja Nothwendigkeit eines solchen selbständigen Chorgesanges vorher nachzuweisen, um nicht später an jeder neuen Stelle durch erneute Widerlegung der teils sehr oberflächlichen den Chorgesang einfach als katholisch verdammenden, teils aber tieferen auf das Prinzip evang. Gottesdienstes sich berufenden Einwendungen aufgehalten zu werden. Da es zum Teil dieselben Gründe sind, die die Nothwendigkeit des Chor- und des Altargesangs des Geistlichen nachweisen, so werden wir die Gelegenheit benutzen zu versuchen, auch diesem gleich teils das noch von ihm behauptete Terrain zu sichern, teils das schon verlorne hie und da wieder zu erobern.

Kirchliche Sängerchöre sind ein gemeinsamer Besitz der gesamten christlichen Kirche zu allen Zeiten und an allen Orten. Vielleicht waren sie noch nicht vorhanden in den ältesten Zeiten. So lange die kirchlichen Zusammenkünfte mehr einen familienartigen, im edelsten Sinne conventikelmäßigen Charakter trugen, so lange ferner die Kirche unter dem Drucke der heidnischen Verfolgung stehend an die volle Entfaltung der ganzen liturgischen Herlichkeit des Gottesdienstes, die sie im Keime wol schon besaß, nicht denken konnte, war entweder das volle Bedürfnis eines Chors noch nicht vorhanden oder wo es dennoch sich einstelte, fehlten die äußeren Bedingungen zu seiner Befriedigung. Sobald die Kirche auch nur zeitweise den Druck weniger empfindet, findet sich ein Ansatz zu einem Sängerchor. So soll Bischof Cyprian von Carthago bereits einen solchen eingerichtet haben. Sobald die Kirche im 4ten Jahrhundert aus dem Druck zur Freiheit überging, immer größere Massen ihr zuströmten, prächtige Kirchen sich erhoben, der Gottesdienst immer reicher und feierlicher ward, war es fast selbstverständlich, daß auch der Sängerchor mit kunstvollen Gesängen eine immer bedeutendere Stellung einnahm. Sein Vorhandensein in jener Zeit steht historisch fest; ebenso aber z. B. aus Notizen des Chrysostomus und des Augustinus, daß er dem Gemeindegesang damals noch keineswegs eigentlichen Abbruch gethan. Was und wie freilich der Chor, was und wie die Gemeinde gesungen, das wird — will man sich nicht damit begnügen, daß der Gesang in Mailand schon damals nach St. Augustinus Bericht als besonders lieblich bekant gewesen — wol schwerlich je zu ermitteln sein. Mit Gregor d. Großen — wenn nicht auch hier noch die Geschichte mannichfach mit Tradition versezt ist — begint des Chorgesanges Oberherschaft über die Gemeinde, in Beziehung auf die eigentlich liturgischen Gesänge seine Alleinherschaft im Gottesdienste. Abgesehen von den inneren Gründen für das Verstummen der Gemeinde (wir redeten davon in der ersten Skizze) ward es ihr unmöglich gemacht, in Gesänge miteinzustimmen, deren Erlernung nur dem möglich war, der sie zu seinem Lebensberuf machte. So war von jener Zeit an der liturgische Gesang ausschließliche Sache von Sängerchören geworden. Ihre Pflege ward ein sehr wichtiger Zweig des kirchlichen Lebens. Sonderlich die Bischofssitze, Abteien und Klöster sehen wir aller Zeiten und Orten mit ihnen geschmükt. Den Aufschwung, den die Sache für Frankreich und Deutschland durch Carls d. Gr. leidenschaftliche, in der Errichtung und Ueberwachung von Sängerschulen sich bekundende Vorliebe für sie nahm, brauchen wir nur zu erwähnen, um dem Leser Bekantes in das Gedächtnis zurückzurufen.

Wie gestaltete sich nun das Verhältnis zum Gemeindegesang besonders in der Deutschen Kirche? Nun aus den schon angeführten Gründen war von lezterem zuerst überhaupt nicht die Rede. Mit der Zeit aber ließ sich das gesangesreiche Volk nicht stumm erhalten. Wol in Beziehung auf die lateinischen Meßgesänge, — aber als deutsche Kirchenlieder entstanden, da bahnten sie sich den Weg auch in die Gottesdienste der Kirche hinein. Durch das ganze finstere Mittelalter zieht sich dieser Liedgesang der Gemeinde im kirchlichen Gottesdienst hindurch; — bald von der Kirche gepflegt, bald auch wieder beschränkt, besonders wenn sie dafür hielt, daß seiner zu viel oder er zu munter würde. Es ist auch heute noch ein Irrtum, sich die kathol. Gemeinden als ganz stumm vorzustellen. Freilich haben sie weniger Lieder als wir und unter ihnen manche, die wir nicht mitsingen möchten, aber sie singen doch, auch nicht blos wie meistenteils in Nebengottesdiensten, sondern auch in der Messe sind teils eingelegte, teils vor Anfang und nach dem Schluß zu singende Liederverse der Gemeinde gestattet. Der Gesang der liturgischen Chöre der Messe bleibt dem Chor

Liedgesang der Gemeinde unterbricht ihn zu Zeiten, — das wird bis auf diesen Tag der Thatbestand innerhalb der römischen Kirche sein.

Wenden wir uns der luth. Reformation zu, so war ja allerdings bei der veränderten Anschauung vom Wesen des Gottesdienstes im Prinzip die active Beteiligung der Gemeinde an den liturgischen Responsorien festgestelt. Da aber dieselben für Gemeindegesang ganz unausführbar waren und man doch die an sich reinen Gesänge, die Introiten, Kyrie, Gloria, Sequenzen und Graduales u. s. w. in seinem conservativen Sinn nicht darangeben wollte, — in der ersten Zeit nicht einmal ihr Auftreten in lateinischer Sprache, so reichte dies allein schon hin zur Erhaltung des Chorgesanges in seiner vollen Ausdehnung. Das Prinzip der Gemeindebeteiligung ward bekantlich dadurch gewahrt, daß diese die Gesänge in Liedform deutsch dem Chor nachsang. Fragen wir weiter, wer den Chor bildete, so finden wir in den sämtlichen lutherischen K. OO. mit der Ausführung der Chorgesänge die Schulen betraut. Wir haben dabei nicht an Volksschulen nach unsern Begriffen zu denken, — um die es dazumal wol noch nicht sonderlich bestelt war, — sondern wol ausschließlich an die sog. lateinischen Schulen. Schon der Umstand, daß die Schüler lateinisch singen solten, führt darauf hin. Durch enge Verbindung dieser Schulen mit der Kirche, durch ihre Verpflichtung zum steten Chorgesang, sei es daß wie bei den alten Klosterschulen die schon vor der Reformation bestehende aufrecht erhalten, sei es daß sie den neu entstehenden bei der Gründung aufgelegt ward, hatte sich die Kirche das Fortbestehen des Chorgesanges in ihrer Mitte gesichert. — So war es denn erreicht, daß, wenn auch nicht jede Kirche Chorgesang hatte, doch jeder Landstrich in der Stadt, die seinen Mittelpunkt bildete, auch seinen mit Chorgesang und auch sonst liturgisch reich ausgestatteten Centralgottesdienst besaß. Ein überaus schönes Verhältnis von Stadt und Land. Dazumal hatten die stattlichen Kirchtürme der Stadt ein Recht, so stolz ins Land hinein und so stolz auf die kurzen Landtürmlein herabzuschauen, ein Recht, durch ihr keckes Dreinschauen, besonders wenn ihre mächtigen Glocken am Sontag früh weit hinausschallten in das stille Land, einzuladen: Komt und seht die schönen Gottesdienste des Herrn da in der Kirche unter mir. So habt ihrs zu Hause doch nicht.

Dies treue Festhalten an dem Chorgesang ward der lutherischen Kirche dadurch reichlich belohnt, daß er in ihrer Mitte eine hohe Vollendung erreichte, eine eigentliche Blüthezeit gehabt hat. Sobald die Kunst fand, daß ihre Dienste, die sie im Gesange leisten konte, von der luth. Kirche nicht verschmäht wurden, erweckte sie grade in ihr einen Meister nach dem andern und einen immer größeren als den andern, daß sie sich in den Dienst der Kirche stellen sollten. Ob J. Eccard, Praetorius, Schütz oder der Berliner J. Crüger, der Zeitgenosse Paul Gerhards, und wie sie bis auf J. S. und Ph. E. Bach alle heißen mögen, überhaupt componirt hätten und ob ihre Compositionen das geworden wären, was sie sind, wenn sie

nicht die erste Anregung bekommen hätten durch das Bedürfnis der Kirche nach neuen biblischen reinen Chorgesängen, nicht begeistert worden wären durch die Freude, ihre Gaben verwerten zu können zur Verherlichung des Herrn in den Gottesdiensten seiner Kirche, das möchten wir bezweifeln. In wie hohem Maße aber sich die Gemeinden über die durch solcher Meister Werk noch vermehrte Herlichkeit der Gottesdienste freuten, das läßt sich schlagend beweisen durch die in jenen Zeiten noch bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein an die Schulen gemachten reichen Schenkungen und Stiftungen zur Besoldung des aus ihrer Mitte hervorgehenden kirchlichen Sängerchors. Die luth. Kirche hatte somit den Chorgesang nicht blos beibehalten, sondern er lebte, er gedieh, er erfuhr eine Wiedergeburt in ihrer Mitte und ward um seiner Lebensfülle willen getragen und auch zu neuem Leben dadurch wieder angeregt durch die opferwillige Liebe und Freude der Gemeinden.

Und auch über dieses junge Leben mußte der Tod kommen, der allgemeine liturgische Verfall sich auch hier geltend machen. An vielen Orten, wo wir das Bestehen des Chorgesanges in früheren Zeiten nachweisen können, suchen wir ihn heute vergeblich im Gottesdienste. Von manchen höhern Schulen, denen die Verpflichtnng dazu oblag, die mit jenen Schenkungen und Stiftungen für kirchliche Chorsänger notorisch bedacht worden waren, sucht man heute den Sängerchor vergeblich im Gottesdienste der Kirche, in der sie eingepfart sind. Berlin möchte für die Richtigkeit dieser Klage manche Belege bieten. Hat es nicht höhere Schulen, die in jener Zeit schon bestanden, als jede lateinische Schule verpflichtet wurde zu jenem Kirchendienst? Solten in Berlin keine Stiftungen in diesem Sinne gemacht sein, als zu Zeiten des weitberühmten J. Crüger, des Organisten zu St. Nicolai, das kirchliche Gesangesleben schön erblühte? Aber wenige Gymnasialchöre möchte es geben, die heute sontäglichen Kirchendienst haben.

Nicht überall ist der Verfall so vollständig. Wir finden noch viele Orte, wo trotz Veränderung der parochialen Verhältnisse der Schulchor im Gottesdienste der Hauptkirche mitwirkt, an manchen Orten sogar namentlich wol im sächsischen durch eine etwa alle vier Wochen unter Leitung des Cantors mit Instrumentalbegleitung aufgeführte sogenante Kirchenmusik. Aber wie viel ist auch hier anders und wahrlich nicht besser geworden als früher. Man vergleiche die Notizen aus der Reformationszeit, z. B. in den K. OO. von dem Gesange der täglichen Vespern und Metten u. s. w. durch die Schüler, mit dem heutigen Zustand. Wo ist davon auch nur noch eine Spur? Das ist noch nicht der ganze Verfall. Die alte liturgische Ordnung verfiel, so verfiel denn auch der Chorgesang des Introitus, Kyrie, Gloria, der Sprüche nach der Epistel ꝛc. Was entstand daraus? Einmal das, daß die entweder als Introiten oder als Epistelsprüche und dergl. componirten classischen Stücke immer mehr aus dem Gottesdienste verschwanden und statt ihrer sich Stücke breit machten, über die man streitig sein kann, ob ihr Text oder ob ihre Compositionen das ab-

scheulichere sind und ob diese ihre Eigenschaft mehr das ästhetische oder das kirchliche Gefühl beleidigt. Und sodann wurden bei der Auflösung der liturgischen Ordnung diese Kirchenmusiken gewiß an eine solche Stelle im Gottesdienst recht breit hingestelt, wo sie die ihm noch etwa gebliebene organische Einheit am empfindlichsten zerrissen.

Eine schwere Schuld haben die Geistlichen auf sich geladen, die diesen Verfall nicht verhinderten, eine schwere Schuld die Kirchenregimenter, die diesen Unterlassungssünden der Geistlichen ruhig zugesehen haben. Selbst wenn wir ganz absehen von der Verschuldung an dem gottesdienstlichen Leben, so bleibt die andere stehen, daß man lebensvolle Institutionen der Kirche hat zu Grabe tragen lassen, ja als die schwerste die, daß man die Heiligkeit kirchlicher Stiftungen und Legate nicht mit allen Mitteln geschüzt hat. Es erhöht wahrlich nicht die Freudigkeit, zu bestimten kirchlichen Zwecken Stiftungen zu machen, wenn man die Kirche es ruhig geschehen lassen sieht, daß nach etwa zweihundert Jahren, wenn das Interesse für jenen kirchlichen Zweck erlischt, das Geld zu wer weiß was anderm gebraucht wird. Mögen die Geistlichen, die solche Verhältnisse entdecken, eilfertig sein der Kirche noch heute zu retten, was zu retten ist.

Wie ganz anders steht England da. Mit jeder bischöfl. Cathedrale, mit unzähligen früheren Abtei- und Stiftskirchen ist bis auf diesen Tag der stark besezte und durch die reiche Dotation mit sehr tüchtigen Kräften ausgestattete Sängerchor verbunden. So sehr ist er kirchliche Institution geblieben, daß sein Vorsteher „Precentor", wie ich glaube auch ein Teil seiner Mitglieder selbst Geistliche sind. Jeden Morgen und Abend ist in diesen Kirchen „choral service", d. h. Gottesdienst, in dem die ganze Liturgie vom fungirenden Geistlichen und Chor gesungen resp. psalmodirt wird, am Sonntag wird in die Liturgie an der bestimmten Stelle das „Anthem" (Motette) eingelegt, das durchweg im kirchlichen Styl gehalten ist. Wenn ich mich dieser Gottesdienste erinnere, — der Chorsänger in ihren weißen Mänteln, der Knaben mit dem seelenvollen Blick, als das Lob Gottes so schön von ihren Lippen erklang, oder wenn ich gar des Festes gedenke, zu dem die Cathedralchöre von fast ganz England in der St. Paulskirche zusammenkamen (fast 600 Sänger, die alle in ihren weißen „surplices" zusammensitzend, so daß nur die Köpfe aus einem Meere von weiß hervorschauten, wirklich imposant aussahen) und bei dem z. B. das Tedeum einen überwältigenden Eindruck machte, — ja dann fühlte ich doppelt schwer den Verfall, der auf unsrer Kirche lastet. Warum mußte es dort so und hier ganz anders sich entwickeln, warum dort bleiben, was hier geschwunden? Das führt freilich auf sehr viele Gedanken, mit denen ich aber hier, da sie das liturgische Gebiet wesentlich überschreiten dürften, nicht lästig werden will.

Daß gerade für den Chorgesang die preuß. Agende sehr wesentlich nützlich geworden ist, wer wolte das bestreiten? Dadurch daß sie die sämtlichen liturgischen Chöre dem Sängerchor übertrug, hat sie dem gänzlichen Verfall des Institus Einhalt gethan, hat sie ihm einen neuen Aufschwung gegeben. Ein Chor mußte wieder da sein, er ward auch wieder an eine Ordnung gebunden und konte doch nicht mehr absolut wo und was er wollte, im Gottesdienst singen. Freilich ward dieser Aufschwung damit erkauft, daß die Gemeinde bei der ganzen Liturgie zum Schweigen verurteilt ward.

Ziehen wir aus diesen kurzen Notizen ein praktisches Resultat. Das stete Vorhandensein und die sorgsame Pflege des liturgischen Chorgesanges in der luther. Kirche schließt für jeden, der die Verbindung mit derselben festhalten will — und wie viele fließen über von Versicherung des treuen Festhaltens an der Kirche der Väter — die moralische Verpflichtung der Bewahrung resp. Wiederbelebung desselben in sich. In Preußen komt auch für die, die jenen Grund der Verpflichtung nicht anerkennen, der hinzu, daß wenn man sich verpflichtet hat, den Gottesdienst nach der Landesagende zu halten, die den Chorgesang vorschreibt, man doch auch moralisch und gesetzlich gebunden ist, diesen in das Leben zu rufen, zu erhalten und zu pflegen. Es ist in der That schwer verständlich, wie so manche, denen notorisch die Mittel zur Herstellung eines Chors nicht fehlen, und die dennoch aus Trägheit oder Abneigung nichts in der Sache thun, dies mit ihrer Verpflichtung auf die Agende vereinbaren können.

Daß wir also Chorgesang haben müssen in unserer Liturgie, scheint durch die Geschichte begründet. Die näheren Bestimmungen aber, wo und was der Chor, wo und was die Gemeinde singen soll, würden wir hier nur dürftig finden. Die Vorschrift der preuß. Agende, daß der Chor *Alles* singen soll, ist durch das Beispiel maßgebender Kirchen, z. B. des Doms in Berlin, außer Kraft gesezt. Wie nun aber teilen, das ist die Frage, wo uns auch die luther. Tradition fast ganz im Stiche läßt. Es gilt also für diese gegenseitige Stellung des Chor- und Gemeindegesanges in der Liturgie feste Prinzipien zu finden.

Daran werden wir sofort gehen. Vorher noch ein Wort über den Altargesang. Zugleich mit dem Chorgesang bildete er sich fast selbstverständlich. Es war ja natürlich, daß wenn der Chor in der fast ganz responsorischen Liturgie *sang*, der Geistliche, der die Responsorien intonirte, nicht *sprach*, sondern sich jenem Gesang accomodirte. Man mochte wol auch damals schon fühlen, wie es heute jeder fühlt, der ohne überprotestantische Vorurteile die Sache in einer großen Kirche anhört, daß in solchen Kirchenräumen, wie sie die Kirche sich nach ihrem Siege über das Heidentum schuf, die feierlichen Worte und Gebete der Liturgie ungleich erhabener im rezitativischen Gesange als in gewöhnlicher Rede klingen, die dort so dünne und eindruckslos verklingt. Genug, als zu und nach Gregor d. Gr. der Chorgesang, fixirte sich auch der Altargesang. Die ganze Liturgie ward und wird vom fungirenden Geistlichen nicht gesprochen sondern gesungen. Gesungen ist freilich nicht der rechte Ausdruck; man könte jenen monotonen Gesang, da mit wenigen Ausnahmen z. B. der Praefation „Wahrhaft würdig und

recht", die melodisch etwas reicher ist, alles auf einen und denselben Ton gesungen wird, nur die verschiedenen Interpunktionszeichen durch ganz kurze Cadenzen markirt werden, eher ein „rezitiren" nennen. — Auch hier bewährte nun die luther. Reformation ihr conservatives Prinzip. Sie hat, soweit sie die Liturgie, auch den Altargesang in seiner ganzen Ausdehnung beibehalten. Freilich nicht ohne auch hier die beßernde Hand anzulegen. Luther selbst hat gerade hier seine musikalische Gabe treflich verwertet. Er hat zum Teil ganz neue Melodien geschaffen, z. B. für die Einsetzungsworte, für die ja die kath. Kirche überhaupt keine Melodie hat, teils die andern so verändert, daß sie frischer und melodiereicher wurden. Dennoch blieb ein ernster Kirchenstyl allen jenen Altarmelodien eigen, den erst die Schnörkel der Zopfzeit, mit denen verziert wir häufig dieselben hören, gründlich zerstört haben. Luthers Werk ist das: — und deswegen mag der Altargesang sich so allgemeine Liebe erhalten haben, — daß er dem kosmopolitischen Gregor. Altargesange durch oft die kleinsten Aenderungen einen echt deutschen Geist einhauchte. Daß nun dieser Altargesang in der luther. Kirche ganz allgemein und fest eingebürgert wurde, das bezeugt uns der in den meisten K. OO. zu findende Musikanhang und die beigegebenen Notizen, daß auch in den Landgemeinden, die keinen Chor haben, der Gesang bleiben solle — der Küster habe dann zu respondiren; mehr aber als alle Notizen aus jener Zeit zeugt von dem allgemeinen Vorhandensein des Altargesanges nicht nur, sondern auch von dem Halt, den er sich in den Herzen des luther. Volks als integrirender Teil des Gottesdienstes erworben hat, der Umstand, daß nach all den Verwüstungen, die die Gottesdienstordnung erfahren hat, daß selbst in Landeskirchen, wo sonst fast alles liturgische erstorben ist, wo überhaupt noch heute der schnödeste Rationalismus herscht, der Altargesang wenigstens bei der Communion (Vaterunser und Einsetzungsworte, Schlußcollekte und Segen) fast allgemein besteht.

Dies, wenn auch an den meisten Orten nur ruinenartige Bestehen des Altargesanges, — nur möglich durch den Sieg des zähe daran festhaltenden Volks über die an ihm rüttelnde Aufklärung von Geistlichen und Laien, — ist übrigens das glänzendste Zeugnis, das seinem hohen liturgischen Werte, ja seiner unumgänglichen Nothwendigkeit ausgestelt werden kann. Daß die Pr. Agende dies nicht erkant hat, daß sie ihn nicht mit derselben Strenge wie den Chorgesang aufrecht erhält, sondern noch in der Ausgabe von 1829 „Intoniren des Geistlichen und das Absingen des Unser Vater, der Einsetzungsworte u. s. w., wo dergl. gebräuchlich ist" nur „ferner gestattet", also doch wol nichts dagegen hat, wenn einem neuen Pastor, der keinen Verstand hat für diesen liturgischen Schatz, es in den Sinn komt, ihn abzuschaffen, sehr viel aber unter Berufung auf das „wo dergl. gebräuchlich" dagegen haben kann, wenn dessen Nachfolger den einige Jahre nicht mehr gebräuchlich gewesenen Altargesang wieder anfangen will, — und daß ebenso wol im wesentlichen das Kirchenregiment zu dieser Sache sich stelt bis auf den heutigen Tag, — das kann dem liturgischen Leben der Kirche dem Gedeihen „schöner Gottesdienste" nicht segensreich und förderlich sein.

So weit die historische Betrachtung des Altargesanges Wir sehen auch hier wie beim Chorgesang, daß der Hinweis auf die Geschichte allein nicht hinreicht, ihm als integrirenden Teil des Gottesdienstes bis ins einzelne hinein seine Stelle anzuweisen.

Gehen wir daher jezt zu der versprochenen prinzipiellen Begründung des Chor- und Altargesanges über. Wir verschmähen es hier, ihre Nothwendigkeit lediglich auf Gründe der Nützlichkeit zurückzuführen. Man kann ja sagen, der Chor ist nöthig, um den Gemeindegesang zu leiten oder auch, um bei den vorkommenden Wechselgesängen wegen der Schwierigkeit eine Teilung der Gemeinde vorzunehmen, den einen Chor zu übernehmen, während dann die ganze Gemeinde den zweiten Chor singt, oder auch um die schwereren zur Liturgie wesentlich gehörigen Stücke gut zu singen. Ebenso kann man die Nützlichkeit und damit Nothwendigkeit des Altargesanges namentlich in größeren Kirchen mit langem Altarraum erweisen, wo das gesprochene Wort kaum verstanden wird, wenn auch der Liturg sich noch so sehr abarbeitet, während das mit mäßiger Anstrengung der Stimme gesungene überall verständlich hindringt. Aber es stände schlecht um Chor- und Altargesang, wenn man nur diese Gründe für ihn hätte. Denn für Hebung des Gemeindegesangs läßt sich auch anderweitig sorgen und das verstehen der Liturgie in der großen Kirche auch dadurch erreichen, daß man den Altar halt Altar sein läßt und an einem irgendwo aufgestelten Lesepult die Sache abmacht, — es ist ja vieles möglich bei dem feinen Verständnis Geistlicher und Laien für das schickliche im Gottesdienst — wozu also der Chor, wozu das singen am Altar?

Nein es gibt andere Gründe, die den Chor- und Altargesang über diese Knechtsstellung, nur zum verrichten nützlicher Arbeit da zu sein und weggejagt zu werden, wenn die Arbeit anderweitig besser gemacht wird, hoch erheben. Gott der Herr tritt im Gottesdienste in Wort und Sakrament in die Mitte der versammelten Gemeinde. Er selbst redet zu ihr durch sein Wort, es ist der Heiland selbst, der seinen Leib und sein Blut spendet. Liegt es nicht nahe, auf jede mögliche Weise der versammelten Gemeinde diese persönliche Gegenwart des Herrn in Wort und Sakrament, sein persönliches Reden zu ihr zum Bewußtsein zu bringen? Wiederum ist für uns sinnliche Menschen die irgendwie zu veranstaltende sinnliche Darstellung und Verkörperung jenes geistigen: „der Herr ist in deiner Mitte" sicherlich der beste Weg zu seinem Erfassen. Das wird ziemlich jeder, der nicht gerade Quäker sein will, zugeben müssen. Man käme ja bei Läugnung dieser Berechtigung sinnlicher Darstellungsmittel zur Verkörperung geistiger Dinge im Cultus mit dem Herrn selbst in Conflikt, der selbst das sinnliche Dar-

stellungsmittel der menschlichen Sprache gewählt hat, um in seinem Worte das noch sinnlichere des gesegneten Brotes und Weines, um im Sakrament sich selbst der vor ihm versammelten Gemeinde darzubieten und mitzuteilen. Was folgt nun hieraus? Wenn der Herr das sinnliche Darstellungsmittel unserer menschlichen Sprache als Träger seiner geistlichen Gnadenmitteilung wählt, sollten wir da nicht Fleiß thun, die Worte, in denen der Herr zu uns redet, auch äußerlich, den Sinnen vernehmbar, als Worte des Herrn zu kennzeichnen?

Wie treffliche Darstellungsmittel sind hier Altar- und Chorgesang. Der Altargesang! Mit derselben Verständlichkeit wie das gesprochene erreicht das rezitirte Wort unser Ohr; aber eben durch die Anomalie, dasjenige feierlich rezitirt (wir ziehen „rezitiren" dem „singen" vor, das eigentlich gar nicht auf den Altargesang paßt) zu hören, wird uns schon sinnlich dargestelt, daß wir es hier mit einem Worte besonderen Inhalts zu thun haben; dadurch, daß in diesem Rezitativ jede Silbe, jedes Wort langsam und feierlich erschalt, jeder einzelne Satz durch die Schlußcadenz sich heraushebt, wird an jedes Wort, jeden Satz in unnachahmlicher Weise das: nimm es zu Herzen! geknüpft; ja was sollen wir hier durch Verstandesgründe nachhelfen? wer je, ohne durch die ordinären Vorurteile von vorn herein dagegen eingenommen zu sein, statt in gewöhnlicher Sprache in schönem Altargesang des Herrn Wort, z. B. die Einsetzungsworte im A. M., gehört hat, der wird es bezeugen können, daß jene Töne allerdings eine Macht haben, das: Ziehe deine Schuhe aus; denn die Stätte, da du stehest, ist heiliges Land, sehr gebieterisch dem Herzen zuzurufen. Nicht jedes Gotteswort ist auf gleiche Weise geeignet, grade durch Altargesang als solches dargestelt zu werden. Wir erinnern uns aus dem A. T., daß der allgemeine Gottesname „Elohim" ein Plural ist. Das sollte hindeuten auf die Mannichfaltigkeit und Fülle der Eigenschaften und Kräfte, die im göttlichen Wesen beschlossen ist. Viele Sprüche kommen im Cultus vor, z. B. beinahe die ganze Reihe der freilich fast vergessenen Introiten, namentlich aus den Psalmen und Profeten, in denen grade diese Fülle des göttlichen Wesens uns entgegentritt. (Wo ist ein Gott, der größer wäre als unser Gott? So spricht der Herr: Ich bin der Herr und ist außer mir kein Heiland u. a.) Diese Fülle des göttlichen Wesens nun kann der Gemeinde im Gottesdienste durch nichts anschaulicher gemacht werden, als dadurch, daß solche Worte in sinnlich vernehmbarer Kraft und Fülle das Gotteshaus durchtönen. Das ist nur möglich, wenn sie nicht von einer einzelnen, sondern von einer Fülle von Stimmen, nicht vom fungirenden Geistlichen, sondern durch Chorgesang der Gemeinde zugerufen werden. Wenn wir hier ins Detail gehen dürfen, so wollen wir gleich hinzusetzen, daß grade diese Fülle des göttlichen Wesens, also dergl. Sprüche wie die Introiten, nicht durch vierstimmigen, sondern einstimmigen Chorgesang und zwar nach den Psalmenmelodien des gregorianischen Gesanges am vollendetsten dargestelt wird. Nur im einstimmigen Chorgesang ist es möglich, das gesungene Wort vollkommen verständlich an jedes Ohr zu bringen; nur bei der Vereinigung aller Chorstimmen auf dem einen Ton ist es möglich, dem Gesange die hier erforderliche Kraft und Fülle zu geben; und endlich wird man, je länger man beobachtet, desto sicherer, daß grade jene gregor. Melodien im schönen unisono vorgetragen, vielleicht nicht obgleich, sondern weil sie so monoton sind, in bisjezt unübertroffenem Maß die Kraft, Fülle und Majestät des gesungenen Wortes sinnlich darstellen.

In unseren Gottesdiensten kommen, wo man sie nicht auch hat verschwinden lassen, solche Botschaften Gottes vor, die er einst durch den Mund der Engel hat verkündigen lassen. Nun wer irgend noch ein Gefühl für Leben, für Darstellung, für etwas von einem dramatischen Element im Gottesdienst hat, der muß doch mit Händen greifen können, daß eine Darstellung dieser Engelbotschaft durch den Gesang des jenen Engelchor darstellenden Kirchenchors hier geradezu als nothwendig indizirt ist.

Vor meiner Erinnerung steht der an manchem Sontag mir geschenkte Augenblick, wo nach dem ernsten von der Gemeinde gesungenen Kyrie der Geistliche das „Ehre sei Gott in der Höhe" intonirte und dann von dem hohen Orgelchor wie aus Engelmunde in jubelndstem Chorgesang die Gnadenbotschaft „und Friede auf Erden" zu der Gemeinde herabschallte; als sie die Engelbotschaft vernommen, da sang sie sich selbst dieselbe noch einmal zu in dem: Allein Gott in der Höh sei Ehr. Und merkwürdig! warum ging im ganzen Gottesdienst kein Vers je so frisch als dieser? Der Jubel, der in jener an die Gemeinde gerichteten Engelbotschaft ausgeprägt war, mußte sie doch selbst mitangestekt haben. Dann war es Ostern. Nach dem „Komm heiliger Geist" ein kurzes Präludium. Nun schalt es von jener Empore zu der versammelten Gemeinde herab: der Herr ist auferstanden, was suchet ihr ꝛc. Gedenket daran, wie er euch sagte ꝛc. Das durchzukt eine Gemeinde wie ein Blitz, wenn sie am Anfang des Oster-Gottesdienstes mit derselben Freudenbotschaft wie die Jünger und auch gleich jenen wie aus Engelsmunde überrascht wird. Da ist sie plötzlich um 18 Jahrhunderte zurück an das offene Grab versezt und kann nun die Ereignisse jenes Morgens der Reihe nach miterleben. Es ist dies ein klein wenig lebensvoller als wenn meistenteils der Gottesdienst fast eine halbe Stunde verläuft wie immer und dann gelegentlich bei Verlesung des Evangelii die Leute hören, daß der Herr eines Tages auferstanden sei und daß auch Engel das und das gesagt hätten.

So glauben wir nachgewiesen zu haben, daß Altar- und Chorgesang ein nicht nur berechtigtes, sondern auch dringend

nothwendiges Darstellungsmittel ist für das Nahen, für die in Wort und Sakrament sich vollziehende persönliche Gegenwart Gottes inmitten der zum Gottesdienst versammelten Gemeinde.

Wenden wir uns zu der andern Seite des Gottesdienstes. Wenn der Herr im Gottesdienst zu der Gemeinde herabsteigt, so ist es eben die andere Seite im Gottesdienste, daß diese zu ihm heraufsteigt. Der Herr komt zu ihr in den Gnadenmitteln, sie komt zu ihm mit ihrem Gebet, Dank und Lob. Welche Stellung nehmen nun hier der Altar- und Chorgesang ein? Es betet im Gottesdienst wol die ganze Gemeinde, aber nicht so, daß Jeder das Gebet mitspreche, sondern so, daß einer der Mund, das Organ ist, durch das die ganze Gemeinde ihr gemeinsames Gebet am Altar vor den Herrn bringt. Kann und soll es nicht auch äußerlich dargestelt werden, daß dies Gebet am Altar nicht ein Privatgebet, sondern das gemeinsame der ganzen Gemeinde ist? bedarf nicht der Betende selbst dieser Darstellung, um inne zu bleiben, daß dies Gebet am Altar ein anderes ist als das in seinem Kämmerlein, als selbst das, wenn er dort für seine Gemeinde zum Herrn schreit? bedarf nicht noch die Gemeinde der grade durch diese sichtbare Darstellung zu bewirkenden steten Anregung zur lebendigen Teilnahme an dem Gebet, das ja ihr Gebet ist? Wie ist solche Darstellung möglich? Wir würden sicher sehr rathlos dastehen, wäre uns hier die Aufgabe der Erfindung gestelt. Aber das Gesuchte ist längst gefunden, vielleicht ohne daß man damals ahnte, welchen Schatz man der Kirche geschenkt hat. Das Gebet am Altar muß nicht gesprochen, sondern rezitativisch nach einer der für die Altar-Gebete vorhandenen Melodien gesungen werden. Klar und deutlich bleibt hier der Wortlaut und doch drückt sich durch die Gesangform allein schon, in der ja kein Mensch sein Privatgebet hält, sofort der öffentliche, gemeinsame Charakter dieses Gebets aus. Noch mehr wird es als Gebet der ganzen Gemeinde markirt durch die feierliche Abgemessenheit, in der jede Silbe, namentlich die Schlußsilben jedes Satzes die Kirche durchhallen. Auch trägt dazu bei, daß nur an das gesungene, nie an das gesprochene Gebet das gesungene Amen, durch das die Gemeinde besiegelt, daß es ihr Gebet sei, so natürlich als Teil des ganzen sich anschließt. Noch eins über den Wert des gesungenen Altargebets. Die Hauptmelodien desselben in der lutherischen Kirche sind besonders durch einige kleine Veränderungen des römischen Gesanges in den Schlußcadenzen so lieblich und einschmeichelnd, daß ich nicht zweifeln kann, daß das so gesungene Gebet auch dem stumpferen Gemüt Lust zum mitbeten macht. So hätte denn der Altargesang der gottesdienstlichen Gebete nicht nur die Bedeutung des Darstellungsmittels, sondern auch die allerdings nebensächliche des Reizmittels zur herzlichen Mitbeteiligung des einzelnen am Gebete der ganzen Gemeinde.

Nun kommen wir zu der Frage: ob und wieweit auch der Chorgesang als Darstellungsmittel des Nahens der Gemeinde zu ihrem Gott im Gottesdienst zu brauchen ist. Er scheint auf den ersten Blick hier kaum eine Stätte zu finden. Die Gemeinde hat im Gottesdienst ihren Gott gefunden und Gemeinschaft mit ihm gemacht, sie hat seine in den Gnadenmitteln dargebotene Gnade angenommen und bringt ihm dafür die Herzen zum Opfer dar. Das Opfer der Herzen aber stelt sich im Gottesdienst sichtbar dar als das Opfer des lauten Bekentnisses der Danksagung, des Lobgesanges. Nun da versteht es sich doch von selbst, daß wie die Gemeinde nicht fremde, sondern ihre eignen Herzen opfert, daß so auch ihr Bekentnis, ihre Danksagung, ihr Lobgesang nicht von fremden, sondern nur von ihren eignen Lippen zum Herrn aufsteigen kann. Und so wird man sagen können, daß da, wo ein wirklicher Gemeindegesang besteht, wo die ganze Gemeinde ihren Mund aufthut zum Lobe des Herrn, wo der Klang dieses Gemeindegesanges es bezeugt, daß nicht nur die Lippen, sondern auch die Herzen es singen, daß da der Gottesdienst nach dieser Seite hin, daß in ihm Gott Lobopfer dargebracht werden soll, nichts zu wünschen übrig läßt. Was soll hier also der Chor? Blos die Gemeinde leiten? Das nennen wir keinen Chorgesang. Nun aber selbständiger, vom Gemeindegesang getrenter Chorgesang, wie ist der hier zu rechtfertigen?

Die Opfer, die man dem Herrn darbringt, müssen vollkommen sein. Will man ihn durch Lobgesang verherlichen, so muß man die ganze Gesangesherlichkeit dieser Erde zur Ausführung der Lobgesänge des Herrn aufbieten. Nun läugnen wir nicht, daß in einem volltönenden und wollautenden Gemeindegesang ein gutes Teil Gesangesherlichkeit zu Tage tritt. Was wollten wir daher lieber, denn daß die Kirche teils in der Schule, teils durch Einübung der Gemeinden selbst diesen Gesang viel fleißiger pflegte, denn es meist geschieht. Denn ohne Uebung wird der Gesang nicht schön, mag er immerhin in einer erwekten Gemeinde von Herzen kommen. — Nur das läugnen wir, daß im Gemeindegesang, der zum Volksgesang gehört, daß also überhaupt im Volksgesang die volle Herlichkeit des Gesanges beschlossen ist.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus Weimar.

Was für eine Stellung im Allgemeinen eine Landeskirche zu den großen kirchlichen Zeitfragen einnimt, läßt sich mit einiger Sicherheit auch daraus abnehmen, wie die Glieder dieser Kirche den Gustav-Adolf-Verein auf der einen Seite und die Missionssache auf der andern Seite betrachten. Werden sie die Mission, weil sie einen ausdrücklichen Befehl des Herrn ausrichtet, höher halten als die Sache des Gustav-Adolf-Vereins, oder werden sie den Gustav-Adolf-Verein an die Spitze ihrer gemeinsamen kirchlichen Thätigkeit stellen, so daß für die Mission fast kein Interesse bleibt, oder werden sie beides zugleich mit gleicher Treue und Liebe im Auge behalten?

Unsre Landeskirche gibt ohne alle Frage der Sache des Gustav-Adolf-Vereins den Vorzug, und viele Pastoren legen auf ihre Thä-

gkeit für diesen Verein ein so großes Gewicht, daß ihr Verhalten zu-
eilen ans Wunderliche grenzt. Der Verein, der bei seiner Entstehung
uffallender Weise, weil er zum Pietismus hinneige, von Röhr mit
ngünstigen Augen angesehen ward und erst nach dessen Tode für das
Großherzogtum von einiger Bedeutung wurde, ist zur Zeit über das
anze Land verbreitet und bis in das kleinste Dorf hinein wol organisirt.
n allen Diözesen werden jährlich sog. Gustav-Adolf-Feste gefeiert,
ffentliche Berichte ausgegeben und alle möglichen Mittel angewandt,
ine verhältnismäßig hohe Einnahme zu erzielen. Der Verein hat
urch Verwendung seiner Gönner die Rechte einer „milden Stiftung"
rworben, außer den gewöhnlichen jährlichen Einsamlungen mit voraus-
ehender kirchlicher Abkündigung ist für die Vereinszwecke eine Collecte
m Reformationsfeste angeordnet, deren Ertrag einfach in die Vereins-
asse fließt, die Superintendenten sind angewiesen, der guten Sache jeden
Vorschub zu leisten, welcher mit ihrer Stellung sich verträgt, der von
d. Schmidt in Pfiffelbach herausgegeben und leider in vulgär ratio-
alistischem Sinne geschriebene „Bote des Gustav-Adolf-Vereins aus
Thüringen", der sich auf dem Titelblatte zugleich das Hauptvereinsblatt
er preußischen Provinz Sachsen nent, wird durch die Ephoralboten im
anzen Lande colportirt, Frauenvereine sind angeregt und in den Haupt-
rten auch gegründet, ebenso ein studentischer Verein in Jena, und
chließlich ist Se. K. H. der Großherzog bewogen worden, jährlich 100
Thlr. dem Landesverein auszusetzen. So ist es gekommen, daß, nach
Ausweis des neusten Jahresberichtes, die Summe der für die Zwecke
es Gustav-Adolf-Vereins aus dem Großherzogtum Sachsen ver-
illigten Beiträge sich auf 2525 Thlr. beläuft, eine Summe, die noch
n keinem Jahre erreicht ward.

Solcher ausgebreiteten, von der kirchlichen Oberbehörde reichlich
nterstützten Thätigkeit gegenüber tritt die Missionssache freilich sehr
n den Hintergrund. Zwar ist die Gründung eines eignen selbständi-
en, das ganze Land umfassenden Missionsvereins mehrfach in Anre-
ung gebracht, Versamlungen sind gehalten, Statuten sind entworfen,
erathen und angenommen worden, aber wo der rechte Missionsgeist
ehlt, kann die Mission nicht gedeihen; der sog. Landesmissionsverein
at seit seiner constituirenden Versamlung im Jahre 1857 nichts wie-
er von sich hören lassen, und man kann aus dem allgemeinen Schwei-
en den nicht unberechtigten Schluß machen, daß die Unthätigkeit die-
es Vereins den Mitgliedern ganz recht ist. Der Majorität der Landes-
eistlichkeit war es mit der Gründung eines eignen evangelischen Landes-
nissionsvereins überhaupt kein rechter Ernst; als die Hauptsache er-
chien ihr, daß die bekentnistreuen Lutheraner, welche seit länger schon
er Mission sich angenommen hatten, nur nicht an die Spitze eines
Landesvereins kämen und dadurch etwa von Einfluß würden, und
nan war zufrieden, als dieses Resultat durch Majoritätsbeschluß glück-
ich erreicht ward, man war so sehr mit diesem Resultate zufrieden, daß
nan die Mission selbst jezt wieder fallen ließ. Während demnach von
em Bestehen eines Landesmissionsvereins eigentlich nicht mehr die
Rede sein kann, ist die Missionsthätigkeit, wo sie wirklich Bedürfnis
ar und als Nothwendigkeit erkant ward, nach verschiedenen Rich-
ungen auseinander gegangen. Einzelne Pfarrer haben mit ihren Ge-
meinden an die Hermannsburger Mission sich angeschlossen, andre an
die Missionsgesellschaften zu Barmen, Berlin oder Basel, Allstedt hat
die alte Verbindung mit den benachbarten preußischen Diözesen auf-
recht erhalten, Prof. Dr. Rückert in Jena sammelt für die Mission der
Herrnhuter. Die einzige größere Verbindung für die Sache der Mission
besteht unter den Bekentnistreuen als evangelisch-lutherischer Missions-

verein für Thüringen. Dieser Verein, ein Zweig der Leipziger luthe-
rischen Mission, verdankt seine erste Begründung dem Pastor Wermels-
kirch in Erfurt und hat sich nach und nach über die sächsischen Herzog-
tümer in Thüringen verbreitet. Er hat an einzelnen Stellen einen
wol vorbereiteten und guten Boden gefunden, hat mehrere gesegnete
Missionsfeste in Thüringischen Städten gefeiert, die bei der Bevölkerung
jedesmal ein großes Aufsehen erregten, und hat im lezten Jahre eine
Einnahme von 800 Thlr. gehabt, darunter 250 Thlr. aus dem Wei-
marischen. Man kann berechnen, daß Alles in Allem im Großherzog-
tum Weimar nicht mehr als 350 Thlr. jährlich für die Sache der
Mission aufgebracht werden. Die Zahlenverhältnisse bezeugen deut-
lich, wie es bei uns steht, gerade umgekehrt, wie in vielen deutsch-
evangelischen Ländern.

Der Gustav-Adolf-Verein, dessen anregende und heilsame Thätig-
keit in vielen Fällen wir nicht verkennen, findet offenbar deshalb beim
Kirchenregiment und bei der Majorität der Landesgeistlichkeit den größ-
ten Anklang und die freudigste Teilnahme, weil er auf das Bekentnis
der Kirche keinen Nachdruck legt und ausgesprochenermaßen die Union
begünstigt; die Mission, obschon man ihre Tüchtigkeit und ihren Segen
zugibt, wird von der Mehrheit hintenangesezt, weil ihre Hauptvertreter
zu den Bekentnistreuen gehören und weil das an sie sich schließende
kirchliche Leben von den Elementen einer christlichen Frömmigkeit sich
nicht frei machen läßt, zu der man sich im Lande der klassischen Dicht-
kunst noch nicht zu erheben vermag. Der Gustav-Adolf-Verein kann
als ein Verein aufgefaßt werden, der den Zwecken der reinen Huma-
nität und des geistigen Fortschritts dient, darum ist die Teilnahme an
ihm ein Ruhm, es würde ihm Eintrag geschehen, wenn eine ausge-
breitete und wol organisirte Missionsthätigkeit Platz griffe. Dazu gibt die
Scheu, daß man als pietistisch gelte, wenn man Mission treibe, bei
Vielen den Ausschlag, und das Kirchenregiment, das bei andern Din-
gen gern fördernd hervortritt, thut durchaus Nichts, diese Scheu zu
überwinden. Dennoch dürfen wir im Vergleich mit früheren Jahren,
wo von der Mission noch gar nichts verlautete, jezt nicht klagen und
dürfen uns der Hofnung hingeben, daß der Missionsbefehl des Herrn
in Zukunft immer besser erkant und gewürdigt werden wird. Na-
mentlich scheint der evangelisch-lutherische Missionsverein
für Thüringen in den nächsten Jahren an Ausdehnung noch ge-
winnen zu wollen.

Da einmal von kirchlichen Vereinen die Rede ist, so gestatten Sie
wol, daß ich noch einen Blick auf die christliche Vereinsthätig-
keit überhaupt werfe. Vereine gibt es im Großherzogtum mancherlei
Art, auch eine große Menge Wolthätigkeitsvereine, aber christliche Ver-
eine, d. h. solche, die statutarisch auf einer christlich religiösen Grund-
lage ruhen, gibt es wenig. Daher werden Sie finden, daß die
Wichernschen Berichte über innere Mission auf Weimar fast keine Rück-
sicht nehmen. Die allgemeine Waisenversorgungsanstalt,
für welche in allen Kirchen an den hohen Festtagen die Becken aus-
gestelt werden und die allerdings durch Unterbringung von Waisen-
kindern in Familien schon viele Noth gelindert hat, kann hierher nicht
gerechnet werden, weil sie zur Staatsanstalt erklärt worden ist und weil
sie neben Evangelischen und Katholiken auch Juden versorgt; sie empfing
im Jahre 1861 aus freiwilligen Liebesgaben 1280 Thlr. Ebenso ist
das Falksche Institut, das im Anschluß an den Namen seines Stif-
ters noch heute 12 verwahrloste Kinder ohne Unterschied der Religion
erzieht, Staatsanstalt geworden, es bezieht, obschon sein Bestand nicht
mehr, wie ehedem, von einem Vereine christlicher Liebe getragen wird,

ungefähr 400 Thlr. jährlich an Geschenken und Collektengeldern. Als Vereine, welche nicht bloße Humanitätszwecke verfolgen, sondern speziel dem Reiche Gottes dienen wollen, als Vereine für innere Mission im christlichen Sinne können eigentlich nur die beiden in Weimar und in Eisenach bestehenden Bibelgesellschaften bezeichnet werden. Auf Anregung des Vorstandes der Thüringer Bibelgesellschaft zu Erfurt waren schon im Jahre 1817 zwei selbständige Bibelgesellschaften für das Großherzogtum zu Weimar und zu Eisenach gegründet worden. Die ersten Fonds, über welche dieselben zu verfügen hatten, bestanden in dem Erlös des Cymbels am Reformations-Jubelfeste des Jahres 1817 und in einem namhaften Beitrage der britischen Bibelgesellschaft zu London. Beide Bibelgesellschaften verbreiteten viel Segen unter der Bevölkerung. Merkwürdiger Weise aber erklärte die Weimarische Bibelgesellschaft, an deren Spitze die höchsten Würdenträger des Staates und der Kirche standen, und deren Mitgliederzahl allmälig bis auf 32 herabgesunken war, am 1. Mai 1835, sie könne ihre Bestimmung als erfüllt betrachten und ihre fernere Wirksamkeit einstellen. Zugleich ward mitgeteilt, daß im Ganzen 4208 ganze Bibeln verteilt worden wären, und außerdem 1264 Neue Testamente, leztere lauter Geschenke der britischen Bibelgesellschaft. Dazu habe an Geld beigetragen: die Londoner Bibelgesellschaft 717 Thlr., das Großherzogliche Haus 257 Thlr., das übrige Publikum 647 Thlr. Während hierauf das Staatsministerium diese Bibelgesellschaft für aufgelöst zu erklären sich genöthigt sah, bestand die Eisenacher Bibelgesellschaft unter General-Superintendent Dr. Nebe fest und betrachtet bis heute ihre Bestimmung für noch nicht erfüllt. Auch im Weimarischen Kreise trat besonders seit dem Revolutionsjahre 1848 das Bedürfnis nach Beschaffung von Bibeln wieder stärker zu Tage, man bedauerte allgemein die Täuschung, welche bei Auflösung der Bibelgesellschaft zu Grunde gelegen habe, und namentlich hat K. Rath Dr. Schwarz in Jena, der neben Dr. Marriot auch bei Errichtung des Bibeldepots in der Zelle Luthers auf der Wartburg (durch den Zentralausschuß für innere Mission) hauptsächlich beteiligt war, das Verdienst, Anregung zur Gründung einer neuen Bibelgesellschaft gegeben zu haben. Am 12. Oktober 1853 schritt man in einer zu Apolda abgehaltenen zahlreich besuchten Versamlung zur Stiftung einer neuen Bibelgesellschaft für Weimar, und der Vorstand der Gesellschaft hat hinlänglich zu thun, das immer mehr hervortretende Bedürfnis zu befriedigen; in den beiden ersten Jahren hatte er bereits, obschon die Verhältnisse noch nicht in jeder Beziehung geordnet sein konten, 315 Bibeln ausgegeben.

Früher gehörte neben den Bibelgesellschaften in die Kategorie der christlichen Vereine noch der Verein für Besserung entlassener Sträflinge. Leider aber hat sich dieser Verein im vorigen Jahre wegen Mangel an Teilnahme, vielleicht auch wegen Mangel an Erfolgen aufgelöst und hat seine Fonds, die während der Zeit seines langjährigen Bestehens nicht unbedeutend gewachsen waren, dem Falkschen Institut überwiesen. Gewissermaßen an seine Stelle ist im Anfange dieses Jahres der Verein für Rettung sittlich verwahrloster und sittlich gefährdeter Kinder getreten. In Folge eines von ungefähr 60 Namen unterzeichneten Aufrufs, der den allgemein fühlbaren Nothstand in dieser Hinsicht aufdekte und Abhülfe im christlichen Sinne als nothwendig verlangte, hat sich am 9. April d. J. ein

Landesverein in Weimar constituirt und hat auf der einen Seite i Gründung eines Rettungshauses, auf der andern Seite Unterbringung von verlassenen Kindern in christliche F milien in Aussicht genommen. Hoffen wir, daß die in den Verein ausschuß gewählten Männer sich der Sache von ganzem Herzen a nehmen und den Verein auf der christlich gläubigen Grundlage erh ten, von welcher seine Anfänge ausgegangen sind. Nur dann wi der Segen dessen nicht fehlen, der die Kinder zu sich ruft, denn d Himmelreich ist ihrer. Aus der Versamlung vom 9. April wird b richtet, es hätten sich Elemente mit eindrängen wollen, denen es eigen lich nicht um die Sache, sondern um andre Interessen zu thun gew sen wäre. Vielleicht, daß diese Elemente weniger rege sind, wo es s später um die That der Barmherzigkeit handelt und nicht mehr u die so geläufige Phrase. Die Zeit der Phrase vergeht, aber d Liebe höret nimmer auf. Möge die Liebe niemals aufhören, au nicht in den christlichen Vereinen unsres theuren Vaterlandes.

Die freireligiösen Meinungen in ihrer Blöße.

Eine Warn- und Streitschrift gegen Uhlich und Genossen. Von einer Volksfreund. Zweite Auflage. Brandenburg 1861, bei Wiesik 20 S.

Zu unserm Artikel in No. 54 und 55: „Uhlich in der Mar Brandenburg" empfehlen wir als Ergänzung und weitere Ausführun diese kleine Schrift. Sie ist ein Act des Wachens und Weckens, woz Uhlich, wo er erscheint, überall auffordert. Der Verfasser will die jenigen, welche dem freigemeindlichen Wesen und Treiben abhold sind in den Stand setzen, auf die Frage nach der Ursache ihres Abscheu deutliche und sichere Antwort zu erteilen. Denen, die Uhlich anbete und seine Meinungen nachbeten, wünscht er Einiges anzuführen, wa Uhlichs Meinungen mindestens zweifelhaft macht. Denen ferner, di noch so einfältig und so wenig aufgeklärt sind, daß sie meinen, zwische Uhlichs Predigten und christlichen Predigten sei nur der Unterschied daß Uhlich keinen Talar anziehe — denen will er ein Licht darübe aufstecken, daß sie Uhlich bitter Unrecht thun. Endlich möchte der Ver fasser auch denen dienen, welchen Glaube oder Unglaube ganz einerlei welchen Uhlichtum so gleichgültig ist als Christentum. Allen diese Zwecken dient das Schriftchen so, daß zuerst Uhlich ins Verhör genom men wird über das, was er in seinem Sontagsblatt lehrt über Gott Gebet, Unsterblichkeit, Christus, Bibel. Dann wird diese mit seine eigenen Worten angeführte Lehre verurteilt vor dem Richterstuhl de Verstandes wegen Confusion und Inconsequenz, vor dem des Sprach gebrauchs wegen Falschmünzerei mit Worten, vor dem der Geschicht wegen Fälschung der Thatsachen, vor dem der Bescheidenheit wege Anmaßung und zulezt vor dem der Bibel, wodurch er vollends in de Schande seiner Blöße offenbar wird. Dieser Tractat sollte überall, w Uhlich in die Gemeinden einbricht, fleißig verbreitet werden. Fü 1 Thlr. erhält man 25 Exemplare.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 5. August. № 62.

Skizzen über den Hauptgottesdienst.

II. Der liturgische Chor- und Altargesang.

(Schluß.)

Grade in seiner ganzen Herlichkeit und Schönheit tritt der Gesang erst unter der Pflege der Kunst, der Bildnerin des schönen auf allen Gebieten zu Tage. Sie darf sich den Ruhm beilegen, den Gesang sowol durch die kunstfertige Composition, in der die Stimmen sich wunderbar ineinander verweben, bald sich trennend, bald sich in Lieblichkeit vereinigend, als auch durch die kunstfertige Ausbildung der Sänger zu einer so vollendeten Schönheit und Herlichkeit geführt zu haben, wie es auf Erden nur möglich ist. Was folgt daraus? Das stand fest, daß die ganze Gesangesherlichkeit der Erde aufgeboten werden muß zur schönen und vollkommenen Herstellung des Lobgesanges des Herrn im Gottesdienst. Nun dann darf man sich nicht mit dem blosen Lobe Gottes im Gemeindegesang begnügen, sondern man muß — natürlich nach Maßgabe der vorhandenen Kräfte und Mittel — die Kunst in den Dienst nehmen und ihr die Ausführung eines Teils der Lobgesänge im Gottesdienst übertragen. Freilich keine Gemeinde kann selbst solche Gesänge ausführen. Da denke ich mir nun, wie etwa eine lebendige Gemeinde von dieser Sache zum Herrn reden sollte: Sieh Herr, wir wollen dich gern loben durch Gesang in deinem Hause und so bringen wir auch allezeit dir unser armes Lied und Lobgesang dar. Aber wir wollten dir gern das beste darbringen, was es gibt, dich gern preisen mit aller Gesangesherlichkeit dieser Erde und das verstehen wir doch nicht Darum haben wir gethan, was wir unsres Ortes zu thun vermochten, und ein Chor ist nun da, der die Sache versteht. Darum, wenn im Gottesdienste der Augenblick gekommen ist, dein Lob schön zu zu singen, dann soll er als unser Mund anstimmen und unser Lob vor dich bringen. Siehe also, was er singt, an als das Opfer unserer Lippen und Herzen. Ein conkretes Beispiel hierzu: Wenn die Gemeinde durch das gehörte Wort Gottes aufs neue in ihrem Glauben gestärkt ist, so muß sie sich zum lauten Bekentnis dieses ihres Glaubens getrieben fühlen. Daher das „Ich glaube" im Gottesdienst. Nun sollte denn das Verlangen so gar fern liegen, dies aus innerstem Glaubensgrunde quillende Opfer des Bekentnisses dem Herrn auch in einer äußerlich schönen Form darzubringen? Man freut sich doch auch, wenn man die schönsten Früchte seines Garten auf schönen silbernen Schalen dem Gaste darbringen kann. Sollte also jenes: „goldene Aepfel auf silbernen Schalen" hier nicht auch psychologisch begründet sein? O wie würde es einem jezt freilich weil nie gewekten noch schlafenden Bedürfnis unserer Gemeinden entsprechen, wenn sie ihr Bekentnis durch den Mund des sie vertretenden Chores im Hause Gottes einmal in einem jener wunderbaren schönen „Credo" unserer größten Meister aussprechen und durch ein von ihr selbst nach dem Schluß gesungenes „Amen" oder „Ehre sei dem Vater ꝛc." als das ihrige besiegeln könnte. Fürwahr, es würde das mehr einem Bekentnis, einem Opferakte im Gottesdienst ähnlich sehen, als wenn jezt der der Gemeinde zugewandte Geistliche ihr den Glauben vorliest und sie nach dem Amen respondirt, womit? mit dem gesungenen Amen? Nein, das spielt in der Regel die Orgel allein; die Gemeinde hat nicht Zeit zum mitsingen, weil der Moment gekommen, wo sie sich eilig niedersetzen und auf den Plätzen arrangiren muß. Doch dies lezte beiläufig. Ebenso beiläufig, daß durch diese Hereinziehung des „Credo" in den Gottesdienst man doch etwas beitragen würde zur Erlösung dieser eigentlichen Kirchenmusik aus den Concertsälen, wo sie oft von Juden aufgeführt und von Juden beklatscht — es ist besonders erbaulich, die Juden über ein „gottvolles" et incarnatus est oder „et resurrexit tertia die" in Begeisterung zu sehen — ein elendes Dasein führen.

Grade diese Begründung der Nothwendigkeit des Chors als eines Vertreters der nicht kunstgeübten Gemeinde im Gesange des schönen Lobes Gottes wird freilich auf viel Widerstand stoßen. Man wird sagen, daß dadurch der Rückweg in die katholische Kirche angetreten werde. Der Chor solle singen, die Gemeinde müsse also schweigen. Ja die Gemeinde würde nach dieser Theorie auf den Glauben geführt, daß wenn sie nur gethan habe, was sie schuldig sei zur Herstellung des Chors, dieser dann für sie das Lobopfer Gottes im Gesang abmache, sie könne entweder in der Kirche in träger Ruhe oder wo möglich auch zu Hause bleiben. Zuerst ein Wort zur Beseitigung eines Misverständnisses. Durch diese Benutzung des Chors soll der Gemeindegesang auch in der Liturgie in nichts beeinträchtigt werden. Selbst bei den wenigen vom Chor allein auszuführenden Lobgesängen soll stets durch ein kurzes von der Gemeinde zu singendes Responsorium — sei es auch nur ein Amen — diese vor Teilnahmlosigkeit bewahrt bleiben. Dies vorausge-

schickt läßt sich nun zur Beruhigung jener ängstlichen Seelen sagen, daß die Folge jener Teilung des Lobes Gottes zwischen Chor und Gemeinde erfahrungsmäßig nicht das verstummen, sondern das viel kräftigere, lebens- und seelenvollere singen seitens der ganzen Gemeinde — namentlich auch der früher stummen Mitglieder zur Folge hat. Also schaden wird wol die Heranziehung des Chors zum Lobgesang Gottes keinenfals. Aber einen großen Segen kann und wird sie haben. Denn wird die Gemeinde nicht zuhören, wenn in ihrer Mitte das schöne Lob Gottes vom Chor gesungen wird? Und werden dann nicht die Worte des Bekentnisses oder Lobgesanges, wie sie schön erklingen vor dem Angesicht des Herrn, grade durch den schönen Klang, in dem sie auch an unser Ohr kommen, aufs neue unsern Glauben entzünden, uns zur Anbetung treiben? Das lassen wir uns nicht nehmen, daß wenn die Kirche willig wäre, dem Herrn das Opfer dieser schönen Lobgesänge zu bringen, daß der Herr sofort sein Wolgefallen daran bekunden würde dadurch, daß er auf dieselben Worte, die so schön zu seinem Thron heraufsteigen, den Segen legte, daß sie zugleich grade durch die Schönheit der Form, in der sie sich darstellen, eine Art Predigt an die zuhörende Gemeinde werden würden, gar geeignet, den Eindruck der eigentlichen und direkten Predigt des Wortes Gottes von Buße und Glaube und Vergebung der Sünden (ohne die freilich alle Kunst allein nichts ausrichtet) zu befestigen und zu erhöhen.

Um vollständig zu sein, müssen wir noch darauf hinweisen, daß in jedem Gottesdienst eine Vereinigung der Kirche des Diesseits mit der obern Gemeinde stattfindet. Sobald die Gemeinde feiernd vor dem Angesicht des Herrn erscheint, trift sie dort die stets zu diesem Geschäft vereinigte Gemeinde der Vollendeten. Diese Idee läßt sich auch durch Darstellung der Gesänge der obern Gemeinde durch den Chor, dem dann die Gemeinde antwortet, treflich darstellen. Leider besitzen wir wenig Gesänge, durch die diese Idee zur Erscheinung zu bringen ist. Augenblicklich ist uns nur das immerhin nach Text und Melodie etwas matte: „O wie selig seid ihr doch ihr Frommen“ mit dem Antwortsvers: Ja wol selig sind wir lieben Brüder gegenwärtig. Hier könnte etwas geschehen, wenn für das „heilig“, das ja mit Engeln und Erzengeln und den ganzen Heerscharen zusammen von der Gemeinde gesungen wird, eine Composition geschaffen würde, die durch regelmäßigen Wechselgesang zwischen Chor und Gemeinde jenes Zusammenwirken zur Darstellung brächte.

Und so sind wir mit der prinzipiellen Begründung des Altar- und Chorgesanges im Gottesdienst zu Ende. Man wird bei dem Ueberblick derselben leicht sehen, daß was wir, um die Begründung erschöpfend vorzunehmen, in der Theorie von einander trennen mußten, in der Praxis häufig in einander übergeht. Denn wer kann jedes Wort, jeden Spruch und Vers im Gottesdienst so classifiziren, daß er bestimt angibt, hier naht Gott zu der Gemeinde, hier feiert die Gemeinde vor Gott? Auch in den sacramentalsten Stücken des Gottesdienstes wird sich eine sacrifizielle Seite, auch in den sacrifiziellsten ein sacramentales Element nachweisen lassen. Daraus ergibt sich ab für den Altar- und Chorgesang das sehr günstige Resultat, d jedes Auftreten desselben durch doppelte Gründe als nothwend erwiesen werden kann. Wir sahen eben schon, das jedesm wo der Chorgesang begründet ist als der im Gottesdienst u entbehrliche Kunstgesang zum Lobe Gottes, er zugleich sei Rechtfertigung erhält dadurch, daß er eine Art Predigt an d versammelte Gemeinde ist. Und ebenso können wir nun a das frühere zurückblickend dieselben Altar- und Chorgesänge, d wir dort als sinnliche Darstellungen der Rede Gottes an d Gemeinde, jezt auch damit begründen, daß alle jene gesungene Worte eben in den Händen der Kirche sind, durch sie dem Vol vermittelt werden und daß die Kirche diese ihr vertrauten „güld nen Aepfel“ im Gottesdienste vor dem Angesicht des Herr nicht anders darbringen darf als in den „silbernen Schalen des schönen Gesanges. Ein und derselbe Altar- und Chorgesang dient hier dem doppelten Zweck, einmal Gottes Wort de Gemeinde zu Herzen gehen zu lassen und sodann Gott selbs durch die schöne Form, in der sein heilig Wort auftritt, zu verherlichen.

Fassen wir nun alle die in dieser Entwickelung gewonnenen Resultate zusammen, so dürfte dies die Summa sein: Der Altar- und Chorgesang sind das vorzüglichste und vollkommenste Mittel, das innerste Wesen des Gottesdienstes, die geistige Vereinigung des Herrn und seiner Gemeinde, zur sinnlichen Darstellung zu bringen. Da nun ferner es tief im Wesen des sinnlichen Menschen liegt, die geistigen und geistlichen Dinge nur durch Hülfe sinnlicher Darstellungsmittel erfassen zu können, so sind wir berechtigt zu behaupten, daß Chor- und Altargesang als jene vorzüglichsten Darstellungsmittel auch die vorzüglichsten Hülfsmittel im Gottesdienste sind, den wirklichen Vollzug der Vereinigung mit dem Herrn in den Herzen der Gemeinde anzubahnen und zu befördern.

Es sollte dies Resultat wol im Stande sein, zum nachdenken und zum handeln anzuregen. Man sollte forschen in seinen Gemeinden, ob nicht doch hier und da Verpflichtungen für Schulen ꝛc. von Alters her bestehen, den Chorgesang sontäglich auszuführen und wenn man solche findet, nicht ruhen und rasten, bis die verpflichteten wieder zur Pflichterfüllung angehalten werden. Man sollte ferner da, wo der Chorgesang noch besteht aber in der elenden Knechtsgestalt, daß er zu einem etwa alle vier Wochen der Gemeinde gegebenen Ohrenschmaus herabgesunken ist, nicht müde werden, dem Cantor und den Chorsängern zu predigen von der Hoheit ihres Chorberufs, Gottes Stimme an die Gemeinde und der Gemeinde Mund an Gott dem Herrn zu sein, sollte auch durch die ganze Anordnung des Gottesdienstes und durch Beschaffung wahrhaft kirchlicher Gesangstücke dem Chor dienstbar sein zur Wiedereinnahme seiner Hoheitsrechte. Man sollte endlich, wo bisjezt nichts bestanden hat, allen Fleiß thun, den Chor ins Leben zu rufen. Am wenigsten freilich durch die sogenanten Gesangvereine, die zuweilen sehr huldvoll und herablassend ihre Mit-

virkung anbieten, aber nur, weil sie hier gute Gelegenheit haben sich öffentlich hören zu lassen. Sie fügen sich denn auch schwer oder gar nicht der kirchlichen Ordnung, wollen singen was und wie sie wollen und nicht was und wie die Kirche es vorschreibt. Ihr weiser Dirigent weiß es ja besser. Es sind gewiß auch außer solchen Vereinen andere Elemente vorhanden. Vielleicht stehen manche, die den Gottesdienst verherrlichen helfen wollten, schon lange am Markte müßig mit der Klage: es hat uns noch Niemand gedingt. Da sind Jünglingsvereine, hier kann der Lehrer mit Leichtigkeit die erforderliche Zahl junger Leute zusammenbringen; Kinder sind auch, selbst wo es keine Parochialschule gibt, so schwer nicht zu haben. Das Gefühl, daß es eine Ehre ist, im Gottesdienste Chorsänger zu sein, übt, wenn einmal genährt, eine große Macht über Kinder- und, was nicht unwichtig ist, auch über Elternherzen aus; und wenn denn doch die kindliche Unbeständigkeit ihr Recht geltend macht, so läßt sich durch zeitweilige kleine Geldgeschenke oder durch kleine dem Sängerchor gegebene Festlichkeiten sehr erfolgreich nachhelfen. Und wenn das alles nicht den Zweck erreicht? Nun dann wird man freilich an eine Besoldung der Sänger zu denken haben. Wo die hernehmen? Nun sind wir denn so sehr viel ärmer als die Leute im Mittelalter, als die evangelischen bis ins 17te Jahrhundert hinein? Wir haben ja gehört, daß die Schüler der lat. Schulen nicht umsonst gesungen haben, daß sie im Gegenteil sehr reichliche Emolumente für diese Verpflichtung bezogen. Sollten wir diese Geldmittel heute nicht mehr beschaffen können? Wenn man hört, wie manche eigentlich schöne Kirchen jezt gebaut werden, wie eifrig namentlich reiche Leute sind, die ihnen lieb gewordenen Gotteshäuser mit köstlichem Abendmalsgerät, schönen kunstverzierten Altardecken und Teppichen oder auch theuern Gemälden zu zieren — so sollte man glauben, daß es für solche nur des Winkes bedürfte, um zur Verherlichung nicht nur des ihnen theuren Gotteshauses, sondern auch seiner Gottesdienste durch kunstreichen Chorgesang offene Herzen und Hände zu haben, ja man würde neue Legate zur Befestigung des Chorgesanges in einer Kirche gewinnen können.

Was sollen wir nun sagen? Chor und Altargesang werden überall möglich sein, wo der Pastor Lust und Liebe dazu hat und diese durch den Eifer, mit dem er die Sache betreibt, bekundet. Daß freilich auch etwas Sachkentnis sehr viel dazu beiträgt, wollen wir nicht geläugnet haben. Wo immer ein Pastor spricht: ich kann den Gottesdienst so nicht aushalten; ich muß Chorgesang haben, da wird der Chor alsbald da sein. Auf solche Pastoren also komt's an, die beim Eintritt in ihr Amt die kahlen Gottesdienste nicht aushalten können und die genug von der Herlichkeit der Musika im Gottesdienste geschmekt haben, um vor Sehnsucht danach keine Ruhe zu finden Tag und Nacht. Das sind freilich Gefühle, die dem Candidaten nicht anzuhauchen oder durch eine kurze Belehrung einzuflößen sind. Sie können nur gewekt und gereift werden durch die ganze Jugendentwickelung des künftigen Dieners der Kirche. Wir hätten wahrscheinlich nur einen geringen Teil unserer eigentlich lutherischen, weil von Luther selbst componirten Altar- und Choralmelodien, wenn der Knabe Luther nicht auf der Schule vor den Thüren Kirchengesänge hätte singen müssen. Die ganze reiche Entfaltung des Gesangeslebens in der lutherischen Kirche ist durchaus nicht unabhängig von den frühen Jugendeindrücken Luthers. Möchten die Eltern, die ihre Kinder dem einstigen Dienst des Herrn in seinem Heiligtum weihen, sie frühe der Kirche zum Gesangesdienst in ihren Gottesdiensten darbringen. Segen bringt dieser Dienst jedem Kinde. Es ist das „im Chor mitgesungen zu haben und von daher noch die ganze Liturgie recht gut im Kopfe zu haben" eine der angenehmsten und stolzesten Jugenderinnerungen manches schlichten Mannes und wer weiß wie oft grade an ihr die Predigt von der Bekehrung ihren Anknüpfungspunkt findet. Wie viel wichtiger ist diese frühe Gewöhnung zum thätigen Mitwirken im Gottesdienst für den künftigen Diener der Kirche. Sie wird ihm nicht nur fürs Herz, sondern auch fürs Amt hundertfältige Zinsen bringen. Die eigentliche Zeit aber für die nachhaltige Begeisterung der künftigen Diener der Kirche für die schönen Gottesdienste des Herrn dürfte ihre Studienzeit sein. Das ist die goldne Zeit, wo der Jüngling, noch unberührt von den beugenden Sorgen des Lebens, es versteht, die schöne und poetische Seite der Dinge zu erlauschen und sich für dies schöne und poetische zu begeistern. Es ist überhaupt die Zeit, wo man sich Ideale bildet und in Idealen lebt. O daß man der Jugend in dieser Zeit nahen, ihr zeigen könnte, ein wie hohes, des Erjagens wertes Ideal vollendet schöne Gottesdienste sind, wie auf keinem Gebiete ihres späteren Amtslebens die Ideen des schönen und poetischen, die jezt ihr Herz erfüllen, so in die Erscheinung treten als in den schönen, durch Chor- und Altargesang musikalisch reichen Feiern vor dem Herrn. Daß man das alles ihr nicht blos beiläufig in den Vorlesungen über praktische Theologie sagte! Es ist ein großer Unterschied von der Herlichkeit des gothischen Baustyls auch in dem besten Handbuch nur zu lesen und hineingeführt zu werden in eine jener Kirchen mit ihren hoch über uns sich wölbenden Bogen. Möge die Kirche die Mittel und Wege finden, die jungen Leute, wie überhaupt zu einiger musikalischen Ausbildung, so besonders zu Uebungen in diesen Gesängen und zu Mithülfe in den Gottesdiensten heranzuziehen. Dabei würden ihnen für die große Herlichkeit ächten Kirchengesanges je länger je mehr Augen und Herz aufgehen. Sie würden im Anfange eingenommen von Vorurteilen gegen eine solche Beschäftigung für die studirende Jugend, im Laufe der Zeit der Kirche danken, die hierdurch ein fruchtbares Saatkorn für die Zukunft in ihre Herzen gesenkt und für die Gegenwart ihnen den Quell der reinsten Freude, weil der Freude vor dem Herrn geöfnet hat. Die Kirche aber würde sich durch solche Mittel die Leute heranziehen, die durch die Macht des Gefühls: ich kann die kahlen und öden Gottesdienste nicht mehr aushalten, seit ich es besser gehabt, zum handeln getrieben würden.

Nachrichten.

Mecklenburg.

Zur Abwehr. *)

Im Juniheste der Ev. K. Z. findet sich ein von einem Mecklenburgischen Geistlichen verfaßter Artikel, überschrieben: „Wie wird der Feiertag in Mecklenburg geheiligt?"

Der Inhalt entspricht dieser viel umfassenden Ueberschrift nicht; er richtet sich vielmehr lediglich gegen die Mecklenburgische Ritterschaft, welche ihre Tagelöhner am Besuche des Gottesdienstes und an der Heiligung des Sontags hindere. Es wird einem Mitgliede dieser Ritterschaft gestattet sein, auf so schwere Vorwürfe etwas zu erwiedern.

1. Die Landschaft, d. h. die Städte, bildet in Mecklenburg eine der Ritterschaft gleich berechtigte Corporation und weiß diese ihre Stellung auf den Landtagen sehr wol aufrecht zu erhalten. Wenn mit Bezug auf das Sontagsgesetz vom 8. August 1855 in dem oben angeführten Aufsatze von sog. liberaler Opposition gegen konservative Gesetzvorlagen der Regierung die Rede oder von Mammonsdienst, der die Förderung eines guten Sontagsgesetzes hindere, so ist durchaus kein Grund vorhanden, die Ritterschaft dabei für schuldbeladener zu halten, als die Landschaft. Denn abgesehen davon, in welcher der beiden politischen Corporationen mehr konservative oder revolutionaire, vulgo liberale, Gesinnungen anzutreffen, so repräsentirt die Landschaft zum größten Teile kleine Ackerbau treibende Landstädte, von denen nicht behauptet werden kann, daß sie sich durch Kirchlichkeit auszeichnen; die größeren Städte aber haben mehr oder minder bedeutende Kämmerei-Güter und Dörfer, für welche die nämlichen gewerblichen Interessen gelten, wie für die ritterschaftlichen Güter.

2. Wie bei allen menschlichen Machtverhältnissen finden sich gewiß innerhalb der Ritterschaft, sei es daß diese als Obrigkeit oder in ihrer Eigenschaft als Arbeitgeber gedacht werde, Misbräuche, namentlich auch solche, deren der fragliche Aufsatz erwähnt. Aber es ist nicht zu ersehen, wie darum der Ritterschaft alle Schuld an der mangelhaften Sontagsheiligung überhaupt aufgeladen werden kann. Auf manchen ritterschaftlichen Gütern ist den Arbeitern ein halber Wochentag zur Beschaffung eigner Arbeit angeboten, von diesen aber ausgeschlagen, um nicht den Verdienst dieses Tages einzubüßen. Solche Facta sind den vom Verfasser jenes Aufsatzes angeführten Worten einzelner Arbeiter gegenüber zu halten, bevor die Behauptung gerechtfertigt erscheint, daß die Tagelöhner nur wegen des auf ihnen ruhenden Druckes den Sontag nicht heiligten.

3. Gesetze überhaupt, also auch das vom 8. August 1855, sind Resultate herschender Rechtsanschauungen und Lebensgewohnheiten, für die man nicht einen, sondern mehr oder minder alle Stände des Landes verantwortlich machen muß, und wenn solche Gesetze in das geistliche Gebiet einschlagen, so sind auch alle Stände, vorzugsweise aber die berufenen Heger und Pfleger dieses Gebietes, die Geistlichkeit, dafür verantwortlich zu machen. Der Verfasser meldet zwar, „daß er auf einem kleinen Ausfluge in Erfahrung gebracht, daß wol die ganze Geistlichkeit des Landes ausnahmslos durchaus einig sei gegen die Regierungsmaßregel und grade die allgemeine Sontagsentheiligung aufs tiefste beklage", — allein wie steht es mit der Heiligung des Sontags durch die Geistlichkeit selbst? Steht es damit auch ausnahmslos so, daß er Erfreuliches darüber melden kann? es wäre vielleicht besser gewesen, der Verfasser hätte einen etwas größeren Ausflug gemacht.

4. Es ist ganz in der Ordnung und dankenswert, wenn vorhandene Mängel und Fehler der Mecklenburgischen Ritterschaft richtig erkant und in geeigneter Weise zwecks Abstellung und Besserung angedekt werden. Dem Verfasser scheint aber die richtige Erkentnis des Factischen und schon deshalb die geeignete Weise der Besprechung zu fehlen. Denn wie die von dem Verfasser beliebte Darstellung des fraglichen Uebels in einer auswärtigen Zeitschrift, die in konservativen Kreisen zwar hochgeehrt, im ganzen aber doch keinen großen Leserkreis unter der Ritterschaft haben wird, dazu beitragen soll, diesem Uebel abzuhelfen, ist schwer zu ersehen. Dagegen aber wäre es nicht zu verwundern, wenn sich hier und da große Misstimmung über so ungerechtfertigte, von einem ungenanten Geistlichen gegen einen ganzen Stand gerichtete Anschuldigungen erhöbe.

5. Mecklenburg hat sich auf staatlichem und kirchlichem Gebiete viel Eigentümliches, viel Gutes bewahrt. Dabei ist es auf beiden Gebieten von den Regungen und Entwickelungen der Zeitläufte im Guten und im Schlechten nicht unberührt geblieben, nur daß sie alles dies den gegebenen Verhältnissen gemäß gestaltete. Diese sehr positiv ausgeprägten Verhältnisse schließen daher zugleich mit vielen Guten viele Mängel ein. Eine gewisse Schwerfälligkeit ist nicht zu verkennen, die oft einer Verbesserung ebenso hinderlich ist als dem Eindringen eines Uebels, die anderer Seits das vorhandene Uebel oft ebenso schwer beseitigen läßt, als das vorhandene Gute zäh festhält. Unter solchen Umständen ist es weise, das erreichbar Gute zu nehmen, wenn man das Bessere nicht bekommen kann. Das ist auch die Geschichte unseres Sontagsgesetzes.

6. Begreiflich, daß mancher Geistliche, besonders wenn er kein geborner Mecklenburger oder wenn er jung und voll großer Hofnungen ins Amt tritt, sich durch die gegebenen Verhältnisse beengt fühlt. Wie aber in allen Lebensverhältnissen die treue Erfüllung des nächsten Berufes am sichersten bessernd auch auf das größere Ganze und zugleich individuell befriedigend wirkt, so wird auch der Geistliche in seinem Amte dies in hervorragendem Maße erfahren. Freilich wer sich mit den gegebenen Verhältnissen durchaus nicht aussöhnen kann, neigt zur totalen Umgestaltung derselben. Das wäre in diesem Falle Trennung von Kirche und Staat: — die aber darf allein des Herrn Hand vollziehen! —

Dobbertin in Mecklenburg, den 19. Juli 1863.

von Maltzan, Klosterhauptmann.

*) Wir wollen der Antwort des Herrn Verfassers des angegriffenen Artikels nicht vorgreifen, müssen aber doch bemerken, daß in dieser Sache das noblesse oblige von nicht geringer Bedeutung ist. Es ist der Beruf der Ritterschaft, in allen menschlichen und christlichen Tugenden dem Lande vorzuleuchten, und es erscheint also als gerechtfertigt, für herschende Schäden zunächst sie verantwortlich zu machen. Anm. der Red.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 8. August. № 63.

Jean Paul, seine Freunde und Freundinnen.

Streiflichter gelegentlich der

Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstags herausgegeben von Ernst Förster. München 1863. Bd. I. II. IV.

Erster Artikel.

Wenn die Ev. K. Z. ihre Aufmerksamkeit einem Manne zuwendet, welcher zu den Heroen der deutschen Literatur gerechnet zu werden pflegt und seiner Zeit durch seine dichterischen Gaben einen Einfluß geübt hat, wie kaum ein zweiter, ja mit dem einzelne Personen, Kreise, Städte, Zeitepochen einen wahren Götzendienst getrieben haben, so kann es nicht in ihrer Aufgabe liegen, eben diesen poetischen oder ästhetischen Wert des Mannes und seiner hinterlassenen Schriften näher zu charakterisiren, zumal deren Bedeutung in so vielen zum Teil sehr umfassenden Werken dargelegt worden ist, welche die Erscheinungen der schönen deutschen Literatur seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zum Gegenstande ihrer Aufgabe gemacht haben. Es würde vielmehr darauf ankommen, den christlichen oder antichristlichen Gehalt dieser Erscheinungen aufzusuchen, um danach den bleibenden Einfluß zu ermessen.

Im allgemeinen hat zwar die Pflege der Jean Paul'schen Poesien, das Fragen und Suchen nach seinen Werken, die schäumende Begeisterung besonders für einzelne seiner Schöpfungen im Vergleiche zu einer früheren Zeit gar sehr nachgelassen. Seit fast vierzig Jahren ist eine neue Ausgabe seiner Werke nicht nöthig geworden, in den ästhetischen Thees mag nur selten noch von ihm die Rede sein, ja in gar vielen Selen ist die Begeisterung für ihn in ihr Gegenteil umgeschlagen. Es mag das zum Teil seinen Grund in dem vielen Zuckerwerk haben, davon seine Bücher gar so sehr inkrustirt sind. Was Kindern schmekt mögen die Alten nicht mehr, und wer zu viel von gewissen weichlichen und süßen Speisen kostet, empfindet zulezt einen unüberwindlichen Widerwillen. Das Manierirte hat weder in der Musik, noch in der Malerei, noch in der Baukunst, am wenigsten aber in der Poesie sich dauernd zu behaupten gewußt, und die hohlen, luftigen, nebelhaften Gestalten, welche nur in der Fantasie existiren, während ihnen alle Objektivität realen Lebens abgeht, verlieren schnell ihre Anziehungskraft. Je reicher die Fülle, desto sorgfältiger muß sie geordnet werden, wenn sie wolthuend wirken soll, und je mehr sie sich in der Simplizität zu verbergen sucht, desto schöner und wolthätiger wird sie erscheinen. Niemals aber wird ihr Einfluß ein dauernd erquicklicher, wenn sie sich gar spreizt oder in absichtlich gesuchter Weise wie die Ware des Kaufmanns an den Schaufenstern die Augen gern auf sich ziehen möchte. Jean Paul hat bei allem Fleiße niemals in seinem Leben irgendwelche ernste Studien gemacht, er hat in keiner Disziplin der exakten Wissenschaften nennenswerte Kentnisse besessen, und wenn seine Werke den Anschein erwecken und erwecken sollen, als ob er eben Alles wüßte, so ist das nur die Folge unermeßlicher dilettantischer Lesereien, die er von früher Jugend an getrieben. Sein riesenhaftes Gedächtnis ist ein ungeheurer Speicher, dem er durch unausgesezes Exzerpiren in einem unermeßlichen Maßstabe immer neue Ballen zuführte, die er dann sogar durch mechanische Vorrichtungen in seinem Arbeitszimmer sich gegenwärtig zu erhalten wußte, um sie fort und fort in seinen Schriften zu verwenden. „Jezt habe ich", schreibt er an Thieriot, „einen Abschreiber, der nach einem künstlichen Plane Register aus meinen Exzerpten macht. Das soll mir's künftig leicht machen, dann und wann anzuspielen." Und ein anderes Mal an denselben: „Ueberhaupt finde ich immer mehr, daß ich meine Exzerpte nicht so wachsend benutze, als sie wachsend anlaufen. Himmel! worauf könte ich nicht anspielen, wenn ich mich umsehe nach meinen Papieren rechts! Warum bleibe ich mager, und das Fett steht neben meinem Kanapé im Bücherbrett?" — — Das Alles aber ist etwas künstlich Gemachtes, nicht der natürliche Erguß einer durch Studien erworbenen Fülle, und es kann gar nicht fehlen, daß dieses dem Leser störend und unerquicklich entgegentritt. „Man merkt die Absicht und ist verstimt." Wehe aber dem armen Zuschauer, der nach einer reichen Szene hinter den Coulissen einmal die Armut der Spieler, die fadenscheinigen Gewänder, den unächten Flimmer, die Linien und Rollen gesehen, die das Ganze in Bewegung sezten, die Illusion ist zerstört.

Dazu komt die unglückliche Schreibart. Es fehlt aller freie Erguß und Fluß. Jeden Augenblick wird der ruhige Gedankengang durch immer neue Einschiebsel und Einfälle unterbrochen, die aber dem Fluß der Rede nicht verwebt, sondern dazwischen gekeilt werden. Es ist eben als ob man beständig fort auf einem Knüppeldamm von Wörtern und Gedanken fährt,

und das ist bekantlich nicht gut lange auszuhalten. Wie anders klingt die Göthesche oder Lessingsche Prosa!

In diesen Andeutungen haben wir, abgesehen von dem innern Gehalte des Lebens, das uns aus den Schöpfungen Jean Pauls entgegentritt, die allmälige Erkältung im Vergleich zu einer früher so übertriebenen Begeisterung für ihn erklären wollen. Damit wollen wir indeß der glänzenden Fülle oder dem hohen Fluge einer kühnen Fantasie nicht im mindesten Abbruch thun, die Pracht einzelner Gedanken in den köstlichsten Gewändern tief poetischer Schönheit ausdrücklich anerkennen, auch die zartesten Gewebe des feinsten Humors nicht verläugnen und einen Pinsel bewundern, dem alle Farben in allen Schattirungen wunderbar zu Gebote stehen, mag er den Himmel oder die Erde malen, oder menschliche Herzen in ihren zartesten und weichsten Stimmungen belauschen, daß sie wie mit einem Hauche der feinsten und reinsten Farben zauberisch dahingestelt werden. Das Alles bleibt in seinen Würden und der feinen Kunst wollen wir keinen Abbruch thun. Aber danach wäre doch zu fragen: Wem diente diese hohe Kunst, ist es die heilige oder die falschberühmte, ist es Silber oder Gold, oder Heu und Stoppeln? Das eben wäre die Hauptfrage, und wenn geeignete Federn sich einer eingehenden Beantwortung zuwenden wolten, so würde gewiß einem nicht geringen Leserkreise der Ev. K. Z. ein Dienst erwiesen.

Zur Einleitung wenden wir uns heute den in der Ueberschrift näher bezeichneten Denkwürdigkeiten zu, welche in der Mitteilung meistenteils bislang ungedrukter Briefe aus dem Kreise naher Freunde und Freundinnen des damals so sehr gefeierten Mannes bestehen und darum das Verständnis seiner Werke fördern. Die Schriften Jean Pauls sind ja so sehr mit seinem Leben verwachsen und verwebt, daß sie ohne eine nähere Kentnis desselben in vielen Einzelheiten gar nicht verstanden werden können. An unzähligen Stellen nöthigt der schreibende Autor den Leser zu sich herein. Er muß zusehen, wie er am Schreibtische sizt, zusehen wie er ißt und trinkt, hören was er mit seinem Hunde spricht, wie er den Laubfrosch und den Vogel füttert und bis zu dem Pantoffel herab, der verkehrt unter seinem Bette steht, Bekantschaft mit seiner Person und seiner Umgebung machen, und wie denn seine Werke nicht verstanden werden ohne eine genaue Kentnis seines Lebens, so fallen wiederum aus seinen Büchern bedeutende Schlaglichter auf sein Leben zurück.

Daher denn auch jezt, nachdem man von dem hundertjährigen Geburtstag Schillers ein bis zum Unerlaubten getriebenes Aufheben gemacht, Schiller-Statuen wie Pilze aus der Erde gewachsen, Schiller-Straßen, Schiller-Plätze, Schiller-Stiftungen, Schiller-Lotterien ꝛc. ꝛc. entstanden sind, gelegentlich des am 21. März d. J. wiedergekehrten hundertjährigen Geburtstags Jean Paul's am literarischen Markte mehrfach Erinnerungen aus seinem Leben feil geboten sind. Uebergehen wir hier das romanhaft eingekleidete Leben Jean Paul's von Herbert Rau. Der Verf. hat sich auf vier Bände beschränkt. Er selber

wird es am besten wissen, daß er ebenso gut in der dargestel
Weise sechs oder zehn Bände hätte schreiben können, ohne t
so reichlich vorhandenen Stoff zu erschöpfen. In allen die
Bänden ist durchaus nichts Neues gesagt, wol aber vieles v
schwiegen, was ebenso gut hätte gesagt werden können. Es
nichts als eine Reproduktion bereits vor Jahren gedruk
Sachen, die aber in einem sehr wenig erbaulichen Geiste,
sogar in widerlichen Szenen ausgemalt sind, z. B. die bis zu
alleräußersten Grade der Unschicklichkeit und gemeiner Lüster
heit dargestelten verführerischen Künste einer Emilie von Be
lepsch, in deren ausgesteltem Garne Jean Paul sich so leic
fangen ließ, um es nur mit großer Anstrengung wieder
zerreißen.

Der Herausgeber der vorliegenden Denkwürdigkeiten h
wenigstens das Verdienst, einen sehr umfangreichen Teil bish
ungedrukter Briefe gesammelt zu haben, wennschon die bis zu
lächerlichen getriebenen, so ganz und gar nichtssagenden Bille
besser in ihrer Verborgenheit geblieben sein möchten.

Es liegen bereits vor in vier Teilen der erste, zweite un
vierte Band. Der dritte wird nachfolgen. Von diesen enthäl
der erste Teil des ersten Bandes die sehr ausgedehnte Cor
respondenz zwischen Jean Paul und seinem intimen Freund
dem Juden Emanuel (der sich anfangs Emanuel Samuel jun
später Osmund nante). Bald nachdem seine ersten bedeuten
deren Werke erschienen, gerieth nämlich Jean P. in eine an
fangs nur sehr oberflächliche Bekantschaft mit einem Bayreuthe
ästhetischen Juden, J. P. nennt ihn in Briefen an Thierio
„einen philosophischen Juden", der aber seinem Gewerbe na
nichts anders war als eben die große Mehrzahl seiner Volks
genossen, ein Handelsmann. Zur Zeit, als er (etwa 1793) mi
J. P. bekant wurde, konte er noch nicht einmal richtig schrei
ben, doch hatte er ein Verständnis für J. P.'s Schriften un
das führte die Männer zusammen, so eng zusammen, daß haupt
sächlich dieses Verhältnis J. P. bestimte, in Bayreuth schließ
lich seinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen. Emanuel war ei
achtbarer, strebsamer, denkender Jude, keineswegs ein nichtssa
gender ausgelerter Reformjude (unstreitig eine der widerlichste
Erscheinungen unserer Zeit). Er studirte die Rabbinen, kante
verstand und übte das Gesetz. Er schreibt nur an J. P. wenn
es „seine Feiertage erlauben", er wünscht nicht, daß J. P. ih
während des jüdischen Osterfestes besucht, er eröfnet J. P. ei
Verständnis der Rabbinischen Schriften, führt ihn in die
Mischna und Gemara, und was in J. P.'s Schriften von
jüdischen Sitten, Bräuchen, von jüdischer Gelehrsamkeit und
rabbinischen Spitzfindigkeiten vorkomt, hat er hier gelernt. Er
exzerpirt auch diese Briefe, um sie in seinen Schriften zu ver
wenden, und Emanuel glaubt gar nicht, „wie viel er schon aus
seinen Briefen zur Verwendung und Ausmünzung aufbewahrt."
„Ihre Lehrer haben zwei Selen", schreibt J. P., „eine philo
sophisch-moralische, deren Sonnenblicke uns Moses Mendels
sohn, Herder und andere sehen lassen, und eine unbegreiflich
enge, eine Adne' sudeh, die mit der Nabelschnur in die Erde

und zwar in die paleſtiniſche eingewurzelt iſt. Sagen Sie mir Ihre Meinung über den kleinherzigen Zwanggeiſt in Vorſchriften wie folgende: Wenn Einer am Sabbat ein Geſchwür aufzwikt, um es zu öffnen, ſo übertritt er ihn, weil es eine Art bauen iſt, aber es ſchadet gar nichts, wenn er es aufmacht, um die Feuchtigkeit herauszubringen. So die Unterſuchung im Capitel vorher, wie viel Todtengebeine dazu gehören, um ein Haus zu verunreinigen und ſo alle Bücher des Talmuds, die ich geleſen." J. P. will gern eine Ueberſetzung der Gemara haben, „wenn Sie ſie anders einem Lutheraner leihen dürfen." Emanuel aber kann nur antworten, inſoweit es ſeine Feiertage erlauben. „Denn Alles", ſagen die rabbiniſchen Geſetze, „was ich ohne gegenwärtigen oder zukünftigen Schaden nach den Feiertagen ebenſo gut noch verrichten kann, darf ich, wenn es eine Art Arbeit iſt, auch ſelbſt an halben Feiertagen nicht verrichten."

„Auf Druckpapier kann ich Ihnen kein Armband, viel weniger eine Halsſchnur von meinen rabbiniſchen Perlen ſenden doch können Sie auf Schreibpapier nach und nach einige Loth Lothperlen, vielleicht auch eine kleine Zahl Zahlperlen bekommen."

„Die „zwei Selen" meiner Lehrer könnten ſich wol, wenn Widerſprüche die Verdoppelung bewirken, noch öfter verdoppeln. Aber wenn wir uns in ihre Bilderſprache gefunden, erſcheinen ſie uns anders. Vor allem bedenken Sie, daß der Talmudiſt eine Größe darin ſucht, die äußerſte Grenze eines jeden Dinges nicht nur, ſondern einen jeden Weg aus weiteſter Entfernung zu dieſer Grenze aufzuſuchen und in der Uebertretung eines ganz unbedeutenden Geſetzes ſchon die Verletzung der wichtigſten vorauszuſehen. Darum ſagt er: Wer am Sabbat ein Geſchwür aufzwikt, blos um es zu öfnen (ohne Noth), der übertritt das Geſetz (während die Oefnung deſſelben zur Heilung in der Ordnung iſt), der Talmudiſt gebraucht ein Bild. Die Gemara will damit ſagen: „Wenn ein Geſchwür ohne Noth aufzwicken ſchon eine Art bauen oder Arbeit iſt, wie ſehr iſt dann des Juden Pflicht, jede Handlung, die er am Schabbas verrichten will, genau zu prüfen, ob ſie nicht eine Art Arbeit ſei; dann aber erſieht der Jude zugleich aus dieſer Stelle, daß er im Fall der Gefahr ſich über das Gebot hinwegſetzen kann."

Wir haben dieſe Stelle hierhergeſezt, um zu zeigen, teils, daß Emanuel wirklich ein Jude war, der im Geſetze lebte, anderer Seits, wie J. P. von ihm im rabbiniſchen Judentum etwas lernte. Schwerlich aber wird man eine einzige Zeile in den Briefen J. P's. finden, aus der Emanuel etwas vom Chriſtentum hätte lernen können, obwol ſich J. P. ihm gegenüber einen Lutheraner nennt.

Kommen wir denn ſo auf die Frage, wie es möglich war, daß zwiſchen einem Juden und einem Chriſten, zwiſchen Jean P. und einem Bayreuther Handelsmann ein ſo inniges Band der Freundſchaft ungetrübt bis an das Ende beſtehen konte, wie ſie in allen wichtigen Fragen ſo völlig im Einklange lebten, ſo

ergibt ſich die Antwort aus der im Nationalismus der Aufklärung verkommenen Zeit von ſelbſt. J. P. hat die Trikolore des vulgären Nationalismus — Gott — Tugend — Unſterblichkeit hoch oben auf ſein Panier geſchrieben und es wird nicht leicht Jemand gefunden werden können, der dieſe Trias ſo geiſtvoll und ſo ſchön nach allen Seiten ausgemünzt und ausgeprägt haben möchte, wie eben J. P. Sie ſind ſein Compaß und ſein Steuerruder und mit friſchen Winden ſegelt er mit ihnen durch alle ſeine Romane. Der Unſterblichkeit hat er in ſeiner Sebina ein eignes Buch gewidmet, die Tugenhelden und Heldinnen begegnen uns auf allen Gaſſen ſeiner Schriften ſo groß und ſelenrein, wie ſie leider nirgends auf den Gaſſen des Lebens gefunden werden, und den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde malt er uns in allen Werken der Schöpfung aus — aber weiter iſt ſeine Sele nie gekommen, und Gott, den Vater unſeres Herrn Jeſu Chriſti hat er zwar in ſeiner Jugend einmal gekant, ſpäter hin aber gänzlich verloren. Im Gegenteil zieht ſich durch alle ſeine Schriften ein bald mehr bald weniger verſteckter Haß gegen die Kirche Chriſti, die Paſtoren welche er ſchildert ſind immer erbärmliche Menſchen und er ſcheut ſich nicht die heiligſten Wahrheiten und Dogmen dem platteſten Spott und Hohn Preis zu geben. Als ſein lieber früh verſtorbener Sohn Max, ein fleißiger ernſter Jüngling, der anfangs in München und dann in Heidelberg ſtudirte, von dem friſchen Hauche chriſtlichen Lebens angeweht wurde und darum gern von dem Studium der Philologie zur Theologie ſich wandte, gab er ſich alle Mühe, ihn wieder vom Wege des Lebens abzubringen und als ihm das nicht gelingen wollte, ergeht er ſich in bittern Klagen. „Mein guter Max," ſo ſchreibt er an ihn, im Decbr. 1820 „deine Briefe haben mich ſehr gefreut und gerührt. Aber die theologiſche Kannegießerei beängſtigt mich für deine Jugend, eine unwiederbringliche Zeit, die du heiter, ohne Mönchsgrillen zubringen mußt, wenn nicht meine Erwartungen von dir untergehen ſollen."

„Studire doch die Geſchichte der Entſtehung des Chriſtentums, die Evangelien und Apoſtelbriefe, die man erſt am Ende des zweiten Jahrhunderts zum Teil durch Irenäus kennen lernte, und eigentlich ihr Verzeichniß erſt im Anfang des dritten durch Origenes. Siehe nach, wie dieſe Apoſtel noch immer eingeſchränkte Juden mit ihrem zornigen Jehovah bleiben und z. B. Hurerei und Blutſpeiſen mit gleicher Wärme verboten (Apgſch. 15, 20) oder wie ſie unter einander zanken, oder wie Paulus ſich rühmten (2 Cor. 11. 12). In allen Reden Chriſti iſt kein Wort von der Lehre von allen mit Adam zugleich mitgefallenen Selen oder gar von der Genugthuung. Gott bekehre dich zu dem heiteren Chriſtentum eines Herder, Jacobi, Kant Lies lieber, wie ich in Leipzig, Arrians Epiktet, des liebenden Antonius Betrachtungen und Plutarchs Biographien, als Kanne, der ein ſchlechter Exeget und Hiſtoriker iſt. Es gibt keine andere Offenbarung, als die noch fortdauernde. Unſre ganze Orthodoxie iſt erſt, wie der Katholizismus in die Evan-

gelien hineingetragen worden und jedes Jahrhundert trägt seine neuen hinein. O käme ich doch bald an mein Werk gegen das Ueberchristentum! Mit dem neueren Mönchtum wirst du dir Freuden und Kräfte und Feuer abtödten und am Ende — Nichts werden. Was mich einigermaßen über deinen ultrachristlichen Trübsinn beruhigen könte, wäre etwa, daß er eine körperliche Quelle in deinem übertriebenen Sitzen und Studiren hätte, freilich ein schwacher Trost. Einige Jahre hält es die Jugendkraft aus und du überflügelst manche um einige Jahre in Kentnissen, aber dann komst du als Scheinlebendiger nicht als Scheintodter zu mir zurück und grade in den Jahren der Vollreife, wo das Höchste errungen werden muß sitzest du bleich vor Arzneigläsern. Gott verschone mich mit diesem Anblick."

Es war dem treuen Sohne schmerzlich, solche Ermahnungen von dem Vater hören zu müssen, aber beirren konnten sie ihn nicht. Er bat wiederholt, die Philologie als eine „rein menschliche Wissenschaft" mit dem „freien Geschenke Gottes, der Theologie" vertauschen zu dürfen, wovon aber der Vater nichts wissen wollte.

„Mich erquikt", schreibt er, „Dein religiöses, frommes, von Gott begeistertes Gemüt, aber die Theologen haben Dir Deinen frischen Lebenssinn weg- und eine enge Orthodoxie eingepredigt, bei welchem am Ende alles Feuer der Wissenschaft und meine Hofnungen von Dir sinken müssen. Zu einer Umänderung Deines Studienplanes sage ich gradezu Nein, weil zu einem Doktor der Theologie jetzo Zeit — bei dem ungeheuren Umfange dieser **meinenden** Wissenschaft — und noch mehreres fehlt. Was Deine Sele als theologische Nahrung bedarf, kann sie sich seitwärts ohne gelehrtes Erkennen verschaffen. Aber die rechte und wahre Gottlehre findest Du nicht in der Orthodoxie, sondern in allen Wissenschaften auf einmal."

Ein eigenes Buch über und gegen das „Ueberchristentum", das „neue Mönchtum", „den Mystizismus", wie er es nante, zu schreiben, um damit eine Strömung des Lebens aufzuhalten, ist ihm zwar nicht mehr gestattet gewesen. Die teilweise Erblindung und der bald nachher erfolgte Tod hinderte ihn daran, aber Proben davon gab er noch in den „Uebernacht-Gedanken ꝛc." im 59sten Bande seiner Werke, wo er die magnetischen Hellseher in theologische Dunkelseher verkehrt. „Wir haben ja schon seit einem Jahrfünf manche treffliche religiöse Dunkelseher aufzuweisen, welche den Licht- und Frei- und Frohsinn eines Herder's, Jacobi's und Anderer hinlänglichst einschränkten und ihre Bluttheologie zu einem Blutlasser des Denkens und Freuens machen. Um so sicherer darf ich, da ich das Gegenmagnetisiren des Höllenrichters selber gesehen (in einer fingirten Vision), Hofnung machen und profezeihen, daß 1819 unsre Theologen — ich weiß nicht, ob sich Harms und die Frau Krüdener zu ihnen schlagen — die christliche Kirche den heidnischen Tempeln ähnlicher aushauen und zumauern werden, die bekantlich keine Fenster hatten. Sie werden bei Zuhörern, die ganz Ohr sind — und dazu gehört ein sehr langes — durch Sätze, welche stark genug sind, die Vernunft und die Freiheit gefangen zu neh[men] und dann hinzurichten, für die Bekehrung jene Blindheit er[zu]ken, in welche Paulus bei der seinigen, aber nur körperlich [ge]lange gerieth, bis ihn Ananias hergestelt u. s. w."

In einem Briefe an Heinrich Voß vom J. 1821 schr[eibt] er in Rücksicht auf die damals nach dem Tode seines Sohn[es] zu edirende Selina oder über die Unsterblichkeit: „Den na[hen] und dunklen Augen werde ich ganz neue lichte Stellen [im] Reiche im künftigen Leben des Seins mit Kühnheit zeigen k[ön]nen; alles ohne Beihülfe der Bibel. Es gibt durch die Jahrhunderte größere Blicke ins All, als [die] eines Peter und Paul." — —

Als J. P. sich dieser größeren Blicke, als die, welche [in] die heil. Schrift eröfnet, rühmte, hatte er nicht vier Jahre m[ehr] zu leben. Leider scheint ihm die Eine ewige Wahrheit auch [da] noch verborgen geblieben zu sein, als schon sein leibliches Au[ge] dunkel geworden und die Nähe des Todes sich kundgab. Es [ist] eine eigentümliche Umgebung, in der wir ihn finden. Er ha[tte] sich einen jungen Literaten, den Dr. Spazier, seinen Neff[en], kommen lassen, der ihm vorlesen und sonst bei der Herau[s]gabe seiner Werke behülflich sein solte. Dieser hat seine letzt[en] Tage in einem eigenen Buche beschrieben. Als schon der T[od] ganz nahe war wußte man ihn nicht besser hinüber zu helfe[n], als daß man früher gern von ihm gehörte Lieder von Z[el]ter sang:

Madahö, der Herr der Erde ꝛc.,

und da es schien, als ob ihn dieses Lied erfreut hätte, stel[lte] man sich am andern Morgen vor seine Stubenthür und [sang] zur Guitarre das Lied Mignon's. Aber er war nicht mehr f[ür] diesen ästhetischen Morgengruß empfänglich. Es war das lez[te] Lied, das vor ihm gesungen worden. Ist denn kein Geistliche[r] kein Gebet an seinem Sterbelager gewesen? Ein Geistliche[r] nicht, aber doch ein Gebet. Denn als er am 15. Nov. 182[5] Abends 5 Uhr im Sterben lag, trat sein Freund, der Jud[e] Emanuel, herein, und „da er oft schon den Menschenbrüder[n] in den Augenblicken des Hinübergehens zur Seite gestanden erkante er sofort die Nähe des kommenden Augenblickes. Un[d] nachdem er die Hände zum Himmel erhoben und heiße Gebet[e] seines mosaischen Glaubens tief bewegt hinaufgesandt, sezte e[r] sich mit gefalteten Händen an das Lager und schaute dem Schla[fen]den in das Antlitz."

Das that der Jude. Was that denn der Christ? De[r] Dr. Spazier erzählt es uns selbst.

„Eine heftige Sehnsucht drängte mich in diesem Augen[blicke] zu Platon's Phaedon. Das Buch in der Hand saß ich am Haupte des Greises. Unendlich erquikte mich die einfach[e] Erzählung von dem schönen Tode des Sokrates, aber vor Allem bewegte mich die Stelle:

„Mir meinesteils, o Echekrates, war ganz wunderbar „zu Muthe. Denn mir kam gar kein Mitleid ein, wie „einem der bei dem Tode eines Freundes zugegen ist, so

„glückselig erschien mir der Mann in seinem Benehmen, wie „edel er endete, so daß ich vertraute, er ginge auch in die „Unterwelt nicht ohne göttlichen Einfluß ꝛc. ꝛc."

So sehen wir Juden und Heiden um das Sterbebett, aber von dem, welcher die Auferstehung und das Leben ist, hören wir kein Wort, es müßte denn hieher zu stellen sein, was Dr. Spazier weiter von sich selber erzählt. Er ging an dem dunklen November-Abend an die Berge, an denen J. P. „als ein heiliger Priester" gestanden.

„Aber durch die tropfenden Augen, durch die Thränen, die der Himmel zur Erde niedergoß, ward mir, als ging glänzend von der Erde ein weißer heller Streif zum Himmel empor. Ein heiliger Schauer durchrieselte mich. Vor die Sele trat die heilige Nacht, in der Christus geboren und den Hirten auf dem Felde solches verkündet ward. In mir tönten die Worte: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wolgefallen. So ging er von uns, heilig und groß als Dichter, aber größer noch und heiliger als Mensch."

Man fühlt sich geneigt, nach den sonstigen Ueberschwenglichkeiten zu glauben: der weiße Streif sei die Sele J. P.'s gewesen und die Engel im Himmel hätten gesungen wie in der heil. Weihnacht. Anders sind doch wol diese Worte nicht zu deuten, und sie stimmen ganz zu dem Götzendienste des modernen Heidentums jener Zeit.

Man verzeihe uns diese Abschweifung. Es kam uns eben nur darauf an, in diesen Zügen zu zeigen, wie J. P. zum Evangelio gestanden und warum sein Christentum nicht im mindesten der Freundschaft zu dem Juden Emanuel im Wege gestanden. Woran allein er einen Anstoß nimt, das sind die Mikrologien und Spitzfindigkeiten der Masorethen und mancherlei mit dem jüdischen Cultus verbundenen Ceremonien, dazu er auch das laute Beten rechnet und deren innere Bedeutung ihm völlig verschlossen ist, so daß er der Meinung ist, sie könten auch in ihrem Gegenteil bestehen, statt zu knien und niederzufallen, könte man ebenso gut auch aufstehen ꝛc. „Ueberhaupt hängt ihrer sonst scharfsinnigen Nation — deren Physiognomie durchgängig die scharfe, mit vordringenden, festen Gesichtsteilen schneidende des Scharfsinnes ist (ich habe noch an keinem Juden die wie eine Wanze zerdrükte Kalmucken-Nase bemerkt) — etwas Mikrologisches an, was ich gern zum Sohne des Talmuds und der Masora machen möchte, wenn es nicht der Vater Beider wäre. Dürftig ist es doch, wenn der Masoreth auffummirt, wie oft z. B. ℵ vorkomt, nämlich 12,377 Mal, oder ausrechnet, welches der mittelste Buchstabe im Pentateuch ist, nämlich das ו im 3 B. Mos. 11, 42 ꝛc."

Dem entgegen stelt ihm Emanuel sein Glaubensbekentnis in 13 Sätzen des Maimonides auf. „Dies sind die Säulen des Glaubens, in welchem ich das Licht der Welt erblikte, in welchen ich erzogen worden bin und mich erzogen habe, in welchen ich lebe, um einst — selig zu leben, nämlich

1. Hochgelobt sei der lebendige Gott und gepriesen, er ist und sein Dasein hängt von der Zeit nicht ab.
2. Er ist einig. Keine Einheit gleicht der seinigen. Unbegreiflich ist sein Wesen und unendlich.
3. Er ist ohne Form der Körperlichen, auch kein Körper. Unvergleichbar ist seine Heiligkeit.
4. Er war früher als alle erschaffenen Dinge, das erste Wesen, dem Nichts vorgeht.
5. Er ist oberster Beherscher aller Creaturen, seine Herlichkeit und Regierung sind davon Zeugen.
6. Er teilt den Geist der Weissagung seinen Lieblingen zu, den Männern seines Ruhmes.
7. Nie stand in Israel ein Profet auf, dem Moscheh gleich, der den Abglanz der Gottheit so angeschaut.
8. Gesetze der Wahrheit gab seinem Volke der Allmächtige, durch seinen Profeten den Getreuen seines Hauses.
9. Nie wird der Unwandelbare sie verändern, in Ewigkeit mit ändern sie nicht verwechseln.
10. Er weiß unser Geheimstes und schaut es vorher. Er kent die Folgen jeder Begebenheit im Entstehen.
11. Belohnen wird er den Gerechten nach Verdienst, den Bösen vergelten nach ihrer Bosheit.
12. Er wird uns den Erlöser senden zum Zeitpunkt, der ihm allein bekant, diejenigen zu erlösen, die seinem Heile harren.
13. Er wird die Todten dereinst erwecken durch seine gränzenlose Güte."

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Die Pastoral-Konferenz in Bonn.

Wie in frühern Jahren ging auch diesmal der Pastoralkonferenz eine allgemeine Versamlung oder ein Gottesdienst in der Universitätskirche vorher, wo einzelne Ansprachen über innere Mission gehalten wurden. Es war Dienstag, den 30. Juni, Nachmittags 5 Uhr, als diese kirchliche Versamlung ihren Anfang nahm. Nach kurzem Gesang sprach der Inspektor des Barmer Missions-Hauses Fabri auf Grund von Ephes. 2, 17. 18 über die Nothwendigkeit, daß sich alle Thätigkeit im Reiche Gottes nach innen und nach außen zugleich hinrichte, also über die Verpflichtung der christlichen Gemeinde innere und äußere Mission zu treiben. Die Hauptsätze seines gedankenreichen Vortrages waren ungefähr: Es scheint sehr nahe zu liegen, daß Juden und Heiden einen Zugang zu Gottes Gnade haben, aber doch hat es nirgend solchen Eingang gefunden, wie wir glauben möchten. Sehen wir in die Apostelgeschichte, in den Brief an die Galater und andere u. t.

Schriften, so ist den Christen aus den Juden die Universalität des Christentums mehr oder minder verschlossen gewesen. Es war eine der Lebensaufgaben des Paulus die Allgemeinheit der Gnade Gottes zu erschließen. Man hat geglaubt, daß damit durch die apostolische Kirche ein unausgeglichener Gegensatz gehe, was manchen hindert, einen Eindruck von dieser Allgemeinheit der apostolischen Thätigkeit zu empfangen. Aber es liegt in Gottes Offenbarung, daß er nicht in einerlei Sprache redet, sondern sich in reicher Mannichfaltigkeit der Gaben offenbart. In der Einheit die Mannichfaltigkeit und in der reichen Fülle der Mannichfaltigkeit der Gaben die Einheit des Wirkens des göttlichen Geistes. Zuerst müssen wir uns von dem einen, einigen Gottesgeiste berührt und gegrüßt wissen und um dieses seines Zeugnisses willen an Jesum Christum glauben und auf Grund dieses Glaubens kraft des Geistes in die Tiefe und Mannichfaltigkeit des Gotteswortes oder des geoffenbarten Rathschlusses hineinschauen. Beide, die innere und äußere Mission, sind zwei große Lebensordnungen in der Gemeinde Jesu. Manche Christen vermögen sich nicht in beide zugleich zu fügen und zu schicken. Die für äußere Mission, haben meist auch Sinn und Neigung für innere; zuweilen haben aber die für innere Mission, für die, welche nahe sind, weniger Neigung für die Heidenmission, für die, welche ferne sind. Der Apostel nent die Berufung der Heiden zu wiederholten Malen auch ein Geheimnis. Hier hilft rechte Vertiefung ins Gotteswort, hineinschauen in die Fülle des Rathschlusses Gottes. Christus, sein Blut und seine Auferstehung, ist die Wurzel, aus welcher dieser Baum erwachsen soll, unter welches Schatten alle Völker Frieden finden sollen. Die Liebe zu ihm aber ist, daß wir als seine Glieder ihm dienen gegen die Brüder und gegen alle Menschen. Darauf steht alle Arbeit im Reiche Gottes. Es ist eine große Thatsache, daß sich alle Thätigkeit im Reiche Gottes nach diesen zwei Seiten hinrichtet. — Hierauf folgte eine kurze Uebersicht dessen, was auf beiden Gebieten großes seit den letzten Dezennien gethan war. Die innere und äußere Mission steht auf Vereinsthätigkeit, daß die Glieder Christi, in welchen seine Liebe wirkt, unter sich gemeinschaftlich wirken. Aber man darf nicht zu große Bedeutung darauf legen, das sind nur Gefäße, welche, wenn sie sich zu große Bedeutung beilegen, zerbrechen. Diese beiden Thätigkeiten sind daran geknüpft, daß der Geist Gottes, welcher aus diesen zwei eins mache, sich mehr in seiner Fülle in der Gemeinde offenbare.

Nach dem Gesange eines Verses sprach Pastor Disselhoff aus Kaiserswerth auf Grund von Offenb. Joh. 3, 2 über die Bemühungen um die weibliche dienende Klasse, Mägdeherbergen und dergl. Der Einfluß der Mägde reicht tief bis in das Innerste der Familien hinein, besonders in das Leben der Kinder. Die Mütter eines großen Teiles unsers Volks gehen daraus hervor und Mütter nehmen eine hervorragende Stellung in der christlichen Kirche ein. Aber dieser Mägdestand krankt. Ich will nicht auf die Klagen über unsere Dienstboten eingehen. In großen Städten wird der Dienstbotenstand kaum noch zum Hause gerechnet und das ist der Tod für diesen weiblichen Stand. Andere behandeln sie wie Fabrikarbeiter, nutzen nur ihre Kräfte ab und lassen sie sonst beliebig gewähren. Damit komt der weibliche Dienststand aus dem Hause und das ist sein Tod. In große Städte laufen die Dienstmädchen von außen und kleinern Orten her, aber haben kein Unterkommen, keine Herberge daselbst. Hier gilt es: Sei wacker und stärke das andere, das sterben will! ehe dieses Gebiet von andern der Kirche entfremdet werde. Es handelt sich nicht, einzelne Mägde zu retten, das Reich Gottes ist keine Angel, sondern ein Netz. Es muß um sie ein Netz geworfen werden. In Berlin fing die [illegible] berge mit 12 an und jezt hat sie täglich an 100, hat über 500 [illegible] mietet, welche von Diakonissen regelmäßig bei ihren Herschaften [illegible] sucht werden, welchen Besuchen anfangs große Schwierigkeiten in [illegible] Weg gelegt wurden. Die Herberge dient den Mägden zum Be[illegible] und sucht ihren Sontagsfreuden zu bereiten. — Hier folgte eine [illegible] sammenstellung der einzelnen Orte, von denen die Mägde nach Be[illegible] gehen und wie viele von ihnen in die Herberge und wie viele in [illegible] Charité gekommen waren. Sontagsvereine sind in jeder größe[illegible] Stadt, noch mehr als Jünglingsvereine nötig, wo man den Mäg[illegible] eine dem Christen geziemende Freude und Vergnügen bereitet. Die[illegible] Vereinen wird zwar sehr widersprochen, aber sie wirken so viel Gut[illegible] Hier muß das Weib mitkämpfen, in Christo ist Mann und Weib ei[illegible] Auch hier wird der Ackersmann, welcher diesen Acker baut, also [illegible] Hausfrau, des Ackers Frucht zuerst genießen.

Diesem aus reicher Erfahrung herausgesprochnen Vortrage fol[illegible] ein dritter vom Pfarrer Balke aus Neydt mit Anknüpfung an [illegible] Heilung des mondsüchtigen Knabens im Evangelio, über das, was [illegible] Hilfe und Tröstung blödsinniger Kinder in der bei Gladbach dafür e[illegible] richteten Anstalt Hephatha geschieht. Es wäre dieser Anstalt zu[illegible] Vorwurf gemacht, daß sie so großes Gewicht auf christlichen Religion[illegible] unterricht lege, aber alles müsse gerade hier von der christlichen Lie[illegible] gelehrt werden, auch das Turnen, Reinigen, Elektrisiren. Nun folg[illegible] ein Bild der Anstalt Hephatha seit ihrer Gründung vor 4 Jahre[illegible] Es sind seitdem 40,000 Thlr. verbraucht, auch noch Schulden vorha[illegible] den, aber 64 Kinder wurden jezt verpflegt, das verbindende Band [illegible] die christliche Liebe. Es walte ein Geist der Freude unter allen, [illegible] lernen gehen, sich und ihre Lehrer lieben, singen einem vorsingende[illegible] Mädchen nach: „der beste Freund ist in dem Himmel!“ Mittei[illegible] einzelner Beispiele erfreulicher Erfolge. Nur 4 unter den 64 bleibe[illegible] ohne allen Unterricht, 9 nehmen am Konfirmanden-Unterrichte teil, [illegible] lesen fließend und im Zusammenhange, im Rechnen kommen sie nic[illegible] über den Zahlenkreis bis 100 hinaus, Zeichnen und Formenlehre ge[illegible] schon besser, Gesang wird von vielen gern getrieben. Das Turne[illegible] zeigt sehr heilsamen Einfluß. Auf den Arbeitsstuben werden Schnei[illegible] derarbeiten, Mattenflechten, Schuheanfertigen, Stricken u. a. m. ge[illegible] trieben, man sieht dabei fröhliche Gesichter. Von den 64 Pfleglinge[illegible] werden 30 nach dem Armensatze verpflegt, und die Anstalt kann dere[illegible] nicht noch mehrere aufnehmen, da sie bei jedem 80 Thlr. zusetze[illegible] muß. Durch einzelne Frauenvereine, welche zum Besten der Anst[illegible] für einzelne Arme einen Bazar eröffnen, ist bis jetzt dieser Ausfall ste[illegible] gedekt worden.

Nach Schluß dieser recht anregenden Vorträge versammelten sic[illegible] die eigentlichen Konferenzmitglieder in einem der schönen Gärten de[illegible] Hotels am Rhein, teils zum traulichen Gespräch, teils zur Feststellun[illegible] der Ordnung für die andern Tages stattfindende Konferenz. Noc[illegible] sprach hierbei ein belgischer Pfarrer über die Nothstände einzelner deutsche[illegible] Familien in den belgischen Kohlendistrikten, welche derselbe zur eine[illegible] Gemeinde zu sammeln sich bemühte. Auch eröffnete man sofort ein[illegible] Sammlung für die dortigen Brüder.

Mittwoch früh 9 Uhr nahm im Musiksaale der Universität di[illegible] eigentliche Pastoralkonferenz ihren Anfang. Nach Gesang, Gebet und[illegible] einer kurzen Ansprache über Jes. 6, deren Grundgedanke war: das Ge[illegible] heimnis des Herrn ist bei denen, die ihn fürchten und seinen Bund[illegible] läßt er sie wissen, begrüßte der Vorsitzende, Prof. C. R. Lange, di[illegible] Versammlung und deren Gäste, unter denen der Minister v. Beth-

nann-Hollweg, der Generalsuperintendent und der Kurator der Universität. Darauf gab Geheimrath Dr. Bluhme ein kirchenrechtliches Votum in Beziehung auf die letztern Verhandlungen der rheinisch-westfälischen Provinzialsynoden. Die Kirche ein Schiff, oder auch eine Anzahl kleiner Fahrzeuge. Unsre Provinzialkirche eins derselben. Wo steht sie? Wohin steuert sie? Einige Rückblicke in die letzten Stadien unsrer Verfassungsentwickelung nach den Protokollen der Provinzialsynoden. Wind und Wetter waren gerade nicht günstig. Jede ungünstige Strömung läßt sich nicht sogleich überwinden, der günstigen ist nicht immer zu trauen. Selbständigkeit der Kirche wird von verschiedenen verschieden aufgefaßt, als Emanzipation vom Staate, als eine Selbständigkeit sich losgerissen vom Staate selber aufzubauen. Ein plötzliches Losreißen hätte unsre Provinzialkirche zusammenstürzen lassen. Auch eine freie Kirche kann noch an den Staat gebunden sein. Unsre Synoden wollen nur Emanzipation mit selbständigen Organen, wie die betreffenden Paragraphen der Protokolle es aussprechen. Diese Beschlüsse konnten denen nicht genügen, welche eine volle Freiheit der Kirche erstreben, aber diese stehen nicht in der Synode. Die völlige Unabhängigkeit der Kirche sezt eine bedürfnislose Kirche voraus und ihr Mittel bewilligen zu lassen, ohne daß eine Kritik über deren Verwendung gegeben wird, ist undenkbar. Der wichtigste Punkt bleibt aber die Aemterbesetzung, wie das des Generalsuperintendeten schon zum 2. Male auf Vorschlag der Synode besezt worden ist. Hier müssen zur Ausübung dieses Rechtes erst Mittel aufgefunden werden. Das Recht, ihre Superintendenten frei zu wählen, hat die rhetnisch-westfälische Kirche allein. Das der Pfarramtsbesezung verlangt noch in einigen Gegenden nach einer stärkern Beteiligung der Gemeiden. Aber das ist eine Gewissenslast für die einzelnen und man muß sich freuen, wenn das Konsistorium diese übernimmt. Die Stellung der Civilgemeinde zur Kirchengemeinde auf der linksrheinischen Seite, wo den katholischen Pfarrern luxuriöse Häuser aus den Geldern der evangelischen Einwohner gebaut werden, während evangelische Gemeinden schweigen und sich gedulden müssen, ist ein Konflikt, bei welchem es sich um die lezte Entscheidung des höchsten Gerichts handelt. Da müssen die einzelnen Fälle konstatirt und gemeldet werden.

Hierauf folgte das eigentliche Thema der Konferenz: Welche Aufgaben empfehlen sich unsern Presbyterien und Synoden zur Behandlung in Beziehung auf Stärkung des Gemeindelebens?

Referent war Pfr. Wächtler. Derselbe zeigte zunächst, wie es einer neuen Gegenstände bedürfe, um die Thätigkeit der Presbyterien fürs Gemeindeleben fruchtbar zu machen, sondern wie die in der Kirchenordnung bezeichneten Gegenstände vollkommen hinreichten. Auch die so oft für unbelebend gehaltne Vermögensverwaltung, könnte ein das Gemeindebewußtsein belebender Marthadienst werden ohne welchen die Mariaseelen nicht zu den Füßen Jesu zu sitzen vermöchten. Diesen Zweig presbyterialer Thätigkeit zu unterschätzen, oder zu überschätzen, wäre gleich sehr gefährlich. Hier gäbe es auch einen Geiz der Presbyterien, welcher eine Wurzel vieler Uebel fürs Gemeindeleben würde, wenn man nur auf Ansamlung von Kapitalien ausginge. Presbyterien müßten lernen im Geringen treu zu werden, um Größeres anvertraut zu bekommen. Dazu bedürften wir nicht blos frommer, kirchlicher Männer, die freilich in keinem Presbyterium fehlen dürften, sondern hier wären auch geschäftskundige, intelligente Männer erforderlich. Intelligenz, sobald sie dem Evangelio nicht oppositionell gegenüber steht, nützt und wirkt mehr, als fromme, kirchliche Einfältigkeit. Die Pastoren als Vorsitzende der Presbyterien müssen einzelnen geschäftskundigen Presbytern sich in einzelnen Gegenständen gern unterordnen, andrerseits aber den Hauptgrundsatz aufrecht erhalten: Hier gelten nicht Majoritäten, auch nicht Autoritäten, sondern die ewigen Normen des göttlichen Wortes, gilt allein das Evangelium. Dieser Grundsatz muß jedem Presbyter, als Basis der presbyterialen Thätigkeit, gelten. Als Präsides der Presbyterien müssen Pfarrer wol bedenken, daß die Sanftmütigen das Erdreich, warum nicht auch das Presbyterium besitzen werden. Es sei nur jedes Eröffnungsgebet wirklich ein Gebet, ein wahres Opfer unsrer Eigenheit. Nicht nur Geistliche, sondern auch Presbyter haben hierarchische Gelüste und Bestrebungen, denen mit jenem Grundsatze, daß hier nur das Evangelium entscheidet, begegnet werden müsse. Der Pfarrer habe die Selbstverläugnung, auch andere etwas für die und in der Gemeinde wirken zu lassen, hindere die Presbyter nicht daran, etwa weil er fürchte, daß sie es nicht so gut, wie er, oder wol besser, als er verrichten, oder weil sie dafür mehr Ehre, als er in der Gemeinde ernten möchten. Eins so tadelnswert, wie das andere. Die Pfarrer lernen sie erst Presbyterien gut präsidiren, werden sie auch bald die Presbyterialverhandlungen für die Gemeinde ersprießlicher machen. In ihre Tätigkeit müssen alle Erscheinungen des Gemeindelebens hineingezogen werden, die Presbyter von allen Vorgängen des kirchlichen Lebens Kentnis gewinnen. Deshalb dürfen Presbyterialsitzungen noch keine Plauderstübchen oder Neuigkeitsbüreaus sein, so wenig als etwa fromme Konventikel, sondern nüchterne Verwaltungskollegien. Je vertrauter ein Presbyterium mit den einzelnen Vorgängen im Gemeindeleben, desto mehr wird es deren Entwickelung Teilnahme widmen. Presbyterien müssen wieder eine sittliche Censur üben lernen, zunächst durch ihre Haltung und Stellung dem unchristlichen Gebaren in der Gemeinde gegenüber. Gleich mit einer fertigen Kirchenzucht vorzugehen, deren Durchführung in größeren Gemeinden noch ein ungelöstes Problem bleibt, hüte man sich. Dafür gewöhne man die Presbyter, nur als geschlossenes Kollegium aufzutreten und zu handeln. Ein von allen Mitgliedern unterzeichnetes Schreiben, das einflußreiche Fabrikherren um das Recht des Sontags für die Arbeiter bittet, wird nicht völlig wirkungslos bleiben. Ebenso ein dergleichen an die Ortsbehörden, wegen Abstellung einzelner gesetzwidriger Erscheinungen; es wird mehr wirken, als die schon oft zum Ueberdrus vernommenen Klagen des einzelnen Pastoren. Man halte streng darauf, daß jede Konfirmation vom Urteil der Presbyterien über die Konfirmanden abhange. Darüber muß vorher eine vertrauliche Sitzung stattfinden, in welcher der pastor confirmans die Schwächen, Fehler und das sittliche Verhalten der Kinder vorträgt und so sein Presbyterium in Stand setzt, über die Würdigkeit zur Konfirmation besser urteilen zu können, als es das blose Anhören der öffentlichen Prüfung gestattet. Mit Zurückweisung von der Konfirmation sei man behutsam, hier müssen sittliche Vergehungen vorliegen, aber dafür unterwerfe man träge und leichtsinnige Kinder noch vorher einer besondern Prüfung vor den Presbytern. Zwar wird's auch hier böses Blut absetzen, wo aber dies nie eintritt, wird's auch nie gutes Blut geben. Auch die Gebrechen unsers Gemeindelebens, wie uneheliche Geburten, voreheliche Schwängerung, Verachtung des Gottesdienstes und Sakraments, bringe man zur Kentnis der Presbyter, und sei es auch blos in statistischer Weise. Es wird schon allmälig Gelegenheit sich bieten, diese Uebelstände besonders zu berathen und in den Kreis presbyterialer Verhandlungen zu ziehen. Die Gemeinde aber wird fühlen, daß sein Vorstand wirklich ein Wächteramt übt. Die Aufnahme von Proselyten erleichtere man nicht, vielmehr erschwere man sie, indem darüber auch das Urteil des ganzen Presbyteriums

eingeholt wird. Ehesachen und Kinderzucht gehören nicht minder vor das Presbyterium, erstere aber nur, wo offenkundige Tatsachen vorliegen, während der Pfarrer nicht etwa ihm vertraute Geheimnisse zur Verhandlung bringt. Einzelne zu dem Zweck deputirte Presbyter vermögen oft besser einzugreifen, als der Pfarrer, an dessen Stimme sich das Ohr längst gewöhnt hat. Der katholischen Kirche gegenüber hat das Presbyterium strenge über die Gerechtsame der Gemeinde zu wachen. Nur wo die Grenzen scharf gezogen sind, werden die Nachbarn sich in ihrem Eigentume gegenseitig anerkennen. Nicht die Stärke dieses Gegners ist zu fürchten, sondern die Furcht vor seiner vermeintlichen Stärke. Obwol ein Presbyterium kein Schulvorstand ist, habe es doch die Gemeindeschule stets im Auge, nehme Kentnis von den Beschlüssen und Inspectionen des Vorstandes, ergreife die Initiative bei Verbesserungsvorschlägen in allen Zweigen des Unterichts. Denn die Unachtsamkeit der kirchlichen Behörde gegen die Schule rächt sich jezt und müssen alle Anstrengungen gemacht werden, um auf diesem Gebiete nicht alles Terrain zu verlieren. Die vorhandenen Separationen und Sekten gehören zur Kentnisnahme der Presbyterien. Mit ihnen in Frieden zu leben, muß zwar stets beabsichtigt, doch auch ihnen der Verlust der Rechte der kirchlichen Mitgliedschaft fühlbar gemacht werden. Sie sollen dienen, uns die Augen über vorhandene Misstände aufzuthun und deren Beseitigung anzustreben. Ihrer Kinderaufnahme muß das Presbyterium durch sorgfältige Untersuchung der Verhältnisse keine zu starken Schwierigkeiten in den Weg legen. Bei der freien Vereinsthätigkeit ist die eigentliche Mitwirkung der Presbyterien oft kaum wünschenswerth, aber sie müssen wissen, was die einzelnen Vereine thun und wirken, damit die Presbyterien nicht etwa durch sie lahm gelegt werden und ihnen gegenüber sich eine Macht in der Gemeinde aufthue, welche, weil man nicht um sie weiß, das Mißtrauen der Presbyter und wol gar eine Opposition gegen sie wach ruft. Einzelne Beispiele zeigten hier deutlich, wie, wenn nicht jedes Presbyterium um die Erfolge der Vereinsthätigkeit wisse, große Uebelstände im Gemeindeleben entstehen können. Die Unbekantschaft mit den Vereinen schadet beiden Teilen gleich sehr. Ebenso gehört die Armenpflege mit in den Geschäftskreis der Presbyterien, auch neben der kommunalen. Es ist hier nicht der Reichthum der Armenmittel, sondern die persönliche Bekantschaft mit den Armen erforderlich.

Die Synoden leben von dem, was in den einzelnen Presbyterien vorgeht. Die Verfassungsfrage kann auf den Synoden jetzt ein wenig ruhen, und das Leben unter der Verfassung behandelt werden. Gemeinden bilden einen Synodalverband und wissen kaum um einander. Die Zustände des Vermögens, der Anstalten, des kirchlichen Lebens, der Vereinsthätigkeit in den einzelnen Gemeinden ließen sich am leichlesten zu Synodalverhandlungen benutzen. Die versuchten Presbyterkonferenzen, in welchen die Presbyterien einiger Gemeinden sich alljährlich unter Vorsitz des Superintendenten oder eines von ihm ernannten Pfarrers versammeln und ihre speziellen Gemeindeangelegenheiten besprechen. Aus diesen kann, wenn sie gepflegt werden, reicher Stoff für Synodalverhandlungen hervorgehen. Zur Erleichterung des Geschäftsganges bemerke man auf der schriftlichen Einladung zu Presbyterial- und Synodalsitzungen die Gegenstände der Verhandlung, wäle für schwierigere Sachen kleinere Kommissionen, welche neben dem Vorsitzenden ihre Urteile abgeben. Denn also wird die Information der einzelnen, sowie die Vielseitigkeit der Auffassung befördert. Freiheit immer Selbstbeherrschung.

Diesem ausführlichen Vortrage folgte ein Correferat des Pfar Bräm, welcher etwa sagte: Die Herzen sollen zu Christo gerufen geleitet werden. Die Mitglieder der Gemeinde hierfür aber zuber und benutzt werden. Die Verfassung muß in der Gemeinde zur W heit werden. Der Pastor kann wol meinen, er müsse alles befor aber er muß oft zurücktreten und es dem Presbyterium überlas Der Wechsel der Personen hindert die Bildung der praktischen Th keit oft. Die Tragkraft der Presbyter muß wol beachtet werden. Presbyter ins Amt kommen, müssen sie fürs Gemeindeleben gewon und vorbereitet werden. In der Gemeinde muß privatim dahin sprochen und auf die Wal gewirkt werden. Synoden müssen K missionen haben, welche sich je nach Bedürfniß ergänzen dürfen, da sie die Arbeit vorbereiten. Bei der Armenpflege ist die Ursache Armut zu erforschen, die Arbeitslust der Armen anzuregen und selber zu beschäftigen und Privatpersonen zu Gaben heranzuzieh Ebenfalls die Kinderpflege verwaiseter und verwahrloseter, welche K der immer der Gemeinde zum Schaden heranwachsen werden; d Pflegegeld für sie ist nur ein Gewinn. Ihre Unterbringung bei chri lichen Familien ist zu erstreben. In Bezug auf die Schule ist fragen: Was können wir thun, um in der christlichen Gemeinde ei christliche Kentnis und Erziehung zu verbreiten: Was zur bessern Pfle der Aspiranten? Wie der erwachsenen Gemeinde uns annehme Jünglingsvereine einrichten, Gemeindebibliotheken. Denn es wird g lesen, aber wie? und was? Wie den Hausstand verbessern? D Augenmerk richten auf Eheschließung, Hausandachten, Dienstboten-Ve hältnis. Die presbyteriale Aufgabe kommt uns auch zu in Bez auf die Dissidenten. Da muß man ernstlich daran denken, ihnen Vorwände abzuschneiden. Es gibt viele, welche nur klagen, daß d Haus, in welchem wir wohnen, nichts tauge, aber statt Reparatur zu machen, werden nur Pläne vorgelegt. Wie werden Wege gefu den, eine allgemeine Volksbildung zu erzeugen, daß wir ein christlich Volk sind. Was bleibt zu thun den in allen Schichten der Bevölk rung ruhenden Doktrinarismus zu heben, die große Kluft zwischen Leh und Leben! Das sind alles Gegenstände, welche den Presbyteri und Synoden zur Verhandlung eignen und welche dieselben fü Gemeindeleben fruchtbar machen werden.

Die hierüber eingeleitete Verhandlung bewegte sich weniger i Angriff der in diesen Vorträgen ausgesprochnen Grundsätze, sonde beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Verhältnis der Schule z Kirche und mit der Stellung des Presbyteriums zur Schule. D Frage der Trennung der Schule von der Kirche beunruhigte die G müter so allgemein, daß man immer wieder darauf zurückkam u die extremsten Behauptungen von beiden Seiten sich kund gabe Später, beim gemeinschaftlichen Essen, sprach sich Hr. v. Bethmann Hollweg hierüber dahin aus, daß man nicht das äußerste fürchte solle. Denn so lange im betreffenden Paragrafen der Verfassung „d religiöse Unterricht“ und nicht: „der Unterricht in der Religion“ d Kirche garantirt stehe, müßte, ehe eine absolute Trennung der Schu von der Kirche, wie etwa in Holland, bei uns eintreten könne, ei Aufheben dieses Paragrafen der Verfassung vorausgegangen sein. Da aber stände noch nicht so leicht zu befürchten.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 12. August. № 64.

Das hohenpriesterliche Gebet Jesu.

Ist es wahr, was Luther von diesem Gebete sagt: „Es ist fürwahr aus der Maßen ein heftig herzlich Gebet, darin er uns den Abgrund seines Herzens beide gegen uns und seinen Vater eröfnet und ganz herausschüttet", so wird es die Aufgabe jedes Gläubigen sein, sich in dies Gebet zu versenken, besonders in einer Zeit, da der Himmel roth und trübe aussieht und Alles dazu angethan ist, uns an Christum als unsere einige Hofnung recht heranzudrängen. Und wenn Spener nie über dies Capitel predigen wollte, „weil desselbigen rechter Verstand auch das Maß des Glaubens übersteige, so der Herr den Seinigen auf ihrer Wallfahrt pflege mitzuteilen", so werden auch jezt wol noch nicht wenige sein, die auf die Frage: verstehst du auch was du lieseſt? mit dem Kämmerer antworten müssen: „Wie kann ich, so mich nicht Jemand anleitet?"

Fassen wir zuerst die Verhältnisse ins Auge, unter denen Jesus dies Gebet sprach. Er sagt in Joh. 14, 31 nach Einsetzung des heiligen Abendmales und nach Vollendung der sich daran knüpfenden Reden zu seinen Jüngern: „stehet auf, lasset uns von hinnen gehen." Darin liegt eingeschlossen, daß sie in demselben Moment aufbrachen. Wo Aufforderung und Ausführung vorliegen, da wird in der Schrift nicht selten abgekürzt. Hier aber lag zu einer solchen blos andeutenden Abkürzung eine besondere Veranlassung in dem feierlichen, der Poesie verwandten Charakter der Rede in diesen Capiteln. Wollte der Evangelist nicht so verstanden werden, so hätte er es nothwendig bemerken müssen. Schon die Aufforderung an sich schließt aus, daß in demselben Lokale nachher noch andere Reden gehalten worden seien. Zufälligen Antrieben zu folgen, wie Mehrere hier an die Thürgespräche scheidender Freunde erinnern, entspricht nicht der Würde Christi und der Feierlichkeit des Momentes. Hand in Hand mit der Aufforderung hier geht der geschlossene Charakter der Rede in C. 14, die zulezt in einen förmlichen Abschied ausläuft. Wir ersehen daraus, daß auf demselben Terrain die Rede nicht weiter geführt werden konnte, daß wenn noch neue Reden folgen sollen, diese einen neuen Ansatz nehmen und einer andern Oertlichkeit angehören müssen, welche neue Antriebe darbot, gleichsam eine neue Station bildete, im Unterschiede von der Station des lezten Males. Wir haben hier die eine Gränze, den Aufbruch aus dem Speisesale, in C. 18, 1 die andere, den Uebergang von dem diesseitigen Ufer des Baches Kidron auf das jenseitige, an den sich sofort der Kampf Jesu in Gethsemane knüpfte und an diesen seine Gefangennehmung. Was dazwischen liegt muß also im Angesicht jener großen Katastrophe auf dem Wege von dem Speisesale zum Kidron geredet sein, womit im Einklange steht, daß die Weingärten am Wege Jesu einen passenden Anlaß darboten, sich als den wahrhaftigen Weinstock darzustellen, und daß das: „er hob seine Augen auf gen Himmel" im Eingang des hohenpriesterlichen Gebetes darauf führt, daß dies Gebet unter freiem Himmel gesprochen wurde. Ueberall, wo sonst von Jesu gesagt wird, daß er die Augen gen Himmel emporgehoben habe, befindet er sich in dem Tempel der freien Natur. Da zieht der Blick gen Himmel die Aufmerksamkeit mehr auf sich. Ohne Zweifel wurde der Weg, so lange er durch die „lärmende Stadt" führte, deren Straßen an jenem Abende mehr wie an irgend einem andern belebt waren, schweigend vollendet. Außerhalb der Stadt, vor dem verhängnisvollen Uebergang über den Kidron, mit dem Johannes in C. 18, 1 die Reden in C. 15 bis 17 ausdrücklich verbindet, blieb Jesus stehen und sammelte die Jünger um sich. Das Thal breitet sich dort nach Robinson zu einem Becken von einigem Umfange aus, welches bebaut wird und Pflanzungen von Oliven und andern Fruchtbäumen enthält, gewiß damals auch Weinstöcken. In diesem Teile wird es schräg von einem Pfade durchkreuzt, welcher von Jerusalem über den nördlichen Teil des Oelberges führt. Dort nun hielt Jesus zuerst die Rede an die Jünger, in denen er den zehn Geboten die christliche Verklärung gab, ihnen zeigte, wie das Gebot der Gottesliebe sich nunmehr darin erfüllen soll, daß sie in Ihm bleiben, das Gebot der Nächstenliebe in das der christlichen Bruderliebe übergeht, sie orientirt ferner über ihre Stellung in der Welt und zulezt sie wafnet und stärkt gegen die Versuchungen, welche sich aus seinem bevorstehenden Abschiede ergeben. Von den Jüngern erhebt sich dann die Rede zum Schlusse zu Gott. Auf eine gute Predigt, sagt Luther, gehört ein gut Gebet.

Man hat dies Gebet, worin die christliche Kirche aller Jahrhunderte eins ihrer edelsten Kleinode erkant hat, das hohenpriesterliche Gebet Christi genant. Mit Recht, sofern wir darin die entfaltetste Vorbitte Christi für seine Gläubigen haben, die Fürbitte für die Gemeinde aber eine der wesentlichsten Funktionen des Hohenpriesters war, 3 Mos. 9, 22. 4 Mos. 6, 22—27. Daß aber Jesus sich mit diesem Gebete zum hohen-

priesterlichen Akte des Versöhnopfers bereite, hat in V. 19 keinen Grund, und mit dem Versöhnopfer Christi hat das Gebet hier keinen nachweisbaren Zusammenhang. Das Auge Christi ruht in ihm nicht auf dem Werke, das er zu vollbringen hat, sondern auf den Jüngern, die er in der Welt zurücklassen muß, wenn er an die Vollbringung dieses Werkes geht.

Nach der gangbaren Annahme bittet Jesus zuerst für sich, V. 1—5, dann für die Apostel, V. 6—19, endlich für die, welche durch ihr Wort an ihn glauben werden, die Kirche aller Zeiten. Aber diese Eintheilung befriedigt nicht, sie faßt zu sehr nur die Form ins Auge. In V. 1—5 ist hinter der Bitte um die Verherlichung Christi die für die Seinen verborgen, und V. 24—26 bieten bei dieser Einteilung nicht geringe Schwierigkeit dar. Der Herr kehrt hier von den Gläubigen wieder zu den Aposteln zurück, und die Bitte um die himlische Verklärung der Apostel, wie sie in diesem Schlusse enthalten ist, zeigt deutlich, daß im Vorigen nicht überhaupt, sondern in einer bestimten Beziehung für die Apostel und für die, welche durch ihr Wort glauben werden, gebetet sein muß. Auf dasselbe Resultat führt auch, daß in V. 6—23 das Wort Welt in ungewöhnlicher und offenbar absichtlicher Häufung vorkomt, und Alles sich auf die Stellung des Christen in der Welt bezieht.

Die richtigere Eintheilung wird die sein. Zu Anfang in V. 1—5 und zu Ende in V. 24—26 bittet der Herr für die Seinen um die Hauptwolthat des Reiches Gottes, das A und das O der Hofnung der Gläubigen, das ewige Leben, ihre himlische Verklärung, deren Grundlage seine eigne Verklärung ist. In der Mitte bittet der Herr für die Seinen den Vater um Beistand in der schwierigen Lage, in der sie sich in der Welt befinden, in den Tagen ihrer Pilgerschaft auf Erden, zuerst für die Apostel, dann für alle Gläubigen.

Ganz ähnlich ist der Gang im 14. Capitel. Auch dort weist der Herr seine Jünger zuerst darauf hin, daß ihnen der Himmel gewiß ist, dann auf die göttlichen Hülfen und Gnaden während der Zeit ihres Pilgrimstandes. Was der Herr dort verheißt, das wird hier erbeten.

Daß alles sich auf die Jünger bezieht, erkennen wir auch aus V. 13, wo der Zweck des Gebetes darin gesezt wird, sie zu vollkommner Freude zu führen.

Es ist von nicht geringer Bedeutung für das Verständnis, daß man an dies Gebet nicht den Maßstab eines Herzensgespräches des Sohnes mit dem Vater in stiller Einsamkeit gehalten anlege, daß man vielmehr die Beziehung auf die Erbauung der Jünger und derjenigen, die durch ihr Wort an Christum glauben werden, scharf ins Auge fasse. Hätte Jesus es blos mit dem Vater zu thun gehabt, so würde es mit dem: „und er hob seine Augen auf gen Himmel" genug gewesen sein, so würden uns nicht die Nöthe der Gläubigen in solcher Entfaltung entgegentreten, so würden die Bitten für sie nicht so entfaltet und nicht so eingehend begründet werden. Mit Recht sagt Dr. Schmieder (das hohenpriesterl. Gebet, Hamb. 1848): „Seine Rede war nicht blos ein Erguß des Herzens gegen den Vater, sondern zugleich ein überlegtes darstellendes Werk für die Jünger."

„Dieses redete Jesus und hob seine Augen auf gen Himmel und sprach: Vater, die Stunde ist gekommen, verherliche deinen Sohn, damit dein Sohn dich verherliche." Die Umständlichkeit, mit der das Gebet Jesu eingeleitet wird, weist hin auf seine hohe Bedeutung für die Kirche. Indem Jesus seine Augen gen Himmel emporhebt, weist er seine Gläubigen ab, wo sie ihre Zuflucht suchen sollen, wenn ihnen auf Erden angst und bange wird. Weß Auge den Himmel offen sieht, der darf nicht zagen, wenn auch auf der Erde alles dunkel wird. Die Stunde ist an sich unbestimt. Die nähere Bestimmung kann nur aus dem Folgenden entnommen werden. Danach ist es nicht die Stunde des Leidens, sondern der Verherlichung. Das Leiden hat Jesus im Geiste schon hinter sich. Die Ergänzung haben wir in dem Worte (12, 23): „Die Stunde ist gekommen, daß des Menschen Sohn verherlicht werde." Verherliche deinen Sohn, das heißt: verherliche mich, weil ich dein Sohn bin, von dessen Wesen die vollkomne Herlichkeit unabtrennbar, der sich ihrer nur zeitweise entäußern kann. Die göttliche Herlichkeit begleitete den Sohn Gottes auch in den Stand der Erniedrigung und offenbarte sich aufs mannigfachste in seinen Thaten. Aber sie war eine tiefverhülte, nur teil- und zeitweis durch die Verhüllung hindurchblickende, und der Sohn Gottes bittet, daß nunmehr diese Verhüllung aufhöre, daß seine Herlichkeit wieder in ihrem ursprünglichen Glanze strahle. — Der Vater soll den Sohn verherlichen, damit der Sohn ihn verherliche. Die Herlichkeit des Vaters und die mit ihr gegebene Seligkeit der Gläubigen, das ist das lezte Ziel. Die Herlichkeit des Vaters kann an sich keinen Zuwachs erhalten. Die Verherlichung kann sich also hier nur darauf beziehen, daß seine Herlichkeit von den Menschen erkant wird. Diese Erkenntnis ist durch die Verherlichung Christi bedingt. Sie hat ihre verschiedenen Stufen und Grade. Daß hier aber der höchste Grad ins Auge gefaßt wird, die vollendete Erkentnis der Herlichkeit Gottes in der ewigen Seligkeit, zeigt das Folgende. In dieser Allgemeinheit konte das Wort: „damit dein Sohn dich verherliche", gar nicht verbleiben. Es weist, da es nicht die Weise der heiligen Schrift ist, uns dem Rathen zu überlassen, durch seine Mehrdeutigkeit vorwärts auf eine zu gebende nähere Bestimmung.

„So wie du ihm Macht gegeben hast über alles Fleisch, auf daß er allen, die du ihm gegeben hast, ewiges Leben gebe." Jesus rechtfertigt nun zuerst die Bitte um seine Verklärung. Sie steht im Einklange oder geht Hand in Hand damit, hat auch darin ihren Grund, daß Gott ihm die Macht gegeben hat, den Seinen das ewige Leben zu erteilen, so daß er also nicht in seinem Interesse bittet, sondern in Fürsorge für die Seinen. Die Macht, die der Vater ihm zu ihrem Besten gegeben hat, kann er nur dann zur Entfaltung bringen, wenn er selbst zuerst in die Herlichkeit eingegangen ist, die Seinen können nur mit ihm sein, wo Er ist, ihre Herlichkeit besteht darin, sein

Herlichkeit zu schauen. Die Erteilung der Macht ist als gleichzeitig zu denken mit der Aussendung, von dem Throne des Vaters auf die Erde, von der im gleich Folgenden die Rede ist. Sie ist der Lohn, welcher der Arbeit zugeteilt wird und zu ihr ermutigen soll. Da der Vater dem Sohne die Macht gegeben hat, so muß er ihn auch in die Lage versetzen, in der er sie ausüben kann. — Die Macht geht insofern über alles Fleisch, das ganze Menschentum, daß kein Mensch von vornherein von ihrem Bereiche ausgeschlossen ist. Die Beschränkung liegt nicht in der Bestimmung, sondern sie kann nur durch die Schuld der Individuen herbeigeführt werden, die sich von dem Allen bestimten Heile ausschließen, die durch ihr hartnäckiges Widerstreben und undankbares Verschmähen das trostlose: ihr habt nicht gewollt! über sich herbeirufen. — „Alle, die du ihm gegeben hast", dem entspricht in dem Worte: also hat Gott die Welt geliebt, das: „jeder, der an ihn glaubt", so wie dem „alles Fleisch" hier dort: die Welt, entspricht. Gegeben wird Christo Alles, was nicht mutwillig sein Herz dem Glauben verschließt. Die Beschränkung kann nicht ursprünglich von Gott ausgehen, sonst würde die Erteilung der Macht über alles Fleisch Abbruch leiden und der vollen Wahrheit entbehren. Sie wird aber doch hier auf Gott zurückgeführt, weil dieser den Ungläubigen durch eine urteilende Handlung von dem Heile ausschließt, so wie er den Gläubigen durch eine urteilende Handlung des Heiles teilhaftig macht. Selbst im Verschmähen des Heiles ist der Mensch nicht selbständig, er steht auch da unter der Auctorität und Bestimmung seines Schöpfers und Herrn. — Das ewige Leben, von dem hier die Rede, kann nur der Sphäre des Jenseits angehören. Denn es ist von einem solchen ewigen Leben die Rede, welches auch für die Apostel, die der Herr überall vorzugsweise im Auge hat, noch zukünftig ist. Nur das jenseitige ewige Leben ferner ist unbedingt von der Verklärung Christi abhängig. Auf dieses führt auch der dem Anfange entsprechende Schluß in V. 24, und ebenso C. 14, 2. 3. Schon von vornherein aber und abgesehen von diesen bestimten und klaren Gründen wird man bei dem ewigen Leben hier an das Jenseits denken müssen. Der Ausdruck selbst legt es nahe, und es finden sich in den Reden Christi bei Johannes nur einige wenige Stellen, welche das ewige Leben schon in das Diesseits hineinreichen lassen, obgleich es auch in ihnen seinen eigentlichen Sitz in dem Jenseits behält. In der Hauptsache schließen sich die Reden Christi bei Johannes in dieser Beziehung durchaus an die Reden Christi in den übrigen Evangelien an, in denen das ewige Leben überall rein jenseitig ist. Die neuere Auslegung hat sich hier, statt in jenen wenigen Stellen blose Ausnahmen zu erkennen, große Uebertreibungen zu Schulden kommen lassen, und auf Grund derselben behauptet, daß das Evangelium Johannes auf der einen Seite mit den andern Evangelien, auf der andern mit der Apokalypse in Widerspruch stehe. — Luther sagt: „Solche Macht über Alles, das da lebet und das ewige Leben zu geben, gehört keiner Creatur an; nehmen und empfangen mag sie es wol, aber das Leben zu geben,

ist allein Gottes Werk und Kraft. Denn auch die Engel, ob sie wol ewig leben, können es doch niemanden mitteilen."

„Das ist aber das ewige Leben, daß sie erkennen dich, den einigen, wahren Gott, und den du gesandt hast Jesum Christum." Jesus hat nicht blos den Satz: verherliche deinen Sohn zu begründen, wie das im Vorigen geschehen ist, sondern es gilt auch nachzuweisen, daß seine Verherlichung die Bedingung der Verherlichung des Vaters ist, welche überall den Endzweck bildet. Das leztere geschieht hier. Sezt ihn der Vater im Einklange mit der ihm erteilten Vollmacht in den Stand den Seinigen das ewige Leben zu geben, so wird eben damit das Ziel der Verherlichung des Vaters erreicht. Mit dem ewigen Leben der Gläubigen geht die Verherlichung des Vaters Hand in Hand. Denn das Wesen des ewigen Lebens der Gläubigen ist Gott zu erkennen, wie er ist, und das ist die einzige wahre Verherlichung Gottes; ihm Ehre geben heißt nur die vorhandne erkennen, er ist verherlicht, wenn das Auge für seine Herlichkeit erschlossen wird. — Die Erkentnis Gottes hat zwar ihre Anfänge schon in dem Diesseits, in ihrer vollen Wahrheit aber gehört sie dem Jenseits an; erst da werden wir Gott schauen wie er ist, 1 Joh. 3, 2, erst da erkennen, wie wir erkant werden, 1 Cor. 13, 12. Wir sehen jezt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Besteht aber das ewige Leben in der vollen Erkentnis Gottes oder dem Schauen seiner Herlichkeit, V. 24, so muß auch der Vorschmack dieser Erkentnis die Substanz des zeitlichen Lebens bilden, das allein Wesenhafte in demselben sein, das höchste Ziel, dem wir darin nachzustreben haben, das strahlende Gold in seinen dunkeln Schlacken. Die es unterlassen in der Zeitlichkeit diesem Ziele nachzustreben berauben sich selbst des ewigen Lebens. Das ist nur die Befreiung des schon in der Zeitlichkeit gewonnenen Gutes von seinen Hemmungen. Das Wesen des ewigen Lebens ist zugleich der Weg zum ewigen Leben. „Zu erkennen deine Kraft — heißt es schon in der Weisheit Salomos (15, 3) ist die Wurzel der Unsterblichkeit. — Wenn Gott näher bezeichnet wird als der einige wahre Gott, so vertritt dies die Stelle der Begründung: deshalb ist dich zu erkennen die Seligkeit, weil du der einzige wahre Gott bist. Diesen zu sehen wie er ist, darin kann nur das ewige Leben bestehen. Als der einige wahre Gott ist er Jehova, das reine unumschränkte Sein, außer dem nichts als Schein und Schatten, und diesen wesenhaften Gott zu erkennen und in der Erkentnis mit ihm vereinigt zu sein, das ist das wahrhaftige Leben für die, welche nach seinem Ebenbilde geschaffen sind. Die Grundstelle in Bezug auf die Bezeichnung Gottes als der Einige ist das Wort Mose's (5 Mos. 6, 4): „höre Israel, der Herr euer Gott ist ein einiger Herr", ein einiger Herr, das bildet nicht blos den Gegensatz gegen die gewöhnliche Vielgötterei, sondern besagt, daß außer ihm überhaupt kein wahrhaftiges Sein existirt, er das Ein und Alles ist, vernichtet auch die Einbildung eigner Kraft, ist ein tödtlicher Schlag für den Egoismus, verurteilt die, welche ihr Herz an die Creaturen hängen, klagt diejenigen der Thorheit an, welche dem

Mammon dienen. Wie in der Grundstelle und dem auf ihr ruhenden Ausspruche des Herrn, da er dem Schriftgelehrten antwortet auf die Frage: welches ist das vornehmste Gebot unter allen? (Mr. 12, 29. 30), die Einheit Gottes die Anforderung der Liebe über Alles begründet, so hier den Satz, daß ihn zu erkennen das ewige Leben sey. Ist Gott der Einige, so muß man ihn allein lieben, ihm alleine dienen, bei ihm allein seine Ehre suchen, so ist er allein die Quelle der lebendigen Wasser, so ist der höchste Schmerz in dem diesseitigen Daseyn der, daß wir ihn noch nicht ohne Hülle schauen können, so muß die jenseitige Seligkeit darin bestehen, ihn zu sehen, wie er ist. Hand in Hand mit der Bezeichnung Gottes als der Einige geht die Bezeichnung als der Wahrhaftige. Weil der Einzige ist er der Wahrhaftige und weil der Wahrhaftige ist er der Einzige. Das schlechthin wahre Seyn ist allein das göttliche, alles andere Seyn ist mit Schein und Unwahrheit behaftet, täuscht diejenigen, die ihre Hofnung darauf setzen, läßt alle ler ausgehen, die ihr Herz daran hängen. Die Wahrhaftigkeit bildet den Gegensatz gegen die Lüge, den Schein, die Schattenhaftigkeit, die Hohlheit, wie sie allem Geschaffenen beiwohnt. Was dies von Wahrheit hat, das hat es nur durch die Teilnahme an dem Wahrhaftigen. Losgerissen von ihm ist es nur Eitelkeit. — Wenn Gott als der Einzige und Wahrhaftige bezeichnet wird, so wird dadurch sein Gebiet nur nach außen abgegrenzt, nicht gegen den Sohn, der an seiner Ehre teilnimmt, sondern gegen die Welt und gegen die Götter, welche sie sich erdichtet, wie das einfach schon darin liegt, daß nicht die unbestimte Gottheit als der einige wahre Gott bezeichnet wird, sondern der Vater Christi. — Die Begründung für das Wort: verherliche deinen Sohn, damit dein Sohn dich verherliche, ist nun eigentlich vollendet. Der Zusatz: „und den du gesandt hast, Jesus Christus" wurde nur dadurch nothwendig gemacht, daß die Rede von dem einigen, wahren Gott sonst unverständlich gewesen wäre. Es mußte der genant werden, der nicht blos in der Zeit, der auch in der hier besonders in Betracht kommenden Ewigkeit die Erkentnis des einigen, wahren Gottes vermittelt. Daß Jesus hier nicht etwa in der Weise neben Gott gestelt wird, in der die Muhammedaner sagen: es ist kein Gott außer Gott und Muhammed ist sein Prophet, sondern als Teilnehmer an dem Wesen und der Ehre des einigen Gottes, das weiß jedes Christliche Herz von vorn herein. Es erhelt speziell daraus, daß die Erkentnis Christi hier dem ewigen Leben vorbehalten wird, was seine überschwengliche Herlichkeit zur Voraussetzung hat. Ferner daraus, daß in diese Erkentnis nicht minder, wie in die des einigen, wahren Gottes das ewige Leben gesezt wird. Das hat zur Grundlage, daß er nicht minder, wie der Vater heilig, d. h. unbedingt über die Welt erhaben oder absolut, und wahrhaftig ist. Man vergleiche

Offenb. 6, 10, wo diese Prädicate dem Vater, mit C. 3, 7, wo sie Christo beigelegt werden. In 1 Joh. 5, 20 wird Jesus Christus mit in den Kreis des Wahrhaftigen hineingezogen und Vater und Sohn mit einander bilden den Gegensatz gegen die Scheingötter. Erst wird dort das Prädicat des Wahrhaftigen dem Vater beigelegt, dann heißt es von seinem Sohne Jesu Christo: „dieser ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben", zum Beweise, daß in ihm der Vater sich vollkommen kund gegeben, seine Fülle in ihn ergössen hat. Luther bemerkt: „Weil er das ewige Leben darauf gründet, daß man ihn samt dem Vater erkenne, daß ohne sein Erkentnis niemand das ewige Leben erlangen möge, also daß einerlei Erkentnis ist, damit er und der Vater erkant wird, so muß er auch eines Wesens und Natur mit dem Vater, das ist eben derselbige wahrhaftige Gott seyn, doch eine unterschiedliche Person mit dem Vater." „Den du gesandt hast," das weist hin auf den alttestamentlichen gottgleichen Engel oder Gesandten des Herrn. Daß hier nicht an eine Mission gedacht werden darf gleich der der Propheten, sondern die Sendung, ebenso wie bei dem Engel des Herrn, die vom Himmel auf die Erde ist, zeigt das Folgende (V. 18), wo Jesus vollständiger von seiner Sendung in die Welt redet. — Jesus sagt nicht: mich, den Du gesandt hast, sondern gleich, als ob er von einem anderen redete: Jesus Christus. Es waren das die Namen, die er auf Erden führte, in dem Stande der Erniedrigung, als „der Mensch Christus Jesus", 1 Tim. 2, 5. Ihr Gebrauch weist darauf hin, daß derselbe, den die Jünger in Knechtsgestalt vor sich sehen, dereinst in dem ewigen Leben eine ganz andere Stellung einnehmen wird. Ihn mit dem Vater zu erkennen in seiner überschwenglichen Herlichkeit, das wird das Wesen des ewigen Lebens seyn, das keiner weiteren Zugaben bedarf. Luther sagt, indem er mit prophetischem Tiefblick die Zukunft voraus erkent und die verderblichen Irlehren und Abwege, die sie in ihrem Schose birgt: „Das habe ich oft gesagt und sage es noch immer, daß man auch, wenn ich nun todt bin, daran gedenke, und sich hüte vor allen Lehrern als die der Teufel reitet und führet, die oben am höhesten anfahren zu lehren und predigen von Gott, blos und abgesondert von Christo. Sondern willst du sicher fahren und Gott recht treffen und ergreifen, daß du Gnade und Hülfe bei ihm findest, so laß dir nicht einreden, daß du ihn anderswo suchest, denn in dem Herrn Christo. An dem Christo fang deine Kunst und Studiren an, da laß sie auch bleiben und haften, und wo dich deine eignen Gedanken und Vernunft oder sonst Jemand anders führet und weiset, so thue nur die Augen zu und sprich: ich soll und will von keinem andern Gotte wissen, denn von meinem Herrn Christo."

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 15. August. № 65.

Das hohenpriesterliche Gebet Jesu.

(Schluß.)

„Ich habe dich verherlicht auf der Erde, das Werk vollendet, das du mir gegeben hast, daß ich es thun sollte. Und nun verherliche mich, du, Vater, bei dir selbst mit der Herlichkeit, welche ich hatte, ehe die Welt war, bei dir.“ Nachdem Jesus die Bitte um seine Verherlichung begründet hat, wiederholt er sie hier unter Hinweisung darauf, daß die Vorbedingung dieser Herlichkeit erfüllt ist, jezt also grade die Zeit sie zu erteilen herangekommen. Das Werk ist nunmehr vollendet, welches ihn antrieb, den seinem Wesen entsprechenden Stand der Herlichkeit zu verlassen und die Knechtsgestalt anzunehmen. — „Ich habe dich verherlicht auf der Erde“: indem Christus die eigne Herlichkeit offenbarte, zeugte er zugleich von der Herlichkeit des Vaters und riß die Menschen mit gewaltiger Hand aus der dumpfen Gleichgültigkeit gegen ihn heraus, machte, daß sie ein Herz zu ihm faßten und sich ihm hingaben, wie ja noch bis auf den heutigen Tag der Weg zur Verherlichung Gottes durch Christus hindurchgeht. Wenn der Herr sagt: ich habe das Werk vollendet, so redet er im Ganzen und Großen und übersieht den noch rückständigen Teil des Werkes, der in den nächsten Stunden zu vollenden war oder betrachtet ihn im Geiste als schon gegenwärtig. Ganz vollendet war das Werk erst, da Jesus das: „es ist vollbracht“ sprach. Von der Herlichkeit, deren Zurückgabe Jesus hier erbittet, ist die von seinem Wesen unabtrennbare zu unterscheiden, die ihm auch in dem Stande der Erniedrigung beiwohnte, die in seinen Reden und Thaten hervorleuchtete und durch die es ihm möglich wurde, Gott zu verherlichen auf Erden. Auch bei den Gläubigen findet sich dieser Unterschied einer von ihrem Wesen unzertrennlichen Herlichkeit und einer hinzutretenden, die ihnen erst in dem jenseitigen Leben zu Teil wird. Ein Vorspiel der himlischen Herlichkeit Christi war seine Verklärung. Jesus bittet hier, daß der Vater ihn *bei* ihm selbst verherlichen möge. Früher sprach er die Hofnung auf die Verherlichung *in* Gott selbst aus, 13, 32. Das leztere zeigt, daß Christus in die Gemeinschaft der göttlichen Herlichkeit selbst aufgenommen werden will. Bei dir selbst, das bildet hier den Gegensatz gegen: auf der Erde. Dadurch ist die allgemeinere Bezeichnung der Stätte der Verherlichung herbeigeführt worden. Jesus nimt die Herlichkeit in Anspruch, die er bei dem Vater hatte ehe die Welt war. Das schließt die Teilnahme Christi an der Gottheit in sich. Denn ehe die Welt war, war nur Gott. Vor der Welt sein erscheint als der göttliche Vorzug in den Worten des Psalmisten: Ehe denn die Berge geboren wurden und du schufest die Erde und das Land, und von Ewigkeit zu Ewigkeit bist du, Gott. Auch die Engel gehören zur Welt, auch ihre Erschaffung ist unter dem Worte begriffen: im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, wenn sie auch nicht in das Sechstagewerk fält.

Nachdem nun Jesus den Vater gebeten, daß er durch seine Verklärung den Seinen den Weg zur himlischen Herlichkeit bahnen möge, wendet er sich zu den Bitten, welche sich auf der Seinen Fahrt auf dem stürmischen Mere der Welt beziehen. Zuerst legt er den Grund zu diesen Bitten durch die Hinweisung darauf, daß sie zu Gott in einem besonders nahen Verhältnis stehen, V. 6—10, und daß sie seiner Hülfe in ihrer gefährdeten Stellung in der Welt bedürfen, die erste Hälfte von V. 11. Dann spricht er in der zweiten Hälfte von V. 11 die erste dieser Bitten aus. Alles ist darauf gerichtet, den Jüngern ein Herz zu Gott zu machen. „Daß er so viele Worte braucht — sagt Luther — thut er nicht allein darum, daß dies Gebet mehr ausrichte bei dem Vater, weil er Alles zuvor weiß und ohne das alles, was Christus bittet oder begehret, ja ist und geschehen muß, sondern daß er unser Herz, das sich immer fürchtet und scheut und entsezt vor Gott, getrost mache, daß es fröhlich und kecklich ihn ansehen und mit aller Zuversicht zu ihm laufen und vor ihm bestehen möge.“

„Ich habe deinen Namen geoffenbaret den Menschen, die du mir aus der Welt gegeben hast. Sie waren dein und mir hast du sie gegeben und sie haben dein Wort bewahret.“ Der *Name* Gottes ist gewöhnlich seine geschichtlich kundgethane Herlichkeit. Hier, wo der Name schon vor der Offenbarung vorhanden ist, wird das Wesen Gottes selbst insofern als sein Name bezeichnet, als es den Keim der thatsächlichen Offenbarung in sich enthält, als Gott dadurch getrieben wird, aus sich heraus zu treten und sich zur Anerkennung zu bringen. Gott hatte schon unter dem Alten Bunde durch seine Thaten sich einen herlichen Namen gemacht. Aber diese Offenbarungen des Namens kamen gegen die durch Christus bewirkte so wenig in Betracht, daß der Name Gottes bis dahin gleichsam gar nicht kundgethan war. — Jesus hat den Namen Gottes den Menschen offenbaret, die der Vater ihm gegeben hat. Das bezieht

sich nicht auf die ewige Vorherbestimmung, sondern auf die Erwählung in der Zeit. Sie werden gegeben in dem Augenblicke, da sie zum Glauben gelangen. — Jesus weist hin auf ein dreifaches Liebesband, durch das die, welchen er den Namen des Vaters offenbaret hat, mit dem Vater verbunden sind. Gott kann sie schon nach der Liebe nicht lassen, die er zu allen seinen Geschöpfen trägt, als derjenige, der sich aller seiner Werke erbarmet, wie viel mehr wird er sie als Gläubige, ja als solche bewahren, die ihren Glaubensstand behauptet haben! „Dein waren sie und mir hast du sie gegeben", das beides galt auch von Judas dem Verräther, aber weil das dritte nicht hinzukam, die Bewahrung des Wortes Gottes, so verlor auch das erste und zweite seine Kraft, ja es verwandelte sich für ihn in eine Anklage und einen Fluch. — „Sie waren dein" nämlich als Menschen, als Angehörige der Welt, als deine Geschöpfe. Unterläßt man es, die nähere Bestimmung aus der Erwähnung der Menschen und der Welt in dem Vorigen zu entnehmen, so fält man dem Rathen anheim. Auf dem Schöpfungsverhältnisse ruht die allgemeine Vorsehung Gottes, welche die Grundlage der speziellen Vorsehung bildet, wie sie über den Gläubigen waltet. Auf das Schöpfungsverhältnis beziehen sich schon die Psalmisten nicht selten zur Stärkung ihres Glaubens an Gottes über seinem Volke waltende helfende und rettende Barmherzigkeit. „Gut ist der Herr gegen Alle und erbarmet sich aller seiner Werke", gegen Alle, wie viel mehr also gegen die Seinen! Auch Jesus liebt es, die Seinen auf Gottes über die ganze Schöpfung waltende Güte zu verweisen: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an", „kauft man nicht zween Sperlinge." In diesen Stellen haben wir die Auslegung zu dem: dein waren sie. Dies kann nicht den Sinn haben, daß sie einst nur dem Vater angehörten, nicht aber dem Sohne. Das würde gegen das Folgende (V. 10) streiten, wonach der Vater nichts haben kann, was nicht auch des Sohnes ist, gegen das Vorige (V. 5 vgl. V. 24), wonach der Sohn vor Gründung der Welt an Gottes Herlichkeit teilnahm, gegen den Eingang des Evangeliums, wonach durch das Wort alles geworden ist. Es kam aber hier nicht darauf an, den Anteil des Sohnes hervorzuheben. In die Arme des Vaters will er die wegen seines bevorstehenden Hinganges bekümmerten Seinen legen. — „Und mir hast du sie gegeben", und dadurch sind sie noch in ganz anderer Weise dein geworden, als sie schon als Menschen waren. Dein waren sie schon als Menschen, wie viel mehr sind sie nun dein als Christen! Daß das Verhältnis zu Christo hier insofern in Betracht komt, als es die gesteigerte Innigkeit des Verhältnisses zu dem Vater in sich schließt, darauf weist hin, daß in dem dritten Gliede an die Stelle des Wortes Christi das Wort des Vaters gesezt wird. Dem Bewahren des Wortes Gottes hier entspricht in dem Gleichnisse vom Weinstocke das Bleiben in Christo. Wo dies Dritte fehlt, da werden auch die beiden ersten Grundlagen des Vertrauens auf Gottes Gnade unkräftig gemacht.

„Jezt haben sie erkant, daß Alles, was du mir gegeben hast, von dir ist. Denn die Worte, die du mir gegeben, habe ich ihnen gegeben und sie nahmen sie an und erkanten, daß ich von dir ausgegangen bin und glaubten, daß du mich gesandt hast." Jesus führt hier weiter aus, in welchem innigen Verhältnisse die Jünger zu Gott stehen. Sie sind im vollsten Sinne Gottes geworden und so darf er ihnen seinen Beistand nicht entziehen.

„Ich bitte für sie, nicht für die Welt bitte ich, sondern für die, welche du mir gegeben hast, weil sie dein sind." Es heißt nicht: ich bitte jezt nicht für die Welt, auch nicht: ich bitte nicht in solcher Art, sondern ich bitte überhaupt nicht für die Welt. Das zeigt, daß die Welt schlechthin von der Gnade Gottes ausgeschlossen ist, daß für sie zu bitten nicht nach dem Willen Gottes sein würde, daß von der Welt gilt, was in dem ersten Briefe Johannis geschrieben steht: „es gibt eine Sünde zum Tode, für die sage ich nicht, daß einer bitte." Die Welt kann nach einer doppelten Seite betrachtet werden. Zuerst nach der trotz der Tiefe des sündigen Verderbens in den Adamskindern noch gebliebenen Gnadenfähigkeit. Von der Welt in diesem Sinne sagt Jesus: „ich bin nicht in die Welt gekommen, daß ich die Welt richte, sondern daß ich die Welt selig mache." Nach dieser Seite ist die Welt Gegenstand der Fürbitte Christi. Die Jünger waren ja auch aus der Welt gewonnen worden. Die Welt kann aber auch als Welt, nach dem sie beherschenden gottfeindlichen Prinzipe betrachtet werden. Von der Welt in diesem Sinne hatte Jesus früher gesagt, daß sie den Geist der Wahrheit nicht empfangen könne. Für die Welt in diesem Sinne zu bitten, wäre ebenso vergeblich, als für den Fürsten der Welt zu bitten. Sie ist nicht Gegenstand der Fürbitte, sondern der Gegenbitte. Von ihr gelten die Bitten um Gottes rächendes Einschreiten in den sogenanten Fluchpsalmen, auf die Jesus sich so oft und wiederholt beruft und die er als Wort Gottes anerkent. „Die Welt — sagt Quesnel —, diese Corporation der Bösen, welche besteht und immerfort bestehen wird, ob auch einzelne ihrer Glieder ihr entrissen werden, bleibt unter dem Fluche und wird behandelt wie ein Gebanter, der kein Teil hat an dem Opfer Christi und ebenso nicht an seiner Fürbitte. Welche Vorstellung müssen wir hiernach von der Welt haben!"

„Und was mein ist, das ist alles dein und was dein ist mein, und ich bin in ihnen verherlicht." Nur das: was mein ist, ist alles dein, gehört unmittelbar zur Sache. „Und was dein ist, ist mein", das wird nur hinzugefügt um die Innigkeit des Liebesverhältnisses recht ins Licht zu stellen auf dem das Erstere beruht. Alles was dein ist mein, das kann keine Creatur zu Gott sagen, und wer also sprechen kann, der kann auch mit voller Zuversicht die Seinen in Gottes Arme legen. — Christus ist in den Seinen verherlicht, indem sie durch die Hülle der Knechtsgestalt hindurch den wahrhaftigen Gottessohn erkennen, und eben dadurch sind sie Gegenstand zärtlicher Sorge für den Vater geworden, der in der Ehre des Sohnes die einzige Ehre erblikt.

„Und ich bin nicht mehr in der Welt und diese sind in der Welt und ich komme zu dir. Heiliger Vater, bewahre sie in deinem Namen, den du mir gegeben hast, daß sie eins seien gleichwie wir." Von der Hinweisung auf die Würdigkeit der Jünger wendet sich Jesus zuerst zu ihrer Bedürftigkeit. Dann erhebt sich nach also gelegtem soliden Fundamente die Bitte. Das hier nur Angedeutete wird im Folgenden nach ausgesprochener Bitte weiter ausgeführt. Daraus ersehen wir, daß die Welt hier als versuchende Macht in Betracht komt, und daß die Worte: ich bin nicht mehr in der Welt, darauf hinweisen, daß durch den unmittelbar bevorstehenden und daher hier vorausgesezten Weggang Christi den Jüngern die bisherige Stütze entzogen wurde. Es ist kein Widerspruch, wenn Jesus hier sagt: ich bin nicht mehr in der Welt, und: wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Dies Zusammensein mit den Jüngern gehört einer höheren Ordnung der Dinge an. Er ist nicht mehr mit ihnen in der Welt, er besucht sie aus der Höhe. Das gehört in das Gebiet des heiligen Vaters, an den hier die Bitte gerichtet wird. Die Heiligkeit Gottes ist überall in der Schrift seine unbedingte Erhabenheit über alles Geschaffene und Endliche. Auch die unendliche Liebe und Barmherzigkeit Gottes im Gegensatz gegen die beschränkte Liebesfähigkeit in den Creaturen, gegen die Geneigtheit des gefallenen Menschen zu Zornesausbrüchen ist unter der Heiligkeit Gottes mitbegriffen. Gewöhnlich aber tritt in der Schrift die Hinweisung auf die Heiligkeit Gottes den Zweifeln an seiner Macht entgegen. Weil heilig ist Gott allmächtig. Auch hier komt nach dem Zusammenhange die Heiligkeit Gottes nur insofern in Betracht, als sie jeden Gedanken an ein Nichtkönnen ausschließt. Als der Heilige hat Gott unbedingt die Mittel in der Hand das Erbetene zu gewähren. Die Hinweisung auf den heiligen Vater wies die Jünger darauf hin, daß der Weggang Jesu, ihres bisherigen Beschützers, sie nicht mit Sorge erfüllen darf. Sie werden einem Mächtigeren übergeben, der Alles kann und hat. Zu vergleichen ist das frühere Wort: mein Vater ist größer denn ich. Was Jesus hier in dem Stande der Erniedrigung von dem Vater erbittet, dessen Gewährung dürfen die Jünger um so zuversichtlicher erwarten, da er selbst in die Gemeinschaft der Herlichkeit des Vaters eintritt. — Jesus bittet den heiligen Vater für seine Jünger: „bewahre sie in deinem Namen, den du mir gegeben hast", nicht wie Luther nach jezt allgemein als unrichtig erkanter Lesart übersezt: die du mir gegeben hast. Die Worte weisen zuerst auf 2 Mos. 23, 21. Da sagt Jehova von seinem Engel, dem nachmals in Christo im Fleische erschienenen: „mein Name ist in ihm." Der Engel, in dem der Name Gottes, ist der Engel, dem es obliegt, Gott, dessen Wesen es widerstreitet namenlos zu sein, einen Namen zu machen, indem sich in seinen herlichen Thaten das Wesen des ihm einwohnenden Gottes offenbart. Der Name wird gleichsam vorgreifend gebraucht für diejenige Seite des Wesens Gottes, in der der Name Gottes keimt, die ihn aus sich heraus treibt und zur Offenbarung und Mitteilung bewegt. Der Zusatz: den du mir gegeben hast, hebt nur ausdrücklich hervor, was in dem: in deinem Namen schon liegt. Denn der Name Gottes ist sein Geschichte bildender Character, sein in die Erscheinung tretendes Wesen und die Entfaltung dieses Wesens ist nur in Christo zu suchen, nur in ihm hat Gott einen Namen. Die Jünger stehen in keinem direkten Verhältnis zu dem Vater, gehören nur durch den Sohn dem Vater an, sind in dem Namen des Vaters nur sofern der Name des Vaters zugleich der des Sohnes ist. Um den Namen Gottes in Christo haben sich die Jünger gesammelt. Nur dieser Name ist kirchenbildend. In diesem Namen soll der heilige Vater sie erhalten. Fallen sie aus ihm heraus, so hört die Kirche auf zu existiren. Nach dem Zusammenhange mit dem Vorigen ist die Welt als die Macht zu denken, welche Alles aufbietet die Jünger loszureißen von dem Namen des Vaters und des Sohnes und also ihre auf der Gemeinschaft mit diesem Namen beruhende Einheit zu zerstören. Gegen ihre Verfolgungen und Verführungen nimt Jesus die Macht des Vaters in Anspruch, von ihm erbittend, was er selbst in Gemeinschaft mit ihm thun wird. — „Auf daß sie eins seien so wie wir." Die Einheit der Jünger unter sich ist nur das Untergeordnete, sie wird nicht direkt und selbständig angestrebt, sondern sie ergibt sich von selbst, wenn Gott die eigentliche Bitte erfüllt. Sie hat nur Wert, wenn sie nicht eine gemachte ist, sondern wenn sie von selbst hervorwächst aus dem Bleiben in dem Namen Gottes und Christi, ebenso naturwüchsig wie die Union zwischen dem Vater und dem Sohne. Von dieser Union ist Gott sei Dank! trotz aller Zertrennungen in der Christenheit noch gar viel vorhanden, es gehört aber ein geistliches Auge dazu es zu erkennen. Das Vorbild aller gemachten Unionen, welche diese natürliche Union ersetzen sollen, haben wir in der Urzeit in Babel, deren Name Verwirrung ist. Sie dienen nur dazu die Zwietracht zu mehren. Der Verständige gibt sich nicht mit ihnen ab. Es ist eine Profanation, wenn man auf solche gemachte Union überträgt, was in der Schrift, was namentlich in diesem Gebete des scheidenden Jesus von der natürlichen gesagt ist. Luther sagt: „Es ist aber nichts Anderes, denn das Paulus 1 Cor. 12, 12 und an mehr Orten sagt, daß wir Christen alle ein Leib sind, nicht allein der einigen oder gleichen Gedanken, sondern vielmehr des einigen Wesens halber. — Aber dazu kann man auf keine andere Weise kommen, denn dadurch, daß uns Gott in seinem Namen erhalte, das ist so wir bleiben in dem Worte, das wir von Christo empfangen haben. Denn das Wort hält uns zusammen, daß wir alle unter einem Haupte bleiben und an ihm alleine hangen. — Damit geht der Teufel um, daß er uns dies Band zertrenne und durch seine Schalkheit und Tücke vom Worte reiße."

Wir brechen hier vorläufig ab, weil wir fürchten unsere Leser zu ermüden. Findet das Mitgeteilte Anklang, so werden wir später in einem zweiten Artikel die Auslegung vollenden. Ob es uns gelungen ist, die rechte Form zu treffen, darüber überlassen wir das Urteil unseren Lesern. Aber das ist gewiß:

die Gläubigen müssen bei weitem mehr, als dies jezt der Fall ist, heimisch werden in der Welt göttlicher Gedanken, wenn sie den Kampf gegen die Welt siegreich bestehen wollen.

Jean Paul, seine Freunde und Freundinnen.

Streiflichter gelegentlich der

Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstags herausgegeben von Ernst Förster. München 1863. Bd. I. II. IV.

(Fortsetzung.)

Das sind die Säulen des Glaubens in der Sele des Juden. Rücksichtlich der Ceremonien aber bemerkt er: „Wenn wir den Schabbas endigen, so riechen wir noch an Gewürz. Ich schäme mich nicht, die kleinste und lächerlichste Ceremonie in Gegenwart eines jeden christlichen Philosophen zu verrichten, ich mache auch Alles, was nicht moralisch schädlich ist, mit und sehe es gern, wenn ich darüber zu Rede gestelt werde. Bin ich auch als Jude gezwungen, Vieles mitzumachen, so ist doch das Denken keinem Zwang unterworfen."

Etwas Weiteres und Tieferes rücksichtlich der allerhöchsten Fragen bietet uns dieser ganze fast dreißig Jahre hindurch geführte Briefwechsel nicht dar. Vom Judentum lernen wir ja allerdings etwas nach Außen und auch nach Innen kennen Emanuel war ein Jude, aber vom Christentum gar Nichts, denn J. P. war kein Christ. Er stand hoch über Peter und Paul, und kante keine andere Offenbarung, als die selbstgemachte, und die Apostel waren im zornigen Jehovah befangene Juden. Wie sehr aber in jener Zeit und jenen Kreisen auch der allerlezte Rest christlichen Bewußtseins und Glaubens abhanden gekommen war, das tritt uns in der doch fast unglaublichen Ungeheuerlichkeit hervor, daß der Jude Emanuel zwei Mal bei zwei Kindern (Emma und Max) Gevatter gestanden hat, und daß weder die sieben Mitgevatter (darunter die Herzogin Amalie von Weimar, der Herzog von Meiningen, Fräulein von Hendtrich, Präsident und Hofräthin Heim) noch die Mutter der Kinder, noch der Großvater, noch die Geistlichkeit zu Meiningen und Coburg — noch der Jude selbst das geringste Bedenken dabei finden. Schon unter dem 9. Oktober 1802 zeigt ihm J. P. das vorläufig an: „Denn jezt höre ich erst, daß es hier erlaubt ist, sie so (Gevatter) zu nennen und der Name Emanuela (der Wochenname soll Emma sein) auch in das Kirchenbuch kömt. Also ziehe ich meinen alten guten Menschen herein in den häuslichen christlichen Bund." Unter dem 18. Oktober lädt er ihn dann zur Taufe auf den 24sten ein und seine Frau Caroline sezt die Namen der Mitgevättern unter den Brief. Es wäre doch interessant, einmal im Kirchenbuche zu Meiningen nachzusehen, ob wirklich der Jude Emanuel unter den christlichen Pathen steht. Ein Jahr später, als ihm zu Coburg ein Sohn geboren worden, ward Emanuel wieder zu Gevatter gebeten und die Großfürstin selber gibt dem Knaben den Namen Emanuel. „Flattös", schreibt J. P., „für Sie und für mich und sie" und Emanuel antwortet auf die wiederholte Einladung unter dem 20. Novbr. 1803: „Am Freitage las ich einen großen Brief von mir an Renate vom Oktober 1796, worin ich Ihr Hiersein beschrieben. Ich dachte bis zur Andacht über Sie, über mich, über Alles nach, was wir in diesen sechs Jahren erlebten und in dieser Stimmung traf mich — Ihr Gevatterbrief. Göttlich freue ich mich mit dem kleinen Menschen und daß er Emanuel heißt. Habt Dank, gute Eltern, für diese Freude, die ich bei Eurem Jungen zu verdienen trachten werde. Es ist doch herlich, daß Ihr Eure häuslichen Freuden, Euer häusliches Glück so gern mit mir, der ich nichts habe, teilen möget!"

Im Uebrigen ist der Inhalt dieser Correspondenz an sich ohne Bedeutung. Hin und wieder werden einige in der Luft schwebende moralische Maximen besprochen und ausgesponnen, woran sich schwerlich noch Jemand erbauen wird. Es ist auffallend, in einer fast ununterbrochenen Reihe von Briefen, die sich vom Jahre 1794 — 1825 durch eine so gewaltig bewegte Zeit hindurchzieht, nicht im Geringsten für das Verständnis derselben gefördert, ja nicht einmal daran erinnert zu werden, daß im Bereiche derselben die Grundvesten aller Staaten und Verhältnisse von ganz Europa aus ihren Fugen gerissen wurden. J. P. hatte wenig Geschick für die kleinen Bedürfnisse des Lebens zu sorgen und da war ihm denn Emanuel die rechte Hand. Er muß muß ihm den Rock und die Hose kaufen und für die Schürze sorgen, die er seiner Mutter schenken will, muß ihm die Magd und den Stiefelwichser besorgen, ja sogar den Bindfaden um die Bücherpackete schlagen, die er zur Post geben will, und 25 Fliegen einfangen lassen, damit seine Laubfrösche nicht verhungern, vor Allem aber muß er ihm, so lange er in Meiningen lebte, Bier und immer wieder Bier besorgen. Es ist unglaublich, was er im Biertrinken geleistet hat, und nicht ist mehr geeignet, die schäumende Begeisterung für die „Cianen" „Clotilden" ꝛc. ein wenig abzukühlen, als wenn J. P. selbe erzählt, wie er sich erst in den Bierrausch hineintrinken muß um die rechte Befähigung für die Produktion solcher Fantasi Stücke zu gewinnen. Hier einige Proben, wie sie eben einan der folgen aus dem Jahre 1802 — 1803: „Solte das Bi schon unterwegs sein — was Gott gebe — so bitte ich S herzlich, sogleich neues nachzusenden, weil der Transport vo Faß in mich viel schneller geht, als von Bayreuth zu mir „Seit gestern Abend schwimme ich im Mere des Vergnüge oder Biers. Der Einspänner holte es mir für 4 Laubthaler „Im künftigen Jahre ziehe ich entschieden ihrem Brau- u eigenen Hause näher." „Die Leute hier fassen es gar nic

daß ich mich hier nicht begraben lasse. Ich schiebe freilich Alles auf's Bier. — Adiö, Guter! Noch einmal den Bier-Dank. Jezt kann der Winter kommen, wiewol der Schnee länger liegen bleiben wird, als das Bier."

„In Weimar besonders in der Kälte fühlte ich, was ich Ihrem Biere verdanke. In diesem harten Winter wäre ich bei Gott täglich in Ohnmacht gefallen — wäre nicht Ihr Bier gewesen, mein Lethe, mein Paktolus-Fluß (wiewol er mir Gold mehr weg- als zuführt), mein Nil, meine vorlezte Oelung, mein Weihwasser u. dergl. Kurz, mit Freuden vernahm ich, daß sie schon wieder ein Fäßlein — Gott gebe ein Faß — reisefertig haben. Es reise bald! In Coburg brauch ich nichts mehr."

„Da ich jezt nichts zu schreiben habe als eine Antwort auf Ihren Brief, der freilich erst nachkomt, so laufe ich voraus. Sehr erfreut mich in Ihrem künftigen Schreiben die Nachricht des abgegangenen Bieres, denn bei mir ist's auch abgegangen und ich noch nicht in Coburg."

„Gestern Mittag — als ich eben zwei Gläser von der lezten Flasche als Kur und Eßmittel trank (denn Nachmittags war ich längst vor acht Tagen ans Bamberger zu starke Likörbier gebant und schlief darum schlechter), und als ich eben von den Inzitamenten loskam, kam für 4 elende Thaler Fracht Ihr Faß Inzitamente an, für das ich ein Danaiden-Faß bin, und das den Menschen, wie ich gleich Nachmittags sah, so sehr stärkt. — Gott segne Sie für ihre helfende Hand und biete Ihnen stets seine! Einmal will ich mich doch über meinen Trinkunfug vertheidigen. Nämlich: von meinem 16ten Jahre an bis ins 20ste trank ich weder Bier noch Kaffee, nur zulezt diesen an Sontagen, dann häufiger aber stets für den Kopf. Erst im 30sten nahm ich als Heilmittel Bier ein, um nicht im Kaffee zu ersaufen, und acht Jahre später Wein. Ich kenne keinen Gaum- und Gehirnkitzel, und steigt mir eine Sache nicht in den Kopf, so soll sie auch nicht in die Blase. „„Konntest du nicht so viele und so treffliche Werke in längerer Zeit bei kleinerer Abspannung geben?"" sagt die Welt. Nein! Welt. Die Kunst fordert Intension der Anstrengung, nicht Extension, der freilich eben auf meine Kosten die Abspannung folgt. Aber mit blosem natürlichem Feuer ohne äußeres sind gewisse Kalzinier-Effekte gar nicht zu machen. Glas will ein anderes Feuer als etwa ein Braten. „„So mußt Du aber täglich die Inzitamente steigern."" Aber es kostet blos verflucht Geld, nicht einmal Gesundheit, denn allmäliche Zunahme der Reizmittel schadet so wenig als ein heißes Land dem Einwohner. „„Du bist abhängig, Guter, mußt durchaus immer mehr nach Süden."" Im Winter bin ich auch vom Ofen abhängig und im Leben von allem Satan. Uebrigens darf ich, da ich doch das beste und möglichste in meinem Dasein schon gethan, nämlich 25 Bände schon gemacht habe, nun mit dem Reste des Lebens und Schreibens nicht mehr so scheu umspringen, als mit dem Anfang."

„Nur eine Schwelgerei habe ich, die, daß ich immer in der hohen Flut aller Kräfte schwimmen will, und mit Büchern und Menschen füll ich sehnsüchtig die Ebbe aus."

„Was Trunkenheit ist — die nämlich den Geist lähmt, anstatt beflügelt — denn etwas Anderes und Besseres ist es, wenn ein Mann Abends blos im Zickzack heimgehen muß — kenn ich nicht."

Die Leser erlassen uns wol, diese wirklich schreckhafte Bier-Passion noch weiter zu verfolgen. Wie sie in Meiningen aufgeführt, so geht sie in Coburg sogleich weiter und das erste Wort, welches er am Tage seiner Ankunft in Coburg an Emanuel schrieb, ist ein lebhafter Dank für das Faß Bayreuther Bier, womit er ihn dort überrascht. „Im Wirrwarr des Einzugs, der noch keine Trank-Wahl zuließ, war es ein köstliches Geschenk." In Bayreuth war er erst recht an der Quelle und so wie er seinen Fuß in Bamberg sezt, ruft er gleich aus „Himmel welch ein Bier!" Später goß er „stärkere Inzitamente" seinem Biere zu. Sein Kutscher, dem er auf dem Wege nach Bamberg zuweilen seine Flasche aus dem Wagen reichte, worin Bier mit Spiritus versezt war, blieb zwar auf dem Bocke sitzen, als er aber abstieg, konte er nicht auf den Beinen stehen, er war trunken. — Als der Literat Funk aus Bamberg ihn im Jahre 1819 besuchte, fand er auf seinem Arbeitstische einen Krug stehen, aus dem J. P. zuweilen trank. Es war ein brauner Stoff, aber offenbar weder Bier, noch Wein, noch Wasser, sondern eine Mischung von Wasser und Liqueur. Er versicherte, daß er endlich heraus gefunden habe, wie dies Getränk bei Früharbeiten seinem Körper am besten bekomme, da weder die Säure des weißen Weines noch das Feuer des rothen französischen ihm beim Schaffen in den Morgenstunden zusage. Funk vertheidigt ihn zwar gegen den ihm gemachten Vorwurf der Trunkenheit, aber doch gibt er zu, daß selbst auf dem Zimmer sein Gang „dem bei anfangender Trunkenheit etwas Wankenden" glich, und wer ihn auf der Straße gedankenvoll daherschreitend, die Augen auf den Boden geheftet, die Füße an einander, ja selbst stolpern sah, mußte leicht auf den Gedanken kommen, daß er schwer geladen habe und sein Vertheidiger selbst hat es „anfangs" geglaubt. Nach alle diesem sehen wir mit Betrübnis, daß J. P. von seinem 30sten Jahre an eigentlich, um es mit einem zwar etwas ordinären aber sehr bezeichnenden Worte auszudrücken, nicht aus dem Bier-Fusel gekommen. Kein Commentar wirft mehr Licht auf so viele Werke J. P.'s, als die obigen Bekentnisse, darin er sich über seinen „Bier-Unfug" glaubt vertheidigt zu haben. Das Qui s'excuse s'accuse tritt uns hier recht nahe. Zwar porcus de grege Epicuri, welches sich in der Gosse wälzt,

war er nicht, aber im Zick-Zack kömt er Abends zu Haus und seine Schwelgerei ist's, in der hohen Flut aller Kräfte zu schwimmen." Ein gewisser Cynismus, der ihm vom Vater und Mutter her angeerbt war, begleitete ihn auf allen Wegen. Nichts aber ist geeigneter, den Cynismus zu wecken und zu nähren, als eben der dunkele und trübe Geist des Gambrinus. Er tritt uns Norddeutschen sofort im Großen und Ganzen entgegen, wenn wir zu den süddeutschen Bierländern kommen, besonders in Baiern, und wird sich auch bei uns in gleichem Maße mehr geltend machen, als die Brauereien anfangen zu wachsen. Die gemeinste Sorte des akademischen Pöbels finden wir in den Bierkneipen und die Direktoren unserer Gymnasien solten auf ihrer Hut sein, ihre Pflegbefohlenen vor diesem Gifte zu bewahren. — Die baldige Abnahme aller Kräfte eines aus keuscher und reiner Jugend erwachsenen blühend kräftigen Mannes, dessen Anblick so viele Frauen entzükte, und die bis zur Erblindung gesteigerte Schwäche seiner Augen hat J. P. gewiß dieser unausgesezten Steigerung seiner „Inzitamente" zu verdanken, und es ist sehr bezeichnend, daß er viele seiner Werke in einem öffentlichen Bierhause vor Bayreuth schrieb, dahin er unausgesezt an jedem Nachmittage wallfahrtete mit seinem Hunde, seinem ledernen „Ranzen", wie es der Lohndiener nante, voller Manuscripte und — Flaschen, so daß die Inhaberin jener Kneipe, die Frau Rollwenzel, ein Stück der deutschen Literaturgeschichte geworden und ihr Garten von den Wallfahrern der Jean P.'schen Muse fort und fort aufgesucht und beschrieben wurde, wie er denn noch jüngst gelegentlich der Wiederkehr des hundertjährigen Geburtstags J. P.'s in den illustrirten Zeitungen abgebildet und des Weiteren beschrieben worden ist. Irre ich mich nicht, so hat die Abnahme der Begeisterung für die J. P.'schen Poesien eben in der Art ihrer Entstehung ihren wesentlichen Grund. Es sind schäumende und überschäumende Gestalten, aber der Schaum auf dem Bierglase verfliegt bald, und ein poetischer Rausch macht einer sehr nüchternen Prosa Raum. Es wird sich uns noch Gelegenheit bieten, den tollen Rausch einmal zu überblicken, welchen J. P. von Berlin über Frankfurt und Weimar und bis Heidelberg erregte. Hieraus erklärt sich's denn auch leichter, wie ihm der heilige Geist, von dem das Herz seines Sohnes durchweht war, so sehr zuwider war, denn diese beiden Geister sind wider einander. — So viel gelegentlich der ersten Abteilung des ersten Bandes dieser Denkwürdigkeiten. Nur das sei uns noch erlaubt, hier anzufügen, wie erfinderisch diese beiden Männer Emanuel und Jean Paul in den überschwenglichsten Anreden sind. Mit dem „lieben Emanuel" und dem „verehrungswürdigen Freunde" hebt es an und geht dann weiter: „Mein lieber Lieber"; „Bester, sehr teurer Freund"; „Mein guter Guter"; „Mein unendlich teurer Freund"; „Großer Freund"; „Rechter Guter"; Würdiger, mir unendlich teurer Freund"; „Mein mir unendlich schätzbarer, achtungswürdiger, geliebtester Freund"; „Lieber Einziger"; „Ewig Geliebter"; „Unvergeßlicher, lieber Geliebtester"; „Mein immer und ewig Geliebter"; „Immer und ewig Einziger"; „Mein

mir immer Naher"; „Richter meines Herzens"; „Mein Alter und Blühender"; „Vortreflicher Mensch"; „Alter, Aeltester beinahe im Geiste"; „Mein edler Mensch" ꝛc. so geht es fort bis zur vollendeten Heiligkeit und Herlichkeit, darin sie sich gegenseitig bewundernd anstaunen. Wenn Emanuel, unermüdlich in seinen Geschenken, etwa eine Torte und etliche Flaschen Wein schikt (es geht aus dem Briefe nicht deutlich hervor), so antwortet J. P. dem Juden: „Vielen, vielen Dank für die heilige Communion, wovon Caroline (seine Frau) das Brot nimt und ich den Wein. Es gibt ohnehin wenig Communikanten." Dagegen denn Emanuel ein anderes Mal sich so ausdrückt: „Guten Morgen, mein ewig einziger Richter! dann verfluche ich und verdamme die Welt — mit der ich sonst so viele Geduld habe, als mit dem Geduldhaber selbst — wenn der Teufel Sie holen wolte oder dürfte, ohne daß ich wenigstens mitfahren könnte." — Genug.

Der zweite Teil des ersten Bandes enthält die Correspondenz zwischen J. P. und Friedrich von Oertel, oder richtiger — die Briefe von J. P. an Oertel, denn von Oertel's Briefen sind nur einige wenige erhalten, daher denn auch die Briefe J. P.'s an ihn an vielen Stellen völlig unverständlich sind. Sie enthalten eben Antworten auf Briefe, deren Inhalt wir errathen müssen. Auch der verständliche Inhalt ist für unsere Zwecke ohne Bedeutung. v. Oertel war ein ehrenwerter Mann, der besonders in jüngeren Jahren für die Schriften J. P.'s schwärmte und deshalb veranlaßt wurde, ihm zuerst zu schreiben. Daraus entwickelte sich dann ein Freundschaftsband, das sich aber später wieder verloren zu haben scheint. Die Correspondenz wenigstens hörte schon 1806 nach längerer Unterbrechung auf und der sonst so emsig nach J. P.'s Reliquien suchende Herausgeber dieser Denkwürdigkeiten hat nichts weiter von ihm in Erfahrung bringen können. Er lebte in einer gewissen literarischen Thätigkeit auf einer ländlichen Besitzung bei Leipzig. Seine Schwester war an den Fürsten von Carolath verheiratet, und dieser Fürstin verdankt der Herausgeber die hier gedrukten Briefe. Wie sehr er mit so vielen besonders jugendlichen Zeitgenossen von den Schriften J. P.'s bis zur Schwärmerei hingerissen war, zeigt das aus einem Briefe mitgeteilte Bruchstück. „Eine erste Lectüre von einer Schrift des einzigen Paul wirft mich immer in ein Fieber; ich vergesse jeden Zustand, sogar den seiner Helden, um ganz in dem seinigen zu sein, und ich fühle dann nur alles Heroische, alles Uebermenschliche, alles was Gott in die Menschennatur gelegt hat und das Göttliche selbst. Ich lasse mich nie in eine Auseinandersetzung von Paul's Schriften ein. So wenig ich einen Gedanken daraus abschreiben könnte, weil ich alle abschreiben müßte, so wenig ich einen Auszug daraus machen könnte, weil ich das ganze Buch erzählen müßte, so wenig kann ich etwas Einzelnes loben, weil ich die Einsicht, mit der ich lobe, nicht, wie bei einem Andern, mit einem Tadel heben kann. Selbst wenn ich während des Lesens tadele, so sehe ich doch, wenn ich das Werk geendet, Alles milder und ich rechtfertige Alles, wei

das unendlich schöne Ganze blos aus diesen einzelnen Bestimmungen hervorgeht. Paul ist ein Profet, ein Apostel und ich bin dem schon gram, der ihn auch nur kunstmäßig loben will. Les't, um Gottes willen, les't, das solte seine einzige Rezension sein."

Forschern auf dem Gebiete der deutschen Literatur wird es vielleicht interessant sein zu lesen, was von Bouterweck, von Kotzebue, Friedrich Schlegel, Knebel, Jacob und andern Männern jener Zeit, mit denen wir hier zusammentreffen, geurteilt wird. Wir übergehen es, um noch einen Augenblick bei der Frau von Krüdener zu verweilen, die sich freilich später, da sie als entschiedene Jüngerin des Herrn einen so weiten Namen gewann, wie wir schon gesehen haben, von J. P. zugleich mit Claus Harms mußte verspotten lassen. Sie suchte J. P. im August 1796, als er noch in großer Armut zu Hof bei seiner Mutter lebte, auf und J. P. schreibt darüber in voller Entzückung, darin er freilich immer gerieth, wenn er von den wallfahrtenden Verehrerinnen brieflich oder gar persönlich heimgesucht wurde. „Am 17ten war die Frau des Russischen Gesandten in Dänemark bei mir, eben diese Frau von Krüdener, die vielleicht wieder von Weimar in Leipzig ist. Sie ist eine Sele, wie ich sie kaum noch im Pantheon der Ideale gesehen: die notae characteristicae an ihr sind ewiger Friede und Freude in sich — ob sie gleich Alles genossen — eine weite Menschenliebe, die nichts mit sentimentalischem, erotischen Eigennutz gemein hat — und eine gute Meinung, die sie von Andern, Andere von ihr haben. Sie müssen dieses warme Herz, dem meine Bücher sein Italien und sein Eden fast wiederholet haben, kennen lernen: äußerlich ist sie unbedeutend, das klare, reine, warme Auge ausgenommen, das sich in fünf Viertelstunden bei mir so oft in Thränen verklärte, denen meine folgten." Als ihm Oertel opponirte, antwortet er später: „Du hast einen Prozeß gegen die Krüdener verloren — mit allen Kosten. Ich blätterte zwei Abende in ihrem Herzen. Den ersten warfst du noch immer Schneeballen in mein Altarfeuer. Den zweiten sah ich die idealische Sele — trotz dem Selbstlobe, der kein Egoismus ist, weil sie allen Menschen hilft und nachfühlt, und weil sie im Feuer für jedes Edle ihr Ich vergißt, und trotz den Verderbnissen ihrer weiblichen Unschuld oder vielmehr gewisser Grundsätze über die Liebe, die sich im Beispiele des Weltlebens besudeln — hell und rein und hoch auflodern, in der Selbsterniedrigung unter andern moralischern Menschen, in den ängstlichen theologischen Fragen, was hier oder da recht sei, in den vielen Briefen an Andern, die alle denselben Ton anschlugen, wie ihre Reden, in ihren demütigen Confessionen und Thränen. — — Laß mich nichts mehr sagen, sie hat meine Sele erobert, ich sehe ihre Sommer- und Sonnenflecken des Weltlebens, ihre übertriebene Selbstachtung, ihre weiblichen Niederlagen, aber ich sehe auch den fliegenden glühenden Geist ꝛc. Du kennst sie nicht, thu mir den Gefallen, kein Wort über sie zu sagen. Hätte ich sie nur einmal dramatisch dargestelt, du begriffest sie und mich. Sie hat blos den Egoismus starker, weicher, philanthropischer Gefühle."

So sehen wir diese beiden glühenden Selen sich hier begegnen, sie sehen sich gegenseitig in die oft von sentimentalen Thränen glänzenden Augen, und es ist ein etwas confuses, wunderliches Urteil, welches J. P. hier ausspricht. Gewiß war die Sele der großen Frau damals selber noch einigermaßen verschleiert, aber aus dieser „Selbsterniedrigung", aus diesen „theologischen Fragen, was hier oder da recht sei", aus diesem „Egoismus philanthropischer Gefühle" ist die in der Feuerprobe geläuterte Sele hervorgewachsen, welche, während sie unzähligen Scharen Armer die treue Freundin und Helferin in geistlicher und leiblicher Noth war und die Geschwüre der Kranken wie kaum eine barmherzige Schwester ausdrückte und linderte, zugleich den Kaiser Alexander für das Evangelium zu gewinnen wußte und ihm so nahe stand, daß er ihr das mit Oestreich und Preußen abzuschließende Bündnis vorher mitteilte, dem sie den Namen der „heiligen Allianz" aufgedrükt hat. Sie war ein Jahr später geboren als J. P. und starb ein Jahr vor ihm auf der Reise in den taurischen Steppen, welche ihr Großvater, der Feldmarschall von Münich, dem Czaren erobert hatte. Wie weit gingen diese Selen auseinander, als J. P. sie am Ende seines Lebens um ihres entschiedenen Bekentnisses zu und ihres Lebens in Christo verspottete, sie aber, als sie am heiligen Weihnachtsabende 1824 zu Karazu-Bazar vollendete, das Bekentnis abgelegt hatte: „Oft habe ich für die Stimme Gottes gehalten was nur die Frucht meiner Einbildung und meines Stolzes gewesen ist", und dann hinzusetzen konte: „Was ich Gutes gethan habe, das wird bleiben, was ich Uebeles gethan habe, das wird Gottes Barmherzigkeit auslöschen." —

Am Schusse dieses Bandes finden wir noch die Correspondenz J. P.'s mit einem ganz eigentümlichen Gesellen, einem Originalstück, aus dessen Briefen wir sehen, was aus ihm hätte werden können, wenn er sich in die Zucht Gottes gestelt hätte. Aber er kent nicht einmal das eine Stück aus der Jean Paul'schen Trias, — die Tugend — und J. P. ermahnt ihn doch, an den beiden andern festzuhalten, an Gott und an der Unsterblichkeit. Gleichwol steht er Christo näher, als J. P. und andere seiner Freunde. Es zieht sich ein Faden des Armen-Sünder-Wesens durch seine Briefe, der Schmerz der Selbsterkentnis ist ihm nicht völlig verborgen, wie all den andern Personen, denen wir auf diesem Gebiete begegnen und die sich einander bewundernd preisen. Dieser Mann hieß Paul Thieriot, war ein Leipziger, erhielt eine gelehrte Vorbildung, studirte Jura, warf sich dann lediglich auf Musik, ward ein großer, ja berühmter Geiger, der vor Königen und Fürsten — auch vor Goethe und bei Goethe — in München, Wien und Paris geigte, aber allenthalben durch seine Wunderlichkeiten anstieß. (Als ihm Goethe schrieb, die Herzogin wünsche Bekant-

schaft mit seiner Geige zu machen, schikte er ihr seinen Geigenkasten mit dem Schlüssel dazu.) Dann wieder „spante er sich im Ernst, mit Leib und Sele und allen Schreibfingern in den alten Karren der römischen Jurisprudenz, mit dem ich schon einmal durchging", und ist zulezt im Jahre 1831 als Sprachlehrer in Wiesbaden gestorben.

Die Leser wollen es sich gefallen lassen, noch diese Selbstschilderung des seltsamen Mannes zu hören, wie er sie in einem Briefe vom Jahre 1799 an J. P. ausspricht:

„Eine kleine Sele von Natur, in Fettlagen eingenäht mit Nervenzwirn, eine dicke Kruste um Kopf und Herz — weinen kann ich gar nicht — blos weich in Meinungen für den Eindruck jedes Narren, hartleibig und träge zur Selbstthätigkeit, kaltblütig außer wo es rühmlich ist (kein Herz im doppelten Sinne), ohne viel anderes Interesse für die größten Dinge, als der Eitelkeit, deren Kränkung mich öfter viel tiefer niederschlägt, als ihre Befriedigung mich erhebt und beglükt, und die doch mein einziger Trost ist — von jeher ungewiß, ob ich überhaupt wache oder träume und in der Furcht, einmal ordentlich toll zu werden, immer in der Ueberzeugung, daß es nicht richtig im Kopfe sei." — — Diese Selbsterniedrigung sezt mich gewiß in Ihren Augen am meisten herab und doch können Sie mir nirgend mehr unrecht thun. Sie können darin das unruhige Träumen von Heuchelei und Verstellung — die Strafe entheiligter Herzen — bemerken, aber auch mein wirkliches Entgegenarbeiten und Widersprechen. Schonen Sie mich und lassen Sie mich nicht glauben, daß Ihre Worte im Hesperus: „Aber der Böse verschone uns mit seiner Leichenöffnung", mich treffen könten." „Ich sehe kein Heil bei unserer heutigen passiven Bildung, als daß man zwar immer toleranter gegen Andere und Alles wird, sich selbst aber unerträglicher." „Mein soidisantes Ich ist tief versunken und liegt weich in seinem Moraft."

Jean Paul hatte kein Verständniß für die Friedlosigkeit und den dunkeln Drang dieser suchenden Sele. Er schrieb: „Ihr humisches Zerflattern und Zerfasern ist kein humisches oder spekulativisches, sondern ein schädlicher Traum der Fantasie, in deren Gewalt Alles steht, sogar das Vorbilden, man sei nicht mehr. Sie dürfen diesem Spiel nicht nachgeben ꝛc." Und ein ander Mal: „Die Lage Ihres Herzens thut meinem weh, bei Gott! Ihnen fehlt nichts als Gott und Unsterblichkeit, nämlich der Glaube an beide. Dann käme in Ihr Leben eine Richtung und ein Kompaß. Wahrlich, Sie sollten suchen beide zu glauben." Thieriot scheint nichts gesucht, jedenfals nichts gefunden zu haben. Noch 1803 schreibt er den Stammbuch-Vers:

Das Loben ekelte, hätte es kein Ende,
Und weil es eines hat, kann es nicht schmecken.

Nicht ohne herzliche Teilnahme sieht man einen so talentvollen, reichbegabten und vielfach ausgebildeten Mann sich ruhelos ohne Compaß, ohne Anker und Steuerruder auf den Wogen des Lebens umhertreiben und mit Wehmut gewahrt man die verlorenen tief poetischen Züge, wovon der eigentümliche praktische Humor desselben durchwoben ist, wenn er z. B. aus Paris schreibt: „Ich sehe nichts von dem Sommer als den sehnsüchtig auf den Dächern liegenden blauen Himmel, der das Heimweh nach der grünen thauigen rauchenden Feld-Erde draußen hat und gibt." Oder von Bayreuth: „Die Sonne schaut heute unverwandt nach den Bergen und Wiesen und spielt durch die Aeste meiner Allee, auf dem Boden mit dem Schatten der Blätter." — Dieser praktische Humor, der in der Sele des Mannes lag, wovon seine Briefe und sein Leben durchwebt sind, war aber das Gemeinsame, was diese beiden Naturen gegenseitig fesselte und davon dieser bis zum Jahre 1818 fortgeführte Briefwechsel Zeugnis gibt. Uebrigens tritt der Inhalt der J. P.'schen Briefe gegen die funkensprühenden Blitze Thieriot's zurück, wenn schon J. P. oft die Protektor-Miene annimt. Mit Leidwesen liest man in seinen Briefen an Thieriot Aeußerungen wie diese: „Herder ist krank, stirbt mir der, so verfluche ich die halbe Welt." Aehnlich wie er vier Wochen nach dem Tode seines Sohnes schrieb: „Der Tod meines Sohnes Max macht mich blos wilder gegen die ganze Welt, worin ich nun so wenig noch zu verlieren habe. Jünglinge ohne Wert, besonders von seiner Bekanntschaft, erbittern mich blos dadurch, daß sie noch leben nach ihm." — — Ja, was soll man sagen, wenn er wieder einige Wochen später an Heinrich Voß schreibt: „Nur ein Parzen- und Furien-Verein von Menschen und Umständen konte eine so festgebaute Natur zwischen Sarg-Brettern zersägen." Der Sohn war frisch und gesund von Heidelberg gekommen und starb wenige Tage nachher an einem hitzigen Nervenfieber. Ist denn bei solchen Aeußerungen noch eine lezte Spur von christlicher Demut und Ergebung in den Willen Gottes, der sich doch in so erschütternden Momenten des Lebens selten ein Herz verschließen kann? Wie weit kommt denn nun eine Sele mit solcher Tugend-, solcher Gottes- und solcher Unsterblichkeits-Lehre ohne Bibel? Hier haben wir den praktischen Commentar dazu. Tugend finden wir nicht, Gott wird verwandelt in die Furien und die Unsterblichkeit hat keinen Trost.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 19. August. № 66.

Jean Paul, seine Freunde und Freundinnen.

(Fortsetzung.)

Zweiter Artikel.

Wir wenden uns in diesem Artikel zu dem zweiten Bande des ganzen Werkes, dem der Herausgeber den besonderen Titel: „Blätter der Liebe" gegeben hat, und welcher einen Teil der reichen Correspondenz J. P.'s mit verschiedenen Frauen und Jungfrauen enthält. Es ist begreiflich, daß ein Mann, wie J. P., dessen weiche Sele beständig in lauter Liebe, Entzückung und schwelgerischen Gefühlen seliger Herzen überfloß, dessen Schwelgerei es war, daß er immer in der hohen Flut aller Kräfte schwamm, besonders solche Frauenherzen anzog, deren Geist und Herz wenigstens so weit ausgebildet war, um ein Verständnis für diese Schwelgereien seiner von unendlichen Gefühlen trunkenen Sele zu haben. Die Lianen, die Clotilden, die Natalien, die Josephinen u. s. w. sind freilich lauter Fantasiestücke, aber diese Frauen waren großenteils selber solche Fantasiestücke, die sich aus der Realität des Lebens hinausfantasirten und auf Höhen umherschwärmten, von denen herab sie das nüchterne Leben der Erde gar nicht mehr sehen konten. Wenn es ihnen aber sehr handgreiflich und unabwendbar entgegentrat, so waren sie denn höchst unglücklich und fantasirten sich wieder in alle Tiefen der Leiden so tief hinab, daß die Thränen selber wieder zu einem süßen Genuß einer eigentümlichen Schwärmerei wurden. Wie J. P. selber ein Produkt seiner Zeit war, die bis zu den Werthern und Siegwarten hinabreichte, und der Unterschied zwischen seinen Helden und Heldinnen und den Siegwart-Wertherschen wesentlich nur in dem ihm eigentümlichen Humor lag, davon sein ganzes Leben, alle seine Briefe und Werke durchflochten sind, so fand er solche eigentümlich gefärbte, in den Gefühlen zwischen Schmerz und Seligkeit schwelgende Frauenherzen allenthalben vor, und da das Christentum abhanden gekommen war, so dürfen wir uns kaum wundern, wenn sie diese Schwärmerei für Religion hielten und glaubten desto himlischer, reiner und heiliger zu sein, als diese Gefühle zu den feinsten Stimmungen der Sele hinausgesponnen wurden.

Da nun solche Naturen in den Gestalten der Jean Paul'schen Frauen und Männer plötzlich ihr eigenes Ich in den verklärtesten Formen und schönsten Kleidern, mit Gold und Edelsteinen gestikt, vor sich sahen, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn sie scharenweis ihm zu Füßen fielen und gar nicht Worte genug finden konten, um ihre Verehrung, ihre Entzückungen, ja ihre Anbetung auszudrücken und hier eben war die Stelle, wo mit J. P. wirklich ein Götzendienst getrieben wurde. Denn ein Mensch ist er lange nicht mehr, sondern ein „Genius", ein „Engel", ein „Engel-Fürst", jedenfals mehr als ein Mensch. „Si vous n'êtes qu'un homme", schreibt Frau Josephine von Sydow, eine in Pommern lebende, an einen preußischen Offizier verheiratete Französin, vous êtes du moins un „Gottmensch." — Man glaube aber doch ja nicht, daß Josephine etwa zu den exaltirtesten Anbeterinnen gehört hätte, im Gegenteil zieht sich durch die nicht uninteressante, ziemlich umfangreiche französische Correspondenz derselben ein Zug der Nüchternheit, welcher den Briefen der übrigen Frauen und Fräulein gänzlich fehlt. Sie kent doch auch einen reellen Schmerz — meint quand on pleure sur des peines réelles, l'on ne trouve pas tant de plaisir à pleurer sur les factices. Die Erziehung ihrer Tochter und die Verbesserung ihres kleinen Landgutes nehmen ihre Mußestunden gänzlich hin und bewahren sie vor langer Weile. Aber freilich bringt sie ihnen auch die liebsten Beschäftigungen zum Opfer. Es würde viel angenehmer sein, sich dem süßen Nichtsthun Rousseaus zu ergeben. „Mais comme avec cela l'on mourrait de faim, il vaut mieux faire du beurre et du frommage, que des vers." Die anderen Frauen seiner Correspondenz kennen weder Butter noch Käse, sondern nur Nektar und Ambrosia, und es verlohnt sich wol der Mühe zu zeigen, wie diese Schwärmerei für J. P. sich bis zur vollendetsten Carrikatur ausbildete, sowol um die Zeit an sich besser zu verstehen, als auch namentlich die Wirkung der J. P.'schen Poesie zu würdigen. Ich denke hiebei an die traurige Geschichte eines von J. P.'s Biographen Maria genanten jungen Mädchens aus dem südlichen Deutschland („eine vergeistete Mignon, deren Bild keines Dichters Fantasie erschienen oder gelungen wäre"), welche sich seit ihrem zehnten Jahre in die Schriften J. P.'s vertieft und sich in solche Bewunderung und Verehrung des Verfassers hineingelesen hatte, daß sie dem Reize nicht mehr widerstehen konte, ihm heimlich zu schreiben. Da finden wir denn die Entzückung bis zum übersprudelnden Rausche. „O daß Du bist und lebest. Dieser feste Glaube an Dich ist ein Himmel, den mir Niemand rauben kann. Allmächtig wirkest Du auf die Menschen." „Ich

will Ihnen nur sagen, daß Ihr Bild und Ihre Werke, daraus ich Vieles abgeschrieben, mein bestes Gut sind. Das Pult, worin ich Alles aufbewahre, ist mir ein Altar, und ich mag schon gar nicht mehr ausgehen, um nur immer (sobald es die Hausgeschäfte erlauben) bei dem geliebtesten Vater zu sein. (Ihr Vater war im Freiheitsschwindel nach Paris gegangen und dort unter der Guillotine gefallen, sie bittet J. P. den Vater zu ersetzen.) Ich habe Niemand, mit dem ich von ihm spräche, und bin durch Gewohnheit von einer Welt abgezogen worden, die mich zu wenig befriedigt und auf der ich fremd bin und bleiben werde." Sie sehnt sich zu sterben, ach wenn sie doch zugleich mit ihm sterben könte, um an seiner Hand unter die Seligen des Himmels geführt zu werden. „Der Gedanke an Dich, ich fühle es, wird mein lezter in dieser Welt, und wenn ich Jenseits erwache, wieder mein erster." „Ach warum kann nicht die ganze Welt in Ihr Haus kommen und bei Ihnen bleiben. Wahrlich, wir wären Alle gerettet." Wie gern wäre sie seine Magd und wolte in seinem Hause dienen. Sie legt es ihm nahe, sie so bei sich aufzunehmen, „o wie wolte ich für Sie und die Ihrigen arbeiten; aber dies sind wol nur Träume. J. P. antwortete nicht sofort. Darüber gerieth sie in große Unruhe. Sie glaubte bei ihm verachtet zu sein, keiner Antwort wert. Der Geliebteste ihres Herzens „der Heiland ihrer Seele" verstößt sie. Sie glaubt das nicht tragen zu können, sie sucht den Tod. Mit dem Messer in der Hand, um sich den Tod desto gewisser zu geben, findet sie ihre sorgenvoll ihr nacheilende Schwester auf der hohen Brücke, wo sie die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne erwartet, um sich in die Fluten zu stürzen. Es gelingt der Schwester, sie mit Hinweisung auf den Jammer der Mutter zurückzubringen. Aber Niemand in der Welt erfährt den eigentlichen Grund ihres Lebens-Ueberdrusses, sie verspricht ihrer Mutter, sich zu schonen unter der Bedingung, daß diese nie nach dem Grunde fragen wolle. Sie hat mittlerweile schon vier Briefe an J. P. geschrieben. Die endlich ankommende Antwort benezt sie mit ihren Thränen. J. P. schrieb beruhigend. Es ängstigte ihn das wilde Feuer, das er in dieser Sele angefacht. In der Gewißheit, daß sie bei der Ankunft des Briefes bei J. P. todt sein würde, hatte sie ihm Alles geschrieben und unter vielen Küssen einen herzzerreißenden Abschied von seinem Bilde genommen. J. P. schrieb abermals beruhigend, dämpfend, bemüht das Feuer zu löschen. „Ihren Schritt, den Sie thun wollten, muß ich bei aller Größe des Geistes, den er verräth, strenge verdammen." Er räth, sich der Mutter zu entdecken, sendet ihr eine Haarlocke, um die sie flehentlich bittet: „Ich kenne ja nun Ihr ganzes, reines, warmes, idealisirendes Herz und dessen große Kraft ꝛc." Es hilft Alles nichts. Die beruhigenden Briefe wirken das Gegenteil: „Er liebt mich, will zu mir, er leidet Schmerz um mich." Es geht so weit, daß sie den sehnlichen Wunsch ausspricht, ein Kind von ihm zu haben. Als J. P. endlich schweigt, folgen von ihrer Seite Briefe auf Briefe, und als ihre Mutter gestorben, bereitet sie einen abermaligen Tod vor. „Niemand hat durch mich meine Geschichte erfahren und ich habe alle Bücher und Tagebücher verbrant. Nur Ihre Locke nicht, die bleibt an meinem Halse, und ich nehme sie mit." Todt ward sie aus dem Wasser gezogen; mit Mühe wieder zu sich gebracht, wehrte sie sich krampfhaft, das Wasser, was sie geschluckt hatte, wieder von sich zu geben, widersezte sich mit Erfolg der Gewalt, welche man gebrauchen wolte, und fand so ihr Ende. J. P. schreibt Alles an seinen Freund Otto und schließt mit den Worten: „Nun es ist vorbei, und sie starb höher, als andere lebten. Froh bin ich, daß ich strengeren Rathgebungen für meine Antworten an Maria nicht gefolgt, zumal da mir sogar meine milderen jetzo erbärmlich für diese hohe Sele vorkommen." Dies ist nun freilich das allertraurigste, ja ein wahrhaft schreckhaftes Verhältnis, in welches J. P. zu einer weiblichen Sele kam, oder in welches weibliche Selen sich zu ihm hineinfantasirten, und gibt Manches zu denken. — Sehen wir ab von denjenigen Verhältnissen, worin der noch sehr jugendliche Autor von der armen Stube seiner Mutter aus zu etlichen jungen Mädchen in Hof trat. Es waren das nur sehr wenig cultivirte Selen, gleichwol fühlte sich der glühende und blühende Jüngling überaus glücklich unter ihnen. Sein bisheriger Lebensgang war ein sehr einsamer, ärmlicher gewesen, einen geselligen Verkehr zwischen gleichgestelten Familien kante er gar nicht, das Leben war ihm verschlossen, nur durch Bücher vermittelt worden. Als er dann in Folge völligen Mangels der Existenzmittel von Leipzig zurückkehrte und schon die ersten Druckschriften vor ihm hergegangen waren, eröfneten sich ihm einige Häuser des kleinen Städtchens Hof, in denen er zum ersten Male mit jungen Mädchen in nähere Berührung kam. Ach, sie verstanden ihn sehr wenig und hatten nur wenig Sinn für seine hohen Poesien. Allein J. P. sah lauter Ideale in ihnen und zog mit ihnen in schwärmerischer Empfindsamkeit in Gärten, Wäldern und Feldern umher, unschuldig bis zur Naivität liebend und geliebt, er Alle — und Alle ihn meinend, bis denn ein etwas engeres Band zwischen ihm und Einer sich schloß, das aber nachher von Seiten der Nymphe sich gar kläglich und ohne alle Poesie auflöste. Es ist kaum begreiflich, daß ein Mann, wie J. P., die unermeßlichsten poetischen Liebesergüsse in den reichsten Bildern seiner kühnen Fantasie vor einem Mädchenherzen ausgießen mochte, das nicht das entfernteste Verständnis dafür hatte. Später freilich, als nach dem Erscheinen der unsichtbaren Loge, des Hesperus u. s. w. schnell die Anerkennung von Außen kam und aus der Ferne geistreiche Frauen und Mädchen ihn mit Briefen überschütteten, ihn aufsuchten und an sich zogen, verlor sich allmälig der Geschmack für die weiblichen Selen von Hof, und als ihm wegen dieser Veränderlichkeit ein Vorwurf von Seiten seines Freundes Otto gemacht wurde, sprach er sich darüber so aus: „Vor Euch erscheint ein Mensch veränderlich an Geschmack, weil er, der aus einem dreißigjährigen einsamen Bicêtre herauskam und der vorher darin weder Städte, noch Mädchen, noch Bälle, noch Leute gesehen, nun die allerersten, die er vor der

Kerkerschwelle antraf, natürlicherweise für herlich ausschrie (denn er verglich alles mit den Ratten und Ketten und Mauerflecken seines Bicêtre) und weil er nachher über der Schwelle draußen oft anderer Meinung wurde, wenn er sich umsah und verglich; besagter Mensch war und ist später gar nicht veränderlich."

Es ist sehr bezeichnend, daß alle jene zum Teil auch sonst bekanten und genanten Frauen, mit denen J. P. in die allernächsten und innigsten Beziehungen kam, sich zuerst an ihn wandten. Er hat nicht sie, sie haben ihn aufgesucht, Frau von Kalb, Frau von Krüdener, Frau von Berlepsch, Frau von Sydow, Fräulein von Feuchtersleben, Frau von Berg, seine spätere eigene Frau. — Alle haben zuerst an ihn geschrieben und etliche ihn gradezu in Hof aufgesucht, auch mit sich genommen, und jedesmal ist er bis in den Himmel entzükt von ihnen, und jede Neue hat immer ihres Gleichen nicht in dieser Welt. Mit allen komt er auch jedes Mal in ein ganz glühendes Liebesverhältnis hinein, das zwar immer platonischer Art, schwärmerisch rein war, aber doch auch wieder der Art, daß man es gar nicht begreifen kann, wie er zu gleicher Zeit nach den verschiedensten Seiten hin unter dem Titel und der Einbildung der Freundschaft, die glühendsten Herzensergüsse ergehen lassen kann, die an Ueberschwänglichkeit durchaus ihres Gleichen in der Literatur nicht haben. Weil es aber lauter Freundschaften sind, so teilt J. P. die an ihn kommenden Briefe gar nicht selten den andern Freundinnen mit, ja er veranlaßt, daß sie sich gegenseitig kennen lernen in der Meinung, daß nun zwischen diesen Selen eine ebenso glühende Freundschaft entstehen werde. Aber das ist denn freilich niemals der Fall. Die Frauen sehen sich mit einem durchaus andern Blicke an. Sie haben offenbar die feurigen Ergüsse seines Herzens etwas anders verstanden, und vier von den oben genanten haben ihn heiraten wollen, mit dreien war er verlobt und es ist interessant zu lesen, wie sich seine damalige ihm jedoch (in Folge des Widerspruchs ihrer Verwandten) nur kurze Zeit verlobte Braut Caroline von Feuchtersleben, die fernere Zusendung der Briefe von seinen anderen Freudinnen verbittet. Diese Liebesversicherungen haben sie doch etwas genirt. „Doch eine Bitte habe ich an meinen Richter: Guter, zeige mir keine Briefe mehr von Deinen übrigen Freundinnen — Josephinens Briefe ausgenommen. (Josephine lebte in der weitesten Ferne, war schon bei Jahren und J. P. hatte sie nie gesehen). Liebe sie Alle, schreibe an Alle, sei ein warmer Freund aller guten weiblichen Selen, aber — — sage mir nichts mehr davon. Sieh, Guter, ich lege unbesorgt den Frieden meiner Sele in Deine Hände und Deine reine Sele verbürgt mir seine Erhaltung, teile immer den Reichtum Deiner Sele und beglücke mit Deinem Herzen Andere. Das eine Herz, das für Dich Alles gibt und Alles duldet und Dir ewig vertraut, das wirst Du auch ewig am meisten lieben. — Vergib Deiner Caroline eine Schwachheit, die doch aus keiner unreinen Quelle fließt, ich vertraue Dir, mein einzig Geliebter, Josephine hat recht: „Man kann nicht lieben, wenn man nicht vertraut." Ich weiß ja, Edler, Du wirst Dein Weib nur um so mehr lieben, je mehr Du die Menschen liebst. Ewig Deine Caroline." Hier sieht man offenbar, daß ihr J. P. doch ein Bischen gar zu viel Liebe für andere ja alle Frauen hatte.

Wir haben oben schon gesehen, daß die Verlobung mit Caroline von Feuchtersleben aus Familien-Rücksichten zurückging. Herder war dabei thätig, vermittelnd. Es war im Mai 1800. Caroline trug das sehr schwer, und man kann ihre ferneren Briefe an J. P. nicht ohne Wehmut lesen. Sie ist nun „arm" geworden. Die andern Freundinnen sind geblieben, sie ist „die Verlassene." „Der Tumult des Hofes (sie war Hofdame zu Hildburghausen) wechselt nun mit den Stürmen des Herzens." Es zieht sich eine hofnungslose tiefe Klage durch ihre Briefe hindurch, denn „die Geliebte" ist nun eine „Freundin" und der „Verlobte" nun wieder „ein Freund" geworden und unter diesem Titel wird der Briefwechsel nach wie vor fortgesezt. Welcher Art aber diese Freundschaft ist, bezeugt z. B. ein Brief J. P.'s vom 23. Juli: „Deine Wachsbüste soll wie ein Heiligenbild meines Lebens mich durch dasselbe begleiten, und wenn ich weinen will, will ich sie ansehen. Eine liebende Entfernung ist dem Herzen lieber, als eine kalte Nähe. Wenn das Schicksal mein armes Herz mit einem ewigen Felsen zerschmettern und es in langsamen Qualen todtquetschen will, so läßt es Dich sterben. Soll ich ohne Dich mit ewigen Thränen durch das lange Leben gehen? Liebe ich Dich denn nicht? — Die Poesie wird durch Schmerz dreischneidig und zerfrißt das Leben."

Allein es war wol so böse nicht gemeint mit dem Todtquetschen. Wenige Monate nachher war J. P. wieder mit einer andern Caroline verlobt, die schon unter dem 11. Juni desselben Jahres an ihn zuerst geschrieben. Er gerieth vollständig in eine eben so große Rage, und ehe ein Jahr verging, war er sogar schon verheiratet und fragt bei der ersten Caroline*) durch die zweite Caroline an, ob man sie besuchen dürfe, worauf die Feuchtersleben antwortet: „Haben **Sie** Mut genug, eine Unglückliche zu sehen, so kommen Sie, ich bedarf dessen weniger, denn ich umfasse eine Glückliche, und der geprüfte gute Menschengeist sieht und trägt ja leichter fremde Seligkeit als fremden Kummer. Ich habe hier eine Freundin, die wird uns zusammenführen, und Du wirst in meinem feuchten Auge den Wunsch wieder lesen, den ich immer für Dich habe, und Dir jezt blos schreiben kann: Sei lange, lange glücklich, liebes Weib." Welche zerfahrene Zustände, wenn man bedenken will, daß sich das Alles — seine Verlobung, die Trennung, die Wiederverlobung, die Verheiratung, das Aufsuchen der früheren Verlobten mit seiner Frau — innerhalb eines einzigen Jahres zuträgt, und J. P. in derselben Zeit noch mehrere ganz ähnliche Verhältnisse mit andern Frauen unterhält, daß die glühenden Pfeile seiner Liebe und Freundschaft nach allen Weltgegenden auseinander sprühen und er immer nach allen Himmeln sucht, um den

*) Die freilich auch schon eine zweite war; die allererste lebte in Hof.

rechten Ausdruck und das schlagendste Bild für die Glut seiner Versicherungen zu finden. Das ist der Commentar zu seinen eigenen Worten: „ich habe nur eine Schwelgerei, die, daß ich immer in der hohen Flut aller Kräfte schwimmen muß." Wir haben gesehen, wie er diese hohe Flut sich künstlich zu bereiten verstand, als die natürliche nicht mehr vorhalten wolte. Uebrigens war J. P. zur Zeit seiner Verheiratung im 39sten Jahre seines Lebens.

Charlotte von Kalb war unstreitig wie die erste, so die am feinsten durchgebildete Frau höheren Ranges in der doppelten Bedeutung des Wortes, mit der J. P. in ein näheres Verhältnis kam. Gleich der erste Brief, den sie an ihn schrieb, zeugt von großer Sicherheit und Klarheit des Urteils, von einer sehr gewandten Feder, die sich ebenso sehr durch Feinheit als Klarheit des Ausdrucks auszeichnet. Sie lud ihn ein, nach Weimar zu kommen, zeigte auf die anderen Herren die er dort finden würde, auf Goethe, Wieland, Herder, so daß J. P. antwortete: „Wenn ich die hohe Dreieinigkeit, die drei Weisern, als je aus dem Orient zogen, hören und sehen werde, so werde ich kaum beides mehr können, sondern vor Liebe und Rührung verstummen." Denn anders als in einer unermeßlichen Ueberschwänglichkeit konte er sich nun einmal nicht ausdrücken. J. P. folgte der Einladung bald und feierte in den Kreisen der höheren ästhetischen Thees, Diners, Soupers, in den täglichen Billets herüber und hinüber, in den einsamen von Thränen durchleuchteten Schwärmereien und Herzensergießungen seine ersten und höchsten Triumfe. Seine Briefe an seinen Freund Christian Otto in Hof strömen ganz bandenlos von seligstem Entzücken über. „Ach hier sind Weiber! — Auch habe ich sie alle zum Freunde, der ganze Hof bis zum Herzog liest mich. Alle meine männlichen Bekantschaften hier (ich wolte, diese nicht allein!) fingen sich mit den wärmsten Umarmungen an. — Gegen 5 Uhr gingen wir drei (Knebel und die Kalb) in Knebels Garten, unterwegs fuhr uns Einsiedel entgegen, der mich gradezu beim Kopfe nahm. Nach einigen Minuten sagte Knebel: Wie sich das Alles himlisch fügt! Dort komt Herder mit seiner Frau und den zwei Kindern. Und wir gingen ihm entgegen und unter dem freien Himmel lag ich endlich an seinem Munde und an seiner Brust, ich konte vor erstickender Freude kaum sprechen — nur weinen, Herder konte mich nicht satt umarmen. Als ich mich umsah, waren die Augen Knebels auch naß ꝛc. ꝛc." Nur Goethe, in seiner nüchternen Realität und Objektivität der vollendetste Gegensatz zum schwärmerischen Idealismus J. P.'s, blieb ruhig und besonnen. Die Kalb hatte J. P. darauf vorbereitet. „Goethe ist kalt für alle Sachen und Menschen auf der Erde. Er bewundert nichts mehr, nicht einmal sich, jedes Wort ist Eis, zumal gegen Fremde, die er selten vorläßt. Er hat etwas Steifes, reichsstädtisch Stolzes, blos Kunstsachen wärmen noch seine Herznerven. Und so war es denn auch. Eine Kühle der Angst preßte die Brust J. P.'s, als er die

bekante Treppe im Goethe'schen Hause hinaufstieg. Knebel führte ihn ein. „Endlich tritt der Gott her, kalt, einsilbig, ohne Accent. Sagt Knebel: die Franzosen ziehen in Rom ein. Hm! sagte der Gott. Seine Gestalt ist markig, sein Auge ein Licht. Aber endlich schürte ihn nicht blos der Champagner, sondern auch die Gespräche über Kunst ꝛc., man war bei Goethe." Zeigte sich bei diesem ersten Begegnen der bereits sicher thronende Goethe dem jüngern eben erst aufblühenden, ihm innerlich bis zum Gegensatz unähnlichen Manne gegenüber in seiner Jupitergestalt, so finden wir doch auch den gastfreien, kunstsinnigen und sich allmälig erschließenden Dichter, der J. P. mit einem Händedruck entläßt und zu abermaligem Besuch einladet. Als späterhin J. P. selber ein sicher thronender Jupiter geworden zu sein glaubte, benahm er sich jüngern Poeten gegenüber noch ganz anders. Seine eigenen Bewunderer erzählen uns wie er z. B. bei seinem lezten Besuche in Dresden im Jahr 1822 Verehrer, die sich ihm höflich und artig in geselligen Zirkeln naheten, hart und unhöflich abwies, die gebotene Hand nicht nahm. Als sich Müllner bei regnigtem Wetter in weißen Escarpins aufmachte und sich bei ihm melden ließ, ward er von dem Hause mit dem Bescheide zurückgewiesen, daß man sie Vormittags malen ließe und Nachmittags nicht zu Hause sei. Als späterhin J. P. eine Visitenkarte bei Müllner abgeben ließ sandte dieser ihm selbige in einem groben, auf unbeschnittenes Conzeptpapier geschriebenen Billet zurück, das denn J. P. seinerseits in den Geldbeutel zu sich stekte und bei jeder Gelegenheit aufzeigte. So klein erscheinen die großen Poeten, wenn sie vor den Leuten ihre schmutzige Wäsche auskramen.

Als gelegentlich desselben Aufenthalts zu Dresden Mahlmann, bekant durch etliche Gedichte, die nicht eben in den ersten Rang gehören, aber sich doch in den poetischen Blumenlesen noch bis heute erhalten haben, zu Leipzig von J. P.'s Besuch in Dresden hörte, machte er sich eilend auf und hofte wol um so mehr auf eine freundliche Aufnahme, als nicht ganz ferne verwandtschaftliche Beziehungen zwischen ihnen stattfanden. Bei seiner Ankunft in Dresden befand sich J. P. eben mit einer Gesellschaft in Tharand. Sofort fuhr ihm Mahlmann nach. In einem engen Gange, in welchem J. P., zwei Damen von der Tafel führend, ihm begegnete, trat ihm Mahlmann entgegen, breitete die Arme aus und rief: „O Du, mit dem ich vor zwanzig Jahren in den Auen von Wörlitz in der üppigsten Kraft unserer Jugend" — — da unterbrach ihn J. P. mit trockner Ernste entgegnend: „Nach der Keckheit des „Du" zu urteilen, das mir sonst Niemand zu bieten wagt, sind Sie Mahlmann." wandte sich mit seinen beiden Damen um und ließ den schrockenen Mann Angesichts einer großen Gesellschaft wie vernichtet dastehen. Das war Jupiter-Jean-Paul. Wie edel erscheint diesem Cynismus gegenüber der Weimarsche Jupiter.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 22. August. № 67.

Jean Paul, seine Freunde und Freundinnen.

(Fortsetzung.)

Wir haben oben schon gehört, daß Charlotte von Kalb, die an einen vornehmen, aber sehr oberflächlichen, ihr durchaus nicht genügenden Mann verheirathet war, unstreitig zu den geistreichsten Freundinnen J. P.'s gehörte. Sie hatte in ihrem klaren Blick auch ein tadelndes Wort für J. P.: „Einige Worte hätte ich gern weggewischt, denn ich bin auch manchmal überfein und lese mit allen fünf Sinnen." Gleichwol gerieth auch sie aus allen Banden, und wenn J. P. den Besuch bei ihr seine „Himmelfahrt" nent, so verlor sich ihre Liebe, wie es scheint, sehr bald in sehr irdische Lustfahrten. „Ich bin auf Ihr Billet sehr verlangend, und ich schreibe ehe ich es bekomme, damit ich, so viel ich kann, nüchtern schreibe. — Ach mein Gott, da ist das Billet! Aber um Gottes willen zeige dich keinem [illegible] als mir! Alle, die dich fassen, werden sterben wollen! Nein, um Gottes willen nicht. Wie in einem Spiegelzimmer stehst Du da und wirfst über alle Deine Gestalt, blikst aus ihr mit Deinem Geist, Gemüt, aber wir, wir sind keine Spiegel so glatt und kalt! Nein, nein, nein, eine idealische Schilderung liebt die Sele, einen idealischen Menschen liebt das Herz und will ihn." „Die Erde trägt mich geduldig, den Himmel fand ich in Ihren Schriften, und die Quelle des Ewigen in Ihnen. „„Sie sind kein Magnet?"" Wer darf so lästern?" Eben so glühend spricht sich J. P. in seinen Briefen an sie aus: „Ich kann es nicht ertragen, ein Herz, das ich gern an meines fassen möchte, ohne körperliche Form in die ganz transparente Masse des Publikums zerflossen zu wissen. Ich kann keine anonyme Liebe ertragen. Die Ferne heiligt die Sele und wärmet das Herz. Wenn mein Auge wieder in Deines sinken, wenn ich wieder aus dem meinigen die Thräne über Dein Gesicht ergießen darf, die aus dem Deinigen nicht rinnt — ruhen Herz und Sele in Klarheit." Als J. P. später, wie es scheint durch den Besuch der Frau von Krüdener veranlaßt, die ihm sagte: „Er hätte die Gedanken eines solchen Ichs aus ihrer Wiege nehmen mögen", den Versuch dazu machte, fühlte sich die Kalb verlezt, antwortete Monate lang gar nicht und brach endlich mit einem Briefe hervor, darin die Emanzipation des Fleisches ziemlich unverhült zu Tage tritt, so daß J. P. erschrak. „Das Ködern mit dem Verführen! Ach ich bitte, verschonen Sie die armen Dinger und ängstigen Sie ihr Herz und ihr Gewissen nicht noch mehr. Die Natur ist schon genug gesteinigt. Ich ändere mich nie in meinem Denken über diesen Gegenstand. Ich verstehe diese Tugend nicht und kann um ihretwillen keinen selig sprechen. Die Religion hier auf Erden ist nichts Anderes, als die Entwickelung und Erhaltung der Kräfte und Anlagen, die unser Wesen erhalten hat. Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, aber auch keine ungerechte Resignation. Immer lasse der kühnen, kräftigen, reifen, ihrer Kraft sich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menschheit ihren Willen, aber die Menschheit und unser Geschlecht ist elend und jämmerlich! Alle unsere Gesetze sind Folgen der elendesten Armseligkeit und Bedürfnisse und selten der Klugheit. Liebe bedürfte keines Gesetzes. Die Natur will, daß wir Mütter werden sollen — vielleicht nur damit wir, wie einige meinen, Euer Geschecht fortpflanzen! Dazu dürfen wir nicht warten bis ein Seraf komt — sonst ginge die Welt unter. Und was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? — Ich sage mit Goethe, und mehr als Goethe, unter Millionen ist nicht einer, der nicht in der Umarmung die Braut bestiehlt." Man muß sich erinnern, daß dieses der Brief einer feinen verheirateten Frau an einen jungen unverheirateten Mann ist.

Das waren und dahin geriethen die edelsten und feinsten Frauen in einer Zeit, wo das Evangelium abhanden gekommen und der Leuchter vom Altare gestoßen war. Das sind nun die Seelen, welche an einer Kunst erzogen werden, die nicht zugleich das Kleid des Herrn stikt, an einer Poesie, die nicht von dem heiligen Geiste durchweht wird, und an einem Leben, welches sich an den Rausch der Sinne verliert. In dem Leben aller dieser Frauen und Männer, wie sie in einer so reichhaltigen Herzens-Correspondenz uns entgegentritt, begegnen wir nirgends irgend einem bestimten und bewußten Ziele, irgend welchen großen Gedanken, die eine Sele tragen und daran sie sich aufrichten könte, es ist ein zerfahrenes Hin- und Herreden, ein Schwebeln und Nebeln in unbestimten und undisziplinirten Gefühlen, die sich in Schwärmereien verlieren. Wenn ihnen der Ernst des Lebens entgegentritt, so haben sie nichts, wohin sie sich retten könten, während sie zugleich aller Versuchung Preis gegeben sind und ohne alle Scham dem wilden Fleische dienen. Nur Ein Gedanke zieht sich gleichmäßig durch alle ihre Briefe hindurch und tritt in allen möglichen Gestalten von der feinverhülten bis zur nacktesten uns entgegen aber es ist ein

negatives: „Hinweg mit diesem.“ — Man glaube doch auch ja nicht, daß das einzelne Erscheinungen gewesen wären. Diese Frau von Kalb, von Berlepsch, von Sydow, von Berg u. s. w. waren eben nur die Spitzen, in denen eine Zeitrichtung culminirt, die sich nach allen Seiten hin abschwächt, bis sie in den elendesten empfindsamen Bildern zu Tage kam, womit auch die Dorfschenken geziert waren. Ich habe noch in meiner Kindheit Werthers und Lotten gesehen, deren Conturen mit Nadelspitzen auf Papier geprikt waren, einige blaue Pinselstriche stellten den berühmten Frack dar und ein wenig Ocker die Beinkleider von gelbem Nankin. Alles war unter Glas und Ramen in einem Bauerhause mit empfindsamen Versen aufgehängt. An der einen Seite der sich erschießende Werther, auf der andern Seite Lotte über seinem Grabe.

Die oben angedeutete Verstimmung zwischen Charlotte und J. P. hob indeß das nahe Verhältnis nicht auf. Der „angeschmiedete Prometheus“ sehnt sich immerfort nach der unersetzlichen Charlotte und Charlotte schreibt: „Von einem mächtigen Geiste vernichtet zu werden, ist viel erhabener, als die höchste Ehre, Genuß und Fülle, so die Welt geben kann. O nimm mich auf, damit ich sterben kann, denn ich kann entfernt von Dir nicht leben und nicht sterben. Heiliger Gott, gib deinem Unsterblichen Alles, alle die Seligkeit die deine Erschaffenen entbehren. Gib ihm mein Herz, gib ihm meine Wonne! Laß mich nur in seiner Nähe, daß ich sein Antlitz schaue, laß mir den Schmerz, laß mir die Thränen um ihn.“

Scherzhafter wird das Verhältnis, als J. P., der in seiner Unschuld, wie wir schon gesehen, alle seine Briefe an alle seine Freunde = Freundinnen mitteilte und sie alle in den Kreis gemeinsamer Liebeseligkeit bringen wolte, ihr seine neueste Freundin, die Frau von Berlepsch, zuschikte. Charlotte schreibt darüber: „Die Berlepsch wird bald bei Ihnen sein. Einige Ihrer Briefe hat sie in einer Gesellschaft vorgelesen und diese werden nun häufig bei den Theegesellschaften recitirt. Sie ist mehr eitel als klug und äußerst geschwätzig über das neue himlische Leben, welches sich ihr mit Ihnen eröfnet. — Nennen Sie mich nicht und schreiben Sie von mir noch weniger; — der Ruhm wird meinen Namen nicht tragen und das Gerücht soll ihn nicht misbrauchen.“

„Reden Sie mir recht wahr über Ihre Stimmung und Verhältnisse ohne Bekleidung — das trockene Wort. Werden Sie heiraten? — Als die B. bei uns war, hat mein Mann eine kleine Posse gemacht und der B. gesagt: Er hätte gehört, Sie würden nächstens heiraten. — — Dies brachte sie aus der Fassung und sie sagte ganz betroffen: so weit würde es noch nicht sein u. s. w.“ Die Berlepsch war nämlich Witwe und wollte J. P. wirklich und ernstlich heiraten. Die Kalb scheint das mit ihrem in dergleichen Dingen so besonders scharfen Frauenblick eher gemerkt zu haben, wie J. P. Daher diese durchblickende Eifersucht, welche denn allerdings ganz andere Augen hatte als J. P., von dem Schiller in seinem Briefwechsel mit Goethe gleich bei dem ersten Besuche in Jena eben um diese Zeit so richtig bemerkte: „Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich erwartete, fremd, wie Einer, der aus dem Monde gefallen ist, von gutem Willen und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht.“

Verlassen wir damit Charlotte von Kalb, deren Briefwechsel sich etwa bis zum Jahre 1810 erstrekt, und verweilen wir ein par Augenblicke bei der viel unbedeutenderen Berlepsch. Sie war eine sehr reiche, von den Werken J. P.'s entzündete und entzükte Witwe, die ihn auf ihrer Reise nach Eger in Hof aufsuchte. J. P, dessen Menschenkentnis nur aus den Gebilden seiner eigenen Fantasie geschöpft war, war nach der ersten Unterredung sofort von ihr bis zum Ueberwallen eingenommen. Er hielt sie sofort für das reinste und edelste Wesen, was er bisher gesehen, und obwol seine arme Mutter damals zum Sterben krank lag, auch wirklich einige Tage nachher starb, so konte er doch der Einladung, ihr in das Bad zu folgen, nicht widerstehen. Nach einigen in lauter Entzückung verlebten Tagen, da sie denn nach Vorlesung des ersten Capitels von Titan aufstand und ihn in die Arme schloß, kam die Botschaft von Tode seiner Mutter und J. P. mußte sich wieder von ihr trennen. Allein sein Rock war bei ihr zurückgeblieben, und da er keinen Ueberfluß daran hatte, so mußte er ihn durch einen Boten abholen lassen, und so entstand sofort eine Correspondenz die wo möglich noch überboten wurde von den Proben, die wir schon gesehen. Sie eilte ihm bald nach und da ihn nun nicht mehr in Hof fesselte, so ging er auf den Vorschlag ein, da man den nächsten Winter zusammen in Leipzig zubringen [illegible] Sie hatte es offenbar darauf abgesehen, J. P. zu heiraten. In Leipzig ward das Bombardement eröfnet, und da J. P. noch einige Einwendungen machte, bekam sie Ohnmachten, Krämpfe, Blutspeien, „ich erlebte Szenen, die noch keine Feder gemalt. Einmal an einem Morgen ging mein Inneres auseinander. Ich kam Abends und sagte ihr die Ehe zu. Sie will thun, was ich will, will mir ein Landgut kaufen, wo ich will, am Neckar, am Rhein, in der Schweiz. So lieben und achten wird mich kein wieder, wie diese. Insofern Größe und Reinheit der Sele und metallischer Reichtum beglücken können, so wär' ich's dann, aber — kurz es bedrükte ihn noch ein gewaltiges Aber. — Er wünterte unerträgliche Fesseln, die ihm diese Frau anlegen würde. Diese fingen schon jezt an, ihn zu beengen, und er wußte sie wieder dahin zu bringen, daß sie zwar nicht resignirte, aber sich damit begnügte, ein freundschaftliches und vertrauliches Verhältnis einzugehen, ohne irgend weitere Ansprüche auf sein Besitz zu machen, und so ward denn hier zum sechsten Male dasselbe Stück in Szene gesezt, wie wir sie schon kennen, d. h. es wurden unter dem Titel der Freundschaft die glühendsten Liebesergießungen fortgesezt, wie in Briefen, so in persönlichem Verkehr, wie er sie außer mit einer ersten Caroline (von ihm dreien) mit Amöne, Renate, Helene, Sophie nun auch mit Emilie unterhielt und später anderweitig fortsezte. Es ist etwas ganz Unbegreifliches in dieser Zerfahrenheit. Im Februar war

das Verhältnis gelöst und unter dem 13. März schreibt J. P. an seinen Freund Otto: „Zu Ende Mai gehe ich mit der Berlepsch nach Dresden, Seifersdorf, Tharand und auf der Elbe nach Wörlitz. Sie wohnt im Sommer in Gohlis (ein Dorf nahe bei Leipzig) und hält für mein dichterisches Seildrehen und Seiltanzen eine untere Stube offen und parat — das, was Du über die Berlepsch sagst, ist aus den tiefsten Mysterien dieser Lage geholt. Aber schon als mein lezter Brief geschrieben war, hatte ich entschieden und ihr gesagt, daß ich keine Leidenschaft für sie hätte. Ich hatte zwei aus der glühendsten Hölle gehobene Tage, und nun schließt sich ihr zerschnittenes Herz sanft wieder zu und blutet weniger. Ich bin frei, frei, frei und selig, gebe ihr aber, was ich kann. Meine Rechtfertigung mündlich. Doch käme es sogar nach meinen Confessions vor ihr nur auf meinen Willen an, mit ihr ein bürgerliches ewiges Band zu knüpfen." —

Als das aber nicht geschah, ließ sich diese Frau von einem Schotten nach Edinburg locken, und da sie sich dort von ihm betrogen und recht unglücklich fand, kehrte sie zurück und verheiratete sich mit einem mecklenburgischen Landwirt, von dessen Gute Fellbach sie noch als Emilie Harms bis zum Jahre 1810 an J. P. schreibt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus und über Mecklenburg-Schwerin.

Die Großherzogin Auguste.

Am Schlusse meines vorigen Artikels habe ich des großen und schmerzlich gefühlten Verlustes gedacht, welcher unser Land samt unsern Fürsten durch den Heimgang der Großherzogin Auguste K. H. getroffen hat. Das mehr als gewöhnliche Interesse, welches alle frommen Herzen im Lande an allem nehmen, was über das Absterben Derselben bekannt wurde, ließ gleich damals den Wunsch in Vielen entstehen, ein Mehreres und Sichreres darüber zu erfaren, als was die Zeitungen in jenen Tagen gebracht hatten. Diesen Wunsch hat der Oberhofprediger K. Jahn erfüllt, von dessen Hand — ich möchte sagen: aus dessen Herzen, das fühlt man der ganzen Schrift ab — wir in diesen Tagen „Ein Lebensbild"*) der heimgegangenen Fürstin gezeichnet empfangen haben, dessen heilig ernste und naturgetreu wiedergegebenen Züge jedem mecklenburgischen Herzen zumal tief eingeprägt bleiben solten und die in der Geschichte Mecklenburgs glänzend strahlen werden so lange es eine christliche Geschichtsschreibung geben wird. Wer noch ein Herz hat für das, was jedem Menschen das wichtigste und heilig ernsteste sein sollte — ein seliges Sterben — der kann das Schriftchen nicht ohne tiefe Ergriffenheit lesen, dessen Eindruck durch die edle Einfachheit und volle Wahrheit und doch so tiefe Herzensinnigkeit, mit der es geschrieben, nur erhöht werden kann. Ich kann mir die Freude nicht versagen, den Lesern der Ev. K. Z. einige Züge daraus vorzuführen, da das Büchlein schwerlich allen in die Hände kommen möchte, wie es wohl werth wäre.*) Ich wüßte Ihnen auch augenblicklich wirklich keine bessere, wenigstens keine erfreulichere und erquicklichere Mittheilung von hier zu machen.

Die verewigte Großherzogin war eine Tochter des Fürsten Heinrich LXIII. Reuß, dessen ehrwürdige Gestalt seit mehr als 20 Jahren (es war kurz vor seinem Tode) durch die Mitteilungen meines aus Schlesien gebürtigen väterlichen Freundes F. in Elberfeld mir oft vor die Seele getreten und der auch Ihnen und vielen unter den Lesern nicht unbekannt sein wird als eine wahrhaft fürstliche Persönlichkeit, in der sich reiches Wissen und feine Bildung mit der schlichtesten Glaubenseinfalt des Christen innig verband. Ich will hier nur den einen charakteristischen Zug anführen, daß der eben erweckte Candidat F. durch einen gläubigen Tischler bei dem Fürsten eingeführt und von ihm mit kindlicher Freude als ein seltener Fund aufgenommen wurde. Ihre Mutter war Gräfin Eleonore v. Stolberg-Wernigerode. Reuß und Stolberg — man braucht diese vielverschwägerten Namen nur zu nennen, um an die Fußtapfen des Glaubens eines Spener und Franke durch das vorige Jahrhundert hindurch und bis in dieses Jahrhundert hinein erinnert zu werden. In beiden Familien hat der Herr fort und fort Herd und Feuer gehabt. Früh mütterlicherseits verwaist (sie war geb. 26. Mai 1822 und die Mutter starb 14. März 1827) erhielt die junge Prinzessin in der Schwester der Fürstin, der zweiten Gemahlin des Fürsten, Gräfin Caroline zu Stolberg eine treue Mutter und Erzieherin wieder, wiewol sie das Gefühl des erfahrenen Verlustes nie verloren und (wie das gewöhnlich) einen Zug von Wehmut davon in ihrem Gemüte behalten hat.

Die nahe Verbindung, in welcher die Eltern zu der Brüdergemeinde standen, war nicht ohne Einfluß auf die Ausprägung ihres früh gewekten geistlichen Lebens. Reminiscenzen aus den Liedern der Brüdergemeinde durchklingen ihre tagebuchähnlichen Aufzeichnungen fast von der Confirmation bis zu ihren letzten Lebenstagen, gleichwie auch der Text der Confirmationsrede: „Siehe, in die Hände habe ich Dich gezeichnet!" von da bis in ihre Sterbestunde ihre Losung in allen dunklen schweren Lebenstagen wurde, daran sich ihre Seele zu freudigem Glauben aufrichtete. Wie entwickelt und freilich durch den ebenvorher-

*) Auguste, Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin. Ein Lebensbild entworfen von K. Jahn, O.-H.-Prediger. Schwerin 1863. 99 S. 15 Sgr. (Mit einem Bildniß der Großherzogin.)

*) Wenn der Verf. sich vielleicht zu einer kürzer zusammengefaßten und mehr auf Leser niedern Standes berechneten Darstellung verstände, würden wir damit einen Traktat erhalten, der namentlich auch für unsere Zeit von großem Segen für die Herzensstellung des Volks zu seinen Fürstenhäusern werden könte.

gegangenen Tod des Vaters nicht wenig gefördert und tiefer gegründet, das geistliche Leben der jungen Prinzessin war, zeigt eine aus dem in jener Zeit begonnenen Tagebuche mitgetheilte Stelle, wo sie schreibt: „Ich kann das gar nicht begreifen, wie man seinem Heilande nicht alles sagen, wie man nicht immer sein ganzes Herz vor Ihm ausschütten kann; denn Er weiß ja doch Alles, wenn man sich auch scheuen wolte, es Ihm geradezu zu sagen. Und liegt denn nicht gerade in diesem Sagen eine so unendliche Freude, ein so unaussprechlicher Trost? Wie unendlich oft habe ich es in diesem verflossenen Jahre erfahren, welch ein unaussprechliches Glück es ist, den Heiland zu kennen und so zu kennen, daß man Ihn mit kindlicher Liebe lieben kann. O dafür kann ich ja in meinem ganzen Leben nicht genug danken, daß ich Ihn schon so früh kennen lernte und daß Er sich in den späteren Jahren mir noch besonders zu erkennen gab. Ja, das kann ich wohl sagen: durch Leiden durch Liebe und durch Geduld hat mein Heiland mich zu sich gezogen. Mein Herz hing zu sehr an der Welt, ich konnte mir eine Trennung von derselben gar nicht denken. Da versuchte es der treue Herr erst blos mit Liebe und Freundlichkeit, mein Herz von dem Irdischen ab und zu Ihm zu führen. Ich hatte auch wohl Zeiten, wo ich mehr an Ihn dachte und fleißiger betete, besonders in der schönen Zeit meiner Confirmation, die mir überhaupt eine andere, ernstere Richtung gab und einen tiefen Eindruck hinterließ. Aber die Welt war immer nur zu geschäftig, mich wieder von dem einen wahren Gute abzubringen. Ich füllte mein ganzes Herz mit irdischen Gedanken, Hoffnungen und Wünschen, so daß ich oft über mich erschrak, wenn ich einen ernsteren Blick auf mein Herz warf. Ach, da erbarmte sich der treue Hirte seines armen Schäfleins und führte es wieder mehr zurück auf den rechten Weg. Freilich geschah dies nicht ohne viele, viele Thränen, denn durch Leiden und Schmerzen wurde ich mehr und mehr zum Gebet getrieben und dies brachte mich auch Seinem Vaterherzen wieder näher. Das Erste, was mich besonders schmerzlich berührte, war die zunehmende Kränklichkeit meines geliebten Vaters. Von der Zeit an habe ich erst recht beten gelernt. Ach, da habe ich wohl oft mit dem Herrn gerungen, mir doch nur meinen Vater nicht zu nehmen, habe auch wol geglaubt, Er könne ihn mir nicht nehmen. Ach, es wurde mir so schwer, aus tiefstem Herzensgrunde zu sagen: Herr, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe! Wenn wir doch nur immer rechten Glauben hätten und dem Herrn zutrauten, daß Er ja alles herlich hinausführt."

Dieses Stückchen Tagebuch gibt uns gleich ein gut Stück Lebensgeschichte. Wie ist in den wenigen Zeilen der ganze Gang ihres inneren Lebens durch die Jahre ihrer Jugend hindurch vor uns klar gelegt! Das zu können, dazu gehört

eine Einfalt und Lauterkeit, wie solche ihrer Seele ausnehmend eigen war und welche in ihrer späteren hohen Stellung einerseits unverstanden blieb von den Unverständigen, andererseits eine seltene Verehrung hervorrief bei denen, welche einen Blick für dergleichen hatten. Auf welchem Grunde aber diese ihre Herzensrichtung, ihr inniges Glaubensleben ruhte, zeigt eine Aufzeichnung an einem Abendmahlstage jener Zeit, welche hier noch eine Stelle finden möge:

„Führe mich, Herr, nur immer, immer tiefer ein in Deine Liebe, in Dein Erbarmen. Laß mich immer tiefere Blicke thun in mein sündhaft Leben, aber auch in Deine Gnade. Sei Du mir mein Ein und Alles und stelle mir das immer klar vor die Augen, daß in Dir allein Friede, Freude und Trost zu finden ist. Gib, daß mein Lieblingsspruch und Vers, welchen ich mir auch einst zur Grabschrift wünsche, immer hell und lebendig in meinem Herzen töne:

Es ist in keinem anderen Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.

Wollt ihr wissen, was mein Preis?
Wollt ihr lernen, was ich weiß?
Wollt ihr sehn mein Eigentum?
Wollt ihr hören, was mein Ruhm?
Jesus, der Gekreuzigte! Jesus, der Gekreuzigte!"

Bald nach ihrer Confirmation in die Dresdener Hof- und Gesellschaftskreise eingeführt, lernte sie in den Wintern 1838/39 und 1839/40 der Erbgroßherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin kennen, der damals in Dresden für den Besuch der Universität sich vorbereitete und mit ihren Bruder, dem Prinzen Heinrich IV. Reuß, welcher im Blochmann'schen Institute seine Ausbildung erhielt, befreundet war. Gleich die erste Begegnung wekte in den beiden jungen Herzen eine gegenseitige Neigung, welche sie damals wol kaum sich gestanden. Erst im Jahre 1849 sah sie den nunmehrigen Großherzog wieder, der auf einer Reise ins schlesische Gebirge auch einen Besuch in Stonsdorf machte, doch so, daß ihr ein schriftliche Bewerbung desselben um ihre Hand im J. 184[illegible] völlig unerwartet kam. In den zwei lezten schweren Jahren durch mancherlei Leiden ernst geprüft, so daß sie auf irdisches Glück schon völlig verzichtet und viel mit Todesgedanken sich beschäftigt, bedurfte sie längerer Prüfung, um des Willens des Herrn gewiß zu werden, schreibt aber dann unterm 25. Juli als dem Verlobungstage die beiden Sprüche in ihr Tagebuch: „Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen (Ps. 118, 23)" und: „Ich lobe den Herrn, der mir gerathen hat (Ps. 16, 7)."

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 26. August. № 68.

Jean Paul, seine Freunde und Freundinnen.

(Fortsetzung.)

Wenden wir uns der Correspondenz der oben schon genanten Frau Josephine von Sydow zu. Sie schrieb zuerst anonym an J. P.; dann aber, als er antwortete, sofort einen Brief, der 14 Druckseiten umfaßt und worin sie mit der unbefangensten Naivität ihm ihre ganze Lebensgeschichte erzählt, die keineswegs immer sehr erbaulich ist. Wir erfahren daraus, daß sie aus Languedoc gebürtig war, sich schon in Frankreich im 16ten Jahre mit einem Monsieur Moubard verheiratete, mit dem sie, von der französischen Hofhaltung Friedrichs des Großen gelokt, nach Berlin zog. In der katholischen Kirche Frankreichs erzogen, ward sie bald mit den Schriften Rousseau's vollständig vertraut, warf dann an seiner Hand „peu à peu" das Christentum fort und hielt sich nur noch an das, was sie vertu und amitié nante. So kam sie mit ihrem Manne nach Berlin. Er war aimable, spirituel et passionnement amoureux de moi. Friedrich der Große gab ihm bald ein ehrenvolles Amt, ermutigte sie selbst, ihre Talente geltend zu machen. Sie schrieb vier oder fünf verschiedene Bücher, die J. P. vielleicht gelesen hat, sie sendet sie ihm, aber sie scheinen nicht recht nach seinem Geschmack zu sein, wenigstens komt er niemals darauf zurück, wie oft sie auch daran erinnert. — Sie war noch kein Jahr verheiratet, als sie gewahr wurde, daß auch die zärtlichste Liebe erblaßt, ja sie sieht bald ein, daß sie Alles geopfert hat pour une chimère. Ihr Herz ist aufs tiefste verwundet, es blutet eine Zeit lang, aber endlich siegt die Vernunft. Sie beschließt nicht mehr zu lieben, sondern den Musen, der Vernunft und ihren Freunden zu leben. Aber ihrem Manne, der sie bislang so völlig vernachläßigt hatte, ist ihre Kälte befremdlich, er wird jaloux, ombrageux et prétendit être aimé par devoir etc. Das Ende vom Liede ist, daß sie seinem bei der Abreise aus Frankreich ihr gegebenen Versprechen gemäß, nach Frankreich zurückkehren will. Bis das geschehen kann, lebt sie bei einer Freundin. Aber obwol sie einen horreur vor den Banden der Ehe bekommen hat, so wird es doch plötzlich anders. Sie lernt bei ihrer Freundin einen Husaren-Offizier kennen von 20 Jahren, zwar sans art et sortant des mains de la nature, aber des moeurs honnêtes, assez d'esprit naturel et une tournure agréable. Kurz sie wird wieder amoureuse. Mon premier mari eut la générosité de consentir à notre séparation, le roi la facilita par l'entremise de l'évêque de Culm et j'épousai M. de Sydow. Aber ach, der Blücherſche Husaren-Offizier fand das Joch der Ehe bald unerträglich, er suchte und fand andere distractions, und sie sah sich zum zweiten Male erschrecklich getäuscht. Schmollend zieht sie sich auf ein kleines Gut in Hinterpommern zurück und überläßt ihren Mann in der nahen Garnisonstadt Belgard seinem Schicksal. Da liest und lebt sie und von da aus unterhält sie den Briefwechsel mit J. P. Sie hat zwar geschworen, keinem Manne mehr zu trauen, aber J. P. ist mehr als ein Mensch, er ist ein Engel, ein Gottmensch, und J. P. ist nicht minder entzükt von ihr. „Ihr verwundetes Herz, Sie Gute, wurde eben dadurch ein festeres und wärmeres, eine beglückte Liebe hätte seine Sehnsucht und sich vertilgt, aber eine unterbrochene hat sie verewigt. Das Schicksal geht mit uns wie mit Pflanzen um, es macht uns durch kurze Fröste reifer." — Ihre sehr umfangreichen, in dem feinsten Französisch geschriebenen Briefe sind zwar nach französischer Art sehr geschwätzig, aber doch kann man sie nicht ohne Interesse lesen und nicht ohne Wehmut sehen, wie ein so weiches und gutes Herz einer sonst so verständigen Frau vorzugsweise durch Rousseau, auf dessen Schriften sie fort und fort zurückkomt, in so unglückselige Bahnen und Irrwege geleitet wird, aus denen es sich niemals hat wieder retten können. Eine verständige Freundin in einem westfälischen Kloster warnt sie wiederholt und dringend vor den Schriften J. P.'s, welche nur dazu dienen würden, ihr Herz auf seinen dunkeln Irrwegen zu bestärken, allein sie räth ihr, diese Werke erst einmal selber ordentlich zu lesen, dann würde sie ebenso amoureuse werden für J. P., als sie selbst. Glücklich freilich ist sie nur in den Stunden der Schwärmerei, und wenn diese vorüber sind, so kommen dann die intervalles très desagréables. Oftmals erfaßt sie im Schmutze, im Schnee und Eise Hinterpommerns eine tiefe Sehnsucht nach ihrem schönen Vaterlande, seinem Sonnenschein, seinen Bergen, nach den Jugendfreundinnen und nach den glücklichen Tagen ihrer Kindheit. Denn glücklich war sie, da sie noch eine katholische Christin war. Sie fragt einmal bei J. P. an, ob er nicht doch einigen Respekt vor der katholischen Kirche habe. Abgesehen von dem freilich affrösen Dogma (exceptez le dogme affreux), von

der Verdammnis aller derer, die nicht in der Kirche stehen, ist ihr doch die aufopfernde hingebende Liebe einer wahrhaft erhabenen Sittenlehre nirgend so mächtig entgegengetreten als in ihr. Sie fährt dann fort: „Hélas! ces pieuses erreurs sont sans doute des illusions, mais je me souviens encore avec attendrissement de l'année, ou je fis ma première communion dans toute la ferveur de mon âge, de mon sexe, de ma religion et je puis dire dans la sincérité de mon coeur, que jamais la froide philosophie, qui a banni peu à peu cet enthousiasme de mon âme ne m'a donné un seul de ces moments délicieux que me faisait éprouver alors une foi aveugle et une piété tendre. Ah! pourquoi mes voeux ne furent-ils pas alors exaucés, pourquoi ne me laissa-t-on me renfermer avec les vierges du Seigneur, — comme je le désirais — sans doute j'aurais été plus heureuse." — Sie war also einmal eine Christin, noch heute klingt der Friede tief in ihrem Herzen nach, den sie damals empfand, und wonach sie sich jezt umsonst sehnt. Sie weiß es, daß die kalte Philosophie Rousseaus, welche nach und nach einen Stein nach dem andern in dem heil. Tempel ihres Herzens abgebrochen, nichts hat an seine Stelle setzen können. Die jetzigen friedlosen Zustände ihres Herzens datiren allein daher, sie wäre glücklich geworden, wenn sie niemals aus diesem Becher getrunken hätte — — cependant ne croyez pas, mon doux ami, avec l'amie de Westphalie, que je me livre au découragement, mes larmes coulent quelquefois, mais mon âme etc.

In den lezten Jahren scheint sie nichts gesagt und nichts gethan zu haben, als die Schwärmerei für J. P.'s Schriften und für seine Person, und wie sie keine größere Glückseligkeit kent, als daß J. P. auch ihre Person einmal in einen seiner Romane verflechten möchte, so versichert ihr dieser, daß er das schon gethan habe — hinweisend auf Natalie. Späterhin hat er ja ihrem Namen ein Gedächtnis in dem heimlichen Klagelied der jetzigen Männer gesezt. Die betrogene edle Frau heißt dort Josephine. Die Correspondenz verliert sich im J. 1803.

Wir schließen damit diesen zweiten Band: „das Buch der Liebe." Es folgen zwar noch Correspondenzen mit einigen anderen Frauen, namentlich mit seiner späteren Gemalin Caroline Mayer aus Berlin, allein sie sind nach dem, was wir bisher gehört, ohne Bedeutung und werfen jedenfals kein neues Licht weder auf die Zeit noch auf hervorragende Personen.

Wenden wir uns statt ihrer einer andern Frage zu, die freilich in diesen Denkwürdigkeiten nicht weiter zur Erörterung komt: Ich meine, ob J. P. selbst, den wir in seinem späteren Leben so verhärtet finden, niemals die Kraft oder den Frieden des Evangeliums geschmekt habe. Wir meinen das mit vollem Herzen bejahen zu können, und da diese Denkwürdigkeiten eben zum Gedächtnis seines hundertjährigen Geburtstags geschrieben sind, so sei es uns erlaubt, sie durch einen kurzen Ueberblick seiner frühen Jugend bis zur Eröfnung seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu ergänzen.

Johann Paul Friedrich Richter ist zugleich mit Carl Sand zu Wunsiedel, einem kleinen Flecken am Fichtelgebirge, am 21. März 1763 geboren. Sein Großvater war der im höchsten Grade arme und fromme Rektor Johann Richter zu Neustadt am Culm. Dem Enkel wurde ein Bänkchen hinter der Orgel gezeigt, wo er an jedem Sontage betend kniete, und eine Höhle, die er sich selber am kleinen Culm gemacht, dahin er besonders Sontags gern wallfahrtete, darin zu beten. Er hatte 35 Jahre lang keinen höheren Gehalt, als 150 Gulden. Wenn er die Eltern seiner Schulkinder besuchte, so stekte er ein wenig Brot in die Tasche und wartete, ob man ihm ein Glas Bier dazu reichen würde, das war sein Abendessen. J. P.'s Eltern gingen mit dem fünf Monate alten Knaben zu dem Sterbelager des Großvaters und der Geistliche sagte: Lasset doch den alten Jacob die Hand auf das Kind legen, damit er es segne. „Ich wurde in das Sterbebett hineingereicht und er legte die Hand auf meinen Kopf."

Sein Vater besuchte das Gymnasium poeticum zu Regensburg, studirte zu Erlangen und Jena und ward 1760 Tertius (ein Geistlicher) und Organist zu Wunsiedel, seine Mutter die Tochter eines Tuchmachers Johann Paul Kuhn in Hof. Dieser Johann Paul und der Buchbinder Friedrich Thieme waren seine Pathen, daher seine Vornamen. Der Vater war ein streng gläubiger, ernster Gesetzes-Prediger, hatte etwas barockes und wunderliches an sich, namentlich in Beziehung auf den Unterricht und die Erziehung seiner Kinder. Als er nach etlichen Jahren nach dem ganz einsamen Dorfe Joditz versezt wurde, sperrte er alle seine Kinder fest in die Stube. Sie durften namentlich im Winter durchaus nicht hinaus, sondern mußten immerfort dasitzen und auswendig lernen (das war sein Unterricht). Es herschte im Hause viel ärmliches Wesen. Vater, Mutter, Kinder, die Magd mit dem Spinnrade, Hund, Katze, ein Taubenstall unter dem Ofen, Zeisige und andere Vögel im Bauer — das Alles hokte in einer Stube, die durch eine Kutsche von Ofen erwärmt wurde, der mit hölzernen Bänken umgeben war und an den man Abends heranrükte, um das einsame Lichtlein. Erst nach Tisch durfte die Magd Geschichten erzählen. Nur wenn im Dorfe etwas zu bestellen war, wozu einige Beredsamkeit nöthig, durfte der älteste Knabe, unser J. P., einmal in der großen Pelzmütze hinaus und den Schnee und die frische Luft in unmittelbarer Nähe genießen, sonst nie. Zur gehörigen Zeit wurden von der ganzen Familie Purganzen eingenommen. Erst im warmen Frühjahre durften die Kinder einmal in den Pfarrhof oder gar in den Garten, und nur wenn der Vater verreist war, durften sie sogar über den Pfarrhof hinaus zu Schulmeisters Fritz, auch wol zur Grundel im Bach. Einmal im Jahre zur Trinitatiszeit kam Besuch in das Haus. Es war das der Pastor aus dem benachbarten Dorfe Köditz, der Sontags sich mit seiner Familie, darunter gleichalterige Knaben, einstelte, und Abends von dem Jobitzer Pfarrhause wieder über die Höhe gebracht wurde. Erst in späteren Jahren mußte der heranwachsende

Knabe öfters nach dem zwei Stunden entfernten Hof wandern zu den Großältern, um von dort allerlei nöthige Unterstützungen an Lebensmitteln ꝛc. zu holen.

Das Wunderlichste in dieser Erziehung war die Unterrichtsmethode des Vaters. Er ließ seine Knaben täglich sieben Stunden lang auswendig lernen, Sprüche, lateinische Wörter, Redensarten, Beispiele, ohne daß der Sohn auch nur ein einziges derselben verstanden hätte. Endlich kam das Lexikon, das auch auswendig gelernt werden solte, als aber der Knabe das Wort lingua nicht sofort geläufig aussprechen konte, ward es im Zorne wieder völlig beseitigt. Lateinische Exercitia wurden gemacht, aber nie corrigirt. Von biblischer Geschichte, Ortographie, Geschichte, Geographie ꝛc. war gar keine Rede.

Als aber der Vater 1776 nach Schwarzenbach versezt wurde, kümmerte er sich fortan gar nicht mehr um den Knaben. Er war tief, tief verschuldet, die Großältern waren nicht so vermögend, als der Vater geglaubt hatte, waren herunter gekommen, konten ihn nicht retten. Da saß er auf seiner Stube in tiefster Verstimmung und es ging von ihm ein düsterer Schleier über das ganze Haus. Der Knabe war in die Rektor-Schule gebracht, wo Abcschützen, Buchstabirer, Lateiner, große und kleine Mädchen durcheinander saßen und lärmten. Außer der Schule trieb er sich umher in einem trostlos verlassenen Zustande ohne irgend etwas gründliches zu lernen, danach er doch in seiner glühenden Sele ein großes Verlangen hatte.

Nur die Confirmation und insbesondere die erste Feier des heil. Abendmals machte auf den Knaben einen so tiefen Eindruck, daß J. P. in seinem 60sten Jahre ihn noch wieder aufwecken und darstellen konte: „Das Abendmal steht auf dem Lande, oder richtiger unter ächten Christen, nicht blos als eine christliche, moralische toga virilis da, es ist die erste und höchste geistliche Handlung, das Bürgerwerden in der Gottesstadt; erst jezt wird die frühere Wassertaufe eine wahre Feuertaufe, und das erste Sakrament steht im zweiten verklärt und lebendiger wieder auf. Vollends Kinder eines Geistlichen, welche so oft die Augen- und Ohrenzeugen fremder Vorbereitungen zu diesem Sontage des Herzens gewesen, nähern sich ihm mit größerer Ehrfurcht. Diese stieg noch höher in mir durch den einjährigen Aufschub der Handlung, da meinem Vater das gesetzmäßige Alter von 12 Jahren durch den 21. März nicht reichlich genug abgelaufen zu sein schien. Nun gebt diesem warmen Tage der Religion noch einen Feuersprecher — nicht Besprecher — wie der Rektor ist, der uns die schreckliche, blos dieser Religionshandlung eigentümliche Bedingung glühend vor die Sele hält, daß der Unbußfertige, das Abendmal genießend, gleich einem Meineidigen statt des Himmels seine Hölle verschlinge, und, wenn ein Erlöser und Heiliger in einen unreinen Sünder einziehe, die seligmachende Kraft seiner persönlichen Gegenwart in eine vergiftende sich verwandeln müsse. Heiße Thränen, die er selber mit vergießen half, waren das wenigste, was seine Herzrede aus mir und Andern hervortrieb, glühende Reue des vorigen Lebens und feurige Schwüre auf ein künftiges tadelloses füllten die Brust aus und arbeiteten nach seinem Schweigen darin fort. Wie oft ging ich nach dem Beichtsonnabende unter den Dachboden hinauf und kniete hin, um zu bereuen und zu büßen, und wie wol that es dann an dem Beichttage selber noch, allen geliebten Menschen, Eltern und Lehrern mit stammelnder Zunge und überfließendem Herzen alle Fehler abzubitten und diese und sich gleichsam dadurch zu entsühnen! Aber dann kam auch am Beichtabende ein sanfter, leichter, heller Himmel der Ruhe in die Sele, eine unaussprechliche, nie wiederkommende Seligkeit, sich ganz rein, nämlich gereinigt und entsündigt zu fühlen, mit Gott und den Menschen einen heitern, weiten Frieden abgeschlossen zu haben, und doch sah ich aus diesen Abendstunden des milden warmen Selenfriedens noch auf die Morgenstunden der himlischen Begeisterung und Entzückung am Altare hinaus. — Am Sontagmorgen versammelten sich die für den Opferaltar geschmükten Knaben und Mädchen im Pfarrhofe zum Einweihezuge in die Kirche unter Geläute und Gesang. Alles dies und sogar der Festanzug und der Blumenstrauß und die duftenden Birken im Hause und im Tempel wurden für die junge Sele, deren Flügel schon in Bewegung und in der Höhe waren, noch vollends ein mächtiges Wehen in die aufgespanten Flügel hinein. Sogar während der langen Predigt war das Herz mit seinem Feuer gewachsen, blos Kämpfe wurden unter ihr gegen jeden Gedanken, der nur weltlich und nicht heilig genug geführt. — Als ich nun endlich von meinem Vater das Abendmalsbrot empfangen und von dem jetzo reingeliebten Lehrer den Kelch, so erhöhte sich die Feier nicht durch den Gedanken, was sie mir beide waren, sondern mein Herz und Sinn und Feuer war blos dem Himmel, der Seligkeit und dem Empfange des Heiligsten hingegeben, der sich mit meinem Wesen vereinigen solte, und die Seligkeit stieg bis zum körperlichen Gefühlblitze der Wundervereinigung. — So trat ich mit einem reinblauen und unendlichen Himmel im Herzen weg vom Altare, aber dieser Himmel offenbarte sich mir durch eine unbeschränkte, von keinem Fehler getrübte sanfte Liebe, die ich nun für alle, alle Menschen empfand. Die Erinnerung der Seligkeit, wie ich alle Kirchgänger mit Liebe ansah und alle in mein Inneres aufnahm, habe ich bis jetzo lebendig und jugendlich frisch in meinem Herzen aufbewahrt. Die weiblichen Mitgenossinnen des heiligen Tisches wurden mir mit ihren Brautkränzen als Bräute Christi nicht nur geliebter, sondern auch heiliger, und ich schloß sie alle in ein so weites, reines Lieben ein, daß auch die von mir geliebte Katharina nach meiner Erinnerung nicht anders von mir geliebt wurde, als die übrigen. Die ganze Erde blieb mir den ganzen Tag ein aufgedektes, unabsehliches Liebesmal, und das ganze Gewebe und Gespinste des Lebens stand vor mir als eine leise, sanfte Wind- oder Aether-Harfe, welche der Aether der Liebe durchweht."

(Schluß folgt.)

Aus und über Mecklenburg-Schwerin.

Die Großherzogin Auguste.

(Fortsetzung.)

Als vor der Trauung in Ludwigslust der Oberhofprediger sie fragte, ob sie vielleicht ein ihr besonders wertes Schriftwort der Traurede zu Grunde gelegt wünsche, nante sie den Confirmationsspruch: „Siehe, in die Hände habe ich dich gezeichnet.“ Solch Wort tief in ihrem Herzen bewegend konte sie freilich wol an eine vertraute Freundin über die Trauhandlung schreiben: „Mir war, als ob Scharen von Engeln uns umgäben und der Herr selbst sein Ja und Amen laut und vernehmlich gesprochen. O ich denke, Er ist mit uns eingetreten in den heil. Ehestand; o ich hoffe, wir werden Ihn immer den Dritten im Bunde sein lassen, dann kann es uns an nichts fehlen, auch nicht an der Kraft, das Schwere zusammen zu tragen.“ Und bei solchem Sinne, den sie aus der bescheidenen Einfachheit und stillen Zurückgezogenheit am Witwensitze ihrer Mutter in die glanzvolle öffentliche Stellung einer Landesfürstin mitbrachte und darin bewahrte, konte es nicht fehlen, daß ihre Ehe eine für den engsten Haus- und Herzenskreis, wie für die weiteren Kreise des Hofes und des ganzen Landes reichgesegnete war. Der Verf. des „Lebensbildes“ führt uns auf Grund eigner Anschauungen und Erlebnisse in die unermüdliche Wirksamkeit der hohen Frau ein, wenn er ihre persönlich eingreifende Thätigkeit bei Förderung und Stiftung christlicher Vereine und Anstalten schildert, die uns mit tiefer Bewunderung erfüllt, wenn wir daneben von der fortgehenden Kränklichkeit hören, mit der sie zu kämpfen hatte. Wenn wir hier erwähnt finden, wie sie am Tage nach der Grundsteinlegung zum Siechenhause in Schwerin (2. Juni 1860), wo sie die üblichen Hammerschläge mit den Worten: „Im Namen Gottes, zur Ehre Gottes und unter dem Beistande Gottes!“ verrichtete, die Aeußerung that: „Ich habe bis jezt nichts anderes thun können, als Gott loben und danken, daß ich diese Freude noch erlebt habe, die Erfüllung dieses heißen Wunsches“, und wie sie nach der Einweihung desselben am 15. Oct. 1861 (wol im Andenken an den von ihr so hoch verehrten König Friedrich Wilhelm IV. gewählt) mit den ersten 5 Kranken und der Hausgenossenschaft des Augustenstifts sich mit den Worten: „Heute will ich eure Hausmutter sein“ — mit an den Tisch sezte, so öffnen uns solche kleine Züge ihr Herz voll tiefsinniger Liebe zu dem Herrn wie zu seinen armen Brüdern und Gliedern. Unmittelbar vorher, als sie am Tage vor ihrem Tode die gesamte Hofdienerschaft an ihr Bett treten ließ, um Abschied von ihnen zu nehmen, hatte sie trotz der großen Entkräftung noch die Vorsteherin des Frauenkrankenvereins und andere Damen zu eingehenden Unterredungen zu sich rufen lassen über die Anstalten zur Sorge für die Elenden und besonders für „die Elendesten unter den Elenden“, wie sie die verkommenen und blödsinnigen Kinder des „Stifts Emmaus“ nante.

Vor allem aber muß jeder Leser dem Verf. sich zu Dank verpflichtet fühlen, wenn er uns das Bild der vollendeten Großherzogin in ihrem „häuslichen Leben“ innerhalb der Grenzen der zartesten Diskretion bis in die einzelnsten Züge vor Augen führt. Es gehören dahin in weiterem Sinne auch die großen Hofgesellschaften, welche — sie wenig anzogen. Wol gab der innere Gehalt ihres Wesens auch ihrer äußern Erscheinung jene ächte Würde, welche auch in weitern Kreisen ihr willige und schnelle Anerkennung erwarb; aber ihr tiefes Gemüt fand da, wo die Form überwiegt und die näheren persönlichen Beziehungen zurückdrängt, kein rechtes Genüge. Desto mehr in dem engeren Familienkreise, wo sie als eine wahrhaft christliche Hausfrau waltete, mild und gütig das leibliche und geistliche Wol ihrer Dienerschaft auf dem Herzen tragend, zärtlich besorgt um die Pflege und Erziehung ihrer Kinder. In der Erfüllung ihrer Mutterpflichten fand sie die schönste Aufgabe ihres Lebens. Die Tagesordnung der Kinder regelte und überwachte sie selbst. Bei ihren Malzeiten war sie sehr gern zugegen; ebenso wenn sie Abends gebadet und zu Bett gebracht wurden, und oft verrichtete sie diese mütterlichen Liebesdienste mit eigner Hand. Sie legte sich nicht zur Ruhe ohne sie erst noch einmal gesehen und gesegnet zu haben. Sie spielte mit ihnen, sang ihnen vor, zeichnete Bildchen für sie, erzählte Geschichten und wußte sie stets angenehm zu unterhalten und zu beschäftigen. Als der Erbgroßherzog, 3 Jahre alt, einst in der Nacht erkrankte, wolte es seiner Wärterin nicht gelingen, ihn zu beruhigen. Das Kind weinte und verlangte nach seiner Mama, indem es ausrief: „Ihr könt doch alle nicht so schön singen!“ und die Mama, obgleich damals selbst schwach und leidend und ihrer dritten Entbindung nahe, stand vom Schlaf auf, kam hinunter ins Kinderzimmer und sang ihr krankes Söhnlein in den Schlaf. Vor allem aber lag ihr an, sie dem Herrn zuzuführen. Sie verstand und übte das Wort, das ihre Urgroßmutter einst gesprochen: „Kindererziehung ist Kniearbeit!“ Treu in der Fürbitte für die Kinder gewöhnte sie dieselben selbst früh zum Gebet. Am 20. August 1853, als der zweite Prinz Paul noch nicht ein Jahr alt war, hat sie in ihr Tagebuch geschrieben: „Heute habe ich zum ersten Mal mit meinem kleinen Paul Friedrich gebetet. Wie wunderbar fragend sahen mich die Aeuglein an, als ich seine Händchen faltete. Er verstand es nicht und doch war er ganz still und hörte zu. O Herr, laß ihn einst einen recht treuen und gläubigen Beter werden!“

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 29. August. № 69.

Aus und über Mecklenburg-Schwerin.

Die Großherzogin Auguste.

(Schluß.)

Morgens, Mittags bei Tisch und Abends beim Schlafengehen hielt sie die Kinder an, regelmäßig ihr Gebet zu sprechen, gab ihnen aber auch Anleitung, ihre eigenen Herzensanliegen mit in ihr Gebet einzuschließen; insonderheit pflegte sie Abends Rechenschaft von ihnen zu fordern, ob sie den Tag über artig gewesen und wo sie etwas versehen hatten, da hieß sie sie im Gebete des himmlischen Vaters Vergebung suchen. So erreichte sie es, daß sie meist schon durch Wort und Blick die Kinder regieren und in Zucht und Gehorsam halten konte. Aber sie scheute auch nicht, wo es nöthig war, die Anwendung der Ruthe. Wie ernst sie es aber damit nahm, zeigen die Worte:

„Es ward mir heute recht schwer, als ich mein Kind zum ersten Male ordentlich strafen mußte; aber ich fühlte, ich durfte bei seinem Eigensinn nicht weich werden; es wäre feig gewesen. Ach, Herr, gib Deinen Segen zu dieser Strafe, daß sie Früchte bringe für die Ewigkeit! Ach, wie fühle ich mich oft so unwissend und unvermögend dem großen Werke gegenüber, das Gott in meine Hand gelegt hat. O Herr, stehe mir zur Seite, zeige mir, was ich nicht sehe, lehre mich, was ich nicht weiß. Schenke mir viel Weisheit, damit ich dem Wirken Deines heiligen Geistes in den Herzen meiner geliebten Kinder nicht entgegenarbeite. Und laß Deinen heiligen Geist mich unterweisen, wie ich sie Dir zuführen soll!“

Als die Kinder mehr heranwuchsen, gab sie den ersten Religionsunterricht, erst an lieblichen Bildern die Geschichten veranschaulichend, dann sie erzählend, bis sie später den Katechismus mit ihnen durchging.

Das Bild einer solchen, wahrlich auch anderweit durch ihre Stellung vielfach in Anspruch genommenen und mit steter Leibesschwäche ringenden fürstlichen Mutter ist ein beschämender Spiegel für alle Mütter des Landes, den ihnen der Herr vorhält mit einem: „Gehe hin und thue desgleichen!“

In dem lezten Abschnitte der Schrift führt der Verfasser die „Leidensschule“ uns vor, welche die heimgegangene Fürstin hat nach dem Gnadenrathe ihres Herrn und Heilandes müssen durchmachen und zeigt uns, wie das Leiden ihr zu einem immer tieferen Leidtragen um ihre Sünde aber auch als ein Wegweiser zum rechten unwandelbaren Frieden in dem Herrn hat dienen müssen. Ich enthalte mich hier des näheren Eingehens darauf und setze nur aus dem Kapitel her, was die theure Entschlafene beim Umzuge aus dem bis dahin bewohnten Palais in das prächtig restaurirte Schloß niedergeschrieben hat. Es gehört dieser Umzug insofern in diesen Abschnitt, als die Fürstin in einer Zeit größter Leibesschwäche die anstrengendsten Hoffestlichkeiten dabei mitmachen mußte. Am Abend vor dem Umzuge schreibt sie:

„Wie ist es doch so wunderbar, ein Haus für immer zu verlassen, das unsere Heimat, unsere Welt war. Fast als stürbe man und doch so anders. Alles, was wir hier verlassen, nehmen wir ja mit, nur die Räume nicht; wir zerstören hier nur, um Alles neu und schöner wieder aufzubauen. Und doch wird es so schwer, sich von dem Gewohnten zu trennen. Wie hängen wir Menschen doch am Irdischen; wie fest nisten wir uns gleich überall ein, und doch müssen wir einmal Alles lassen! Wir haben hienieden keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir. O möchte mir das immer so fest eingeprägt bleiben, wie es mir jezt bei diesem Umzuge so klar vor der Seele steht, wo die Nichtigkeit des Irdischen mir so deutlich ward. — — Aber Dir danke ich es mein Gott auf meinen Knieen, daß Du diese fast 8 Jahre mit uns in diesem Hause gewohnt hast, daß Du über Bitten und Verstehen an uns gethan hast. Ich danke Dir für alle Deine Barmherzigkeit an uns, für alle die unaussprechliche Seligkeit und Freude, die ich hier in diesen Räumen erfahren und genossen. Es war deren mehr, als ich es mir je hätte denken können, und das danke ich nächst Dir, meinem geliebten Manne und meinen lieben Kindern. Ich danke Dir auch für alles Leid, allen Schmerz, für jede Thräne. Es war deren auch viel, aber doch kam Alles von Dir und kein Schmerz ohne Balsam, keine heiße Stunde ohne Kühlung nachher. Und kein Leid, welches mir die eigene Sünde gebracht — und das war ja die Mehrzahl der Leiden — ohne Vergebung. — — Wenn ich so zurückdenke, wie ich dies Haus zuerst betrat mit so heißem Gebet, wie lag da noch Alles so dunkel vor mir! Neben dem höchsten Liebesglück die heiße Gebetszeit — — und danach die wunderbar herrliche Erhörung des Herrn, wo alles Licht ward in dem großen politischen Wirrsal. Dann nun die

schönen Jahre, wo der Herr unser Haus füllte mit vier lieben Kindern, die alle so köstlich gediehen an Seele und Leib. Wie reich fühlten wir uns da! Aber nach diesem Weiden mit dem Stabe Sanft trat nun der Herr auch mit dem Stabe Wehe in unser Haus und nahm uns unser jüngstes Kindchen, unsern Nikolaus. O das that wehe. Aber der Herr blieb auch bei uns und gab uns Kraft, Ihm das geliehene Kleinod wiederzugeben. O und was hat mein Herz dabei erfahren an Barmherzigkeit, an Durchhülfe, an Vergebung! — — Bei allen sonstigen Krankheiten, die wir selbst durchgemacht und unsere Kinder, besonders Friedrich, hat der Herr über Bitten und Verstehen geholfen und ich hoffe, Er thut es auch heute, wo Friedrich etwas unwol ist. — Und durch Alles, Alles was ich hier erlebt, sei es Freude oder Leid, zieht sich die Liebe, die Treue und die Geduld meines geliebten Fritz, die mir mein Leben verschönt. O Herr segne ihn dafür mit Deinem besten Segen und vergib mir Alles, was ich in dieser Zeit unserer Ehe gegen ihn gefehlt und hilf, daß mit dem neuen Hause auch ein neues Leben in mir beginne!

„Wenn ich nun Alles zusammenfasse, so ist die Summa: Lob und Dank! Auch wenn ich die Gnade des Herrn noch bedenke, daß er mich wieder mit neuen Hofnungen gesegnet und mich so dies Haus verlassen heißt, das ist eine herliche Verheißung seiner ferneren Barmherzigkeit. Ja, lobe den Herrn meine Sele und vergiß es nie, was Er Dir gutes gethan hat

„Bis hieher hat der Herr geholfen! O Herr nun fahre fort, uns gnädig zu sein! Ziehe Du selbst mit ein in unser neues Schloß, das Du selbst ja mit gebauet; denn: Wo der Herr nicht das Haus bauet, arbeiten umsonst, die daran bauen. Bekenne Dich auch ferner zu uns und unseren Kindern und segne uns. Amen."

Und am Abende des Einzuges, unbeirrt von den glänzendsten Festlichkeiten des Tages, schrieb sie noch spät die Worte nieder, welche jetzt nach ihrem Tode auf einer Marmortafel in dem Korridor, der von ihrem Zimmer nach der Schloßkirche führt, zu lesen sind:

„Unsern Eingang segne Gott,
Unsern Ausgang gleichermaßen!

Wo der Herr nicht das Haus bauet, arbeiten umsonst, die daran bauen.

Du hast es uns gebauet, Herr! und bist mit uns eingezogen, das wissen wir. O nun bleibe bei uns von Geschlecht zu Geschlecht und segne dies Schloß damit, daß Du immer sein Haupt und Herr bleibst, daß Keins aus diesem Stamme Dich verläugne und Du deren Keins verliereſt!

Der Friede Gottes, welcher höher ist, denn alle Vernunft bewahre unsere Herzen und Sinne in Christo Jesu. Amen!"

Mit dem Jahre 1861 nahm ihre Kränklichkeit einen ernsteren Charakter an. Das Jahr begann unter dem erschütternden Eindrucke von dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Die fromme Fürstin wußte es zu würdigen, was — nicht für Preußen allein — der Verlust des Königs

zu bedeuten hatte, „der in allen Dingen dem Könige aller Könige die Ehre gab." Dem Heimgegangenen schaute sie fast sehnend nach. „Wie zuversichtlich und freudig" schreibt sie, „kann man dem geliebten Könige in die Seligkeit nachblicken, fast möchte ich sagen: folgen — und sich versenken in die Seligkeit, die der nun wieder befreite Geist wieder genießt, da er bei dem Herrn sein kann, den seine Sele liebte und bekante. O wol ihm, er hat überwunden und hat schon, wonach wir uns noch sehnen."

Bis zum Februar des folgenden Jahres dauerte das Schweben zwischen Fürchten und Hoffen, bis am 26. Februar ihr Zustand entschieden als gefahrdrohend erkant wurde. Als man sie Vorsicht halber in ein anderes Zimmer gebracht, äußerte sie, sei es ihr gewesen, als vernehme sie deutlich den Zuruf: „Du mußt sterben!" Sie sei darüber wol zuerst etwas erschrocken, habe aber bald ganz getrosten Mut gewonnen. Mit dem Gedanken an den Tod längst vertraut, konte sie ihm nun fest ins Auge sehen und in christlicher Herzensbereitung sich rüsten auf den lezten Kampf.

Folgen wir von hier an dem Verf. etwas langsamer und eingehender bei den Mitteilungen, die wir von ihm über „die lezten Stunden" der Entschlafenen haben und die den Anfang des Schriftchens ausmachen, weil sie anfangs allein zur Veröffentlichung bestimt, erst die anderweitigen Mitteilungen veranlaßt haben.

„Am Morgen des 27. Februar ließ sie ihren Selsorger rufen, gegen den sie die Ueberzeugung aussprach, daß der Herr mit ihr zu Ende eile und das Verlangen, sich an dem Trost seines Wortes zu erquicken. Schon bei dieser Unterredung trat bei ihr dieselbe Ruhe des Gemütes, dieselbe klare Festigkeit des auf das Ewige gerichteten Blickes hervor, die bis zu Ende unverändert sichtbar blieb. Wol verhehlte sie nicht, daß es ihr schwer falle, scheiden zu müssen von Allem, was ihr auf Erden theuer war; aber ihr Herz stand zu dem Herrn und seine Liebe machte sie mehr und mehr von allen Erdenbanden los. Sie wußte ja, daß sie bei ihm unverlierbar wiederfinden solte, was sie in ihm lieb gehabt und ihr eigen genant hatte." Der 28. Februar, der Geburtstag des Großherzogs, wurde in tiefernster Stille gefeiert. In der Nacht zum 1. März wurde der Großherzog an das Bett seiner Gemalin gerufen und er übernahm es, obwol vom tiefsten Schmerze erfüllt, ihr die Mitteilung der ernstesten Befürchtungen der Aerzte zu machen. „Schon längst hatten beide sich das Wort gegeben, in solchem Falle einander die Wahrheit nicht zu verhehlen. Sie betrachteten das als eine heilige Pflicht der rechten Liebe, und fern lag ihnen die weichliche Schwäche, die über die Nähe des Todes so gern sich täuscht und täuschen läßt. — Nachdem die Großherzogin jene Eröfnung vernommen, begehrte sie das heil. Abendmal und verlangte ihre Kinder zu sehen. Diese traten einzeln an ihr Bett, empfingen jedes nach seiner Eigentümlichkeit die Ermahnungen und dann kniend den Segen ihrer Mutter. Der erschütternde Auftritt hatte sie sehr erschöpft; nach kurzer Ruhe

empfing sie gemeinsam mit dem Großherzoge das Sakrament. Es war eine wunderbar ergreifende Feier. Die liebenden Gatten, in den lezten Monaten durch so besondere Führungen Gottes nur noch inniger mit einander verbunden, fühlten die schwere Stunde des Scheidens gekommen, und wußten doch zugleich sich auf den festen Grund gestelt, der die Dauer ihrer Liebe und Gemeinschaft für die Ewigkeit ihnen verbürgte."

„Vorher hatte die Großherzogin noch eine Unterredung mit ihrem Beichtvater, in welcher die volle Bereitschaft ihrer Sele zum seligen Heimgange sich aussprach. Das Irdische lag bereits hinter ihr; sie genoß schon im Geiste den Vorschmack der zukünftigen Herlichkeit und freute sich darauf, daheim zu sein bei dem Herrn. Mitten im Gefühl solcher Gnade fragte ihr kindlich demütiger Sinn: „„Es ist doch nicht unrecht, daß ich mich so auf den Himmel freue?"" Sie war sich klar bewußt und bezeugte das mit ausdrücklichen Worten, daß sie als arme Sünderin allein in dem theuern Verdienste Jesu Christi und in dem Blute der Versöhnung ihre Gerechtigkeit und den Grund ihrer Zuversicht habe. Dieser Glaubenstrost wurde ihr durch das Sakrament versiegelt."

Nach solcher Stärkung sollte sie aber noch die ganze Bitterkeit des Todes schmecken. Die schwersten leiblichen Beängstigungen, die angreifendsten Abschiedsszenen stürmten auf sie ein, die eine hangende Wand und fallende Mauer war. Aber sie stärkte sich und ließ sich immer wieder durch neuen Zuspruch aus Gottes Wort stärken. So gab sie auch das Lied von Knak an: „Laßt mich gehn, laßt mich gehn, daß ich Jesum möge sehn", ihr ganz vorzusagen. Das half ihr zu einer Freudigkeit und Festigkeit des Herzens, daß sie auf die Frage: ob sie viel leide, antworten konte: „Ja, aber dieser Zeit Leiden sind nicht wert der Herlichkeit, die an uns offenbart werden soll." Sie bezeugte auch öfter, wie reich der Herr sie im Abendmale erquikt habe; da sei es ihr gewesen, als stünde die Pforte des Himmels offen. Mit tiefem Ausdrucke wiederholte sie oftmals die Worte: „Jesus, Jesus ist doch mein schönstes Licht!" Solche Sterbensfreudigkeit wirkte erhebend auf alle, die ihrem Lager nahten und deren waren viele. Um die Zeit auszukaufen und alles zu beschicken, was ihr vor dem Scheiden noch auflag, ließ sie verschiedene Personen zu sich rufen, besonders die, welchen sie ihre Kinder zur Erziehung übergab. „Um 9 Uhr, vor Beginn des Gottesdienstes in der Schloßkirche den 2. März, trat der Oberhofprediger an ihr Bett. Sie trug ihm auf, die Gemeinde zur Fürbitte für sie aufzufordern — „„nicht um Genesung, sondern daß des Herrn Gnade sie im Glauben fest erhalte bis ans Ende.""

Nachmittag sammelten sich in ängstlicher Spannung alle hohen Angehörigen um die theure Kranke. Der Großherzog hielt sie fast beständig mit seinen Armen umfaßt und sie ließ ihr Auge voll inniger Zärtlichkeit auf ihm ruhen. Bald schien

der lezte Augenblick gekommen. Abwechselnd ließ sie sich Bibelsprüche und Liederverse vorsagen und wartete stille, bis der Herr sie heimhole. Auf den leisen Zuspruch ihres Gemals antwortete sie meist nur durch liebevolle Blicke; einmal hauchte sie die Worte: „Halte mich nicht auf!" Dann wieder knieten die Anwesenden betend um das Bett nieder — sie sprach ein leises, aber vernehmliches Amen. Aber der Herr verzog. Dann blieb der Großherzog bis gegen 2 Uhr Nachts allein bei ihr, bis ihr Bruder ihn ablöste. Als die Diakonisse, welche bei ihr wachte, ihr den Spruch zurief, den sie über die Thür des Diakonissenzimmers im Siechenhause hatte setzen lassen: „Ich bin der Herr dein Gott, der deine rechte Hand stärket und zu dir spricht: Fürchte dich nicht, Ich helfe dir!" antwortete die Kranke: „Es ist auch keine Selennoth, nur leibliche Noth!" Zu einer ihrer Hofdamen, die am Morgen eintrat, äußerte sie: „Ach, das ist schwer; ich glaubte so nahe an den Pforten der Ewigkeit zu sein und nun bin ich wieder im tiefsten irdischen Leiden."

Am 3. März, Vormittags 10 Uhr, begann das lezte Ringen. „Ach, ihr wisset nicht, äußerte sie einmal, wie schwer es ist, bis ans Ende auszuhalten! Herr, ich kann nicht mehr. Hilf mir, mein Jesu!" Dann ließ sie sich „Jesus meine Zuversicht ꝛc." vorsprechen und die Verse:

„Laß mir, wenn meine Augen brechen,
Herr, deinen Frieden fühlbar sein;
Eil, deinen Trost mir zuzusprechen
Und segne mein Gebeine ein.

Reich mir die blutbesloss'nen Armen,
Darin ich Ruh und Frieden fand,
Und trag mich endlich voll Erbarmen
Sanft zu dir heim ins Vaterland."

Der lezte Vers mußte ihr mehrmals wiederholt werden, sie begann ihn immer selbst mit schwacher, beklemter Stimme. Dann nahm sie nochmals von den inzwischen wieder versammelten Verwandten Abschied. Der Großherzog hielt sie mit seinen Armen umfangen und sprach, den eignen Schmerz zurückdrängend, ihr tröstend zu. Man las ihr aus Offenb. 21 und Joh. 11 vor — hatte ein Wort sie besonders erquikt, so sprach sie: „Herr, ich danke Dir." Als ihr das Wort zugesprochen wurde: „Fürchte Dich nicht, ich habe Dich erlöset; siehe, in die Hände habe ich Dich gezeichnet", sagte sie: „Ja, das ist mein Spruch, so wird es auch bleiben."

Die Mittagsstunde war indeß herangekommen. „Jezt wirds stiller, sprach sie, nun wirds gehen." „Der Großherzog reichte ihr den lezten Labetrunk und empfing das lezte Dankeswort von ihren sterbenden Lippen. Er kniete dann zu ihrer Rechten, ihre Hand in der seinen haltend, neben ihm die Großherzogin Mutter, zur andern Seite ihre Cousine, die Gräfin Stolberg, geb. Prinzeß Reuß, am Fußende des Bettes Herzog Wilhelm, des Großherzogs Bruder; so erwarteten alle unter

heißem Flehen das Ende des schweren Kampfes, den die Sterbende zu kämpfen hatte. Der Glanz ihres Auges erlosch; noch einmal erhob sie beide Hände und richtete sich auf im Bette; ein schmerzlicher Ausdruck flog über die Züge ihres Gesichts: es war das lezte Weh. Fünf Minuten nach 1 Uhr hatte sie ausgerungen. Sie war daheim bei dem Herrn und ruhte aus von aller Pein und Plage."

„Die fürstlichen Kinder, die im Vorzimmer versammelten Herren und Damen des Hofes, auch die Dienerschaft, traten jezt in das Sterbezimmer. Alle knieten nieder und der eben herzutretende Oberhofprediger gab in Dank und Bitte um Trost den Gefühlen Ausdruck, welche die Herzen bewegten."

Daß der Sieg des Glaubens über den Tod und seine Schrecken an diesem Sterbebette so herlich offenbar geworden und die Näherstehenden davon einen so tröstlich erhebenden Eindruck empfangen, ist dem Verf. die nächste Veranlassung gewesen, das Andenken daran in dieser Gedächtnisschrift zu erhalten für Alle, die mit der Trauer auch des Trostes teilhaftig werden möchten. Ich weiß, es ist nach dem Sinne des theuern Amtsbruders, wenn ich sage: er hat damit nur eine heilige Pflicht erfüllt, wenn er dieses Ehrendenkmal seiner irdischen Fürstin wie seinem himlischen Könige gesezt hat; aber wir, und namentlich das mecklenburgische Volk, sind demselben doch für seine Gabe auch zu großem Danke verpflichtet. Möge sie viele dankbare Leser und vornehmlich Leserinnen nicht blos der höhern Stände, sondern jedes Standes finden, da bei diesem Lebensbilde die Fürstin fast hinter der gereiften Christin und treuen Gattin und Mutter zurücktritt und sie sich einreiht in den großen Zug der „heiligen Weiber", die der Apostel Petrus mit Sarah, der Fürstin, beginnend, zum Vorbilde aufstelt.

Jean Paul, seine Freunde und Freundinnen.

(Schluß.)

Diese tiefen und warmen Erinnerungen an die erste Feier des heiligen Abendmals und den Frieden, welcher das bußfertige, gläubige, versöhnte Herz des Christen durchströmt, schrieb J. P. wenige Jahre vor seinem Tode, da er längst allen Glauben verloren und verspottet hatte, und man wird sofort schmerzlich daran erinnert, wenn er diesen Erguß seines Herzens mit den Worten abschließt: „Ewiger Dank gehört ewig dem allgütigen **Genius**." — Ist es nicht schmerzlich erschütternd, daß derselbe Mann, welcher den himlischen Trost der göttlichen Gnade in der Beichte und im Abendmale so tief erfahren und so wahr darzustellen weiß, sich überwinden konte, zu sagen: „ich muß doch zugeben, daß der Mensch seine Unarten nicht eher wegwerfen will, als auf dem Todtenbette, an das ihm ein Beichtstuhl geschoben wird, wie die Kinder vorher zu Stuhle gehen, ehe sie zu Bette gebracht werden." Aber dergleichen blasphemische Aeußerungen finden sich nicht vereinzelt, sondern sie ziehen sich, wenn auch nicht immer in dieser schreckhaft cynischen Gestalt, allenthalben durch seine Schriften hindurch, und nicht selten werden die erhabensten Schilderungen durch solche Plattheiten sofort wieder vernichtet, daß ein christliches Herz mit Unwillen ein Buch von sich werfen muß, weil es die tiefsten Wahrheiten, die heiligsten Geschichten und Dogmen so ins Platte und Gemeine herabgezogen sieht, um sie dem Spotte und der Verachtung Preis zu geben. „Den Weibern von Kuhschnappel ist an den Kirmeßtagen dicker Kaffee ihr gesegneter Abendmalswein und durchsichtiges Gebackenes ihr Abendmalsbrot." „Nimm nur, daß der Dreifaltigkeitsthaler ordentlich wie gefunden uns alle sämtlich umprägt, Stiefel und mich zum Vater und Sohn und dich zum heiligen Geist, der von uns beiden ausgeht." — Wir wollten es versuchen, nur aus dem uns eben vorliegenden Siebenkäs den Spott und Hohn über alles Heilige zusammenzustellen, allein wir müssen davon abstehen. Die Summa ist zu groß. Die Kirche und die Prediger, die Missionare, die Kinder Israel, das Gebet, abermals die Beichte ꝛc. ꝛc. werden wiederholt durch die schärfste Lauge des Witzes und der Satire gezogen, um sie dem Spotte Preis zu geben, und man sieht recht, wie der schreibende Autor seine Lust daran hat. Als der Dr. Kanne seinem guten Herzen zutraute, daß er dennoch, wenn auch allmälich zu Christo kommen werde, erwiederte J. P.: „Nein, nie, ich komme je länger je weiter davon ab", und der Fürst-Primas, der seine poetischen Gaben so hoch schätzte, daß er ihm eine jährliche Pension reichte, wolte nichts davon wissen, als J. P. ihm gegenüber leise anfragte, ob nicht Christus wenigstens Gott unterzuordnen sei, und meinte, daß ihm der Herzog von Meiningen den rechten Titel nicht gegeben, er müsse nicht Legations-, sondern Negationsrath heißen, und so ist's geblieben. Was soll man doch sagen zu Erörterungen wie diese: Abends war Stiefel da, man disputirte und dieser ließ es frei merken, daß er mit mehreren guten Theologen glaube, daß die Kinder Israel, deren Kleider 40 Jahre in der Wüste kein Loch bekommen, des Anzugs wegen immer in einem Wuchse blieben, ausgenommen Kinder, an denen der Rock, den man ihnen aus dem abgelegten Kleidernachlaß der Verstorbenen zugeschnitten, zugleich mit der Körper in die Höhe und Breite wuchs; auf diese Weise, fezt er hinzu, werden alle Schwierigkeiten des großen Wunders leicht durch kleine Nebenwunder aufgelöst. Leibgeber sagte: „da glaubt ich schon im Mutterleibe. Im ganzen Israelitischen Heerzuge konte es kein Loch geben, außer was man von Egypten mitgebracht, und das wurde nicht größer. Ja gesezt, Einer riß sich in der Trauerzeit ein Loch in die Backe und in den Rock, so näheten sich beide Löcher selber wieder zu ꝛc. ꝛc." Wenn das Humor ist, so ist es der Humor der Blasphemie. Als Siebenkäs auf dem erdichteten Todtenbette lag, so muß auch der Diakonus hereinkommen, damit J. P. Gelegenheit habe, seine bitterste Galle über Geistliche auszuschütten, die am Sterbebette

erscheinen, und so auch Alles verspottet werden, was mit der Vorbereitung eines Christen zu seinem lezten schweren Gange zusammenhängt. Wie mag doch ein Mann wie J. P. so etwas schreiben wie dieses: „Pfaffen binden den Krebsen Windlichter an, um sie auf dem Kirchhofe kriechen zu lassen, damit die Leute glauben, es seien die Selen der Gestorbenen", oder wie dieses: „Die Juden glauben, die Hölle werde an das Paradies geschoben, damit man einen größeren Tanzsal habe, und Gott tanze vor", und ein Mann von der Bedeutung J. P.'s, selbst wenn er den Respekt vor dem Heiligen verloren hat und auch auf diesem Gebiete auf die Jagd des Humors ausgeht.

Kehren wir nach dieser Abschweifung gelegentlich seiner Confirmation auf den weiteren Gang seiner Entwickelung zurück, so ist noch zu bemerken, daß er um diese Zeit mit dem Pfarrer Vogel von Rehau bekant wurde. Dieser scheint der erste gewesen zu sein, der der gänzlich vernachläßigten Erziehung J. P.'s ungeachtet mit scharfem Blick gewahr ward, was in diesem Knaben schlummerte. Er öfnete ihm seine ziemlich umfangreiche Bibliothek und nun fängt die rasende Lesewut des Knaben an, sich nach Herzenslust zu ergeben. Er schlepte alle möglichen Bücher und Zeitschriften, juristische, medizinische, philosophische, theologische zusammen und fing die unermeßliche Arbeit des Exzerpirens an, die er bis an sein Lebensende fortsezte und in einem eigens dazu hergestelten Repositorium zur rechten Hand seines Schreibtisches aufgespeichert hatte, daß er, wie wir oben gehört, sagen konte: „Warum bin ich mager und das Fett steht neben mir." Schon vor seinem 15ten Jahre hatte er einen Folianten von mehr als 300 Seiten voller Exzerpte. Es sind diese Exzerpte noch vorhanden, und wenn man nur das wüste Chaos der beiden ersten Bände ansieht, die in der That von allen ersinlichen und erdenkbaren Dingen, im eigentlichen Sinne „von allen Dingen und noch etlichen dazu" handeln, so erklärt sich daher das wunderbare, oft so seltsame Durcheinander der heterogensten Dinge, davon die Jean Paul'schen Werke strotzen.

Unter diesen ungeordneten, ja wüsten Selbstudien des lezten Jahres im väterlichen Hause war der erste Same der „Heterodoxie" in seine Sele gefallen, der bald zu dem wilden Kraute emporwuchs, das zulezt seine ganze Sele durchwucherte und sich zuerst auf der Schule zu Hof gelegentlich angestelter Disputir-Uebungen so weit offenbarte, daß der seinen Einwürfen nicht gewachsene Lehrer zornig die Stunde abbrach, so daß man schon damals in ihm den „Atheisten" witterte. Denn das war damals die Form, in der sich der Unglaube offenbarte, und das der Name, womit man ihn bezeichnete.

Die Schule zu Hof, welche der Jüngling zwei Jahre lang besuchte, war in einem elenden Zustande. Die beiden Lehrer, welche vornämlich ein wenig Latein und Griechisch lehrten, haben ihm nichts geben können. Die Geschichte war und blieb ihm ein völlig verschlossenes Buch. Niemals hat er auch nur für ein Volk oder eine Epoche ein Verständnis gewonnen. Alles, was er davon hatte und wußte, waren zusammenhangslos aufgelesene Bruchstücke.. Und so ist ihm das tiefste aller Bücher, die heilige und die profane Weltgeschichte, wenn wir sie einmal so scheiden wollen, lebenslang ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch geblieben.

Je weniger aber die Schule ihm bot und bieten konte, um seine Sele mit positiven Kentnissen zu bereichern, die er in keinem Fache besessen hat, desto mehr ging der feurige Jüngling mit seinem schwellenden Herzen und seiner reichen Fantasie in sich selbst hinein. Es liegen umfangreiche Hefte aus dieser Zeit vor, die er mit dem Namen „Denkübungen" bezeichnet hat, und worin er vor aller Welt verborgen seine Gedanken aus sich heraus und wieder in sich hineinspann. Diese Hefte waren es, an denen er für die Universität reifte.

Sein Vater war bereits todt, und der Druck der allerschwersten Armut über ihn, seine Mutter und seine vier, so viel ich weiß, sämtlich sehr traurig verunglükten Brüder gekommen, als er im Mai 1781 in Leipzig einzog, allerdings in der Meinung, namentlich seiner Mutter, Theologie zu studiren. Allein der Dilettantismus stekte so tief in ihm, daß gar nicht an die stete Verfolgung irgend einer gelehrten Disziplin zu denken war, an die Theologie vollends nicht. Darüber war er weit mit seinen Gedanken hinaus. Es war vielleicht der Druck der alleräußersten Armut, welcher der Strumpf und der Schuh und das trockene Brot fehlte, so daß sich der verlassene Jüngling gar so einsam und unglüklich in der reichen Stadt fühlte, der ihn auf den Gedanken brachte, sich durch Schriftstellerei sein Brot zu verdienen. Schon im zweiten Jahre lagen die grönländischen Prozesse fertig im Manuscripte vor, und damit fing die schriftstellerische Laufbahn J. P.'s an und hat 43 Jahre lang nicht aufgehört. „Ich muß nicht blos für die Feder, sondern auch von der Feder leben und müßte ich sie in mein eigenes Blut tauchen."

Damit brechen wir vorläufig diese Streiflichter ab, erwartend, was etwa der dritte Band der Denkwürdigkeiten bringen möchte. Denn der bereits erschienene vierte Band führt das Motto: Qui bibit ex strigis und enthält gar nichts als den allerlezten Rest von allerlei Gedanken, humoristischen Phrasen, Bemerkungen u. s. w., die sich unter den Papieren J. P.'s noch vorgefunden haben mögen. Sie sind an einem gewissen Faden fachmäßig aufgezogen, der zuweilen sehr dünn wird. Wenn sich Jemand an 16 Bogen solcher abgerissenen Jean Paul'scher Phrasen de omnibus rebus laben kann, so haben wir nichts dabei zu erinnern. Wir unsererseits verzichten wol lieber auf diese Speise.

Der Turnunterricht und die christliche Schule.

Es befand sich in einem früheren Hefte der Ev. K.-Z. ein Aufsatz über den Turnunterricht, der sich im Ganzen mißbilligend über die Einführung desselben in die christliche Schule aussprach. Die Redaktion deutete den Wunsch einer weiteren Besprechung dieser Sache an. Und ohne Zweifel verdient dieselbe als Zweig der Jugendbildung, wozu sie auf Allerhöchste Anordnung erhoben ist, einer gründlichen Erwägung. Uns Geistlichen muß es ganz besonders darum zu thun sein, uns ein richtiges Urteil darüber zu bilden, da wir als Inspectoren der Schulen namentlich dazu berufen sind, diesen Unterricht bei den Schulen einzurichten, zu beaufsichtigen und zu leiten, wie allen übrigen Schulunterricht; überdies darf ja uns als Geistlichen nichts gleichgültig sein, was den heranwachsenden Teil unserer Herden angeht, auf dem zum guten Teil die Hoffnung unserer Wirksamkeit beruht. Ein unsicheres, schwankendes, oder gar falsches Urteil von unserer Seite über eine Sache, die als Bildungsmittel für die Jugend angeordnet ist, kann auf jeden Fall nur nachteilig wirken, indem es unsere Stellung zur Sache unsicher macht und uns in unserem amtlichen Wirken wol gar zu Mißgriffen verleitet. Und wenn wir aus schuldigem Gehorsam gegen die Obrigkeit auch nicht umhin können zu thun, was uns befohlen ist, so muß uns doch auch daran gelegen sein, daß wir es mit gutem Gewissen thun können, und dazu ist auch ein klares gewisses Urteil erforderlich. Wenn ich es nun hier unternehme, zur Feststellung des Urteils bei uns Geistlichen über den Turnunterricht etwas beizutragen, so bemerke ich von vorn herein, daß ich in meinem Leben nicht geturnt habe, weil meine spätere Jugendbildung in die Zeit fiel, wo das Turnen verpönt war; ich bin also von der Seite her nicht dafür eingenommen. Ich habe aber diese Sache mit Aufmerksamkeit verfolgt seit das Turnen vom Hochseligen Könige für einen nothwendigen Bildungszweig für unsere Jugend zuerst erklärt wurde, glaube daher mir ein unparteiisches, sicheres Urteil gebildet zu haben. Dies sei mir erlaubt hier darzulegen.

Der erwähnte Aufsatz schien mir die Sache zu pietistisch engherzig aufzufassen und hat meine Zustimmung nicht gewonnen, sondern meinen Widerspruch erregt. Die Gründe, worauf er sein Verwerfungsurteil über das Turnen stützte, waren im Wesentlichen diese: das Turnen sei schon verdächtig, weil es aus dem Heidentum stamme, es sei verwerflich, weil der Weltgeist sich desselben bemächtigt habe und weil der leiblichen Seite des Menschen dadurch zu viel Gewicht beigelegt werde.

Was den ersten Grund betrift, so kann derselbe schwerlich stichhaltig sein. Wir haben gar manches in unsere Bildung aufgenommen, was aus dem Heidentum stammt; ja unsere ganze Schule und wissenschaftliche Bildung beruht außer dem eigentlich christlichen Elemente hauptsächlich auf dem heidnischen klassischen Altertum. Ich verkenne nicht die Nachteile und Gefahren, die eine einseitige Gründung unserer Bildung auf dies heidnische Altertum mit sich führt; aber sollen wir denn nun dieses ganze so wesentliche Element unserer Bildung wegwerfen, die heidnischen Klassiker aus unseren Schulen verbannen? Den Vorschlag hat man gemacht. Ich erinnere mich, daß es Theremin unter Anderen gethan hat. Aber alle entschieden christlichen Autoritäten von Luther an haben das entgegengesetzte Verfahren auf's Bestimteste befürwortet und es wird danach nicht Noth thun, hier die Gründe für Beibehaltung der klassischen Bildung zu entwickeln, was auch überdies in diesen Blättern schon mit erschöpfender Gründlichkeit geschehen ist. Erkennen wir aber das klassische Altertum als ein wichtiges Bildungsmittel, trotz seines heidnischen Ursprungs an, so wird lezterer auch dem Turnen keinen Eintrag thun dürfen.

Daß sich aber der Weltgeist des Turnens bemächtigt hat und allerlei Misbrauch damit treibt, kann ebensowenig die Sache an sich verwerflich machen. Denn der Misbrauch hebt den Gebrauch nicht auf und was gäbe es, was der Weltgeist nicht misbrauchen könte. Hat doch der Geist des Abgrundes sogar das Wort Gottes schon bei der Versuchung des Herrn gemisbraucht. Es ist gerade dann Pflicht der Kirche, die Sache an und für sich zu prüfen, vom Weltgeist zu reinigen und gegen den Misbrauch zu schützen, wenn sie an sich nicht verwerflich erfunden wird. Diese Sichtung vermögen wir aber nicht zu vollfüren, wenn wir uns von vorn herein feindlich gegen sie stellen.

Daß endlich der leiblichen Seite des Menschen im Turnen zu großes Gewicht beigelegt werde, das ist die Frage. Ob das der Fall ist, kann nur danach entschieden werden, wie man überhaupt über die leibliche Ausbildung des Menschen denkt und vom christlichen Standpunkte aus denken soll. Erfordert dieser etwa, daß der Leib des Menschen vernachlässigt werde, daß wir alle Pflege desselben, die auf seine Gesundheit, Stärkung, Reinlichkeit abzielt, für verwerflich halten? Das kann nimmermehr die Meinung sein. Das würde zu mönchischer Askese führen, ja über sie hinaus und könte nur in der manichäischen Ansicht von der Sündlichkeit der Materie seine Begründung finden, wodurch die ganze christliche Lehre verrükt und auf ein falsches Gebiet geschoben wird. Auch widersprechen einer solchen Meinung die klarsten Aussprüche der Schrift. Der Apostel sagt: Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes? (1. Kor. 6, 19). Darauf gründet sich seine Mahnung: Wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde. (Röm. 13, 14). Er warnt vor Solchen, welche haben einen Schein der Weisheit, durch selbsterwählte Geistlichkeit und Demut und dadurch, daß sie des Leibes nicht verschonen und dem Fleisch nicht seine Ehre thun zu seiner Nothdurft (Col. 2, 23). Doch was bedarfs einzelner Sprüche: hat doch der Sohn Gottes selbst nicht verschmähet, unser Fleisch und Blut an sich zu nehmen und wird unsern nichtigen Leib einst verklären, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe. Ich bin zwar weit entfernt zu meinen, daß das Turnen dazu etwas thue oder helfe; aber so viel sehen wir doch aus der heiligen Schrift, daß der Leib in Ehren zu halten und seine Pflege nicht verachtet noch vernachlässigt werden darf. Es ist also nur die Frage, wie sich das Turnen zu der auch dem Christen gebotenen, pflichtmäßigen Pflege des Leibes stelt. Diese Frage ist nach zwei Seiten hin zu beantworten, denn der Turnunterricht hat nicht blos eine leibliche, sondern auch eine sittliche Seite, die mit der Pflege des Leibes ebenfals genau zusammenhängt.

Schon die leibliche Seite darf nach obigen Weisungen der heil. Schrift nicht außer Acht gelassen werden. Und sehen wir unseren ganzen Bildungsgang durch die Schulen an, so wird die Nothwendigkeit des Turnunterrichts wenigstens für einen großen Teil unserer Jugend einleuchtend sein, und zwar für die gesamte Jugend, welche ihre Bildung auf den gelehrten Schulen besonders in großen Städten von Kind auf empfängt. Woher komt es doch, daß ein sehr großer Teil unserer wissenschaftlich gebildeten jungen Männer einen siechen Körper ins Amt bringt und lebenslänglich mit sich herumträgt? Das ist keineswegs immer, vielleicht in den selteneren Fällen nur, Folge einer ausschweifenden Lebensweise; vielmehr sind es oft die ordentlichsten fleißigsten jungen Leute, die später so zu leiden haben. Und das hat dann seinen Grund in der vernachlässigten Pfleg

der leiblichen Kräfte, die daher einer gesunden Entwicklung entbehrt haben. Zu ihrem Gedeihen reicht Nahrung und Schlaf nicht aus, sondern es ist dazu bekantlich auch gesunde frische Luft und verhältnismäßige Anstrengung der leiblichen Kräfte erforderlich. Beides entbehrt die Jugend auf den Schulen in größeren Städten nur zu sehr. Dadurch erschlafft der Körper und es entsteht eine nervöse Reizbarkeit, die durch die fortwährende Anstrengung der Geisteskräfte noch bedeutend vermehrt wird, und damit ist der Grund zum Siechtum, was man gewöhnlich Unterleibsleiden nennt, gelegt. Soll die geistige Anstrengung diese nachteilige Wirkung nicht haben, so muß ihr eine Gegenwirkung in der angemessenen Anstrengung der Körperkräfte und in dem Einflusse ganz reiner frischer Luft geboten werden. In kleineren Orten findet sich dazu wol meist Gelegenheit durch Ballspiel, Spatzierengehen, Baden und im Winter Schlittschuhlaufen; aber wie viel Weitläufigkeiten und Schwierigkeiten stehen in größeren Orten dem entgegen! und fängt einmal die Erschlaffung des Körpers an, dann wird auch nicht einmal die sich noch darbietende Gelegenheit aus Trägheit hinlänglich benutzt. Diesem Verkümmern des leiblichen Lebens kann nicht leicht angemessener gesteuert werden, als durch den Turnunterricht, der den Jüngling auch dann zu körperlichen Anstrengungen nöthigt und in die frische Luft führt, wenn er eben nicht Lust dazu hat und die Lust dazu auch wekt. Unter solchen Umständen kann der heilsame Einfluß des Turnunterrichts auf das leibliche Gedeihen und damit auch seine Nothwendigkeit gewiß nicht in Abrede gestelt werden. Dieser Einfluß ist um so heilsamer, als er geregelt ist, so daß die Anstrengung in angemessenen Zwischenräumen wiederkehrt und mit dem Wachsen der Kräfte sich steigert.

Anders verhält es sich freilich mit der Jugend auf den niedern Schulen in kleinen Städten und auf dem Lande. Da fehlt es ihr weder an leiblicher Anstrengung, noch an frischer reiner Luft, die da nicht so verpestet ist, wie häufig in großen Städten. Die Kinder werden da von den Eltern schon aus Noth oder Gewohnheit und Sitte fast täglich zu körperlichen Arbeiten im Hause, Garten, im Felde und Walde angehalten. Ueberdies ist die geistige Anstrengung auf diesen Schulen nur gering, weil die Anforderungen nur sehr mäßig und auf ein knappes Maß von Zeit beschränkt sind. Es wird ja da die körperliche Ausbildung für den Broderwerb von den Eltern ebenso früh und mit eben demselben Eifer, oft leider mit noch größerem Eifer betrieben, als die Schulbildung. In dieser Hinsicht könnte da der Turnunterricht füglich entbehrt werden. Dagegen wird von ihm für diese Kinder besonders ein heilsamer Einfluß auf die Ausbildung körperlicher Gewandtheit und Geschicklichkeit erwartet. Und wer wolte es in Abrede stellen, daß in dieser Hinsicht eine größere frühe Ausbildung angebracht wäre, der die ländliche Jugend in ihrer Steifheit und Unbeholfenheit kent? Diese stelt sich besonders bei den militärischen Uebungen heraus und man hat eben deshalb den Turnunterricht als Vorschule und Erleichterung für den Militärdienst angeordnet. Da muß ich nun freilich nach meinen Erfahrungen und Wahrnehmungen auch bekennen, daß ich so große Erwartungen davon nicht hegen kann, als da gehegt werden. Die Steifigkeit und Ungelenkigkeit unserer ländlichen Jugend rührt keineswegs vom Mangel an Uebung allein her, sondern viel mehr und viel häufiger von der angestrengten schweren Arbeit von früher Jugend an. Da muß der Knabe oft so schwer und anhaltend arbeiten, daß ihm Hände und Arme anschwellen und alle Glieder schmerzen, und dabei wird ihm wol nicht einmal Ruhe gegönnt, bis das Uebel verschwunden ist, sondern er muß es durch fortgesetzte Arbeit überwinden. Dadurch werden, wenn er sonst gesund bleibt, die Körperkräfte außerordentlich entwickelt und verstärkt, aber die Folge ist auch Steifigkeit der Glieder und Ungelenkigkeit in allen Bewegungen, weil diese Anstrengungen gerade in die Zeit der Entwickelung des ganzen Körpers fallen. Man hat es als etwas Charakteristisches des Landmannes hingestelt (Riehl, die deutsche Arbeit) daß sein Gang und alle seine Bewegungen langsam und bedächtig sind, was bisweilen seinem Ansehen etwas Würdevolles verleiht. Das ist richtig, ist aber keineswegs etwas willkürlich Angenommenes oder auch blos in der Sitte Begründetes, sondern eine nothwendige Folge seiner frühen körperlichen Anstrengungen. Ganz dieselbe Wahrnehmung macht man an dem Handwerker. Ein Mann, dessen Handwerk mit großen körperlichen Anstrengungen verbunden ist, wie der Grobschmied, wird in der Regel etwas Langsames und Schwerfälliges in all seinen Bewegungen haben, während derjenige, dessen Gewerbe ihm nur leichte Arbeit auferlegt, wie der Schneider, in seinem Gange mehr fliegt als geht und über Zäune und Hecken springt. Recht augenfällig veranschaulichen sich die Folgen der größeren oder geringeren Körperanstrengung in der Handschrift der Leute. Sehr Viele, die auf der Schule eine schöne Handschrift geschrieben haben, malen nachher, wie man zu sagen pflegt, nur Krähenfüße, aber nicht sowol, weil sie aus Mangel an Uebung das Schreiben verlernt hätten, sondern weil von der schweren Arbeit die Finger steif geworden und statt der feinfühlenden Haut mit einer harten Kruste überzogen und die Nerven in den Fingerspitzen abgestumpft sind, so daß sie die Feder nicht in der Gewalt haben, während diejenigen, bei denen Letzteres nicht der Fall ist, auch später eine gute Handschrift beibehalten. Ebenso wird es mit dem Turnunterricht ergehen. Was dieser an Gelenkigkeit und Gewandheit erzeugt hat, wird durch die körperlichen Anstrengungen in der Zeit vom Schulalter bis zum Militärdienst größtenteils wieder unterdrückt und so der Turnunterricht neutralisirt werden. Dennoch wird man in dieser Hinsicht nicht alle Nachwirkungen absprechen können; es wird immer etwas zurückbleiben, wenn anders der Turnunterricht zweckmäßig erteilt und regelmäßig fortgesezt wird. Man kann auch nicht in Abrede stellen, daß die für die niederen Schulen vorgeschriebene Turnmethode im Ganzen mit richtigem Takt dasjenige ausgewählt hat, was der leiblichen Entwickelung dieser Jugend angemessen ist, eine zweckmäßige Vorbildung für den Militärdienst befördern kann, und daß dabei namentlich alle halsbrecherischen Seiltänzerkünste, wie sie sonst wol beim Turnen geübt werden, ausgeschlossen sind. Diese würden auch bei unserem Volke mit Recht keinen Beifall finden und über dies bei den sonstigen körperlichen Anstrengungen und der dadurch herbeigeführten Schwerfälligkeit dieser Kinder nicht selten schwere Körperverletzungen nach sich ziehen und so den ganzen Turnunterricht bei dem Volke in Miskredit bringen. Dagegen diese militärischen Vorübungen leuchten auch dem Landmanne in ihrer Zweckmäßigkeit eher ein und finden in der natürlichen Neigung des Knaben zum Soldatspielen bei ihm selbst einen Fürsprecher und gewähren ihm Freude an diesem Unterricht. Ich erinnere mich, mit welchem Eifer ich als Kind mit meinen Altersgenossen in den Kriegsjahren Soldat gespielt habe. Denselben Eifer sieht man heute noch in der Jugend erwachen, wenn sie einmal militärischen Uebungen beiwohnen kann und nicht durch täglichen Anblick derselben abgestumpft ist. Da ist es gewiß heilsam, daß dieser natürliche Trieb in Zucht genommen und zu einer zweckmäßigen Ausbildung der leiblichen Seite des Menschen benuzt, gleichsam schon von Kind auf in den Dienst des Vaterlandes gestelt wird. Ich schlage daher auch den wolthätigen Einfluß des Turnunterrichts in sittlicher Hinsicht für diese Kinder höher an, als in Hinsicht

auf die leibliche Ausbildung derselben. Denn einmal ist das gewiß schon von gutem Einfluß auf die Gesinnung des Knaben, daß ihm hiedurch die Verpflichtung zum Dienst fürs Vaterland früh zum Bewußtsein kommt, nicht etwa als wenn man dem Knaben die thörichte Einbildung beibringen solte, daß er jezt schon dem Vaterlande einen Dienst leiste, was nur zur Eitelkeit führen würde; sondern daß er sich von Kind auf an den künftigen pflichtmäßigen Dienst als etwas sich von selbst Verstehendes gewöhne und sich durch diesen Unterricht darauf vorbereite, wie der ganze Schulunterricht ihm als eine nothwendige und heilsame Vorbereitung fürs Leben zum Bewußtsein gebracht werden muß. Behält man diesen Gesichtspunkt bei dem Turn-Unterricht streng im Auge, so ist auch allen demokratischen Träumereien von einem Volksheer oder eigentlich parlamentarischen Heere ein Damm entgegengesezt.

Ferner ist noch eine andere Rücksicht auf die sittliche Ausbildung unserer ländlichen Jugend ins Auge zu fassen. Man muß es nur beobachtet haben, wie die Jugend auf dem Lande und in kleinen ländlichen Städten ihre Zeit außer der Schule in Vereinzelung und Absonderung zubringt, um zu erkennen, daß da etwas fehlt. Die kleinsten Kinder vor dem schulpflichtigen Alter finden sich auf freien Plätzen zusammen und treiben ihre kindischen Spiele, und da übt die Oeffentlichkeit von selbst eine gewisse Zucht über sie. Bei der Schuljugend verliert sich das mit zunehmendem Alter immer mehr, zumal wenn ein müßiges Herumtreiben auf der Straße mit Recht nicht geduldet wird. An gemeinsames Ballspielen, Schlittschuhlaufen u. dgl. wolthätige Auffrischungen ist kein Gedanke. So verbringt sie ihre Zeit unter Anstrengungen in der Schule und unter Anstrengungen zu Hause und auf dem Felde oder in träger Ruhe hinter den Herden. Hat sie freie Zeit, so weiß sie damit nichts anzufangen und zieht sich träge in die Einsamkeit zurück, und welche Gefahren die für die Sittlichkeit hat, ist bekant, oder wenn sie sich in größeren Haufen zusammenfinden, so gerathen sie auf dumme Dinge. Dies ganze Treiben stelt sich in erhöhtem Maße ein, wenn die Jugend der Schule entwachsen ist und in die Flegeljahre eintritt. Da sucht sie denn Erholung im Wirtshause bei Tanzen, Trinken, Kartenspiel und geräth da nicht selten in Zank, Schlägereien und andere Roheiten und Unsittlichkeiten. Wie wolthätig könnte dagegen der Turnunterricht wirken, wenn man es verstände, durch ihn der Jugend einen Geschmack an anderen Erholungen beizubringen, daß sie diese in gemeinsamen leiblichen Uebungen verbunden mit Gesang suchte. Die Geselligkeit und geistige und körperliche Erholung nicht in träger Ruhe, sondern in angemessener Beschäftigung ist doch an sich nichts Unsittliches, sondern steuert vielmehr manchen Unsittlichkeiten, denn Müßiggang ist aller Laster Anfang und die Geselligkeit ist ein wesentliches Bedürfnis der menschlichen Natur, zumal der Jugend. Darum komt es darauf an, dies Bedürfnis richtig zu leiten, Sinn und Geist für eine angemessenere und schuldlose Befriedigung desselben ihr einzuflößen. Das wird nun freilich durch den Turnunterricht allein nicht, aber doch mit durch ihn und um so mehr durch ihn erreicht werden können, als er mit den jugendlichen Spielen etwas Verwandtes hat und diese daran anknüpfen können. Aber der ganze Unterricht und die Erziehung in der Schule muß durch Weckung eines bessern Sinnes den Grund dazu legen. Durch bloßes Verpönen aller Vergnügungen der Jugend wird man das wahrlich nicht erreichen, vielmehr nur das bewirken, daß sie desto mehr verbotene Wege geht. Gerade an der Jugend bewahrheitet sich Ovids Spruch: Nitimur in vetitum. An ihr tritt des Apostels Wort ins hellste Licht: Ich wußte nichts von der Lust, wenn das Gesetz nicht hätte gesagt: Laß dich nicht gelüsten. Da nahm die Sünde Ursach am Gebot und erregte in mir allerlei Lust (Röm. 7, 7—8). Mit gesetzlicher Strenge richten wir da allein nichts aus.

Wenden wir Geistlichen daher dieser Sache nicht misvergnügt den Rücken und verdammen wir sie auch nicht aus einseitiger Scheu vor dem Weltwesen, was sich daran hängen oder daraus entwickeln kann, sondern benutzen wir unsern Beruf, der uns zu Aufsehern darüber bestelt, das sündliche Weltwesen abzuwehren und ihr den rechten Sinn unterzulegen. Dazu ist nicht nöthig, daß dieser Unterricht mit Andachtsübungen verbunden werde; denn die wären da übel angebracht und würden leicht zur Entweihung des Heiligen führen; sondern es ist nur nöthig, daß man die ganze Sache der Jugend nicht als ein Spielerei sondern als einen ganz ernstlich gemeinten Unterricht darstelle, wobei Gehorsam, Pünktlichkeit, Zucht und Ordnung herschen und alles eitle Gepränge ausgeschlossen bleiben muß. Wird das aufrecht erhalten, so ist das schon vom wesentlichsten sittlichen Einfluß. Das läßt sich gleich von vorn herein bei Eröfnung dieses Unterrichts einleiten und dieser so auf die richtige Bahn bringen. Ich eröfnete ihn mit der hiesigen Jugend, indem ich mich mit den Lehrern in gewöhnlicher Kleidung auf den Turnplatz, wo der Turnlehrer die Jugend schon versammelt hatte, begab und mit der Bemerkung, daß sie auch zu diesem Unterricht des göttlichen Segens bedürften, den sie sich daher erbitten müßten, ein entsprechendes geistliches Lied von der im Kreise aufgestellten Jugend anstimmen ließ und dann eine Ansprache in dem oben angegebenen Sinne an sie hielt und darauf sofort den Unterricht anfangen ließ und ihm beiwohnte. Hiebei beim Beginn war das geistliche Lied wol angebracht. Es ist aber nicht zu leugnen daß dieser Unterricht bei dem engen Kreis von leiblichen Uebungen, der ihm gezogen ist, der Jugend leicht langweilig werden kann und daß sich in Folge dessen leicht Auswüchse ansetzen können, und daß daher Abwechselung geschaffen werden muß. Diese wird schon dadurch bewirkt, daß bei passender Gelegenheit, etwa beim Heimmarsch und Abzuge, vaterländische Lieder gesungen werden. Außerdem habe ich den Kindern gern gestattet, daß sie sich zwei Trommeln und eine Fahne angeschaft haben, unter deren Begleitung sie jedesmal vom Sammelplatz vor der Wohnung des Lehrers nach dem Turnplatz ziehen und so auch zurückkehren. Ich habe sie am Veteranenfest Teil nehmen lassen, indem ich nach beendigter Schulfeier die Frage an die Kinder richtete: Sie würden wol auch die alten Vaterlandsverteidiger ehren wollen, worauf ich ein freudiges Ja erhielt. Ich ordnete daher an, daß sie unter Leitung der Lehrer mit Fahne und Trommelschlag, die Mädchen mit den Kränzen, mit denen erst die Schule geschmükt war, voran, nach dem Festlokale zogen, dort den Veteranen ein Hoch brachten, die Kränze auf die gedekten Tafeln legten und einige angemessene Lieder sangen und dann wieder abzogen. Auf ähnliche Weise wird auch jährlich Königs Geburtstag gefeiert. Ich glaube nicht, daß man dagegen vom kirchlichen Standpunkt etwas einwenden kann, und man behält die Sache so in der Hand und kann alle Auswüchse, die sich etwa ansetzen wollen, sofort abschneiden. Das ist freilich gewiß, daß von diesem Unterricht das Heil des Vaterlandes nicht abhängt, sondern daß dieses seinen Grund allein im Christentum hat und behält, und daß auch christliches Leben an und für sich dadurch nicht gefördert wird. Aber durch Rechnen und Schreiben wird es auch nicht gefördert. Darum kann es sich bei diesem Unterricht auch nicht handeln, sondern nur darum, daß man ihn als etwas vom christlichen Standpunkt aus an und für sich nicht zu Verdammendes anerkenne, daß man allen verderblichen Einflüssen, welche unsere Zeit gerade bei dieser Sache nur zu geflissentlich zu üben sucht, nachdrüklich steuere, und daß man die wolthätigen Wirkungen dieses Unterrichts, wie sie im vorstehenden dargelegt sind und wie er sie ohne Zweifel haben kann, mit allem Ernste zu befördern suche.

Z. M.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Theologischer Verlag

von **Gustav Schlawitz** in Berlin

vorräthig in allen Buchhandlungen:

Das Evangelium des heiligen Johannes

erläutert von

E. W. Hengstenberg

Dr. und Professor der Theologie in Berlin.

Erster Band.

26¾ Bog. gr. 8. broch. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Zweiter Band.

24¾ Bog. gr. 8. broch. 1 Thlr. 25 Sgr.

Karl Friedrich Göschel

Dr. jur.

weiland Präsident des Consistoriums der Provinz Sachsen.

Von

Dr. th. **Heinrich Eduard Schmieder.**

5½ Bog. gr. 8. Vel. broch. Preis 15 Sgr.

Souchon, A. F., Pastor an der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin. **Passions- und Ostersegen.** Acht und dreißig Predigten über das Leiden und die Auferstehung Jesu Christi. 32 Bog. gr. 8. broch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Paul Gerhardt.

Ein Vortrag

im Evangelischen Verein für kirchliche Zwecke gehalten.

Nebst einem Anhange über die ersten Ausgaben der **Praxis Pietatis Melica** von Johann Crüger sammt 18 darin enthaltenen Liedern P. Gerhardts.

Von

D. J. F. Bachmann,

Consistorialrath und Pfarrer an St. Jacobi.

4 Bogen gr. 8. broch. Preis 10 Sgr.

Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen.

Dritter Abdruck.

20 Bog. 8. broch. Preis 20 Sgr.

Bibliothek classischer Theologie in wohlfeilen Ausgaben

Neuester (8) Band

EXAMEN CONCILII TRIDENTINI

per

MARTINUM CHEMNICIUM

scriptum

secundum ed. 1578 Francof., collata editione a. 1707, denuo typis exscribendum curavit, indice locupletissimo adornavit vitam Chemnicii ac vindicias Chemnicianas

adversus Pontificios, praecipue adversus Bellarminum

ad calcem

adjecit

ED. PREUSS,

Dr. Phil. s. s. theologiae evangelicae licentiatus, eamque in universitate litt. Berol. priv. docens.

Wohlfeile Ausgabe mit dem Bildnisse des Martin Chemnitz. 65 Bogen gr. Lex. 8. Preis 3½ Rthlr.

„Martin Chemnitz ist wohl der grösste Theologe seit Luther, sowohl nach der Wirksamkeit als nach der theologischen Kraft. Wer etwas in der Evangelischen Kirche geleistet hat, sagt Walch, der hat es auf den Schultern von Luther, Chemnitz und Gerhard gethan. Er ist ein Classiker der reinen Lehre: freundlich und mild zu den Menschen, aber von eiserner Festigkeit gegen den Irrthum. Das Examen ist seine weitaus bedeutendste Schrift. Wer es nicht kennt, hat den Gegensatz der Evangelischen Kirche gegen die Römische nicht in seiner Tiefe erfasst; aber man würde sehr irren, wollte man glauben, die Kraft und die Bedeutung des Buchs sei in der Polemik erschöpft. Wer dies Examen gelesen hat, braucht sich nicht von allerlei Wind halb-rationalistischer oder halb-pantheistischer Lehre umherwehen zu lassen, denn das Examen enthält nicht nur positiv die Substanz der reinen Lehre, sondern lehrt auch die Methode, sie aus der Schrift zu entwickeln. Seine Schriftbeweise sind von so grosser Klarheit und Einfalt, dass sie unwiderstehlich mit fortziehen. — Wenn die Evangelische Kirche sich gründlich zu ihrem Bekenntnisse bekehren soll, so muss die Substanz der reinen Lehre allen Christen, insonderheit aber den Lehrern wieder lieb und vertraut werden. Gott wolle die vorliegende Ausgabe des Examen von Chemnitz dazu beitragen lassen."

Ev. Kirchenztg. 1861. No. 80.

Von der **Bibliothek classischer Theologie** in **wohlfeilen Ausgaben** sind ferner erschienen:

D. JOH. ALBERTI BENGELII
GNOMON NOVI TESTAMENTI

IN QUO EX NATIVA VERBORUM VI
SIMPLICITAS, PROFUNDITAS, CONCINNITAS,
SALUBRITAS SENSUUM COELESTIUM INDICATUR.

SECUNDUM EDITIONEM TERTIAM (1773)
DENUO RECUSUS.

Wohlfeile Ausgabe. Zweiter mit Registern vermehrter Abdruck. 50 Bog. gr. Lex.-8. broch. Preis 2½ Thlr.

Bei Veröffentlichung dieses zweiten Abdrucks unserer wohlfeilen Ausgabe von *D. J. A. Bengelii Gnomon N. T.* wollen wir nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, dass derselbe nach nochmaliger sorgfältiger Durchsicht mit neugegossener schöner Schrift im Text zwar unverändert hergestellt, doch in Folge laut gewordener Wünsche um ein dreifaches Register — einen *Index locorum V. T.* nach Bengel selbst, einen *Index verborum Hebraeorum et Graecorum* und einen ausführlichen *Index rerum et terminorum technicorum* — vermehrt worden ist. Den wohlfeilen Preis haben wir dessenungeachtet unverändert fortbestehen lassen.

Der unvermuthet schnell erfolgte Absatz des ersten Abdrucks hat zur Genüge dargethan, dass ein Bedürfniss nach diesem alten kirchlichen Schatze nicht sowohl vorhanden gewesen, als in Folge der wohlfeilen Veröffentlichung in weiteren Kreisen geweckt worden ist. „*Bengels Gnomon N. T.*," sagt Dr. Guericke in *Zeitschrift f. d. ges. luth. Theol. u. Kirche etc.* 1857. II. Heft, „veraltet nicht und kann auch, wenn gleich „in den letzten Decennien wiederhohlt edirt, nicht oft genug den „der Theologie Beflissenen zum ernstesten Studium dargeboten „werden. Diese betend gewissenhafte, grammatisch-philologisch „güldentteue und doch nichts weniger als nur glossatorische oder „buchstäbische Auslegung des gesammten N. T., in welcher der „tiefe, klare und scharfe Geist eines der grössten ev.-lutheri-„schen Theologen sich gänzlich unter das Wort Gottes beugt, „um es in allen seinen Höhen und Tiefen und Falten zu erfor-„schen, und mit den Mitteln gründlichster Gelahrtheit ganz einfach „schlicht und kurz zu deuten, — worin, wie der Verf. selbst sich „ausdrückt, *ex nativa verborum vi simplicitas, profunditas concinni-„tas, salubritas sensuum coelestium indicatur*, — steht einzig da „auf exegetischem Gebiete und wird für alle Zeiten reiche Aus-„beute gewähren. Es ist ein wahres Verdienst, welches die „Verlagshandlung, mehrfacher Aufforderung folgend, durch neue „saubere, correcte und wohlfeile Veröffentlichung dieses classi-„schen exegetischen Werks — wobei sie völlig sachgemäss die „zuletzt 1773 durch M. E. Bengel Sohn aus späteren exeg. „Werken des Verf. vervollständigte Ausgabe, nur mit Hinweg-„lassung des Sohnes eigner Zusätze, zu Grunde gelegt hat, „und welches nun jetzt ganz vollendet vorliegt, sich erwirbt."

Wir wünschen, dass auch dieser zweite Abdruck dazu beitragen möge das Bedürfnis nach dieser „betend gewissenhaften, grammatisch-philologisch güldentreuen Auslegung d. g. *N. T.*" mehr und mehr zu wecken und zu fördern.

LOCI PRAECIPUI THEOLOGICI

per

PHILIPPUM MELANTHONEM.

AD EDITIONEM LIPSIENSEM A. MDLIX.

Wohlfeiler Druck. 14 Bogen in 4to. broch. 22½ Sgr.

D. MARTIN LUTHERS

Ausführliche Erklärung

der

Epistel an die Galater.

Wohlfeiler Druck (in 2 Hälften). **Vollständig in Einem Bande.** 25 Bog. in 4. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

CONCORDIA.

LIBRI SYMBOLICI
ECCLESIAE EVANGELICAE.

AD EDITIONEM LIPSIENSEM A. 1584.

Wohlfeile Taschenausgabe. 58 Bogen. broch. Preis 25 Sgr.

Die vorliegende wohlfeile Taschenausgabe des *liber concordiae* bietet einen wörtlichen Abdruck der ersten authentischen Ausgabe von 1584 und zwar mit Rechenbergscher Paginirung und Hasescher Randparagraphirung. Unserer Ausgabe vorangestellt ist das *Mandatum Christiani II.*, derselben als Anhang beigegeben I. *das Tauf- und Traubüchlein* und *eine kurze Vermahnung zur Beicht.* II. *Die Sächsischen Visitationsartikel.*

S. ANSELMI CANTUARIENSIS
LIBRI DUO

CUR DEUS HOMO

RECOGNOVIT

DR. HUGO LAEMMER.

Wohlfeile Taschenausgabe. 7 Bogen. broch. 7½ Sgr.

MENOZA
Ein Asiatischer Prinz

welcher die Welt umher gezogen
Christen zu suchen
besonders in Indien, Hispanien, Italien, Frankreich, England, Holland, Deutschland und Dänemark,
aber des Gesuchten wenig gefunden.

Eine Schrift, welche die untrüglichen Gründe der natürlichen sowohl als der geoffenbarten Religion deutlich darstellet und wider die Abwege der meisten Christen im Glauben und Leben treulich warnet.

Aus dem Dänischen übersetzt.

Vierte Auflage. 1759.

Neuer Abdruck. Wohlfeile Taschenausgabe. 46½ Bogen. Preis 1 Thlr.

Abriß der sogenannten Brüdergemeine

in welchem

die Lehre und die ganze Sache

geprüfet

das Gute und Böse dabei unterschieden

und insonderheit

die Spangenbergische Deklaration

erläutert wird durch

Johann Albrecht Bengel.

Stuttgart 1751.

Neuer unveränderter Abdruck. Wohlfeile Taschenausgabe.

26 Bogen. broch. Preis 17½ Sgr.

Dr. J. A. Dorner's Christologie im Preise ermäßigt.

Auf Wunsch des Herrn Verfassers haben wir uns entschlossen, das in unserem Verlage erschienene christologische Werk:

Entwicklungsgeschichte

der

Lehre von der Person Christi

von den ältesten Zeiten

bis auf die neueste dargestellt.

Von

Dr. **J. A. Dorner.**

Zweite stark vermehrte Auflage in zwei Theilen. 157 Bog. gr. 8. **zeitweilig** im Preise zu ermäßigen.

Wir ermäßigen demnach den Preis für das vollständige Werk in **2 Bänden von 11⅔ Thlr.** auf **6⅔ Thlr.**, den für den 2. Band allein, der die Lehre von der Person Christi vom Ende des 4. Jahrhunderts bis zur Gegenwart enthält, von **6⅓ Thlr.** auf **4 Thlr.**, zu welchen Preisen alle Buchhandlungen das Werk zu liefern in Stand gesetzt sind.

Wir können indeß für diese Preisermäßigung keine Verpflichtung auf irgend welche Zeitdauer eingehen, behalten uns vielmehr vor, je nachdem die vorhandenen Vorräthe Aufräumung finden, den Ladenpreis binnen irgend welcher kurzen Zeit wieder eintreten zu lassen.

Auch die verschiedenen Abtheilungen des Werkes werden nach wie vor einzeln, aber nur zum bisherigen Ladenpreise abgegeben.

Der

Prophet Jesaja.

Uebersetzt und erklärt

von

Dr. M. Drechsler.

3 Theile. 88¾ Bogen. gr. 8. broch. Preis 5 Thlr. 25 Sgr.

Jeder Theil auch einzeln.

Die christliche Dogmatik.

Dargestellt

von

Dr. **H. Martensen,**

Bischof von Seeland.

Vom Verfaßer selbst veranstaltete Deutsche Ausgabe.

Wohlfeiler Druck. 29½ Bog. gr. 8. Velin. broch. 1 Thlr. 15 Sgr.

Evangelien-Predigten

auf alle

Sonn- und Festtage des Kirchenjahres

von

A. F. Souchon,

Pastor an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin.

Zweite Sammlung.

Erster Band.

60 Predigten. — Advent bis Pfingsten.

43½ Bog. gr. 8. Velin. broch. 1 Thlr. 25 Sgr.

Zweiter Band.

50 Predigten. — Die Trinitatis-Sonntage.

36 Bog. gr. 8. broch. 1 Thlr. 15 Sgr.

Die

Heilige Schrift

nach

Dr. Martin Luthers Uebersetzung

mit

Einleitungen und erklärenden Anmerkungen

herausgegeben

durch

Otto von Gerlach,

weil. Dr. u. Professor der Theologie, Consistorial-Rath und Hofprediger in Berlin.

In **drei** Ausgaben:

1) Neue wohlfeile Ausgabe in gr. Royal 8. 7 Theile in 3 Bänden. Subscriptionspreis 5 Thlr. 25 Sgr.
   Das Neue Testament, 7 Aufl. in 1 Bande, 1 Thlr. 20 Sgr.
   Das Alte Testament, 5 Aufl. in 2 Bänden, 4 Thlr. 5 Sgr.
2) Dieselbe auf feinem Velinpapier mit dem Bildnisse des seligen Verfassers. 7 Theile. broch. Subscriptionspreis 7 Thlr.
   Das Neue Testament, 2 Theile, 2 Thlr.
   Das Alte Testament, 5 Theile, 5 Thlr.
3) Bisherige Ausgabe in gr. 8. mit größerem Druck. 7 Theile, Ladenpreis 8½ Thlr.
   Das Neue Testament, 2 Theile, 2 Thlr. 10 Sgr.
   Das Alte Testament, 5 Theile, 6 Thlr. 5 Sgr.
   Jeder Theil ohne Preiserhöhung auch einzeln.

Der Glaube der Väter

im

heiligen Schmuck der Lieder.

24 Lieder der Kirche

mit Randzeichnungen.

Von

J. v. B.

Erste Lieferung: Wir glauben all an einen Gott — Wie soll ich dich empfangen — Es ist ein Ros entsprungen.

Zweite Lieferung: Von Himmel hoch da komm ich her — Was fürchtst du Feind Herodes sehr — O Haupt voll Blut und Wunden.

Dritte Lieferung: Allein Gott in der Höh sei Ehr — Nun laßt uns fröhlich singen — Wer weiß wie nahe mir mein Ende.

Vierte Lieferung: Fünf Brünnlein sind daraus mir rinnt — Fahre fort, Zion fahre fort im Licht — Christ ist erstanden von der Marter alle.

Preis einer jeden Lieferung auf weißem Papier 22½ Sgr., auf chinesischem Papier 1 Thlr.

Moderne Evangelisten.

Eine Streitschrift zum Frieden,

Allen gewidmet,
die sich um die Kirche bekümmern
von
C. F. W. Held,
Dr. phil., Licent. theol., V. D. M.,
Docenten an der theologischen Fakultät zu Zürich.
brochirt 20 Sgr.

Liebetrut, Pastor Dr. **Friedrich, Ueber die Heuchelei und wider dieselbe.** Ein Zeugniß, aus dem Worte Gottes geschöpft. 4½ Bog. gr. 8. broch. Preis 10 Sgr.

Raumer, Rudolph von, Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kirche. gr. 8. 28 Bog. Velin. 1845. geheftet. 2 Thlr. 5 Sgr.

Segemund, G., Consistorial-, Regierungs- und Schul-Rath zu Frankfurt a. d. O. **Die christliche Schule in Preußen** und ihr Verhältniß zu Andersgläubigen. Mit Rücksicht auf die neuesten ministeriellen Bestimmungen 2. Aufl. 4½ Bog. 8. broch. Preis 9 Sgr.

Arbeitende Frauen aus dem letzten halben Jahrhundert. Mittheilungen aus ihrem Leben. Von Clara Lucas Balfour. Aus dem Englischen. 22 Bog. 8. fein Velin. geb. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Krabbe, Dr. **Otto**, Consistorialrath, ord. Prof. der Theologie und Universitätspred. zu Rostock. **Das lutherische Bekenntniß** und die in der Sache des Prof. Dr. Baumgarten abgegebenen Gutachten der theologischen Fakultäten zu Göttingen und zu Greifswald. 15 Bog. 8. broch. Preis 1 Thlr.

Vesper-Gottesdienste

Herausgegeben
von
J. Hengstenberg,
Pastor.

Zweiter Abdruck.
7½ Bog. 8. broch. Preis 7½ Sgr.

Ueber

Vesper-Gottesdienste.

5 Bog. 8. broch. 6 Sgr.

So eben wurde ausgegeben:

Antiq. Catalog CXCVII. enthält Thelogia historica, nebst Schriften über die Griechisch-Katholische, Russische und Polnische Kirche zu billigen Preisen.

H. W. Schmidt's Antiquariat. Halle a. S. Rennische Straße 1.

In der **C. H. Beck**'schen Buchhandlung in Nördlingen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Geschichte des Pietismus

von
Heinrich Schmidt,
Doktor und Professor der Theologie in Erlangen.

32 Bogen. gr. 8. broch. Preis 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr. rhn.

Nachdem der Rationalismus seinen Historiographen gefunden hat ist im vorliegenden Werke der wichtigen Erscheinung des Pietismus eine eingehende Darstellung zu Theil geworden. Die Thätigkeit seiner Hauptvertreter, die Anforderungen, die er an die Kirche gestellt, die Ausartungen, die ihm zur Last fallen und die Angriffe, die er erfahren werden in klarer Darstellung forgeführt, Recht und Fehler der ganzen pietistischen Bewegung in sachlicher Würdigung gegen einander abgewogen und falscher Betrachtungsweise gegenüber richtig gestellt. Der praktische Theologe nicht minder, wie der wissenschaftliche wird die Arbeit des Herrn Verfassers mit Vergnügen zur Hand nehmen.

In der **Fr. Hurter**'schen Buchhandlung in Schaffhausen erschien so eben vollständig:

Simeon.

Wanderungen und Heimkehr

eines

christlichen Forschers.

Von
Ludwig Clarus.

Drei Bände. — Eleg. geh. fl. 7. 12. Rthlr. 4. 6.

Allen, die sich für die Fragen der Gegenwart interessiren, wird dieses Werk von hoher Bedeutung sein, enthält es doch nach dem Ausspruch eines bewährten Kenners „eine quintessenzirte Sitten- und Culturgeschichte Deutschlands in den letzten 50 Jahren, reflektirt im Leben des Verfassers".

Volksbibliotheken.

In Folge mehrfacher Aufforderungen liefere ich größere und kleinere **Volksbibliotheken** — auf Wunsch auch in guten dauerhaften Einbänden — von 10 bis 50 Thlr. und darüber.

Halle a. d. S. **J. Fricke.**

Bei J. Fricke in Halle sind funfzehn einzelne geistliche Liederhefte, darunter Luther, Freylinghausen, Hermann, Schmolck, Ringwald, Philipp Nicolai und Andere. (Ladenpreis 3 Thaler 24½ Sgr.) zu nur 1 Thaler 15 Sgr. zu haben.

In **Wohlgemuth's** Buchhandlung (Wilhelm Schultze) Berlin, Scharrnstraße 11, sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Schmidt, Prof. Dr. **Unser bleibender Beruf.** Eine Rede zur Vorfeier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs gehalten im Königl. franz. Gymnasium 3 Sgr.

Haendler, M. Cadettenprediger. **Leitfaden für den Religionsunterricht** in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. Enthält: kurze Einleitung in die heilige Schrift. Ueberblick der heiligen Geschichte und Abriß der Kirchengeschichte 9 Sgr.

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 2. September. № 70.

Der Pastor in Amt und Haus.

Aus einem Vortrage auf der Pastoralconferenz zu Herford.

Wenn ich die mir gewordene Aufgabe: „der Pastor in Amt und Haus" mit dem Bekentnis Esra's anfange: Mein Gott, ich schäme mich und scheue mich meine Augen aufzuheben zu Dir, so soll dies Sündenbekentnis nicht eine Phrase sein; nein, das weiß Gott, daß ich mich wirklich schäme und scheue mein Angesicht aufzuheben, nachdem ich nur ein wenig erst dem Thema ins Angesicht gesehen habe.

Der Pastor im Amt. Der Pastor in der Kirche, welche den Namen Luthers trägt, glaubt fest und gewiß, daß er die Vocation zu seinem Bischofsamte vom heiligen Geiste hat; mag dieses oder jenes Consistorial-Siegel darunter stehen, oder mag ihn eine Gemeinde einstimmig oder nur mit Einer Stimme Majorität vocirt haben. Ist dem Pastor die Kirche nicht eine bloße Erziehungsanstalt, oder eine bloße Gesellschaft von mit Wasser besprengten Menschenkindern, sondern das, was sie sein soll, der Leib des Herrn, ein lebendiger Organismus, dem die wahrhaftige Einwohnung Christi im heiligen Geist stets gegenwärtig in ihren Gnadenmitteln, so hat ihm dieser heilige Geist mitgewirkt bei seiner Berufung zum Amt in specifischem Sinne; er ist, um es kurz zu sagen, Pastor nicht von Volkes oder irgend einer Gemeinde Gnaden, sondern von Gottes Gnaden, und hat nach dieser Berufung sein Amt anzusehen, das seine ganze Gemeinde umfassen soll. Ja wol die ganze Herde, nicht blos die Erwekten, die Gläubigen, die pietistischen Kreise. So gewiß es ein Zeichen eines Gläubigen nach dem Herzen Gottes ist, der vom Tode zum Leben hindurchgedrungen ist, wenn er der Brüder sich nicht schämt, sondern sie liebt, — so gewiß hat der Pastor alle Ursache mit solchen Bezeugungen seiner Liebe auf der Hut zu sein um der Erwekten, um der Andern und um seines Amtes willen. Er hat sich täglich zu sagen: Du bist Pastor über die ganze Herde, und sie alle Seine und darum deine Schafe, wenn auch verirrte, die du suchen oder die du weiden sollst. Es war nicht wolgethan von Jakob, daß er seinem Sohne Joseph einen bunten Rock machte, Josephs eigene Sele litt darunter Schaden, und der Neid der Brüder wurde bis zur Rachsucht gesteigert durch solche verkehrte Vaterliebe.

Es hat ein erwekter Christ mich einmal zur Rede gestellt, daß ich die Sünden der Kinder Gottes von der Kanzel strafte, das sei nicht nöthig; sie hätten den heiligen Geist und ließen sich im Kämmerlein schon strafen, und die Andern würden dadurch nur zu Pharisäern gemacht. Ich erwiderte ihm darauf: Es läge überhaupt nicht in meiner Absicht, selber zu strafen; denn ich hätte die Erfahrung gemacht, wenn ich selber hätte das Strafamt führen wollen, so hätte das immer nur die Galle, aber nicht das Herz und Gewissen des Sünders getroffen. Zu strafen habe der heilige Geist, nicht wir; der strafe aber die Welt, nicht blos die Welt draußen, sondern die Welt überhaupt, auch was noch hinterstellig davon sei in dem Herzen der Gläubigen, die oft wunderliche Heilige wären. Die Weisheit von oben her ließe sich sagen. So sagte ich und spreche es auch heute noch aus: Wie uns verboten ist, zwiefaches Maß und Gewicht zu haben, so dürfen wir das auch nicht in Beziehung auf die, welche das gütige Wort Gottes schon gekostet haben, und die, welche noch fern sind vom Reiche Gottes. Als unser Herr am Kreuz erhöht wurde, als heftiger Schmerz seine heiligen Glieder durchdrang, da rief er laut: Vater vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun. Das sollte auch der Pastor nie vergessen, und dem Apostel Paulus, dem Manne, der, ehe die Schuppen ihm von den Augen fielen, selbst die Gemeinde Gottes verfolgte, nachfolgen und üben lernen das Wort Man schilt uns, so segnen wir, man verfolgt uns, so dulden wir es, man lästert uns, so flehen wir. Es ist ein Eifern mit Unverstand und nicht in der Lindigkeit, am wenigsten aber in der Erfahrung des eigenen Elends, wenn man denen, die noch draußen sind, die Ohren abgehauen hat durch die Schärfe nicht des Wortes Gottes, sondern des eignen Geistes, und dann verlangt, daß die Leute mit abgehauenen Ohren noch hören sollen.

Die Predigt steht nun einmal bei uns Protestanten oben an; werden wir ja hier zu Lande ohne Weiteres Prediger genant. So wenden wir auch vorab ihrem Studium uns zu mit allem Fleiß, nicht erst am Freitage oder Sonnabend, sondern die ganze Woche hindurch tragen wir sie meditirend mit uns herum. Soll dieses Frucht schaffen, so lernen wir das rechte Meditiren von der Maria, welche das Wort bewegte in ihrem Herzen. Und da thut es vor Allem noth, daß sich der Prediger erst selbst unter den Text stelt, und unter Gebet und Selbstgericht zusieht, was ihm derselbe gibt an Strafe und Trost, an Ermahnung und Nahrung für seine eigne Sele. Dann ist

die Predigt nicht blos ein tönendes Erz, sondern sie ist eine That, ein innerlich verarbeitetes Stück seines eignen Lebens. Ueberhaupt hat der Prediger außer seinen theologischen Studien, die keinen Tag zu unterlassen sind, wenn er nicht geistlich vertrocknen und äußerlich verbauern will, vor Allem täglich sich zu seiner speziellen Erbauung in Gottes Wort zu versenken, nicht in flüchtigen Gedanken und in vorübergehenden Minuten, sondern es muß für ihn eine wirkliche Selenarbeit sein, zu der er einen nicht geringen Teil seiner Zeit zu verwenden hat, die er übrig haben muß, und sollte er sie sich vom Schlafe absparen. — Für die Sonn- und Festtage hält sich der Prediger gebunden an die Perikopen. Es ist gewiß eine große Weisheit der lutherischen Kirche, daß sie an den herkömlichen Texten festgehalten, und die Textwahl nicht dem Ermessen des jeweilig in der Kirche herschenden Geistes, geschweige denn dem der einzelnen Prediger überlassen hat. An stehenden Texten, welche man sich von Jugend auf eingeprägt, lernt auch das Volk, dessen Heil wir mit unsern Predigten zu suchen haben, die mancherlei Gnade und den Rath Gottes viel leichter, als an mancherlei immer wechselnden Texten, die Eine Wahrheit. Zur Behandlung auch freier Texte mache man sich Raum in den Nebengottesdiensten oder Bibelstunden, wo billig nur ausnahmsweise eine Perikope ausgelegt werden sollte.

In der Behandlung des Textes ist Freiheit nach der Individualität zu lassen. Jeder erwecke da die Gabe, die in ihm ist; das ist die Treue, die der Herr von den Haushaltern verlangt. Obenan stehe: Die Weisheit von oben her ist zuerst keusch; keusch in Worten, keine Uebertreibung, keine Ueberschwänglichkeit in Ausdrücken; keusch aber auch dem Inhalte nach, nicht ein Hinausgehen über die eigene Erfahrung, nicht ein Idealisiren und Hinaufschrauben der Gemüter in den blauen Aether; man wird sich nur die Flügel verbrennen; Erschlaffung im Gewissen und Abspannung ist leider die gewöhnliche Folge. Zweitens verstehen Viele die Erlösungsnothwendigkeit sehr wol zu demonstriren, kommen aber nicht an die Leute heran, predigen über die Köpfe weg, weil sie die spezielle Erlösungsbedürftigkeit an concreten Beispeilen aus dem Leben in den Zuhörern nicht zu wecken verstehen. Drittens vergesse der Prediger nie, daß er nicht Missionar ist, der zu Heiden redet, die er zu bekehren hat, sondern zu Christen, in denen nur die Taufgnade zu erwecken ist; die also nicht in methodistischem Eifer aufgeregt werden sollen, sondern die unter der Verkündigung des Evangeliums sich schämen lernen müssen, und wissen und bedenken sollen, daß sie nicht wolfeil, sondern theuer erlöst sind. Endlich hüte sich der Prediger, seine eigenen Erfahrungen zu viel zu predigen; er wird sonst allerlei Krankhaftigkeiten und wechselnde Selenstimmungen unbewußt seinen Zuhörern mit einimpfen, sie blos zu sich bekehren und sie entweder dabei nur krumm und lahm trösten, oder sie zwischen Himmel und Erde in der Schwebe hängen lassen. Die Kirche ist keine Schule, in welcher die Zuhörer nur so viel lernen, als ihre Prediger gelernt haben; man hat den Text auszulegen schlicht und einfältig und der Macht des Wortes zuzutrauen, daß dasselbe unter der Wirkung des heiligen Geistes das ausrichte, wozu es gesandt ist. Könte ich der Kraft des Wortes an und für sich nicht mehr zutrauen, als der eigenen Predigt, hätte ich längst in Verzweiflung mein Amt niederlegen müssen. — Zum Predigtamt gehört auch das Lehramt unter den Kindern und Confirmanden. Hat die Kirche überhaupt eine Zukunft, und das müssen wir ja festhalten, wenn wir nicht die Hände schlaff am Leibe herunterhängen lassen wollen, so ist hier mit aller Energie und liebender Treue einzusetzen. Bei den Alten ist ja nur aufgegangen, was in den frühern Jahrzehnten gesäet ist. Da wurden nicht herliche, nein, greuliche Dinge gepredigt in Zion, und die tägliche selsorgerische Erfahrung lehrt, wie schwer sich die Alten in die „neue Lehre", die doch die alte apostolische, lutherische ist, finden können. Wie hat Luther die Jugend lieb gehabt — sein Katechismus ist des Zeuge. Der Pastor muß ein Kinderfreund sein, sich der Schule annehmen, und zu den Kindern, namentlich den Confirmanden, ein beichtväterliches und persönliches Verhältnis zu gewinnen suchen. Neben der lautern und reinen Lehre, in die er die Kinder einzuführen hat, muß sein Unterricht vor allem auf den Willen wirken; dann haben wir in der Jugend die Hofnung der zukünftigen Zeiten, die auch in ihrer nächsten Zukunft, nach der Confirmation, gewahrt und zum Gegenstande fürsorglicher, besonderer Fürbitte und Leitung gemacht werden muß.

Wir kommen zum Priester-Amte. Der Pastor ist nicht blos Prediger; es steht in der Kirche außer der Kanzel auch Altar und Taufstein, und, wenn auch im Hintergrunde, der Beichtstuhl, an welchem er im Auftrage des Herrn und Kraft seines Amtes als Priester zu fungiren hat. Lutheraner halten sich nicht für bloße Protestanten, sie halten dafür, daß mit der Kirche des Herrn im 16. Jahrhundert nicht tabula rasa hat gemacht werden sollen, und nun, wie es Jedem gut deuchte, ohne alle Rücksicht auf kirchliche, auch dem Worte Gottes nicht widersprechende Tradition, hier ein neuer Tempel und dort ein anderes Predigthaus aufzubauen war; sondern unter gewissenhaftem und treuem Anschließen an das, was Jahrhunderte lang zur Zierde und Schmuck der Kirche nicht nur, sondern auch zu ihren wesentlichen Funktionen gehört hat, unter Beseitigung alles dessen, was dem Worte Gottes und dem Geiste der Wahrheit zuwider läuft, haben die Lutheraner sich auch auf dem kirchlichen Gebiet als die Conservativen dokumentirt, die halten sollen und wollen, was ihnen vertraut ist. — Da sind z. B. die „schönen Gottesdienste", auf welche sie Herz und Gemüt zu wenden und bei deren Wiedereinführung sie kirchlichen Takt und Geschmack zu beweisen haben. Daß unsere Gemeinden wieder zur Anbetung sich versammeln und nicht blos um eine Predigt zu hören, zur Anbetung aber im Geist und in der Wahrheit, das sollte das Ziel jedes gewissenhaften Pastors sein. Wer sein eigenes Elend kent und die Erfahrung gemacht hat, wie an den Gebeinen zerschlagen man oft von der Kanzeltreppe sich herunter schleppen muß, dem hat es gewiß zum Troste gereicht, daß er

vor dem Altare des Herrn Zebaoth noch seine Hände falten, ein Vaterunser beten und den Segen des dreieinigen Gottes über die Gemeinde aussprechen darf im Namen des Herrn. — Die Verwüstung ist sehr groß auf diesem Gebiet. Gott sei Dank, das Bedürfnis, hier Hand anzulegen und die ausgerotteten schönen Waldungen wieder zu bauen, ist erwacht. Es ist aber hier Geduld der Heiligen noth, ehe die jungen Anpflanzungen wieder Schatten und Erfrischung geben. Daß man schon große Bäume einpflanzt und jugendlich sich überstürzt, ist nicht wolgethan, auch nicht naturwüchsig; ebenso aber auch verwerflich die große Willkür, die nach dieser Seite einzureißen droht, wonach Jeder thut, was ihm und seinem subjektiven Gefühl gut deucht. — Daß zur Ausführung dessen aber auch Personen gehören, welche in der Auswahl der Lieder, der kirchlichen Gebete, der Funktionen vor dem Altare des kirchlichen Taktes sich befleißigen und priesterliches Decorum pflegen, ist ebenso gewiß. Es macht einen traurigen Eindruck und verwischt oft den Segen einer guten Predigt, wenn diese mit einer gewissen Begeisterung gehalten, die Altarstücke aber hinterdrein als ein lässiges Beiwerk behandelt werden.

(Schluß folgt.)

Das Volksmissionsfest auf der Elbinsel.

Es ist eine bedeutsame Stufe in der weitern Entwickelung des wiedererwachten kirchlichen Lebens, daß man in unseren Tagen wieder religiöse Volksfeste feiert. Das Bundesfest der evangelischen Jünglingsvereine, das alljährlich am Trinitatissontage in Potsdam gefeiert wird, die Missionsfeste im Ravensbergischen, in Hermannsburg u. a. sind solche Beispiele. Der frische Geist, der auf ihnen herscht, gibt der Welt und allen lichtscheuen „Lichtfreunden" den Beweis, daß das Licht des Evangeliums ein Freudenlicht ist, welches frohe Leute macht, und liefert eine Illustration zu dem wahren Sinne des Wortes: „in seinem Gott vergnügt sein"; zugleich aber widerlegt die zahlreiche Beteiligung an denselben das Triumfgeschrei der Demokraten und das Seufzen ängstlicher Conservativer, als wären nur zu negativen Bestrebungen oder zu wüster wilder Freude „Volksmassen" zusammenzubringen. Besonders eignen sich die Missionsfeste dazu, und es ist ja an vielen Orten Sitte geworden, der kirchlichen Feier eine Nachfeier im Freien folgen zu lassen, welche dann Gelegenheit bietet, in freierer, anschaulicher Form von der Mission zu erzählen, als es die Würde des Gotteshauses und die Kanzel erlaubt; da kann man auch den Kindern gerecht werden, die ja auch von dem Feste etwas haben wollen und bei der kirchlichen Feier doch meist zu kurz kommen. Einsender, der ein Freund der Kinder ist, hatte schon längst auf Mittel gesonnen, dem Magdeburger Missionsfeste eine volkstümlichere Form zu geben oder neben dem kirchlichen Feste noch

ein besonderes in freierer Weise zu feiern, worin er von dem verehrten Präses des Comite's, Conf.-Direktor Nöldechen aufs eifrigste bestärkt wurde; und nach einer Besprechung mit gleichgesinten Freunden lud Superintendent Dr. Arndt aus Walternienburg (jezt in Wernigerode) bei der Nachfeier des Magdeburger Missionsfestes 1860 für den nächsten Sommer zu einem Volksmissionsfeste ein, das in seiner Diöcese auf der Elbinsel der Stadt Schönebek gegenüber im Walde gefeiert werden solte. Seine Ansprache war so warm, seine Einladung so herzlich gewesen, daß am 10. Juli 1861 sich über 2000 Teilnehmer aus einer Menge von Städten und Dörfern der näheren und weiteren Umgegend zum Feste einfanden; im folgenden Jahre war die Zahl noch gewachsen, und in diesem Jahre (1863) waren über 4000 Menschen dort versammelt. Eine kurze Beschreibung dieses Festes wird Manchem nicht unerwünscht sein, man wird unsre Freude teilen und uns ferneren Segen für dasselbe wünschen.

Zunächst einige Worte über den Ort des Festes. Jene Elbinsel ist ein Stück alten Missionslandes, sehr bedeutungsvoll in der Bekehrungsgeschichte der Wenden nördlich von der Elbe. Nach den Anfängen der Missionsarbeit im 10ten Jahrhundert unter Otto d. Gr., welcher das Erzstift gegründet, wurde dieselbe im 12ten Jahrh. durch die Prämonstratenser, die durch den heil. Norbert, Erzbischof von Magdeburg, hierher verpflanzt waren, mit Erfolg fortgesezt. Ein Festungsdreieck, durch die 3 Prämonstratenser Klöster U. L. Frauen in Magdeburg, Leitzkau jenseit der Elbe und Gottesgnaden bei Calbe a. d. Saale gebildet, war die Operationsbasis, von welcher aus die Sendboten nach Norden vordrangen; gerade in der Mitte liegt die genante Elbinsel einige Meilen im Umfang. Wie oft mögen in den dichten Wäldern die „weißen Brüder" sich zu gemeinsamer Besprechung zusammengefunden und sich im Gebet zu neuer Arbeit gestärkt haben! Noch kann man von dieser Insel aus den alten Turm von Leitzkau, so wie St. Marien in Magdeburg sehen, von dem stattlichen Bau von Gottesgnaden ist nichts mehr übrig außer einem kleinen Kirchlein, ante portam; der Urwald auf der Insel ist gelichtet, aber noch immer sind stattliche Wälder übrig, die schönsten in der Umgegend, dazwischen eine Anzahl Dörfer mit Wiesen und Kornfeldern. Welch ein geigneter Platz für ein Volksmissionsfest! — Dahin zogen wir denn auch in diesem Jahre am Mittwoch nach dem I. p. Trin. (der ein für allemal als Tag des Festes bestimmt ist). Gegen 12 Uhr fuhr Fähre auf Fähre und Kahn auf Kahn von Schönebek nach der Insel die Festgäste hinüber, welche aus Städten und Dörfern des linken Elbufers sich dort zusammengefunden hatten. Missionsfreunde singen gern, und kaum waren wir vom Ufer abgestoßen, so klangen über das Wasser hin geistliche Volkslieder unter Posaunenbegleitung der Walternienburger Freunde, welche diesmal ihre Instrumente mit Rosen und Kränzen geschmükt hatten. Drüben gings dann in unabsehbarem Zuge auf dem schönen Nachtigallensteige durch den Wald, die Missionsfahne voran — „vexilla regis prodeunt", unter fri-

schem Liederklang*) dem Festplatze zu dicht bei dem Dorfe Elbenau. Ein weiter Kreis nahm uns auf, mit zahlreichen Bänken besezt, von mächtigen Eichen umgeben, die ihre grünen Zweige wie zu einem Domgewölbe gegeneinander neigen; zu beiden Seiten einer mit weißem Zeug und Blumen geschmückten Kanzel waren die Missionsfahnen aufgestellt, hinter ihr ein hohes mit Laub und Blumen umwundenes Kreuz, Guirlanden hingen von Baum zu Baum; außer den Blumen waren auch noch rothe Schleifen in großer Menge angebracht mit der Inschrift: „Mit Gott! 3. Missionsfest zu Elbenau, den 10. Juni 1863." — Immer neue Scharen auch von dem rechten Elbufer und aus den Dörfern der Insel kamen von allen Seiten an und hielten meist singend ihren Einzug. Nach 1 Uhr begann die Feier mit dem Gesang des Liedes: „Allein Gott in der Höh sei Ehr ꝛc." und dem Eröfnungsgebet des Superint.-Vicars Pastor Gueinzius; darauf hielt Pastor Müller aus Wörmlitz eine frische und eindringliche Predigt über Ephes. 3, 5—8, und nach ihm Pastor Winter aus Schönebek einen geschichtlichen Vortrag über die alte Mission, welche in unserer Elbgegend vor Zeiten getrieben ist; und es erregte das größte Interesse, viele unserer Dörfer als Missionsstationen aus grauer Vorzeit nennen zu hören. Nach diesem Vortrage wurde in feierlichem Umzuge unter dem Gesange des Liedes: „In die Ferne möcht ich ziehen" die Collekte für die Mission gesammelt, welche dies mal über 160 Thaler betrug. Darauf trat eine halbstündige Pause zur leiblichen Erquickung ein, und dann folgte der zweite Teil des Festes, der sich in freierer Weise bewegte, indem kürzere Vorträge mit dem Gesange geistlicher Volkslieder abwechselten. Cons.-Rath Dr. Arndt aus Wernigerode eröfnete denselben mit einer volkstümlichen, sehr lebendigen Ansprache über das Wort des Herrn: „Gebet, so wird euch gegeben", in welcher er darauf hinwies, das mit allem Geben im Reich Gottes zugleich ein Empfangen verbunden sei, auch wir empfingen hier ein reiches Maß von echter geistlicher Freude und Glaubensgemeinschaft; dieser Glaubensgemeinschaft einen Ausdruck zu geben forderte er die Festversammlung auf, mit ihm das apostolische Glaubensbekentnis zu bekennen. Alles erhob sich und entblößte das Haupt, und laut und vernehmlich erklangen die bekannten Worte des gemeinsamen Bekentnisses der „una sancta" aus dem Munde der Tausende durch den Wald hin; — dies war der Höhepunkt des Festes. — Ihm folgte Pastor Hennig aus Gnadau, der selbst eine Zeit lang als Missionar auf Jamaica gestanden, und führte einige anschauliche Bilder aus der

*) Wir haben auf 8 Octavseiten eine Anzahl geistlicher Lieder teils kirchlicher, teils volkstümlicher Art abdrucken lassen, welche auch bei kirchlichen Missionsfesten gebraucht werden können.

Missionsarbeit vor. Nach ihm trat der bekante Pastor Heldring aus Holland auf, der in der Nähe zum Besuch war, und mit einem Gruß von den fernen Brüdern verband er die Erzählung einer interessanten Begegnung, welche er einst mit dem alten Goßner in einer Missionsangelegenheit gehabt habe. Die Schlußansprache hielt Pastor Freyer aus Randau und sprach dann den Segen über die Versamlung, worauf „Nun danket Alle Gott" gesungen wurde.*) Mit dem Liede: „Laßt mich gehn" machte man sich gegen 7 Uhr auf den Heimweg, und der Klang von immer neuen Liedern bezeugte, daß man des Feierns und Singens noch nicht müde geworden war. Auch auf der Elbe erschallten noch Lieder unter Posaunenklang; als die lezte schwer beladene Fähre sich dem Ufer näherte, sangen die Hunderte, welche darauf waren: „O daß ich tausend Zungen hätte", und als der lezte Ton in den stillen Abend über den Wassern verklungen, stieß sie ans Land. — In Schönebek trenten wir uns, um auf der Eisenbahn oder anderweit in die Heimat zurückzukehren. Ueber 3000 Menschen waren nach Angabe der Fährleute übergesezt und aus den Dörfern der Insel und den Ortschaften jenseits waren sicher weit über 1000 gekommen, so daß über 4000 an dem Feste teilgenommen hatten. Mehr als 20 Ortschaften von beiden Ufern der Elbe, Städte und Dörfer (darunter Magdeburg, Salze, Schönebek, Frohse, Gnadau, Calbe, Bernburg, Barby, Möckern, Gommern u. a.) hatten Gäste geliefert.

Möge das Fest, das bis jezt von Jahr zu Jahr gewachsen ist, auch in Zukunft Segen bringen als ein geistlicher Einigungspunkt für die ganze Gegend und auch an andern Orten Nachfolge finden. Es sei uns eine Bürgschaft dafür, daß der Herr noch ein Volk im Lande hat, und eine Ermunterung, denen nicht zu weichen, „die da sagen: Unsre Zunge soll überhand haben, uns gebühret zu reden; wer ist unser Herr?" (Ps. 12, 5.) Das walte Gott!

Magdeburg, im Juli 1863. G. W.

*) Es hat sich als eine für diese Feste angemessene Form herausgestelt, daß die Feier in 2 Hauptteile zerfält, deren erster mehr die kirchliche, deren zweiter mehr die volkstümliche Seite hervortreten läßt. Daß auf so altem historischen Missionsboden auch von der alten Mission die Rede ist, ist wol natürlich; überdies könnte eine genauere Kentnis derselben auch für unsere jetzigen Missionsunternehmungen manchen heilsamen Fingerzeig geben.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 5. September. № 71.

Evangelisches Ave Maria.

Ein Beitrag zur Lehre von der selig zu preisenden Jungfrau. Von W. O. Dietlein. Halle, Verlag von Julius Fricke. 1863. 180 S.

Erster Artikel.

Einer gestorbenen Mutter nicht zu gedenken, ist überall das Zeichen eines unfrommen Sinnes. Maria, die Mutter des Herrn, ist unser aller Mutter.

Als wir diese ersten Worte der Vorrede lasen, kam uns unwillkürlich eine Parallele dazu in den Sinn, welche gleiches Recht beanspruchen dürfte:

Eines gestorbenen Pflegevaters nicht zu gedenken, ist überall das Zeichen eines unfrommen Sinnes. Josef, der Pflegevater des Herrn, ist unser aller Pflegevater! Maria spricht selbst zu ihrem Sohne: siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. Jesu Vater, wie sie ihn nent, und den sie ihrer eigenen Person voranstelt, muß gewiß nicht weniger unser aller Vater heißen, als Maria unsere Mutter. Josef hat zwar Jesum nicht gezeugt, aber Maria hat auch uns nicht geboren. Jesus schämt sich zwar nicht, unser Bruder zu heißen, aber man könte sagen, wenn man es nur recht verstehen will: er schämt sich Marias Sohn zu heißen; er fragt ausdrücklich: wer ist meine Mutter? nicht die mich getragen und gesäugt hat, sondern alle die Gottes Wort hören und bewahren, und eben diese sind auch meine Brüder. Wo bleibt da Marias Mutterschaft zu uns und unsere Kindschaft zu ihr?

Maria ist unser aller Mutter, weil sie die Mutter des Herrn ist, dieser von vorn herein falsche Gedanke steht jedenfals nicht umsonst an der Spitze des ganzen Werkchens. Es ist der Gedanke, nach welchem der Verf. sich hernach Bibel und Geschichte zurechtmacht. Es ist die blaue Brille — man verzeihe dieses Gleichnis —, welche ihm eine gewisse Krankheit seines theologischen oder religiösen Sinnes aufgenöthigt hat, und durch welche er nun nicht umhin kann, alles zu betrachten. Natürlich fügt sich dann alles in diese Färbung aufs beste, es ist alles himmelblau — nur daß er es nicht vermögen wird, auch andere Augen zu seiner Anschauung zu nöthigen, die klar und nüchtern und gewaschen in reinem Wasser gesunder Lehre die Dinge betrachten. —

Wir folgen dem Verf. zunächst in die Schrift.

Zuerst Luc. 1, 26—56. Hier wird das Wort in dem Gruß des Engels: κεχαριτωμένη, sofort nicht auf eine Gnade bezogen, sondern auf die Gnade schlechthin, und dies wird wieder nicht erklärt durch Empfängerin, sondern Inhaberin der Gnade, und folglich wird gesagt, muß Maria allerdings zu der Sünde schlechthin in einem besondern Verhältnis gestanden haben. Gebenedeite oder gesegnete heißt sie mithin in dem Sinne, daß alle übrigen Gesegneten in des Vaters Reich dieses nur darum sind, weil sie es in einzigartigem Sinne ist; und sie ist es in einzigartigem Sinne gerade so, wie Eva umgekehrt die Verfluchte ist. „Und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes" heißt daher: „und darum", das heißt: weil du gebeneit bist, so ist es auch deine Frucht; denn im Reiche Gottes pflegt das, was Ursache ist, zugleich Folge zu sein, und umgekehrt; sonst wären ja Vorherbestimmung und Freiheit gar nicht neben einander zu denken! So verdanken wir, in gewissem Sinne, der h. Maria alles, was wir sind und haben, Himmel und Erde, ja Gott selber, obgleich wir allerdings ebenso gut und zunächst die h. Maria dem Himmel und der Erde und dem lieben Gott verdanken. Die großen Dinge, die Gott an der Maria gethan, die hat Er alle auch der Maria gethan nämlich sämtliche Wunder der Gnade, die geschehen sind und noch geschehen werden, seitdem das Wort Fleisch geworden. (Warum nicht auch, die geschehen sind von Anfang an? denn alle Gnadenwunder von der Schöpfung an zielen doch auf die Menschwerdung Christi.) Der Thron der Magd glänzt in unvergleichlicher Herlichkeit über allen Mächtigen, die vom Stuhl gestoßen sind, und über allen Thronen, auf welchen die Niedrigen erhöht werden. In dieser Art sollen sie alle Geschlechter selig preisen.

Luc. 2, 41—52. Maria ist den Weg von der Gnade zur Herlichkeit gegangen, nicht ohne die schwersten Kämpfe, aber stets so, daß neben der Versuchlichkeit die stets rein bewahrte Empfänglichkeit für das Heil hergeht. Darum sind die Worte ihres Sohnes an sie kein Tadel, nur daß er die Fülle stets hat, sie die Fülle stets sucht, weil sie stets Empfänglichkeit ist. Sie hat das Erbe Adams überkommen wie jedes Menschenkind, aber sie tritt die Erbschaft nicht an, sondern stößt sie stetig von sich zurück: sie thut die Sünde nie, sondern bekämpft sie jeden Augenblick. So ist sie die Führerin aller Men-

schenfelen zu dem gemeinsamen Heile, die Mutter aller Gotteskinder, die sie ihm zubringt (!).

Joh. 2, 1—11. Maria hat die Antwort ihres Sohnes auf ihre Fürbitte durchaus als eine Erhörung verstanden. Ihre Fürbitte selbst war nicht nur ihr Recht, sondern ihre Pflicht, für Jesum aber eine Macht, die über ihn kam, welcher sich Zeit und Stunde beugen mußten. So ist seine Antwort im Zusammenhange mit seiner That zu deuten.

Marc. 3, 31—35. Maria durfte ihr Mutterrecht nicht wie einen Raub festhalten, sondern sie mußte es daran geben, um es herlicher und für ewig zurückzuerobern. Sie zu dieser Selbstverleugnung zu vollenden, nur dazu hat Jesus die Worte gesprochen. Er hat seine Mutter verlassen, aber nur so wie am Kreuze sein Vater ihn verließ; deshalb stand sie auch unterm Kreuze als des Vaters Botin an ihn (!). Von Aufdringlichkeit Maria's in dieser Geschichte keine Spur, ebenso wenig von Unglauben, höchstens ein stetiger Sieg über die Versuchungen zum Zweifel.

1 Mos. 3, 15. Ehe der Weibessame den Schlangensamen besiegen kann, muß das Weib selbst die Schlange selbst bekriegen. Die Schlange ist die Versuchung, die böse Lust, also die Sünde als Möglichkeit. Ihr steht Maria gegenüber in vollkommenster Feindschaft, in stahlblanker Rüstung als unnahbare Heldin, und zwar muß sie als solche schon geboren, nicht erst durch die Empfängnis des Schlangentreters geworden sein. Sie zertritt der Schlange den Kopf durch den Sohn (die Lesart hi statt hu ist also dem Sinne nach ganz richtig); in ihr ist nämlich das vollendetste Ineinander von Hingabe an den Erlöser und Selbstthätigkeit; sie ist die den Sieger empfangende und somit selbst siegreiche Menschheit.

Jes. 7, 1 ff. Das Geheimnis ist groß, wie in Christo Gottheit und Menschheit bei einander sind; aber noch größer und tiefer (!) ist das Geheimnis, wie in der Mutter Gottes die Zugehörigkeit zu dem verlorenen menschlichen Geschlechte und die reine Empfänglichkeit, durch welche sie Mutter Gottes werden konte, bei einander sind. Hier ist der schlagende Herzpunkt im Wunder der Erlösung, hier der Knoten, in welchen alle Geheimnisse der Weltgeschichte sich zusammenknüpfen; hier ist das Räthsel geknüpft und gelöst, wie Gottes Thun und der Menschen Thun, ewige Bestimmung und freie Entscheidung des Menschen, untrennbar zusammen wirken — und zusammen wirken müssen, soll anders die Gnade an dem Menschen so wirken, daß er auch sich dieselbe zurechnen, im Uebergehen aus der Sünde in die Gnade dasselbe Ich bleiben kann. Diese unerläßliche Vorbedingung erkent Jesaias.

Apoc. 12, 1. 2. Maria erscheint, schon ehe sie Mutter ist, als ein Weib umkleidet mit der Sonne und den Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupte eine Krone von zwölf Sternen. Denn Maria selbst ist es, welche Johannes als das große Zeichen am Himmel erblikt, nicht etwa die jüdische Gemeinde oder die Menschheit; diese sind es nur in und mit Maria. Die zween Zeugen, deren Leichname auf den Straßen der großen Stadt liegen, die aber selbst gen Himmel gefahren sind (Cap. 11), sind Petrus und Paulus: sie waren in der großen ersten Verfolgung der Christen durch den Tod ins Leben gedrungen. Desgleichen auch höchst wahrscheinlich Maria; alle die Selen, welche unter dem Altare des Märtyrertums hervor (C. 6, 9) in die himlische Seligkeit, Palmen tragend, mit weißen Kleidern geschmükt, einziehen durften (7, 9), haben sie geleitet oder bewillkomt. Maria ist so aber auch das Sinnbild der ganzen Kirche; sie ist die Kirche in Person; sie ist die fort und fort den Sohn empfangende und gebärende Menschheit. Sie ist das Zeichen des Menschensohnes am Himmel (Matth. 24, 30), ebenso wie die christliche Kirche, die nach dem Fall Jerusalems und des Tempels aufgeht, dieses Zeichen ist.

Apc. 12, 3—17. Maria's Kind wird entrückt zu Gott und zu seinem Stuhl — bedeutet Jesu Geschichte von der Geburt bis zur Himmelfahrt. Von da an wird die Rettung der ganzen Brüderschar Hauptsache und Inhalt der ferneren Geschichte. Zunächst war dadurch das Klagerecht des Teufels, welches er vor Gottes Thron wider die Menschheit hatte, zerrissen; der Teufel raft sich nun um so mächtiger auf Erden zusammen, um die Anklage, die nun nicht mehr von vorn herein gilt, doch wiederum dadurch festzustellen, daß Jesu Brüder unter den Versuchungen, welche sich jezt mächtiger als je erheben, doch noch unterliegen. Die ganze Brüderschaft ist aber beschlossen in Maria, als ihr Same. Das Weib entflieht in die Wüste — Maria entflieht von Jerusalem in die Heidenwelt. Hier lebt sie nun die 1260 Tage hindurch, d. h. die ganze Zeit bis zum jüngsten Gericht. Maria lebt mit der Kirche, in der Kirche, auch nach ihrem Austritt aus dem zeitlichen Leben, sie waltet, sorgt, fürbittet seitdem nur um so mehr (und zwar als das einzige von dem Rachen der Schlange unerreichte, von den Pforten der Hölle unerschütterte Heiligtum). Das bedeuten auch die Worte, welche Johannes einst vom Kreuze herab gehört: Weib siehe, das ist dein Sohn, siehe, das ist deine Mutter! Wie Jesus mit dem andern Worte: Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht was sie thun! für uns alle fürgebeten hat, so hat er auch mit jenem Worte uns alle der Maria als unserer Mutter überwiesen, und legt uns allen gegen sie die gleiche Kindespflicht auf. Darum erinnert auch St. Paulus dort, wo er des oberen Jerusalems, als der Freien, die unser aller Mutter ist, gedenkt (Gal. 4) — die Christen zuvor daran, daß Christus vom Weibe geboren ist (!). Babylon und Jerusalem sind zwar nur gedachte Persönlichkeiten, der Drache aber und das Weib sind wirkliche: der Teufel und Maria. Und so ist die ganze Offenbarung Johannis ein großes Ave für Maria. —

Dies ist die Exegese des Verfassers. Wir fürchten nicht daß wir sie im wesentlichen misverstanden oder unrichtig wiedergegeben haben, wenngleich die Natur der Sache es mit sich bringt, daß in einem solchen kurzen Auszug, wie ihn diese

Blätter allein gestatten, sich manches unvermittelter und schroffer darstelt.

Es kann nun nicht die Aufgabe dieser Anzeige sein, dieser Exegese widerlegend ins einzelne nachzugehn. Jeden unbefangenen Leser wird ein Erstaunen befallen haben, wie doch die Stellen der h. Schrift zum Teil einen schier entgegengesezten Sinn enthalten sollen, als ihm bisher daraus entgegenleuchtete. Wir haben etwa gemeint, das Wort des zwölfjährigen Jesusknaben: „wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?“ sei schneidend, ja scheidend wie ein Schwert zwischen ihm und seiner Mutter so gut, wie zwischen ihm und seinem Vater, niedergefallen. Wir haben das Wort bei seinem ersten Auftreten zu Kana: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“ etwa so verstanden: Weib, du meinest was menschlich, ich meine was göttlich ist; du bist von unten her, ich bin von oben her; meine Gedanken sind nicht deine Gedanken, und deine Wege sind nicht meine Wege; und wenn wir, ähnlich dem Verfasser, Allegorie und Mystik mit hineinbringen wollen, haben wir etwa sagen können: Marias Wesen sei das Wasser, Jesu Wesen sei der Wein, jenes das natürlich-menschliche, dieses das übernatürlich-geistliche; so habe der Herr in diesem seinem ersten Wunder, wie dort in seinem ersten Worte, also fort ein Zeichen auch dafür aufgestellt, daß alles blos Marianische in das Christische, also das Katholische in das Evangelische verklärt werden müsse! Wird der Verf. ein Recht haben, uns solche Auslegung zu verbieten, da sie eine solche ist, die ihn mit seiner eigenen Waffe schlägt? — Ebenso, wenn wir Jesu Wort am Kreuze: „Weib, siehe das ist dein Sohn“, so deuten: ich bin hinfort dein Sohn nicht mehr, du bist hinfort meine Mutter nicht mehr, du bist nur noch wie die übrigen Töchter Jerusalems! und wenn wir hier das Wort des Apostels Paulus heranziehen: „geboren vom Weibe und unter das Gesetz gethan“, und demnach sagen: beides ist unzertrennlich verbunden, und also, wie der Herr am Kreuze dem Gesetze stirbt, daß es hinfort keinen Teil mehr an ihm hat, so stirbt er auch dem Weibe, seiner Mutter, daß sie hinfort aus dem Mittel gethan ist! Daher müssen wir es auch tief bedeutsam finden, daß der Auferstandene seiner Mutter nicht erschienen ist (nur menschliche Tradition nach ihrer rein natürlichen aber eben daher ungöttlichen Empfindung hat solches erdichtet); desgleichen, daß von ihrer ganzen späteren Geschichte nichts in der Schrift enthalten ist außer der kurzen Erwähnung Apgsch. 1, 14. und daß insonderheit St. Paulus nicht eine Silbe davon verlauten läßt, daß er jemals in Jerusalem die Maria aufgesucht habe, obgleich er solches doch von Jakobus, Kephas und Johannes, den Säulen der Gemeinde, erzählt. Der Verf. sagt zwar wiederholt: es ist nicht alles geschrieben, was gedacht, gethan, erlebt worden. Ganz wol; da aber auch nicht geschrieben ist, daß Maria gestorben wie andere Menschen, warum glaubt der Verf. nicht auch dies, daß Maria lebendigen Leibes gen Himmel gefahren?

Exegese gegen Exegese, und wir werden dreist behaupten dürfen: die unsrige ist einfacher, dem nächsten Sinn der Worte entsprechender, in den zarten Grenzen verharrend, die die Schrift selber stekt, und also keuscher. Der Verf. stelt offenbar den mystischen Sinn über den Wortsinn, sezt die Tradition neben die Schrift, nimt eine philosophisch-theologische Anschauung (von Vorherbestimmung und Freiheit) als Regel der Auslegung, erklärt die hellen Stellen durch die dunkeln (wie müssen sich bei ihm die Evangelien nach der Offenbarung St. Johannis richten!). Wenn man solche Auslegung gestattet, die doch nur Einlegung ist: wie will man sich der gröbsten Irrtümer erwehren? Die römische Auslegung von dem Schiffe Petri als der päpstlichen Kirche, welche allein Selen für das Himmelreich fangen könne (Luc. 6); die irvingianische von den Aposteln als den Schnittern die der Herr sende vor der Ernte (Matth. 13, 30 vergl. mit Joh. 4, 38); und eine Menge allegorischer Ausdeutungen des Alten Testaments, wie wir sie bei den Alten finden — haben dann denselben Anspruch gehört zu werden, und sich für evangelisch auszugeben.

Evangelisch ist des Verfassers Auslegung in Betreff der h. Maria in der That nur so, wie auch die katholische Auslegung evangelisch ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Büchlein von den katholischen Stimmen mit Freuden willkommen geheißen werden wird. Ein Büchlein so voll Geist, andächtiger Tiefe, Combination, philosophischer Bildung, und dazu mit dem Scheine, ächt evangelisch allein auf der Schrift zu fußen und Schrift durch Schrift auszulegen — und nun mit diesen Resultaten, die in mehr als einer Beziehung noch die katholischen Anschauungen übertreffen dürften, wenngleich sie in anderer Hinsicht die praktischen Consequenzen nicht ziehen, die aber nothwendig aus jenen Anschauungen folgen und der katholischen Kirche längst in Fleisch und Blut übergegangen sind — eine solche Schrift wird drüben genau so viel Jubel und Hofnung erwecken, als sie hüben zur Betrübnis, ja zum Aergernis Anlaß gibt.

Wir müssen nun zunächst dem Verf. noch in den zweiten Teil seines Werkes folgen, in den historischen.

Ignatius von Antiochien, Schüler des St. Johannes, richtet sich in seinen Briefen gegen die gnostische Irrlehre seiner Zeit, welche dem Menschen und sogar Gott selbst alle Freiheit abspricht. Und was sezt er ihr entgegen? Marias Jungfräulichkeit; denn dies ist seit Adams Fall die erste freie Selbstentscheidung eines Menschenkindes; ihre Mutterschaft ist erst die zweite, ihres Sohnes Gehorsam bis zum Tode erst die dritte freie That. Maria ist die Freie vom Anfang ihres Daseins an, Ueberwinderin der Sünde (allerdings nur durch Christum), und dies ist das erste aller Geheimnisse christlichen Glaubens. So sagt Ignatius — und Briefe, in denen solches steht, sind natürlich für ächt zu halten. Unbestritten ächt aber aus der Zeit der apostolischen Väter ist der

Brief an den Diognet, und dieser enthält den Gegensatz: Eva wird verführt — die Jungfrau wird geglaubt. Sie wird geglaubt als das Gegenbild des Pontius Pilatus, neben dem sie im apostolischen Glaubensbekentnis steht. Das Bild der Knechtschaft, die sich frei dünkt, sie die demütige Magd, welche in freier Selbstentscheidung alle Ketten bricht. Sie wird geglaubt als das Gegenbild der Eva, als die Besiegerin der Schlange gegenüber der von der Schlange Besiegten — und daher ist es eine zu preisende höhere Fügung, daß die lateinische Bibelübersetzung dem Abendlande die Lesart zur Auswahl bot: sie (statt er) wird der Schlange den Kopf zertreten (!).

Schon Hermas und später Hippolytus haben allerdings unter dem Weibe in der Offenbarung nicht mehr die Maria, sondern die Kirche verstanden. Aber das komt daher, daß man damals von einem tausendjährigen Reiche als einem noch zukünftigen zu träumen anfing, und demgemäß je länger je mehr die Auslegung der Offenbarung gründlich verfahren ward. Man vergaß, daß die erste Auferstehung nichts anderes ist, als die Selen-Auferstehung, der Eingang der vollendeten Heiligen in das Reich der Herlichkeit, wo sie, die Mutter Gottes an der Spitze, mit Christo regieren.

Aber auch nachdem man den Blick von den Träumen des tausendjährigen Reiches nach der vorhandenen Gemeinschaft der Heiligen zurückgewendet hatte, trat die Maria in der Anschauung der Kirchenlehrer wesentlich zurück (und das ist freilich übel für die Anschauung des Verf. und der kathol. Kirche). Recht geflissentlich hob man das ganz gleiche Verhältnis hervor, welches Maria mit allen Menschen gemein habe. Es war aber mehr nur eine Angewöhnung (?!). So Origenes, Chrysostomus, Augustinus, teilweise schon Irenaeus und Tertullian, scheinbar auch Ambrosius. Lezterer betet im Namen der Kirche: Zeuge mich nicht aus Sara, sondern aus Maria, daß es eine durch Gnade ganz fleckenlose Jungfrau sei. Dies ist kein bloßes Spiel mit Bildern (wie allerdings ähnlich St. Paulus Gal. 4 mit den Bildern von Hagar und Sara spielt!); folglich ist zu schließen, was Maria, die Mutter der reinen Jungfrau Kirche, in den Augen des Ambrosius ist.

Nun traten aber die Lehrstreitigkeiten dazu: ob Maria Mutter Gottes oder nur Mutter Christi heißen dürfe; und andererseits die über menschliche Freiheit im Verhältnis zur Gnade. Diese nöthigten den Ambrosius und seinen Schüler Augustinus immer bestimter zu höheren Anschauungen über Maria. Jener nent sie den Tempel Gottes — also doch wol heilig und rein? (aber sind wir nicht ebenfals der Tempel Gottes nach der Lehre der Schrift?) — die Thür gegen Morgen am Tempel Hesekiels (woraus er aber die nach der Geburt Jesu der Maria gebliebene leibliche Unversehrtheit folgert, die indeß dem Verf. nicht gefält) — die leichte Wolke beim Jesaias, in welcher Jesus komme (soll bedeuten: sündig wegen der Erbschaft von Eva und doch schon erlöst ehe sie den Erlöser empfing). Dieser sagt: de sancta virgine Maria propter honorem Domini nullam prorsus, quum de peccatis agitur, haberi volo quaestionem; unde enim scimus, quid ei plus gratiae collatum fuerit ad vincendum omni ex parte peccatum, quae concipere ac parere meruit, quem constat nullum habuisse peccatum? Also gibt es, trotz der alles allein thuenden Gnade, doch noch Verdienst und Lohn; und zwar bei Maria nicht blos ein Verdienst nach erlangter Gnade, sondern ein Verdienst als unerläßliche Bedingung des Kommens der Gnade; ja sogar ein Verdienen nicht blos durch Sehnsucht, nicht einmal nur durch Kampf, sondern durch stetiges allseitiges Siegen, also durch ein Siegen nicht blos über die Thatsünde, sondern auch über die Erbsünde.

Dieses führt auf die Lehre von der Gnade und von der Freiheit überhaupt und von dem Verhältnis beider zu einander, und hier ist Dante ein vortrefflicher Lehrer. Nach ihm findet einerseits entschiedene Prädestination Statt; alles was Wille heißt, ist nur bewirkt durch hervorgehende Ursachen; jedes geschaffene Wollen tritt von vorn herein als ein eigentümlich bestimtes auf. Aber dennoch ist der Wille nicht unfrei; das eigentümlich bestimmte Wollen will ja das, was zu wollen seine Eigentümlichkeit ist. Wie also einerseits alles Gnade ist, so muß nichts destoweniger verdient werden. Gnade und Verdienst sind die beiden gleich unerschütterlichen Seiten der einen Wahrheit, auf welcher alle Sittlichkeit beruht. Die Gnade macht verdienstfähig; aber wiederum auch ist die Gnade anzunehmen verdienstlich, ja auch die zuvorkommende Gnade will verdient sein. Und so ist es bei der Jungfrau Maria in eminenter Weise. In ihr sind überhaupt die schroffsten Gegensätze, die dem Verstande Widersprüche dünken, thatsächlich und deshalb unwidersprechlich vereinbart. Jungfrau — Mutter; Mutter ihres Sohnes — desselben Sohnes Tochter; die niedrigste — die höchste aller Creaturen. Und so nun auch: durch den ewigen Rathschluß ist sie was sie ist — durch sie ist der ewige Rathschluß erst was er ist, ist durch sie erst möglich geworden; in ihr erscheint die Freiheit vor der Gnade, als Bedingung der Gnade; und doch ohne daß dadurch der ewige Rathschluß sich in Zufall, und die göttliche Freigibigkeit sich in ein Zahlen verdienten Lohnes verwandelte. Die Frage: wie denn ein Gnadenstand Maria's schon der in Christo erschienenen Gnade als Bedingung vorausgehen konte, ohne Maria als der Gnade in Christo unbedürftig hinzustellen? — ist gar nicht erst der Mühe wert (!). Der Widerspruch: Geschöpf zu sein, selbst um die Gnade beten zu müssen, und doch die zu sein, ohne welche Niemand Gnade von Gott erlangt — ist darnach erst recht nur ein Kinderspiel. Denn wenn sie durch die That ihrer Freiheit zuerst alle Gnade erst möglich gemacht hat, so muß sie nachfolgend auch für die Aneignung der Gnade alles

vermögen. — Dies ist wahrhaft evangelischer Protestantismus; deshalb Dante einer der Vorläufer der Reformatoren.

Wir fragen nur: was ist dann Artikel II. der Augsburgischen Confession? etwa wahrhaft unevangelischer Katholicismus? —

Ein bekanter Gegner der unbefleckten Empfängnis Maria's ist der h. Bernhard, selbst nach dem Eingeständnis der Katholiken — nur nicht nach dem Eingeständnis des Verf. Nach ihm will der h. Bernhard keineswegs leugnen, daß Maria bereits im ersten Augenblick ihres Daseins im Mutterleibe unbefleckt gewesen sei; denn er sage ja: sie sei eher heilig gewesen als geboren, ja es sei auch ein besonders reichlicher Segen der Heiligung auf sie herabgestiegen, der nicht nur ihre Geburt heiligte, sondern auch ihr Leben seitdem von jeder Sünde frei bewahrte. Sondern er will nur festhalten, daß Maria nicht ohne Uebernahme der Ursünde, nicht ohne das Bedürfnis, erlöst zu werden, empfangen sei. Beides aber, jene makellose Reinheit und diese Beteiligung an dem Verderben ihres Geschlechts, konte schon im ersten Augenblicke ihres Daseins zusammen sein, ja mußte es, wenn es überhaupt je zusammen sein solte. — Wie mühsam ist es doch, diese Meinung dem h. B. unterzuschieben, wo er so deutlich sagt: Si igitur (Maria) ante conceptum sui sanctificari minime potuit, quoniam non erat; sed nec in ipso quidem conceptu, propter peccatum quod inerat: restat ut post conceptum, in utero jam exsistens, sanctificationem accepisse credatur, quae excluso peccato sanctam fecerit nativitatem, non tamen et conceptionem!

Ein Lehrer, auf welchen gerade jezt die katholische Theologie so vielfach recurrirt, dessen Lehre über Maria's Empfängnis sie daher mit Betrübnis als einen dunkeln Flecken an diesem Licht bezeichnet, ist der h. Thomas von Aquino. Aber auch dieser soll nach unserm Verf. eigentlich nur lehren, oder wenigstens lieber lehren: nicht vor der Beselung ist Maria's Heiligung im Mutterleibe zu denken, sie kann aber nach der Beselung ohne Verlauf eines kleinsten Zeitteils geschehen sein, ja Empfängnis und Beselung können auch ganz zusammenfallen. Und doch muß der Verf. selber das Wort des Bonaventura anführen, mit welchem Thomas in Uebereinstimmung sei: cito post infusionem animae fuit facta infusio gratiae!

Der Gegensatz der Thomisten und Scotisten drehte sich um den Gegensatz von Gnade und Freiheit — und um denselben Gegensatz dreht sich die Reformation. Sie hätte den Beruf gehabt, die Spannung zu überwölben durch das gefundene Baugeheimnis der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Aber sie hat ihn gerade in Betreff Maria's verfehlt. Sie hätte lehren sollen: der Glaube ist nicht blos Bedingung für die Aneignung des Werkes Christi im einzelnen Menschen, sondern für dies Werk Christi selbst als Aneignung des ewigen Gnadenrathschlusses an die Menschheit; und die Gnade solches Glaubens ist es eben, die aus dem ewigen Gnadenrath und von dem zukünftigen Kreuze her auf Maria geflossen ist, und zwar schon am Anfange ihres noch bewußtlosen Daseins; wie ja, nach der Lehre der Reformation selbst, das Kind bei der Kindertaufe schon glauben kann und muß. (Dies ist nur in dem Sinne richtig, als nach der Lehre der Reformation durch die Taufe in dem Kinde der Glaube selbst erst gewirkt wird. Soll der Vergleich treffen, so kann also Marias Glaube mithin auch ihre dadurch bewirkte Heiligung oder Reinheit, erst durch die Empfängnis Christi in ihr gewirkt sein. Ist Maria aber schon bei ihrer eignen Empfängnis rein, d. h. im Stande der Gnade durch den Glauben, gewesen, so sind wol überhaupt die Kinder schon rein von ihrer Empfängnis an, und verdienen sich durch diese Reinheit die Taufe?)

Was nun die Reformation versäumt hat, das hat wirklich die katholische Kirche gethan: sie hat das Princip der Rechtfertigung allein durch den Glauben in Betreff Marias zur Geltung gebracht, obgleich sie es übrigens, wenigstens scheinbar, verleugnet (!). Dies wird nachzuweisen versucht zuerst an Bellarmin. Derselbe lehrt 1., Maria hat, wie alle Menschen, in Adam gesündigt, wenigstens begrifflich, wenn auch nicht thatsächlich; 2., Maria's Leib, bevor er beselt war, ist daher von Erbsünde beflekt gewesen; und so wäre auch 3., ihre Sele bei der Eingießung der Nothwendigkeit verfallen gewesen, sich die Sünde zuzuziehen, wenn nicht hier die eingreifende Gnade sie bewahrt hätte. Die conceptio activa ist also maculata, die passiva aber immaculata. Von dieser zwiefachen Empfängnis aber, von dieser Zusammensetzung eines Menschen = Ich aus Stücken, fühlt er sich selber unbefriedigt, und zieht es daher vor, einfach zu sagen: Maria ist vor jeglicher Berührung mit der Sünde bewahrt worden. Daher erklärt er das Wort des Augustinus: „der Jungfrau Maria ist Gnade erteilt zur allzeitigen Besiegung der Sünde", gegen Martin Chemnitz, dahin: ihr ist Gnade erteilt, gleich vom ersten Augenblick ihres Entstehens an die Erbsünde zu besiegen, d. h. gleich vom ersten Augenblick an den rechtfertigenden Glauben zu besitzen, als durch welchen sie in einem stetigen Nichtwollen der ererbten Sünde stehend zu

denken ist. Ihr sind (aus Gnaden durch den Glauben) die Sünden vergeben worden, in welche sie gefallen sein würde, wenn sie nicht von Gottes Gnade durch Christi Verdienst überholt worden wäre.

Eine bedeutende Tiefe nent man wol auch eine Untiefe und ein gewaltiges Wetter ein Unwetter. Wir müssen gestehen: obiger Sinn ist uns so tief und gewaltig, daß wir versucht sind ihn einfacher einen Unsinn zu nennen!

Bellarmins Meinung ist die Meinung der katholischen Kirche geworden, festgestelt durch die Constitution Ineffabilis Pius des Neunten; nur daß leztere statt jener hölzernen, an chemische Mischungen erinnernden Vorstellung eine wirklich sittliche Bezeichnung sittlicher Verhältnisse anwendet, indem sie sagt: virgo nunquam subjacuit peccato, d. h. (nach des Verf. Auslegung): durch die Gnade, welche sie glaubend schon im ersten unbewußten Augenblicke ihres Daseins ergreift, hat sie sich stetig die Sünde unterworfen, welcher sie nach ihrer natürlichen Entstehung unterworfen war. Eins bleibt auch hier nur noch übrig zu zeigen: wie nämlich die Bewahrung Maria's vor der Befleckung durch die ihr angeerbte Sünde eine wirkliche Erlösung aus der Sünde heißen dürfe. Dies grade hätte die Lehre der Reformatoren vermocht, insofern sie den bei den Katholiken sogenanten fomes peccati als wirkliche Sünde faßte, und statt des obigen Creatianismus (Neuschaffung der Sele und Eingießung derselben in die Leibesfrucht) den Generatianismus einführte (Fortpflanzung des gesamten felisch-leiblichen Menschen durch die Zeugung). Aber leider ist dieser Ansatz, wie so manches andere in der Reformation, wieder aufgegeben.

Aber wie stimt damit, daß die katholische Kirche von heute dem Generatianismus (z. B. in der Person Frohschammers) so ungünstig ist? Sollte sie nicht, im Gegensatz gegen den Verf., sehr wol wissen, daß gerade beim Generatianismus die Lehre von der unbefleckten Empfängnis der Maria eine totale Unmöglichkeit ist? — Wie stimt sogar die Neigung des Verf., die Lehre der katholischen Kirche möglichst günstig darzustellen und zu begründen, mit den Anschauungen der katholischen Kirche selbst? Diese Weise, Gegensätze die absolut unvereinbar sind, gerade deshalb erst recht vereinigen zu wollen (Gnade und Verdienst, Vorherbestimmung und Freiheit), hat selbst in der katholischen Kirche keine Stätte, sondern höchstens in der Hegelschen Philosophie, welche z. B. auch behauptet, das Wesen der Bewegung bestehe darin, daß ein Körper an einem Orte in demselben Augenblicke sich befinde und nicht befinde. —

Nachdem wir dem Verf. so auch auf das Gebiet der Geschichte gefolgt sind, und erkant haben, zu welchen ungereimten Resultaten er gelangt, weil er von einer so ungereimten Voraussetzung ausgeht; so wird nunmehr die Frage gerechtfertigt erscheinen: wie komt der Verf. dazu, ein solches Ave Maria in sich zu sagen und in die Christenheit ausgehen zu lassen?

Der Verf. hat sich in der Vorrede, so wie im Nachworte, selbst darüber ausgesprochen; und hier können wir auf's tiefste mit ihm fühlen und unsere Zustimmung nicht versagen. Nicht im evangelischen Glauben, aber allerdings im Protestantismus, liegt ein Verhältnis beständiger Flucht vor der Mutter Gottes, steter Angst davor ihr auch nur ein Wort des Grußes zu gönnen, während man jedem anderen Menschenkinde, welches uns in die ewige Heimat vorangegangen ist, ein ave pia anima nachrufen darf. In der (übrigens vielfach beachtenswerten) Protestantischen Polemik von Dr. Hase bleibt von der heiligen Maria, der Mutter Gottes, schier nichts weiter übrig, als das einfache, reine, gutmütige Mädchen aus dem Volke, welches später durch Poesie und freundlichen Glauben verklärt worden ist, und die mater dolorosa wird zu einer christlichen Niobe herabgesezt. Jeder Versuch, uns auch in dem Punkte der heiligen Maria nur erst wieder einmal auf den Boden unserer Bekentnisschriften zu stellen (Augsb. Conf. Art. XXI. Apol. Art. IX. Schmalkald. Art. II.), und neben ihrer Negation ebensowol auch ihre Affirmation hervorzuheben, wird von Seiten des sich selbst so nennenden Protestantismus mit einem Zetergeschrei begrüßt und in den Bann gethan, der ärger ist als des Papstes. Darüber empört sich billig jedes Christenherz.

Allein wie man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten darf, so soll man auch das Bad nicht mit dem Kinde in den Kauf nehmen. Um der Reinheit willen darf nicht die Lehre selbst verwaschen und zerrieben werden; aber es darf auch nicht um der Lehre willen ein fremder ungehöriger Stof daran gelassen oder wieder hineingebracht werden. Und fremd dem evangelischen schriftgemäßen Bekentnis ist in diesem Büchlein — um es noch einmal zusammenzustellen:

1. in formaler Hinsicht:
   a) die Auslegung der heil. Schrift nach gewissen Traditionen,
   b) die Auslegung der heil. Schrift nach einem Philosophem;
2. in materialer Hinsicht:
   a) die Verleugnung der Erbsünde, trotz ihrer scheinbaren Bejahung; wozu noch komt
   b) die Auflösung des Verhältnisses der streitenden zur triumfirenden Kirche in ein Verhältnis einzelner lebender Christen zu einer einzelnen todten Heiligen.

Das Buch ist, wie es da liegt, ein Zeichen der Zeit, nämlich ein neues Symptom der katholisirenden Strömung, welche hier und da durch unsere evangelische Atmosfäre zieht. Ueber diese, aus welchen Quellen sie entspringe, zu welchen Re-

sultaten sie führe, wie sie zu heilen, gedenkt sich ein zweiter Artikel auszusprechen. Derselbe wird sich dann möglicher Weise auch die wolthuende Arbeit nicht versagen, sich dabei auf ein anderes Büchlein zu stützen, welches von niemand anders verfaßt ist als unserem Verfasser selber — freilich neun Jahre weiter rückwärts. Wer das Büchlein „Ave Maria" von Dietlein gelesen hat, dem sei also als Gegenmittel in mancherlei Beziehung empfohlen:

Dietlein, Vorträge über Protestantismus und Katholicismus. Halle, Eduard Anton, 1854. 243 S.

Der Pastor in Amt und Haus.

(Schluß.)

Daß das Sakrament der heiligen Taufe und vor allem auch des heiligen Abendmals seine gebührende Stelle im Hauptgottesdienste mit bekomme, ist das Ziel, worauf jeder Pastor sein Augenmerk zu richten hat, und die dem entgegenstehenden Schwierigkeiten sind zu entfernen. Wichtiger aber als dieses alles ist, daß durch Wort und Zeugnis der Pastor selber beweist, wie Taufe und Nachtmal ihm ans Herz gewachsen sind und daß es die großen immer von neuem Grund legenden und erhaltenden Thaten Gottes sind, in denen sein eigenes Gewissen ruht und seine eigene Sele sich weidet zur Erbauung seiner Gemeinde. — Daß die Privatbeichte und Absolution uns abhanden gekommen, ist sicherlich einer der größten Schäden. Der Pastor hat mit seinen Confirmanden wieder anzufangen und durch Predigt und Unterricht dies Bedürfnis wieder in seinen Gemeindegliedern zu wecken, und ist es geweckt, treu zu pflegen, damit der Beichtvater nicht ein bloßer Klang sei, sondern derselbe seines väterlichen und priesterlichen Amtes unter seinen Kindern warte.

Dies führt zum eigentlichen Pastoren-Amte, dem Amte des Selsorgers im speciellen Sinne. Als ich vor kurzem in der Ev. K. Z. einen Aufsatz las, in welchem ein Pastor an den zulezt gestorbenen 20 Gemeindegliedern eine Selbstprüfung anstelt, wie er selsorgerisch zu ihnen gestanden in ihrem Leben, und wie viele ihn am Ende vor dem Richterstuhle Gottes verklagen müßten um seiner Vernachläßigung willen, und ich an die c. 250 jährlichen Todten-Nummern in unserm Kirchenbuch dachte, hätte ich wol auf der Stelle mein Amt verlassen und Pastor in Schildesche sein lassen mögen, wer da Lust hatte an meiner Statt. Gott sei uns armen Sündern gnädig! Hüten wir uns auf diesem Gebiete vor doppelter Gefahr. Die eine ist: Treiberei und Laufere, was im tiefsten Grunde oft weiter nichts ist, als geschäftiger Müßiggang; eine andere ist Quietismus, im Hause hinter seinen Büchern bleiben, die wahrlich nicht zu vernachläßigen sind, zu deren Studium Zeit übrig sein muß; aber das seine einzige Arbeit sein lassen und sich damit trösten: Deine Selsorge ist doch vergeblich; wer ein Bedürfnis hat, kann ja kommen; ich kann doch kein Bedürfnis erwecken. Dabei vergäße man den dreifachen Auftrag, den der Herr seinem Knechte bei der Einladung gegeben hat: 1. es den Geladenen zu sagen, daß alles bereit sei, 2. die Krüppel und Mühseligen zu führen, 3. aber auch die unter den Zäunen und an den Landstraßen hinein zu nöthigen. Und das geschieht in der speciellen Selsorge, welche zugleich in Ermangelung des Beichtstuhls die nöthigen Schlaglichter und Lebensbilder zur Predigt geben muß, damit wir die Gemeinden nehmen, und zu ihnen reden lernen wie sie sind, und nicht wie sie sein sollen. Welche Selsorge hat der Herr nicht an dem Judas geübt! Es ist noch nicht bei allen der kalte Brand eingetreten; oft sind es nur Vorurteile, ist's nur böser Argwohn, noch nicht böser Wille, wo der Herr noch Buße zum Leben schenken kann. Wird unser Friedensgruß nicht aufgenommen, dann schüttle man den Staub von den Füßen und ziehe ein Haus weiter. Lassen wir uns auch nicht durch die Größe der Gemeinde abhalten an diesem nöthigen Werk. Das sind leider oft nur Feigenblätter, mit welchen wir unsere Trägheit bedecken wollen. Gebunden an des Herren Wort: Ich muß wirken so lange es Tag ist, folgen wir auch darin des Apostels Mahnung: Seid nicht träge was ihr thun sollt! Liebe Brüder, ich scheue mich in ein fremdes Gewissen einzugreifen; aber ich meine so lange uns noch nicht die Hände gebunden sind zu solchem Werk, und der Mund noch nicht verschlossen ist zur Verkündigung seines Friedens sollten wir treu aushalten in unserer Kirche, und uns nicht durch diesen oder jenen Verfassungs-Paragraphen in der Kirchordnung, der uns zwar unbequem aber wandelbar ist, aus diesem uns anvertrauten Arbeitsgebiete hinausdrängen lassen. Es stehe uns immer oben an: Selen zu retten durch unser Amt mit dem grünenden Stabe Arons und dem Wunderstabe Mose's. Der Erfolg ist dann des Herrn Sache; Selen zu lebendigen Gliedern an seinem Leibe zu machen, hat er allein sich seiner Macht vorbehalten. Er wird aber in dem Maße sich zu unserm Werke bekennen können, als wir selber zurücktreten, und nur Ihn meinen und suchen.

Doch nun zum Schluß. Der Pastor im Hause. Die Gemeindeglieder haben scharfe Augen, und, beruhen die Vorwürfe, welche man den Pfarrhäusern aufbürdet, auch oft auf leren Verdächtigungen und Verleumdungen, ein Körnlein Wahrheit ist gewöhnlich darin. Das Wort auf der Kanzel und der Wandel im Hause sollen sich decken, wie eine Hand die andere. Das ist das Ziel, und haben wir auch zitternd dem Apostel nachzusprechen: Nicht daß ich's schon ergriffen hätte, oder schon vollkommen bin, — so muß der Nachsatz doch nicht fehlen: ich jage ihm nach, daß ich's ergreifen möchte. Ist für alle Ge-

meindeglieder der Weg schmal, für den Pfarrer ist er am schmalsten. Oder soll etwa in der ganzen Woche niedergerissen werden, was wir mit dem Munde in zwei Stunden auferbaut hatten? Ein stolzes, herrisches Wort, Ein nutzloser Streit, Eine geizige Handlung gibt vielen Predigten den Todesstoß, und Ein wirkliches Aergernis im Pfarrhause kann solchen Schaden anrichten, daß es hundert Predigten nicht wieder gut zu machen im Stande sind. Studiren ist gut, um gut zu predigen, das Studiren um gut zu leben ist besser. Manche können keine Sprachhärten, unlogische Gedanken-Verbindungen in ihren Predigten dulden, und können Unordnungen so leichtsinnig ertragen in ihrem Leben und Wandel. Dadurch wurde David's Sünde so besonders schwer, weil er die Feinde des Herrn lästern gemacht. Hier gilt mehr denn irgendwo: Schaffet, daß euer Schatz nicht verlästert werde!

Die Reformation hat den Geistlichen das Recht wieder erobert, ehelich zu sein. Es ist dem Bischofe erlaubt, ehelich zu werden, nach Gottes Wort erlaubt, aber darum noch nicht geboten. An dieser Stelle noch ein Capitel über die Pfarrfrauen einzuschalten, wird wenig fruchten. Man hat hier das Leben zu nehmen, wie es ist, und nicht wie es sein sollte. Nur soviel sei gesagt: Burk's „Spiegel edler Pfarrfrauen", elegant gebunden, im Bücherrepositorim der Frau Pastorin aufgestellt, macht noch keine edle Pfarrfrau, und die vielen gestickten Kreuze und Sprüche an den Wänden, Serviettenringen, Lichtschirmen u. s. w., die das Pfarrhaus Christusreich zu machen scheinen, lassen es doch in Wahrheit sehr oft Christusarm und ler. Täuschen wir uns darüber nicht. Es gibt ja, Gott sei Dank, Pfarrfrauen, die nicht nur eine Zierde des Hauses und wirkliche Gehülfinnen ihres Mannes sind, es gibt aber auch deren genug, die nicht zur Freude, sondern zum stetigen Druck und Hemmschuh im Amte ihrem Manne zur Seite leben. Machen wir es nur unsern Frauen begreiflich, daß erst unser Amt komt und dann das Haus, und daß wir uns erst mit der Gemeinde und dann mit der Frau verlobt haben. So sehr es dem Pastor ein Bedürfnis sein wird, mit seiner gleichgesinten Frau manche amtliche Freuden und Sorgen zu teilen, so sehr hat er sich zu hüten, alle Geheimnisse vor ihr auszukramen, und namentlich soll er, was ihm unter dem Beichtsiegel anvertraut ist, unter Verschluß mit ins Grab nehmen. Ist die Ehe mit Kindern gesegnet, so vergesse der „Bischof" nicht, daß er seinem Hause wol vorstehe und gehorsame Kinder habe. Gehorsame Kinder sind noch keine bekehrten Kinder. Das ist des Herren Sache. Will man selber darin etwas machen, das rächt sich schwer. Es war auch eines Pastors Sohn, der zu mir einmal sagte: „Mein Vater will mich fromm machen, das soll er aber nicht fertig kriegen." Jede Dressur ist da vom Uebel und erzeugt nur Heuchelei oder springt in Gottlosigkeit um. Pastoren-Söhne haben namentlich auf dem Lande große Gefahr, die wildesten und rohesten zu werden im Dorfe. Die Erfahrung liefert dazu traurige Beispiele. Darum sollten die Eltern darauf doppelt achten und der Vater über seinem Studiren die Erziehung der eigenen Kinder nicht vergessen, und die Mutter ihrer Töchter warten, daß sie nicht in Putzsucht und Eitelkeit verfallen, in Crinolinen einherstolziren und sich der Welt gleichstellen. Bildung ist ja erforderlich, aber wahre Bildung ist allein da, wo man vor allem darauf ausgeht, das verloren gegangene Ebenbild Gottes wieder herzustellen. Geht es aber damit langsam, oft sehr langsam, und durch Täuschungen und Demütigungen aller Art hindurch, vergessen wir dann zu unserm Troste nicht, daß sie nicht unsere Kinder allein sind, sondern daß sie in dem Sakrament der heiligen Taufe schon dem rechten Vater über alles, was Kinder heißt, übergeben wurden, und daß dieser vorab die Sorge und Erziehung tragen kann und will da, wo sie mit Gebet und Thränen seinen Händen und seiner Bewahrung täglich anvertraut werden. — Was endlich die Behandlung des Gesindes betrift, so sollten wir zweierlei nicht vergessen, daß sie samt uns der Erbsünde unterworfen und daß wiederum auch sie, sowie unsere Kinder, durch die Taufe zur Gotteskindschaft berufen sind. Aus dem ersten ergibt sich dann die nothwendige Geduld im Ertragen von Schwächen und Gebrechen an denen, die ohnehin wie der Vogel im Käfig sitzen müssen und Freiheit suchen, wo sie nur können, aus dem andern aber der unerläßliche Respekt, den man vor dem geringsten Menschen, den Gott angenommen hat, haben muß, daß man ihn nicht kränke und beleidige, denn der Herr ist Rächer über das alles.

Ein rechter Kitt zum Pfarrhause und der darin wohnenden Glieder untereinander ist das Gebets- und Gesanges-Leben, das darin zu Gottes Lobe erklingen soll. Hat die Frau im Hause die Gewißheit, daß ihr Mann ein Gebetsleben in der Gegenwart Gottes führt, kann sie ihm mit innerer Hochachtung auch in der Kirche, wenn er auf der Kanzel steht, ins Angesicht schauen; wissen und fühlen Kinder und Gesinde es dem Familienvater ab: da ist nicht Phrase, sondern Wahrheit und Leben in der Furcht Gottes, so kann der Segen des Herrn auch für das Haus nicht ausbleiben.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 9. September. № 72.

Die Predigt.

Die Predigt ist die starke, aber auch zugleich die schwache Seite der evangelischen Kirche. In der katholischen Kirche tritt die Predigt gegen die Liturgie zurück, in der evangelischen Kirche nimt die Predigt die erste Stelle ein und die Liturgie wird sehr vernachlässigt. Zur Zeit der Herschaft des Nationalismus war die Liturgie fast ganz beseitigt, und die evangelische Kirche in Preußen muß das Andenken des frommen Königs Friedrich Wilhelm III. dankbar ehren, der zuerst wieder auf die großen Schätze der Kirche, die ihr in der alten Liturgie aufbewahrt sind, durch Anordnung der neuen Agende hingewiesen hat. Die Rationalisten kamen in die üble Lage, daß sie vor dem Altare in den alten schönen Gebeten den Glauben der Kirche bekennen sollten, und doch auf der Kanzel nur das Heu und die Stoppeln ihrer Weisheit der Gemeinde zur Speise anbieten konten. Diejenigen, die noch so viel Gefühl und Vernunft hatten, daß sie diesen Widerspruch erkanten, waren die ersten Gegner der Agende, die meisten, die gewohnt waren, ihr Amt handwerksmäßig zu treiben, thaten wie ihnen befohlen wurde. Die Gemeinde sang aus dem alten Porst die schönen Lieder, die den Glauben der Kirche bekennen, und der Pastor auf der Kanzel redete von allerlei Dingen, nur nicht von dem alleinigen Trost im Leben und Sterben. An einigen Orten war auch das alte Gesangbuch beseitigt, und die Gemeinde war genöthigt, die neue Weisheit in kläglicher Reimerei dem lieben Gott vorzusingen, nur die alten Melodien waren noch geblieben. Merkwürdiger Weise aber wurden in den Häusern die alten Gesangbücher noch alle aufbewahrt und in Krankheitsfällen und zur Zeit der Noth griff keiner nach dem neuen Buch, sondern immer nach dem alten. Es liegt eine wunderbar anziehende Kraft in dem Kreuze des Herrn, und selbst die, die sonst meinen es entbehren zu können, wenn die Tage ernst und die Wege, die sie Gott führt, dunkel werden, verlangen nach dem Trost, der vom Kreuze allein ausgeht. Ein wolhabender und für sehr klug gehaltener Mann, der die Kirche eben nur an den hohen Festtagen besuchte, in der ein ungläubiger Pastor, der sonst nicht unbegabt war und für einen bedeutenden Redner gehalten wurde, von Tugend und Rechtschaffenheit zu reden wußte, schickte, als er ernstlich krank wurde, zu einem Geistlichen, der als ein Pietist verschrien war, und als dieser komt, erzählt er ihm, er habe seinen Vater mit großer Freudigkeit und Sehnsucht nach dem seligen Ende sterben sehen, ihm dagegen sei so bange vor dem Tode und er möchte gern noch in dieser Welt bleiben. Der Pastor erkundigt sich nach dem Leben des Vaters und erfährt denn, daß er ein aufrichtig frommer Mann gewesen sei, der die Kirche fleißig besucht habe, in der damals noch ein Prediger den alten Glauben verkündigt habe, und habe zu Hause mit den Seinigen gebetet und viel in der Bibel gelesen, auch wurde aus einem Schranke die Hirtenstimme von Kleinert und Arnds wahres Christentum geholt, die lange Jahre geruht hatten, die aber vom Vater fleißig gebraucht waren. Der Geistliche spricht: wer ohne Gott gelebt hat, muß auch ohne Gott sterben, wer aber mit Gott gelebt hat, geht auch gerne zu ihm, wenn er ihn ruft. Der Mann behauptet, er glaube auch an Gott, habe aber doch solche Angst vor dem Sterben, es sei ihm immer gesagt, Gott sei barmherzig und gnädig; er habe doch im Ganzen ordentlich gelebt, aber es sei ihm so schrecklich bange um das Herz. — Warum schickte der Mann nicht zu seinem nahe wohnenden Geistlichen, mit dem er sonst im geselligen Umgange lebte? Der äußerlich auch anständige Unglaube reicht wol aus in guten Tagen die armen Leute in Sicherheit zu wiegen, nicht aber ihnen Mut und Kraft in der Noth zu geben. Es ist ein merkwürdiger Kampf, der jezt um die alten Lieder, um die alten Katechismen gekämpft wird, und der Teufel weiß wol, von wie großer Wichtigkeit und Bedeutung diese Gegenstände sind. Während sich sonst die Welt so wenig oder wol gar nicht mehr um die Angelegenheiten der Kirche bekümmert, erhebt sie hier ein Geschrei, als wenn in der Schlafkammer Feuer ausgebrochen sei. Dieselben Leute, die einst, als der große Reformator Ronge seinen lächerlichen Triumpfzug durch die großen und kleinen Städte hielt, ihm entgegenjauchzten und mit großen Versamlungen und Diners feierten, sind es jezt nicht allein in Hannover und in der Pfalz, sondern auch anderswo, die sich stellen als ob sie Krämpfe bekämen, wenn der Geruch des Lebens in den alten Bekentnissen der Kirche sie anwehet. Besonders ist es der faule und beschränkte politische Liberalismus, der seinen Thron in den Sälen der Stadtverordneten und der Magistrate aufgeschlagen hat. Leute, die sonst kaum ein Gesangbuch in die Hand nehmen, können oder wollen doch nicht dulden, daß diejenigen, welche noch gern in der Kirche singen, Lieder singen, in denen der h. Geist zu spüren ist. So

wie aber Ronge bei lebendigem Leibe vergessen ist und wie etliche Anhänger des armen Uhlich sich ihres vorübergehenden Echauffements jezt schämen, so wird es auch mit dem Sturm gegen die alten Gesangbücher und Katechismen gehen. Es bleibt nur zu beklagen, daß die, welche das Regiment in der Kirche führen und denen ihr Schutz befohlen ist, bald vor dem Jubel, bald vor dem Geschrei der Kinder des Unglaubens in Furcht und Schrecken immer wieder gerathen. So wie sie zuerst sich haben lächerlich gemacht, als sie den Triumpfwagen zogen, so thun sie es jezt durch Tumult und Aufruhr. Die Welt hat das Ihre lieb und freut sich, wenn die Kirche im Kleinglauben gedemütigt wird, und sucht jedes Lebenszeichen des Glaubens mit Gewalt zu unterdrücken. Als Uhlich noch wie ein neuer Luther gefeiert wurde, forderte ein Bauer seinen Nachbar auf, mitzukommen und die neue Lehre aus seinem Munde zu hören. Da antwortete der Andere: „ich mag nicht mitgehen, weil so viele hinlaufen, die sich sonst um das Heil ihrer Sele gar nicht bekümmern." Der Beifall der Welt wird immer den Unglauben begleiten und die Kirche wird immer die Feindschaft der Welt zu tragen haben. Als der Heiland und Barabbas vor Pilatus standen, schrien die Juden: „hinweg mit ihm und gib uns Barabbam los", und so schreien die Kinder der Zeit noch heute. —

Eine durchaus nothwendige Forderung, die man an den öffentlichen Gottesdienst stellen muß, ist die Einheit desselben, daß er in allen seinen Teilen der Gemeinde gesunde Lehre darbiete. Die Liturgie, der Gesang und die Predigt müssen alle das Eine, was noth thut, in klarer und erbaulicher Weise enthalten. Man darf nicht glauben, daß die Predigt des reinen Wortes Gottes allein genüge; ein modernes Gesangbuch mit abgeschwächten und dem Geschmack der Zeitrichtung anbequemten Liedern, oder eine Liturgie mit sentimentalen und kraftlosen Gebeten, werden immer den Gläubigen eine Störung und ein Aergernis und den Ungläubigen und Halbgläubigen ein Hindernis sein, sich dem lebendigen Worte zuzuwenden. Die Liturgie und der Gemeindegesang vertreten das stabile objektive Element des Gottesdienstes, während in der Predigt die Subjektivität des Geistlichen ihren Raum findet. Darum ist es von großer Wichtigkeit, daß die Agende in der Kirche, wie der Katechismus in der Schule, das Bekentnis der Kirche treu und klar zum Ausdruck bringe, und daß im Gesangbuche nur Lieder sich befinden, in denen das Wehen des heiligen Geistes die Gemeinde berührt. Die Liturgie darf niemals als eine Nebensache behandelt werden, sondern ist ebenso ein nothwendiges Stück des Gottesdienstes, als die Predigt. Es ist ein übles Zeichen von dem kirchlichen Sinne der Gemeinde, wenn die Leute erst während der Liturgie oder nach derselben sich versammeln; bei dieser sollte gerade in der Kirche die größte Stille und Andacht herschen, und der Geistliche sollte am meisten Fleiß und Sorgfalt auf diesen Teil des Gottesdienstes verwenden. Wenn er selbst aber die Gebete und den Glauben gedankenlos und ohne herzliche Andacht, bald zu schnell, bald in unnatürlichem Pathos vorträgt, und die Perikopen ohne den h. Respekt vor Gottes Wort abliest, so ist es kein Wunder, wenn die Gemeinde kein Wolgefallen daran findet. Wenn der Pastor mit Ernst und Treue auf die Wiederherstellung der Liturgie hinarbeitet, hat auch die Gemeinde ihre große Freude daran, komt zur rechten Zeit und singt gern die schönen Chöre mit und läßt nicht den Küster und die Schulkinder allein singen. Es sind aber leider immer die Geistlichen noch selten zu finden, die den einfachen inneren Zusammenhang der Liturgie begriffen und die ihre Studien dahin gerichtet haben, und daher oft in der seltsamsten Weise die Chöre und Gebete auf einander folgen lassen, so daß weder Ordnung noch rechtes Verständnis dabei zu erkennen ist. —

Die Predigt hat den klaren Befehl des Herrn — „prediget das Evangelium aller Creatur" — für sich, und die bestimte Verheißung, daß des Herrn Segen sie begleiten soll, und weil die evangelische Kirche eben die Kirche des reinen Wortes Gottes ist, darum liegt in der Predigt ihre Stärke. Durch Luthers und der übrigen Reformatoren gewaltige Predigten hat dies von Menschensatzungen befreite Evangelium sich mit Macht ausgebreitet, und die Geschichte der Kirche beweist es, daß Gott sich eben der Predigt immer bedient hat, um neues Leben anzuregen und zu wirken, es bleibt nur zu beklagen, daß wirklich hochbegabte und dazu durch natürliche und Gnaden-Gaben ausgestattete Prediger sehr selten sind. Es fehlt zwar nicht an Predigern, aber an solchen, die die Schlafenden aufwecken können, fehlt es sehr. Das wenn auch gut und vorzüglich bestandene Examen ist keine Bürgschaft dafür, daß der Kandidat ein guter Prediger sei, und selbst wenn die Rechtgläubigkeit nicht eine blos angelernte, sondern auch eine durch Bekehrung und eigene Erfahrung lebendig gewordene ist, so ist damit noch nicht die besondere Gabe für die Kanzel verliehen. Theologische und christliche Bildung sind zwar dem Prediger unentbehrlich, aber nicht die alleinigen und ausschließlichen Eigenschaften, die er haben muß. Es gehört dazu ein angebornes Talent und natürliche besondere Gaben, eine feine Beobachtungsgabe, eine lebhafte Phantasie, ein fröhlicher Mut, eine kräftige deutliche Stimme, die Fähigkeit fremde Gemütszustände zu verstehen und ihre Entwicklung richtig aufzufassen u. dergl. m. Wenn der h. Geist diese Gaben läutert und reinigt und seinem Dienste unterthänig macht, so können sie wesentlich dazu beitragen, der Predigt Eingang und Wirkung zu geben, und sog. ausgezeichnete Prediger sind eben solche, denen neben der heiligen Bildung auch natürliche Gaben verliehen sind. Diesen ist es oft gegeben, auch die Gegner des lebendigen Wortes Gottes zu gewinnen und sie mit der Kirche auszusühnen. Wie es überall arme und reiche Geister gibt, so auch unter den Pastoren. Wovon aber eigentlich der Erfolg und die Wirkung der Predigt abhängt, das ist sehr schwer zu sagen. Bei Versetzungen der Geistlichen zeigt es sich oft, daß derselbe Mann, der in der einen Gemeinde gern gehört wurde und von großem Einfluß war, ja sogar Erweckungen bewirkte, in der andern Gemeinde vor fast leren Kirchstühlen predigen muß. Es gibt Pastoren,

denen man weder Gaben noch Fleiß und Treue absprechen kann, und die doch die Leute nicht zusammenhalten, und ebenso andere, die weniger günstig ausgestattet sind und doch in ihrer schlichten und einfachen Weise viel ausrichten. Es liegt allein an Gottes Erbarmen, welcher Werkzeuge er sich bedienen will, um sein Reich zu bauen. Es sind mir Personen bekant, die durch ganz rationalistische Predigten erweckt sind, oft ist nur ein einzelner Spruch aus der h. Schrift nöthig, um als zündender Funke in das bereitete Herz zu fallen. Die Klage über schlechte Predigten hört man sehr oft, aber wie die Bibel am meisten von denen verachtet wird, die sie nicht lesen und kennen, so auch wird die Predigt am schärfsten und oft am ungerechtesten von denen beurteilt, die sehr selten die Kirche besuchen, und sie suchen oft nur eben dadurch eine Entschuldigung für sich zu gewinnen, daß sie die Kirche nicht besuchen. Wer wirklichen Hunger hat, ist auch mit geringer Speise zufrieden und verlangt nicht, daß sie künstlich schmackhaft gemacht werde, wer aber einen verdorbenen Magen hat, dem behagt keine Speise. Je weniger man von jedem Geistlichen verlangen kann, daß er in seiner Art soll ausgezeichnet sein, desto ungerechter sind oft solche Urteile. Wie nicht alle Lehrer, Juristen und Mediziner gleiche Gaben haben und gleiche Leistungen hervorbringen, so auch im geistlichen Stande. Dadurch, daß man die Predigt im evangelischen Gottesdienste so hoch gestellt und Liturgie und Gesang so sehr vernachlässigt hat, hat man die Kirchen ler gepredigt, weil die Predigt eben nicht alle in gleicher Weise ansprechen und befriedigen kann. Man darf nur hören, was die Leute auf dem Wege aus der Kirche sprechen, was der eine lobt, das tadelt der andere, dem einen war es zu scharf, dem andern nicht scharf genug, und oft ist es die geheime Abneigung gegen das Evangelium, die sich im Tadel der Predigt will Luft machen. Je weniger man aber in Abrede stellen kann, daß wirklich sehr geringe und schlechte Predigten in den Kirchen gehalten werden, desto mehr sollte man darauf bedacht nehmen, den übrigen Teil des Gottesdienstes recht erbaulich und lieblich zu gestalten.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß die Samlungen von Predigten, die gegenwärtig im Druck erscheinen, so wenig Eingang finden, selten erleben sie die zweite oder dritte Auflage, und sind bald vergessen. Wie unsere Zeit keine oder doch nur sehr wenige Kirchenlieder hervorbringt, keine neuen Melodien und keine wirklich erbauliche Kirchenmusik aufzuweisen hat, wie selbst die Malerei, so weit sie auch in technischer Hinsicht fortgeschritten ist, wenige Gemälde liefert, um die Kirche wirklich zu schmücken, so scheint auch noch nicht die Zeit gekommen zu sein, Predigten drucken zu lassen. Die alten Kirchenlieder, die alten Melodien, die alten Gemälde finden noch immer Anerkennung, so greift auch jeder der sich erbauen will, nach den alten Erbauungsbüchern und nach alten Predigtsamlungen. Wie viel Ausgaben haben doch Arnds wahres Christentum, und Scrivers Selenschatz und Schuberts Predigten erlebt! Der evangelische Bücherverein, der die alten Schätze der Kirche

wieder aus der Vergessenheit hervorgeholt, und durch die Wolfeilheit womit er sie liefert, sie weit verbreitet hat, hat viel mehr zur Belebung der Kirche beigetragen, als die neuen im Druck erschienenen Predigten. Wenn die Maler, die Dichter und Musiker nicht mehr werden hin und wieder Gäste in Gottes Wort sein, sondern die Heimat ihres Geistes wieder in demselben werden gefunden haben, wenn das Leiden des Herrn nicht mehr von ihnen betrachtet wird um den Stoff für ihre Kunst herzugeben, sondern wenn das Kreuz des Herrn ihre Sele erfüllt und sie darum begeistert, weil ihr Geist darin lebt, dann wird es auch wieder Kirchenlieder und Kirchenbilder und Kirchenmusiken geben, und erst wenn die Subjectivität sich nicht mehr so sehr geltend machen wird auf der Kanzel, und das heilige Wort unsers Gottes als die Kraft, die die Welt überwindet von menschlichem Zuthun befreiet, wird gepredigt werden, dann wird es auch Zeit sein Predigtsamlungen herauszugeben, die nicht wie die Eintagsfliegen sehr bald werden vergessen werden. Die Aufforderung, Predigten drucken zu lassen, verbirgt oft eine feine Höflichkeit, und ist selten so ganz ernstlich gemeint.

Es sind besonders drei Elemente, aus denen die Predigt entsteht. Das erste und vornehmste ist das Wort Gottes, das zweite das Bedürfnis der Gemeinde und das dritte die Persönlichkeit des Pastors.

Der Text der der Predigt zu Grunde liegt, gibt ihr den Inhalt und die Autorität. Die Gemeinde steht auf, wenn er verlesen wird, um den Respect gegen Gottes Wort zu beweisen, und auch um im erhöheten Grade die Aufmerksamkeit darauf zu richten. Die Frage, ob man ohne einen bestimten Text predigen könne, ist eine ziemlich unnütze, der Gebrauch und die Sitte hat sich dagegen entschieden, und der Gemeinde würde es auffällig erscheinen. Man kann ja immerhin über den Katechismus oder auch über diesen und jenen Vers eines Kirchenliedes predigen, aber wird doch wol thun, einen Text aus der heiligen Schrift voranzustellen. Auch die Frage, ob man über die Perikopen oder über freie Texte predigen solle, kann weder gradezu mit Ja noch mit Nein beantwortet werden. Die alte Sitte war, zum Vormittagsgottesdienste das Evangelium zum Grunde zu legen und des Nachmittags die Epistel. Die kirchlich gesinten Leute auf dem Lande lieben besonders die Evangelien, und sehen es gerne, wenn die alten lieben Freunde wiederkehren, haben auch die Gewohnheit, des Sontags früh nach zu schlagen, und zu sehen, worüber gepredigt werden wird. Auch die Erinnerung an besondere Ereignisse in der Familie oder in der Gemeinde knüpfen sie gern an die Evangelien an. Wenn sie einen Taufschein oder Todtenschein verlangen, so erleichtern sie das Aufsuchen dadurch, daß sie sagen, es war in der Woche als das Evangelium vom reichen Manne, vom großen Abendmal oder vom Jüngling zu Nain erklärt wurde. Man hat besonders gegen die ununterbrochene Wiederkehr der Perikopen geltend gemacht, daß die Gemeinde dabei zu wenig von der h. Schrift kennen lerne, daß die Perikopen nicht immer gut ausgewählt sind und daß es für den Pastor schwer sei, eine längere

Reihe von Jahren hinter einander sich daran zu binden. Was den ersten Grund betrift, daß die Gemeinde den übrigen reichen Inhalt der Bibel nicht kennen lerne, so traf der wenigstens in der früheren Zeit nicht zu, weil die freien Texte vollständig Raum hatten in den Vespern, Frühpredigten und Wochenpredigten, und gegenwärtig sind die Bibelstunden und Betstunden da, um die h. Schrift im Zusammenhange zu erklären. Für den Pastor selbst ist es freilich erwünscht, hin und wieder einmal ein Jahr lang über freie Texte zu predigen, wenn nur die Auswahl nicht so gar schwierig wäre. Wer die Wahl hat, hat auch die Qual. Durchaus nothwendig ist dabei die Regel festzuhalten, daß der zu wählende Text der Idee des Sontags, die durch den Zusammenhang zwischen der Epistel und dem Evangelio ihren Ausdruck findet, berücksichtigt werde und das Kirchenjahr überhaupt nicht in seinem Abschnitte übersehen werde. So ist z. B. die Adventszeit eine Aufforderung, die Gemeinde zur Buße zu erwecken und ebenso auch die Passionszeit, und doch ist zwischen beiden ein großer Unterschied. In der Adventszeit können besonders Texte aus dem A. T. gewählt werden, je nachdem man entweder das Gesetz in seiner Heiligkeit und den Fluch, den es über die Uebertreter ausspricht, oder indem man die Verheißungen Gottes durch den Mund der Profeten benuzt, um seine Gedanken gegen die sündige und verlorne Welt zu verkündigen, damit das Vertrauen und der Mut geweckt werde, den Heiland der Welt zu empfangen. In der Passionszeit dagegen geht die Nothwendigkeit der Buße hervor aus dem Leiden des Herrn, denn das Kreuz auf Golgatha ist nur denen ein Zeichen des Friedens, die sich von ihren Sünden bekehren, und die da willig sind den alten Menschen zu kreuzigen samt den Lüsten und Begierden. — Wenn man über freie Texte predigt wird man immer wol thun, wenn man im Exordium von der Epistel oder dem Evangelio ausgeht und darum den Text so wählt, daß er in einer Beziehung zu den Sontags-Perikopen steht. Einige ziehen es auch vor, einzelne Bücher der h. Schrift besonders in der Trinitatis-Zeit zum Grunde zu legen, wie es eben in den Bibelstunden zu geschehen pflegt, aber meine Erfahrung spricht dagegen, teils weil wenige in der Gemeinde sind, die im Stande sind, den Zusammenhang der Predigten aufzufassen, teils weil auch selten der Kirchenbesuch so regelmäßig ist, daß die eigentliche Absicht bei der Erklärung des ganzen Briefes oder Buches erreicht werde. —

Der zweite Factor, der bei der Anlage und Ausführung der Predigt besonders in Betracht komt, ist die Gemeinde. Im Allgemeinen kann man wol sagen, daß die Gemeinde aus Sündern besteht, die entweder zur Bekehrung berufen, oder in der Heiligung sollen gepflegt werden, aber die Zustände der Gemeinden sind im Großen und Ganzen doch sehr verschieden.

Einige behandeln nun die ganze Gemeinde wie einen Haufen von Heiden, andere dagegen als lauter wahre Christen. Das Richtige ist, daß man nicht übersieht, daß man solche vor sich hat, die alle das Sakrament der heiligen Taufe empfangen haben, und darum des Herrn Jesu Eigentum sein sollen. Durch die Taufe sind sie Gotteskinder, wenn auch noch verarmte oder verlorene Kinder, so sie sich aber bekehren, so thut sich das Vaterhaus auf, und es ist Gottes guter und gnädiger Wille, daß sie nicht sollen verloren gehen. Darin liegt der Unterschied zwischen der Predigt, die die Missionare an die Heiden richten und der Predigt, die in christlichen Kirchen gehalten wird. Ein Prediger, der sich fern von seiner Gemeinde hält, und sich nicht ernstliche Mühe gibt, die Einzelnen möglichst kennen zu lernen, wird schwerlich durch seine Predigt Eingang finden. Die specielle Selsorge ist es, die den Prediger tüchtig macht das Wort Gottes so zu verkündigen, daß es den Leuten nahe komt. Wer in der Studirstube sich allerlei Vorstellungen macht von den Bedürfnissen und von dem Zustande der Gemeinde, täuscht sich gar sehr und wird gewöhnlich tauben Ohren predigen. Der Gedankengang und die Empfindungen eines Bauern und eines Tagelöhners sind wirklich andrer Art, als die eines Mannes der studirt hat, oder der seine Jugend in einer großen Stadt zugebracht hat. Es ist ein Unterschied, ob man mit einer im Ganzen noch kirchlichen Gemeinde zu thun hat, oder ob die Leute sich von der Kirche entfremdet haben, ob die Gemeinde arm oder wolhabend ist, ob sie überwiegend aus Bauern oder Schiffern oder Fabrikarbeitern oder Tagelöhnern besteht, ob die Obrigkeit auf Zucht und Ordnung hält, oder ob Zügellosigkeit und allerlei Unfug herschen; ob eine gewisse Ehrbarbarkeit oder Sünden und Laster, wie Trunk und Unzucht, überwiegend sind. Als allgemeine Regel möchte ich hinstellen, daß je weniger Kirchlichkeit oder Christlichkeit in der Gemeinde zu finden ist, desto mehr muß in der Predigt das Evangelium vorherschend sein, und je mehr Kirchlichkeit vorhanden ist, desto mehr muß das Gesetz getrieben werden. Man kann mit Sicherheit davon ausgehen, daß die, welche ohne Gottes Wort, ohne Gebet und ohne Kirche dahin leben, ein böses und geängstigtes Gewissen haben, wenigstens muß man es ihnen entschieden bestreiten, daß sie irgend einen Grund haben sich zu beruhigen bei dem Gedanken an Tod und Gericht. Die Ungebildeten können sich nicht mit rationalistischem Deismus oder Pantheismus einschläfern, sondern sie ziehen gleich die lezten Consequenzen und sagen: es gibt keinen Gott, und wenn der Mensch stirbt ist es aus mit ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 12. September. № 73.

Die Predigt.

(Fortsetzung.)

Als ein Tagelöhner sich einmal in dieser Weise gegen mich äußerte, that ich weiter nichts als daß ich ihm antwortete: wenn er das gewiß wisse, so könte ich es ihm nicht verdenken, daß er eben so lebe wie er lebe, aber ich sähe es ihm an, daß er es nicht gewiß wisse, denn er sei ein Mensch und kein Thier; ich wisse jedoch gewiß, daß er einmal werde stehen vor dem heiligen und gerechten Gott; und gerade dieser wurde bald darauf ein sehr regelmäßiger Besucher der Kirche. Viel schwerer als der offenbare Unglaube ist der Stumpfsinn und die gänzliche Gleichgültigkeit zu besiegen, das ist der Palast, in dem der Teufel in vielen Landgemeinden das Seine im Frieden bewohnt, durch die Predigt ist an diese, wenn sie auch einmal zur Kirche kommen, schwer heranzukommen, es sei denn, daß Gott der Herr anderweitig seine Predigten durch Noth und Tod halte, es bleibt nur übrig, den Einzelnen zu suchen und ihn im Wege der Selsorge zu finden. Es ist aber viel gewonnen, wenn Einer unter diesen, die den Todesschlaf schlafen, aufwacht, alle übrigen werden zugleich gestört in ihrer Ruhe, wenn der Eine anfängt sich zu bewegen. Ein Soldat in der Kaserne, Ein Offizier im Regimente, Ein Arbeiter in der Fabrik, Ein Tagelöhner im Dorfe, der Ernst macht mit der Bekehrung und sein Bekentnis mit einem rechtschaffenen Wandel ziert, ist ein großer Gewinn für Alle. Es ist so wichtig und bedeutungsvoll, wenn Einer umkehrt, daß selbst der h. Geist in der h. Schrift die Namen Einzelner aufbewahrt hat, um die sich später ganze Gemeinden versammelten, und welche Freude haben die Missionare über den Ersten, den sie taufen können. Das Evangelium ist gleich einem Sauerteige, der den Scheffel Mehl durchsäuert. Es gehört aber viel Geduld, viel Treue und vor Allem viel Gebet dazu, um Einem nachzugehen und nicht müde zu werden. Besonderen Fleiß muß der Pastor darauf verwenden, kirchliche Sitte zu pflegen und wieder herzustellen, z. B. das Tischgebet, oder die häusliche Andacht und vor Allem die Sontagsfeier. Er darf sich nicht dabei beruhigen, daß die Gesetze entweder nicht ausreichen, oder daß sie nicht gehörig gehandhabt werden, denn die Gesetze und die Polizei können höchstens bewirken, daß ein gewisser Anstand aufrecht erhalten werde, das Leben kann durch sie nicht kommen. Wenn auch das Gewissen der Sontagsfeier gegenüber sehr schwach geworden ist, so ist es doch nicht ganz erstorben und fängt gerade jezt an sich wieder zu regen. Es hat mich oft sehr schmerzlich berührt, wenn ich des Sontags früh nach den Filialen fuhr und überall die Tagelöhner in ganzen Scharen auf dem Felde arbeitend fand, nach und nach fingen die Leute an sich zu schämen und richteten es gerne so ein, daß ich sie wenigstens nicht sah und damit mußte ich schon zufrieden sein. Wer die Sorge der Tagelöhner kent, muß auch zugeben, daß, wenn der Gutsherr oder der Amtmann oder der Herr Inspektor nicht eine billige Rücksicht auf die nothwendigen Arbeiten der Leute nimt und ihnen hin und wieder einen Tag oder einen halben Tag in der Woche frei gibt, um ihr kleines Feld zu bestellen, sie fast gezwungen sind, am Sontage zu arbeiten. Die Erfahrung hat viele Pastoren überzeugt, daß sie durch Anzeigen bei dem Landrathe sich wol viel Feindschaft und Verdruß zuziehen, aber sehr wenig erreichen. Es bleibt nur übrig, mit seinen Vorstellungen und Bitten bei den Herschaften nicht zu ermüden, wenn diese aber selbst nicht für ihre Sele sorgen und die Kirche verachten oder gar verspotten, so kann man es nur Gott dem Herrn klagen. Es ist aber eine furchtbare Verantwortung, welche diejenigen auf sich laden, die es Andern fast unmöglich machen, die Gnadenmittel zu gebrauchen. Ohne Sontagsfeier sinkt der arme Arbeiter zum Lastthier herab und lernt nicht allein das dritte Gebot übertreten, sondern die übrigen auch, denn ebenso wie die Herschaft das dritte Gebot aus dem Katechismus streicht, so streicht er auch das siebente Gebot aus. Die Seufzer der armen Pastoren, die berufen sind, in solchen Tagelöhner-Gemeinden ihr Amt zu verwalten, verklagen die geizigen und irdisch gesinten Gutsherren bei Gott, welche die leiblichen Kräfte der ihnen Untergebenen zu ihrem Vorteile gebrauchen, aber an das Selenheil derselben nicht denken. Als einmal am Karfreitage der Amtmann mit seiner Familie und mehrere Tagelöhner mit ihren Frauen zur Beichte gekommen waren, schilderte ich die unendliche Liebe des Herrn, der unsertwillen Knechtsgestalt annimt und sich in den bittern Tod begibt; ich war selbst von der Liebe Jesu ergriffen und meine Thränen kamen über die Versamlung und auch über den Amtmann. Da wuchs mein Mut und ich konte alle Bitterkeit ablegen und den Amtmann anreden und ihn herzlich bitten für seine Arbeiter. Der Mann

nahm es gut auf, reichte mir nach der Abendmalsfeier schweigend die Hand und ich glaubte gern, daß es nicht vergeblich gewesen sei. —

Der dritte Factor, der auf den Inhalt der Predigt von großem Einfluß ist, ist die Person des Pastors selbst. Es würde in der Kirche und den Gemeinden anders stehen, wenn alle Geistliche wirklich von Herzen gläubige, begabte und treue Männer wären, die in ihrem Amte mit allen ihren Kräften den Gemeinden dienten. Man darf aber nicht verkennen, daß es gegen früher wesentlich besser geworden ist. Wer 50 Jahre zurückdenken kann und weiß, was damals von vielen, sehr vielen Kanzeln gepredigt wurde, wie die Pastoren in ihren Häusern lebten und wie sie ihr Amt verwalteten, der muß Gott preisen und danken, daß es jezt anders geworden ist. In der Predigt hat die Subjektivität des Predigers ihren Raum sich geltend zu machen. Es ist zwar das Wort Gottes und die gesunde Lehre objectiv gegeben, aber die Darstellung und Anwendung hängt vornehmlich von der Persönlichkeit ab. Ein alter Mann predigt anders als der junge Mann, der gesunde anders als der kränkliche, der ohne irdische Sorgen leben kann anders als der damit zu kämpfen hat. Wenn auch der alte Mensch niedergehalten wird, so bleibt er doch von großem Einfluß auf die Gestaltung des neuen Menschen. Ob jemand von Jugend auf unter dem Einflusse des h. Geistes gestanden oder ob er später sich bekehrt hat, und in welcher Weise er zum lebendigen Glauben gekommen ist, ob er im Frieden oder in der Opposition sich entwickelt hat, ob er von Natur zur Heftigkeit und andern Leidenschaften, oder zur Geduld und zur Sanftmut geneigt war, ob er tiefe Wunden an seinem Gewissen hat oder relativ nicht gerade sehr dunkle Punkte in seiner Vergangenheit sehen muß, ob er in seiner Jugend in sehr beschränkten und gedrückten Verhältnissen gelebt oder ohne Sorge und Noth seine Tage zugebracht hat, ob er in geistiger Hinsicht einen weiten oder beschränkten Gesichtskreis hat, reich oder arm an Gedanken ist; ob er überwiegend eine theoretische oder praktische Natur ist, ob er an der Leber und dem Unterleibe leidet und daher leicht mürrisch wird und alle Verhältnisse schwarz sieht, oder ob ein gesundes Blut in seinen Adern fließt; ob er in seinem Hause im Frieden lebt oder mit einer Frau verbunden ist, die ihm das Leben sauer macht, — das alles sind Dinge, die bei der Ausarbeitung der Predigt nicht ohne Wirkung bleiben.

Es gibt Geistliche, die ihr Amt als Miethlinge treiben, die als Tagelöhner mühsam vor den Augen der Menschen die Handlungen verrichten, die ihnen befohlen sind und darum auch handwerksmäßig ihre Predigten arbeiten und halten. Wie ist doch eine Gemeinde zu beklagen, die oft auf lange Jahre an einen solchen Mann gewiesen ist! — Die Pfründe ist ihm die Hauptsache, sein Acker oder sein Garten, oder die Erziehung seiner Kinder nehmen seine ganze Zeit in Anspruch, oder er gibt sich auch dem trägen und müßigen Leben hin. In seinem Herzen und in seinem Hause wohnt der Geist dieser Welt und treibt bald zum Geiz bald zum Zorn, bald zur Lust und Sünde. Ein solcher Mann richtet unendlichen Schaden an; von dem besseren Teil der Gemeinde wird er verachtet, und der schlechte Teil verspottet ihn und zugleich sein Amt. Luther nent solche Geistliche Bauchpfaffen und Wölfe in Schafskleidern. Ein Fall ist mir bekant, daß ein solcher Pastor noch in seinen späten Jahren zur Erkentnis seiner Verschuldung kam. Wenn er sonst oft in seinem Wahn gegen den Glauben an das stellvertretende Leiden Christi geeifert hatte, weil das eine gar bequeme Sache sei sich zu beruhigen, so ward es ihm jezt unendlich schwer, an die Vergebung der Sünden durch des Herrn Jesu Blut zu glauben. Er sagte oft, daß er am meisten Angst ausstehen müsse, wenn er bei Leichenbestattungen bei den Gräbern vorübergehe, in denen die lägen, die durch seine Schuld ungewarnt aus der Gnadenzeit gegangen wären. Welche Angst mag erst über die kommen, die erst am Tage des Gerichts ihre Verschuldungen erkennen.

Eine andere Art von Geistlichen sind die legalen, die alles hübsch ordentlich machen, pünktlich ihre Listen und Tabellen und Berichte einreichen, die Akten sauber heften, und sich keine Versäumnis zu Schulden kommen lassen. Dazu komt noch, daß sie gegenwärtig gewöhnlich in doktrinärer Weise das Evangelium predigen. Die Legalität ist freilich eine Tugend des Pastors, aber sie allein reicht nicht aus, auch genügt es nicht, daß man nicht gegen die Heilsordnung verstößt, sondern die Hauptsache ist und bleibt immer, daß der Pastor wirklich im lebendigen Glauben stehe und von der suchenden und rettenden Liebe des Herrn erfüllt ist. Die Rechtgläubigkeit läßt sich lernen, wie jedes andere System, aber die lebendige fruchtbringende Predigt ist nur bei denen zu finden, die in der Zucht des heiligen Geistes stehen und die heilsame Gnade an ihrem eignen Herzen als eine Kraft Gottes erfahren haben. Wenn auch die Worte dieselben zu sein scheinen, so hört die Gemeinde doch leicht durch, ob die Zunge vom Kopfe oder vom Herzen regiert wird. Gewöhnlich sind solche Zungenchristen sehr mit sich selbst zufrieden, meinen vollständig gethan zu haben, was ihnen befohlen ist, und suchen alle Schuld der Erfolglosigkeit ihrer Arbeiten nicht in sich, sondern in den Gemeinden. Weil sie die Noth des eigenen Herzens nicht kennen, sondern nur in Büchern davon gelesen oder andere davon haben reden hören, so können sie auch nicht recht den Frieden verkündigen im Glauben an die Barmherzigkeit, die uns selig macht durch das Bad der neuen Geburt. Weil sie selbst das Land der Verheißung nur aus Reisebeschreibungen kennen, aber selbst nicht ihre Heimat darin gefunden haben, so reden sie wie ein Blinder von den Farben. Gewöhnlich wollen diese Leute alles durch das Gesetz erreichen, und selbst wenn sie das Evangelium predigen, thun sie es in der Weise, daß das „du sollst“ überall durchtönt. „Ihr müßt Buße thun“ „ihr müßt glauben“ „ihr müßt beten“ u. s. w., damit schlagen sie auf die Gemeinde ein, aber die Zuhörer von Innen heraus zu nöthigen zur Buße, sie zu locken zum Kreuze des Herrn und sie zum Gebete zu reizen, das vermögen sie nicht. Sie demonstriren, wie schon früher gesagt ist, die Er-

lösungsnothwendigkeit, aber die Erlösungsbedürftigkeit zu wecken und zum Bewußtsein zu bringen, vermögen sie nicht. Das Gesetz ist bei ihnen nicht ein Zuchtmeister auf Christum hin, sondern ein todter Buchstabe, der nicht zum Herzen dringt. Weil ihr eigenes Herz noch ganz ungebrochen ist, darum ist ihre Predigt kalt, und auch wol lieblos, und weil sie selbst nicht geschmeckt haben das große Abendmal des Herrn, darum können sie auch nicht nöthigen herein zu kommen. Die Uckermärker pflegten ihre Kritik über die Predigt sehr kurz zu fassen; wenn sie ler und arm war an anfassenden Stellen, sagten sie wol: dat was nüscht (das war nichts), und wenn sie den Zusammenhang nicht finden konnten: dat was grausam weitläuftig oder gefährlich gelehrt. Predigten die gar viel von irdischen Dingen ohne Beziehung auf das Reich Gottes handelten, nannten sie „ein Vertölzel" (Erzählung). Das Lob der Predigt bestand darin, wenn sie sagten: „dat was Gotteswort." Wenn ein solcher doktrinärer Mann eine kräftige Stimme und einen lebhaften Vortrag hat, so sammeln sich auch Anfangs Zuhörer, aber es dauert nicht lange, so bleiben sie weg, und je mehr Mühe und Fleiß er auf die Ausarbeitung der Predigt verwendet, desto leichter wird er zum Unwillen über die Gemeinde verleitet, die ihn nicht zu würdigen versteht. Er sehnt sich nach einer Stadtgemeinde, oder wird gleichgültig gegen den Erfolg seiner Arbeit, und gibt es auf, etwas auszurichten und komt zulezt dahin, daß er die Taufen, Trauungen, Begräbnisse und Predigten besorgt, und im Uebrigen sich wenig um die Gemeinde bekümmert. Um sein Gewissen zu beruhigen, urteilt er hart und ungerecht über die Gemeinde, die Umstände allein tragen nach seiner Meinung die Schuld, daß die Kirche ler ist und bleibt.

Es genügt aber nicht, daß der Prediger in Gottes Wort und Wegen fest begründet ist, und darum redet weil er von Herzen glaubt, sondern er muß außer Gottes Wort auch die Gemeinde studiren. Die Selsorge allein macht es möglich, daß er an die Herzen heran komt. Dadurch, daß die Privatbeichte verloren gegangen ist, ist zwar der Selsorge ihr fruchtbarstes Gebiet entzogen, aber es bleiben doch noch andere Wege übrig, durch die man zur Erkentnis des Einzelnen und ihres Selenzustandes gelangen kann. Es komt nicht darauf allein an, daß man die Kleingläubigen und Schwachen, die Schwankenden und Irrenden sucht in die rechte Bahn zu leiten, sondern daß man auch die, die ganz abgefallen und zu Feinden des Wortes Gottes geworden sind, genauer kennen lernt und möglichst erforscht, wie sie dahin gekommen sind und womit sie die Angst ihrer Sele zu stillen suchen. Wenn solche Leute auch gar nicht oder selten in die Kirche kommen, so predigen sie doch in der Schenke, und wo sie sonst Gelegenheit dazu finden, ihren Unglauben, und der Pastor muß wissen welche Reden sie führen, damit er besonders die Jugend gegen sie in Schutz nehmen kann. Es ist gewiß unrecht, wenn man meint, man brauche sich um die nicht zu bekümmern, die der Kirche den Rücken zukehren, gerade von ihnen kann man viel lernen. Es ist freilich eine eben nicht angenehme Sache, in die Irrwege der Lüge und den Schmutz der Sünde hinabzusteigen, aber wer hinaus führen will, muß auch hinein gehen. Ich entsinne mich eines Mannes, der durch Contrebandiren und anderen Diebstahl sich und seine Familie ernährte, er war als ein Spötter und Lästerer bekant. An einem Winterabende besuchte ich ihn. Er war sehr verwundert, als ich eintrat, und als ich mich damit entschuldigte, daß ich, da ich ihn noch nie in der Kirche gesehen hätte, es doch für meine Schuldigkeit hielte, ihn kennen zu lernen, kamen wir sehr bald auf die Hauptsache zu sprechen; er meinte zwar, daß er auch Christ sei und seinem Gott diene, wenn auch nicht durch Kirchengehen und Bibellesen, so erbaue er sich doch in der Natur. Auf die Frage, ob ihm sein Gott denn erlaube zu contrebandiren, antwortete er, die Polizei halte das zwar für Unrecht, er sehe aber nicht ein, weshalb er nicht für sein Geld als ehrlicher Mann eben so in Mecklenburg Salz und Kaffee und Zucker kaufen solle, als andere in Preußen es thäten. Er kaufe wo es am wolfeilsten sei, und wenn ein Unrecht dabei sei, so thue er auch manches Gute: er habe noch kürzlich der blinden Frau das Holz umsonst klein gemacht, es hebe sich dann eins mit dem andern auf. Er sei nicht so abergläubig, noch an die Hölle zu glauben, und wenn die Menschen wirklich nach dem Tode weiter leben sollten, so würden sie zulezt doch alle selig werden. Ich sagte ihm, daß es in der Bibel anders stehe, wenn er aber seiner Sache gewiß sei, so hätte ich freilich keinen weiteren Auftrag an ihn. Es war ein finstrer Abend, er erbot sich mich nach Hause zu begleiten und sagte beim Abschiede: weil Sie mich besucht haben, will ich Sie auch in der Kirche wieder besuchen, und das hat er auch gethan und da habe ich denn seine Reden näher besehen. Man muß zunächst mit solchen Leuten nicht weiter gehen als sie folgen können ohne sie zu erbittern, und von ihnen so viel als möglich lernen. Viel schwerer ist es an die ganz selbstgerechten heranzukommen, aber die Gründe oder Gedanken, die sie gegen die Gerechtigkeit, die dem Glauben zugerechnet wird, geltend machen, kann man doch nur von ihnen erfahren, und die sind oft ganz andere als wie man denkt. Besonders muß man zunächst zu erfahren suchen, welches die einflußreichen Persönlichkeiten im Dorfe sind. Es ist das nicht immer der Schulze oder der Inspektor oder dergleichen hochgestellte Männer, denn diese sind oft wieder sehr abhängig von Weibern, und denen, die durch ihre äußere Stellung ihnen eigentlich untergeben sind. In dem einen Dorfe, in dem ein unverheirateter Herr wohnte, wurde das Ganze von einer Köchin regiert; in einem andern Dorfe war es die Schwiegertochter des Schulzen, die die entscheidende Stimme hatte, und bei einem Nachbar war es eigentlich ein Jude, der durch List und Witz das Regiment führte. Wer den Feind nicht genau kent und ihn unterschäzt, wird ihn nicht besiegen. Es wird nicht möglich sein, solche Gegner zu gewinnen, aber das wird doch möglich sein, ihrem schädlichen Einfluß auf Andere entgegenzuwirken. Es ist überall so im Leben, daß nicht die Majorität, sondern entweder Einer oder die Mi-

norität herscht, darum komt es weniger auf den großen Haufen an, als auf den oder die Leiter desselben. Man muß aber nicht zu früh den offenen Kampf aufnehmen, sondern erst dann, wenn man Terrain in der Gemeinde gewonnen hat, und sich wol hüten, mit fleischlichen Waffen und im Vertrauen auf seine Kraft den Feind anzugreifen. Es genügt nicht, daß man das zweischneidige Schwert des Wortes Gottes in Händen hat, sondern man muß auch seine Hände reinigen von allem Eifer und aller Bitterkeit und Empfindlichkeit des alten Menschen, und seine Arme stärken durch wahre Demut und durch die Geduld, die der Herr denen gibt, die ihn darum bitten.

Wie man die Feinde der Kirche suchen muß kennen zu lernen, damit man nicht in die Luft streiche, so muß man auch allen Fleiß anwenden, die Freunde aufzufinden und mit ihnen möglichst genau bekant zu werden; auch hier komt es besonders auf den Führer an, der für die Andern eine Autorität ist. In früheren Zeiten hatten diese Leute ein schwer zu überwindendes Mistrauen gegen das geistliche Amt, weil in den meisten Kirchen ein anderer Glaube gepredigt wurde als der war, der ihre Sele erfüllte, und weil sie durch das Verbot der Conventikel und durch polizeiliche Maßregeln erbittert waren; sie sahen in den Geistlichen ihre Verkläger, und mußten es sich gefallen lassen, daß sie von der Kanzel herab oft sehr hart und ungerecht beurteilt wurden. Es blieb zu bewundern, daß sie dennoch regelmäßig die Kirche besuchten, bis die Union die lutherische Separation hervorrief. Ursprünglich wollten sie keine Parteistellung einnehmen, wurden aber doch dazu gedrängt durch die Verachtung und Verfolgung, die sie zu tragen hatten. Bei alle dem hatten sie eine gewisse Anerkennung sich erworben durch ihre Ehrlichkeit und Treue, die Gutsherren und auch die reichen Bauern mietheten gern Kinder aus solchen Familien, weil sie still und gehorsam waren. Wenn auch jezt das Verhältnis sich geändert hat, so gehört doch noch immer viel pastorale Weisheit dazu, die Leute recht zu behandeln und zu leiten; wer hier Misgriffe macht, der kann leicht seine ganze Wirksamkeit untergraben. Eine große Erleichterung ist dadurch gegeben, daß diese Personen immer sehr willig waren und auch noch sind, ihre Bekehrungsgeschichte zu erzählen und über ihr inneres Leben sich auszusprechen. Man kann von ihnen oft sehr viel lernen und für seine Predigten mehr Gewinn haben, als aus homiletischen Werken. Die lutherische Kirche ist der Sektenbildung durchaus ungünstig, und es liegt in dem preußischen Volke eine starke Neigung, sich von der ordentlichen Obrigkeit regieren zu lassen, daher hatten auch die Conventikelmänner es nicht in der Absicht, sich von der Kirche zu trennen, und schlossen sich gern an die Geistlichen an, die ihnen freundlich entgegenkamen und Gottes Wort lauter und rein verkündigten. Der Pastor darf aber nicht vergessen, daß er der ganzen Gemeinde angehört und berufen ist, allen zu dienen. Die frommen Leute müssen seine Freunde sein und die ganze Gemeinde muß wissen, daß er sie ehrt und liebt, aber er muß von ihnen nicht gänzlich abhängig sein und sich ihnen nicht in dem Grade hingeben, daß die übrigen Mitglieder der Gemeinde ihm entfremdet werden. Einen großen Segen aber empfängt er gewiß von den Frommen im Dorfe und auch in der Stadt, das ist die Zucht, die sie über seinen ganzen Wandel und auch über sein häusliches Leben ausüben, sie helfen ihm die Welt zu verläugnen und auch jeglichen bösen Schein zu meiden; über die schwierige Frage der Adiaphora komt er gar leicht hinweg, weil er einen argen Anstoß geben würde, wenn er der laxeren Auffassung sich wollte hingeben. Ein Pastor, der Kartenspielen und weltliche Vergnügungen in seinem Hause gestatten wollte, würde sofort ihr Vertrauen verlieren. Ein frommer Bauer sagte einmal von seinem Pastor, der sonst das Evangelium predigte, aber mit seiner Tochter in die benachbarte Stadt zum Ball fuhr: „er hat Jacobs Stimme, aber Esaus Hände."

Besonders muß man Achtung geben und zur Hand sein, wenn Gott der Herr die ganze Gemeinde oder einzelne Familien heimsucht und nicht allein Gottes Wort, sondern auch die Wege Gottes auslegen. Die Thüren, die sonst verschlossen sind, thun sich auf, und die Ohren, die sonst verstopft sind, fangen an zu hören. Das, was die Gemeinde berührt, muß auch das Herz des Pastors mitbewegen, und wenn er recht predigen will, muß er wissen, was die Leute, die in der Kirche sitzen, denken. Ihre Gedanken aber sind andere im Winter als im Sommer, andere zur Zeit der Saat als zur Zeit der Ernte, andere in ruhigen Tagen als in kriegerischen Zeiten, anders wenn im Dorfe eine große Hochzeit war, als ein Leichenbegängnis, das allgemeine Teilnahme fand. Wenn man dergleichen Dinge auch nicht ausdrücklich erwähnt, so muß doch die Stimmung des Pastors der der Gemeinde verwandt sein. In früheren Zeiten gab es noch nicht politische Wahlen und die Bauern und Tagelöhner lasen noch nicht Zeitungen, daher gab es auch keine Veranlassung, von politischen Dingen auf der Kanzel zu reden. Seit 1848 ist das anders geworden, und es ist des Pastors Pflicht, auch in dieser Hinsicht zu warnen und zu ermahnen und die Gemeinde möglichst vor den Sünden der Zeit zu bewahren. Es dürfen aber nicht alle Fragen, die im Abgeordnetenhause zur Sprache kommen, in der Predigt behandelt werden, sondern nur solche Dinge, die in Gottes Wort ihre klare und bestimte Ordnung finden; daß Aufruhr und Empörung Sünde sei und daß Gott der Herr die Obrigkeit gesezt hat, daß man ihr unterthan sei und ihr mit willigem Herzen gehorche, darf nicht verschwiegen werden. Ebenso muß die Treue gegen den König und die Vaterlandsliebe gepflegt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 73.

Frau v. Stein.

Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. II. Band. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag. 1862.

Sir John Falstaff, als sein Papa, der den Arzt über den Stand seiner Gesundheit durch jene Vermittelung, welcher unsere Bauern jezt noch zugethan sind, hatte consultiren müssen, eine witzige Antwort zurückbrachte, erwiderte hierauf: ich bin nicht blos selbst witzig, sondern auch Ursache, daß Andere Witz haben. Damit vom Unedeln zum Edlen aufsteigend, möchten wir von der Heldin des obengenanten Buchs, dessen ersten Band wir seiner Zeit in diesem Blatte anzeigten, auch behaupten, sie war nicht blos liebenswürdig, sondern war Ursache, daß es Andere auch wurden, rief durch ihren Verkehr mit Andern deren schöne Seiten hervor, sammelte sie wenigstens auf der Oberfläche ihres Seins, daß sie ihr gegenüber anders erschienen und einen wolthuenderen Eindruck machten als sonst. Starke Männer und Helden ziehen bekantlich das ihnen Verwandte aus anderen Selen heraus, verschmelzen es mit ihrer Persönlichkeit und schaffen auf diese Weise neue Helden. Der Anmut und dem Liebreiz der Frauen ist diese Macht in noch höherem Grade verliehen. Wir müssen wenigstens bekennen, daß die Weimarer Personen und Lebenskreise nie so wolthuend uns entgegengetreten sind und nirgends so wenig Abstoßendes für uns gehabt haben, als in diesem Buche, wo sie eben um die Persönlichkeit von Charlotte von Schiller sich zusammen gezogen und gelagert haben. Hat uns der erste Band dieser Briefsamlung ein schalkhaftes Mädchen, eine verschämte Jungfrau, die treue Gehülfin des Gatten und teilnehmendste Pflegerin des Kranken gezeigt, so wird uns in diesem zweiten Bande ein Einblick in den Kreis der örtlich nächsten Umgebung vergönt, dem nach dem Vorwort ein dritter, der die Jenaer, Heidelberger und Schwäbischen Freunde begreifen soll, folgen wird, eine zweckmäßige Anordnung, da der Herausgeber durch tactvolle Abkürzung des Unwesentlichen, Zugabe von Noten über Persönlichkeiten und Ergänzung der mangelhaften Anzeige des Datums der Briefe, dem Verständnis einen wesentlichen Dienst geleistet. Eine bunte Gestaltenwelt tritt vor uns auf, mannichfaltig, auch rein und unrein, wie die Thiere in der Arche Noah, alle Individualitäten im Denken, Fühlen und Wollen vertreten; an der Spitze der gravitätische Göthe, dann folgt die ehrwürdige Mutter, die sarkastische Schwester, ein munterer neckischer Offizier und späterer Diplomat Wilhelm von Wollzogen, die weiche Gräfin Schimmelmann, die vertraute Charlotte v. Kalb und die Spitze des Ganzen die anmuthige Frau v. Stein — alle in dem Einen einig, Lottchen, Lollo oder Lollochen zu lieben. Wir heben aus dieser bunten Menge des Buchs, dem wir zur Farbenbelebung, wo Schillers und Göthes Werke aufgestellt sind, einen Platz wünschen, nur einige Personen zur Besprechung heraus; ehe wir aber dazu übergehen, müssen wir mit dem Herausgeber über einen Punkt abrechnen. Derselbe nent in der Vorrede zu diesem zweiten Bande als sachkundige Recensionen des ersten, die ihm zu Gesicht gekommen, eine Holländische, eine Süddeutsche und die eines Norddeutschen Kritikers in der Ev. K. Z., und wenn er letzterer auch auf seinem Standpunkte gerecht wird, am Faden dieser Correspondenz das Leben von Charlotte v. Schiller und die Entwickelung ihres Wesens und Charakters zu verfolgen, so wirft er uns doch vor, daß uns die belletristischen Weimarer Lebenskreise weniger angingen und wir keine Sympathie dafür hätten. Wir glauben, es geschieht uns dort Unrecht; ein gebildeter Deutscher kann gegen dieselben nicht gleichgültig sein, da sie die Bildung Deutschlands so sehr gefördert haben, und wer, wie wir, beim ordentlichen Berufe und Amte so viel von der spärlichen Muße darauf verwendet, um jenes Leben kennen zu lernen, wie wir allein in diesen Blättern hiervon Zeugnis gethan, den trifft dieser Vorwurf wol am wenigsten; wir haben auch, wo uns der Mangel christlichen Salzes und die davon herrührende Fäulnis recht vor die Augen getreten ist, doch in Rücksicht auf den allgemeinen Tod der Kirche in jener Zeit, mit Glimpf geurteilt; wenn aber die gegenwärtige Literaturwelt, wo die Kirche zum Leben erwacht ist, aus jenen Weimarschen Personen Götter macht, als welche sie sich bei der Unzulänglichkeit menschlicher Dinge gar nicht fühlten, wenn, um das Eine anzuführen, Adolf Stahr zwei ansehnliche Bände schreibt unter dem Titel: Weimar und Jena und in demselben jedes Haus, Straße und Hecke schildert, an denen Göthe vorübergegangen, die Plätze zeigt, wo er gebadet, gefischt, sich unter die Bäume hingestreckt und sein Bett zum Schlafen hingestellt hat, so können wir bei solcher Menschenvergötterung und dem Gedanken daran dem Unwillen darüber nicht gebieten.

Die Einsicht in den nähern Kreis von Charlotte's Umgebung eröffnet mit Recht die Mutter Louise Juliane geb. von Wurmb, eine Frau würdiger Haltung, matronenhaften Charakters, gerechten Urteils; das eheliche Zerwürfnis ihrer älteren Tochter Caroline, verehelichten Beulwitz, das mit einer Scheidung endet, thut ihrem Mutterherzen weh, sie sieht darin nach alter Weise eine Schande der Familie und steht mit ihrem Urteil über die Ursache des Uebels mehr auf der Seite des Schwiegersohns als der Tochter. Beulwitz verlangt auch nur, „daß seine Frau sich öfters bei ihm aufhalten und sich freundschaftlich betragen soll", dann will er es sich selbst abbrechen und ihr ein eigenes Geld zu ihren Vergnügungen aussetzen;

von solcher Gesinnung und diesem Erbieten, sagt sie, daß wenn Beulwitz ihr Feind wäre, sie solches für edel halten müßte. Daß sie der finanziell bedrängten Schillerschen Familie nicht so helfen kann, wie sie wollte, ist ihr sehr schmerzlich; sie klagt sich selbst an, daß ihr unseliger Zug zum Herumreisen nach des Mannes Tode, da sie noch nicht mit Geld umzugehen gewußt, der Grund der Vermögens-Zerrüttung sei. Lottchen steht ihrem Herzen näher als Caroline; als die Scheidung geschehen war, die man vorher ganz heimlich hielt, „weil man einen Klatsch befürchtete", weiset sie Schiller wegen einer Aeußerung über Beulwitz, als wenn er bei dem Vermögensarrangement anders als B. gehandelt haben würde, gehörig zurecht: „es macht wol einen Unterschied, was ein Mann für seine Frau, die mit ihm lebt, ihn liebt und glücklich macht, thun kann, als für eine solche, wie Caroline leider für B. auf die Lezt ward; daß Sie, guter Schiller, in vielen Stücken anders als B. handeln würden, glaube ich gewiß, aber meine Lollo wird und ist auch eine andere Frau für Sie als Caroline war. Wäre es möglich, daß sie so gegen Sie sein könte, so würden Sie mir ebenso nahe gehen, als wie mir B. jezt, und ich könte nach meinen Grundsätzen von Moralität und Pflicht ebenso wenig ihr als Caroline Recht geben." Schiller hatte für Scheidung gestimt, aber die Heirat mit Wollzogen gemißbilligt, der Mutter gefiel er gar nicht und sie schreibt darüber: Gott gebe, daß Caroline ihren Schritt nie bereuen möge, mir schaudert, wenn ich manchmal über sie nachdenke. Ein Zug alter Religiosität ist auch bei ihr zu bemerken; beim Erscheinen von Wilhelm Meisters Lehrjahren gibt sie ihr Urteil über die Bekentnisse der schönen Sele dahin ab: Viele sind mit der Einschaltung der Nebenhistorie nicht zufrieden, die aber mir und der Fürstin (von Rudolstadt) sehr wolgefallen hat, denn es sind sehr hübsche Stellen darin, und dann weiß Lollo wol, daß ich den Leuten, die darin vorkommen, nicht gram bin; begreifen kann ich aber nicht, wie Göthe so Etwas hat schreiben können. Aehnlich urteilt hierüber Frau v. Stein, sie sieht noch schärfer und mutmaßt ganz richtig als Verfasser eine Dame, deren Arbeit Göthe nur zugestuzt habe, von einem Fräulein von Klettenburg, die Göthe den Stock dazu geliefert hat, wie jezt Jedermann weiß, wußte man damals nicht.

Wir übergehen einige Briefe von Lavater mit ihren sentimentalen Redensarten und schwülstigen christlichen Phrasen, die hier folgen und an Mutter und Tochter zugleich gerichtet sind, und kommen zur Schwester Caroline, einem Mädchen mit großem Verstande, scharfer Zunge aber auch bösem Maule; wir mögen solche Frauenzimmer nicht, wenn sie auch noch so gescheut sind. Sie ist sehr stark darin, Beinamen zu geben; ihren Ehemann nent sie beständig ours oder auch ursus, den Herzog Karl August den Tyrannen, aber die Schwester hat ihr ungeteiltes Herz, das oft überfließt von Zärtlichkeit. Ein Hauptgegenstand ihrer Briefe ist der Coadjutor von Mainz und

Statthalter von Erfurt Dalberg, S. (Schatz) oder G S. (Goldschatz) genant; der nach der allgemeinen Hofnung und Zuversicht das Kupfergeld der Schillerschen Familie in lauter Goldmünzen umwandeln würde — wenn er nur erst Kurfürst wäre; aber der alte Kurfürst that Caroline den Gefallen nicht, wie sie anfangs höflich wünschte, sich zu empfehlen, als das nichts half, brumte sie: der Alte wird ja einmal die Reise antreten, und endlich schalt sie: der alte Esel wird doch einmal sterben, aber er starb nicht, und noch ehe er starb, trat Napoleon zwischen den Coadjutor und die Hofnungen der Familie, verteilte die Kur-Mainzischen Länder, und dem Coadjutor ward nur das magere Erzkanzler-Amt des Deutschen Reichs gelassen und ihm das Bistum Regensburg dazu gegeben, als später auch das an Baiern fiel, machte ihn Napoleon zum Großherzog von Frankfurt mit der Residenz Aschaffenburg.

Als die Intriguen wegen Scheidung von B. begannen, fürchtete die zarte Charlotte für Ruf und Fortkommen der Schwester, ward aber hierüber barsch angelassen: Du wirst mir hoffentlich den Verstand zutrauen, daß ich bei allen Arrangements, sie mögen ausfallen, wie sie wollen, dahin sehen werde, daß Du nichts von Deinen Revenüen verlierst, da ich weiß, wie nöthig Du sie brauchst. Es ruht Alles darauf, daß ich von O. (ours, Beulwitz) so viel erhalte, um für mich leben zu können, und wenn er das ausschlägt, so weißt Du ja, daß ich den Plan nicht ausführe, sondern mich für frei halte u. meiner Phantasie nach zu leben — welche Lästerung auf das: Was Gott der Herr zusammen fügt, das soll der Mensch nie trennen —! Wenn die chère mère auch nur 500 Thlr. mit der Pension hat, so könnte sie Dir 200 Thlr. geben und wir hätten 600 Thlr., von denen sich ganz gut leben läßt. Auf den Verdienst (literarischen, sie hatte einen Band Märchen geschrieben, und wenn sie nichts taugen, will sie für Geld übersetzen) habe ich noch gar nicht gerechnet. Vor dem Nichtshaben werde ich mich schon hüten, denn für eine Frau ists das größte Unglück. Wäre in diesem selbstsüchtigen, interessirten, der zarten weiblichen Gefühle leren Herzen nicht noch ein Winkel, worin die Schwesterliebe sitzen geblieben, wir müßten es für durch und durch garstig erklären.

Später heißt es aus Erfurt: der S. (Schatz, Coadjutor) grüßt Euch, so oft er mich sieht und hat lezt recht gelacht, da ich ihm sagte, Du hättest prophezeit, sein Papa (Kurfürst) müsse bald sterben. Er sagte, Nein, er befinde sich sehr wol. Aus folgender Aeußerung wird man versucht zu schließen, daß die speculative Schwester auf den Coadjutor selbst speculirt hat; sie sagt: der liebe S. ist noch immer nicht so offen gegen mich, als ich wünschte, doch wird es noch kommen. Alles deutet an, daß er etwas Bleibendes unter uns wünscht. Der chère mère hast Du doch noch nichts gesagt. Sie muß ruhig bleiben bis ich etwas Festes und Klares sagen kann.

Darauf schwingt sich die Spekulation aufwärts zur Sentimentalität, indem es weiter heißt: ich muß fühlen, was ich dem S. sein kann und welche Gestalt mein inneres Sein gewönne, einem so hohen schönen Wesen ein harmonisches Dasein zu geben. Es wäre eine schöne edle Frucht meines reiferen Lebens und mit Euch vereint zu leben. Das freilich nur einigermaßen Versöhnende in diesem Sammelsurium von Eigennutz, Eitelkeit und Sentimentalität ist wieder das Gefühl für die Schwester. Doch wir wollen bei dieser widerwärtigen Erscheinung des weiblichen Geschlechtes nicht länger verweilen, weder bei ihren Plänen die Pille der Scheidung der Mutter zu vergolden, wie man sich ausdrückt, wobei viel Unkindliches mit unterläuft, noch die Landflüchtige nach Schwaben, nach Paris hin und zurück begleiten, sondern uns zu der Spitze des Buches wenden, das ist die Persönlichkeit der Frau von Stein, geb. v. Schardt, deren Briefe ein Viertel der Seitenzahlen des Buches umfassen. Beim ersten Einblick in dieselben begreifen wir, woher Göthe die Conturen zu Clärchens Bilde in seinem Egmont genommen hat; die Morgenscene in dem Drama zwischen Mutter und Tochter ist in jedem Briefe zu finden; nur die Grisette und die Verklärung derselben, welche Wolfgang Menzel als Charakter oder Tendenz des Stücks bezeichnet, ist Göthes eigene Zuthat. Heitern Gemüths, entschlossenen Wesens, oft etwas derb in der Sprache, wie Clärchen in jener Morgenscene ausruft: wie sehe ich noch so liederlich aus, weiblich sich Gemeinde, hier an das liebe Lollochen; im Urteil über Andere Die ext und etwas schnippisch, über sich selbst auch nicht schonend, erscheint diese anmutige Frau im Spiegel dieser Briefe. Voll Teilnahme für alle auftauchenden Erscheinungen in der Literatur ist sie doch dabei was man eine gute Hausfrau nent, der es nicht zu gering ist, mit Lottchen über vorzüglich Milch gebende Kühe und deren Kenzeichen zu correspondiren und sie mit Ankauf von Kälbern guter Art zu beauftragen, wofür sie dann auch schöne Butter und Milch bei ihr in Kochberg genießen soll. Dabei bemerken wir den begabten Frauen eigenen Instinkt politischer Einsicht; in den Weimarer Kreisen wußte man sich mit der Französischen Revolution nicht recht auseinander zu setzen, man fühlte in sich besonders nach der religiösen Seite hin das mit ihr sehr Verwandte, aber in der aristokratischen Stellung des Lebens wollte man die Consequenzen nicht gezogen wissen, daher das wenige Notiznehmen von derselben; — grade wie man jezt in den Regierungskreisen das Darangeben der Kirche die Gewissen nicht kümmern läßt, wenn man nur den Staat retten kann — nur Knebel war der erklärte Apostel der Mirabeauschen Ideen und es kam zwischen ihm und der Frau v. Stein, welche die Nationalversamlung eine Räuberbande genant hatte, mitunter zu Auftritten, die der Knebelschen Schwester Ohrfeigen für ihren Bruder in Aussicht stellten, der sie sich aber, einsichtig auf Seite der Stein stehend würde gefreut haben. Der Ehemann v. Stein erscheint seiner Frau durchaus nicht geistig ebenbürtig und der Druck dieses Verhältnisses hat sie bei der ersten Bekantschaft mit Göthe zu diesem herüber gezogen, komt er ihr aber zu nahe, so weist sie ihn angemessen zurück und hält den Kreis ihrer Pflichten dabei streng inne, so daß Ehegattin und Mutter durch dieses Freundschafts-Verhältnis keine Einbuße leiden; pflegt den kranken Gatten, obwol das Urteil über ihn oft an den Ton des Wegwerfenden gränzt, und einen lange leidenden Sohn mit aller Treue, und als der Sohn Fritz zu Strachwitz bei Breslau schwer krank liegt, scheut sie die damals sehr weite Reise von Thüringen nach Schlesien nicht, um an dem Krankenbett des Sohnes stehen zu können; die Beschreibung dieser Hinreise und ihrer Händel mit Miethskutschern und Postmeistern ist ein köstliches Stück Humor, und als sie später das Schwerste traf, wie sie sagt, das ihr in Berlin begegnet, als Göthe die tausend Briefe vergaß, die er ihr einst geschrieben, und die vierzehnjährige Freundschaft wie Wasser zerronnen war, ist keine Verbissenheit bei ihr zurückgeblieben, wenn auch nach erfolgter Wiederannäherung, wo er sie besuchte und sie seinen Einladungen folgte, der Spott sich oft regte; seit jenem Zerwürfnis umfaßt sie außer ihren Kindern nur noch zwei Selen mit so ganz ungeteilter Liebe, die arme, von ihrem Mann vernachläßigte Herzogin Louise und ihre Lollo, an deren Ehestandssorgen und heranwachsenden Kindern wie an ihrem eigenen Ergehen sie Anteil nimt. Wir können Mohl nicht beistimmen, der das Verhältnis zu Göthe als ein so hehres, wodurch dieser so weit gefördert sei, hinstellt, noch weniger jenen Literaten, die die Sache so ansehen, als sei Göthe durch sie angehaucht und durch ihre Anschauung zu Gott weiß was für Leistungen hingerissen worden: ihre beiden Selen begegneten sich und trafen zusammen in der Natürlichkeit, und weil die der Stein eine mütterliche war, so konte sie sich halten, wogegen die Göthesche nach der Italienischen Reise, auf der er, wie Herder sehr spitz gegen sie selbst bemerkt, sehr sinnlich sei geworden, einen schweren Rückschlag, von dem sie sich nicht wieder erholte, erfuhr, und nur in der Antike und der Erdkruste ihren Frieden suchte. Frau v. Stein hat auch nie ganz mit der Kirche gebrochen, wie ihr Freund seit Leipzig dieses über sich recht selbstgefällig bekent, ja sie geht noch zur Commniou.

Belegen wir unser Urteil aus den Briefen, deren erster vom 4. März 1785 und der lezte vom 27. Dezember 1825 datirt ist; wir haben hier zuerst ein wahres Kabinet von Zärtlichkeitsbezeugungen: liebes Lottchen, liebes Lollochen, Adieu Liebes, Adieu Allerbestes, Liebes mir immer Bleibendes u. s. w. Wie Frauen gerne Ehen stiften, so scheint auch hier ein Plan vorgelegen zu haben, den Götheschen Zögling Fritz und dieses Lollochen zu einem Pare zu verbinden, daß nichts daraus geworden, bringt der Zuneigung keinen Schaden; es werden in den ersten Briefen noch freundliche Grüße von Göthe bestellt,

später auch aus Italien, aber von einer Einbildung auf diese hohe Freundschaft findet sich keine Spur. Während Göthes Aufenthalt in Italien scheint sie ganz über dessen Haus haben verfügen zu können, wenigstens schreibt sie, daß sie Lottchen bei einem Besuche in Weimar ein Quartier im Götheschen Hause würde ausgesucht haben, wenn nicht grade ein Italiener darin wohnte, seines Zeichens ein Zuckerbäcker, den Göthe herausgeschickt, um der Herzogin Mutter auf ihrer bevorstehenden Reise als Dollmetscher zu dienen. Sie schreibt dabei sehr treffend und ihre ächte Weiblichkeit documentirend unter dem 12 Januar 1788: Alles will nach Italien bei uns; ich sage Alles und es ist doch nicht so ganz wahr; ich selbst lobe mir mein Zu-Haus, und wem zu Hause nicht wol ist, dem ist nirgend wol und ist eine solche Reise nur eine Palliativkur; als Schiller Professor geworden war, heißt es unter dem 18. Januar 1789: es ist mir sehr lieb, daß Schiller eine Bestimmung kriegt, blos in der Autorschaft zu leben ist nicht gut. Um die Zeit von Schillers Verheiratung werden allerlei Rathschläge wegen Einrichtung des Haushalts, Auswahl der Wohnung, Ankauf von Holz und Lebensmitteln erteilt, Alles sehr einsichtig und zweckmäßig; um dieselbe Zeit „liegt der mühsame Begriff von dem ehemaligen vierzehn Jahre lang gewesenen Freunde wie eine Krankheit auf ihr und ist ihr ein schöner Stern, der vom Himmel gefallen"; dazwischen ist Knebel ganz toll geworden und man hat sich über die Franzosen entzweit, daß er in acht Tagen nicht wiederkommen will. Bei Schillers erster schwerer Krankheit (Januar 1791) schickt sie sechs Krüge Selterwasser, das sie sich aus dem Schloßkeller hat geben lassen, um gewiß zu sein, daß es auch gut ist; und es werden Rathschläge erteilt, wie die Krankheit, von der Jedermann in Weimar Bescheid wissen will, gründlich auskurirt werden muß; sie will auch kommen und dem Kranken vorlesen, der Herzog will den besten Maderawein schicken. Der kranke, vom Schlagfluß gelähmte Ehemann macht dabei viel Last, „aber die Frau, der des Abends die Füße müde sind von allem Wirtschaften, weil sie Alles selber thut, da die Jungfer sie verlassen, hat einen so festen Schlaf, daß auch gar keine bösen Träume kommen können", also wieder ein Trost bei der Last. Sie hat Sakontala gelesen und ist ihr dabei aufgefallen, daß vor neunzehn Jahrhunderten bei den denkenden Menschen das Gefühl schon existirt, sich mit der Bitte an die Gottheit zu wenden, sie in diese vergängliche Welt, den Schauplatz der Verbrechen und Strafen, nicht wiederkommen zu lassen. Als der Graf Schimmelman durch eine reiche Spende seines Königs den armen Schiller aus großer Geldnoth gerissen und Lollo ihr dieses mitgetheilt hat, schreibt sie: wie danke ich Ihnen, lieber bester Engel, daß Sie mir diese unaussprechlich fröhliche Nachricht sogleich mitgetheilt haben. Ich hatte Kopfweh, war traurig aufgestanden und nun ich Ihren Brief gelesen, ist Alles vorbei; ich möchte zu ihnen fliegen, wäre ich nur meiner Gesundheit und der Wittrung sichrer. Was die Horen bringen, wird immer freudig begrüßt: über das Schiller'sche Gedicht, Würde der Frauen, wird sehr richtig bemerkt: hier sieht man recht, daß mein Lollochen der Gegenstand war, aus dem der Verfasser schöpfte, heimlich hat er aber doch nach der Kantischen Philosophie den Mann zum Tugendhaften gemacht. Des Urteils und der Mutmaßung über den Göthe'schen Stoff zum Bekenntnis einer schönen Sele gedachten wir schon. Wir schließen diese Belege mit einem Urteil über Herder's „die eigne Person"; es lautet: ich habe die Grüße von Körner's ausgerichtet, Herder war sehr freundlich, aber voll Glücks auf's Leben und die menschliche Natur. Nichts kurirt einen mehr von einem solchen Zustande als wenn man eine recht schmerzliche Erfahrung gemacht hat. So bin ich durch Göthe's Abschied von allen meinen noch bevorstehenden Schmerzen geheilt worden, ich lerne Alles dulden und Alles verzeihen.

Das ist menschlich schön und wahr gesprochen, aber wie ganz anders, weit darüber hinaus, ist es doch mit dem Paulinischen: denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen; die Wunden, die den armen Geschöpfen den Schreibern dieser Briefe geschlagen wurden, sie verharrschen aber sie heilen nicht aus denn die Salbe von Gilead mangelt gänzlich, auch bei den besten Naturen kommt es über Stoicismus nicht hinaus. Und was ist es anders, wenn die drei edelsten Frauen dieses Kreises die Herzogin Louise, Charlotte von Schiller und diese Frau von Stein sich mit den Worten trösten: Ergebung ist unser Loos; wie ganz anders müßte ihnen doch gewesen sein, wenn sie vom Sehen nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare, von der Züchtigung zur Gerechtigkeit, von dem Hebräerworte: es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest ist und solches geschieht durch Gnade, etwas gewußt hätten; wenn ihnen bei ihren Trübsalen die steten Seligpreisungen der Bergpredigt vorgeschwebt hätten? Es ist ihnen nicht vergönnt gewesen, bedauern wir sie darum von Herzen, ob sie als kluge Baukeute den Stein würden verworfen haben, der zum Eckstein worden ist, wenn er ihnen bezeugt worden wäre? Soweit Menschenaugen sehen können, glauben wir es von diesen drei Frauen nicht.

Gr. b. G. K. v. H.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 16. September. № 74.

Die Predigt.

(Fortsetzung.)

Ein christlich Volk kann in Preußen nicht demokratische Gedanken haben, sondern muß von konservativer Gesinnung erfüllt sein. Im Ganzen sind auch die Landgemeinden in der Mark noch immer gut gesinnt und werden nur durch betrügerische Reden und Versprechungen verleitet zu schlechten Wahlen. Der Pastor hat dahin zu drängen, daß sie fromme und rechtschaffene Männer wählen und darauf die Wahlkandidaten ansehen. Wer seinem Gott nicht die Treue hält, hält sie auch nicht seinem Könige. — Es kann demnach die Predigt ihren dreifachen Ursprung haben: entweder ausgehen von dem vorliegenden Texte, oder von dem gerade vorhandenen Zustand der Gemeinde, oder von dem, was die Sele des Pastors bewegt. Die erste Art von Predigten sind die Candidaten-Predigten und die, welche man im ersten Amtsjahre oder zu Anfange, wenn man zu einer neuen Gemeinde komt, hält. Der Prediger versenkt sich zuerst selbst in den gegebenen Text und läßt sich unter Gebet von demselben strafen oder trösten, und sucht so in sich selber die Stimmung zu erzeugen, die zur lebendigen Auffassung und Darstellung der Stelle nöthig ist. Im Exordium bemüht er sich, das Interesse der Gemeinde dafür zu erwecken und ihre Aufmerksamkeit für das Thema in Anspruch zu nehmen, damit sie willig wird zu hören, was gerade für diesmal das Wort Gottes sagt. Bei der zweiten Art von Predigten stehen im Vordergrunde besondere Ereignisse in der Gemeinde, und es muß der dazu passende Text gesucht werden, wie bei Trauungen und Leichenbegängnissen, oder bei Erntefesten, Bußtagen u. dgl., und das dritte Element, die Persönlichkeit des Geistlichen, findet ihre Stelle in der Teilnahme, die er selber daran nimt. Es ist dabei aber zu vermeiden, daß der Text nicht als eine Nebensache behandelt werde, und die Familien- und Gemeinde-Verhältnisse sich gar zu sehr breit machen. Das Wort vom Kreuz und die Unterweisung in der Heilsordnung darf in keiner Predigt fehlen, das Eine, was Noth thut, muß immer die Hauptsache bleiben. Es komt bei diesen Predigten besonders auf den richtigen Takt an, den sich zwar viele zutrauen, aber bekantlich wenige haben. Wenn einzelne Laster oder Sünden oder schwere Verbrechen dazu nöthigen, sie vor der Gemeinde auf der Kanzel zur Sprache zu bringen, so muß der Pastor vor Allem von fleischlichem Eifer sich frei wissen, zuvor selbst ernstlich Buße thun und sich vom Geiste Gottes strafen lassen, ehe er die Gemeinde straft. Er darf nicht vornehm als ein Richter über der Gemeinde seinen Standpunkt einnehmen, sondern in der Stimmung sein, in der St. Paulus war, als er von den Feinden des Kreuzes Christi mit Weinen redete. Die dritte Art von Predigten gehen aus von den Erfahrungen, von dem innern Leben, von der Lektüre oder dem Studium des Geistlichen, er subordinirt das, was seine Sele bewegt, unter ein bestimtes Wort Gottes, und sucht den Segen, den er selbst empfangen hat, der Gemeinde mitzuteilen. Es kann geschehen, daß bei der häuslichen Andacht ein Wort Gottes ganz besonders im Herzen des Predigers lebendig wird und er durch den h. Geist viel und oft daran erinnert wird, oder daß im Umgange mit einzelnen Gemeindegliedern, oder auch auf einsamen Wegen und in schlaflosen Nächten, oder auch bei den stillen Arbeiten in der Studirstube praktische und erbauliche Gedanken ihm gegeben werden, die den Stoff zur Predigt darbieten. Die Aufgabe des Exordiums ist dann, die Gemeinde empfänglich zu machen für das, was ihr gegeben werden soll, was aber nicht dadurch geschieht, daß man von sich selber redet, sondern daß man das Bedürfnis, auf die Sache einzugehen, erweckt. Von sich selber zu sprechen ist nur in seltenen Fällen älteren Pastoren, die das volle Vertrauen der Gemeinde besitzen, gestattet. Seine Liebe zur Gemeinde und seine Treue im Amte beweist man besser durch die That in der Ausübung der Selsorge, als durch Worte auf der Kanzel. Selbst bei Abschieds- und Antrittspredigten ist sehr zu rathen, möglichst wenig von seiner Person zu sprechen. Als ein wenig begabter Mann nach wiederholten Bewerbungen endlich in eine bessere Stelle versetzt war und bei seiner Einführung sehr viel sprach von dem Verhältnisse der Liebe und des Vertrauens, in dem er zu der frühern Gemeinde gestanden habe, und wie schwer ihm der Abschied geworden sei, sagte ein Kirchenvorsteher zum Superintendenten: „es muß doch so gefährlich mit der Liebe nicht gewesen sein, weil er sich so viel Mühe gegeben, hierher zu kommen.“

Ganz besonders lehrreich ist für den Prediger und für die Gemeinde der Bericht des Lucas in der Apostelgeschichte im

10. C. über das Verhalten des Petrus und des Cornelius, als der Apostel im Hause des Hauptmanns predigte. Zuerst geht Cornelius dem Apostel entgegen und spricht dann: „wir sind hier alle gegenwärtig vor Gott, um zu hören alles, was dir von Gott befohlen ist.“ Petrus knüpft darauf an bei dem, was dem Cornelius und den Seinen bekant war: „Ihr wisset wol von der Predigt, die Gott zu den Kindern in Israel gesandt hat und verkündigen lassen den Frieden durch Jesum Christum, welcher ist ein Herr über Alles“, er bezeichnet sich selbst als einen Zeugen des Todes und der Auferstehung Jesu und fährt dann fort: „Gott hat uns geboten zu predigen dem Volke und zu zeugen, daß er ist verordnet von Gott ein Richter der Lebendigen und Todten“, und beruft sich auf die Propheten, die alle bezeugen, daß durch seinen Namen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen. Endlich wird auch noch die rechte Wirkung der Predigt angeführt: „Da Petrus noch diese Worte redete, fiel der heilige Geist auf alle, die dem Worte zuhöreten.“ Hier ist alles, wie es sein soll: die Gemeinde vor Gott versammelt, bereit zu hören; der Prediger, ein Zeuge des Lebens, Leidens, Sterbens und der Auferstehung Christi; der Inhalt der Predigt, der Richter der Lebendigen und Todten und die Vergebung der Sünden, wie die Propheten bezeugt haben, und daher auch nach dem gehörten Worte Gottes die Ausgießung des h. Geistes.

Man hat öfters die Frage aufgeworfen, woher es komme, daß die Predigt der gläubigen Pastoren in unsern Tagen so wenig Wirkung habe. Mancher rechtschaffene Knecht arbeitet mit seinen Gaben und Kräften treu und fleißig von einem Jahr zum andern, aber was richtet er aus? Hin und wieder ist es, als ob ein Samenkorn aufgehen wolle, und sein Herz freut sich oft zu früh daran, weil die Frucht nicht bleibt. Gewöhnlich wird die Schuld von der Erfolglosigkeit der Amtsführung auf den Pastor allein geworfen, und man hat an ihm dies und jenes zu tadeln und sagt: darum richtet er nichts aus. Wenn man die Geistlichen, die großen Einfluß auf die Gemeinden ausüben und Erweckungen hervorrufen, fragt, wie das geschehen sei, so habe ich bisher immer von ihnen gehört, daß sie allen und jeden Ruhm abweisen und Gott allein die Ehre geben. Wie will man es erklären, daß in dem einen Dorfe die Leute aufwachen und in dem andern, wo dieselbe Predigt gehört wird, sie ungestört fortschlafen? Wie will man es erklären, daß derselbe Mann, der hier in großem Segen arbeitet, bei einer Versetzung in eine andere Gemeinde so wenig wirkt? Man hat wol gesagt, es müsse anders gepredigt werden und bald ist dieser, bald jener Rath gegeben worden, aber eine wirklich befriedigende Antwort ist bis jezt noch nicht gegeben. Ohne nun die Schuld der Pastoren wegzuläugnen, denn es gibt gar viele, von denen man kaum viel erwarten kann, so muß man doch auch gerecht sein und zugestehen, daß ein großer Teil der Schuld an den Gemeinden liegt. Was will die Predigt wirken, wenn kaum der fünfte, ja oft nicht einmal der zehnte Teil der Gemeinde die Kirche besucht? Eine lere Kirche ist schon an und für sich sehr wenig erbaulich, und bricht auf die Länge auch den Mut und die Freudigkeit des Pastors. Wenn man die Wenigen, die noch ziemlich regelmäßig kommen, genauer ansieht sind das nun solche, die mit dem Cornelius sagen können „wir sind alle hier gegenwärtig vor Gott, um zu hören, was dir von Gott befohlen ist“? Es fehlt gar sehr das Bewußtsein der Gegenwart Gottes. Nach alter Sitte nimt freilich jeder, wenn er auf seinem Platz angekommen ist, noch die Stellung eines Betenden an, die Frauen bücken sich und die Männer halten den Hut vor dem Gesicht, ob sie aber wirklich beten? Wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, dem wird auch noch genommen das, was er hat. Wer nichts, gar nichts mitbringt, dem kann auch nichts gegeben werden. Wer Hunger und Durst mitbringt, den kann man wol speisen, wer aber satt ist, der mag auch die beste Speise nicht annehmen. Ebenso fehlt auch gar sehr der Glaube an die Autorität des göttlichen Worts und darum auch an die Predigt selbst. Sie sitzen da und singen gedankenlos die schönen Lieder, der Mund singt: „Was Gott thut, das ist wolgethan“, und das Herz murret über Gottes Wege, die er sie führt; sie singen: „Jesus meine Zuversicht“, und lügen, weil ihre Zuversicht auf ganz anderen Dingen ruhet. Dann beginnt die Predigt, etliche setzen sich wol bequem zurecht, um ihren Gedanken freien Lauf zu lassen, andere haben gar keine Gedanken und mit hörenden Ohren hören sie nicht, noch andere hören wol zu, aber nicht um sich von Gottes Wort richten zu lassen, sondern um über die Predigt zu richten. Ein sehr wehmütiger und niederbeugender Trost liegt für den armen Pastor, der zu solchen Zuhörern predigen muß, in dem Gleichnisse vom Säemann: etliches fiel auf den Weg und ward zertreten, etliches fiel auf das steinige Land, und da es aufging hatte es keinen Saft, etliches fiel unter die Dornen und die Dornen erstickten es; wie vergeblich sucht man aber nach dem guten Lande, da der Same aufgeht und hundertfältige Frucht bringt!

Unter der Herschaft des Nationalismus ist das Ansehen der h. Schrift und des geistlichen Amtes vollständig untergraben, weil selbst auf der Kanzel nicht etwa blos die Grundlehren verschwiegen, sondern auch dagegen gepredigt wurde, und damit ist auch zugleich die christliche Zucht und Ordnung aus den Häusern verschwunden. Wenn man unter den regelmäßigen Kirchenbesuchern ein wenig nachforscht, so wird man finden, daß sie solchen Familien angehören, in denen noch eine Tradition oder Erinnerung an alte kirchliche Sitte vorhanden ist. Das Geschlecht aber, das jezt in den Häusern wohnt und immer mehr heranwächst, hat aus der Jugendzeit gar keine Anschauung mehr von einem gottesfürchtigen häuslichen Leben, und wenn in den Häusern das Gebet und Gottes Wort verstummen, so ist es ganz natürlich, daß die Kirchen leer werden. Weil aber das menschliche Herz doch etwas haben muß, daran es sich hält und worin es seine Befriedigung sucht, so verfallen etliche in den Materialismus und dienen dem Mammon, andere ergeben sich der weltlichen Lust und den sinnlichen Ge-

müssen. So ist der Anknüpfungspunkt für die Predigt verloren gegangen, und wenn sie einmal die Kirche besuchen, so hören sie nicht das, was gepredigt wird, als Gottes ewiges Wort, sondern sie hören nur nach ihrer Meinung die subjektiven Ansichten des Predigers, die ihnen nicht mehr gelten, als ihre eigenen Gedanken, zumal da sie sich gar sehr klug dünken. Von der Autorität des Amtes ist bei den Meisten auch der lezte Rest verschwunden. Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß an den Festtagen, an denen doch die tiefsten Geheimnisse des christlichen Glaubens verkündigt werden, die Kirchen gewöhnlich sehr gefüllt sind, und daß auch solche kommen, für die sonst die Glocken vergebens rufen, und die am wenigsten an das glauben, was der eigentliche Gegenstand des Festes ist. Es ist das noch der lezte Rest, der von kirchlicher Sitte geblieben ist. Wie seufzt doch an solchen Tagen mancher arme Pastor zu Gott dem Herrn, daß er ihm das rechte Wort geben wolle, um an die Herzen heran zu kommen Aber die in der Passionszeit nicht gekommen sind, bleiben nach dem Feste wieder weg, wenn sie auch am Karfreitag und in Ostern einmal den Staub von ihren Plätzen abgewischt haben. Wenn es auch von der einen Seite erfreulich ist, einmal die Gemeinde so zahlreich versammelt zu sehen, daß die sonst zu große Kirche zu klein wird, so ist es doch von der andern Seite eine recht schwere Aufgabe, zu solchen zu reden, die man so selten sieht. Als ich einmal am Karfreitage so dringend bat, wie es mir gegeben wurde, sie möchten bedenken, was zu ihrem Frieden diene, es handle sich um den alleinigen Trost im Leben und um die Hofnung im Sterben, sie möchten dem Teufel nicht glauben, der neben ihnen sitze und ihnen sage, es sei nicht wahr, was ich aus Gottes Wort predige, und ich darauf die aufforderte, die noch ihre Knie beugen könten, mit mir Gott anzurufen, daß er sich über die Gemeinde erbarmen wolle und seinen Worten Kraft und Nachdruck geben, sagte der alte fromme Küster: „wer nicht von Gott ist, der höret auch nicht Gottes Wort.“ Es wäre wol gut, wenn Jemand einen recht guten Tractat schriebe über das rechte gottwolgefällige Kirchengehen, wie man sich dazu vorbereiten müsse, was man auf dem Wege zu denken habe und wie man in der Kirche zuhören und das Wort in sein Herz kommen lassen könne.

Wenn nun auch der große Haufen den Glauben an Gottes heiliges Wort verloren hat, so muß der Prediger sich desto fester darauf stützen und recht von Herzen glauben, daß ihm Gott befohlen hat, so laut und nachdrücklich als er vermag zu bezeugen, daß Jesus Christus von Gott verordnet ist ein Richter der Lebendigen und der Todten, und daß alle, die an seinen Namen glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen. Dazu ist aber nur tüchtig, wer wirklich ein Zeuge ist, und nicht blos gehört und gelernt hat, daß der Glaube aus armen Sündern wahrhafte Gotteskinder macht. Als ein Zeuge der großen Thaten Gottes muß er reden können nicht aus menschlicher Meinung und Ueberzeugung, sondern aus der Erlebung am eigenen Herzen. Die Beweisführung für das, was

er predigt liegt nicht darin, daß er mühsam die natürliche Vernunft zu gewinnen sucht, sondern darin, daß er sich auf Gottes helles und klares Wort berufen kann. St. Petrus beruft sich auf die Propheten und Cornelius und sein Haus glauben, was diese bezeugt haben. Die amtliche Autorität ist gegenwärtig sehr gering geworden, und es ist fast nur noch das persönliche Ansehen des Geistlichen übrig geblieben, so daß er nicht um des Amtes willen etwas gilt, sondern nur soviel gilt, als seine Eigenschaften und seine Amtsführung Anerkennung finden. Es ist nicht zu übersehen, daß St. Paulus besonders im Briefe an die Corinther und an die Galater so nachdrücklich für seine apostolische Autorität kämpft. Der Pastor muß darnach trachten, daß man im Umgange mit ihm nicht vergißt, daß er das Amt hat, das ihn nicht allein von allen andern Ständen unterscheidet, sondern auch ein heiliges Amt ist und daß durch sein Mund das heilige Gesetz Gottes und seine barmherzige Liebe dem Menschen soll verkündigt werden. Auf der Kanzel darf ihm das Bewußtsein, daß er ein Botschafter an Christi statt ist, nicht fehlen, und er muß fordern, daß die Gemeinde sein Wort, weil es eben Gottes Wort ist, gläubig annehme und ihm gehorche. Einem jüngeren Geistlichen ist dabei aber die aufrichtige Demut und Bescheidenheit nachdrücklich zu empfehlen, dem älteren Manne pflegt es an Demütigungen allerlei Art nich zu fehlen, der kann wol eher in väterlicher Autorität auf der Kanzel und in der Selsorge reden, zumal zu solchen, die er bereits eingesegnet hat, wenn sie auch schon als Männer und Frauen einen Hausstand begründet haben. Immer aber reicht die Autorität nur soweit, als er alles, was er redet und fordert, begründen kann mit dem: „es stehet geschrieben.“ Mit besonderer Zuversicht ist den Bußfertigen die Vergebung der Sünden durch Christi Blut zuzusprechen, und mit besonderem Ernste von denen, die da glauben, die Heiligung zu fordern; denen aber, die ohne Buße und ohne Glauben dahin leben, ist immer wieder aus Gottes Wort der Ernst und die Güte Gottes vorzuhalten, und immer wieder der Beweis zu führen, daß die Lügen, mit denen sie die Angst ihrer Sele zu stillen suchen, vor der Heiligkeit Gottes wie die Nebel vor der Sonne verschwinden und daß nur ein Name dem Menschen gegeben ist, in dem er könne hier zum Frieden und dort zur Seligkeit kommen, nehmlich der Name Jesu Christi unsers Herrn. — Als Petrus gepredigt hatte, fiel der h. Geist auf alle, die dem Worte zuhörten. Es ist offenbar, daß hier nicht die Rede ist von einem Zuhören mit den leiblichen Ohren, sondern von einem gläubigen Annehmen des Wortes Gottes, das durch den Mund des heiligen Apostels ging. Wo Gottes Wort lauter und rein gepredigt wird, ist auch der h. Geist wirksam, doch sind nur die fähig ihn zu empfangen, die dem Worte glauben. Ein Teil der Zuhörer bleibt gedankenlos, und das einzige Wort das sie hören und darauf sie warten, ist das Amen, sie greifen nach dem Gesangbuche, singen ohne sich dabei etwas zu denken den lezten Vers und gehen nach Hause wie sie gekommen sind. Einige hören die Predigt mit an, hören aber nur allein Men-

schenwort; es ist allein der Prediger und nicht das Wort Gottes, dessen Stimme sie vernehmen, daher halten sie sich auch für berechtigt über das, was sie hören, zu kritisiren, es sind eben nur Meinungen und Ansichten des Predigers und nicht Gottes h. Wille, die sie vor ihr Gericht ziehen und darum nur das gelten lassen, was mit ihren Ansichten und Meinungen sich vereinigen läßt. So hat der Rationalismus, der eben nur Ansichten und Meinungen hat, das Ansehen und die Macht der Predigt gründlich untergraben, so daß diese Art von Kirchenbesuchern auch nicht mehr sagt: „wir haben eine Predigt gehört", sondern: „eine schöne oder schlechte Rede." Cornelius spricht auch nicht zum Petrus: sage uns deine Ansicht — sondern: wir sind hier um zu hören, was dir von Gott befohlen ist. Es ist daher auch durchaus zu vermeiden, daß man auf der Kanzel die Gemeinde mit spekulativen Ideen unterhalte, wie z. B. über das Leben nach dem Tode, und über das Verhältnis der Verstorbenen zu denen, die noch auf Erden leben, man muß stehen bleiben bei dem, was Gottes Wort klar und einfach darüber lehrt, daß sowol der Zustand der Seligen als auch der Verdamten über unsere Vernunft hinausgehe. Als St. Paulus entzücket ward bis in den dritten Himmel, hörte er unaussprechliche Worte, die kein Mensch sagen kann. Die Theologie mag sich immerhin damit beschäftigen, aber die Predigt soll stehen bleiben bei den Grenzen, die die h. Schrift gezogen hat. Selbst in der allegorischen Schriftauslegung muß man sehr vorsichtig sein, weil da eben die Willkür freien Raum gewint, und man eine eigentlich beweisende Kraft nicht hat. Wenn der Herr sich vergleicht mit dem Hirten, der die 99 gehen läßt und das eine verlorene Schaf sucht, so darf auch in der Predigt der arme Zöllner nicht übersehen werden, und dem ist nicht mit geistreichen Reflexionen über das Wort Gottes gedient, sondern er will hören, daß es einen Gott gibt, der sich seiner erbarmen kann, und daß der Herr Jesus sein Blut auch für ihn vergossen hat. Die Untergrabung der Autorität der h. Schrift liegt besonders in der unglücklichen Redensart, daß in der heil. Schrift Gottes Wort zwar enthalten sei, daß aber nicht die ganze Bibel Gottes Wort sei, darnach ist es jedem überlassen, was er nun für Gottes Wort will gelten lassen und seine Vernunft hat zu entscheiden, was Gott dürfe geredet haben. Die, welche damit umgehen, die h. Schrift von den sog. Vorstellungen und Anschauung der Zeit, in der die h. Schriftsteller lebten, zu entkleiden, gehen oft so weit, daß eben nur das dürre Knochengerippe ihrer eigenen Ideen übrig bleibt. Ohne die volle und ganze Autorität der h. Schrift hat die Predigt keine Grundlage und keine zur gläubigen Annahme nöthigende Kraft. Sie soll und darf eben nur eine Verkündigung dessen sein, was Gott der Herr durch den Mund der Propheten und Apostel geredet hat. Daher stammt die Verwüstung der Kirche und der Verfall der Gemeinden, daß unter der Herschaft des Rationalismus in Schulen und Kirchen das Ansehen der h. Schrift gründlich untergraben ist, und daß man die dumm und einfältig gescholten hat, die noch darum glauben, weil es also geschrieben steht. Der Geistliche ist nicht darum, weil er den Talar anhat und auf der Kanzel steht, berechtigt, den Glauben zu fordern an das, was er sagt, sondern nur darum, weil er redet, was ihm Gott in seinem heiligen Worte befohlen hat. Der Schlüssel aber zur h. Schrift sind die Bekentnisschriften der Kirche, und es steht dem Prediger nicht zu, in subjektiver Willkür sich über dieselben zu erheben. Die Gemeinde hat das Recht, zu verlangen, daß er bei seinen kirchlichen Reden und Handlungen das reine Wort Gottes lehre und befolge, wie es in den Bekentnissen der Kirche seine Feststellung durch die Autorität der Kirche gefunden hat.

Fragt man also, woher es komme, daß die Predigt des Evangeliums oft von so geringem Erfolge begleitet sei, so liegt die Antwort eben darin, daß in dem Bewußtsein der Gemeinde die Bibel aufgehört hat, wirklich und wahrhaft Gottes Wort zu sein, sie meinen eben nur des Predigers Ansichten und Meinungen zu hören, die dann freilich nicht mehr gelten, als ihre eigenen Meinungen und Ansichten. Cornelius und sein Haus hörten aus dem Munde des h. Apostels nicht Menschenwort, sondern Gotteswort und daher empfing er mit den Seinen die Gabe des h. Geistes. Das Gesetz hat nur seinen ganzen und vollen Ernst, wenn es Gottes Gesetz ist, und das Evangelium hat nur seinen ganzen und vollen Trost, wenn Jesus Christus der wahrhaftige Sohn des lebendigen Gottes ist. Von dem Geistlichen ist vor allen Dingen zu fordern, daß er seine ganze Kraft und die Macht seiner Predigt nur allein darin findet, daß er auf dem einen Grunde stehet, der nicht wankt, wenn auch Himmel und Erde untergehen, er darf nicht im Unglauben an Gottes Wort seine Zuflucht zu einer besonderen Kunst seiner Rede nehmen, oder durch Aufregung des Gefühls oder durch Beschäftigung der Fantasie und bewegliche Schilderungen der Kirche dienen wollen. Wer in der Eitelkeit seinen eigenen Ruhm und seine Ehre sucht, und den Kindern der Welt solche Speise anbietet, wie sie sie etwa auch vertragen können, mag wol kurze Zeit sich eines reichen Zulaufes erfreuen, aber es wird auch dann heißen: „Du hast deinen Lohn dahin." St. Paulus bezeugt von sich, daß er in Corinth die göttliche Predigt verkündigt habe nicht mit hohen Worten und hoher Weisheit, er habe sich nicht dafür gehalten, etwas zu wissen ohne allein Jesum den Gekreuzigten und sein Wort, und seine Predigt sei nicht gewesen in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisungen des Geistes und der Kraft.

Es sind besonders zwei Eigenschaften, die man von jeder Predigt zu fordern berechtigt ist: die eine bezieht sich auf den Inhalt, die andere auf die Sprache. Der Inhalt muß erbaulich und die Sprache populär sein.

(Fortsetzung folgt später.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 19. September. № 75.

Jean Jacques Rousseau.

Es sind nicht immer die großen Geister, welche an der Spitze ihrer Zeit und darum in dem höchsten Glanze des Ruhmes stehen; größer sind oft die, welche unverstanden, unbeachtet, ungeehrt im Gegensatze zu ihrer Zeit stehen. Von den Wogen hochgetragen wird, was hohl und leicht ist, aber auch mit ihnen hinweggeschwemt. Nicht die Männer sind groß, die in ihrer Zeit groß erscheinen, sondern die Zeit ist groß, welche große Männer erkent, erträgt und von ihnen getragen wird. Viele hochberühmte und weithinwirkende Männer sind beides nur darum geworden, weil sie einer schon vor ihnen und ohne sie vorhandenen Zeitströmung Namen, Worte und persönliche Vertretung gaben, weil sie in den Damm, der bis dahin diese Ströme noch gehalten, das Loch machten, durch welches hindurch diese nun auf die Felder sich ergoß. Solche Männer sind Rousseau und Voltaire in dem Jahrhundert, in welchem Frankreichs Geist die fast unumschränkte Herschaft über das ganze gebildete Europa hatte. Beider Triumfe in der öffentlichen Meinung sind unerhört; beide galten als die glanzvoll herschenden Könige ihres Zeitalters; beide galten für die öffentliche Meinung als die höchsten Philosophen des „philosophischen" Jahrhunderts, während beide für die wirkliche Philosophie des Altertums wie der nächsten Vergangenheit kaum das geringste Verständnis hatten.

In Frankreich wurde schon vor der Mitte des Jahrhunderts eine immer weiterschreitende Revolution des Geistes begonnen durch die von England herübergekommene, hier aber ihre volle Ausbildung erreichende Freigeisterei, die, von aller geschichtlichen Offenbarung und von aller Geschichte überhaupt sich abwendend, nur die Natur vergötternd, zulezt in dem reinen Materialismus ihren Fäulnisprozeß vollendete, eine Bewegung von oben nach unten, aus den höheren Schichten der Gesellschaft immer tiefer herabsichsenkend; die Aristokratie wurde plebej, bis das Plebeje zulezt souverän wurde. Die französische Revolution ist nicht aus dem Volke entsprungen, sondern ist aus den höheren Bildungskreisen in das Volk übergegangen; der Uebermut der Großen und ihre Verachtung alles Heiligen und Sittlichen wurde des ganzen Volkes Verderben. Es waren nicht Verirrungen ernster, wissenschaftlicher Forschungen, welche gegen den christlichen Glauben und gegen die christliche Sittlichkeit ankämpften; es war der oberflächlichste Leichtsinn, der sie verlachte. Es galt nicht mehr das tiefe Forschen, sondern der frevle Witz und die handgreifliche Erfahrung. Tönten sonst am Eingange der Religion und der Wissenschaft dem Eintretenden die Worte entgegen: „ziehe deine Schuhe aus, denn es ist heiliges Land", so strömten jezt die Massen herein; und in den ehrwürdigen Hallen der Geistesgeschichte von siebenzehn Jahrhunderten hausten schon lange vor der eigentlichen Revolution die Jacobiner der Salons. Den Rang eines Philosophen erlangte, wer über die tiefsten religiösen Fragen und die höchsten geistigen Probleme mit leichtfertigem Witz oder einer klingenden Phrase sich hiwegsezte; der oberflächlichste Verstand, d. h. die entgeistete, ideenlose Erfahrungserkentnis, herschte mit Allgewalt über das ganze Gebiet der Bildung; als gebildet galt nur, wer Philosoph war, und als Philosoph galt nur, wer aller wirklichen philosophischen Gedankenarbeit entsagte. Alles, was bis dahin als philosophisches Denken betrachtet worden war, galt den Männern des „philosophischen" Jahrhunderts als Unsinn; Plato und Aristoteles wurden von ihnen verhöhnt; der Beifall der Salonsdamen galt als Ehrenpreis der Philosophie, und ernste Philosophen legten ihren „Freundinnen" ihre Gedanken und Werke zur Prüfung vor und haschten nach ihrem esprit. Alle früheren geistigen Errungenschaften galten als Finsternis, erst das achtzehnte Jahrhundert brachte die Aufklärung; aber im Tempel der Vernunft saß als Göttin ein feiles Weib. Wirkte in diesem Geiste Voltaire mehr in der aristokratischen Welt, mit boshaftem Witz und Spott gegen die christliche Weltanschauung ankämpfend, so suchte Rousseau, mehr auf die gebildeten Massen wirkend, die widerchristliche Weltanschauung in ihrer praktischen Gestaltung theoretisch zu begründen.

J. J. Rousseau war ein durch und durch unwahrer Charakter, unter der Form des strengen Moralisten aller wahren Sittlichkeit entgegenwirkend, unter der Form des ernsten Denkers aller wirklichen Philosophie entgegentretend, unter der Form des menschenfeindlichen, von der Welt sich absondernden Philosophen den Lastern der großen Welt Polster bettend; mit dem Anspruch, eine weltgeschichtliche Erscheinung zu sein, aller Geschichte hohnsprechend; wir finden bei ihm fast nur oberflächliche Gedanken, aber seine verschrobenen, kecken Ansichten nante man genial.

Rousseau wurde geboren in Genf 1712, der Sohn eines Uhrmachers. Sehr mittelmäßig unterrichtet kam er zu einem Kupferstecher in die Lehre; aber wegen eines leichtsinnigen Streiches flüchtete der 16jährige Bursche nach Savoyen, wo er, um als Proselyt ein besseres Unterkommen zu finden, von der reformirten zur römischen Kirche übertrat, und, nachdem er teils als Bedienter, teils als müßiger Landstreicher sich unnütz gemacht, von der ebenfals zur römischen Kirche übergetretenen Frau von Warens in ihr Haus aufgenommen wurde, die zuerst seine Schützerin und Pflegemutter war, dann seine mütterliche Freundin, nachher die verführende Freundin ihres Gesellschafters. Dreizehn Jahre lang, mit einigen Unterbrechungen, lebte er in diesem, nach seinem eigenen Bekentnis unsittlichen Verhältnis, über welches er in einer schweren Krankheit selbst einmal Gewissensbisse fühlte; aber die Dame und zwei Jesuiten trösteten ihn darüber, und er erklärt, er habe seitdem nie wieder große Gewissensbedenken empfunden. Ueber seine ewige Glückseligkeit in Zweifel, wollte er darüber dadurch zur Gewißheit gelangen, daß er mit einem Steine nach einem Baume warf; wenn er ihn träfe, so werde er selig; und er traf ihn wirklich. In jenem Hause beschäftigte er sich mit mancherlei, besonders mit Literatur und Musik, und verlebte sehr vergnügte Tage. Eine kurze Zeit war er Erzieher, benahm sich aber dabei sehr ungeschikt und konte sich selbst nicht beherschen; entweder weinte er oder er tobte. Dann ging er, ohne bestimten Plan, nach Paris, um da sein Glück zu machen, konte sich aber nur dürftig, zum Teil mit Notenschreiben, zum Teil als Vorleser, nähren. Nachher war er ein Jahr lang Sekretär bei der französischen Gesandtschaft in Venedig, wo er aber durch vielfache Wunderlichkeiten, durch Unverträglichkeit und Anmaßung sich bald unmöglich machte, auch nichts weniger als sittlich lebte. Nach Paris zurückgekehrt lebte er längere Zeit als Schreiber eines Generalpächters in nicht ungünstigen Verhältnissen. Da fand sich eine unerwartete Gelegenheit, sich berühmt zu machen. Die Akademie der Wissenschaften zu Dijon hatte die Preisaufgabe ausgeschrieben: „ob die Entwickelung der Künste und Wissenschaften zur Verbesserung der Sitten beigetragen?“ Rousseau beschloß, der Seltsamkeit wegen, diese Frage zu verneinen und die Schädlichkeit der Wissenschaft und der geistigen Bildung überhaupt zu beweisen. Kunst und Wissenschaft vernichten die Sittlichkeit, die wahre Tugend ist nur bei wilden Völkern zu finden; alle Künste und alle Wissenschaften sind allein aus Lastern entsprungen, die Astronomie aus Aberglauben, die Geometrie aus Geiz, die Physik aus Fürwitz u. s. w. Die Wissenschaften befördern den Müßiggang, die Künste den Luxus, beide machen also die Völker feig. Die Industrie hat die Bedürfnisse der Menschen groß gezogen und die Menschen schlecht gemacht. Wenn also geistige Bildung und Wissenschaften sich verbreiten, so muß das Wol des Ganzen, also auch der Staat, zu Grunde gehen; so gingen Athen und Rom unter, sobald sie hohe geistige Bildung errungen hatten. Natürlich wurde diese Arbeit (1750) gekrönt, denn Rousseau hatte sich als Philosoph gezeigt.

Das Seltsame zieht die Franzosen an, und Rousseau hatte damit sein Glück gemacht; er wurde der Mann des Tages. Die übersatte französische Welt langweilte sich an dem Bisherigen und wollte Neues um jeden Preis; je mehr der hergebrachten Auffassung widersprechend, um so erwünschter, um so größer der Beifall. Rousseau kam damit einer in der von Genüssen abgespanten vornehmen Welt schon längst herschenden Verkehrtheit willkommen entgegen. Das Uebermaß unnatürlicher, gekünstelter Zerstreuungen und Verkehrungen des einfachen Lebens hatte sehr natürlich für den reinen Gegensatz derselben Neigung erwekt; und die in raffinirten Genüssen überreizten Gemüter schwelgten in Sehnsucht nach einem arkadischen Leben, wo sie als Schäfer und Schäferinnen in seidenen Kleidern hinter ein par Lämmern und Ziegen idyllisch müßig gehen könten.

Die unerwartete Krönung seiner Arbeit und das von ihr erregte ungemeine Aufsehen befestigte Rousseau natürlich in seiner eingeschlagenen Richtung; und der vielfache Widerspruch, auf den er stieß, — selbst König Stanislaus von Polen, welcher in Frankreich lebte, ergriff gegen ihn die Feder, — machte ihn nur noch berühmter und hartnäckiger; und besonders die Damen schwärmten für den vermeintlich geistreichen und tiefdenkenden Mann, der den Mut gehabt, über die gesamte menschliche Bildung den Stab zu brechen; und überschwängliche Huldigungen, selbst aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft, mußten ihn in dem Gedanken, er sei zu einem die Welt reformirenden Geiste ersten Ranges berufen, immer mehr befestigen. Alles, was er fortan schrieb, auch das Verschrobenste, war einer begeisterten Aufnahme und Bewunderung im voraus gewiß. Die Schwärmerei der öffentlichen Meinung erzog den Schwärmer der radikalen Revolution. Damals schwärmten die „starken Geister“ auf Königs- und Kaiserthronen und in den goldstrotzenden Salons für die revolutionären Ideen im Gebiete der Religion und der Gesellschaft, und wunderten sich nachher, als die Völker sich die Freiheit nahmen, diese Ideen auch für sich zu beanspruchen.

Rousseau wußte nun, welchen Ton er anschlagen müsse. Er suchte nun auch in seinem Aeußern sich dem Naturzustande mehr zu nähern; er legte den Degen ab und die Lockenperücke und trug fortan nur noch eine runde Perücke, schrieb aber auch eine Oper, die großen Beifall fand, unbeschadet seines Hasses gegen Bildung und Kunst. Bald darauf erschien sein zweites Werk, wieder veranlaßt durch eine Preisfrage der Akademie zu Dijon: „über den Ursprung und die Gründe der Ungleichheit unter den Menschen.“ Rousseau schildert hier als den wahren und besten Zustand der Menschheit den Naturzustand, in welchem keine Ungleichheit unter den Menschen. Die ersten Menschen, nur Thiere von höherer Fähigkeit, lebten in Wäldern wie die Bären, ohne Sprache und sonstige Vernünftigkeit; sie thaten nichts als essen und trinken, schlafen und sich vermehren, lebten aber ohne wirkliche Ehe. Die kleinen Kinder wuchsen schnell, und sie liefen, sobald sie gehen konten, von ihrer Mutter fort. Die Sprache wurde erst allmälich nach eini-

gen tausend Jahren erfunden; ein Bedürfnis dazu war nicht vorhanden, denn die Menschen im Naturzustande lebten einsam und wollten keine Gesellschaft; aber sie waren gut, gesund und glücklich; und erst als die unglückselige Civilisation Eingang fand, wurden die Menschen unglücklich und böse, denn alle Bildung ist ein unnatürlicher Zustand. Der civilisirte Mensch ist von seiner Geburt bis zu seinem Tode ein Sklave. Die Menschen im Naturzustande waren völlig frei und einander gleich; die Bildung hebt diese Freiheit und Gleichheit aller Menschen auf, macht Unterschiede unter den Menschen; da ist jeder ein geborner Feind des andern, und die Glückseligkeit ist für immer aufgehoben; die Karaiben — bekantlich Menschenfresser — sind viel glücklicher als wir. Seit dem Anfang der bürgerlichen Gesellschaft geht alle wahre Glückseligkeit zu Grabe; das allgemeine Schicksal der Menschheit ist fortan das allgemeine Elend; und der Grund dieses Jammers ist eben die geistige Bildung. Es kann keine Gesellschaft bestehen ohne Unterdrückung der eigentlichen Rechte jedes Menschen, also der Freiheit, also ohne Umkehrung der wahren Ordnung der Natur.

Rousseau widmete diese Schrift dem Rathe seiner Vaterstadt Genf, und wurde nun wieder reformirt, um in Genf das Bürgerrecht zu erlangen, und er empfing es, lebte aber in Frankreich, zum Teil von einer vornehmen und leichtfertigen Frau unterstützt. Bald darauf erschienen seine Hauptwerke. Der schlechthin unpraktische Mann schrieb über ganz praktische Dinge, und diese Schriften machten ihn weltberühmt. Er selbst war davon überzeugt, daß er berufen sei, ein Weltreformator zu einer Umbildung der Menschheit bis auf die untersten Wurzeln zu sein und die bisher in Jammer und Thorheit lebende Menschheit glückselig zu machen, obgleich er selbst in menschenfeindlicher Unverträglichkeit sich immer mehr in stolze Vereinzelung einspann und sich freute, einsam nur in der Gesellschaft von Thieren leben zu dürfen, „um nicht mehr von dem Athem der Menschen vergiftet zu werden." 1762 erschien sein Contrat social, die theoretische Grundlage der französischen Revolution, die er schon im Geiste herannahen sah und sich dessen freute. Rousseau hat den Grundgedanken der Revolution nicht erfunden, sondern nur der durch große und schwere Sünden des französischen Königstums und seines Adels wesentlich mitverschuldeten allgemeinen revolutionären Stimmung Worte geliehen, und eben darum zündete sein Wort mit überraschender Schnelligkeit; der allgemeinen sittlichen Fäulnis der Gesellschaft und des Staats gegenüber hatten seine widergeschichtlichen Theorien wenigstens nicht eine größere Unwahrheit und Schuld. Die tiefgrollende Verbitterung Rousseau's gegen die bevorrechteten Stände und gegen die berechtigten Staatsgewalten, besonders gegen die Obrigkeit von Gottes Gnaden hatte leider nur zu viel Veranlassung in den in Ueppigkeit und Lüderlichkeit lebenden und mit liebloser Selbstsucht waltenden herschenden Ständen. Rousseau und seine Zeit wolten aber die Risse und die sonstigen Schäden in dem Gesellschaftsgebäude dadurch entfernen, daß sie das ganze Gebäude niederbranten und der Erde gleichmachten: der unchristliche Geist solte ausgetrieben werden durch einen noch schlimmeren. — Der Mann, der seine eignen Kinder nicht erziehen konte und wolte, und der in seinen geringen pädagogischen Versuchen sich als völlig ungeschikt erwiesen, trat gleichzeitig als pädagogischer Messias auf und schrieb in dem Emil ein Werk, welches die gesamte Erziehung von Grund aus umkehren solte. Das Pariser Parlament und der Erzbischof von Paris verurteilten und verbranten das Werk, — man sagt, zum Teil auf geheime Anregung Voltaires, der auf Rousseau eifersüchtig war; auch in Genf wurde das Buch verbrant, obgleich die Genfer ihren Landsmann hoch verehrten. Dadurch wurde aber dieses Buch grade berühmt und um so mehr verbreitet. Mit Gefangenschaft bedroht, mußte Rousseau Frankreich verlassen; er floh in die Schweiz, wurde aber in Genf nicht aufgenommen und lebte nun in Neufschatel unter preußischem Schutz. Ein von Friedrich II. ihm angebotenes Jahrgehalt und einen Ruf nach Potsdam schlug er aus; nur wenn Friedrich seinen Degen niederlegen und seinem Volke die Freiheit (nach Rousseaus Vorstellungen) geben wolle, würde er, der Feind aller Könige, vor Freuden an den Stufen von Friedrichs Throne sterben. Friedrich erklärte ihn für einen Narren, ließ ihm aber seinen Schutz. Jedoch durch einen Volksaufruhr aus Neufschatel vertrieben, suchte er vergeblich in Bern Aufnahme, konte aber nach Frankreich zurückkehren. 1766 ging er nach England, wo er von den ihm verwandten Freigeistern gut aufgenommen wurde und vom Könige eine Pension erhielt. Bald aber verfeindete er sich gründlich mit seinen neuen Freunden, lebte seitdem in Frankreich und wurde immer mehr ein menschenfeindlicher Sonderling, seine Abneigung gegen die Menschen bis zum krankhaften steigernd. Trotz der freundlichsten Aufnahme von mehreren Seiten sich nirgends vertragend, nirgends es aushaltend, überall nur Feindschaft, Verschwörung und Verfolgung witternd, verbitterte er sich selbst auf alle Weise sein Leben; denn nirgends sah er seine Träumereien verwirklicht trotz der allgemeinen begeisterten Bewunderung für seine Theorien. Mit stolzer Verachtung blikte er auf das Geschlecht, welches ihm Weihrauch streute und doch blieb, wie es war; und in dem Maße, als er sich selbst bewunderte und bewundert wurde, stieg auch sein Groll und sein Haß gegen die Menschheit. — Sein häusliches Leben war eine schlechte Empfehlung für seine Reformations-Ideen. Mit seiner Haushälterin, einer ganz ungebildeten und sittlich niedrigen Person, die er als Aufwärterin in einem Speisehause kennen gelernt hatte, lebte er 25 Jahre lang in wilder Ehe, und er erklärte selbst ausdrücklich, er habe nie einen Funken Liebe für sie gefühlt. Der Schwärmer für die zügellosesste Freiheit wurde von seiner Haushälterin fast immer in vollständigster Unterwürfigkeit gehalten. Seine fünf Kinder schikte er ins Findelhaus, vier davon ohne Erkennungszeichen, und er hat sie nie wiedergesehen; er erklärte diese Handlungsweise für gut und recht, denn er sei überzeugt, daß die Kinder im Findelhause besser erzogen würden als bei ihm; erst in seinem späteren Alter spürte er einige Reue darüber. Er starb 1778 auf dem Land-

gute Ermenonville am Schlagflusse; das Gerücht, er habe sich selbst erschossen, scheint grundlos zu sein.

Nach seinem Tode erschienen seine Confessions, Selbstgeständnisse über sein Leben. Rousseau ist darin scheinbar sehr aufrichtig, auch in Beziehung auf seine Fehler; aber es ist nicht die Aufrichtigkeit der sittlichen Selbsterkentnis, sondern es ist das Wolgefallen an der eigenen Größe, welche durch die nicht bereuten, sondern nur mit selbstgefälliger Behaglichkeit berichteten Sünden eigentlich nur lebhafter hervortreten soll, sintemal ja nach seiner Theorie alle Schuld eines schlechten Charakters auf die verkehrte Erziehung fält, und vor Rousseau verstand man die Kunst des Erziehens nicht. Rousseau blikt in sein eigenes Herz, nicht um sich zu demütigen, sondern um sich selbst zu bespiegeln und sich interessant zu finden; und die gemütliche Ruhe, mit welcher er seine Schwächen und Sünden in demselben Athemzuge mit seinen Tugenden aufzählt, ist oft gar merkwürdig. Er geizt nicht nach dem Ruhme, ein Tugendideal zu sein, sondern nach dem Ruhme, trotz seiner offen zugestandenen Sünden noch ein großer Mann und Weiser zu sein, und er erklärt selbst, daß er sich für einen der besten Menschen halte.

Rousseau's Auffassungen der Religion und der Sittlichkeit sind ganz geeignet, das Wolgefallen der großen, oberflächlich gebildeten Welt zu gewinnen, indem er einerseits der gottesleugnerischen Freigeisterei gegenüber einige allgemeine religiöse Gedanken festhält, die er mit vielen fromm scheinenden, auf das Gefühl berechneten Redensarten umkleidet, sogar von Christo und dem Christentum manches vornehm anerkennende Wort sagend, — andererseits die christlichen Grundgedanken bei Seite schiebt. Die Religion ruht nach Rousseau nicht auf einer Erkentnis, sondern auf dem Gefühl; zu einer wirklichen Erkentnis des höchsten Wesens bringen wir es nicht, sondern höchstens zu einer Ahnung. Das Dasein der endlichen Dinge läßt uns auf eine unendliche Ursache schließen, welche das Weltall in Bewegung sezt und in ihr erhält; die Schönheit und Ordnung der Natur lehrt uns diese unendliche Ursache als weise und gut erfassen. Gott ist also persönlicher Geist, weise, gerecht, barmherzig; sein sonstiges Wesen bleibt uns verborgen. Da Gott gerecht ist, also das Gute und Böse vergilt, solche Vergeltung aber in dem jetzigen Leben nicht vorhanden ist, so dürfen wir auf ein Leben nach dem Tode hoffen; und der Gedanke an einen zukünftigen Lohn ist ein hoher und rechter Beweggrund für die Sittlichkeit. Gott will alle Menschen glückselig machen; der Weg dazu ist die Tugend; und da Gott barmherzig ist, so kann er die Bösen nicht mit endloser Verdamnis strafen. Unsere religiöse Beziehung zu Gott kann in nichts anderem bestehen, als in frommen Gefühlen und in frommer Betrachtung. Das Gebet kann nichts anderes sein, als der Ausdruck unseres Gefühls, kann dagegen nie den Zweck haben, eine Erhörung zu bewirken. „Ich spreche zu Gott", sagt R. im Emil, „ich danke ihm für seine Wolthaten, aber ich bitte ihn um nichts; denn was solte ich von ihm verlangen? soll Gott denn meinetwegen den Lauf der Dinge ändern oder zu meinen Gunsten ein Wunder thun? ich solte wollen, daß die von der Vorsehung einmal festgesezte Ordnung der Dinge um meinetwillen gestört werde? nein, ein solcher verwegener Wunsch würde vielmehr verdienen, gestraft und nicht erhört zu werden; um was allein ich Gott bitten könte, um die Kraft, Gutes zu thun, das hat er mir ja schon von Natur gegeben." Rousseau nent diese ganz oberflächlichen Auffassungen, welche für das eigentliche religiöse Leben schlechterdings kein Verständnis haben, Naturreligion, und stelt diese dem Christentume gegenüber.

Seiner Religion entspricht die Sittlichkeit. Quelle aller Sittlichkeit ist das natürliche Gewissen, ein ursprüngliches Gefühl für das Gute und Böse, welches aller Verstandeserkentnis vorausgeht und welches immer wach bleibt, ein in jedem Augenblick des Lebens völlig sicherer Führer und untrüglicher Richter über gut und böse. Dieses sittliche Gefühl, welches natürlich in allen Menschen ganz dasselbe ist, macht alle Offenbarung und auch alles Philosophiren über das Sittliche entbehrlich. Des Menschen Wille ist vollkommen frei in seinem ganzen Leben, und an allen Uebeln ist er also ganz allein schuld. Der Tod ist gar kein Uebel, sondern ist eine von Gott geordnete wolthätige Befreiung aus den durch die Fehler der Menschen entsprungenen Uebeln; für den unverdorbenen Menschen hätte er gar nichts Schmerzliches, denn er würde ihn nicht empfinden. — Der Grundgedanke aller Sittlichkeit, also auch aller Erziehung, ist: jeder Mensch ist von Natur vollkommen rein und gut; jeder Mensch wird auch jezt grade noch so gut und so vollkommen geboren, wie der erste Mensch aus den Händen des Schöpfers hervorging; alles Böse komt erst durch eine falsche Erziehung in den Menschen. Dieser Gedanke ist der Mittelpunkt der gesamten naturalistischen, auch in unserer Zeit überaus mächtigen Zeitströmung und der volle Gegensatz gegen die bis dahin geltende christlich-geschichtliche Weltanschauung.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 23. September. № 76.

Jean Jacques Rousseau.

(Schluß.)

Hatten schon die höchsten Weisen des heidnischen Altertums, selbst gegen das entschiedene Interesse ihres Systems, anerkant, daß der Mensch in seinem gegenwärtigen Zustande nicht mehr das sei, was er seiner ursprünglichen Bestimmung nach sein solte, hatte Plato es anerkant, daß kein Mensch auf Erden der reine und wahre Mensch sei, vielmehr jeder ohne Ausnahme schon von seiner Geburt an etwas Böses an sich habe, eine natürliche Verderbnis, welche Plato, da er von einem am Anfange der Weltgeschichte geschehenen Sündenfalle nichts weiß, auf einen jenseits des gegenwärtigen Lebens geschehenen Sündenfall jeder einzelnen Sele vor ihrer Geburt zurückführt, hatte sein großer Schüler Aristoteles, der Vollender der alten Philosophie die große Masse der Menschen, einige wenige ausgenommen, als für die wahre Tugend und Weisheit schlechthin unzugänglich erklärt, — so ruht die ganze christliche Weltanschauung auf dem Gedanken, daß der Mensch zwar vollkommen rein und gut und zu allem Guten fähig geschaffen sei, daß er aber schon am Anfange der Geschichte durch eigene Schuld diese Reinheit und Vollkommenheit verloren, an Gott gesündigt habe, und daß diese Sünde und die darauf folgende Sündhaftigkeit des ersten Menschen nicht etwas für die übrige Menschheit Gleichgültiges sei, wie ein Wort, welches in der Luft spurlos verhalt, sondern daß der Mensch und seine Sünde der Geschichte angehöre, auf die ganze Menschheit wirke, daß aus böser Wurzel auch ein böser Baum erwachse, daß also die späteren Geschlechter nicht ererben können, was die ersten Menschen verloren, das reine, unverfälschte Ebenbild Gottes, und daß wegen dieser natürlichen Entartung des ganzen Menschengeschlechts eine Erlösung durch eine weltgeschichtliche That nothwendig sei, daß jeder Einzelne durch eine göttliche Gnadenthat geistlich wiedergeboren werden müsse, wenn er teil haben soll an dem Reiche Gottes. Diesem bis dahin in der ganzen christlichen Welt geltenden Gedanken, der aller christlichen Sittlichkeit zu Grunde liegt, tritt Rousseau, oder vielmehr seine ganze Zeitrichtung, gegenüber. Mit nichten, sagt er; der einzelne Mensch hängt mit der übrigen Menschheit gar nicht organisch zusammen; die Menschheit ist nicht ein einiges, lebendiges Ganze, in welchem die Gesundheit oder die Krankheit eines Gliedes auch die Gesundheit oder Krankheit des Ganzen bewirke oder umgekehrt, sondern die Menschheit ist nichts als eine Summe von vielen neben einander bestehenden Einzelwesen, welche alle von Natur schlechthin gleich, gleich gut und gleich vollkommen sind; jeder hat es also schlechterdings nur mit sich selbst zu thun, hat in sich nichts zu bekämpfen, was böse wäre, braucht seine völlig reine Natur nur ruhig und ungestört sich entwickeln zu lassen, wie der Baum im Walde wächst, so wird er unfehlbar gut. Alles ist gut, was der Mensch von Natur in sich hat; alles böse in jedem einzelnen Menschen ist schlechterdings nicht aus dem Menschen entsprungen, sondern ist erst in ihn hineingekommen; alle natürlichen Neigungen, Triebe und Leidenschaften sind gut, sind die nothwendige Bedingung unsers Bestehens; es gibt im menschlichen Herzen schlechterdings keine natürliche Verkehrtheit, keine Neigung zum Bösen, sondern nur Neigung zum Guten. Die natürlichen Triebe und Neigungen bekämpfen wollen, wäre ein ebenso vergebliches wie thörichtes Beginnen, denn es hieße ja, an Gottes Werk nachbessern wollen; Gott hat sie dem Menschen eingepflanzt, darum kann er nicht fordern, sie zu bewältigen. Was Gott vom Menschen gethan haben will, das läßt er ihm nicht durch andere Menschen, etwa durch Profeten, kundthun, sondern das schreibt er in den Grund seines Herzens, das spricht sich in den natürlichen Neigungen aus; wozu mich also mein Herz, meine Natur antreibt, das ist immer gut und muß gut sein. Darum ist auch die natürliche Selbstliebe vollkommen gut, führt zu allem Guten und ist das höchste Prinzip aller Sittlichkeit; wir lieben nur und können nur lieben, was uns nützlich ist; das oberste sittliche Gesetz ist also: Sorge für dein Bestes mit dem möglichst geringsten Uebel der Andern; es wird hierbei also ohne weiteres zugestanden, daß ich, für mein Bestes sorgend, allerdings Andern Uebel bereiten muß, nur sollen diese so gering sein, als es sich mit meinem Nutzen verträgt.

Ist nun die Sittlichkeit so einfach, so leicht, so behaglich, so jedem mundrecht, so leuchtet ein, daß es für sie einer christlichen Religion nicht bedarf; die natürliche Religion ist vielmehr, sagt Rousseau, vollkommen ausreichend; alles, was im

Christentum Wahres enthalten ist, das habe ich schon von selbst in meinem Gewissen und in meiner natürlichen Vernunft. Der Glaube an eine Offenbarung sei nicht zu verlangen, denn eine solche lasse sich nicht beweisen; auch müßte sie, wenn sie gelten solte, jedem einzelnen Menschen zu teil werden, weil man ja sonst doch auf menschliches Zeugnis hin glauben müßte. Die biblische Offenbarung ruht auf Wundern, aber diese lassen sich nicht beweisen; die meisten lassen sich natürlich erklären; und wer weiß, sagt R. ausdrücklich, ob man nicht noch einmal die Kunst erfindet, Todte wieder lebendig zu machen.

Auf Grund dieser religiös-sittlichen Weltanschauung unternimt es nun Rousseau, eine vollständige Umgestaltung der Erziehung zu entwickeln; denn alle bisherige Erziehung sei verkehrt, weil sie auf dem Gedanken ruhe, daß in dem Menschen von Natur manche böse Neigungen vorhanden seien, welche durch die Erziehung bekämpft werden müßten. Die Erziehung muß eine ganz neue sein; sie soll das Kind nicht eigentlich bilden, sondern es nur vor Verbildung bewahren, soll es vor den Einflüssen der übrigen Menschheit schützen, wie man eine auf einem Wege aufsprossende Pflanze anderswohin verpflanzt, damit sie nicht zertreten werde. Die bisherige Erziehung wollte dem Kinde die Natur austreiben, die rechte Erziehung aber muß grade die Natur des Kindes vor aller Beeinträchtigung in Schutz nehmen, soll einen Naturmenschen bilden; sie soll nichts thun, sondern soll nur verhindern, daß etwas gethan werde. Die Erziehung Emils, der nicht etwa zu einem Edelmann, sondern nur zum Menschen gebildet werden soll, darf nicht geschehen durch die Eltern, sondern durch den Hofmeister. Die Eltern mag er ehren, aber nur dem Hofmeister hat er zu folgen. Der Erzieher muß möglichst jung sein; am besten wäre es, wenn er nicht älter als sein Zögling wäre; nur ist dies eben nicht gut möglich; er soll nämlich nicht eigentlich über dem Zögling stehen, sondern nur neben ihm hergehen, um ihn zu schützen; jedenfalls darf der Erzieher noch keine andern Kinder erzogen haben und darf überhaupt nur einmal in seinem Leben diesen Beruf ausüben. Er darf auch seinen Zögling nicht erst erhalten, wenn dieser schon einige Jahre alt ist, sondern er muß schon vor der Geburt desselben da sein und für den künftigen Zögling vor dessen Geburt Sorge tragen; auch darf er nicht von den Eltern gewählt werden, sondern er muß sich seinen Zögling aus reiner Liebe selbst wählen, was allerdings vor der Geburt desselben einige Schwierigkeit hat, und er darf nur aus Liebe, nicht für Lohn erziehen. Er soll sich aber nur ein gesundes und kräftiges Kind wählen, denn bei schwächlichen und kränklichen Kindern komt doch nicht viel heraus; wenn sich jemand dieser unglücklichen Kinder aus Erbarmen annehmen will, so mag man das loben, aber Rousseau will jedenfals als Erzieher nichts mit ihnen zu thun haben; nur mit einem gesunden, kräftigen Körper ist in der Erziehung etwas anzufangen; alle schlechten Leidenschaften entspringen aus einem schwächlichen Körper; je schwächer dieser, um so mehr beherscht er die Sele; je stärker er ist, um so williger gehorcht er. Wie aber jene schwächlichen und kränklichen, keiner Erziehung zum Guten fähigen Kinder denkbar sind, während doch jeder Mensch von Natur grade ebenso vollkommen sein soll, wie der erste aus der Hand des Schöpfers hervorgegangene, erfahren wir nicht. Also nur vollkommen gesunde Kinder dürfen nach der neuen Erziehungskunst erzogen werden; denn mit den Aerzten will Rousseau schlechterdings nichts zu thun haben. Die Arzneikunst ist die gefährlichste und verderblichste aller menschlichen Künste, denn sie erhält die schwächlichen Körper am Leben, macht die Leichname gehen, gibt uns ein schwaches Geschlecht. Gäbe es keine Aerzte, so würden die schwächlichen Körper untergehen, und das wäre für die Menschheit ein Glück, denn wir hätten dann ein starkes, also tugendhaftes Geschlecht. Die Aerzte quälen uns nur mit beständiger Todesfurcht und können uns doch nicht von dem Tode retten; muthige Menschen gibt es nur, wo es keine Aerzte gibt; denn da sieht man dem Tode kühn ins Angesicht. Emil darf also, auch wenn er krank ist, niemals einen Arzt haben; er muß lernen krank sein ohne Arzt, wie ja ein Thier auch ganz still ist, wenn es krank ist, und so natürlich wie das Thier soll Emil leben; nur wenn Emil in der augenscheinlichsten Todesgefahr schweben solte, mag allenfalls ein Arzt gerufen werden, denn dann kann dieser doch nichts mehr verderben.

Der Hofmeister sorgt nun für das Kind von seiner Geburt an, eigentlich schon vorher; er allein, und nicht die Eltern oder die Aerzte, wählt die Amme, denn auch die Aerzte verstehen das nicht. Das Kind muß nun zuerst stark gemacht werden in seinem Körper; alle Bosheit entspringt allein aus körperlicher Schwäche; mache das Kind stark, und es wird gut sein; wer alles vermöchte, würde nie etwas Böses thun. Man gewöhne das Kind an nichts, auch an keine bestimte Essens- und Schlafenszeit; denn das Kind weiß selbst am besten, was ihm gut ist und was nicht; es ißt, wenn es Hunger hat, und es schläft, wenn und so lange es will. Das Kind soll zu nichts anderem erzogen werden als zur Freiheit; je freier es sich fühlt, um so besser und tugendhafter ist es. Dem Kinde darf daher nie etwas befohlen werden; schlechterdings nichts; Emil darf auch nicht entfernt auf den Gedanken kommen, daß sein Erzieher sich irgend eine Autorität über ihn zuschreibe; er muß alles durch die Erfahrung der Nothwendigkeit lernen; nur unter die Nothwendigkeit der Dinge darf er sich beugen, nicht unter den Befehl eines Menschen; die Wörter „befehlen“ und „gehorchen“ müssen aus seinem Wörterbuche gestrichen werden, ebenso die Wörter „Schuldigkeit“ und „Verpflichtung“; dagegen die Wörter „Kraft, Nothwendigkeit, Ohnmacht und Zwang“ müssen in dem Wörterbuche die Hauptrolle spielen. Ihr dürft dem Kinde auch nie das Geringste verbieten; soll es etwas unterlassen, so dürft ihr es nur hindern, es zu thun, ohne Erklärung, ohne Gründe; Emil soll an der Nothwendigkeit sich brechen, in die Nothwendigkeit sich fügen; kein Befehl,

ine Mahnung, keine Erklärung darf ihm entgegentreten, son-
rn ganz allein die Nothwendigkeit der Dinge. Könt ihr sei-
em Wunsche willfahren, so thut es aufs erste Wort, ohne
aß er bittet, und thut es ohne alle Bedingungen; wenn ihr
on ihm etwas haben wolt, so müßt ihr es so lenken, daß er
laubt, nur sich selbst und seiner Neigung zu gehorchen, nicht
ach; so wird das Kind fügsam, sanft, entsagend, und kein
aster wird in seiner Sele aufkeimen, denn es liegt in der
latur des Menschen, sich willig in die Nothwendigkeit zu fü-
en, nicht aber in einen fremden Willen; das Wort: „es ist
ichts mehr da", ist für das Kind eine Macht, gegen welche
s sich nicht auflehnen kann; es gibt kein anderes Erziehungs-
nittel als die Nothwendigkeit. Also ja nicht etwa moralische
Ermahnungen, sondern nur Erfahrung; der Zögling muß durch-
us in dem Glauben erhalten werden, er sei sein eigner Herr
nd der Erzieher *ihm* untergeben.

Von *Strafe* oder Züchtigung darf in der neuen Erzie-
ungskunst nie die Rede sein, denn das richtig geleitete Kind
hut *nie* Unrecht, es weiß gar nicht, was ein Fehler ist; an
llen Fehlern des Kindes ist ganz allein der Erzieher schuld;
ieser also und nicht das Kind verdient die Strafe. Das Kind
arf also auch nie um Verzeihung bitten, es kann ja nie-
nals in den Fall kommen, einer Verzeihung zu bedürfen; denn
a es nur der Nothwendigkeit gehorchen lernt und nicht einem
[illegible]-Gesetz, so kann es auch nichts thun, was unsitt-
ich wäre, was also eine Strafe oder Rüge verdiente. Die
inzige natürliche Leidenschaft des Kindes ist die Eigenliebe,
nd diese führt von selbst das Kind zu allem Guten mit voller
Sicherheit; das Kind thut nur, was ihm die Natur sagt, und
arum handelt es immer recht. Das Kind darf überhaupt gar
nichts in Beziehung und aus Rücksicht auf Andere thun, also
arum, weil Andere es wollen oder gern sehen, sondern durch-
aus nur das, wozu seine innere Neigung es treibt, und nur
arum, weil es den natürlichen Antrieb dazu hat. Es darf
ihm auch nicht die Tugend anderer Menschen als Vorbild vor-
gehalten werden, sondern es muß sich selbst ganz allein Vor-
bild sein, denn es ist von Natur schon vernünftig. Emil wird
freilich ohne Zweifel manches Ungeschikte thun, wird sich ver-
wunden, manches zerschlagen u. dgl., aber er hat nie eine
böse Absicht dabei; denn hätte er auch nur ein einziges Mal
eine solche, so wäre er rettungslos verloren und alle Er-
ziehung desselben unmöglich; an Bosheit aber ist bei einem
Zögling überhaupt gar nicht zu denken. Wenn also das Kind
einen Schaden anrichtet, aus besonderer Lustigkeit etwa einen
kostbaren Spiegel entzweischlägt, so ist nicht das Kind, sondern
einzig eure Unvorsichtigkeit schuld; und wenn der Bube alle
Spiegel und Fenster zerschlägt, so darf kein Wort des Vor-
wurfs über eure Lippen kommen, noch weniger dürft ihr ihn
strafen; ihr dürft selbst mit keiner Miene andeuten, daß euch
die Sache verdrießlich sei; ihr müßt grade so thun, als ob

der Spiegel und die Fenster von selbst entzweigegangen wären.
Das Einzige, was ihr zu thun habt, ist dies, daß ihr die zer-
brochenen Fensterscheiben an Emils Schlafzimmer zerbrochen
bleiben und ihn bei dem durchpfeifenden Winde schlafen laßt;
und wenn er sich dabei eine Krankheit holt, so ist dies ganz
gut, denn dann wird er durch Schaden klug werden.

Die Erziehung bis zum zwölften Jahre darf schlechter-
dings nur abwehrend sein, darf nichts thun, sondern nur be-
wahren; „köntet ihr euren Zögling gesund und stark bis
ins zwölfte Jahr erhalten, ohne daß er seine rechte Hand von
der linken zu unterscheiden fähig wäre, so würden sich dann die
Augen seines Verständnisses bei dem ersten Unterricht der Ver-
nunft öffnen; ohne Vorurteil, ohne Gewohnheit würde er
nichts an sich haben, was die Wirkung eurer späteren Unter-
weisungen schwächen könte; alsbald würde er unter euern Hän-
den der verständigste und weiseste Mensch werden; und indem
ihr bis zum zwölften Jahre nichts thut, würdet ihr dann so-
fort ein Wunder der Erziehung vollbracht haben." Die Er-
ziehung bis ins zwölfte Jahr ist also sehr leicht; man kann,
sagt Rousseau, das Prinzip dieser Erziehung auch so aus-
sprechen: „thut immer das Gegenteil des Herkömlichen, und
ihr werdet fast immer das Rechte thun." Nur der Körper
darf in dieser Zeit ausgebildet werden; die Sele aber haltet,
so lange es irgend möglich ist, vollkommen unthätig. Von Un-
terricht darf in dieser Zeit nicht die Rede sein; Emil darf
nichts auswendig lernen, darf weder lesen noch schreiben; mit
zwölf Jahren darf Emil kaum wissen, was ein Buch ist; nur
im Buche der Natur soll er lesen. Unterricht in der Religion
ist völlig unstatthaft, denn Emil versteht noch nichts davon.
Die einzige sittliche Lehre für das Kind ist die: „thue nie-
mandem etwas Böses"; und um dies zu erleichtern, soll Emil
möglichst von allem Umgang mit Menschen zurückgehalten
werden. Zur Wahrhaftigkeit braucht Emil nicht angehalten zu
werden, denn, wenn er richtig geleitet wird, hat er ja gar keine
Veranlassung, die Unwahrheit zu sagen; ihr tadelt ihn nicht,
straft ihn nicht, fordert nichts von ihm, weshalb also solte er
lügen? An aller Lüge ist ganz allein der Erzieher schuld;
denn das Lügen komt daher, daß ihr verkehrter Weise von
dem Kinde Gehorsam fordert, dem sich das Kind ganz natür-
lich und mit Recht zu entziehen sucht, oder daß ihr ihm mit
Strafe droht. Hat Emil etwas versprochen, so dürft ihr auch
schlechterdings nicht auf Erfüllung des Versprochenen dringen,
denn von Verpflichtung darf er durchaus noch keinen Begriff
haben; er muß auch seinen Versprechungen gegenüber voll-
kommen frei bleiben. So wird Emil nie in den Fall kommen,
zu lügen.

Rousseau gibt dann ein Bild seines zwölfjährigen Mu-
sterknaben. „Er hat wenige, aber seinem Alter ensprechende
Begriffe; auswendig weiß er nichts, aber viel aus der Er-
fahrung. Sprecht ihr ihm von Pflicht, Gehorsam u. dgl.,

so weiß er nicht, was ihr wolt; befehlt ihr ihm etwas, so versteht er euch nicht; sagt ihr ihm aber: wenn du mir das zu Gefallen thust, so werde ich dir wieder etwas zu Gefallen thun, so wird er sich sofort beeifern, euern Wunsch zu erfüllen, denn nichts ist ihm lieber, als Erweiterung seiner Herschaft, und Rechtsansprüche an euch zu erlangen. Thut ihr ihm, was er von euch fordert, so wird er sich nicht bedanken, aber er wird fühlen, daß er euch verpflichtet ist ... für einen so gebildeten Knaben haben gewöhnliche Menschen freilich kein Verständnis; sie sehen in ihm nur einen Schlingel; man wird ihn einen Wilden nennen, und das soll er auch sein, aber ein Wilder, der zur wahren Bildung bestimt ist."

Mit zwölf Jahren begint nun die eigentliche geistige Bildung. Aber Emil darf dennoch durchaus nur aus eigenem Antriebe lernen, wann und wie er will. Er darf nie auf Autorität hin etwas glauben; er lerne die Wissenschaften nicht, er erfinde sie; alles muß er aus eigener Erfahrung lernen; er darf nie etwas aufs Wort hin glauben oder thun; ihm ist nur dasjenige gut, was er selbst als gut anerkent; überall sieht er allein auf den Nutzen; „wozu ists nütze?" das ist fortan das heilige Wort, welches ihn leitet. Vor fünfzehn Jahren darf ihm von Religion gar nichts gesagt werden; er darf nicht eher auch nur leise Hinweisungen darauf erhalten, als bis sein Geist so gereift ist, daß er darin nichts Geheimnisvolles oder Unbegreifliches mehr findet; vorher darf er von Gott nicht das Geringste erfahren, denn er stelt sich Gott doch falsch vor; in einer bestimten Religion darf er auch später nicht unterrichtet werden, sondern er muß sich seine Religion frei wählen. Mit fünfzehn Jahren darf Emil noch nicht wissen, ob er eine Sele hat; vielleicht erfährt er es im achtzehnten Jahre noch zu früh. Ueberhaupt muß er so wenig als irgend möglich *lernen*; denn je weniger wir wissen, um so weniger Irrtümer haben wir; je gelehrter wir sind, um so mehr falsche Vorstellungen haben wir; die Universitäten und Akademien sind nichts als öffentliche Lügenschulen, und in der Akademie der Wissenschaften sind mehr Irrtümer zu Hause als im ganzen Volke der Huronen. Das einzige Mittel, den Irrtum zu vermeiden, ist die Unwissenheit; das ist die Lehre der Natur und der Vernunft; und in dieser Unwissenheit muß der Knabe möglichst lange erhalten werden; müßte Emil später nicht leider unter gebildeten Menschen leben, so brauchte er überhaupt gar nichts zu lernen; aller Unterricht ist nur ein nothwendiges Uebel.

Mit dem Eintritt der körperlichen Reife wird dem Jüngling das Ideal einer Jungfrau gelehrt, und er wird, etwa mit

zwanzig Jahren, in die Welt eingeführt, wo möglich in Pari wo er ein Jahr lang lebt. Unter der Leitung seines Hofmeiste findet Emil sein Ideal in der Wirklichkeit, es ist Sophie, er ve liebt sich in sie, läßt ihr durch den Hofmeister seine Liebe e klären und um sie werben. Der Hofmeister begleitet seine Zögling nicht blos bis zur Hochzeit, sondern auch noch in de Ehestand. Sobald aber Emil Hofnung hat, bald Vater z werden, verabschiedet er seinen Erzieher, da es nicht schiklic sei, daß der, welcher den Vater erzogen, auch noch dessen Kin der erziehe.

Dies ist das Ideal der neuen, die Welt umbildenden Er ziehung. Die Liebe hat in dieser Erziehungskunst keine Stelle die kalte, berechnende Selbstsucht ist die Grundlage, das We sen, die Frucht dieser Erziehung. Rousseau, welcher keine Unterschied der Stände anerkent, sondern vollständige Gleich heit aller Menschen lehrt, nimt hier doch drei sehr verschie dene Stände in der Gesellschaft an: Eltern, die sich um ihr Kinder nicht zu bekümmern, Zöglinge, die nicht zu gehorchen und Hofmeister, die nicht zu erziehen, sondern nur den Launen ihrer Zöglinge zu lauschen und nachzulaufen haben. Und dies Lehre, deren Verschrobenheit jedem Unbefangenen sofort ent gegentritt, fand nicht blos in Frankreich einen ungemein gro ßen Anklang, sondern wurde auch in Deutschland, zuerst durch *Basedow*, in weitgreifender Anwendung eingeführt und de *christlichen* Erziehungsweise entgegengestelt, und [illegible] wirkungen sind bis heutigen Tages in einem großen Teile der gebildeten und halbgebildeten Welt zu spüren. Der Geist der Auflehnung gegen alle göttliche und menschliche Ordnung, der Mangel an Achtung vor der Autorität des Christentums und seiner Geschichte, das Vorwalten der Selbstsucht gegenüber dem christlichen Gehorsam und der aufopfernden Liebe ist bei dem heutigen Geschlecht zu nicht geringem Teile die Frucht der Rousseau'schen Erziehungsweise. Rosseau *wolte* nicht blos ein die Erziehung und die menschliche Gesellschaft von Grund aus neu gestaltender Reformator sein, er *galt* auch als solcher bei dem größten Teile seiner Zeitgenossen; und das wenigstens können wir von ihm lernen und für die Gegenwart beachten, daß es Zeiten gibt, in welchen der Ruhm und die Anerkennung in der öffentlichen Meinung zugleich das Siegel gesteigerter Thorheit ist.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 26. September. № 77.

Hannoverische Zustände.

1. Die Hannoverische Pfingst-Conferenz. 2. Die Abrenuntiation. 3. Die Synodal-Wahlen.

Wenn ich in dem traurigen Officium Ihnen weiteren Bericht über die beklagenswerten Zustände auf dem Gebiete der hannoverischen Landeskirche zu erstatten fortfahre, so geschieht es mit recht schwerem Herzen, denn es geht jählings und in steigender Progression bergab mit uns. Das wilde Feuer greift nach allen Seiten um sich, die Fugen des brennenden Hauses weichen auseinander, die Säulen stürzen und wie es scheint werden wir bald auf einen wüsten Schutthaufen blicken müssen. Es lösen sich die heiligen Bande zwischen dem Regiment und den Regierten, man trauert unten, man zürnt oben, die Geistlichen unter einander zerfallen, das Vertrauen ist auf allen Seiten erschüttert. Durch die Gemeinden weht der Sturm der Revolution und wühlt sie in der Tiefe auf, der Schlamm des Grundes wird sichtbar, und die alte Schlange hohnlacht über das Elend, welches sie angerichtet, und ist eifrig bemüht, den Sieg auszubeuten, welchen sie erfochten hat. Von einer Konzession an den Unglauben gehts zur andern weiter und bald wird man die lutherische Kirche im Königreich Hannover auf Abbruch verkaufen. Wie weit es gekommen ist können Sie an dem einen Beispiel sehen, daß einer der Pastoren, welcher zu Celle tagte, und der zugleich Bruder-Redner in einer Freimaurer-Loge ist, sich nicht mehr zu scheuen braucht vor den Ohren eines gekrönten obersten Gliedes der Kirche das Thema zu behandeln: Woher komt die Feindschaft der Orthodoxie gegen die Freimauerei! Denn alles, was zum Glauben und zu den Bekentnissen steht, faßt man, wie früher unter dem Namen des Mysticismus, dann des Pietismus, so jezt unter dem Schmach-Namen der Orthodoxie zusammen, und die Orthodoxen müssen die Schuld an Allem tragen. Auf sie werden die Steine von oben und von unten geworfen und die Kurzsichtigkeit ist unbegreiflich, womit auch sonst gläubige Christen sich den Boden unter den eigenen Füßen wegziehen, indem sie mit den wütenden Feinden des Evangeliums Gemeinschaft gegen die treuen, am Bekentnisse der Kirche festhaltenden Glieder derselben machen, alles unter der Vorstellung der Vermittelung, uneingedenk, daß zwischen Christo und Belial keine Vermittelung zu finden ist. Die Kreuzzeitung hat es durchaus getroffen, wenn sie meint, daß die treuen Glieder der luth. Kirche unseres Landes in nächster Zukunft die Fürbitte ihrer Brüder mehr als je werden in Anspruch zu nehmen haben. Lassen Sie mich zu Einzelnem übergehen.

1. Die Pfingst-Conferenz zu Hannover.

Die Pfingst-Conferenz zu Hannover versammelt sich seit mehr als zwanzig Jahren regelmäßig am Mittwoch und Donnerstag in der vollen Woche nach Pfingsten, nachdem Abends zuvor das Jahresfest des hannoverischen Missionsvereins durch einen Gottesdienst gefeiert wird. Sie hat ihre Geschichte. Denn, wenn in den kleineren Pastoral-Conferenzen noch früherer Jahrzehende wesentlich der Kampf zwischen Glauben und Unglauben hervortrat, der sich unter der Gestalt des vulgären Rationalismus in jener Zeit geltend machte, so war man es endlich müde, dasselbe Thema immer wieder und wieder zu behandeln. Es war das aber unvermeidlich, so lange noch die alten rationalistisch formirten Pastoren mit den im Glauben stehenden gemeinsam conferiren wolten. Die unfruchtbaren Disputationen raubten eine kostbare Zeit. Man saß äußerlich zusammen und fühlte sich innerlich getrent. Aus diesem Gesichtspunkte wol ward im Jahre 1842 von einer Anzahl hannoverischer Pastoren, die sich um den Dr. Petri zu Hannover gesammelt hatten, ein bestimter größerer Kreis im Glauben stehender Pastoren aus dem ganzen Lande zu einer Conferenz persönlich eingeladen. Die Zahl war damals eine verhältnismäßig geringe, so daß ein sehr mäßiger Sal die Glieder der Conferenz faßte. Eines Teils war die Zahl gläubiger Pastoren wirklich noch eine geringe, anderen Teils hatte aber auch das Band der Gemeinsamkeit gefehlt. Man kante sich noch nicht und es waren aus manchen Gegenden eben nur die Häupter da, obwol man von Seiten der Einladenden sehr liberal verfahren war. Jede Sele, in der eine Spur christlichen Glaubens erkennbar war, war willkommen, und nur die, wie man es nante, krassen Rationalisten, darunter man die prinzipiell Geschiedenen begriff, waren aus den oben angegebenen Gesichtspunkten nicht eingeladen. Uebrigens lag kein etwa zu unterschreibendes Program vor, die Thüren waren offen und kein Unberufener ward zurückgewiesen. Gleichwol machte diese so berufene Conferenz großes Aufsehen. Zum ersten Male trat die bereits innerlich vollzogene Schei-

dung sichtbar vor Augen und das damals noch sehr von rationalistischen Elementen getragene Consistorium zu Hannover erschrak. Man fühlt wol etwas von einer Macht, die sich daraus entwickeln könte. Es ergingen offizielle kirchenregimentliche Anfragen und Erlasse an den mutmaßlichen Urheber der Conferenz und schließlich wurde zwar die Conferenz nicht untersagt, aber doch erwartet, daß man nicht wieder personel dazu einlade. Gleichwol gestaltete sich dieselbe immer fester, voller, freudiger, obwol man wußte, daß die Glieder derselben nicht eben personae gratae waren. Vorträge, welche darin gehalten waren, wurden in die mehr als halb offiziellen „Nachrichten von Kirchen- und Schul-Sachen" aufgenommen, aber nicht hinzugefügt, wo sie gehalten waren. Allein das Todtschweigen ging nicht mehr. Aeltere und jüngere Kräfte machten sich allzusehr in ihr geltend und bald solte man gewahr werden, daß alles kirchliche Leben sich alljährlich hier entfaltete. Der Segen, welcher von dieser Conferenz ausgegangen, ist unberechenbar. Es gestalteten sich ähnliche alljährlich wiederkehrende Conferenzen im Herzogtum Bremen, in Osnabrück, in Hildesheim, in Lüneburg, in Göttingen, mehr oder minder in demselben Geiste. Nie früher war die hannoverische Conferenz so reich versammelt und belebt als in den Jahren 1848 und 1849 und den zunächst folgenden. Die Zahl der Mitglieder war von 30—50 in den ersten Jahren bis gegen 300 gewachsen und alles Leben in der Kirche flüchtete sich in den Stürmen der Zeit in sie hinein und ging von ihr aus, und es ist ihren besonnenen Leitern zu verdanken, daß sie immer maßvoll blieb. Es war bezeichnend, daß in diesem Jahre zum ersten Male Mitglieder aus dem Consistorium zu Hannover die Conferenz besuchten ganz gegen die frühere in vornehmer Zurückhaltung sich gebende Tonart dieses Collegii, das sich eben dadurch von allen anderen Consistorien des Landes vielleicht nicht zu seinem Vorteil unterschied. So hielt sich die Conferenz ebbend und fluthend bis in die neueste Zeit. Im laufenden Jahre, unter den sturmbewegten Wellen, welche das Schifflein Christi herüber und hinüber schleudern und nach der vor einigen Wochen in Celle tagenden Versamlung hatte die Conferenz eine besonders schwierige Stellung. Indeß sie ward berufen mit der Erinnerung „daß die Conferenz stets nur auf dem Boden unserer Kirchenlehre hat stehen wollen und ferner stehen will." Nach den bisherigen Erlebnissen hatte man wol kaum erwartet, daß sie so vollzählig würde besucht werden, wie es dieses Mal der Fall war. Der anfänglich dafür bestimte Sal mußte nach der erbaulichen Ansprache des Superint. Sievers mit einem weit größeren Raum vertauscht werden. Es waren gegen 300 Mitglieder erschienen und man fand sich zum ersten Male veranlaßt, die Präsenzliste zu konstatiren. Ach was hatten die Einzelnen alles auf dem Herzen nach einem so sturmbewegten, allenthalben zu persönlichen Angriffen und Leiden auslaufenden Jahre, so reich an Schmach und Schmerz, so drohend von den schwersten Wetterwolken umhängt, wie bildeten sich hier und dort die Gruppen, welcher Ernst lag auf den Gesichtern, welche Mitteilungen wurden gemacht und empfangen, welche Fragen besprochen und erwogen! Wie trat mit ein Worte die Noth der schweren Zeit in den Vordergrund!

Es war begreiflich, daß die Ansprachen und Thesen diesem Jahre in genauer Beziehung zur Lage unserer kirchlich Zustände standen. Einen nachhaltigen Eindruck machte die b reits erwähnte Ansprache des Superint. Sievers aus E 1 Petri 4, 12 — 5, 4: „Ihr Lieben, lasset Euch die Hitze, Euch begegnet, nicht befremden ꝛc." Sie findet sich vollständ abgedrukt im 2. Hefte der jezt vom C.-R. Cammann zu Ha nover herausgegebenen „Vierteljährlichen Nachrichten von Kirche und Schulsachen" und müssen wir die Leser auf das frisch Windeswehen dieses wolthuend kräftigen Zeugnisses inmitte einer gewitterschwülen Zeit verweisen.

Daran schloß sich der Vortrag des Past. Danckwarts z Hannover: „Ueber den Presbyterat nach Schrift, Geschich und Lehre der Kirche", der in lichtvoller Klarheit den Gegen stand erörterte.

Die Conferenz war eingeleitet mit dem Gesange: Erhal uns Herr bei deinem Wort ꝛc. Am Schlusse des Vortrage sangen wir: Gott der Vater wohn uns bei ꝛc., und nach de Besprechung: Wenn sich der Menschen Hulde ꝛc.

Am andern Tage folgte nach der Ansprache des Pas Ewers der Vortrag des Garnisonpred. Hoffmann zu Hannover „Ueber spezielle Selsorge unter den gegenwärtigen Umständen.

Leider bin ich nicht in der Lage, über diesen Vortrag Nä heres mitzuteilen, den ich nur teilweise hören konte.

Schon Tags vorher und Abends fanden kleinere Versam lungen von mehr privatem Charakter statt, dazu sich mehr ode weniger befreundete, jedoch nicht die Leiter der Conferenz beru fen hatten, um in so ernst bewegter Zeit einzelne schwere Punkt näher zu besprechen, z. B.: Wie man sich zu den nahe bevor stehenden Synodalwahlen zu verhalten haben werde. Es ist zu bedauern, daß hin und wieder die Meinung ausgesprochen ist als wären das gewissermaßen geheime Ausschüsse gewesen, de nen dann Andere, nicht „Erlesene" zu folgen hätten und di nun eben deswegen nicht folgen wolten. Ach, es waren diese Besprechungen sehr unschuldiger Art. Begreiflich lassen sich aber persönliche Qualifikationen, die hier erwogen werden mußten, nicht vor einer Versamlung von 2 — 300 Personen abwägen und ermessen, und doch muß so etwas, wenn es sich um Wahlen handelt, überlegt und besprochen werden. Man solte denen, die hierin haben dienen wollen und gedient haben, Dank wissen, denn es ist damit viel Mühe verbunden und viel Undank zu ernten, und wenn in so schwierigen Zeiten nicht irgend eine Leitung, irgend ein Mittelpunkt gewonnen wird, so ist das Ganze nothwendig ohne Haltung und ein zerfahrenes Wesen. So erquickend und gesegnet diese Conferenztage mit ihrem frischen Windeswehen vorübergingen, so störend trat mir bei der Rückfahrt gleich im Coupé diese verkehrte Auffassung entgegen: „Ich bin frei und werde mich durch Niemand bestimmen lassen, sondern wählen, wen ich will" ꝛc. Ach, es solte sich bald noch viel bedauerlicher zeigen, wie viel schwache und trostlose Elemente

sich in der hannoverischen Geistlichkeit finden, denen alle Einsicht abgeht, warum es sich jezt handelt. Nichts ist gefährlicher, als die Halbheit in schwierigen Zeiten, die ewig nur vermitteln will und nicht einsieht, daß diese Vermittelung zu nichts Weiterem führt, als zur Stärkung des feindlichen Lagers. Die Zahl der Geistlichen, welche mit der Celler Umsturzpartei gehen will, ist sehr gering, Baurschm. ist bei Allen ohne Achtung, aber die Zahl derer, die diese Partei täglich unbewußt stärken, ist leider viel größer, als man zu glauben geneigt war, denn sie hielten sich still, waren zurückhaltend und machen sich nun geltend, wie denn überall in schweren Zeitläuften sich die Charaktere offenbaren und scheiden.

2. Die Abrenuntiation.

Schon in meinem lezten Berichte habe ich auf das mehr als Bedenkliche eines Consistorial-Ausschreibens hingewiesen, das damals eben erst erschienen war und worin in Betreff der Abrenuntiation verordnet ist: 1. daß da, wo die Abrenuntiation bei der Taufe nicht gebräuchlich sei, sie auch ferner weggelassen werden solle. 2. Wo sie aber bislang gebräuchlich geblieben oder doch seit etlichen Jahren wieder eingeführt sei, da soll sie auch ferner bleiben. 3. Wenn aber irgend ein Glied solcher Gemeinde sich die Abrenuntiation verbittet, so soll es der Pastor über die rechte Bedeutung belehren. 4. Wenn das Gemeindeglied sich aber nicht belehren lassen will, so soll der Pastor in diesem Falle ohne die Abrenuntiation taufen, dann aber in der Taufrede die Bedeutung der Taufe nach der Seite hin, die sonst in den Abrenuntiationsfragen und deren Beantwortung sich bekundet, gehörig hervorheben. 5. Wenn der Pastor aber Bedenken trägt, ohne die Abrenuntiationsfragen zu taufen, so muß er auf Verlangen einen Schein über den Sachverhalt ausstellen. 6. Mit diesem Scheine versehen kann jeder beliebige lutherische Pastor in seinem Sprengel das betreffende Kind taufen. 7. In ganz besondern Fällen kann aber auch ein nicht zuständiger Pastor das Kind in der Parochie des zuständigen Pfarrers selbst taufen. Hiezu muß aber erst die Erlaubnis des Consistoriums eingeholt werden. 8. In diesem Falle, da ein fremder Pastor tauft, soll der zuständige keine Gebühren erhalten.

Ich mache darauf aufmerksam, daß diese Verordnung von dem Consistorio zu Hannover, das mit 12 — 15 Räthen besezt ist, unter Genehmigung des Cultus-Ministeriums am 21. April 1863 erlassen ist, unstreitig in bester Absicht, welche aus dem Schlusse der Verordnung hervorsieht, worin die Geistlichen ermahnt werden bei aller Entschiedenheit des Bekentnisses, sich immer von der tragenden und „nachgebenden" Liebe leiten zu lassen. Daß aber der hohen geistlichen Behörde und dem vorgesezten Ministerio des Cultus die Folgen einer solchen Verordnung nach den bisherigen Antecedentien verborgen bleiben konten, ist doch kaum zu begreifen. Sie sind ihm von allen Seiten sofort vorausgesagt, und liegen jezt so schrecklich vor, daß man getrost sagen darf, seit dem mehr als 200jährigen Bestehen dieses Collegii hat es sich nie so schwer verirrt als hier, und kein Straßen-Exceß, keine noch so gottlose Presse, keine Celler Versamlung hat der Kirche unserer Landes eine so tiefe Wunde geschlagen, als dieser Erlaß, der doch Wunden zudecken und heilen wolte mit der „nachgebenden Liebe." Wird man denn nie und nirgends lernen, daß durch solches Nachgeben nichts, aber auch gar nichts gewonnen wird, als daß der Riß größer, der Widerstand frecher, die Forderung maßloser, und der Weinberg des Herrn wüster und immer wüster wird? Es ist jezt grade Jahreszeit, daß der Straßentumult in Hannover ausbrach, wo eine nach Gutdünken zusammenberufene Versamlung den Rath gab, den Steinwürfen nachzugeben, die jahrelang sorgfältig erwogene, von allen Consistorien und der Fakultät geprüfte und empfohlene Arbeit aber dem Belieben des großen Haufens Preis zu geben. Seitdem bewegen wir uns auf der abschüssigen Bahn der Conzessionen und werden, wenn wir noch eine kurze Weile fortfahren, aus lauter Liebe und Nachgeben mit Pilatus sprechen: da habt ihr Ihn.

Die erste Folge jener Verordnung in Betreff der Abrenuntiation war die tiefste Erschütterung des Vertrauens zwischen den treulich kämpfenden Geistlichen und ihrer vorgesezten Behörde. Sie sahen sich verlassen und Preis gegeben an das Belieben der Ungläubigen, ihrer Feinde, ein tiefer, tiefer Riß ist da vorhanden, wo das festeste und treueste Band zu gesegnetem Wirken herüber und hinüber gehen solte. Vater und Mutter haben die Mittel der Rettung verschmäht und ihr mit den Wogen kämpfendes Kind Preis gegeben. War es schwer, das wüste Geschrei des Unsinns, des Irrtums und der Böswilligkeit des vorigen Sommers zu tragen, dies ist schwerer zu tragen, diese Weise thut weher, sie geht tiefer, sie geht in das Herz hinein.

Eine weitere Folge war das sofort sich kundgebende maßlosere Gebaren des Unglaubens, das durch alle Zeitungen ging. Die Verordnung erschien am Tage vor der Celler Versamlung. Viele der in Celle Versammelten erfuhren sie erst da. Waren sie zufrieden? Am Abende desselbigen Tages hielt der Senior Bödeker aus Hannover beim Banket eine Rede, worin er unter Anderm sagte: daß er das Königl. Consistorium nie nennen könne ohne den Hut abzunehmen. So oft er das Consistorium nante, nahm er den Hut ab und die Menge jauchzte Beifall. Das ist die Frucht auf jener Seite.

Eine dritte Folge ist die, daß jedem einzelnen Widersacher des Pastors und einer ganzen abgefallenen Gemeinde bei jeder Taufe die Handhabe gegeben wird, mit welcher sie ungestraft ihren Pastor schlagen und ihm wehe thun kann. Das geschieht denn auch nach Herzenslust. Es geht kein Tag hin, an welchem nicht irgend ein Taufskandal aus dieser oder jener Gemeinde berichtet wird. Wer will die Folgen ermessen und tragen? Fälle wie dieser sind nicht selten: Die Hebamme bestelt auf den andern Tag die Taufe des Kindes von N. N. Dieser verlange aber, daß der Pastor dieses Kind ohne die Abrenuntiationsfragen taufen solle. Der Pastor läßt N. N. kommen, um ihn zu belehren. Er thut dieses in milder überzeugender Weise. Der Mann tritt auch von der Forderung zurück. Aber am Abende komt er wieder. Nein, das Kind soll doch ohne Abrenuntiation getauft werden. Er wolle dem Pastor nur sagen, daß er in der und der Fabrik arbeite. Der erste Commis habe sich selber als Gevatter angeboten, er hänge ganz von dem Commis ab und dieser verlange die Taufe so und nicht anders. Er werde sonst nicht nur nicht Gevatter werden, sondern auch ihn und alle aus der Arbeit entlassen, die nicht so taufen ließen. Das Pfaffenregiment müsse gestürzt werden. Alle Mühe ist jezt umsonst. Der Pastor muß den Schein ausstellen und am andern Tage wird das Kind in einem vierspännigen Wagen unter Vorreitern und Jauchzen durch die Stadt gefahren zum nächsten gottvergessenen Pfarrer, den man schon als solchen kent. Dieser treue Pastor muß unter solchen Vorgängen sich für den nächsten Tag zur Predigt vorbereiten und an demselbigen Sontage Kirche halten, an welchem dieser Aufzug vor seinem Fenster

vorübergeht. Mit welchem Herzen das geschieht, mag jeder leicht ermessen. — —

Die vierte Folge ist die klaffende Spalte zwischen den treuen und treulosen Pfarrern. Denken Sie sich den Ephorus, der dieselben Pastoren seiner Inspektion zu einem gemeinsamen Bande um sich vereinigen soll, die so geschieden. Ist es noch möglich, daß eine gesegnete Frucht erwachse? Die innerliche Scheidung war ja auch vorher schon da, aber der Riß ist nun hofnungslos geworden. Das gegebene Aergernis ist unheilbar. Es wiederholt sich das im Kleinen und wiederholt sich im Großen. Das ganze Land ist zu einem tiefen Weh zerrissen.

Eine fünfte Folge und die schrecklichste von Allem ist diese, daß das hochheilige Sakrament der Taufe bei uns zu einem Straßenskandal geworden, zu einem Gespött, das sich täglich wiederholt. Nur dieses eine Beispiel instar omnium. In dem Flecken Hoya steht der Superint. Ebert. Er weigerte sich gleich anfangs vor aller Verordnung, die Abrenuntiation wegzulassen. So ließ man die Kinder nicht taufen. Indessen als er unbeweglich blieb, wandte man sich an das Consistorium. Dasselbe Consistorium, welches seit Jahren allen Pastoren befohlen hat, sich streng an die Agende zu halten, konte den Superintendenten nicht zwingen, von der Kirchenordnung abzuweichen. Man machte Vorstellungen und mußte am Ende sein Bedauern aussprechen, daß sich der Superintendent in seinem Gewissen gebunden fand, die Abrenuntiation nicht wegzulassen. Es waren mittlerweile etwa 20 ungetaufte Kinder in der Gemeinde. Denn es wurde ein eiserner Terrorismus von den Leitern ausgeübt. Die etwa geneigt gewesen wären, ihre Kinder bei dem Superint. taufen zu lassen, durften es nicht wagen. Mittlerweile kam die betreffende Verordnung. In benachbarten Gemeinden war die Abrenuntiation nicht Sitte (es herschte von früherer Zeit her hierin eine ziemlich weite Willkür), allein die Pastoren derselben weigerten sich dennoch, ungeachtet der ausgestelten Scheine des Superintendenten, die Kinder zu taufen. Unter diesen Umständen deputirte das Consistorium in der Person des Ober-Consistorial-Raths Leopold den General-Superintendenten von Hoya und Diepholz an Ort und Stelle. Dieser vermochte zwei benachbarte Pastoren, in deren Kirchen die Abrenuntiation nicht bräuchlich, sich zur Verhütung eines großen vorbereiteten Skandals bereit zu erklären, die Kinder von Hoya zu taufen. Man hatte nämlich in Hannover, vermutlich unter Leitung des bekanten Senior, einen Verein zur Aufbringung von Geldern gestiftet, wofür man sämtliche Kinder mit ihren Müttern, Ammen, Gevattern ꝛc. in einem großen Zuge von Wagen nach der Residenz kommen lassen wolte, damit die Kinder von dem Senior Bödeker unter großem Eklat in der Markt-Kirche solten getauft werden. Sogar von Berlin wurden Gaben zu diesem Zwecke eingesandt. Diesen Skandal wolte man wol verhüten und deshalb die persönliche Deputation des General-Superintendenten um die benachbarten Prediger zu bewegen. Das war also gelungen, und gleich am selbigen Tage wurde den Eltern der Kinder offiziell angezeigt, daß die Pastoren N. zu N. und N. zu N. sich bereit erklärt hätten, nunmehr ihre Kinder in der verlangten Weise zu taufen. Allein so wäre man ja um den Zug nach der Residenz gekommen. Sofort ward eine Versamlung berufen und in dieser die Weigerung beschlossen unter dem Vorgeben: Man könne vor solchen Pastoren, die heute Nein und morgen Ja sagen, nicht Achtung genug haben, um ihre Kinder durch sie taufen zu lassen.

Die Mission des General-Superintendenten war eine vergebliche gewesen. Der Zug nach Hannover war indeß für die kleinen Kinder und die Mütter doch zu weit befunden. Man fragte in der näher belegenen Stadt Nienburg an. Dorthin wurden denn in einer Anzahl von Wagen unter dem banalen Zubehör Mütter, Kinder und Gevattern gefahren, aber nicht der betreffende Pastor von Nienburg, sondern der Senior Bödeker aus Hannover erschien am Altare und taufte unter den gehörigen Reden. Natürlich war die ganze Stadt und Umgegend auf den Beinen, um dem neuen Spektakel zuzusehen. Der Zug ging wieder fort und die Taufe war zum Spott geworden. Ach wie viele solcher Beispiele des jämmerlichsten Elendes könte ich Ihnen aufzählen. Wie groß ist das Aergernis, was hier gegeben wird. Welche Reden werden geführt, wieviel Hohn und Spott wird getrieben, und wie viele feile Knechte gibt es, die bereit sind, hier zu dienen! Hin und wieder haben die Pastoren die Abrenuntiations-Fragen weggelassen und haben nun dem Rescripte gemäß in der Rede die Bedeutung dieser Fragen durchklingen lassen. Das will man auch nicht, verbittet sich das gradezu, wendet sich beschwerend an das Consistorium, der Pastor solle entfernt werden. In einem solchen Falle hat das Consistorium pure dem Pastor Recht gegeben. Ich glaube es ist der erste und einzige, wo nicht zugleich eine Hinterthür gelassen ist.

Und was thut das Regiment diesem sich täglich wiederholenden Taufskandal gegenüber? — Nichts, kann's auch nicht, so lange die Verordnung nicht wieder beseitigt wird. In der einzigen conservativ-kirchlichen Zeitung unseres Landes, der zu Nienburg erscheinenden Hannoverischen Landeszeitung, war tief schmerzlichen Klagen gegenüber, sicherm Vernehmen nach, von sehr einflußreicher Seite „das Recht" zu dieser Verordnung nachgewiesen — — aus dem Gewohnheitsrechte. O lieber Gott! Hier handelt es sich nicht um Rechtsdeduktionen, sondern hier handelt es sich um Tod und Leben, um Christus und Belial. Diese gelehrten Rechtsdeduktionen kommen mir etwa so vor, als wenn Jemand dem Untersinkenden statt ihm zu helfen auseinandersezt, wie das Alles gekommen sei, daß er nun ertrinken müsse, und daß nach physischen Prinzipien alles richtig zugehe. Es wäre hier noch viel zu sagen.*) Prozesse sind und werden erhoben, in denen die Beeinträchtigung der parochialen Rechte zur Entscheidung kommen wird. Dies ist gegenwärtig der schreiend wundeste Fleck unserer kirchlichen Zustände. Wir brechen lieber ab und wenden uns zu den

3. Synodal-Wahlen,

oder richtiger zu den Wahlen zur Vorsynode. Denn nach dem Muster des Vorparlaments in Frankfurt hat man bei uns eine „Vorsynode"

---

*) Ein Pastor hatte in dem von ihm verlangten Schein einen Protest gegen diese Beeinträchtigung seiner Rechte erhoben. Die Eltern waren mit dem Kinde nach Baurschmidt zur Taufe gefahren. Baurschm. hatte sich bewogen gefunden, diesen Schein an das Consistorium zur Bestrafung des renitenten Pastors einzusenden. Der Pastor ward ad aedes citirt und ihm hier zwar nicht das Recht, Protest zu erheben, bestritten, aber in diesem Scheine sollte es nicht geschehen. Andere Rechtskundige sind der Meinung, daß dieses grade die rechte Stelle sei. So teilen öffentliche Blätter mit.

schaffen, d. h. nach gewissen Kategorien eine kirchliche Versamlung rufen, darin Mittel und Wege zu einer eventuellen Umgestaltung unserer kirchlichen Verfassung berathen werden sollen. Diese Versamlung soll bestehen aus 24 Mitgliedern, welche die Geistlichen des Landes wählen, aus 24 Mitgliedern, welche die Laien wählen, und aus 16 Mitgliedern, welche der König senden wird, zur Hälfte aus geistlichen, zur Hälfte aus weltlichen Mitgliedern bestehend. Diese Wahlen sind eben bei uns im Gange und werden vor Ablauf des August-Monats vollzogen sein, um etwa im Oktober berufen zu werden. In ruhigen, nicht eben von Stürmen bewegten Zeiten ist es ja möglich, daß abseiten der Laien wolmeinende, wirklich kirchlich und christlich gesinte Glieder gewählt werden, eine Synode aber, die in sturmbewegten, tief aufgewühlten Zeiten unter dem Druck und Einfluß einer revolutionären Junta berufen wird, kann möglicher Weise nur aus antikirchlichen Elementen bestehen, und das wird auch bei uns ohne alle Frage der Fall sein. Besonders in den großen und kleineren Städten sind die Vorwahlen durchaus im Sinne der Celler Partei ausgefallen. Es waren gedrukte Zettel von Haus zu Haus getragen, auch in die Häuser der Pastoren, darauf stand zu lesen: „Die Wähler der und der Gemeinde, welche im Sinne des Celler Programs wählen wollen, werden gebeten, ihre Stimme dem Herrn

N. und N.

zu geben.

Wahltermin Montag den 27. Juli, 10 Uhr Morgens."

So sah man denn an den Kirchthüren ganze Schwärme bärtiger Gestalten, Physiognomien, die sonst nie und nirgends in den Kirchen erscheinen, versammelt, und es ist keine Frage: Es wird auch in keiner einzigen Stadt ein wirklich frommer, das Wort Gottes, die Kirche und das Sakrament ehrender Mann gewählt sein. Dazu ist sofort der Ausschuß der Celler zusammengetreten, hat sich über eine Liste von in dem ganzen Lande zu wählenden Laien-Deputirten geeinigt, diese öffentlich drucken lassen und durch ihre Organe jedem Kreise den betreffenden Deputirten zugewiesen. Es sind die kirchenfeindlichsten Männer darunter. Ein Bauersmann, der in ziemlicher Arglosigkeit als Vertrauensmann in Celle gewesen und dort völlig ernüchtert war, sagte von dem Einen der hier vorgeschlagenen: „dieser Mann sah aus, als wenn er aus der tiefsten Hölle gestiegen wäre, und seine Reden waren noch schrecklicher." Wie soll aus solcher Versamlung Gutes herauskommen? Dazu ist schon die Parole ausgegeben: „Machen sie in Hannover nichts Gutes, so halten wir selber eine Synode daneben. Wir wollen unsern Willen schon kriegen."

So stehen wir jezt am Vorabende einer schweren Entscheidung, und Sie sehen, wie Recht ich hatte, wenn ich am Eingange sagte: die Fugen gehen auseinander und die Säulen stürzen. Mancher Steuermann hat die beste Absicht, sein Schiff durch die Scheren hindurchzusteuern, aber er steuert so lange, bis das Schiff zertrümmert ist. Ja wir haben die Fürbitte unserer Brüder nöthig. Gott sei uns gnädig!

Der Freiherr von Canstein.

Am 23. August 1719, an einem Mittwoche, bewegte sich in Berlin ein Leichenzug von einem Hause der Poststraße nach der Marienkirche. Man begrub den Freiherrn von Canstein, welcher vier Tage vorher entschlafen war. Das Gefolge der Leidtragenden bestand vorwiegend aus Verwandten und Freunden des Heimgegangenen, und zwar waren es Adlige und Geistliche, die ihm das lezte Geleit gaben: zwei Schwestern des Freiherrn und sein vertrautester Freund, der Feldmarschall von Natzmer, der Stiefvater des Grafen von Zinzendorf, Johannes Raue und Johannes Porst von St. Nicolai, von denen der erstere des Entschlafenen Beichtvater gewesen war, August Hermann Francke aus Halle, Heinrich Julius Elers, der Buchhändler des dortigen Waisenhauses, Johannes Rost, der Schreibmeister der Waisenhausschüler u. s. w. Die Leichenrede Raues ging davon aus, daß St. Paulus sage: „Nicht viel Edle sind berufen!" und hatte einen Spruch zum Texte, den der, welcher in dem Sarge lag, kurz vor seinem Tode zu diesem Zwecke verordnet hatte: Darum ist mir Barmherzigkeit widerfahren, auf daß an mir vornehmlich Jesus Christus erzeigete alle Geduld, zum Exempel denen, die an ihn glauben sollten zum ewigen Leben. 1 Tim 1, 16. Mit erhobenen und reichlich getrösteten Herzen kehrten sie von der Beisetzung ihres Verwandten und Freundes zurück.

Sie hatten einen guten Mann begraben, einen Mann, der die lezten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens dem Dienste der christlichen Liebe geweiht hatte. Solche Christen hat es, dem Herrn sei Dank, zu jeder Zeit der Kirche reichlich gegeben. Denn Arme im weitesten Sinne des Wortes hat sie immer als ihre Glieder und als ihre Nachbarn gehabt, und es hat in ihr nie an solchen gefehlt, die denselben gutes thun konten und wollten. Ihre Liebe ist auch, so weit Menschen sehen können, die rechte gewesen, indem sie auf dem einem Grunde ruhte, außer welchem es keinen andern gibt, und sich in durchaus nüchterner und gesunder Weise bethätigte.. In der Entwickelung aber, welche die christliche Wolthätigkeit während des Laufes der Jahrhunderte schon um deßwillen hat durchmachen müssen, weil eine ihrer köstlichen Eigenschaften die ist,

daß sie „die erfinderische“ heißt, und weil ihr Gott immer neue Aufgaben stelt, welche sie lösen soll, haben allezeit Männer und Frauen im Vordergrunde gestanden, welche neue Wege fanden, anbahnten und gingen, auf denen dann die folgenden Geschlechter einen Segen erlangten, welchen die vorangegangenen nicht gekant hatten. Zu diesen Werkzeugen unseres Gottes gehörte auch der edle Mann, den man in St. Marien zu seiner Grabesruhe geleitete. Wenn wir aber im Geiste viele von ihnen zusammenstellen, die in demselben einen Glauben gestanden und in derselben einen weisen und gottgefälligen Liebe gebrannt hätten, und sie nun darnach messen und schätzen wolten, ob ihnen mehr oder weniger Gebiete, die bis dahin nicht gekant waren, gewiesen und aufgethan worden sind, so glauben wir nicht zu irren, wenn wir behaupten: Johannes Raue hätte seine Standrede auch mit den Worten beginnen können: „Wisset ihr nicht, daß auf diesen Tag ein Fürst und Großer gefallen ist in Israel?“ 2 Sam. 3, 38. Wird einmal eine Geschichte der christlichen Liebe geschrieben werden — vielleicht ist das aber vor Gott dem Herrn gar nicht erlaubt oder gar nicht möglich — so muß der Name des Mannes, mit dem wir uns jezt beschäftigen werden, in ihr mit allen Ehren genant und beleuchtet sein.

Der Freiherr von Canstein hatte durch seine Lebensführungen, sowol durch seine äußeren als durch seine inneren, es nahe gelegt bekommen, wozu ihn Gott in seinem Reiche brauchen wolle, und auch die meisten der ihm gegebenen göttlichen Winke vollkommen verstanden. Seine Familie stamte aus Westfalen, und eine gewisse Gutmütigkeit, die durch Geradheit und Derbheit gemäßigt ist, muß auch ihr als eine angenehme Naturgabe beigelegt gewesen sein. Der Vater des Freiherrn war ein hochgestelter Mann in dem kurbrandenburgischen Staatsdienste, dazu in nicht gewöhnlichem Maße begütert. Die Mutter hatte sich drei Mal verheiratet, und ihre drei Gatten waren nicht unter einander verwandt gewesen: wie reich also die verwandtschaftlichen Beziehungen! Ihrer mittelsten Ehe gehörten die Kinder an, die beiden andern waren ohne Kindersegen geblieben. Da sie auch ihren dritten Mann überlebte, fiel ihren vier Kindern, die ihre Erben waren, alles zu, was sie besessen hatte. Carl Hildebrand — dies sind die Vornamen unseres Freiherrn — wurde auf einem Gute seines Vaters in der Mark geboren, auf Lindenberg bei Fürstenwalde. Sein Geburtstag, der 4. August a. St. im Jahre 1667, fiel auf einen Sontag, und er wird es später nicht unbeachtet gelassen haben, wie ihm das Licht und das Leben an demselben Tage geworden seien, der dem Andenken der allergrößten Wolthaten heilig ist, daß der dreieinige Gott das natürliche Licht, das Leben der Auferstehung und den heiligen Geist der Welt geschenkt hat. Der Sontag seiner Geburt war der neunte nach Trinitatis. Da ruft das heilige Evangelium der Christenheit zu: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon! Hat das der Freiherr in seinem Leben vielleicht nicht gewußt oder nicht bedacht, so viel ist gewiß: Dies Wort hat wie ein Stern seinem ganzen Leben geleuchtet. Die ersten dreizehn Jahre war er im Elternhause, teils zu Berlin, teils auf dem Lande. Einer öffentlichen Schule ward er nicht anvertraut sondern von Hauslehrern zur Universität vorbereitet. Den dreizehnjährigen traf der Schlag, daß ihm sein Vater starb, dessen lezte Worte an ihn waren: „Sei ein Mann und warte auf die Güte des Herrn, deines Gottes!“ Von sechszehn Jahren bezog er die Hochschule und studirte in Frankfurt a. d. O. Jurisprudenz. Noch vor dem Ablaufe von drei Jahren promovirte er, nach geschlossenem Studium begab er sich auf Reisen und sah die Niederlande, England und Frankreich, Oberitalien und Oestreich. Zurückgekehrt ward er Kammerjunker bei seinem Landesherrn, dem nachmaligen ersten preußischen Könige, und blieb es mehrere Jahre lang. Dann wurde er Soldat und machte einen Feldzug gegen Frankreich mit. Während desselben erkrankte er in Brüssel lebensgefährlich an der rothen Ruhr und wurde dadurch aufs tiefste erschüttert. Nachdem er genesen war, nahm er seinen Abschied und ging zu seiner Mutter zurück, die, so eben zum dritten Male Witwe, das Cansteinische Erbhaus in der Poststraße zu Berlin bezogen hatte. Im Oktober 1694 starb dieselbe, und an ihrem Sarge lernte der junge Freiherr Philipp Jakob Spener kennen, der damals in seinem sechzigsten Jahre stand. Bis zum Tode Speners blieb er ihm durch täglichen Umgang freundschaftlich verbunden und kam durch ihn in Verbindung mit allen seinen Freunden nah und fern, insbesondere mit den Gliedern der theologischen Fakultät der eben eingeweihten Universität Halle, ganz besonders mit August Hermann Francke. Gegen das Ende des Jahrhunderts fiel ihm ein Anteil des Vermögens, welches sein Verwandter Graf von Canitz, der Dichter, hinterlassen hatte, als Erbschaft zu, unter anderem ein Gut Dahlwitz, wenige Stunden von Berlin vor dem Frankfurter Thore gelegen. Als er schon nahe an vierzig Jahre alt war, verheiratete er sich mit einem Fräulein von Krosigk. Die Ehe blieb kinderlos, und die ihm gleichgesinte Gattin starb ein Jahr vor seinem Tode. Seit er aus dem Kriege wiedergekehrt war, hatte er sich in das Privatleben zurückgezogen, und also seine wissenschaftliche, gesellige und praktische Bildung, in welcher ihm nach mehr als einer Seite eine gewisse Gediegenheit geschenkt gewesen zu sein scheint, in den Dienst des Staates unmittelbar nicht gestelt. Sein Herz zog ihn ganz wo anders hin, und das hing wesentlich mit seinen inneren Lebensführungen zusammen.

Die ersten religiösen Eindrücke im Vaterhause waren ausgezeichnet gut. Der Vater war ein aufrichtig frommer Mann. Drei Mal am Tage wurde auf den Knien Betstunde gehalten. Gottes Wort und das Sakrament des Altars standen in hohen Ehren. „Er liebte und ehrte“, heißt es von ihm in seiner Leichenrede, „das Predigtamt, und war ihm vor allem frommer und gelehrter Theologen Conversation jederzeit lieb, welchen er auch wirkliche Zeichen seiner Freundschaft und Gewogenheit zum

öfteren darstelte." Er war Dilettant in theologischen Studien und hinterließ eigenhändige Lukubrationen, Folianten von Auszügen aus älteren und neueren Werken. Ferner wurden sein Berufseifer und seine unermüdete Vielthätigkeit gerühmt. „Und die Armen", sagt die angeführte Quelle, „und Nothleidenden empfanden, daß sein Glaube recht reich an guten Werken war." Fast alle diese Stücke, nur die Treue im amtlichen Berufe nicht, solten in dem späteren Leben des Sohnes gleicherweis geschaut werden können. Doch ward es ja weniger anerzogen als vererbt. Denn der Vater fehlte auf Erden dem Sohne, als er in der schwersten Zeit des Lebens, in dem Jünglingsalter, stand. Während desselben hat der junge Freiherr mehr ein religiöses Traumleben geführt. Gott bewahrte seine Sele vor groben Ausbrüchen der Sünde. Aber er mußte ihn auch in Dingen tragen, in denen er Weltförmigkeit und Eitelkeit annahm. Der junge Adlige auf der Hochschule, auf Reisen, am Hofe, in der Officiersuniform scheint keinen festen Halt seiner Sele gehabt zu haben und besaß nur eine „schwache Erkentnis seines Gottes," in welcher nicht „aus diesem Leben gerufen und vor Gottes Gericht gestelt" zu sein, er in späterer Zeit als eine große Gnade pries. Da trat der eine Wendepunkt seines Lebens ein. Den zu Brüssel an der Ruhr erkrankten überfielen die Schrecken des Todes und erwekten sein Herz zu dem Gelübde, welches er feierlich in Gegenwart seines Kammerdieners ablegte: „Wenn mich Gott der Herr von dieser Krankheit errettet, so will ich ihm mein Leben lang dienen!" Dieses Gelübde war der Grund, warum er fortan kein öffentliches Staatsamt suchte. Er glaubte ohne ein solches besser „sich dem lieben Gotte mit Sele und Leib, Hab und Gut gänzlich ergeben und aufopfern" zu können. Aber mit seinem Verständnis göttlicher Dinge stand es damals sehr schwach. Daher kam es, daß er in diesem neuen Leben „anfangs nicht genau auf sich Acht gab und leicht wieder zur Welt hingezogen werden konte." Aber der Herr ging ihm nach und riß ihn immer wieder zurück. Am nachdrücklichsten und segensvollsten that er das durch das Bekantwerden des eben in das Mannesalter eingetretenen Freiherrn mit Spener, und die ernste Veranlassung bei welcher das geschah, als nämlich der Sohn um den Tod seiner Mutter weinte und Trost aus Gottes Wort begehrte, mußte es nur erleichtern, daß Spener den Trauernden zu einer aufrichtigen, herzlichen Bekehrung und zum Frieden seiner Sele leitete. Mit inniger Dankbarkeit hat der Freiherr das später selbst öffentlich bekant, als er Speners nachgelassene Schriften mit einer Vorrede herausgab, in welcher er kurz das Leben desselben beschrieb: „Es hat dem großen und barmherzigen Gott gefallen, nach seiner guten Hand über mir, ... Herrn Spener .... zu einem Werkzeuge seiner Gnade an mir zu gebrauchen, ... mein armes Gemüte .... zu lenken auf die Betrachtung und folgentlich Ueberzeugung des Heils in Christo, dem Heilande der Welt." „Dem Werke des Herrn dienen", das ist von nun an bis zu dem lezten Hauche sein einziges Ziel. Er verwaltet natürlich mit aller Gewissenhaftigkeit die Güter, welche ihm zugefallen sind; er beschäftigt sich literarisch, und umfangreiche Werke bezeugen seinen Fleiß. Aber sein Herzblut strömt einer andern Arbeit. Er sucht Gelegenheiten Gutes zu thun und übt das selige Geben mit vollen Händen. Er ist zu den größten Opfern fähig und sint eigens darüber nach, wie er neue Opfer bringen könne.

Aus demjenigen, was jezt dargestellt wurde, geht hervor, daß der Freiherr darum Liebe übte, weil er von Seiten Gottes des Herrn die größte Liebe erfahren hatte. Es war sein Sinn: Ich glaube, darum liebe ich! Und wir dürften diese seine Herzensstellung ohne weitere Besprechung als die Grundlage seines Lebens ansehen, wenn wir nicht wüßten, daß gerade hierauf sich eine der Anklagen richtete, welche gegen Spener und seine Freunde vorgebracht worden sind. Am bestimtesten und klarsten wurden dieselben in einer Streitschrift gefaßt, welche ein Jahr vor dem Tode des Freiherrn herauskam; aber schon mehrere Jahre vorher waren die Hauptpunkte des Vorwurfes von demselben treflichen Gegner, der in sehr vielen Stücken Recht hatte, zu allgemeiner Kentnis gebracht worden.*) Der betreffende Tadel lautete: „Die Vermengung der Glaubensgerechtigkeit mit den Werken ist auch ein charakteristisches Merkmal des pietistischen Religionsübels." Das ging zum Teil auf die Liebesthätigkeit der Hallenser und ihre bisweilen allerdings etwas überschwänglichen Ausdrücke, mit denen sie dieselbe erhoben. Da aber der Freiherr, wie wir sehen werden, auf das Genaueste mit dem hallischen Werke zusammenhing, so wird auch er sich als ein ernster Christ der Selbstprüfung nicht haben entschlagen können, ob seine Liebe in der That sich mit der Glaubensgerechtigkeit vermenge, oder mit anderen Worten, ob er sich auf seine guten Werke auch nur ein wenig einbilde und auch durch sie die Seligkeit zu verdienen hoffe. Wir kennen nicht den Ertrag solches Verwertens des gegnerischen Vorwurfes. Das aber müssen wir sagen: ein unbefangenes Urteil wird den Freiherrn davon freisprechen müssen, daß seine Liebe eine falsche Stellung zum Glauben eingenommen habe. Er teilt natürlich andere Schwächen seiner Freunde, für die er aber in seinem theologischen Dilettantismus nicht so verantwortlich ist wie sie. Allein man braucht nur einige Seiten seiner umfangreichen Erklärung zu den vier heiligen Evangelien zu lesen, man braucht nur die nähere Beschreibung zu hören, welche wahrhaft erbauliche Reden er auf seinem lezten Krankenlager geführt hat, und auch der leiseste Schatten des Verdachtes, er habe in Bezug auf die Vergebung der Sünden nicht richtig gestanden, wird spurlos verschwinden. In seinem Buche z. B. komt folgender Satz vor: „Niemand kann recht barmherzig sein, der die Barmherzigkeit Gottes gegen sich nicht ganz erkant und empfunden hat." Was

*) Es sind Valentins Ernst Löschers Timotheus Verinus in den Unschuldigen Nachrichten 1712 und Vollständiger Timotheus Verinus 1718.

heißt das anders als: „Der Glaube, der durch die Liebe thätig ist?“ Und in seiner lezten Stunde, wünschte er ein par Tage vorher, sollte er an das Wort der Schrift erinnert werden: „Sie haben ihn überwunden durch des Lammes Blut und durch das Wort ihres Zeugnisses, und haben ihr Leben nicht geliebet bis an den Tod!“ Offb. 12, 11. Nein, die Liebe des Freiherrn war eine wahrhaft christliche.

Besorgen wir darum auch nicht, daß sein Herz in falscher Weise weich gewesen sei. Es ist wahr, gerade solche geflissentliche christliche Liebesthätigkeit läuft nur zu leicht Gefahr, unverantwortlich gemisbraucht zu werden, wenn nicht zu der persönlichen Selbstverleugnung etwas hinzukomt, was leider solchen Gemütern, denen eine brünstige Liebe geschenkt wird, bisweilen versagt zu werden pflegt. Aber diese edle Gabe, die Geister und die Verhältnisse zu unterscheiden, die christliche Nüchternheit, kann auch erbeten und mit Hülfe der Erfahrung und Selbsterziehung angeeignet werden. Der Freiherr ist ohne Zweifel im Anfange auch zu gut gewesen, wie man zu sagen beliebt, nach und nach aber hat der heilige Geist ihn auch hierin in alle Wahrheit geleitet. Vornemlich hat er sich dabei eines Mittels bedient, eines Mittels, das nach verschiedenen Seiten hin so sehr treflich und empfehlenswert ist, daß für gewisse Gebiete der christlichen Wolthätigkeit schwerlich eher die rechte Gesundheit ihrer Bestrebungen eintreten wird, bevor nicht dieselben Wege eingeschlagen und gegangen werden. Nicht als ob der Freiherr dieselben gefunden habe, sie sind so alt, als in der christlichen Kirche überhaupt Armen und Nothleidenden Gutes erwiesen wird! Auch nicht, daß es ihm sonderlich zum Bewußtsein gekomen wäre, wie so sehr freundlich er von seinem Gotte geführt werde, daß er in der besonderen Art das Zel seines Lebens verfolgen dürfe: es war damals noch so unmittelbar naheliegend! Was wir aber meinen, ist dies. Der Freiherr übte seine christliche Wolthätigkeit in engster Anlehnung an die Träger des geistlichen Amtes und unter Vermittelung derselben, ein Verfahren, welches in richtigem Sinne geübt, für den Geber und den Vermittler und den Empfänger die heilsamsten Folgen mit sich bringt. Die offenbare Größe des Segens, der von dem pietistischen Halle sich in alle Lande ergoß, und die bedeutende Stellung, welche August Hermann Franke besonders nach Speners Tode in der lutherischen Kirche einnahm, beruhte zum grosen Teile darin, daß der leztere zum Vermittler vieler tausend Wolthaten geworden war. Die stille und dabei bedeutende Größe des Freiherrn von Canstein aber beruht darin, daß er volle fünfundzwanzig Jahre nicht müde ward, meistenteils nicht unmittelbar an Hülfsbedürftigen Gutes zu thun, sondern seine Wolthaten durch eine Hand gehen zu lassen, die er sich von Gott dem Herrn gezeigt glaubte. Der Graf von Zinzendorf hat in dieser Beziehung bekantlich ein sehr klares Wort gesprochen: er selbst habe in seiner Jugend mit einem Freunde gehoft, „der Gott, der dem gottseligen Baron von Canstein . . . einen Professor Franke zugewiesen,“ werde auch ihnen Leute zuweisen, die ihre Pläne ausführten. Das nennen wir eine enge Anlehnung an das geistliche Amt. Auch in Berlin wird ihm der hülfreiche Rath Raue's zu Gebote gestanden haben. Wir glauben aber nicht zu irren, wenn wir die Fülle gesegneter Früchte, welche dem Wirken des Freiherrn bescheert wurden, wesentlich von diesem ebenso weisen als demütigen Walten, dem er Zeit seines Lebens treu blieb, ableiten und es zu rühmen uns für verpflichtet halten.

Wenn nun der Versuch gemacht werden soll, aus dem großen Reichtume der guten Werke, zu denen sein Herz gelenkt wurde, einige herauszuheben und den Vater im Himmel über ihnen zu preisen, so wird es nur einer kurzen Erinnerung bedürfen, daß unsre Darstellung sich hierbei vor einer eben so schweren als zarten Aufgabe befindet. Einerseits ist es ja geradezu unmöglich, nach dem Verlaufe von anderthalb Jahrhunderten den Schleier des Geheimnisses, welcher ohnehin schon in der Gegenwart über den stillen wolthätigen Wegen eines Christen gebreitet liegt, so weit zu lüften, daß nur diejenigen Erweise der Liebe besprochen werden, welche den Augen anderer ausgesezt werden dürfen. Denn auch der Biograph, der sich nach allem umthut, was er irgend über die verehrte und geliebte Sele erfahren kann, wird sich einer den Meister anzeigenden Verschwiegenheit zu befleißigen haben, weil es bestimte Züge in jedem Leben gibt, die Gott der Herr ein fremdes Herz nicht dazu sehen läßt, daß sie durch den Mund oder die Feder an Tausende weiter gegeben werden. Auf der andern Seite aber ruht auch auf dem geringsten Liebeszeichen einer christlichen Hand ein Blüthenstaub, den das Wort des Berichterstatters nur zu leicht wegwischen kann, ein eigentümlicher Schmelz der Farbe, der durch die Weise des Erzählens unvermerkt erbleicht, der heilige Thau der göttlichen Art, welcher vergeht, sobald der heiße Strahl des öffentlichen Urteils auf ihn fält. Darum wird es immer ein gewagtes Unternehmen heißen, von diesen Dingen, welche zu den lieblichsten auf dieser armen Erde gehören, zu reden, und dasselbe würde auch sicher nicht begonnen werden, wenn es nicht des Heilandes ausdrücklicher Wille wäre, daß die Leute die guten Werke sehen sollen und einen Grund mehr haben, Gott dem Herrn Lob zu opfern.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 30. September. № 78.

Der Freiherr von Canstein.

(Schluß.)

Der Freiherr schwelgte vor seinem Gotte — den Eindruck bekomt man in dieser späteren Zeit seines Lebens zu wiederholten Malen — in der Seligkeit, die uns des Herrn glücklich aufbehaltenes Wort bezeichnet: Geben ist seliger denn nehmen! „Ich finde eine rechte Freudigkeit bei mir", schreibt er im Sommer 1707, „wenn ich gedenke an den Entschluß, welcher mir seit geraumer Zeit noch viel lebendiger geworden, den ich gemacht, meine übrige Zeit des Lebens und alle Kräfte bei diesem Werke anzuwenden und zu verzehren. Und wolte ich es mit nichts in der Welt, es sei so hoch, als es wolle, vertauschen." Das angedeutete Werk ist allerdings ein ganz bestimtes Liebeswerk, an dem er immer mitwirkte. Aber die Stimmung heiliger Fröhlichkeit läßt sich nicht so beschränken, daß sie nur bei einem Stücke die Sele erhebt. Es war dies vielmehr das Grundgefühl seines Herzens, wenn er seinen Hausarmen eine Gabe reichte, oder wenn er mit irgend einem wichtigen Schritte die größten Angelegenheiten fördern konte, die seine ganze Teilnahme in Anspruch nahmen. An den mannichfaltigsten Gelegenheiten Liebe zu üben fehlte es dem Freiherrn keinen Augenblick. Zu der vielfachen Noth einzelner Christen und den großen Nöthen, die in dem öffentlichen Leben der Kirche und des Staates die christliche Liebeswirksamkeit unaufhörlich wecken, kam in jener Zeit die besondere Aufregung der kirchlichen Parteien, die nicht selten bis zu dem Höhepunkte stieg, daß es für die bessere Sache Märtyrer gab, die dann vorläufig auf die Opferfreudigkeit frommer Christen angewiesen waren. In derartigen Fällen hat auch er nicht gefeiert, und ein solcher „dürftiger Exulant" erzählte es eigens, „der Herr Baron habe sofort mit aller Willigkeit in einen starken Beutel .... gegriffen und ihm so viel davon ungezählt gegeben, als er mit der Hand habe fassen können." Andere Male machte er gewiß seinen Einfluß geltend, daß ein Vertriebener wieder bekam, wo er sein Haupt hinlegen konte. Aber abgesehen von diesen mehr einzelnen und seltenen Dingen — wer vermöchte auch nur annähernd bestimmen zu wollen, in welchem Umfange und in welcher Weise sich der Freiherr um die Unterstützung Nothleidender und zu den Zwecken des Reiches Gottes mit seiner Liebe bemüht hat! Denn wenn ein Christ mit dieser Herzensstellung es nicht anders weiß, als daß er das Wort des Herrn bewahrt und bewegt: Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan! und daß es ihm unumstößlich feststeht: In Reichsangelegenheiten Gottes kann man nicht treu genug und frei genug vom Mammon sein! so muß es auch von seiner Liebe gelten, daß von seinem Leibe Ströme des lebendigen Wassers fließen. Wie köstlich ist es aber, wenn es hintennach klar wird, daß einzelne Hülfsleistungen der Liebe, die einer persönlichen Noth abzuhelfen bestimt waren, damit unmittelbar den heiligsten und größten Zwecken der Kirche dienstbar sein mußten! Wer konte es z. B. ahnen, daß jener Primaner auf dem Friedrichswerder Gymnasium in Berlin, dem es nur dadurch möglich gemacht worden war, die ihm warm anempfohlene Schule zu besuchen, daß der Freiherr ihn unterstützte, nach wenigen Jahren als der erste lutherische Missionar nach Tranquebar zu den ostindischen Heiden gehen werde! Wie oft aber mag Aehnliches vor Gottes Augen vorliegen, den unsern aber verhült sein und bleiben!

Sehr bald jedoch tritt bei dem Wolthun des Freiherrn die bestimte Absicht deutlich hervor, nicht nur mit einer einmaligen Aushülfe jemand aus der Noth zu erretten, sondern durch dauernde Einrichtungen einzelnen auf längere Zeit und nach ihnen anderen eine erhebliche Unterstützung zu gewähren. Er hat mehr als eine sogenante Stiftung gemacht, und gerade auf diesem Gebiete hat er seines Herzens höchste Lust gehabt. Das erste war ein kleines Hospital für arme Witwen, auch darum besonders hervorzuheben, weil der Freiherr hieran ganz allein beteiligt war, während an anderen seiner Stiftungen immer noch viele außer ihm mitthätig waren, hinter die in den Hintergrund zurückzutreten er liebte. Das Witwenhaus besteht bis zu dieser Stunde, und wenn es auch durch größere Anstalten in den Schatten gestelt ist, so bleibt es doch immer noch für die wenigen, die es benutzen dürfen, ein Segen. Es wurde damals zu dem Zwecke ein Haus in einer Seitengasse der Vorstadt Glaucha in Halle angekauft und eingerichtet. Die aufgenommenen Witwen erhielten ein kleines Almosen in Geld und Kleidungsstücken. Die Hausordnung übte ein Aufseher, wozu ein armer Student der Theologie bestelt war. Derselbe solte in der Hausandacht ein Capitel der Schrift auslegen und

Morgens wie Abends auch eine halbe Stunde Katechismusunterricht erteilen. Das alles waren Anordnungen des Freiherrn, und er äußerte ausdrücklich den Wunsch, daß bei dem Abendgebete „meistens ein Lied vom Leiden und Sterben Jesu oder Sterbegesänge gesungen werden" möchten. Im übrigen bot die junge Universität Halle mit ihrer jedem Anfange eigentümlichen Frische und Lebendigkeit einen weiten Spielraum für seine brennende Begierde, Gutes zu thun. Dies ist der Schauplatz, auf dem er sich vornehmlich mit seiner Thätigkeit bewegt hat, und wenn er auch meistenteils örtlich von ihm entfernt war, da er einen langgehegten Plan, nach Halle zu ziehen, seit seiner Verheiratung (Januar 1707) aufgab und nur auf Reisen Halle berührte, sonst aber in Berlin und auf Dahlwitz lebte, so weilte sein Geist doch unaufhörlich in dem Kreise seiner Freunde und Mitarbeiter, und Tausende von kürzeren und längeren Briefen an sie bezeugen noch heute, in welch naher Verbindung er sich mit allem zu erhalten wußte, was auf diesem seinem Arbeitsfelde sich zutrug und nöthig erschien. Mehrere Stiftungen nun, die er in Gemeinschaft mit andern in jenen ersten Jahren machen durfte, sind im Laufe der Zeit eingegangen oder haben eine andere Gestalt angenommen, und ihr Segen ist entweder unsichtbar geworden oder er ist ein bleibender und jezt noch sichtbar. Es ist aber dafür gesorgt worden, daß wir von seinem Anteil an ihnen noch genug erkennen können, um in Dank gegen Gott den Herrn auszubrechen.

Und da werde nächst einigen unwesentlicheren Dingen vornehmlich eines hervorgehoben! Es ist ja dankenswerth, daß der Freiherr dazu beisteuerte, damit vielen armen Studenten Freitische gegeben werden konten, daß er einen jungen fähigen Theologen aus Würtemberg Johann Daniel Herrnschmid reichlich mit einem Gehalte ausstattete und dadurch in die Lage versezte, sich an der Universität zu habilitiren und seinen Lehrern in ihrem Berufe zu helfen, daß er mehreren Studenten nicht unbedeutende Stipendien verlieh, die zu einem Vereine gesammelt dem berühmten Johann Heinrich Michaelis an der bekanten Herausgabe des Textes und der Auslegung des Alten Testamentes zur Hand gehen solten, daß er den genanten Gelehrten bei eingetretener Erschöpfung auf sein Gut nahm und ihn hier anderthalb Jahr in Muße weiter arbeiten ließ — das alles und vieles andere ist ja dankenswert, aber es ist noch viel dankenswerter, daß der Freiherr den größten Teil seines großen Vermögens den Stiftungen zugewandt hat, die heute nach dem Manne, welcher als das unmittelbarste Werkzeug bei dem Werke gedient hat, den Namen „Franckens Stiftungen" tragen, die jedoch nächst Gott dem Herrn und dem Glauben Franckes ihr Dasein und ihre erste Erhaltung besonders seiner christlichen Liebe verdanken. Die Hülle, welche auch über diesem Verhältnisse, über der Teilnahme des Freiherrn an dem Hallischen Waisenhause ruht, ist gerade noch so durchsichtig, daß der wahre Sachverhalt im Großen und Ganzen

durchschaut werden kann. Als das Werk noch in seinen ersten Anfängen stand, kam der bei dem Leichenbegängnisse erwähnte Theologe Heinrich Julius Elers nach Berlin, um in Betreff der Stiftung mit verschiedenen Männern zu verhandeln. Aus seinen Briefen geht hervor, daß der Freiherr bereits das lebhafteste Interesse an dem nahm, was in Halle entstanden war. So schreibt Elers unter anderem: „Mit dem Herrn von Canstein habe ich täglich konferirt und hoffe, er soll sich der Sache als ein treuer Gehülfe mit annehmen. Wenn ich sonst hier keinen Segen gehabt, ... so zöge ich mit voller Vergnügung nach Hause. .... Der Herr von Canstein läßt es sich so angelegen sein, als wenn das Werk ihm allein aufgetragen wäre, darum habe ich auch getrost mit ihm konferiren können." Ja, als ein Gehülfe, und als ob ihm allein alles aufgetragen wäre, trat der Freiherr zu demjenigen hinzu, was seit einigen Jahren eben aus den ersten Keimen herausgetreten war. Daß es so schnell in die Aehren schoß, daß ein so rascher, über alles Erwarten günstiger Aufschwung unmittelbar darauf folgte, ist gewiß auch dem Umstande zuzuschreiben, daß er es sich nun mit allem Eifer angelegen sein ließ, selbst mit Opfern und mit gutem Rathe einzutreten und Andere durch seinen Einfluß und durch das Einsetzen seiner sittlichen Persönlichkeit opferbereit zu machen. Vorschuß auf Vorschuß und Gabe auf Gabe wanderte von da an von Berlin nach Halle, bis schließlich das Testament zum Universalerben das Waisenhaus einsezte. Nichts wichtiges wurde auch mehr in den emporblühenden Anstalten eingerichtet, worüber nicht das Gutachten des Freiherrn eingeholt worden wäre. Er selbst bekümmert sich um alles und jedes und ist in der Stiftung bis in die scheinbar unbedeutendsten Teile hinein in einer Weise zu Hause, die auf die allerwärmste und innigste Teilnahme schließen läßt. Mit den Leitern und Vorstehern der einzelnen Zweige der Verwaltung steht er in unmittelbarem, brieflichem Verkehre, in dem lebendigsten mit Francke selbst. Desselben „Fußtapfen" oder Nachrichten von dem Waisenhause sind in ihren Fortsetzungen ein schlagender Beleg für die nahe Stellung des Freiherrn zu dem Werke. Die zweite derselben ist nämlich von ihm verfaßt, ursprünglich als ein französisches Sendschreiben, welches über die Hallischen Anstalten an einen preußischen Diplomaten Bericht erstatten solte, dann von Francke in deutscher Uebersetzung herausgegeben. Die vier folgenden Fortsetzungen aber rühren wieder von Francke her, sind nun jedoch Sendschreiben, die er an den Freiherrn richtet, und es nimt sich so aus, als ob demjenigen, der vor andern seine christliche Liebe bei der Gründung und Erhaltung des Werkes bezeugt habe, der schuldige Dank dadurch abgestattet werden solle. Ueberdies bezeichnete die allgemeine Stimme des christlichen Volkes im Vaterlande den Freiherrn als den ersten Wolthäter des Waisenhauses, als einen Mann, der „die Hallischen Anstalten ganz besonders unterstüzt habe", wie August Gottlieb Spangenberg von ihm sagt.

Allein alles das, was bisher vor unserem Geiste vorübergegangen ist, macht noch keinen Anspruch darauf, wesentlich neu gewesen zu sein. Vielmehr haben gewiß unzählig viele Christen vor und nach dem Freiherrn eine wolthätige Hand gehabt, die sich in völlig gleicher Weise zu einzelnen Liebeserweisen öfnete oder in Thätigkeit sezte und an größeren Stiftungen beteiligte, wenn sie nicht selbständig eine oder mehrere ins Leben rief. Der Herr hatte es jedoch dem edlen Manne, der sich schon lange Jahre in der Liebesarbeit geübt hatte und ein sehr gütiger Patron für Tausende von Bedürftigen jeder Art geworden war, noch aufbehalten, in einem bestimten Gebiete ganz neue Bahnen der Wolthätigkeit zu finden und aufzuthun, ja mit seinem eigenen Namen das Patronat für dieselben zu übernehmen. Er allein hat diese seine eigenste Stiftung nicht hinausführen können! Sie erforderte mehr Mittel, als er in dem Zeitpunkte seines Lebens, da ihr Grund gelegt ward, auf sie anwenden konte; auch hierin ist er der selbstverleugnenden Art seiner Liebe treu gewesen, anderen neben sich Raum zu gönnen und sie zur Teilnahme an einem guten Werke heranzuziehen. Wie gerne wäre er auch mit seinem Namen im Verborgenen geblieben! Aber es war ein Zug eines heiligen Mutes und einer christlichen Ritterschaft, daß er es nicht that, auch war eine höhere Hand dabei mit im Spiele, die nicht wolte, daß spätere Geschlechter über die Quelle im Ungewissen wären, aus welcher ihnen ein reicher Segensstrom hervorgequollen ist.

Vielfach beschäftigte während der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ernste Christen die Frage: „Wie kann Gottes Wort reichlicher unter das Volk gebracht werden?“ Von dem richtigen Maße des geistlichen Gewinnes, den die allgemein zugängliche Bibel bringen würde, konte man sich natürlich keine Vorstellung machen, aber man fühlte, Luthers Verdeutschung der heil. Schrift ist ein Geschenk an das ganze Volk deutscher Zunge und nicht blos an die besitzenden Klassen, welche die Mittel haben, sich eine Bibel zu kaufen. In diesem Sinne waren mehrere Stimmen laut geworden, die daran mahnten, daß doch in jeder Familie die heil. Schrift zu finden sein möchte. Die Magdeburgische Kirchenordnung sagt bei Gelegenheit der Katechismuspredigten, zu denen sich Eltern und Kinder und Gesinde einzustellen hätten, also: „Zu dem Ende Nota bene ein jeder Hausvater sich die heilige Bibel zu schaffen und um so viel mehr der Fragen sich und die Seinigen daraus zu berichten hat.“ Und einer von den „frommen Wünschen“ Speners, welche die pietistische Bewegung anregten, enthielt auch den Punkt, „das Lesen der heil. Schrift, besonders des Neuen Testaments, zu einer Beschäftigung häuslicher Andacht zu machen.“ Ja, wenn es nur so leicht gewesen wäre, „die heil. Bibel zu schaffen!“ Aber selbst in der dürftigsten Ausstattung war sie so teuer, daß ihr Besitz unter den Armen zu den Seltenheiten gehörte. Man wußte es auch allgemein, wie hier die christliche Wolthätigkeit einzutreten habe, um Wandel zu schaffen. Ein Johann Winckler in Hamburg, Francke, als er in Erfurt

war, und sicherlich auch noch andere hatten daran gedacht und auf Mittel und Wege gesonnen, ob nicht durch Ankauf von Bibeln oder durch Vorschüsse, die man einem Buchhändler machen könne, der Preis ein wenig niedriger sich stellen werde. Allein ihre Gedanken hatten keinen Bestand und keinen Erfolg. Es blieb in den herkömlichen Bahnen, daß das Wort Gottes auch ein Artikel des Buchhandels war, und daß sein äußerer Wert mit von den Conjunkturen abhing, die auf diesen bestimten Zweig des Handels Einfluß haben.

Es liegt ein Dunkel darüber gebreitet, was im Anfange des Jahres 1710 den Freiherrn von Canstein dazu brachte, mit sehr gründlichen Erwägungen auf diesen Gegenstand einzugehen. Der Buchhändler Elers und Francke in Halle wechselten einige Monate lang Briefe mit ihm, und der Ertrag war, daß seine Gedanken zu einer erfreulichen Klarheit gediehen waren. Die Hauptpunkte waren folgende: Die christliche Liebe muß Kapitalien aufbringen, von denen ein Bibeldruck veranstaltet wird, dessen Exemplare nicht nur ohne Gewinn, sondern so verkauft werden, daß dem Käufer der größte Teil des Preises erlassen wird. Zweitens wird bei diesem Drucke ein technischer Vorteil benuzt, daß man nämlich mit stehenbleibenden Lettern so viel Abzüge als nur immer möglich machen läßt, ein Verfahren, welches wahrscheinlich zuerst von einem jüdischen Manne in den Niederlanden im Interesse des Alten Testaments angewandt worden war. Drittens: Der Handel mit diesen Bibeln ist von dem gewöhnlichen Buchhandel zu trennen und selbständig zu betreiben. Gerade das lezte war etwas sehr wichtiges, von allem andern abgesehen auch schon deshalb, weil es scheinen konte, als ob dadurch den Buchhändlern Abbruch geschähe und man nun Haß zu befahren hatte. Um aber dem Hallischen Waisenhause, dessen Glied die neue Anstalt werden solte, solchen unverständigen Haß, den es schon in reichem Maße getragen hatte, wenigstens in diesem Falle zu ersparen, war der Freiherr von vorn herein entschlossen, eine Ausnahme zu machen und alles vorläufig auf seinen Namen zu nehmen, bis er es später als „eine Zierde“ des Waisenhauses an Francke übergeben würde. „Weil aber die Buchführer“, schreibt er am 15. Februar an Francke, „darüber klagen werden, so mich aber in Conscientia nicht unruhig machet, und ich die Wahrheit hierin vor mich habe, indessen dann doch zu verhüten, daß die Lästerungen und das Odium auf Sie im Waisenhause möge fallen, so wäre etwa gut, wenn ich es auf mich nähme. .... Indessen wenn ich die Sache im Stande gebracht, so will ich Ihnen das ganze Werk hingeben, damit Sie in der Wahrheit bezeugen mögen, es gehöre zu Ihren Anstalten, und werde es also ein Ornamentum davon!“

Sichtbarer Segen ruhte auf allen Schritten, die der Freiherr in dieser Angelegenheit während der neun Jahre that, die er ihr noch widmen durfte. Sein Aufruf fand in vielen Kreisen großen Anklang. Sehr bald war das Unternehmen völlig gesichert. Unter den mannichfaltigen Gaben, die von allen Seiten

zusammenströmten, sind drei besonders hervorzuheben, jede von tausend Thalern — wie wenn das Werk auf diesen drei Säulen habe in die Höhe wachsen sollen. Das erste Tausend gab der Freiherr selbst nach und nach, so lange er lebte, das zweite Prinz Carl von Dänemark, das dritte des Freiherrn Königin, Sophie Luise von Preußen, die dritte Gemalin Friedrich des Ersten, eine Mecklenburgische Prinzessin. Noch in dem Jahre 1710 konten die Vorarbeiten in vollem Umfange begonnen werden, und 1712 wurden die ersten Neuen Testamente, 1713 die ersten Bibeln fertig.*) Zu beiden schrieb der Freiherr Vorreden, denen man es abfühlt, daß seinem Herzen unendlich wol geworden war, mit seiner christlichen Liebe gerade an diesem Werke zu dienen. Der Glanz dieser Freude war über den ganzen Abend seines Lebens gebreitet. Mit vollem Vergnügen seiner Sele unterzog er sich der Mühwaltung, diese seine eigenste Stiftung zu leiten, eine Arbeit, welche nach den jezt noch erkenbaren Spuren nicht gering gewesen sein kann. Er sah noch viele Tausende von Bibeln und Neuen Testamenten die Presse verlassen. Er hörte — und das war noch erhebender für ihn — wie in andern Gegenden des Vaterlandes und im Auslande, ja bis nach Ostindien hinaus sein Gedanke aufgenommen wurde, und wie er also ein Samenkorn war, welches nicht nur an einem einzigen Orte, sondern überall, wo es opferwillige Herzen gibt, ausgestreut werden kann. Er vernahm, mit welcher stürmischen Begier die heiligen Bücher an der Verkaufsstätte in Halle verlangt wurden, ja daß einmal, im Jahre 1715 war es, die Thüren des Bibelladens geschlossen werden mußten, damit nicht Exemplare, die schon für andere bestelt waren, durch allzu dringliche Käufer abgepreßt werden möchten. Er merkte endlich, und das erzeugte ihm gewiß das größte Frohlocken, wie die Gegner der Hallenser, an ihrer Spitze Valentin Ernst Löscher, diesem Werke mit ungeheuchelter Hochachtung begegneten und dasselbe dadurch für ein Friedenswerk erklärten, über welchem man sich in Freundschaft die Hände reichen könne. Es hatte freilich, wie alles Menschliche, auch eine Seite, welche der Gegner eine schwache nennen mußte, nämlich, daß eine nicht geringe Anzahl Stellen in den neuen Bibeln in richtigerer, aber eben darum in veränderter Uebersetzung gegeben waren. Mit weiser Vorsicht hatte man sich nur solche Aenderungen erlaubt, die bereits in Bibelausgaben gestanden hatten, welche vor Luthers lezter Ausgabe von ihm selbst waren veranstaltet worden. Daß geändert sei, tadelten die Gegner; indem sie aber als Heilmittel empfahlen, „nichts möge geändert werden, was nicht aus einer von den besten und alten Editionen Lutheri genommen wäre", trafen sie den Nagel nicht auf den Kopf und machten den Freiherrn mit seinen Freunden in ihren bezüglichen Grundsätzen nur um so gewisser. Wie mag ihm aber geworden sein, wenn er über sein Werk aus der Feder des genanten ebenbürtigen Gegners des Pietisten, des treflichen Löschers, das Lob desselben in solchen Worten las: „Wir preisen den Namen des Herrn, daß derselbe das hochfreiherrliche Cansteinische Herz bewogen hat, mit großen Unkosten einen neuen Druck der heiligen Bibel zu veranstalten .... Das Vorhaben dieses deutschen Druckes verdient den herzlichen Wunsch eines viel glücklicheren Fortganges..... Wir bitten den Allmächtigen in aufrichtigem Sinne, er wolle allen so mit diesem preiswürdigen Werke zu thun haben, mit seinen heiligen Geiste beistehen, daß die gute Intention erreicht und durch keine Nebenzufälle göttliche Ehre und der Selen Erbauung gehindert werde, damit ja unter uns Deutschen sein Wort reichlich bis an das Ende der Welt wohnen möge!"

Solche Ehre vor den Menschen, daß selbst die Feinde mit ihm zufrieden waren, hatte der Freiherr nicht gesucht. Sie wird ihm unangenehm gewesen sein. Wolte er doch seinen Namen bald wieder von dem Werke seiner Liebe getrent sehen! Eine Zierde des Waisenhauses in Halle solte es sein, weiter nichts. Man hat auch weder bei seinen Lebzeiten noch die ersten Jahre nach seinem Tode von einem Cansteinischen Bibeldrucke oder von seiner Bibelanstalt öffentlich gesprochen, sondern die Bibeln waren „zu finden im Waisenhause", und nur die Vorrede des Freiherrn, die in ihnen über sechzig Jahre lang enthalten war, deutete auf den Ursprung des Segens. Vor seinem Tode vermachte er auch dieses Kleinod seines Herzens den Anstalten, die er mit seiner Liebe so lange getragen hatte. Als aber 1775 den Bibeln eine neue Vorrede vorangestelt werden mußte, ließ man die des Freiherrn weg und sezte anstatt dessen zum Gedächtnis an ihn auf das Titelblatt, was vielleicht schon allgemein so gesagt ward: „Druck und Verlag der Cansteinischen Bibelanstalt." Auch die betreffenden Gebäude des Hallischen Waisenhauses bekamen später Schilder mit derartigen Inschriften, in den Werkstätten ward sein Bild aufgehängt — und so war dafür gesorgt, daß sein Andenken dort nicht erlösche, wo seine Liebe in der allerschönsten Weise gewirkt hatte.

In der Marienkirche zu Berlin meldet kein Stein noch irgend ein Wort, daß des Freiherrn Asche in einer ihrer Grüfte ruht. Aber ihm ist mehr als ein Denkstein aufgerichtet, von ihm redet mehr als ein Erinnerungswort.

*) Das Nähere siehe bei C. H. Chr. Plath, Carl Hildebrand Freiherr von Canstein u. s. w. Halle, Waisenhausbuchhandlung, 1861. S. 73 ff.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 3. October. № 79.

Evangelisches Ave Maria. Von Dietlein.

Zweiter Artikel.

Die katholisirende Richtung.

Bücher wie das vorliegende gehören der Richtung an, welche man die katholisirende nent. Mit diesem Namen wird vieles bezeichnet, was nur von der Unwissenheit oder von der Bosheit so genant werden kann. Wenn freilich alles das dazu gehört, worin die evangelische Kirche mit der katholischen eins ist, dann ist auch das Beten und Kirchengehen, das Glockenläuten und Crucifixtragen, ja der Glaube an den gekreuzigten Sohn Gottes, und zulezt die Anerkennung eines lebendigen Gottes und einer lebendigen Menschenseele etwas katholisches, und alle diejenigen katholisiren, welche solche und ähnliche Dinge wieder auf den Leuchter, wohin sie gehören, zu stellen beflissen sind.

Aber es gibt auch ein Katholisiren, welches mit Recht so genant werden muß, das zu verwerfen ist. Alles, was in dem evangelischen Bekentnis keine organische Stellung hat, ja was zu demselben nur in einem fraglichen, dunklen, weitschichtigen, künstlichen Zusammenhang steht, ist von demselben fern zu halten; wer es aber dennoch heranzieht, bewußter oder unbewußter Weise, der katholisirt wirklich, und macht sich damit mindestens einer Leichtfertigkeit, wenn nicht geradezu einer Untreue oder eines Verraths schuldig. Nun kann es in solchen Zeiten der Gährung, wie wir sie jezt erleben, nimmer ausbleiben, daß mancher Geist sich je länger je weiter an das gegenüberliegende Ufer hinübergespült sieht, und das will, wie jede Krankheit, mit Behutsamkeit und liebreichem Sinn behandelt sein. Indessen ist es ebensowol nöthig, mit Entschiedenheit auf die Präservativmittel zu verweisen, oder die richtige Kurmethode anzugeben und die Kur selbst anzustellen; und wem dazu der liebreiche Gott einen Schatz von Erfahrung gesammelt hat, der in der Regel mit vielen heißen Thränen und Arbeiten bezahlt wird, der hat gewissermassen den Beruf, solchen Schatz zum Frommen seiner leidenden Brüder in Wort oder Schrift zu verwerten. —

Eine jede Krankheit hat darin ihren Grund, daß einem etwas fehlt. Wer mit dem Katholisiren behaftet ist, dem fehlt auch etwas, entweder in seiner Umgebung, oder in ihm selber.

Unsere Umgebung ist die evangelische Kirche und Gemeinde. Wer wolte in Abrede stellen, wie viel da fehlt? Es ist ja gerade eine Eigentümlichkeit der evangelischen Kirche, weil sie sich selbst nicht für die Kirche schlechthin hält, und weil sie überhaupt die Kirche nicht für sünd- und irrtumlos anerkent, auch weil ihre Erkentnis und ihr Bewußtsein von der Sünde tiefer greift: daß sie darum keinen Anstand nimt, sich selber anzuklagen, bloszustellen, herabzusetzen, oft mehr als weise ist, ja oft mehr als recht ist. Manchem Evangelischen möchte man zurufen: du solst deiner Mutter Scham nicht blößen! lerne von den Kindern der katholischen Kirche besser, deine Mutter nicht verachten noch erzürnen, sondern sie in Ehren halten, ihr dienen, gehorchen, sie lieb und wert haben!

Aber wenn wir unsere Schäden auch gerne zugeben, man thue doch die Augen unbefangen auf: steht es denn drüben besser? Die beste katholische Provinz Norddeutschlands ist zugestandener Maßen das Münsterland. Man reise einmal da durch und erquicke sich an dem aufrichtig frommen, einfachen, sittlichen, für ihren Glauben lebenden und sterbenden Wesen seiner Bewohner; an den Sontag für Sontag übervollen Kirchen, die auch des Alltags nie ler sind, und der ernsten und dennoch vor Gott fröhlichen Sontagsfeier; an der soliden und immer mehr auf das Altkatholische zurückgehenden Würde ihrer Gottesdienste; an der ungesucht demütigen und aufrichtig liebevollen Herzlichkeit ihres Klerus, ihrer Mönche, barmherzigen Schwestern u. s. w. Aber man vergesse nicht, wie günstig für das alles schon der Volkscharakter und die natürliche Lage (eine verhältnismäßig stille Abgeschlossenheit) eintritt; wie gerade Münster im Winter des Rationalismus ein warmer Herd des Glaubens geblieben ist, um welchen sich auch Evangelische sammelten; wie bestimmend der Einfluß evangelischer Umgebungen noch heute dieses Tages sich äußert, obschon sie es nur ungern zugeben mögen. Und dann durchreise man einmal das Ravensberger Land unweit davon, oder andrerseits das Wupperthal und seine Umgebungen: und kein Lutheraner oder Reformirter wird Ursache haben sich zu schämen, wenn er anders hinter der Außenseite das innerliche Leben mit zum Maßstabe seiner Schätzung macht.

Und nun begebe man sich einmal weiter in die katholische Welt unsers Vaterlandes, etwa im äußersten Westen in die Diöcese Trier, im Osten in das Posensche, und man wird versucht sein auszurufen: da ist eine ganz andere Religion! obgleich

es doch dieselbe katholische Kirche ist. Wer dort noch Augen hat zu sehen, der muß erkennen, daß die evangelische Kirche der katholischen dort so nöthig ist, wie der Sauerteig dem Mehl, wenn er auch manches auf Rechnung des unglücklichen polnischen Charakters, des Mangels an einem Bürgerstande und des Ueberflusses an Juden setzen mag. Und nun diese Verbindung des katholischen Klerus und Volkes mit dem Antichristentum aller Länder, mit Freiheitsgelüsten, die im Wesen und in der Ausführung eine schreiende Sünde gegen das göttliche Gebot von der Obrigkeit sind, mit den scheuslichsten Meuchelmorden — anderer Unsittlichkeiten zu geschweigen! Man gehe weiter nach Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, oder noch weiter nach Südamerika, und sehe, wie diese rein katholischen Länder an religiös-sittlicher Gesunkenheit von keinem lutherischen oder reformirten Lande übertroffen werden. Man überzeuge sich von der Wahrheit des Wortes: wer sich von der Krankheit des Katholisirens heilen will, der gehe nach katholischen Ländern!

Dies pflegt man drüben nun zwar auf mancherlei Weise anders zu wenden. Was man von Mißständen nicht ableugnen kann, das schiebt man auf Rechnung des protestantischen Geistes, der wie ein Krebs auch die katholischen Länder angefressen habe. So ist neuerdings ähnlich noch in dem berüchtigten Hirtenbrief des Fürstbischofs von Trient geschehen; so hat es der Papst hin und wieder in seinen Allokutionen ausgesprochen. Oder man verweist darauf, daß nichts die Menschen und die Völker so zerrütte, als der Misbrauch der Gnaden. Gleichwie die Deutschen, wenn sie einmal schlecht wären, dann auch gleich unter die übrigen Nationalitäten herabsänken, gerade weil sie ursprünglich so hoch ständen: also auch die Katholiken. Oder man sagt: die Evangelischen seien meist besser als ihr Prinzip, die Katholiken oft schlechter. Oder man verweist auf das jüdische Volk und auf Jerusalem; wie gerade dort, wo der Heiland entsprossen sei und gewirkt habe, sie sich am meisten an ihm geärgert und wider ihn verstockt hätten, so geschehe es auch wol, daß gerade in Italien und in Rom unter den Augen des Stellvertreters Christi die Christen am unchristlichsten wären.

Allein ebensowol begegnet man drüben auch Stimmen, bei Klerikern und Laien, und zwar gerade bei den frömmsten und erleuchtetsten, welche uns gläubige Evangelische als Katholiken im weiteren Sinne ansehen, und sich uns verwandter fühlen, als einer Menge ihrer eigenen Glaubensgenossen. Daß wir, als Häretiker, nicht selig werden könten, wird dort nur noch von ganz fanatischen Priestern und verdumten Volksklassen geglaubt. In einem der verbreitetsten katholischen Katechismen in Deutschland findet sich die Frage: Müssen wir annehmen, daß alle, die nicht zur Kirche gehören, ohne Unterschied ewig verloren gehen? und darauf die Antwort: Nein; wer ohne seine Schuld im Irrtum ist (das heißt theologisch: wer nur in der materialen, nicht aber in der formalen Häresie befangen ist), dabei aufrichtig die Wahrheit sucht und nach bestem Wissen Gottes Gebote hält, der hat auch Teil an der innern seligmachenden Gnade der wahren Kirche. Das ist dann nicht mehr weit von dem Worte St. Pauli in Betreff des wahren Israel, das uns analoger Weise hier immer in den Sinn kommen will: „Das ist nicht ein Jude, der auswendig ein Jude ist; auch ist das nicht eine Beschneidung, die auswendig im Fleisch geschieht: sondern das ist ein Jude, der inwendig verborgen ist; und die Beschneidung des Herzens ist eine Beschneidung, die im Geist und nicht im Buchstaben geschieht, welches Lob ist nicht aus Menschen, sondern aus Gott.“ (Röm. 2, 28. 29.) Es geht wirklich durch einen Teil der katholischen Kirche, mindestens in Deutschland, die mehr oder minder bewußte Empfindung, daß die evangelische Kirche das geistige Teil der katholischen und derselben also eigentlich so unentbehrlich sei, wie die Sele dem Leibe. Man glaube daher nicht, daß Convertiten ihr in jedem Falle willkommen sind. Wie selenhungrig jene Kirche auch sein mag, so befindet sie sich doch, gerade den frömmeren und einsichtigeren Neophyten gegenüber, in der heimlichen und bisweilen in guter Stunde offen ausgesprochenen Verlegenheit, jemanden bekehren zu sollen, der bekehrter ist, als die große Mehrzahl ihrer eigenen Angehörigen; und nicht blos Klugheit ist es, sondern auch eine gewisse Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, wenn die Katholiken, wie es mehrfach geschieht, heutzutage nur in bescheidener Demut neben den Evangelischen zu existiren wünschen. Wer der katholischen Kirche und ihren Angehörigen mit freundlichem Sinne näher tritt, der kann da ganz merkwürdige Erfahrungen machen. —

Ist dies der allgemeine Stand der Sache, so wird sich auch im Einzelnen zeigen, daß die katholische Kirche wirklich nicht so viel Plus und die evangelische so viel Minus hat, als es etlichen angefochtenen Selen vorkommen will. Zuerst auf dem Gebiete des Gottesdienstes und was damit zusammenhängt.

Mein Haus ist ein Bethaus, spricht der Herr, und es ist allgemein bekant und darf nicht geleugnet werden, daß die katholischen Kirchen diesen Eindruck viel mehr machen, als die evangelischen. Die Leute gehen dort wirklich noch hinauf in den Tempel zu beten; sie sitzen nicht, sondern knien; sie schwatzen und flüstern nicht: und der Bauart der Kirchen sieht man es sofort an, daß der Altar, also die Stätte des Gebets und des Opfers, der Höhepunkt des Ganzen ist, so wie auch der Weihrauch, die Bilder, die Paramente, dieser Stimmung zu Hülfe kommen, und die persönliche Gegenwart des menschgewordenen Gottes unter der Gestalt des Brotes im Tabernakel, still aber gewaltig die Herzen zu sich erhebt. O wie wolthuend ist es auch für eine evangelische Sele, wenn sie einmal eine Zeit lang in katholischen Landen weilt, daß sie — nach dem Worte: es ist alles euer — in die täglich offenen Kirchen wallen und anbeten kann! Wie sind wir mit heißen Abschiedsthränen in den Augen von der lieben Klosterkirche zu N. wie Kinder von der Mutter geschieden, nachdem wir in ihr so viele Wochen hindurch fast täglich unser sorgenvolles Herz ausgeschüttet, zu dem lieben himlischen Vater geseufzt und in unserem lutherischen

Neuen Testament gelesen hatten, ohne uns je einmal von irgend jemand gestört zu fühlen!

Unmittelbar daneben aber müssen wir eine andere Erfahrung stellen. Weder in Trier noch in Prag, weder in Berlin noch in Dresden, weder im Straßburger Münster noch in einer kleinen Dorfkirche im Münsterlande, weder von einem Franziskaner oder Jesuiten, noch von einem Domcapitular oder als Redner berühmten Weltpriester haben wir je auch nur ein Mal eine Predigt gehört, die uns erbaut hätte; und dagegen, als wir wieder zum ersten Male nach längerer Zeit eine evangelische Predigt hörten, freilich aus gesalbtem Munde, da stand uns fest: für eine solche Predigt geben wir die ganze Herlichkeit der katholischen Kirche hin! Martha macht sich viel zu schaffen, dem Herrn zu dienen, sie redet mit dem Herrn und bittet ihn; Maria sitzet ganz still zu seinen Füßen und höret seiner Rede zu — und hat damit das bessere Teil erwählt. Ist es ein Gericht Gottes, das über die evangelische Kirche gekommen ist, daß sie nicht beten kann, weil sie dem Opfer nicht genug Ehre gezolt: so ist es ein Gericht, das über die katholische Kirche gekommen ist, daß sie nicht predigen kann, weil sie dem Worte Gottes zu nahe oder vielmehr zu ferne getreten. Und weist man bei uns hin auf den Plauderkasten und auf die zwei- oder mehrschläfrigen Kirchenstühle darunter, so könten wir hinweisen auf die Meßknechte und das Lippengeplapper bei jenen, und die Wage würde mindestens gleich stehen. Manche Predigt bei uns zu hören, mag wol eine Strafe sein; aber sind nicht eine Unzahl Gebete bei jenen geradezu eine Strafe, sind den armen Leuten als Buße von ihren Beichtvätern zudiktirt? Die Zahl der rechten Beter, derer, die frei und in der Wahrheit anbeten, ist auch in den katholischen Kirchen nur ein Häuflein.

Uebrigens wär es ein großer Irrtum, wenn jemand glauben wollte, der evangelische Cultus könne den katholischen nie erreichen. Die lutherische Kirche braucht sich nur wieder, wie sie es denn thut, auf ihre alten Schätze zu besinnen: sie braucht nur ihre Vespern und Metten wieder einzurichten, Altar, Chor und Gemeinden in das ursprüngliche Verhältnis zu stellen, ihren alten Meistern, Sebastian Bach obenan, die Ehre zu gönnen, ihre neuen Meister, Schneider, Mendelssohn, Reinthaler u. a. in die Kirchen aufzunehmen, ihre Weihrauchfässer und Alben hervorzuholen, mit einem Worte: die deutsche Messe einzurichten, wie sie im XXIV. Artikel der Augsburgischen Confession bezeichnet ist, und alle die Nebengottesdienste wieder aufzunehmen, wie sie in den Lutherischen Kirchenordnungen verzeichnet sind — und es steht ein Cultus da, der den katholischen zwar in einzelnen Punkten nicht erreicht, in andern aber ihn übertrift, und im ganzen die Gemeinde mehr geistlich erbaut, wenngleich weniger sinnlich ergötzt, als jener. Wir haben zwar bis dahin noch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, Vorurteile zu überwinden, Kräfte zu beschaffen und zu üben; aber was lange währt, wird gut; rückgängig machen läßt sich diese Strömung nicht mehr, weil sie aus einer lebendigen Quelle fließt; und gerade

daß sie sich durch Berge von Hindernissen und Felsen von Anstößen durcharbeiten muß, kann nur dazu dienen, sie zu vertiefen und zu reinigen. Wer um dieses Mangels willen in die katholische Kirche fliehen wollte, der würde nur die Charakterschwäche beweisen, die darin liegt, wenn jemand in fremdem Garten mitessen möchte, statt im eignen zu arbeiten und Früchte zu ziehen; und zulezt würde er doch nicht völlig finden was er sucht; die deutsche Bibel, das deutsche Lied, und der volle Anteil der Gemeinde würde ihm für immer fehlen.

Wir schließen hieran den Mangel einer rechten Beichte, den viele und zwar nicht die schlechtesten Gemüter unter uns so sehr empfinden. Wahrlich ja, für eine ernste Sele, die sich mit einer Missethat beschwert hat, gränzt es an das Gefühl, ersticken zu müssen, wenn sie nicht beichten kann; und wie wenn ein Geschwür im Halse, das den Tod drohete, aufgegangen ist, so fühlt sich die Sele frei und leicht und zu neuem Leben geboren, wenn sie die Sünden, von denen sie gequält war, namentlich bekant hat. Und dies sei nun, denken sie, der hohe Vorzug der katholischen Kirche, daß sie diese Heilsanstalt aufs großartigste, genaueste und sicherste ausgebildet habe; damit erweise sie sich so recht als die mütterliche Zuflucht aller von ihren Sünden verfolgten Selen.

Allein: beichten können — so heißt es dort keineswegs, sondern vor allen Dingen: beichten müssen. Alle Sünden, welche ihrem Charakter nach Todsünden sind oder es doch sein könten, müssen dort mit Namen, Zahl und Umständen gebeichtet werden, sonst ist die Beichte nicht allein ohne Segen und ungültig, sondern selbst eine furchtbare Sünde, ein Sacrilegium. Darnach sieht die milde Mutter doch nahezu aus wie eine strenge Gouvernante; die Heilsanstalt ist nicht unähnlich einem Polizeiinstitut, ja ist wirklich, gerade nach katholischer Lehre, ein Gerichtshof, welcher Erkentnisse erläßt, verpflichtende Anweisungen gibt, Strafen und Bußen diktirt — also mehr ein kirchlicher Schöppenstuhl, als ein himlischer Gnadenstuhl. Man sehe nur in ein katholisches Beichtbuch, wie sie im Gebrauch der Laien sind, oder vollends in eine Casuistik, z. B. die von Supp, wie sie den Priestern empfohlen werden: und man wird sofort den Eindruck bekommen, wie breit sich die einzelnen äußeren Begehungen oder Unterlassungen machen und den inneren religiös-sittlichen Lebensgrund, den eigentlichen Gehalt der Sele, dagegen in den Schatten stellen. Dies tritt besonders bei den sogenanten Restitutionen hervor, d. h. bei den Erstattungen unrechtmäßig erworbenen Gutes. Sie füllen in katholischen Lehrbüchern der Moral einen ziemlichen Raum und nehmen in der Praxis einen bedeutenden Rang in Anspruch. Evangelische Gutsbesitzer in katholischen Distrikten hört man es öfters aussprechen: sie hätten die katholischen Dienstleute lieber, denn wenn sie von diesen bestohlen wären, so zeigten sie es nur dem Priester an und wären dann gewiß, daß dieser ihnen vermittelst des Beichtstuhls das Gestohlene wieder verschafte. Sind sie aber auch gewiß, daß die Leute, wenn einmal kein Priester da ist, um Gottes und des Gewissens willen dasselbe thäten?

Das ist der tiefe Schaden, der in dem katholischen Beichtinstitute steckt, daß die Menschen ihr Gewissen und ihre Versöhnung in die Hände der Kirche statt in die Hände Gottes niederlegen. Und gerade darum kommen sie so schwer zu einem selbständigen freien Gewissen und zu dem sicheren Gefühl einer Versöhnung. Was sogar schon unter dem alten Bunde geschah: „ich will dem Herrn meine Uebertretung bekennen; da vergabst du mir die Missethat meiner Sünde" — das wird nun wieder unter dem katholischen Teile des neuen Bundes so in den Schatten gestelt! Er geht zu Gottes Stellvertreter, statt zu Gott selber, und da der Stellvertreter ihm nicht ins Herz sehen kann, so bleibt es dabei bewenden, ob der Beichtende wahre Reue gehabt habe; und da er nach katholischer Lehre dies ohne eine ganz besondere wunderbare Offenbarung nie selbst mit Sicherheit wissen kann, so ist das Endergebnis jeder Beichte, trotz der vollkommenen Schlüsselgewalt, dennoch kein größeres als dies: ich hoffe einen gnädigen Richter! Daher ist auch die Sünde durch einmalige Beichte nicht gründlich abgethan; die Kirche räth ihren Kindern ernstlich an, von Zeit zu Zeit immer einmal wieder eine Generalbeichte abzulegen. Wahrlich, gerade in der katholischen Kirche werden die Sünden vergeben, als würden sie nicht vergeben! —

Und hiermit treten wir über auf das Gebiet der Lehre, nämlich zunächst der Lehre von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott. Diese ist noch heute, wie vor dreihundert Jahren, das Gebiet, auf welchem der evangelischen Kirche nichts, der katholischen hingegen gerade das fehlt, was einer Sele, die mit ihrer Sündenerkentnis auf den Grund gegangen ist, allein zum gründlichen Frieden dienen kann. Gerade um diese innerliche Armut zu verbergen, nimt die katholische Kirche ihre Zuflucht zu einer Fülle von äußerlichen Hülfsmitteln, Gnaden und Bußwerken, die alle dazu dienen sollen, den Sünder zu versöhnen und sich doch nur gegenseitig entwerten und aufheben. Warum diese jahrhundertelange Qual des Fegefeuers? Weil doch alle Ablässe aus dem überfließenden Schatz der Kirche noch nicht genügend gewesen sind, dem Sünder völligen Ablaß der Strafen zu erwirken, selbst die vollkommenen Ablässe nicht, weil sie der Sünder nämlich nicht vollkommen gewonnen hat. Warum nun diese Ablässe? Weil der Sünder mit allen seinen Bußwerken, den anbefohlenen wie den freiwillig übernommenen, doch die völlige Buße nicht erschwingen kann. Warum die Bußwerke? Weil alle sieben Sakramente, trotz ihrer Wirkung ex opere operato, dennoch den Sünder nicht völlig heiligen. Warum diese Fülle der Sakramente? Weil das Haupt-Sakrament unter ihnen, das Meßopfer, für sich allein, ungeachtet seiner täglichen Darbringung, noch keine genügende Versöhnung schaft. Warum aber diese Unzahl von Messen? Weil wir durch das einmalige Kreuzesopfer Christi, und überhaupt durch das ganze Verdienst seines Lebens und Sterbens noch nicht gerechtfertigt werden. Und warum werden wir nicht dadurch gerechtfertigt? Weil es uns nicht auf einmal zugerechnet werden kann, so

daß dadurch auf einmal alle unsere Sünden bedeckt und alle anderen Genugthuungen beseitigt sind, wenn wir es durch einen lebendigen Akt des Glaubens ergriffen haben: sondern weil es uns tropfenweise und in immer neuen Absätzen und Formen eingeflößt werden muß, damit wir, in freier Mitwirkung mit demselben, uns allmälig heiligen und also allmälig rechtfertigen. Eine unendliche Reihe von Brüchen, deren Nenner immer kleiner werden und deren Summe doch niemals in Wirklichkeit die Unendlichkeit selber erreicht, die man doch zulezt nur als Unendlichkeit gelten lassen muß, nachdem man nur zuvor unendlich viel Sorge und Mühe gehabt! So hält denn freilich auch die katholische Kirche dem Sterbenden zulezt nur noch das Cruzifix vor, daß er, von allem anderen ab, darauf, auf Christi Kreuzestod, allein schaue und baue. Aber ist es darum nicht viel besser, wie die evangelische Kirche thut, daß dem Lebenden gleich von Anbeginn der Gekreuzigte vor die Augen gestelt werde, damit er Ihn im Glauben ergreife und sich in völliger Demut Seine Gerechtigkeit zurechnen und um derselben willen sich gerecht sprechen lasse? Wer diese Lehre einmal verstanden und ihren Frieden an seinem Herzen erfahren hat (die Convertiten zur katholischen Kirche haben es ohne Ausnahme nicht), der kann nicht anders, als dort ein glänzendes Elend, bei uns aber den Reichtum in der Einfachheit, dort die Jagd nach Frieden, hier das Ruhen im Frieden erblicken.

Wollen wir aber noch einen Spatenstich tiefer graben: woran liegt es, daß die katholische Kirche die Rechtfertigung nicht genugsam erfaßt hat? Naturgemäß daran, daß sie das Wesen der Sünde nicht genugsam erfaßt hat. Die böse Lust im Herzen ist dem Getauften keine Sünde mehr, sondern nur noch der mütterliche Schos dafür; die böse Lust ist eigentlich überhaupt keine Sünde, sondern erst die Gedanken, Worte und Werke, die daraus hervorgehen. So stelt sich wesentlich die katholische Lehre. Dann freilich bedarf der Christ keiner Gerechtigkeit, die ihm zugerechnet werde, weil keine Erbsünde da ist, die ihm als Sünde angerechnet wird. Dann aber sind auch alle Werke des Menschen von dem innersten Centrum seiner Person losgelöst und müssen durch eben solche äußere Werke gesühnt werden, ohne daß die eigentliche Wurzel des Lebens dabei ins Spiel komt. Dann geht es ans Abrechnen und Zählen, an Mengen und Reihen von Bußwerken, von Gebeten, von Opfern Seitens des Menschen, von Gnadenspendungen und Ablässen, Geboten und Satzungen von Seiten Gottes und der Kirche, kurz an lauter einzelne opera operata, losgerissen von der einen Wurzel: Gottes einfältige Gnade — des Menschen einfältiger Glaube. Dann handelt es sich hauptsächlich um Dinge, statt um Personen — und das ist dann die vielgerühmte Objektivität der katholischen Kirche.

Das schreiende Gewissen eines Sünders, welches sie auf diese Art nur annähernd und äußerlich stillen kann, sucht sie demnächst völlig zu beruhigen, indem sie ihn auf die Fürbitten

der Heiligen verweist. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt: es fehlt nur wenig, so ist in der katholischen Kirche der Papst das formale und die h. Maria das materiale Prinzip. Christus ist nach dortiger Anschauung eher unser Verkläger, als unser Anwalt; wenigstens viel mehr unser Richter, als unser Gerechtmacher, viel mehr unser gestrenger König, als unser barmherziger Hohepriester. Maria und die Heiligen sind unsere Gerechtigkeit; und sollen sie es gleich auch nur durch Christum sein, so ist ja auch der heilige Geist nur durch Christum unser Gerechtmacher, aber eben darum auch dasselbe, was Christus ist, nämlich unser Gott. Maria und die Heiligen sind thatsächlich eine Gottheit des Katholiken. Sie sinds, denen sein Herz gehört; dem wirklichen dreieinigen Gott gehört nur seine Vernunft. Das erfahre, wer dies etwa für übertrieben hält! Und wenn Dich, lieber evangelischer Bruder, das viele natürlich Schöne, welches in dem Cultus der Heiligen liegt (in dem Cultus der Götter Griechenlands liegt übrigens des Schönen noch mehr), eines schönen Abends dahin gebracht hat, beim Geläute der Glocken das Ave Maria zu beten, und Du gehst auf diesem Wege weiter: so wirst Du bald sprechen müssen: Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt; der Herr Christus, der für dich gestorben ist, wird traurig in dem Dämmer seiner heiligen Mutter, die nicht für dich gestorben ist, erbleichen und mit einem unsäglich schmerzlichen Blicke von deinem Herzen Abschied nehmen — nicht ganz unähnlich dem Blicke, den Er Petro zuwarf, als der Ihn um einer geringen Magd willen verleugnet hatte. Dann kehre reuig wieder um, mein teurer Bruder, zu dem einigen Mittler, und gehe der dreifachen Frage nicht aus dem Wege: Simon Johanna, hast du Mich lieb? —

Für dieses (und vieles andere außerdem, was wir uns hier zu besprechen versagen müssen) verweisen wir auf die vorerwähnten Vorträge über Protestantismus und Katholicismus von W. O. Dietlein. Der Verfasser nimt keinen Anstand, den Heiligendienst einen Götzendienst zu nennen, und insbesondere die katholische Anschauung von der Maria als eine Creatur-Vergottung, und mithin als eine schwere Sünde gegen das erste Gebot zu bezeichnen. Er nimt dabei, wie überhaupt, den eigentümlichen Standpunkt ein, daß er nicht, wie gewöhnlich geschieht, die katholische Theorie für bei weitem besser als die katholische Praxis ansieht, sondern daß er vielmehr umgekehrt behauptet, wenn die Lehre des Tridentinums nicht im Leben ihre Anhänger so gemildert würde, so wäre der Katholicismus absolut verwerflich. Wir halten dies, wie überhaupt den ganzen theologischen Habitus des Verfassers, nicht frei von Paradoxie, und können ihm in seinem strengen Gericht nicht überall folgen. Aber es liegt in dem Büchlein eine solche Tiefe und Schärfe in der Auffassung und Durchdringung der Sache, und eine so werthvolle Treue und Tapferkeit der Person, daß es in unsern Tagen als ein äußerst gesundes blutreinigendes Mittel zu empfehlen ist, und daß wir dreist behaupten: wer Conversions-Gelüste in sich verspürt, und liest dieses Buch mit Ernst und Verständnis, der wird sich doch noch einmal reiflich besinnen, was er thun will; und wenn er sich auch schon über diese und jene protestantischen Beweisführungen hinweggesezt hat, wird er in diesem Büchlein noch gewaltige Steine sich in den Weg gewälzt finden, die sich so bald nicht beseitigen lassen. Wir wollen uns auch der Hoffnung nicht verschließen, daß der Verfasser das Ave Maria dasselbe erneut an sich erfahren wird, was einst der Verfasser der Vorträge geschrieben hat — noch besser, daß er es, bei aller Verfänglichkeit seines Buches, an sich zu erfahren im innersten Grunde nicht nöthig hat.

Ebenso treflich ist es, was er in Betref dessen sagt, was uns Evangelischen, in unserer Stellung zu den Heiligen, und sonst wirklich abhanden gekommen ist und bis heute fehlt. Dem Misbrauch gegenüber haben wir den rechten Gebrauch eingebüßt; aber daraus folgt doch nicht so unbedingt, daß wir nun nichts eiligeres zu thun hätten, als den rechten Gebrauch herzustellen. Aergert dich deine Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir; besser ein Krüppel im Himmel, als mit zween Händen in der Hölle. Das ist der Rath, ja der Befehl des Herrn: um des Misbrauchs willen den Gebrauch aufzuheben. So lange wir also nicht sicher sind, daß uns der rechte Gebrauch nicht wieder überwiegend in den Misbrauch verführe; so lange der Misbrauch noch immer so verlockend und sogar in gesteigertem Maße vor uns steht — dürfen wir uns des Mangels, den wir haben, nicht allzusehr schämen. Es ist das ein Fasten, das uns der Herr auferlegt; wir wollen es mit fröhlichem Angesicht tragen, und nach den Fleischtöpfen Aegyptens nicht zurückschauen, ob wir auch durch die Wüste wanderten manches Jahr; und die reformirte Kirche mag in dieser Beziehung als heilsame Wächterin der lutherischen zur Seite stehen. Vor allen Dingen aber wollen wir bitten um die rechte Weisheit von oben her, daß die Behörden der Kirche, die Hirten der Gemeinden, und jeder einzelne evangelische Christ erkennen, wann es Zeit ist und welches die rechte Art ist, vernachläßigte Lehren und Gebräuche wieder einzuführen.

Dasselbe Wort vom Fasten läßt sich auch hinsichtlich der Verfassung der Kirche anwenden, von der wir noch ein kurzes Wort zu reden haben. Sie ist der schwächste Punkt der evangelischen Kirche, der stärkste der katholischen. Hier Zerissenheit, dort Einheit — so stelt sich geradezu der Unterschied vor katholischen, und auch vor so viel traurigen sehnsuchtsvollen

evangelischen Augen hin. Was nun daran wahr ist, darüber tröste uns derselbe Mund, der dort das Wort von Aergernis gesprochen hat; der spricht auch: ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Ist bei uns das lautere Wort Gottes, so mögen wir uns nicht wundern, daß es sich auch schärfer denn kein zweischneidig Schwert erwiesen, nämlich nach rückwärts geschnitten und den Leib verwundet hat, der sich desselben bedienen mußte.

Verwundet — nicht gespalten. Die evangelische Kirche ist eine einige Kirche, sobald man nur tiefer sieht und statt der Einigkeit im Leibe, in der äußeren Gestaltung und Zusammenschließung, die Einigkeit im Geiste, im innerlichen Lebenskeim und Entwickelungstrieb, verlangt — und die katholische Kirche selbst muß diese Einigkeit aufs schmerzlichste empfinden und anerkennen! Sie behauptet zwar: dieselbe sei lediglich eine negative Nicht-Kirche! das sei es, worin alle Protestanten übereinstimmen. Allein schon der Name: Protestanten, und nicht etwa Contratestanten, behauptet es, daß wir etwas Positives haben, für das wir eintreten, und daß unsere Negation lediglich die Negation der Negation dieses Positiven ist. Darum wird an uns auch die katholische Prophezeiung zu Schanden, die den rein negativen Sekten gegenüber eine Wahrheit sein mag: es habe noch nie eine Häresis länger denn dreihundert Jahre gedauert. Wenn aber hin und wieder behauptet wird, es werde bei ihnen jezt nimmer gegen uns gepredigt, aus dem Grunde nämlich, weil wir in der Selbstauflösung begriffen wären, und uns immer gegenseitig einer den andern selbst wiederlegten: so ist das nur ein Beweis, wie wenig sie bis heute die uns alle einigende Position verstehen oder verstehen wollen, nämlich: die gänzliche von allem eigenen absehende Hingebung an Gott (formal an Gottes Wort ohne menschliche Lehren, material an Gottes Gnade ohne menschliche Werke und hinsichtlich der Verfassung an Gottes Geist ohne menschliche Autoritäten), und daher allerdings die völlige Freiheit des Menschen, die mit jener Hingebung an Gott wesentlich eins ist. Daß sich an diese so inhaltvolle Freiheit der lere Schatten der blos negativen Freiheit im After-Protestantismus heftet, ist gerade so wahr, wie die Katholiken selbst nicht leugnen, das sich an das Ansehen, welches bei ihnen die Kirche und deren Organe genießen, die entsetzlichsten Gräuel, Tyrannei und Blutvergießen, gehängt haben. Dergleichen liegt an der Knechtsgestalt, welcher auch das Heilige in dieser Welt der Sünde unterworfen bleibt.

Diese Knechtsgestalt haftet der katholischen Kirche gerade auch hinsichtlich ihrer Einheit und vermeintlichen Geschlossenheit an. Die Existenz der griechischen Kirche, die gleichfals katholisch ist, bleibt ein fortwährender Beweis, daß die katholische Kirche nicht einig ist. Und auch die römische, trotz des Papstes und der Gesamtheit ihrer Bischöfe — welche Spaltungen klaffen in ihr, die äußerlich mühsam überdeckt werden, innerlich aber die Geister genau eben so weit von einander reißen, wie die Geister auf evangelischem Gebiet. Die Frage um den weltlichen Besitz des Papstes; die Frage ob Curialismus oder Episcopalismus — drohen gelegentlich den Leib der römischen Kirche in Stücke zu reißen. Und was die Frage von der unbefleckten Empfängnis Maria's betrifft, die jezt keine Frage mehr sein soll, weil von der Kirche die Antwort darauf gegeben ist, so ist dieselbe in diesen Blättern anderweit als eine offene Wunde am Leibe der katholischen Kirche bezeichnet worden. Seltsam: der evangelische Pfarrer Dietlein schreibt ein Ave Maria — und der katholische Probst Döllinger erwähnt in seinem Buche: „Christentum und Kirche", der Maria auch nicht einmal mit Namen! — Da können einem doch wunderliche Gedanken im Kopfe aufsteigen. — —

Machen wir den Abschluß, so wird es kein anderer sein können als dieser: zur katholischen Kirche gehört auch die evangelische; oder man kann auch umgekehrt sagen: zur evangelischen Kirche gehört auch die katholische. Die römisch-katholische Kirche ist eine Schwester der wittenbergisch-katholischen Kirche; die päpstliche kann der lutherischen nicht entbehren, und die lutherische der päpstlichen nicht. Und beide haben wieder noch je eine Schwester hinter sich: die griechische und die reformirte, auf die sie nach Gottes Vorsehung angewiesen sind. Noch keine von diesen vieren hat ihre Mission erfüllt, zu der sie der Herr verordnet hat; jede hat noch eine köstliche Arbeit vor sich nach außen und nach innen. Darum hat bis jezt Niemand Ursach, seine Kirche zu wechseln; es würde doch immer nur darauf hinauslaufen, für einen Thaler anderthalb Gulden oder dreißig Silbergroschen einzutauschen, und das mag bisweilen in der Form bequemer und inviduellen Bedürfnissen entsprechender sein, in der Sache selbst aber ist nichts gewonnen oder verloren, oder wenigstens ebensoviel gewonnen als verloren. Ein jeglicher bleibe in den Beruf, darinnen er berufen ist, nicht um weltlicher Indifferenz willen, die gar keine verschiedenen Pfunde kent, sondern um christlicher Nüchternheit willen, die nur mit dem Pfunde zu wuchern trachtet welches sie bekommen hat. Die Zeit wird schon kommen, wo der Herr seine Knechte alle wieder zu einem Hauswesen vereinigt. Das Hauswesen der Irvingianer freilich ist eine seltsame Schwärmerei, weil demselbigen Apostel vorstehen, die den Herrn nie mit Augen gesehen und mit Händen betastet haben, und also von Ihm nichts anderes zu bezeugen wissen, als wir andern auch. Aber ein Zeichen der Zeit ist es doch. Komt der Herr jezt auch nicht so wieder, wie die Irvingianer Ihn erwarten, so komt Er doch jedenfalls in furchtbaren Gerichten, die am Hause Gottes anfangen und an der Welt sich vollenden; und diese Zeit der Noth, wo die gesamte Kirche in Lehre, Verfassung und Gottesdienst, in die Hände der Welt wird überanwortet sein, die wird die Kirche einigen, und wann die Welt über dem Grabe der Kirche sich selber zerfleicht, dann wird die Todtgeglaubte auferstehen und ihre Mörderin heilen, die Schweißtücher und Leichenbinden ihrer alten Zwistigkeiten aber werden im Grabe zurückgeblieben sein.

Spener als Prediger.

Wenn wir es versuchen, Spener als Prediger darzustellen, dann wird es nöthig sein, erst die Zeit, die ihm voranging, und die Zeit, in der er lebte, namentlich in Bezug auf die Predigtweise uns kurz vor die Augen zu stellen. In einem früheren Artikel, in dem wir Luther als Prediger betrachtet haben, ist bemerkt worden, daß die Predigtweise Luthers keine andere als die analytische war. Damit war aber nicht gesagt, als sei die synthetische Predigtweise zur Zeit Luthers ganz unbekannt gewesen. Wir haben an Andreas Pancratius erinnert, der den synthetischen Apparat schon vollständig entwickelt. Wir können sogar hinzusetzen, daß Luther selbst auch an die synthetische Form anstreift. In seiner Kirchenpostille am 5. Epiph. Sonntage sagt er: „im heutigen Evangelio sind fürnemlich 3 Stücke zu merken" und nun führt er drei Teile an, über die er reden will. Am Sonntage Sexag. sagt er: „aus dem Gleichnis vom Saamen sollten wir zweierlei lernen" — und nun werden die zwei Teile genannt. Freilich sind diese Teile durchaus dem Texte sach- und wortgemäß entlehnt, so daß diese Teilung dieser beiden Predigten gar keine Aehnlichkeit hat mit unseren modernen synthetischen Predigtweisen. Aber Luthers Zeitgenosse, Hieronimus Weller, der aus Luthers Schriften eine kurze Homiletik zusammengestellt hat wird schon ganz doctrinär und giebt sechs Teile der Predigt an und accentuirt es, daß alle gelehrte und durch Erfahrung weise Theologen darin einig seien, daß ein Tema und z. B. sechs Teile sein müßten. Dennoch aber bleibt der Satz aufrecht stehen: Luther und seine Schüler haben analytisch gepredigt und wo bei ihnen das synthetische predigen sich zeigt, da ist es teils nur Schein, teils aber gehört es einer andern Anschauungsweise an. Es kam der ganzen Zeit darauf an, daß Gottes Wort gepredigt werde, darum predigte, wie wir schon früher bemerkt, Luther über ganze biblische Bücher, aber nicht er allein, sondern auch seine Schüler und Freunde z. B. Brentz, J. Mörlin, F. Dietrich und Mathesius. Die synthetische Predigtform gehörte einer andern Richtung an. Ob Mosheim und Schmid Recht haben, wenn sie behaupten, die synthetische Predigtform gehöre dem Melanchthon und vielleicht dem Erasmus an, den Rhetorikern ihrer Zeit, das lassen wir dahingestelt. So viel ist gewiß: Luther wollte, „daß in Kirchen keine Pracht noch Ruhm gesucht werde, wo die Prediger in ihren Predigten einfältig, schlecht und gerecht lehren sollen, daß die Einfältigen vernehmen, fassen und behalten können." Das aber ist gewiß, die gelehrte Predigtweise stützt sich vielmehr auf das classische Altertum, als auf die Apostel. Demosthenes und Cicero waren die Vorbilder der kunstreichen Prediger. Aber hätte den lutherischen Predigern der späteren Periode auch immerhin die klassische Form Roms und Griechenlands belieben mögen, wenn sie nur nicht sonst allerlei Sonderbarkeiten mit aufgenommen und am Ende die Hauptsache, die praktische Erklärung und Anwendung des göttlichen Wortes unterlassen hätten! Auf die Form wäre es am Ende viel weniger angekommen, wenn nur die Sache nicht beschädigt worden wäre! Aber welche Gestalt bekam die lutherische Predigtweise vielfach nach Luther! Indem wir aber diese merkwürdige Gestalt etwas näher zu betrachten uns anschicken, bemerken wir zugleich, daß wir durchaus nicht der Meinung sind, als hätten etwa alle lutherischen Prediger nach Luther und vor Spener in dieser Weise geredet. Wir gedenken vielmehr, später zu zeigen, wie eine große Anzahl von Predigern aller Zeit da war, die nicht nur das Wort Gottes praktisch und eifrig den Zuhörern ans Herz legten, sondern auch dasselbe in einer Form predigten, die nicht nur damals sie verständlich machte, die vielmehr noch heute fähig ist, das Evangelium aus ihrem Munde Predigern und Gemeinden lieb und werth zu machen. Nur an die Auswüchse in der Predigtweise, wie sie im großen Ganzen vorkommen, wollen wir erinnern, um es zu verstehen, wie später Spener und seine Freunde dazu kamen, eine solche oppositionelle Stellung gegen die orthodoxen Predigten mit ihren „biblischen" Predigten einzunehmen.

Schon zur Zeit Luthers hat Karlstadt eine Art zu predigen gehabt, die leider später zum großen Nachteile für die Kirche wieder hervortrat und die sogar jetzt wieder unter uns gehandhabt wird. Es war dies die Liebhaberei, fremde, lateinische und sogar hebräische Worte in den Predigten zu gebrauchen. Dagegen hatte sich schon Luther, der freilich auch aber sparsam lateinische Worte in seinen Predigten gebraucht hat, vernehmen lassen: „in der Kirche soll man reden, wie im Hause daheim die einfältige Muttersprache, die Jedermann versteht und bekannt ist, denn sehet, wie kindisch Christus redet in Gleichnissen ꝛc. Wie eine Mutter ihr Kindlein stillet, pappelt und spielt mit ihm, schenkt ihm aus dem Busen ihre Milch, darf weder Wein noch Malvasier geben: also sollen auch die Prediger thun. Aber griechisch, hebräisch und lateinisch in Predigten mit einsprengen, ist lauter Hoffart. Ein solcher ehrsüchtiger Mensch war Dr. Carlstadt, es sind unzeitige und unweise Heiligen, solche Naseweisen und Klüglinge!" Das hatte man später oft vergessen und die gelehrten Herrn konten es nicht über sich gewinnen, ihre Gelehrsamkeit zu Hause zu lassen, sondern sie brachten sie mit auf die Kanzel und redeten oft in fremden Zungen d. h. aber nur lateinisch, griechisch und hebräisch. Brauchte doch sogar der große, tiefe und evangelische J. Gerhard in seiner Postilla Salomonea vielfältig lateinische, griechische und hebräische Worte: Und heut zu Tage, wo die lutherische Bibelübersetzung bei manchem Theologen so unnützer Weise in üblem Geruche steht, scheint es wirklich an der Zeit zu sein, an die alte verkehrte Weise zu erinnern, damit sie nicht etwa als eine neue gründlichere sich wieder zeigt. Wem die lutherische Uebersetzung nicht jedesmal ganz richtig zu sein scheint — und sie ist es freilich nicht jedesmal — der mag bedenken, daß Niemand auf diese Uebersetzung vereidigt ist, daß es aber durchaus nicht nöthig ist, vor der Gemeinde auf der Kanzel die große

Gelehrsamkeit zu zeigen, womit man den Reformator reformiren will. Jedenfalls kann man das viel leichter haben, wenn man leise und fast unmerkbar die rechte Erklärung giebt, wie das z. B. Spener that, ohne Luthers Vorwurf „ein Naseweiser und ein Klügling" zu sein, sich zuzuziehen. Wie gesagt: schon liest man jetzt wieder in Postillen griechische Worte, wenn auch mit deutschen Lettern!

Ein Hauptmangel aber für die orthodoxen Predigten vor Spener und zu Spener's Zeit bestand darin, daß die Prediger sich zu wenig mit der Bibel und zuviel mit den Compendien der Dogmatik beschäftigten. Es muß dicht vor Spener und zu seiner Zeit auf den Universitäten traurig mit der Exegese ausgesehen haben. In den Jahren 1580—90 brachte Olearius in Leipzig kein exegetisches Collegium zu Stande und Carpzov schloß seine Vorlesungen über den Jesaias gewöhnlich mit dem ersten Kapitel. Wie klagt Spener in seinen Bedenken über den Verfall der Exegese! Wenn ja in den Lectionen der Professoren einige Bücher erklärt werden, sagt er, so sind die Auslegungen fast immer so weitläufig eingerichtet, daß einer sich Glück wünschen kann, wenn er ein oder das andere Kapitel gehört hat und die meisten sogenanten Collegia über die Schrift pflegen sich nur über die schwierigen Stellen, wie man zu sagen beliebt, zu erstrecken." Spener klagt auf das ernsteste darüber, daß die Studenten wohl Collegia hörten, aber keine Exegese, Wie solten aber die Prediger in ihren Predigten das ganze Wort Gottes erbaulich ans Herz legen, wenn sie selbst so wenig davon hörten und so wenig darin zu Hause waren! Was sie gehört und wußten, das allein konten sie predigen! Dogmatik und Polemik hatten sie gehört, von Dogmatik und Polemik halten auch die Kanzeln wieder. Und wie in der Dogmatik Luthers freier und lebendiger Geist unter scholastisch-aristotelischen Begriffsbestimmungen vielfach schier zu Grunde gegangen war, so war es auch kein Wunder, wenn der Geist der reformatorischen Periode auch in den Predigten unter allerlei scholastischen Formeln erstarrte nnd ausartete. Der eine Teil der Schriftlehre, die Dogmatik, die reine Lehre wurde übermäßig betont, aber die Lehre von der Heiligung, von dem reinen Leben, die doch auch zur reinen Lehre gehörte, fast vergessen. Wie es aber mit der Exegese beschaffen war, so war es auch mit der Ethik. Wenn die Exegese auch in verkümmerter Gestalt auf den Universitäten noch getrieben wurde, so wurde über die Ethik gar nicht einmal ein eigenes Collegium gelesen. Man darf sich daher gar nicht wundern, wenn sich die Predigten zum großen Teile in allerlei homiletischen Kunstfertigkeiten bewegten. Aeußerlich war die Predigt zum bloßen Kunstgriff herabgesunken, innerlich war ihre Aufgabe nur die: neben den lutherischen Stichworten der reinen Lehre besonders Polemik zu treiben. Die Hauptaufgabe war: die Irrtümer fleißig zu widerlegen. Man darf sich also nicht wundern, wenn Carpzov hundert Predigtmethoden hatte, die Löscher freilich auf fünfundzwanzig reducirte. Und man muß das begreiflich finden, wenn man Joach. Lange in seiner aufrichtigen Nachricht klagen hört, daß der Kunstquellen, Predigerkünste, Prediger Schätze, unnützen Postillen und Postillanten kein Ende noch Zahl sei und daß, wo auf manchen Universitäten ein gewissenhafter Professor theologiae gern collegia exegetica halten wollte, er selten eine nur mittelmäßige Zahl der Zuhörer fände: „so sehr sind die Gemüter mit diesen homiletischen Kunst-Vanitäten und andern unnützen quisquiliis eingenommen." Und was waren diese Vanitäten? Nach den auf fünfundzwanzig reducirten Predigtmethoden gab es noch verschiedene Predigtgattungen, die nach den verschiedenen Universitäten und Ländern genant wurden. Es gab noch außerdem eine Jenaische, Helmstädtische, Wittenberger, Leipziger, Königsberger, Englische, Niederländische und Französische Predigtmethode. Die Leipziger Predigtmethode bestand darin, drei Exordien, in beiden ersten ein Thema und Einleitung, eine gekünstelte Disposition des Textes, häufiges Anführen der Schriftstellen durch Hülfe der Concordanz, eine fünffache Nutzanwendung, sogenante Realien, als Exempel, Historien, Antiquitäten, Gleichnisse u. s. w. zu haben. Die helmstädtische Predigtmethode hatte das Charakteristische, daß man keinen allgemeinen Eingang machte, sondern gleich mit der bekanten Formel: „wir sind im Hause Gottes versammelt", zum Vater Unser und Vorlesung des Textes ging; darauf solte folgen ein kurzer spezieller Eingang, dann derText kurz und ohne Thema parafrasirt und einige Lehren, gewöhnlich drei, aus dem Texte erwiesen und abgehandelt werden. Auf die Predigtbücher schrieb man öfter: nach der Leipziger oder Engländischen Methode. Daß dabei der Inhalt, das Wort Gottes, nicht sonderlich zu seinem Rechte kam, liegt auf der Hand, — die Zeitinteressen, d. h. aber die leidige Polemik, war die Hauptsache. Die Predigt wurde gar nicht für vollständig gehalten, wenn sie nicht am Ende neben Lehre, Ermahnung und Trost auch Widerlegung und Strafe enthielt. Einige Prediger gingen hierin sogar so weit, daß, wenn sie bei der Ausarbeitung ihrer Predigt auf den usum elenchticum kamen, sie dazu leren Raum auf dem Papier ließen und dabei sezten: „hier wird gezankt." Man kann es wol verstehen, wenn ein Fürst damals über solche Prediger sagt, wie Gregor Strigenitz in seiner Postille erzählt: „Lieber Herr, was ihr uns sagen wolt, das disputirt zuvor daheim mit euern Büchern gar wol und beschließets. Welches ihr recht findet, das lehret uns, das andere ist uns kein Nutz, es macht uns nur irre."

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 7. October. № 80.

Spener als Prediger.

(Fortsetzung.)

Andere Prediger sahen das Thörichte solcher Predigten ein und suchten anderweitig abzuhelfen. Kirchenväter, allerlei Versionen, verschiedene Meinungen über eine Stelle, Zitate aus heidnischen Schriftstellern, aus Seneca, Cicero, Plato und Aristoteles wurden angeführt, etwa mit der Bemerkung: Cicero, ob er gleich ein Heide war, so hat er doch herlich von dieser Tugend geredet. Man sehe nur den Auszug aus Valentin Löschers Predigten an bei Engelhardt, Valentin Ernst Löscher nach seinem Leben und Wirken ꝛc. 1856. Löscher war wirklich ein ächter, ebenso correkter als inniger und ernster Lutheraner, und als solcher der beste Gegner Speners. Vieles, was Spener und seine Freunde nur wünschen konten, hatte Löscher. Er war nicht nur ein sehr mit Predigen beschäftigter Mann, der am Sontag und in der Woche predigte und Beichte hielt, er war nicht nur sehr gelehrt, er hielt auch Catechisationen und Bibelexamina in der Kirche und in seinem Hause, er forderte mehr Catecheten und richtete ein Candidaten-Convikt ein, hielt Haus- und Krankenbesuche, war in der Direktion des Armenwesens beschäftigt, und das Alles wurde mit Gewissenhaftigkeit ausgeführt; er ließ sich im Predigtamte nie vertreten und hielt in den Wochengottesdiensten exegetische Predigten, in denen er bis zu seinem 72. Jahre die ganze h. Schrift durchpredigte. Sein ganzes Leben war ein Leben des Gebetes und der stillen Andacht; er hatte seine besondern Stunden, wo er sich zur Andacht einschloß, er feierte den Freitag nach altkirchlicher Weise als Festtag, hielt vor den hohen Festtagen die Vigilien, speisete Witwen an seinem Tische, kurz er war ein Mann, in dem die Spenerschen pia desideria zu Fleisch und Blut geworden waren, und wie waren doch auch seine Predigten oft beschaffen? Ein ganzes Jahr hindurch hat er am Sontage im Hauptgottesdienste nach Anleitung der kirchlichen Perikopen über „die merkwürdigsten Werke Gottes in denen Reichen der Natur, der Kunst und des Glückes“ gepredigt und diese Predigten hat er selbst herausgegeben. Am ersten Osterfeste predigt er über das Thema: „Das Werk der Wiederauferweckung der Blumen und Pflanzen.“ Unter allerlei Naturbetrachtungen versichert er in dieser Predigt auch, „die Wiedererweckung des Ungeziefers ist eine merkwürdige Sache.“ In der Predigt vom guten Hirten findet sich eine Abhandlung über die Schafe und es werden die verschiedenen Gattungen derselben aufgezählt und geschildert. Am Sontage Jubilate predigt er über das menschliche Auge, über Brillen und Ferngläser, und am ersten Pfingstfeiertage über merkwürdige Gebäude. Wenn nun auch immerhin der christliche Universalismus Löschers und sein Bestreben, überall Gottes Finger zu finden, hier als Entschuldigung gelten kann, wenn man auch annehmen muß, daß jenen Gemeinden, die einst so zweifellos im Evangelio gegründet waren, solche Abstecher ins Naturgebiet nicht schädlich waren, sondern vielleicht sogar erbaulich, immerhin ist's ein merkwürdiges Zeichen, daß so ein Mann, wie Löscher, solche Dinge vorbringen und Natur und Gnade so in einander schieben konte! Bei Luther und Spener findet sich davon nichts. Wie mochten aber die andern Predigten beschaffen sein in der damaligen Zeit! Wenn das am grünen Holze geschah, welche Früchte mochte das dürre Holz hervorbringen! Wie mochten die Predigten derjenigen beschaffen sein, die diese Gelehrsamkeit und Innigkeit und Freiheit des Geistes nicht besaßen, wie Löscher, wie mochten die Methoden-Leute predigen, denen die Hauptsache die Controverse war, die an dem fünffachen Usus streng festhielten, wie mochten die Leute der Verbal- und Realjahrgänge predigen, die das ganze Jahr hindurch entweder ein jeden Sontag wiederkehrendes Thema samt Haupt- und Unterabteilungen hatten oder doch wenigstens bei verändertem Thema das ganze Jahr hindurch über dieselbe Sache predigten! Wenn auch, wie wir schon bemerkt haben, weithin leuchtende Ausnahmen im Predigen auch in dieser Periode waren, so wird man doch anerkennen müssen: durch der Künstler Schuld war die Kunst gefallen, Luthers und seiner Freunde Geist lebte im großen Ganzen nicht mehr. Die schöpferische Predigtperiode ist vorüber, es war die Zeit der Form und zwar einer recht geschmacklosen, die weder an Luther, noch an die Klassiker sich anlehnen konte. Wie es auch sonst in der christlichen Kirche vorkomt, daß, wenn in christliche Kreise das Verderben eindringt, auch das sonst gesund Natürliche und allgemein und formell Wahre von diesem Verderben so maßlos verderbt oder carrikirt wird, wie es auf dem blos natürlichen Gebiete nie so leicht der Fall ist, so war es auch bei der Predigt dieser Periode. Je höher der christliche Geist alles Natürliche verklärt, wenn es eingeht auf diesen Geist, desto ungesalzener wird es, wenn es von diesem Geiste sich entfremdet! Auch Rom und Griechenland hatten ihre Blüthe in der Rede,

— aber als diese Blüthe dahin war und die Kunst zum Gegenstand der Kritik und Doctrin wurde, wo hat man jemals solche alberne Kunstforderungen mit zwei oder drei Exordien ꝛc. machen hören, wie das bei den Predigttheoretikern dieser Zeit der Fall war!

Wir haben aber von dieser traurigen Predigtzeit überhaupt nur gesprochen, um den Mann besser zu verstehen, der samt seinen Schülern dem verderbten Geschmacke im Predigen so energisch und so segensreich entgegentrat. Dieser Mann ist Spener. Wenn wir es aber versuchen, denselben als Prediger zu schildern, dünkt es uns nöthig zu sein, ihn uns erst in seiner ganzen Bildung kurz vor Augen zu führen. Wir werden selbstverständlich nicht den ganzen Mann biographisch etwa hier uns vergegenwärtigen, sondern nur so weit, als es nöthig ist, um ihn als Prediger recht aufzufassen. Wir denken hier nur an seine allgemeine Bildung kurz zu erinnern.

Spener hatte es mit allen großen Lehrern der Kirche, namentlich in der luth. Kirche und ganz besonders mit Luther gemein, daß er ein gelehrter und durch allgemeine Bildung sehr erfahrener Mann war. Wenn man seine Schriften liest und die Richtung betrachtet, die er in die Kirche eingeführt hat, dann denkt man gewöhnlich nicht daran, daß dieser Mann eine so außerordentliche Gelehrsamkeit besaß. Und doch war das der Fall. Schon als Student beschäftigte er sich auf das mannichfaltigste mit Philologie, Geschichte und Philosophie. Die Hauptsache aber war ihm das N. T., nur daß er daneben auch die alten Geschichtschreiber, besonders der deutschen Geschichte, lieb hatte. Neben dem Hebräischen trieb er das Arabische und beschäftigte sich sogar mit der rabbinischen und talmudischen Gelehrsamkeit. Schon im 18. Jahre war er Magister der Philosophie. Auch Liebhabereien hatte er in seinen Studien; er hatte sich so mit Genealogie beschäftigt, daß er glaubte, es sei sein Lebensberuf, sich der Genealogie hinzugeben. Auch mit Heraldik hat er sich beschäftigt. Das waren freilich Liebhabereien, wie sie zu dem ganzen Charakter Speners passen! Luthers musikalische Liebhabereien sind einem Theologen doch anpassender. Aber Spener erkent das Gefährliche solcher Liebhabereien; er nent die genealogischen Studien „allzugeliebte Studien", denen er doch endlich „gute Nacht" gegeben. Spener hatte sich überhaupt aber so ins Studium vertieft, daß er den Ruf ins Predigtamt nach Straßburg gar nicht annehmen wolte, weil er unter andern glaubte, daß er dann nicht so viel mehr werde studiren können. Freilich war es nicht blos diese Furcht, die ihn hinderte, diese Stelle anzunehmen, zu ihr kam noch die andere Furcht, daß er werde Selsorge treiben müssen. Deshalb wolte er dieses Amt nicht, und als er später die Freipredigerstelle in Straßburg annahm, da war seine Freude deshalb so groß, weil er nur zu predigen hatte und also Zeit bekam, zu studiren und — weil er von der Selsorge befreit war! Es darf hier wol die Bemerkung eingeschaltet werden, daß der Mann, der so sehr für ein persönliches Christentum bei Predigern und Gemeinden aufgetreten ist, der so sehr geeifert hat für ein lebendiges Christenwesen, doch selbst niemals Selsorge getrieben hat! Er hat beim Beginn seiner Laufbahn das Predigtamt ausgeschlagen, weil es mit Selsorge verbunden war, und hat die erste kleine Predigerstelle in Straßburg nur deshalb angenommen, weil keine Selsorge dabei war. In seinem späteren Leben hat er in Frankfurt wol Katechismusübungen hergestelt und collegia pietatis eingerichtet, auch pia desideria geschrieben, und noch später hat er gepredigt und Predigten drucken lassen und sonstige Schriften herausgegeben, aber des Vormittags hat er studirt, Niemand hat ihn stören dürfen, und er hat, wenn Nachmittags Freunde ihn besucht, mit ihnen gebetet: aber Selsorge hat er als Pastor nicht geübt! Er sagt selbst, in Frankfurt habe er die Selsorge gehabt, sonst sei er damit verschont geblieben. Worin sie aber in Frankfurt bestanden, d. h. wie er sie außer seinen Conventikeln ausgeübt, davon erfährt man nichts. Von Hausbesuchen hofte Spener viel, weil da die Selsorge eben betrieben werden könne; aber er sagt auch, daß er dazu untüchtig sei und „keine rechte Auferweckung zu Stande gebracht und sich dann über die verlorene Zeit und über seine Ungeschicklichkeit betrübt habe." Steinmetz sagt in der Lebensbeschreibung Speners von Canstein, daß Gott den sel. Spener mehr zur allgemeinen Besserung der Kirchen „ins ganze zu handeln" bestimt habe, und daß ihm die Gabe im Privatumgange mit den Selen zu handeln nicht verliehen gewesen. Trotz dem, daß Spener selbst nie oder nur sehr beschränkt in Frankfurt Selsorge geübt hat, sagt er aber doch, daß die Selsorge das Kleinod im Predigtamt sei. Es ist aber Spenern wol so ergangen, wie es manchem andern Pastor ergeht: je weniger sie selbst Selsorge üben im Spenerschen Sinne, desto mehr haben sie Respekt davor! Man denkt sich die Selsorge etwa, wie eine bestimte Virtuosität neben der Predigt und sonstigen gewiesenen kirchlichen Thätigkeit an Kranken und Gesunden auf außerordentliche Weise in Häusern, auf Wegen und Stegen die Selen zu versorgen. Und wenn man dann endlich sieht, daß es nicht so ohne weiteres geht, daß die Leute vielleicht wie eine Auster die Schalen ihrer Selen oft dann gerade nicht aufmachen, wenn man an ihnen herumklappert, dann läßt man das Selsorgen überhaupt und auch da, wo es nöthig, möglich und sehr erwünscht ist und meint, man habe keine Gabe dazu und sei am Ende auch bestimt, mehr „ins ganze zu handeln". Man will zu viel und das Viele zu unverständig und endigt daher oft im zu wenigem, ja in völliger Verzweiflung! Wie aber Fischer nur zu bestimten Zeiten fischen können und sonst geduldig warten müssen, namentlich dann warten müssen, wenn die Sonne scheint, gerade so ists auch mit der Selsorge. Diese Selenfischerei kann nur getrieben werden zu bestimten Zeiten, namentlich wenn die Sonne sich verbirgt und die Selen aus der Tiefe nach der Höhe trachten — bis dahin muß jeder warten und sich mit etwas anderm beschäftigen, als mit der Selsorge, z. B. mit dem Studium der Schrift und Theologie überhaupt, so wie mit guter Vorbereitung auf die Predigt und alle sonstigen amtlichen Reden. Doch wir kehren von diesem Abstecher

zurück zu Speners Gelehrsamkeit! Wie Spener in der Zeit, wo er mit dem Hören der Collegia fertig war, eigentlich immer zwischen Professor und Pastor schwankte, — 12 Jahre, sagt er selbst, hat er auf Akademien zugebracht —, so ist er auch sein Leben lang ein Pastor gewesen, der das Studiren und die rechte Gelehrsamkeit sehr hoch geachtet hat. Wie er in seiner Jugend den Aristoteles selbst sehr fleißig gelesen, aber wie Luther kein besonderes Vergnügen daraus geschöpft, weil es nur ein subtiles Geschwäz sei, das von der wahren Weisheit weit entfernt sei, so verwirft er doch die Philosophie nicht überhaupt. Die Quelle an sich sei lauter und rein, sagt er, obgleich viele Bäche und Ausflüsse mit mancherlei Unrath verunreinigt, ja gar vergiftet seien. Die Lehrer ermahnt er, sie solten die Studenten in Plato und Aristoteles und Zeno einführen und sorgen, daß sie auf jener Worte nicht schwören und keine Sektirer werden. Die Metaphysik nent er Königin der Wissenschaft und sagt, er habe in seiner Jugend viel aus ihr gelernt. Er erfindet sogar eine Definition für die Metaphysik, er nent sie Erklärung der Wörter und streift so ganz an die Herbartsche Definition der Philosophie als einer „Bearbeitung der Begriffe" an. Er führt sogar die Worte eines berühmten Gottesgelehrten an: Hüte dich, daß du diese Magd nicht beleidigst oder hintansetzest, denn sie ist so stolz, daß sie bei ihrer Verachtung auch oftmals selbst ihre Frau beschämt.

Auch Physik soll studirt werden, nur aber der Kern, nicht die Schale, daß nur die Tiefe der Natur erforscht werde, in der „Gott seine Fußtapfen hinterlassen habe". Die Mathematik lobt er wegen ihrer evidenten Beweiskraft und sagt: „kann etwas den Verstand schärfen, so ist gewiß diese Wissenschaft das bequemste Mittel dazu." Philologie will er getrieben wissen und führt die beiden Martini (Luther und Chemnitz) an, an denen man sehen könne, wie wichtig Griechisch und Hebräisch sei. Kurzum: er will ein gründliches Studium, wie seine Einleitung in die Hodosophie Dannhauers beweist. Aber natürlich will er außer diesen allgemeinen Disziplinen die theologischen Wissenschaften ganz besonders: Dogmatik, aber mehr in biblisch-theologischer Form, Exegese namentlich, Kirchengeschichte und die Polemik sogar. Nur die Homiletik als geistliche Redekunst mag er nicht. Nicht blos ich, sagt er, sondern viele redliche Männer mit mir sagen, daß, wenn sie in einer bloßen Redekunst besteht, sie eins der vornehmsten Hindernisse in der Gottesgelehrsamkeit ist. Er will mehr Beweisung des Geistes und der Kraft, als der Kunst und überredenden Worte menschlicher Weisheit in der Predigt. Diese Leute, sagt er, wollen mehr die Ordnung, als die Sache, sie kitzeln nur die Ohren, lassen aber die Herzen unberührt. Weil Spener ein solcher Liebhaber der Gelehrsamkeit war, darum wünscht er auch den Professoren, obschon sie ihm so viel gebrantes Herzeleid anthaten, doch so viel Gutes! Der Herr, wünscht er in der Predigt am Sontage Cantate, in seiner Glaubenslehre, wolle alle werte Herren Professores mit seines Geistes heiligmachenden Amtsgaben erfüllen, daß sie die Weisheit haben, was in allen Stücken der studirenden Jugend zu dero wahrer Wolfahrt das ersprießlichste sei, er öffne ihnen selbst die Thür der Wahrheit, damit ꝛc. In seinen piis desideriis, in denen er ebenso von der Besserung der Kirche spricht, wie Luther in seiner Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche, will er, daß die Lehrer auf Schulen und Universitäten das Meiste thun. Wir haben uns etwas ausführlicher nach dieser Seite hin Spener betrachtet, weil er hierin oft viel zu wenig bekant ist. Es kann wol vorkommen, daß man meint, Spener habe, weil er eigentlich nicht eine Verbesserung der Theologie, sondern eine Verbesserung des Lebens wolte, überhaupt nicht viel Gelehrsamkeit besessen und nicht viel darauf gehalten, zumal wenn man aus seinen Schriften weiß, daß sie meistens nur Gelegenheitsschriften waren und immer mehr das Praktische und Erbauliche im Auge hatten! Was aber der Pietismus hierin verschuldet, das ist nicht Spenern zuzuschreiben, sondern seinen oft recht unreifen und ungelehrten Schülern; die verachteten oft die Gelehrsamkeit sich und der ganzen Kirche zum großen Verderben. Spener war in diesem Punkte vollständig Luthern ebenbürtig. Das sieht man untern anderm auch aus seinen Predigten. Nicht blos Tauler, Kempis, Gerson, die deutsche Theologie sind ihm bekant, sondern auch die Kirchenväter und Klassiker, von denen er in seinen Predigten, wenn auch spärlich, einen Gebrauch macht und z. B. Augustin und Plutarch zitirt. Besonders aber hat er Luther studirt; aus dessen Schriften hatte er sich mit Luthers eignen Worten einen Commentarius perpetuus verfertigt, von dem er sagt, daß er „nur durch göttlich Verhängnis bisher noch nicht gedrukt sei". Gerade durch Luther ist er in der Wahrheit der evang. Lehre gekräftigt worden. Nächst der h. Schrift verdankt er, wie er selbst sagt, „dem lieben Lutherus" das Vornehmste seiner Theologie.

Sehen wir uns nun Spener als Prediger an. Was hat Spener gepredigt? Wir müssen kurz antworten: das Evangelium, so wie es die lutherische Kirche in ihren Symbolen bekant hat. Wir wüßten nicht eine Lehre zu nennen, gegen die Spener polemisirte. Seine Polemik betrift überhaupt nirgends die Lehre, sondern nur das Leben. Nicht die Lehre will er bessern, sondern das Leben. Er hat gepredigt, was Luther gepredigt hat. Ueber Taufe, Abendmal, Rechtfertigung und über die beiden Naturen in Christo predigt er gerade ebenso, wie die luth. Kirche es von Anfang gethan hat. In seinen Predigten predigt er das ganze luth. Lehrgebäude durch, z. B. in den Predigten über die evang. Glaubenslehre, die er in der Schloßkapelle in Dresden 1687 gehalten hat. Er macht es sich in diesen Predigten recht eigentlich zur Aufgabe, alle Glaubenslehren recht lutherisch correkt durchzupredigen. Das, was Spener der luth. Kirche verdächtig machte, lag nicht darin, daß er falsch über die Hauptlehren der luth. Kirche gepredigt hätte, sondern vielmehr darin, daß er an Lehren erinnerte, die man nur vergessen hatte, wie z. B. an die Heiligung. Er war darin lutherischer, als manche seiner Gegner, die eben in der Vertheidigung der reinen Lehre die große Lehre der Schrift und luth.

Kirche von der Heiligung vergaßen. Ja, das war das eigentlich Treibende und Aufsehnmachende in Spener und seiner Predigtweise, daß er wolte, daß jeder, der an die Rechtfertigung glaubte, auch die Heiligung nicht vergessen solte. Nicht die große Begabung Speners in irgend einer Weise, nicht die Originalität seines Geistes, nicht seine tiefere Durchdringung der Glaubenslehren, nicht seine große Gelehrsamkeit machten Spener zu dem, was er damals war. Seine Hauptthätigkeit war nur die eines Predigers. Er rühmt von sich selbst, ich bin nichts als ein Prediger und ein Katechet — aber er war ein eminenter Prediger und ein Katechet für die ganze luth. Kirche, wenn auch nur eminent in der Treue! Daß er den Katechismus den Zeitgenossen wieder abfragte und Ernst mit seiner Katechese machte — das war seine Bedeutung. Die orthodoxe Kirche blieb im großen Ganzen bei der Hälfte der lutherischen Auslegung der II. Bitte stehen: Gottes Reich kömt, wenn der himlische Vater uns seinen heil. Geist gibt, daß wir seinem heil. Worte durch seine Gnade glauben, Spener aber sezte mit Luther hinzu: und göttlich leben, hier zeitlich und dort ewiglich. Das war für viele der Hauptanstoß an Spener, so wie es für die Freunde Speners das Einzige war, was sie überhaupt an ihn band. Er machte Ernst mit dem Worte Gottes und der Lehre der Kirche. Aber auf der andern Seite läßt sich auch nicht verkennen, daß, obschon Spener von der Rechtfertigung ganz recht lehrt, und er sagt, s. Predigten über die Glaubenslehre S. 1046, „daß die Werke, die bei dem Glauben sind, zu der Rechtfertigung im Geringsten vor Gott nichts thun", so ists doch etwas anderes, über die Rechtfertigung recht lehren und die Rechtfertigung erleben. Sp. lehrt recht von der Rechtfertigung, aber sein ganzes Leben wurzelt viel mehr in der Heiligung. Gerade wie es manchem Orthodoxen erging, daß er recht lehrte von der Rechtfertigung, aber in ihr nicht lebte, sondern im alten Adam, gerade so erging es Spenern, nur daß er nicht in seinem alten Adam leben wolte, sondern im neuen Adam. Für seinen Kopf war Spener vollständig orthodox, mit seinem Herzen aber schlug er eine neue Richtung ein in der Kirche: durch Halten der göttlichen und der oft selbstgemachten Gebote sich das Wolgefallen Gottes zu erwerben. Sp. will selbstverständlich nur durch Gottes Barmherzigkeit selig werden, aber sein Bestreben geht dahin, aus den von Gott gegebenen Kräften alle Sünde zu überwinden und die Gebote Gottes vollkommen zu halten. Das forderte er von sich und von der Kirche. Luther trat gegen die römische Kirche auf, weil sie Christum verloren hatte, Sp. trat gegen die luth. Orthodoxie auf, weil sie die Heiligung nicht mehr kante. Luther preist nur Christum, obschon er großartig auch von der Heiligung spricht, Sp. preist das heilige Leben eines Christen vor allem, obschon er von Christo ganz correkt lehrt. Luther war aus großen Kämpfen mit der Sünde zum Frieden in Christo endlich gekommen und

hatte die Welt überwunden, indem er sein ganzes Leben als sündlich verdamte. Sp. weiß von keiner Jugend-Sünde, als daß er einmal zum Tanzen verführt worden war. Luther hatte endlich nach so vielen nutzlosen Kämpfen, in denen er Christum nicht kante, Frieden in Christo gefunden, Sp. hatte von Jugend auf Christum gehabt und nichts gewolt, als ihm gemäß sein Leben einrichten. Nach solchen Kämpfen war Luther in die Freiheit eines Christenmenschen hineingehoben, aus der heraus er nun alles that, Sp. suchte auf gesetzliche Weise allezeit hinaufzukommen und hineinzugelangen in die Seligkeit eines christlichen Wandels. Daher ist Luther groß, kühn und frei, er ist erhöht und lebt seines Sieges in Christo, Sp. ist ängstlich, furchtsam, kleinlich und peinlich. Luther hat nur Christum im Auge, nicht sich, nicht die Welt, nicht Leben, nicht Tod, Sp. sieht nur immer auf sich, auf die Kirche, auf das, was gefordert wird, und auf das, was ist und nicht ist. Daher läßt Luther sich und seine kirchliche Thätigkeit verschwinden hinter Christo und seinem Wort und Sakrament, Sp. muß alles selbst thun, und alle seine Freunde müssen mit ihm alles selbst thun, und weil sie es alle zusammen nicht können, so ziehen sie sich zurück in ihr Privatchristentum, in ihre Conventikel. Sp. mußte an der Kirche verzweifeln, mußte in das 1000jährige Reich flüchten, er mußte Conventikel an die Stelle der Kirche gründen, mußte seufzen und klagen — sich fürchten und ängstigen, und zwar als Christ und Kirchenregent, denn er hatte die Augen immer nur auf das Sichtbare gerichtet, auf den Schaden der Kirche. Luther hatte alles in Christo, Sp. wolte alles in Christo. Besonders trat das hervor bei den Schülern Speners. Sie ließen allmälig die reine Lehre ganz fahren und hielten am heiligen Leben fest, sie trenten sich von der Kirche und stifteten fromme Vereine, sie gaben die äußere Kirche auf und hängten sich an die Wunder des Halleschen Waisenhauses, das vollständig an die Stelle der Kirche trat, sie schieden ganz aus der Kirche aus und traten in Halle ein und behaupteten, der Mensch könne ganz rein werden durch eigenes Thun! Alle die mystischen und enthusiastischen Elemente der Zeit, die Petersen, Dippel und Arnolde und Böhmisten hingen sich samt den relativ gesunderen Schülern Speners an ihn, den Meister, und betrachteten ihn als ihren geistlichen Vater, und Sp., obenein weich, wie er war, gab überall nach, und obschon aus Zweckmäßigkeitsgründen gegen jede Union mit den Reformirten, weil drei Kirchen entstehen würden, reichte oder versagte er doch keinem oder nur schwer die Hand, der überhaupt christliches Leben aufzuweisen hatte, er mochte sonst geartet sein, wie er wolte. Sehen wir Speners Predigten auf das Gesagte an, so werden wir das im Einzelnen bestätigt finden, was wir hier im Allgemeinen bemerkt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 10. October. № 81.

Spener als Prediger.

(Fortsetzung.)

Spener will in seinen Predigten das ganze Wort Gottes predigen; er ist sehr besorgt, irgend etwas unerörtert zu lassen. Die freie Haushaltung, die Wesentliches und Fundamentales von weniger Wichtigem zu scheiden weiß, kent er gar nicht. Er muß alles sagen, was die Worte des Textes verlangen; das verlangt seine gesetzliche Treue und Gewissenhaftigkeit. Auch auf die Gefahr hin, sich zu wiederholen und langweilig zu werden, muß er doch alles sagen, was nur gesagt werden kann. Um das ausschließliche Hervorheben von Hauptsachen ists ihm nicht zu thun. Auch kann er sich keine Gemeinde denken, die nicht das ganze Wort Gottes versteht oder verstehen will. Darum hat er auch selbstverständlich nicht genug an den Perikopen; sie sind ihm vielmehr eine Last, und er wünscht, daß sie nicht wären, und um sich von dieser Beschränkung zu befreien, macht er bei seinen Predigten neben dem Eingange noch einen absonderlichen Eingang und zerlegt beide wol noch in 4 oder 5 Unterabteilungen, in denen er aus dem Katechismus ein Stück durchgeht oder aus den Paulinischen Briefen irgend eine Lehre bespricht oder auch einen ganzen Brief, z. B. an die Römer, Corinther, Galater u. s. w., allmälig erläutert. Ob die Predigten durch diese doppelten Eingänge zu wahren Monstrositäten heranwachsen, wie etwa ein Mensch mit zwei Köpfen, das ist ihm gleichgültig, — wenn nur mehr Wort Gottes gepredigt wird, als die Perikopen haben! Was nur von Bibelstellen citirt werden kann, das muß erscheinen; eine Bibelstelle wird an die andere gereiht, und wenn er einen Stoff behandelt, so geht er ihn so ausführlich durch, daß er ihn bei den äußersten Enden anfängt und bei den äußersten Enden endigt. In der Predigt zum 17ten n. Tr. (evang. Glaubenslehre) spricht er vom Sabbat und redet da vom Sabbat bei Adam und Eva, dann bei Noah, bei Abraham und Isaak und Jakob. Dann gehts ins N. T. und endlich in die christliche Kirche. Bei dieser formell gesetzlichen Weise zeigt sich hier auch recht seine innerlich gesetzliche Weise; daß die Kirche den Sabbat verändert, sagt er selbst, aber dennoch soll der Sabbat gesetzlich gefeiert werden, wie im A. T., nur gesetzlich nach dem N. T. Wenn er von der h. Dreieinigkeit predigt, dann werden im Eingange alle Eigenschaften Gottes durchgegangen, wieder aus dem gesetzlichen Drange, daß nur ja nichts übergangen werde, was etwa gesagt werden kann. Wie ganz anders ist Luthers Predigtweise! Auch er predigt über den ganzen Text, aber er fängt nicht beim Bel zu Babel an und holt nicht von allen Seiten noch herbei, als seien die Perikopen lange nicht genug, sondern er ist zufrieden mit dem Texte und nimt ihn auf, wo er ihn findet, und läßt auch wol weg, was ihm minder wichtig für die Gemeinde scheint, und hält sich dafür desto ausführlicher an die Hauptsache. Glaube und Liebe sind bei Luther die großen Themata, die alles durchziehen. Sp. aber predigt über alles gleichmäßig mit der größten Gründlichkeit, wie es gerade komt: über die Bekehrung der Juden wie über die Eigenschaften Gottes. Ein fernerer Beweis für die gesetzliche Weise Speners, die durch selbstgemachte äußerliche Mittel die Kirche bauen will, tritt in seinen Predigten auch noch darin hervor, daß er an mehr als einer Stelle so viel von dem allgemeinen Priestertume für die Organisirung der Kirche erwartet. Die apostolische Kirche liegt ihm nämlich im Sinne, die will er und zwar durch menschliches Thun wieder herstellen. Es liegt ihm ein Fehler darin, daß „insgemein unsere Kirchen nicht in der Verfassung stehen, wie sie sollen, daß nämlich die Gemeinden die ihnen nöthigen Rechte und deren freie Uebung hätten." Nun sezt er halb reformirt, halb collegialisch hinzu, wie es in der ersten Kirche gewesen sein soll: „daß nämlich eine jegliche Gemeinde neben ihren Lehrern aus ihrem Mittel gewisse Aelteste und Vorsteher erwählte, die neben dem Prediger auf die Gemeinde und deren Leben Acht gäben." Diese Aelteste, erzählt er der Gemeinde, hätten das Kirchengericht gebildet und wo die Sache schwerer gewesen, hätte die Gemeinde das Urteil gehabt, ob einer noch ferner ein Bruder sein solte. „Damit, sagt er, wurde allen Aergernissen leicht gesteuert und die heilgen Ordnungen Gottes nicht entheiligt." Abgesehen von der falschen Exegese, auf der diese Anschauung ruht, wie hätte Sp. im Ernste glauben können, daß so etwas in der verderbten Kirche, die er für so verderbt hielt, daß auch nirgends mehr eine christliche Gemeinde ihm bekant war, hätte hergestelt werden können! Nicht einmal für seine Conventikel wäre es möglich und heilsam gewesen! Aber Sp. flüchtet immer, sobald er mit der wirklichen Kirche zu schaffen bekomt, entweder zurück ins apostolische Zeitalter, wo er aber freilich auch keine ganz christliche Gemeinde gefunden haben würde, wenn er seine Kategorien an sie legte, oder er flüchtet in die Zukunft, ins

1000jährige Reich und unterdeß — schreibt er pia desideria, und seufzt und klagt! Aber von allen seinen Idealen ist nichts verwirklicht worden: weder diese apostolische Kirchenverfassung, noch das 1000jährige Reich ist gekommen! Sp. hat so vergeblich nach diesen Idealen ausgeschaut seiner Zeit, wie heut zu Tage viele müde Kirchenträumer zwischen apostolischer und 1000jähriger Reichverfassung hin- und herschwanken und dafür gerade so wie Sp. und die Seinigen die wirkliche Kirche verlieren und verderben lassen.

Speners pedantisch ängstliche und gesetzliche Predigtweise in Form und Inhalt lernt man recht kennen, wenn man seine 66 Wochenpredigten über die Wiedergeburt liest. Hier zeigt sich der innerste Kern des Spenerschen Wesens. Er handelt da von den Ursachen, Mitteln, Arten, Pflichten, Würden und Kennzeichen und übrigen dahin gehörigen Motiven der Wiedergeburt. Welche Gemeinde mußte die luth. Kirche doch erzogen haben, daß sie solche Predigten anhören und lesen konte! Hier ist Sp. recht in seinem Elemente. Nach rechts und links greift er in diesen Wochenpredigten aus; keine Perikopen zwängten ihn ein, A. und N. T. sind das weite Feld, auf dem er seine Texte zusammenliest. An dieser Zerfahrenheit, die in diesen Predigten herscht, kann man recht den Segen sehen, den die Zucht der Perikopen ausübt. In diesen Predigten anatomisirt und sezirt Sp. die Wiedergeburt nach allen Seiten und zwar so, daß man sie zulezt als ein bloßes Skelett vor sich hat. Alles wird unter den Begriff der Wiedergeburt subsumirt, was nur von christlichen Tugenden in der Schrift vorkomt. Und nachdem die 66 Predigten wirklich zu Ende sind, werden ihnen noch 9 Predigten über dasselbe Thema angehängt. Wer könte heut zu Tage solche Predigten schreiben, wer sie hören, wer mag sie lesen! Es ist aber der ächte Spenersche Methodismus im Doctriniren, der bis auf die Wurzel gräbt und demonstrirt. Wenn in solchen Weitschweifigkeiten das Predigen bestände, so müßte man schier verzagen an der Schwierigkeit der Aufgabe! Ebenso weitschweifig wie diese Predigten sind aber auch die andern Predigten, sowol diejenigen die er in den Hauptgottesdiensten, wie diejenigen, die er in den Wochengottesdiensten gehalten hat. In den Predigten, die Sp. über Arnds wahres Christentum gehalten hat, findet man ganz dieselbe Trockenheit und Langweiligkeit. Das einzig Neue dabei ist, daß er es vermocht hat, hier über ein menschliches Buch zu predigen, obschon er freilich immer Bibelstellen dabei mit zu Grunde legt. Bibelstelle reiht sich an Bibelstelle, trocken wie ein Protokoll läuft die Rede in lauter Definitionen dahin. Zehnmal lieber wird doch jeder den Arnd selbst lesen, als diesen Commentar zu dem Arnd'schen Buche! In seinen Traufermonen, die er ohne Text gehalten, erklärt er z. B. einmal ganz etymologisch das Wort Ehe. Dabei muß freilich auch bemerkt werden, daß in seinen Predigten z. B. über die ev. Glaubenslehre oft Stellen vorkommen, die recht schön sind, z. B. wenn er das Kreuz beschreibt. Das Schönste aber, was in seinen Predigten vorkomt, das sind die Stellen aus Luther; sie schwimmen, um mich Jeanpaulsch auszudrücken, wie Fettaugen auf einer Spittelsuppe herum. Sp. führt sehr oft „unsern theuern Luther" an und wenn er es thut, dann komt Feuer in die Rede und immer sinds die Kraftstellen aus Luther vom Glauben und von der Liebe. Er hält überhaupt so viel von Luther, daß er sich ganz an die hergebrachte Meinung anschloß, Luther sei in der Offenb. 14, 6. 7. 8 geweissagt. Von irgend welcher Originalität im Style ist bei Sp. gar keine Rede; alles ist ersonnen, wol conzipirt und durch großen Fleiß treu zusammengestelt. Auch die Zitate sind bei diesem doch so gelehrten Manne nur spärlich; ich erinnere mich nur aus Augustin und Plutarch und aus seinem Lehrer Dannhauer Zitate gelesen zu haben. Geschichten und Gleichnisse oder Bilder kommen entweder gar nicht vor oder nur sehr selten, wie z. B. das vom lahmen Pferde, um zu beweisen, daß wir vorsichtig in unserm christlichen Wandel sein sollen, weil wir ein so unartiges Fleisch haben, das lahm ist, wie ein lahmes Pferd. Es ist fast nicht zu verstehen, wenn man hört, daß Sp. sehr poetisch gewesen sein soll in seiner Jugend, so daß er viele Tausend Verse verbrant hat! Aber er weiß es selbst, daß er einen so schleppenden und kraftlosen Styl hat. Er sagt nicht nur von sich, daß er allen Schein der Ostentation und Erudition vermieden habe, damit das Kreuz Christi durch Affectation kluger Worte nicht zunichte werde, was ihm freilich auch nicht sehr schwer gefallen sein wird, er sagt auch ferner, daß er sich nach aller Möglichkeit bestrebt habe, alles, was er vortrüge, deutlich, verständlich und einfältig vorzutragen, weil, fährt er fort, „mein natürlicher Stylus mit meinem Misfallen etwas schwer, ich aber denselben leider nicht ändern kann, aufs wenigste mich immer mehr nach niederer Redensart, als nach höherer zu bestreben befleiße, deswegen niemal auf einige elegantia in phrasi nachsinne, sondern allemal conzipire, wie conceptus mentis es ohngesucht mir suggerirte, obschon sähe, wie es elegantius und nach den Regulis oratoriae eingerichtet und mit dero floribus ausgezieret werden könte." Man wird dem guten Spener es gewiß zutrauen, daß es ihm hiermit Ernst war und daß er sein Ideal erreichte. Trockenheit und Langweiligkeit ist aber dennoch Niemandem zu wünschen, am wenigsten einem Prediger.

Betrachten wir nun noch die äußere Anlage seiner Predigt und die Art und Weise, wie er seine Predigten zu Stande brachte. Wir haben es schon erwähnt, daß er mehrere Eingänge hat, und die wieder in Unterabteilungen zerlegt; bisweilen aber hat er auch nur einen einzigen Eingang, dann nent er das Thema deutsch und lateinisch, dann komt die Texterklärung, die in der Regel nichts ist, als eine Paraphrasirung desselben, dann kommen die Lehrpunkte, die abermals Exegese sind und nur schärfer die Hauptsache hervorheben sollen und in dogmatische Expositionen übergehen, die aber über dem vielen Exegesiren wieder ganz verschwinden, so daß der Text nicht etwa ausgelegt, sondern schier zerlegt wird. Dann komt eine Ermahnung, die oft sehr herzlich, aber bisweilen auch recht zudringlich ist, und endlich ein Gebet, das fast jedesmal mit Ach!

anfängt und viele Achs enthält, z. B. kommen in einem einzigen Gebete, in dem ich die Achs gezählt habe, deren elf vor! Wenn die Prediger doch das viele Seufzen und Stöhnen in ihren Predigten lassen wolten! Wo hat denn Paulus und Luther so viel geseufzt? Wenn man die Predigten Speners liest, dann machen sie vollständig den Eindruck einer Abhandlung, die nach etwas barockem Schnitt mit vielem Fleiße ausgearbeitet ist, um Gottes Wort in recht reicher Auswahl unter die zu bringen, die diese Vorlesung anhören. Sp. hat seine Predigten conzipirt und memorirt und dabei half ihm sein gutes Gedächtnis so, daß er es wußte, wenn er in einer Predigt ein einziges Wort anders vorgebracht, als es im Conzepte stand; sobald er aus der Kirche nach Hause kam, änderte er das Wort in seinem Conzepte, damit er nicht anders geschrieben als geredet habe. Er brauchte sein Conzept nur dreimal durchzulesen: einmal, wenn er es geschrieben, vor dem Schlafengehen das zweitemal und zum drittenmale früh, ehe er die Predigt hielt. Vor der Ausarbeitung las er immer Luthers Kirchenpostille, aber auch andere Bücher. Das Aufschreiben hatte ihm sein Lehrer Schmid gerathen und so hatte er es gehalten sein Leben lang, denn es war sein Spruch: „junge Blättler, alte Bettler." Als er das Aufschreiben im Jahre 1675 auf Anrathen einiger Freunde unterließ und nach weitläufigen Dispositionen predigte, so fing er doch das wörtliche Conzipiren wieder an und behielt es bis an seinen Tod.

Wenn man diese Predigten mit denen Luthers vergleicht, welcher Unterschied! Bei Luther ist alles ganz und voll, es fließt aus der Tiefe heraus. Bei Sp. ist alles Reflexion, Definition und Partition und Schema gerade wie bei einer kunstgerechten Schulmeister-Katechisation. Ueberhaupt macht die ganze Spenersche Predigtweise ganz den Eindruck einer treuen schulmeisterlichen Unterrichtung, während Luther als Pastor aus der Fülle seines Glaubens heraus verkündigt das erlebte und geliebte Evangelium. Sp. war so sehr eine schulmeisterliche Natur, daß er in Frankfurt, ehe er nach Dresden geht, vier Wiederholungspredigten hielt, in denen er alles wiederholte, was er gepredigt hatte. Luther war wirklich der Pastor und Sp. wirklich ein Schulmeister.

Treue Prediger waren beide, nur daß Luther ein Theologus war in voller Kirchenthätigkeit, der unter andern auch bisweilen auf die Kanzel stieg und das Evangelium predigte, für das er sich freilich in seiner Weise auch vorbereitet hatte, das aber die ganze Woche über sein Herz und seinen Kopf erfüllte, so daß er hier nur gab naturgemäß, frisch und kraftvoll wie er es hatte, und wie er es überall gab. Sp. war nur Prediger und Catechet, ja er hatte die meiste Zeit seines Predigtamtes nicht einmal eine Gemeinde. Nach seiner Stellung und Begabung bereitete er sich auf seine Weise zur Predigt vor; er meditirte, concipirte, memorirte — gerade als ob er nichts weiter zu thun hätte. Aber trotz dem, daß wir die Predigten Sp's. Summa Summarum übermäßig langweilig genant haben und zwar nicht blos wir, sondern wol die ganze heutige Kirche, weil

diese Predigten ganz verschollen sind und von niemandem mehr gelesen werden, nachdem der Faden der pietistischen Schule abgerissen ist, die ihn früher für den größten Kirchenlehrer hielt, für den Lutherus redivivus oder für noch mehr als Luther, — trotz diesem unsern Urtheile über Sp., *sind seine Predigten und noch mehr die seiner Nachfolger doch ein Salz geworden in materieller und formeller Hinsicht für die ganze lutherische Kirche.* Biblisch wollten die Pietisten predigen, das orthodoxe Schulgezänke sammt seiner geschmacklosen Predigtform war ihnen ein Greuel; an die Stelle der entarteten Predigtweise sollte wieder die einfach-biblische Predigtweise treten. Das wollte Sp., das wollten seine Nachfolger. Und das war das Große in Sp. und seiner Schule, daß sie darauf wieder hinwiesen. Auf den Unterschied von synthetisch und analytisch komt es hierbei gar nicht an. Sp's. Predigten muß man ihrer Form nach gewiß synthetisch nennen, wenn auch in anderer Weise, als das Wort heut zu Tage gebräuchlich ist, und doch ist der ganze Gedankengang in den Sp.'schen Predigten ein specifisch analytischer. Er will den Text auslegen, ja er will noch mehr, er will noch ein Hauptstück des Katechismus oder einen Apostelbrief mit auslegen, das ist ihm die Hauptsache, und dabei macht er sich das Leben schwer und erfindet sich selbst einen methodus, der freilich nichts zu thun hat mit der Schrift und einer einfachen Denk- und Redeweise. Seine Schüler aber verstanden das besser, sie ließen den schwerfälligen Apparat ihres Meisters fallen und predigten das Wort Gottes in einfacher aus ihm selbst resultirender biblischer Weise nach Form ebenso wie nach Inhalt. Auch hier kommt man mit dem heutigen Unterschiede von synthetisch und analytisch nicht aus. Die Begriffe von analytisch und synthetisch reichen aber überhaupt nicht aus, wenn man die kirchlich gegebenen Predigtweisen bezeichnen will. Es kann Jemand Thema und Partition haben und sind sie aus dem Worte des Textes herausgewachsen, so kann man solche Predigten kaum synthetisch in unserm Sinne nennen. Thema und Theile sind da nur reine Nebensachen; sie sind der Ramen in dem das Wort als Bild hängt. Man könte Thema und Teile auch ausstreichen, die Ordnung und das Verständnis solcher Predigten würden bleiben. Und umgekehrt: es kann Jemand die Textesworte ganz analytisch behandeln und doch den Text übersehen und sein Reden ist nicht besser trotz der analytischen Form als das rationalistische außertextliche Synthesiren. Darauf kommt es eben an, daß die Schrift ausgelegt wird in der Predigt auf eine geordnete Weise; ob jemand dabei nun seine Einteilung nent oder für sich behält, wenn er nur den Text verarbeitet und anwendet! Nur die abstrakte Weise, die aus fremder Sphäre an den Text herankomt, mit fremden Gedanken und leblosen Formen, nur die homiletische Kunstform ist vom Uebel! Man mag deshalb von Sp. und seiner Schule denken, was man will: in homiletischer Beziehung haben sie im großen wieder angeknüpft, wo Luther und seine nächsten Freunde es gelassen hatten. Um im Allgemeinen den segensreichen Einfluß zu erkennen, den Sp. auf die Bele-

bung der evangelischen Kirche gehabt hat, braucht man nur an die Namen derjenigen Männer zu erinnern, die heut zu Tage bei allen bekannt und geliebt sind. Freilinghausen, Porst, Nitsch, Schmolck, Joh. Jac. Rambach, G. Conr. Rieger, Woltersdorf, Bogatzky und andere. In Halle war ein Feuer angezündet, das über ganz Deutschland sich ausbreitete. Die Universität Halle und die Schulen des Waisenhauses haben eine große Anzahl Schüler erzogen, die als Prediger und Laien einen großen Segen durch ihr inniges und subjectives Christentum verbreitet haben. Formel und materiel evangelische Predigten, die nur mit Gottes Wort sich beschäftigten und mit der Verkündigung desselben Ernst machten und die Zeitfragen im Predigen gänzlich mieden, innige und tiefgefühlte Lieder, die noch jetzt auch von den orthodoxesten Luthanern mit Andacht gesungen werden, ließen sich an vielen Orten hören. Die pietistische Schule war weniger ausgezeichnet durch große Gelehrte, die weithin eine neue Richtung durch ihre Gelehrsamkeit verbreitet hätten, als vielmehr dadurch, das sie treu und eifrig das Wort Gottes verkündigten. Wir wollen ihnen gewiß die Gelehrsamkeit wenigstens in der ersten Periode nicht ganz absprechen. So wenig wie man Sp. den Ruhm der Gelehrsamkeit versagen kann, so wenig kann man z. B. Joach. Lange Gelehrsamkeit und Scharfsinn absprechen. Aber das Wissen all der Männer, die von Sp. ausgingen, ging immer nur auf das Praktische hin. So war es z. B. mit der Universität Halle. „Die theologische Fakultät hatte wirklich das Zeug, sich mit der ganzen lutherischen Orthodoxie, die doch an

Wissen und Scharfsinn keineswegs unbedeutend war, herumzuschlagen“ aber das ganze Streben dieser Männer der Wissenschaft hatte einen Zug aufs Praktische hin, wie er nur bei den bedeutendsten Lutheranern z. B. bei Luther, Chemnitz und J. Gerhard anzutreffen war. Ihre Hauptwirksamkeit bestand darin: daß sie jeder auf seinem Platze, wo hin sie gestelt waren, ihren Eifer und ihre Treue im Kleinen walten ließen. Sp. hat eigentlich seine ganze große Wirksamkeit nur dadurch auf die Kirche ausgeübt, daß er an seiner Stelle als Prediger und Katechet sein Licht leuchten ließ. Ebenso war es bei seinen Schülern. Alle unfruchtbare Gelehrsamkeit blieb naturgemäß von ihnen ausgeschlossen, und grade darum, weil Sp. und die Seinigen im Kleinen so treu waren, weil sie praktisch der Noth der Kirche sich annahmen, die einzelnen Selen im Auge hatten, der Erziehung und Erweckung im Unterricht auf der Universität und in niedern Schulen sich hingaben, darum haben sie so Großes gewirkt. Hätten sie auch ein System aufgebaut, und auf blos gelehrte Weise es gegen ihre Feinde vertheidigt, hätten sie auch nur System und Wissenschaft im Auge gehabt, sie hätten gewiß nichts oder wenigstens nicht so viel gewirkt. Alle großen Männer, die der Kirche einen bleibenden Segen erworben, waren freilich in höherem oder niederem Grade gelehrte Theologen, aber auch umgekehrt alle solche Theologen waren auch jedesmal wieder praktisch und hatten ihren festen Hebel mit dem sie in das wirkliche Leben eingriffen.

(Fortsetzung folgt.)

Am Sontage den 4. October frühmorgens zwei Uhr ist mein geliebter ältester Sohn Immanuel, weiland Pastor an der Mönchenkirche in Jüterbog, später mein Mithelfer in der Herausgabe der Evangelischen Kirchenzeitung, im eben begonnenen vier und dreißigsten Jahre seines Alters, gestärkt durch die heilige Communion und im festen und bis an sein Ende freudig bekannten Glauben an seinen Erlöser und an das ewige Leben, in seines Herrn Freude eingegangen, nachdem er mehrere Jahre hindurch an dem Kreuze des Herrn recht schwer aber mit willigem Herzen getragen hatte. Es war hier auf Erden seines Herzens Freude und Wonne den Herrn zu loben und sein Sinnen Tag und Nacht ging auf Herstellung der schönen Gottesdienste des Herrn in der Kirche. Jetzt ist er unter denen, die vor dem Stuhle Gottes sind und dienen ihm Tag und Nacht in seinem Tempel und auf den Harfen spielen und sprechen: „Amen, Lob und Ehre und Dank sei unserem Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Meine Seele ist tief betrübt, aber mein Geist freuet sich in Gott meinem Heilande. Er hat mich bisher noch nie verlassen und versäumt, er wird auch bei mir bleiben jetzt, da es Abend geworden ist und der Tag sich geneigt hat.

Berlin, den 4. October 1863.

E. W. Hengstenberg.

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 81.

Nachrichten.

Aus und über Mecklenburg-Schwerin.

Die Pastoral-Conferenz in Güstrow.

Die E. K. Z. hat bisher noch keinen Bericht über die allgemeinen Pastoralconferenzen gebracht, welche seit einer Reihe von Jahren mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen in verschiedenen Städten wechselnd hier zu Lande gehalten sind. Die diesjährige zu Güstrow am 1. und 2. September möchte ich um ihrer hervorragend praktischen Wichtigkeit willen nicht wieder mit Stillschweigen übergehen. Wiewol sich unsre Landeskirche vor andern einer verhältnismäßig ruhigen Entwicklung erfreut, so greift doch die Ueberzeugung mehr und mehr um sich, daß es nicht gerathen ist, den auf dem kirchlichen Gebiete hervortretenden Zeit- und Tagesfragen möglichst aus dem Wege zu gehen, sondern sich bei Zeiten zu rüsten zu den Kämpfen, die uns hier — ebensowenig wie unserm luth. Nachbarlande — schwerlich erspart bleiben möchten. Nicht diese Kämpfe zu provociren, wol aber für sie ein Streiterheer zu sammeln und die zerfallenen Werke aufzurichten und zu festigen, ist die ernste Aufgabe der Diener der Kirche. Und dahin zielten die Themata ab, welche vorherrschend mit sichtlichem Interesse zur Verhandlung kamen.

Der erste Tag war schon in frühern Jahren der Missionssache gewidmet und begann mit einem Gottesdienste in der Domkirche, an welchem sich auch die Gemeinde ungewöhnlich zahlreich betheiligte und zu dessen Hebung der Großherzogliche Schloßchor durch Ausführung der liturgischen Gesangstücke wesentlich beitrug. Leider war durch ein Versehen die vom Prof. Dr. Philippi freundlichst übernommene Predigt keine Missionsfestpredigt, sondern eigentlich zur Einleitung der Pastoralconferenz bestimmt. Sie handelte auf Grund der Schriftstellen Joh. 21, 15—19 von der rechten Amtsführung eines Dieners Christi, wozu 1. das rechte Lieben 2. das rechte Weiden 3. das rechte Leiden gehöre. Die an manchen Stellen ergreifende Predigt wurde nicht nur trotz ihrer Länge bis zum Ende mit der gespanntesten Aufmerksamkeit angehört, sondern konnte auch viele ältere Geistliche mit einem Anflug von Neid auf die studirende Jugend hinblicken lassen, welche zu den Füßen eines solchen „Doctors" ihr Schriftstudium beginnen darf.

Bald nach beendigtem Gottesdienste eröffnete O.-K.-R. Dr. Kliefoth als Vorsitzender die Verhandlungen im Saale der Realschule mit einem Anfangsgebete, worauf P. Schubert aus Schwerin einen kurzen Bericht über die Arbeiten der Leipziger Missionsgesellschaft in Ostindien und die Betheiligung daran von Seiten unserer Landeskirche mit einem Jahresbeitrage von 2600 Thlrn. vorlas. Ueber die Jahreswirksamkeit des vor einigen Jahren hier gegründeten Gotteskastens zur Unterstützung auswärtiger Glaubensgenossen hatte Prof. Dr. Dieckhof zu berichten übernommen, beschränkte sich aber auf eine Vorlesung über die Lage der lutherischen Slowaken in Ungarn, welche durch ihre zweistündige Dauer trotz der gründlichen und instructiven Durcharbeitung des Materials doch die Geduld der Versammlung etwas auf die Probe stellte und zur Abkürzung der noch folgenden Berichte nöthigte. Nach einer von dem separirt luth. Pastor Odebrecht in Pommern vorgebrachten Bitte um Beiträge zur Erbauung einer Kirche und Schule suchte P. Wilhelmi an der Diakonissenanstalt Bethlehem in Ludwigslust die Herzen für eine eifrige Betheiligung an diesem Werke der Liebe namentlich durch Zuweisung geeigneter Arbeitskräfte, an denen hier allerdings großer Mangel ist, zu gewinnen. Bei vorgerückter Zeit ergriff O. C. R. Dr. Krabbe noch kurz das Wort für das Rettungshaus zu Gehlsdorf, welches mit dem Verluste seines seitherigen Vorstehers Walzberg durch den bald bevorstehenden Eintritt desselben in ein Pfarramt bedroht ist und an dessen Stelle der Verein womöglich einen inländischen Candidaten oder jüngern Pastor wünscht. Nachdem dann endlich der bekante Vorsteher des Rettungshauses Züllchow in Pommern, G. Jahn noch seine neueste Unternehmung (in der Art von Modellirbogen in Anlehung an die Schnorr'sche Bilderbibel Figuren zur alttest. Geschichte von Abraham bis Joseph zu einer heilsameren Beschäftigung für Christenkinder herzustellen) motivirt und empfohlen hatte, wurden die Versammlungen des ersten Tages mit Gesang und einem Gebet des Oberhofprediger Jahn geschlossen.

Der Abend versammelte außer den Conferenzmitgliedern auch Gemeindeglieder der Stadt wiederum zahlreich in der Domkirche zum Gottesdienste, bei welchem P. Scheven aus Kloster Malchow in einfacher, herzandringender Weise die Predigt über das Gleichnis von der köstlichen Perle hielt.

Die Pastoralconferenz selbst begann am folgenden Tage mit einem Frühgottesdienst in der Pfarrkirche. Zur Predigt war ein junger Amtsbruder aus dem Strelitz'schen F. Beyer, der sich jüngst durch eine Schrift über Homiletik in weiterem Kreise bekannt gemacht hat, aufgefordert. War die Predigt bei ihrer anderthalbstündigen Länge und manchen exegetischen Unebenheiten auch nicht gerade eine Musterpredigt, so war sie doch ein ernstes, warmes Zeugnis für die Nothwendigkeit, das geistliche Amt mit mehr Treue im Sinne einer selbstverleugnenden, dienenden Liebe zu führen.

Um 10 U. begannen dann die Verhandlungen unter dem Vorsitze des O. K. R. Dr. Kliefoth mit Gesang und einem Anfangsgebet des Präpositus Müller aus Doberan. Es waren dazu in erster Reihe Thesen, „über die Kindertaufe" von P. Wilhelmi gestellt. Die erste These: „diejenige Absolution die den Sünder zum Kinde Gottes macht, erfolgt in der Taufe, und nur in der Taufe" fand aber eine solche Beanstandung, daß die ganze Discussion sich auf sie beschränkte. Einmal wurde der Gebrauch des Wortes „Absolution" hier bei der Taufe für unpassend gefunden; er verschiebe (Prof. Dr. Krabbe) die Heilsordnung; die Absolution welche es mit der aktuellen Sünde zu thun habe, sei mit „Vergebung der Sünden" überhaupt verwechselt; es handle sich in der Taufe vornehmlich um eine Gegenwirkung gegen die Erbsünde und um Wiedergeburt des Menschen; da dürfe man nicht wie der Thesensteller, nur die negative Seite ins Auge fassen und alle andern positiven Momente „gereinigt, gerechtfertigt werden, die Gabe des heiligen Geistes" ꝛc. übergehen, welches alles zur Wiedergeburt nothwendig sei. Später führte Dr. Krabbe letzteres weiter dahin aus, daß er betonte, wie die Apol.

die Nothwendigkeit der Taufe scharf hervorhebe, auch die C. Aug. im 9. Art. das „necessarius“ enthalte und als Wirkung das „recipi in gratiam Dei“ bezeichne; ferner werde auf die durch die Taufe und namentlich die darin mitgetheilte Geistesgabe vollzogene Wiedergeburt das größte Gewicht gelegt, was durch alle Bekenntnisschriften hindurchgehe, während der Thesensteller nur die Beziehung des Wortes zur Wiedergeburt ins Auge gefaßt also das Verhältnis der remissio zur Geistesmittheilung nicht klar gestellt habe. Am nächsten schloß sich hieran die von P. Kahl-Bienendorf vertretene Anschauung, daß man nicht sowol auf das Wort als auf das Wasser den Nachdruck zu legen habe. Das Wasser (natürlich das mit dem Wort verbundene) sei das, was den Menschen wiedergebäre, sonst würde die Taufe nicht ein „Bad“ der Wiedergeburt heißen; die Taufe sei nicht blos pictura verbi, sondern ein sacramentaler Akt Gottes, wodurch uns „der ganze alte Leib abgezogen werde.“

Dagegen erhob sich besonders Prof. Dr. Philippi und führte aus, wie das „nur“ der These völlig unbiblisch sei, da in der h. Schrift (Röm. 1, 16. 1 Petr. 1, 22. u. a.) dem Worte an sich dieselbe wiedergebärende Kraft beigelegt werde, wie der Taufe, auch die symb. BB. demgemäß behaupteten „idem ejusque est effectus“; der Begriff des verbum visibile könne nicht streng genug festgestellt werden und das sei wichtig für unsre Zeit, weil manche Theologen in bedenklicher Weise das Sacrament auf Kosten des Wortes zu erheben anfingen; gegen eine solche einseitige Ueberspannung des Sacramentsbegriffes müsse er sich aufs entschiedenste erklären. Ebenso den effectus betreffend, daß unsre Kirche dem Sacramente keine andere Wirkung zuschreibe als dem Worte, sondern nur eine andere Wirkungsweise. In gleichem Sinne sprach sich auch P. Flörcke aus gegen die ihn „unheimlich“ berührende Anschauung, welche nicht bedenke, daß der alte Adam in uns bleibe und die Taufe uns nur von der Schuld der Sünde erlöse; überhaupt mache die heil. Schrift den Eindruck, daß es nicht auf ein Gnadenmittel ankomme, welches uns das Heil zubringe und ins Reich Gottes versetze, sondern alle Gnadenmittel seien dabei in ihrer Weise concurrirend; das gepredigte Wort könne auch Kinder Gottes schaffen ohne die Taufe; darum habe jenes „nur“ der These einen „gesetzlich beschränkenden“ Beistrich.

Es wurde dann von der Versammlung beliebt, diese Thesen überall zu verlassen, um noch Zeit für die praktisch austräglicheren folgenden Thesen zu gewinnen.

Die nächsten waren die vom Oberhofprediger Jahn „über die Pflege häuslicher Gebetssitte“ gestellten, welche also lauteten:

1. Dem Christenleben ist das Gebet, dem christlichen Gemeinschaftsleben das gemeinsame Gebet unentbehrlich.
2. Das Gebetsleben des Hauses prägt sich aus in Gebetssitte (Morgen- und Abendgebet, Tischgebet und Hausandacht) und findet wiederum in derselben Anhalt und Förderung.

   Solche Sitte zu pflanzen und pflegen, muß der Pastor sich angelegen sein lassen.
3. Dazu ist vor Allem noth, daß im Pfarrhause selbst Gebetssitte herrsche und in Uebung stehe.
4. Sie in der Gemeine zu pflanzen, gibt der Verkehr mit den Confirmanden und deren Eltern die beste Gelegenheit.
5. Ist der Sinn dafür geweckt, so handelt sichs um richtige Anleitung, zumal für die Hausandacht. Einfache, feste Form: Schriftvorlesung (mit oder ohne Auslegung) (Katechismusaufsagen? Gesang?) und formulirtes Gebet.
6. Die Sitte soll zur Freiheit erziehen. In die feststehende Form der Hausandacht mögen die besondere Vorkommnisse und Angelegenheiten des Hauses aufgenommen werden. Die Kinder müssen lernen in ihr stehendes Morgen- und Abendgebet ihre besonderen Anliegen und Bitten einzuschließen.

Wenn man sich nach einer Zeit rein destructiven Characters in den verschiedenen Theilen der evang. Kirche nicht damit begnügt hat, den festen Kern schriftmäßiger Lehre wiederzugewinnen, sondern auch bemüht ist, dem christlichen Leben in den Gemeinden wieder zu Stand und Wesen zu verhelfen, alte gute Ordnungen und Sitten wieder aufzurichten, namentlich das häusliche Leben wieder mit dem Sauerteige des Evangeliums zu durchdringen und der Ethnisirung unsres Volkslebens zu wehren, so ist das ein erfreuliches Zeichen gesunder Entwicklung, um so erfreulicher, als wir Deutschen doch sehr geneigt sind, uns mit Ideen, Theorien und Doktrinen leicht zufrieden zu geben. Neben der Hebung des traurig verfallenen Gottesdienstes, hat sich die Aufmerksamkeit dabei besonders auf das häusliche Leben gerichtet, welches durch den Rationalismus und Mammonismus seiner geistl. Grundlage beraubt, einer erschreckenden Auflösung entgegenzutreiben drohte, wie namentlich die Zustände in den größern Städten uns das vor Augen stellen. Durch Tischgebet und gemeinsame Hausandacht die Familie wieder um den rechten Quell ihres gesegneten Bestandes zu sammeln, erschien als eine der ersten Aufgaben, auf welche seit Jahren ernstlich hingearbeitet ist. Es konte nicht fehlen, daß auch hier zu Lande diese Dinge in Conferenzen und Synoden zur Sprache gebracht wurden, ebensowenig aber auch, daß sich dagegen leiser oder lauter von Seiten solcher Pastoren, bei denen durch Verweltlichung der Hausaltar abgebrochen oder nie aufgerichtet war, Widerspruch erhob. Nach derartigen Erfahrungen bei verschiedenen Synodenversamlungen war es natürlich, daß die obigen Thesen von der größern Mehrzahl der Conferenz freudig begrüßt wurden, um durch Aneignung derselben ein öffentliches Zeugnis für die darin aufgestellten Anforderungen an ein christliches Familienleben abzulegen. Daß dies auch der Sinn des Thesenstellers war, gab sich in den einleitenden Worten desselben zu erkennen: er sähe am liebsten wenn die Thesen sich einer einstimmigen Annahme der Versamlung ohne Discussion erfreuten. Der Wunsch konte nicht ganz erfüllt werden, da sich theils das Bedürfnis kund gab, den angeregten Gegenstand möglichst klar zu stellen theils auch in der Versamlung sowol eine strengere als auch eine laxere Auffassung ihre Vertreter fand.

Gleich bei der ersten These — und das drängte sich auch bei der Besprechung der übrigen immer wieder vor — erhoben einige (P Flörke u. a.) das Bedenken, daß man bei einer solchen zarten Sache leicht in ein gesetzliches Treiben und äußerliches Wesen hineingerathe, wenn man es überall zur Pflicht und Gewissenssache machen und eine bestimte Ordnung aufrichten wolle, die weder in der Schrift noch in den Symbolen noch in den K. OO. eine sichere Begründung fände; es sei hier vor mancherlei naheliegenden Gefahren zu warnen; man dürfe nicht dahin kommen, etwa zu sagen: wir in Mecklenburg wirkten nichts in unsern Gemeinden, weil wir nicht wie in Hermannsburg auf den Knieen beteten, die armen Knie thäten es nicht! Eine solche Gesetzlichkeit träte entschieden bei Diefenbach, Löhe u. a. dieses Gebiet pflegenden Männern heraus. Dagegen wurde nun geltend ge-

macht (Prof. Dr. Philippi und die Pastoren Schrönn, Hoyer, Stahlberg und auch der Thesensteller) daß man sich in unserer antinomistischen Zeit wahrlich nicht vor zu großer Gesetzlichkeit zu fürchten habe und die evangel. Freiheit nicht sehr in Schutz zu nehmen brauche, es sei schlimm, wenn einer sich gar nicht unter ein Gesetz stellen wolle, die Pädagogie thue dem alten Menschen gut, einen solchen Brauch des Gesetzes betone auch die Form. Conc.; wo man sich nicht entschließen könne, gewisse Ordnungen im häuslichen Leben anzunehmen und trotz mancherlei subjectiver und objectiver Schwierigkeiten festzuhalten, werde man nicht zur Gebetssitte kommen oder die angefangene Ordnung aufrecht erhalten. Es sei nicht „gesetzlich" wenn die Familie resp. der Hausvater sich selbst ein Gesetz gäben, das sei eben rechte Freiheit. Dabei gäbe es doch in der Weise der Einrichtung einen sehr weiten Spielraum. Es sei nicht gerathen, es darauf ankommen zu lassen, bis der Gebetstrieb aus dem allmählig erstarkenden christlichen Leben hervorgehe, vielmehr müsse man ernstlich darauf hinwirken, dazu ermahnen, es sich selbst wie den Gemeinden zur Gewissenssache machen. Durch das Gebet und die vom Apostel empfohlene „Uebung in der Gottseligkeit" soll eben das geistliche Leben erstarken. Allerdings sei nicht mit dem größeren anzufangen, Unmögliches zu verlangen, es sei vorerst genug, wenn man nur erst das einfachste Tischgebet wieder in die Häuser eingeführt habe.

Bei der 5. These über Gestaltung namentlich der Hausandacht und Anleitung dazu wurde das Katechismusaufsagen zumal wenn keine Kinder im Hause von den meisten beanstandet und dagegen (P. Hoyer) auf die Wichtigkeit des Gesanges hingewiesen, einmal um der Sache selbst willen und sodann weil gerade dadurch auf die ungezwungenste und leichteste Weise eine Abendandacht sich daraus gestalte, wo sie die Familienglieder am Schluße des Tages sich zusammensetzten und ein Lied mit einander sängen. Für eine Gestaltung der Hausandacht nach Art der Liturgie, wie u. A. die Dieffenbach'sche Hausagende sie gäbe, erhob sich keine Stimme, vielmehr wurde von mehreren betont, daß die liturg. Form in die Kirche und nicht ins Haus gehöre.

Auf eine tiefe Schädigung unsrer Landeskirche wies P. Düring noch hin, das sind die überaus schlechten Gebete, welche im vorigen Jahrhundert in unser sonst noch gutes Mecklenburgisches Gesangbuch statt der Habermann'schen eingeschwärzt sind. Es sei so natürlich, daß unser Volk sobald sich ein Bedürfnis, nach Privatandacht auch bei dem Einzelnen regt, nach diesem Anhange von „Morgen- und Abendsegen" greift und da findet es freilich eine so ungenießbare Speise, daß es Jedem, der zu einer Besserung an dieser Stelle etwas zu thun im Stande ist, keine Ruhe und „seine Augenlieder nicht schlummern lassen" sollte, bis er diesen Gräuel an heil. Stätte entfernt sieht.

Nach einer kurzen Pause begannen die Verhandlungen, über Sontagsheiligung, in welche die Versamlung sichtlich mit dem Gefühle eintrat, daß dieselbe eine brennende Frage für die gedeihliche Entwickelung des kirchlichen Lebens in unserm Lande sei. P. Flörke hatte für die Besprechurg 12 Thesen „über den Tag des Herrn" ausgegeben, welche sich indeß als so unpraktisch für den vorliegenden Zweck erwiesen, daß er auf Ansuchen das Nothwendigste in drei Resolutionen zusammenzufassen sich entschlossen hatte. Es fand sich weder Zeit noch Neigung bei der 1 These*) anzufangen, man wollte lieber gleich zu der lezten These schreiten, welche lautete: „Wo für irgend welchen Stand nicht mehr die volle Sontagsmöglichkeit besteht, hat auch die Kirche dieselbe mittelst aller legalen Wege wiederherzustellen, damit sie nicht selbst connivirend oder gar rechtfertigend des Herrn Tag verleugne, die wahrhaftige kirchenmäßige Erscheinung des Herrn, die für groß und klein da sein will und bereits den schließlichen Herrentag in sich trägt, da das Gericht wird beim Hause Gottes, bei der Kirche anfangen."

Die erste Resolution, welche das göttliche Recht des Feiertages und demnach jede gesetzliche Begründung desselben abwies, rief eine längere und lebhaftere Debatte hervor. Man wollte (P. Kahl) nicht zugeben, daß das 3. Gebot einzig unter allen 10 Geboten im N. T. aufgehoben sei, wenn der Herr Mt. 5. erkläre, daß er nicht gekommen sei, das Gesetz aufzuheben, so sei damit der Wille Gottes deutlich kund gegeben; schon vor der mosaischen Gesetzgebung, sei der 7. Tag „geheiligt" und „gesegnet", deßhalb sei derselbe nach göttlichem Rechte auch von uns „heilig zu halten"; es sei die Umlegung des Tages des Herrn von dem 7. Tage auf den Sontag kein Beweis dagegen, weil diese aus innern neutest. Gründen geschehen nicht den Kern, sondern nur die Form berühre. Dagegen vertheidigte der Thesensteller, obgleich er in den Thesen selbst ein göttliches Recht neben dem menschlichen anerkant hatte, die schärfere Fassung seiner ersten Resolution und erklärte das 3. Gebot für ein rein ceremonielles. C. R. Dr. Krabbe legte dann näher dar, wie seit den Zeiten Justins in der Kirche der Sabbat zurück- und der Sontag vortrete, je mehr die heidenchristliche Richtung Macht gewonnen; erst mit dem 3. Jahrh. und weiter in der röm. Kirche habe eine judaistische Anschauung wieder mehr Platz gegriffen, wogegen dann die luth. Kirche von der Schrift (Col. 2, 16) ausgehend es (Conf. Aug. 28) für eine bloße Ordnung der Kirche erkläre, daß der Tag des Herrn gefeiert werde, nothwendig sei eine solche Feier aber überhaupt nicht („observationem non necessariam esse"). Prof. Dr. Philippi führte dies weiter aus, wies auf den kleinen und großen Katechismus und auf Aussprüche Luthers hin, die „ihm selbst fast zu frei" wären; Chemnitz halte sich noch streng an dieser symbolischen Anschauung. Erst bei J. Gerhard sei eine leise Einbiegung zum Gesetzlichen wahrzunehmen, worauf dann die späteren Dogmatiker das göttliche Recht mehr und mehr verträten; übrigens gebe er zu, daß es nicht leicht sei, sich bei dieser Ansicht mit dem Schöpfungsberichte auseinander zu setzen und er wolle dazu nur die Bemerkung machen, daß trotz desselben bis zur mosaischen Gesetzgebung keine Andeutnng der Sabbatsfeier zu finden sei; er recurrire schließlich auf Col. 2, 16 und Röm. 14, 5.

Beide entgegengesetzte Ansichten suchte Prof. Dr. Dieckhof zu vermitteln, wie dies zum Teil schon in den ursprünglichen Thesen geschehen war. Es handle sich wesentlich um das Verhältnis von Gesetz und Evangelium zu einander und da könne unmöglich gegen den klaren Ausspruch Matth. 5, 17 ohne weiteres gesagt werden, „das Gesetz sei durch das Evangelium aufgehoben." Es gäbe hier zwei verschiedene Wege: man könne vom A. T. ausgehen zum N. T. oder umgekehrt; er müsse den erstern Weg vorziehen, wonach zunächst beizubehalten sei, was sich materiell mit dem N. T. vertrage, ein echt lutherischer Weg! Auf diese Weise behalte man mehr von dem 3. Gebote, als auf dem entgegengesetzten Wege. Daß etwas vom 3. Ge-

*) Sie lautete: „Beides, als ein Gott der Ordnung und des mannichfaltigsten Reichtums kann der lebendige Gott auch die Zeit nicht als todte Eins, sondern nur als gegliedertes Ganzes geschaffen haben, da ein Jegliches ist nach seiner Art."

bote beizubehalten sei, erhelle schon daraus, daß es jedem als unberechtigte Willkür erscheinen werde, wenn die neutest. Kirche statt des 7. Tages etwa je den 10. Tag zur Feier wählen wollte; die Umlegung vom 7. auf den 1. Tag sei im Wesen des Evangeliums wie in der Heilsthatsache der Auferstehung begründet; hienach sei nun ein ceremonielles und ein moralisches Element (cf. J. Gerhard) in dem 3. Gebote zu unterscheiden, welches letztere göttlichen Rechtes sei. Daran sei unsre Feier gebunden und zwar sowol nach der einen Seite, woran auch das Vieh participire, der des Feierns-Ruhen von der Arbeit, als auch nach der andern Seite, der des Heiligens-Ruhen in Gott; Letzteres als den Kernpunkt bildend hebe Luther nur besonders hervor gegenüber den römischen Satzungen und betone die Predigt des Wortes als das Wesentliche, nicht als wenn damit die Bedeutung des Tages überhaupt in Freiheit gestellt werden solle. Diesen ganzen moralischen Inhalt des 3. Gebots hätten wir als ein Gnadengeschenk Gottes festzuhalten.

Obgleich Sup. Polstorf u. A. im Blick auf die Abstimmung über die 1. Resolution noch bemerkten: es sei allerdings die Ansicht des gemeinen Mannes, daß die Sontagsheiligung göttliches Gebot und der Tag an sich heilig sei, wir brauchten uns aber nicht zu scheuen, diese falsche Anschauung zu widerlegen und es sei keine Gefahr vorhanden, daß die Ehrfurcht vor dem Tage des Herrn schwinde, das Volk werde doch die kirchliche Ordnung achten (?!), die falschen Stützen seien von keinem Werte — so wandte sich das Gros der Versammlung doch der Ansicht Prof. Dr. Dieckhofs zu und die erste Resolution wurde nicht angenommen. Der Vorsitzende schlug deshalb nun vor, die Differenz wegen des göttlichen und des menschlichen Rechtes des Feiertags dahingestellt sein zu lassen und brachte die 2. Resolution in folgender Fassung zur Abstimmung:

Erste Resolution: daß der evangelische Gebrauch des Sontags zum Lehren und Lernen des Wortes Gottes pädagogische Ordnungen fordert, damit das Wort Gottes offnen Weg zu den Menschen habe — welche ohne weitere Discussion einstimmig angenommen wurde.

Die 3. oder nunmehr 2. Resolution: „daß unseren Tagelöhnern der Weg zu dem öffentlichen Worte während einer ganzen Zeit des Jahres fehle und die Kirche daher von Gottes Wegen verpflichtet ist, demselben die volle Sontagsmöglichkeit durch alle legalen Mittel wiederzugewinnen", ließ nun in der Versamlung die Klagen über die Zustände resp. Anklagen gegen die Stände unsres Landes laut werden. Zwar wurde nicht verschwiegen, daß manche Schuld auch auf das Volk falle, daß es sehr an ernstem Verlangen nach dem Worte des Heils fehle, daß manche Tagelöhner selbst um des mehreren Verdienstes willen um Sontagsarbeit bäten; im Jahre 1848 sei allerlei von den Leuten gefordert nur nicht freier Sontag, allein in erster Reihe trügen doch die Herren die Schuld. Ein älterer geachter Geistlicher, ein „geborner Mecklenburger" sprach sich unter sichtlicher Bewegung der Versamlung mit tiefer Entrüstung über den grausamen Druck aus, unter welchem unser Tagelöhner seufze; das habe während der von ihm durchlebten Zeit in erschreckender Weise zugenommen; früher seien die Güter viel weniger bebaut worden und die jezt vermehrte Arbeit werde derselben Anzahl von Tagelöhnern aufgebürdet wie früher; die Arbeitsstunden des Tages seien vermehrt und es bliebe ihnen für eigene häusliche Arbeiten keine Zeit, außer am Sontage; er bat sodann, man möge mit einem so geknechteten Volke Erbarmen haben und es ihm nicht zu hoch anrechnen, wenn ihm die Lust, Gottes Wort zu hören, vergangen sei; da die Müdigkeit von der Woche her sie in der Kirche überwältige, selbst wenn sie kämen. Andere legten durch spezielle Thatsachen dar: wie die Leute gezwungen würden, sich nach Verdienst durch Sontagsarbeiten umzusehen, es würden den Leuten allerlei kleine Abzüge gemacht, selbst die Zulage an Tagelohn, die man 1848 bewilligt, werde jetzt häufig zurückgenommen, die Güter würden meistbietend verpachtet und der Pächter müsse natürlich alles aufbieten, um die hohe Pacht herauszubekommen; das früher nicht knapp übergebene Gartenland werde nachgemessen und jede überschüssige Q.Ruthe abgenommen, dabei kämen den Leuten die Kleidungsstücke und andere Lebensbedürfnisse theurer zu stehen als sonst; wie wenig der Landtag sich die Sache am Herzen liegen lasse, davon hätten wir traurige Beispiele; z. B. sei im J. 1857 ein Glied der Ritterschaft wegen Uebertretung des §. 2, 8 des Sontagsgesetzes verklagt und bestraft; der Fall sei auf dem Landtage zur Sprache gebracht und statt die Gerechtigkeit der Strafe anzuerkennen und Buße zu thun, habe man einen Antrag zur Aufhebung des betr. Punktes in §. 2, 8 an die Regierung gestelt und unterm 6. Febr. 1858 sei wirklich eine dahingehende Verordnung erschienen! *)

Nachdem nun von mehreren Seiten statt der Beschränkung auf die Tagelöhner eine Verallgemeinerung und bestimmte Nennung aller in der Sontagsfeier beschränkten Arbeiterklassen beantragt war, wurde die 2. Resolution in folgender Fassung angenommen:

„daß zahlreichen Classen unsers Volkes, z. B. den Arbeitern auf dem Lande und in der Stadt, den Dienstboten, Gesellen und Lehrlingen, den Eisenbahn- und Postbeamten der Weg zu dem öffentlichen Worte äußerst erschwert und die Kirche daher von Gotteswegen verpflichtet ist, denselben die Möglichkeit einer vollen Sontagsfeier durch alle legalen Mittel wiederzugewinnen."

Es ist nun die allerdings nicht leichte Aufgabe sowohl des Kirchenregiments als der einzelnen Geistlichen, diese legalen Mittel in Anwendung zu bringen. Wir dürfen uns dabei der Mitwirkung einer wohlgesinnten Staatsregierung versichert halten, welche in diesem Jahre die Sontage zu Erndtearbeiten **nicht** wieder freigegeben hat. Mit dankbarer Freude will ich diese nicht gering anzuschlagende Thatsache hiermit berichtet haben. Vor allem aber getrösten wir uns des Herrn, der in dem Zeugnisse seiner Knechte auch an die Herren unsrer Zeit den Ruf ergehen läßt: „Laßt mein Volk, daß mirs diene!"

Mit Gesang und einem Gebete des C.-R. Dr. Krabbe wurde die Pastoralconferenz geschlossen.

---

*) Weniger aus sachlichen Gründen — denn die Thatsachen sind offenkundig — als um mir nicht den Vorwurf unhöflicher Negligenz gegen den von mir persönlich sehr hoch geachteten Hrn. Verf. aufzuladen, hatte ich eine Entgegnung auf die „Abwehr" des Hrn. Klosterhauptmann Baron v. Maltzan niedergeschrieben, legte sie aber zurück, als ich die Tagesordnung der Güstrower Pastoral-Conferenz las. Dieselbe ist eine so vollständige Antwort, daß meine Aussagen über die Ritterschaft dahinter weit zurückbleiben. Nie habe ich, weder mündlich noch schriftlich, so stark mich über dieselbe ausgesprochen, wie dort geschah, und der Hauptvorwurf, daß ich „nur" der Ritterschaft „alle Schuld" aufbürde, trift mich nicht einmal, wie jeder aufmerksame Leser sich erinnern wird; mit ausdrücklichen Worten stehts z. B. S. 536: „ich weiß wol, daß dies nicht die einzigen, nicht die Grundursachen sind", womit also nicht einmal die Hauptverschuldung den Gutsherren zuerkant ist. Da nun Hr. v. Maltzan eigentlich die in m. Artikel dargelegten Zustände und Thatsachen gar nicht bestreitet, so liegt auch zu einer eigentlichen Berichtigung gar kein Grund vor, denn gegen einige im Grunde nicht zur Sache gehörige Insinuationen will ich mich lieber — so leicht es mir würde — nicht weiter vertheidigen. Ich habe es nie für sehr ehrenhaft gehalten, sich vor der Schlacht zu duelliren. Hr. v. Maltzan gehört zu den wenigen — man möchte sie fast an den Fingern einer Hand aufzählen können — deren treues Bekentnis zu dem Herrn und seiner Kirche auf dem Landtage sie auf unsre Seite stelt. Was ich besonders — mehr um seinet- als um meinetwillen — gewünscht hätte, ist, daß er die drei letzten Positionen seiner Abwehr lieber gar nicht geschrieben hätte, reiche ihm aber nichtsdestoweniger — wenn er sie nicht verschmäht — die Bruderhand zu gemeinsamem Kämpfen und Ringen um das Kommen des Reiches Gottes in unserm Lande auf diesem Umwege als ein wenn auch „ungenanter" ihm doch bekanter!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 14. October. № 82.

Deutsche Art und Kunst.

Unter diesem Titel ist vor Kurzem eine von dem Direktor und zwei Lehrern des Gymnasiums zu Gütersloh bearbeitete Samlung deutscher Gedichte in zweiter, sehr veränderter Auflage erschienen; an 50 Gedichte der ersten Auflage, die nach den inzwischen gemachten Erfahrungen entbehrlich schienen, sind ausgeschieden worden, um Raum für mehr denn 100 neue Gedichte zu gewinnen, wodurch die Samlung wesentlich verbessert worden ist; sie ist von einem entschieden deutschen und christlichen Standpunkt aus entworfen, und bietet in literar-historischer Anordnung die reinsten, edelsten und besten Produkte unserer Poesie zunächst zum Gebrauche in den mittleren und höheren Klassen der Gymnasien, wie überhaupt unserer höheren Lehranstalten. Da die Auswahl der Gedichte aber von allgemeinen Gesichtspunkten aus gemacht worden ist und sich deshalb in ihr die Entwicklung unserer Poesie (mit Ausnahme der dramatischen) von Luther bis auf die neueste Gegenwart in ihren Grundzügen sehr bestimt erkennen läßt, so glauben wir dies Buch allen Freunden deutscher Art und Kunst empfehlen zu dürfen.

Unsere Poesie ist nichts anderes als der Reflex, der in hellen und glänzenden Farben und auf kleinem Raume die Wirklichkeit unseres religiösen, nationalen, geselligen und Familien-Lebens, sowie unserer allgemeinen Culturbestrebungen darstelt. Unsere Dichter können von nichts anderem singen und sagen als von dem, was die Sele des Volkes entweder im Ganzen und Großen oder auch in kleineren Kreisen bewegt. Wir können den tiefen Verfall des religiösen und sittlichen Lebens seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts innerhalb der höheren Kreise ebenso deutlich aus den Dichtungen jener Zeit wie aus den spezifisch religiösen und theologischen Schriften derselben Zeit erkennen; wie aber mit den Freiheitskriegen ein neues religiöses und sittliches Leben erwacht und seitdem fortschreitend immer stärker und bestimter wird, das läßt sich auch durch poetische Zeugnisse nachweisen, wie es im Kleinen in dem vorliegenden Buche geschieht. Darin liegt die hohe Bedeutung aller wahren Poesie, die nicht als Privatsache einiger begabter Individuen anzusehen und die nicht zur Erholung und Erheiterung in müßigen Stunden bestimt ist, wie oft sie auch dazu gemisbraucht werden mag. Auf diese innige Beziehung der Poesie zum gesamten Leben der Nation weist die unserem Buche beigegebene „literarische Uebersicht“ mit allem Nachdruck hin und die ganze Samlung ist recht eigentlich aus diesem ersten und wichtigsten Grundsatz aller tieferen literar-historischen Betrachtung hervorgegangen. Die Reformation, so heißt es in der eben genanten Uebersicht, die wir zur Charakterisirung des Buches in ihren Grundzügen hier mitteilen wollen, brachte auch für die im 15. Jahrhundert gesunkene deutsche Poesie eine Erhebung. Luther, dessen „Lied von den zween Märterern“ und „Frau Musika“ die Samlung eröffnen, ist der Schöpfer nicht nur unserer neuhochdeutschen Schriftsprache, sondern auch unseres evangelischen Kirchenliedes, welches im 16. u. 17. Jahrhundert zur klassischen Vollendung gelangte. Von allen Dichtungen dieser beiden Jahrhunderte sind unsere Kirchenlieder allein im Munde und Herzen der Nation lebendig geblieben bis auf die Gegenwart — sie haben sich dadurch als wahrhafte Poesie bewährt; die eigentlichen Kirchenlieder sind natürlich von dieser Samlung ausgeschlossen, dagegen die geistliche Dichtung gut vertreten. Wir übergehen diese und die nächstfolgende Zeit, aus welcher wir Gedichte von Burkhard Waldis, Hans Sachs, Fischart, Rollenhagen, Opitz, Paul Fleming, Logau, Simon Dach in der Samlung finden, um zu unserer großen Literaturepoche zu kommen.

Auf eine Zeit der Oede und Unfruchtbarkeit, die bis in den Anfang des 18. Jahrh. hineinreichte, folgte mit der Mitte desselben, nachdem man sich in dem Kampfe fremdländischer und nationaler Elemente zu größerer geistiger Freiheit erhoben hatte, die große Blütezeit unserer Literatur. Der Vorbereitungszeit gehören unter anderen an Hagedorn, Gellert, Gleim, Kleist, Lichtwer, Uz. Der erste der Heroen, durch welche unsere Literatur welthistorische Bedeutung gewonnen hat, ist Klopstock, angeregt sowol durch die Schweizer Bodmer und Breitinger, die im Kampfe gegen Gottsched siegreich das wahre Wesen der Poesie hervorgehoben hatten, so wie durch die Verfasser der Bremer Beiträge. Große poetische Begabung ist seitdem nie wieder in gleichem Maße wie bei ihm verbunden gewesen mit Begeisterung für Religion und Vaterland, mit Sinn und Liebe für die Antike. Da aber seine religiöse Begeisterung meist nur im Gefühle und in der Fantasie beruhte, so waren seine Poesien bei aller Anerkennung, die sie fanden, nicht im Stande, den damals unter mancherlei blendenden Formen, namentlich unter der des Humanismus, beginnenden Abfall der Gebildeten vom wahren und lebendigen Christentum

aufzuhalten. In Klopstock sehen wir noch alle diejenigen Elemente zusammen, die ein Dichter in sich vereinigen muß, wenn ihm die Herzen der Nation ungeteilt zufallen und durch Generationen hindurch treu bleiben sollen. Noch zu seiner Blütezeit aber begann der Riß, der seitdem durch unsere Poesie geht, in Folge dessen oft die begabtesten Dichter nicht nur die christlichen, sondern auch die nationalen Gefühle tief verletzen. Wie sehr in dem Leben der höheren Stände und in der ganzen geistigen Entwickelung, die von jener Zeit an bis zu den Freiheitskriegen geht, der Humanismus gegenüber der christlichen Kirche und der Kosmopolitismus gegenüber dem nationalen Sinn tonangebend und herschend wurde, zeigt sich nirgends deutlicher, als an den großen poetischen Produktionen jener Zeit. Selbst von den Dichtern, welche sich an Klopstock anschließen, wie Hölty, Bürger, Stolberg, Voß und Claudius, haben nur Stolberg und Claudius mit Ernst am christlichen Glauben festgehalten, während Voß mehr und mehr dem gewöhnlichen Rationalismus sich hingab.

Französische Frivolität sehen wir ganz offen deutscher Art und Sitte gegenüber hervortreten in Wieland, dem form- und sprachgewandten, aber gehaltlosen Antipoden Klopstocks, dem Repräsentanten des Zeitalters Ludwigs XV. in Deutschland. Weit über ihm stand nicht nur an Charakter und Gesinnung, sondern auch an Verstand und Urteil und wahrer Geisteskraft Lessing, der dritte Heros unserer Literatur, ein Genie erster Größe, recht eigentlich Führer auf der Bahn der Antike, der die Fahne des Humanismus mit solchem Erfolge erhob, daß noch heute nicht wenige ihm folgen. Sein Zeitgenosse Hamann widersezte sich vergeblich der nun schon zur Herschaft gelangenden Aufklärung. Seine neuen und tiefsinnigen Gedanken über das innerste Wesen der Poesie wurden nur von wenigen verstanden, aber unter diesen waren Herder und Göthe. Von Hamann unmittelbar angeregt, entwickelte Herder seine große und eigentümliche Fähigkeit für das Verständnis der Poesie aller Völker und Zeiten, wie es bisher in der ganzen Geschichte der Literatur noch nicht vorgekommen war. Herder aber war teils zu sehr Kritiker, teils fehlte es ihm einer ungläubigen Zeit gegenüber an Festigkeit und Kraft des Glaubens, um die Niederlage, welche die christliche Poesie zulezt erlitten hatte, wieder gut zu machen. Die Richtung jener Zeit, nach welcher der Mensch seiner Subjektivität ein unbedingtes Recht einräumte und außerhalb derselben keine objektive Macht in Kirche und Staat anerkennen wolte, trat am grellsten in der Sturm- und Drangperiode der siebziger Jahre hervor. Unter den jungen Männern, welche den inneren Sturm und Drang unbeschränkt walten ließen, ragte ein Heros hervor, welcher von dem Sinn für das Schöne so erfüllt und beherscht war, daß seine Dichtungen, wenn sie auch nur Bekentnisse subjektiver Erfahrung sind, doch unstreitig zu dem Besten und Vollkommensten gehören, was wir überhaupt besitzen, das ist Göthe. Der zweite große Genius der Sturm- und Drangperiode ist Schiller. Seine hohe Begeisterung für alles Große und Edle, für

Freiheit und Wahrheit, freilich auch der rhetorische Schwung seiner Rede hat ihm in dem Herzen seiner Nation eine größere Anerkennung und Verehrung verschafft als Göthen, der an Begabung und Produktionskraft, an Tiefe, Schärfe und Klarheit des Geistes, so wie an Umfang der Bildung unzweifelhaft ihn überragt.

Auf die Dauer konten jedoch die Dichter in ihrer Subjektivität, auch wenn sich dieselbe mit den schönsten und erhabensten Ideen erfüllt, kein Genüge finden. Es ist zu sehr gegen die Natur, daß der Dichter sein Objekt nur zum Mittel seiner Selbstentäußerung macht. Das Bedürfnis nach großen Realitäten und objektiven Mächten hat die romantische Schule an der Wende des 18. Jahrh. hervorgerufen. Begeisterung, wenigstens poetische, für die christliche Kirche und für die große Vergangenheit Deutschlands charakterisirt Novalis, Friedrich und Aug. Wilhelm Schlegel, Tieck, Brentano, Fouqué, Chamisso u. A. Freilich konte sich auch diese Schule des ererbten Spielens mit den Objekten nicht enthalten und je größer diese waren, um so verderblicher wirkte das Spiel. Daraus ging nicht allein die traurige Ironie der Romantiker, eine in poetischer wie sittlicher Beziehung gleich schreckliche Verirrung, hervor, eine weitere Folge war auch die, daß manche Glieder dieser Schule schließlich ziemlich kalt gegen die Prinzipien wurden, für welche sie lange in ihren Poesien glühende Begeisterung gezeigt hatten.

Nur die Noth und Schmach Deutschlands unter Napoleon hat auch unsere Poesie gezwungen, größeren Ernst mit dem christlichen Glauben und der Vaterlandsliebe zu machen und den Dichtern der Freiheitskriege Arndt, Schenkendorf, Körner, Rückert und ihren Nachfolgern verdanken wir, wenn auch nicht die größten, doch die reinsten und edelsten Produkte der neueren deutschen Poesie. Indeß konte das früher so tief gesunkene religiöse Leben der Nation in den großen Tagen der Erhebung nicht mit einem Male erstarken und der Riß, von dem wir oben sprachen, konte nicht so schnell geheilt werden. Zwar der Kosmopolitismus des vorigen Jahrhunderts ist als überwunden zu betrachten und die Liebe zur Heimat und zu unserer Vorzeit ist, man kann es wol sagen, allgemein geworden; wir verdanken diesen Umschwung nächst den Romantikern und den Dichtern der Freiheitskriege besonders den schwäbischen Dichtern Uhland, Schwab, Kerner, Pfizer u. A. Das deutsche Gemüt und die deutsche Art sprach sich in ihren Dichtungen so wahr, rein und innig aus, daß dieselben bald Aller Herzen gewannen. Aber im Religiösen ist der Riß noch tiefer und klaffender geworden, als er im vorigen Jahrhundert war. Je mehr nämlich der christliche Glaube im Leben und in der Wissenschaft sich durch Thaten als siegreiche Macht erwies, desto feindseliger und bitterer wurde natürlich der Gegensatz. Es ist unglaublich, mit welchem Hasse und Hohne seit der Mitte der zwanziger Jahre bis zum Jahre 1848 das Christentum und überhaupt die Religion verfolgt, mit welcher Schamlosigkeit die Fleischeslust vergöttert worden ist. Wolfg. Menzel hat im

3. Band seiner „deutschen Dichtung" S. 464 ein besonderes Kapitel: „die tiefste Corruption der deutschen Dichtung", diesen Schriftstellern gewidmet. Da, wo solches Wesen sich geltend macht, kann auch die Poesie nicht bestehen; man war von dem Humanismus und Naturalismus des vorigen Jahrhunderts geradezu in den Cynismus gerathen. Und doch hatte selbst der Humanismus und Naturalismus nur den verkommenen religiösen Zuständen des vorigen Jahrhunderts gegenüber ein gewisses Recht! Der Subjektivität, welche im vorigen Jahrhundert bessere und schönere Seiten zeigte, scheint in diesem nur eitele Selbstbespiegelung und Selbstvergötterung, sowie ein ebenso eiteler, selbst von den Weltkindern verspotteter, Weltschmerz übrig geblieben zu sein. Zur tiefsten Selbsterniedrigung, darin sind jezt alle Parteien einig, hat es H. Heine, einer der begabtesten Dichter unserer Zeit, gebracht, und sehr tief, wenn auch nicht so tief wie er, sind noch manche begabte Dichter dieser antichristlichen Richtung (ihre frühesten Vertreter bildeten das s. g. junge Deutschland) gesunken. Sie alle mahnen in der ernstesten und eindringlichsten Weise, daß auf diesem Wege das Leben so wenig wie die Dichtung gedeihen kann. Auch bei den sittlich gehaltneren Naturen zeigt sich deutlich, daß ein Dichter ohne den rechten lebendigen Glauben auch nicht die poetischen Aufgaben unserer Zeit lösen kann.

Gleichzeitig aber mit diesen erklärten und mehr oder weniger bewußten Gegnern des Christentums haben fortwährend auch christliche Dichter im engen Anschluß, sei es an die Romantiker oder an die Dichter der Freiheitskriege oder an die schwäbischen Dichter, ihre Stimme erhoben und Zeugnis von dem immer mehr ersterbenden Glaubensleben abgelegt; und wenn wir jezt auf die lezten 30 Jahre zurückschauen, so werden wir zu unserer Freude, manche sicherlich auch zu großer Ueberraschung bemerken, daß nicht nur die Zahl der entschieden christlichen Dichter eine wirklich große und immer wachsende ist, sondern auch daß die Produktionen derselben ihrem poetischen Werthe nach sich ganz unbedenklich neben die der andern Dichter unserer Zeit stellen können.*) Wir müssen diese Thatsache um so mehr betonen, da auch unter den Gläubigen manche mit einer gewissen Vornehmheit und Gleichgültigkeit auf die christliche Poesie der Gegenwart herabblicken und ohne sie einer liebevollen und eingehenden Prüfung zu würdigen Urteile über sie fällen, die wol vor einem Vierteljahrhundert ein gewisses Recht hatten, aber Gott sei Dank jezt nicht mehr. Wir wollen nur darauf hinweisen, daß zu der s. g. „volkstümlichen Literatur", die gegenwärtig ganz allgemein beliebt ist und in hohem Ansehen steht, nicht blos der erste Anstoß von unseren christlichen Schriftstellern ausgegangen ist, sondern daß von ihnen hierin Vorzügliches und das Beste, von der Gegenseite bisjezt noch nicht Uebertroffenes, geleistet worden ist. Den ersten, allmälich auf ganz Deutschland wirkenden Ton hierin schlug der Pfarrer Bitzius (Jeremias Gotthelf) in der Schweiz an; er trat zuerst 1836 in seinem „Bauernspiegel" als Volksdichter auf und zeigte seine Meisterschaft in „Uli der Knecht" und „Uli der Pächter"; nicht gleiche Bedeutung hatte der Pfarrer Biernatzki, der unabhängig von ihm am entgegengesezten Ende Deutschlands 1835 in seiner „Hallig" ein herliches Nordseebild gab; später schrieb er noch „den braunen Knaben." Dem erstgenanten, Bitzius, folgte durch ihn erst angeregt mit großem Glücke B. Auerbach, dessen „Schwarzwälder Dorfgeschichten" 1843 erschienen. Da durch ihn Erzählungen aus dem Volksleben, die man bisher meist nur in christlichen Kreisen las, auch in weltlichen bekant wurden, so haben ihn irrigerweise manche für den Begründer dieses Genre gehalten; richtig ist nur, daß auch er Meisterhaftes hierin geleistet hat. Aber ein Jude und ein Mann des modernen Pantheismus ist ein zu starker Gegensatz zu dem deutschen und christlichen Volksleben, als daß dasselbe von ihm nach allen Seiten hin recht gefaßt werden könnte; dazu komt, daß er im Verlauf auch mit Bewußtsein mehr und mehr von seiner modernen Weisheit in seine Dorfgeschichten hat einlaufen lassen, wodurch sie natürlich nur verlieren konten. Seltsamerweise wird zuweilen auch Immermann als derjenige bezeichnet, der durch seine Hofschulzengeschichte im Münchhausen den Anstoß zu unserer volkstümlichen Literatur gegeben habe, obwol dieser Roman erst mehrere Jahre nach den ersten Schriften von Bitzius und Biernatzki erschien; auch er hat nur die ihn verehrende, vornehme Leserwelt, die bisher das Volksleben wol weder in Wirklichkeit noch im Bilde kante, auf solche Lebenskreise als interessante auch für die Gebildeten aufmerksam gemacht; für einen Schriftsteller, der wie Immermann so ganz allein in der modernen Literatur und Cultur wurzelte, muß man seinen Versuch, das westfälische Bauernleben zu schildern, allerdings als etwas Bedeutendes ansehen; an sich aber ist er es durchaus nicht; denn wer dieses Leben in seiner Wirklichkeit kent und wer die genanten Darstellungen des deutschen Volkslebens kent, wird sich nicht genug darüber verwundern können, wie man aus der Hofschulzengeschichte — allerdings dem besten Teile des Romans, der im übrigen jezt noch kaum genießbar, dem gewöhnlichen lesenden Publikum nicht einmal verständlich sein wird — so viel hat machen können.

Was übrigens den eigentlichen Ursprung unserer volkstümlichen Literatur anlangt, so ist darüber Folgendes zu bemerken: Die Blütezeit unserer Poesie im vorigen Jahrhundert war durch ihren Kosmopolitismus, Humanismus und einseitige, übertriebene Bewunderung des Antiken vielfach — nicht

*) Wir benutzen diese Gelegenheit, unsern Lesern die in diesem Jahre erschienene Samlung neuerer christlicher Gedichte von Krauß zu empfehlen. Die Auswahl ist mit Geschmack und gesundem Urteil getroffen worden; die überall den Liedern vorausgeschickten Biographien der Dichter beruhen auf sorgfältigen Nachforschungen und sind anziehend und erbaulich geschrieben. Manchen Kindern unserer Zeit können diese Lieder eine Brücke werden, die sie herüberführt zu den alten Liedern der Kirche, die freilich ungleich mehr in die Tiefe gehen.

Anm. des Herausg.

immer — in einen Gegensatz zu unserem deutschen und christlichen Volksleben gerathen; zu der ganz normalen und gesunden Reaktion hiergegen gehört auch unsere gegenwärtige frisch aufblühende volkstümliche Poesie und Literatur, die ihre ersten Anregungen von Claudius und Jung-Stilling erhalten hat; beide lebten zur Blütezeit unserer Literatur und standen den Heroen derselben persönlich sehr nahe, beide aber sind nicht mit dem großen Strome geschwommen; sie beide sind uns begabte und sehr ehrenwerte Vertreter einer damals ganz zurückgedrängten und fast ignorirten Richtung, deren großes Recht aber jezt schon seit Dezennien allgemein anerkant wird; beide haben auch für ihre Nachwelt anregend und wegeweisend gewirkt, Jung-Stilling mehr für den Süden, Claudius mehr für den Norden. So ist Claudius für mehrere der bedeutendsten Mitarbeiter des im Anfang der vierziger Jahre gegründeten, jezt von Nathusius redigirten „Volksblattes für Stadt und Land" Vorbild geworden; obgleich diese Zeitschrift zunächst nur für ganz praktische Interessen zum Wol des Staates und der Kirche bestimt ist und war, so ist sie doch, ohne es zu wollen, zugleich ein Sammelpunkt für viele poetische Talente geworden, die ihre volkstümliche Denk- und Sprechweise offenbar und nachweislich an Claudius gebildet und zum Teil ganz Vortreffliches geleistet haben, dem mit Recht allgemeine Anerkennung zu Teil geworden ist, wie die besonderen und oft wiederholten Abdrücke der Erzählungen von G. Jahn, Ahlfeld, Marie Nathusius u. A. hinreichend beweisen. Ganz entschiedenes Talent für volkstümliche Darstellung haben ferner, wie allgemein bekant und anerkant ist, gezeigt Karl Stöber, Oertel unter dem Namen O. von Horn, Oeser unter dem Namen O. Glaubrecht, Wildenhahn, Barth, Caspari u. A. Bei dieser Gelegenheit wollen wir die neueste, erst kürzlich erschienene Produktion auf diesem Gebiete „Gülden Massow von Rühl" allen Lesern der Ev. K. Z. als eine ausgezeichnete Dorfgeschichte aus der Mark Brandenburg sehr empfehlen.

Die vor uns liegende Samlung, die nur Gedichte enthält, konte natürlich von den eben genanten christlichen Schriftstellern der Gegenwart nichts aufnehmen; dagegen sind diejenigen, von denen wir lyrisch-epische Dichtungen haben, so weit es der Zweck des Buches zuließ, gut vertreten. Wir finden Gedichte von Krummacher, Knapp, Herz, Spitta, L. Hensel, Geibel, Redwitz, Lange, Sturm, G. Jahn und Dieffenbach. Diese Namen und die von ihnen hier dargebotenen Gedichte zeigen, daß auch auf diesem Gebiete der Glaube Wortführer erhalten hat, deren wir uns wahrlich nicht zu schämen brauchen. Dem Geiste der Samlung ganz entsprechend sind am Schluß einige Gedichte in alemannischer und plattdeutscher Mundart (mit den nöthigsten Erklärungen) von Hebel und Groth mitgeteilt, um darauf hinzuweisen, welche Fülle von poetischen Anschauungen in unseren Volksdialekten ruht. Der rechte Gebrauch dieser Schätze, welche im Munde des deutschen Volkes liegen, kann für die Zukunft unserer Poesie sehr bedeutungsvoll werden.

Die „literarische Uebersicht" schließt mit einem Wunsche, mit dem auch wir hier schließen wollen: „Möge die Entwicklung unserer Poesie, wie sie in ihren großen Zügen auch aus dieser Samlung erkant werden kann, die deutsche Jugend daran erinnern, daß unsere Dichtung und Kunst nicht wahrhaft gedeihen und blühen, noch dauernd und allgemein befriedigen kann, wenn nicht das deutsche Volk im Ganzen wieder in das reiche Leben dessen sich hineinlebt, in dem alle Fülle leibhaftig wohnt."

Nachrichten.

Pastoral-Conferenz in Neudietendorf.

Die Andacht am Vorabende der Conferenz hatte der Pfarrer der Gemeinde, Br. Wenck, zu halten bereitwillig übernommen. Nachdem am Morgen des ersten Tages die Bahnzüge eingetroffen waren, welche uns noch Brüder zuführten, begannen wir mit: Komm heiliger Geist, Herre Gott! Darauf betete der Ordner, Pastor Eyle aus Mühlhausen, und hielt eine Ansprache über Phil. 4, 13: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus," die im wesentlichen lautete, wie folgt:

St. Paulus sagt das Wort in Beziehung auf das Vorhergehende: „Ich habe gelernt, bei welchem ich bin, mir genügen zu lassen. Ich kann niedrig sein, und kann hoch sein, ich bin in allen [illegible] und bei allen geschickt, beide satt sein und hungern, beide übrig haben und Mangel leiden." Es wäre nicht unangemessen, bei Gelegenheit einer Pastoral-Conferenz in dieser materialistischen, auf das Gewinnen und Genießen gerichteten Zeit, die uns mit ihrem Miasma umgibt, wie die Luft unsern Leib, dies Wort der Schrift nur in dem besondern Sinne zu betrachten, den Maßstab desselben an uns anzulegen und das Vorbild des Apostels uns entgegenzuhalten, auf daß wir auch in das selige Geheimnis mehr eingeweiht würden. Wir würden gewiß schon daraus Segen für unser Amt, und mehr Freude und Zufriedenheit in unsern Pfarrhäusern haben. Aber ich darf und will das Wort heute allgemeiner fassen.

Indem St. Paulus sagt: Ich vermag alles durch Christum, bekent er in Demuth: Von mir selber bin ich nichts und vermag ich nichts in meinem heiligen Amte. Er stellt das Amt nicht auf die Person, als sollte die es erst zu Ehren bringen. Es ist ihm so hoch und herrlich, aber auch so schwer, daß menschliche Kraft zu seiner Ausrichtung nicht hinreicht. Wäre er nur auf sich angewiesen, so wäre Kleinmuth, Verzagtheit, Verzweiflung die unausbleibliche Folge. Aber der Herr Jesus, von dem er es hat, richtet es durch ihn, seinen Diener, aus. Sein armes Ich ist erfüllt von dem Reichtume seines Herrn, seine schwache Persönlichkeit wird getragen von der Allmacht des großen Gottes. Christi Wort, Mandat und Verheißung, ist die treibende Kraft in ihm. So spricht er glaubensfreudig und siegesgewiß: Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 17. October. № 83.

Spener als Prediger.

(Fortsetzung und Schluß.)

Bloße Wissenschaft hat in der Kirche des Herrn keine Verheißung — und nicht der Kopf, sondern pectus est, quod theologum facit. Leben ging von den Pietisten aus, Bewegungen entstanden aller Orten, ob das Leben aber mit seinen Bewegungen immer das rechte war, das ist eine andere Frage, auf die wir weiter unten etwas näher eingehen wollen. Hier haben wir überhaupt, weil wir keine Geschichte des Pietismus schreiben, nur die Predigtweise der Pietisten im Sinne. Wir wiederholen: bei aller Ungeschlachtheit, ja Monstrosität der Form war in den Spenerschen Predigten doch die einfache, treue, aus der Bibel herauswachsende Predigt des Evangeliums die Hauptsache. Ebenso war es bei seinen Schülern. Von der [illegible] formlosen Formalität der Spenerschen Predigten ist bei seinen ersten wie spätern Schülern nichts zu finden. Sie haben einen viel einfacheren Schematismus für ihre Predigten, als Spener. Aber so, als ob sie ohne alle Form, nur aus dem Geiste heraus ohne alle Ordnung gepredigt hätten, darf man sie sich durchaus nicht vorstellen. Franke predigt analytisch, fast homilienartig, und doch fehlt auch die synthetische Weise nicht, wenn man darunter die Einteilung der Predigt in Thema und Theile versteht. Aber diese Einteilung ist durchaus einfach aus dem Texte, ja wol mit Worten des Textes beschaft, so daß man nur das Wort des Textes sich selber auslegen sieht. Die abstrakte synthetische Weise der spätern Zeit, wo aus Predigten „heilige Reden" oder Reden an heiliger Stätte wurden, fehlt ganz. Franke teilt nach der synthetischen Weise ganz regelrecht ein. Er hat römische und gewöhnliche Zahlen, römisches und griechisches Alphabet, um die Einteilung seiner Predigt zu markiren, aber diese Einteilung verschwindet vor der realen und massenhaften Biblizität seiner Worte ganz. Der Nachdruck in Franke's Predigten fält auf die Anwendung (applicatio). Ebenso war es bei Spener. Die Pietisten wolten ins Herz hinein predigen, aber machten es dabei nicht wie manche Prediger heut zu Tage, die nur ermahnen und appliziren wollen, was sie noch gar nicht recht gesezt und auseinandergesezt haben. Sp. und seine Freunde lehren vorher sehr fleißig in ihren Predigten, dann erst appliziren sie. — Ebenso wie Franke hatte Freylinghausen vollständige Einteilungen des Textes, nur daß auch er lediglich mit der Form und dem Inhalte sich innerhalb des Textes und der Bibel überhaupt bewegte. In Halle bildete sich überhaupt die neue Predigtweise aus, sowol durch die daselbst gehaltenen Predigten, als auch durch die Theorie, die daselbst über die Predigt, besonders durch den unermüdlichen Vorkämpfer des Pietismus, Joach. Lange, aufgestelt wurde. Sowol in seiner „aufrichtigen Nachricht ꝛc." wie auch besonders in akademischen Gelegenheitsschriften trug er gegen die scholastische Predigerkunst, die er „einen von den allergrößten und allerschädlichsten Greueln unserer jetzigen Kirche nent", die gottgefällige Art zu predigen vor. Ebenso haben Rambach und Rieger ihre durchaus biblischen Predigten eingeteilt. Die Form war da, aber klar und durchsichtig, in ihr aber war nichts zu finden, als ein nur aus dem Texte hergenommener Inhalt. Rambach sagt über seine Predigtform: „Ich selbst habe mich in meinen Predigten niemals an gewisse Kunstregeln gebunden, sondern bald diese, bald jene Methode gebraucht, die jeder Zeit der Materie, welche abgehandelt worden, am gemäßesten gewesen. So ist es mir immer etwas hart und unbillig vorgekommen, andern gewisse Regeln vorzuschreiben, nach welchen sie ihre Predigten einrichten müßten und dadurch ihre Freiheit einzuschränken. Ich habe immer befürchtet, wenn ich ein Collegium homileticum lesen solte, die auditores desselben möchten mir vorwerfen: Rambach thut ja selbst nicht, was er uns lehrt. Er sagt, ein exordium müsse so oder so beschaffen sein, es müsse diese oder diese Teile haben ꝛc. und in seinen eigenen exordiis können wir diese Teile nicht finden, aber, sezt er hinzu, diese Regeln sind nur für Anfänger, die noch keine Uebung im Predigen haben, sie sind gleich „einem Gängelwagen, darinnen die Kinder gehen und ihre schwachen Füße fortsetzen. Erwachsene Personen, sezt er hinzu, setzen freilich auch ihre Füße Schritt vor Schritt vor, brauchen sich aber an alle homiletische Kleinigkeiten nicht zu binden." Wir wissen, daß bei Luther sich eine eigne freie Predigtweise bildete, die über alle Schulregeln erhaben war und daß diese kühne Predigtweise sich auch bei seinen ersten Schülern fortsezte; ebenso ist auch bei Spener eine eigne Predigtweise und noch einfacher, als bei dem Meister, ist sie bei den Seinen: die Textmäßigkeit, die Fülle des Wortes ist ihnen Alles, die Form ist Nebensache. Weil aber durch Sp. nicht eine solche Geistesanregung ausging, wie durch Luther, weil Sp. immer mehr ein Mann des Gesetzes und der Form, ja der recht ängstlichen Form überhaupt war, darum

tritt auch bei ihm die Predigtform so kraß auf und darum gehen auch seine Freunde vielmehr in Formen, obschon sie ihnen nur secundär waren, einher, als Luthers Freunde. Wo mehr Geist und Kraft war, da trat auch die Form mehr zurück; wo dagegen mehr Reflektiren und Doktriniren war, wie bei den Pietisten, da zeigt sich wieder mehr die Form, bis sie endlich ganz über den Geist siegt. Aber das haben diese beiden schöpferischen Perioden der Predigt in der luther. Kirche mit einander gemein: die Hauptsache ist beiden das Wort Gottes, das allein soll gepredigt werden; aus dem Worte nehmen sie den Inhalt, aus dem Worte nehmen sie die Form, die einen sind kühner, das ganze Wort zu verkündigen, und sind kühner, das Wort mit samt seiner Form in die Predigt herüber zu nehmen, die andern sind nachdenklicher, umschauender, reflektirender, sie kommen mehr zur Form, namentlich um auch die orthodoxen Predigtregeln nicht ganz zu verletzen, sondern sie nur auf ihr rechtes Maß zurückzuführen. In diesem Streben kommen sie freilich selbst zu einer Form, aber einer sehr einfachen, textgemäßen und sagen obenein, sie sei durchaus nur Nebensache. Sp. hatte sich von der Zeit keine Form geben lassen: so wie er, predigte Niemand, er hatte eine eigentümliche Weise. Und seine Schüler waren auch wieder so frei, daß sie sich auch keine Form, sogar nicht von ihrem geliebten Lehrer Sp. geben ließen: sie predigten nicht einmal wie er, sie hatten sich selbst eine Form ersonnen, wie sie für sie passend war. Wir sehen also hier: wer sich nur dem Worte Gottes und der Zucht des heil. Geistes hingibt und seine Eigentümlichkeit bedenkt und seine Gemeinde, der wird auch frei werden und nicht am Gängelbande einer fremden Predigtweise gehen, sondern die Art zu predigen finden, die für ihn paßt. Die Nothwendigkeit, aus dem Worte heraus das Wort zu predigen nach der Weise, die jedem die rechte ist, nur daß die Gedanken der Schrift zur Geltung kommen, das lernen wir aus diesen beiden Haupt-Predigtperioden. Ob man streng analytisch oder mehr analytisch-synthetisch predigt, das ist nicht die Hauptfrage, sondern darauf komt es an: Hast du das Wort verstanden, hast du den herzlichen Trieb, das Wort allein zu predigen, und geht dein ganzes Sinnen darauf, dieses Wort auf eine Weise zu predigen, die dir angemessen ist und denen, von denen du gehört wirst? Nur keine allgemeinen homiletischen Kunstregeln, denen sich jeder männiglich beugen müsse, nur keine classischen Reden, bei denen die Form dem Inhalte gleich gehalten wird, nur keine der Form und dem Inhalte nach abstrakten Predigten! Diese sind nur rhetorisirende Kunststücke, die nicht aus dem Leben kommen und das Leben nicht treffen und kein Leben hervorbringen. Je biblischer dem Inhalte und der Form nach, desto mehr wird die kirchliche Rede zur Predigt. Das lehren uns Luther und Spener samt ihren Freunden! Ihre Predigtweise, die analytische, hat sich erhalten, so lange bis das Verderben in die Kirche drang: mit dem biblischen Inhalte verlor die Predigtweise ihre biblische Form, mit der Weltweisheit kam auch die Weltform in die Predigt, wenn auch in einer carrikirten Weise, wie sie selbst in der Welt nicht Mode war und nie Mode sein wird.

Schließlich fragen wir noch, welches war die Wirkung dieser Spenerschen und pietistischen Predigtweise? Man darf ja doch bei jedem Prediger einmal hinsehen, um zu erfahren, wie er wirkt; nun aber ist gerade der Pietismus ein solcher Prediger, der selbst sehr viel nach fremdem und eignem Wirken fragte; darum dürfen auch wir fragen, was wirkte die Predigt der Pietisten? So viel aber steht fest: die Wirkungen des Pietismus sind leider nur zu früh verschwunden. Nicht allein, daß das tausendjährige Reich, das Sp. noch auf seinem Sterbebette sahe, noch immer nicht gekommen ist: schon seine unmittelbaren Schüler mußten es in ihrem lieben Halle erleben, daß der Philosoph Wolf sein Heerlager daselbst aufschlug und die ganze Kirchenlehre vollständig auslerte. Wie J. Lange gegen V. Löscher gekämpft, so mußte er nun gegen Wolf und die Wertheimische Bibel kämpfen. Wie er früher gegen die orthodoxen Vorkämpfer ankämpfte, so mußte er nun die christliche Lehre gegen die seichte Popularphilosophie selbst vertreten. Aber leider waren die Predigten selbst zu sehr ins Populare herabgestiegen, als daß sie dem eindringenden popularen Rationalismus siegreichen Widerstand entgegenstellen konten. Der Rationalismus konte leicht fertig werden mit „den biblisch-mystischen und morgenländischen Redensarten" der Pietisten; er hatte dafür nur andere Namen und eignete sich die subjektive ethische Anschauungsweise der Pietisten nur zu leicht in seinem Sinne an; darum trat er auch von Anfang an freudig als Bundesgenosse mit der Pietisten auf im Kampfe derselben gegen die Orthodoxie, und als der Pietismus alles gesagt, was er sagen konte, da beerbte ihn der Rationalismus, als legitimer Erbe. Der Pietismus verschwand als Kirchenrichtung gänzlich, und was er positives hatte, das zog sich entweder in die Herrnhutische Gemeinde hinein oder lebte sonst in stillen, ohne allen Einfluß auf die Kirche bleibenden, in lauter Sektirerei endigenden Kreisen fort. Warum aber hat der Pietismus und seine so innige Predigt des Wortes Gottes keine größere Wirkung gehabt? Die einfache Antwort ist, weil er das Wort Gottes nicht lauter und rein und daher nicht in der kirchlichen Tüchtigkeit predigte, wie Luther und seine Freunde. Hätten die Pietisten doch das, was Carpzov, Schelwig und Fecht und die ganze lutherische Kirche lehrten, mit ihrem Ernst und ihrer Innigkeit gelehrt, hätten sie nicht selbst allerlei Irrlehren vorgebracht, und hätten sie nicht selbst die vorhandene Kirche durch ihre Thätigkeit untergraben: die luth. Kirche wäre wahrhaftig nicht so ohnmächtig in die Zeiten des Indifferentismus und der Negation hineingetrieben. Wenn man aber die Lehren der Schüler Speners genauer ansieht, dann wird man finden, daß die Orthodoxen gerade so viel Recht hatten, gegen die Irrlehren der Pietisten aufzutreten, wie die Pietisten Recht hatten, das vielfach unheilige Leben der Orthodoxen zu tadeln. Spener selbst war, als das Haupt der neuen Predigtrichtung, der bei weitem reinste; er predigte nur den luth. Lehrbegriff, und die Lieblingslehre vom tausendjährigen

Reiche z. B., die ihm so lieb war, daß er, wie wir schon erwähnt, das tausendjährige Reich noch auf seinem Sterbebette gesehen haben wolte, hat er selbst niemals auf die Kanzel gebracht, und auch nicht gewünscht, daß andere darüber predigten, weil er noch keine Gemeinde gesehen, die in den Grundlehren so bewandert gewesen, daß die Lehre vom tausendjährigen Reiche zu ihrem Wachstume nöthiger gewesen, als Christus der gekreuzigte. Auch, fürchtete er, würde in der Gemeinde Lärm und Anstoß von dieser Lehre kommen. In seinen theol. Bedenken cp. I, sect. V hat er darüber sich näher ausgesprochen. Wenn aber dennoch Carpzov Spener einen Pantheisten nante und die Wittenberger Fakultät, d. h. Dr. Deutschmann, ihm 264 Irrtümer in der Lehre vorwarf, so muß bemerkt werden, daß diese Ansicht nicht von allen orthodoxen Lehrern geteilt wurde. Sowol Schelwig wie Löscher machten einen Unterschied zwischen Spener und seinen nächsten Freunden und den übrigen an ihn sich hängenden und sich auf ihn berufenden Schülern. Löscher sagt das mehr wie einmal z. B. im Timotheus verin. II, 144, wo es heißt: „Was Herr D. Sp. und seine Freunde gutes vorschlagen und gethan haben, das soll man freilich nicht verwerfen, an und für sich verdächtig machen oder gar verdammen. Wer dieses thut, versündigt sich; ich aber und andere Lehrer nehmen keinen Anteil an solcher Sünde, sondern hüten uns und warnen davor." Das aber freilich leugnete auch niemand, daß Sp. durch sein Drängen auf Heiligung und durch seine Ueberschätzung derselben in die Position hineingedrängt wurde, die Reinheit der Lehre im Verhältnis zur Heiligung zu gering anzuschlagen und durch seine Begünstigung aller wirklichen oder scheinbaren heiligen Leute in ein Verhältnis zur Kirche zu kommen, das mindestens allen Irrlehrern ebenso freundlich sich zuneigte, wie dem Lehrbegriffe und den Institutionen der Kirche. Sp. kam auf dieser Linie sogar so weit, daß er auch die Schwenkfeldianer gutgesinte Leute nent und nur von Liebe und Geduld gegen sie wissen will. Die Schuld ihrer Trennung schiebt er auf die luth. Prediger. Von den Quäkern sagt Sp., er fange an, gelindere Gedanken von ihnen zu hegen. Durch sein Predigen der reinen Lehre war Sp. der luth. Kirche zugethan, durch sein Halten auf subjektive Heiligung aber war er der erklärte Freund aller Schwärmer. Dadurch aber wurde er den luth. Kirchenlehrern verdächtig und die Schule der Pietisten nahm ihn nach seiner andern Seite ganz allein und vollständig in Beschlag. Daher kam es, daß von orthodoxer Seite an seiner Seligkeit gezweifelt wurde, während die Pietisten ihn den größten Kirchenlehrer nanten und ihn über Luther sezten, ja ihn sogar für infallibel erklärten. Bei dieser schwankenden Stellung gerieth Sp. und die Wirksamkeit seiner Predigt dahin, wohin sie ursprünglich nicht gerichtet war, nämlich in die Gefahr, die Kirche zu verderben. Speners kirchliche Thätigkeit als Prediger wurde (die zudringliche Consequenz auf der abschüssigen Bahn) durch seine Schüler vollständig verderbt. Diese seine Schüler geriethen allmälig in einen solchen Eifer gegen die orthodoxe Kirche, daß sie bald gar nichts Gutes mehr

an ihr sahen. Die epigonischen Pietisten verlangten ganz einfach, daß die orthodoxen Lehrer sich erst bekehren solten; das forderten nicht nur Petersen und Arnold, sondern auch Freylinghausen und Lange und Lezterer sogar von V. Löscher, leider unter einer Flut von Lästerungen gegen diesen durch Lehre und Leben gleichmäßig ausgezeichneten Lehrer der Kirche. Wer nur Spenern zu widersprechen wagte, irrte „fundamentaliter mit seinem lieben alten Adam". Ja die Pietisten nanten die Orthodoxen geradezu Ketzer und die Kirche selbst Babel. Wie Luther nur über die römische Kirche jemals in den schärfsten Ausdrücken geurteilt hatte, gerade so urteilten die Pietisten nun über die luth. Kirche. Weil Sp. über die Kirche geseufzt und von Babel und Antichristentum in ihr geredet hatte, darum nanten nun nicht blos Dippel und Petersen die luth. Kirche die Hure und Babel, sondern auch im Hallischen Waisenhause sang man aus dem Gesangbuche daselbst:

Auf Triumph, es komt die Stunde,
Da sich Zion, die Geliebte, die Betrübte, hoch erfreut,
Babel aber geht zu Grunde. —

Das mag immerhin hier zuerst auf Rom gehen, das die Pietisten so bitter hassen, freilich auch in diesem ihrem die luther. Kirche überbietenden Hasse gegen die römische Kirche ihrem Lehrer Spener treu: aber unter Babel verstand man auch in Halle nicht blos die römische, sondern auch die lutherische. Es wird in diesem Liede offenbar nicht blos von dem römischen Babel geredet, sondern auch „von ihren Schwestern groß und klein" und von den „geschminkten Töchtern Babels". Nicht das Babel in Rom drängte ja die Pietisten, sondern das Babel in Rostock, Wittenberg und Leipzig, darum sang man auch:

Ach aber Herr, ach wie lang
Geschieht uns noch in Babel Drang?
Erlöse uns von ihren Banden.

So hat Sp. nie gepredigt, aber ähnlich. In seinen Klagen über das verderbte Christentum heißt es: „Wiewol leider wenig Hofnung zu solchem nöthigsten und nützlichsten Werk ist, bis der Herr alles über einen Haufen werfen und seinen Bau aufs Neue nach seinem Willen aufführen wird", und in der Glaubenslehre predigte er: „Gott mag wol vorhaben, den Bau ganz neu zu führen." An die Stelle der also von Spener und seinen Schülern aufgegebenen Kirche solten Kirchlein treten (ecclesiolae), die durch ihren conventikelartigen, schismatischen Hochmut der Kirche gewiß ebensoviel geschadet wie genützt haben. Wie aber die Freunde Sp.'s die ganze Kirche verwarfen, so thaten sie auch mit den einzelnen Institutionen derselben. Privatbeichte, Symbole, Kirchenordnungen, formulirte Kirchengebete, Kirchenregiment, — alles solte fallen oder anders werden.

Von dem Satze, daß das Amt eines unwiedergebornen Predigers nicht vom Segen begleitet sein könte, ging man fort bis zu der Lehre, daß in den Conventikeln, den wahren Kirchlein, jeder lehren könne. Das allgemeine Priestertum, das von Spener so hoffnungsreich bezeichnete, nahm hier ganz nach collegialistischen Begriffen das Amt wieder in sich zurück. Während

der orthodoxe Pastor nur ein Satansdiener sein solte, erbaute ein geisterfüllter Conventikelredner die rechte Gemeinde von Gottes und Rechtswegen. Zum ersten Male wurde hier von der collegialistischen Amtstheorie ein energischer und praktischer tiefgreifender Gebrauch gemacht. Die große Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, diesen Grundartikel, mit dem die Kirche steht und fält, konten die Pietisten natürlich auch nicht brauchen. Indifferent wie sie gegen jede Lehre wurden, waren sie es besonders gegen diese Lehre, die sie nur dem todten Glauben überließen; Gefühl, Empfindung, wunderbare Geistesausgießung, große Gnadenerfahrungen, völliges mit Gott eins werden, kurz: eine Vergottung des Menschen, viel mehr nach Plato und Pythagoras oder wenigstens den Mystikern, als nach der Schrift und der Kirchenlehre, das galt ihnen mehr, als die schriftgemäße Lehre von der Rechtfertigung und Heiligung. Um ihre Heiligung zu Stande zu bringen, erklärten sie geradezu, alles was die ersten Menschen im Stande der Unschuld nicht gethan hätten, das sei auch allen Wiedergeborenen unzulässig. Daher das krankhafte Kämpfen gegen alle natürlichen und sozialen Verhältnisse, die eben nicht gerade im Stande der Unschuld nachzuweisen sind. Lachen, Scherzen, Spazierengehen, Tabackrauchen, ja, was irgend einem Parteimanne sonst noch als Sünde erscheinen mochte, z. B. sogar einmal das Käseessen, das alles solte sich mit der Heiligung nicht vertragen. Statt gegen die Sünde, die an den natürlichen Dingen haftete, fingen sie an, gegen die Natur selbst zu kämpfen. Daß auch die Natur ein Symbol Gottes und die Freude an ihr nach dem I. Artikel etwas göttlich geordnetes, und daß nur die Sünde zu verwerfen, die daran haftet, die Natur aber zu ehren sei, das vermochten die Pietisten nicht auseinander zu halten. Und in dem Kampfe um diese Dinge gingen die Pietisten sogar so weit, daß sie sich auch ihres Amtes entsetzen und als Märtyrer preisen ließen. Besonders aber war es die Lehre vom tausendjährigen Reiche, die ebenso die Grundlage, wie die Spitze der pietistischen Grundanschauungen bildete. Von dieser Lehre waren alle erfüllt. Das tausendjährige Reich werde alles bessern bis auf den Grund, alles Bessern aber in der Gegenwart sei nur ein unnützes Flicken, es müsse ein neues Gebäude kommen.

Wenn wir dies Alles überschauen, dann muß ein tiefer Schmerz uns ergreifen, daß die gesegnete Wirksamkeit Speners auf diese Weise verlief. Wie ganz anders hätte sie sein können, wenn statt der pietistischen Uncorrektheiten die gesunde luther. Lehre das Regulativ für diese neue angebliche Reformation geworden wäre! Wir dürfen es deshalb nicht vergessen, jezt in diesen unsern Tagen, wo die luther. Kirche sich so vielfach wieder auf die alten besint, uns ein klares Urteil über die beiden Haupterscheinungen in der luther. Kirche zu bilden. Die Reformation durch Luther und die Seinigen, und die Erfrischung durch Spener und die Seinigen — das sind die beiden großen Thatsachen, die für das aus dem Rationalismus heut zu Tage wiedererwachte kirchliche Leben von der größten Bedeutung sind. Aber diese Haupterscheinungen sind nur durch die Predigt gekommen. Was liegt näher, als daß wir bei unsern Predigten uns darüber klar werden, welcher Richtung wir zu folgen haben? Die einen halten es heut zu Tage unbedingt mit den Orthodoxen und verwerfen den ganzen Pietismus als das, um mich mit den alten Feinden desselben auszudrücken, größte Kirchenübel. Die andern verwerfen wieder die orthodoxe Kirche, und wissen von ihr nichts anderes zu erzählen, als was die pietistische Partei von ihr zu sagen wußte: es war und ist lauter Babel. Die einen wollen Predigen und Amtiren, als habe es nie einen Pietismus und schließlich Rationalismus gegeben; sie wollen einfach einen Strich über Pietismus und Rationalismus machen. Die andern aber gehen nur in ihren subjektiven Erfahrungen einher, und sind in ihrer Gleichgültigkeit gegen das ewig feste Wort Gottes und die darauf gestüzte Kirchenlehre und Kirche überhaupt nur auf die subjektiven Weisen des Privatglaubens und der Privatwissenschaft gerichtet. Darauf komt es aber doch schließlich an, beide Richtungen zu verstehen nach dem Worte Spinozas: man muß die menschlichen (auch kirchlichen) Dinge nicht belachen noch beweinen, man muß sie verstehen. Die bloße Orthodoxie, ohne Streben nach Heiligung, ist unfähig, die Gemeinde Gottes zu versorgen; die pietistische Gleichgültigkeit aber gegen die Lehre und die Kirche kann auch höchstens nur auf Menschenalter Kirchlein d. h. Conventikel und Schülerschaften auch jezt wieder in den Gemeinden hervorbringen, um schließlich doch der Welt das Regiment in der Gemeinde und Kirche zu überlassen. Weder bloßer Pietismus, noch bloße Orthodoxie genügt, — beide sind gleich unfähig, die Kirche zu schaffen und zu erhalten. Wie die Apostel lehrhaftig waren und heilig wandelten und auf Lehre und Heiligung drangen, wie die Reformatoren reine Lehre und heiliges Leben priesen, wie auch nach der Reformation und vor dem Pietismus und neben ihm es Prediger genug gab in der luth. Kirche, die alles hatten, was der Pietismus nur je wünschen konte, die aber ihrerseits doch im Punkte der Lehre nichts mit dem Pietismus zu thun hatten, so ist das auch heut zu Tage die Aufgabe, als Prediger die Forderungen des Pietismus zu erfüllen ohne sich von den Krankheiten desselben anstecken zu lassen. Arndt, Joh. Valent. Andreä, J. Gerhard, P. Gerhardt, Herberger, Heinrich Müller, Christian Scriver, der Liederdichter nicht zu gedenken, sind sprechende Zeugen, daß es lutherisch-correkte Prediger gab, die die Kirchenlehre vollständig aufnahmen und von ganzem Herzen der Heiligung nachjagten, so wie es auch nach der eigentlich pietistischen Periode Prediger genug gab, die, wenn auch berührt vom Pietismus, doch zugleich lutherich richtig lehrten ohne die Excentricitäten der Pietisten aufzunehmen. Es ist richtig heut zu Tage, daß wir mit der rechten vollen kirchlichen Predigt auch die rechten kirchlichen Ziele wieder anstreben. Wie der Pietismus eine Richtung war, die in der Gestalt, in der sie auftrat, der Kirche als Weg und Strafe, nicht erspart werden konte, wie der Pietismus aber

nur dadurch den Einfluß nicht bekam, denn er hätte bekommen können, daß er von der Kirche sich absonderte, so ist das gerade für uns Prediger aus den beiden großen Schöpfungsperioden des neuen Lebens in der ev. Kirche zu lernen, daß wir biblisch predigen, wie Luther und seine Freunde und wie Sp. und seine Schüler, aber an der Hand der Schrift und der großen Tradition der Kirche. Darauf ist vor allem zu achten, daß wir das Evangelium predigen, nicht in den selbst ersonnenen engen Grenzen, die menschliche und willkürliche Wissenschaft uns vorschreiben will, nicht in den selbst gemachten Gesetzlichkeiten und unevangelischen Willkürlichkeiten pietistitischer Engherzigkeit, am allerwenigsten im Kampfe und in der Verstimmung gegen die vorhandene äußere, wenn auch noch so arme und schwer kämpfende und leidende Kirche. Wohin ein solch Ankämpfen gegen die äußerlich gegebene Kirche und ein solches Verzweifeln an ihr führt, das kann man ebenso gut aus dem kurzen Laufe des Pietismus lernen, wie man so vieles andere als der Kirche nicht heilsam lernen kann an dem orthodoxen scholastischen Regimente des 17ten Jahrhunderts. Beide sind verwerflich, weil sie beide nicht stimmen weder mit der Schrift, noch mit der vollen Kirchenlehre. Nicht pietistisch krankhaft, gesetzlich traurig und weltflüchtig mit dem subjektiven Christentume die Kirche aufgeben, in ecclesiolas oder ins tausendjährige Reich flüchten, selbstzufrieden den alten Adam schalten lassen, sondern in rechter Lehre, in rechtem Wandel, in Glaubensfreudigkeit und Liebe an der Hand der Kirche das ewige Evangelium predigen, — darauf komt es an. Und daß es dazu auch gehört, daß die Predigtform wieder mehr der Einfachheit und Natürlichkeit angepaßt werde, und nicht mehr in abstrakter und weltförmiger Weise wie ein alter Lappen auf neuem Tuche sich breitmache, das müssen wir Prediger uns heut zu Tage wieder recht zum Bewußtsein bringen, und dazu mitzuhelfen, das ist der Wunsch gewesen, der den Schreiber dieser Aufsätze bei seiner Arbeit erfüllt hat.

Nachrichten.

Pastoral-Conferenz in Neudietendorf.

(Schluß.)

Zur rechten Ausrichtung unsres Amts gehört der rechte Amtsbegriff. Wir sind Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse, zwar durch Menschen eingesetzt, aber nicht von Menschen, sondern von dem Herrn Jesu. Wir sind nicht Diener der Gemeinde, daß wir predigen müßten, was gerade in der Mehrzahl der Gemeindeglieder lebt. Wir sind nicht Diener irgend welcher menschlichen Autorität und Knechte des Zeitgeistes, daß wir uns in unserm Amte nach dem richten müßten, was Ansehen hat in der Welt oder Gunst bei ihr einträgt, sei es nun Fürstengebot oder Majorität der Zeitgenossen oder jeweilige Wissenschaft. Wir sind Diener Gottes, Botschafter an Christi Statt. Der Herr handelt durch uns und spendet durch uns die Güter seines Reichs. Lassen wir uns von diesem rechten, schriftmäßigen Amtsbewußtsein je länger, je mehr erfüllen! Dann fehlt uns auch nicht die Amtsgnade. Der zur Rechten des Vaters sizt, macht uns mächtig, und dann vermögen wir alles, was Er uns in unserm Amte aufträgt und auflegt, in Ihm. Mit unserm Gotte können wir über die Mauer springen. Geht's gegen Seine und unsre Feinde, es streit für uns der rechte Mann. Gehn wir auf unsern Berufswegen, an Beinen gestiefelt, Er geht mit uns und wirkt mit uns durch mitfolgende Zeichen. So viel Er in uns und durch uns wirket, durch unsern Mund redet, aus unserm ganzen Wesen mit Seinem heiligen Eifer, Seiner Liebe und Erbarmung, Seiner Demut und Sanftmut und Geduld herausleuchtet, so viel wirken wir in unserm Amte.

Wie schwer sind oft unsere Berufswege! Das Herz klopft auf der Kanzeltreppe. Uns graut vor diesem und jenem Gange, vor diesem und jenem Acte der Zucht; es ist noch so viel Feigheit und Menschenfurcht im Herzen. Es mangelt an Liebe und Weisheit, wenn man strafen soll; es fehlt Betrübten gegenüber so oft aus Blödigkeit des Fleisches das kühne Hineingreifen in den reichen Schatz des Trostes, es fehlt der Mut, zu sein, was wir sind, zu bieten was uns der Herr in die Hand gelegt hat. Das macht wir gehen in eigner Kraft. Der Herr Jesus ist nicht bei uns. Wir sinken wie Petrus da er den starken Wind sah. Wie getrost und freudig thun wir aber, was unsres Amtes ist, wenn wir es im Namen Jesu thun! Wie nimt ein: Herr hilf mir! unsre Verzagtheit weg und macht uns kühn das Schwert des Geistes, welches die wunderbare Kraft hat, die Wunden zu heilen, welche es schlägt, zu brauchen im Beichtstuhle, in der Selsorge an Kranken- und Sterbebetten! Wie freundlich redet dann der Herr Jesus aus uns heraus zu den zerschlagenen Herzen, wie ernst zu den sichern Sündern! Wie stehen wir dann unter den Kindern so väterlich, am Altare so priesterlich, in unserm Wandel so vorbildlich, in unserm Leiden um Christi willen so ritterlich da! Wir vermögen alles durch den, der uns mächtig macht, Christus.

Ordner referirte dann kurz, wie weit die Conferenz im vorigen Jahre bei Besprechung der auch für heute bestimten Thesen gekommen, wie die Ansichten über den Satz: Das Kirchenregiment ist nicht göttlichen Rechtes, auseinander gegangen seien. Das habe seinen Grund in der Abweichung einiger Brüder vom kirchlichen Sprachgebrauche gehabt. Nach den Bekentnisschriften sei divini juris gleich secundum evangelium. Das sei göttlichen Rechts, was von Gott im Evangelium ausdrücklich befohlen und eingesetzt sei, dem man also bei Verlust der Seligkeit unbedingt gehorchen müsse. In dem Sinne könne niemand das Kirchenregiment göttlichen Rechtes nennen wollen. Wollten die Brüder auch das so nennen, was sich unter Gottes Leitung geschichtlich gebildet habe, so verwirre das. Das sei nach den symbolischen Büchern gerade menschlichen Rechtes. Als eine menschliche Ordnung gehöre das Kirchenregiment ins vierte Gebot. Man

sei ihm Gehorsam schuldig; aber nicht wider Gottes Wort. Es bewege sich also innerhalb des Gebietes von Gesetz und Recht; es sei nicht nach dem Evangelium eingesezt, dem man unbedingt gehorchen müsse, wenn man wolle selig werden. Dasselbe im speciellen Sinne der Bekentnisschriften göttlichen Rechtes nennen, hieße die Kirche aus einem Reiche der Gnade zu einer Gesetzesanstalt machen. Man solle sich in die Anschauungen der symbolischen Bücher vertiefen und sich vor neuen Redensarten hüten. Das bringe jezt viel Streit und Trennung. Er empfehle den Brüdern das Studium von Harnack's Schrift: Die Kirche, ihr Amt, ihr Regiment.

Consistorial-Assessor Dr. Kühn aus Bellstedt bei Sondershausen leitete nun seine für heute zur Besprechung gestellten Thesen etwa mit folgenden Worten ein.

Ich erinnere die Brüder daran, daß ich nicht aus eigenem Antriebe hier stehe, sondern nur weil ich ihnen meinen geringen Dienst nicht versagen will, nachdem es ihnen gefallen hat, meine Thesen vom vorigen Jahre noch einmal stehen zu lassen, daß sie darum schuldig sind, Nachsicht zu üben und, wo ich fehle, selbst bessernd einzutreten. Weiter mögen dieselben erkennen, daß es sich hier nicht um einige dürre theoretische Bestimmungen, sondern um Lebensfragen handele, und zwar um sehr nahe Lebensfragen. Ich könte Sie an die erste Separation der ausgetretenen Lutheraner erinnern, die man wohl auch im Anfange als ein eigensinniges Streiten ansah, von der wir aber doch jezt allgemein zugeben, daß große Ursachen vorhanden waren, welche die Gemüter bewegten. Ich will aber auf ein anderes näher liegendes Beispiel hinweisen. Als der Diakonus Hartung in Merseburg öffentlich für das Kirchenregiment gebetet hatte, daß ihm Gott seine Unionssünden vergeben wolle, und dies schließlich zu seiner Absetzung führte, war er selbst in seinem Gewissen so gestellt, daß er sich seines Amtes nicht für entbunden halten konte, weil er es nach göttlichem Rechte nicht verwirkt habe. Dem Grundsatz folgend, daß er das Amt wohl durch das Kirchenregiment, aber nicht von demselben, sondern vom Herrn Christus empfangen habe, gab er es nicht zurück, sondern sontäglich nach seiner Kanzel gehend, ließ er sich von zwei Polizeidienern zurücktransportiren, bis er zulezt ins Irrenhaus gebracht wurde. Hier müssen wir doch fragen, war Hartung ein Narr, oder ein Revolutionär, oder ein Märtyrer? Damit wir aber sehen, daß diese Regimentsfragen nicht muthwillig heraufbeschworen, sondern durch göttliches Geschick uns über den Hals gekommen, erinnere ich an Hofmann in Gedern im Darmstädtischen. Derselbe ist Hilfsprediger und als solcher genöthigt, einem andern andersgesinten Geistlichen assistirend, das heilige Abendmal auch an Reformirte mitauszuteilen. Er bittet das Kirchenregiment, ihn von dieser Funktion zu entbinden, weil sie eine Verleugnung unsres lutherischen Bekentnisses in sich schließe. Darum wird er abgesezt und er geht ruhig an eine Privatschule. Aber das Häuflein von Gläubigen, das sich um seine Predigt geschaart hatte, dringt auf ihn ein mit der Vorstellung: wir haben doch wol Recht auf reine Predigt und rechte Verwaltung des Sakraments; er müsse sie mit beiden bedienen. Er läßt sich überwinden und durch den Pastor Heine in Frankfurt einführen, worauf vom Kirchenregimente mit Geldstrafen und Gefängnis geantwortet wird. Er komt darüber in solche Noth, daß er schreibt: ich bin wie ein gejagter Hirsch, und wünschte, daß ich todt wäre.

Wie nahe aber auch uns die Frage nach dem Werthe und Umange des Kirchenregiments tritt, mögen wir merken aus den Separationen in rein lutherischen Landesgebieten, in Hamburg, Hessen-Darmstadt, Weimar und Reuß. Sonst wußte man nur, daß in unirten Landeskirchen Separationen kommen könten und auch gekommen sind, in Preußen, Nassau, Baden, daß man sich aber auch von lutherischen Kirchen trennen könne, um lutherisch zu werden, war unerhört. Man sehe doch, in welche Stellung zum Kirchenregimente die bekentnistreuen Pastoren in Hannover bereits gedrängt sind.

Weiter wollen die Brüder beachten, daß wenn wir uns auf diese Fragen einlassen, wir zwischen zwei Feuer zu stehen kommen. Wir kämpfen mit den großen Kampf der Conservativen für das Recht der Obrigkeit von Gottes Gnaden, für den Gehorsam um Gottes willen. Das thun wir auf staatlichem Gebiete, und jezt sehn wir uns auf kirchlichem Gebiete genöthigt, weil unser Gewissen durch Gottes Wort und unsre lutherischen Bekentnisse gebunden ist, nicht blos hier und da einmal gegen das Kirchenregiment anzukämpfen, sondern das göttliche Recht desselben überhaupt in Frage zu stellen. Der Kampf für die conservativen Interessen hat die richtige bekentnismäßige Erkentnis in dieser Frage bisher verwirrt. Nun komme ich mit gar manchen von uns zum ersten Male in die Lage, daß wir uns von theuern Vorkämpfern unsres Glaubens trennen müssen.

Ich gehe nun zur Erklärung meiner Thesen über.

Wenn ich in der ersten sage: Das Kirchenregiment ist nicht göttlichen Rechtes, so verstehe ich unter dem göttlichen Recht, was durch das Evangelium unmittelbar gegeben und gestiftet ist. Nur dies ist göttlich im schlechthinnigen Sinne. Was sich aber daraus im geschichtlichen Weiterbaue entwickelt, kann diesen Namen im strengen Sinne nicht beanspruchen. Wir haben eine abgeschlossene Offenbarung. In der Offenbarung ist aber keine Kirchenverfassung und kein Kirchenregiment eingesezt. Der Satz des Bischofs Ketteler: „Wir haben nicht blos einen göttlich gegebenen Glauben, sondern auch eine göttlich gegebene Hierarchie" gilt nicht. Dennoch räume ich ein, daß in geschichtlicher Weiterentwickelung dessen, was in der Offenbarung gegeben ist, etwas mittelbar Göttliches sein könne. Wer wollte nicht zugeben, daß in der Entwickelung der Symbole, ja selbst noch in der rechtgläubigen Theologie der heilige Geist mitgewirkt habe! Dennoch sagen wir nicht, daß sie vom heiligen Geist eingegeben seien. Ebenso unsre Festordnung: Weihnachten, Ostern, Pfingsten. Wer wolte sagen, daß sie in der heiligen Schrift vorgeschrieben, und daß die schottische Kirche um deswillen von der christlichen abgefallen sei, weil sie diese Festordnung nicht hat! Und doch ist sie nicht ohne Leitung des heiligen Geistes angenommen, weil wir ja Christi Leben immer wieder in uns durchleben müssen. Darum nenne ich derartiges **quasi juris divini**. Dennoch bleibt der totale, generische Unterschied. Alles dieses, was ich genannt habe, gilt durchaus nicht absolut. Nur das in der Offenbarung selbst Festgesezte ist absolut geltend.

Von der Erklärung der übrigen Punkte heben wir noch dies heraus. Das Kirchenregiment hat keine Herrschaft außer dem Evangelio. Es ist ein Dienst so gut wie das Predigtamt. In seinem eigentlichen Gebiete, in Verfassungssachen, hat es nicht schlechthin zu befehlen. Vom Predigtamte gibt jeder zu, daß es nicht zu befehlen habe. Wiewol unmittelbar durch das Evangelium gegeben, ist das Predigtamt doch nur ein Dienst für das Evangelium. Das Herrschende ist das Evangelium. Vom Kirchenregimente kann man ja durchaus nicht dasselbe sagen, wie vom Amte des neuen Testaments. Es ist in unsern Symbolen nicht gesagt: Solchen Glauben zu erhalten, hat Gott das

Kirchenregiment eingesezt, sondern das Predigtamt. Wie sollte nun das Kirchenregiment etwas anders beanspruchen können, als ein Dienst für das Evangelium zu sein! Und wo sollte die Herrschaft in den Stücken, die durch das Evangelium nicht vorgeschrieben sind, also in eigentlichen Verfassungssachen herkommen? Das eigentlich Bindende für die Selen ist allein: der Verlust der Selen Seligkeit. Den kann man aber auf eine Verfassungssache nicht setzen. Darum hat das Kirchenregiment in Verfassungssachen nicht schlechthin zu befehlen.

Nach dieser Einleitung begann die Discussion der folgenden Thesen.

„Vorbemerkung: Wir sind in einer Zeit nicht geringer Verfassungsbewegungen innerhalb der protestantischen Kirchen eingetreten. Erschütterungen der Landeskirchen, kirchliche Spaltungen und Verfassungs-Operationen sind an der Tagesordnung.

Die nachfolgenden Thesen sollen dazu dienen, daß die auf einem Grunde des Glaubens stehenden Brüder durch gemeinschaftliche Erörterung zu innerer Sicherheit über die aufgetauchten Hauptfragen gelangen. Sie geben Antwort und Entscheidung in bestimmter Form, nicht, als wäre der Thesensteller über alle diese Fragen bereits ganz aufs Reine gekommen, sondern weil sich so am besten discutiren läßt.

1. Das Kirchenregiment ist zwar nicht juris divini, aber doch quasi juris divini, d. h. es ist nicht von Christo oder den Aposteln selbst eingesezt oder der Kirche eingestiftet, dennoch ist etwas mittelbar Göttliches in ihm.

2. Es hat keine Herrschaft außer dem Evangelio. In seinen eigentlichen Gebieten und Verfassungssachen hat es darum nicht schlechthin zu befehlen. Es ist vielmehr ein Dienst, so gut wie das Predigtamt.

3. Das Landeskirchenregiment sezt voraus, daß der Landesfürst oder seine stellvertretenden Behörden im Glauben und Bekentnis der Kirche stehen. Wo dies nicht der Fall ist, findet eine Gefangenschaft der Kirche statt.

4. Dennoch haben wir unter einem solchen Regimente alles zu dulden und zu leiden, wenn uns nur das Bekentnis unserer Kirche und die Predigt des Evangelii freigegeben ist. Unsre Liebe und Treue soll uns dermaßen an die Landeskirchen binden, und unsere Hoffnung sich dermaßen auf die Wiederbelebung dieser großen Kirchenkörper concentriren, daß wir nur im höchsten Nothfalle um des Gewissens willen mit denselben brechen dürfen.

5. Die jezt so genannte Freigebung der Kirchen, welche durch eine Presbyterial- und Synodal-Verfassung eintreten soll, ist eine Ueberantwortung derselben in Gefangenschaft.

6. Ungeachtet unserer innern Gebundenheit an die Landeskirchen gelten für uns folgende Sätze:

a) Es findet in Bezug auf die Regel der h. Schrift: „Einen ketzerischen Menschen meide" (Tit. 3, 10) Anwendung statt auf die Landeskirchen.

Die Separation der Zionsgemeinde in Hamburg ist berechtigt. — Vollert's Separation? Hofmann's Separation?

b) Dasselbe Recht, welches der Einzelne auf Freiheit des christlichen Glaubens und Bekennens hat, hat auch die ganze Gemeinde. Darum muß es jederzeit auch ganzen Gemeinden freistehen, um des Glaubens und Bekentnisses willen sich von größern Kirchenkörpern zu trennen, und das Kirchenregiment hat nicht das Recht, solche Gemeinden als Gemeinden aufzuheben.

c) Darum darf ein sonst treuer und nur um Verfassungsfragen willen abgesezter Pastor von seiner Gemeinde nicht weichen, so sie mit ihm zusammensteht."

Es war eine sehr lebhafte Verhandlung. Ueber 5 Stunden dauerte der geistige Kampf, und weil es wirklich brennende Fragen waren, brannte es auch manchmal hell auf; aber doch ist keinen Augenblick die Liebe verlezt worden, welche Kinder Gottes einander schuldig sind. In voller Brüderlichkeit haben wir unsre Differenzen ausgetragen. Da die Rücksicht auf den Raum eine ausführliche Darstellung der Debatte verbietet, beschränken wir uns auf eine kurze Uebersicht.

Manchen Brüdern schien es gewagt, fast revolutionär, dem K.-Reg. das göttliche Recht abzusprechen. Man sei durchaus berechtigt, gegen dasselbe aufzutreten, wenn es wider die Offenbarung handle, dennoch sei es göttlichen Rechtes. Sonst gäbe es gar keine kirchliche Ordnung mehr. Jeder gehorche dann nur sich selbst, und die Kirche löse sich in Atome auf. Alles, was unter der Leitung des h. Geistes, unter Christi Regiment entstanden, sei g. R. Der Herr habe ein Reich gestiftet; ein Reich aber sei nicht denkbar ohne Ueber- und Unterordnung, ohne Befehlen und Gehorchen. Das Kirchenregiment als solches stehe in Gottes Wort. Der Herr habe die Apostel gesezt. Diese hätten es geübt und dann die Bischöfe als ihre Nachfolger auch im Regimente hinterlassen. In der Gemeinde solle es gehen „nach Ordnung." Allerdings habe sich nach göttl. R. ein Regiment nur im allgemeinen entwickelt, die Gestaltung in der Form, ob Papsttum, Consistorien u. s. w. sei menschlicher Art.

Dagegen wurde geltend gemacht, so lange man Gottes Wort unter den Füßen habe, komme man nicht zur Revolution. Es hänge von der Frage, ob göttl. oder menschl. Rechtes, sehr viel ab, namentlich auch der katholischen Kirche gegenüber; denn der Papst, der sich das erste vindicire, habe sich auch geschichtlich entwickelt. Göttlichen Rechts sei nur, was im Worte Gottes befohlen sei, dem man also auch absolut gehorchen müsse.*) Wäre das K.-R. göttl. R., so hätte es sich nicht verschieden entwickeln können; was absolut sei, könne sich gar nicht entwickeln. In der Kirche herrsche nur der Herr Christus. Er sage sogar seinen Aposteln: Die weltlichen Könige herschen, ihr aber nicht also. Und die Apostel wollten demgemäß nicht Herren sein über den Glauben der Gemeinde, sondern Gehülfen ihrer Freude. In der Kirche Gottes habe unbedingtes Ansehen nur Gottes Wort. Was nun die Apostel sich nicht herausnahmen, könne das ein Kirchenregiment beanspruchen? Wir dürfen neben das Evangelium, neben die Heilsordnung nicht noch irgend eine Macht von gleicher Dignität stellen. Das geschehe aber, wenn man wider Schrift und symbolische Bücher das K.-Reg. göttl. R. in dem speciellen Sinne nenne. Indem die Brüder sagten: Man dürfe demselben nicht gehorchen wider Gottes Wort, sprächen sie ihm selber das göttliche Ansehen ab.

Man konnte sich aber auch mit dem quasi nicht befreunden. Mittelbar göttlich sei alles; das verdunkele die Sache nur. Da nichts ohne Gottes Willen geschehe, sei alles sein Werk, natürlich mit Ausnahme der Sünde. Es würde demnach alles, was ist und sich historisch bildet, quasi göttliches Recht sein. Dann aber fiele auch jeder Unterschied hin zwischen ihm und dem menschl. Recht. Wenn man behauptet habe, daß ohne ein göttliches Recht des K.-Reg. der Gehorsam und alle Ordnung in der Kirche aufhöre, so sei dem nicht so. Die Anordnungen des K.-Reg. seien mit nichten gleich den Verabredungen einer Reisegesellschaft, wie unlängst gesagt sei. Das K.-Reg. habe zu befehlen kraft des Willens der Gemeinde — im biblischen Sinne —, der congregatio sanctorum. Die Gemeinde habe das Recht, Anordnungen zu treffen zur Förderung des Reiches Gottes, das sagen die Symbole deutlich. Wenn nun die Gemeinde ein Regiment bestellt, so sei dasselbe zwar menschl. Rechts, aber es sei demselben zu gehorchen. Ein K.-Reg. im Allgemeinen sei niemals entstanden, sondern immer nur ein specielles. Könne man daher nicht nachweisen, daß der Herr und die Apostel eine bestimte Form des Regiments bestellt haben, so hätten sie eben keins bestellt.

Auch gegen die Anwendung des 4. Gebots auf das K.-Reg. erhoben sich Bedenken. „Die weltlichen Könige herschen; ihr aber nicht also." Sonst sei es immer göttliches Recht. Gleichwol sei es kein

*) Muß man denn aber der bürgerlichen Obrigkeit absolut gehorchen? Hat nicht jede Auctorität außer der Gottes ihre Gränze, auch die der Aeltern, welche die Grundlage aller andern bildet? Man thäte gewiß besser, die traditionell überkommene verwirrende Unterscheidung von göttlichem und menschlichem Rechte, die gar keinen Schriftgrund hat und die zu den seltsamsten Consequenzen führt, z. B. der, daß den Vater zu ehren göttlichen, den Großvater zu ehren menschlichen Rechtes ist, ganz aufzugeben.

Anm. der Red.

Gemächte menschlicher Willkür, sondern durch göttlich Fügung geschichtlich entstanden, und damit, daß es das menschl. Recht sei, noch nicht ins Belieben der Kirchenglieder gestellt, nur daß sein Verfahren nach dem Worte Gottes zu prüfen sei. Es wurde entgegnet, allerdings sei es keine Obrigkeit, wie die weltliche, aber doch eine Art Vaterschaft, eine Quasi-Obrigkeit, auch wenn es nicht von landesherrlichen Behörden geübt werde, denn dann sei es natürlich ein Ausfluß der weltlichen Obrigkeit. Woher komme denn das Ansehen und das Befehlen desselben? Gehöre denn das doch nicht ins vierte Gebot?

Gegen Thes. 3. wurde bemerkt, das K.-Reg. stehe mit dem Lebensprincipe der Kirche, mit ihrer geistlichen Seite in keinem unmittelbaren Zusammenhange, es habe nur dafür zu sorgen, daß dieses Lebensprincip nicht gehindert werde. Sei denn nun etwa Gefangenschaft da, wenn ein K.-Reg. nicht im Lebensprincipe der Kirche stehe? So lange dieselbe das Recht habe, ihren Heiland zu bekennen, sei keine Gefangenschaft. Die Kirche sei ein geistliches Reich, deren Haupt Christus. Ob das K.-Reg. im Glauben stehe oder nicht, könne der Kirche als solcher keinen Eintrag thun. Wenn nicht einmal der Unglaube des Pastors die Macht des Wortes hindere, wie viel weniger ein K.-Reg., das nicht im Bekentnis stehe. Thesensteller erwiderte, es werde von dem lieben Bruder da doch das K.-Reg. zu äußerlich gefaßt. Er denke an ein anderes, das mit seiner Macht eingreift in die Interna der Kirche, prüft, ordinirt, zum geistlichen Amte beruft, Synoden versammelt. Wenn ein solches nicht im Bekentnis stehe und doch eingreife, da sei Gefangenschaft.

Bei der Besprechung der lezten These, die Separation betreffend, waren alle mit der Formulirung derselben einverstanden; aber man dürfe da nicht voreilig sein. Sei man nicht vorsichtig mit der Ausübung dieses Rechtes, so gerathe man ins Atomistische und der Leib Christ werde zerrissen. Der Beruf des einzelnen Pastors sei nicht beständig, auf der Wacht über das Ganze zu stehen. Erst wenn er in seinem eigenen speciellen Berufe angefochten werde, solle es bei ihm zu einer Entscheidung kommen. Ueber die Berechtigung der vorgekommenen Separationen ein Urteil auszusprechen, vermied die Conferenz. Der Thesensteller sagte schließlich, er habe mit seinen Fragen nicht in ein fürwitziges Handeln hineintreiben, sondern zu einem ganz andern Bekennen, als bisher, vorbereiten wollen; denn die Zeiten forderten dazu auf. So lange aber sei zu dulden und zu leiden, als es möglich sei nach Gottes Wort, Bekentnis und Gewissen.

Nach der Arbeit des bewegten Tages that uns die Ruhe im Abendgottesdienste, den wir mit der Gemeinde feierten, gar wol. Pastor Dieterich aus Sittendorf bei Roßla hielt uns die Predigt.

Am zweiten Tage hörten wir nach der vom Past. Emmelmann aus Wülfingerode gehaltenen Morgenandacht zuerst den Vortrag des Past. Obermann über „Haltung und Handeln des evang. Geistlichen am Altare", und besprachen dann den Gegenstand in dem kleinen traulichen Kreise der Brüder, welche bis zu Ende der Conferenz ausharrten.

Nachdem der Vortrag auf allerlei Mängel hingewiesen hatte, welche sich nicht selten bei der Function des Geistlichen am Altare fänden, wurde gefragt: 1) Wie soll der Geistliche am Altare erscheinen? 2) Was hat er da zu thun? Der Altar sei das Allerheiligste des A. Bundes in neutestamentl. Erfüllung. Wenn es auch außer und neben dem Hohenpriester im N. Bunde keinen Priester und Mittler zwischen Gott und den Menschen geben könne, so sei doch unser Dienst am Altare ein priesterlicher und daher der Priester des A. T. für uns von Bedeutung. Wir müßten auch gewaschen sein am Leibe — mit dem Blute Christi, das Ohr gesalbt — Gottes Wort selbst im Glauben zu hören, müßten das Brustschild haben — die Gemeinde auf betendem Herzen zu tragen.

Zum Altare gehend trügen wir zwei Bücher, die heil. Schrift und das Kirchenbuch. Das bezeichne unser Thun als ein zweifaches, ein

sacramentales und ein sacrificielles. Das Wort Gottes solle im Glauben gelesen werden, mit der Ehrfurcht, die ihm gebühre. Der Ausdruck müsse kommen aus dem Verständnisse im Glauben. Dann verstehe die Gemeinde das Wort ganz anders, als sonst. Das Altarsacrament könnten wir nicht jedesmal mitgenießen, aber wir müßten es jedesmal mitfeiern im Geist. Dann sei unsre Haltung eine geheiligte. Wir seien auf Nebo. Beugten wir uns vor der Gegenwart des Herrn, dann werde Consecration und Spendung die rechte sein. Hinsichtlich des sacrificiellen Thuns wurde ein zweifaches erfordert. Wir müßten vom Gebetsgeist erfüllt selbst mitbeten, herzlich und brünstig, aber doch immer wissen, daß wir das Gebetsopfer der Gemeinde vor Gott zu bringen haben, also kirchlich-gehalten und nüchtern. Dann gelte auch von uns am Altare: Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen.

Bei der Discussion that sich ein reicher Schatz von Erfahrungen auf. Dem Herrn sei Dank, jezt sind ja auch junge Pastoren, wie die alten, indem sie den Erwerb der lezten zwanzig Jahre sich frischweg aneignen! Viele beherzigenswerthe Winke wurden gegeben. Natürlich läßt sich auch hier nur das Wichtigste herausheben. Die Hauptsache sei selbstverständlich das Erfülltsein vom h. Geiste, die volle Hingabe an den Herrn, dem wir dienen. Pectus facit liturgum. Aber die adäquate Form komme doch nicht so ganz von selbst. Auswüchse müßten abgeschnitten, linkisches Wesen abgethan, unpassende Angewohnheiten verlernt werden. Dazu sei große Wachsamkeit und Achtsamkeit auf sich selbst erforderlich. Auf dem Lande besonders sei das Auge der Pfarrfrau eine große Hülfe; man solle es schärfen. Zu würdigem liturgischen Dienste gehöre Rüstung schon beim Anlegen des Amtskleides, Samlung der Gedanken für die heilige Arbeit, Vorbereitung auf die agendarischen Stücke, besonders auf das Lesen der Perikopen, Zurechtlegung des in die Wahl Gestellten nach der Bedeutung des Tages, im Dienste selber beständige Zucht der Geistes mit aller Einfalt und Natürlichkeit. Das Studium alter und neuer Agenden wurde empfohlen, wie auch des trefflichen Büchleins: Handreichung zur rechten Führung des geistlichen Amts nach außen und innen. Breslau, bei C. Dülfer.

Ueber das Vorlesen der Schriftstücke wurde eingehender verhandelt. Monotonie und Pathos sei gleichmäßig zu meiden. Es müsse ein Vorlesen sein, dem man das gründliche Verständnis anhört, das aber doch nicht zu nüancirt sein dürfe, vielmehr mit der heiligen Ruhe geschehen müsse, die davon zeugt, daß der Diener Gottes da seinem Herrn den Mund leiht, ein objectives.

Wie das Glaubensbekentnis zu sprechen (ob nach dem Altare oder nach der Gemeinde zu), wo das Kreuz zu schlagen sei, wie man zum Altar gehen, vor ihm stehen, mit den heiligen Gefäßen umgehen solle und vieles andere kam zur Sprache. Als sehr wirksam auf die rege Beteiligung der Gemeinde am Altardienste, die wir ja auf alle Weise zur Anbetung reizen müßten, wurden die kurzen hie und da eingefügten Ermahnungen bezeichnet, wie: Lasset uns beten! Höret zu dem heiligen Evangelio! Komt, laßt uns anbeten ꝛc.! Lasset uns mit der allgemeinen Christenheit unsern allerheiligsten Glauben bekennen! Lasset uns in Demut unsre Sünden bekennen und mit einander *also* sprechen. Das „also" ist von Bedeutung.

Zwischen die Verhandlungen der beiden Tage traten noch: eine Aufforderung zur Beteiligung beim Ankaufe des schönen Altarbildes von Prof. Hermann in Berlin: Das Kommen des Herrn zum Gericht, die Empfehlung der biblischen Darstellungen von G. König und Jul. Thäter, besonders zur Austeilung an Confirmanden geeignet, und Mitteilungen über die Hofmeier'sche Angelegenheit.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 21. October. № 84.

Zur Wunderfrage.

Ein Synodal-Vortrag.

„Zu den größten Schwierigkeiten, welchen der Pastor im Verkehr mit den Gebildeten begegnet, gehört die Besprechung der Wunder" — so beginnt ein Aufsatz in den pastoral-theologischen Blättern von Vilmar, Jahrg. 1862, Heft 8, und „die Schwierigkeit dieser Verhandlung", heißt es dort weiter, „wird nicht blos durch die schiefe Richtung herbeigeführt, welche durch die Zeitgedanken den Gebildeten fast ohne Ausnahme gegeben ist, sondern sehr oft auch durch die Unklarheit, welche in diesem Punkte vielen gläubigen Pastoren eigen ist." Mildert nun auch der Verfasser jenes Aufsatzes die gegen viele Pastoren erhobene Anklage dadurch, daß er die Schuld der Unklarheit nicht „in den Pastoren sucht, sondern in dem Zustande unserer Dogmatik, die in der Lehre vom Wunder von alten Zeiten her durchgängig nicht sonderlich klar, sehr oft recht eigentlich unklar und rhetorisch, nicht selten geradezu verworren und widerspruchsvoll gewesen" — so wurde mir dieser Vorwurf doch Veranlassung, die eigene Dogmatik in dieser Beziehung einmal zu revidiren und das Ergebnis dieser Revision lassen Sie mich Ihnen nun vorlegen.

Welche Einwände, frug ich mich zunächst, sind denn namentlich in den lezten Jahrhunderten gegen das Wunder geltend gemacht worden? Worin wurzelt denn die Antipathie der modernen Bildung gegen jeglichen Wunderglauben? diese Antipathie, von der doch auch der Pfahlbürger und der Bauer eingenommen? Woher die, wie Weiße in seiner Dogmatik sagt, „instinktmäßige Apperception" wider die Wunder, daß ein großer Teil unserer Zeitgenossen sich eher entschließen würde, auf den Begriff eines persönlichen Gottes zu verzichten, als um dieses Begriffes willen sich irgend eine dem Wunderglauben günstige Folgerung gefallen zu lassen? — Die moderne Bildung im Auge, mit der wir Pastoren in Stadt und Land jezt doch einmal zu thun haben, wurzelt diese Antipathie gegen das Wunder in einer falschen oder übertriebenen Wertschätzung der Natur und ihrer Gesetze, der dann bei den mehr Unterrichteten verfehlte Definitionen des Wunders, wie sie sich in der älteren Dogmatik vorfinden, wo von Aufhebung und Wiederherstellung der Naturgesetze die Rede ist, als erwünschtes Feigenblatt zu Statten kommen.

Spinozas Geist, der nach Lessings Ausdruck ein volles Jahrhundert todt gelegene Hund ist es, der nicht blos wieder lebendig geworden in den unserem und dem vergangenen Jahrhundert angehörigen Chorführern des philosophischen Publikums, sondern uns gegenwärtig fast aus den meisten Zeitschriften anbelt und auf allen Gassen und Straßen sein Gekläffe hören läßt. Nach Spinoza sind aber „Gott und die Natur nicht Zweierlei, sondern Eines und dasselbe, die Gesetze der lezteren sind der Wille des ersteren in seiner beständigen Verwirklichung. Könte also etwas in der Natur geschehen, was ihren allgemeinen Gesetzen widerspräche, so wiederspräche dies dem Wesen Gottes selbst und behaupten, Gott thue etwas gegen die Naturgesetze, hieße zugleich behaupten, Gott handle gegen sein eigenes Wesen." Abgesehen von der in diesem Räsonnement enthaltenen Polemik gegen die schon erwähnte verfehlte Definition vom Wunder, kann auf diesem Standpunkte, dem pantheistischen, von Wundern überhaupt nicht die Rede sein, da man hier, möge nun auch zwischen einer natura naturans und der n. naturata unterschieden werden, doch nur eine Ursächlichkeit kent, nämlich: die Natur, der Begriff des Wunders aber mit Zurückführung auf eine von der Natur unterschiedene Causalität, auf des lebendigen Gottes Thätigkeit des Schöpfer Himmels und der Erde unlöslich verbunden ist. Nur in relativem Sinne, d. h. nur mit Beziehung auf die Meinung der Menschen, wolte sich Spinoza den Ausdruck „Wunder" gefallen lassen als eine Erscheinung, deren natürliche Ursache wir nicht durch das Beispiel einer anderen, gewöhnlichen Erscheinung erläutern können.

Hören wir indeß noch einige andere Einwände gegen das Wunder. Jener scharfsinnige Englische Skeptiker Hume, dem es außer der sinnlichen Erfahrung kein reales Erkennen gab, stelt die Frage auf: kann irgend ein Bericht in der Welt eine Abweichung vom Naturlauf, d. h. ein Wunder, glaublich machen? Seine Kritik der biblischen Berichte geht uns hier nichts an, da wir es nicht mit der historischen Seite der Wunderfrage zu thun haben. Sein Schlußsatz aber lautet: „da das Naturgesetz eine völlig ausgemachte Thatsache ist, die Wunder aber dieser Thatsache widersprechen, so können sich auch die gewichtigsten Zeugen für die Wunder dieser Gewißheit des Naturgesetzes gegenüber nicht halten." Also auch hier die Abgötterei mit dem Naturgesetz.

Mancher moderne Theologe kann kaum ein wissenschaft-

liches Gespräch führen, ohne daß der Name „Schleiermacher“ und: „er hat's gesagt“ fast zum Ueberdruß oft erwähnt wird. Und was hat denn nun Er, dessen Autorität Manchem viel höher steht, als die unseres Herrn und seiner Apostel, dessen Aussprüche gleich einem Medusenhaupte vorgehalten zu werden pflegen, um jeden Andersdenkenden starr und zur Salzsäule werden zu lassen; was hat denn nun Schleiermacher hinsichtlich der Wunder gesagt? „Indem dasjenige“, schreibt er in seinem christl. Glauben, „nicht erfolgt, was durch die Gesamtheit der endlichen Ursachen erfolgt sein würde, so wird eine Wirkung verhindert, ohnerachtet alle wirksamen Ursachen zur Hervorbringung dieser Wirkung zusammenstimmen. Alles also, was von jeher dazu beitrug, wird gewissermaßen vernichtet und statt nur ein einzelnes Uebernatürliches in den Naturzusammenhang hineinzustellen, wie man es eigentlich will, muß man den Begriff der Natur ganz aufheben. Die positive Seite ist nur die, daß etwas erfolgen soll, was aus der Gesamtheit der endlichen Ursachen nicht zu begreifen ist. Aber indem nun dieses als ein wirksames Glied mit in den Naturzusammenhang eintritt, so wird in alle Zukunft Alles ein Anderes, als wenn dieses einzelne Wunder nicht geschehen wäre, und jedes Wunder hebt nicht nur den ganzen Zusammenhang der ursprünglichen Anordnung für alle Zukunft auf, sondern jedes spätere Wunder auch alle früheren, sofern sie schon in die Reihe der wirksamen Ursachen eingetreten sind.“

Natürlich, wer so in Pantheismus stecken geblieben, was übrigens mit Rücksicht auf die Zeit, in der Schleiermacher lebte, leicht erklärlich ist und nicht etwa auf ihn einen Stein werfen, sondern nur den unbedingten Vergötterern zum Vorwurf gereichen soll; wer solche deterministische Vorstellungen von Welterhaltung und Weltregierung hat, daß weder für die Freiheit Gottes noch der Kreatur ein Räumlein bleibt, für den kann das Wunder nur zu den Unmöglichkeiten gehören, die das ganze Universum in Confusion bringen müßten.

Dieselbe übertriebene Betonung der Natur bei Polemik gegen eine falsche Desinition des Wunders, als müsse die Hand der göttlichen Allmacht dabei störend in den Naturlauf eingreifen, findet sich auch bei manchem theistischen Dogmatiker und Religionsphilosophen der neueren Zeit. Da ist fortwährend die Rede von „der Durchbrechung der Stätigkeit des Naturzusammenhanges“, von „der Verletzung“ und „Verkehrung der Naturgesetze“, von „dem Widerspruch“ mit den Naturgesetzen. Da heißt es: „gegen die Möglichkeit der Wunder hat schon längst die Physik entschieden“ u. s. w. Und dergleichen Schlagwörter treten uns ja überall im Verkehr mit den von der modernen Bildung angelekten oder beherschten entgegen.

In der pastoralen Praxis werden wir darum zunächst gegen die übertriebene und falsche Wertschätzung der Natur und ihrer Gesetze Front zu machen haben und dann, wenn wir uns das Terrain auf diese Weise erst etwas geebnet haben, uns bemühen müssen, eine möglichst richtige Anschauung vom Wunder zu verbreiten.

Haben wir es mit wirklichen Pantheisten zu thun, und deren finden sich nicht allein unter den studirten Leuten oder unter denen, die eine höhere Schulbildung genossen, sie kommen auch unter den Bürgern und Bauern vor, wenn diese uns entgegenwerfen: „es hat sich Alles von selber gemacht und es macht sich Alles von selber“ — obschon die Uebergänge vom Pantheismus zum ordinären Materialismus oft sehr unmerkbar sind; also im Umgange mit Solchen, die den lebendigen, persönlichen Gott, der die Welt erschaffen, verloren haben, gilt es vor Allem und zunächst auf das durch und durch Zweckvolle der Welt hinzuweisen, ihrer riesigen Glieder bis herab zum feinsten Geäder des kleinsten Lebendigen. Wir Pastoren dürfen uns keine Gelegenheit vorübergehen lassen, die umfangreicheren Naturkentnisse und das für die Natur vorhandene Interesse unter dem gegenwärtigen Geschlecht zu Gunsten des Reiches Gottes flüssig zu machen. — Eine weise Einrichtung, eine zweckvolle und noch dazu schöne Anordnung macht sich aber nicht von selber; zu diesem Zugeständnis muß man auch den hornirtesten Bauer bringen können, wenn man ihn auf seine Wirtschaft hinweist. Weise Einrichtungen und Anordnungen setzen vielmehr Verstand und Weisheit voraus. Dies müssen nun die Pantheisten und die Läugner des selbstbewußten, persönlichen Gottes der Natur und dem Weltganzen zuschreiben, das nichts von sich selber weiß. Bewußtlose Weisheit ist aber ein Widerspruch, etwa wie ein dreieckiger Kreis. Gebildetere suchen dieser Absurdität, in die sie dadurch hineingedrängt werden, in der Regel zu entschlüpfen durch die Hinweisung auf Bienen, Spinnen, Biber, überhaupt indem sie den Instinkt der Thiere in den Dispüt hineinziehen. „Seht“, sagen sie, „diese Thiere haben kein Bewußtsein von dem, was sie thun, und doch welch schöne, zweckmäßige Gebilde bringen sie hervor!“ ebenso unbewußt um ihr eigenes Thun bringt die Natur im Großen und Ganzen ihre Gebilde hervor. Sind die Leute noch gelehrter, so weisen sie uns auf die Entstehung der Sprachen hin: „Es gibt in Afrika Völkerschaften, denen es noch nie in den Sinn gekommen, über den Bau ihrer Sprachen nachzudenken, kommen aber Missionare hin, so finden diese das Gesetz und die Regel, die Grammatik, nach der so ein Volk, ohne sich dessen bewußt zu sein, die Sprache hervorgebracht hat.“ Worin beruht denn nun aber die Sicherheit des thierischen Instinktes, der so schöne, zweckmäßige Gebilde hervorbringt: woraus geht die Eigentümlichkeit der Sprachen hervor? Antwort: Der Instinkt der Thiere ist in der körperlichen Organisation gegeben und ebenso geht die Eigentümlichkeit der Sprache aus der Eigentümlichkeit der Naturausstattung jedes Volkes hervor. Diese ist aber etwas Gegebenes, von der Macht, die Jene Natur, wir Gott nennen. Also wieder bewußtlose Weisheit als lezte Ursache der Welt. Dies ist aber ein Fantasiegebilde. Verständig nüchterne Betrachtung des Kosmos führt auf den alten Satz zurück: Jegliches Haus wird von Jemand bereitet, der aber Alles bereitet, ist Gott, der seiner selbstbewußte, persönliche Gott. —

Noch abgesehen von dem Schöpfungswunder nöthigen auch schon die Ergebnisse der Geologie zur Annahme eines schöpferischen Thuns Gottes innerhalb des Naturverlaufes, also zur Annahme von Wundern. Nach ihren Untersuchungen steht es fest, daß die Pflanzen, die Thiere und vollends die Menschen jünger sind, als die Erde selbst. Sind sie späteren Ursprunges, so entsteht die Frage: wie sind sie entstanden? Die Naturforscher gestehen, nicht einzusehen, wie organisches Leben aus Unorganischem entstehen könne. Nach pantheistischer Anschauung ist nun nicht etwa jedes einzelne Ding die Naturkraft, sondern das All, die Gesamtheit alles Einzelnen; die Gesamtheit alles dessen, was im Raume neben einander und in der Zeit nach einander bildet eine festgeschlossene Kette von Ursachen und Wirkungen, so daß, was nicht vom ersten Anfang an angelegt ist, nicht geschehen kann, was aber angelegt ist, geschehen muß. Wie ist nun der von der Geologie nachgewiesene spätere Ursprung eines vorher in dieser festgeschlossenen Kette von Ursach und Wirkung nicht vorhandenen, eines Neuen innerhalb des Naturverlaufes zu erklären? Will man nicht mit Dav. Strauß den Menschen aus dem tropischen Urschlamm hervorgehen lassen und annehmen, die Menschen seien dann etwa im Alter von 2 Jahren zu Dutzenden, ja zu Hunderten und Tausenden gleich den Krebsen von der Flut aus Ufer geworfen worden oder in mehr ästhetischer Art den Menschen in dem Blumenkelch gigantischer Seerosen gewachsen sein lassen — denn auf welchen Unsinn verfält man nicht, nur um dem lebendigen Gott zu entgehen — so bleibt nichts übrig, als dies Neue, vorher im Naturlauf noch nicht Vorhandene auf das schöpferische Thun des von der Natur unterschiedenen Gottes zurückzuführen, d. h. also mit anderen Worten: die Entstehung der Pflanzen, Thiere und Menschen durch Wunder zu erklären. —

Auch die Frage nach dem Ursprunge des Gewissens müssen wir den pantheistisch und materialistisch Gesinten entgegenwerfen; des sittlichen Gesetzes, das doch mit dem Naturgesetze, z. B. des Begehrens, so häufig in Conflikt geräth und den Menschen peinigt und quält, wenn er im Widerspruch mit demselben seinen Naturtrieben Folge geleistet. Was ist das für ein unerklärlicher Widerspruch der Natur, wenn das sittliche Gesetz nicht auf einen anderen, höheren Ursprung zurückzuführen, auf den heiligen Gott! — Bei den entschiedenen Materialisten vertritt freilich der Magen die Stelle des Gewissens; je nachdem Einer Schwarzbrot und Kartoffeln ißt oder in Braten und Champagner schwelgt, wird auch das Fühlen, Denken und Wollen sein. Nur uneigentlich kann bei den entschiedenen Materialisten von Sele und Geist die Rede sein, denn dies sind nur leibliche Funktionen, in ihren Aeußerungen bestimt durch die Nahrung, die Jemand zu sich nimt. Mit solchen Leuten, denen der Magen ihr Gott, ist freilich nicht viel anzufangen. Will man sie aber einigermaßen in Verlegenheit bringen, so stelle man ihnen die Frage: wenn nun das, was wir Sele und Geist nennen, nicht unterschieden ist von der leiblichen Organisation, wenn nun ein Mensch nicht anders denken und wollen kann, als es seine Naturorganisation und die Nahrungsmittel, die er zu sich nimt, mit sich bringen, warum sucht ihr denn durch Vorträge und durch Schriften auf die Menschen einzuwirken? Statt eurer Vorträge und Schriften, die doch, wie wir sagen, eine Wirkung auf den Geist haben sollen, der aber nach euerer Ansicht nicht vorhanden, müßtet ihr ihnen consequenterweise vielmehr dasselbe zu essen geben, was ihr genießt — dies wäre doch der zweckmäßigere Weg, sie zu Gleichgesinten zu machen.

Wir verlassen nun den Grund und Boden pantheistischer Geistesrichtungen, denn der Materialismus ist ja der Stiefbruder des Pantheismus und treten in Kreise, die an den Schöpfer Himmels und der Erde glauben. Aber auch da macht die Annahme von Wundern so häufig Noth und man läßt das Geschehen- oder Nichtgeschehensein derselben dahingestelt. An dieser Gleichgültigkeit oder diesem geheimen Widerstreben ist ebenfalls wieder die unserem Zeitalter namentlich eigentümliche Ueberschätzung der Natur und ihrer Gesetze schuld. In der Natur einen großartigen Organismus zu erkennen ist jedenfalls ein Fortschritt hinaus über die mechanische Naturanschauung; stelt man sich aber den Natur- und Weltorganismus so vollkommen vor, daß jeder Eingriff Gottes in denselben nur störend oder überflüssig sein könne, so gehört dies zu der modernen Abgötterei mit der Natur, der sowol Erfahrung wie Wahrscheinlichkeitsgründe widersprechen. Die Natur ist allerdings ein höchst zweckmäßig und weise eingerichteter Organismus, bei aller Gesetzmäßigkeit und Regelmäßigkeit kommen aber, wie die Erfahrung lehrt, genug Störungen und Hemmungen des Naturlaufes vor. Denken wir nur an die Masse physischer Uebel. Die Ausrede, daß die im Einzelnen vorkommenden Störungen und Hemmungen zur Erhaltung des Ganzen nothwendig und dadurch aufgewogen werden, hebt die thatsächlich stattfindenden Unvollkommenheiten nicht auf. Eine so vollkommene Welt, wie man sie sich irrtümlich häufig vorstelt, in der jeder Eingriff Gottes nur eine Störung hervorrufen könne, würde auch für Gott zur wirklichen Schranke und Hemmung werden. Und wie kein verständiger Mensch seine Werke der Art einrichtet, daß er sich dadurch vollständig die Hände binden und sich zum bloßen Zusehen verurteilen solte, so ist es auch höchst unwahrscheinlich, daß sich Gott durch die Erschaffung der Welt die Hände solte gebunden haben. Die Welt würde dadurch aufhören, Kreatur zu sein und selber zur Gottheit werden. Auch die zweckmäßigst eingerichtete Wirtschaft läßt der Freiheit des Besitzers noch genug Raum und so läßt auch die Gesetzmäßigkeit und Regelmäßigkeit des Naturverlaufes der Freiheit Gottes und seiner persönlichen Geschöpfe noch genug Raum. Die Naturkräfte hat Gott den Naturgesetzen unterworfen, sich selber hat er den Naturgesetzen nicht unterworfen und das, was wir im gewöhnlichen Leben „Zufall" nennen, ist ein Spiel der göttlichen Freiheit innerhalb des Naturverlaufes.

Wo nun innerhalb des Naturverlaufes, sei es der unpersönlichen oder persönlichen Kreatur irgend eine Erscheinung, ein Erfolg, ein Produkt, wie z. B. der auf der Hochzeit zu Kana nach der Füllung der Wasserkrüge vorhandene Wein, wie die bei der Speisung der Tausende vorhandenen Brote, wie die ohne Hinzuthun eines Mannes erfolgte Erzeugung unseres Herrn und Heilandes — auf keine kreatürliche Ursächlichkeit zurückzuführen und alle kreatürliche Vermittelung ausgeschlossen ist, so nennen wir diese Thatsache ein Wunder im absoluten Sinne des Wortes. Es wiederholt sich da etwas Aehnliches, was Gott in der Schöpfung der Welt gethan, nämlich: Er setzt etwas unmittelbar in den Naturverlauf hinein, was vorher noch nicht in demselben vorhanden; wie die ursprüngliche Erzeugung der Pflanzen, Thiere und Menschen nur auf solche unmittelbare Setzung Gottes in den schon vorhandenen Naturverlauf zurückzuführen ist, wenn auch das Auftreten derselben durch die Natur schon vorbereitet war, wie der Mutterschos für unsern Herrn und Heiland. Schwierigkeit kann der Begriff dieses Wunders im absoluten Sinne des Wortes nicht haben, dem der Schöpfungsbegriff klar; denn was Gott im Großen und Ganzen gethan, wird er doch auch im Kleinen und Einzelnen thun können. Und von einer Aufhebung und Wiederherstellung oder von einer Durchbrechung und Störung der Naturgesetze kann hierbei durchaus nicht die Rede sein, denn sie sind bei dieser unmittelbaren That Gottes, durch die er dem vorhandenen Naturlauf etwas einfügt, überhaupt nicht betheiligt und so wie das Product dieser unmittelbaren Thätigkeit Gottes, der schöpferischen, innerhalb des Naturverlaufs vorhanden, ist es unterworfen und folgt den bestehenden Gesetzen desselben. Darum ist auch die Klage, als ob durch das Wunder den Naturgesetzen ein Leid geschähe oder in den schon vorhandenen Naturzusammenhang ein Loch gerissen würde unnöthig und überflüssig. Der Wunderact liegt bei dem Wunder im strengen Sinne des Wortes ganz außerhalb der Naturgesetze, die Naturgesetze werden das Produkt des Wunderactes erst gewahr, das sich dann, wie jeglicher anderer organischer Bestandteil der Natur ihrem Walten fügt und unterordnet. Darum kann man auch bei dem Wunder in diesem Sinne von keinem Vorgange und Hergange desselben sprechen, eben so wenig, wie man sich dasselbe vorstellig machen kann. Voltaire hat bekantlich gesagt: er würde seinen Augen nicht trauen, wenn er auch vor seinen Augen auf offenem Markte ein Wunder geschehen sähe. Diese Redeweise ist aber eben so wenig zutreffend, wie die populäre Aeußerung: es ist ein Wunder geschehen. Es findet ja bei dem Wunderacte, der unmittelbaren Setzung Gottes weder ein Vermitteltwerden zwischen Ursache und Wirkung noch ein Zeitverlauf statt, sondern die Wirkung der göttl. Thätigkeit ist da und nur das Dasein der Wirkung, das Wunderproduct, kann wahrgenommen und aus der Wirkung ein Schluß anf die göttl. Ursächlichkeit gemacht werden. „So er gebietet, so steht es da," sagt schon der 33ste Psalm. Nicht das Wunder, sondern nur die Wirkung des Wunders läßt sich wahrnehmen. Wenn darum mitunter die Aeußerung sich vernehmen läßt: könnte ich mir nur von dem Hergange eines Wunders eine klarere Vorstellung machen, dann würde ich eher zum Glauben an Wunder geneigt sein — so heißt dies nichts anderes als: ich würde zum Glauben an Wunder geneigt sein, wenn die Wunder keine Wunder wären. Ein Wunder kann wol begriffen werden, läßt sich aber nicht erklären, darum nicht erklären, weil alle Vermittelung zwischen Ursache und Wirkung fehlt. Noch verkehrter ist es, bei einem Wunder im strengen Sinne des Wortes von einem beschleunigten Naturprozesse zu reden, wodurch z. B. das Hochzeitswunder zu Kana nur zu einem Kunststück degradirt wird.

Der Herr unser Gott wirkt aber nicht allein absolut, er kann auch vermittelst der gesetzmäßigen Thätigkeit der Naturkräfte Wirkungen hervorbringen, die wir ebenfalls werden Wunder nennen müssen. Den theistischen Gottesbegriff vorausgesetzt, wird doch Niemand bestreiten wollen, daß Gott in eminenter, göttlicher, ihm nur allein eigentümlichen und möglichen Weise mit den Naturkräften verfahren kann, wie es der Mensch in beschränkter Weise erfahrungsmäßig thut. Der sich selbst überlassene Naturverlauf würde viele Wirkungen nicht hervorbringen, wenn sich der Mensch seiner nicht als eines Instrumentes für seine Zwecke bediente. Alles, was menschliche Kunst heißt, die ganze industrielle Thätigkeit, ruht ja auf solcher zu bestimten Zwecken berechneten Kombination und Anwendung der Naturkräfte. Was der Mensch kann, wird doch auch Gott können; wird im Stande sein, die Naturkräfte in der ihrem Gesetze gemäßen Weise in Bewegung zu setzen, sie unter einander zu verbinden und als Mittel für seine Zwecke zu gebrauchen! ja, da Gott den Naturlauf gesetzt, da Er der Herr darüber und die Natur Ihm klar durchsichtig ist, ohne daß für Ihn ein Dunkel übrig bliebe, so wird Er noch auf ganz andere Weise auf diesem Instrumente zu spielen verstehen, als Meister, während der Mensch doch nur Stümper ist und bleibt. Und solche Wirkungen vermittelst der Naturkräfte in ihrer gesetzmäßigen Thätigkeit, die der sich selbst überlassene Naturlauf nicht hervorbringt, die auch der Mensch nicht hervorbringen kann, die allein nur auf Gottes Ursächlichkeit zurückzuführen sind, werden wir ebenfalls Wunder nennen müssen. Dahin gehören alle die Weltregierungs- und Vorsehungswunder von der Sündflut an, dem Durchgange der Kinder Israel durch's rothe Meer, alle die außerordentlichen Ereignisse in heiliger und profaner Geschichte eingerechnet bis zum eisigen Winter von 1812. Dahin gehören auch die mitunter plötzlich und vorzeitig eintretenden Todesfälle von Personen, die auf die Geschicke der Völker und den Gang der Weltgeschichte großen Einfluß haben, ebenso wie die zur bestimten Zeit eintretenden Geburten solcher Menschen, die Gott zur Ausführung seiner Pläne als Werkzeuge brauchen will. Dahin gehört auch der sich aller menschlichen Berechnung entziehende Witterungsverlauf, dessen sich Gott zu Segen und Strafe für die Menschen bedient. Die Menschengeschichte auf Erden wimmelt von dergleichen Wundern; unser Auge ist nur vielfach zu blöde, um sie gewahr zu werden.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 24. October. № 85.

Zur Wunderfrage.

(Schluß.)

Bei dem Untergange Sodoms und Gomorrhas ließen die beiden Engel Feuer vom Himmel fallen von dem Herrn; die wunderthätige Wirkung des Wassers im Teich Bethesda wurde durch einen Engel vermittelt. Die Wunderwirkung Gottes auf die Natur braucht also nicht immer eine direkte zu sein, sondern kann auch durch den Dienst höherer Geister geschehen. Ganz entsprechend ihrem Beruf können Engel auf Gottes Geheiß Kräfte einer höheren Ordnung der Dinge der niederen Naturwelt zuführen und es ist nur deistische Beschränktheit, den Zusammenhang zwischen den höheren und niederen Welten und die Empfänglichkeit der lezteren für höhere Einflüsse läugnen zu wollen. Unsere Erde verschließt sich weder den Einwirkungen des Sonnenlichtes, noch spürt sie den Einfluß desselben als fremdartige, störende Macht, sondern das Gedeihen ihres Lebens ist so recht auf diese solarischen Einflüsse angewiesen. So lesen wir schon in den Psalmen: der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten und hilft ihnen aus, und in Gethsemane kam ein Engel und stärkte wol nicht den Geist unseres Herrn, aber unterstützte jedenfalls das psychisch-physische Wesen unseres Herrn durch Kraft aus der Höhe. — So können auch Engel, als die derzeitig die Menschen an Kräftigkeit und Einsicht überragenden Geschöpfe Gottes die gesetzmäßige Wirksamkeit der irdischen Naturkräfte in einer Weise unter einander verknüpfen und leiten, wie es dem Menschen wegen der ihm gezogenen Gränzen überhaupt nicht möglich ist. Auch dies sind Wunder, nur daß die Thätigkeit Gottes hier nicht auf direktem, sondern indirektem Wege erfolgt. Es gibt ja sogar dämonische Wunder, Wirkungen, die über alle menschliche und Natur-Causalität hinausweisen, deren Ursächlichkeit aber nicht auf Gottes, sondern nur des Teufels Thätigkeit zurückgeführt werden kann, z. B. die Zauberei im strengen Sinne des Wortes. Wäre die Zauberei nur lerer Aberglaube, thörichte Einbildung oder eitel Täuscherei, so würde die Schrift nicht alle Art von Zauberei mit solchem Ernst und Nachdruck verbieten und die Baalspriester z. B. auf dem Berge Karmel müßten allesamt Verrückte gewesen sein, auf Zeichen und Wunder ihres Gottes so zuversichtlich zu warten, wenn sie nicht schon vorher derartige Erfahrungen gemacht hätten. Natürlich steht alle dämonische Wunderthätigkeit unter dem göttlichen Veto.

An diese wirklichen Wunder reihen sich nun noch die mirabilia nach Schleiermachers Bezeichnung, die relativen Wunder: merkwürdige Erscheinungen, deren Ursächlichkeit lediglich auf Kräfte der sinnlichen oder geistigen Natur zurückzuführen, die uns aber gegenwärtig in ihrer Wirksamkeit noch unbekant sind. Für den Hottentotten oder Papua würde eine Lokomotive mit dem Wagenschweif ein solch mirabile sein. Auch unter den Krankenheilungen unseres Herrn kommen solche relative Wunder vor, wie z. B. die Heilung des blutflüssigen Weibes; denn er wird es gewahr, daß eine Kraft von ihm ausgegangen, die den Blutfluß des Weibes zum Stehen gebracht hat. Dahin gehören auch die Erzählungen von der heilenden Kraft des Schattens Petri und der Schweißtücher und Koller Pauli. Diese merkwürdigen Erscheinungen, wie sie sich ja noch immer wiederholen in dem Gebiete der weißen Magie und der Sympathie sind Gegenstände für physiologisch-anthropologische Forschung.

Was nun schließlich die sogenanten geistigen Wunder betrift, die Wirkungen des heiligen Geistes auf den Menschengeist: die Wiedergeburt, die Erweckung, die Bekehrung des Menschen, so sind sie jedenfalls das Höhere im Vergleich mit den Wunderwirkungen auf die unbewußte Kreatur. Da aber der heilige Geist nicht magisch auf den Menschengeist wirkt, die Einwirkungen desselben nicht unwiderstehlich sind, die Erweckung und Bekehrung moralisch vermittelte Hergänge sind, d. h. nicht ohne Selbstthätigkeit des Menschen vor sich gehen, so stehen diese Wirkungen Gottes durch den heiligen Geist in gleichem Verhältnis zu dem Erlösungswunder in Christo Jesu, wie die Erhaltung der Welt zu dem Schöpfungswunder. Will man Alles, was zur erhaltenden Thätigkeit Gottes gehört, Wunder nennen, so wird der eigentliche Wunderbegriff dadurch aufgehoben; dann ist alle Thätigkeit Gottes Wunder und man würde dann nur unterscheiden können zwischen der gewöhnlichen und außerordentlichen Wunderthätigkeit Gottes.

Für die pastorale Praxis muß sich an das Vorstehende noch eine Erörterung der Wunderfrage nach ihrer historischen Seite anschließen, der Nachweis: daß Wunder auch so glaubwürdig bezeugt sind, das unbefangene Forschung nicht umhin kann, sie als geschichtliche Thatsachen anzuerkennen. Auch in den von der extremsten Kritik als ächt stehen gelassenen

Briefen des N. T. beruft sich der Apostel Paulus gegenüber seinen Gegnern darauf, daß eines Apostels Zeichen unter den Korinthern in aller Geduld, in Zeichen, Wundern und Kraftthaten gewirkt worden, 2 Kor. 12, 12. Wie hätte sich Paulus seinen Gegnern gegenüber auf Zweifelhaftes berufen können! Ist aber eine derartige Thatsache als historisches Faktum bezeugt, so sind die Wunder ihrem Prinzip nach erwiesen.

Den Unglauben werden wir indeß weder durch die eine noch die andere Nachweisung überwinden können, da sich derselbe weder durch Raisonnement noch durch Demonstration überwinden läßt, nicht einmal durch die persönliche Wahrnehmung von Wundern. Klagt doch unser Herr schon umsonst: daß ihm doch wenigstens um der Werke willen solte Glauben geschenkt werden. Abrahams Wort an den reichen Mann bleibt auch für unsere Tage noch in Gültigkeit: sie haben Mosen und die Propheten, sie haben die neutestamentliche Offenbarung und die Predigt der Kirche, glauben sie dem nicht, so würden sie auch nicht glauben, wenn Einer von den Todten zu ihnen käme. Aber was unser Herr bei den ungläubigen Sadducäern erreichte, das müssen auch wir im Verkehr mit den Ungläubigen zu erlangen streben, nämlich: ihnen das Maul zu stopfen. — Den aus der pantheistischen und materialistischen Sündflut einen Ausgang suchenden Geistern können und sollen wir aber zu Hülfe kommen durch den Wunderbeweis und die empfänglichen Selen stärken. — Wenn aber schließlich der Unglaube unter christlicher Maske erscheint und sagt: zum Christentum gehöre nur der Glaube an seine Lehre, nicht aber an seine Wunder, diese seien bloße Nebensache und darum der Glaube an sie eine offene Frage; wenn man diese Maske durch Schleiermachers dictum zu befestigen sucht: „die Wunder Christi sind für und hinsichtlich unseres Glaubens ganz überflüssig“ — dann keine Schonung, sondern das Schwert des Wortes Gottes gezogen und die Maske entzwei geschlagen mit der Gegenfrage: ob denn nicht gerade die Hauptlehren des Christentums von der Menschwerdung Gottes, der Auferstehung Jesu Christi u. s. w. Wunder sind? und durch die Berufung auf das Wort des Ap. Paulus: ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, so seid ihr noch in euren Sünden. — Selbst die Schonung und Zartheit, die sich in der Aeußerung eines Vertheidigers der Wunder ausspricht: „diejenigen, die bereits im Besitz der Offenbarung stehen, nicht zu drängen, ihren wunderbaren Ursprung anzunehmen und etwa von solcher Annahme das Vertrauen zu ihrer Gläubigkeit abhängig zu machen“ — selbst solche Schonung werden wir im Interesse der Wahrheit als eine falsche bezeichnen müssen. Was wäre denn eine Offenbarung ohne übernatürlichen Ursprung? nichts anderes als eine Entwickelung des bloßen Menschengeistes, wornach diejenigen im Rechte sein würden, die die Entwickelung des Menschengeistes im neunzehnten Jahrhundert für einen Fortschritt halten im Verhältnis zu der apostolischen Zeit. In Bezug auf dieses lezte Citat können wir nur damit schließen: daß uns zwar die Wahrheit in Liebe geboten ist, aber nicht Liebe ohne Wahrheit.

Valerius Herberger und seine Gemeinde.

Das kirchliche Leben der deutschen lutherischen Kirche im 17. Jahrh. erfährt meistens eine sehr ungünstige Beurteilung, und es ist auch nicht zu leugnen, daß sehr große Schäden an demselben offen vorliegen. Die Theologen sind im unausgesezten Streite mit einander begriffen, manche edle Diener des Herrn werden von ihren streitsüchtigen Widersachern in ärgerlicher Weise verketzert, und das eifrige Studium der Polemik, welches auf den meisten Universitäten das der Exegese in den Hintergrund drängt, dient dazu, das Feuer zu einem Brande anzufachen, der viel edles Bauholz der eigenen Kirche verzehrt. Eben so wenig darf in Abrede gestelt werden, daß das christliche Leben der Gemeinden weit davon entfernt war, ein allgemein von der Kraft des Evangeliums durchdrungenes zu sein. Wollen ja bei den treuen Zeugen jener Zeit die Klagen z. B. über die lockere Sontagsheiligung kein Ende nehmen. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß die Geschichte der streitenden Theologen noch längst nicht einen untrüglichen Gradmesser für das innere Leben der Mehrzahl der damaligen Geistlichen abgibt. Die Geschichte der Kriege und der Politik ist noch keine Geschichte der Völker, insbesondere keine Geschichte des geistigen Lebens der Völker, wenngleich jene viel Einfluß darauf üben mögen. Wir würden selbst manchen wissenschaftlich hervorragenden Theologen ganz falsch beurteilen, wenn wir nur seine Streitschriften ins Auge fassen wollten, dürfen auch nicht übersehen, daß in einer Zeit des Kampfes um die reine Lehre und also um das Bestehen der Kirche der Streit nicht abgewiesen werden konte. Daß viele Geistliche in derselben Weise auf den Kanzeln gegen Juden, Papisten, Reformirte, Anabaptisten, Quäker, Photinianer polemisirten, wie sie es auf den Kathedern gehört hatten, ist ein Beweis, daß bei den Universitätslehrern viel falscher Eifer die Triebfeder ihres Lehrens und Schreibens war, und wiederum ist es erklärlich, daß sich derselbe auf viele Schüler fortpflanzte. Ebenso erklärlich ist es aber auch, daß bei allen, die ein Herz für ihre Gemeinden hatten, dergleichen Schulweisheit in den Hintergrund trat, wie es denn auch bei einer guten Anzahl bekanterer Männer nachgewiesen werden kann. Die wissenschaftliche Theologie ist in ihrem Einflusse auf die gesamte Geistlichkeit ihrer Zeit sehr hoch anzuschlagen. In der Regel bestimt sie viele, oft übt sie unbestritten die Herschaft aus. Aber nicht selten sind neben ihr und unabhängig von ihr so starke Mächte thätig im guten wie im bösen Sinne, daß sie ihren Einfluß außerordentlich beschränken. Als der Rationalismus lange Zeit in der Wissenschaft geherscht hatte, waren im Anfange dieses Jahrhunderts selten andere als rationalistische Predigten zu hören. Jezt hat er schon seit langer

Zeit in unseren theologischen Fakultäten nur noch verhältnismäßig sehr wenige Vertreter. Aber der Schluß würde falsch sein, daß er nun auch aus den Trägern des geistlichen Amtes verschwunden sein müßte. Es gehören ihm nicht blos noch viele ältere Pastoren an, sondern auch sehr viele jüngere, die ausschließlich die Vorlesungen gläubiger Docenten gehört haben. Ihr inneres Leben ist noch mit Hunderten von Fäden an den ungläubigen Zeitgeist gebunden, und dieser ist es, der trotz manchen Scheins des Gegenteils in ihnen herscht, und nicht ist es der heilige Geist. Sie predigen wol scheinbar biblisch, doch aber so, daß dem, welcher die Sprache Canaans versteht, nicht lange verborgen bleibt, wie weit ab sie noch sind von dem: Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Arianismus und Pelagianismus sind die Häfen, in denen mancher, der es wenigstens gelernt hat, daß er früher gänzlich in der Irre umher fuhr, sich ganz sicher fühlt. Ist jezt für manchen, der sich zum Studium der Theologie hinwendet, das völlig unchristliche häusliche Leben, in welchem er aufgewachsen ist, und der Einfluß durchgehend widerchristlicher Elemente in der Schule ein großes Hindernis, auch unter günstigen Einflüssen auf der Universität zum Leben in Christo durchzudringen, so war nun umgekehrt gerade das christliche Familienleben des 15. und 16. Jahrhunderts, und die christliche Luft, welche alle öffentlichen Verhältnisse damals durchzog, eine große Schutzwehr gegen die doch immer nur teilweis üblen Einflüsse der Universitäten. Ein sehr wichtiges Moment zur richtigen Beurteilung des geistlichen Standes einer Zeit, vielleicht ein wichtigeres, als die Weise, wie die wissenschaftliche Theologie vertreten wird, bildet die innerhalb weiterer Kreise aus ihm hervorgegangene erbauliche Literatur. Wie viel echtes Gold hat nun grade jenes 17. Jahrh. auf diesem Gebiete zu Tage gefördert! Welche Fülle geistlicher Lieder, kräftiger Gebetsbücher, köstlicher Predigtsamlungen jener Zeit erbauen uns bis auf den heutigen Tag! Unsere Zeit mag manches voraus haben auch auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens vor jenem Jahrhundert, aber hierin wird sie schwerlich einen Vergleich mit demselben aushalten können. — Was aber die Gemeinden anbetrifft, so war es in jenen Zeiten ungleich leichter, als gegenwärtig, daß die lebendige Predigt des Evangeliums in ihnen Wurzel schlagen und sich ausbreiten konte, weil die Auflehnung gegen die Geltung des Evangeliums und der bewußte Widerstreit gegen dasselbe lange nicht in dem Maße hervortrat, wie jezt. Das Wort Gottes hatte eine viel größere Auctorität für die Gesamtheit der Christen, und wenn gesündigt wurde, so wurde es weit williger als Sünde anerkant. Den Predigern trat auch viel Feindschaft entgegen — wann hätte es eine Zeit gegeben, in der das nicht geschehen wäre — aber die Ursache war vielmehr die, daß sie bei besonderen Anlässen an die einzelnen herantraten, und mit Nathan riefen: Du bist der Mann, als daß sie das Evangelium mit Entschiedenheit predigten. Jezt heißt es vielmehr oft: der Mann ist uns schon recht, und seine Weise im Verkehre mit den Leuten gefält uns wol, aber die Art, wie er das Evangelium predigt,

können wir nicht ertragen. Wir können darum auch nicht zu ihm in die Kirche gehen. Jezt hält es sehr schwer selbst für begabte Prediger, die verirten und von dem antichristlichen Zeitgeiste angesteckten Glieder ihrer Gemeinden auch nur erst wieder zum regelmäßigen Anhören der Predigt zu bringen. Wo dagegen in jener Zeit das Evangelium irgend treu und kräftig gepredigt wurde, hat es selten daran gefehlt, daß es eine bedeutende Wirkung hervorgerufen hat, und daß vieler Selen dadurch bekehrt worden sind. Die folgende Skizze der Thätigkeit Herbergers und der Erfolge derselben in seiner Gemeinde möchte an einem Einzelbilde die Verhältnisse der damaligen Zeit in dieser Rücksicht darlegen.

Auf dem Leichensteine Herbergers, welcher noch jezt in einer Seitenmauer des Kirchhofes zu Fraustadt zu sehen ist, heißt es: „Valerius Herbergerus, vir, cui Jesus amor, Jesus timor, omnia Jesus, hic Jesum rediturum exspectat“, V. H. der Mann, deß Liebe Jesus, deß Furcht Jesus, erwartet hier die Wiederkunft Jesu. Darin ist nichts anderes ausgesprochen, als was durch seinen ganzen christlichen Nachlaß bezeugt wird. Ohne die Anrufung des Namens Jesu konte er nichts beginnen. Fast bei jedwedem Dinge, das er sich in seinem Tagebuche angemerkt, finden sich Gebetsseufzer, wie Jesu favente, Jesu, protector noster, aspice; Jesu periculum averte; Jesu, zeug mit auf den Reichstag; Jesu, esto noster Jesus. Hat er eine Gabe aufgezeichnet, die man ihm beschert, so steht dabei: Jesu, tibi gloria; Jesu, du Ritter St. Georg, sei gelobt in aeternum; gloria in excelsis Deo; gloria laus honor tibi sit rex Christe redemptor. Als er im Jahre 1594 die Veränderung des Gesindes in seinem Hause erwähnt hat, fährt er fort: Herr Jesu, qui dominaris omnibus cordibus, rege nos Spiritu tuo Sancto, ut haec mutatio proficiat ad emolumentum familiae nostrae (der du herrschest über alle Herzen, leite uns durch deinen heiligen Geist, daß diese Veränderung zum Vorteil unserer Familie gereiche). Er führte ein unausgesezstes eifriges Gebetsleben, und die Psalmen waren ihm besonders lieb. Ein als Student genossenes Stipendium, welches von dem aus Fraustadt stammenden Breslauer Domherrn Lamprecht gestiftet war, verpflichtete ihn, alle Sontage die 7 Bußpsalmen zu beten. Er aber that sich daran nicht genug, sondern that das freiwillige Gelübde hinzu, alle Tage das ganze Jahr hindurch 2 Psalmen zu beten. „Der Psalter, sagt er, ist mir das liebste Buch in meiner Liberei, mein erkorner Kumpan oder Gefährte, mein Vademecum und stetes Handbuch zu Hause und auf der Straße. Kein Tag geht weg, ein Psalm des Morgens, den andern des Abends aufs wenigste wird nun in die 25 Jahre nach einander von mir gelesen. Nulla dies sine linea. Es geht kein Tag hin, da ich nicht etwas darinnen lese, sonst würde ich mit Tito Vespasiano sagen: Amici, diem perdidi d. i. ihr meine Freunde, diesen Tag habe ich verloren. Es heißt: Redde Domino vota, bezahle dem Herrn deine Gelübde.“ Die schönsten Stunden waren ihm diejenigen, in welchen er in der heiligen Schrift lesen und forschen konte. Um bei seinen vielen Arbeiten Zeit dafür zu

gewinnen, vermied er, obwol er sich gern einmal unterhielt, alle Gastereien und andere gewöhnliche gesellige Erholungen. Er sagt: „Ich kenne einen Mann (und damit meint er sich selbst) dessen Symbolum ist: Urget Honesta Fides, rechtschaffener Glaube treibet an (man bemerke das Akrostichon), der macht sich los, wo er kann. Es muß ihm ein lieber Freund, es muß gar vornehme, ehrliche Gesellschaft, es muß zu was Großem nützlich sein, daß er sich lässet aufreden." Wolte er sich etwas weiter ausspannen, so besuchte er seinen Garten. „Mein schönster, liebster Garten, spricht er, ist die heilige Bibel. Darin spaziere ich mit Andacht die vornehmsten Stunden des Tages; die andere Lust im Baumgarten suche ich mir zu müssiger Zeit, wie Joseph von Arimathia, der seiner schweren Amtssorgen ein wenig aus seinem Gehirn wolte los werden. Denn ein Wasser das stets stille steht, wird stinkend. Ein Mensch der keine Uebung hat, versauert. Quod caret alterna requie, durabile non est." Das ist zugleich ein Fingerzeig, woher die große Schriftkentnis gekommen, die wir an ihm und vielen andern Alten zu bewundern haben. Das gute Gedächtnis allein hat es nicht gemacht, und an aufregenden Zeitereignissen, die ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, hat es ihnen auch nicht gefehlt. Wenn danach die Versuchung, durch vielerlei sich zerstreuen zu lassen, in der Gegenwart größer sein mag, so gilt es, um so sorgsamer sich davor zu hüten. Es mag beiläufig daran erinnert werden, daß Heubner seine Candidaten oft ermahnt haben soll, sich nicht von den vielen Zeitschriften überfluten zu lassen, weil sie die Conzentrirung des gesamten inneren Lebens auf das Bibelstudium verhinderten.

Nur eine Abspiegelung des eigenen inneren Lebens ist, was wir in Herbergers Hause wiederfinden. Das Sterbebette seines zweiten 6 Jahr alten Söhnleins Valerianus gibt Zeugnis von dem Geiste der in demselben waltete. Er erzählt selbst, wie es dabei hergegangen: „In seiner Angst küßte er beide Händlein ohne Unterlaß, und rekte sie gen Himmel und sprach: O du süßer Jesus, hilf mir doch! O komm, ich wäre gar gern hinauf! Wo hast du dich hin verborgen? Laß dich doch sehen, hilf mir doch! und gab ihm selbst Antwort: Ja fürwahr, ich will erlösen. Nach seiner Angst sah er ein schönes Engelchen, und weisete, wo es säße. Als ich ihn fragte, ob er wolte Mandelkern oder Zucker haben, sprach er: Nein, nur Jesus. Da die Mutter fragte: Liebes Söhnlein, wilst du nicht bei mir bleiben? sprach er: Nein, zu meinem Herrn muß ich doch. Viele aus den Umstehenden haben höchlich beteuert, daß sie niemals dergleichen Reden von einem Knaben gehört."

Aus solchem Stillleben heraus, das unablässig darauf gerichtet war, die Gnadenwunder Gottes in Seinem lieben Kinde Jesu anbetend zu betrachten, entstanden seine Predigten. Was er in ihnen seiner Gemeinde gab, das war sein innerstes Erlebnis. Es wird viel darüber verhandelt, woher es komme, daß die Predigten in der gegenwärtigen Zeit so wenig Wirkung hätten? Die beste Antwort auf diese Frage werden wir erhalten, wenn wir auf solche Männer sehen, die auch jezt zuweilen mit sehr einfachen Mitteln sehr bedeutende Erfolge aufzuweisen haben. Wodurch sind sie hervorgerufen? Dadurch, daß ihr Wort der Ausfluß eines durch den heiligen Geist geschaffenen neuen Herzens ist, und daß jeder Hörer bald empfinden kann, die Liebe Gottes dringe den, der da redet. Es ist wol oft schon gesagt, muß aber immer wieder gesagt werden, daß, die da predigen wollen, vor allen Dingen sich selbst predigen lassen müssen. „Arbeite an dir selbst mehr, als an irgend einem deiner Gemeindegenossen; du arbeitest an Tausenden, wenn du immer zuerst und zulezt an dir selbst arbeitest", sagt Lavater. Besser ist es, schriftgemäß zu predigen, als schriftwidrig, besser, geistvolle Predigten zu halten, durch welche die Zuhörer angezogen werden, als geistlose, bei denen sie ermüden; besser ist es, mit Ueberzeugung dazu zu stehen, daß das eine Nothwendige, was man predigt, der einzige Weg zum Heile ist, als nur darum schriftgemäß zu predigen, weil man es zufällig so gelernt hat: aber die Herzen zur Umkehr von der Gottentfremdung und dem Abfalle treiben wird das alles noch nicht. Eine Gottesgemeinde mag dabei eine Zeit lang lebendig bleiben können; die Predigt ist ja nicht das einzige Mittel, durch welches das Leben in ihr erhalten wird: aber ein entartetes Geschlecht wird dadurch nicht aus seiner Entartung herauskommen. Herberger macht in seinem Predigtmanuscripte über das Evangelium am Matthiä-Tage am Rande mit einem NB. die Bemerkung; „Unter diesen 70 Jüngern soll auch einer Valerius geheißen haben. Ach daß ich Valerius auch von meinen Zuhörern Christo solte solche Botschaft bringen! Wie meine Botschaft wird sein, so wird euer Segen sein." Es war seines Herzens innigster Wunsch, daß alle Glieder seiner Gemeinde sich ganz Jesu zu eigen geben möchten. Jesum recht vielen tief ins Herz hinein zu predigen, das war sein stetes Absehen bei seinem Predigen. Er wußte es könne nicht durch seine Kraft geschehen. Deshalb sprach er oft seine Konfession in den Gebetsworten aus: „O Herr Jesu, ohne dich kann ich nichts thun. O lieber heiliger Geist, ohne deine Hülfe ist nichts im Menschen." Darum hat er aber auch das Wort des Herrn an sich erfahren: Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. In späteren Jahren überfiel ihn oft in der Woche Mattigkeit und Schwäche, aber immer wurde er wieder frisch, wenn der Sontag kam, und ihn auf die Kanzel rief.

Seine evangelische und epistolische Herzpostille, seine Magnalia Dei samt seinen andern erbaulichen Schriften legen Zeugnis davon ab, daß er zu den gemütvollsten, innigsten Predigern des Evangeliums gehört, ohne daß er je weichlich wäre. Mit seiner herzlichen Weise verbindet sich vielmehr ein großer Ernst und eine nicht gewöhnliche Kraft der Rede. Dazu komt, daß seine Predigten in einer wol selten wieder erreichten Weise volkstümlich sind. Sie verleugnen nicht gänzlich den schlechten Geschmack der Zeit, wie sich dies besonders in der Fassung der Thematen und Einteilungen offenbart; denn diese vermeiden

nicht immer Schwülstigkeit und spielende Tändelei. Aber die eigentliche Rede ist frei davon. Daher haben sie auch die weiteste Verbreitung gefunden. Von der evangelischen Herzpostille ist im Jahre 1754 die 23. Auflage erschienen. Am häufigsten waren sie natürlich in Fraustadt selbst und in der Umgegend zu finden, wo man noch bis auf den heutigen Tag sehr oft den alten großen Folianten begegnet. Sie sind noch gern gelesen worden, wenngleich auf den Kanzeln schon seit lange der dürrste Rationalismus geherscht hatte. Die falsche Lehre in der Schule, im Konfirmandenunterrichte und in der Kirche verhinderte allerdings ein volles Verständnis alles dessen, was man in seinem „Valerius" las. Aber ohne Segen blieben darum die alten Herzpredigten doch nicht. Sie erhielten die Herzen vieler empfänglich für die wieder sich ausbreitende lautere Predigt des Evangeliums. Es kam nicht selten vor, daß Leute, die, wenngleich sie Herbergers Postille noch benuzten, doch an der rationalistischen Predigtweise ihrer Pfarrer keinen Anstoß nahmen, sobald sie wieder eine gläubige Predigt hörten, mit sichtlicher Freude sagten: Das ist grade so, wie wir es bei Valerius Herberger gelesen haben.

Die Wirkungen seiner Predigten wurden durch seine sonstige Thätigkeit in der Gemeinde unterstüzt, die er mit aller Freundlichkeit gegen jedermann ausübte. Eine alte Grabebitterin, die noch lebte, als einer seiner Nachfolger, Lauterbach, Nachrichten über sein Leben sammelte, erzählte diesem, daß sie sich noch wol besinne, wie fröhlich die Kinder und sie mit ihnen, ihm entgegen gegangen wären, und sich vor ihm verneigt hätten, und wie freundlich er ihnen mit Handbietung gedankt. Nicht Herschaft wolte er in seiner Gemeinde üben, sondern dienen mit allen seinen Kräften. Der Tag seiner Geburt war ein Dienstag gewesen. Er unterließ nicht, sich daraus die Weisung zu nehmen, daß Dienen sein Amt sei. In seiner Leichenpredigt wurde ihm mit vollem Grunde nachgerühmt, daß er sich viele Dinge in seinem Amte habe sauer werden lassen, die er wol hätte unterlassen können. Und er that alles mit Lust, weil es zur Ehre seines Herrn geschah.

Mit Lust ging er den einzelnen Selen seiner Gemeinde nach, und besonders thätig sehen wir ihn an Kranken- und Sterbebetten. Auch die scheinbar verstokten Sünder sucht er auf, und ließ sich durch das Vorurteil seiner Zeit nicht abhalten, auch den gefangenen und verurteilten Hexen das Evangelium nahe zu bringen. Ein angesehener Mann, welcher in dem Rufe stand, Zaubereisünden getrieben zu haben, deshalb auch zum Tode verurteilt worden war, und nur der königl. Gnade das Leben und die wiedererlangte Freiheit zu verdanken hatte, lebte zu seiner Zeit hernach in Fraustadt. Herberger ging zu ihm, begehrte mit ihm allein zu sprechen und sagte ihm frei heraus, was ihm seinetwegen das Herz bedrücke. Der Mann ließ es sich still gefallen und Herberger gewann die Ueberzeugung, daß es ihm mit seiner Buße ein rechter Ernst sei, ließ ihn darum auch zum heil. Abendmale zu. In der bei seinem Begräbnis gehaltenen Leichenpredigt konte er erwähnen, daß derselbe von jener Zeit an täglich auf den obersten Boden gestiegen sei und kniend bitterlich geweint und gebetet habe. Eine Person, die nun auch schon selig sei, habe ihm Wunder davon gesagt. Als er zum lezten Male zum Beichtstuhl kam, weinte er so bitterlich, daß er nicht mehr reden konte. Herberger wurde tief davon ergriffen. Am andern Morgen kam er in jämmerlicher, zitternder Gestalt zum Tisch des Herrn: das war sein lezter Kirchgang. Da er sogleich ernstlich erkrankte, ging Herberger zu ihm, und kaum war er eingetreten, so fing der alte Mann wieder bitterlich zu weinen an. Nachdem nun auf Herbergers Dringen alle Umstehenden das Zimmer verlassen hatten, redete er mit ihm allein alles und jegliches wie zuvor, und jener bekante, er sei von Herzen gram dem Teufel und allem seinem Geschmeiße, vornehmlich den bösen Leuten, die sich von Gott wenden, dem Teufel ergeben, ihren Taufbund brechen, Menschen und Vieh beschädigen. Dies fand an einem Mittwoch statt. Am Sonnabend darauf ging er wieder zu ihm, weil er sein Ende nahen sah, redete mit ihm, was nöthig war, erinnerte ihn an viele Trostsprüche, absolvirte ihn auch mit aufgelegter Hand aufs Neue. Jener hatte mit großer Andacht zugehört und mit dem Worte geschlossen: „Das ist je gewißlich wahr und ein teuerwertes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen." Herberger hielt es für nothwendig, dies alles so ausführlich der versammelten Gemeinde zu erzählen, weil er verhüten wolte, daß man ihm vorwerfen könne, er habe einen übelberüchtigten Mann leichtfertig zum h. Abendmale zugelassen. Die Zeiten sind andere geworden. Jezt pflegt viel Geschrei zu entstehen, wenn irgendwelche nothwendige Zucht, die außer Uebung gekommen war, wieder zu üben versucht wird.

Noch ein anderes Beispiel von seiner Selsorge an Sterbebetten mag hier folgen. Herr Kaspar von Tschammer auf Krolkwitz hatte sich seiner Krankheit wegen nach Fraustadt begeben. Herberger besuchte ihn oft und schildert seinen Todestag folgendermaßen: „Des Morgens sprach ich ihm also zu: Lieber Herr Kaspar, ihr seid vor unsern Augen geworden wie ein Kind, das nicht sagen kann, was oder wo es ihm mangelt. Denket an eures Herrn Jesu Wort: So ihr euch nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen. Bleibt Gottes liebes Kind. Tröstet euch seiner väterlichen Gnaden. Jetzund habt ihr euren Oelgarten und Angststand, jetzund habt ihr euer Berglein Golgatha und Kreuz

seid getrost, es wird besser werden, der fröhliche Ostertag wird auch folgen. Wer mit Christo will den Himmel erben, der muß zuvor sterben. Das Leiden dieser Zeit ist nicht wert der Herlichkeit, die an uns soll geoffenbart werden. Darauf seufzte er herzlich, daß sich der ganze Leib aufhob, und da vernahmen wir die Worte: Ach Herr Jesu, hilf. Dies ist sein leztes Wort gewesen. Um Mittag fing er an zu gähnen als ein Mensch, dem der Schlaf mit Gewalt zuhängt. Als ich diesen neuen Vorreiter des Todes merkte, sprach ich ihm zu: Lieber Herr Kaspar, thut wie der alte Simeon. Als derselbe sein leztes Stündlein merkte, faßte er sich mit dem Kindlein Jesu. Dasselbe ergreift auch mit den beiden Armen eures Glaubens. Haltet ihn feste, wie der Baum seine Aeste, und sagt in eurem Herzen: Herr, nun läßest du deinen Diener in Frieden fahren. Laßt euer Herz auch ein Gräblein sein, darein das Kreuz Jesu Christi geflöcket sei durch wahren Glauben. Schaut ihn mit Gedanken an, wie er am Kreuz für eure Sünde hat gebüßet: Saget: Allein dein Kreuz, Herr Jesu Christ, mein höchster Schatz auf Erden ist, so wird euch nöthiger Trost nicht mangeln. Thut wie Jeremiä Täublein Kap. 48, 28. die sich im Wetter in Steinritzen der zerrissenen Felsen verkriechen. Verberget euch in die aufgespaltene Seite des Grundfelsens eurer Seligkeit Jesu Christi, bis alles Unglück vorüber rausche. Darauf legte ich meine rechte Hand auf sein Haupt und sprach: Gott der Vater wohn euch bei, Jesus Christus wohn euch bei, der heilige Geist wohn euch bei. Der Herr segne euch und behüte euch, der Herr erleuchte sein Angesicht über euch und sei euch gnädig, der Herr erhebe sein Angesicht auf euch und gebe euch Frieden. Amen. Da hätte man sollen Wunder sehen, wie sich durch einen starken Herzseufzer alles was an ihm und um ihn war, regte. Nach der Vesper verlor er sein Hören, Sehen und Fühlen, und das währte bis gegen fünfe. Da stuzte der Athem. Da fing ich also an zu beten: Herr Jesu, mache den Himmel auf und laß hinein deinen treuen Diener, welcher schon bei der heiligen Taufe zu deinem Blutfähnlein geschworen. Herr Jesu, nimm dieses deines Dieners Sele auf zu treuen Händen. Ehe ich die Worte ausgeredet, blieb der Athem ganz zurück. Ich habe ihm mit diesen meinen Fingern die Augen zugedrükt."

Er hat manche schwere Zeit mit seiner Gemeinde zu durchleben gehabt; aber je größer die Noth war, um so größer entfaltete sich auch seine Thätigkeit im Helfen, Belehren, Trösten, Strafen. Als im Jahre 1601 die Pest zum ersten Male während seiner Amtsführung ausbrach, ordnete die Stadtobrigkeit nach dem Beispiele anderer Städte an, daß die an der Pest Gestorbenen nur Nachts ohne jegliches Gepränge, ohne Gesang und Glockenklang, ohne Kirchen- und Schulprozession begraben werden solten. Damit waren aber viele unzufrieden, die einen, weil es ihnen wehe that, daß ihre Todten der lezten Ehre beraubt wurden, und weil sie glaubten, daß sie sich dadurch einer Verachtung derselben schuldig machten, die anderen, weil sie diese Gelegenheit als eine willkommene ansahen, sich gegen die Obrigkeit aufzulehnen. Herberger hielt es für seine Pflicht, in einer besonderen Predigt kräftig für die Anordnungen der Obrigkeit einzutreten, der man gehorchen müsse, weil sie Obrigkeit sei.

Einige Jahre später kam wieder eine Zeit schwerer Bedrängnis über die Gemeinde, als ihr das bisher unangefochten benuzte Gotteshaus genommen werden solte. Man sträubte sich so lange als möglich, und bot alle Mittel auf, dem drohenden Unheil zu begegnen. Als die Noth recht gestiegen war, hielt Herberger abermals eine besondere Predigt über Ps. 83. Er schloß dieselbe mit den Worten: „Komt, ihr lieben Kinder, wir wollen eine Mauer um die Kirche bauen, helft mir beten: Gott, du bist unsers Herzens einiger Trost und höchstes Gut. Beweise, daß du seiest unser Gott, denn dich setzen wir oben an in unserem Kummer. Sei du eine stählerne Mauer, eine gute Festung um unsere Stadt und Kirche. Gott, schweige doch nicht ewiglich, sei doch nicht so stille, lieber Gott, halte doch nicht so inne. Denn siehe, deines Namens und unserer Kirche Feinde toben, und die dein Wort hassen, richten den Kopf auf, sie machen listige Anschläge wider deine Christen und rathschlagen wider deine Verborgene. Wol her, sprechen sie, laßt uns ihr Evangelium ausrotten und alle ihre Freiheiten schwächen, daß sie kein freies Volk sein, daß ihrer Religion nicht mehr gedacht werde auf Erden. Sie haben sich mit einander vereinigt und einen Bund wider uns Evangelische gemacht. Ach Herr, ihre Namen und Anschläge sind dir wolbekant. Wache auf und stürze sie, thue ihnen wie den stolzen Midianitern, wie dem trotzigen Sissera. Höre, Herr, ihr großes Dräuen, daß sie sagen: Wir wollen die Kirche und Schule zu Fraustadt einnehmen. Ach Herr, mache sie irre in ihren Anschlägen, mache sie wie einen Wirbel, wie Stoppeln vor dem Winde. Erschrecke sie mit deinem Eifer wie mit einem Feuer, wenn es den Wald verbrennet, und wie mit einer Flamme, wenn sie die Berge anzündet. Also verfolge sie mit deinem Wetter und erschrecke sie mit deinem Ungewitter. Mache ihr Angesicht voll Schande, daß sie nach deinem Namen fragen müssen. Schämen müssen sie sich und erschrecken immer mehr und mehr, und zu Schanden werden. Herr, du Herzenskündiger, du weißt, daß wir ihnen ihren Untergang nicht gönnen. Drum bitten wir, ist es dein Wille, so ändere ihre grimmige Herzen, wie Pauli auf dem Wege nach Damasko, öffne ihre Augen, so werden sie erkennen, daß du mit deinem Namen heißest Herr allein und der Höchste in aller Welt.

„Beweis dein Macht, Herr Jesu Christ,
Daß du ein Herr aller Herren bist.
Beschirm dein arme Christenheit,
Daß sie dich lob in Ewigkeit. Amen."

Sein Wort und Gebet war nicht ohne Wirkung. Eine Zeit lang wurden diejenigen, welche die Abtretung der Kirche

betrieben, verhindert, ihre Absicht zur Ausführung zu bringen. Allein am 30. Sept. 1604 kam dennoch der königliche Befehl, welcher eine unverzügliche Räumung der Kirche und Herausgabe alles Einkommens derselben an die Römischen anordnete. Nur bis Weihnachten gestattete man noch der Gemeinde die Benutzung des alten Gotteshauses. Bis dahin wurde es möglich, durch Ankauf von 2 Giebelhäusern, deren Zwischenwand herausgebrochen wurde, ein nothdürftiges Gotteshaus herzustellen, und in der Christnacht den ersten Gottesdienst in demselben zu feiern. Herberger gab ihm in seiner Predigt den Namen Kripplein Christi.

Weit mehr noch konte er aber seine Treue und aufopfernde Thätigkeit in der Pestzeit von 1613 beweisen, welche alle früheren an Umfang und Schrecknis weit übertraf, und darum später auch die große Pest genannt wurde. Fraustadt zählte damals etwa 8—9000 Einwohner. Von diesen starben innerhalb 9 Wochen 740 Personen, im ganzen während der Pestzeit über 2000. Die ersten 3 Wochen hindurch wurde alle Tage im Kripplein Christi Communion gehalten. Anfangs brachte man die Leichen still auf einem Karren zum Kirchhof. Später hielt man es so, daß sie Morgens und Abends zum Kirchhof hinausgetragen wurden, die Schule sich dagegen bei der Kirche versammelte, und von hier aus in Procession zum Kirchhof hinauszog. Es waren freilich nur 8 Schüler dazu vorhanden, später nur 6, und endlich nur noch 5. Wie groß die Verwirrung in der Stadt war, läßt sich daraus erkennen, daß man zweimal noch Lebende fast als Todte begraben hätte. Einer von der Pest ergriffenen Jungfrau hatte der Vater, da er sie für todt hielt, schon das Begräbnis bestellt, und die Anzieher waren eben beschäftigt, sie anzukleiden, als sie wieder zu athmen anfing. Sie wurde völlig hergestelt, und hielt ein Jahr darauf ihre Hochzeit. Ein anderer war schon als todt auf den Kirchhof hinausgetragen. Man wollte ihn bis auf den Morgen daselbst stehen lassen, um ihn dann mit den andern zu begraben. In der Nacht kam er aber wieder zu sich, und konnte auch in die Stadt zurückgehen bis an seines Meisters Thür. Viele hatten sich aus der Stadt geflüchtet, und waren in die umliegenden Gärten und Dörfer gezogen. Auch Herberger schikte die Seinen nach dem naheliegenden Weigmannsdorf. Da es aber hier seiner Frau von ihm getrennt zu bange wurde, so zogen sie wieder ganz in die Nähe der Stadt in seinen Garten. Die Schrecknisse in der Stadt scheuchten sie jedoch abermals auf, und sie zogen nun nach dem unmittelbar an die Stadt sich anschließenden Dorfe Oberpritschen, bis sie durch den Ausbruch der Pest auch an diesem Orte wieder in ihren Garten zurückgetrieben wurden. Am 4. Sept. endlich kehrten sie in die Stadt selbst zurück, obgleich die furchtbare Krankheit noch immer viele Opfer forderte. Herberger wohnte nur eine kurze Zeit lang mit den Seinen in Oberpritschen, kam aber auch während dieser Zeit sehr oft in die Stadt, die Kranken zu besuchen. Wenngleich ihm die bereits Angesteckten mit den Händen winkten, oder auch wol beweglich baten, er solle zurückbleiben, so that er es doch nicht. Ging er nicht allemal ganz in die Häuser, so trat er doch wenigstens an die Fenster, um den Kranken einen oder den andern Trostspruch zuzurufen. Manche Leiche begrub er mit dem Todtengräber ganz allein. Er ging vorauf und sang, und der Todtengräber führte die Leiche auf einem Karren nach, auf welchem ein Glöcklein hing, den Leuten zum Zeichen, daß sie in den Häusern bleiben solten. Trotz aller vielfältigen Berührungen mit den Erkrankten und Leichen wurde er wunderbar erhalten. „In dieser schrecklichen Pest, sagt er, bewahrte mein Herr Jesus mich und mein ganzes Haus, daß uns nicht das kleinste Unglück begegnete. Es war gleich als wenn ein Engel mit einem blanken Schwerte mein Haus belagert hätte, daß ihm kein Leid mußte widerfahren." Ebenso wie er sich das Seelenheil seiner ihm anvertrauten Heerde treulich ließ anbefohlen sein, war er auch für ihres Leibes Nahrung und Nothdurft besorgt. Denn begreiflich war auch diese Noth sehr groß. Herberger schrieb nach den Orten der Umgegend und forderte sie zur Hülfeleistung auf. Viele gaben in Folge dessen Geld zur Verteilung unter die Armen, viele schickten auch Korn, Brod und andere Lebensmittel. Die Furcht jedoch vor der entsetzlichen Krankheit war so groß, daß die Stadt Guhrau, welche sich nebst Glogau besonders durch ihre reichen Gaben hervorthat, ihre Wagen voll Brod nur bis etwas über das Dorf Ulbersdorf hinaus fahren ließ. Hier wurde auf einer Wiese abgeladen, und den Fraustädtern überlassen, die Gabe selbst in die Stadt zu holen. In dieser Pestzeit entstand bekanntlich das Lied: „Valet will ich dir geben", zu welchem der damalige Kantor in Fraustadt und nachmalige Pastor in Oberpritschen Melchior Teschner die Melodie verfaßte.

Mehrmals wurde Herberger in sehr ehrenvoller Weise nach anderen Orten berufen. Da auch diese Vorgänge einiges beibringen, sein Verhältnis zu seiner Gemeinde, seine Stellung und seine Wirksamkeit in ihr zu veranschaulichen, so dürfen sie hier nicht übergangen werden. Als eben erst die große Stadtkirche den Römischen hatte abgetreten werden müssen, und das Kripplein Christi noch dürftig genug aussah, ward er zum Pastor nach Freistadt berufen. Sein Biograph bemerkt dazu: „Ein anderer würde es vielleicht Gott gedankt, und für eine sonderliche Schickung geachtet haben, aus der Unruhe und Verfolgung in die Ruhe und Sicherheit zu kommen. Unser Herberger achtete es ihm aber gleichsam für eine Sünde, zu der Zeit, da solch groß Ungewitter über seine Kirche ergangen, von ihr zu weichen." Er selbst hat sich diesen Vorfall mit folgenden Worten angemerkt: „Anno 1606 d. 10. Jul. wurde ich zum Freistadter Pastorat berufen, aber damit ich nicht flöhe nach der Weise des Miethlings bei der Ankunft des Wolfes, blieb ich im Vaterlande." Ein anderes Mal wurde ihm die Superintendentur zu Liegnitz angetragen, mit welcher die Inspektion

über das ganze Herzogtum Liegnitz verbunden war, eine um so wichtigere Stellung, als zu Liegnitz viele Candidaten aus weitem Umkreise nach vorher bestandener Prüfung die Ordination zu begehren pflegten, wie denn auch er selbst sie dort empfangen hatte. Allein er schlug auch diese Stelle höflich aus, indem er für sich die Bemerkung dazu sezte: „Vertrauet nicht auf Fürsten", damit wol ohne Zweifel auf die besonders schwierige Stellung und Aufgabe eines Hofpredigers hinweisend. Vorzügliche Mühe gab sich 1615 die Stadt Troppau, ihn für sich zu gewinnen. Der fürstliche Rath und Stadtsyndikus D. Schleupner kam eigens nach Fraustadt, um ihn zur Annahme des dortigen Pfarramtes zu bewegen. Als Schleupner nach seiner Heimkehr die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen berichtet hatte, wollte sich der Rath der Stadt dabei doch noch nicht beruhigen, sondern forderte Schleupner auf, einen nochmaligen schriftlichen Versuch zu machen. Das Schreiben des Raths an Schleupner ist lehrreich für die Weise, mit welcher damals Kirchenpatrone ihr Amt ausrichten zu müssen glaubten, und kann den jezt lebenden, die es etwa lesen solten, wol ein Vorbild sein. Es lautet: „Edler ꝛc. Herr und Freund, nebst Erbietung möglichster Willfärtigkeiten verwünschen wir ihm allen glückhaften Zustand zuvor. Und haben des Herrn an uns de dato 23. jüngst abgelaufenen Monats Julii verfertigtes Schreiben samt den andern beigefügten und überschikten Sachen zu rechte wol empfangen, und lassen uns allermaßen nicht unangenehm sein, daß der Herr auf voriges unser Anmuten und Begehren sich jüngsthin samt seiner herzlieben Hausehre um uns zugeschriebener Ursachen wegen nach der Fraustadt begeben, und mit dem vortreflichen Manne, Herrn Valerio Herberger im Namen und statt unser geredet, und möglichsten Fleiß vorgewendet, damit sich wolgedachter Herr Valerius Herberger uns und unserer Gemeine für einen getreuen Selsorger bestellen lassen wollen. Wir hätten aber in Wahrheit nichts anmutigeres auf diesmal von dem Herrn vernehmen mögen, als daß hierinne sein ungesparter Fleiß den von uns herzlich erwünschten effectum hätte erreichen, und Herr Valerius Herberger solche Condition anzunehmen sich categorice erkläret haben sollen. In Anmerkung nur dessen, daß wir zu ihm ganz und gar, unangesehen auch sonsten feine Leute im Vorschlag stehen, unsere Gemüter gelenket. Als unterlassen auch gleichfalls wir nicht in dieser hochwichtigen Sache Gott den Allmächtigen eifrigst und fleißigst anzuflehen, nicht zweifelnde, wir durch solches unser emsiges Gebet ihn, Herrn Valerium Herbergern, von Gott, der ihm gewißlich sein Herz und Sinn dahin richten und weisen wird, wie die fromme Anna ihren Sohn Samuel erbitten werden. — Daß aber Herr Herberger, wie auch seine liebe Hausfrau allerhand Motiven und Ursachen vorschanzen, sich so fern zu begeben, als hoffen wir, daß ihnen Gott selbsten solche scrupulos und Difficultäten gnädigst benehmen, hingegen ein mutigeres Herz sich allhero zu begeben machen werde; von Hause aus, wie sich Herr Herberger verlauten lassen, achten wir dafür, daß es beides ihm, dem guten Herrn, wie auch uns um unterschiedlicher Ursachen wegen beschwerlich sein würde. Dahero wir nicht umgehen mögen, den Herrn abermal freundlich zu ersuchen, er nicht unterlassen wolle, weil man vermöge des Sprüchworts einen Baum nicht nur mit einem oder zweien Hieben, sondern mit mehreren fället, noch eines Versuch zu thun, und sich in dieser Sache zu verleihen, dies Gott wolgefällige Werk ferner durch ein freundliches Brieflein an Herrn Valerium Herbergern mit allerhand hiezu dienlichen Motiven zu befördern. Damit wir also dessen ehestens vergewissert sein möchten, denn der Herr hat leichtlich zu erachten, daß dies Wesen und Bestellung eines treuen Pastoris, weil Michaelis und die Winterzeit herzunahet, nicht mehr langen Verzug leiden will. Wir leben der tröstlichen Hofnung, der Herr uns auf dieses unser Schreiben mit annehmlicher Antwort unsäumlich erfreuen werde, wie wir denn hierin an des Herrn treuherziger Bemühung diesfalls gar nicht zweifeln wollen. Solches alles im besten zu verschulden, sind wir mit Empfehlung göttlicher Gnaden nach Möglichkeit beflissen und erbötig.

Datum Troppau den 12. Aug. Anno 1615.

Bürgermeister und Rathmanne der
der Stadt Troppau."

Dies stylistisch so schwerfällige, doch aber so warme und von einem christlichen Gewissen getragene Schreiben neben viele heutige schwunghafte, phrasenreiche Auslassungen städtischer Rathsversamlungen an ihre Wortführer gehalten, wirft ein eigentümliches Licht auf jene Zeiten und auf unsere. — Uebrigens war auch dieser zweite Versuch erfolglos, denn Herberger konte sich nicht von Fraustadt trennen.

Seine rastlose Thätigkeit ging ganz in der Wirksamkeit für seine Gemeinde auf. Denn auch seine schriftstellerischen Arbeiten waren nur Ausarbeitungen seiner Predigten, Reden, Bibelstunden. Obgleich sein Ansehn so groß war, daß er in zweifelhaften Fällen von weither um sein Gutachten gebeten wurde, so beteiligte er sich doch nicht einmal bei den Synoden, welche 1604 zu Posen und 1609 zu Schmiegel, also ganz in der Nähe von Fraustadt, abgehalten wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 28. October. № 86.

Valerius Herberger und seine Gemeinde.

(Fortsetzung.)

Seine kirchliche Stellung überhaupt war die, daß er sich sehr entschieden zur lutherischen Lehre der Augsburg. Confession hielt, dabei aber ein weites Herz bewahrte gegen alle, die, wenngleich sie in einigen Punkten davon abwichen oder doch eine schwankende Stellung einnahmen, dessenungeachtet das Werk des Herrn in der Predigt des Evangeliums zur Buße und Bekehrung zu treiben beflissen waren. So hatte er ein sehr herzliches Verhältnis zu Leonhard Krentzheim, welcher um einiger Abweichungen von der Concordienformel willen besonders in der Lehre von der Person Christi und von dem h. Abendmale seiner Superintendentur in Liegnitz entsezt und bald darauf in Fraustadt angestelt worden war. Krentzheim nante den weit jüngeren Herberger nie anders als seinen Sohn, und Herberger ihn wiederum seinen Vater. Einmal, als ihn Herberger in seiner Schwachheit in seine Kammer führen half, sagte er zu ihm: „Liebster Sohn, hilft mir Gott auf, so will ich euch lieb haben als mein Aeugelein." Nach seinem Tode fand man ein Blatt, auf welchem er ihn mit folgenden Worten zu seinem Nachfolger bestimte:

Dn. Val. Herb.
Te successorem statuo, tibi lampada cursu
Trado, Deus votis pondus adesse dabit.
L. K. 98. 9. Mai.

Auch mit Johannes Timäus, welcher 12 Jahre neben ihm das Diakonat verwaltete, lebte er in einem sehr innigen und vertrauten Verhältnisse. Dieser war aber auch völlig sein Gesinnungsgenosse. Er hatte seine Herzensfreude daran, daß ein Frauſtädter Bürger aus seinem Namen das Anagramm ante omnia Jesus erfunden hatte. Fortan sezt er dasselbe in allen Briefen und Schriften obenan. Diese Worte waren auch rings um die Klinke seiner Hausthür zu lesen.

So waltete Herberger in Frauſtadt. Wie sah es nun aber um die Stätte seines Wirkens aus? Im Jahre 1552 hatte sich die gesamte Bürgerschaft der lutherischen Kirche zugewandt. Diejenigen, welche dazumal das weltliche Regiment übten, der königliche Starost Matthias Gorski, der Bürgermeister Matthäus Lamprecht und der Notar Werner Reichel, waren mit gutem Beispiele vorangegangen. Ihre Bemühungen um die Einführung der evangelischen Predigt hatten um so mehr Erfolg, als sich auch in der Bürgerschaft schon hin und wieder das Verlangen nach derselben kundgegeben hatte. Denn schon seit längerer Zeit wanderten manche nach dem einige Stunden weit in Schlesien gelegenen Dorfe Seitzsch, um dort dem evangelischen Gottesdienste beizuwohnen. Als nun 1552 der römische Pfarrer in Frauſtadt gestorben war, einigte sich bald die ganze Gemeinde dahin, daß man einen Mann berufen müsse, der das Evangelium nach der Augsb. Confession predige. Drei Jahre später wurde zum ersten Male das heil. Abendmal in beiderlei Gestalt ausgeteilt, indem wieder der Starost mit seiner Familie voranging. Obgleich es in den folgenden Jahrzehnten einige gab, welche ein gottseliges Leben führten, so scheint doch im Ganzen ein sehr rohes Wesen auch jezt noch die Oberhand behalten zu haben. Einer der ersten evangelischen Prediger, Valerius Gaunersdörfer, hat wenigstens nach Herbergers Zeugnis einst sich gedrungen gefühlt, seiner Gemeinde zu sagen: „Ihr werdet geboren wie die Säue, ihr lebet wie die Säue und sterbet wie die Säue." Am 2. und 3. Pfingsttage pflegte ein Vogelschießen abgehalten zu werden, bei welchem es sehr wild und ausgelassen herging. Noch Pitiskus, der Nachfolger Gaunersdörfers suchte diesem Unfuge vergeblich zu wehren. Erst als 1573 bei demselben ein großer Tumult stattfand, der vielen Bürgern Gut und Leben kostete, wurde es untersagt. Andere ähnliche ausgeartete Volksbelustigungen wurden 1593 verboten. Dem Martin Arnold gelang schon mehr. Auf seine und seines Diakonus Florian Veranlassung wurde von dem Rathe festgesezt: 1. Am heiligen Sontage, auf daß niemand zu ungöttlichem Misbrauch desselben Ursach und Gelegenheit habe, sollen drei öffentliche Kirchgänge und Predigten gehalten, und der Gottesdienst mit gewöhnlichen und nützlichen Zeremonien in der Kirche verrichtet werden. Dazu wird die Obrigkeit ernstlich verhüten, daß zum warmen Biere und Brantwein vor oder unterm Amte kein Gast gesetzet werde. Der Markt, Hökelei, Ringstechen und Fahren unter der Predigt soll, so viel möglich, gewehrt, auch alle weltlichen Uebungen, als Singen, Schießen, Fechten, Gaukeln und was sonst den Gottesdienst verhindern

mag, abgeschaft oder verschoben werden. 2. Die Fest- und Feiertage, welche vor Jahren bei dieser Gemeinde angenommen sein, sollen gleicherweise wie der Sontag ganz gefeiert und mit 3 Predigten gehalten werden. Dazu ein ehrbarer Rath mit fleißigem Hausſuchen und ernster Strafe anordnen wird, daß keinem im Bürgerrecht gesessenen an solchen Tagen zu arbeiten vergönt und zugelassen sei. 3. Die Wochenpredigten sollen zu gewöhnlicher Zeit und Stunde am Montag und Freitag verrichtet werden, ausgenommen wenn Feste in die Woche fallen. Die andern Tage wird der Text der heiligen Biblien vom Herrn Caplan abgelesen, samt dem Gebet. — Völlig gesteuert wurde dadurch auf die Dauer den schreienden Uebelständen allerdings nicht. Auch die folgenden Geistlichen Bernavus und Krentzheim haben sehr zu klagen. Jede günstige Gelegenheit wurde wieder von vielen gern benuzt, die strenge Verordnung zu lockern. Nachdem die große Kirche an die Römischen hatte übergeben werden müssen, so wurde der Landleute wegen — und Herbergers Biograph scheint damit die katholischen zu meinen, die nun häufig Sontags in die katholische Kirche gingen — ein Sontagsmarkt zugelassen und blieb bestehen, wenngleich Herberger warnte: „Ach Fraustadt, Fraustadt, mache der Sontagssünden nicht zu viel, gedenke an das Sontagsfeuer anno 1598 am zweiten Adventssontage zu Nachte, da eine halbe Stadt im Feuer aufging; werden doch die Narren mit Schaden klug. Machs nicht also, daß dir der Herr Jesus erst müsse ein Gleichnis vom unverständigen Ochsen und Esel sagen im Evangelio." Das aber erreichte er, daß niemandem mehr mit Ausnahme des Adels gestattet wurde, des Sontags unter der Predigt bei der hart an der Hauptstraße gelegenen Kirche vorbeizufahren.

Ein nicht geringes Hindernis für die durchgreifende Umgestaltung des Lebens der Gemeinde waren die Streitigkeiten zwischen Bürgerschaft und Rath nebst Rathsverwandten, die sich mit Heftigkeit bis in Herbergers Zeit ausdehnten. Es kam mehrmals zu gefährlichen Revolten, namentlich auch noch einmal im Jahre 1598. Der Rath hatte eine neue Auflage gemacht, welche sich die Bürgerschaft nicht gefallen lassen wolte. Ueber 500 Bürger drangen in das Rathhaus und begehrten Auskunft über die Verwaltung des städtischen Vermögens. Da sie den Grund der unordentlichen Verwaltung darin zu finden glaubten, daß der königliche Starost bisher viele, die seine Gunst durch Geschenke zu erlangen gewußt, in den Rath aufgenommen hatte, so ruhten sie nicht, bis sie vom Könige das Privilegium erlangt hatten, daß die Bürgerschaft jährlich aus ihrer Mitte dem Staroſten 12 Candidaten vorschlagen könne, aus welchen dieser den Bürgermeister und 7 Rathsherren wählen mußte. Die Reibungen hatten jedoch auch damit ihr Ende noch nicht erreicht. Dies Verhältnis hat wol Herberger im Sinne, wenn er sich in einer Leichenpredigt, wahrscheinlich aus dem J. 1613, also äußert: „Wir zur Fraustadt haben über unsern Grund und Boden nichts zu klagen. Zur Zeit sagte ein Schwabe, wenn ihn Gott wolte aus dem Himmel werfen, so wolte er bitten, er solte ihn zur Fraustadt werfen, da wären gute Fische, gut Fleisch. Es ist wahr. Der Boden ist gut, aber wie sind die Leute? Wenn Treue und Einigkeit wäre, wir wolten durch alle enge Löcher kriechen. Aber es gehet fast wie zu Bethlehem: Gut Land, böse Einwohner. Gott erhalte seine Röselein unter den Dornen: Je länger je lieber ist jezt allein, denn Treu und Glaub ist worden klein."

Dieser Zustand der Gemeinde macht es erklärlich genug, daß selbst ein Herberger nicht wenig Widerstand in seinem Wirken fand, daß viele unzugänglich für das von ihm gepredigte Evangelium blieben, und daß er viele heimliche und offene Feinde hatte. Empfahl er ernstlich, daß die Unterthanen der Obrigkeit Gehorsam schuldig seien, so waren wol die Rathsherren zufrieden, aber sicherlich gefiel es ihren Gegnern wenig; und wenn er ebenso nachdrücklich die Regenten und Obrigkeiten auf ihre Pflichten hinwies, so hatte er es den lezteren wol recht gemacht, auch manchen rechtschaffenen Christen unter dem Anhange des Raths und nicht wenigen Gliedern des Rathes selbst, aber andere Rathsherren werden ihm darob sehr gram. Er macht öfter seinem gepreßten Herzen Luft. Als er den Sirach halb zu Ende gepredigt hatte, fing er die zweite Hälfte also an: „Geliebtesten Zuhörer, ich komme und will mich noch einmal kreuzigen lassen. Denn was für Besoldung für dem Jahre mir fürs erste Teil meiner Sirachspredigten zu Teil worden, weiß ich am besten, und habs noch nicht vergessen, aber gar verziehen. Solls nun diesmal aber ein Kreuz sein, so [illegible] der liebe Gott." Ein andermal sagt er: „Wehe denen, die mich in meinem heiligen Amte anbellen. Meine Instruktion steht Jes. 58, 11. Der Herr Jesus erklärt das 5. und 6. Gebot gar viel anders, als unsere selbstwachsene Meister." „Wenn sich manche Buben", äußert er wiederum, „nicht vor dem Henker fürchteten, sie hätten mich lange ermordet, da ist fürwahr das Herze mörderisch." Als die Ruhr 1612 ausgebrochen war, klagt er: „Nun frage ich euch alle aufs Gewissen, könt ihr euch auch rühmen, daß ihr nicht Gott durch eure Sünden fast mit Gewalt gezwungen, daß er diesen Staubbesen hat müssen binden? Wer will sich fort mehr den Geist Gottes regieren lassen? Jedermann ist sein eigen Gott und Herr, das kann kein gut Ende nehmen." So auch 1614 bei dem Begräbnis des frühzeitig verstorbenen Diakonus Timäus: „Das machet Gottes Zorn, daß wir so vergehen, und daß auch dies, was gut ist, zur Frauenstadt so wenig Bestand haben will. Ihrer viele haben diesen lieben Mann gehört, sehr wenige haben ihm gefolgt." Ein Mensch meinte, daß Herberger in einer Predigt über die Hochzeit zu Cana, in welcher er scharf von den unfriedlichen Eheleuten gesprochen hatte, seine Worte auf ihn besonders gemünzt habe. Er kam sogleich nach der Predigt zu ihm, um ihn zur Rede zu stellen. Auch darnach scheint er sich noch nicht beruhigt zu haben, so daß sich Herberger nach dem Schutze der bürgerlichen Obrigkeit umsehen mußte. Zweimal

wurde ihm in öffentlicher Predigt widersprochen, ohne daß eine genügende Strafe darauf gefolgt wäre. Von einem Lästerer, der seine Leichenpredigten durchgezogen, schreibt er: „Drei Tage hernach fand sich ein solcher Schnauzhahn, der redete sehr scherzlich von dieser Arbeit, die bei Leichenpredigten würde getrieben. Aber am dritten Tage nach seinem Gespeie sagte Gott zu ihm: Hör Laelaps, schweig und verstumme, wie Marc. 4, 39. Darüber kam ihm ein Schwindel an, daß er mußte verstummen."

Um so erfreulicher ist es nun aber zu sehen, daß auf der andern Seite auch sehr bedeutende Erfolge seiner Wirksamkeit in die Erscheinung traten. Schon das ist ein gutes Zeichen, daß er bei aller Entschiedenheit seines Auftretens, bei dem ungescheuten Strafen der vorhandenen Gebrechen ohne Unterschied der Person, doch sehr viel Liebe in der Gemeinde hatte. Sein Biograph bemerkt davon: „So schwer immermehr ein öffentliches Lehramt, so wird es doch wieder federleicht, wenn ein Prediger der Liebe seiner Zuhörer versichert ist und derselben Zunehmen in der Erkentnis von Tage zu Tage spürt. Jene ließ auch diese Gemeinde gegen ihren Selsorger auf mancherlei Weise leuchten, darin ihr die löbliche Regierung vorangegangen. Noch in diesem Jahre war er nomine publico mit einem schönen, vergoldeten Becher beschenkt, anderer fast täglicher Liebesmerkmale zu geschweigen." Mehr noch aber wiegt, daß eine sehr beträchtliche Mehrzahl in der Gemeinde bestrebt war, das von ihm gepredigte Wort sich anzueignen. Wenn manche Klagen Herbergers dagegen zu sprechen scheinen, so ist zu bedenken, daß nichts leichter geschieht, als daß ein zeitweiliges Erschlaffen eintritt. Christliche Erkentnis hatte allmälig die ganze Gemeinde durchdrungen. Hören wir ihn auch darüber wieder selbst. „Was zu wahrer Buße gehöre", sagt er einmal, „ist jedermann bekant. Denn zu Fraustadt wird keine Lehre fleißiger getrieben, als die Lehre von rechter Buße und Bekehrung zu Gott. Diese Lehre ist auch die allernöthigste. Denn erkennst du deine Sünde nicht, so verzeiht dir Gott die Sünde nicht, spricht Augustin. Darnach gehört dazu, daß man im wahren Glauben nach dem Kreuze Jesu Christi laufe, denn das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde. Endlich so ist auch nöthig, daß man einen ehrlichen, aufrichtigen und unbetrüglichen Vorsatz gewinne, das Leben zu bessern und Gott zu dienen in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die Ihm gefällig ist, unser Leben lang. Daß dies wahr sei, ist jedermann bekant, niemand ist so gottlos, der mir widerspreche. Nur an einem Dinge fehlts. Der böse Geist bringt die Leute zum Aufschieben. Und da komts endlich gar zum Nachbleiben."

Wie durchgreifend Herbergers Wirken gewesen war und welchen guten Ruf die evangelische Gemeinde Fraustadts dadurch erlangte, zeigt ein Vorfall aus dem Jahre 1641, also 14 Jahre nach Herbergers Tode. Um diese Zeit wurden die Evangelischen in Schlesien hart bedrängt, und weil in jenem Jahre dem Bürger und Buchbinder Sebastian Reuschel zu Bunzlau der Druck allmälig unerträglich wurde, so verließ er Haus und Hof, um seinem Glauben treu bleiben zu können, und siedelte nach Fraustadt über. Er hatte hier zwar Brüder, auch einige andere Freunde und Bekante, aber der Hauptgrund, weshalb er sich Fraustadt zu seinem ferneren Wohnsitze auswählte, war der, daß ihm dieser Ort „wegen seiner guten Kirchenordnung" besonders wolgefiel. Er starb im J. 1672. Näheres über ihn erfahren wir aus dem Munde Georg Schramms, damaligen Pastors am Kripplein Christi. Dieser hatte sich aus Bernhards von Clairvaux Sermonen über das Hohelied dies Symbolum gewählt: „Haec mea sublimior philosophia, scire Jesum et hunc crucifixum", das ist meine höhere Philosophie, Jesum zu wissen und zwar den Gekreuzigten. In seinen Predigten tritt uns ein herzlicher Glaube an Jesum, den Sünderheiland, entgegen, und wenngleich vieles zu sehr in die Breite gezogen ist, so fehlt es doch auch nicht an manchem erquicklichen und ergreifenden Worte an die Zuhörer. Wir dürfen dem Zeugnisse eines solchen Mannes über das innere Leben eines Verstorbenen wol Glauben schenken. Er sagt aber in der Predigt über den von Seb. Reuschel selbst erwählten Text Ps. 25, 21. 22, welche Worte sich dieser zu seinem Symbolum gemacht hatte: „Was soll ich sagen von unserm seligen Herrn Mitbruder? Ich will und muß die Wahrheit sagen: Schlecht war er in seinem Christentum und Gottseligkeit gegen seinen Gott, den er gewiß von Herzen fürchtete, ohne Schein und Heuchelei ihm dienete, liebte, ehrte; schlecht gegen seinen Nächsten. Wie hätte es doch der liebe Mann können über sein Herze bringen, daß er mit falschen Stücken, Tücken und Nücken einen einzigen Menschen hätte sollen betrügen und berücken? O liebe Sele, du warst zu fromm dazu!.. Wie wol konte sich der liebe Mann in Kreuz und Trübsal schicken, wie geduldig hielt er seinem Gotte aus in seiner schmerzhaften Krankheit, wie still war sein Herz, wenn es eben hart witterte. Denn das war seine Freude, daß er sich zu Gott hielt, und seine Zuversicht und sein Vertrauen sezte auf den Herrn..... Ich muß die Wahrheit sagen, nachdem ich in die fast 20 Jahre sein Selsorger und Beichtvater gewesen bin. Ein fleißiger Beter, ein andächtiger Beter war er, teils für sich in allem Kreuz und Leid bis an sein leztes seliges Abscheiden, teils auch für seinen Nächsten, und vornämlich das geistliche Israel und die bedrängte Kirche Christi. Er bekümmerte sich gewiß um den Schaden Josephs, und ließ es ihm einen Ernst sein, bei diesen drangsaligen Zeiten sich zur Mauer zu machen, so viel an ihm war, und wider den Riß zu stehen gegen Gott für das Land daß es nicht verderbe." Wie es in dem Hause dieses Buchbinders zuging, mag uns noch das Sterbebette der Enkelin sagen. Dieselbe hatte von der Großmutter viele Gebete gelernt, und als diese 5 Jahre nach dem Heimgang des Mannes auch

aufs Siechbette geworfen wurde, so kam die Enkelin fleißig zu ihr und betete ihr wieder vor, was sie zuvor von der Großmutter gelernt. Eines Tages traf sie der Diakonus Michael Schön, wie sie die Lektion des Tages sprach.*) Er munterte sie auf, fleißig damit fortzufahren. Nach 15 Wochen folgte auch sie selbst schon der Großmutter. In ihrer Krankheit zeigte sie sich 7 Wochen lang ganz geduldig und war sehr willig zum Sterben, bereitete und freute sich darauf. Man las ihr Gebete und Sprüche vor, und sie begehrte einmal, daß ihr alle ihre Schulsprüche aus ihrem Büchlein vorgelesen wurden. Am lezten Abend verlangte sie von ihrem Vater, er möchte ihr noch einmal zu guterlezt ihr liebes Gesänglein vorsingen, welches sie unter andern zuvor oft und gern zu singen pflegte: „Ich bleib, o Jesu, ganz der Deine." Nachdem es geschehen, gab sie allen gute Nacht, womit sie die Umstehenden zu vielen Thränen bewegte. Darauf ward sie die Nacht hindurch ganz still. Des Morgens um 4 Uhr fragte sie: Wie viel schlägt der Zeiger? Hierauf ward ihr ferner fleißig vorgebetet und bisweilen gefragt, ob sie es auch noch höre und verstehe. Sie bejahete es allezeit. Als es Tag ward, kamen mehrere gottesfürchtige Leute aus der Frühpredigt, sie noch einmal zu besuchen. Diese sangen ihr auch mancherlei Trost- und Sterbenslieder, und als sie den zweiten Vers des Liedes: „Herzlich lieb hab ich dich, o Herr," mit den Worten: „Tröst mir mein Sel in Todesnoth" beschlossen, strekte sie ihre Arme aus, legte sie dann kreuzweis auf ihrer Brust nieder und entschlief also sanft und säuberlich in ihrem Herrn Jesu. Von den Umstehenden ward darauf der lezte Vers des Liedes gesungen, und ein Gebet um eine selige Nachfahrt, so wie auch Trost und Vermahnung zur Geduld an die betrübten Eltern abgelesen.

Wenn ein Mann, in dessen Herzen und ganzem Hause ein so inniges Glaubensleben stattfand und der so viel für seinen Glauben opfern mochte, sich grade Fraustadt um „seiner guten Kirchenordnung", worunter sicherlich nicht blos die äußere Kirchenordnung, sondern das ganze kirchliche Leben zu verstehen, zum Wohnsitze erwählte, so ist das kein geringes Zeichen dafür, daß das Evangelium daselbst seine Sauerteigsart geoffenbart und daß der Glaube in vielen eine Stätte gefunden hatte.

Davon liegen auch manche schöne Zeugnisse in den Trauerbinden Herbergers vor. Je weniger es Herbergers Sitte ist, in den Leichenpredigten ausführlich auf die Personen der Gestorbenen einzugehen, um so vertrauensvoller dürfen wir auch da, wo er von ihnen spricht, sein Zeugnis als ein ungeschminktes und nüchternes gelten lassen. Aus der zahlreichen Menge hebe ich nur einige Beispiele hervor.

Eine der angesehensten Familien Fraustadts war die Deutschländersche. Sie trieb einen sehr ausgedehnten Handel. Petrus Deutschländer, langjähriger Rathsherr und Bürgermeister, der Stammvater, starb 1601. Auf seinem lezten Krankenlager kamen ihm wider seinen Willen fortwährend seine Reisen in den Sinn. Als Herberger ihn einmal besuchte sprach er: „Lieber Herr, ich weiß nicht, was ich immer für Gedanken habe, ich habe immer mit Fuhrleuten zu thun im Lande Preußen, und habe immer mit Wagen zu schaffen." Darauf antwortete Herberger: „Lieber alter Herr Vater und Gevatter, das Preußenland pflegt man zu nennen das gelobte Land, denn es ist eine rechte Schmalzgrube. Die Zeit ist vorhanden, ihr solt nicht mehr ins gelobte Preußenland, sondern ins gelobte Himmelsland ziehen. Gleichwie ihr in eurer Jugend im Preußenland habt Geld und Gut erlangt, also solt ihr nun im Himmelslande die Seligkeit erlangen. Hie müßt ihr fahren, da gehört Roß und Wagen dazu, da gehören Fahrleute dazu; die Stadtfuhrleute, ihre Rosse und Wagen sind viel zu schwach. Der Weg ist bergan, Christus mit seinem Eliaswagen muß das beste thun. Darum seid getrost, Herr Petre, die himmlischen Fuhrleute, die heiligen Engel werden nicht lange außen sein, der Herr Jesus wird selber euer Eliaswagen sein, macht euch fertig zu einer seligen Himmelfahrt." Nach diesen Worten fing der alte 73jährige Mann an bitterlich zu weinen, wandte die Augen gen Himmel, und sagte: Das helfe mir Gott. Herberger sagt von ihm: „Unser alter Herr Petrus, wie wir hoffen, ist nicht zur Linken, sondern zur Rechten gefallen; wir wollen ihn am jüngsten Tage zur Rechten des Herrn Jesu finden."

(Schluß folgt.)

*) Es scheint damit ein längerer Abschnitt aus der heil. Schrift, wie er für jeden Tag nach Art der Werderschen Bibelzettel vorgezeichnet war, gemeint zu sein; ein solches Verzeichnis auf ganz vergilbtem Papiere und mit sehr alten Schriftzügen fand sich in einer alten Fraustädter Familienbibel.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 31. October. № 87.

Leben ohne Gott und Glauben im achtzehnten Jahrhundert.

Menschen und Bücher. Biographische Beiträge zur deutschen Literatur- und Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Robert Prutz. Leipzig, Franz Wagner, 1863.

Um die Mitte der dreißiger Jahre that sich ein Hause junger Simsons zusammen, die nicht, wie der Sohn Manoah's, Räthsel aufgaben, sondern alle Räthsel gelöst zu haben vermeinten und sich zutrauten, wenn sie ihre Stärke nur gebrauchen wolten, alle Löwen in Kirche und Staate wie Böcklein zu zerreißen. Heinrich Heine war ihr Dichter, David Strauß ihr Theologe, Karl Gutzkow und Heinrich Laube hatten es aufs Theater abgesehen, mit Theodor Mundt, Arnold Ruge, Ludwig Wienbarg, Dingelstedt und dem Autor des genanten Buchs solten die übrigen Fächer besezt werden; ihr Bühnenspiel begannen sie in den Halleschen, später Deutschen Jahrbüchern. Aber die Welt ließ sich nicht so leicht von ihnen zerreißen, drehte sich auch nicht mit ihnen und nach ihnen, wie sie vermeint gewesen waren, und dagegen kam Täuschung und Trübsal aller Art über sie; etliche sind schon hingegangen an ihren Ort, andere erlebten Jammer im Hause oder mußten ihr Vaterland mit dem Rücken ansehen, alle mehr oder weniger ihr Brot bei den Buchhändlern suchen; sie denken nicht mehr daran, wie der Simson der Bibel die beiden Säulen des Hauses der Philister zu umfassen, das Gebäude umzureißen und sich mit ihren Feinden unter demselben zu begraben, sie sitzen vielmehr bescheiden an der literarischen Mühle, wie jener an der Mühle der Philister, und mahlen. Da keiner von ihnen, trotz aller Lebenserfahrungen, zum Glauben an Jesum Christum gekommen ist, so hat ihr Mehl nur eine Farbe und ist nur gröberer oder feinerer Sorte; Farbe und Sorte schließen sich zusammen in dem einen Worte: Haß und Verachtung des Christentums, welche Gesinnung an der übermütigen Jugend nicht so widerwärtig war, als an den nun bereits alternden Männern. Eine dieser Mehlsorten eines verbissenen Mahlmannes liegt in dem Buche vor; dasselbige gibt eine Einleitung, die sich über 114 Seiten verbreitet unter dem Titel: geschichtliche Entwickelung der Literaturgeschichte als Wissenschaft; diese Entwickelung wickelt sich unter einer Menge von Ueberschriften mit den Griechen anhebend bis zur deutschen Sturm- und Drangperiode ab, wodurch der Schauplatz geebnet wird, auf dem dann vier Repräsentanten dieser Zeit, Johann Timotheus Hermes, der aber kaum hieher mit zu rechnen ist, C. F. D. Schubart, K. F. Bahrdt und F. K. Laukhardt, vor uns auftreten können. Für uns ist die Einleitung das Wichtigere, da sie zeigt, aus welchem Geiste das Buch gearbeitet ist, wovon man einen Schluß auf die Auffassung der vier Biographien zu machen in den Stand gesezt wird, und da in den Einzelleben der Repräsentanten jener Zeitperiode sich so Vieles wiederholt, wodurch die Anzeige in diesem theologischen Blatte, welche zeugen soll, wie das weiland junge Deutschland jezt zum Christentume steht, langweilig werden müßte Zugleich komt darin so viel Schmutz vor, mit dem man sich nicht gern bemengt.

In der Einleitung wird nun ächtpantheistisch Geschichte gemacht; nachdem man, aber doch sanft und freundschaftlich, mit der Naturwissenschaft etwas gehadert hat, die meint, ihr gehöre jezt die Welt und die Zukunft allein, und deren etliche unartige Jünger sich so weit vergessen haben, zu behaupten, die Literaturgeschichte sei eine antiquirte Wissenschaft und keine Arbeit gelte mehr, als die mit dem Vergrößerungsglase und mit dem Destillirkolben ausgeführt wird, wobei man nicht ohne gekränktes Bewußtsein dem Humboldtschen Kosmos die Gervinussche Literaturgeschichte ebenbürtig gegenüberstelt — welcher Streit aber in dem höheren Bewußtsein aufgeht und sich einigt, daß die Jünger beider Bekentnisse Priester der Freiheit sind — geht es an die Griechen, „die ewigen Kinder der Weltgeschichte, Kinder in voller kerniger Gesundheit, die in heiterer schöner Fülle ein Leben der Natur lebten, ungespalten und unbewußt, überall der volle ganze Mensch, der sich seines Menschentums erfreut und sich wol darin fühlt", und ein Seufzer entfährt der gepreßten Brust, „nach dieser Ganzheit des antiken Daseins sehnen wir uns zurück, wie nach einem verlornen Paradiese!" — die Knabenliebe der Griechen, das Hetärenwesen, die Sclaverei, das Gefühl, sich gegen Barbaren Alles für erlaubt zu halten, des Thucydides Beschreibung des Peloponnesischen Krieges und der Pest in Athen lassen unsere Sehnsucht nach diesem Paradiese ganz unangefochten — dann heißt es noch bestimter: „Dieses Altertum in seiner glücklichen Unmittelbarkeit hatte in Allem, was es schafte, suchte, strebte, nur einen Inhalt, ein Maß, ein Gesetz und dieses Gesetz war der Mensch" — da die

Menschen sich für weise hielten, Röm. 1, 22, sind sie zu Narren worden und haben die Herlichkeit des unvergänglichen Gottes verwandelt in ein Bild, gleich dem vergänglichen Menschen, und der Vögel und der vierfüßigen und kriechenden Thiere. Darum hat sie auch Gott dahingegeben in ihrer Herzen Gelüste, in Unreinigkeit zu schänden ihre eigenen Leiber an ihnen selbst; die Gottes Wahrheit haben verwandelt in die Lügen und haben geehrt und gedient dem Geschöpfe mehr, denn dem Schöpfer, der da gelobet ist in Ewigkeit. Amen. Für dieses Wort ist man taub und für die kurze Dauer der griechischen Freiheit und Herlichkeit von ein par Decennien blind! „Die allerdings kolossale Weltlichkeit der Antike", heißt es dann in der „begreifenden" Geschichts-Deduktion weiter, „ruft dann die kolossale Außerweltlichkeit des mittelalterlichen Christentums hervor; wie jenes im Diesseits wurzelte, so das Mittelalter im Jenseits; was nach dem Tode aus dem Menschen werde, war eine Frage, welche das Altertum im Ganzen wenig kümmerte — unser Wandel aber ist im Himmel, Phil. 3, 20 — dagegen hatte der mittelalterliche Mensch seine Heimat mehr im Himmel, als auf Erden", hier bekommen die Büßungen und Kasteiungen der katholischen Kirche ihr Teil, dann aber, weil der unserer Zeit so beliebte Fortschritt nicht fehlen darf, muß der Verf., weil das Mittelalter einmal dagewesen ist, gegen „diese allgemeine Schlachtbank des natürlichen Menschen" wiederum gnädig sein. Die Griechen, die vorher „der ganze volle Mensch" waren, Perikles ein Musterbild eines Schönen und Guten, darum man mit Recht die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in seine Hände legte, werden nun auf einmal „Kinder, die sich losreißen mußten von dem Busen der Erde, an dem sie bisher so kindlich gespielt hatten, mußten mit der eigenen Natur in die Entzweiung gerathen, damit aus diesem Kampfe der einstige Friede käme und die Entzweiten in die höhere Einheit treten könten." Das Wiedererwachen der klassischen Literatur im funfzehnten Jahrhundert thut hiezu einen weiten Schritt, und wie jeder vorher abnehmen kann, hat die Reformation von Glück zu sagen, wenn sie doch an den Schwanz jenes Erwachens der klassischen Heroen zu stehen komt; vorher, das sei hier eingeschoben, bei Erwähnung der Buchdruckerkunst, komt der Dampf unserer Zeit zu hohen Ehren, ihm wird dieselbe Stellung, die die Buchdruckerkunst zur Reformation einnahm, zu den politischen und sozialen Fragen unserer Zeit zugewiesen; „wie damals", so heißt es, „die Schranken der Geisterwelt sanken, so sinken auch jezt die Schranken der räumlichen Entfernung, und von den Schwingen des Dampfes getragen nahet jenes Reich des Friedens und der allgemeinen Bruderliebe" — ob der Krieg in Amerika und die dort erfundenen Höllenmaschinen der Panzerschiffe zu dieser idyllischen sentimentalen Auffassung des Wesens des Dampfes und dem dämonischen Stöhnen der Lokomotive wol passen? es klingt fast wie Tollheit —. An der Reformation als solcher bleibt à la Goethe, der sie einen Quark nent, nicht viel Nennenswertes als „Luthers Gemütstiefe", denn sie machte einen Versuch, der aber doch ziemlich misglückte, „die Trennung zwischen dem Diesseits und Jenseits aufzuheben und die abstrakt leblos gewordene Welt im Feuer des Göttlichen zu verschmelzen und zu verlebendigen"; aber das sechzehnte Jahrhundert wurde leider ein ganz theologisches, seine Poesie brachte blos geistliche Lieder, daran schloß sich die todte philologische Gelehrsamkeit, die traurigen Zeiten ohne alle Immanenz von Literatur und Leben eines Opitz und Gottsched, die die Sturm- und Drangperiode herausforderten und hervorriefen, in der viele untergingen, aus der sich aber Goethe als der metallene Kern herausschälte. Es wird uns also dargethan, daß Perikles und Goethe und vielleicht auch der Erfinder dieser, wie er es nent, historisch-philosophischen Geschichts-Auffassung, als der Dritte im Bunde, unsere Geschichtshöhen sind.

Es wird einem schwer, nicht zu spotten, wenn dieses Geschwätz, das Geist der Geschichte zu sein vermeint und den Planck-Spittlerschen Pragmatismus so tief unter sich weiß, auf jedem Blatt der Geschichte so viel ungelöst und unerklärt läßt, daß, wer es Satz für Satz widerlegen wolte, gar nicht wüßte, wo er zuerst anfangen und wo er aufhören solte, aber es ist die Narrheit des Römerbriefes in einer neuen Auflage, der lebendige Gott, Bibel und Kirche sind noch da, aber weil sie für Narren dieses Schlages nicht mehr da sind, so sollen sie auch in der Geschichte nicht dagewesen sein, daher diese spanischen Stiefel, in welche sie eingeschnürt wird.

Friedlicher als in der Einleitung können wir mit dem Verf. durch seine vier Biographien hindurchgehen, die zur Kentnis der Culturgeschichte des vorigen Jahrhunderts anerkennenswerte Beiträge bringen; seinen ersten Mann Johann Timotheus Hermes, als Hauptprediger und Ober-Consistorialrath in Breslau erst 1821 hochbetagt verstorben, Autor des zu seiner Zeit weltbekanten Romans Sophiens Reise von Memel nach Sachsen anlangend, so wird dieser Roman mit den ihm vorhergehenden Schriften desselben Mannes einer genauen Zergliederung unterzogen und umfaßt ein bedeutendes Volumen des Buchs. Dieser Roman galt früher als ein von dem Autor beabsichtigtes Antidoton gegen Werthers Leiden und den darin, wie man meinte sanktionirten Selbstmord, aber dieses ist schon wegen der Zeitfolge unzulässig, da der erste seiner Bände vor dem Goetheschen Rührspiel erschien; man kam zu dieser Annahme, weil er seine Krone in die Ueberwindung der Versuchung durch die Tugend sezt, der Werther unterliegt. Es ist ein rechter Tugendroman, aber diese Tugend hat keine Wurzel im Glauben, von dem man damals nichts wußte, kann darum nicht recht gedeihen; dabei wird mit ihr so viel kokettirt und sie so reichlich mit Thränen begossen, daß sie widerwärtig werden muß. Der Autor ist nicht ohne das Talent, was unsere gegenwärtige dramaturgische Sprache Intrige nent, schildert die Verherungen des siebenjährigen Krieges und das Culturleben seiner Zeit mit lebendigen Farben, aber um Leser und Leserinnen aus den höheren Ständen zu fesseln, für die er zunächst bestimt ist, wird auch viel Pikantes und Lüsternes hineingeflochten, was mit der Consistorialraths-Würde nicht stimt und einem

Christen, der in Angst betet: führe uns nicht in Versuchung, nicht ansteht; dabei ist aber Preis, Ehre und Sieg der Moralität sein Anfang, Mittel und Ende. Der Biograph vom Standpunkte des natürlichen Menschen aus eifert gegen das viele Moralisiren, Theologisiren, Weinen, Unschulds-Betheuern, Abstrakte, Vornehme; führt uns das Urteil der damals allgewaltigen Allgemeinen Deutschen Bibliothek über den Roman vor und zeigt, wie Wieland in seinem Deutschen Mercur wegen des Romans seiner Jugendfreundin Sophie von Laroche, Geschichte des Fräuleins von Sternheim, in seinem Urteil gebunden wird, was nicht grade zu seinem Besten zeugt, und wir müssen uns wundern, was für ein Aufsehn dieser Roman zu seiner Zeit machte, da er ungeachtet zahlreicher Nachdrucke drei Mal aufgelegt und ins Holländische, Französische und Dänische übersezt ward. Ueber ein späteres Buch des romanschreibenden Hauptpredigers zu Breslau, das uns unbekant ist, mit dem Titel: für Töchter edler Herkunft, wird noch härter geurteilt und dasselbe für ein weibliches Seitenstück zu Salzmanns Carl von Carlsberg erklärt; „man erhalte mit der Moral zugleich die Galanterien von Berlin und Wien in den Kauf", heißt es, und das Urteil Schillers darüber in dem Xenienkriege:

Töchtern edler Geburt ist dieses Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Lust schnell sich befördert zu sehn,

trift mit dem des Verfs. zusammen, daß in dem Buche Kneipe und Kirche sich bedenklich nahe gerückt seien.

Die anderen drei Charaktere des Buchs, die gezeichnet werden, und deren Lebensläufe gleichen sich dergestalt, sind auch in den äußern Umrissen bekanter, daß sie hier zusammengefaßt werden können, um Platz für die Heilung, die der Verf. für diese verdorbenen Genies, schöngeistigen Vagabunden, Kneipliebhaber und Gefängnissitzer darbietet, zu behalten. Schubart, Schulmeisterssohn, eine enthusiastische Natur, poetisch und noch mehr musikalisch höchst begabt, angeregt durch Klopstocks Messiade und die Thaten Friedrichs des Großen, dichtet und componirt als Knabe im väterlichen Hause zu Obersantheim in der Grafschaft Limburg; als Gymnasiast zu Nürnberg ist er bereits Frühmeßner und Organist, wird tobender Wildfang in Hörsälen, Wirtshäusern und Saufgelagen als Student zu Erlangen, wegen Schulden in Haft und aus derselben erlöst, das wilde Leben aufs Neue beginnend, wird er von den bekümmerten Aeltern endlich als verlorner Sohn nach Hause gerufen, ohne seine Studienzeit beendigen zu können, treibt sich nach diesem etliche Jahre als Hauslehrer umher, bis er als Cantor und Schulmeister sich zu Geißlingen, einem kleinen Schwäbischen Städtchen unter Ulmischer Hoheit, niederläßt. Hier ward ihm ein Engel an die Seite gegeben, der ihm hätte helfen können, wenn er sich hätte wollen helfen lassen, ein frommes, tugendsames, liebreiches Weib, unter dessen Einfluß er eine Zeit lang durch fleißiges Studiren die akademischen Versäumnisse nachzuholen suchte und sich außer Klopstock mit Ossian, Shakespeare, Young, Gerstenberg und Anderen bekant machte. Aber das einsame Städtchen genügte seinem umherschweifenden, nach Virtuosenfahrten in Musik und Vorlesungen suchenden Geiste nicht, er knüpfte mit Wieland an, der hier auch nicht von starker männlicher Seite erscheint, begann ein literarisches Vagabundenleben in Süddeutschland, errang es endlich, Organist und Musikdirektor in Ludwigsburg unter den Augen des Herzogs Karl zu werden, wurde aber hier wegen schlimmer Streiche in Arrest gebracht und darauf des Landes verwiesen. Jezt wurde er ein wahrer Deutscher Gilblas, bald reichen liederlichen Edelleuten vorspielend und bei ihren wüsten Zechgelagen Gesellschaft leistend, bald bei dem Kurfürsten Karl Theodor in Schwetzingen vergeblich um Anstellung und Brot bettelnd, einmal sogar auf dem Wege nach München und Wien katholisch zu werden, „wenn es nur Etwas einbrächte." In der höchsten Verzweiflung ging ihm ein Stern in Augsburg auf durch Berufung zur Redaktion der Deutschen Chronik, einer Art liberalen, aber mit volkstümlichem Geschick von ihm redigirten Blattes, das sich mehrere Jahre und damit auch ihn über dem Wasser hielt, wodurch er sich aber mit der katholischen Geistlichkeit Süddeutschlands verfeindete, so daß er nach Ulm entweichen mußte, wo der Kaiserliche Minister, von ihr aufgestachelt, auf eine Gelegenheit lauerte, ihn zu packen. Hiezu wurde eine Nachricht der Chronik, daß die Kaiserin Maria Theresia vom Schlage gerührt sei, benuzt, so daß der Herzog Karl von Würtemberg, als Oberster des Schwäbischen Kreises, der um diese Zeit alle Welt in seiner Karlsschule erziehen wolte, auch nach Erziehung und Bekehrung dieses genialen Vagabunden begierig, ihn auf den Asperg gefangen sezte. Hier hat er beinahe zehn Jahre gefangen gesessen, lesend, schreibend, componirend und von dem General Rieger, der über der Bibel hielt, zur Bekehrung angehalten, bis er anscheinend bekehrt entlassen, mit reichlicher Besoldung als Theaterdichter angestelt ward, auch seine Chronik wieder herausgeben durfte, die ihm jährlich vier- bis fünftausend Thaler einbrachte, so daß er in Behaglichkeit, aber doch recht früh, drei und funzig Jahre alt, starb. Ueber der Gefangenschaft, Bekehrung und Entlassung schwebt für uns ein Dunkel. In dem hübschen Schwabenbuche: „Schillers Heimatsjahre von Hermann Kurze" betitelt, fält die Gefangennahme Schubarts als ein düsterer Schatten hinein und in dem Laubeschen Drama: „die Karlsschüler" tritt der General Rieger als ein Kerkermeister der Inquisition auf. Dazu hat ja bekantlich Schillers Kabale und Liebe den Hof des Herzogs Karl zu ihrem Hintergrunde. Derselbe Schiller sagt aber in Justinus Kerners Bildern aus der Knabenzeit, als dessen Vater mit ihm vor das Mausoleum des eben gestorbenen Herzogs trat, wohin der Knabe die Männer begleitete, auf den Sarg deutend: halte den nicht für einen guten Mann, der von diesem Manne nicht gut redet. Strauß, Laube und unser Verf. verachten Schubart, daß er sich gebeugt und, wie lezterer sich ausdrückt, die Hand geküßt, die ihn frei gelassen, und scheinen ihn als ehrlichen Mann hiemit aufzugeben, aber der Umstand, daß der Herzog, nach einer wild durchlebten Jugend, funfzig Jahre alt, auf allen Kanzeln ein Sündenbekentnis über sein bisheriges Leben und

Regieren ablesen ließ, worin er zugleich Besserung seines Regiments angelobte, redet zu seinen Gunsten; Leute, wie die angeführten, sehen in solchen Selenzuständen einen Abfall von ihrem Bewußtsein und eine eintretende Dämmerung des Geistes, Christenmenschen denken durch Gottes Gnade darüber anders; dieser Akt und die Aeußerung Schillers wollen uns doch geneigt machen, zu glauben, daß wir es beim Herzoge und seinen Bekehrten mit ehrlichen Leuten zu thun haben. Außer der Bemerkung, daß der Verf. Schubart als Volksliederdichter hoch und noch nicht hinreichend gewürdigt hinstelt und artige Proben davon mitteilt, setzen wir einen hübschen Passus seines Buchs hieher, wie derselbe sich über das Verhalten der von ihrem Mann verlassenen und mishandelten Schubartschen Ehefrau während seiner Gefangenschaft ausläßt, wobei der Verf. gleichsam sich selbst vergißt und dieses ächt weibliche Wesen also charakterisirt und würdigt: „Wir wollen eine Lichtgestalt aus diesem trüben Gemälde menschlicher Gebrechlichkeit hervorheben, das ist die Gestalt der Frau; unsere Leser wissen, welches Unrecht derselben zu wiederholten Malen von ihrem Manne widerfahren und mit wie roher Faust er den ganz bescheidenen Traum ihres Glücks zerstörte. Aber Alles ist vergessen von dem Augenblick an, da Schubart ins Elend geräth; da ist sie nicht mehr die beleidigte, nur noch die trauernde Gattin, die kein Opfer und keine Anstrengung scheut, wo es sich um die mögliche Freilassung des Unglücklichen handelt. Sie, deren einfacher Tracht er sich geschämt hatte, da er in die Nähe des Hoflebens gezogen ward — sie läuft und rennt jezt, drängt sich an Gelehrte und Vornehme, wirft sich dem gestrengen Herzoge selbst zu Füßen und gibt sich zum Spielballe seiner allerdurchlauchtigsten Laune preis — Alles für einen Mann, den sie ohne Zweifel schon längst aufgehört hatte zu lieben, dem sie sich aber noch immer als sein ihm vor Gott angetrautes Weib verbunden fühlte. Wahrlich, ein tröstender Aufblick in dieser übrigens so trostlosen Finsternis! Vergeben wir dem Manne seine Irrtümer, aber beugen wir uns auch aufs Neue voll Ehrfurcht vor dieser Reinheit und Tiefe der weiblichen Natur, welche spielend — ob es wol nicht vielmehr die Kraft des Glaubens gewesen ist? — als könte es gar nicht anders sein, die schwersten Pflichten verrichtete."

Ueber die andern beiden Lebensläufe gehen wir rasch hinweg, Bahrdt, Sohn eines theologischen Professors zu Leipzig, Zögling von Schulpforte, Leipziger Student, Professor daselbst wie zu Erfurt, Gießen, Halle, am lezten Orte als Bordelwirt endigend, nachdem er schon vorher um sein Philanthropin im Schloß zu Heidesheim sich leichtfertige Schönen hat ansiedeln lassen; sein Leben eine Wüste, das auch vor dem Verf. keine Gnade findet, seine zahlreichen Schriften ein vermodernder Haufe Papier, deren Vergessenheit der Verf. nicht so sehr aus ihrem Unwerte ableiten will, als weil die Französische Revolution das Deutsche Leben auf einmal so durchschnitten habe. Wie Goethe ihn gerichtet, ist bekant. Der andere, Laukhardt,

ein Pfälzer, Predigersohn, Student à la Schubart, Magister, und in seinem wüsten Elende, um in der Sprache jener Zeit zu reden, das Kuhbein auf die Schulter nehmend, Soldat unter Braunschweig in dem Champagne-Feldzuge, im folgenden Jahre sich zum Spion erbietend, darauf in das Innere von Frankreich desertirend, als ein Unkraut, das nicht vergeht, nach Halle zurückgekehrt, um Schriftsteller zu werden. Er hats aber nicht wie Bahrdt in der Theologie gemacht, sondern blos die Abenteuer seines Lebens beschrieben, welche Schriften als Quellen zur Kentnis des damaligen akademischen Lebens für den historischen Forscher nicht ohne Wert und zugleich ein heller Spiegel für das damalige verfallene und verhunzte pastorale Leben der Pfälzischen Geistlichen und ihrer Kirchenpatrone sind. Wie und wann er geendet, weiß man nicht.

Ueber die Geschichts-Deduktion in der Einleitung haben wir bereits, dieselbe paraphrasirend, unser Urteil abgegeben und des Verkehrten der Hermes'schen Romane gedacht, sehen wir die Lebensgänge der drei leztgenanten Söhne „der befreiten Menschheit", d. h. die die Freiheit von sich gestoßen haben, womit uns der Sohn Gottes befreit, noch mit christlichem Auge an. Der Verf. verkent das Elend nicht, aber sieht die Quelle nicht in dem Abfall von Gott, Glauben, Kirche, älterlichem Gebot, sondern die Wüstheit ist ihm ein natürlicher, gewissermaßen naturnothwendiger Uebergang, um in die Entzweiung und aus derselben wieder in die höhere Einheit und sittliche Freiheit zu treten, sie haben dabei nur das Arbeiten versäumt, hätten sie gearbeitet wie Goethe, der aus dieser Sturm- und Drangperiode stamt und sie abschließt, so wäre ihnen geholfen gewesen. Aber ist denn Goethe geholfen worden? Hat er innerlichen Frieden gehabt? Hat er je an sich erfahren, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge müssen zum Besten dienen? Er ist freilich ein berühmter und auch verdienter Mann geworden, aber er bekent doch von sich im Alter, daß er in den Tagen der Jugend und des besten Gelingens seiner Werke nicht drei Tage gehabt habe, die er hätte nochmal durchleben mögen; dazu, wie wird er davon gestachelt, daß er, den Ehestand der Bibel und die Deutsche Sitte versäumend, ein, man verzeihe uns den Ausdruck, bloßes Stück Weiberfleisch zu seinem Ehegespons hinnehmen mußte; wie kleinlich erscheint er, wenn Oehlenschläger seine Protektion vorbeigehend, seinen Correggio auf das Weimarer Theater zu bringen sucht; wie unmännlich und kleinmütig bei der Volkserhebung im Jahre 1813, wo er, die Ketten Napoleons gar nicht fühlend, in Dresden die bekante Aeußerung that, um derer willen der Freiherr von Stein ihm den Rücken kehrt, mit den hingeworfenen Worten an seine Umgebung: lasset ihn gehen, der Mann ist alt geworden; und wie kahl und dürr erscheint in ihm als Greis das Jenseits in den Briefen an die gläubige Gräfin Bernstorff, als sie ihn vor seinem Ende an seine Bekehrung und seinen Frieden mit Gott erinnert! Ihm ist wirklich nicht in das Reich

der Gnade hinein und zum Frieden geholfen! Wir müssen in dem Elende jener drei Unglücklichen vielmehr ein Gericht Gottes erkennen für den Abfall von Gott, seinem Worte, und was hier mit Händen zu greifen ist, was der Verf. aber nicht sieht, Abfall vom vierten Gebote, denn des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, und der Gott, von dem sie abgefallen waren, konte ihnen, wenn sie sich zu ihm bekehrten, allein helfen. Der Verf. weiß außer Arbeit — muß aber nicht Gott die Kraft zur Arbeit geben, wenn sie Segen bringen soll? — noch ein anderes Mittel oder zu befolgende Aufgabe, es hätte „Sinnlichkeit und Sitte bei ihnen sich versöhnen müssen"; aber was für ein vages Ding ist diese Sitte, die doch, wenn wir recht zusehen, nichts weiter als Anstand ist, wie matt diese Rede und was für ein elendes, jämmerliches Ziel ist damit dem Menschen als sein Höchstes gestelt! Was für eine Wucht hat hier das Wort: ihr müsset von Neuem geboren werden. Wahrlich, von der pantheistischen Ueberschwänglichkeit und Ueberhebung bis zur Plattheit und Flachheit ist nur ein Schritt!

Fast dreißig Jahre sind vergangen seit dem prononcirten Abfall des jungen Deutschlands von Glauben und Bibel und seinem offen gegen das Christentum erklärten Kriege und wie es christlich um nichts weiter gekommen ist, liegt in unserm Buche vor, dessen Verfasser nicht einmal zu den radikalsten seiner Partei gehört.

Gr. b. G. K. v. H.

Ioannis Gerhardi

Loci theologici ed. Ed. Preuss.

Berlin, Gustav Schlawitz, 1863. Lieferg. 1.

Die Verlagshandlung von G. Schlawitz hat so eben in der Reihe ihrer Bibliothek klassischer Theologie die erste Lieferung der Loci theologici von Jo. Gerhardt erscheinen lassen. Der Herausgeber ist Dr. Preuß, derselbe, der mit rühmlicher Sorgfalt das Examen Concilii Tridentini von Chemnitz herausgegeben hat. Die Loci von Jo. Gerhard enthalten nicht allein die reine Lehre in zuverlässiger Weise, sondern bilden für sich eine Art theologischer Bibliothek. Es gibt wenige bedeutende exegetische, dogmatische, polemische oder kirchenrechtliche Fragen, deren Besprechung man in ihnen vergeblich suchte. Der selige Sartorius pflegte zu sagen: „Wenn im Consistorium eine Schwierigkeit aufgetaucht sei, so habe er das Examen von Chemnitz und die Loci von Gerhard nachgeschlagen, und dann sei er meist gewiß gewesen, das rechte zu treffen." Der selige Stahl verdankte, wie er gern bekante, Chemnitz und Gerhard einen großen Theil seiner Theologie. Das Verlangen nach diesem Hauptwerke klassischer Theologie ist fortwährend im Steigen. Der lezte T. O. Weigel'sche Katalog sezt für ein vollständiges Exemplar der Loci mit dem Cotta'schen Index einen Antiquar-Preis von nicht weniger als 36 Thlrn. Der Verleger läßt das ganze Buch in 30 Lieferungen erscheinen. Wer gleich subscribirt, erhält jede Lieferung zu dem Preise von 15 Gr. Wir glauben nicht, daß es irgend einem Pastor, der die reine Lehre des Wortes Gottes lieb hat, zu schwer fallen wir, sich diesen Schatz zu verschaffen. Namentlich aber empfehlen wir ihn den Herren Kirchenpatronen zur Anschaffung für ihre Pfarrei-Bibliotheken. Sie sorgen damit nicht allein für die jetzige Generation, sondern zugleich, ächt-aristokratisch, für die zweite und dritte. Schon mancher, der jung ins Amt kam, ganz konfus von den Phrasen, die er sich als „ächt-wissenschaftlich" hatte aufreden lassen, ist durch das Studium dieses Buches nach und nach zu der reinen Lehre des Wortes Gottes gekommen. Wir werden noch einmal ausführlicher auf das Unternehmen zurückkommen, empfehlen es aber schon jezt allen unsern Lesern auf das wärmste. Der Verleger wendet im Dienste des Reiches Gottes die bedeutenden Kosten an das Werk, und muß im Interesse der evangelischen Kirche darin durchaus unterstüzt werden.

Valerius Herberger und seine Gemeinde.

(Schluß.)

Schon 1602 starb im 34. Lebensjahre sein Sohn Johann. Bei seinem Begräbnisse sprach Herberger: „Selig sind die Augen, die da sehen, was du gesehen hast, allerliebster Bruder, selig sind die Ohren, die da hören, was du gehört hast, selig sind die Herzen, die da glauben, was du geglaubt hast, selig sind die Christen, die also von dieser Welt abscheiden, wie du selig gefahren bist. . . . Ihr lieben Kinder, ihr habt einen frommen Vater gehabt, er trug Gott in Gedanken, im Herzen und im Munde, in seiner höchsten Noth war seine Rede immer von Gott; das war sein Reim: Je größer Noth je näher Gott. . . . Ich bin gewiß in meinem Herzen, daß er Gott sei lieb gewesen, denn Gottes Wort trügt nicht. So hat er auch das Zeugnis seiner Frömmigkeit in dieser Gemeinde von jedermann. Er hat ja selige Augen und Ohren gehabt, er ist ja ein Liebhaber des heiligen Evangelii und hochwürdigen Sakramentes gewesen, er hat ja sein Leben von Jugend auf untadelig geführt, er ist ein Tugendspiegel ge-

wesen eines frommen, wolgezogenen jungen Bürgers, wir haben ja alle gewisse Hofnung von ihm gehabt, wie er werde ein vornehmer Mann bei dieser Stadt werden, jedermann hat ja seiner holdseligen Demut bei seinem großen Gut geliebkoset, wie gar lieblich haben sich seiner seligen demütigen Frau Mutter Sitten bei ihm erfunden! Wie ist er ein so verträglicher, friedfertiger Mann gewesen, der mit Willen den Nachbarn auch nicht ein Kind erzürnet hätte! Wie still hat er sich in seinem Ehestand verhalten! Wie ist er um fremde Händel unbekümmert und ein Herr in seinem Hause gewesen, wie gehorsam gegen seine liebe Obrigkeit, wie ehrerbietig gegen seine Selsorger, wie freundlich hat er gegen jedermann gelebt, daß wir wol billig wünschen, Gott wolle uns solcher Bürger viel bescheren! ... Gott hat sich augenscheinlich mit seiner treflichen Gegenwart bei ihm erwiesen, indem er ihm so tröstliche Geduld verliehen, darüber ich auch neben meinem geliebten Herrn Collegen höchlich habe verwundern müssen. So oft seiner Schwachheit ist gedacht worden, hat er gesagt: Nun je größer Noth, je näher Gott. Wenn seinem Herzen wehe geworden ist, so hat er die Hand auf das Herz gelegt und seinem eigenen Herzen tröstlich zugesprochen: Liebes Herz, sei getrost und unverzagt, und harre des Herrn.... Seine lieben Gebetlein sind gewesen erstlich des lieben Simeon Grabliedlein: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren. Darnach ist ihm treflich lieb gewesen das liebe Seufzerlein: O Lämmlein Gottes, Jesu Christ, weil du für uns gestorben bist, nimm weg all unsre Missethat und steh uns bei in aller Noth, auch in der lezten und größten Noth bescher uns, Herr Jesu, einen seligen Tod. Amen. Darneben hat er höchlich geliebt das schöne Gebet: Ich armer Mensch gar nichtes bin, Gottes Sohn allein ist mein Gewinn. Und da sind ihm besonders die Worte anmutig gewesen: Denn du bist mein und ich bin dein, wie gern wolt ich bald bei dir sein. Als er nun gemerkt, daß sein Seigerlein ausgelaufen sei, faltet er die Hände und betet sein liebes Gebetlein: Ich armer Mensch gar nichtes bin, und beschließt mit dem Spruch: Also hat Gott die Welt geliebt. Und damit beschließt er seliglich sein Leben in dieser Welt."

1610 starb im 20. Lebensjahre nach langen schweren Leiden sein Sohn Gregor, welchem „herzfrommen Jüngling und Studiosus" Herberger über Ps. 68, 20 u. 21 die Leichenpredigt hielt. Er sagt von ihm: „So oft ich zu diesem jetzo seligen Jüngling bin gekommen, und ihn besucht in seiner Krankheit, so oft hat das Psalterbüchlein nicht weit von ihm gelegen, welches vor Zeiten des vortrefflichen treuen Mannes Herrn Gregorii Müllers, seines lieben seligen Großvaters gewesen... Bei seiner schwerpressenden Kreuzlast sind dies seine Reden gewesen: Ach Gott, ich kann dir ja nimmermehr die große Geduld, die du mir verleihest, verdanken. Wie solte ichs besser haben, als du, mein Herr Jesu; hast du doch viel größere Schmerzen um meinetwillen ausgestanden, willig und gerne will ich in meinen Schmerzen dir zu Lob und Ehren geduldig bleiben. Gelobt sei, Herr Jesu, daß du mich deinem Ebenbilde ähnlich macheſt. Du hast mich in deine Hände geschrieben, ei so lies nun dieselbe Schrift, lieber Herr Jesu, und hilf mir. Kurz vor seinem seligen Abschiede, neiget er das Haupt zur rechten Seite und spricht: Also hat mein Herr Jesus das Haupt am Kreuz zu mir geneigt. Da man ihm das Haupt will aufrichten, spricht er: Laßt mirs sein, mein Herr Jesus wird mirs wol aufrichten am jüngsten Tage." So die Männer in dieser Familie, und die Frauen waren ihnen gleich.

Eine andere sehr begüterte und einflußreiche Familie war die Fechnersche. Fabian Fechner, welcher 1613 starb, war öfter Bürgermeister, dazu auch Vorsteher des Krippleins Christi. Von ihm sagt Herberger: „Wenn er hat sollen bei sein Richteramt auf die Schöppenstube gehen, so ist er allezeit in seinem Stüblein auf die Kniee gefallen, und hat Gott gebeten, Er wolle ihn durch Seinen Geist regieren, damit er ja niemand möchte unrecht thun."

Ein Gleiches hören wir auch von den Gaunersdörfern und noch andern angesehenen Familien. Von den vielen „herzfrommen" Leuten des minder wolhabenden Bürgerstandes ist es nur möglich, einige anzuführen, da ihre Zahl eine sehr große ist. Von Zacharias Röder, dem langjährigen Bader der Stadt, hören wir: „Unser jetzo seliger Herr Zacharias ist nicht allein ein tüchtiger Bader gewesen, sondern auch ein recht tüchtiger Badegast des Herrn Jesu. Dieser fromme 68jährige Mann ist nie ohne vorhergehendes Gebet über die Schwelle geschritten. Wenn er den Zeiger gehöret schlagen, so hat er gesagt: Herr Jesu, verleihe mir eine selige Stunde, dir christlich zu leben und selig zu sterben. Seine liebsten Reden sind gewesen Ps. 55, 23; 1 Joh. 1, 7; Ps. 23, 1; Luc. 2, 29; Matth. 15, 22." — Von Michael Meißner, dem Stadtvogt, heißt es: „Ich halte dafür, daß Gott den seligen Herrn Michael auch für einen gerechten heiligen Mann genommen. Denn ob er gleich auch ein sündiger Mensch gewesen, so hat ers doch mit seiner Gerechtigkeit, Heiligkeit und Richtigkeit so weit gebracht, als mans in dieser menschlichen Schwachheit bringen kann." — Von Elias Glaseborn, einem jungen Manne, der kurz vor der Hochzeit starb, sagt Herberger: „Diesen glasreinen Born Jesum hat unser Elias Glaseborn auch gekant, und sein Herzglas bei seinen Trostwassern in der Taufe, bei der Predigt, Absolution und Abendmal gefüllet. Dies alles bezeuget, daß ihm die lezten Worte im Glauben: Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ewiges Leben vor allen die liebsten gewesen sind. Das lezte Wort, das man ihn hat verstehen können, ist gewesen: Nu hilf uns Herr den Dienern dein, die mit deinem theuren Blut erlöset sein." — Von Margaretha Wirth rühmt er: „Unsere selige Mitchristin hat den Namen mit der That gehabt, denn sie hat den Herrn Jesum, die edle margaritam und Trostperle im Perlenmutterlein ihres Herzens für ihren größten Schatz gehalten. Sie ist gewesen eine Wirthin des Herrn Jesu, wie

Martha, weil sie den Herrn Jesum in ihr Herz und Haus aufgenommen." — Bei dem Begräbnis der Jungfrau Ursula Riche ließ er sich also aus: „Meine geliebten Zuhörer, ich pflege euch oft zu ermahnen, daß ihr solt Achtung haben auf die lezten Reden eurer sterbenden Mitchristen. Sie haben gemeiniglich etwas denkwürdiges hinter sich. Gott pflegt oftmals ein besonderes Spiel mit ihren Gedanken zu treiben. Es steht nicht vergebens in den Spr. Sal. 8, 31: Meine Lust ist bei den Menschenkindern. Das ist Gottes Paradies auf Erden, wenn Er sich soll zu frommen Herzen spielen, und viel herliche liebliche Gestalten bei ihnen erwecken. Das findet sich auch bei unserer lieben, jetzo seligen Jungfrau Ursula. Denn erstlich hat sie die heiligen Engel in ihrem schönen englischen Schmuck gesehen, und ihren lieben Vater Augustinum mitten unter ihnen, und gesaget, sie wollen sie mit weg haben. Zum andern hat sie sich zu ihrer lieben Mutter gewendet und gesagt: Meine herzliebe Mutter, wie eine schöne Hochzeit werdet ihr mir machen. Die Mutter wundert sich über ihren Gedanken und fragt: Wer wird denn der Bräutigam sein? Da sagte die liebe Tochter: Der Herr Jesus wird mein Bräutigam sein, o wie einen schönen Bräutigam werdet ihr mir geben!"

Den Schluß möge ein einfacher Handwerksmann Caspar Rodewald machen. Von ihm sagt Herberger: „An meinem lieben Hausfreund Caspar Rodewald könt ihr tröstlich sehen, daß der heilige Geist auch in schlechter Handwerksleute Herzen wohnt; wenn sie Gottes Wort mit Andacht hören, kann er ihnen durchaus so schöne Gedanken in ihrem Herzen machen, daß sie es oft so gut und wol besser treffen, als etliche vermeinte gelehrte Leute. Er hat mir bei Leben ein Register übergeben, das er sich mit Fleiß hat aufzeichnen lassen, da stehet also geschrieben: Wenn ich mir will gute Gedanken machen, so gehe ich in meinen Garten, wie Joseph von Arimathia und sage: Herr Gott, Vater im Himmel, Herr Gott Sohn, der Welt Heiland, Herr Gott heiliger Geist, erbarm dich über uns, sei uns gnädig, verschone unser, lieber Herre Gott. Darnach wende ich mich zu einem schönen Apfelbaum, und denke an den Abfallbaum Adams und Evä im Paradies, da sehe ich, wannher so viel Unglück in die Welt kommen, nämlich von der Sünde. Da seufze ich: Gott sei mir armen Sünder gnädig. Nach diesem wende ich mich zu einem süßen Honigbirnbaum, und bedenke die süße Verheißung, die Adam und Evä widerfahren, daß nämlich durch einen Weibssamen und Jungfrau-Sohn alles wieder soll gut werden, da denke ich an Christi Kreuze, daran er alles ins Werk gesezt und gesagt: Es ist vollbracht. Deß tröste ich mich von Herzen. Bald darauf wende ich mich zu einem schönen rothen Kirschbaum. Sind sie reif, so presse ich das Kirschblut heraus und denke: So roth hat Christus müssen werden um meiner Sünden willen, so hat er geblutet im Oelgarten, bei der Geißelung und Krönung und am heiligen Kreuze. Das rothe Kirschblut Jesu Christi macht mich schneeweiß, rein von allen meinen Sünden. Endlich kehre ich mich zu einem Pfirschenbaum, der dauert nicht lange, man muß immer junge neben den alten aufziehen; die Frucht liegt auch nicht lange Zeit, ob sie gleich schön ist. Da denk ich an mich selber. Der Mensch ist ja eine edle Kreatur, aber es hat keinen Bestand mit ihm, es darf leicht ein saures Lüftlein ihn anstoßen, so fährt er dahin, wie eben dies dem Profeten Amos 8, 1. 2 im Korb voll Obstäpfel wird gezeigt, die nicht lange liegen. In diesen Gedanken bitte ich, Gott der Herr wolle mich vor Sünden und bösem Gewissen bewahren, in christlichen Tugenden, nicht nur in äußerlichen Scheinblättern lassen zunehmen, und mir ein seliges Stündlein verleihen, so mich ja der Tod fällen möchte, daß ich mich dennoch am jüngsten Tage wieder aufrichte, und ins ewige Leben grüne."

Noch einmal sei es hervorgehoben, daß dies nicht vereinzelte Erscheinungen waren, sondern, daß wir sie als Aeußerungen einer in der Gemeinde zur Herschaft gekommenen Lebensrichtung anzusehen haben. Daß jemand im Glauben an Jesum Christum lebt, Früchte der Gerechtigkeit aufzuweisen trachtet, im festen Vertrauen auf das Verdienst des gekreuzigten Heilandes stirbt, ist nichts Außerordentliches, was darum als etwas ganz besonderes hervorgehoben werden müßte. In den folgenden Zeiten begegnen wir außer dem des Sebastian Reuschel noch andern ganz zuverlässigen Zeugnissen, welche darauf hinweisen, daß das in weiten Kreisen unter Herberger zur Geltung gekommene christliche Leben auch auf die späteren Generationen sich ausdehnte. Wie es um das Ende des Jahrhunderts in den angesehenen Familien stand, mag uns das Beispiel des Kaufmanns Gottfried Lamprecht zeigen, von dem der damalige Pastor Klepperbein 1705 in der Leichenpredigt sagt: „Ich kann in Wahrheit von ihm sagen, daß ich ihn allezeit bei einigen Besuchungen am Sontag entweder über unsers seligen Herrn Valerii Büchern oder über der heiligen Schrift gefunden. Er hielt auf keine Hoffart, weder in hochstrebenden Worten und übermütigen Geberden, noch in Ueberfluß der Kleider. Auf seinem Todtenbette lautete unter anderm eine Erinnerung hiervon also: Seine werteste Frau Liebste solte die Kinder von allem Hochmut abführen, worin er ein festes Vertrauen zu ihr habe, weil sie selber am Prahlen kein Gefallen habe." In den Personalien heißt es: „Im Gebete war er andächtig, im Bibellesen emsig und beständig, und hatte er sonderlich an den Psalmen Davids seines Herzens Lust und Freude; diese waren der Kern seiner Gebete und Danksagung, und pflegte er allemal den Beschluß seiner biblischen Lektion mit einem oder etlichen Psalmen zu machen." Erst mit dem Ende des folgenden Jahrhunderts komt allmälig ein neues Geschlecht auf, welches zwar nicht den Ruhm der früheren Zeiten, wol aber das, was an ihnen vor allen Dingen rühmenswert gewesen, vergißt. Wenngleich eine hohe Zahl von Kommunikanten noch kein Beweis eines regen christlichen Lebens ist, so ist jedenfalls die Abnahme derselben ein

entschiedenes Zeichen des Sinkens. Wie tief das christliche Leben allmälig herabgesunken ist, werden folgende Zahlen beweisen. Im Jahre 1780 fanden sich 4147 Kommunikanten, und es gab keinen Sontag, an dem nicht Kommunion gewesen wäre. 1800 wird auch noch jeden Sontag das heilige Abendmal ausgeteilt, aber die Summe der Kommunikanten ist schon auf 3623 heruntergesunken. 1820 fallen schon 17 Sontage ganz aus, und die Kommunikantenzahl beträgt nur noch 3151. 1830 finden sich 2819 ein, 1840: 2514, 1850: 1905, 1856 die geringste Zahl: 1449. Wenngleich die Zahl der Gemeindeglieder um ein Weniges geringer geworden ist, so komt dies doch gar nicht bei den erwähnten Zahlen in Betracht.

Auf dem Kirchhofe zu Frauſtadt steht auf der Stelle, die als Herbergers Ruhestätte bezeichnet wird, eine Linde. An diese knüpft sich die Sage, daß, so lange diese Linde grüne, das Evangelium auch in der Gemeinde kräftig bleiben werde. Sie ist einmal dem Absterben nahe gewesen, hat aber aufs Neue aus der Wurzel so kräftige Triebe um den alten vermorschten Stamm emporgetrieben, daß sie wieder im üppigsten Wuchse steht. An diesem Zeichen hat sich schon mancher von denen erfreut, die gern bessere Antwort auf die Frage: Hüter, ist die Nacht schier hin? erhalten möchten, als die Boten von Seir, zu denen der Hüter sprach: Wenn der Morgen schon komt, so wird es doch Nacht sein. Wenn ihr schon fragt, so werdet ihr doch wieder kommen und wieder fragen. Jes. 21, 12. Es gibt aber nur ein Mittel der Neubelebung, und das steht Offenb. 2, 5: Gedenke, wovon du gefallen bist, und thue Buße, und thue die ersten Werke. Sonst geht es nach dem andern: Wo aber nicht, werde ich dir kommen bald und deinen Leuchter wegstoßen von seiner Stätte, wo du nicht Buße thust. Es ist das aber ein Wort an die ganze Kirche der Gegenwart, und wie es zunächst zum Engel, d. h. dem Bischof der Gemeinde zu Ephesus geredet ist, so haben es sich auch vor allen die sagen zu lassen, welche der Herr zu Hirten und Lehrern berufen hat.

Schriften

des Evangelischen Bücher-Vereins zu Berlin

(Oranienstr. Nr. 106.)

Zu den beigesezten Preisen zu beziehen durch sämtliche Agenturen des Ev. Bücher-Vereins, sowie aus dem Commissions-Verlage von Wiegandt und Grieben in Berlin (Linksstr. 7) mit geringem Preisaufschlage durch jede Buchhandlung:

Arnd's, Johann, vier Bücher vom Wahren Christentum, nebst Paradies-Gärtlein. (Unveränderter Abdruck.) 7. Aufl. 46½ Bogen in gr. 8. 13 Sgr.

Bibel, oder die ganze heil. Schrift nach der deutschen Uebersetzung Dr. M. Luthers. Mit 327 Holzschn. Nach alten Meisterwerken in Holz geschn. von Gaber. 3. Aufl. in gr. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

Bunyan, John, Reise eines Christen nach der seligen Ewigkeit. 4. Aufl. mit Holzschnitten. 14 Bog. in 8. 5 Sgr.

Concordia oder die Bekentnisschriften der evang.-lutherischen Kirche. 4. Aufl. 40 Bog. 8. 12½ Sgr.

Evangelienbuch, d. i. die Episteln und Evangelien mit den Summarien und Collecten auf alle Sonn- und Festtage, mit angehängter Passionsgeschichte, Geschichte der Zerstörung Jerusalems und Luthers kl. Katechismus. Mit 84 Holzschnitten. 28¼ Bogen. 3. Aufl. in gr. 8. 15 Sgr.

Fresenius, F. Ph., Beicht- und Communionbuch. 3. Aufl. 20½ Bogen in 8. 7 Sgr.

Gebetbuch, enthaltend sämtliche Gebete Luthers, wie auch Gebete von Melanchthon, Bungenhaben, Mathesius, Habermann, Arnd ꝛc. 30 Bogen in 8. 12½ Sgr.

Jung's, J. H. gen. Stilling, Lebensgeschichte. 3. Aufl. 17 Bog. in 8. 5 Sgr.

Liedersegen, unverfälschter, Gesangbuch für Kirchen, Schulen und Häuser. 3. Aufl. 43¼ Bogen in 8. 8 Sgr.

Luther's kleiner und großer Katechismus. (Unveränderter Abdruck.) 5. Aufl. 10 Bogen in 8. 2½ Sgr.

— Hauspostille. (Unveränderter Abdruck.) 3. Aufl. 68 Bogen in 4. 20 Sgr.

Mathesius, Johann, Leben Dr. Martin Luthers. In siebenzehn Predigten dargestelt. 23½ Bogen in 8. 7 Sgr.

Müller's, Heinr., geistliche Erquickstunden, oder dreihundert Haus- und Tischandachten, nebst vierfachen vollst. Registern ꝛc. 7. Aufl. 28¼ Bogen in 8. 8 Sgr.

Rambach, J. J., Betrachtungen über das ganze Leiden Christi und die sieben lezten Worte des gekreuzigten Jesu. 53½ Bog. in gr. 8. 17½ Sgr.

Scriver's, Chr., zufällige Andachten Gotthold's. 3. Aufl. 31 Bg. 8. 8 Sgr.

— — Selenschatz I. 53¼ Bogen in 8. 17½ Sgr.

— — do. II. 67¼ Bogen in gr. 8. 22½ Sgr.

— — do. III. 68¼ Bogen in gr. 8. 20 Sgr.

Spener's, Ph. J., Erklärung der christlichen Lehre nach der Ordnung des kleinen Katechismus Dr. M. Luthers. 5. Aufl. 24 Bogen in 8. 6 Sgr.

Von allen obigen Werken werden dauerhaft, auch elegant gebundene Exemplare vorräthig gehalten.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 4. November. № 88.

Die Menschwerdung des Gottessohnes.

Die Frage nach der Menschwerdung des Gottessohnes, also nach dem Verhältnis der zwei Naturen in Christo, genauer die Frage, in welcher Weise in Christo der Gottessohn mit dem Menschensohn sich vereinigt habe, ist eine der schwierigsten in der ganzen christlichen Lehre, in der alten Kirche mit hohem, religiösem und wissenschaftlichem Ernst entwickelt und zu bedeutender dogmatischen Reife gebracht, wurde sie in der evangelisch-lutherischen Theologie nach der menschlichen Seite noch tiefer erforscht und entfaltet; in der neueren von unevangelischem Geiste durchwehten Zeit wurde sie vielfach verwirrt und ihres tiefen Gehaltes entlert. In dieser Frage schürzt sich der ganze Knoten des christlichen Mysteriums, sie ist das A und das O, oder besser noch der Mittelpunkt der christlichen Gotteswissenschaft, ja sie ist der Ausgangs- und zugleich der Zielpunkt einer wahren christlichen Philosophie. Ist es dem christlich-gläubigen Gemüt unzweifelhaft, daß in Christo Gott und Mensch in Einem vereinigt sind, so ist es für den erkennenden Geist die schwierige Aufgabe, in diesem den endlichen Verstand und die sinnliche Vorstellung weit überragenden Gedanken den richtigen Weg einzuhalten, um nicht einerseits durch bloße Verstandesbetrachtung das über den Verstand Hinausliegende, Unendliche in das Gebiet des Endlichen herabzuziehen und das Einige zu zertrennen, und nicht andererseits durch Zusammenwerfen und Vermischen des auch in der Einheit Unterschiedenen die Erkentnis der Wahrheit zu trüben. Wie die alte Kirche besonders durch das Auftreten einseitiger, und insofern unwahrer und gefahrbringender Auffassungen allmälich aus dem mehr unmittelbaren, gläubigen Anerkennen der Menschwerdung des Gottessohnes zu immer größerer Klarheit und Bestimtheit ihres Lehrbewußtseins angeregt wurde, indem sie sowol das Verschwinden des Menschlichen hinter das Göttliche in Christo, als auch des Göttlichen hinter das Menschliche abwies: so geht auch jezt noch oft die tiefere Erkentnis dieses Mysteriums für den einzelnen Christen durch die allmäliche Ueberwindung einseitiger Auffassungen, durch Hinneigung zu dieser oder jener schon früher von der Kirche überwundenen Auffassung hindurch; und wie für die Einen, mehr verstandesmäßig Betrachtenden, das Göttliche in Christo mehr als ein unbestimtes Sein und Wirken Gottes in dem vollkommenen Menschen Jesus erscheint, so neigen die Andern, mehr die Gemütsseite des christlichen Glaubens hervorhebend, mehr dazu, das Menschliche in Christo vor dem Göttlichen zurückzustellen. Da auch in evangelisch-gläubigen Kreisen über diesen Punkt noch manches Schwanken und manche Unklarheit stattfindet, und da die Ev. K. Z. von einem der zweiten erwähnten Auffassung Zuneigenden aufgefordert worden ist, sich hierüber zu äußern, so wollen wir diese Frage, mit Beiseitelassung der mehr nach der rationalistischen Seite hinliegenden ersten Einseitigkeit, und soweit es ohne zu tiefes Eingehen in wissenschaftliche Formen möglich ist, zu erörtern suchen.

Wir haben es hierbei nicht mit denen zu thun, welche das göttliche Wesen des Heilandes überhaupt leugnen, und den Gottessohn nur zu einem von Gott in höherem Maße erleuchteten Propheten machen; — über diese Frage kann überhaupt bei denen, die der christlichen Kirche wirklich angehören, kein Zweifel sein; denn wer die unzweideutigen Zeugnisse Christi von sich selbst (wie Joh. 3, 13. 16. 18. 31; 6, 33. 38. 50. 58. 62; 8, 14. 23; 10, 30, 38; 11, 27; 16, 15. 28. 30; 17, 5; Matth. 11, 27; 16, 16; 26, 63 f.; 28, 18) und der von Christo erwählten Apostel über ihren Meister (wie 1 Cor. 8, 6; Phil. 2, 6. 7; 3, 21; Col. 1, 15; 2, 9; 1 Tim. 3, 6; Hebr. 1, 10—12; 2, 10; 1 Joh. 4, 3; 1 Petr. 3, 22; Apgsch. 1, 24; 7, 59; 22, 16) verwirft, der steht außerhalb des apostolischen und des allgemeinen christlichen Bewußtseins, außerhalb des Glaubens, den die Kirche schon in ihrem ältesten Symbol bekent: „ich glaube an Jesum Christum, Gottes eingebornen Sohn, der empfangen ist von dem heil. Geist, geboren von der Jungfrau Maria." Es handelt sich hier nur darum, inwieweit Ernst gemacht wird mit dem in Luthers Erklärung des Apostolikums enthaltenen Gedanken: „ich glaube daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr."

Unter Voraussetzung der Anerkennung der göttlichen Natur in Christo scheint es beim ersten Anblick am nächstliegenden und einfachsten, sich die Menschwerdung des Gottessohnes so zu denken, daß der Gottessohn, der Logos, nicht sowol den Menschen, als vielmehr nur die menschliche Leiblichkeit, die σαρξ angenommen habe, während das Geistige in der Person Christi die vernünftige, selbstbewußte Sele, nicht ein vom göttlichen Logos unterschiedener menschlicher Geist, sondern eben der sich zur Menschheit erniedrigende göttliche Logos selbst gewesen

sei. Damit scheint die Schwierigkeit gehoben, wie ein zweifaches geistiges Sein in Christo zu einer Person zusammengehen könne, und zugleich scheint der Unterschied des Seins Gottes in Christo von seinem Wirken in den Propheten klar und bestimt hervorgehoben zu sein. In Christo ist so nicht ein Bestandteil seines persönlichen Wesens mehr als in jedem andern Menschen, sondern der eine Bestandteil, der vernünftige Geist, der ja auch beim Menschen eine innere Verwandtschaft mit Gott hat, ist von anderem Ursprunge und von etwas anderem Wesen als bei den übrigen Menschen, ist zwar selbstbewußtes, sittlich-vernünftiges Wesen, aber nicht geschaffener, sondern schöpferischer Geist. Wie Gott nach der Mosaischen Erzählung dem materiellen Gebilde des Leibes seinen Odem eingehaucht und dieses so zu einem persönlichen Menschen gemacht, so hätte nach jener Auffassung Gott der in Maria erzeugten und von ihr gebornen menschlichen Leiblichkeit sich selbst, als Logos, eingepflanzt, und diese Leiblichkeit zu einer vernünftigen Persönlichkeit gebildet; und der zweite Adam erschiene so nicht blos als ein reines menschliches Urbild, wie der erste hätte sein und werden sollen, sondern als eine höhere Potenz des zuerst geschaffenen Menschen, als eine wesentlich höhere Erscheinung, wie sie der erste Mensch weder war, noch werden solte und konte; der zweite Adam hat mit dem ersten nur die lebendige Leiblichkeit, — den materiellen Leib und die natürliche, ihn belebende, aber nicht das persönliche, vernünftige Prinzip ausmachende, animalische Sele, — gemeinsam, nicht aber den creatürlichen, vernünftigen Geist; seinem Geiste nach gehörte er der Gottheit, nicht der geschaffenen Welt an; des ersten Adams Geist war wol unsterblich, aber des zweiten Adams Geist war ewig, hatte keinen Anfang seines Daseins, sondern nur einen Anfang seiner vorübergehenden zeitlichen Erscheinungsform in Christo. In Christo waren hiernach also allerdings zwei Naturen, eine göttliche und eine menschliche, aber die leztere war unvollständig, indem der selbstbewußte Geist, der νους, ausschließlich der göttlichen Natur angehörte; Christus ist uns verwandt nur nach seinem leiblichen Dasein; nach dem geistigen aber nur in dem Sinne, in welchem Gott als Geist überhaupt den geschaffenen Geistern verwandt ist. Der Gottessohn hat sonach nicht sowol die Menschheit angenommen, er ist vielmehr durch eine Art von Selbstverwandelung selbst zu einem Teile dieser Menschheit geworden; ohne diesen Logos wäre Christus überhaupt kein Mensch, sondern nur ein menschlicher Leib gewesen.

Diese Auffassung wurde bekantlich von Apollinaris, Bischof von Laodicea, um 370 n. Chr., geltend gemacht. Er wolte besonders gegen Arius, der den Sohn für das erste und höchste Geschöpf hielt, die Unwandelbarkeit der Persönlichkeit des Erlösers fest begründen; wäre aber in Christo ein menschlicher Geist gewesen, dem ja nothwendig Willensfreiheit im Sinne der nach beiden Seiten hin freien Wahlfreiheit eignet, so hätte dieser menschliche Geist auch von Gott abfallen können; die ganze Erlösung wäre also von vornherein zweifelhaft gewesen. Solte die Erlösung sicher sein, so mußte die sittliche Persönlichkeit des Erlösers unwandelbar sein; dies kann aber nur dadurch geschehen, daß statt eines menschlichen Geistes der göttliche Logos selbst den persönlichen Mittelpunkt in Christo ausmacht; alles Thätige in Christo mußte rein göttlich sein, das Menschliche mußte sich rein passiv verhalten; ein menschlicher Geist aber kann sich seinem Wesen nach nicht rein passiv verhalten; folglich war der Geist in Christo überhaupt kein menschlicher. Ueberdies, meint Apollinaris, würde bei Annahme eines menschlichen Geistes in Christo nichts anderes übrig bleiben, als Christum nur wie die Propheten inspirirt zu denken, den Gottessohn also ganz aufzugeben, oder in Christo zwei verschiedene Personen anzunehmen, da der menschliche selbstbewußte Geist ja unzweifelhaft Person ist, ganz ebenso aber der göttliche Logos; das sei aber ganz undenkbar und im Widerspruch mit der heil. Schrift, welche nur eine Person Christi kenne. Auch leuchte ein, daß bei der gewöhnlichen kirchlichen Ansicht, wonach in Christo auch ein menschlicher Geist gewesen, von einer wirklichen Menschwerdung des Logos nicht die Rede sein könne, da ja dann der Logos sich nur mit einem vollkommenen Menschen vereinigt habe; wirkliche Menschwerdung sei erst da, wo der Logos selbst zu einem menschlichen Geiste geworden sei. Apollinaris und seine Anhänger berufen sich auf Joh. 1, 14: „und das Wort ward Fleisch", wobei unter Fleisch eben die Menschheit überhaupt zu verstehen sei, auf alle die Stellen, in welchen Christus sich selbst göttliche Würde zuschreibt, und besonders auf diejenigen, in welchen von einem Sein und Wirken Christi vor seinem irdischen Dasein, also von seinem ewigen und himmlischen Sein die Rede ist (Joh. 1, 15; 3, 11; 8, 58; 17, 5. 24; 1 Cor. 8, 6; 15, 45; Col. 1, 17; 1 Petr. 1, 11); sagt Christus: „ehe denn Abraham war, bin ich", so ist dieses Ich in Christo eben vor seiner menschlichen Erscheinung; da nun die eine Person Christi doch nur ein Ich ist oder hat, so ist dieses Ich eben nicht ein menschliches, sondern ein göttliches; das ewige Ich des Logos hat sich in Christo nur vorübergehend zu einem menschlichen Ich beschränkt. Der göttliche Logos hat also nicht blos das Menschliche an sich, sondern wird es in dessen geistiger Wirklichkeit selbst, tritt selbst ein in das menschliche, beschränkte, leidensfähige und leidentliche Sein; die Selbstentäußerung des Logos wird hier in viel weitergehendem Maße angenommen, als sonst in der Kirche, indem der Gottessohn nicht blos kraft seiner Teilnahme an der menschlichen Natur an deren Leiden teil hat, sondern kraft seiner Umwandelung in die menschliche Natur diese Leiden unmittelbar selbst trägt.

Die Auffassungen des Apollinaris wurden in der alten Kirche sofort als abirrend erkant und bekämpft, besonders von Athanasius und Gregor von Nyssa, später von Augustinus, und durch die Synoden von Alexandria, 362, Rom, 380, und durch das ökumenische Concil zu Constantinopel, 381, verworfen. Ganz ähnliche Auffassungen finden sich auch in unserer Zeit vor; und der Verfasser des erwähnten Schreibens an den Herausgeber der Ev. K. Z. drückt sich hierüber folgendermaßen aus: „1. In seiner Menschwerdung hat der Logos — (d. h.

die ganze Person des Logos, nicht etwa nur seine immanente Seite, sondern der Logos nach seiner transcendenten und immanenten Existenz) — nicht etwa einen menschlichen Geist und Leib zu sich genommen, sondern der Logos hat, durch einen Act seiner Allmacht, sich erniedrigt, so daß ihn, den Unendlichen, der Mutterleib der Jungfrau Maria umschloß, so daß er, der ewige Sohn des Allerhöchsten, zum sich selbst unbewußten Geiste eines zarten Kindleins ward, durch die Wirkung des h. Geistes aus der Substanz seiner Mutter einen menschlichen Leib annahm und ebenso im Verborgenen gebildet ward, wie jeder Mensch (Hebr. 2, 14). Was also in der Menschwerdung zum Logos hinzutrat, oder vielmehr, was Er zu sich nahm, das war nur der menschliche Leib, nicht Geist. Dieser ist der (menschgewordene) Logos selbst. — 2. Die Möglichkeit der Menschwerdung lag in der Entäußerung des Sohnes Gottes. Hier entsteht die Frage: wessen hat er sich entäußert? Antwort: alles dessen, was mit dem wahrhaftigen Fleischwerden sich nicht vereinigen läßt, als: Herlichkeit der himmlischen Existenzweise, Allmacht, Allwissenheit und Allgegenwart. Daß er in den Tagen seines Fleisches die Herlichkeit der himmlischen Existenzweise nicht hatte, braucht wol nicht erst bewiesen zu werden. Daß er nicht allmächtig war, erhelt aus Joh. 11, 41; daß er nicht allwissend war, aus Marc. 13, 32. Die Allwissenheit ist die Consequenz der Allgegenwart; mithin war er auch nicht allgegenwärtig. Diese Entäußerung bestand nicht im Drangeben des Besitzes, sondern in freiwilliger zeitweiliger Einschränkung seiner Herlichkeit, Macht, seines Wissens und seiner Gegenwart in menschliche Gränzen bis zu seiner Erhöhung, wo er seine Herlichkeit, Macht, sein Wissen und seine Gegenwart wieder unumschränkt entfaltete. Neben dem, daß der Sohn Gottes sich entäußerte, nahm er mit dem menschlichen Leibe die Fähigkeit zu leiden und zu sterben an. Die Möglichkeit, sich zu entäußern und leidensfähig, mit einem Worte, ein wahrer Mensch zu werden, liegt in seiner Allmacht, von welcher also seine Schwachheit im Fleische das herlichste und größte Zeugnis ist. Der Sohn Gottes ist so unumschränkt, daß auch die Schranke ihm keine Schranke ist, er vielmehr sich in endliche Beschränktheit begeben kann, wann und wo er will. Ebenso kann nach seiner Allmacht leiden und sterben, wann und wo er will. So ist es also im wahren Sinne Gott selbst, welcher am Kreuze leidet und den Tod schmeckt (vgl. Apgsch. 20, 28); und von daher hat das für uns vergossene Blut seine welterlösende Kraft. — 3. Nach Allem, was hier dargelegt ist, bekenne ich zwei Naturen in Christo; ich bekenne, daß er ist „„wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren““; jedoch verstehe ich Natur nicht als Substanz, sondern unter göttlicher Natur verstehe ich den Inbegriff dessen, was Gott zukomt, und unter menschlicher Natur den Inbegriff dessen, was dem menschlichen Wesen zukomt. Aber nur einen Willen in Christo bekenne ich; eine Person, in welcher kein Widerstreit zwischen Geist und Fleisch ist, kann nicht zwei Willen haben. Wol kann man allenfalls in dem Willen Christi eine göttliche und eine menschliche Seite unterscheiden, und sollen diese Willen genant werden, so bekenne auch ich zwei Willen in Christo. Aber im eigentlichen Sinne genommen kann ich es nicht verstehen, daß Christus zwei Willen haben solte.“

Wir wollen diese beim ersten Anblick sehr ansprechende Auffassung sowol exegetisch, wie in ihrem Verhältnis zu den Grundgedanken der christlichen Heilslehre betrachten. Es ist zuzugeben, daß einzelne Stellen der h. Schrift, für sich betrachtet, jener Auffassung zu entsprechen scheinen; doch ist ebenso auch sofort zuzugeben, daß keine derselben sie auch wirklich begründet. Wenn Johannes (1, 14) sagt: „das Wort ward Fleisch“, so erhelt sogleich, wie es auch von den Anhängern jener apollinaristischen Ansicht zugegeben wird, daß dieser Satz nicht im eigentlichsten Wortverstande zu nehmen sei, denn da das Fleisch nach biblischem Sprachgebrauch zunächst die natürliche, materielle Leiblichkeit, dann aber das durch die Sünde entartete, seines geistigen Adels beraubte menschliche Wesen überhaupt bezeichnet, so kann in keiner dieser beiden Bedeutungen des Wortes gesagt werden, daß der Gottessohn im eigentlichen Sinne Fleisch geworden sei; Johannes kann damit nur ausdrücken: der Logos nahm wirklich und wahrhaft die Menschheit auch in deren sichtbar-leiblichen Erscheinung an, zugleich mit der Hindeutung auf die mit dieser Menschheit für ihn verbundene Erniedrigung. Der apollinaristischen Auffassung würde allein der Ausdruck entsprechen: „das Wort ward menschlicher Geist.“ Dem Apostel lag daran, die wirkliche Menschwerdung, die volle geschichtliche Wirklichkeit des Gottessohnes auszudrücken, und jede Vorstellung eines bloßen Scheines einer solchen abzuweisen; wie 1 Joh. 4, 2: Christus, „gekommen im Fleisch“; 2 Joh. 7, vgl. 1 Tim. 3, 16: Gott „ist geoffenbaret im Fleisch“; Hebr. 2, 14: „nachdem nun die Kinder Fleisch und Blut gemein hatten, ist auch Er gleichermaßen desselben teilhaftig worden.“ In allen diesen Stellen ist durchaus nicht gesagt, daß nur Fleisch und Blut die zeitlichen Organe der Erscheinung des Gottessohnes sind, sondern nur, daß der unter den Menschen erschienene Gottessohn auch wie diese eine wahre und menschliche Leiblichkeit hatte, auch nach dieser Seite hin wirklicher und nicht blos scheinbarer Mensch war, eine sehr nöthige Zurückweisung des sehr naheliegenden, schon früh auftauchenden doketischen Spiritualismus. — Alle Stellen, welche von einem vormenschlichen Dasein Christi reden, ebenso 1 Cor. 15, 47: „der andere Mensch ist der Herr vom Himmel“, können auch von den Anhängern der Apollinaristischen Ansicht nicht so gefaßt werden, als ob die geschichtliche Persönlichkeit Christi in dieser selbigen Persönlichkeit, also als menschliche, schon vorher dagewesen und gewirkt habe; sondern auch nach ihnen war es der noch nicht menschgewordene Logos, grade wie nach der kirchlichen Lehre; und es ist in allen jenen Stellen darüber, wie dieser Logos sich mit der Menschheit vereinigt habe, weiter nichts gesagt, als daß jener vormenschliche Logos eben auch wirklich und wahrhaft in der Person Christi war, nicht aber, daß er in dieser

das ausschließliche geistige Prinzip war. Die Leugnung einer menschlichen vernünftigen Sele in Christo ist erst aus einer unberechtigten psychologischen Voraussetzung in jene Stellen hineingetragen. Auch nach Apollinaris war der Logos, in Beziehung auf Cor. 15, 47, zwar das ewige Urbild der Menschheit, aber doch nicht als Mensch oder als menschlicher Geist ewig, und der „andere Mensch" ist auch nach jener Auffassung nur insofern „der Herr vom Himmel", als in ihm derjenige war, der ewig der Herr vom Himmel ist, und nun in der Zeit in ihm Mensch wurde. Daraus folgt also gar nichts in Beziehung auf die menschliche Sele Christi. — Nach Hebr. 9, 14 hat Christus sich selbst für uns Gott geopfert „durch den ewigen Geist"; wenn dies, wie wahrscheinlich, nicht vom h. Geist, sondern vom Geiste Christi zu verstehen ist, so folgt nicht, daß Christi Geist eben nur ein ewiger, also der göttliche Logos selbst sei, sondern nur, daß Christi Geist auch ein ewiger war, wodurch ein menschlicher Geist in Christo keineswegs ausgeschlossen wird; der Gottessohn in Christo war allerdings das eigentlich Erste und Bewegende in der Erlösungsthat (vgl. 1 Petr. 1, 11). — Die Stelle Col. 2, 9: „in Christo wohnet die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig (σωματικως)" wird von manchen für jene Theorie geltend gemacht; das σωματικως soll bedeuten: „in einem menschlichen Leibe", im Unterschiede von der Menschheit überhaupt. Gesezt, diese Erklärung des Wortes wäre richtig, so wäre doch die Einschiebung: „nur in einem menschlichen Leibe" unerlaubt; und es würde nichts anderes gesagt sein, als daß der göttliche Logos auch einen menschlichen Leib angenommen habe; aber das σωματικως bedeutet unzweifelhaft die volle menschliche Wirklichkeit, welche nicht blos als Gedanke, als Geist, sondern auch als geschichtliche, sichtbare auftritt, im Gegensatze zu aller doketischen Verflüchtigung der Menschheit Christi; vgl. V. 17, wo σωμα der σκια, der blos geistigen Andeutung, dem vorbildlichen Schatten der Wirklichkeit gegenübergestelt wird.

Ist so in allen für die Apollinaristische Ansicht angeführten Stellen durchaus kein Beweis für dieselbe zu finden, so sind andere Aussagen der h. Schrift bestimt in Widerspruch mit ihr. 1. Lassen wir für jezt die Frage außer dem Auge, ob der Logos sich überhaupt seiner göttlichen Wesenheit entkleiden, zu einem wirklichen menschlichen Geiste werden könne, so daß er in der Zeit dieser seiner Menschwerdung aufhöre, göttliche Wesenheit zu haben, so steht doch das Eine auch für die Verteidiger jener Ansicht außer Frage, daß der menschgewordene Logos auch in dieser seiner Selbstentäußerung keine Wahlfreiheit in dem Sinne gehabt habe, daß das Sündigen für ihn seinem Wesen nach eine Möglichkeit gewesen wäre. Es handelt sich hierbei nicht um die moralische Unmöglichkeit des Sündigens, wie wir alle sie ja unbedingt Christo zuschreiben, sondern um die Wesens-Unmöglichkeit; auch das heiligste Geschöpf hat kraft seines Wesens, d. h. seiner Wahlfreiheit, die Möglichkeit zu sündigen, also in Widerspruch mit Gott zu treten, obwol ihm solches Sündigen moralisch unmöglich wird; für Gott dagegen ist das Sündigen nicht blos moralisch, sondern auch seinem Wesen, seiner Natur nach unmöglich. Niemand kann aber die Selbstentäußerung des Logos so weit treiben, daß er für denselben eine solche metaphysische Möglichkeit der Selbstentscheidung gegen Gott annehmen möchte. Apollinaris wurde grade durch seinen Gegensatz zu Arius, welcher die Wandelbarkeit des Sohnes, also die Möglichkeit des Sündigens, des Abfalls von Gott bei dem Sohne lehrte, dazu bewogen, eine menschliche Sele, der eine solche Möglichkeit, eine Wahlfreiheit nothwendig eigen ist, zu leugnen. Es ist also nach jener Auffassung unzweifelhaft, daß in Christo eine menschliche Wahlfreiheit, also eine Versuchbarkeit nicht anzunehmen sei. Nun wird aber die Heiligkeit Christ im N. T. keineswegs mit der göttlichen, auf der innern Wesensnothwendigkeit Gottes ruhenden Heiligkeit als eins und einerlei gesezt, sondern grade darin gefunden, daß Christus versucht wurde allenthalben (Hebr. 2, 18; 4, 15), nicht blos zum Scheine, sondern der Wirklichkeit nach, daß er also auch versucht werden konte, daß in ihm seiner Natur nach volle Wahlfreiheit, also die Möglichkeit eines Gegensatzes gegen Gott war, daß Christus aber mit freier, sittlicher Selbstentscheidung alle Versuchungen, alles Böse von sich zurückwies, und eben darin für uns, die wir ebenso Wahlfreiheit haben, ein sittliches Vorbild geworden ist. Christus selbst erkante entschieden an, daß sein Wille an sich nicht identisch sei mit dem göttlichen Willen, sondern ein anderer, eigener, selbständiger, und daß er diesen seinen eigenen, von dem göttlichen Willen an sich unterschiedenen Willen in freier Liebe und freiem Gehorsam dem göttlichen Willen unterwerfe; „ich bin vom Himmel gekommen, nicht daß ich meinen Willen thue, sondern den Willen deß, der mich gesandt hat" (Joh. 6, 38; 4, 34; 5, 30; 8, 29; 9, 4; 10, 18; 12, 49; 14, 31; 17, 4. 8; vgl. Phil 2, 8; Röm. 5, 19; Hebr. 5, 8). Christi Wort: „nicht mein, sondern dein Wille geschehe", und: „doch nicht, wie ich will, sondern wie du willst" (Matth. 26, 39, 42; Marci 14, 36; Luc. 22, 42), wäre sinnlose Phrase, wenn in Christo kein anderer Wille gewesen wäre, als der unmittelbare göttliche Wille selbst, wenn nicht der Wille Christi an sich ein von dem Willen Gottes unterschiedener, also auch ein Geschöpfeswille gewesen wäre, wenn nicht die Natur dieses Willens auch einen Gegensatz gegen den göttlichen Willen möglich gemacht hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 7. November. № 89.

Eduard Irving.

Nach dem Buche: The life of Edward Irving, minister of the National Scotch Church, London. Illustrated by his Journals and Correspondence. By Mrs. Oliphant. 2 vol. London 1862.

I.

Eine eingehende Lebensbeschreibung dieses merkwürdigen Mannes ist nach den bisherigen mangelhaften und größtenteils lückenhaften Darstellungen ohne Zweifel ein großes Bedürfnis. Ist doch Irving eine in jeder Hinsicht merkwürdige Figur in der neueren Kirchengeschichte, die nicht nur das psychologische Interesse erweckt, sondern auch für die Beurteilung der englischen und schottischen kirchlichen Verhältnisse einer nun bald vergangenen Periode, ganz besonders aber zur Charakteristik jener nach ihm genannten kirchlichen Gemeinschaft von großer Wichtigkeit ist. Es ist zwar ohne Zweifel richtig, daß man den Irvingiten Unrecht thut, wenn man sie schlechtweg als eine von Irving gestiftete Secte bezeichnet, aber doch war er eins der hervorragendsten und begabtesten Glieder jener Gemeinschaft, die der Welt die nahende Wiederkunft des Herrn ankündigte. Leider müssen wir bekennen, daß die Verfasserin obigen Buches ihrer Aufgabe durchaus nicht gewachsen gewesen ist, was man um so mehr bedauern kann, als ihr manche bisher verschlossne Quellen über das Leben J.'s zugänglich gewesen sind. Zwar gehört Mrs. Oliphant, wie man aus dem Zusammenhang sieht, nicht selbst den „apostolischen Gemeinden" an, dieser Umstand gibt ihr jedoch durchaus nicht Gelegenheit zu einer objectiven Beurteilung der Persönlichkeit, deren Leben sie beschreibt. Sie sieht in J. nur einen „Märtyrer und Heiligen" und das ganze Buch ist ein zuweilen sehr breiter und schwülstiger Panegyricus von Anfang bis zu Ende. Dabei geht ihr, was bei einer Biographie wie dieser ganz besonders zu beklagen ist, alle Fähigkeit ab zur Beurteilung der theologischen Fragen, die grade in J.'s Leben eine solche Rolle spielen. Wir wollen jedoch nicht verkennen, daß allerdings die große Liebe und Hingabe der Verf. für ihren Gegenstand uns auch wieder manches aus dem innren Leben J.'s aufschließt, das einem kalten Kritiker unverständlich geblieben wäre.

Eduard Irving wurde am 4. August 1792 zu Annan in der schottischen Grafschaft Dumfries geboren. Sein Vater Gavin Irving, ein Lohgerber und seine Mutter Mary Lowther, waren fromme, rechtschaffne, mit irdischen Gütern nur mäßig bedachte Bürgersleute, denen die Erziehung ihrer acht Kinder, von denen ein Sohn später als Arzt im Dienst der ostindischen Compagnie am Fieber starb, wol nicht leicht gewesen sein mag. Es war die Zeit, wo jener bleierne Schlaf schwer auf der ganzen Christenheit lastete, die Blüthezeit eines verlebten und impotenten Rechtschaffenheitsglaubens. Ganz besonders glich Schottland, das das Feuer des Covenantertums weit hinter sich hatte, einem ausgebranten Krater, dessen dunkle Steinmassen kalt und inhaltslos emporstarren. Auch J.'s Vaterstadt, in der man vergeblich nach irgend einer Regung politischen und kirchlichen Lebens suchte, entsprach diesem Bilde. Bis zu seinem 13. Jahre genoß er erst die beschränkte Erziehung seines Elternhauses und dann zusammen mit dem später berühmten Reisenden H. Clapperton die der Schule des Städtchens, welche den stolzen Namen „Annan Academy" führte; doch scheint er sich hier nicht nach irgend einer Seite hin bemerkenswert hervorgethan zu haben.

Dreizehn Jahre alt, bezog er mit seinem älteren Bruder John und Clapperton zusammen die Universität Edinburg. Angehende Theologen mußten und müssen zum Teil noch auf der Universität vier Jahre lang klassische, mathematische und philosophische Studien treiben; erst wenn sie sich hierin den Grad eines Mag. Art. erworben haben, gehen sie zu einem vierjährigen, eigentlich theologischen Cursus über, indem sie 4—6 Monate im Jahre (die übrige Zeit dürfen sie von der Universität abwesend sein) hauptsächlich Hebräisch und Kirchengeschichte treiben. Dieser für uns seltsamen Einrichtung folgend, lebte nun J. mit seinem Bruder allein und ohne Aufsicht in der großen Stadt. Fast nichts von Bedeutung wird uns aus dieser Zeit über ihn in seiner Lebensbeschreibung berichtet. Nach den Listen der Bibliothek scheint er nach wissenschaftlichen Hülfsmitteln kein großes Verlangen gehabt zu haben: die „arabischen Nächte" und mehrere andre jezt vergessne Bücher mit verdächtigen Titeln scheinen seine knabenhafte Leselust befriedigt zu haben. „In seiner Westentasche pflegte er eine Miniaturausgabe des Ossian mit sich herumzutragen, aus der er dann auf seinen ländlichen Wanderungen mit lauter Stimme und heftiger Gesticulation lange Stellen las und hersagte." Die Mathematik war sein Lieblingsstudium; von besonderen theologischen Studien wissen wir nichts, außer daß ihm einmal in einem Bauerhofe zufällig

ein Exemplar des bekanten Buchs von Hooker über Kirchenverfassung in die Hände kam, das ihn sehr angezogen haben soll. Noch nicht 18 Jahre alt erhielt er eine Stelle als Lehrer der Mathematik an einer kleinen Schule in dem Städtchen Haddington, wo er bis 1819 blieb, um dann an eine größere Anstalt nach Kirkaldy zu gehen. Die vorliegende Biographie gibt uns ein sehr deutliches und interessantes Bild seiner äußren Erscheinung um diese Zeit. Wir erfahren, daß er ein junger Mann von riesiger Größe und starken Muskeln war, ein Freund von Leibesübungen aller Art und ein passionirter Fußgänger. „Dr. Chalmers fing damals an, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und als es eines Tages hieß, er werde in der S. Georgskirche zu Edinburg predigen, machte sich J. an einem Wochentage nach den Schulstunden von mehreren seiner Zöglinge begleitet von Haddington auf und kehrte noch denselben Abend zurück, nachdem er 35 engl. Meilen, ohne eine andre Rast, als die in der Kirche gehalten zu haben, zurückgelegt hatte." Ermüdet langten die Wandrer in der Kirche an und lenkten ihre Schritte nach einem leren Kirchstuhl, wo ihnen der Eintritt jedoch durch einen Mann verwehrt wurde, der seinen Arm quer vor den Stuhl hielt und erklärte, derselbe sei mit Beschlag belegt. J. stelte ihm vor, daß an diesem Tage dem Publikum alle Sitze geöffnet seien; aber vergeblich. Endlich war seine Geduld zu Ende und seine Hand erhebend rief er mit der ihm eigenen gewaltigen Stimme und Gebärde: „Halten Sie Ihren Arm weg, oder ich schlag' ihn in Stücke." Sein erstaunter Gegner wich zurück und J. nahm mit seinen Knaben die Plätze ein. In der Schule zeigte er eine fast unmenschliche Strenge, die bis zur Grausamkeit ging. „Oft ließen sich aus der Schulstube Töne vernehmen, die das Mitleid und den Unwillen der Nachbarn erregten." Einer derselben, ein Metzger, ein Mann von großer Körperkraft, heißt es, erschien eines Tages mit aufgekrämpten Hemdsärmeln und einer Axt auf der Schulter an der Thür der Schulstube und fragte mit schrecklicher Ironie: „Soll ich Ihnen heute helfen, Mr. J.?" Er verstand es durchaus nicht sich in weiteren Kreisen beliebt zu machen, ja mußte es erleben, daß sich in Kirkaldy noch eine zweite Schule unter der Leitung des später als Geschichtsschreiber bekanten Carlyle aufthat. Nur in dem Hause des Geistlichen in der Stadt, Mr. Martin, war er gern gesehen, mit dessen Tochter Isabella er sich hier verlobte. Ueber seinen theologischen Bildungsgang fehlen auch hier die Nachrichten fast ganz. Wie lehrreich müßte es sein, die innere Pädagogik solcher Geister zu studiren. Obgleich sich aber Mrs. Oliphant bemüht, die Lücken nach Kräften auszufüllen, geht doch die Darstellung dieser Entwicklungsjahre mehr in die Breite, als in die Tiefe. J. selbst nent zwar später Hooker, Taylor und Baxter in der Theologie, Bacon, Locke, Newton in der Philosophie, Shakespeare, Spenser und Milton in der Poesie seine beständigen Begleiter, außer dieser etwas buntscheckigen Quellenangabe erfahren wir aber nichts über den Gang seiner Studien; dieselben scheinen sich damals durchaus noch nicht auf ein besonderes Gebiet concentrirt zu haben. Er brachte die erforderlichen 4—6 Monate, die dem „eigentlichen" theologischen Studium gewidmet waren, in Edinburg zu, bestand 1815 seine Prüfungen und erhielt im Juni dieses Jahres vom Presbyterium zu Kirkaldy Vollmacht, das Evangelium zu predigen.

1818 verließ er den bisherigen Schauplatz seiner Thätigkeit. Er erkante, daß die Schule nicht sein Arbeitsfeld sei; zum Prediger fühlte er sich berufen. Und doch, so groß sein Eifer hierin war, so schwach war der Erfolg. Es ist sehr auffallend, daß derselbe Mann, der später grade als Prediger solches Aufsehn erregte und halb London zu Zuhörern hatte, anfangs gar keinen Eindruck machte. „Er ist zu großartig," war das allgemeine Urteil seiner Zuhörer in Kirkaldy. Allerdings mochten das Feuer und der poetische Schwung der Sprache, die neuen und nicht nur ungewohnten, sondern auch meist höchst wenig schulgemäßen Gedanken, die er dem Text entlockte, auf den nüchternen und grade damals in den sogenanten „Moderatismus" sehr verknöcherten Presbyterianer Schottlands einen weniger anziehenden Einfluß üben, als auf die gebildete, stets nach dem neuen und piquanten begierige Welt Londons. Das Wort, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gelte, erfülte sich an J. im vollen Maße. Aber grade je weniger Anklang J.'s Predigten fanden, je mehr für ihn alle Aussicht schwand, mit Erfolg auf diesem Gebiete zu wirken, desto mehr wurde er in der Ueberzeugung bestärkt, daß grade dazu der Herr ihn berufen habe. Er zog sich nach Edinburg zurück und verlebte hier ein Jahr in Einsamkeit und Stille, nur den Studien und dem Verkehr mit einigen wenigen Freunden lebend. So ohne Freunde und Gönner, ohne Zuhörer in der Kirche, in ärmlichen Verhältnissen allein in der Welt dastehend, wurde es immer dunkler um ihn her. Aber doch wurde er seines Berufs immer gewisser. Das Ideal eines Predigers des Evangeliums stieg vor ihm auf und er war entschlossen, diesem hohen Vorbild nachzuleben. In seinem einsamen Zimmer verbrante er alle seine bisherigen Predigten. Sein Vaterland verschmähte ihn. Da beschloß er Missionar zu werden, aber ein Missionar, nicht wie man sie in Exeter-Hall sah und hörte, die „mit einer Druckerpresse und dem ganzen Apparat der Civilisation beladen" hinauszogen; das Ideal eines Missionars der apostolischen Zeiten schwebte ihm vor, der einsam und arm, aber ohne Furcht seine Straße zieht, von Ort zu Ort das Evangelium trägt und am Ende sein Leben dafür läßt. Schon wolte er nach Deutschland gehen, um sich dort durch Studien auf eine Missionsreise nach Persien vorzubereiten, als er eine Einladung von Dr. Thomson, dem Geistlichen an der Georgskirche in Edinburg erhielt, dort vor ihm und Dr. Chalmers zu predigen. Wieder verstrichen nach dieser Predigt Wochen um Wochen und alle Aussicht auf ein Wirken in der Heimat schien geschwunden, als er plötzlich von Chalmers aufgefordert wurde, zu ihm als Hülfsprediger nach Glasgow zu kommen. J. jedoch, an dem Erfolge des Wirkens in der Heimat verzweifelnd, wolte sich der Gemeinde nicht aufdrängen und erklärte: „Ich will predigen, wenn

Sie es für angemessen halten, wenn die Leute aber meine Predigt ertragen, so sind sie die ersten, die sie ertragen haben." Auf Chalmers Autorität hin nahm die Gemeinde J. an und so zog er im October 1819 nach Glasgow.

So wirkten denn diese zwei außerordentlichen Männer zusammen auf einem Arbeitsfeld: J. eben in das öffentliche Leben eintretend, Chalmers auf der Mittagshöhe seines Ruhms; der eine voller Glut der Gefühle, alle Geheimnisse des Glaubens zu erforschen bestrebt, bereit Vaterland und Freundschaft um der Verkündigung des Evangeliums willen zu vergessen, der andere ein durchaus aufs praktische gerichteter Geist, der bei der uneigennützigsten Liebe zu Gott und den Nächsten doch nie das Altagsleben um sich her vergaß. So läßt es sich denken „daß ein harmonisches Zusammenwirken beider auf die Dauer kaum möglich war," beide verstanden sich zu wenig. Zwar wissen wir nicht, daß irgend ein Schatten in das äußere Einvernehmen beider Männer gekommen ist; aber die rechte innre Harmonie fehlte von Anfang an. Mit der größten Hingebung arbeitete J. an dem ihm zugewiesenen Werk, in den schmutzigsten Gassen, den verrufensten Häusern, dem steten Sitz der Armut und des Verbrechens, bewegte er sich täglich. „Friede sei mit diesem Hause"! war der ungewohnte apostolische Gruß, mit dem er in jede Thür trat. Aber auch hier fand sein Herz, das von Ehrgeiz brante, irgend etwas außerordentliches zu thun, keine Ruhe. Die Leute liebten und achteten ihn; aber was war er gegen den angebeteten Chalmers? Schon dachte er wieder daran, seine Missionspläne aufzunehmen; er erhielt einen Ruf an eine presbyterianische Kirche zu Kingston in Jamaica, als sich ihm eine andre glänzendere Aussicht eröffnete, die für sein ganzes Leben entscheidend wurde. Das Presbyterium der kleinen „kaledonischen Kirche" in Hatton Garden in London berief ihn zum Geistlichen.

„Am zweiten Sabbat des Juli 1822" erschien J. zum ersten Mal vor seiner neuen Gemeinde. Die neue Stellung war für ihn eine in jeder Beziehung erwünschte. „Sie können nicht glauben," schreibt er bald nach seiner Ankunft an einen Freund „wie glücklich ich hier bin im Besitz meiner eigenen Gedanken, in der Freiheit meiner Lebensführung und in der Gunst des Herrn. Die Leute haben mich mit offnen Armen aufgenommen, die Kirche ist bereits regelmäßig gefüllt, meinen Predigten, obwol durchschnittlich fünf Viertelstunden dauernd, wird mit der ernstesten Aufmerksamkeit gefolgt." Dieser bescheidene Anfang machte aber bald einem riesigen Erfolge Platz. Sir James Macintosh, ein Mitglied des Presbyteriums der „kaledonischen Kirche," machte den berühmten Staatsmann Canning auf den neuen Prediger aufmerksam und führte ihn in die Kirche. „Bald darauf hatte im Hause der Gemeinen eine Debatte statt, welche die Einkünfte der Kirche betraf und in der die Nothwendigkeit der Verbindung von hohem Talent und gutem Gehalt betont wurde. Ohne Zweifel kam es dem Staatsmann sehr gelegen, als Beispiel des äußersten Gegenteils die kleine kaledonische Kapelle und ihren nenen Prediger anzuführen. Canning sagte

dem Hause, diese Verbindung sei so wenig die Regel, daß er selbst kürzlich die beredteste Predigt, der er je beigewohnt, von einem schottischen Geistlichen, der in einer der am spärlichsten ausgestatteten Kirchen erzogen und an einem ihrer fernen Vorposten ohne irgend welche Dotirung angestelt sei, gehört habe. Diese Rede erweckte die Neugierde und soll der erste Anlas gewesen sein, daß von nun an „die gute Gesellschaft" in solchen Massen nach Hatton Garden strömte. In der kürzesten Zeit sah sich J. von einer Zuhörerschaft umgeben, wie sie nicht leicht ein Prediger wieder gehabt hat. König Georg der IV., die Herzöge von York und Kent, Lord Brougham und Canning, alle Größen der Kunst, Wissenschaft und Politik strömten Sontag für Sontag nach der kaledonischen Kapelle; der Tory-Premier Lord Liverpool soll einmal durch das Fenster eingestiegen sein, da jeder andre Zugang durch die Massen versperrt war. Das Gedränge verursachte nicht selten Unglücksfälle in den benachbarten Straßen. Der Zudrang währte bis zum Jahre 1827, wo eine für J. neugebaute Kirche auf dem Regentsquare eröffnet wurde. Als es leichter geworden war, Zutritt zu erlangen, hörte auch der Zudrang auf. Derselbe ist aber um so mehr bemerkenswert, als J. in seinen Predigten über die Maßen lang war, so daß der nur aus Gesang, Gebet und Predigt bestehende Gottesdienst nie unter 2½ Stunde währte. Chalmers beklagte sich laut über diese üble Gewohnheit. Er war nach London gekommen um die neue Kirche mit einer Predigt zu eröffnen. Die Gemeinde war begierig ihn zu hören, und war bereits drei Stunden vor Begin des Gottesdienstes in der Kirche versammelt. J. solte ein Kapitel der Schrift vorlesen: „er wählte das längste in der Bibel und brauchte anderthalb Stunden." Bei einer andern Gelegenheit versicherte er Chalmers, er wolle sich heute kurz fassen. „Wie kurz?" fragte jener. „Nur eine Stunde und vierzig Minuten," war die Antwort. Das Prebyterium beklagte sich oft über die Länge der Predigten. Aber Vorstellungen halfen nichts. „Ich sagte ihnen," bemerkt J. in seinem Tagebuch, „daß ich mich hierin keiner Autorität fügen würde: ich bin entschlossen 2½ Stunde für mich in Anspruch zu nehmen."

Einen größeren Wechsel in Bezug auf den Erfolg seiner Wirksamkeit als J. hat wol kaum jemals ein andrer Prediger erfahren. Aus dem „unbekanten Schotten J.," dem überall verkanten und, wo er eine Zeit gewirkt, schnell vergessenen Candidaten ohne Gönner, Prediger ohne Zuhörer wurde eine Persönlichkeit, die grade durch das, was alle Welt im Vaterlande an ihm geringschätzte, in der Fremde zu einem Stern erster Größe erwuchs. Der Prediger, den anzuhören der fromme schottische Shopkeeper für unter seiner Würde hielt, sah Herzöge, Grafen und Minister unter seinen Zuhörern. Hätte J. gleich anfangs diesen außerordentlichen Erfolg gehabt, so würde er schwerlich jemals mehr als ein Prediger geworden sein, wie es viele gab. Grade das Dunkel, das ihn umgab, regte und stärkte in ihm das Verlangen nach Licht trieb sein Sinnen und Forschen immer mehr in die Tiefe. Zugleich aber hatte dies angewiesen sein auf sich

selbst den bleibend schlimmen Erfolg, daß sein Streben ein dem Ehrgeiz zum mindesten sehr verwandtes wurde und blieb, daß die in ihm wogenden Gefühle, die vor ihm aufsteigenden Ideale aller kirchlichen Zucht und Nüchternheit entbehrten und mit glühenden aber gehaltlosen Phantasien eine täuschende Aehnlichkeit bekamen. Zwar bekante er sich stets entschieden zu dem Glauben seiner Kirche und that sich bis zulezt auf seine Orthodoxie nicht wenig zu gute, im Grunde aber war diese Uebereinstimmung, wenn sie überhaupt vorhanden war, eine rein zufällige; ein gewisser ungebeugter Sinn, ein stark antinomistischer Zug geht von Anfang an durch seinen Charakter. Eine Stelle, wie diese in London, an einer ziemlich außer dem kirchlichen Verbande liegenden Gemeinde, wo er allein Priester und Prophet in einer Person war, war die für ihn einzig mögliche. In Schottland wäre entweder sein Feuer bald erloschen und auf das Niveau landesüblicher Kirchlichkeit herabgesunken, oder es wäre die traurige Katastrophe, die ihn auch in der Fremde später ereilte noch früher eingetreten. Die ersten in London gehaltenen nach seinem Tode im Druck erschienenen Predigten zeigen eine Fülle und Tiefe der Gedanken und der Sprache, einen Reichtum der Phantasie, eine wunderbare Poesie geistlicher Rede, die noch jezt den Leser bezaubert. Ein Missionar hatte er immer werden wollen, hier hatte er ein Feld, wo er das Wort Gottes auf alle Beziehungen des menschlichen Lebens, die höchsten und die niedrigsten, wie er es längst gewünscht, anwenden konte. „Einige Prediger," hatte er bei seinem Abschied von Glasgow gesagt, „treiben ihren Handel von einem Hafen zum andern und verfolgen den gewöhnlichen, allgemein anerkanten Lauf; andre wagen sich über den ganzen Ocean menschlicher Beziehungen. Genug sind der Diener am Wort, die die Heerde in ihren sichren Weideplätzen halten. Wo aber sind solche, die in fremdes Gebiet eindringen, um die Diener der Mode, der Literatur, des Gefühls, der Politik, der Vornehmheit zu gewinnen, die bei ihrem manichfachen Götzendienst sich begnügen, ihr Werk ohne Frömmigkeit, ohne Liebe zu dem Gottgesandten zu vollbringen?" Ein Hauptgrund des unerwarteten Erfolgs, den J. fand, ist ohne Zweifel eben darin zu suchen, daß er sich nicht an einzelne Menschen, nicht an eine besondere Klasse, sondern an alle Klassen der Gesellschaft wandte. Das Wort Gottes war ihm nicht eine Samlung erbaulicher Sprüche, er ris seine Zuhörer nicht gewaltsam aus den politischen und socialen Stellungen, in die sie eingepflanzt waren, heraus, um sie dann als Kranke, die alle an demselben Schaden litten, auch nach derselben Heilmethode zu heilen. Seinem Geiste schwebte stets das Ganze der Heilsentwickelung im Reiche Gottes vor und diese Heilsgeschichte mit der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit in Zusammenhang zu bringen, hielt er für eine hohe Aufgabe des Predigers. Zwar erkante er wol, „daß die Sünde allein der Leute Verderben sei," er wußte aber auch, daß diese Sünde auf den verschiedenen Gebieten des kreatürlichen Lebens die verschiedensten Gestalten annehme. Er würde es für ganz verkehrt geachtet haben, dieselbe Predigt, die er den Londoner Staatsmännern und Philosophen hielt, auch den hochländer Jägern und Fischern zu halten. Darum zog er in seine Predigten alles, was den menschlichen Geist beschäftigte und zu Sünde und Irrtum verführte. Wie die alte Schlange als ein vielköpfiges Ungeheuer den verschiedenen Menschen verschieden entgegentritt, den Kaufmann mit dem Geiz, den Krieger mit der Ruhmbegierde, den Reichen mit dem Wolleben, den Armen mit dem Neid und Verlangen nach Gütern dieser Welt versucht, so, meinte J., soll auch ein Prediger, namentlich in einer so großen Stadt, wo alle Lebensgebiete concentrirt erscheinen, jedem in seine besondere Lebensstellung folgen und ihn aus Gottes Wort ermahnen, aufwecken und stärken.

Im zweiten Jahre seines Londoner Aufenthalts vermählte er sich mit Isabella Martin, der ältesten Tochter des Geistlichen zu Kirkaldy, in dessen Hause er früher viel verkehrt hatte. In demselben Jahre erschien sein erstes Buch in zwei Teilen unter dem Titel: „Reden für die Orakel Gottes" und „Beweis für ein zukünftiges Gericht", größtenteils früher gehaltene Predigten.*) „Der Verfasser", heißt es in der Vorrede, „hat nach mehr als zehnjähriger Erwägung der Sache die Ueberzeugung gewonnen, daß das Haupthindernis, welches der Ausbreitung der göttlichen Wahrheit in den Herzen der Menschen im Wege steht, in der mangelhaften Darstellung derselben liegt. In diesem Lande sind vielleicht in jedem Stande $^9/_{10}$, die durchaus nichts wissen von der Anwendung und dem Nutzen der einzelnen Wahrheiten der Offenbarung oder der Offenbarung im Ganzen, und was sie nicht wissen, von dem kann man nicht erwarten, daß sie ihm mit Ehrfurcht und Gehorsam begegnen. Diese Unbekantschaft in höheren und niederen Ständen mit der Religion als einer Richterin der Gedanken und Sinne des Herzens hat ihre Ursache nicht sowol in einem Mangel an Forschungstrieb, als in einem Mangel an fleißiger und geschickter Darreichung von Seiten derer, die damit betraut sind." Rief dieses Buch, indem er der ganzen bisher üblichen Predigtweise den Krieg erklärte, schon einen Sturm in der Presse und auf den Rednerbühnen hervor, so wuchs die Aufregung noch mehr, als er im Mai des folgenden Jahres 1824 von der Londoner Missions-Gesellschaft aufgefordert wurde, bei dem Jahresfeste die übliche Predigt zu halten. Das Ideal eines Missionars hatte ihm schon lange vorgeschwebt, aber obgleich den Vorstehern der Gesellschaft weniger daran liegen konte dieses, als vielmehr die Erfolge und Bemühungen ihrer Missionare in anerkennender Rede der Zuhörerschaft vorgeführt zu sehen, kehrte sich J. doch wenig daran, sondern führte der erstaunten Menge in viertehalbstündiger Rede das Bild eines Apostels des Evangeliums vor, nicht wie er dermalen beschaffen war, sondern wie er

*) Interessante Auszüge daraus gibt Hohl in seinem Buche über J.

beschaffen sein sollte. Die Gesellschaft war wüthend über diesen „Betrug", das Publikum in der höchsten Aufregung. Sie wußten noch nicht, daß J. ein Mann war, der nun einmal seine eigenen Wege ging und nach den Vorurtheilen des Publikums oder den Bedürfnissen einer Missions-Gesellschaft wenig fragte.

Der gewaltige Zulauf, den seine Predigten in London fanden, begleitete ihn auch auf wiederholten Besuchsreisen nach seinem Heimatlande Schottland, wo er oft im Freien vor einer Versamlung von 10,000 Zuhörern predigte und wo ihm aus Dorf und Stadt, aus den Ebenen des Unterlandes wie aus den Thälern des Hochlandes zuströmte, fast möchte man sagen, was Beine hatte. Ist es zu verwundern, daß dieser steigende Erfolg auf sein inneres Leben einen immer größeren Einfluß ausübte? Leider aber lehrt uns diese durch und durch panegyrische Lebensbeschreibung, daß dieser Einfluß allmälig ein äußerst verderblicher wurde. Schon jene Zeit seiner schottischen Enttäuschungen hatte ihn, den die Mitwelt nicht gebrauchen zu können schien, wesentlich auf sich selbst angewiesen. Der Gegensatz zur Außenwelt trieb ihn, sich eine kleine Welt für sich aufzubauen. Aber auch der Gegensatz zu seiner kirchlichen Umgebung trieb ihn, sich eine Kirche für sich zu bilden. Daher hier der hierarchische Zug bei ihm, der bei einem Geistlichen der durchaus demokratisch gerichteten schottischen Kirche jedem sofort doppelt auffält, der in den mitgeteilten Briefen und Tagebüchern von dem Verkehr mit seiner Gemeinde und seinem Presbyterium liest. Daß sein Erfolg als Prediger, daß der Anblick einer in sklavischer Verehrung an ihm hängenden Gemeinde ihn noch mehr in dem von Anfang in ihm vorhandenen gesetzlosen Zug, zu dem seine oft ganz zügellose Fantasie ihn so wie so versuchte, bestärken mußte, ist klar. Gründlichere Studien scheint J., nach seinen Tagebüchern zu schließen, überhaupt erst in London gemacht zu haben. Wie aber selbst diese Gründlichkeit mag beschaffen gewesen sein, kann man schon dem Umstande entnehmen, daß er eigentlich nur für das Publikum studirte. Zu innrer Reife, zu auch nur nothdürftiger Vollständigkeit kam er in seiner theologischen Ausbildung nie, denn was er dachte, las und schrieb, dachte, las und schrieb er für kurz darauf zu haltende Predigten, in denen die eben erst gewonnene Erkentnis sofort mit fantasiereicher Rhetorik als Resultat der Weltstadt mitgeteilt wurde. Nirgends tritt uns dies mehr entgegen, als bei seinen prophetischen Studien und bei den mit ihnen verbundenen dogmatischen und kirchlichen Kämpfen, die den Rest seines Lebens von 1828—1833 erfüllten und zu deren Schilderung wir jezt überzugehen haben.

Nachrichten.

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

Am 6. u. 7. October d. J. fand die Herbstversamlung des Vereins zu Gnadau statt. Diese Herbstversamlungen sind in der Regel viel weniger besucht, als die Frühjahrsversamlungen, welche nach einer langen anstrengenden Arbeitszeit den Brüdern zugleich eine erquickliche Erholung versprechen; aber es ist ein Zeichen des göttlichen Segens, der auf unserm Verein so sichtbar ruht, und den wir so dankbar erkennen, daß diese herbstliche Zusammenkunft zu den besuchtesten gehörte, daran wir uns erinnern. Wo wahres inneres Leben eine Gemeinschaft beseelt, prägt dasselbe sich auch in eigentümlichen Gestaltungen aus. Es ist selten, daß unsere verschiedenen Versamlungen nicht eine sehr markirte Physiognomie hätten. Wir gedenken noch daran, wie unseren früheren Besprechungen von sehr gewichtiger Seite oft der Vorwurf gemacht wurde, sie seien zu theoretisch, zu wissenschaftlich, — sehr natürlich, denn der Glaube lebte nur erst in der Wissenschaft und hatte noch nicht Kraft zu praktischen Gestaltungen — auf dieser Versamlung schlug eine Stimme vor, es möge jedes Mal ein wissenschaftlicher Gegenstand behandelt werden, ein Vorschlag, der wol aus der Besorgnis hervorging, daß die nüchterne Praxis jezt zu sehr vorherschen und der höhern wissenschaftlichen Grundlage dereinst entbehren möchte. Bis jezt ist diese Besorgnis noch nicht gerechtfertigt, und grade diese Conferenz zeichnete sich dadurch aus, daß wahre Wissenschaft und eine Praxis, welche in die verschiedensten Verhältnisse des Lebens und des Amtes sehr concret, zweckdienlich und unmittelbar einging, in ihr sich glücklich vereinigten auf der Grundlage lebendigen Glaubens und eines festen einmütigen Bekentnisses. Indem man davon ausging, daß diese Conferenzen doch eigentlich dazu da wären, daß man sich wirklich brüderlich besprechen, seine Gedanken gegen einander austauschen, sich verständigen, einander trösten und kräftigen solle, war in der lezten Zeit oft betont worden, daß man lange Vorträge nicht wünsche, die könne man sich aus Büchern selbst lesen: dennoch hatten wir dies Mal, wenigstens am ersten Tage, fast nur Vorträge, ohne gemeinsame Besprechung, am andern Tage freilich desto mehr der leztern. Und doch war es so gut; manche sagten, sie hätten seit langer Zeit keinen so reichen schönen Tag in Gnadau erlebt, als jenen ersten. Man muß in solchen Sachen aber auch nichts erzwingen wollen, man muß es nehmen, wie es Gott gibt, und die Gabe Gottes nicht verderben durch Eigenwillen und Eigenwahl. Das Leben geht nicht in steifen Uniformen einher, sondern ist bunt und mannichfaltig. Doch nun zur Sache:

Die Conferenz des lutherischen Vereins hatte sich früher bereits am Vortage unserer Versamlung in Gnadau zusammengefunden, weshalb am frühen Morgen immer schon eine Menge Brüder da waren. Da nun solche dies Mal aber nicht stattfand, und dem Vernehmen nach auch ferner nicht statthaben wird, so war es erst sehr dünn unter uns, aber, als wir zu der gewöhnlichen Stunde, um 10 Uhr, begannen, hatte der Herr, wir wissen selbst nicht wie, so viel liebe

Brüder zusammengebracht, wie wir sonst irgend nur zu dieser Zeit im Betsaale der Gemeinde gesehen haben. Vielleicht hat es der Herr auf die Bitte dieser gethan, welche uns nicht allein wieder mit so vieler, aufopfernder Gastfreundschaft aufgenommen, sondern auch am Abend vorher in einem schönen liturgischen Gottesdienste ihre Fürbitte für uns so ganz besonders und herzlich hatte vor dem Herrn erscheinen lassen. Nach gemeinschaftlichem Gesange und Gebete knüpfte der bisherige Vorsitzende des Vereins, Sup. Westermeier, das Wort der üblichen Begrüßung an die Kalendernamen dieser Tage Fides, Charitas, Spes. Ein Aufsatz in der Ev. K. Z. habe an den Segen erinnert, welchen eine andächtige Betrachtung des Kirchenbuchs dem Geistlichen gewähren könne, die 365 Tage des Kalenders, unter denen vielleicht auch unser lezter Tag sei, und die Namen, die dabei ständen, geben auch viel zu bedenken, sonderlich die, mit denen diese Tage bezeichnet wären. Der Apostel sage: Nun aber bleibet Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei. Diese drei bleiben für alle Menschen und alle Zeiten die Grundlage und Bedingung alles Heils, sie seien die drei Buchstaben, in welchen der ganze Inhalt der heiligen Schrift verfasset sei, sie seien drei Wandersleute, welche dem Menschen zum sichern Geleit durch dies Leben gegeben seien und ihn sicher zum Himmel führen, zwei nehmen zulezt Abschied von ihm, der eine aber bleibe und zeige ihm dann, was er an den andern Beiden gehabt, und übergebe ihn Gott, der die Liebe ist, damit er zulezt in den Abgrund der ewigen Liebe und Seligkeit versinke, da ihm nichts mehr übrige bleibe, als Gott ewig zu loben. Der Glaube sei uns zuerst Noth, zumal in der gegenwärtigen Zeit, der Glaube habe das Symbol des Kreuzes, und das Kreuz sei sein Grund und Panier. Das ganze Leben, das öffentliche, wie das private, trage die Signatur des Unglaubens; die Literatur, vor allem die Tagespresse, die Industrie, der Ackerbau, der Handel, die Gewerbthätigkeit, die ganze Politik verfolge mit dem Ausschluß aller höhern Interesse nur ein materialistisches Ziel, und seien nicht gegründet auf den lebendigen Gott, und das Kreuz Christi sei dieser Richtung eine Thorheit. Die Fides stehe bei dem gestrigen Tage, sie sei unserer heutigen Versammlung, wie allen andern vorhergegangen, aus dem Glauben sei unser Verein geboren, auf diesem festen Grunde solle er stehen bleiben dem morschen Grunde gegenüber, auf dem die Welt stehe. Unser Beruf sei es, von diesem Glauben zu zeugen, deutlich und furchtlos, und zu kämpfen mutig, tapfer und beharrlich und aufs Neue uns zu vereinigen unter der Fahne des Kreuzes, denn unser Glaube sei der Sieg, der die Welt überwunden hat. Bei dem heutigen Tage stehe die Charitas. Sie sei das Gott und Menschen, und alle Menschen einende Band. Um sie habe der Herr sein leztes Gebet gethan: „Auf daß sie alle eins seien, gleichwie Du, Vater, in mir und Ich in Dir." Erst mit dem Vater und dem Sohne durch den h. Geist Eines, dann alle Eines. Für die ungläubige Welt habe der Herr nicht gebeten, weil sie nicht glaube. Die heutige Welt posaune von nichts mehr, als von der Liebe und Einigkeit, diese von der deutschen Einigkeit an bis Gott weiß, zu welcher Einigkeit, sei ihre Losung, aber nie sei eine solche Zerrissenheit zum Vorschein gekommen, wie jezt, Mann und Weib, Kinder und Eltern, Herschaften und Dienstboten, König und Volk, Kirche und Staat und alle Völker seien auseinder und sollen noch mehr auseinander. Selbst unter den Gläubigen fehle es nicht an Zertrennung der Geister. Unser Verein solle sich nicht rühmen, daß die Liebe nie getrübt worden sei, Gott aber habe doch in Gnaden gegeben, daß wir unser Bundes- und Schlußlied immer mit wahrhaftigem und brünstigem Herzen haben singen können: „Die wir uns allhier beisammen finden, schlagen unsere Hände ein ꝛc." Aber unter Wachsamkeit und Gebet müssen wir auch fleißig sein, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. Das Symbol der Liebe sei das flammende Herz. An dem in der Glut der göttlichen Liebe verzehrten Herzen des Lammes Gottes haben wir unsere Liebe zu entzünden, daß ihre Glut feurig, eine Flamme des Herrn sei, welche auch viele Wasser nicht mögen auslöschen. Treu müsse sie sein bis in den Tod, und wie dem Glauben der Sieg, sei auch ihr die Verheißung geworden, daß sie alles überwinde. Das Zeichen der Spes sei der Anker. Die Welt werfe ihre Anker auch aus, aber der Grund, dahin sie werfe, sei der seichte Grund eitler Einbildung, hervorgegangen aus Eigensucht und Eigenwillen, ungebändigtem Stolze, ein Anker reiße nach dem andern, immer neue ausschweifende Hofnungen und zuversichtliche Verheißungen, bis auch der lezte reißen werde und das Schiff in den Grund sinke. Der Anker unserer Hofnung sei das ewige Wort Gottes. Das vorgesteckte Ziel erreichen wir hier zwar nicht, eine Trübsal folge der andern, die Weltgeschichte sei ein Kreislauf von immer neuen vielversprechenden Anfängen und beständigen Rückschlägen. Aber die Weissagung des Wortes Gottes werde zu seiner Zeit erfüllt werden, und werde frei an den Tag kommen und nicht außen bleiben. Unsere Arbeit in dem Herrn sei nicht vergeblich, das vorgesteckte Ziel werden wir doch erlangen; unsere Trübsal schaffe eine ewige und über alle Maßen wichtige Herlichkeit, und wenn die Weltlage auch täglich drohender werde, so sei doch der Rath des Herrn wunderbarlich und führe alles herlich hinaus. Darum wären wir fröhlich in Hofnung, und wie der Glaube der Sieg und die Liebe alles überwinde, so werde unsere Hofnung auch nicht zu Schanden werden. Unter der Fahne, darin das Kreuz, das flammende Herz und der Anker, haben wir gestritten und wollen fortstreiten. Die Fides sei gestern und von Anfang, die Charitas tragen wir heute in den brennenden Bruderherzen, morgen gehen wir mit der Spes auseinander und warten unter der Mühe und Arbeit des Amtes fröhlich in Geduld der Verheißung Gottes, bis wir eingehen in das Heiligtum Gottes, wo wir in ewiger Liebe vereinigt in Gott mit allen, die geglaubet und gehoffet, der ewigen Liebe ein ewiges Loblied singen werden.

Auf der Tagesordnung stand nun zuvörderst ein Vortrag des Herrn Prof. Cassel aus Berlin über „Renans Leben Jesu und seine jüdischen Quellen." Dieser Vortrag war eine fleißige, umfassende und eingehende Arbeit, welche in geistreicher und anschaulicher Weise ein vollständiges Bild bis in die einzelnsten Züge von dieser so großes Aufsehen erregenden und tief in unsere Zeit eingreifenden literarischen Erscheinung gab. Prof. Cassel wird diesen Vortrag vollständig abdrucken lassen, wir müssen uns hier nur beschränken, das Wichtigste mitzuteilen. Beginnen wir mit dem, was Ref. am Schlusse seines Vortrags über die Person des Verfassers mitteilt, um so mehr, als Ref. von diesem Buche sagt, es sei nicht ein Buch, welches zu Personen reden wolle, sondern selbst eine Person, hier sei kein Autor, der sich selbst vergesse, wenn er gelehrte Forschungen anstelle, sondern der seine Erfahrungen, seine Leidenschaft, seine Apologie in das Buch, als gehörte es hinein, verwebt habe. Renan sei nicht jüdischer Abkunft, wie man wol gesagt, er stamme aus der Bretagne und zwar aus dem entschieden celtischen Theile derselben, und er thue

des celtischen Ernstes und Genius oft Erwähnung. Weil die Bretagne die nordwestlichste Provinz Frankreichs und der Süden der Sitz des positiven Katholicismus sei, so rühme er den Norden vor dem Süden. Aus dem Norden seien alle Apostel gekommen, mit Ausnahme des Judas Ischarioth, der ein Südlinger sei, auch Jesus von Nazareth stamme daher. Renan hat seinen ersten Unterricht auf dem kleinen Seminar in Fregnier genossen, von da kam er nach Paris, wo er Schüler des damaligen Abtes Dupanloup, jetzigen Bischofs von Orleans, war. In St. Sulpice unter Leitung des gelehrten Abtes Le Hir erwarb er die Kentnis der orientalischen Sprachen. Er war noch ein junger Mann, als er diese Anstalt verließ und zugleich den geistlichen Stand, dem er sich gewidmet hatte. Es geschah unter großen Opfern. Er hatte weder Geld noch Stellung in Aussicht. In einem ärmlichen Stübchen in der rue de l'épée erwarb er sich durch großen Fleiß und, wie man sagt, durch bretonische Willenskraft Kentnisse und Unterhalt. Im Jahre 1847 gewann er einen Volneyschen Preis, womit sein Glück gemacht war. Seine Frau ist die Schwester des Malers Heinrich Scheffer und der Erzbischof von Paris hat ihn getraut. Sein Abfall hat seine Freunde, Lehrer und Landsleute tief betrübt. Ref. fürchtet, daß psychologisch tiefliegende Spuren persönlicher Gereiztheit die ersten Anfänge desselben andeuten. Er sagt, man könne ihm einen Anflug poetischer Mystik nicht absprechen, den er von der Kirche geerbt habe, Renan selbst sage, „verständige Erklärungen haben etwas Ungenügendes, der Rationalismus habe jedes fruchtbare Gefühl der Gottheit erstickt." Ref. bemerkt weiter, es sei ein tief innerer Widerspruch in Renan, den freilich die ganze moderne Richtung, welcher er angehöre, teile. Wahrscheinlich seien ihm die Glocken seiner Heimat noch nicht ganz verklungen. Seinem Buche voran gehe ein zärtlicher Brief an seine verstorbene Schwester als Widmung, am Schluß ruft er aus: „Offenbare mir, bon genie, diese Wahrheiten, welche den Tod beherschen." Renan sage, der Glaube könne mit der aufrichtigen Geschichte nicht bestehen. Aber mit der lügenhaften Geschichte besteht er gar nicht. Niemand ist wahr, der seine Sünde nicht bekent. Das Wort „Sünde", sagt Ref., komt aber in dem Buche Renans gar nicht vor. Er schreibt sein Buch, um seine Blöße zu bedecken, aber sie wird doch offenbar.

Ref. gab nun zunächst eine allgemeine Charakteristik des Buchs. Es sei nicht ein deutsches, sondern ein französisches Buch des heutigen Paris, daher trotz seines Titels weniger theologisch als politisch. Es ist ein großes Feuilleton für eins der Pariser Journale, welche auf den Grundsätzen von 1789 stehen. Daher ist es auch nicht sowol gegen Napoleon, als gegen die Kirche gerichtet. Man solle sich nicht täuschen lassen, wenn der Verf. versichere, er habe eine Skizze darin niedergelegt, die er flüchtig im Libanon, in einer maronitischen Hütte, entworfen und später berichtigt habe; das Buch lege deutlich ein großes Stück des socialen Parteikampfes, wie er sich unter Napoleon gestelt habe, offen dar. Es sei eine große und wol durchdachte Demonstration, die sich unter vorsichtigen Wendungen und wol verteilten Sentenzen bald in schmeichelhaftem, bald in drohendem Appell an die regierende Macht wende, um den Krieg der Ideen von 1789 gegen die Kirche führen zu können. Das Hauptstichwort des Buches sei daher „Revolution". Es solle nachgewiesen werden, daß der Vorwurf, den die Kirche und ihre Stimmführer in Frankreich Renan und seinen Genossen machen, daß die Feinde der Kirche auch die revolutionären Gegner der Dynastie seien, falsch sei. In dem Buche wird daher Jesus von der Kirche ganz getrent. Jesus wird als der Revolutionär, die Kirche als die pharisäische Partei der Ordnung und Napoleon zum Teil als der verbesserte Herodes oder Pilatus dargestelt. Renan sagt daher: „In Galiläa gährte, als Jesus auftrat, die Revolution. Das Program Jesu war das revolutionärste, das je einem Gehirn entsprossen; und als er später nach Galiläa zurückkehrte, war er in völliger revolutionärer Glut." Er wird auch der junge Demokrat, Anarchist genant. Zugleich wird aber von ihm versichert, er sei ein transcendenter Agitator gewesen, kein Gedanke von Politik in ihm, die Idee habe ihn allein beherscht, er sei derjenige Mensch gewesen, der den stärksten Glauben an die Wirklichkeit des Ideals gehabt habe. Als solcher sei er der Feind der Formen gewesen, welche die Religion ersticken, anstatt sie zu schützen. Von jeher habe er eine Abneigung gegen die officiellen Repräsentanten des Judentums gehabt. Renan läßt es immer deutlicher, aber vorsichtig, hervortreten, daß er damit die römische Kirche meint. Das Buch offenbart klarer, als es durch Zeitungsartikel geschehen kann, die Stellung Napoleons. Den fürchtet auch Renan. Daher die immer wiederholte Versicherung, daß der sogenante Idealismus, den er Jesus nent, keine Politik mache und auf den faktischen Widerstand gegen die Obrigkeit Verzicht leiste. Er rühmt es, daß Jesus auf seiner herumziehenden Bahn nicht ein einziges Mal von der Polizei belästigt worden sei, und Herodes überschüttet er mit Lob, er habe unvergängliche Erinnerungen, Denkmäler hinterlassen, welche die böswilligste Nachwelt zwingen solten, seinen Namen dem Salomo's beizugesellen, nichtsdestoweniger aber ein unvollendetes, unmöglich fortzusetzendes Werk. Dieser schlaue Idumäer mit seinem weltlichen Ehrgeize, der in ein Labyrinth von religiösen Kämpfen verwickelt wurde, hat inmitten fanatischer Leidenschaften den Vorteil gehabt, welchen Kaltblütigkeit und Verstand verleihen. Welcher Franzose solte das nicht verstehen?

Auf den Inhalt des Buches mehr eingehend, sagt Ref., als Arbeit eines Theologen stehe es trotz seines Flimmers unter dem Elaborat eines Examinanden, aber als sociales Pamphlet gegen die Kirche sei es ein Meisterstück, ein Meisterstück der alten Schlange, welche die Sprache des jungen Frankreichs rede. Es komme ihm nicht auf trockne Wahrheit an, sondern auf Eindruck; während er ein theologisches Buch biete und ein par Theologen sich gegen ihn waffnen, gewinne er die Massen. Diese wisse er mit Schlangenklugheit zu bestechen. Den Unglauben wisse er unter den blendendsten Formen in die Herzen einzuführen. Er steht auf der Höhe der Zeit. Er sagt: „Wir sind kritisch und philosophisch, unsre Sprache ist so wesentlich bestimt, daß immer zwischen dem eigentlichen Sinne des Worts und der Metapher streng unterschieden wird." „Für uns tief ernste Stämme bedeutet die Ueberzeugung die Aufrichtigkeit gegen sich selbst. Die Aufrichtigkeit gegen sich selbst hat aber bei den morgenländischen Völkern, die nicht an die Freiheit des kritischen Geistes gewöhnt sind, keinen rechten Sinn." „Durch unsere Behutsamkeit im Gebrauche von Ueberzeugungsmitteln, durch unsere unbedingte Aufrichtigkeit und unsere uneigennützige Liebe für die reine Idee haben wir alle, die wir unser Leben der Wissenschaft geweiht haben, ein neues Ideal der Sittlichkeit gegründet." So ist nun Renans Jesus nicht. Er hatte kaum einen Elementarunterricht, verstand kein Hebräisch, war jedoch kein Ignorant. Er hatte keine Kentnis der allgemeinen Weltlage; die aristokratische Gesellschaft faßte er wie ein junger

Dorfbewohner auf. Er kante die Philosophie des Lukrez nicht, er glaubte sogar an den Teufel, er besaß Irrtümer in den Augen der Physiker und Chemiker. Seine Familie scheint ihn nicht geliebt zu haben, aber sonst wurde er mehr geliebt als er liebte. Er hatte einen liebenswürdigen Charakter und eine jener hinreißend schönen Gestalten, welche hin und wieder in der jüdischen Race auftauchen. Er beruhigte Maria Magdalena, eine sehr überspante Person, durch seine reine sanfte Schönheit. Natürlich sind Unvollkommenheiten abzurechnen, und der Einfluß des Johannes war mehr schädlich als nützlich. Er hatte nicht die geringste Vorstellung von einer durch Naturgesetze geregelten Weltordnung, daher stelt sich in seinem Wesen vielerlei Verletzendes heraus. Er war nicht ohne üble Laune. Wenn er sagt: „Ich bin nicht gekommen, der Menschen Selen zu verderben, sondern zu erhalten", so ist das feine Ironie. Er war von außerordentlich leidenschaftlichem Temperament; dringend, gebieterisch und duldete keinen Widerstand; seine natürliche Sanftmut scheint ihn zu verlassen, und er wird rauh und wunderlich und zu den stärksten Schmähungen hingerissen. Ein kritischer Philosoph, wie Renan, hätte zu seinen Schülern gesagt: Achtet die Meinungen anderer und glaubt, daß nie jemand so vollständig Recht habe, daß seine Gegner vollständig Unrecht haben. Aber Jesus hatte nichts mit den uneigennützigen Spekulationen der Philosophen gemein. Seine feinen Spöttereien, seine boshaften Herausforderungen trafen immer das Herz. Socrates und Moliere rizten nur die Haut. Er liebt die Ehrenbezeugungen, denn sie dienten seinem Zweck. Im Garten von Gethsemane ward er traurig. Vielleicht überkamen ihn in diesem Augenblicke einige jener Erinnerungen, welche die stärksten Geister bewahren und welche dieselben in gewissen Augenblicken wie ein Schwert durchbohren. Gedachte er der klaren Quellen Galiläas, an denen er sich hätte erquicken können, des Weinstocks und Feigenbaumes, unter denen er bei jungen Mädchen hätte weilen können, die ihm vielleicht ihre Liebe geschenkt hätten? Fluchte er seinem Schicksale, welches ihm die allen andern gewährten Freuden versagte? In Summa, heißt es am Schlusse: Er ist nicht unfähig zu sündigen gewesen, er hat die Leidenschaften, die auch wir bekämpfen, besiegt, kein Engel Gottes, nur sein gutes Gewissen hat ihn gestärkt, kein anderer Satan, als der, den jeder in seinem Herzen fühlt, hat ihn versucht. Wie manche seiner großen Seiten durch die Schuld seiner Jünger für uns verloren gegangen sind, so sind vielleicht auch manche seiner Fehler uns entzogen worden. Man sieht hier, bis zu welcher Frechheit im leichtfertigen Urteile, bis zu welchen Blasphemien ein abtrünniges Herz es bringen, aber doch kann es sich des Eindrucks der Wahrheit nicht erwehren. Christus, der Herr, steht einmal da als der König seines Reiches. Renan sucht es sich auf seine Weise zu erklären. Er meint, zu unserer Zeit würde er diese Anerkennung nicht haben gewinnen können, wir wüßten zu viel und wären zu kritisch; aber nun komt er aufs Morgenland zurück, da wären die Menschen kindlich und phantastisch, namentlich in Galiläa, wo die ehrlichen Fischer wohnten, die, zwar unwissend und schwachen Geistes, an Geister und Gespenster glaubten, aber gute und glückliche Menschen waren, die sich auf ihrem köstlichen kleinen Meere sanft schaukelten und Abends an seinen Ufern schliefen. Da fand Jesus seinen Kreis. Die neue Religion war in vielen Beziehungen eine Frauen- und Kinderbewegung. Jesus hatte ein außerordentlich feines Gefühl für die Frauen. Seine vertrauten und freien, aber durchaus moralischen Beziehungen zu den Frauen von zweideutigem Lebenswandel erklären sich eben so durch die Leidenschaft, mit welcher er an dem Ruhme seines Vaters hing und welche ihn mit einer Art Teilnahme für alle schönen Geschöpfe erfülte, die dazu beitragen konten. Die Apostel sind beschränkten Geistes und, Paulus und Johannes ausgenommen, ohne Erfindung und Genie. Aber im Morgenlande war Unwissenheit, welche bei uns den Menschen zu einer untergeordneten Stellung verurteilt, die Bedingung großer Thaten und großer Originalität. Auch kann keine Religion durch bloße Philosophie, durch weise Lehren der Wissenschaft entstehen. Philosophie und Tugend genügen der Menge nicht. Hier bedarf es der Wunder. Jesus mußte entweder seiner Stellung entsagen oder Wunderthäter werden. Freilich, sagt Renan, verletzen sie uns, denn wir müssen den Glauben daran verbannen und bis auf Weiteres den Grundsatz der historischen Kritik aufrecht erhalten, daß eine übernatürliche Erzählung Leichtgläubigkeit und Betrug voraussezt. Doch scheinen Renan viele Dinge darauf hinzudeuten, daß Jesus wider seinen Willen Wunderthäter ward. Jesus spreche keinen Augenblick den frevelhaften Gedanken aus, daß er Gott sei, er habe die Anklage, daß er sich habe zu Gott machen wollen, als eine Verläumdung hingestelt. Man erstaunt, dafür citirt zu finden Joh. 5, 18, wo erzählt wird, daß die Juden ihn zu tödten trachteten, weil er sagte, Gott sei sein Vater und machte sich Gott gleich. Aber wie wäre es auch möglich, daß Renan durch eine weniger leichtfertige, gewissenlose und lügenhafte Exegese zu solchen Resultaten gelangte, wie er gefunden? Wir übergehen, was Renan weiter über die Wunder Jesu sagt, er rechtfertigt sie im Grunde nur damit, daß die Menschheit wolle getäuscht sein. Und eben deshalb sagt Renan auch nicht gradezu, was er denkt, und mischt, um gefährlichen Anklagen zu entgehen, poetische Apostrophen an dessen göttliche Natur mit ein, den er an anderer Stelle einen Charlatan genant haben würde, hätte er nicht selbst an seine Werke geglaubt. Der Widerspruch, den der Leser des Buchs in solcher Weise auf jeder Seite findet, stößt nicht ab, sondern beruhigt. Renan rechnet auf einen Leserkreis, den er gewinnen will. Da, wo man noch Anstands halber Jesum nicht entstelt sehen möchte, will er unfeinen Anstoß vermeiden. Er sagt daher nur, daß Cäsar niemals geglaubt habe, er sei von Venus geboren, deutet nur an, daß nicht der weise Socrates, aber Apollonius von Tyana ein Gott geworden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 11. November. № 90.

Die Menschwerdung des Gottessohnes.

(Fortsetzung.)

So, wie hier Christus, kann der ewige Gottessohn nicht sprechen; in dem dreieinigen Gott kann nicht ein dreifach verschiedener Wille sein, dessen Einheit nur eine moralische, nur eine Einheit des freien Gehorsams wäre; von einem solchen freien Gehorsam kann wol bei dem Gottessohn des Arius als einem Geschöpfe, nicht bei dem ewig zum göttlichen Wesen selbst gehörigen Gottessohn der heil. Schrift die Rede sein. Von einem Gehorsam des Sohnes ist in der heil. Schrift immer nur die Rede nach seiner Menschwerdung, nicht vor derselben (Phil. 2, 8; Hebr. 5, 8). Wenn also die Menschwerdung nicht, was undenkbar ist, in einer Verwandelung des ewigen Gottessohnes in ein Geschöpf bestehen soll, so können alle jene Aussagen von einem eignen, sich gehorsam unterwerfenden Willen Christi, im ersten und eigentlichen Sinne nur von dem menschlichen Geiste Christi gelten, von dem göttlichen Logos aber nur indirekt, nur insofern derselbe mit diesem menschlichen Geiste in persönliche Einheit getreten ist. Wenn Gott seinen eigenen Willen vollbringt, so kann man den Begriff eines Verdienstes darauf gar nicht anwenden; von einem Verdienst kann immer nur die Rede sein bei einer wahlfreien Unterwerfung des eignen, selbständigen Willens unter einen höheren, über dem Einzelwillen stehenden, von diesem verschiedenen Willen. Christi Gehorsam aber ist ein vollkommenes Verdienst, und auf diesem Verdienst ruht alle Erlösung (Phil. 2, 8. 9; Hebr. 1, 4; 2, 7. 8); Christi Heiligkeit ist also nicht eine seinem Wesen und seiner Natur nothwendig eignende, sondern ruht auf der vollkommenen sittlichen Unterwerfung unter Gottes Willen; also ist sein Wille nicht an sich schon eins mit dem göttlichen, sondern hat an sich auch die natürliche Möglichkeit einer Selbstentscheidung gegen Gottes Willen; Christi Wille kann also nach dieser Seite der Wahlfreiheit hin nicht der göttliche Wille selbst, nicht der des Logos sein, sondern ein rein menschlicher Wille; folglich muß in Christo auch wirklich und wahrhaft ein menschlicher Geist gewesen sein, unterschieden von dem in ihm wohnenden göttlichen Logos.

2. Geben wir auch zu, daß es dem Wesen Gottes nicht widerspricht, Schmerz zu haben über das Gottwidrige, — denn wenn die Liebe Gottes nicht ein leres Wort sein soll, so muß es auch, bei Voraussetzung einer Untreue des Geliebten, eine schmerzliche Liebe geben, — so ist doch solcher göttlicher Schmerz schlechterdings immer nur Mitleiden, nimmermehr aber ein Schmerz über ein eignes mangelhaftes, leidenvolles Dasein. Ein an seinem eignen Dasein leidender Gott wäre ein Götze, wäre in vollem Widerspruch mit dem christlichen Gedanken Gottes. Mag man also den Gedanken der Selbstentäußerung des Logos, — den die Theologie der lutherischen Kirche bekantlich zurückwies, — noch so weit treiben, so kann man doch ohne unzweifelhaftes Aufgeben des christlichen Gottesbegriffes unmöglich bis dahin fortschreiten, daß der Logos sich bis zum Leidentlichsein in seinem eignen Dasein erniedrigte, d. h. sich in seinem göttlichen Wesen selbst aufhöbe. Nun hat Christus während seines irdischen Lebens nicht blos Schmerzen aus der mitleidenden Liebe erfahren (wie allenfalls noch Joh. 11, 33. 35. 38; 13, 21 ausgelegt werden könnte), sondern auch ganz bestimt aus seinem eignen, in den Zusammenhang des Sündenelendes gestelten menschlichen Dasein. Er empfand Hunger, Durst, leibliche Schwäche (Matth. 4, 2; Joh. 4, 7; 19 28; Matth. 8, 24; Luc. 8, 22; 2 Cor. 13, 4; Hebr. 5, 3), er fühlte die ihm angethane Marter in voller Wahrheit (Matth. 26, 38; Marc. 14, 33. 34; Joh. 12, 27; Hebr. 5, 7). Obgleich nun die Kirche mit vollem Rechte auch von einem Leiden des Gottessohnes redet, so ist dies doch schlechterdings nur ein Mitleiden, zunächst und überwiegend mit dem Sündenelende der Menschheit, dann aber die auf der vollen persönlichen Lebenseinheit mit dem Menschensohne ruhende Teilnahme an dem Leiden dieses lezteren. Nach der apollinaristischen Auffassung aber muß ein Leiden des Logos an sich selbst und durch sein eignes persönliches Dasein angenommen werden, denn ein Mitleiden mit einem bloßen gequälten Leibe kann gar nicht gedacht werden, da ja alle Qualen des Leibes nur durch den mit ihm verbundenen menschlichen Geist empfunden werden, ein solcher aber hier abgeleugnet wird. Durch das Hereinziehen des Logos aber in ein unmittelbares Leidentlichsein wird das göttliche Wesen desselben gradezu aufgehoben, nicht blos verhüllt. Wenn Christus am Kreuze betet: „mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“, so kann ein solches Gefühl des von Gott Verlassenseins wol unmittelbar von einem menschlichen Geiste empfunden werden, nicht aber unmittelbar von dem, der von Ewigkeit zu dem göttlichen Wesen selbst gehört und seinem Wesen nach eins ist mit dem Vater, und der, eben

weil diese Einheit eine ewige ist, auch in diesem Einssein nie unterbrochen werden kann. Und wenn Christus sterbend ausruft: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist“ (Luc. 23, 46), so kann solches zwar ein frommer Mensch von sich sagen (Ps. 31, 6; Apgsch. 7, 58), nicht aber unmittelbar der Logos, der ewig mit dem Vater eins ist und bleibt.

3. Christus nent sich mit entschiedenem Nachdruck beständig des Menschen Sohn, den Sohn Davids (vgl. Apgsch. 2, 30; Röm. 1, 3; 9, 5), einen wirklichen und wahren Menschen (Joh. 8, 40; vgl. Röm. 5, 15; 1 Tim. 2, 5); er heißt der zweite Adam, der zweite Mensch (1 Cor. 15, 45. 47). Wäre in Christo aber das Menschliche nur der lebendige Leib ohne menschlichen Geist, so hätte Christus mit den übrigen Menschen nur das Niedrigste und Unwesentliche gemein, während grade das, was das eigentliche Wesen des Menschen im Unterschiede von den Thieren ausmacht, der selbstbewußte menschliche Geist, ihm gefehlt hätte. Man könte dann wol von einem verkörperten Gottessohn, von einer leiblich-sichtbaren, materiellen Erscheinung Gottes oder des Logos reden, aber durchaus nicht von einem Menschensohn, oder einem Sohne Davids; was in Christo Sohn, d. h. Persönlichkeit war, das wäre eben nicht Mensch und nicht vom Menschen, sondern allein von Gott; Christus könte dann die Menschen unmöglich seine Brüder nennen (Matth. 25, 40; Joh. 20, 17; Röm. 8, 29; Hebr. 2, 11. 12. 17); wir sind Gottes Kinder, nicht Gottes Brüder; noch weniger sind wir eines blos menschlichen Leibes Brüder; unser Bruder kann nur sein, wer ganz und wahrhaft der Menschheit angehört, nicht blos zum Scheine. Es wäre nach jener Auffassung auch ganz und gar nicht einzusehen, warum Christus von einem Weibe geboren werden mußte; denn hätte Christi Leiblichkeit keinen andern Zweck gehabt, als um für den Gottessohn ein zu seinem geschichtlichen Handeln geeignetes Mittel zu sein, so würde zu solchem Zweck eine unmittelbar neu geschaffene Leiblichkeit noch viel geeigneter gewesen sein, sintemal dann alle Schwierigkeiten in Beziehung auf die mit der menschlichen Geburt sonst zusammenhängenden Schwächen hinwegfielen. Die menschliche Geburt Christi hat eine wirkliche Bedeutung nur, insofern der Heiland wirklich und wahrhaft auch des Menschen Sohn sein solte, aus der Menschheit in der Menschheit lebend und wirkend. Christi Gehorsam unter das alttestamentliche Gesetz (Gal. 4, 4; Matth. 3, 15; 5, 17 u. a.) hat nur einen Sinn, wenn Christus wirklich ein Sohn Davids, ein Sohn Israels war; denn jenes Gesetz ist nur den wirklichen Kindern Israels, nicht dem Gottessohn gegeben, der höchstens durch einen menschlichen Leib mit Israel zusammenhing. Christus aber wird ausdrücklich als uns Menschen gleich erklärt, mit Ausnahme der Sünde (Hebr. 2, 17; 4, 15; Phil. 2, 7); hätte Christus aber nur einen menschlichen Leib gehabt, so wäre er uns eben wesentlich ungleich gewesen, viel weniger als die Engel uns verwandt. Ja wir müssen nothwendig weitergehen und sagen: wenn Christus nur einen menschlichen Leib, nicht auch eine wirklich menschliche Sele gehabt hätte, so wäre er auch seiner Leiblichkeit nach uns wesentlich fremd und ungleich gewesen; denn der menschliche Leib ist eben nur für einen wirklich menschlichen Geist das geeignete Organ; die dem Logos dienende Leiblichkeit müßte nothwendig eine ganz andere gewesen sein, als unsere irdisch-menschliche, wie ja schon für die dereinst vollendeten Kinder Gottes eine ihnen entsprechende, von der irdisch-materiellen sehr verschiedene verklärte Leiblichkeit verheißen ist. Mag man auch immerhin von einer Selbstentäußerung des Logos reden, so hat er sich doch nicht in einen bloßen Menschengeist verwandelt, sondern behielt sein göttliches Wesen bei; darum mußte auch seine irdische Leiblichkeit eine von der unsrigen wesentlich verschiedene sein; dies widerspricht aber unzweideutig der heil. Schrift (vgl. Röm. 8, 3; Phil. 2, 8; Hebr. 2, 14).

4. Ein wesentlicher Ausdruck der religiös-sittlichen Beziehung des vernünftigen Geschöpfes zu Gott ist das Gebet, insonderheit als Bitte, ruhend auf dem Bewußtsein der vollkommenen Abhängigkeit des Geschöpfes von dem allwaltenden Gott. Gott kann nicht zu sich selbst beten, nicht sich selbst um etwas bitten; die ewige Selbstunterscheidung Gottes in Vater, Sohn und heil. Geist ist kein Gebetsverhältnis; was beten kann, ist Geschöpf, und was angebetet wird, ist der Schöpfer des Betenden. Christus aber betet zu Gott, und er ist das erhabene Urbild aller wahren Beter; und leuchtet auch durch Christi Gebet bisweilen für uns sein Bewußtsein von seiner vollkommenen Einheit mit dem Gottes Sohn, also auch mit dem Vater hindurch (Joh. 11, 41. 42; 17, 5. 24), so ist das eigentliche Gebet Christi selbst doch der bestimte und unzweifelhafte Ausdruck für seine wahre menschliche Natur (vgl. besonders Matth. 26, 36. 39; Luc. 22, 41—45); und Christi immerwährende Fürbitte für uns auch nach seinem Heimgange (Hebr. 7, 24. 25; 9, 24; Joh. 16, 14, vgl. 17, 9 ff.; 1 Joh. 2, 1; Röm. 8, 34) ist ein entschiedener Beweis, daß auch Christi Menschheit nach seinem Hingange in verklärter Weise fortbesteht.

Die zulezt erwähnten Punkte greifen bereits in die theologische Seite der Frage, die wir zunächst in Beziehung auf Gott, dann in Beziehung auf das Erlösungswerk betrachten.

1. Ist es nach der h. Schrift unzweifelhaft, daß Christus nicht blos den Schein der Menschheit hatte, sondern wirklich und wahrhaft auch Mensch war, so ist es nach jener Auffassung, welche eine eigentliche menschliche, creatürliche Sele Christi leugnet, schlechterdings nothwendig zu behaupten, daß der göttliche Logos sich seiner göttlichen Natur soweit entäußert habe, daß er nicht blos mit einer vollkommenen menschlichen Natur sich zu einer persönlichen Einheit vereinigt habe, sondern daß er sich in einen menschlichen Geist, also in eine menschliche Natur umgewandelt habe, also während der Zeit seiner Menschwerdung seine göttliche Wesenheit abgelegt, höchstens nur als verborgenen Keim besessen habe. Einer der neueren Vertreter jener Ansicht (L. Hahn, Theol. d. N. T. 1854. I, S. 199)

drückt sich hierüber so aus: „Der Sohn Gottes ist mit der Fleischwerdung in den Zustand der [bloßen] Potenz getreten, in einen Zustand, in welchem alle Majestät des Sohnes Gottes nur noch keimartig in ihm vorhanden war. Der absolute Geist ist zum beschränkten Geiste eines sinnlichen Menschen geworden, er hat sich bis zu dem Grade der Keimartigkeit beschränkt, daß er gleichgeworden ist dem noch unentwickelten Geiste jedes Menschen im Momente seiner Entstehung, so daß alles göttliche Bewußtsein und alle göttlichen Kräfte in ihm völlig gebunden waren und erst der Entwickelung bedurften, wenn er sich als Sohn Gottes manifestiren solte, und als solches beschränktes πνευμα ist er in die σαρξ (in die menschliche Leiblichkeit) eingegangen; — — — also daß er selbst ganz Fleisch geworden, d. h. daß er auch seinem Bewußtsein und seiner geistigen Kraft nach in die Schranken eines sinnlichen Wesens getreten, daß er ganz und gar zu einem fleischlichen, d. h. sinnlichen Leben geworden ist. — — Sofern nun der Sohn Gottes, der ewige absolute Geist, auf der einen Seite sich zu einem menschlichen Geist beschränkt, auf der andern Seite dieser menschlich beschränkte Geist sich mit menschlichem Fleisch verbindet und in demselben erscheint, wird er selbst ein vollkommener und wahrer Mensch.“ Ganz ähnlich äußert sich der Einsender des oben erwähnten Schreibens. Es leuchtet ein, daß hierbei nicht blos das Wesen Christi, sondern auch das Wesen Gottes in Frage komt. Da von Christo ausdrücklich gesagt ist, daß er zunahm auch in seiner geistigen Entwickelung und an Weisheit (Luc. 1, 80; 2, 40. 46. 52; vgl. Hebr. 5, 8, wo ihm auch in sittlicher Beziehung ein Lernen zugeschrieben wird), so mußte angenommen werden, daß der ewige, göttliche Logos während seines geschichtlichen Erscheinens auch sein Teilnehmen an dem absoluten Bewußtsein und Wissen Gottes aufgegeben habe, und auch hierin ganz von vorn sich zu entwickeln angefangen habe in Weise eines menschlichen Kindes, ein Gedanke, der mit dem Begriff des ewigen Wesens Gottes, also auch des Logos, in vollständigstem Widerspruch steht, und den selbst Apollinaris anzunehmen sich gescheut hat. Nur auf pantheistischem Boden, wo das göttliche Bewußtsein überhaupt nur in dem Endlichen und in der Zeit sich entwickelt, hat jener Gedanke seine Stelle; jener sich in einen menschlichen Geist umwandelnde Logos wäre eigentlich ein neben den ewigen, lebendigen Gott gestelter pantheistischer Gott. Elias konte wol spottend zu den Baalspriestern sagen: „Baal schläft vielleicht“, aber ein schlummerndes Bewußtsein des ewigen Gottessohnes, also ein schlummernder Gott ist für Christen schlechthin undenkbar. Alles, was sich entwickelt, was zunimt in seiner Kraft und seinem Dasein, das ist endlich, ist Geschöpf, ein göttliches Wesen aber kann nie endlich oder creatürlich werden. Gott kann wol die Erweisungen seiner Macht und Herlichkeit aus Erziehungsrücksichten in Beziehung auf die Menschen zeitweise zurückhalten, aber kann nie, was sein Wesen, seine Natur selbst ausmacht, an sich und für sich selbst aufheben oder verbergen, so wenig ein Mensch mit eigner Willensentschließung sein Bewußtsein auf einen niedrigeren Entwickelungszustand zurückversetzen, sich in die bewußtlose Kindheit herabsetzen kann; wo bei einem Menschen ein solches Versinken vorkomt, da ist es, abgesehen von dem natürlichen Schlaf, der übrigens auch außer der freien Willensentschließung liegt, ein außer dem eignen Willen liegendes krankhaftes Leiden; ein Gottessein aber kann weder schlummern noch leiden; brahmanische Vorstellungen sind keine christlichen. Es ist ein unglücklicher Gedanke, wenn man sich für einen solchen gottwidrigen Prozeß auf die göttliche Allmacht beruft, die es möglich mache, daß Gott sich auch seiner ewigen Wesenheit entäußere, sich endlich, zeitlich, leidensfähig mache, sich in eine menschliche Sele umwandele, und wenn man gar in der selbsterwählten „Schwachheit des Logos im Fleische“ das „herlichste und größte Zeugnis“ dieser göttlichen Allmacht findet. Gottes Allmacht ist doch jedenfalls eine göttliche, kann also nie etwas Gottwidriges thun, etwas, was das Wesen Gottes aufhebt; und so wenig es in der göttlichen Allmacht liegt, etwas Böses zu thun, zu sündigen, so wenig liegt es in ihr, Gott zu einem beschränkten Geschöpf zu machen, sein unendliches Bewußtsein in einen Schlummerzustand zu bringen, also auch sich selbst der Allmacht zu berauben. Gott kann nie aufhören, Gott zu sein; dieses Nichtkönnen ist nicht eine Beschränkung der Allmacht, sondern ihr wahrer Inhalt.

Widerspricht jene Umwandlung des Logos in einen menschlichen Geist dem Begriffe eines göttlichen Logos durchaus, so wird durch jenen Gedanken auch das Wesen des ewigen dreieinigen Gottes überhaupt aufgehoben. Nach christlicher Auffassung kann Gott überhaupt gar nicht gedacht werden ohne seine ewige Selbstunterscheidung in Vater, Sohn und h. Geist; der Sohn ist ebenso wenig denkbar ohne den Vater, wie der Vater ohne den Sohn. Soll aber der Sohn zeitweise seines göttlichen Wesens sich entkleiden, sein göttliches Bewußtsein zu einem blos menschlichen, aus völliger Bewußtlosigkeit erst allmälich zu größerer Klarheit sich heraufbildenden herabsetzen, so ist offenbar während der Zeit der Menschwerdung des Sohnes in dem ewigen göttlichen Leben selbst eine Lücke; der Sohn ist nicht mehr Sohn, darum aber auch der Vater nicht mehr Vater; das Sein des Vaters und des h. Geistes, die beide ihrer nothwendigen ewigen Ergänzung beraubt sind, ist selbst ein mangelhaftes; und auch Vater und h. Geist werden in der Selbstentäußerung und dem Leidentlichsein des Sohnes nothwendig mit in diese Entäußerung, in diesen leidentlichen Zustand hineingezogen; um die gestörte Ordnung in der Menschheit wieder herzustellen, wird die ewige Ordnung des göttlichen Lebens und Wesens selbst gestört. Dieser an sich ganz abenteuerliche und undenkbare Gedanke wird aber gradezu zu einem ungeheuerlichen, wenn man erwägt, daß dieser Zustand des Heraustretens des Logos aus seiner ewigen Wesenheit, diese Lücke in der Trinität, nicht blos während des irdischen Lebens Christi anzunehmen wäre, sondern nach jener Voraussetzung ganz offenbar bis ans Ende der Welt, ja endlos fortdauern müßte. Denn da die Persönlichkeit Christi nur durch

jene Umwandelung des Logos in eine menschliche Sele möglich sein soll, und die Selbstentäußerung des Logos eben in dieser Umwandelung besteht, und da es nach der h. Schrift ganz unzweifelhaft ist, daß mit dem Tode Christi seine menschliche Persönlichkeit nicht aufgehört hat, dieselbe vielmehr ihre vermittelnde Erlösungsthätigkeit fortsezt bis ans Ende der Welt, überhaupt die volle Unsterblichkeit besizt, so kann auch der Logos niemals, selbst am Ende der Weltgeschichte noch nicht, aus seiner menschlichen Daseinsform, also aus seiner Selbstbeschränkung heraustreten, denn auch der verherlichte Christus bleibt doch immer noch Mensch und Geschöpf. Das unabweisbare Ergebnis jener Auffassung ist also einfach dies: das volle Dasein und Leben des dreieinigen Gottes reichte nur bis zur Menschwerdung des Sohnes; fortan ist dieses Dasein und Leben mangelhaft; der Sohn ist nicht mehr ewiges, unendliches Gotteswesen, sondern in alle Ewigkeit im Zustande der Selbstentäußerung, in der Gestalt eines blos menschlichen Geistes; der Vater ist also auch nicht mehr wirklich Vater des ewigen Sohnes, sondern nur Vater eines zeitlichen, und der h. Geist ist selbst abhängig von dem nur noch in menschlicher Weise fortlebenden Sohne. Will man um solchen Preis noch eine scheinbar leichtere Vorstellung von der Persönlichkeit des Erlösers erkaufen?

Nun ist überdies der Gedanke, daß Christi Bewußtsein eben nur ein menschlich beschränktes gewesen, gradezu in Widerspruch mit der h. Schrift; Christus hatte grade ein sehr bestimtes Bewußtsein seiner wirklichen Gottessohnschaft, seines ewigen Seins bei dem Vater, seiner vollen Einheit mit dem Vater; er wußte sehr wol, daß er eine volle Herlichkeit hatte bei dem Vater, ehe denn die Welt war (Joh. 17, 5); und sagte von sich grade alles das aus, was der Gottessohn nach jener Theorie vergessen haben mußte (Matth. 11, 27; 16, 16. 17; 18, 20; 22, 42 ff.; 26, 63; 28, 18. 20; Joh. 3, 11; 5, 17—30; 6, 46; 8, 16. 58; 10, 28. 30. 38; 14, 7 ff. 13. 14. 20 ff.; 16, 15; 17, 2 ff. 22). Will man also der heil. Schrift nicht ins Angesicht schlagen, so muß man zugeben, daß es mit jener Umwandelung des unendlichen Logos in eine beschränkte menschliche Sele nichts ist; und wenn man die kirchliche Lehre nicht annimt, wonach der ewige Logos mit dem vollkommenen Menschen in persönliche Lebenseinheit getreten ist, so muß man zugeben, daß Christus überhaupt gar nicht Mensch war, sondern nur der eines sichtbaren, wie ein Menschenleib aussehenden, Leibes sich bedienende Logos, der seiner unendlichen Natur in keiner Weise sich entäußert hat. Daß dieses nun ebenso schriftwidrig ist, wie die Verwandelung des Logos, haben wir vorhin schon gesehen. Daß aber der Gedanke einer Selbstentäußerung des Logos auch nach dem Tode Christi der Lehre der h. Schrift bestimt widerspricht, erhellt aus Joh. 14, 2 ff.; 17, 24; 1 Cor. 15, 23 ff. 47; Phil. 3, 21. Nach der mit der heil. Schrift übereinstimmenden Lehre der Kirche ist die Gemeinschaft des Logos mit dem Menschensohne kein Aufgeben seiner ewigen, göttlichen Herlichkeit; er blieb trotz dieses persönlichen Einswerdens mit dem Menschen dennoch unausgesezt der ewige, unendliche, allwissende, allmächtige und allwaltende Gottessohn, und das ewige Leben des dreieinigen Gottes wird also durch die Menschwerdung des Sohnes in keiner Weise gestört oder geändert. Mag dieses auch schwierig vorzustellen sein, so ist doch die entgegengesezte Auffassung noch viel schwieriger, weil das Wesen Gottes gradezu aufhebend.

2. Die christliche Erlösungslehre ruht schlechterdings auf dem Gedanken, daß die Erlösung zwar ausgehen müsse von dem, der schlechterdings außer dem Zusammenhang der Sünde steht, von Gott, daß sie aber dennoch vollbracht werden müsse in der Menschheit, durch den, der selbst wirklich und wahrhaft der Menschheit angehört, daß der Erlöser göttlicher und menschlicher Natur zugleich sein müsse. Soll dieser Gedanke, welcher an sich auch von den Anhängern der apollinaristischen Lehre zugegeben wird, nicht blos zum Schein, sondern wahrhaft geltend gemacht werden, so folgt, daß der zweite Adam das volle und reine Ebenbild des ersten sein müsse, nicht blos die niedrigste Seite der Menschheit, das sinnliche Leben, mit ihm gemeinsam haben können. So wenig nun der erste Adam ein Mensch gewesen wäre, wenn nur sein Leib ein geschaffener gewesen wäre, sein Geist dagegen ungeschaffen, der immanente Gott selbst gewesen wäre, so wenig wäre der zweite Adam ein Mensch, wenn er nicht auch, wie der erste, einen menschlichen, creatürlichen Geist hätte. Erlöst solte auch nicht blos der sinnliche Leib, sondern vor allem die menschliche Sele werden, denn nicht der Leib, sondern die Sele hatte gesündigt, der ganze, persönliche Mensch; was aber der Mensch verbrochen, das mußte auch der Mensch wieder gutmachen, mußte in der wirklichen und wahren Menschheit den vollkommenen Gehorsam leisten, mußte der wirkliche Anfänger einer neuen heiligen Menschheit werden. Der ganze Mensch war durch die Sünde entartet, von Gott entfremdet, der ganze Mensch mußte erlöst und erneuert werden; und er konte es nur, wenn Christus die ganze Menschheit an sich hatte, nach Leib, Sele und Geist. Die Kirchenväter bemerken sehr richtig gegen Apollinaris: was der Gottessohn nicht angenommen hat, das hat er auch nicht geheilt; und ohne einen menschlichen Geist Christi, wäre auch der menschliche Geist, also der Mensch selbst, grade nach seinem höchsten und wesentlichsten Teile ungeheilt geblieben.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 14. November. № 91.

Die Menschwerdung des Gottessohnes.

(Schluß.)

Das ganze christliche Erlösungswerk wird in seinem innersten Zusammenhang zerrissen und durchbrochen, wird zu einem äußerlichen, mechanischen, unlebendigen, ja ungerechten, wenn der Erlöser mit der Menschheit nur durch seinen Leib, nicht auch durch seinen Geist in Zusammenhang stand, wenn er nicht Gottmensch, sondern nur Gottleib war. Die Erlösung wird durch diese unwahre Theorie nicht begreiflicher, sondern nach allen Seiten hin widerspruchsvoll, und schon Gregor v. Nyssa bemerkt sehr wahr, Apollinaris irre sich, wenn er glaube, durch seine Annahme den Gedanken der Menschwerdung begreiflicher zu machen; es sei viel leichter begreiflich, wie sich der rein geistige Logos mit dem ihm verwandten vernünftigen Menschengeist vereinigen könne, als ohne einen solchen Geist mit einer ihm ganz ungleichartigen materiellen Leiblichkeit. Ebenso wird die erlösende Wirksamkeit des Lebens und Wirkens Christi ganz unbegreiflich, wenn Christus keine menschliche vernünftige Sele hatte. Christus hätte dann wol unsern Leib erlösen können von allem aus der Sünde folgenden Elend, — was nach Gottes gerechter Weisheit gar nicht einmal unmittelbar und in erster Linie der Fall ist, — nicht aber unsere Sele. Christus war dann wol Fleisch von unserm Fleisch, aber nicht Geist von unserm Geist, war uns wesentlich ungleichartig, war in Beziehung auf uns ἑτεροούσιος, wie Gregor v. Nyssa es richtig bezeichnet, gehörte einer ganz andern Art von Wesen an, nicht der Menschheit, war nicht wirklich unser Bruder, ja nicht einmal unser wirkliches Vorbild, denn ein Wesen, welches nicht eine mit Wahlfreiheit begabte Sele hat, ist für endliche, wahlfreie Wesen nicht ein vollkommen entsprechendes Vorbild. Christus hat dann wol unter den Menschen gelebt, aber nicht wirklich mit uns, hat nicht mit uns und darum auch nicht wahrhaft für uns gelitten, denn jenes außermenschliche Wesen konte seiner Natur nach gar nicht das menschliche, durch die Sünde verdiente Elend tragen; sein Denken und Fühlen war ja doch ein wesentlich anderes, als das menschliche. Können wir nach den unzweideutigen Erklärungen der heil. Schrift die Meinung nicht annehmen, daß der Logos in Christo sein göttliches Bewußtsein abgelegt, es in ein menschliches verwandelt habe, daß er also in eine Selbsttäuschung sich hineinversezt habe, müssen wir vielmehr bestimt anerkennen, daß Christus ein volles Bewußtsein seiner ewigen und ununterbrochenen göttlichen Herlichkeit hatte, so mußte ja doch augenscheinlich sein Leben, Denken und Fühlen ein wesentlich anderes sein, als das des Menschen, wenn in ihm nicht auch ein wirklich menschlicher Geist war, der eben mit uns leben und leiden konte.

Das ganze Erlösungswerk wird durch jene Annahme um sein wahrhaft geschichtliches Wesen gebracht und zu einem äußerlichen, mythologischen. Das ist ja das Wesen des Christentums im Gegensatze zum Heidentume, daß dort die Entwickelung der Menschheit eine wahrhaft geschichtliche ist, nicht blos durch äußerliche Anstöße bewegt wird; Gott tritt da wirklich ein in die Geschichte, geht wirklich ein in die Menschheit, um die Menschheit durch eine wahrhaft geschichtliche That zu erlösen, während das Heidentum höchstens seine Götter in äußerlicher Weise in das menschliche Treiben hineintreten, eigentlich darin nur spielen läßt, nur Göttererscheinungen, nicht eine wirkliche Menschwerdung kent. Es ist ein heidnisches Element in jener apollinaristischen Vorstellung. Hervorgegangen ist sie nicht aus einfacher Betrachtung der biblischen Aussagen, auch nicht aus einem bestimten Grundgedanken folgerichtig entwickelt, sondern sie entsprang nur ans dem Versuch, die scheinbar psychologische Schwierigkeit der biblisch-kirchlichen Lehre zu vermeiden. Auf diese müssen wir also noch näher eingehen.

Ist es nach dem vorher Gesagten unzweifelhaft, daß Christus nicht blos wirklicher und wahrer Gottessohn ist, sondern ebenso auch wirklicher und wahrer Mensch, nicht in dem uneigentlichen Sinne, so liegt die Frage nahe: ist denn hiernach nicht eine zweifache Persönlichkeit in Christo, eine Person des Gottessohnes und eine menschliche? ist also nicht die eine Person Christi in zwei außer einander liegende Personen zerrissen und damit die biblische Lehre von dem einen Erlöser gefährdet?

So wäre es allerdings, wenn der göttliche Logos in ganz demselben Sinne Persönlichkeit wäre, wie es ein Mensch ist, nämlich ein individuelles, mit einem besonderen Selbstbewußtsein und einem besonderen Willen dem Vater und dem heiligen Geist gesondert gegenüberstehendes Wesen, wenn also der Gottessohn etwa in dem Sinne der Arianischen Lehre

gefaßt würde. Eine individuelle, also creatürliche Person kann nicht mit einer andern zu einer Persönlichkeit sich vereinigen. Aber so steht es nicht mit dem göttlichen Logos; es ist ein Misverständnis der christlichen Lehre von der Dreieinigkeit, wenn man die drei göttlichen Hypostasen, — wofür wir in der menschlichen Sprache keinen genau zutreffenden Ausdruck haben, — mit drei Einzelpersönlichkeiten verwechselt, was eben drei Götter wären. Was bei dem Logos Person genant wird, das ist nicht etwas vom Vater Abgesondertes, nicht etwas Einzelnes, Individuelles, sondern ist etwas Unendliches, und darum eben auch mit den beiden andern unterschiedenen Wirklichkeiten in Gott eins; und eben als Unendliches kann der Logos mit einem endlichen Geiste in volle Einheit treten, ohne dadurch aufzuhören, Unendliches und Ewiges zu sein. Die Persönlichkeit in Christo hat eine etwas andere Bedeutung, als das Personsein des ewigen Logos, ist ein Produkt aus zwei Factoren, einem göttlichen und einem menschlichen; der menschliche Factor ist an sich eine wirkliche, individuelle Persönlichkeit, der göttliche ist an sich keine solche individuelle Persönlichkeit, erhöht aber durch sein Einswerden mit der menschlichen dieselbe zu einer höheren, Göttliches und Menschliches in sich vereinigenden Persönlichkeit, die eben in dieser Vereinigung, als eine gottmenschliche, zu einer welterlösenden wird. Die Erleuchtung der Propheten durch den heiligen Geist, das Einwohnen Christi und des heiligen Geistes in den erlösten Kindern Gottes, ist zwar etwas auf das Verständnis jener Einigung hindeutendes Aehnliches, aber keineswegs eine blos gradweise davon unterschiedene niedere Stufe jenes Einsseins Gottes und des Menschen in Christo. Trotz aller Erleuchtung und Heiligung bleibt das Ich der mit Gott verbundenen Kinder Gottes ein rein menschliches, das Ich in Christo aber war ebenso ein göttliches wie ein menschliches, denn wer ihn siehet, der siehet den Vater, und wer ihn lästert, der lästert Gott. Dieses gottmenschliche Ich in Christo war aber kein doppeltes, neben einander bestehendes, von einander getrentes Ich, sondern ein einiges, an welchem eben nur eine göttliche und menschliche Seite zu unterscheiden sind, ganz ähnlich, wie die menschliche Persönlichkeit ebenso etwas Geistiges wie etwas Sinnliches ist, und doch nicht ein geistiges Ich und ein sinnliches in dem Menschen neben einander bestehen. Bei sündlicher Zerrüttung des Menschen kann der Wille des sinnlichen Lebens und der des geistigen auseinandertreten, das ist aber eben eine Zerrüttung, an sich und in Wahrheit sind sie eins; so ist auch in Christo der Gottessohn und der Mensch zu einer vollkommenen Einheit, zu einem Ich geeint, obgleich im Stande der Erniedrigung, — Christi, nicht des Logos, — also im Stande des Leidens Fälle eintraten, wo die menschliche Seite dieses Ichs die Möglichkeit, — nicht die Wirklichkeit, — eines Auseinandertretens mit der göttlichen bekundete; „doch nicht, wie ich will, sondern wie du willst," und wo die menschliche Seite als leidend in den unmittelbaren Vordergund trat. Die Persönlichkeit Christi ist also weder eine blos menschliche, noch eine blos göttliche, sie ist beides in voller Einheit, ohne daß eins in das andere übergeht oder in dem andern verschwindet, und ohne daß beides in einem mittleren dritten Wesen sich aufhebt. Wie das reine, weiße Licht sieben Farben in sich enthält, aber so, daß diese im Prisma auch als unvermischt wiedererscheinen, so sind in der Person Christi göttliche und menschliche Person zu einer Erscheinungswirklichkeit vereint, ohne daß sie mit einander unterschiedslos vermischt wären. Steht die Sache so, so ist das Verhältnis der beiden Naturen in Christo zu einander und das Verhältnis des Christo einwohnenden Logos zu dem dreieinigen Gott als ein über alle endlichen Verhältnisse, also auch über den endlichen Verstand hinausliegendes zwar schwer zu denken, aber nicht als sich widersprechend undenkbar. Christus ist wirklicher und wahrer Mensch nach der einen Seite hin, hat menschliches Bewußtsein und Fühlen und Wollen, gleichwie wir, nur ohne Sünde, und Christi sittliches Thun ist darum ein Verdienst und für uns ein rechtes und vollkommenes Vorbild, weil es ein vollkommen freier Gehorsam unter Gottes Willen ist. Er ist auch wirklich und wahrhaft Gottes Sohn nach der andern Seite, hat göttliches Wissen und göttliche Macht, obgleich beide für die Zeit des irdischen Lebens Christi kraft der noch verherlichten menschlichen Natur noch nicht ihre volle Offenbarung hatten (Marc. 13, 32; vgl. Lucä 2, 46. 52). Und da der göttliche Logos in dieser Vereinigung nicht in einen menschlichen Geist sich verwandelt, so hört er darum während dieser Zeit nicht auf, wirklich und wahrhaft unendlicher Logos zu sein; sein in Christo einwohnendes Sein und Leben zehrt sein überweltliches, ewiges Sein und Leben nicht auf. Ein endliches Sein kann in ein anderes nicht eingehen, ohne sein früheres Dasein ganz oder zum Teil aufzugeben; ein unendliches aber kann wirklich und wahrhaft in einem endlichen sein, ohne darum aufzuhören, unendlich zu sein; das kann nicht vorgestelt, nicht mit dem Verstande erfaßt, muß aber vernünftig nothwendig gedacht werden.

Gegen die in der Kirche aufgenommene Lehre von den zwei Naturen in Christo macht der erwähnte Einsender folgende Bedenken geltend:

1. „Solche Auffassung streitet gegen die wahre Menschwerdung des Sohnes Gottes. Denn nach ihr ist der Logos eigentlich nicht Mensch geworden, sondern hat sich nur mit einem Menschen vereinigt. Die Schrift aber sagt: „„das Wort ward Fleisch."" Nirgends sezt die Schrift in Christo einen Unterschied zwischen dem ewigen Gottessohn und einem menschlischen Geiste neben demselben." —

Allerdings, erwiedern wir, ist in der Kirche niemals eine Menschwerdung des Logos in dem Sinne gelehrt worden, daß derselbe sich in einen Menschen umgewandelt habe. Aber wo steht eine Menschwerdung in diesem Sinne geschrieben? Bei Johannes in der erwähnten Stelle sicherlich nicht; denn wenn man das Wort „ward" im strengsten und engsten Sinne nimt, so muß man auch das „Fleisch" so nehmen; und

auch nach der Ansicht des Einsenders ist ja das Wort nicht „Fleisch" d. h. sinliche Leiblichkeit geworden, sondern hat es nur angenommen. Gesezt aber, daß an dieser Stelle unter „Fleisch" die gesamte menschliche Natur zu verstehen wäre, so würde damit doch auch jene apollinaristische Auffassung nicht stimmen, sondern nach dieser müßte dastehn: „und das Wort ward menschlicher Geist." Daß aber die Schrift allerdings in Christo einen menschlichen Geist, — nicht neben, sondern mit dem göttlichen Logos, — unterscheidet, haben wir schon gesehen.

2. „Diese (kirchliche) Auffassung macht aus einer Person zwei Personen trotz ihrer ausdrücklichen Erklärung dagegen. Der Logos ist die eine, der hinzugekommene menschliche Geist die andere Person; aus zwei Personen kann nicht eine Person werden; Vereinigung von Gottes Sohn und einem Menschen in einem persönlichen Bewußtsein ist ein Unding. Ebensowenig wie man es Menschwerdung eines Teufels nent, wenn ein solcher in einen Menschen fährt und aus dem Menschen herausspricht, als wäre er selbst der Mensch: ebensowenig wäre es eine Menschwerdung des Sohnes Gottes, wenn er wie man gewöhnlich anzunehmen scheint sich so mit einem menschlichen Geiste und Leibe vereinigt hätte, ihm so innewohnte, daß er aus dem Menschen herausspräche, als wäre er selbst der Mensch."

Der Einwand sezt eigentlich voraus, daß die „Person" des Logos ebenso eine endlich umgränzte, individuelle Persönlichkeit sei wie eine menschliche Person, während der Ausdruck „Person" (Hypostase) für den Logos nur eine annähernde Bezeichnung für das über alle menschlichen Begriffe und Vorstellungen hinausliegende Wesen des Sohnes im Unterschiede vom Vater und dem heiligen Geiste ist. Was für eine endliche, individuelle Persönlichkeit eine Unmöglichkeit ist, das ist es nicht für ein unendliches, göttliches Sein. Soll es ein undenkbares Unding sein, daß sich ein göttliches Sein mit einem vollkommenen Menschen zu einem persönlichen Bewußtsein vereinigt, so wäre es mindestens ein ebenso undenkbares Unding, daß sich im Menschen Leib und Geist, die einander ja viel mehr ungleichartig und fremd sind als der geistige Logos und der menschliche Geist, zu einem persönlichen Bewußtsein und Ich sich vereinigen; und es ist nicht zu übersehen, daß in Christo trotz der Einheit des Ichs allerdings auch ein Bewußtsein von seiner göttlichen Natur ist; Christus war seines doppelten Ursprungs sich jederzeit bewußt, aber dieses Bewußtsein selbst war ein einiges. Ist es doch im Grunde kein geringeres Geheimnis, wie ein Kind so wol die Natur des Vaters als die der Mutter in sich trägt, und doch ein einiges persönliches Wesen ist. — Die Annahme, daß nach der kirchlichen Lehre der Logos aus dem Menschen herausspreche, als wäre er selbst der Mensch, ist ein Misverständnis; aus Christo heraus spricht jederzeit das einige persönliche Ich Christi, in welchem der Gottessohn mit dem menschlichen Geiste sich vollkommen vereinigt hat.

3. „Nach der kirchlichen Auffassung ist es eigentlich nicht der Sohn Gottes, welcher am Kreuze leidet und stirbt, sondern der mit dem Logos vereinigte menschliche Geist und Leib. Wäre dem so, dann hätte das am Kreuze vergoßene Blut keine welterlösende Kraft."

Wäre der Schluß richtig, so würde er ganz ebenso gegen die Auffassung des Einsenders gelten als gegen die kirchliche; denn das „am Kreuze vergossene Blut" gehörte ja auch nach jener nicht zu der Natur des Logos, sondern zu der rein menschlichen, von Maria geboren, und alle die körperlichen Leiden Jesu wurden auch nicht unmittelbar vom Logos empfunden, sondern eben nur mittelbar, vermöge der nicht zu der Natur gehörigen Leiblichkeit. Der Unterschied von der kirchlichen Lehre ist hierin nur der, daß nach dieser die Teilnahme des Logos an dem Leiden und Sterben des Leibes vermittelt ist durch den menschlichen Geist Jesu, wodurch das Wesen der Sache gar nicht geändert, sondern nur viel begreiflicher wird. Allerdings ist es nicht „eigentlich", d. h. unmittelbar und an sich der Sohn Gottes, welcher am Kreuze leidet und stirbt, — übrigens auch nach der apollinaristischen Lehre nicht, — aber eben darum, weil der Sohn Gottes in persönliche Einheit mit dem leidenden Menschensohne getreten ist, nimt er kraft dieser Einheit, und insofern er mit dem Menschensohne eins ist, teil an dem Leiden und Sterben des lezteren, und darin liegt die welterlösende Kraft dieses Leidens und Sterbens. Die Folgerung der Einwendung wäre nur dann gültig, wenn der Gottessohn schlechthin gleichgültig gegen das Leiden des Menschensohns gewesen wäre, was eben wegen der persönlichen Einigung gar nicht denkbar ist. Was bei diesem Mittelpunkt der Erlösung für die menschliche Vernunft schwierig und geheimnisvoll ist, das wird durch die unkirchliche Auffassung nicht leichter begreiflich, sondern nur noch schwieriger; denn ein unmittelbares Leiden und Sterben des in ein endliches Wesen verwandelten ewigen Logos ist doch sicherlich kein sehr begreiflicher Gedanke.

Wir haben noch einige besondere Bemerkungen zu der Ansicht des Einsenders hinzuzufügen. Wenn derselbe sagt, eine Person, in welcher kein Widerstreit zwischen Geist und Fleisch sei, könne nicht zwei Willen haben, höchstens könne man an dem Willen Christi eine göttliche und eine menschliche Seite unterscheiden, so weist er selbst auf die die Sache gut erläuternde Analogie hin. Der Widerstreit eines Willens des Geistes und eines Willens des Fleisches zeigt doch unstreitig die psychologische Möglichkeit, daß in einer Person nicht blos ein zweifacher Wille, sondern selbst zwei sich widersprechende Willen sein können; um so eher ist es denkbar, daß in Christo göttlicher und menschlicher Wille in vollkommener, sich nie trennender Einheit sei; näher noch läge der Vergleich mit dem geistigen Willen und dem rechtmäßigen sinlichen Triebe im Menschen. Wie aber an der Person Christi, in welcher der Logos die Stelle des menschlichen Geistes vertreten soll, eine göttliche und eine menschliche Seite des einen Willens zu unterscheiden sein sollen, ist schwerlich einzusehen, da ja der Logos sich in die menschliche Natur selbst umgewandelt hat; höchstens könte man unter der menschlichen Seite

nur den sinlichen Trieb der Leiblichkeit verstehen, wie Hunger und Durst.

Der Einsender will zwei Naturen in Christo anerkennen, jedoch versteht er unter Natur nicht die „Substanz," sondern „den Inbegrif dessen, was Gott zukomt und was dem menschlichen Wesen zukomt." Wir wollen hier nicht untersuchen, ob dieser Gegensatz der „Substanz" und des „Inbegriffs u. s. w." logisch stichhaltig sei; so viel ist jedenfalls klar, daß diese Begrifserklärung die Auffassung des Verfassers von der Menschwerdung des Logos aufhebt; denn hienach müßte der Logos in seiner Menschwerdung „den Inbegrif dessen, was Gott zukomt" unverkürzt beibehalten haben, also die Unendlichkeit, die Allmacht, die Allwissenheit, die Allgegenwart, was ja eben geleugnet wird. Andrerseits gehört zu dem „Inbegrif dessen, was dem menschlichen Wesen zukomt" doch sicherlich in erster Linie ein wahrhaft menschlicher, creatürlicher, von Gott verschiedener, selbst bewusster Geist, was wieder geleugnet wird Nach jener Auffassung ist keine von beiden Naturen wirklich da, sondern von jeder nur etwas, also bestimt kein „Inbegrif."

Als communicatio idiomatum will der Einsender anerkennen, „daß in Folge der Vereinigung mit dem Logos der Leib Christi in Ewigkeit von der Herlichkeit der Gottheit durchstrahlt wird und derselben teilhaftig ist, so weit der menschliche Leib dieselbe in sich aufzunehmen vermag. Anlangend die Gottheit Christi (d. h. den Logos), so hatte sie nur im Stande der Erniedrigung menschliche Eigenschaften, (endliche Beschränktheit, Leidensfähigkeit) an sich genommen, welche durch die Wiederentfaltung der ursprünglichen Herlichkeit und Majestät aufhörten." Da der Leib Christi nur zum Behuf der Menschwerdung des Logos erzeugt wurde, also für den Stand der Erniedrigung, dieser Stand aber, wie der Verfasser augenscheinlich annimt, mit der Auferstehung und Himmelfahrt aufgehört hat und der Logos seine menschliche Geistesgestalt abgestreift hat, so leuchtet ein, daß dieser „verherlichte", in Ewigkeit von der Herlichkeit der Gottheit durchstrahlte Leib keinen ihn beselenden Geist mehr hat, also nichts mehr und nichts weniger als ein ewiger von der göttlichen Herlichkeit durchstrahlter Leichnam, eine Reliquie ist, — und es ist in der That nur die Wahl zwischen dieser mehr als seltsamen Vorstellung oder der früher angeführten, allein folgerichtigen, daß die Umwandelung des Logos in einen Menschengeist niemals endige, sondern daß derselbe als unsterblicher Menschengeist fortlebend für immer auf „seine göttliche Gestalt" Verzicht leiste. Will man keine von beiden, den christlichen Gedanken Gottes und des Erlösers umwälzenden Auffassungen annehmen, so wird man wol der biblischen und kirchlichen Lehre von den zwei Naturen in Christo Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Nachrichten.

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Fortsetzung.)

Freilich, sagt Renan, war Marc. Aurel und Spinoza von Irrtümern frei, welche Jesus teilte, und glaubten nicht an Wunder, aber nur Er ist der Gründer einer neuen Welt, der Schöpfer der Religion der Menschheit, der Schöpfer des reinen Gefühls, das unerschöpfliche Prinzip moralischer Wiedergeburt. Zwar kann er nicht umhin, zuweilen seine spitzfindigen Wendungen, faden Beweisführungen, den Polemiker und Thaumaturgen zu beklagen, dafür aber ist alles nach seinem Tode vergessen und er bleibt nur der unvergleichliche Leidensheld, der Begründer der Rechte des freien Bewußtseins, das vollendete Muster, dem alle leidenden Selen nachtrachten werden. Freilich endet das Leben Jesu für den Geschichtsschreiber mit seinem lezten Hauche; wohin sein Körper gekommen ist, weiß niemand, denn nur die Leidenschaft einer Verzückten hat der Welt einen auferstandenen Gott geschenkt. Dafür schließt das Buch mit dem gerührten Seufzer: „Seine Legende wird nur Thränen hervorrufen, alle Jahrhunderte werden verkünden, daß unter den Menschensöhnen kein größerer als Christus geboren ist."

Ref. vergleicht Renan mit Strauß, seinem Vorgänger, dem er so viel verdankt. Scheinbar sey er in seiner Kritik positiver als dieser. Renan macht Strauß den Vorwurf, daß er sich zu sehr auf dem theoretischen und zu wenig auf dem geschichtlichen Boden halte. Aber Renan kann für seine Zwecke auch keine Mythe und keinen mythischen Christus brauchen. Er will mit seinem Christus auf die Welt wirken, zu Erfolgen durch ihn kommen; dazu gehört eine historische Person. Hat er die zurecht gemacht, wie es ihm paßt und seinen Zwecken dient, so kann er unter dem Schilde seines angesehenen Namens die Religion einführen, welche er die ewige Religion nent, wo der tugendhafte Mensch, der ehrliche Gelehrte, der naturwissenschaftliche Philosoph, das poetische Gemüt ohne Tempelhallen und Glockenton ihren Himmel haben. Zu dieser Religion habe Jesus den Grundstein gelegt, 1800 Jahre habe es gedauert, ehe man erkant, was Jesus gewolt. Das Verständnis von dem, was Renan des historischen Jesus neue Religion nent, ist auch der Grundstein seines Buchs. Natürlich macht Renan diese Religion wieder allein zurecht. Er sagt, es ist ja kein einziges authentisches Wort vorhanden in allem, was von Jesu berichtet wird. Es gilt nun, aus der Erdichtung der Volkssage, dem Misverständnis der niedern Geister, welche die Evangelien schrieben, oder dem menschlichen Irrtume Jesu selbst das auszusondern, was wirklich der Kern der Religion Jesu sei. Das kann natürlich nur Renan. Und er weiß sich ein besonderes Ansehen zu geben damit, daß er selbst an den Orten war, wo der historische Jesus wandelte; durch lebendige Schilderungen weiß er in den Gemütern den Gedanken zu erwecken, der Mann muß es doch wissen, und nun hat er noch einen mächtigen Hebel, womit er operirt, das sind seine jüdischen Quellen. Er hat den Talmud neu entdeckt. Wol der sechste Teil des Buches ist mit Citaten gefült aus diesen geheimnisvollen Schriften, und es imponirt dem Leser, wenn er von seinem Autor Namen hört, welche weder das Studium des A. T. noch der christlichen Geschichte kennen lehrt.

Beilage.

Ref. bemerkt, daß in der Charakterisirung des Buches schon die Prüfung desselben mit eingeschlossen sei. Dessenungeachtet gibt Ref. noch eine sehr ausführliche Kritik desselben, um zu zeigen, daß alle Theaterherlichkeit ein Ende habe, wenn man die Kleider, besonders die Phrasenkleider, näher besehe und ausziehe. Er sagt, der Pomp, in welchem besonders die neue französische Sprache einhergehe, sei dem Verfasser bei seinen Intentionen sehr zu Hülfe gekommen. Renan sei nicht sparsam mit excentrischen Ausdrücken. Das mache Eindruck. Citate kommen genug vor in dem Buche, aber fast niemals sei eine der Originalstellen auch bei entscheidenden Behauptungen wörtlich mitgeteilt. Diese Citate, wie die ganze Exegese seien tendenziös. Ueberall bis in die vereinzelte sachliche Notiz, von der man meinen könte, sie sei aus gelehrter Neigung hinzugefügt worden, werde das vorgesteckte Ziel verfolgt. Besonders ausführlich ist Ref. in der Beurteilung der Benutzung des Talmuds von Seiten Renans. Er spricht ihm jede genauere wissenschaftliche Kentnis des Talmud ab. R. braucht auch ihn, wie es zu seinen Zwecken gerade paßt. Jerusalem ist ihm eigentlich nur ein Name, unter dem er Rom versteht, der Tempel ist die Kirche, die Pharisäer sind seine Gegner, nach diesen zeichnet er sie.

Es könte die Frage aufgeworfen werden, ob das Buch die ernste Berücksichtigung verdient, welche Ref. ihm hat zu Teil werden lassen. Aber es ist ein Zeichen der Zeit, es signalisirt sehr deutlich die kräftigen Irtümer, welche Gott in der lezten Zeit denen senden wird, welche die Liebe zur Wahrheit nicht angenommen haben. Es ist kein Zweifel, daß das Buch sehr bald in unsern Gemeinden Eingang finden wird, und daher wichtig für die Diener Christi, auch diese Taktik des Satans zu wissen, um ihr in gebührender Weise zu begegnen.

Nach diesem Vortrage wurden wir auf ein friedlicheres Gebiet geführt, in die christliche Kinderstube. Aus Züllchow war unser alter Freund, Gustav Jahn, der unsere Beratungen früher, als er uns noch nahe war, durch sein frisches Wort so oft belebte, gekommen, um unser Interesse zu wecken für ein Unternehmen, dem er sich zum Besten christlicher Kindererziehung gewidmet. In seiner Ansprache ging er davon aus, daß die Heilige Schrift die Grundlage der letztern ohne alle Widerrede sein müsse. Schon früh müssen die Kinder in die Anschauungen der Bibel eingeführt werden. Biblische Geschichte sei dazu das wirksamste Mittel. Um diese den Kindern recht nahe zu bringen, sei die Erzählung, das Lesen nicht hinreichend. Man habe daher längst schon in Bildern sie dargestelt. Eine Bilderbibel interessire die Kinder allerdings sehr, aber nicht nachhaltig. Man werde bemerkt haben, daß, wenn die Kinder die Bilder einmal besehen haben, sie freilich immer wieder gern dieselben zur Hand nehmen, aber sie haben dann nicht mehr die Geduld, jedes Bild genau zu betrachten und sich einzuprägen, es geht rasch immer weiter. Ref. meinte, es komme darauf an, die Selbstthätigkeit der Kinder mehr in Anspruch zu nehmen, und entwickelte nun in Wort und That, wie er den Versuch gemacht habe, in einzelnen Figuren den Kindern die biblische Geschichte gleichsam in die Hand zu geben, so, daß sie dieselbe aus jenen immer aufs neue wieder zusammen stelten. Die Schnorrschen Bilder habe er dabei zu Grunde gelegt, er habe mit einem tüchtigen Künstler, Ernst Schubert in Berlin, sich in Verbindung gesetzt, welcher alle Figuren dieser Bilder vollständig und schön ausgeführt; dieselben seien auf Pappbogen zusammengestelt, werden von Kindern dann ausgeschnitten, und auf kleine Klötze mit blechernen Pfalzen gestelt, und dann nach dem Musterbilde, welches das beigegebene Buch nebst der biblischen Geschichte enthält, zusammengesezt. Ref. zeigte sowol den Bogen, als auch die einzelnen Figuren mit den Vorrichtungen der Versamlung vor, und sowol die Schönheit der illuminirten Zeichnung als auch die Zweckmäßigkeit der ganzen Zurichtung fand in derselben Beifall. Ref. verhehlte aber nicht, daß er nur mit großen Opfern dies für die christliche Erziehung so wichtige Werk habe herstellen können — er habe an 7000 Thlr. daran wenden müssen — und er warte nun, daß die Brüder durch zahlreiche Subscriptionen ihm freundliche Hülfe gewähren würden. Für jetzt sind nur erst die Bilder für die Geschichte der 3 Patriarchen vorhanden, welche allerdings einen Subscriptionspreis incl. der Vorrichtungen von 4 Thlr. haben: aber es fehlte doch nicht an Brüdern, welche gern der Erwartung des tüchtigen Arbeiters für alle christlichen Zwecke entsprachen, und wir wollen auch hiermit den Lehrern der Ev. K. Z. diese Bilder als Weihnachtsgeschenk für Kinder empfohlen haben.

War das christliche Kunstinteresse zum Besten der Kindererziehung durch diesen Vortrag in Anspruch genommen, so wurde dasselbe noch allgemeiner und lebhafter erweckt durch einen Vortrag, welchen am Nachmittage Lic. Past. Meurer aus Callenberg in Sachsen hielt. Rathschläge über Bau und Ausstattung evangl. Kirchen im Anschluß an die Ergebnisse der Hohensteiner kirchlichen Ausstellung. Historisch sei für diejenigen Leser, welche etwa noch keine Kunde von der hier genanten Ausstellung haben sollten, nur kurz bemerkt, daß im Juli d. J. im Bade Hohenstein im Königreich Sachsen eine Ausstellung von kirchlichen Kunst- und Gewerbserzeugnissen stattgefunden, von denen der Ref. der Versamlung den Catalog überreichte, der nicht weniger als 579 Nummern umfaßt und die verschiedenartigsten heiligen Bilder, Entwürfe zu Kirchen, oder einzelne Theile von Kirchen z. B. Kirchenfenster, Kirchengeräthe, Crucifixe, Patenen, Kelche, Taufbecken, Altarbehänge u. s. w. aufweist. Diese liebliche und neue Erscheinung christlichen und kirchlichen Lebens veranlaßte uns den auch anderweitig durch seine literarische Thätigkeit bekanten *) Urheber und Gründer der Hohensteiner Sammlung zu bitten, daß er selbst über sie das Wort unter uns nehme, um auch in unsern Kreisen das Interesse für einen Gegenstand zu erwecken, der die Theilnahme aller Christen, namentlich aber der Diener Gottes, als der natürlichen Hüter und Pfleger der kirchlichen Heiligtümer in so hohem Grade in Anspruch nimt. Nach einer kurzen apologetischen Einleitung erzählte Ref. zuerst ganz einfach, wie er zu seinem Unternehmen geleitet worden sei. Bald nach dem Antritte seines Amtes sei ihm ein neues, schönes Pfarrhaus gebaut worden, darneben aber habe das alte Kirchlein gestanden, noch herstammend aus dem 12ten oder 13ten Jahrhundert, und an dem die folgenden Jahrhunderte so gebaut und geflickt hatten, daß er König David wol verstanden, wie ihn so sehr verlangte, dem Herrn ein Haus zu bauen. Und ihm sei es vergönt worden, und da habe er sich

*) Past. Meurer ist Verf. einer ausgezeichneten Biographie Luthers, der besten unter den vorhandenen.

um Vieles bekümmern müssen, was ihm, wie so Vielen, bisher fremd geblieben war. Um eben diese Zeit habe er amtliche Veranlassung gehabt, sich in den Kirchen seines Vaterlandes umzusehen. Es ist nicht noth, zu wiederholen, was Ref. sagte über die Ergebnisse seiner Umschau, was aber das Schlimmste, das Gefühl für Wolanständigkeit des Hauses Gottes sei völlig abgestumpft, nicht bloß bei den Gemeinden, sondern auch bei den Pastoren. — Und wenn einer baue, so baue jeder nach seinen Einfällen und thue sich darauf noch viel zu gut. Seit diesen Erfahrungen habe Ref. sich mit herzlicher Teilnahme den Bestrebungen der christlichen Kunstvereine zugewandt. Da sei ihm der Gedanke gekommen; wie, wenn man einmal eine Ausstellung veranstaltete, durch welche man vor Augen führte, *was* wir für unsere Kirchen brauchen, und *wie* wir es brauchen. Lange habe ihn dieser Gedanke beschäftigt, bis er einmal in Atrium des Domes zu Speyer eine solche Ausstellung wirklich gesehen. Er habe sich gleich mit zwei Männern verbündet, Aehnliches in der evangelischen Kirche ins Werk zu setzen, zunächst aber durch die bestehenden Kunstvereine. Weil er hier aber lange vergeblich angeklopft, so habe er mit seinen Freunden selbst Hand angelegt, und wenn es auch Mühe genug gekostet, so sei er doch aufs Herlichste belohnt worden durch die Anerkennung, welche die Aufstellung überall gefunden. Er könne jetzt nicht auf die Gegenstände derselben näher eingehen; wie lückenhaft die Sammlung auch noch sein möge, so könne er doch das sagen, daß die Samlung von Bilderbibeln und Bibelbildern das Beste vereinige, was die Kunst darin geleistet habe. Eben so interessant sei die Samlung von Abendmalskelchen; mit Hinzunahme von Abbildungen sei es möglich, hier die Kunst-Geschichte des Kelches bis zum Anfang zu verfolgen. Was die finanzielle Seite der Sache betrift, so habe er sich auf ein bedeutendes Deficit gefaßt gemacht, aber sie hätten durch die Einnahme noch einen Ueberschuß von 1000 Thlr. erlangt, mit dem sie arme und abgebrannte Kirchen haben unterstützen können. Nun aber sprach sich Ref. auch darüber aus, in wie weit die Erneuerung eines ähnlichen Versuchs an einem andern Orte anzuraten sei. Da bemerkte er zunächst im Allgemeinen, daß eine solche Samlung es recht lebhaft vergegenwärtiga, wie die *Kirche die rechte Heimatsstätte für die Kunst* sei, in der sie ziemlich ein Jahrtausend gepflegt und groß gezogen worden, von der sie sich aber zu ihrem großen Schaden emancipirt, wohin sie sich jedoch wieder zurückflüchten müsse, wenn sie ihre Würde behaupten wolle. Er und seine Freunde haben als Motto das Wort Luthers an die Spitze ihres Prospekts gestellt: „*Auch bin ich nicht der Meinung, daß durch das Evangelium solten alle Kräfte zu Boden geschlagen werden, wie diese Abergeistlichen fürgeben, sondern ich wolte alle Künste gern sehen im Dienste deß, der sie gegeben und geschaffen hat.*" Das Wort habe durchgeschlagen. Freilich sei es dahin gekommen, daß man gemeint, daß für die Kirche das Schlechteste noch gut genug sei, dahin sei es gekommen durch den Rückfall der Kunst in das Heidentum bei den Anhängern unserer evangel. Kirche, sonderlich aber durch den Rationalismus, der, wie in der Dogmatik, so auch in der Kirche tabula rasa gemacht und unter dem Symbol der Aufklärung mit dem Maurerpinsel die letzten Reste der alten frommen Zeit und Kunst, die Sprüche und Bilder der Wände und Emporen übertüncht habe. Wie solle in diesen öden kahlen Kirchen den Gemeinden der Glaube erblühen, daß die Kirche an erster Stelle stehe und Anteil habe an allen Gaben, die Gott den Menschen verliehen? Aber eben darum müsse man diesen Glauben wieder zu erwecken suchen, und dazu habe die Ausstellung gedient, welche die sorglichste Teilnahme auch namentlich bei den Landgemeinden gefunden, und deshalb sei es dem Ref. und seinen Freunden lieb gewesen, daß sie dieselbe nicht in eine große Stadt, wie anfänglich gerathen sei, sondern recht eigentlich in die Mitte der Gemeinden versezt haben. Auch noch eine *culturhistorische* Seite habe die Sache. Das Volk komme nicht in die Residenzen und ihre Museen, in denen die Kunst ihre Schätze ausbreite, aber in die Kirchen komme es, da solle es neben dem, was es für sein Herz braucht in Zeit und Ewigkeit, auch das finden, was sein Auge und Ohr erfreut, was es auch äußerlich aus dem dürren Altagsleben in eine höhere Sphäre und einen geweihten Kreis führt. Eben so werden Kunst und Handwerk, die sich sonst so nahe standen, aber zu ihrem beiderseitigen Schaden jezt durch eine weite Kluft, in welche sich die Beide verderbende Fabrikation eingeschoben habe, getrennt seien, durch die Kirche wieder nahe gebracht. Sie eröffnen den höchsten Kunstbestrebungen, aber nicht minder auch dem bescheidenen und soliden Handwerke ein weites Feld, ihre Kräfte zu erproben und die Ausstellung habe dazu gedient, dieses Feld überschauen zu lassen, und habe manchem Handwerker Anregung gegeben, zu bedenken, daß auch seine Arbeit einem höhern Zwecke zu dienen bestimt sei. Ganz besonders habe die Ausstellung aber die *kirchlichen Behörden* und die *Landesgeistlichkeit* im Auge gehabt, um sie lebhafter für einen würdigen Ausbau der Kirchen im Aeußern und Innern zu interessiren; wenn das erst gelungen sei, werden die Gemeinden bald folgen, die nicht so unempfänglich seien, wie man es wol meine. Und darum sei Ref. auch gerne der Einladung nach Gnadau gefolgt, weil er gehoft, hier am ersten Sympathien für diese hochwichtige Sache zu finden und zu erwecken. Was er aber von jedem Geistlichen *fordere*, das sei zunächst die Ueberzeugung, daß die eingetretene vollständige Säcularisation der kirchlichen Kunst ein Unglück für die Kunst, wie für die Kirche sei; daß er demgemäß, wenn er auch nicht selbständige Studien auf diesem Gebiete machen könne, doch von den Forschungen Anderer zu profitiren suche, und derartige Beschäftigungen nicht als müßige Liebhabereien betrachte; daß er erwäge, wie der Kirchenbau im engen Zusammenhange stehe mit dem ganzen Gottesdienste, daß er ein Verständnis haben müsse für die Structur des Kirchengebäudes, so daß er es auch seiner Gemeinde mitteilen könne, daß er endlich auch Fürsorge treffe, daß die Stätte, an welcher er den wichtigsten Teil seines Amtes verrichtet, würdig ausgestattet werde, und nicht Andern dies lediglich überlasse. Ref. schloß dann noch mit der allgemeinen Bemerkung, daß die Ausstellung wieder einmal den recht deutlichen Beweis geliefert habe, daß wir, was kirchliche Kunst betrift, mit unsern Leistungen recht bescheiden und vorsichtig vorzugehen, dagegen aber auf lange hinaus an den Alten zu lernen haben. Man solle zwar nicht den neu erwachten Bildungstrieb unterbinden und ihn dazu verurteilen, daß er das Alte nur copire, aber leugnen lasse es sich nicht, daß dermalen manche Zweige des Kunsthandwerks ganz abgestorben seien, und daß man in vielen Fällen in allen möglichen Stylformen unsicher herumtappe, während die Alten mit größter Sicherheit und Freiheit vorgingen, weil sie sich auf festem Grund und Boden befänden. Es haben sich denn auch so manche vor den Leistungen der alten Meister gebeugt, welche die Ausstellung vorführte, und sich bereit erklärt, daß sie gern nach den alten Meistern arbeiten würden, sobald man es verlange.

Nachdem dem Ref. der wärmste Dank für den anregenden Vor-

trag ausgesprochen worden war, wurde der Vorschlag gemacht, daß dahin gewirkt werden solle, auch in unserer Provinz eine solche Ausstellung zu Stande zu bringen und einer unserer eifrigsten Freunde der kirchlichen Kunst, Hülfsprediger Weber am Dom zu Magdeburg, gebeten, die Sache in die Hand zu nehmen, und es steht von seinem Eifer und seiner Sachkentnis zu erwarten, daß der Zweck auf eine würdige Weise erreicht werde.

In unserer Tagesordnung war bestimt, daß an dem Nachmittage des ersten Tages ein Vortrag über die Beantwortung der Visitationsfragen gehalten werden solte. Dieser Vortrag schloß sich auch an den an, über welchen oben berichtet worden ist, aber die Besprechung darüber konte erst am folgenden Tage ausgeführt werden, weil die Zeit gekürzt wurde durch zwei andere später angemeldete Ansprachen, über welche wir nun gleich berichten wollen, damit wir jenen Vortrag in seinem Zusammenhange mit der sich anknüpfenden Besprechung vollständig nachher mitteilen können.

Zuerst fand sich C. R. Bieck aus Erfurt gedrungen, das Gedächtnis eines langjährigen Mitgliedes unseres Vereins, welches der Herr heimgerufen, unter uns zu feiern, wie es bei uns Sitte ist, daß wir der Brüder, welche uns durch ihre Gaben erbaut haben, nach ihrem Hingange noch einmal dankbar gedenken. Er war der allbekante, aber auch oft verkante, in seinem Eifer für den kirchlichen Gesang so unermüdliche Rector des Martinstiftes zu Erfurt, Reinthaler, der auch in unserer Mitte so oft Zeugnis dieses Eifers gegeben, über welchen Hr. C. R. Bieck, der ihm so nahe gestanden, in seiner schlichten und eindringlichen Weise zu uns sprach. Er stelte nicht in Abrede, daß der Heimgegangene seine Schwächen gehabt habe, die seine öftere Verkennung erklärlich machten, aber er bezeugte, wie sein Ende aufs klarste alle Vorwürfe, die ihm gemacht worden seien, widerlegt habe, denn er sei fröhlich und selig im Glauben zu dem Herrn eingegangen, auf welchen er im Leben und Sterben allein gehoft habe. Seine Verdienste um den Kirchengesang seien unbestritten und die Liederbibel, an welche er seine besten Kräfte gesezt und welche er in seinen lezten Tagen noch vollendet, sei eine Hinterlassenschaft, welche je länger je mehr noch geschäzt werden würde.

Sodann erschien in unserer Mitte der verehrte Jubilar, dem vor Kurzem erst nicht blos alle königstreuen Patrioten, sondern auch unser Verein als einem seiner ältesten und treuesten Mitglieder an dem Tage seiner Ehren die Gefühle der innigsten Verehrung und Dankbarkeit für die reichen Gaben, welche er durch diesen erleuchteten und mutigen Bekenner des Glaubens so viele Jahre hindurch empfangen, ausgesprochen hatte, Präsident v. Gerlach, um erleuchtende Worte über die Fürbitte für den Landtag zu uns zu reden. Wir teilen diese Worte hier vollständig mit.

Das Kirchengebet für den Landtag, welches Sie, ehrwürdige Herren, bald wieder werden am Altar zu sprechen haben, ist der Gegenstand, über den ich zu Ihnen reden will. Zehn Jahre lang bin ich ein Glied der Versamlungen gewesen, denen dieses Gebet gilt. Ihren Schwächen und Sünden habe ich nahe gestanden; ich habe daran Teil genommen, und was namentlich die Mehrheit unsres Abgeordnetenhauses in der lezten Zeit schwer gesündigt hat, ist mir, wie Ihnen, tief zu Herzen gegangen; gegen Frevel wider göttliche und menschliche Autorität empfinde ich, wie Sie, lebhaften und schmerzlichen Abscheu. Aber gerade deshalb ist mir das Kirchengebet für den Landtag besonders teuer und wert. Indem diese schwere Noth des Vaterlandes mit ihrem ganzen Drucke auf mir lastet, erfahre ich die Wahrheit des Sprüchworts: „Noth lehrt beten.“ Ich erfahre in mir selbst, daß mein Gebet lebendig und brünstig wird gerade bei diesem Gegenstande, und daß dann Trost und Hofnung meinen Schmerz mäßigt. — So gestimt fand ich, daß ein Prediger, gewiß einer der mit uns in unserm allerheiligsten Glauben verbunden ist, seine ganz entgegengesezte Auffassung ausgesprochen hatte in der Ev. K. Z. im April (Nr. 33 von 1863), als der lezte Landtag noch zusammen war. „Wie ein Alp“ — sagt er — „liege dieses Gebet auf den Herzen vieler Prediger; sie seien versucht, es zu ändern oder ganz wegzulassen; ihr „Altarfriede“ werde sontäglich gestört. Der Respekt vor dem Könige, der diese bedenkliche Institution gegeben, habe früher genügt, die Bedenken zu heben; für das Herrenhaus allein würde man auch jezt noch frisch und getrost so beten. Aber das andere Haus stehe mit dem Könige in offnem Konflikt; es übertrete das vierte Gebot und ehre den König nicht; das Aergernis, daß es „um den Thron des Königs“ so hergehe, sei aufs höchste gestiegen; das Gift fresse am Hirn und Herzen des ganzen Volks; lieber wünsche man, von allem Parlamentarismus als von einer schweren Landplage und einem Greuel je eher je lieber erlöst zu werden. Ob man denn nun „schweigen“ solle über diese betrübte Lage der Dinge und über die schwere Sorge, die man darüber empfinde, als wäre alles in der besten Ordnung? Und ein andres nicht minder ernstes Bedenken entstehe daraus, daß man beten solle, der Heilige Geist möge die Mitglieder beider Häuser leiten. Dazu gehöre, daß der Heilige Geist daselbst schon wohnhaft sei, — ob man nun aber wol zweifeln könne, daß die Mehrheit der Abgeordneten sich nicht wolle erleuchten und leiten lassen von dem Geiste Gottes, — und ob es dann nicht Gott versuchen heiße, diese Form der Fürbitte beizubehalten.“ — Diese Grundverschiedenheit der Auffassung bei diesem Prediger und bei mir — während wir, wie ich annehme, über revolutionäre Gottlosigkeit ganz gleich denken und empfinden — führte mich in tieferes Nachdenken über unser, der Christen, Verhältnis zu diesem Landtage, welchem der nächst bevorstehende wahrscheinlich nur zu ähnlich sein wird. Der Landtag ist zunächst eine „Macht“ über uns, also von Gott verordnet, nach Röm. 13; denn nicht eigentlich Obrigkeit im speziellen Sinne, sondern Macht ist die Bedeutung des Wortes exusia, welches St. Paulus hier braucht. Es ist aber auch eine wahre, und zwar legitime, Obrigkeit eingesezt von unsern Königen und Teil nehmend an der Gesetzgebung und Verwaltung des Landes. An dieser Wahrheit habe ich als Glied des Landtags mich oft gestärkt, und sie mir geflissentlich zum Bewußtsein gebracht und tief ins Herz gedrückt, um mein Empfinden und Thun zu heiligen, wenn ich mich getrübt wußte durch die vielen Unreinigkeiten, die mitgewirkt hatten bei Einführung dieser allerdings sehr mangelhaften und mislungenen Verfassungsformen und durch das wüste und sündliche Wesen, welches in der Praxis auch damals schon vielfach aus ihnen hervorbrach. — Es ist also das Kirchengebet für den Landtag im Wesentlichen eben die Fürbitte, welche St. Paulus uns lehrt „für die Könige und für alle Obrigkeit“, 1. Tim. 2; ja! es komt bei dem Gebete für den Landtag noch etwas hinzu, nämlich dessen zweifellose Legitimität, während St. Paulus gewiß die Legitimität der Kaiser Tiberius und Nero dahin gestelt gelassen hat. Nun sind aber sündigende gottlose Könige und Obrigkeiten nicht ausgeschlossen von unserm, der Christen und der Kirche, Gebete; in gewissem Sinne haben sie sogar ein Vorrecht darauf; die

neun und neunzig Schafe bleiben in der Wüste, dem verirrten geht der gute Hirt nach. Oder wollen wir die Kirchengebete als geistliche Complimente behandeln? Der nächste Schritt wäre dann, sie zu misbrauchen zu politischen Demonstrationen, wie es jetzt, gräutlicher Weise, in revolutionirten Ländern oft geschieht. Mit einem bösen Flecke und argem Schaden ist unsere Kirche geschändet worden dadurch, daß im März 1848 Berliner Prediger das Gebet für den Prinzen von Preußen (— Seine jetzt regierende Majestät —) unterließen gerade als er dessen besonders bedurfte. Und was war die Veranlassung dieser dreisten Verletzung der kirchlichen Ordnung? daß der Revolutionspöbel den Prinzen mit — noch dazu ganz unbegründeten — Anklagen und Schmähungen überhäufte und er aus dem Lande wich. — Gehen wir aber ein auf die von meinem Gegner hervorgehobene persönliche Beschaffenheit des Abgeordnetenhauses, so finden wir, neben der von ihm fast allein ins Auge gefaßten Mehrheit, eine ehrenwerthe Minderheit von königstreuen evangelischen und römisch-katholischen Christen, die unser Gebet für die Weihe ihrer schweren Kämpfe ebenfalls nöthig haben. „Die besten Christen" — hat jemand gesagt — „haben in den bösesten Zeiten gelebt", und nicht immer ist es die Mehrheit, welche schließlich einer Gemeinschaft ihren Charakter gibt. Aber selbst die Mehrheit — man wird ihr zwar nicht zu viel thun, wenn man ihrem Wortführern einen dreisten, zuweilen frechen, Pantheismus zur Last legt. Allein sind sie nicht von oben her irre gemacht worden an der Autorität der Obrigkeit, an dem Königthum von Gottes Gnaden, irre gemacht von conservativen Staatsmännern, welche selbst nicht recht glaubten an diese erhabenen Wahrheiten und flohen als der Wolf kam, oder schwächliche Concessionen machten und die Autoritäten Preis gaben? Soll also der Mehrheit des Abgeordnetenhauses das Gebet: „Sie wissen nicht was sie thun!" nicht zu Statten kommen, wie denen die unsern Herrn kreuzigten? Es verhält sich damit ähnlich, wie mit dem Unglauben der Massen (aus denen ja auch die Abgeordneten hervorgehn); wir sollen nie darüber klagen, ohne unsrer Schuld an diesem Unglauben, besonders der Schuld der Geistlichen zu gedenken. — Vergessen wir auch nicht, daß dem heutigen Liberalismus große Wahrheiten zum Grunde liegen, Geist aus Gottes einseitig verstandenem Wort, Feuer, entwendet vom Altar. — Die Augsburgische Confession zählt in ihrer großartigen Weise bei Artikel 1. mitten unter den Ketzereien der Christenheit auch die „Mahomedisten" mit auf und erkennt damit im Mohamedanismus das Moment christlicher Wahrheit an, welches ihn so stark gemacht hat. — Ich wage nicht zu widersprechen wenn jemand Schleiermacher einen Pantheisten nennt; unseres verehrten Freundes, des Oberconsistorialraths Sack Vater, der verewigte Bischof Sack, mahnte als väterlicher Freund, Schleiermacher vom geistlichen Amte ab nachdem die „Reden über die Religion" erschienen waren, weil er mit solchem Pantheismus nicht werde vor den Altar treten können. Und wieviel Schleiermachertum, wie viel Anerkennung Schleiermachers (— viel zu viel, so erscheint es mir als Laien —) findet sich noch bei unsern gläubigen Theologen und Geistlichen! Graf Schwerin, Schleiermachers Schwiegersohn, hat mit den Fortschrittsleuten Opposition gegen den König gemacht. Er ist, in seiner Weise, ein politischer Abdruck Schleiermachers, und Schleiermacher würde, als Abgeordneter, wahrscheinlich wesentlich auf demselben Standpunkte, wie Graf Schwerin stehen. — Ich darf mich wol auf mein langes Leben berufen, daß ich alles dies nicht sage, um die Gegensätze zu verwischen in charakterloses Grau; nein! entzünden möchte ich die Entschiedenheit des Kampfes und die Tapferkeit der Kämpfer — entzünden, bis aufs Blut — aber zugleich den Kampf heiligen und uns, die Kämpfer, reinigen durch Gebet und Fürbitte, durch Gebet auch für die Gegner, und auch zum Kampfe wider uns selbst. — Also, hören wir noch einmal das auch in seiner Form und seinem Ausdruck so erhebende Kirchengebet:

„Blicke in Gnaden herab auf den Landtag der Monarchie, der jetzt wieder um den Thron unsres Königs versammelt ist! Erleuchte und leite die Mitglieder beider Häuser mit Deinem Geiste, daß ihre Berathungen geschehen in Deiner Furcht und ihre Arbeiten zu Deiner Ehre und zum Segen des Landes gedeihen."

„Schweigen" über den Jammer unsres Vaterlandes, wie er sich so reichlich und schmählich offenbart auch im Abgeordnetenhause, schweigen „als wäre alles in bester Ordnung" sollen wir, sollen besonders die Prediger gewiß nicht, sondern reden, zeugen, strafen „zur rechten Zeit und zur Unzeit", vorzüglich auf der Kanzel, — aber nicht am Altar, wo die gesamte Kirche betet und ihr Gebet aus der streitenden Kirche nach oben steigt, mithin nicht Schläge nach der Seite hin zu führen hat.

Mein befreundeter Gegner — ich darf ihn so nennen, obschon ich nicht weiß, wer er ist — nimt noch besondern Anstoß an der Bitte um den Heiligen Geist, weil der Heilige Geist im Abgeordnetenhause nicht wohne. Könte er nicht doch darin wohnen, etwa in den Herzen derjenigen Glieder der Minderheit, die auf des Herrn Verheißung Ihn angefleht haben um den Heiligen Geist? Und sollen wir nicht gerade um das bitten für unsern bedürftigen Nächsten, was er nicht hat? Magdalena hatte sieben Teufel, aber sie fuhren aus von ihr und sie empfing den Heiligen Geist.

„Glaube, Weisheit, Rath und Stärke
Furcht, Erkentnis und Verstand"

— das sind gerade die Gaben, welcher das Abgeordnetenhaus recht dringend bedarf, und, so fährt das schöne Pfingstlied, den Heiligen Geist anredend, fort:

„Das sind deiner Gottheit Werke,
Dadurch wirst du uns bekant."

Beten wir also fleißig, beten wir brünstig für das Abgeordnetenhaus, für die Fortschrittspartei und für uns selbst, auch den Schluß des Verses:

„Laß den Ausfluß deiner Gaben
Auch ihr" (mein, unser) „dürres Herze laben."

Der Abend dieses durch so anregende Vorträge ausgezeichneten Tages wurde, wie gewöhnlich, durch einen Gottesdienst in der Mitte der Gemeinde beschlossen, der ebenso erhebend durch die Menge und Andacht der Teilnehmer, als lieblich durch die Predigt des Hrn. Past. Bäßler aus Meseberg war, welche er über Sacharj. 14, 6. 7 hielt und in welcher er sinnig und trostreich über das Aufgehen des Lichts um den Abend und die Finsternis in den mannichfachsten geistlichen Beziehungen sprach.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 18. November. № 92.

Die Predigt.

II.

Es sind besonders zwei Eigenschaften, die man von jeder Predigt zu fordern berechtigt ist: die eine bezieht sich auf den Inhalt, die andere auf die Sprache. Der Inhalt muß erbaulich und die Sprache populär sein.

Der Glaube komt aus der Predigt, die Predigt aber durch das Wort Gottes (Röm. 10, 17). Es ist also die eigentliche Aufgabe, die der Predigt gestelt ist, die, daß sie den Glauben, der gerecht und selig macht, in den Herzen der Hörer wirken soll. Wenn es auch einzelne geben mag, die durch das Lesen der heil. Schrift zum Glauben kommen und gekommen sind, so ist es doch Gottes Ordnung, daß das Reich Gottes sich auf Erden erhalten und ausbreiten soll durch die Predigt. Es genügt daher nicht, daß man die Bibel unter Heiden und Christen ausbreite und Traktate verteile, sondern es soll durch den Mund der lebendigen Zeugen das Wort Gottes an die Herzen dringen, der h. Geist will durch das gepredigte Wort zu der Gemeinde übergehen. Wenn nun aber der h. Geist bei der Ausarbeitung der Predigt nicht geholfen hat, und daher auch nicht in derselben wohnt, wenn der Geist der Eitelkeit oder der vornehmen Selbstgerechtigkeit, die sich über die Gemeinde erhebt, bemerkbar wird, wie will dann das Evangelium Eingang finden? Der Stuhl, auf dem man sizt, wenn man die Predigt schreibt, muß immer eine Armesünderbank sein und die Gedanken müssen von dem herkommen, der aus verlornen Sündern selige Gotteskinder machen kann. Wie nothwendig ist es daher, daß ein Prediger recht fleißig, nicht allein um seiner Person willen, sondern auch um des Amtes willen, um den h. Geist bittet, und wenn der Herr zu allen spricht: „wahrlich, wahrlich ich sage euch, so ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben", so soll ein Geistlicher in seiner Studirstube recht festiglich an dies Wort glauben, und getrost und mit aller Zuversicht um den h. Geist bitten, wenn er zur Predigt sich vorbereitet, denn der Vater im Himmel will den h. Geist geben denen, die ihn darum bitten. Beten und arbeiten sind die beiden Faktoren des ganzen christlichen Lebens, aber doch besonders in alle dem, das ein Prediger thut. Es sind aber die Gaben und Kräfte, die der h. Geist den Menschen verleiht, mancherlei Art, und es komt, wie bereits gesagt ist, sehr an auf die natürlichen Anlagen des Menschen, die der h. Geist vorfindet, und zu seinem Dienste reinigt und heiligt. Wenn man in der Psychologie viererlei Charaktere unterscheidet, Sanguiniker, Phlegmatiker, Choleriker und Melancholiker, so lassen sich die Gränzen zwar nicht scharf ziehen, sondern werden in der Wirklichkeit immer fließende und in einander übergehende bleiben, dennoch aber wird das eine oder das andere Temperament das vorherschende sein. Ein Sanguiniker wird immer anders predigen, als ein Phlegmatiker, und ein Choleriker anders als ein Melancholiker. Wer von Natur ein sanguinisches Temperament hat, wird mehr auf die Jugend als auf die Alten Einfluß ausüben und in anregender und erweckender Weise auf die Gemeinde wirken; der Phlegmatiker wird überwiegend belehrend und überzeugend predigen; der Choleriker treibt gern das Gesetz und übt die Zucht in der Heiligung mit Ernst, der Melancholiker dagegen treibt zur Buße an und redet von der Nichtigkeit und Eitelkeit der Welt und ihrer Güter. Von allen Predigern aber, mögen ihre Gaben auch noch so verschieden sein, muß gefordert werden, daß sie erbaulich predigen, d. h. daß sie gesunde und reine Lehre in solcher Weise vortragen, daß die Gemeinde dadurch zum Wachstum in der Gnade und Erkentnis Jesu Christi gefördert wird. Der Grund, auf dem die Kirche, der Tempel des Herrn, in dem er wohnen will, erbaut ist, ist Jesus Christus wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, der die verlorne Welt durch sein heiliges teures Blut und durch sein Leiden und Sterben erlöset hat vom Tode und von der Gewalt des Teufels. Einen andern Grund kann Niemand legen, als der für alle Ewigkeit gelegt ist, und St. Paulus ermahnet daher: „erbaut euch auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist" (Ephes. 2, 20). Wo nun dieser Grund verdeckt und unter vielem Schutt des Unglaubens, der Zweifel und der eigenen Gerechtigkeit verborgen liegt, ist es die nächste und erste Aufgabe der Predigt, in die Tiefe zu graben, bis endlich der Felsen gefunden ist, auf dem die Erbauung ihren Anfang nehmen kann. Es muß jeder falsche Trost und jede selbstgemachte Sicherheit mit hellen und klaren Gründen der h. Schrift beseitigt und bekämpft werden, so daß die Herzen willig werden, sich dem Einen Namen zuzuwenden, in dem die Sele allein ihre Ruhe und ihren Frieden finden kann.

Wer es nun recht versteht, den Unglauben in seinen Irrwegen zu verfolgen und die Thorheit der eigenen Gerechtigkeit

in ihrer Nichtigkeit aufzudecken, und dann an Christi Statt zu bitten: lasset euch versöhnen mit Gott, wer mit heller Stimme rufen kann: komt her ihr Mühseligen und Beladenen, komt, es ist Alles, wonach ihr bewußt oder unbewußt euch sehnet, bereit, wer es versteht, die Einzelnen zu nöthigen, d. h. die Einladung so dringend zu machen, daß sie nicht widerstehen mögen, der wird erbaulich predigen. Wenn der Prediger selbst mit seinem ganzen inneren Leben, mit seinen Gedanken und Erfahrungen auf dem rechten Grunde steht und ein in der suchenden und rettenden Liebe Jesu warm gewordenes Herz hat, wenn er selbst kein anderes Heil und keinen andern Frieden kent, als den, der von dem Kreuze des Herrn komt, wird er auch tüchtig sein, lebendige Bausteine zu der Behausung Gottes zu sammeln. Es liegt das Erbauliche der Predigt daher nicht darin, daß man durch allerlei sentimentale Reflexionen und durch Schilderungen des menschlichen Elends Rührung und Thränen sucht hervorzurufen, denn die Traurigkeit der Welt wirket nicht das Leben, sondern den Tod. Wenn über alle Thränen, die auf Erden geweint werden, sich die Engel im Himmel freuen könten, dann stände es wirklich besser in den Familien und Gemeinden. Thränen gibt es viele, aber die Thränen, die Petrus weinte, als er in jener Nacht hinter der Thür stand, sind leider sehr selten, darum sind auch die Thränen, die in der Kirche geweint werden, ein sehr unsicheres Zeichen der wirklichen Erbauung. Es ist ja sehr leicht, eine Rührung, besonders bei dem weiblichen Geschlechte, hervorzurufen, und es thut wol gar dem Fleische wol, wenn es einmal durch Weinen sich erleichtern kann, aber der alte Mensch bleibt dabei ganz in seiner behaglichen Ruhe und hält sich vielleicht gar für einen Märtyrer der Tugend und Unschuld. Eine Predigt, die durch rührende Familienscenen, durch Kirchhofs-Gedanken und bewegliche Schilderungen des Leidens und der Noth das Gefühl aufregt, kann sehr unerbaulich sein. Wenn dagegen ein Mensch angeregt wird, das Schwert gegen den alten Menschen zu ziehen und zu gebrauchen, oder wenn er beschämt von der Gnade, Geduld und Treue seines Gottes seine Hände faltet, der ist erbaut, und wenn er auch nicht gerade äußerlich eine Rührung zur Schau trägt, so ist er doch berührt von dem h. Geiste. Die Gottlosen sind in der That mehr erbaut, wenn sie die Predigt des Evangeliums ärgert, als wenn sie die Predigt loben. Wenn der alte Mensch zum Schweigen gebracht wird und aufhört sich zu loben oder zu entschuldigen; wenn ihm der Rock der eigenen Gerechtigkeit zu eng wird und seine Blöße nicht mehr deckt; wenn die Fundamente seiner Sicherheit und Ruhe wanken, und sein Trost, damit er seine arme Sele so lange belogen hat, ihm ungewiß wird, dann erbaut sich der neue Mensch. Ein Geistlicher, der immer so zu den Leuten redet, als ob sie aus lauter bösem Willen und aus Lust zur Sünde dem Fleische dienten, wird schwerlich erbaulich predigen, denn die Bitterkeit und Ungerechtigkeit schließt die Herzen zu, das wahre Mitleiden und die Liebe öffnet sie allein. Wer im Wasser liegt, den muß man nicht verachten und schelten, sondern ihm die rettende Hand reichen. Wenn die Leute willig werden, dem Worte Gottes sich zu unterwerfen, wenn der Geizige daran denkt, seinem armen Nachbar zu helfen, wenn der Erzürnte versöhnliche Gedanken faßt, wenn entzweite Eheleute sich zu einander neigen, wenn der Unehrliche in seinem Gewissen unruhig wird, wenn die Jugend sich in heiligen Entschließungen den schwachen Willen stärkt, wenn die Gemeinde still und ernst Gottes Wort auf dem Heimwege im Herzen bewegt und ein wenig mit in das Haus bringt, dann ist sie erbaut.

Die Sprache und Darstellungsweise der Predigt soll volkstümlich, populär sein. Es gibt aber wenige Worte, die so schwer zu fassen und zu definiren sind, als das Wort „Volk", und zumal in unsern Tagen wird damit viel Unfug getrieben. Ein frommes Volk ist ein anderes, als ein gottloses Volk, und zu jeder Zeit, in jedem Jahrhundert oder Jahrzehend wird und ist es ein anderes, daher wird es auch kaum möglich sein zu sagen, worin eigentlich die Popularität der Predigt besteht. Ist das Evangelium an und für sich populär? Für ein christliches Volk — ja! für ein gottloses Volk — nein! Es ist in diesen Blättern im vorigen Jahre die Frage, was es heißt, populär predigen, mehrfach besprochen und darum will ich das dort Gesagte nicht wiederholen, sondern nur kurz bemerken, daß vor allen Dingen dazu erforderlich sei, daß der Pastor ein populärer Mann ist und populär lebt. Wer stolz, habsüchtig, gierig, zänkisch und als ein vornehmer Herr lebt, wird niemals populär predigen, wenn er auch plattdeutsch redete. Die wahre Liebe und die aufrichtige Demut werden also immer populär sein. Das Volk ist wie die Kinder und greift nach dem Herzen. Die Popularität ist keine Kunst, sondern eine Tugend, und will daher erbeten sein.

Sehr schwer ist die Arbeit da, wo ein rationalistischer Geistlicher durch lange Jahre die Gemeinde aus der Kirche heraus gepredigt, oder wo ein doctrinärer Mann sie gelangweilt und von der Kirche entwöhnt, oder wo ein anstößiges Leben des Predigers die Achtung und das Ansehn des geistlichen Standes untergraben hat, und die Leute zu der Meinung gekommen sind, daß die Heuchelei auf der Kanzel nur lere Worte mache. Es gab vor 30 und 40 Jahren Gemeinden, in denen das kirchliche Leben fast bis auf den Nullpunkt gesunken war.

Mancher junge Mann, der mit einem warmen Herzen und mit heiliger Begeisterung ins Amt eintrat, hat zuerst noch seine Sele mit Hofnungen hingehalten, hat sich dann nach und nach daran gewöhnt, vor leren Bänken zu predigen, und weil sein eigentlicher Beruf ihm so wenig Befriedigung und Freude gewährte, ist er mit der Zeit immer gleichgültiger gegen die Gemeinde geworden, und hat entweder in der Wirtschaft oder im Garten oder in den Büchern seine Zeit und Kräfte verwendet. In der großen Unkirchlichkeit der Gemeinden liegt für den Pastor eine Gefahr, der nicht jeder gewachsen ist. Wenn selbst die Gastpredigt und die Antrittspredigt nicht einmal mehr

die Neugierde in die Kirche führt, und wenn eisige Kälte gegen die Kirche die Luft ist, in der er leben soll, wenn er des Sontags mit dem Küster in der leren Kirche warten muß, bis noch etliche, zwei oder drei, kommen, damit der Gesang anfangen kann, dann ist es recht schwer, den Glauben und den Mut zu bewahren. Auf einem Missionsfeste saß ein junger Pastor neben mir, und als er die gefülte Kirche übersah, bemerkte ich, wie er weinte. Als ich ihn dann allein fragte, was seine Sele bewegte, da schüttete er sein verzagtes Herz aus, er klagte nicht über die Gemeinde, sondern über sich selbst, hielt sich für ganz untüchtig und bedauerte sehr, daß er den geistlichen Stand gewählt habe. Er entwarf ein Bild von dem Zustande seiner Gemeinde, von seiner gänzlichen Rathlosigkeit und von der Erfolglosigkeit seiner zweijährigen Arbeit, daß man hätte mit ihm weinen mögen. Ich redete mit ihm über das Wort: „die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten" und suchte ihn zu trösten, er aber sagte: „laß mir meine Thränen, ich fürchte mich am meisten davor, daß sie versiegen könten." Es kann freilich der Pastor die Gemeinde nicht bekehren, aber dabei darf und soll er sich nicht beruhigen, er darf nicht gleichgültig dagegen werden, ob er etwas ausrichtet oder nicht, und wol ihm, wenn er noch Thränen hat, er trägt dann das Bild des Herrn an sich, der einst Jerusalem ansah und über die Stadt weinte. Die träge, selbstgefällige Gleichgültigkeit ist aber nicht die alleinige Gefahr, die dem jungen Geistlichen, der zu solchen Gemeinden berufen wird, entgegentritt, sondern er muß auch wachen, daß er nicht in Bitterkeit verfält. Ein so bitterböser, immer scheltender und strafender Pastor ist zwar besser wie einer, der gern zufrieden ist, wenn man ihm nur die Accidenzien und andere Einkünfte ordentlich bringt und ihn übrigens in seinem Hause in ungestörter Unthätigkeit leben läßt, aber je länger je mehr wird er der Gemeinde und sein Amt ihm selber zur Last werden. Ohne Gefahr ist aber auch der nicht, der gleich im Anfange des Amtes lebendige Teilnahme in der Gemeinde findet, der sieht, daß die Kirchen in der Mater und den Filialen sich füllen, und daß auch hier und da die Predigt wirklich die Leute zur Buße und zum Glauben erweckt. Der Reichtum ist oft schwerer zu tragen, als die Armut. Ein junger Pastor, der gern gehört und von der Gemeinde gelobt wird, kann leicht hoffärtig und versucht werden, seine Gaben und Erfolge als einen „Raub" zu besitzen, um damit zu glänzen und nicht um damit in der Demut dem Herrn zu dienen. Die Vereine, die zu ihren Festen besonders auf die begabtesten Pastoren ihre Augen richten, sind ohne ihren Willen schon für Manchen eine Versuchung zur Eitelkeit geworden und haben ihn dahin gebracht, höher von sich zu halten, als es sich geziemt. Die rechte Stellung findet nur der, der es nicht unterläßt, auch sein Amt mit allen seinen Erfahrungen zur Förderung seines Gnadenstandes recht treulich zu gebrauchen, und vor allen Dingen die Rettung seiner eigenen Sele als die Hauptaufgabe des Lebens anzusehen. St. Paulus im Briefe an die Philipper Cap. 4 V. 11 konte von sich sagen: „ich habe gelernt, bei welchem ich

bin, mir genügen zu lassen, ich kann niedrig sein und kann hoch sein, übrig haben und Mangel leiden, ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus." Es ist aber gewiß besser, arm sein und demütig bleiben, als reich sein und stolz werden.

Die Gaben sind verschieden, wem es nicht gegeben, durch anfassende und anziehende Predigtgaben zu wirken, darf darum nicht die Hände sinken lassen. St. Paulus ermahnt den Timotheus im 1. Briefe: „laß nicht aus der Acht die Gabe, die dir gegeben ist", und im 2. Briefe: „ich will dich erinnern, daß du erweckest die Gabe Gottes, die in dir ist." Es komt darauf an, daß man erkent und im Amte erfährt, welche Gabe uns verliehen ist. Man suchet aber an dem Haushalter nicht mehr, denn daß er treu erfunden werde. Die Gabe, durch die Predigt die Herzen für den Herrn zu gewinnen, bringt freilich mehr Ehre und Anerkennung ein, als andere Gaben, aber darum darf man diese nicht ohne Gefahr seiner eigenen Sele verachten und vernachlässigen. Bei dem Prediger auf dem Lande komt es gar sehr darauf an, daß er die Selsorge fleißig übe, und verstehe dem Einzelnen nachzugehen und ihn zu überwachen. Auch Zucht und Ordnung in der Gemeinde aufrecht zu halten ist eine schöne Sache. Es ist schon wiederholentlich darauf hingewiesen, daß die Jugend und die Schule ein besonderer Gegenstand der Liebe und Fürsorge des Pastors sein muß. Durch die Schule geht der geebnete Weg in das Haus, und wer die Kinder findet, gewint auch die Eltern. Je mehr der Pastor in der Schule ist, desto mehr kommen die Alten in die Kirche. Schön ist auch die Gabe, die Armen und Kranken fleißig zu besuchen und sich ihrer in rechter Liebe anzunehmen. Wer nicht durch die Predigt auf die Gesamtheit der Gemeinde wirken kann, muß den Einzelnen suchen und heranziehen. Wer es nicht erreichen kann, daß ein Regen auf die Herde fält, muß sich freuen, wenn Tropfen fallen. Ein Hülfsmittel liegt auch darin, daß man zuerst sucht, das Interesse für das Aeußere der Kirche anzuregen. Manche Kirchen auf dem Lande sehen in der That so unsauber und schlecht im Innern aus, daß sie wirklich nicht zur Erbauung der Gemeinde beitragen und zum Besuch einladen können. Wenn man aber durch Hülfe der Gemeinde eine Besserung herbeiführt, so geht daraus oft ein großer Segen hervor. Man muß mit kleinen Dingen anfangen, eine neue Altarbekleidung, ein Taufstein, eine Glocke, ein Kelch, oder gar eine Orgel, welche die Gemeinde durch freiwillige Beiträge und Samlungen anschaft, weckt die Liebe zur Kirche, und führt Manchen hinein, der sich sonst fern hielt. Es ist nicht gut, wenn immer alles die Regierung und der Patron allein anschaffen, sondern wenn auch die Gemeinde es sich etwas kosten läßt. Man darf nicht sagen, die Leute sind zu arm, wer es nur versteht, weiß auch die Armen bereit zu machen, ein Opfer zu bringen, das ihnen Gott der Herr um so mehr segnet, je schwerer es ihnen wird, es zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Fortsetzung.)

In der Frühe des folgenden Tages, 7 Uhr, fanden sich die Brüder wieder zusammen, und nachdem sie in gemeinschaftlichem Gesange und Gebete dem Herrn gedankt und seinen Namen angerufen hatten um neuen Segen für den heutigen Tag, auch der Vorsitzende die Losung des Tages für die Brüdergemeinde Maleach. 3, 16 verlesen und einige Worte über den in derselben erwähnten Denkzettel, der vor dem Herrn auch für uns liege, zur Ermahnung und zum Troste gesprochen, begann die Besprechung über die Beantwortung der Visitationsfragen im Anschluß an den Vortrag, den Past. Heuduck aus Brumby am vorigen Tage über diesen Gegenstand gehalten hatte und über den wir nunmehr zuvor zu berichten haben.

Wenn in manchen Gegenden der preußischen Landeskirche, z. B. in Westfalen und der Rheinprovinz, die gesetzlichen Kirchenvisitationen, welche alle drei oder vier Jahre von dem Superintendenten in jeder Parochie seines Kreises gehalten werden sollen, sehr in Abnahme gekommen sind oder in sehr unvollkommener Weise abgehalten werden: so haben wir es unserm Konsistorio zu verdanken, daß dieselben in unserer Provinz in größter Regelmäßigkeit, mit Genauigkeit und Eifer abgehalten werden. Das Konsistorium hat die Visitationsfragen, welche der Gegenstand der Verhandlung waren, selbst entworfen, und sie umfassen alle Details des Amtes nach den Rubriken: 1. Parochialbezirk. 2. Der Geistliche. 3. Der Gemeindekirchenrath. 4. Patronatsverhältnisse. 5. Einrichtung des Gottesdienstes (sontäglicher und Fest-Gottesdienst, Gesang, Agende, Predigt, Katechisation, Wochengottesdienst, Bibel- und Missionsstunden, Orgelspiel, Küstergeschäfte). 6. Kirchliches Leben in der Gemeinde (Kirchenbesuch), Klingelbeutel, Taufe, Trauung, Abendmal, Beichte, Begräbnis, Kirchenzucht, Hausandacht u. s. w. 7. Confirmation der Jugend. 8. Sittliche Zustände in der Gemeinde (Sontagsheiligung, Concubinate, uneheliche Geburten, Verbrechen, Ausschweifungen, Lustbarkeiten, Ehescheidungen, Bettelei, Waisenpflege). 9. Die Schule. Diese Fragen, welche gedruckt sind, werden dem zu visitirenden Pastor 14 Tage vor der Visitation zugesandt, um sie zu beantworten, und werden mit der Antwort dem Superintendenten 8 Tage vor der Visitation wieder zugeschickt, damit er sich vollkommen über die Lage der Sache orientiren kann. An dem bestimten Sontage oder Tages vorher, begibt derselbe sich in die Parochie des Pastors und wohnt dem vollständigen Gottesdienste Vor- und Nachmittag bei; der Pastor predigt und katechisirt vor ihm, und er hält Ansprachen an die Gemeinde, auch oft wol noch einen Abendgottesdienst, berichtet über den Ausfall der Visitation mit Einsendung der beantworteten Visitationsfragen und der gehaltenen Predigt an das Konsistorium, welches dann nach einiger Zeit einen Visitationsbescheid erteilt, der dem Pastor mitgeteilt wird. Wir gehen zu dem Vortrage des Past. Heuduck über, der allen Lesern nun vollkommen verständlich sein wird.

Ref. geht davon aus, daß die Beantwortung der Visitationsfragen, wie die Visitation selbst, nicht selten großen Klagen begegne. Diese haben freilich ihren Grund. Wer den Segen einer Visitation für die Gemeinde, das Amt und sein eignes inneres Leben noch nicht erfahren habe, der werde immer wenig erfreut sein, wenn die Kunde einer ihm zugedachten Visitation zu ihm gelange. Visitirt werden, und zwar so innerlich, wie es bei einer Kirchenvisitation geschehe, sei immer etwas, wogegen der alte Mensch in uns Front mache, und es bedürfe eines heilsamen Gegengewichts, um seine Opposition wenigstens unschädlich zu machen. Andererseits hängen diese Klagen wol zusammen mit dem tiefen Ernste, der in den Visitationsfragen liege. Es seien ja an 150 Fragen, von denen zwar der dritte Teil mehr auf äußere Verhältnisse sich beziehe, die übrigen aber so tief in das ganze innere Amtsleben und damit zugleich in das Gewissen eingreifen, daß man bei der Beantwortung derselben einmal über das andere erinnert werde an das Bekentnis Esra 9, 6: „Mein Gott, ich schäme mich und scheue mich, meine Augen aufzuheben zu Dir.“ Denselben Eindruck habe Ref. auch an den Mitgliedern des Gemeindekirchenraths wahrgenommen, denen er bei seiner lezten Visitation einige derselben mit ihrer Beantwortung mitzuteilen sich veranlaßt gesehen habe. Diesem Ernste möchte nun das trotzige und verzagte Herz, welches wir alle in uns tragen, so gut wie die, welchen wir predigen, gern aus dem Wege gehen, und wenn es das nicht könne, ergehe es sich in Klagen. Diese leztern rühren auch wol daher, daß die Fragen, wenigstens in den ersten Jahren der Verwaltung eines geistlichen Amtes, unverhofft und ungelegen kommen können. So sei es dem Ref. gegangen; er sei ganz unbekant mit der Existenz dieser Fragen gewesen, habe nicht gewußt, wie er auf viele derselben antworten solle, weshalb es wol sehr gerathen wäre, wenn jedem jungen Geistlichen bei seiner Einführung ein solcher Fragebogen übergeben, oder überhaupt ein solcher im Pfarrarchiv deponirt würde. Ref. geht nun über, die Bedeutung dieser Fragen näher zu erörtern und findet die Bedeutung derselben zunächst darin, daß sie dem Pastor eine praktische und ziemlich vollständige Anweisung erteilen über das, was er in seinem Amte zu thun, auf welche Gegenstände er seine Aufmerksamkeit zu richten, welchen Personen er seine besondere Fürsorge zu schenken habe. Ref. bekent, daß von alledem, was er seit seinen Universitätsjahren über pfarramtliche Thätigkeit gehört und gelesen habe, ihn nichts so schnell über dieselbe instruirt und orientirt habe, als diese Fragebogen. Wende man ein, es werden ja doch meist nur statistische Angaben gefordert, so sei darauf zu erwidern, daß in eben diesen Angaben das Resultat der ganzen äußern und innern Amtsführung culminire. Benutze man nun die Visitationsfragen als eine solche Anweisung für die gesamte pastorale Thätigkeit, suche man sich mit denselben Jahr aus Jahr ein auseinder zu setzen, so werde der Segen nicht gering sein. Sodann findet Ref. die hohe Wichtigkeit dieser Fragen auch darin, daß sie den Geistlichen auf den ganzen Umfang seiner Obliegenheiten hinweisen, und ihn daran mahnen, keine derselben zu vernachlässigen, und seine Thätigkeit in allen Stücken zu regeln.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 21. November. № 93.

Zu den Erörterungen über Kirche und Verfassung.

I.

Gegen das im Sinne einer von unten durch Wahlstufen aufsteigenden Repräsentation eingeleitete Unternehmen umzugestaltender Kirchenverfassung ist in diesen Blättern beharrlich als praktischer Haupteinwand der in weiter Verbreitung vorherschende Zustand der Gemeinden geltend gemacht worden. Letzterer veranlaßt die Befürchtung, daß die unter dem Schirm und Schein eines Rechtsprinzips sich durchsetzende Herschaft der Majoritäten dem Bekentnisse die allein ihm gebürende Stelle entziehen, und durch Untergrabung seines Ansehens die Kirche der Zerrüttung und Auflösung überliefern werde. Die aus solcher Voraussicht unmittelbar sich ergebenden Bedenken vermag unter den Verhältnissen der Gegenwart kein Mensch als grundlos zu erweisen. Sie werden deshalb unterstüzt durch den Ernst des Wortes: du solst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen! Der Landeskirche als solcher ist nicht verheißen, auch dann dem Widerchristentum obzusiegen, wenn ihre Lenkung, ohne unausweichliche Nötigung, auf Wagnisse von unabsehbarer Bedenklichkeit eingeht. Die Zuversicht, welche die Erfolge menschlicher Unternehmungen getrost Gott anheimstellen kann, ist nicht für Wege gewährleistet, welche von ihm nicht befohlen sind.

Die Neuerungen auf dem kirchlichen Verfassungsgebiete leiden an dem freilich schon früher veranlaßten Ursprungsfehler eines mindestens unklar bezeichneteten und insofern jedenfalls auch unrichtig gewählten Ausgangspunktes. Die „Selbständigkeit" der Kirche im Sinne des Artikels der Preuß. Verf.-Urk., welche nur von der Selbständigkeit dem Staate gegenüber, von der Unstatthaftigkeit staatsseitiger Eingriffe und Beeinträchtigungen zu verstehen ist, schließt, nach einer hiervon abweichenden, von der Partei des nivellirenden Umsturzes in Kirche und Staat ausgebeuteten Auffassung, die Entgründung des landesherlichen Kirchenregiments, sofern es nicht durch Vereinbarung neu aufgerichtet würde, in sich. In den kirchenregimentlichen Bezugnahmen auf die veränderte Staatsverfassung kommen Andeutungen vor, welche Spuren von dem Einflusse einer dieser Auffassung verwandten Betrachtungsweise wenigstens insoweit an sich tragen, als sie die Folgerung zulassen, daß die bisherige Kirchenverfassung in den wesentlichen Grundlagen nicht unerheblichen Abbruch an ihrer Legitimität erlitten habe. Hieraus bildet sich, wenn auch gegen die Meinung und Absicht des Kirchenregiments, weiter die Annahme, dasselbe verzögere, im Grunde einverstanden mit der radikalen Deutung des Artikels 15 der V.-U., die Herbeiführung des dadurch bedingten Ergebnisses nur deshalb, um den eigenen wankenden Bestand so lange noch zu fristen, bis der vorbereitete Eintritt einer neuen Ordnung des Kirchenwesens ohne einen wahrnehmbaren Spalt äußerlicher Discontinuität sich vollziehen könne. Abgesehen von dem im Allgemeinen verwirrend, lähmend, auflösend wirkenden Einflusse, der von solchen Vorstellungen ausgeht, leuchtet insbesondere ein, daß er die zweckmäßige und sichere Befriedigung wirklicher Bedürfnisse im Bereiche kirchlicher Einrichtungen im höchsten Grade erschwert. Es thut daher vor allen Dingen noth, daß von dem Kirchenregimente in klarer Kundgebung ersichtlich gemacht werde, ob und in welchem Maße dasselbe eine durch die veränderte Staatsverfassung bedingte Nothwendigkeit von Umgestaltungen des kirchlichen Organismus als eingetreten erachte. Erst wenn durch eine solche Bezeichnung des also entstandenen Erfordernisses einer Berichtigung bestehender Vorschriften lezteres von demjenigen Gebiete möglichst scharf unterschieden und beziehungsweise gesondert sein wird, auf welchem sonst Verbesserungen angezeigt sein können, läßt sich hoffen, daß auch für diese, durch Ermäßigung von Erwartungen und Befürchtungen, ein heilsamen Entwickelungen günstiger Raum gewonnen werden könne. Die Unverkennbarkeit der Ziele, auf welche das Kirchensteuer gerichtet ist, läßt Ruhe und Vertrauen auch bei dem bestgesinten Teile der Fahrtgenossen nicht gründlich aufkommen.

Diese Andeutungen sind nicht aus der Ansicht geschöpft, daß es der veränderten Staatsverfassung gänzlich an Beziehungen fehle, welche wirksam in das Gebiet der Kirche hinüberreichen. Dieselben beschränken sich aber, was die kirchliche Verfassung angeht, darauf, daß sie das schon früher erkante Erfordernis der Beseitigung und Vermeidung staatsartiger Einrichtung und Wahrnehmung des landesherlichen Kirchenregiments noch schärfer und bestimter hervortreten lassen. Ob und wiefern jedoch die Zuständigkeit dieses Regiments, nicht eines Zweiges, sondern eines besonders begründeten Annexums der Landeshoheit, mit kirchlicher Selbständigkeit verträglich sei —, hierüber hätte nur im vollendeten Widerspruche mit dieser Eigenschaft der erwähnte Artikel 15, welcher des in dieser

Hinsicht der evangelischen Kirche eigentümlichen Verhältnisses nicht gedenkt, ein Urteil fällen können. Diese Ablehnung eines auch in kirchenfreundlichen Kreisen noch umgehenden Misverständnisses schließt nicht die Erwägung der davon abzusondernden Frage aus: ob landesherliches Kirchenregiment, nach der königlichen Rechts- und Machtstellung, wie diese jezt eine nähere Umschreibung erhalten hat, fernerhin zu angemessener Uebung die Bedingungen besitzen werde. Es komt darauf an, für solche Erwägung die richtigen Gesichtspunkte zu gewinnen. Die am leichtesten einleuchtende Art der Bejahung dieser Frage besteht in der thatsächlichen Widerlegung ihrer Verneinung. Finden sich Verhältnisse, welche es klar gemacht haben, daß die veränderte Staatsverfassung eine würdige und wirksame Kirchenleitung den bisherigen Organen derselben nicht gestattete? Oder, wenn und wo das Kirchenregiment vermehrten und gesteigerten Schwierigkeiten begegnete, sind diese soweit sie eine Beziehung zur Staatsverfassung haben, durch deren neuere Veränderung verursacht? Erklären sich vielmehr die dahin zu rechnenden Misstände und Aergernisse nicht genügend daraus, daß der Geist der Welt, unter der verhüllenden Losung von Trennung des Staats und der Kirche, oder ähnlicher Trugbilder sich bedienend, auch unter dem Kirchenboden sein Werk treibt? So auseinandergelegt trägt die Hauptfrage ihre Beantwortung unmittelbar in sich, indem sie den thatsächlichen Nachweis liefert, daß die aus dem gegenwärtigen Staatsrechte abgeleitete Hinfälligkeit des bestehenden Kirchenregiments ein Ergebnis von Täuschungen ist. Dem wirklichen Nothstande hingegen, um die Kehrseite dieser Annahme zu bezeichnen, gehört es an, wenn das Bewußtsein um den von der Revolution noch ungebrochenen Rechtsbestand der Kirche auch da sich trübt, wo es am wenigsten fehlen kann.

Wie also die Staatsverfassung nicht die Beseitigung der landesherlichen Kirchenleitung bedingt, eben so beweisen die bisherigen Erfahrungen nicht, daß die Lebensfähigkeit dieser Verfassungsart erloschen sei. Gleichwol ist nicht zu behaupten, daß sie möglich bleiben werde, es möge auf dem staatlichen Gebiete sich ereignen und entwickeln, was nur wolle. Es gibt kirchliche Bedingungen dieser Möglichkeit von grundsätzlicher, unverbrüchlicher Bedeutung. Die Augsburgische Confession, welcher obrigkeitliche Kirchenleitung bereits als ein den Grundzügen nach vorhandener Bestand vorlag, weshalb sie selbst schon in gewisser Hinsicht einen Ausdruck dieses Verhältnisses bildet, hat doch so wenig, wie die nachfolgenden Bekentnisse der lutherischen Kirche, die fragliche Verfassungsform als eine beizubehaltende oder einzuführende Einrichtung vorgezeichnet. Unzweifelhaft hingegen erhelt aus unseren Symbolen die Voraussetzung, welche einerseits derselben als Grundlage diente und andrerseits ihre Fortdauer als statthaft erscheinen ließ. Dahin ist, neben dem gegen die Vermengung weltlichen und geistlichen Regiments gerichteten Ausspruche, wesentlich der Satz zu rechnen, daß die Obrigkeit von Gott Beruf empfangen habe, über Seinem Gesetz in beiden Tafeln zu wachen, Seiner Kirche Schirm und Obsorge zu widmen. Dies gehört zum Glauben und Bekentnis, zum göttlichen im Unterschiede vom menschlichen Rechte. Für den kirchlichen Standpunkt ergibt sich hieraus ein grundsätzlich abschließender Doppelsatz. Entweder ist christliche Obrigkeit, christlicher Staat, durch die Umgestaltung der Landesverfassung zu Grabe getragen: alsdann ist auch das bestehende Kirchenregiment wesentlich unhaltbar geworden und seine geistlose Aeußerlichkeit wird kaum dazu verwendet werden können, um als Nothbehelf den Uebergang zu anderen Ordnungen zu vermitteln. Oder aber, und das ist entschieden unsere Position, der König, welchem die kirchliche Oberleitung nicht als fürstlicher Privatbesitz, sondern im innigen Zusammenhange mit dem von Gottes Gnaden ihm verliehenen Gesamtberufe zusteht, hat noch gegenwärtig Befugnis und Verpflichtung, mit den innerhalb seiner rechtlichen Machtstellung sich darbietenden Mitteln für die Heiligung des Namens Gottes, für das Kommen seines Reiches, für die Erfüllung Seines Willens in Seinem Dienste, von landes-obrigkeitlichen Amts wegen Sorge zu tragen. Steht diese Annahme, gegen welche in den dawider gerichteten Bedenken ein besonders namenswerter Grund schwer zu finden sein möchte, fest, dann ist auch das Fundament unerschüttert geblieben, auf welchem die landesherliche Kirchenregierung sich entwickelt hat. Ihr Fortbestand selbst ist ebendeshalb keinem Zweifel ausgesezt, da es nicht um ihre Neuerrichtung zu thun ist, sondern nur durch Preisgebung sie aufhören könte zu bestehen.

Zwischen den hier einander gegenüber gestelten Auffassungen ist als mittlere Meinung das Erachten gedenkbar, es sei zur Zeit noch nicht klar, wie es eigentlich um den möglichen Fortbestand oder Wegfall des bestehenden Kirchenregiments sich verhalte. In dieser Richtung kann etwa noch geltend gemacht werden, es hange das von politischen Erwägungen ab, welche dem kirchlichen Standpunkte fremd seien. Auf jene Meinung läßt sich dann der Vorschlag stützen, die Veranstaltungen zum weiteren „Ausbau“ der Kirchenverfassung so zu treffen, daß sie für jeden Fall dienlich sein könnten. Lezteres würde immerhin wol nur in einem sehr beschränkten Umfange als ausführbar sich erweisen. Im Uebrigen ist jene Mittelstellung nicht mit der Anwendung des Grundsatzes zu verwechseln, welcher verbietet, ohne sichere Erkentnis eines Bedürfnisses und der Thunlichkeit seiner Befriedigung, zu Anordnungen zu schreiten. Vielmehr schlägt sie in das grade Gegenteil dieser Maxime um, wenn sie zu Versuchen kirchlicher Bildungen schreitet, während ihnen die Erledigung angeregter Zweifel vorangehen müßte.

Diese Betrachtungen kehren deshalb zu der durch sie bestätigten Ansicht zurück, daß der gesamten kirchlichen Verwaltung nicht nur, sondern insbesondere auch der unternommenen Ergänzung der Kirchenverfassung durch neue Einrichtungen es zum großen Nachteile gereichen muß, wenn die Meinung nicht entschieden widerlegt wird, es bestehe keine Klarheit über die Bedeutung und den Umfang des Einflusses, welcher der veränderten Staatsverfassung in Bezug auf das Kirchenwesen zugeschrieben wird.

Ohne auf den sachlichen Zusammenhang mit getroffenen

Einleitungen jezt weiter einzugehen, werden nur noch der wieder jüngst auf einem anderen Gebiete bestätigten Erfahrungen gedacht, daß es schlimm ist, wenn das Vertrauen auf bestehende Institutionen wankt, ehe Besseres in sichere Aussicht steht.

Nachrichten.

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Schluß.)

Das Amt sei groß und schwer; zumal ein junger Geistlicher, der im ersten Eifer glühe, überstürze sich leicht, und indem er alle seine Kraft ausschließlich auf einen Punkt wende, erlahme er endlich und habe für die andern nothwendigen Thätigkeiten nichts mehr einzusetzen. Wäre das aber auch nicht der Fall, so sei die Gefahr immer sehr nahe, daß man es an einer bestimten Ordnung, an einer gleichmäßigen Erfüllung aller Obliegenheiten des Amtes fehlen lasse. Je nachdem man die Anregung dazu empfange, nehme man sich bald vor, eifriger den theologischen Studien sich zu widmen, bald mehr Fleiß auf die Abfassung der Predigt zu wenden, bald der Selsorge treuer nachzugehen, und über dem Studium vergesse man die Predigt, über der Predigt die Selsorge, über der Selsorge die Schule. Ein fleißiger Einblick in die Visitationsfragen erinnert uns, nichts zu versäumen, weil wir von allem Rechenschaft zu geben haben. Dazu komt, daß sie uns, woran im Reiche Gottes so viel liegt, beständig an die Treue im Kleinen mahnen, nicht blos zu predigen und Unterricht zu ertheilen und Selsorge zu treiben, sondern auch die Kirchenbücher in der rechten Weise zu führen, für ein Verzeichnis der Communicanten und Collecten Sorge zu tragen, die Küstergeschäfte, das Gotteshaus, den Gottesacker, den Actenschrank und anderes dergleichen nicht aus dem Auge zu lassen. Wir werden dann dahin geführt, uns einen bestimten Plan für unsere gesamte pastorale Thätigkeit zu entwerfen, und welch ein Gewinn ist das! Und wie sie endlich das beste Mittel sind, uns vor jeder Anwandlung von Selbstgenügsamkeit und fleischlicher Sicherheit zu bewahren, so gewähren sie uns auch einen Trost. So weit der Erfolg unserer Arbeit vor menschlichen Augen sichtbar ist, in den Antworten auf die Visitationsfragen tritt er uns entgegen. Eine weitere Bedeutung derselben ruht aber auch darin, daß von ihrer Beantwortung der gesegnete Erfolg der Visitation selbst abhängig ist. Auf diesen komt ja alles an, denn es ist ja nicht genug, daß visitirt wird, die Visitation soll auch Segen schaffen; es sollen die Schäden der Gemeinde geheilt, die Keime des Guten gepflegt werden, und der Pastor soll in seiner ganzen Amtsführung gefördert, auf seine Mängel aufmerksam gemacht, es sollen die Wege ihm gewiesen werden, auf denen er sich als ein immer treuerer Haushalter Gottes bewähren möge. Soll die Visitation den Segen haben, so ist's nicht genug, daß der Pastor vor dem Visitator predige und katechisire; damit er das rechte Wort spreche zur Gemeinde und ihrem Hirten, muß er eine klare Einsicht empfangen haben in die Verhältnisse der Gemeinde und in die ganze amtliche Thätigkeit des Pastors, und diese erhält er allein aus der Beantwortung der Visitationsfragen. Denn die Aufgabe dieser ist, ein vollständiges, klares und deutliches Bild der Gemeinde in kirchlicher und sittlicher Beziehung, des Geistlichen in seinem häuslichen und öffentlichen Leben, in seiner ganzen Amtsverwaltung, ein Bild aller übrigen kirchlichen Personen, der Schule und ihrer Lehrer und des Verhältnisses des Pastors zu Beiden vor ihm zu entfalten. Und hieraus ergibt sich auch die Nothwendigkeit, mit dieser Beantwortung es auf das Ernsteste zu nehmen. Ref. geht nun dazu über, die Erfordernisse einer zweckdienlichen Beantwortung der Visitationsfragen darzulegen. Er beginnt mit der Erinnerung an einen Vortrag, welcher in der Frühjahrsversamlung von 1860 hier über Kirchenvisitationen gehalten worden sei, der viel Beschämendes für uns gehabt und in seinem Schluß auch Rücksicht auf die Visitationsfragen genommen habe. Hier wurde erzählt, ein junger Geistlicher, dem von dem Visitator diese Fragebogen bei der ersten Visitation zugesandt worden seien, habe erschrocken ausgerufen: „das ist ja wie das jüngste Gericht!" — aber sogleich hinzugefügt, wie nicht viele in diesem Sinne die Visitationsfragen beantworteten. Mangel an Ernst, Neigung zur Unwahrheit und Oberflächlichkeit wurde diesen Antworten vorgeworfen. Diesen einen Diener Gottes so sehr entehrenden Anklagen werden wir aber am sichersten entgehen, wenn wir bei der Fragebeantwortung nur immer die ernste Schlußformel im Auge behielten: „Die vorstehenden Fragen der Wahrheit gemäß nach bestem Wissen und Gewissen beantwortet zu haben versichert N. N." Wenn viele Geistliche an dieser Formel ein Aergernis genommen, so habe Ref. der Behörde für dieselbe gedankt, weil sie ihm ein Schutz gegen die unlautern Einflüsse des natürlichen Herzens gewesen sei. Wahrheit werde nach derselben zuerst gefordert, volle ungeschminkte Wahrheit nach beiden Seiten hin: weder schön färben, noch zu schwarz malen. Habe man über die Gemeinde zu urteilen, dürfe man weder allein an die Besten, noch allein an die Schlechten denken; habe man über sich selbst zu berichten, so müsse man ehrlich sagen, wie man es immer gehalten habe, nicht blos die lezten Tage, Monate, das lezte Jahr. Zur Wahrheit müsse weiter kommen das beste Wissen. Das heiße nicht, wie wir es gern wüßten, sondern wie wir es wissen sollten und könten, wenn wir uns recht um die Sache bekümmert hätten. Ref. hebt hier nun mit besonderm Nachdruck die Vollständigkeit in der Beantwortung der Fragen hervor. Was zunächst den Gottesdienst betreffe, so sei es nothwendig, daß ein vollständiges Bild desselben bis in die einzelnsten Züge gegeben, daß das Eingangslied, auch die andern Lieder, die man zu singen pflege, ein wenig charakterisirt, der Gang der Liturgie ganz genau beschrieben, die Stellung und Form der Abkündigungen, auch der Schluß des Gottesdienstes näher bezeichnet würde. Ref. gestand, er habe einmal in Bezug auf die Agende die Versuchung gefühlt, wenigstens nicht die volle Wahrheit zu sagen, aber Dank der Schlußformel! er habe endlich doch nichts verhehlt, und nachher gefunden, daß es so gut war. Bei dieser Gelegenheit bemerkt er, daß die Abweichungen von der Agende sich wol nicht allein bei den Confessionellen, die doch noch sachliche Gründe hätten, finden dürften, sondern noch vielmehr auf der andern Seite, die von dem Subjektivismus beherscht sei. Ref. fordert auch Vollständigkeit der Angaben in Bezug auf die Taufe, die Trauung, das Abendmal, das Begräbnis, er will dabei die vornehmsten Sitten und Gebräuche genant haben, und verbietet, dabei auf die frühern Berichte nur kurz hinzuweisen; die Visitatoren müssen das vollständige Bild in der Beantwortung der Fragen stets präsent haben, wenn ihre Einwirkung die durchaus zweckentsprechende sein solle, und gewiß würde nicht so viel Willkür und viel mehr Einheit in allen Teilen der pfarramtlichen Wirksamkeit überhaupt herschen, und der neue Pfarrer würde sich viel

mehr überall gleich zu Hause fühlen, wenn bei den Visitationen alle Verhältnisse vollständig aufgedeckt würden. Wenn der Pfarrer so nach bestem Wissen die Fragen vollständig zu beantworten strebe, so solle ihm dabei das Gewissen zu Hülfe kommen. Das werde vor der Oberflächlichkeit und dem Mangel an Ernst am besten bewahren. Ref. will sich hier jedes mahnenden Wortes enthalten und lieber die Frage aufwerfen: Was kann es uns leicht machen, alles von uns Geforderte in Bezug auf uns selbst und unsere Gemeinden nach bestem Gewissen zu berichten? Er antwortet: Zunächst der Blick auf den, der hinter den Visitatoren steht. Er ist ein mitleidiger Hoherpriester, der Mitleid mit aller unserer Schwachheit hat. Die Visitation tritt mit dem Ernst einer Beichte an uns heran. So wir unsere Sünde bekennen, es sei in Bezug auf die Gemeinde oder uns selbst, so ist er treu und gerecht und reinigt uns von unserer Sünde. Dann aber auch der Blick auf die Visitatoren. Diese stehen entweder noch im Amte oder haben darin gestanden und kennen die Schwierigkeiten desselben, darum werden sie ein billiges Urteil fällen, wenn wir auch viel zu bekennen hätten, und Ref. bezeugt aus eigner Erfahrung, daß er in diesem Vertrauen noch niemals getäuscht worden sei. An ein Aeußerliches erinnert Ref. noch, das gleichwol von Wichtigkeit sei, nämlich daß oft von den Behörden über Mangel an Sorgfalt in der Handschrift geklagt worden sei, und daß es mit dem Ernst, der für die Sache gefordert werde, nicht vereinbar sei, wenn der Geistliche so nachlässig schreibe, daß der Sinn seiner Antworten kaum zu entziffern sei. Noch wichtiger sei freilich, daß der Geistliche, wenn er die Fragen nach dem Wunsch und Willen der Behörden beantworten wolle, nicht erst 14 Tage vor der Visitation an diese Beantwortung denken dürfe, denn es sei unmöglich, eine vollständige Auskunft über die Zustände in der Gemeinde zu geben, wenn er sich nicht schon früher um dieselben bekümmert habe, und er komt dabei auf die Bitte zurück, daß die Behörde anordne, daß ein Exemplar der Visitationsfragen in jedem Pfarrarchive deponirt werde. Schließlich komt Ref. noch auf mehrere Einzelheiten, welche die Fassung der Fragen betreffen; er vermißt an manchen diejenige Bestimtheit, welche erfordert wird, wenn der Geistliche eine richtige Antwort geben soll. Er berührt hier die Fragen nach den Patronatsverhältnissen, den Festfeiern, der Würdigung der Taufe, dem Confirmandenunterricht, den sittlichen Zuständen der Gemeinde u. s. w. und knüpft daran zulezt eine beherzigenswerte Ermahnung, daß der Geistliche doch ja in allen seinen Amtsobliegenheiten, im theologischen Studium, in der Predigt, im Unterrichte, in der Abhaltung des Gottesdienstes, in der Führung des Gemeindekirchenrathes, in der Selsorge, in der Schulaufsicht und in der Besorgung der kleinern, mehr äußerlichen Amtsgeschäfte diejenige Treue erweisen möchte, welche ihn in den Stand setze, Antworten auf die Visitationsfragen zu erteilen, mit denen er vor Gott und Menschen wol bestehen möge.

Die an diesen tief eingehenden Vortrag sich anknüpfende Besprechung bewegte sich unter stiller Billigung der übrigen Aufstellungen vornämlich um die geforderte Vollständigkeit der Beantwortung der Fragen. Einerseits erscheine dieselbe in mancher Beziehung überflüssig. Wenn Ref. gefordert habe, man solle z. B. alle Details des Gottesdienstes genau auf den Fragebogen verzeichnen, so sei ja von der Behörde angeordnet worden, daß der Geistliche ein vollständiges Verzeichnis seiner Dienstpflichten und der in der Gemeinde bestehenden kirchlichen Gebräuche, das sogenante Observanzenbuch, anfertige. Dieses müsse allerdings mit minutiöser Genauigkeit geführt werden; wenn dies aber geschehen sei und der Superintendent bezeuge, daß alles in bester Ordnung sei, so sei es nicht mehr nöthig, daß der Pfarrer in diese Details eingehe. Auch sei nicht einmal Raum genug für dieselben auf den Fragebogen. Hierauf wurde indessen entgegnet, der Raum sei bei einer gewissen Einschränkung wol zu finden; auch gebe es allerdings ein Maß für die bezüglichen Mitteilungen auf den Fragebogen, aber es sei nothwendig, daß die Behörde ein möglichst vollständiges Bild von den kirchlichen Zuständen der Gemeinde auch im Einzelnen auf den Fragebogen erhielte, das Observanzenbuch sei ihr nicht zur Hand, der Superintendent könne vieles übersehen, und auf diese Weise können Misbräuche sich einschleichen, welche forterben und Schaden stiften. Für den Geistlichen selbst sei es wichtig, sich immer aufs Neue darauf zu besinnen, wie es bei ihm eigentlich stehe, und ob er überall den gegebenen Vorschriften nachkomme. Uebrigens wurde in Bezug auf das Observanzenbuch, das manchem noch unbekant schien, bemerkt, daß es zweckmäßig sei, demselben auch eine fortlaufende Chronik beizufügen. Andererseits wurde behauptet, daß die geforderte Vollständigkeit in mancher Beziehung auch bedenklich sei. Ein auswärtiger Bruder bemerkte, in seiner Kirche habe man auch die Visitationsfragen, aber sie begriffen kaum den fünften Teil von dem, was die hiesigen Fragen enthielten, obgleich sie auch an den Mann gingen. Er wolle diese auch aufs Gewissen nehmen. Er meine aber, das Gewissen könne gefangen genommen werden. Die Beantwortung der Fragen sei mit Recht eine Beichte genant worden. Aber sie sei nicht eine Beichte zwischen dem Ephorus und dem Pfarrer, sondern eine Beichte, welche in die Archive komme, und da gebe es Dinge, über die schwer zu schreiben sei, eine Veröffentlichung des Guten wie des Bösen könne bedenkliche Folgen haben. Ein anderer Bruder sagte, er habe jedes Mal eine Angst, wenn er ein vollständiges Gemälde von seiner Gemeinde entwerfen solle. Es komme da viel auf die subjektive Richtung und Stimmung an. Mancher sehe gern schwarz, mancher male gern schön. Die Fantasie treibe immer ihr Spiel. Er fürchte daher, daß das entworfene Bild oft der Wahrheit nicht entsprechen werde und damit ein Unrecht geschehe. Am bedenklichsten sei es, wenn dem Pfarrer ein allgemeines Urteil über seine Gemeinde abgefordert werde, da sei er der Täuschung am meisten ausgesezt. Recht viele spezielle Fragen, aber nicht diese allgemeinen! Noch einmal wurde von anderer Seite betont, es sei sehr gefährlich, ein ganz unumwundenes Bekentnis über die Gemeinde in den Fragebogen niederzulegen, dasselbe bleibe nicht zwischen dem Ephorus und dem Pfarrer, die Subalternen der Behörden erfahren es auch, und es wurden Beispiele von ihrer Indiskretion angeführt. Dem allen wurde Folgendes entgegnet. Es wurde zugegeben, daß der Pfarrer in seinen Mitteilungen die nöthige Vorsicht und Diskretion gebrauchen müsse und die Folgen sich allezeit vorzuhalten habe, welche dieselben haben könten. Auch das wurde zugestanden, daß der Geistliche wol gegen sich selbst auf der Hut sein müsse, daß er sich nicht täusche über die wahren Zustände, und es wurde deshalb gerathen, daß der Geistliche bei der Beantwortung der Fragen auch den Gemeindekirchenrath zuziehe, wiewol auch entgegnet wurde, daß dieser oft zu sehr Partei sei und daher nicht das richtige Urteil habe, und obgleich von mehreren Seiten die Zuziehung des Gemeindekirchenraths wiederholentlich empfohlen wurde, so warnte man doch ebenso nachdrücklich, daß man sich auf ihn nicht verlassen oder wol gar sein Gewissen mit seinem Urteil decken möge.

Beilage.

Wenn gesagt worden war, eine Beichte dürfe man nicht veröffentlichen, so wurde dagegen bemerkt, man habe die Bekentnisse auf den Fragebogen auch anzusehen als die Bekentnisse eines Kranken an den helfenden Arzt. Solle dieser die rechte Arznei darreichen, so dürfe der Kranke ihm auch nichts verschweigen. Uebrigens gebe es eine keusche deutsche Art, diese Dinge zu behandeln. Davon seien die Kundgebungen von Büchsel über die Erfahrungen in seinem Amt ein redendes Beispiel. Was aber das allgemeine Urteil über die Gemeinde betrift, so wurde zwar zugegeben, daß dieses immer schwierig, besonders bei größern Stadtgemeinden, sei und der Geistliche sich dabei besonders vorzusehen habe, und doch behauptet, daß es ihm nicht erlassen werden könne. Es sei das Resultat einer umsichtigen und treuen Amtsführung. Geistliche, welche nicht eigentlich zu Hause in ihrer Gemeinde seien, werden ein solches Urteil nicht wol fällen können, wie auch die Erfahrung zeige, daß sie es bei allgemeinen Redensarten bewenden lassen, und ihnen dann nachgewiesen werde, wie ihr oberflächliches Urteil in Widerspruch stehe mit ihrer Beantwortung der einzelnen Fragen. Ein Geistlicher aber, der die Aufgabe seines Amts recht aufgefaßt und besonders durch treue Selsorge seine Gemeinde gründlich kennen gelernt habe und ganz in ihr lebe, werde wol wissen, wie er sie zu charakterisiren habe. Wie jeder Mensch seinen Grundcharakter habe, den man allerdings nur durch vertrauten und fortgesezten Umgang richtig erfasse, so habe auch jede Gemeinde ihren Grundcharakter, der zwar dem oberflächlichen Beobachter verborgen bleibe, den aber der scharfsinnige und treue Selsorger wol erkenne und in einem sprechenden Bilde darzustellen wisse. Die Besprechung wurde zum Zeichen, wie sehr einverstanden die Versamlung mit dem Ernste war, in welchem der Vortragende die Beantwortung der Visitationsfragen behandelt wissen wolte, mit dem wiederholten Antrage geschlossen, daß das Konsistorium veranlassen wolle, daß ein Exemplar der Visitationsfragen in jedem Pfarrarchive niedergelegt werde.

Nach dem Schlusse dieser ernsten und sehr lebhaft geführten Besprechung, welcher eine kurze Pause folgte, empfahl Missionsprediger Müller aus Paris die in unserer Provinz zu erwartende Hauscollecte für die dortige evang. Gemeinde Augsb. Conf. mit dringenden Worten den Anwesenden, indem er zugleich ihre hülfsbedürftige Lage schilderte, und gleich darauf begann C. R. Lippold aus Steuz im Anhaltschen den auf der Tagesordnung stehenden Vortrag über das Abendmal der Geistlichen. Er schickte voraus, daß er wol am wenigsten befähigt sein möchte, gerade über diesen Gegenstand zu reden, besonders weil er in der Anhaltischen reformirten Kirche, die aber nicht von fern eine calvinische, geboren und erzogen sei, er stehe jezt in dieser, welche inzwischen eine unirte geworden, sei jedoch seinem innersten Glauben nach ganz und gar Lutheraner. Er habe damit freien Raum in seiner Kirche, welche ihre Diener auf die Augsb. Conf. und die Apologie verpflichte, aber gelebt habe er nie in einer lutherischen Kirche, es fehle ihm daher ganz die für die Behandlung dieses Gegenstandes so wichtige eigne Erfahrung. Er habe aber die Aufforderung dazu nicht ablehnen wollen, weil er als eins der ältesten Mitglieder unsers Vereins demselben so viel verdanke, daß er die Veranlassung, auch ihm einmal etwas zu bieten, nicht habe ablehnen können. Darauf sagte er zur Sache Folgendes: 1. Die heilige Schrift enthalte keine Anweisung darüber, ob der Geistliche sich das Abendmal selbst reichen dürfe, oder ob er es immer nur von einem andern nehmen solle, dagegen sei es unbestreitbar, daß der austeilende Geistliche in der ganzen alten Kirche bis 600 das erstere bei jeder Communion der Gemeinde gethan, wie denn auch Chrysostomus ausdrücklich die Formeln anführe, unter denen der Geistliche sich das Abendmal zu reichen habe. Die mittelalterliche Kirche habe diese Uebung sogar zum Gesetz gemacht, was zu den Winkelmessen und zur Kelchentziehung geführt habe. Die luth. Kirche habe die Selbstcommunion des Geistlichen früh abgeschaft, und in den Schmalkald. Art. II, 2 heiße es davon, es sei ein Menschendünkel, ungewiß und unnöthig, dazu verboten. In neuern Zeiten haben indeß einzelne Stimmen sich lebhaft dafür vernehmen lassen, weil man das h. Abendmal nicht oft genug genießen könne, und es unbillig sei, daß der Geistliche von dem Segen ausgeschlossen werde, welchen er selbst der Gemeinde spende. Sehe Ref. nun die Natur des Sakraments an, so scheine sie der Selbstcommunion entgegen zu sein. Leib und Blut Christi seien die höchsten Gottesgaben, welche alles Selbstnehmen ausschließen. Dem sei jedoch entgegen zu setzen, daß der spendende Geistliche nicht der Herr selbst sei, der sie darreiche, sondern nur sein Werkzeug, daß wir Geistliche immer Hirten und Schafe zugleich seien, und wie wir das Wort Gottes nicht blos der Gemeinde, sondern auch uns selbst zu predigen haben, so können wir auch das Abendmal der Gemeinde und uns selbst zugleich reichen. 2. Anders sei es aber mit der Beichte und Absolution. Der Segen dieser Handlung bestehe darin, daß ich mit voller innerer Aufschließung auch vor dem Herzen eines Menschen, der mir im Namen Gottes gegenüber steht, mich von meinem ganzen alten Menschen lossage, daß der andere mich auf das, was mir dennoch darin mangelt, aufmerksam mache und mir helfe zu völliger Uebergabe an Gott und durch den Trost des Evangeliums den neuen Gottesmenschen in mir aufrichte und stärke. Man könne dies alles auch in sich selbst allein durchkämpfen und Tausende gläubiger Christen haben keinen andern Weg gewußt; aber wie nach einer ernstlichen Entzweiung zwischen Eheleuten das in Aufrichtigkeit ausgesprochene Wort der Versöhnung eine völligere Wiedervereinigung herbeiführe, als etwa eine stumme Umarmung, so sei es auch mit der Versöhnung des Sünders mit Gott. Aber es liege auf der Hand, daß man in solch ein volles Beichtverhältnis nicht leicht zu einem andern Menschen treten könne, als dem das Amt gegeben sei, Christi Schafe zu weiden. Leider könne Ref. von diesem segensreichen Beichtverhältnis aus eigner Erfahrung kein Zeugnis ablegen, ebenso wenig, wie gewiß viele andere. Er habe unter seinen Herzensfreunden noch keinen gefunden, gegen den die harte Rinde seines Herzens habe ganz brechen wollen, und solle er es erzwingen? Dazu sei das Amtsbewußtsein einmal verloren gegangen. Daß aber die wahre Beichte und Absolution nicht allein ein tiefes Herzensbedürfnis aller Gläubigen sei, sondern auch unser junges Glaubensleben ohne sie die festgeschlossene Gemeinschaft nicht finden werde, wie sie in frühern Zeiten stattgefunden, sei die feste Ueberzeugung des Ref. Mit der alten lutherischen Privatbeichte wäre die Möglichkeit einer jedesmaligen Herzensbeichte

gegeben; die gegenwärtige allgemeine Beichte sei gar keine wahre Beichte, sondern nur die allgemeine Predigt der Vergebung der Sünden, in eine feste Form gebracht, in welche jeder Geistliche füglich sich selbst einschließen könne. 3. Mit gutem Grunde habe die lutherische Kirche die Beichte mit dem Genusse des h. Abendmals verbunden auf Grund von 1 Cor. 11, 28, um möglichst zu verhüten, daß jemand das h. Sakrament sich zum Gericht nehme. Eine Folge dieser Verbindung bei noch bestehender Privatbeichte sei aber, daß der Geistliche sich das Abendmal nicht selbst reichen dürfe, es daher auch nicht oft genießen könne. Wenn nun aber in der h. Schrift weder ein Gebot, noch ein Verbot in Betref der Selbstcommunion, überhaupt keine feste Vorschrift über die Form der Abendmalsfeier sich finde, so werde nach Umständen dieselbe doch ihre Berechtigung haben, wie auch in der Beziehung, daß auf einen häufigeren Genuß des h. Abendmals von Seiten des Geistlichen gedrungen werde, wiewol keine Bestimmung darüber vorhanden sei, wie oft das h. Abendmal genossen werden solle. In allen solchen Dingen, wo nicht ein klarer Befehl des Herrn etwas als zum Heil der Selen unentbehrlich gebiete, solle das eigne Belieben schweigen und man solle sich an die Kirchenordnung und die gute hergebrachte Sitte halten und die weitern Wege des Herrn erwarten. Die Aufgabe unserer Zeit sei nicht, neue Bahnen zu brechen, sondern das bestehende Gute zu conserviren. Ref. fährt fort zu berichten, daß sein Vorfahr im Amte nie einen Beichtvater gehabt, sondern sich selbst immer das Abendmal gereicht habe, und die Gemeinde sei daran gewöhnt. Seine Amtsnachbarn stehen meist unter einander schon in Beichtverbindung, so daß er allein sei und einen andern zwiefach von seiner Gemeinde wegziehen müßte. Natürlich müsse er dann auch bereit sein, einen Amtsbruder auf Verlangen zu bedienen und einige Male seine Gemeinde verlassen, von der ihn ohnehin schon andere Amtsverrichtungen öfter wegziehen. Er habe noch die Sonnabendsbeichte erhalten, wenn er nun einen Amtsbruder zu sich beriefe, so müßte er die Beichte auf den Sontag verlegen, was üble Folgen haben könne. So denke er denn bei der Selbstcommunion zu bleiben, bis sich einmal Gelegenheit finde, ohne Schädigung des kirchlichen Lebens einen Beichtvater zu finden. Lebte er in der gegenteiligen Sitte und Ordnung, würde er sie nicht ohne die dringendste Noth verlassen.

Bei der sich an diesen Vortrag schließenden Besprechung bemerkte zuvörderst ein Bruder, die in Rede stehende Frage habe ihm schon längst als eine brennende auf dem Herzen gelegen, und trete ihm jezt in seiner isolirten Stellung besonders nahe. Nach einer besondern Bestimmung, wie oft das h. Abendmal genossen werden solle, brauche man nicht zu fragen, aber es solle oft genommen werden, das sei außer Zweifel. Ein Amtsbruder könne in der Regel nur in der Woche kommen. Aber am Sontage, wo der volle Gottesdienst durch das h. Sakrament gekrönt werde, habe er oft mit großem Schmerze als ein Hungernder dagestanden. Er glaube daher, daß der Geistliche sich das Abendmal dann selbst reichen dürfe. Ein anderer Bruder stimte dem ganz und gar bei, indem er noch besonders hervorhob, daß es ein fauler Fleck in der jetzigen kirchlichen Praxis sei, daß die Geistlichen zu selten das Abendmal genössen. Daß die ursprüngliche kirchliche Sitte der Selbstcommunion in der lutherischen Kirche abgekommen sei, liege in dem geschärften Gegensatze gegen die kathol. und reform. Kirche. Es schließe übrigens gar nicht aus, daß der Geistliche auch einen Confessionarius habe. Von anderer Seite wurde bemerkt, Beichte und Abendmal seien nicht immer mit einander verbunden gewesen, erst im achten und neunten Jahrhundert seien sie vereinigt worden. Luther sei zur Beichte gegangen, ohne das Abendmal zu genießen, er habe aber auch ohne Beichte das Abendmal sich selbst gereicht. Luther spricht in dem Visitationsunterricht von 1528 sich so über die Sache aus (Richter, Kirchenordn. I. S. 91): „Es soll niemand zu dem Sakrament gelassen werden, er sei denn vorhin bei dem Pfarrherrn gewesen, der soll hören, ob er vom Sakrament recht unterrichtet sei, ob er auch sonst was bedürfe, oder sei eine solche Person, die man siehet oder weiß, daß sie alles wol berichtet sei. Denn ob der Pfarrherr selbst oder der Prediger, so damit umgehen, ohne Beichte oder Verhör zum Sakrament gehen will, soll ihm hiemit nichts verboten sein. Desgleichen ist auch von andern verständigen Personen zu sagen, so sich selbst wol zu berichten wissen, damit nicht wieder ein neuer Papstzwang oder nöthige Gewohnheit aus solcher Beichte werde, die wir sollen und müssen frei haben. Und ich, Doctor Martin, selbst etliche Male ungebeichtet hinzugehe, daß ich mir nicht selbst unnöthige Gewohnheit mache im Gewissen, doch wiederum die Beichte brauche und nicht ungerne will, allermeist um der Absolution, d. i. Gottes Wortes willen. Denn das junge grobe Volk muß man anders ziehen und weisen, als die verständigen und geübten Leute.“ Ref. weist wiederholentlich darauf hin, daß die Ordnung der Kirche hier entscheidend sei. Verbiete diese das Selbstcommuniciren, so müsse man es lassen, der Herr werde den Mangel auf andere Weise zu ersetzen wissen. Erlaube sie es, so sei kein Grund vorhanden, es abzustellen. Hierauf wurde freilich entgegnet, es sei erst festzustellen, was wirklich Ordnung der Kirche sei, und ein Bruder, der mit den Anhaltischen Verhältnissen wol vertraut zu sein meinte, sagte, es sei in der fraglichen Beziehung hier noch gar keine Ordnung von der Kirche festgestelt, behauptete sogar in seiner derben Weise, wenn Ref. in seiner Gemeinde die Selbstcommunion ausschließlich vorgefunden, so sei dies vielmehr eine Kirchenunordnung. Noch wurde mitgeteilt, daß verschiedene Anfragen in Betref der Selbstcommunion an das preußische Kirchenregiment gerichtet worden seien, welche bis jezt entweder gar nicht oder so beantwortet wurden, daß ein ausdrückliches Verbot derselben daraus nicht entnommen werden konte. Da die Zeit zum Schluß der Verhandlungen drängte, wünschte der Vorsitzende doch eine nähere Kundgebung der Versamlung in Bezug auf die Sache als Resultat der Besprechung zu veranlassen. Er fragte daher zuerst, wer dafür sei, daß der Geistliche sich immer allein das h. Abendmal reiche, und es erhob sich niemand dafür, außer dem Ref. Er fragte sodann, wer dafür halte, daß der Geistliche zwar einen Confessionarius haben solle, dabei aber die Freiheit, das Abendmal sich selbst auch öfter zu reichen, und es erhob sich dafür eine Minorität; die Majorität erklärte sich also dafür, daß der Geistliche das h. Abendmal in der Regel nicht ohne einen Confessionarius nehme.

Nach den Statuten des Vereins mußte eine Neuwahl des Vorstandes eintreten. Da die Versamlung aber einstimmig den bisherigen Vorstand aufs Neue bestätigte, so dankte am Schlusse der Vorsitzende den Brüdern für das Vertrauen, welches sie ihm aufs Neue schenkten, bat um neue Geduld und Nachsicht und sagte, zwei Blumen habe ihm Gott in seinen Lebenskranz geflochten, die beiden Vereine, die er zu leiten die Gnade habe, deren wolle er auch pflegen, so lange es Gott gestatte, bis an sein Ende, und die Fürbitte der Brüder wolle ihm darin beistehen. Dann wies er noch hin auf den Se-

gen, mit welchem der Herr bisher unsern Verein gekrönt, und besonders auf den Reichtum der Gaben, mit welchem er diese lezte Versamlung aufs Neue beschenkt habe, und die heilsamen Anregungen, welche wir in den verschiedensten Beziehungen für unsere Person und Amt heute und gestern empfangen haben, und indem er den Anfang wieder aufnahm, ermahnte er sich und die Brüder, daß wir unter der Fahne, welche die Namen Fides, Charitas und Spes mit dem Kreuz, dem brennenden Herzen und dem Anker trüge, den heiligen Streit getrost wieder beginnen und fröhlich muthig und treu fortsetzen wollen in dieser schweren Zeit, zu dem uns Gott berufen, bis wir endlich in der ewigen Charitas ewig vereinigt mit allen gekrönten Siegern der ewigen Liebe des dreieinigen Gottes ein ewiges Halleluja singen könten. Dann knieten wir nieder, thaten Gebet und Fürbitte und Danksagung für Alles, fügten die Bruderhände in einander und sangen unser altes Bundeslied zur Besiegelung des wieder erneuten Bundes: „Die wir uns allhier beisammen finden ꝛc."

Schlesische Pastoral-Conferenz in Liegnitz.

Die Schlesische Pastoral-Conferenz solte durch ihr Entstehen ein vielfach ausgesprochenes Bedürfnis befriedigen. Die Begründer waren es sich bewußt, daß der Schlesischen Geistlichkeit ein Einigungspunkt Noth thue, wie ihn andre Provinzen bereits hatten. Auf einem Missionsfest zu Bärsdorf in Haynau im Juli 1861 wurde zuerst ein Aufruf an die Schlesische Geistlichkeit besprochen und formulirt, zugleich aber auch für gut erkant, zuvörderst eine Anzahl Vertrauensmänner zu einer Vorconferenz einzuladen und von da aus weitere Schritte zu thun. Superint. Meisner in Adelsdorf und Past. Dittrich in Bärsdorf luden nunmehr, teils schriftlich, teils mündlich, ein Jeder einige Amtsbrüder ein, und zwar nicht nach Gnadenberg, wohin sich am liebsten der Wunsch richtete, — um einerseits von dem Lutherischen Vereine der sich dort habilitirt hat, nicht misverstanden, und andrerseits von den, demselben nicht angehörenden Amtsbrüdern nicht verwechselt zu werden; sondern nach Liegnitz, der Nähe wegen und weil es eine Art Centralpunkt in Niederschlesien ist. Die Einladenden fanden nicht überall bereitwilliges Entgegenkommen und schnelles Eingehen auf ihre Vorschläge. Da erklärte Einer, er sei conferenzmüde, ein Andrer er habe keine Freudigkeit dazu u. dgl. — Es liefen aber auch eine hinreichende Anzahl freudig zustimmender Erklärungen ein. Diaconus Dr. Schian in Liegnitz bot seine Amtswohnung zur Vorconferenz an. Diese fand am 19. August 1861 Statt, und Superint. Stiller, der Ephorus der Liegnitzer Diöcese, war so gütig, der an ihn von dem die Besprechung eröffnenden Past. Dittrich, Namens der Versammelten ausgesprochenen Bitte zu willfahren und die Leitung der Verhandlung zu übernehmen.

So war denn ein provisorisches Moderamen der künftigen Conferenz fertig, bestehend aus dem Vorsitzenden und dem Hausvater der Vorconferenz und den beiden erwähnten Urhebern der Einladung zu derselben. Die Versammelten stelten als Grund und Boden für die Pastoral-Conferenz die Confessio Augustana von 1530 auf, denn sie sei eben der legale Boden, darauf ein jeder schlesischer Geistlicher zu stehen die Pflicht und das Recht habe, und luden durch das Schiansche Kirchliche Wochenblatt und einen gedrucken Aufruf, welcher an alle Superint. Schlesiens geschickt wurde, alle gleichgesinten Brüder unter Hinweisung auf die köstliche Tageslosung Sacharja 4, 7 ein, sich mit ihnen am 10. October d. J., Vormittags 9 Uhr, in Liegnitz zu versammeln. — Der Tag führte gegen 100 Conferenzgenossen zusammen, welche unter fühlbarer Nähe des Herrn verhandelten und die Periodicität der Pastoral-Conferenz beschlossen; auch das provisorische Moderamen in seiner Funktion bestätigten.

Von der Wolke, die wider die Conferenz aufzusteigen drohte, aber mit Gottes Hilfe und durch die Friedfertigkeit des Moderamens zerstreut wurde, soll hier nicht geredet werden. — Es ist auch hier nicht der Ort und die Zeit, den Gang der seitdem gehaltenen Conferenzen ausführlich zu berichten.*) Wir beschränken uns darauf, die in den vier ersten Conferenzen behandelten Propositionen anzugeben und Einiges über die fünfte Conferenz, welche am 8. October 1863 gehalten wurde, beizufügen.

Jede Conferenz ist durch eine einleitende, erbauliche Ansprache des Vorsitzenden, Superint. Stiller eröffnet worden. — In der ersten Conferenz, am 10. October 1861, hielt Superint. Meisner einen Vortrag über die Unterschätzung des Sacraments der heiligen Taufe, und Divisionspred. Rühle aus Glogau, über die Confirmation. — Die zweite Conferenz am 12. Juni 62. brachte einen Vortrag des Diac. Schian über die evangelischen Jünglings-Vereine, — einen Vortrag des Schulrathes Stolzenburg aus Liegnitz über das geistliche Schul-Revisorat und eine Abhandlung des Past. Thiel aus Weigwitz: „Der Pfarrer im Gemeinde-Kirchenrath." — In der dritten Conferenz, am 9. October 1862, sprachen Past. Dittrich über die evangelische Kranken-Comunion, Past. Thiel über die Hausbesuche des Geistlichen, Past. Strehle aus Lübben brachte Vorschläge zur Begründung einer Gesangbuchgesellschaft für Schlesien. In der vierten Conferenz endlich, den 28. Mai 1863, beantwortete das Referat des Past. Aulich aus Polkwitz die Frage: Ist die unveränderte Luthersche Uebersetzung der heil. Schrift mit dem formalen Prinzip unsrer Kirche vereinbar? Darauf folgte ein Correferat zur dritten Conferenz von Past. Graeve aus Frankenstein: Ueber die Begründung einer Gesangbuchgesellschaft für Schlesien. Diese Uebersicht der behandelten Gegenstände — wozu noch je nach besonderer Veranlassung Neben-Verhandlungen traten, — ergibt daß die Liegnitzer Conferenz wirklich lauter Pastoralia behandelt und ins Centrum des geistlichen Amtes und in dessen Haupt-Interessen eingegangen ist.

Die fünfte Pastoral-Conferenz nun fand am jüngst verflossenen 8. October in dem freundlichst bewilligten Hörsaale des Königlichen und städtischen Gymnasiums Statt. Sie begann Vormittags 9½ Uhr, nach Ankunft des Breslauer und des Freiburger Zuges, welche immer eine ganze Anzahl Conferenzgenossen herbeiführen, mit dem Gesange der ersten drei Verse des Liedes: „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen ꝛc." und einem Gebet des Vorsitzenden, Superint. Stiller. Hierauf begrüßte Lezterer, wie früher, die Versamlung und hieß auch ein par Gäste aus dem Elementarlehrerstande willkommen, denn es versammele sich hier ja nicht ein geschlossener Verein, sondern es sei hier nur eine Vereinigung zu gegenseitiger Stärkung und Förderung unter der unveränderten Lehre der Augsburgischen Confession; — ja es könten anwesende Nicht-Geistliche eine „gute Zucht" für die Pastoren sein.

---

*) Das zu Liegnitz erscheinende Kirchliche Wochenblatt von Dr. Schian, welches als Organ der Pastoral-Conferenz anzusehen ist, hat seiner Zeit Ausführlicheres über die Conferenzen gebracht.

Dem hierauf folgenden erbaulichen Vortrage war das Schriftwort Br. Jud. v. 20. 21. zu Grunde gelegt, auf welchem der Vortragende die Frage: „Was wollen wir?“ dahin beantwortete: Wir wollen uns behalten in der Liebe Gottes indem wir uns erbauen auf unsern allerheiligsten Glauben, wartend auf die Barmherzigkeit Jesu Christi. — Nun folgte, wie sonst jedes Mal, die Bekantmachung der Tagesordnung und die Namennennung von Seiten jedes einzelnen Anwesenden, damit wir untereinander bekant würden, beziehungsweise uns wieder erkänten. — Das erste Referat hatte Superint. Matzke aus Wangten: „Die Verwertung der Augustana für unsre Gemeinden.“ — Die Frage darnach, erklärte der Referent zur Motivirung, sei wichtig in Bezug auf die Gemeinden selbst, die leider von der Augustana wenig wüßten, und in Bezug auf uns Geistliche. Er erkante mit Dank gegen den Herrn an, daß in den lezten Jahrzehnten die Kirche sich dieses teueren Bekentnisses wieder bewußt geworden sei und daß die kirchlichen Behörden ihr geistiges Wächteramt wieder mehr geübt haben, die Augustana als Grund der Lehre wieder ins Bewußtsein zu bringen. Er wies auf die in höhern und niedern Schulen in neurer Zeit eingeführten Schulbücher hin, um die Behandlung zu begründen, daß man solche Grundlegung jezt ernstlicher treibe, und fand darin daß wir uns also teilweise schon in der Verwertung der Augustana für die Gemeinde befänden; — aber eben nur teilweise, und es sei die Notwendigkeit vollständigerer Verwertung nicht zu bezweifeln. Von symbolischen Büchern sei in der Gemeinde nur der kleine lutherische Katechismus im Gebrauch, und auch dieser fast ausschließlich nur im Schul- und Confirmanden-Unterricht; der von Luther ursprünglich im Auge gehabte Hausgebrauch — („wie ein Hausvater dieselben seinem Gesinde einfältig vorhalten soll“ 2c.) sei nur selten zu finden. Aber der Katechismus sei nicht ausreichend; er sei auch nicht populär genug, werde in Popularität bei weitem von dem Heidelberger Katechismus übertroffen.*) Um zu kirchlichem Bewußtsein zu kommen, müsse die Kirche Augsburger Confession doch wissen, was sie an ihrer Kirche habe. Zu Befestigung im Bekentnis sei die Erkentnis der Wahrheit der eigenen, und der Irtümer in der fremden Kirche notwendig; — notwendig auch besonders jezt gegenüber manchen Lehren, welche hie und da übermäßig accentuirt werden (Chiliasmus 2c.), gegenüber den brennenden Fragen unsrer Zeit: Verhältnis der Kirche zum Staat, Umbildung der Verfassung der Kirche 2c. Kirchliches Bewußtsein in den Gemeinden zu wecken und zu verbreiten: dazu hält Referent die Augustana für besonders geeignet, aus formalen und materialen Gründen. Es frage sich nur: In welcher Weise wird die Augustana den Gemeinden nahe zu bringen sein? Die Antwort sei: Wir Pastoren müssen sie den Gemeinden in die Hände geben, und zwar nicht sowol in Traktatform, sondern am besten im Gesangbuche, das ja schlechthin das „Buch“ genant werde. In der Schule werde bei der Behandlung des Katechismus zuerst so oft als möglich darauf hingewiesen. Darauf folge ausführlicheres Eingehen und möglichst gründliche Behandlung im Katechumenen-Unterricht und bei den „Katechismuslehren“ in der Kirche, an denen ja auch Erwachsene, namentlich die confirmirte Jugend, Teil nehmen solte. Auch für die Monats-Conferenzen des Gemeinde-Kirchenraths werde die Behandlung der Augustana auf die Tagesordnung gebracht. Vor allen Dingen aber werde sie in der Predigt bedacht, nicht sowol dadurch, daß die einzelnen Artikel den Text im engern Sinne bildeten: — das gebühre allein dem Worte Gottes; — auch nicht eben im Hauptgottesdienst, um nicht das Ordnungsmäßige zu verdrängen, sondern in Nachmittagsbetrachtungen und Bibelstunden; vor allen Dingen aber in Veranlassung wenigstens der zwei alljährlich wiederkehrenden Gedenktage: des 25. Juni und 31. Oktbr.

Die an das Referat sich anschließende Verhandlung wurde sehr lebhaft. Jedenfalls, so wurde unter Anderm gesagt, müssen und wollen wir bekennen, daß wir in der Verwertung der Augustana bisher zu Wenig gethan haben und Mehr thun müssen. Daß jede animose Polemik gegen andre Confessionen fern zu halten sei, wurde ausdrücklich hervorgehoben. Vor allen Dingen aber wurde beigefügt, daß wir selbst fortgehende fleißige Studien in und an der Augustana und ihrer Apologie machen, und auch unsre Schullehrer weit mehr dafür interessiren und dafür erwärmen müßten, namentlich auch in den Schullehrer-Conferenzen.

Nach einem Schlußwort des Vorsitzenden an die Gewissen der Versammelten und einer Zusammenfassung des Besprochenen betrat Schulrath Stolzenburg das Katheder und legte die Statuten eines Gesangbuchvereins für Schlesien vor. Dieser Vorlage wurden allgemeine Bemerkungen und besondere Hinweisungen und Exemplifikationen, betreffend die Kernlieder unserer Kirche, die aus dem Rationalismus geflossene Verwässerung derselben, die Verderbnis der Gesangbücher, die provinzielle Bedeutung der Gesangbuchsnot in Schlesien (wo die Sprachverwirrung größer und schauerlicher sei, als irgendwo) und Aehnliches vorausgeschickt, wodurch die Notwendigkeit vereinter Bestrebungen für Verbreitung guter Gesangbücher begründet werden solte. — §. 1 der proponirten Statuten lautete: „Der Verein hat den Zweck, innerhalb der Provinz Schlesien die Einführung solcher Gesangbücher, welche die Kernlieder der evangelischen Kirche in reichlicher Auswahl und möglichst engem Anschluß an den ursprünglichen reinen Text enthalten, thunlichst zu fördern.“ — Da die Gesangbuchsnot in der Conferenz allgemein anerkannt wurde und die Vorbemerkungen des Vortragenden nur allgemein bekante und tief empfundene Schäden wieder einmal bloßlegten, so fand über die Statuten eine Diskussion nicht statt, sondern sie wurden der Unterschrift der Zustimmenden anheim gegeben und von einer großen Anzahl in der folgenden Pause unterschrieben, nachdem sich noch die Ansicht geltend gemacht hatte, daß der Umstand zu beklagen sei, daß die Kräfte und das Wirken des zu bildenden Vereins nach Lage der Dinge nicht auf ein einziges Gesangbuch — etwa das neue Schlesische — concentrirt werden können, und daß die Statuten das Bestehen von mehreren Gesangbüchern zu fördern sich vorgesetzt haben.

(Schluß folgt.)

*) Dies Paradoxon wird doch wol in der späteren Verhandlung seine Beleuchtung empfangen haben. Anm. d. Red.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 25. November. № 94.

Die Predigt.

(Fortsetzung.)

Mein alter frommer Küster sorgte auch dafür, daß der Anblick der Kirche und des Thurmes den Leuten nicht bedeutungslos blieb. Er nante das die Kirche erklären. Jährlich einmal erklärte er den Kindern die Kirche. Das war für alle ein besonders festlicher Tag und sie freueten sich schon längere Zeit vorher darauf. Zuerst wurde ihnen angekündigt, daß jeder sich so gut anziehe, als ob es Sontag sei. Wenn sie in der Schule versammelt waren, zog er mit Gesang auf den Kirchhof und um die ganze Kirche herum, dann wurde zuerst der Thurm erklärt, der freilich ziemlich schlecht dabei wegkam: er war das Bild des alten Menschen. Inwendig ist er hohl, die Glocken sind von Erz und haben kein Gefühl. Die Wetterfahne wird vom Winde der Welt hin und her gedreht. Die Uhr redet von dem Fluge der Zeit und von der rastlosen Eile der Tage. Im Thurme selbst wohnen keine Nachtigallen und Lerchen, sondern Eulen und Marder und der Iltis, lauter Thiere der Nacht und des Raubes, in den kleinen Oefnungen des Mauerwerks nistet der diebische Sperling und die Krähen mit ihrem widerlichen Geschrei fliegen umher und ruhen darauf aus. Nur die Spitze des Thurms war das Bild der Sehnsucht, das auch im alten Menschen sich regt, und sich in dem unvertilgbaren Heimweh nach den Hütten des Friedens ankündigt. Wenn der Thurm erklärt war, wurde die Thür zur Kirche geöfnet und unter Gesang zog die ganze Schule ein. Alle sammelten sich um den Taufstein. Es war sehr erbaulich mit anzuhören, was der Alte hier zu den Kindern redete von dem Geheimnis des Sakraments. Hier hat der liebe Gott euch zu seinen Kindern angenommen und hat euch zugesagt, daß er euer treuer Vater sein will, hier hat er euch die Vergebung der Sünden beigelegt und seitdem arbeitet der h. Geist an euren Herzen, daß ihr euch täglich bekehren solt. Die Kinder mußten dann das vierte Hauptstück nach Luthers Katechismus auffagen. Die Inschrift um die Kanzel — verbum divinum manet in aeternum — wurde übersezt und daran die Ermahnung geknüpft, zu hören auf Gottes Wort, aber auch ein Thäter desselben durch Gehorsam, Friedfertigkeit und Fleiß zu sein. Die beiden Lichter auf dem Altar sind das Gesetz und das Evangelium, und die Kinder mußten das erste Hauptstück und das zweite auffagen. Der Altar selbst war geschmückt mit vielem eben nicht schönem Schnitzwerk in Holz, das reichlichen Stof gab, die ganze biblische Geschichte anschaulich zu machen bis zu dem Kreuze des Herrn, und oben auf der Spitze stand der gen Himmel fahrende Heiland mit der Siegesfahne in der Hand. Der Kronleuchter mit seinen 12 Lichtern mußte ein Bild von den 12 Aposteln sein, die Kinder mußten sie alle nennen. So wurde alles erklärt, was in der Kirche zu sehen war, bis auf die Todtenkronen und Kränze an den Chorbrüstungen, bei denen er hinwies auf die Kronen, welche die Seligen im Himmel tragen, und manchem Kinde wurden die Augen naß, wenn er von den heimgegangenen Geschwistern und Eltern redete, die er zu Grabe gesungen hatte. Wenn sich die Gemeinde auch nicht immer an der Predigt erbaut, so muß sie sich doch durch den Anblick der Symbole der Kirche erbauen können, und es wäre wol gut, wenn hin und wieder auch auf der Kanzel die Kirche erklärt würde, damit die Kirche selbst zur Gemeinde redete und gottselige Gedanken erweckte. Eine im Innern verfallene und unreinliche Kirche ist eine Schande für den Patron, für den Pastor und die Gemeinde. Wenn ein Pastor Ansprüche an die Gemeinde macht, muß er nur nicht zunächst eine Reparatur seines Hauses oder seiner Hofgebäude verlangen, sondern die Anregung dazu denen überlassen, die dazu verpflichtet sind. Wenn er aber die Gemeinde bewegen kann, nicht durch äußern Zwang, sondern freiwillig die Kirchhofsmauer zu repariren, die Wege zur Kirche zu ebnen und mit Sand zu befahren, oder die Kirche zu schmücken und zu beschenken, so wächst durch dergleichen Opfer auch die Liebe zum Worte Gottes.

Von großem Einflusse bleibt das erste Auftreten des Pastors bei der Uebernahme des Amtes, die erste Predigt und das erste Amtsjahr sind besonders wichtig. Gewöhnlich sieht die Gemeinde mit einer gewissen Spannung dem neuen Geistlichen entgegen. Es wird sehr genau Achtung gegeben auf alles, was er redet und thut, und er kann leicht von Anfang an viel verderben. Es ist jeder Gang auf die Kanzel ein schwerer Gang, und ohne die Knie zu beugen solte ihn Keiner gehen, aber das erste Auftreten vor einer neuen Gemeinde ist von doppelt schwerer Last begleitet. Wenn ein Candidat ins Amt komt, so geht er mit frischem Mute an sein Werk und hoft, daß er der Mann sei, dem es gelingen werde, die Zerstreuten zu sammeln und die Kinder Gottes zu pflegen; wenn man aber in späteren Jahren, nach manchen schweren Erfahrungen, versezt wird, so geht

man mit zitterndem Herzen auf die neue Kanzel, und wol dem, der sich nicht zu dem neuen Amte gedrängt hat, sondern glauben darf, daß es des Herrn Wille sei, der ihn dahin geleitet hat. Die Abschiedspredigt in der früheren Gemeinde ist immer eine sehr nachdrückliche Bußpredigt für den, der sie hält. Wer zum lezten Male auf die Kanzel geht, auf der er jahrelang gestanden hat, und zum lezten Male die Gräber übersieht, darunter die liegen, die seiner Obhut empfohlen waren, und zum lezten Male die Gemeinde um sich versammelt sieht, der er ein Hirte und Selsorger hat sein sollen, kann unmöglich anders reden, als versenkt in das Gebet um Vergebung der Sünden. Wie gern möchte man in der lezten Stunde noch wieder gut machen, was man in Jahren versäumt hat. Die Stimmung, in der die Abschiedspredigt gehalten ist, darf bei der Antrittspredigt nicht ganz zurücktreten, damit man fein in der Demut rede und bewahrt bleibe, sich selbst zu loben, und Erwartungen zu erwecken und Versprechungen zu leisten, die man hernach nicht halten kann. Mit guten Vorsätzen und heiligen Entschließungen soll man zwar in das neue Amt gehen, aber sie da niederlegen, wohin sie gehören, vor dem, der allein zum Wollen das Vollbringen geben kann und der verheißen hat, in dem Schwachen mächtig zu sein. Es komt vor allem darauf an, die Erregung und Bewegung, die durch die Gemeinde bei dem Anzuge eines neuen Pastors geht, in die rechte Bahn hinüber zu leiten. Man muß der Versuchung, von sich viel zu reden, widerstehen, nicht auf den Amtsvorgänger schiefe Blicke werfen, auch nicht sich einbilden, daß man durch die vorangehenden Berührungen mit der neuen Gemeinde und durch die Gerüchte, die man gehört hat, schon alles wisse und kenne, sondern muß vielmehr recht klar und einfach sein Bekentnis von dem Kreuze des Herrn, von dem Einen Namen, in dem Leben und Seligkeit ist, ablegen und sagen, worin man die eigentliche Aufgabe des Amtes erkant hat. In vielen Ehen wird der Keim der Zerstörung in den s. g. Flitterwochen gelegt, und mancher Pastor, dem der rechte Takt und die wahre Weisheit fehlt, hat durch unvorsichtige Aeußerungen und unkluges Benehmen gleich im Anfange sich für die Zukunft seine Wirksamkeit sehr erschwert. Besonders hüten muß man sich, sofort Veränderungen vorzunehmen, die gewöhnlich Wenigen gefallen und Vielen unlieb sind. Wirkliche Misbräuche darf man erst zu beseitigen versuchen, wenn sie als solche von den verständigen und einflußreichen Gliedern der Gemeinde gefühlt und erkant werden, selbst ein schlechtes Gesangbuch darf man nicht sogleich abschaffen wollen, auch keine Aenderung in der Stunde des Gottesdienstes und in den herkömlichen Ordnungen bei Leichen, Taufen, Trauungen u. dgl. vornehmen. Gewöhnlich haben solche Sitten einen tieferen Grund, als man zuerst glaubt. Auch im Umgange mit den Einzelnen ist große Vorsicht für die erste Zeit besonders zu empfehlen. Es ist oft viel Heuchelei, die sich dem neuen Pastor naht, und von Anderen kann man sagen, sie kamen und versuchten ihn, um ihn zu fangen in seiner Rede. Es ist sehr schwer, die Misgriffe in der ersten Zeit wieder gut zu machen. Das Vertrauen in der Gemeinde ist eine sehr zarte Sache, und will mühsam erworben und befestigt sein. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, Antrittspredigten zu hören. Der Eine tritt auf und redet, als ob er der Erste sei, der überhaupt der Gemeinde das Evangelium predige und als ob mit ihm eine ganz neue Zeit beginnen werde, der Andere weiß viel von sich zu erzählen, und die ganze Predigt besteht nur in Variationen über das eigene Ich. Eine Antrittspredigt, die einen tiefen und bleibenden Eindruck machte, hörte ich von einem älteren Manne. Es waren zwei Teile, im ersten sagte er: ich komme als ein armer Sünder zu armen Sündern und will den predigen, der der Sünder Heiland ist, und im zweiten: ich komme als Gottes Kind zu Gottes Kindern und will den predigen, durch den wir sagen dürfen: Abba, lieber Vater, darum aber bin ich nicht zweierlei, sondern nur Einer. Es ist überhaupt heilsam, wenn man einmal die alten Concepte hervorsucht und darinnen blättert, vor Allem ist es aber heilsam, die Antrittspredigt jährlich etwa einmal wieder durchzulesen.

Großen Fleiß und gründliche Vorbereitung fordern die Predigten, die bei besondern Veranlassungen gehalten werden sollen, wie z. B. bei den Jahresfesten der verschiedenen Vereine zur Förderung der Angelegenheit des Reiches Gottes, unter denen die Bibelverbreitung und die Mission unter Heiden und Juden, und die Gustav-Adolfs-Stiftung obenan stehen. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Bibelgesellschaft viel leichter sich Bahn gebrochen hat, als die Mission, und auch bei solchen Teilnahme gefunden, die eben nicht die Schmach des Kreuzes Christi tragen. Auch hat der Gustav-Adolfs-Verein Mitglieder und Unterstützung in solchen Kreisen gefunden, die einer s. g. freien Richtung angehören. Man muß aber dankbar anerkennen die Dienste, die dieser Verein der Kirche erwiesen, und Gott den Herrn preisen für den Segen, den er darauf gelegt hat. Die durchaus praktische Richtung, die er verfolgt, um den armen Evangelischen, die in der Diaspora sehr verlassen leben, zu Kirchen- und Pfarrdotationen zu helfen, ist von solchem Erfolge begleitet gewesen, daß man sich herzlich daran freuen kann und ihm ferneres Gedeihen und Wachstum wünschen muß. Ich spreche das um so bereitwilliger aus, weil ich durch manche leitende Persönlichkeit und deren Stellung zum Bekentnis der Kirche mich habe abhalten lassen, mich, außer geringen Beiträgen, dabei zu beteiligen. Am meisten sind aber die Missionsvereine ein Maßstab von dem innern Leben in den Gemeinden gewesen und geblieben. Zuerst waren sie der Vereinigungspunkt der Wenigen, in denen die Herschaft des Rationalismus die Liebe zu dem, der durch sein Blut auch die Heiden zu seinem Eigentum erkauft hat, noch nicht erstorben war. Mit mistrauischen Augen wurden sie sogar vom Regiment der Kirche angesehen, weil sie besonders ihre Anhänger unter den Conventikelmännern suchten und fanden. Es hielt schwer die Erlaubnis zu erhalten, ein Jahresfest in einer Kirche zu feiern. Unter den Mitgliedern aber wohnte eine herzliche und wahre Bruderliebe. Als dann hier und da die Gemeinden durch

die lebendige Predigt des Evangeliums zum Leben erwachten, wuchsen auch die Missionsvereine und sind jezt ein Netz geworden, das sich über die ganze Kirche ausdehnt. Die Missionsfeste sind eine Macht in der Kirche geworden und nehmen hier und dort auch den Charakter wirklicher evangelischer Volksfeste an. Die Missionsvereine sind nicht blos ein Segen für die Heiden, sondern haben auch wesentlich zur Belebung der Kirche selbst beigetragen. Je heller das Licht in der Heimat brent, desto mehr leuchtet es auch hinüber in die Finsternis der Heidenwelt. Wer nichts hat, kann auch nichts geben, und wer nicht im Glauben steht, hat auch keine Liebe zu den armen Heiden. Sehr thöricht ist daher die Rede, daß man zuerst die Werke der Liebe gegen seine nächste Umgebung thun solle, ehe man an die Heiden denke, denn gerade die Gedanken, die der innern Mission zum Grunde liegen, sind am meisten von denen gepflegt und haben bei denen Eingang gefunden, die der Mission nach außen hin dienen. Die innere und die äußere Mission sind zwei Schwestern, die von einer Mutter geboren sind, sich gegenseitig in die Hände arbeiten, den Neid nicht kennen und jede freuet sich an dem Segen und Wachstum der andern, weil die eine durch die andere wächst und gesegnet wird. Zur Mitwirkung bei den Jahresfesten werden nun Männer oft in weiter Ferne gesucht, die Gott der Herr mit Gaben geschmückt hat und die in ihren Kreisen mit aufopfernder Liebe wirksam sind. Es eignet sich nicht jeder zum Festprediger, mancher, der wol in seiner Gemeinde in stiller und treuer Arbeit steht, ist gerade zu solchen Predigten nicht tauglich. Es gehören dazu besondere Gaben, die nicht jedem gegeben sind. Man darf nicht übersehen, daß man bei solcher Gelegenheit eine Versamlung vor sich hat, die zu ungewöhnlichen Ansprüchen berechtigt ist. Teils sind es Leute, die im innern Glaubensleben gefördert sind, teils solche, die darum aus der Ferne kommen, weil sie daheim nicht haben, wonach ihre Sele verlangt, teils solche, die auch einmal sehen wollen, wie es auf dem Feste hergeht, ohne klare Erkentnis der Bedüfnisse ihrer Sele, dazu komt dann noch gewöhnlich eine nicht geringe Zahl von lieben Amtsbrüdern, die auch nicht unbeachtet bleiben dürfen. Je größer die Versamlung ist und je mehr Gelegenheit gegeben ist, das Wort des Lebens zu verkündigen, desto schwerer wiegt die Verantwortung dessen, der nun reden soll. Wie dringend ist daher die sorgfältige Vorbereitung geboten. Es hängt wirklich nicht von der Länge der Zeit ab, die die Feste einnehmen, und besonders wenn, wie es ja immer mehr Sitte wird, mehrere hinter einander predigen, solte jeder es sich zur ernsten Pflicht machen, Maß zu halten, damit Abspannung und Ermüdung der Zuhörer vermieden werde.

Sorge und Unruhe macht es dem Herzen immer, wenn man aus dem gewohnten Kreise der Gemeinde mehr oder weniger heraustreten soll, wie z. B. bei Gastpredigten oder bei Visitationspredigten u. dgl. Wer gewöhnt ist, nur vor Bauern und Tagelöhnern das Evangelium zu verkündigen, kann schon beunruhigt werden, wenn einmal der Patron mit seiner Familie auf einige Wochen sich auf dem Gute aufhält und dann vielleicht nur um des Beispiels willen die Kirche besucht, oder wenn andere s. g. vornehme Leute sich einfinden, oder wenn gar der Superintendent mit seinen kritischen Ohren zuhört. Wer sich veranlaßt glaubt, etwas ganz Außerordentliches in solchen Fällen zu leisten, muß gewöhnlich erfahren, daß er es noch schlechter macht als sonst. Der Superintendent hört wol schwerlich die besten Predigten. Vor allen Dingen ist es nöthig, daß man sich frei macht von der Eitelkeit, von der Sucht, den Menschen zu gefallen und vor ihnen Ehre einlegen zu wollen. Lob und Anerkennung empfangen am wenigsten die, die dem nachtrachten, und am ehesten die, die ihren Frieden da suchen, wo er doch nur allein zu finden. Als einmal das sonst, besonders im Winter, ganz ler stehende herschaftliche Haus sich von zahlreichem Besuche füllte, glaubte der Pastor, er müsse am Sontage eine ganz außergewöhnliche Predigt halten. In möglichst geistreicher Weise wurden die Lichtfreunde, die Eisenbahnen und Telegraphen herangezogen, auch fehlte es nicht an Anspielungen auf die Tagespresse. Nach dem Essen sagte der Patron zu dem Pastor: ich bin verwundert gewesen, daß die Leute hier im Dorfe sich auch mit dergl. Dingen beschäftigen, ich sehnte mich darnach, in der Kirche, die mein seliger Vater gebaut hat, einmal die Bewegungen der Zeit zu vergessen und mein Herz der ewigen Heimat hinzuwenden.— Im Grunde sind die Bedürfnisse der Armen und Reichen, der Großen und Kleinen ganz dieselben, was einen Tagelöhner und Bauer wirklich erbaut, ist und bleibt auch erbaulich für die Gebildeten und die Bewohner der Paläste.

Unter allen Predigten, die man in seinem Leben hält, steht in der Erinnerung oben an die allererste. Alte Pastoren reden noch gern davon, und die Kanzel, auf der man zum ersten Male gestanden hat, bleibt unvergeßlich. Das zweite Semester auf der Universität ist zu Ende, der Vater hat seine Einwilligung gegeben. Nach langem Suchen und Ueberlegen ist endlich der Text gewählt, es war die Stelle, die mir einmal bei der Einsegnung als ein Denkspruch mitgegeben war und die seitdem im Herzen mit großen Buchstaben steht: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“ Schon Monate lang war an der Predigt gearbeitet, als die Ferien kamen und sie dem Vater zur Durchsicht übergeben wurde. Nach dem Morgengebet gab er sie mir, wie er in solchen Dingen war, so auch damals, schweigsam zurück. Als ich aber meine Arbeit ansah, waren halbe Seiten durchstrichen, und oft stand am Rande: Phrasen, und immer wieder bei den schönsten Stellen, die im Schweiß des Angesichts selbst gemacht oder aus andern Predigten entlehnt waren, stand das verhängnisvolle Wort: Phrasen! Die Predigt mußte gänzlich umgearbeitet werden, und je näher der Sontag kam, an dem sie gehalten werden solte, desto höher stieg die Angst. Früh fuhr der Vater, wie gewöhnlich, auf das Filial, ich solte des Mittags in der Mutterkirche predigen. Meine Geschwister ließen mich in der kleinen Stube allein, und es war große Stille im Hause. Endlich kehrte der Vater zurück, der alte Küster kam vom Hause des Patrons,

wo er den Anfang des Gottesdienstes anzumelden hatte, obgleich selten jemand kam, und fragte, ob er nun einläuten könne. Der Ornat wurde mir angelegt und ich fühlte dem Vater die innere Bewegung ab. Auf dem Wege zur Kirche hielt er mich bei seiner Hand und die Schwestern gingen hinter uns. So wie heute hatte ich die Glocken noch nie läuten gehört. Als wir in die Kirche traten, standen die Leute nach der Gewohnheit alle auf und der Gesang hob an. Das Gebet vor dem Altare hielt der Vater und es ging mir sehr zu Herzen. Als der lezte Vers des Hauptliedes anfing, mußte ich im Pfarrstuhle niederknien, konte aber kaum vor innerer Unruhe zum Gebete kommen. Meine Schwester hatte mit einem seidenen Faden die Predigt in der Bibel befestigt, damit ich für alle Fälle gesichert sein könte, aber als ich auf der Kanzel stand, fehlte das Conzept. Während ich gebetet, hatte mein Vater es herausgenommen, und ich konte sehen, daß er es in Händen hatte. Lauter bekante Gesichter und die Genossen der Jugend saßen vor mir. Der Gesang war zu Ende, und mit zitternder Stimme wurde das Eingangsgebet gehalten, dann aber hörte das Herz auf, so gewaltig zu schlagen, und die wol memorirte Predigt wurde hergesagt. Wenn sich die Träume und Wünsche der Jugend endlich erfüllen und der Mensch auf der Höhe wandelt, feiert er seine Festtage, und wol ihm, wenn er sie zur Demütigung des alten Menschen und zum Wachstum in der Heiligung zu benutzen versteht. Schon in den kindischen Spielen war mir oft die Rolle des Predigers zugefallen, und so oft ich den alten lieben Vater auf der Kanzel gesehen, hatte ich mit Sehnsucht an den Tag gedacht, an dem ich auch dort stehen würde. Wie lange aber dauert die Vorbereitungszeit von der Fibel an bis zu den Vorlesungen auf der Universität! Wie oft muß der Weg zur Schule zurückgelegt werden, ehe man den Weg zur Kanzel gehen kann! Wie wunderbar groß erscheint doch an solchem Tage Gottes Gnade und Geduld, der endlich über alle Schwierigkeiten und Hindernisse hinweg geholfen und das ersehnte Ziel hat erreichen lassen. Ich entsinne mich noch lebhaft, wie ich am Nachmittag recht sehr das Bedürfnis hatte, die Einsamkeit zu suchen, und im nahen kleinen Walde das Wort des Psalmisten zu erwägen: „Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde."

Daß man das Conzept auf der Kanzel nicht gebrauche, ist eine allgemeine und wolberechtigte Forderung. Von einem Prediger, der ganz oder teilweise abliest, sagen die Leute auf dem Lande: „er hat nicht viel gelernt." Im Allgemeinen muß man auch sagen, daß die Geistlichen selten sind, die nicht unabhängig vom Conzepte frei sprechen. Anfangs ist es eine saure Arbeit, die Predigt auswendig zu lernen, wer aber nur in den ersten Jahren seiner Trägheit nicht nachgibt, erlangt bald solche Uebung, daß nur kurze Zeit dazu erforderlich ist. Es ist auch nicht gut, so ganz sclavisch abhängig zu sein von dem, was man in der Studirstube niedergeschrieben hat. Wenn man eine Reihe von Jahren jede Predigt vollständig bis auf das Wort ausgearbeitet hat, kann man auch anfangen, nach und nach, besonders im lezten Teile, Einzelnes nicht mehr wörtlich zu Papier zu bringen. Wer sich die Gabe, ohne schriftliche Vorbereitung zu predigen, zutraut, darf auf keinen Fall zu früh davon Gebrauch machen. Es ist eine sehr traurige Sache, wenn die Gemeinde mit einem Geschwätz, mit ungeordneten Gedanken und leren Worten abgefunden werden soll. Worte und Phrasen zu machen lernt sich wol leicht, aber ohne gründliche Vorbereitung eine ordentliche Predigt halten zu können, ist eine Gabe, die Wenigen gegeben ist. Ebenso ist es nicht zu leugnen, daß wer im Drange der Zeit, ohne stille Samlung, die Predigt niederschreibt und sich dabei beruhigt, daß sie nun eben fertig ist und sie dann so hält, auch nicht viel anders thut, als der, der da spricht, was ihm im Augenblicke einfält. Es ist durchaus nöthig, daß man, bevor man anfängt zu schreiben, nicht etwa blos mit dem Thema und der Disposition fertig ist, sondern daß man auch den ganzen Gedankengang in den einzelnen Teilen übersieht und weiß, was man eigentlich will. Wer früher anfängt zu schreiben, ehe er mit der Meditation wirklich fertig ist, wird schwerlich einem geordneten Gedankengange folgen, und mehr oder weniger dem Zufalle der Ideenassociation anheimfallen, ähnlich wie der, der ohne Vorbereitung extemporirt. Es ist ein großer Unterschied, ob man in der Studirstube sizt und seine Gedanken niederschreibt, oder ob man vor der Gemeinde auf der Kanzel steht, und wer in dem Grade vom Conzepte abhängig ist, daß er bei dem geschriebenen Worte stehen bleiben muß, der wird den Einfluß, der in der Wechselwirkung zwischen sich und denen, die zuhören, liegt, gänzlich verlieren, und darum, wenn auch immerhin mit lauter Stimme sprechend, doch die Frische und innere Wärme nicht haben, die die Aufmerksamkeit und Teilnahme der Gemeinde anregt. Es ist mir wol oft begegnet, daß ich auf der Kanzel von dem, was ich vorher niedergeschrieben hatte, wenig gebraucht habe, dennoch aber ist die vorangegangene Arbeit nie vergeblich gewesen. Die meisten Schwierigkeiten macht immer das Exordium, und es ist sehr dazu zu rathen, daß man, wenn man auch nicht mehr nöthig hat, die ganze Predigt in der ganzen Ausführung wörtlich niederzuschreiben, doch das Exordium ausarbeite. Es dient im Wesentlichen dazu, den Zusammenhang zwischen dem Texte und den Thema nachzuweisen, und die Teilnahme oder das Interesse der Gemeinde für den Gegenstand, der behandelt werden soll, zu wecken. Ist der Eingang verfehlt, so leidet darunter die ganze Predigt.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 28. November. № 95.

Die Predigt.

(Fortsetzung.)

Auch darf man nicht außer Acht lassen, daß man immerfort, auch in spätern Jahren, von einer gewissen Aengstlichkeit und Befangenheit überfallen wird, wenn man eben auf die Kanzel tritt, und nicht so leicht das rechte Wort und die rechte Wendung findet, als später, wenn man erst eine Weile gesprochen hat. Wenn man sich vor Zerstreuungen in der Sakristei hütet, das Hauptlied andächtig mitsingt und auf der Kanzeltreppe seine Knie beugt, so wird man nicht nöthig haben, das Eingangsgebet auf der Kanzel niederzuschreiben, sondern das Lied, das die Gemeinde eben gesungen hat und das doch in einem Zusammenhange mit der Idee, die dem Sontage zum Grunde liegt, steht, oder auch der Inhalt der Predigt, der das Herz des Pastors bewegt, wird die Gedanken zum Gebete geben. Bei der Hauptpredigt mit einem bloßen kurzen apostolischen Gruß anzufangen, ist mir nicht möglich gewesen; ich habe immer das Bedürfnis gehabt, bevor ich die Bibel aufschlage, zuerst für mich und die Gemeinde das Angesicht Gottes zu suchen und um seine Gnade und Hülfe ihn anzuflehen. Fast alle Briefe St. Pauli fangen mit einem längeren Gebete an. Auch in den Kirchen, in denen sich eine eigentliche Sakristei nicht befindet, hat man doch dem Geistlichen ein Plätzchen bereitet, in dem er ungesehen von der Gemeinde mit seinem Gott reden kann und doch von dem Gesange berührt wird. Die Sakristei ist nicht dazu, um das Conzept noch einmal anzusehen und sich mit andern Dingen zu beschäftigen, sondern mit Singen und Beten. In der Regel gewint die Predigt an Lebendigkeit, wenn der Geistliche nach und nach gelernt hat, sich frei auf der Kanzel zu bewegen, und die Gemeinden hören ihn gern, wenn sie von einer frischen Begeisterung sich angeweht fühlen. Der Vortrag und die Sprache werden natürlicher und einfacher, wenn das eben Empfangene dargereicht wird und der Staub der Studirstube nicht sichtbar wird. Man muß auch darnach trachten, daß man die Freiheit gewint, den Augenblick und das, was eben in der Kirche geschieht, zu benutzen. Als ich einmal so dringend als ich konte zur Versöhnlichkeit ermahnte, sah ich, wie eine Frau, die in einer unfriedfertigen Ehe lebte, sich mit bittender Mine nach ihrem Mann umsah, und wie sich ihre Blicke begegneten, da sagte ich: „mit Blicken ist es nicht abgethan, reicht euch die Hände.“ Der Mann glaubte, daß ich ihn gerade meine, stand auf und ging über den Mittelgang der Kirche zu seiner Frau, die auf der andern Seite saß (denn es ist die Ordnung in den Landkirchen, daß die Männer und Frauen getrent sitzen), und reichte ihr die Hand. Der Eindruck auf die Gemeinde war von wirklichem Segen begleitet, und sie war geneigt, mit mir um Frieden zu bitten. Ein anderes Mal, als ich über die Barmherzigkeit Gottes predigte und eben auseinander sezte, wie schwer es der Vernunft werde, an die Barmherzigkeit wirklich zu glauben, und wie es schwer zu fassen sei, daß von dem weisen und unveränderlichen Gott gesagt werden könne, es jammert ihn oder es reuete ihn, da sah ich im Gange der Kirche zwei fremde junge Männer stehen (es waren zwei Reisende, die wol aus Neugierde in die Kirche gekommen waren), sie sahen sich gegenseitig an, und gaben sich durch Kopfschütteln und Blicke zu verstehen, wie ihnen das, was ich sagte, eine Thorheit zu sein scheine. Ich fuhr fort und sagte: „Wer es heute noch nicht gebrauchen könne und noch nicht bedürfe, an die Barmherzigkeit Gottes zu glauben, der solle es sich aufbewahren bis die Zeit komme, da er auch zu Gott schreien müsse und ohne seine Barmherzigkeit nicht bestehen könne.“ Ein halbes Jahr später erhielt ich aus weiter Ferne einen Brief, in dem der Eine der beiden Männer mir schrieb, wie er gelernt habe, an einen Gott zu glauben, der nicht nach eisernen Gesetzen die Welt regiere, sondern der barmherzig sei und Gebete erhöre. Es ist eine große Hülfe, wenn der Pastor ein scharfes Auge hat und an den Minen der Leute sehen kann, wie seine Worte Eingang und Aufnahme finden.

Um nach einer eingehenden und sorgfältigen Meditation sprechen zu können, gehört außer einem reichen inneren Erfahrungsleben und Erkentnis der wirklichen Bedürfnisse der Gemeinde besonders noch ein Leben und Denken in Gottes Wort. Die biblischen Geschichten und Persönlichkeit müssen in dem Prediger eine lebendige und anschauliche Gestalt gewonnen haben und die einzelnen Sprüche seinem Gedächtnisse leicht gegenwärtig sein. Die Geographie des gelobten Landes, die Lage der Städte, die Gestalt der Berge, der Lauf der Flüsse, die Umgebung der Seen, die Sitten und Gebräuche des Volkes Israels, der Tempeldienst, die Feste, die gefeiert wurden, müssen ihm genau und lebendig bekant sein. Er muß nicht nur in Jerusalem die Wege und Straßen kennen und in Bethlehem, Naza-

ret, Nain und Bethanien zu Hause sein, sondern auch ein Bild von der schauerlichen Umgebung des todten Meres, von den lieblichen Ufern des Sees Genezaret und von der Gestalt des Oelbergs in sich tragen. Ein gesunder Leib und ein in Gottes Wegen fröhliches Herz sind Gaben, die das freie Sprechen wesentlich erleichtern, wenigstens muß der Geistliche über den Sorgen und der Unruhe und den Leiden, die er zu tragen hat, seinen Standpunkt suchen und gefunden haben. Oft wird er den ganzen Sonnabend über so in Anspruch genommen, daß es fast unmöglich ist, die Predigt auszuarbeiten, und die Nacht vor dem Sontage dazu zu benutzen, ist durchaus nicht zu rathen. Die in der Nacht, im Kampf mit der Müdigkeit, gemachte Predigt, wird schwerlich gut gerathen, und die durchwachte Nacht wird die nöthige Frische und Freudigkeit der Sontagsarbeit rauben. Daher darf man die Arbeit nicht bis auf den Sonnabend aufschieben, sondern die stillen Stunden in der Woche dazu benutzen. Wenn man in der Noth eine vor Jahren gehaltene Predigt über das vorliegende Evangelium oder die Epistel wieder hervorsucht und nachsieht, was man damals gepredigt hat, so ist das auch nicht unbedingt zu tadeln und zu verwerfen, wer aber in Gottes Wort wirklich lebt und im rechten Verkehr mit der Gemeinde steht, wird doch nicht dieselbe Predigt halten, sondern sie wird nach Form und Inhalt eine andere werden. Aehnlich verhält es sich mit der Benutzung fremder Predigten. Es mögen große Geister verächtlich auf die herabsehen, die sich solcher Hülfsmittel bedienen, wer aber arm ist an eigenen Gedanken und doch nicht gern die Gemeinde langweilen mag, thut wol daran, wenn er nachliest und nachschlägt, was ihm zu Gebote steht. Eine fremde Predigt fast wörtlich zu halten, ist dem fleißigen und treuen Pastor unmöglich, verlezt auch das Gewissen. Besonders ist jedoch das fleißige Studiren älterer Muster evangelischer Beredsamkeit zu empfehlen, und unter diesen ist der Selenschatz von Scriver eine wahre Fundgrube von praktischen Gedanken und von tiefen Blicken in das Wesen der Sünde und der Gnade. Auch die Predigtbücher, die in der Gemeinde verbreitet sind und die zur häuslichen Erbauung benuzt werden, muß man kennen, und ich weiß aus Erfahrung, daß sich die Leute darüber freuen, wenn sie des Sontags Nachmittags in ihren Büchern das wiederfinden, was sie Vormittags in der Kirche gehört haben. Reichen Stof findet man auch in älteren und neueren Erklärungen der h. Schrift, wie bei Quesnel, Starke, Lange, in der Berleburger Bibel, in Goßner's: Geist des Lebens und der Lehre Jesu Christi, und wenn Gott der Herr der Kirche mehr Commentare schenkt, wie die Erklärung des Ev. St. Johannis von dem Herausgeber der Ev. K. Z., so werden auch die Pastoren in einer für ihr Amt wirklich lohnenden Weise sich wieder dem exegetischen Studium mehr zuwenden. Ein solcher Commentar beschäftigt sich nicht allein mit gelehrten Untersuchungen, sondern dient auch zur Erbauung und Vertiefung in Gottes heiliges Wort, gibt einen Reichtum von Gedanken für die Predigt und befestigt das Herz in der gesunden Heilslehre der evangelischen Kirche.

Was nun endlich noch den Vortrag der Predigt angeht, so ist es kaum zu begreifen, wie wenig Sorgfalt von vielen Predigern darauf verwendet wird und welche seltsamen Angewöhnungen sich etliche angeeignet haben. Die nothwendige Verstärkung der Stimme und die Feierlichkeit des Orts verlangen allerdings, daß man anders spreche, als im gewöhnlichen Leben, aber doch nimmermehr so, daß man der Aufmerksamkeit der Zuhörer und dem Verständnis dessen, was man sagt, hinderlich werde. Die Feierlichkeit wird gewiß nicht erreicht durch ein hohles abgeschmacktes Pathos, und die Aufmerksamkeit wird nicht gefördert, wenn die Simme nach einem singenden Rythmus sich hebt und senkt, oder wenn man die ersten Worte mit starker Stimme herausschreit und die lezten Sylben des Satzes verschluckt. Ebenso ist es störend, wenn der junge Geistliche sich nach irgend einem Muster gebildet hat und diese Nachbildung nun auch auf die Pronunciation einzelner Buchstaben ausdehnt, so daß er im gewöhnlichen Leben so spricht, wie es in der Provinz, aus der er herkomt, gebräuchlich ist, und dann auf der Kanzel in eine unerträgliche Ziererei verfält, und sich zuerst zwingt und dann gewöhnt, so zu reden, wie es sein Vorbild that oder noch thut. Wenn man manchen Geistlichen auf der Kanzel reden hört, solte man kaum glauben, daß es derselbe Mann sei, den man im gewöhnlichen Leben kennen gelernt hat. Einige lieben es, zuerst so leise anzufangen, daß man auch bei aller Anstrengung nicht recht verstehen kann und nach und nach die Stimme mehr anzustrengen als nöthig ist. Andere sprechen in einem Tone, als ob sie Soldaten kommandirten, andere in einem süßlichen oder gar weinerlichen Tone, als ob sie mit kranken Kindern redeten. Noch andere verfallen beim Gebet des Vaterunser in eine Art und Weise, daß man leicht zweifeln kann, ob sie wirklich mitbeten oder gedankenlos es hersagen, während doch der Respekt gegen des Herrn Wort schon fordern solte, daß es nicht als eine bloße Form des Schlusses behandelt würde. Auch das Wort „Amen" wird gar verschieden ausgesprochen; daß darin die feste Zuversicht der Erhörung des Gebets liegt, daran wird man oft kaum erinnert. Der Eine schreit es heraus, als ob er die aufwecken wolte, die etwa während der Predigt eingeschlafen sind, ein Anderer spricht die lezte Sylbe so sehr kurz aus, während ein Anderer sie wieder in gezierter Weise dehnt. Wie nöthig ist es doch, daß jeder sich ernstlich überwache, und wenn die Frau Pastorin ihre Schuldigkeit nicht thut und den Mann erinnert, so solte es doch der Superintendent bei der Kirchenvisitation recht treulich thun. Manche wirklich gute Predigt verliert durch den schlechten Vortrag so sehr, daß die Gemeinde sich nicht daran erbauen kann. Die meisten Landkirchen sind so leicht mit der Stimme auszufüllen, daß überwiegend fast alle Organe dazu ausreichen, sich in einfacher und natürlicher Weise verständlich zu machen. — Auch auf die Haltung des Leibes und besonders auf die Bewegung der Arme und Hände muß man Acht geben. Es gibt gar seltsame Angewöhnungen. Der Eine ficht in der Luft umher, wie früher die Telegraphen thaten, ein Anderer steht

wie eine Säule da, die sich nicht bewegt, und noch ein Anderer lehnt sich an die Kanzelbrüstung, als ob er nicht stehen könte. Regeln lassen sich wol geben, aber sie passen nicht für jeden. Ein Sanguiniker muß anders gestikuliren, als ein Phlegmatiker. Es muß die Gestikulation hervorgehen aus der Persönlichkeit des Mannes und in natürlicher Weise die Rede begleiten. Es ist unrecht, wenn man sich in solchen Dingen, als Sprache und Bewegung, gehen läßt und so sehr gleichgültig gegen seine Unarten wird. Es ist wirklich kein Zeichen von rechter Treue, wenn man nicht einmal da den alten Menschen zügelt, wo man doch kann, denn alle solche Manieren und Ungezogenheiten haben wirklich einen tieferen Grund, als man oft denkt, und sind nicht „unschuldige Angewöhnungen". Der Hochmut, der nicht einmal der Gemeinde Gottes — wenns auch immerhin Tagelöhner und Knechte sind — die schuldige Achtung und gemeine Höflichkeit erweist, und auf der Kanzel und vor dem Altare spricht und sich gebehrdet, wie es in anständiger Gesellschaft nicht erlaubt ist, oder die Eitelkeit, die sich ziert in Worten, Sprache, Minen und Gesten, und sich darum, wie alle Eitelkeit thut, lächerlich macht; und endlich die Lüge, die durch äußerliche Dinge ersetzen will, was das Herz nicht empfindet und nicht hat — sind wirklich nicht unschuldige Angewöhnungen. Wer nach der Wahrhaftigkeit trachtet, die darin besteht, daß das Innere und Aeußere sich gegenseitig decken, wird in natürlicher einfacher Weise durch die Stimme und Bewegung seinen Gedanken den rechten Ausdruck geben. Mit der Wahrheit ist auch verbunden die Demut, und das ist der rechte Ornat, der rechte Chorrock, den alle Zeit, aber besonders auf der Kanzel, die Sele des Pastors anhaben soll und muß.

(Fortsetzung folgt.)

Die moderne belletristische Journalistik Deutschlands.

I.

Zu den großen Zeichen und Wundern der von der Erde, oder genauer aus den Oertern unter der Erde stammenden Weisheit der falschen Propheten, zu den Zaubereien der Verkündiger eines s. g. geläuterten Christentums gehört in der Gegenwart vornehmlich die Kunst, welche in Frankreich mit dem Zauberworte „Civilisation" und in Deutschland mit den Schlageworten „Wissenschaft," „Bildung," und „Aufklärung" die große Masse der in Christi Tod Getauften blendet und vom wahren Wege abführt. Man hört es täglich aussprechen, daß Irrtum und Aberglaube (wozu regelmäßig der uralte christliche Glaube gerechnet wird) im Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen verschwinden müsse — und doch liegt gerade darin der gröbste Irrtum und der größte Aberglaube unserer Zeit. Während die H. Schrift sagt: wen der Sohn frei macht, der ist recht frei, erklären die falschen Propheten unserer Tage: „Bildung macht frei!" Keine Zeit war erfinderischer als die unsere, die gewöhnliche Bildung fortwährend auf eine neue Weise zu verbreiten. Vereine und Festlichkeiten aller Art, Fortbildungsschulen, Bücher und Zeitungen für alle möglichen Dinge, Bibliotheken, öffentliche Vorträge, alle diese Einrichtungen sollen die allgemeine Volksbildung verbreiten und erhöhen helfen. In der Tagesliteratur gehören zu den wirksamsten Mitteln, die Menschen gebildet zu machen, unstreitig die belletristischen Journale, welche als illustrirte Unterhaltungs- oder Familienblätter, mit anziehenden bildlichen Darstellungen aus allen möglichen Gebieten, Tausende erst zum Schauen, dann zum Lesen verlocken. In leichter, scheinbar maßvoller und gefälliger Form wird den Lesern das süße Gift der irdischen Weisheit so angenehm eingeflößt, daß die allmälich von Freiheit, Fortschritt und Aufklärung Trunkenen meinen, es sei unverfälschter, starker Wein, der sie erwärme. Nirgends mehr, denn in diesen, wöchentlich mit neuen Bildern und einer Fülle des mannichfaltigsten Stoffes sich einstellenden Zeitschriften, verstelt sich der Teufel in einen Engel des Lichtes. Es wird niemals kurzer Hand gesagt: mit dem Glauben an einen Herrgott ist es nichts, mit dem Christentum und dem ewigen Leben ist es nichts, nein, mit Gott, Tugend und Unsterblichkeit wird auch in diesen Blättern die dem natürlichen Menschen so annehmbare Umprägung der alten heiligen Dreieinigkeit, als ein Fortschritt in der menschlichen Erkentnis, als das Ergebnis eines zeitgemäßen Christentums, dargestelt. Die erste Stelle unter den so eben besprochenen Journalen nimt ohne Zweifel die in Leipzig seit vielen Jahren erscheinende „Gartenlaube" ein. Wenn wir uns im Nachfolgenden fast ausschließlich an diese Repräsentation der jetzigen belletristischen Journalistik Deutschlands halten, so geschieht dies darum, weil dieselbe in ganz vorzüglichem Maße das von einem ihrer Correspondenten an irgend einer französischen Schauspielerin beobachtete „Talent verschleierter Frechheit," freilich nicht selten auch den Mut unverschleierter Frechheit besizt.

1858 ist die G. L. in 70,000, mit dem Jahre 1862 in 120,000 Exemplaren gedruckt worden, ja, nach der Breslauer Morgenzeitung soll die Zahl ihrer Abonnenten 135,000 betragen. Es ist die volle Wahrheit, wenn sie von sich rühmt „das gelesenste Blatt der Erde," „ein Weltblatt" zu sein. Auch ihre Angabe, daß sie bis nach Lappland gedrungen sei, bezweifeln wir nicht. Die nichtchristlichen Zeitungen strömen über vom Lobe dieser „gediegensten Zeitschrift der Neuzeit, die im Interesse der Humanität als ein höchst kostbares Mittel zur menschlichen Geistes- und Gemütskultur angesehen werden müsse;" ein Blatt, das eine „Armee von Lesern habe, preise sich eben selbst und bedürfe keiner weiteren Empfehlung." Die G. L. ist nicht blos in den großen und kleinen Städten, nein, durch Vermittelung der Schullehrer, Krämer und gereisten Handwerker auch auf dem flachen Lande das verbreitetste Blatt. Vom Lesecabinet des Herzogs bis zu den Dorfcasinos herab, von dem literaturprau-

genden Tische der Salondame bis in die Dachkammer der Näherin ist die G. L. der Abgott aller Halb- und Viertelsgebildeten. Die Hauptcontingente werden aber von den Subalternbeamten, Kaufleuten, Oekonomen, Handwerkern und Schullehrern gestellt. Diesen Berufsklassen ist sie so ziemlich das A und das O, die Offenbarung aller zeitgemäßen Wahrheit, die höchste Autorität. „Es hat so in der Gartenlaube gestanden" lautet das moderne Roma locuta est. In allen diesen Umständen liegt für Tausende der Beweis, daß wirklich durch den immer kühneren Flug des menschlichen Geistes Wunderdinge entstehen; es ist für viele ein großes Zeichen, daß ein einziger Leipziger Buchhändler eine geistige Macht über alle Länder der Erde errungen hat. Was ist aber dieses Scheinwunder, dieser Sieg ohne Kampf, gegen das wirkliche Wunder: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet," gegen den seit fast 2000 Jahren währenden Kampf und Triumph des Glaubens über Sünde, Tod und Teufel? Um jener rein äußeren Umstände willen wird die „allseitige Gediegenheit" der G. L. behauptet, welche „weit über das Alltägliche hinausgehe;" und doch muß gerade wegen des Kopfzahlerfolges schon derjenige, welcher das Schillersche Distichon „Majestas Populi" nicht vergessen hat, zu dem entgegengesetzten Resultate kommen und darum im Gegensatze zu den „Basler Nachrichten" von der „ungeheueren Auflage" auf den Mangel aller „Originalität," auf einen mindestens mittelmäßigen Inhalt und auf ein keineswegs „anspruchvolles Lesepublikum" schließen. Wenn sich gleichwol unter diesem Publikum nicht wenige Urteilsfähige finden, so ist dies nur darum möglich, weil dieselben an sich schon geringe Ansprüche an die gewöhnliche belletristische Lectüre periodisch erscheinender Blätter machen und weil sie andernteils jede eingehende, entscheidende Kritik vermeiden, welche ihnen die Freude an einem durch Gewohnheit fast zum Bedürfnis gewordenen Unterhaltungsblatte verleiden könte. Man zieht auch in solchen Dingen nicht gerne gegen sich selbst zu Feld. — Wüßten die urteilsfähigen, aber verführten Leser, daß zu dem von der G. L. zu befriedigenden Publikum ganze Scharen derjenigen gehören, welche „in jugendlichem Leichtsinne Verstöße gegen ihre Gesundheit begangen," d. h. Unzucht getrieben haben und welchen darum weniger kostspielige Recepte, als in dem berüchtigten, von der G. L. ausdrücklich besprochenen, in den Annoncen aller Zeitungen figurirenden Buche „der persönliche Schutz" anempfohlen werden; sowie daß die Redaction einen Aufsatz über die Pariser Grisetten darum zurückgewiesen hat, weil diese das über sie gefälte harte Urteil nicht verdienten, ja weil unter ihnen Heldenseelen seien, die vielen Ehefrauen als Muster hingestelt werden könten; wären diese Umstände und andere derselben Art bekanter, als sie es dermalen sind, die Sympathie für das „Weltblatt" müßte auch bei vielen Weltkindern verschwinden. Und was die Lieferanten des „Stoffes von universellem Charakter" anlangt, kann jener Memoirenschreiber, der seiner Zeit, als Benedictiner, bei einem unmittelbar auf eine Priesterweihe gefolgten Tanze gerne „das hübsche derbe Zimmermädel gefaßt hätte," kann jener in albernen Späßen über seine Vorgesezten und in läppischen Paradegeschichten sich ergehende Offizier, können alle verschrobenen Dichterlinge und Novellenverfertiger, können endlich jene entlarvten Lügner, welche sogar Ereignisse unserer Tage ohne Scheu, in der boshaftesten Absicht verfälschten (Untergang der „Amazone", „Episode aus dem italienischen Kriege"), können die Darstellungen aller dieser Literaten von dem verständigen Teile des Publikums anders ertragen werden, als durch eine in der unterlassenen Kritik liegende allzu große Nachsicht? Die Thatsache selbst, daß die G. L. so sehr verbreitet ist, enthält übrigens nicht die Spur von etwas Unbegreiflichem oder Räthselhaftem. Das Blatt würde nicht erscheinen können, wenn unser Volk nicht bereits großen Teils corrumpirt wäre und weil man in der Zersetzung unseres entchristlichten Volkes verblendeter Weise nichts denn Fortschritt sieht, darum lädt man sich so gerne Lehrer auf, nach denen einem die Ohren jücken. Das lesende Publikum nimt bereitwillig, was „die taktvollste Auswahl" der Redaktion anbietet, und die Redaction bietet bereitwillig das an, von dem sie weiß, daß es dem verdorbenen Geschmack der Majorität der Leser wolschmeckt. Es kann darum nicht im mindesten auffallend erscheinen, daß einer der Redacteure (A. Diezmann) den wüsten Literaten des 18. Jahrhunderts, Christian Thomas rühmt als den „ersten Märtyrer der deutschen Journalpresse," auf welchen stolz zu sein Deutschland darum Ursache habe, weil er „als ehrenfester und geistvoller Mann für Wahrheit, Recht und Aufklärung gekämpft und dafür Leiden und Verfolgungen aller Art, ja sogar die Verbannung erduldet habe." Fragen wir nun, was dieser „ehrenfeste" Mann verfochten hat, so sagt uns die G. L., daß er, im Gegensatze zu den Theologen, die nur durch gemachte Gesetze verbotene Vielweiberei und den nur durch gemachte Gesetze verbotenen Selbstmord verteidigt; daß er von den zehn Geboten gesagt habe, sie enthielten nicht überall Moral und nicht die ganze Moral; sowie daß er die Todesstrafe und die Majestät der Könige von Gott für verkehrte Dinge erklärt habe. — Siehe da, ein würdiger Vorläufer der heutigen Tonangeber in der belletristischen Journalistik! Mit Vergnügen teilt die G. L. aus jenes „Märtyrers" Zeitschrift: „Scherz- und ernsthafte, vernünftige und einfältige Gedanken über allerhand lustige und nützliche Fragen" mit, wie ein Reisender in einer Thomas'schen Erzählung zum Tort der Gläubigen erklärt: „Ich wollte wetten, daß unter hundert jungen Leuten, die in der Bibel die Geschichte von Joseph und des Potiphar Gemalin lesen, ungeachtet der „heilige Geist" dieselbe schlechtweg und ohne Bewegung eines Affectes geschrieben hat, doch kaum einer oder der andere sein werde, der in seinem Herzen den Joseph nicht für einen albernen Tölpel hielte oder wol gar wünschte, daß ihm dergleichen Gelegenheit begegnen möchte." —

Beilage.

Es ist schon aus dem Bisherigen, überdies mit ziemlicher Sicherheit aus jedem Hefte der G. L. zu entnehmen, daß sie, im Abfalle von der geoffenbarten Wahrheit, daß alle Obrigkeit von Gott verordnet ist und daß keine Obrigkeit ist ohne von Gott, überall auf Seiten der Revolution steht. Es klingt darum in den Ohren eines deutschen Christen wie Hohn, wenn von Haltung und Sprache des „Weltblattes" gerühmt wird, sie atmeten „einen rein deutschen Geist," wenn es heißt, die G. L. sei „mit einem Worte deutsch im treuesten Sinne." Ja, wenn mit dem Frontmachen gegen den französischen Kaiser und gegen englische Arroganz, sowie mit dem Liebäugeln mit Italien und Polen deutsche Gesinnung erwiesen werden könte, dann wäre die Sache anders. Nun haßt und verachtet sie aber die echte deutsche Unterthanentreue. Sie sucht gegen den Willen Gottes, der uns unsere deutschen Fürsten als wirkliche und nicht als scheinbare Regenten gesezt hat, in der antideutschen Sucht, frei zu werden wie die anderen der Revolution anheimgefallenen Völker, jener Lehre Eingang zu verschaffen, daß die nach Gottes Gebot über dem Volke stehende Obrigkeit nach des Teufels Wunsch unter das Volk und seinen wechselnden Willen gestelt werden müsse. — Die Christen nennen Revolution alle Auflehnung gegen Gottes Ordnung und bezeichnen darum das Jahr 1848 als „das Jahr der Schande." Die G. L. legt dem Worte „Revolution" den falschen Sinn einer bloßen „Volkserhebung" unter und spricht von dem „Auferstehungsjahre 1848." — Das Wort Gottes sagt: „Wer sich wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebt Gottes Ordnung" und es ermahnt uns, der Obrigkeit unterthan zu sein, „nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen," die G. L. sieht in den politischen Verbrechen „nur Producte staatlicher Einrichtungen," welche mit der „Natur des Menschen" nichts gemein haben. Die G. L. behauptet also: Die politischen Verbrecher werden bestraft, ohne daß ihnen eine innere Verschuldung zur Last fällt. — Treue Hirten rufen unserem verirrten Volke zu: „Wehe den abtrünnigen Kindern, spricht der Herr, die ohne mich rathschlagen und ohne meinen Geist Schutz suchen, zu häufen eine Sünde über die andere," und das andere: „Siehe, des Herrn Hand ist nicht zu kurz, daß er nicht helfen könne; und seine Ohren sind nicht dicke geworden, daß er nicht höre. Sondern eure Untugenden scheiden euch und euren Gott von einander; und eure Sünden verbergen das Angesicht vor euch, daß ihr nicht gehöret werdet." Die G. L. aber schmeichelt dem deutschen Volke mit der Rede: „Unaufhaltsam naht der Tag, wo dieses Volk als Ganzes der Welt gegenüber tritt und in der Herrlichkeit seiner Macht den Frieden Europas und den unaufhaltsamen Fortschritt der Civilisation einführt, — unaufhaltsam naht der Tag, wo das deutsche Volk, an der Spitze der Culturbewegung stehend, eine neue Welt — das von den Dichtern einst geträumte goldene Zeitalter — herbeiführen hilft. Dann — — — mögen in Wissenschaft, Literatur, Kunst und geselliger Freude immer neue beglücktere Gefilde sich entfalten daß deine schöpferische Geisteswelt sich gleich der Stimme des Propheten über die Erde ergießt und die Völker zu dir aufblicken wie zu einer Stätte des Heils." — Wir meinen, schon einem Heidenvolke von ernster Gesinnung müßten solche, nur die Eitelkeit kitzelnde Phrasen zum Ekel sein; und nun läßt sich ein Christenvolk von dem Taumelkelch der Weisheit falscher Propheten trunken machen und zu dem Wahne verführen, daß jenes große Zeichen und Wunder unaufhaltsam seiner Verwirklichung entgegengehe. —

Seit uralten Zeiten haben sich die christlichen Könige „Dei gratia," „von Gottes Gnaden" genannt. Sie haben damit in Demut bekant, daß sie ihre Kronen vom König aller Könige und Herrn aller Herren zu Lehn tragen; sie haben aber damit auch bekant, daß sie, im Gegensatze zum heutigen Liberalismus, nicht „mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles" (L. Uhland), sondern allein von der Hand des Höchsten mit heiligem Oele gesalbt seien. Dem Herzog Ernst II. von Coburg-Gotha ist es in den Sinn gekommen, recht geflissentlich sein „von Gottes Gnaden" als „lere Formel" preiszugeben; kein Wunder, daß die G. L. einerseits diesen Herzog darum „einen Fürsten vom Wirbel bis zur Zeh" nent und daß sie andererseits die gewichtige Betonung jener inhaltschweren Worte bei der jüngsten Krönung in Königsberg als starke Selbstvergötterung darum zu brandmarken sucht, weil „das hohe Eisenroß mit glühendem Atem das Wappenbild der Gegenwart" sei und weil „alles, was im öffentlichen Leben der Völker an Großartigkeit des Gedankens und der That diesem Bilde nicht entspreche, auf seinen wirklichen Wert herabgesezt (richtiger: abgesezt) werden müsse." Das ist die Proclamation des Materialismus, als der vermeintlich die Welt überwindenden Macht. Darin liegt zugleich ein deutlicher Commentar zu dem anderen Thiere (dem falschen Propheten) der Apokalypse, welches verführet, die auf Erden wohnen, und sagt ihnen, daß sie dem (ersten) Thiere ein „Bild" machen sollen, um solches anzubeten. „Das hohe Eisenroß" soll das „Malzeichen" sein für alle, für die Kleinen und die Großen, die Reichen und die Armen, die Freien und die Knechte. (Vgl. Offb. 13, 14—16.)

Die G. L. hat niemals versäumt, die genauesten Beschreibungen und Abbildungen von allen möglichen Schützen-, Sän-

ger- und Turnfesten zu geben, bezüglich der lezten Krönungsfeier in Königsberg schüzt sie das einemal vor, wegen der vielen außerpreußischen Leser könne auf diesen Gegenstand nicht eingegangen werden und das andremal erklärt sie, uneingedenk der früheren Ausrede: „für derartige Feste" habe sie keinen Raum. Dagegen hat sie bereitwillig ihre Spalten der Beschreibung eines Züricher Schützenfestes geöfnet, welches, wie alle derartige Herlichkeiten Sontags begonnen und solche Trinkvorräte in Anspruch genommen hat, daß die vorgesehenen Quantitäten schon am vierten Tage aufgezehrt waren; — „so wurde getrunken", fügt der Berichterstatter triumphirend hinzu. — Ohne Zweifel ist die heutzutage durch Feste aller Art in größerem Umfange denn bisher organisirte Fleischeslust und Hoffart ein Beweis dafür, daß unser Volk im großen Ganzen das Wort: „Bete und arbeite" verachtet und sich dafür dem Niedersetzen um zu essen und zu trinken und dem Aufstehen um zu spielen hingibt. Auch in der Fremde halten sich die Deutschen an die infernale Lebensregel: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt." Zeugnis dafür sind wenigstens die Verbrüderungsfestlichkeiten in London, an welchen die christlichen Engländer mit Ekel vorübergehen, die aber in der G. L. einen vorzüglichen Gegenstand der Verherlichung des deutschen Volkes ausmachen. Bei einem dieser Feste führte der Dichter G. Kinkel das große Wort. Im Anfange wäre freilich beinahe der Sprecher des communistischen Vereines „hinausgeworfen" worden, aber bald strömten die Reden und der Wein. Mit Flaschen voll Rheinweines fiel insonderheit ein zum erstenmale mit dem Dichter Kinkel bekant gewordener Festgenosse jeden ihm Begegnenden an, „glücklich wie ein Gott." Bei einer anderen Gelegenheit prophezeite Kinkel, im Anschluß an sein Textwort: „So du Zion vergissest, soll deiner vergessen werden", daß die Deutschen mit der Zeit „die Pionire des praktischen Kosmopolitismus" werden würden, ein Erfolg, der mit jenem Textwort in unversöhnlichem Gegensatze steht. Dann wurde „herzhaft getanzt auf dem grünen Rasen, geschmaust und getrunken." Zulezt waren die „Damen" „rothgetanzt" und auch Professor Kinkel lag „rosig im Grase." „Die freie deutsche Einigkeit und Heiterkeit aber wurde nicht selten zum unauslöschlichen Göttergelächter gesteigert." Und nun soll ein Blatt, das solche Elendigkeiten „zur Ehre des deutschen Namens" veröffentlicht, dabei aber dem „Mangel an deutschem Bier" „große Schuld an der deutschen Zerfahrenheit in London" gibt, „durch und durch deutsch und volkstümlich gehalten" sein?

Wie alle jene politischen Parteien, welche das fürstliche Regiment stürzen möchten, das s. g. Selbstbestimmungsrecht der einzelnen Nationen als höchste Norm, ohne alle Rücksicht auf das nach Gottes Willen gewordene Recht, anerkennen, so auch die G. L. — Ungarns Auflehnung gegen seinen rechtmäßigen Herscher ist für sie und „alle Aufgeklärten, heute wie 1848 und 1849", die Anstrengung einer Nation im Kampf um ihre Rechte. In Rücksicht auf die Polen wird die handgreifliche Lüge zu Markte gebracht, sie hätten stets treu die deutsche Grenze behütet. — Bei dem Tode Cavours, jenes doppelzüngigen Gleisners, welchen, nach dem Gesetze Gottes, „womit jemand sündiget, damit wird er auch gestraft", seine eigne, nie rastende, ränkesüchtige Ungerechtigkeit an Leib und Sele zerrüttet und einem schnellen Gerichte überliefert hat, klagt die G. L., dieses deutsche Blatt, „in tiefstem Schmerze und aufrichtigster Trauer." Ja sie preist diesen Todfeind Deutschlands als den „begeistertsten Apostel der Freiheit", als „den größten Staatsmann seiner und aller Zeiten." Gleicherweise rühmt sie das „große Verdienst" des „populären" Königs Victor Emanuel, daß er sich um die Regierungsgeschäfte so wenig als möglich kümmere, jederzeit bereit sei abzudanken, daß er die Jagd, die Pferde und die Weiber liebe, in keineswegs eleganter Kleidung, die Cigarre im Munde, umhergehe und daß er ein gut Teil gesunden Menschenverstand habe. Und ein solcher König, der das ihm „von Gottes Gnaden" gewordene Amt mit Füßen tritt, ist für die G. L. „ein Vorkämpfer der italienischen und der Freiheit überhaupt." — Am weitesten geht jedoch das „Weltblatt" im Garibaldicultus. In vollster Verblendung wird dieser Knecht des Verderbens „der Heiland des italienischen Volkes" genant. Sein kunstvolles Ruhebette ist ein „wunderthätiger Mechanismus" „von weltgeschichtlichem Interesse." Weil die Augsburgische Allg. Zeitung die Garibaldischen Freischaren „Räuber" genant, rügt die G. L. diese „Taktlosigkeit" mit dem Ungrunde, es sei doch allgemein bekant, daß Söhne der angesehensten Familien unter seinen Fahnen dienten. —

Die Christen haben nur den einen, wahren Christus, Gottes und Marien Sohn, sie haben darum auch nur ein Evangelium, das Evangelium von Jesu Christo. So oft daher in den vom Zeitgeiste erfülten Blättern von einem neuen Heiland, einem neuen Evangelium, einem neuen, geläuterten, wahren Christentume die Rede ist, sollen die Christen an die Mahnung ihres hochgelobten Herrn denken: „So alsdann jemand zu euch wird sagen: Siehe, hier ist Christus oder da: so solt ihr es nicht glauben." Zu diesen falschen Christi, den Scheinheilanden, welche durchaus nicht auf jene Abenteurer zu beschränken sind, die sich für den Herrn selbst ausgegeben haben, gehören alle jene Männer, welche sich für Vollender des angeblich von Jesu Christo nur begonnenen Erlösungswerkes ausgeben; in unserer Zeit gehört dazu der falsche Heiland Garibaldi. Man glaubt den „Heiland des italienischen Volkes" kurzer Hand damit rechtfertigen zu können, daß man von ihm sagt er setze alles ein für seine Idee. Ist es denn so schwer zu erkennen, daß es gerade das Wesen der Revolution, der Erhebung gegen Gottes Ordnung ist, eine blos menschliche selbstgemachte Idee dem durch Gottes Willen gewordenen Rechte entgegenzustellen. Man macht aus Garibaldi einen Abgott und

vergißt, daß sich „der große Mann“ im zweiundfunfzigsten Lebensjahre von einer jungen, lüderlichen Italienerin zu einem Ehebündnis hat verführen lassen, welches dieselbe alsbald nach der Hochzeit durch die Rückkehr zu ihrem früheren Geliebten gebrochen hat.

Wie die Weltkinder und leider auch viele Christen mit diesem falschen italienischen Messias betrogen werden, so sind sie auch mit dem „gelobten Lande der Freiheit“, mit Amerika jämmerlich betrogen worden. Noch in der ersten Hälfte des Jahres 1861 wurde in der G. L. von der „großen Nation der Vereinigten Staaten, in welcher alle Völker zu einem großen Brudervolke zerschmelzen“ geredet; noch in diesem ersten Semester hatte ein falscher Prophet, um des „Evangeliums von der Freiheit der Neger“ willen, die Besiegung der von revolutionärer Trennungswut ergriffenen Südstaaten, „mathematischer Voraussicht nach“, geweissagt. Aber schon im zweiten Semester sprach ein nüchtern gewordener Correspondent von dem durch und durch faulen politischen Leben der Vereinigten Staaten, und in diesem Jahre haben wir erlebt, daß die mit der Freiheit zu beglückenden Neger des Südens gerade im Norden von der fürchterlichen Wut eines eingeteufelten Pöbels zerfleischt und in Stücke gerissen worden sind.

Wir wissen nicht, wie viel Lebensbeschreibungen deutscher und außerdeutscher Demokraten in den verschiedenen Jahrgängen der G. L. enthalten sind. Nur an einiges Wenige kann erinnert werden. Ludwig Uhland war in politischen Dingen ein falscher Prophet, darum rühmt die G. L. von ihm, er sei als Mitglied des Rumpfparlaments „voll Trotzes gegen die Obrigkeit“ in den Straßen Stuttgarts umhergeirrt. Von dem s. g. Historiker von Rotteck wird gerühmt, er habe sich zuletzt ganz dem historischen Rechte entfremdet und nur noch an die durch die „ewige Vernunft“ gegebenen Rechte gehalten; accurat wie Garibaldi. Zu den „edlen Herzen in der Fremde“ gehört auch Arnold Ruge, „der mit Fortschrittsbeinen auf die Welt gekommen ist.“ Mit diesem „redlichen Apostel des social-demokratischen Freistaates“, der für seine Person so sehr social ist, daß er mit allen Parteien gebrochen hat, ist die G. L. um der „Reinheit“ seiner Idee willen versöhnt, wenn sie auch nicht seine Meinungen teilt. Was über die „Todtenfeier“ des Breslauer Demokraten Heinrich Simon von einem Sohne Robert Blums in der G. L. berichtet wird, ist in mehrfacher Hinsicht charakteristisch. Nachdem „die eherne Zunge der Oeffentlichkeit im Lied und in gewaltiger Prosa“ über den Verlust H. Simons geklagt hatte, bildete sich ein Comité zur Errichtung eines Denkmals am Ufer des Sees, in dem er seinen Tod fand. An der Spitze stand der Königsberger Demokrat und Jude Jacoby, welcher nach der G. L. den März 1848 zu dem hat machen helfen, was er geworden. Das errichtete Monument selbst entspricht dem heidnischen Ideale Simons, welches „der vollendete Mensch im edelsten Sinne des hellenischen Altertumes war“; es ist in griechischem Style aufgebaut und trägt den Wahlspruch: „virtuti“ und den heidnischen Satz: „den Manen H. Simons geweiht.“ Mit den „Manen“ konte man aber bei aller Vorliebe für das Heidentum nicht viel ausrichten, darum hat man an die Ehrenpforte bei der Monumentseinweihung das verstümmelte, aus dem Zusammenhange gerissene und darum auch dem Unglauben genießbare Wort der heil. Schrift angeschrieben: „Die zur Gerechtigkeit weisen, werden leuchten wie die Sterne, immer und ewiglich.“ Wie sehr aber in dieser Verwendung des Bibelwortes Daniel 12, 3: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz; und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich“, ein Misbrauch des Wortes Gottes, eine bloße Benutzung desselben zu einer glänzenden Phrase liegt, erkent man sofort, wenn man, mit dem Gedanken an die Realität des „immer und ewiglich“, von dem Monument selbst Aufschluß über die Person H. Simons holt. Die eine Inschrift lautet: „Der Leib ruht in der Tiefe des Wallensees, sein Andenken aber lebt im Herzen des Volkes“, d. h. mit anderen Worten, von dem wirklichen H. Simon ist eigentlich gar nichts mehr vorhanden, seine Unsterblichkeit ist eine solche nur dem Namen nach. Daß nur dies mit jener Inschrift gemeint sein kann, ergibt sich auch aus der Bemerkung der Nationalzeitung vom 7. September 1860: „Mögen die Geister der Tiefe den Leib des Dahingeschiedenen festhalten im feuchten Element — sein Geist ist nicht mit niedergesunken: er lebt fort in den Herzen seiner Freunde, in dem Andenken eines dankbaren Volkes; er schließt sich dem herlichen Geisterzug aller jener Tapferen an, die jemals für die höchsten Güter der Menschheit gestritten und gelitten haben.“ — Wir können die „Armee“ der Leser der G. L. nicht für so bankerott halten, daß sie in gleicher Weite ein ewiges Leben ableugnen, wol aber werden viele derselben, aus Scheu sich solche Aeußerungen zur Entscheidung für oder wider dieses Blatt dienen zu lassen, das dünne Gewebe leichter Rhetorik für eine Umhüllung der Häßlichkeit des nackten Unglaubens genommen haben. Bei vielen Lesern wird entweder die Gedankenlosigkeit oder die Arglosigkeit an jenen Inschriften ebenso rasch vorüber gegangen sein, als jener Schweizer, welcher trotz der ausgesprochenen Vernichtung H. Simons, bei der Monumentseinweihung von dem „seligen“ Simon redete. — Aus einer damals von Moritz Hartmann gehaltenen Rede entnehmen wir ferner, daß Simons Leben „von der Heiterkeit erfüllter Pflicht getragen“ war und daß darum „ein Fest der Heiterkeit und kein Todtenfest“ gefeiert werden dürfe. Diesem Ausspruche folgte die That eines „heiteren Mittagsmales“, bei dessen Toasten ein benachbarter „leichter hölzerner Zaun in seinen Grundfesten erschüttert“ worden sein soll. — Die zweite Inschrift lautet: „Er kämpfte für das Recht des deutschen Volkes und starb im Exil.“ Dazu bemerkte der Dichter M. Hartmann: „er starb, wie einer,

den die Götter lieben", und die Nationalzeitung erläuterte: „Das Geschick (?), das ihn bei seinem Streben (nämlich „aus seinem Leben selbst ein Kunstwerk zu machen") begünstigte, vergönnte ihm einen dem Ganzen entsprechenden schönen Abschluß." Das Sterben des angeblichen Patrioten im Exil ist natürlich nicht damit gemeint, sondern das Sterben im Wasser, in welchem sich Simon gern badete. — Die Christen beten um Bewahrung vor einem bösen schnellen Tod, damit sie nicht unvorbereitet vor das Angesicht des heiligen Gottes treten müssen.

Nachrichten.

Schlesische Pastoral-Conferenz in Liegnitz.

(Schluß.)

Nach halbstündiger Pause folgte nun ein schon für die erste Conferenz auf die Tagesordnung gesetztes, aber aus Rücksichten wieder abgesetztes Thema: „Ueber die Stellung des Geistlichen zur Politik," dessen Behandlung Superint. Meisner übernommen hatte. (In parenthesi werde hier der Curiosität wegen bemerkt, daß der städtische Polizei-Inspektor im Saale erschienen war, und der Verhandlung über diesen Gegenstand ex officio bis zu Beendigung der Conferenz — schweigend und notirend — beiwohnte — was die Conferenz ruhig über sich ergehen lassen konte.) — Zuerst wurde die Wichtigkeit der Betrachtung dieses Gegenstandes hervorgehoben; es sei Recht und Pflicht jedes rechten Bürgers des Staates, jedes Christen, jedes Geistlichen also auch, über diesen Gegenstand ins Klare zu kommen und Andere ins Klare zu bringen. Jedenfalls — dies wurde als erster Grundsatz hingestellt — darf und kann der Geistliche zur Politik sich nicht neutral verhalten. — Die politischen Hauptfragen sind sociale Fragen von höchstem Ernst. Der Geistliche muß Partei ergreifen für das christliche Recht des Staates gegen seine Bürger, für das Königtum von Gottes Gnaden, für ein christliches Königshaus, für das preußische Vaterland mit seinen heilsamen Institutionen und mit seiner Geschichte ohne Gleichen. Er darf nicht schweigen über seine Grundsätze vor der Gemeinde, denn er ist der Mund des wahrhaftigen und lebendigen Gottes und muß einstehen für das göttliche Recht. Eine ganze Anzahl epistolischer und evangelischer Perikopen geben Anlaß dazu und Mahnung. Aber zur Tribüne darf die Kanzel niemals gemacht werden. Die Propheten des Alten Testaments, diese ersten und rechten Politiker des Gottesstaats sind uns Muster. Darin liegt schon, daß der Geistliche einer Obrigkeit gegenüber, die irren kann, in etwaigen Conflikten das Wort in die Gewissen schieben darf: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen." Aber Alles in der Liebe, gegen falsche Prinzipien, gegen die schlechte Sache, aber nie gegen die Personen. Er treibe die Reaction des heiligen Geistes gegen Lüge und Sünde, und huldige dem besonnenen Fortschritt des Evangeliums. Demokrat im neuern Sinne des Wortes kann er niemals sein. Die Obrigkeit ist ihm Gottes Dienerin, nicht der Menschen. — Er fehle nie am Wahltage, denn das gebietet der Gehorsam gegen den König, trotz der Fruchtlosigkeit der meisten Wahlen. Er wähle nie anders, als „königlich". Er sei Vereinsgenoß, nicht Vereinsstifter und -Leiter; er sei nicht Führer, aber treuer Geleitsmann. Er suche nicht eine Wirksamkeit auf der politischen Arena; seinem Berufe nach gehört er der Kirche und deren Amte; — er sei lieber daheim als treuer Zeuge und Beter. Mit christlicher Predigt fördert er am besten die conservative Sache. Der Gemeinde gegenüber ist Vorsicht nöthig, damit nicht Misverständnisse stattfinden; namentlich sei er gerecht und billig auch gegen den Gegner. Vor allen Dingen erweise er sich als ein Parteimann des Herrn Jesu Christi.

Bei der sich anschließenden lebhaften Besprechung wurden einerseits die aufgestellten Grundsätze noch verschärft und Behauptungen aufgestellt, die ziemlich darauf hinausliefen, daß Demokratie und Christentum an sich unvereinbar seien; während andererseits ein milderer Standpunkt sich geltend machte, von welchem aus wol übersehen wurde, daß das Referat die Stellung des preußischen Geistlichen in specie vor Augen gehabt hatte, nicht des Geistlichen im Allgemeinen; — denn daß der Geistliche in England oder in Nordamerika eben anders beurteilt werden muß, als der preußische, ist ebenso in der Ordnung, wie das, daß z. B. englische und nordamerikanische Verhältnisse und Staatsformen eben anders angesehen werden müssen, als die preußischen. Der vorgerückten Zeit wegen mußte die Diskussion leider früher abgebrochen werden, als der Versamlung lieb war. —

Schließlich berichtete der Vorsitzende noch über die Bestrebungen, betreffend ein äußeres Zeichen unserer Dankbarkeit für den verstorbenen unvergeßlichen General-Superintendenten Dr. August Hahn, und es wurden darauf bezügliche Beschlüsse gefaßt. — Nachdem auch der Gesangbuch-Vereins-Sache noch einmal gedacht worden war, wurde die Conferenz Nachmittags 3 Uhr mit Gebet des Pastor Graefe und dem Gesange: „Die wir uns allhier beisammen finden ꝛc." geschlossen. Der Berichterstatter aber schließt diese Darstellung mit dem Wunsche, daß der treue Herr der Kirche die Schlesische Pastoral-Conferenz ferner leiten, mit seinem Segen begleiten und mit seinem Geist und seiner Kraft tragen und erfüllen möge.

B. D.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Neues Verlags-Werk von Gustav Schlawitz, Schellingstraße 6 in Berlin

zu erhalten durch alle Buchhandlungen:

Der Glaube der Väter

im

Heiligen Schmuck der Lieder.

24 Lieder der Kirche

mit Randzeichnungen

von

J. v. B.

In Lithographieen nach einem in Aquarell ausgeführten Originale. gr. Fol.

Zweite Abtheilung.

Die Trinitatiszeit.

Zweite Lieferung.

(Des ganzen Werkes fünfte Lieferung.)

Preis auf weißem Papier 22½ Sgr., auf chinesischem Papier 1 Thlr.

Vorliegendes Unternehmen bietet in besonders gelungenen, vom Miniaturmaler A. Schäfer gefertigten Lithographieen Randzeichnungen zu etwa 24 der schönsten Lieder unserer Kirche und zwar in 2 Abtheilungen, entsprechend den beiden Hälften des Kirchenjahres. Jede Abtheilung wird in etwa 4 Lieferungen von je 3 Blatt erscheinen, jede solche Lieferung, die auch einzeln abgegeben wird, auf weißem Papier 22½ Sgr., auf chinesischem Papier 1 Thlr. kosten.

Das in Aquarell ausgeführte Original ist lediglich aus eigenem Bedürfnisse und zu eigener Erbauung unbefangen herausgewachsen und deßhalb auch zur Veröffentlichung nicht bestimmt gewesen, bei welchem Umstande es also nicht befremden darf, daß die Künstlerin sich nicht bei allen Blättern auf ihre eigene Arbeit auf dem ihr besonders vertrauten Felde der Arabesken und der Blumenmalerei beschränkt, sondern auch hin und wieder, wo es ihr zur Composition des Ganzen geeignet erschienen ist, kleinere historische Darstellungen aus anderen Kunstwerken hineinverwebt hat. Erst als sich vielfach der Anlaß geboten, die Originalblätter auch außerhalb der Grenzen des eigenen Hauses einsehen zu lassen und sich da überall die Ueberzeugung geltend gemacht hatte, daß hier ein eigenthümlich schönes Kunstobject vorliege, das in der Literatur so bisher noch keinen Vertreter gefunden, wollte eine Veröffentlichung desselben schon im Interesse der religiösen Kunst als durchaus geboten erscheinen und die Künstlerin hat endlich geglaubt den gerade aus kunstverständigen Kreisen wiederholt an sie deshalb ergangenen Aufforderungen, zu Zwecken des Reiches Gottes nachkommen zu müssen.

Nachdem die bisher erschienenen vier Lieferungen die Blätter mit den Liedern: **Wir glauben all an einen Gott — Wie soll ich dich empfangen — Es ist ein Ros entsprungen —, Von Himmel hoch da komm ich her — Was fürchtst du Feind Herodes sehr — O Haupt voll Blut und Wunden —, Allein Gott in der Höh sei Ehr — Nun laßt uns fröhlich singen — Wer weiß wie nahe mir mein Ende —, Fünf Brünnlein sind daraus mir rinnt — Fahre fort Zion fahre fort im Licht — Christ ist erstanden von der Marter alle — gebracht haben, bietet die vorliegende fünfte Lieferung, die Blätter mit den Liedern: Wie schön leuchtet der Morgenstern — Speis uns o Gott deine Kinder — Nun ruhen alle Wälder.**

Im Original liegen sodann außer dem Titelblatt noch die Blätter mit folgenden Liedern fertig vor:

Christe du Lamm Gottes
O wundergroßer Siegesheld
Nun bitten wir den heiligen Geist
Meine Sorgen Angst und Plagen
Ein feste Burg ist unser Gott
Jerusalem du hochgebaute Stadt
In Christi Wunden schlaf ich ein
Ich hab von ferne HErr deinen Thron erblickt.

Zu einem besseren Verständnis des Unternehmens erlauben wir uns noch die Worte der Evangel. Kirchen-Zeitung, mit welchen diese dasselbe beim Erscheinen der I. Lieferung begrüßt hat, hier anzuführen. Daselbst heißt es Jahrg. 1861 No. 100 u. B:

„Kunstvolle Malereien in den zum gottesdienstlichen Gebrauch dienenden Büchern — Missal und Brevier — waren ein sehr beliebtes Objekt der darstellenden Kunst im Mittelalter. Bei dem Besuche von Klosterbibliotheken wird

man jene schönen, mit Bildern gezierten und von Arabesken zierlich umschlungenen Initialen und Titelblätter geschaut haben, die mit besonderem Stolze dem Fremden gezeigt werden. Man wird auf dem Blatte, da die Messen des Advents beginnen, neben dem stattlichen, colorirten Anfangsbuchstaben des Introitus des HErrn Einzug in Jerusalem, zu Weihnachten Maria mit dem Christkinde, zu Anfang der Messen der Karwoche einen crucifixus und dann wenige Blätter weiter den Auferstandenen geschaut haben, der sein Siegsfähnlein schwingt als ein Held. Was erfreute uns beim Beschauen dieser Blätter am Meisten? Der Kunstsinn im Entwurf, — die feine Ausführung der Zeichnung, — das glänzende Colorit auf reichem Goldgrund? Am meisten erfreute uns einmal die Liebe der Künstler zu den heiligen Worten, die die Thaten des Heils unsers Gottes enthalten und den heiligen Büchern, daraus im Gottesdienst diese Thaten verkündigt werden, wie sie in diesen Werken sich kundgibt, und sodann der Umstand, daß die also geschmückten Bücher denen, die sie nachher brauchten, selbst eine zu Herzen dringende Predigt wurden über die Sprüche und Evangelien, die neben den Bildern standen.

Nachdem auf diesem Gebiet die Kunst lange gefeiert, begrüßen wir das vorliegende Kunstwerk als eins von denen, die als eine auf deutsch-evangelischem Boden erwachsene Erweiterung und Neubelebung jener mittelalterlichen Malereien zu betrachten sind. Die Liebe zu den Liedern unsrer Kirche hat eine künstlerisch hochbegabte Dame getrieben, zu eigner Erbauung die schönsten und poesiereichsten derselben, mit Blumen und Arabesken umgeben und zwischen diesen mit passenden — oft von älteren Gemälden copirten — Miniaturbildern geschmückt, in Aquarell darzustellen und zu einem Album zu sammeln. Der kirchliche Typus, der sich für diese Malereien bereits im Mittelalter festgestellt hat, spricht sich auch hier aus; er hindert aber die Künstlerin nicht an freier Entfaltung eignen Geistes und an Benutzung der Fortschritte der Kunst der Neuzeit z. B. in der Blumenmalerei.

Wir glauben in diesen Zeilen darauf hinweisen zu müssen, daß dies Werk, das der Künstlerin selbst gewiß zum reichen Segen geworden ist, auch Andern einen solchen bringen kann. Ein schönes Kirchenlied tritt Verstand und Herz näher, wenn man es in seiner eignen Melodie oft gehört und mitgesungen hat. Woher das? Der Musiker hat die im Geist erfaßten Gedanken des Dichters durch die Melodie sinnlich faßbar dargestellt, und das Ohr wird also das Mittel, durch das des Dichters bisher nur geistig zu erfassender Gedanke mir in neuer Klarheit entgegentritt. Den Dienst, den dort die Musik, thut im gegenwärtigen Kunstwerk uns die Malerei. Die reichen Gedanken der Lieder sind von der Künstlerin erfaßt und von ihr durch die sinnlich faßbare Darstellung des Bildes wiedergegeben worden. Wenn ich hier den Sinn des Liedes verkörpert mit meinem Auge schauen kann, wird mir seine ganze Fülle und Schönheit klarer und gegenwärtiger als zuvor. Fürwahr, wer einen Blick in dies Album gethan und diese von ächt deutscher Zartheit und Innigkeit in der Liebe zum Herrn beseelten Bilder mit dem Auge geschaut hat, dem wird dadurch das Auge des Geistes für das Auffinden derselben deutschen Zartheit und Innigkeit in der Liebe zum Herrn neu geöffnet, die in dem um das Bild geschriebenen Liede verborgen ist. Das wird der Segen dieser Bilder sein, daß durch ihren Anblick die Lieder der Kirche uns noch näher treten, uns wieder neue Wärme und Erquickung bieten, uns neue Stärke und christliche Begeisterung zuführen werden.

So z. B. kann das kleine Lied: „Es ist ein Ros entsprungen", durch das Anhören der Composition von M. Prätorius, wie durch den Anblick des vorliegenden Kunstblatts, uns zu einem ganz neuen werden. Wie führt uns jene reizende, zart-sinnige und doch so gar nicht sentimentale Melodie in die zarte Mystik des Liedes ein; und nun das Gemälde! Wir schauen das Kreuz; in die vier Winkel, die seine Arme bilden, sind vier Verse des Liedes geschrieben; die Ausläufer der vier Arme sind mit Miniaturen geziert; links „Marie die reine Magd" mit dem Christkind, oben die Verkündigung, rechts die Anbetung der Könige, unten endlich ein crucifixus; aus dem Holz des Kreuzes aber entsprießt eine Rose, die den ganzen Stamm umrankt und sich auf seinem Mittelpunkt zu einer prächtigen Blume vollendet. So oft Prätorius Melodie uns im Geist nachklingt und dies Blatt im frischen Gedächtniß uns vor Augen steht, wird es, meine ich, uns leichter werden, sich in des Dichters Geist zu versetzen und mit ihm in seinem Liede sich anbetend zu versenken in das gottselige Geheimniß von dem Röslein, das uns gebracht Marie die reine Magd.

Das der Segen, der auf diesen Bildern ruhen wird. Wir sind daher der Künstlerin für ihre Erlaubniß der Veröffentlichung ihres Werks in Steindruck großen Dank schuldig; demnächst aber auch dem Herrn Verleger, der namentlich durch Heranziehung tüchtiger Kräfte alles, was in seinen Kräften stand, gethan hat, damit das Original so treu und schön wie möglich, wenn auch leider ohne das prächtige Colorit, nachgebildet werde.

Die hübsche englische Sitte, den Tisch des großen Familienzimmers mit allerhand Büchern und Kupferwerken zu belegen, scheint auch bei uns sich zu verbreiten. Neben einer Prachtbibel würde dies Werk in solcher Sammlung einen der ersten Plätze verdienen. Es sei nur leise zum Schluß angedeutet, daß der Verlegenheit, nichts ganz unnützes und doch auch nichts nur nützliches schenken und geschenkt annehmen zu wollen, durch diese Gabe Geber und Empfänger auf die willkommenste Weise entgehen werden."

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 2. December. № 96.

Tegner und Grundtvig.

Ein Stück nordischer Kirchengeschichte knüpft sich an die beiden in der Ueberschrift genanten Namen. Sie sind Zeitgenossen (Tegner 1782, Grundtvig 1783 geboren), sie haben mit einander die hohe dichterische Begabung, den genialen Geistesflug, die hinreißende, überwältigende Kraft der Rede gemein, und der Einfluß des Einen auf die Schwedische Kirche darf kaum geringer angeschlagen werden als der des Andern auf die Dänische. Sonst freilich sind ihre Naturen grundverschieden, und haben sie in sehr ungleicher Weise auf den Charakter ihrer Volksgenossen und auf die Gestalt ihrer Landeskirchen eingewirkt, so ist dies nur in demselben Maße geschehen, als ihre Geister sich unterscheiden: der Eine maßvoll, das Gegebene duldsam tragend, auch die unvollkommne Wirklichkeit in das Ideale verklärend, der Andere durch und durch oppositioneller Art, wie ein Sturm daherfahrend und was ihm im Wege steht, schonungslos zerbrechend und zerstörend.

Bei Geistern wie diese ist es ganz nutzlos zu fragen, warum sie so sind, oder gar zu zürnen, daß sie so sind. Nicht darauf komt es an, Kritik an ihnen zu üben, sondern sie zu verstehen, den Einfluß, den sie auf ihre Zeit geübt haben, zu begreifen. Zu diesem Ende möchten wir die Leser dieser Blätter auf die Schriften von Waldeck*) und Hansen**) aufmerksam machen und aus dem Inhalt derselben Einiges hervorheben.

Esaias Tegner's Leben fließt wie ein majestätischer Strom klar und ruhig dahin, erst kurz vor seinem Ende durch Geistesstörung schmerzlich getrübt. Gern hätten wir bei dem Darsteller seiner geistigen Eigentümlichkeit einige biographische Angaben gefunden, wenn auch nur die allgemeinsten Umrisse seiner Schicksale und die wichtigsten Momente seine Lebensführung. Wie er zu den großen Fragen der Zeit gestanden hat, das hat Hr. Waldeck in ansprechender Darstellung meistens mit seinen eigenen Worten belegt. Tegner war classisch durchgebildet, griechische Poesie und Philosophie hatte ihr Gepräge ihm aufgedrückt; für alles menschlich Edle und Hohe hatte er Verständnis und Begeisterung; weitherzig konte er jede Richtung tragen und selbst anerkennen, so lange sie nicht in eitler Selbstüberhebung der Demut vergaß und die dem Menschen gesteckten Schranken durchbrach. Ein Geistesverwandter Schleiermachers, ohne sich gerade zu ihm hingezogen zu fühlen, hat er gleich ihm die Oberflächlichkeit des alten Rationalismus durchschaut und aufgedeckt, aber positiver als Schleiermacher, in Christus nicht allein den Höhepunkt menschlicher Entwickelung, sondern das wirkliche, unmittelbare, einmalige Hereintreten des Göttlichen in die Geschichte der Menschheit erkennend, vermochte er die Versuchungen der Hegelschen Philosophie und der kritischen Schule von sich abzuwehren. Charakteristisch ist seine Auffassung des Wunders. „Gott ist nicht etwa wie ein ungeschickter Uhrmacher, der unaufhörliche Veränderungen an seinem misglückten Werke vornehmen muß; sondern wenn er einmal hervortritt und unmittelbar wirkt, so geschieht es in den großen welthistorischen Augenblicken, wo die Thurmuhr der Zeiten abgelaufen ist, wo die Räder umgeschmolzen und die Stunden nach einem andern Maßstabe gezählt werden. Da komt die Kraft des Höchsten und überschattet die Menschheit, da wird das Wort Fleisch und wohnet unter den Menschen, da zerreißt der Vorhang im Tempel und durch den Riß blickt das menschliche Geschlecht empor zu einem andern Himmel und zu andern Sternen. — Ein solcher welthistorischer Moment war die Geburt Jesu Christi.“ Das scheint nun freilich nach keiner Seite hin recht consequent. Allein wer das Eintreten des lebendigen Gottes in den großen welthistorischen Momenten, wer die schöpferische Unmittelbarkeit auf den Wendepunkten der Geschichte erkent, der steht dem richtigen Verständnis des Wunders sehr nahe; da ist nur ein kleiner und fast nothwendiger Schritt zu der Anerkennung, daß die freie Creatur, ihre Sünde und ihre Erlösung, das Hineintreten der göttlichen Ursächlichkeit auf jedem Punkte nothwendig macht, mögen wir es lesen oder nicht. Und praktisch hat der Dichter der „Nachtmalskinder“ den Glauben an den stets nahen Wundergott niemals verläugnet. Ist auch seine Auffassung des Christentums oft mehr poetisch und symbolisch, betont er auch die Uroffenbarung Gottes in der menschlichen Natur und ihre noch immer fortdauernde relative Integrität manchmal in fast pelagianischer Weise, so bleibt ihm doch, für den Einzelnen wie für die Menschheit, das: „Es ist in keinem Andern Heil“ unerschüttert, und um die Zukunft

*) Tegner's Stellung zur Theologie und Philosophie, so wie zu den religiösen Richtungen des 18. und 19. Jahrhunderts. Von R. Waldeck, Gymnasiallehrer. Stuttgart, 1863.

**) Wesen und Bedeutung des Grundtwigianismus in der Dänischen Kirche. Von Christian Hansen. Nach seinem Tode herausgegeben von Prof. Dr. K. Wieseler. Kiel, 1863.

des Christentums ist ihm nicht bange. — Die Schwedische Kirche hat ihm viel zu danken. Auch in ihr haben die auflösenden antichristlichen Mächte sich geregt, aber er hat ihnen tapfer die Spitze geboten. Nur ein Beispiel. Als im Jahre 1829 Graf Hamilton im Ritterhause den Antrag machte: „das Epiphanienfest und den zweiten Pfingsttag auf den Aussterbeetat zu setzen, Karfreitag und Himmelfahrt dagegen auf den vorhergehenden oder nachfolgenden Sontag zu verlegen", da war es besonders Tegner, der sich diesem Antrage widersezte und seine Verwerfung bewirkte. Wenn Schweden zur Zeit von kirchlichen Bewegungen wenig erschüttert scheint und wenn es vorzugsweise nur die von christlicher Liebe und Gerechtigkeit geforderte Aufhebung der Proscriptionsgesetze gegen Andersgläubige ist, was dort zu kirchlichen Kämpfen Veranlassung gibt, so ist darin der Einfluß des stille bauenden, alles Edle und Schöne pflegenden Tegner'schen Geistes nicht zu verkennen.

Ebenso unverkennbar hat Nicolai Frederik Severin Grundtvig durch seinen vulkanischen Geist auf die Bewegungen in der Dänischen Kirche nach entgegengesezter Seite hin eingewirkt, ja man darf wol sagen, daß sie ohne ihn den sie auszeichnenden stürmischen Charakter nicht angenommen haben würden.

Was während der lezten Jahrzehende in der Dänischen Kirche vorgegangen ist, das wird in Deutschland lange nicht genug beachtet und beherzigt. Es ist wol nicht zu viel gesagt, daß alle Probleme des kirchlichen Lebens, an deren Lösung die protestantische Kirche Deutschlands sich gegenwärtig abarbeitet, alle ihre Kirchenverfassungsfragen, ihre Bekentniskämpfe, ihre Agendennoth, ihr Ringen um Religionsfreiheit und um Bewahrung der Glaubenssubstanz — daß das Alles in Dänemark seine Vorspiele gehabt hat, ja teilweise schon zum Abschluß gebracht ist, so weit von einem Abschluß überhaupt sich reden läßt, wo die Wogen noch immer so hoch gehen. Mit jenen Vorgängen solte man sich näher bekant machen, nicht allein um Warnungen und abschreckende Beispiele daraus zu entnehmen, sondern auch Manches sich zum Vorbilde dienen zu lassen — wir erinnern nur an das weise Verfahren des Kirchenregiments bei Einführung des treflichen neuen Gesangbuches 1855: es wurde überall da gestattet, „wo Geistliche und Gemeinden sich darüber einig werden könnten", und auf diesem Wege hat es eine sehr allgemeine Verbreitung gefunden, ohne zu ähnlichen Convulsionen, wie sie in den Ländern deutscher Zunge bei analogen Gelegenheiten vorgekommen sind, Veranlassung gegeben zu haben (Hansen S. 51). Im Allgemeinen freilich muß man sagen, alle Forderungen, welche der extremste kirchliche Rationalismus bei uns als seine lezten Ziele hinstelt, die scheinen dort schon durchgesezt zu sein oder auf dem besten Wege, es zu werden. Unbegränzte Religionsfreiheit wie für die Laien so auch für die Geistlichen, für leztere besonders völlige Ungebundenheit durch Bekentnis und Agende, dem entsprechend aber auch die Befugnis der Laien, sich ihren Selsorger frei zu wählen, dazu Entscheidung der kirchlichen Angelegenheiten durch eine prinzipiell und zum großen Teile wol auch faktisch religionslose Volksvertretung — das sind Grundsätze, von deren Durchführung wir gewohnt sind, den sichern Untergang der Kirche zu erwarten. In der Dänischen Kirche fehlt nicht mehr viel an ihrer völligen Durchführung. 1855 ist der Kirchspielverband gesetzlich gelöst, jedem Mitgliede einer Gemeinde ist die Freiheit gegeben, sich, wenn er es wünscht, in kirchlicher Hinsicht an einen andern als den Kirchspielsgeistlichen anzuschließen, ebenso unbeschränkt aber auch zu demselben zurückzukehren; er hat nur dem Probst jedesmal Anzeige zu machen, dem Kirchenbuchführer die nöthigen Mitteilungen zugehen zu lassen und die auf seinem Besitze ruhenden Abgaben an die berechtigte Stelle zu leisten. Und durch Verordnung des Cultusministeriums vom 2. October 1862 ist endlich auch die lezte Consequenz dieses Gesetzes gezogen, indem jedem Prediger gestattet wird, in fremden Kirchen zu taufen, zu trauen und das Abendmal zu verwalten, auf fremden Kirchhöfen Leichenreden zu halten!

Und der Mann, der bei diesen Neuerungen einen vorwaltenden Einfluß geübt, der sie, wenn nicht herbeigeführt, doch durch die Macht seines Geistes und vermittelst der ihm anhangenden Partei vorzüglich hat durchführen helfen, der sich dabei mit den radikalen Stimmführern des Unglaubens fast identificirt, ist er etwa selbst ein indifferentistisches, glaubensloses Kind der modernen Weltansicht? Nichts weniger als das! Er ist ein grundgläubiger Mann, der begabteste, tapferste Bestreiter des alten Rationalismus, der Wiedererwecker des Glaubens in weiten Kreisen.

Grundtvig ist ein Feind der Deutschen, er hat ihnen viel Uebles zugefügt, in Schleswig zumal hat er deutsche Sprache und Nationalität hart gekränkt. Das darf uns nicht zu ungerechtem Urteil über ihn verleiten. Der frühvollendete talentvolle Darsteller des Grundtvigianismus ist selbst ein Opfer desselben geworden. Candidat Hansen hatte in Kopenhagen selbst sein theologisches Examen rühmlichst bestanden und war dazu politisch durchaus unbescholten; dennoch ward ihm die Anstellung in seinem Heimatlande Schleswig versagt, weil — er seine deutsche Nationalität nicht aufgeben wolte. Er wandte sich nach Holstein und suchte dort um ein neues Examen nach; die uns vorliegende Schrift ist eine seiner Examenarbeiten. So vielen Anstrengungen und Aufregungen erlag seine zarte Constitution, wie der Herausgeber sagt, „zu herzlichem Bedauern vieler Jünglinge und Männer, deren Liebe und Achtung sich der Lebende in vorzüglichem Grade erworben hatte." Bedenkt man, daß ihm selbst Lebensglück und Leben durch die von ihm dargestelte Richtung gestört ist, so wird der rein objektiven, von aller Bitterkeit sich frei haltenden, maßvollen und gerechten Würdigung, die er derselben angedeihen läßt, um so mehr die vollste Anerkennung zu zollen sein.

Grundtvig war so zu sagen für die Opposition prädestinirt. Naturanlage und Lebensführung haben ihm dort seine Stelle angewiesen. Nicht wie seinem großen Zeitgenossen Tegner war es ihm beschieden, jedes Lebensstadium in normaler Weise zu durchlaufen und auf jeder Stufe die anerkante und ehren-

volle Stellung einzunehmen, die seiner Begabung gebührte. Daß es aber so geschah, ist keine Zufälligkeit, es ist lediglich Folge und Wirkung dessen, was in seinem innersten Wesen lag. Nicht ohne Grund neigte sich sein Herz den alten Nordlandsrecken zu; erkante er doch in ihnen Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein. Wie ihnen, war ihm Kampf das Leben, Kampf oftmals mehr um des Kampfes als um des Kampfpreises willen. Wie sie war er nicht gerade wählerisch in den Verbindungen, die er einging: die Gemeinsamkeit des gerade Erstrebten genügte, um den Bund mit Genossen herzustellen, die ihm sonst so unähnlich wie möglich waren. Unbegreiflich wäre es sonst, daß er das verhängnisvolle Bündnis mit der liberalen Kammermajorität schließen und mit ihrer Hülfe seine abstrakten Freiheitsideale durchsetzen konte, „der Gläubige mit den Ungläubigen an einem Joche ziehend." Unbegreiflich sonst die kalt abweisende, ja feindselige Haltung denen gegenüber, die denselben Glauben mit ihm teilen, aber einer andern Nationalität angehören, und das innige Zusammengehen mit gänzlich disparaten Geistern, wenn sie nur rechte Dänen sind. Die ungläubige Katheder weisheit Deutschlands, der er die Zerrüttung der Kirche seines Vaterlandes zuschreibt, hat ihm alles deutsche Wesen verhaßt gemacht, daher sein unversöhnlicher Kampf gegen alles Ausländische. All sein Hoffen ist auf Dänemark gerichtet, es soll die Burg des freien protestantischen Christentums werden, das „Palästina der Geschichte." Statt in seinem Kampfe wider den Unglauben einen Weg zu gehen mit Allen, die den Herrn lieb haben in jedem Volk und Lande, statt die große Solidarität aller Kirchen, die Gemeinsamkeit ihrer Krankheitszustände und die Identität der Heilmittel für alle anzuerkennen, will er das Heil auf Dänisch nationalem Grunde allein erringen und verschmäht dazu nicht die Hülfe Solcher, die im tiefsten Lebensgrunde von ihm geschieden sind, ohne Zweifel sie nur als Werkzeuge benutzend und in der Hofnung, endlich entweder auch sie zu gewinnen oder ihren Einfluß zu brechen. Das hat denn auch auf die Länge ihm Viele entfremdet, die anfangs ihm freudig zugestimt hatten. Wie Jung Stilling sein erstes mutiges Auftreten beifällig begrüßte, so war auch Rudelbach längere Zeit hindurch genau mit ihm verbunden, mußte sich aber später von ihm trennen; und wenn noch jezt der achtzigjährige Mann und seine festgeschlossene Partei mit Hülfe der liberalen Reichsstände auf die kirchliche Gesetzgebung den durchgreifendsten Einfluß übt, so sehen wir andrerseits seine Bestrebungen von der Mehrzahl der Dänischen Geistlichen, an ihrer Spitze den ehrenwerten Bischof Martensen, entschieden gemisbilligt.

Ueber Grundtvig's äußeren Lebensgang vermögen wir wenig zu sagen. Was für persönliche Einwirkungen, was für Erfahrungen etwa seine Entwickelung mit bedingt haben, davon ist nicht viel bekant geworden. Auch Hansen gibt nur einzelne Thatsachen. Bis 1810 hat er sich vorzugsweise der nordischen Geschichte und Literatur gewidmet; in diesem Jahre tritt er, als gereifter Mann, in seiner Dimiß- (Examen-) Predigt der Kirche entgegen mit der Klage und Frage: „Wie ist des Herrn Wort aus seinem Hause verschwunden?" Gleich dieses erste öffentliche Wort ist ein Kampfruf gegen den Rationalismus. Dadurch, noch mehr durch seinen Streit mit Prof. Clausen, ward er eine misliebige Person, mehrfach in Injurienprozesse verwickelt und vom Pfarramte fern gehalten. Erst nach achtjähriger Wartezeit dann und wann mit einer Caplanei betraut und immer wieder bald zur Disposition gestelt, wo er dann in conventikelartigen Kreisen eine stets wachsende Zahl von Anhängern um sich sammelte, erhielt er erst 1832, also als fast funfzigjähriger Mann, die Erlaubnis, in der Friedrichskirche als freier Prediger vor freien Zuhörern zu predigen, jedoch ohne das Recht, andere geistliche Handlungen zu verwalten. Von da an nimt seine Partei größere Dimensionen an, seine Ideen verbreiten sich und werden besonders von Lindberg und Kirkegaard weiter entwickelt; seit 1840 gewinnen sie Einfluß auf den Reichstag, welchem er seitdem ununterbrochen als Mitglied angehört; die Revolution von 1848, der Kampf wider Deutschland, den er mit seinen Reden und Liedern mächtig fördert, macht ihn zum populärsten Mann, und wie viel man in den höchsten Regionen auf ihn gibt, das beweist seine Erhebung zur Bischofswürde im Jahre 1861.

So viele Wandlungen auch Grundtvig im Einzelnen durchgemacht hat und so verschieden auch zu verschiedenen Zeiten seine Stellung den Zeitgenossen und besonders der Staatskirche gegenüber gewesen ist, so treten doch einige Hauptzüge von Anfang bis zu Ende bei ihm unverändert hervor. Abgesehen von seiner nationalen Richtung und von dem formalen Prinzip der Glaubens- und Gewissensfreiheit, worin er sich immer gleich geblieben ist, erscheint besonders seine eigentümliche Auffassung der Begriffe von Taufe, Taufbund und Glaubensbekentnis als charakteristisch. Die Beharrlichkeit, mit welcher er diese Singularität stets festgehalten hat, erinnert an den Weg aller Sektenstifter, der ja regelmäßig von einem mehr peripherisch gelegenen Punkte ausgehend, diesen Punkt in das Centrum des gesamten Lebens und Strebens zu rücken sucht. Hierauf haben wir daher etwas näher einzugehen.

Die „unvergleichliche Entdeckung" Grundtvig's (wie seine Anhänger sie zu nennen lieben), daß so wenig das freie Denken des Afterprotestantismus wie die bisher als unumstößlich angesehenen Grundprinzipien der protestantischen Kirche — das formale Schriftprinzip und die Rechtfertigung aus dem Glauben — den festen Grund der Kirche bilde, sondern allein das durch die Taufe traditionell fortgepflanzte apostolische Symbolum als das „lebendige Wort des Herrn", tritt zuerst 1825 in seinem Streite mit dem damals noch entschieden rationalistischen Prof. Clausen hervor. Die Thatsache einer in ununterbrochener Continuität bestehenden Gemeinde weist auf den Herrn als „den in seinen Stiftungen Gegenwärtigen und Heilschaffenden" zurück. Das Wort der Schrift, im Buchstaben fixirt, ist an sich todt und kann für sich kein Leben schaffen; überdies ist es von der Exegese der ungläubigen Wissenschaft

misdeutet und mishandelt. Die Reformatoren haben unrecht gethan, den Glauben der Gemeinde allein auf die Bibel zu gründen; sie haben damit ein neues Papsttum aufgerichtet, in dessen Besitz jeder Bibelerklärer sich zu setzen wagt. Bibel und Bekentnisschriften können ihr Licht und ihren rechten Verstand nur aus dem lebendigen Worte der Tradition empfangen. Von Christus selbst ist Taufe, Abendmal, Vaterunser und Symbolum der Kirche überliefert, lezteres in den 40 Tagen vor der Himmelfahrt, und wie diese Stücke den Aposteln übergeben waren, so sind sie unverändert durch den Strom der Zeiten gegangen. Auch die Abrenunciation gehört zu dieser ursprünglichen lebendigen Ueberlieferung. Nur wo daran ohne die mindeste Abweichung festgehalten wird, ist der richtige Taufbund. Wo das geschieht, da ist die wahre Gemeinde, alles Andere ist von untergeordneter Bedeutung.

Ohne Zweifel ist Grundtvig zu diesen Sätzen vornehmlich durch die Mishandlung der Agende, durch die willkürlichen Aenderungen, welche die Geistlichen mit derselben vorzunehmen sich erlaubten, geleitet worden. Indeß nicht im Interesse der kirchlichen Ordnung nimt er und seine Partei Anstoß an diesen Aenderungen, sondern weil ihm an der wortgetreuen Fassung das Heil der Selen, die wirkliche Teilnahme an der Erlösung, die Mitgliedschaft am Reiche Gottes hängt. Man hatte es freilich arg genug gemacht, dort so gut wie in der deutschen Kirche, mit Abänderung der Abrenunciationsfragen und des Glaubensbekentnisses. Aber wie wurden nun die Worte gepreßt! Ging doch Lindberg so weit, die Taufe für mangelhaft zu erklären, wenn man sage: „Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer ꝛc.“, statt: „an Gott den Vater, den Allmächtigen (παντοκράτορα), Schöpfer Himmels und der Erde“, oder wenn man spreche: „an den heiligen Geist“ statt: „an den Heilig Geist.“ Solchem Verfahren gegenüber hat die Kritik freilich leichtes Spiel. Was will man ihr antworten, wenn sie fragt, von wie vielen seiner Anhänger denn Grundtvig gewiß wisse, daß sie „richtig“ getauft seien, den rechten gültigen Taufbund geschlossen haben, zu einer Zeit, da in dieser Beziehung erweislich die größte Willkür herschte? Solte unter Zehn auch nur Einer den vollgültigen Beweis dafür beibringen können? Müßte er nicht der Sicherheit wegen eigentlich von Jedem, der dies nicht vermag, verlangen, daß er sich einer wiederholten richtigen Taufe unterziehe? und da er das nicht kann und will, muß er nicht die Mitglieder seiner Gemeinde auf guten Glauben annehmen? — Und heißt es nicht aller Erfahrung ins Gesicht schlagen, die lebendige und lebenzeugende Wirksamkeit des geschriebenen und gelesenen Wortes zu leugnen? Haben nicht selbst Grundtvig's Lieder gezündet, auch bei denen, die sie nur lasen? und das Wort des heiligen Geistes in der Schrift solte nicht ebenso gut durch das Auge, wie durch das Ohr in die Herzen eingehen und göttliches Leben in ihnen schaffen?

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Nizza,

eine Zufluchtsstätte der Brustleidenden, zählt unter seinen Gästen mehr und mehr evangelische Deutsche. Die Einen kehren genesen wieder heim, die Andern finden ein frühes Grab in der fremden Erde. Diesen Leidenden nun gewährt seit sieben Jahren ein deutscher Prediger Augsb. Conf. durch sein gastliches Haus und durch sein treues, schlichtes Zeugnis von Dem, der unser Heil und Leben ist, Stärkung für Leib und Sele, und auf ihren Krankenbetten den Trost des heil. Sakramentes. Nach vielen Anfechtungen haben es die dort ansässigen Evangelischen endlich dahin gebracht, durch kaiserliches Dekret vom 5. December 1861 als „Gemeinde der Protestanten Augsb. C. im Département des Alpes maritimes“ anerkant zu werden, und einen Bauplatz zu kaufen, auf welchem noch diesen Winter, so Gott will, der Grundstein zu einer bescheidenen Kirche gelegt werden soll. Doch ist die Kasse durch Anzahlung der lange und mühsam gesammelten Summe von 29,000 Fr. auf diesen teuern Bauplatz so erschöpft, daß selbst der niedrige Gehalt des Pastors vor der Hand nicht gedeckt werden kann. Es ergeht daher von dort an Alle, die durch die Bande der Dankbarkeit oder der Erinnerung mit Nizza verknüpft sind, oder sonst für diesen wichtigen Vorposten der deutschen Reformation mitten unter den wilden Strömungen des neuitalienischen sogenannten Protestantismus sich interessiren, die herzliche Bitte, jenen Kirchenbau durch Liebesgaben zu ermöglichen, und hat sich der Unterzeichnete, erhaltener Aufforderung zufolge und nach eigner gewissenhafter Erwägung, erboten, solche Gaben zu sammeln, einzusenden und seiner Zeit darüber öffentlich zu quittiren. Dem möglichen Einwand aber, daß ja in Nizza selbst viele reiche Fremde sich aufhalten, begegnen wir von vorn herein mit der Versicherung des P. Mader, daß der größte Teil seiner Zuhörer nicht zu den Reichen gehöre.

Bautzen in Sachsen, den 16. November 1863.

D. Rüling, Past. prim.

Der Herausgeber erlaubt sich auch seinerseits diese Angelegenheit den Lesern ans Herz zu legen. Er kent Past. Mader persönlich als einen treflichen Prediger und Selsorger und weiß aus der Erzählung Anderer, wie gesegnet seine Wirksamkeit ist.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 5. December. № 97.

Tegner und Grundtvig.

(Schluß.)

Richtig ist es übrigens, daß die Grundtvig'sche Tradition, ob auch historisch ganz unerweislich, von der katholischen Tradition sich wesentlich unterscheidet. Wenn Wolfgang Menzel eine Inconsequenz darin findet, daß der Grundtvigianismus über die Schrift hinausgehe und auf die Tradition sich gründen wolle und doch der katholischen Kirche sich nicht anschließe, wenn er deshalb ihm das Verfallen in dogmatische Sektirerei und demokratische Tendenzen, kurz den Untergang in Anarchie vorhersagt, so ist dies nur teilweise richtig. Lindberg hat den Unterschied scharf betont, daß die römische Tradition sich auf die Auctorität der Kirche als des infalliblen Organs des heiligen Geistes stüzt, während die Grundtvig'sche Tradition nichts Anderes aufrecht halten will, als Christi lebendiges Wort und eigene Institution, woran die Kirche nichts ändern kann und darf. Ein solches Bewahren und Fortpflanzen des Ueberlieferten hat die evang. Kirche stets anerkant, aber nicht ohne es unter die höchste Auctorität der Schrift zu stellen. Geschieht das nicht, wird die Schrift hinter die Tradition irgendwie zurückgestelt, so bleiben ähnliche Abirrungen von der Schriftwahrheit wie in der römischen Kirche niemals aus. Auch bei den Grundtvigianern sind sie nicht ausgeblieben. Donatistische Abweichungen in Betref der Zugehörigkeit zur wahren Kirche, antinomistische in Hinsicht auf die Bedeutung des Gesetzes, pelagianische in Hinsicht auf die Integrität des natürlichen Menschen, dem „auch nach dem Sündenfalle ein wirklicher Ueberrest von Glaube, Hofnung und Liebe" zugeschrieben wird, überhaupt im Großen und Ganzen eine bedenkliche Hinneigung zur katholischen Kirche, weiset Hansen aus ihren Schriften mehrfach nach.

Die Ueberordnung der Tradition über die Schrift, die für das System des Grundtvigianismus so verhängnisvoll geworden ist, steht in nahem Zusammenhange mit einem praktischen Bedürfnis. Man verzweifelte an der corrumpirten Staatskirche, man wolte um jeden Preis die Integrität der Gemeinde, die wahre Glaubensgemeinschaft retten. Darum zuerst Dringen auf unmangelhafte Beobachtung der Agende, und da diese nicht zu erreichen stand, wiederholte Versuche, eine freie Gemeinde zu bilden, endlich, da hierzu die Erlaubnis versagt wurde, die Forderung, daß Niemand an seinen zuständigen Pfarrer gebunden sein solte. Der lezten Forderung, die eigentlich im Interesse der gläubigen Kirchenglieder gestelt wurde, aber natürlich Allen zugestanden werden mußte, ist durch die schon erwähnte Lösung des Kirchspielverbandes Genüge geschehen.

Dies führt uns zulezt auf die Stellung, welche Grundtvig der Staatskirche gegenüber zu verschiedenen Zeiten eingenommen hat. Denn in dieser Beziehung begegnen wir bei ihm sehr bedeutenden Schwankungen. In der ersten und größeren Hälfte seines Lebens stand er ihr durchaus feindlich gegenüber. Kein Baptist kann das Babel der Staatskirche gründlicher verachten und inniger verabscheuen. So oft die schweren Misstände des kirchlichen Lebens ihn drückten und er vergeblich sie zu beseitigen suchte, drohete er mit Austritt, mit ihm seine zahlreiche Partei. Aber er wolte in aller Form und mit gesetzlicher Berechtigung aus dem staatskirchlichen Verbande entlassen sein, und dies konte er nie erreichen. Und so blieb er denn, und allmälich scheint er sich in die drückenden Verhältnisse gefügt zu haben, doch nicht ohne sie nach seinem Sinne teils zurechtzulegen, teils umzugestalten. Und hier war es eben, wo er den Beistand der religionslosen Partei nicht allein nicht verschmähete, sondern sich in seinen Bestrebungen fast ganz mit ihr identificirte. Mit ihr nahm er für Laien und Geistliche die ungebundenste Freiheit in Anspruch. Die Geistlichen solten das Recht haben, ganz nach eigenem Ermessen die Schrift auszulegen und zu predigen; von Agendenzwang konte ebenso wenig die Rede sein, und die Ausübung der Kirchenzucht — ohne irgendwelche Mitwirkung der Gemeinde oder Verantwortlichkeit gegen übergeordnete Behörden — wurde als unveräußerliches Recht des Pastorats angesehen. Alles gesetzliche Gebundensein der Prediger an äußere Normen in Lehre und Sakramentsverwaltung, meinte er, hindere nur die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, wie die Freudigkeit der subjektiven Ueberzeugung in der Verkündigung des Evangeliums und bringe nur einen falschen Schein von Einigkeit zu Wege. Er muß traurige Erfahrungen gemacht haben an den „geistlichen Schauspielern" und „erkauften Wahrheitszeugen", wie er sie zu nennen pflegt, den „Lohndienern und Heuchlern", wie Kirkegaard sie schilt. „Kein aufgeklärter Mann", sagt Grundtvig, „der die mindeste Ehrerbietung vor geistlicher Wahrheit besizt, kann für geistlichen Zwang in der Volkskirche stimmen. Jeder Vernünftige, der auf das wirkliche Leben sieht und der Sache ernste Aufmerksamkeit schenkt, wird bald erkennen,

daß nur, wo der Prediger predigt und die Gemeinde singt, wozu sie Lust hat, das Erbauungswerk recht getrieben werden kann; daß nur gegenseitige Freiheit ein wünschenswertes Verhältnis zwischen Lehrern und Zuhörern zu Stande bringen kann, und daß nur diese Freiheit, die nach und nach die Kirchen der tüchtigen Prediger füllen und die der andern leren wird (!), der Volkskirche für tüchtige Prediger bürgt." „Die Geistlichen dürfen also nicht mehr an irgend eine Agende oder Gesangbuch und nicht an irgend eine andere Vorschrift der Lehre als die heil. Schrift, wie sie sie verstehen und auslegen können, gebunden werden"; und wenn selbstverständlich dann auch die Laien das Recht haben, sich demjenigen Geistlichen zuzuwenden, zu welchem sie Vertrauen haben, so wird nach seiner Meinung „jeder Prediger mit seinen freiwilligen Kirchgängern und Communikanten eine freie Gemeinde ausmachen, oder eine kirchliche Commune, die unter der Aufsicht des Staates frei ihre geistlichen Angelegenheiten ordnen kann: dann können und werden, hoffe ich, alle aufgeklärten Christen in der Volkskirche verbleiben."

Nun, der Laienfreiheit ist, wie wir gesehen haben, durch die neueste Gesetzgebung reichlich Berücksichtigung geworden. Auch das haben die Grundtvigianer erreicht, daß zuerst die Zwangstaufe der Baptistenkinder gefallen, dann auch in consequentem Fortschritt der weltliche Taufzwang für die Glieder der Kirche beseitigt ist. Statt daß bisher gegen die Verächter des Sakraments äußerliche Zuchtmittel in Anwendung gebracht wurden, soll nach der Absicht der Regierung fortan nur mit geistlichen Censuren gegen sie vorgegangen werden, bis zum definitiven Ausschluß der Eltern aus der Volkskirche: ein Gedanke, den wir nicht ganz so unpraktisch finden können, wie Hansen (S. 64) ihn ansieht. — Die gänzliche Ungebundenheit der Geistlichen dagegen hat die Partei noch nicht erstreiten können; ob in diesem Punkte das kirchliche Bewußtsein noch zu mächtig reagirt, oder ob die radikale Fraktion es nicht der Mühe wert gehalten hat, in diesem Stücke ihre Verbündeten mit aller Entschiedenheit zu unterstützen, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Was ist denn nun eigentlich den Grundtvigianern die Volkskirche? Etwa eine göttlich gestiftete Anstalt, um Selen selig zu machen? Der here und heilige Bau, in welchem das Volk Gottes seine woleingerichtete Wohnung findet, wol auch die Fremden duldend und ihnen ein Obdach darin gewährend, aber wesentlich allein daran berechtigt? Nichts weniger als das! Sie ist ihnen nicht mehr als ein weites leres Gebäude mit nackten Wänden, unter dessen schützendem Dache allerlei Volk nach eigenem Belieben sich einrichten darf, wie denn auch die Gläubigen ihre Pilgerherberge darin aufschlagen mögen. Auf die Dauer dort zu wohnen, daran denken sie nicht, und am wenigsten sind sie geneigt, mit Allen und Jeden, die sich darin aufhalten, sich zu einer organischen Gemeinschaft zusammenzuschließen: die Einführung presbyterialer und synodaler Einrichtungen, auf welche seit längerer Zeit von kirchlich-gesinten Männern gedrungen wird, haben gerade sie bis jezt vereitelt. Die Obrigkeit, sagt Grundtvig, „will eine kirchliche Staatseinrichtung zum religiösen und moralischen Besten des Volkes erhalten." Das ist nicht eine christliche, sondern eine rein weltliche Anstalt, eine „bürgerliche Anstalt mit Rücksicht auf Religion, so umfassend, daß sie alle christlichen und unchristlichen Religionsgesellschaften, die sich innerhalb der Landesgränzen finden, umschließen kann." „Die Volkskirche ist keine Glaubensgemeinschaft, sondern kann nur gebraucht werden als Mutterschos für wirkliche Glaubensgemeinschaften; und aller Wahrscheinlichkeit nach besonders für die christliche Glaubensgemeinschaft mit lutherischer Aufklärung, die offenbar in mehreren Jahrhunderten den meisten Dänen am besten gefallen hat (!)." —

Fragen wir, wie weit bis jezt diese Gedanken in dem kirchlichen Leben Dänemarks sich ausgestaltet haben, so bleibt freilich die Wirklichkeit hinter dem Ideale weit genug zurück. Die abstrakte Scheidung von Kirche und Staat hat dort so wenig wie anderswo durchgeführt werden können. Will Grundtvig aus der Volksschule als allgemeiner Staatsanstalt den Religionsunterricht gänzlich ausgeschlossen wissen und verlangt er, daß die Mütter ihn übernehmen, so ist dieser Gedanke allzu unpraktisch, um im Leben verwirklicht zu werden. Die Macht der christlichen Sitte ist zur Zeit noch stärker als die Theorie. Nach Hansen's Zeugnis (S. 63) hat die Lösung des Kirchspielverbandes noch keine bedeutenden Folgen gehabt; nur Wenige haben sich die Ermächtigung zu Nutze gemacht, in der Person des Selsorgers einen Wechsel zu treffen, wie denn auch eine Beschränkung dieses Rechtes auf einzelne Fälle, unter genau festzustellenden Voraussetzungen und Cautelen, ohne Zweifel das Richtige gewesen sein würde. — Den Geistlichen und Gemeinden, in welchen die Grundtvig'schen Prinzipien die Herschaft gewonnen haben, rühmt man christlichen Eifer und große Lebendigkeit nach: die Sakramente werden hoch gehalten, die Gottesdienste in Kirche und Haus mit Lust gefeiert, Predigt und Gesang erschallt in frischem, fröhlichem Tone, oftmals die Gränze zwischen Weltlichem und Geistlichem verwischend. Daneben aber soll sich große Einseitigkeit finden; um Taufe und Taufgnade, um Fröhligkeit und Seligkeit des Glaubens dreht sich Alles, das züchtigende Element der Buße tritt zurück, man schreibt sich exclusiv das Leben zu und spricht es den Gegnern ab. —

Sollen wir mit W. Menzel im Grundtvigianismus nicht den Anfang eines neuen kirchlichen Lebens sehen, sondern nur „ein Moment im Auflösungsprozeß des Protestantismus, eine unwillkürliche Rückwärtsbewegung zur alten Kirche"? Daran ist wol nur so viel richtig, daß der Ultraprotestantismus viele Menschen dahin bringen kann, um der Einheit der katholischen Kirche und ihrer gesetzlichen Ordnung willen die mangelnde Wahrheit und die Selengefährlichkeit ihrer Lehre zu übersehen und, an anderer Rettung verzweifelnd, sich in ihren Schos zurückzuflüchten. Es gibt aber einen besseren und richtigeren Weg, und wir hoffen, die Dänische Kirche wird ihn finden. Excentrische

Richtungen, wie die hier besprochenen, bieten bei unläugbaren Ausschreitungen zugleich auch starke Wahrheitselemente: man lernt an ihnen, wie die ersteren zu vermeiden sind, und die lezteren bleiben als dauernder Gewinn. Wir sehen aus dem Auftreten des Grundtvigianismus vielmehr, daß die Lebenskraft des Protestantismus noch nicht erstorben ist. Er hat mächtig hervorgehoben, „daß es darauf ankomme, Christum zu haben, nicht blos von ihm zu reden, und daß Er in seiner Kirche selbst lebendig gegenwärtig sei, Licht und Leben gebe, uns in der Taufe in seine Gemeinschaft aufnehme, im Abendmal darin befestige", endlich, „daß das Christentum nicht mit Zwang an den Menschen hinantreten darf, sondern in Freiheit von ihm muß aufgenommen werden, damit es wirkliche Herzens- und Lebenssache werde" (Hansen, S. 124). Der Grundtvigianismus ist eine kräftige, positiv-evangelische Reaktion gegen Krankheitszustände der Kirche, welche, wenn es nicht eine Heilung für sie gegeben hätte, der Kirche nothwendig den Tod hätten bringen müssen. Er hat es zu einer immerhin sehr gefährlichen Krisis gebracht, aber einen tödtlichen Ausgang dieser Krisis befürchten wir nicht, eben weil die Kirche nicht ein sterblicher Leib ist, sondern der Leib des Herrn, von seinem Geiste beselt. Mit Grundtvig's unbedingtem Freiheitspostulate kann freilich keine Kirche bestehen; aber die Forderung wird ohnehin in den Schranken der thatsächlichen Verhältnisse ihr Correktiv finden. Für die Selbstüberhebung, die ungemessenen Ansprüche des Dänentums wird der Gott, der die Weltgeschicke regirt, seiner Zeit eine Antwort haben, und der theoretische Irrtum, die Verkennung der Sufficienz und normativen Auctorität der heil. Schrift, wird an seiner innern Unwahrheit untergehen. Das Schlimmste und Bedauerlichste könte nur sein, wenn die Partei auf ihren Irtum sich versteifte und in Folge dessen zur Sekte würde; der Kirche müßte sie dennoch zu einem heilsamen Fermente dienen und die Lösung ihrer höchsten Aufgaben, ihr Wiedererstarken zu kräftiger Gesundheit befördern.

Die Dänische Volkskirche ist bis jezt noch ein ganz anderes Ding, als wozu der Grundtvigianismus sie machen möchte. Wie sehr auch ihr Bestand durch die neueste Gesetzgebung erschüttert, wie groß auch die Zahl ihrer abgefallenen und todten Glieder sein mag — noch ist sie doch die rechtlich gewährleistete, auf bestimtem Bekentnis ruhende, in festen und anerkanten Gesetzen verfaßte Lebensgemeinschaft des christlichen Volkes. Ob sie es bleiben, ob sie nicht über lang oder kurz als Staatskirche sich auflösen wird, das ist menschlicher Voraussicht ebenso verborgen, wie die künftigen Geschicke unserer deutschen Landeskirchen. Solte aber die Scheidung eintreten, so ist mit Gewißheit anzunehmen, daß die selbständige lutherische Kirche, die sich dann bilden wird und muß, nicht nach Grundtvig'schen independentischen Prinzipien sich organisiren wird. Denn in ihrem innersten Wesen liegt die Anerkennung einer über der Subjektivität waltenden gottgegebenen Macht und Zucht, und je freier von weltlichen und staatlichen Einflüssen sie sich gestelt sehen wird, desto mehr wird ihr Bestehen und Gedeihen davon abhängen, daß das Ganze und die Glieder, die Lehrer und die Hörer in ebenso freier wie williger Hingabe den aus Gottes Wort erwachsenen Bekentnissen und Ordnungen sich unterordnen.

tze.

Nachrichten.

Mitteilungen aus Schlesien.

Die vorherschenden Gefühle sind in diesem Augenblicke noch immer das der Verlassenheit und das der bangen Erwartung. Es ist Ihnen bekant, welche schwere, vielleicht unersetzliche Verluste die schlesische Kirche in jüngster Zeit schnell auf einander getroffen haben durch den Tod zweier teurer Gottesmänner, des Gen.-Sup. Dr. Hahn und des C.-R. Dr. Gaupp. Beides bedeutende Persönlichkeiten, die sich gegenseitig ergänzten und dadurch einen unberechenbaren Einfluß auf die kirchlichen Entwickelungen und Zustände der Provinz ausgeübt haben. Hatte Hahns Theologie vorherschend die bekante sächsisch-philologische Richtung, so war Gaupp ein mehr intuitiver Geist. Stand jenem, bei aller Wärme des religiösen Lebens, ein Schatz sprachlichen und historischen Wissens, wie wenigen, zu Gebote, den er Unzähligen zu Gute kommen ließ, so besaß dieser, bei all seiner unbestreitbaren Gelehrsamkeit, einen seltenen Reichtum innerer Erfahrung und eine große selsorgerische Begabung, die namentlich die studirende Jugend geistlich befruchtet, dem Herrn auch manchen Starken zur Beute gemacht haben. Eine herzgewinnende Milde aber, religiöse Wärme, christliche Entschiedenheit überhaupt und confessionelle im Besondern, ein klarer Blick für die Bewegungen der Zeit und ihre Zielpunkte und in Folge dessen eine feste kirchliche Haltung waren die Eigenschaften, welche beide teuren Männern in gleich hohem Grade auszeichneten. Auf beiden ruhte die Weihe des Geistes und machte sie zum Gegenstande der Verehrung, Liebe und Dankbarkeit in einem Maße und in einer Allgemeinheit, welche den divergirendsten Richtungen einen schönen Vereinigungspunkt darboten. Durch die ganze Provinz zieht die Klage um einen Verlust, der von vielen Seiten gradezu als ein unersetzlicher bezeichnet wird. Die hohe Behörde mag wol ähnlich urteilen; denn es dauert lange, daß die wichtigen vakant gewordenen Aemter wieder besezt werden. Es hat sich daher aller Gemüter eine sehr gespante, und ich möchte sagen bange Erwartung bemächtigt, und es ist natürlich, daß die mannichfaltigen Gerüchte sich drängen, wie sie etwa den Wünschen und Hofnungen der Einen und der Andern grade entsprechen mögen. Es ist doch merkwürdig, daß in so kritischen Momenten, wo es sich um Amtsbesetzungen von großer Tragweite handelt, wie namentlich die Besetzung einer General-Superintendentur ist, die evangelische Kirche so stumm bleibt und ihren Mund nicht aufthut zum Gebet. Da wäre doch wirklich von der kathol. Kirche und auch von unsren lutherischen Altvordern manches zu lernen, welche in den Zeiten kirchlicher Vakanzen den betreffenden Gemeinden Gebet und Flehen um treue Hirten und Oberhirten in Mund und Herz legten. Es ist darüber, wie über das Gebet überhaupt, in jüngster Zeit mehrfältig und eingehend in unsrer Provinz verhandelt worden. Es ist Ihnen bekant, daß die Synodalconvente des vorigen Jahres die Proposition über die Fürbitte für die Verstorbenen zu bearbeiten gehabt haben. Die Ev. K.-Z. mißbilligte das und nante diese Proposition eine verfängliche. Gewiß

nicht mit Unrecht; obschon andrerseits der Wunsch auch sein Recht hat, daß es über diesen wichtigen Punkt doch endlich zur Klarheit und Gleichmäßigkeit in der kirchlichen Praxis kommen möchte. In Schlesien sind die verschiedensten Ansichten hierüber zum Vorschein gekommen. Es sind Anträge an das Consistorium gestelt worden, die kirchliche Fürbitte für die Verstorbenen, die weder biblisch noch symbolisch zu rechtfertigen sei, desgleichen die sogenante Einsegnung der Leichen, die weder einen Schriftgrund, noch irgend wo eine kirchliche Präcedenz für sich habe, sondern als eine pure Erfindung der neuern Zeit, wenn ich nicht irre, namentlich der Berliner Geistlichkeit, angesehen werden müsse, zu verbieten. Folgen haben dergleichen Anträge bis jezt nicht gehabt. Man müßte denn einen Consistorialerlaß vom 2. Sept. c. hierher rechnen, welcher zur Fürbitte für den verstorbenen Präsidenten des Ev. O. K. Raths, Herrn v. Uechtritz auffordert. Da ich eben über die Synodal-Proposition des vorigen Jahres gesprochen, will ich doch auch nicht unerwähnt lassen, daß über der Proposition des laufenden Jahres ebenfalls ein eigentümliches Schicksal gewaltet hat. Das Provinzial-Consistorium hatte unterm 11. März folgende ausgeschrieben: „Ist die von manchen Zeitgenossen geforderte Trennung des Staats von der Kirche dem Zwecke und dem Bedürfnissen dieser, wie jenes entsprechend, oder nicht vielmehr anzuerkennen, daß das in Folge der Erneuerung der Kirche durch die Reformation auf den christlichen Staat unter Gottes Leitung übergegangene bedingte Kirchenregiment (Apol. zu Art. XIV. Conf. Aug. und Art. XXVIII. p. 294 sq. Ausgabe von Müller p. 205 f. u. 288), ungeachtet vielfacher und verderblicher Misbräuche, nicht nur der Kirche im Ganzen heilsam gewesen, sondern bis zur Wiederherstellung der apostolisch-katholischen Kirche durch Vollendung der evangelischen Reformation, partiell wenigstens unentbehrlich sei?" Gewiß eine sehr zeitgemäße Proposition, welche ohnedem dermalen alle Geister bewegt. Auch müssen ja namentlich die Diener der ev. Kirche über den wichtigen Gegenstand nothwendig zur Klarheit hindurch dringen durch die tausendfältigen Widersprüche der Zeit, wenn sie in den kirchlichen Bewegungen der nächsten Zukunft eine irgend sichere Stellung einnehmen wollen. Es wurde daher diese Proposition auch von allen Seiten mit Freude begrüßt, und hatten sich behufs ihrer Bearbeitung die betreffenden Referenten bereits in tiefes Studium des göttlichen Wortes, der Bekentnisschriften und der Kirchengeschichte versenkt, als sie unterm 27. Mai auf ein mal zurückgenommen wurde mit dem Bemerken, daß sie von dem Ev. O. K. Rath für bedenklich gehalten und daher statt ihrer die folgende angeordnet worden sei: „Die Zulässigkeit der Bilder in den Gotteshäusern der Christen nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche." Gegen diese Proposition läßt sich denn in der That kein Bedenken erheben. Es müßte denn das der Bezuglosigkeit zu einer tief und mächtig bewegten Zeit sein. Es ist eine sehr beachtenswerte und nicht grade ermutigende Thatsache, daß man der mit jedem Tage näher rückenden kirchlichen Crisis fast von allen Seiten mit verschlossenen Augen entgegengeht, oder richtiger vielleicht: von der Strömung der Zeit entgegengetrieben wird; daß man Fragen auszuweichen sucht, die zur Erledigung kommen müssen und Vorbereitungen versäumt, die vom Momente gebietrisch gefordert werden. Schweigend, ruhig und sorglos fahren wir in die neue Synodalordnung ein, als wenn sie ein Hafen des Friedens wäre, der uns nach glücklich bestandenen Stürmen begrüßt. Auch die

schlesische Pastoralconferenz ist stumm an dieser Lebensfrage vorübergegangen, woran sie indeß, weil in der ersten Entwicklung begriffen, vielleicht nicht unrecht gethan hat. Im Uebrigen muß diese ihre Entwicklung ohne alles Bedenken als eine erfreuliche und hofnungsvolle bezeichnet werden. Die Conferenz beschränkt sich nicht auf bloße theoretische Erörterungen, sondern hat in jüngster Zeit auch eine schöne That vollbracht, eine That der Pietät nämlich, indem sie an die evangel. Geistlichkeit der Provinz die Einladung ergehen ließ, auf dem Grabe des teuern Generalsuperintendenten einen Gedenkstein zu errichten und zum Besten des von Hahn gestifteten und mit treuster Liebe gepflegten Vikariats durch Beiträge einen Fonds zu bilden, welcher mit dem Namen der Hahns-Stiftung geschmückt werden solte. Es ist jene Errichtung eines einfachen Monuments, wie gesagt, die That der reinsten Pietät und Dankbarkeit und hat nichts gemein mit dem sonst etwas anrüchigen Bauen der Prophetengräber, auch nicht mit derjenigen Denkmalswuth, welche die Geistesarmut dieser Zeit documentirt. Daher haben alle Geistliche der Provinz, nachdem die Genehmigung der Familie erbeten worden, um so williger auch dazu ihre Hand geboten, je durchdrungener sie andrerseits von der Ueberzeugung sind, daß die Pflicht der Pietät gegen einen Mann der Kirche, wie Hahn, sich nur im mutigen und fleißigen Bau der Kirche und im unerschrockenen Kampfe für ihre köstlichen Bekentnis-Kleinodien erschöpfen kann. Was aber die Stiftung eines Vikariatsfonds neben dem bereits bestehenden anlangt, so halten wir das für ein verfehltes Unternehmen und können ihm unmöglich eine Zukunft in Aussicht stellen. Denn die weit überwiegende Mehrzahl der schlesischen Pastoren ist finanziell sehr kärglich bedacht, hat mit Kummer und Sorge tagtäglich zu kämpfen, kann und will sich trotzdem den Ansprüchen nicht entziehen, welche die Liebeswerke der innern und äußern Mission, der Armen- und Krankenpflege, der Bibel- und Traktatenverbreitung, des Vereinswesens, der sich drängenden Collecten aller Art fortwährend an sie machen, sondern womöglich den Gemeinden hierin mit gutem Exempel vorangehen, — steuert auch über das alles schon nach bestem Vermögen zu dem bereits bestehenden Dotations- und Vikariatsfonds bei, ist also, mit wenigen Ausnahmen, völlig außer Stande zu neuen derartigen Leistungen. Wenn die Inhaber der fetten Pfründen dem in Rede stehenden Zwecke von ihrem reichen Einkommen alljährlich 50 oder 100 Thlr. zum Opfer bringen wollen, wer würde das nicht angemessen und löblich finden! Aber auf den leren Seckel der armen Provinzialgeistlichkeit solche Stiftungen gründen, halten wir nicht für das Richtige. Dabei widmen wir der guten Absicht der Pastoralconferenz unsere volle Anerkennung und freuen uns überhaupt aufrichtig ihrer gedeihlichen Entwickelung, wie sie namentlich in der jüngst stattgehabten Herbstversamlung zur Erscheinung gekommen ist. Als der eigentliche Herzschlag und Höhepunkt ihrer gesamten bisherigen Thätigkeit ist zweifelsohne ein sehr tüchtiges Referat anzusehen, welches die Frage beanwortet hat, durch welche Mittel und Wege die unveränderte Augsburger Confession ins Gemeindebewußtsein eingeführt werden könne. Das ist ja in der That eine rechte Lebensfrage der Zeit. Mit ihr beschäftigten sich die luth. Vereine ganz in derselben Weise vor funfzehn Jahren und brachten dieselben Mittel nicht nur in Vorschlag, sondern auch zur praktischen Anwendung. Damals veranstalteten wir Separatabdrücke der Augustana, verteilten sie in den Gemeinden, katechisirten in der Sonntagskinderlehre Artikel für Artikel darüber, luden mit Erfolg

die Gemeinden zur Teilnahme an den Katechisationen ein und verwiesen so oft als möglich in den Predigten auf dieses Hauptbekentnis unserer Kirche. Wenn nun die Pastoralconferenz jezt denselben Weg einschlägt, so haben wir uns nicht nur der Gleichmäßigkeit der Bestrebung und der großen Gründlichkeit des bezüglichen Referats zu freuen, sondern vor allem des offen und ehrlich vom Referenten abgelegten Bekentnisses, daß die Mitglieder der Conferenz bisher nicht so zum Bekentnis unserer Kirche gestanden haben. Damit ist also nicht allein die frühere Ergänzungsidee völlig aufgegeben, sondern auch der einzig mögliche und und einzig richtige Ausgangspunkt für die Conferenz gewonnen, der, wenn in dieser Richtung fortgearbeitet wird, zu der Hofnung berechtigt, daß die Zeit bald herbeikommen werde, wo Pastoral-Conferenz und luth. Verein in Brüderlichkeit und Geistesgemeinschaft den gemeinsamen Feind bekämpfen und dem gemeinsamen kirchlichen Ziele entgegen ringen. Das walte Gott! — Was den leztern, den lutherischen Verein in Schlesien, anbelangt, so ist er noch immer in rüstiger Arbeit begriffen und widmet den kirchlichen Zeitfragen seine volle Lebensthätigkeit. In den Conferenzen dieses Jahres, die herkömmlich in Gnadenberg und Breslau abgehalten und ungefähr von 70 bis 80 Vereinsmitgliedern besucht werden, ist es namentlich die bevorstehende Synodalverfassung gewesen, über welche eingehend verhandelt worden ist. Daß dem kirchlichen Bekentnisse durch die Synode Gefahren drohen, die wahrscheinlich sogar das Kirchenregiment nicht abzuwenden im Stande sein wird, darüber herscht im luth. Vereine nur eine Stimme. Dagegen gehen die Ansichten auseinander in Beantwortung der Frage, wie diesen Gefahren am Wirksamsten und Sichersten vorgebeugt werden könne. Die Einen meinen, es sei der Sache vorläufig genug gethan, wenn in der ersten Kreissynode dieselbe Verwahrung gegen jegliche anticonfessionellen Synodalbeschlüsse zu Protokoll gegeben werde, wie sie schon bei der Einrichtung der Gemeindekirchenräthe stattgehabt hat. Andere halten diese Maßregel für ungenügend, indem nach leider sehr unzweideutigen Zeichen der Zeit, durch die Synode nicht nur möglicher, sondern wahrscheinlicher Weise eine kirchliche Situation eingeführt werden wird, in welcher jene Verwahrung sich als völlig erfolglos erweisen dürfte, und bringen daher statt ihrer völlige Ablehnung der ganzen Synodalordnung in Vorschlag. Eine dritte Ansicht steht zwischen beiden mitten inne. Sie erkent die formelle Berechtigung zur Ablehnung vollkommen an, aber sie bestreitet die Zeitgemäßheit derselben. Sie erkent die gute Absicht des Kirchenregiments, geht sogar so weit, die Synode als den einzig möglichen Weg anzusehen, den kirchlichen Wirren der Gegenwart ein Ende zu machen; aber sie meint, daß diese Möglichkeit sich nur dann realisiren könne, wenn der Confession in der Synode eine Achtung gebietende Stellung gesichert und der synodale Geist von vorn herein zur Mäßigung genöthigt wird. Diesen Zweck hoft sie dadurch zu erreichen, daß sämtliche confessionell gesinte Geistliche und Gemeinde-Kirchenräthe in die Synode eintreten und mit dem Vorbehalte des Rücktritts für den Fall, daß das Kirchenregiment selbst außer Stande sein solte, dem Drucke der Synode zu widerstehen und den zugesagten Schutz des Bekentnisses zu gewähren. Ueber diese drei auseinander gehenden, im Kern jedoch zusammenfallenden Ansichten ist in den lezten schlesischen Vereinsconferenzen vielfach verhandelt worden. Vorläufig hat man sich für die mildeste Maßregel entschieden, nämlich für eine in allem Betracht unbedenkliche Verwahrung, die in ähnlicher Formulirung, wie gesagt, bereits bei Einführung der Gemeinde-Kirchenräthe von vielen Gemeinden und ganzen Synoden zu Protokoll gegeben worden ist. Vielleicht ist es dieser milden Richtung, welche der luth. Verein in den lezten Jahren eingeschlagen hat, mit zuzuschreiben, daß man in Schlesien die bisher beobachtete Praxis aufgegeben zu haben scheint, nach welcher die Mitglieder des luth. Vereins von allen einflußreichen Aemtern fern gehalten wurden. Was das wissenschaftliche Streben innerhalb des Vereins betrifft, so stellt sich das nicht nur in manchen tüchtigen Conferenz-Referaten unsers K.- und Schulblatts, sondern auch in literarischen Unternehmungen dar, unter denen in diesem Augenblicke Daechsels Bibelwerk, das guten Fortgang hat, obenan steht.

Die Mission in Schlesien, innere, wie äußere, bedurfte und bedarf zum Teil noch einer neuen Anregung. Jener, der innern, ist sie kürzlich zu Teil geworden durch den Besuch des O. C. R. Dr. Wichern. Namentlich ist seine persönliche Gegenwart und treue Aushülfe den Schreiberhauer Anstalten sehr zu Gute gekommen. Da die leitenden Persönlichkeiten nicht an Ort und Stelle leben, mithin nicht selber auf alles achten können, so ist es ja nur zu leicht möglich, daß manches versumpft und sich dies und das Ungehörige einschleicht. Wichern hat alles in neue Thätigkeit gesezt und wesentliche Umgestaltungen veranlaßt. Es ist nicht zu zweifeln, daß dieser hervorragende Zweig der innern Mission in Schlesien binnen Kurzem frische Blätter und Blüten treiben und reiche Frucht der Gerechtigkeit zur Reife bringen wird. Wenn doch dem Werke der äußern Mission auch eine ähnliche Anregung und Neubelebung zu Teil werden möchte. Daß wir ihrer bedürfen, ist unzweifelhaft. Es sieht zwar aus wie Leben und große Regsamkeit, wenn in unserm kirchlichen Blatte zahlreiche und ausführliche Artikel erscheinen über die richtigste Construktion der Missionspredigt, der Missionsansprache und der Missionsberichterstattung, wie über die Art und Weise, in der alle drei Vorträge in einanderzugreifen und sich gegenwärtig zu ergänzen haben. Indeß wo so viel theoretisirt wird, da ist in der Regel ein bedenklicher Schluß aufs praktische Leben nicht ganz unberechtigt. Und in der That will es mir so vorkommen, als wenn es hier an dem rechten frischen und fröhlichen Flusse fehlte, als wenn schon seit einigen Jahren eine gewisse Stagnation eingetreten wäre, an der wir Pastoren wol nicht ohne Schuld sind. Ein ziemlich sichrer Thermometer der Missionsliebe, welche die Gemeinden beseelt, ist die Darreichung der Gaben, mit der es in nicht wenigen Missionshülfsvereinen gar nicht vorwärts will. Was macht es für einen Eindruck, wenn man in den gedruckten Berichten liest, wie ganze Parochien im Laufe des Jahres einen oder zwei Thaler zusammengebracht haben! Freilich, wenn der Pastor der Sache genug gethan zu haben meint, wenn er ihr seinen halben oder ganzen Thaler geopfert hat und nicht einmal Missionsstunden hält, wie soll da ein Missionsleben in die Gemeinde einkehren? Nich selten klagen wir über die Herde und denken nicht daran, daß die Herde ihrem Hirten folgt. Das hat auch in Betreff der Missionsgaben seine Wichtigkeit. So war einmal ein Pastor recht bitterböse

darüber und konte es nicht begreifen, daß in der lezten Missionsstunde, auch nicht ein rother Heller eingekommen sei. Mit der einfachen Frage, was denn da der Pastor mit seiner lieben Frau und Familie dargereicht haben möge, war das traurige Räthsel gelöst. Auch die Gutsherschaften tragen hie und da einen bedeutenden Teil der Schuld. Von den Ungläubigen will ich nicht reden. Diese können und dürfen zur Mission nichts beisteuern. Aber welch einen betrübenden Eindruck macht es, wenn die Namen solcher Gutsherren die einen christlichen Ruf haben im Bericht des bezüglichen Lokalvereins vergeblich gesucht werden! — Auch mit den Missionspredigten und Ansprachen macht man sich's hier und da ein wenig zu bequem. Ich betone es nicht, daß sich die Gedanken auf ihren hergebrachten Cyclus beschränken, aber das möchte ich aussetzen, daß sie zu wenig durch Mitteilungen aus dem jüngsten, frischesten Leben gewürzt sind. Wenn schlichte vom Missionsfest heimkehrende Landleute berichten, daß die lieben drei Pastoren sehr erbaulich geprediget und auch mehrere schöne Geschichten erzählt haben, nur sei leider keine darunter gewesen, die sie nicht schon mehrere Male gehört hätten, so gehört das mit zu den Symptomen einer gewissen Erkältung der Missionsliebe und des rechten, beharrlichen Eifers. Es hat übrigens diese in allen Provinzen gemachte Wahrnehmung wenigstens zum Teil noch in einem andern, als in unsrer pastoralen Bequemlichkeit ihren Grund. Ich denke dabei an die dermalige Haltung unsrer ganzen Missionsliteratur, der, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, die eigentlichen Lebenssäfte immer mehr auszugehen scheinen. Die Spalten sind angefüllt mit einer Masse statistischer, politischer und andrer trockner Notizen, die man unmöglich vor die Gemeinde bringen kann, wenn man ihre Teilnahme nicht auf der Stelle ertödten will. Zeugnisse von der Macht des Wortes, Züge aus dem wahrhaftigen Leben in Gott, Wirkungen des heiligen Geistes, wobei einem das Herz warm wird, gehören jezt wirklich zu den Seltenheiten, und man muß sehr viel lesen, ehe man etwas findet, was der Gemeinde zur Erquickung und Auferbauung gereichen kann. Auch die besten Missionsblätter sind von dieser in der Zeit liegenden Ermattung nicht verschont geblieben, und verschmähen es nicht, sich mit Entlehnungen aus alten Jahrgängen zu schmücken. Noch im Laufe dieses Jahres haben sie Geschichten gebracht, welche wir bereits vor zwanzig Jahren an Missionsfesten erzählt haben.

Eine sehr erfreuliche, beachtenswerte Erscheinung in unsrer Provinz ist der evangelische Lehrerbund, der auf Veranlassung der Lehrer Ruhmer und Hartte in Neusalz, Redactoren des „Wächters für Zeit und Ewigkeit", in jüngster Zeit ins Leben getreten ist. Derselbe bildet einen Gegensatz zu dem radikalen Treiben der bekanten „Pioniere des Weltgeistes", der sogenanten allgemeinen deutschen Lehrerversamlung welche im Mai d. J. zum Scandal aller Ernstgesinten in Manheim getagt hat. Der schlesische Lehrerbund hat seine christlich conservativen Grundsätze in funfzehn Thesen veröffentlicht und ladet alle Gleichgesinten nicht nur in Schlesien, sondern in ganz Deutschland zur unterschriftlichen Zustimmung ein. Diese Einladung ist von acht und zwanzig bewährten Schulmännern unterzeichnet und von allen Seiten gehen bereits Zustimmungserklärungen ein. Gott gebe seinen Segen zu dem Unternehmen und biete dadurch ein rüstiges Streiterheer auf, welches den christlichen Charakter der Volksschule und ihre Verbindung mit der Kirche verteidigen und festigen helfe! Eine Gefahr, die unsre Volksschule bedrohte, scheint — Gott sei es gedankt! — vorüberzuziehen. Ich denke an das Turnwesen. Daß diese wichtige Angelegenheit ihre zwei Seiten hat, wie jedes andere Ding auch, muß eingeräumt werden. Auch die Ev. K. Z. hat sie ja als eine disputable zur öffentlichen Sprache gebracht. Hier in Schlesien bekent man in gläubigen Kreisen sich vorzugsweise zu den Ansichten des ersten von der Ev. K. Z. gebrachten Artikels, wie sich auch das Ev. K.- und Sch.-Blatt in diesem Sinne ausgesprochen hat. Wir sind der Meinung, daß die beiden lieben Opponenten in der Ev. K. Z. sich die Kritik ein wenig leicht gemacht haben, indem sie dieselbe auf Nebensachen beschränken, an der Hauptsache aber teils zustimmend teils schweigend vorübergehen. Die Hauptsache ist und bleibt die, daß die Turnerei im Allgemeinen gegenwärtig von einem bösen Geiste besessen ist.

Großherzogtum Hessen.

Die lezten Mitteilungen aus unserm Lande berichteten von dem über das neue Ordinationsformular entbranten Streite. Das Jahr 1863 hat den Kirchlichen des Landes neue Kämpfe gebracht. Wir geben hier kurzen Bericht darüber, besonders auch um die Teilnahme unsrer teueren Glaubensgenossen in Rath und Gebet dadurch zu erwecken. — Zunächst ist es die Kirchenverfassungsfrage, welche unsre Kirche zur Zeit aufs Tiefste bewegt. Die Vorgänge in Baden und in der Pfalz konten nicht verfehlen, auf unser Hessen Einfluß zu üben. Mit den politischen Bewegungen unsrer Zeit tauchten auch die alten kirchlichen Wünsche aus den Jahren 1848 und 1849 wieder auf und nach bekanter Taktik bemächtigte sich die Demokratie dieser Sache und beutete sie für ihre Zwecke aus. Zwei liberale Abgeordnete der fortschrittlich gesinten II. Kammer hielten sich für berufen, einen Antrag in Bezug auf die Verfassung der evang. Kirche zu stellen, der im Wesentlichen darauf hinausging, uns mit einer Presbyterial- und Synodalverfassung zu beglücken. Die aus den verschiedensten Elementen zusammengesezte II. Kammer der Landstände ging mit überwiegender Stimmenmehrheit auf diesen Antrag ein und wir haben das Unerhörte erlebt, daß Katholiken und Mennoniten mit einer Anzahl der Kirche mehr oder weniger entfremdeten Glieder der evang. Landeskirche im Bunde die innersten Angelegenheiten unsrer Kirche zum Gegenstande ihrer Verhandlungen gemacht haben. Wie viel kirchenfeindlicher Sinn und welch bodenlose Unwissenheit dabei zu Tage gekommen ist, läßt sich kaum sagen. Nur einige wenige Kammermitglieder, insbesondere die Freiherren Löw zu Steinfurt, Riedesel zu Eisenbach, von Günderode und Wambold zu Umstedt, lezterer Katholik, traten mit dem ehrenwertesten Mute der großen Mehrheit entgegen und legten kräftig Zeugnis ab, freilich nicht ohne dem Hohn und Spott der liberalen Herren zu erfahren. Die „hohe Kammer" vergaß einmal so sehr ihre Würde und allen Anstand, den man von gebildeten Leuten erwartet, daß sie das warme Zeugnis des Freiherrn Riedesel für die Wahrheit und seine Frage: es werde doch wol Niemand in der Kammer eine Hölle leugnen, mit schallendem Hohngelächter beantwortete. „Hoher Kammer" wird jene Stunde unvergessen bleiben — und dem edlen Freiherrn auch. —

Die höchst unberufene und in jeder Beziehung ungehörige Einmischung einer politischen Körperschaft in die Angelegenheiten der Kirche durfte natürlich nicht ohne entschiedenes Zeugnis von Seiten der Geist-

lichen hingenommen werden. Ein solches ist in der nachfolgenden „Rechtsverwahrung“ zunächst von 114 Geistlichen, denen sich später noch 25 anschlossen, abgelegt worden.*)

Wir teilen den Wortlaut dieses Actenstückes hier mit:

„Es ist von den Abgeordneten Dr. Thudichum und Eigenbrodt ein Antrag, betreffend die Verfassung der evangelischen Kirche des Großherzogtums gestelt worden, nach welchem Se. Königliche Hoheit der Großherzog gebeten werden soll, daß auf Grund des von der 1849er Verfassungscommission eingereichten Entwurfs, eine „Presbyterial- und Synodalverfassung“ für die evangelische Kirche des Großherzogtums beschlossen und durch eine constituirende Synode zur Ausführung gebracht werden möge.

Die unterzeichneten evangelischen Geistlichen des Landes sehen sich in ihrem Gewissen gedrungen, gegen diesen Antrag als einen materiell wie formell unberechtigten, mit sich selöst in Widerspruch stehenden, unsre Kirche herabwürdigenden, ja in ihrem dermaligen Bestand unheilbar bedrohenden, — Einspruch und feierliche Rechtsverwahrung zu erheben.

Wol wird auch von uns gar manches in der dermaligen Verfassung unsrer Kirche, insbesondere die territorialistische Vermischung des staatlichen und kirchlichen Regimentes für der Natur und dem Bekentnis unsrer Kirche wenig entsprechend erachtet; weshalb wir auch den von unsrer hohen Staatsregierung den Ständekammern vorgelegten Gesetzesentwurf zu einer prinzipiellen Auseinandersetzung der Verhältnisse von Staat und Kirche im großen Ganzen als einen staatlichen, wie kirchlichen Fortschritt begrüßt haben, mit dem warmen Wunsche ihn begleitend, daß zwischen den verfaßungsgemäßen Factoren unsrer Gesetzgebung eine weise Vereinbarung nicht werde vermißt werden.

Um so klarer und entschiedener aber müssen wir nun dagegen uns erheben, daß, sei es in Folge, oder gleichzeitig mit dieser zwischen Staat und Kirche zu vollziehenden Auseinandersetzung, eine zweite Kammer sich nun mit der Aufgabe befasse, die innern Angelegenheiten der evangelischen Kirche, insbesondere ihre Verfassung vorschreiben und ordnen, oder überhaupt nur gestaltend auf sie einwirken zu wollen.

Insbesondre aber erscheint eine Verfassung wie die in Rede stehende, und das ist unsere erste Beschwerde, als eine dem Grund und Wesen unsrer evangelischen Kirche widerstreitende, der Antrag auf ihre Einführung mithin ein unsrer Kirche angedrohtes schweres materielles Unrecht.

Denn das ist keinem Einsichtsvollen verborgen, daß, was man heutzutage Presbyterial- und Synodalverfassung zu nennen beliebt, mit der Verfassung der Kirche in der apostolischen Zeit, auf die man sich berufen hat, schlechterdings auch nicht das Geringste gemein hat; weiter: daß eine solche Verfassung in den ersten 18 Jahrhunderten der gesamten christlichen Kirche etwas völlig Fremdes, ihr gänzlich Unbekantes gewesen ist. Was nämlich in der reformirten Kirche Englands und Frankreichs unter dem Namen der Presbyterialverfassung lebt, entspricht nicht entfernt diesem modernen Verfassungsgebilde des 19. Jahrhunderts. Die Grundlage jener reformirten Verfassungen bildet: das strengste Gebundensein an das Wort Gottes, sowie an das kirchliche Bekentnis; dazu ein durchaus aristokratisches, oder doch durch die strengste Disciplin und Bekentnistreue gesichertes Wahlverfahren, sowol bei Bildung und Ergänzung der Presbyterien (Cooptation), als auch bei den, den ochlokratischen Massen durch Calvin's „Ordonnances“ ausdrücklich entzogenen Pfarrbesetzungen; sowie endlich jene sprichwörtlich gewordene, strenge (puritanische) Kirchenzucht. Im schneidendsten Gegensatz zu diesen ächt reformirten Grundsätzen sehen wir nun, wie das, was man heutzutage Presbyterial- und Synodalverfassung nent, auf das directeste Gegenteil von dem Allen hinausläuft, also, daß man an die Stelle strenger Gebundenheit vielmehr eine völlig schrankenlose Lehrfreiheit d. h. Lehrwillkür; an die Stelle des göttlichen Wortes das zufällige Belieben des Subjektes; an die Stelle der ehrwürdigen kirchlichen Bekentnisse wechselnde Majoritätsbeschlüsse; an die Stelle vorsichtig gemäßigter Verfassungsformen die wüsteste Massenherschaft; und endlich an die Stelle ernster Sittenzucht die möglichste Ungebundenheit und am Ende Zügellosigkeit setzen will. Jeder wirkliche, tiefer blickende Reformirte muß daher gegen dieses moderne Verfassungsgebilde als ein seiner Kirche völlig fremdes, ihr grundsätzlich widerstreitendes protestiren. Doppelt aber müssen das die gegen die edelsten Güter ihrer Kirche noch nicht völlig gleichgiltig gewordenen lutherischen Christen. Denn der lutherischen Kirche ist alles Presbyterial- und Synodalverfassungswesen von jeher völlig fremd gewesen; auch nicht in eine einzige ihrer so zahlreichen Kirchenordnungen ist es im Laufe dreier Jahrhunderte eingedrungen. Ihre Bekentnisse und die energischen Bestrebungen ihrer großen Reformatoren weisen vielmehr auf ein ganz andres Ziel gesunder kirchlicher Verfassungsbildung segenverheißend hin.

Endlich aber auch kann keinem ernster gerichteten Christen mehr verborgen bleiben, daß dieses moderne Presbyterial- und Synodalwesen gar nicht auf kirchlichem, sondern lediglich auf politischem Boden erwachsen; nicht von religiösen, sondern von sehr fremdartigen Interessen und Trieben ans Licht gefördert, und in der That, bewußt oder unbewußt, nichts anderes ist, als ein Ausläufer französisch revolutionärer Doctrinen, insbesondere des Prinzips der Volkssouveränetät. Würde es aber gelingen, dies extrem revolutionäre Prinzip in unsre evangelische Kirche zu verpflanzen, so wissen wir, daß dieses keine andre Wirkung haben könte, als, anstatt der von Manchem in trauriger Selbsttäuschung gehoften Neubelebung, vielmehr die unaufhaltsame Auflösung und Zertrümmerung der evangelischen Kirche als Landes- und Volkskirche.

Unser Christenvolk selbst weiß und will von dem Allem nichts, wo nicht etwa in einzelnen Schichten oder Gemeinden unter den unrichtigsten Vorspiegelungen mit künstlicher Demagogie ein solches Verlangen ihnen eingeredet worden ist.

Das materielle Unrecht, das mit Einführung einer modernen sog. Presbyterial- und Synodalverfassung unsrer Kirche zugefügt werden würde, liegt somit offen zu Tage.

Es sei uns jedoch noch vergönnt, kurz und freimütig nachzuweisen, wie der in Rede stehende Antrag auch als ein formell durchaus unberechtigter von der Kirche zurückgewiesen werden muß.

Wir können in dem Antrag nur einen rechtswidrigen Eingriff in ein der ständischen Wirksamkeit absolut verschlossenes Gebiet, — einen sich selbst verurteilenten Widerspruch mit dem eben erst geltend gemachten Prinzip der Selbständigkeit der Confessionen und Kirchen,

*) Von diesen 139 haben übrigens 12 sich nur mit dem formellen Teile einverstanden erklärt, so daß die Zahl der eigentlichen Unterzeichner sich auf 127 beläuft.

ja endlich nur eine Verletzung der Artikel 21 und 39 der Verfassungsurkunde erkennen.

Offenbar nämlich erklärt Art. 21 unsrer Verfassungsurkunde die öffentliche Ausübung des Cultus der vom Staat anerkanten Confessionen für frei und stellt hiermit diese freie Ausübung des Cultus als ein unveräußerliches Recht unter den Schutz der Verfassung. Art. 39 thut dasselbe in Bezug auf die Verfassung dieser vom Staate anerkanten Confessionen. Es kann also gar kein Zweifel darüber bestehen, daß schon im Jahr 1820 mit ächter staatsmännischer Weisheit erkant und als ein Grundsatz unsrer Verfassung ausgesprochen worden ist, daß die in unserem Staat anerkanten christlichen Confessionen und Kirchen in Bezug auf Cultus und Verfassung frei und selbständig sich bewegen und gegen jeden Eingriff eines unberechtigten Dritten des verfassungsmäßigen Schutzes sich zu erfreuen haben sollen.

Daß aber unsere Ständekammern nicht die Organe sein können, durch welche die verschiedenen christlichen Confessionen ihren Cultus und ihre Verfassung ordnen und feststellen, das erst ausführlich nachzuweisen solte fürwahr uns erlassen bleiben können. Denn unsere Ständekammern sind ja nicht religiöse und kirchliche, sondern lediglich politische Versamlungen, welche staatsgrundgesetzlich, wenigstens in der zweiten Kammer, ohne alle Rücksicht auf das religiöse Bekentnis gewählt werden, so daß nicht blos Evangelische und Katholische, sondern auch Mennoniten, Deutschkatholiken und Juden, ja, — wir dürfen es uns nicht verhehlen — auch offen erklärte Atheisten, in diese Kammer können gewählt werden, nachdem durch das Gesetz vom 2. August 1848 das religiöse Bekentnis als keine Verschiedenheit in den politischen und bürgerlichen Rechten mehr begründend erklärt worden ist.

Kann es da nun etwas in sich Widersprechenderes geben, als daß eine also zusammengesezte politische Versamlung es sich herausnehmen solte, zu berathen und zu decretiren, in welchen Cultus- und Verfassungsformen das Glaubensleben der evangelischen Kirche sich zu äußern und zu gestalten habe? Wir fragen einfach: Würden nicht, von Mennoniten, Juden und Deutschkatholiken abgesehen, alle Glieder der katholischen Kirche, welche in dieser zweiten Kammer zu sitzen die Ehre haben, wie Ein Mann sich erheben, wenn diese Kammer sich irgend berufen glauben wolte, an der katholischen Kirche zu reformiren, ihren Cultus, ihre Verfassung abzuändern, oder auch nur Se. Königl. Hoheit den Großherzog zu bitten, solche Abänderung zu treffen, resp. durch eine von ihm zu berufende Synode treffen zu lassen? Darüber aber kann kein Zweifel bestehen, daß, was der katholischen Kirche gegenüber als baare Unmöglichkeit erscheint, auch der völlig gleichberechtigten ev. Kirche gegenüber eine rechtliche Unmöglichkeit sein und bleiben muß.

Gewiß wird aber die evangelische Kirche unseres Landes, die Kirche unseres, durch die ruhmwürdigsten Traditionen mit ihr verbundenen erhabenen Fürstenhauses und unseres Erlauchten Landesherrn selbst, nicht vorzugsweise geeignet und dazu berufen erscheinen können, in ein so rechts- und sachwidriges Abhängigkeitsverhältnis von einer verehrlichen zweiten Kammer gesezt zu werden, und zwar in demselben Augenblick, wo man versichert, sie mit einer bisher nie gekanten Selbständigkeit beschenken zu wollen.

Mit dieser unsrer Beurteilung der Sachlage aber sehen wir auch die Stimme aller Kirchenrechtslehrer im vollsten Einklang, seitdem die Wissenschaft den Irrgängen und Truglehren des allseitig verurteilten Territorialsystems sich entwunden hat.

Und nicht minder auch in unsrer hessischen Ständekammer selbst hat diese Auffassung seiner Zeit und zu wiederholten Malen ihren ebenso correcten als beredeten und einmütig adoptirten Ausdruck gefunden. *)

Diese Erklärungen dürften völlig hinreichend sein, die Natur des einer zweiten Kammer von den genanten beiden Abgeordneten angesonnenen Antrags auch in formeller Beziehung in ihr gebührendes Licht zu setzen.

Wir aber, Diener der evangelischen Kirche, haben, von Pflicht und Gewissen gedrungen, nicht geglaubt unterlassen zu dürfen, vor einer verehrlichen zweiten Kammer der Landstände vorstehendes Zeugnis und feierliche Rechtsverwahrung gegen jeglichen Eingriff in das Gebiet unserer Kirche mit gebührender Offenheit und Freimütigkeit hiermit niederzulegen."

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

In Bezug auf den uns von einem Mitgliede des Vorstandes zugesandten Bericht über die Schlesische Pastoral-Conferenz in Liegnitz in Nr. 93 schreibt uns Herr Past. Mattke: „Daß der lutherische Katechismus nicht populär genug sei, daß er in Popularität bei weitem von dem Heidelberger Katechismus übertroffen werde, habe ich nirgends gesagt, auch nicht im Entferntesten nur angedeutet. Ebenso wenig habe ich von den Lehrern verlangt, daß in der Schule bei der Behandlung des Katechismus so oft als möglich auf die Augustana hingewiesen werde. Endlich habe ich auch nicht den Hauptgottesdienst von der Bekantmachung mit der Augustana ausgenommen; ich unterschied nur zwischen bloßen Hinweisungen auf die Augustana in den Predigten und zwischen förmlichen Predigten über einzelne Artikel derselben, und fand die ersteren überall gerechtfertigt, wo es Text und Umstände gestatten, die lezteren aber nur in besonderen Nachmittagsbetrachtungen des Sontags oder in Wochengottesdiensten anwendbar."

---

*) Die einzelnen mitgeteilten Belege für diese Thatsache lassen wir weg. Anm. der Red.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 9. December. № 98.

Die Lehre vom Menschen

nach Geist, Sele und Leib, sowol während des Erdenlebens, als nach seinem Abscheiden aus demselben: begründet auf der göttlichen Offenbarung vom Generalmajor **von Rudloff.** Pf. 43, 3. Leipzig, 1858. 426 S. Zweite erweiterte Auflage. Gotha, F. A. Perthes, 1863. In 2 Theilen mit fortlaufender Seitenzahl. S. 666. (Der Verf. ist inzwischen General geworden.)

Es ist kein neu erschienenes Buch, sondern ein bereits vielen Lesern bekantes Werk, dem wir unsre Aufmerksamkeit zuwenden. Ein solches bedarf nicht der Empfehlung, noch weniger fordert es zu einem herben Gericht auf: desto mehr aber ladet dasselbe zu einer ernstfreundlichen Betrachtung ein, als zu einem vertraulichen und doch öffentlichen Gespräche mit dem ehrwürdigen Verfasser, der bis in ein hohes Alter seinem König mit dem Schwerte gedient, der uns früher eine wertvolle Geschichte der Reformation in Schottland (Th. 1. 1847. Th. 2. 1849) dargeboten, der als hoher Siebziger auf dem Grunde der göttlichen Offenbarung die Lehre vom Menschen wissenschaftlich bearbeitet und am Schlusse seines 82sten Jahres eine neu geprüfte und bereicherte Umarbeitung dieses lezteren Werkes so eben veröffentlicht hat. Einen solchen Mann hört man gern über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen die Ergebnisse seiner Nachforschungen im Zusammenhang aussprechen und wir nehmen seine Aussagen über die Realität des Geistes und über die geistige Natur des Menschen gern als Zeugnisse des menschlichen, durch christlich-sittlichen Wandel geläuterten Bewußtseins an, die wir den materialistischen Tendenzen einer verirrten Literatur entgegenhalten, die den Menschen zu nichts mehr als einem culturfähigen und civilisirten Affen herabsetzen möchte.

Die Lehre vom Menschen (Anthropologie) unterscheidet sich von der Psychologie dadurch, daß sie nicht die Sele allein, sondern den ganzen Menschen als Einheit von Leib und Sele zum Mittelpunkt der wissenschaftlichen Forschung macht. Vor etwa 80 Jahren rühmte sich der Arzt und Philosoph Platner der Erfinder dieser Wissenschaft und ihres Namens zu sein. Neu war außer dem Namen nur der Gegensatz gegen die abstrakte und verknöcherte Psychologie der Wolfischen Schule, nicht neu die Betrachtung der Beziehungen zwischen Leib und Sele, nicht neu auch der Gegensatz gegen die ideale Auffassung der Sele, die wir bei Plato finden. Schon Aristoteles hatte die Sele in ihrer Verknüpfung mit dem Leibe aufgefaßt und Viele nach ihm. Jedoch hat sich in neuerer Zeit an den Namen der Anthropologie ein neuer Eifer geknüpft, das Verhältnis zwischen Sele und Leib zu erforschen, worin Herder in seinen Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit vorangegangen war. Für die sittliche Bedeutung dieser Wissenschaft ist es aber von Wichtigkeit, daß ganz entgegengesezte Geistesrichtungen sich zur Anthropologie hingezogen fühlten, die materialistische, welche die Sele als das Ergebnis des leiblichen Organismus anzusehen geneigt war und demgemäß die Menschensele wie die Thiersele mit dem Leibe untergehen ließ, und die realistische, welche das Band zwischen Leib und Sele nur deshalb als unvertilgbar festhielt, weil sie an eine dereinstige Verklärung des Leibes durch die im Geist vollendete Sele glaubte, worin schon um das Jahr 200 der christlichen Zeitrechnung der tiefsinnige christliche Theolog Tertullian vorangegangen war. Auf dieser Seite steht der christliche Glaube, welcher die Auferstehung des Leibes bekent: auf dieser Seite steht auch, fest im Worte Gottes begründet und voll geistlichen Lebens, der ehrwürdige Verfasser dieser Lehre vom Menschen. Sein praktisch-christlicher Zweck, dessen er in der Vorrede zur ersten und zweiten Auflage mit starker Betonung gedenkt, ist darauf gerichtet, wissenschaftlich gebildete Christen auf dem Grunde der göttlichen Offenbarung durch prüfende Entwickelung menschlicher Erfahrungen, Ueberlieferungen und Schlüsse zu einer solchen Einsicht zu führen, die Geist und Herz vor gefährlichen Verirrungen bewahrt, und den Abscheu gegen die Sünde, den Glauben an die Versöhnung durch das Blut Christi, das eifrige Trachten nach Heiligung und das Verlangen nach der Vollendung des Reiches Gottes befördert, und dies ist ihm in hohem Grade dadurch gelungen, daß er die wichtigsten Probleme in klarem, anziehendem und anregendem Vortrage behandelt hat.

Die schwierigsten Fragen der Theosophie und Psychologie, welche durch Molitor, J. Fr. von Meier, G. H. Schubert den gebildeten Christen unserer Tage nahe gebracht worden sind, findet der Leser hier mit eingehender Liebe und mit Umsicht behandelt, die reiche neueste Literatur über die Nachtseite des menschlichen Bewußtseins und über die lezten Dinge benuzt und gesichtet. Und wenn es nicht zu leugnen ist, daß

wir uns hier auf dem Gebiete der Meinungen befinden, welche so lange unsicher bleiben, bis es Gott gefält, durch Wort und That das Verborgene weiter zu enthüllen, so hat sich doch der Verf., geistliche Dinge geistlich richtend, gegen jede Meinung verschlossen, welche dem Wort und Geist der heiligen Schrift widerspricht. So weist er nicht nur die lockende Lehre von der Wiederbringung aller Dinge, sondern auch die endliche Vernichtung der Verdamten ab. Uebrigens ist Er den neueren Forschungen und Vermutungen auf dem Gebiete der inneren Selenkunde bis in die schwierigsten Probleme hinein mit Sorgfalt und Behutsamkeit gefolgt und hat in jeder einzelnen Frage eine wol erwogene Antwort festzustellen gesucht. Die zweite Auflage ist gerade in dieser Beziehung sehr bereichert: auch das Tischrücken und die Psychographie ist nicht übergangen. Hinsichtlich der Glaubwürdigkeit der einzelnen Berichte von Thatsachen, welche die Grundlage von Problemen sind, würden wir jedoch noch vorsichtiger sein, wie wir denn beispielsweise über die Stigmatisirung des Franz von Assisi die von Dr. Hase in einem Anhange zu seinem allerdings nicht geistlich geschriebenen Leben des Heiligen ausgeführte kritische Untersuchung der Zeugenaussagen zur weiteren Prüfung empfehlen möchten.

Von der höchsten Wichtigkeit ist die Richtigkeit der Grundbegriffe, welche ein Geisteswerk, wie es uns hier vorliegt, tragen und beselen, und gerade von diesem Gesichtspunkte aus glauben wir dieser Schrift die höchste Anerkennung zollen zu müssen. Sie geht von einem gesunden Verständnis über das Wesen des Menschen, über Leib, Sele, Geist und Herz aus und hat einen feinen, reinen Sinn für diese Grundelemente des Menschen und deren Beziehung zu einander, zu Gott und Natur, zu Vergangenheit und Gegenwart. Mit voller Klarheit schaut der Verf. in der Sele das Prinzip des individuellen persönlichen Selbstempfindens, in dem Geiste aber die personbildende Macht, das Prinzip des Selbstbewußtseins. Mit voller Klarheit schaut er auch im Geiste, als dem durch den göttlichen Hauch in den Menschen gesezten Lebensfunken, das Licht der Erkentnis, welches, in der Abhängigkeit von Gott, allein die reale Einigung von Denken und Sein, die Macht der Selbsterhaltung ist. Wir möchten nur hinzufügen, daß der Geist des Menschen zugleich als allein unverwüstliche Frucht seines Erdenlebens auch dann des Menschen Sele in sich birgt, wenn sie vom Leibe getrent ist, und die schlummernde Kraft der Neubildung des Auferstehungsleibes, die der Herr bei seiner Wiederkunft erweckt, in seinem Schoße trägt. Darum werden die Verstorbenen mit Recht Geister genant, denkfähige Ichs, die ihre Sele und den Samen ihres eigenen Auferstehungsleibes als kosmisch-seiende, wenn auch nicht für jezt als kosmisch-wirkende in sich und in gewissem Maße auch an sich haben. Darum befahl Jesus als der Menschensohn sterbend seinen Geist in des Vaters Hände: darum betete Stephanus im Verscheiden: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“ Darum redet Petrus von den Geistern im Gefängnis, und der Brief an die Hebräer von den Geistern der vollendeten Gerechten. Vortrefflich unterscheidet der Verf. Geist, Sele und Herz, ohne das zarte Ineinanderwirken dieser drei verschiedenen Potenzen zu verkennen. Die Sele, die durch den Geist vernünftig ist, bleibt immer die Potenz der Empfindung und des Begehrens, des Leidens und der Freude, und das Centrum dieser Bewegungen in der Sele ist das Herz. Aber die Sele erregt zugleich in Leib und Geist die Bewegung, die in ihr vorgeht. „Mein Herz und mein Fleisch singen dem lebendigen Gott.“ (Ps. 84, 3.) Und „mein Geist freuet sich Gottes meines Heilandes.“ Gott ist Geist: aber auch Gott hat in seinem Geiste Sele und Herz, jedoch in göttlicher Weise. Doch damit schweifen wir aus der Anthropologie in die Theologie über, und hier sind die Tiefen der Gottheit, die der Mensch nur anbeten, nicht ergründen kann.

Der gesunde Begrif von Gott als Geist, der seiner eigenen und aller Realität Urgrund ist, hat den Verf. auch zu einem unverfänglichen Begrif von der Materie und von dem „materiellen“ Leibe des Menschen geleitet: denn er geht von der richtigen Einsicht aus, daß es eine Materie im absoluten Sinne nicht gibt. Die menschliche Wissenschaft von den Dingen und deren Bewegung, die Physik und Mechanik, braucht diesen abstrakten Begrif, wie die Größenlehre den abstrakten Begrif der Zahl, die Raumlehre den des Punktes, der Linie und Fläche, um die Denkthätigkeit dadurch zu regeln. Aber so wenig die Zahlen und Linien an sich Wirklichkeit haben, welche nur dem Gezählten und Gemessenen zukomt, so wenig ist die Wirklichkeit eines völlig unbestimten Urstoffes anzuerkennen, da Alles, was wirklich ist, seine bestimte Art des Seins und seine besondere Eigenschaft hat. Nur in relativer Bedeutung ist Materie vorhanden, insofern Dinge, die ihre bestimte Eigenschaft haben, von Mächten, die außer ihnen sind, beherscht und verändert werden: denn diesen dienen sie als Stof und werden von ihnen verarbeitet. Nur in diesem relativen Sinne will auch der Verf. Materie d. h. Materielles zugestehen. Und auch dieses Zugeständnis macht er wol nur aus Noth, um bei dem herschenden wissenschaftlichen Sprachgebrauch sich leicht verständlich zu machen, und stimt uns bei, wenn wir in der Lehre vom Menschen lieber gar nicht von Materiellem, sondern nur von einem irdischen Leibe im Gegensatz gegen den himmlischen reden möchten, besonders da er doch auch für den himmlischen geistlichen Leib etwas Stofliches, wahrscheinlich auch einen fortgehenden Stofwechsel, annimt. Wir sind bereit, auch diesen Stofwechsel anzuerkennen, nur daß wir diesen Ausdruck als nicht zutreffend vermeiden möchten. In dem verklärten Leben ist ja gewiß, eben weil es Leben in vollem Sinne des Worts ist, ein beständiges Geben und Nehmen, ein beständiger Wechsel und Tausch im Lieben und Zeugen, und daran nimt auch der verklärte geistliche Leib Teil. Aber wer und was sich gibt, gibt sich freiwillig, und ohne sich selbst im Andersein zu verlieren. Was sich aus sich selbst entläßt und gibt, das wird im Andern er-

halten und wird reicher und herlicher zurückempfangen. Dadurch ist das verklärte Leben immer neu und frisch, ewige Jugend, ewiger Lenz, ein „unverwelkliches“ Erbe. Wo aber Alles begeistet, Alles freiwillig ist, da hört der Begrif des Stoffes auf, seine Bedeutung zu haben. Wenn das Geistvolle sich an Geistvolles gibt, so gibt es sich nicht als Stof, sondern als Geist, und gibt sich nicht an eine fremde Macht, sondern an ein geliebtes Lebendiges, an ein anderes Ich seines Ichs.

Will man dieses vollkommene Leben eine stete Entwickelung nennen, so kann man sich dies gefallen lassen, aber nur unter der Bedingung, daß der Begrif des Zweckes, des Fortschreitens vom Unvollkommenen zum Vollkommeneren, davon ausgeschlossen werde. Jeder Augenblick in diesem Leben ist Vollkommenheit und insofern Selbstzweck, höchstes Ziel des Strebens: aber es ist dies so und dadurch, daß es als gegenwärtige Gestalt der Vollkommenheit eine neue Gestalt derselben Vollkommenheit in sich trägt, die sofort aus ihr hervorgeht. Das ist die Zeit, die in die Ewigkeit verschlungen ist, das ist ewiges Leben, ewige Selbstvergegenwärtigung des schaffenden Geistes.

Diese wenigen Brocken von Gedanken mögen genügen als ein Zeugnis, daß das Werk, von welchem wir ausgingen, höchst geeignet ist, zum Denken und Weiterforschen anzuregen. Und wir glauben hiermit diesem Werke das größte Lob zuerkant zu haben, das ein Buch dieser Art seinem Zwecke gemäß sich wünschen kann. Das Buch ist nicht nur geistreich, sondern geistweckend für christliche Leser, und in der zweiten erweiterten Auflage hat es an Fülle und Vielseitigkeit anregender Gedanken noch bedeutend gewonnen. Ein Greis aber, der in so hohem Alter ein solches Werk schreiben und umarbeiten konte, ist uns ein Vorbild, an dem wir uns erquicken und schauen, wie belebend der Glaube an Christum und der stete Umgang mit Gottes Wort wirkt. „Die gepflanzt sind im Hause des Herrn, werden in den Vorhöfen unsers Gottes grünen. Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein, daß sie verkündigen, daß der Herr so fromm ist, mein Hort, und ist kein Unrecht an ihm.“

W. Schm.

Zu den Erörterungen über Kirche und Verfassung.

II.

Daß nach früheren Besprechungen nochmals der Punkt beleuchtet ist, von welchem die unternommene Verfassungsumbildung ausgegangen, beruht auf der Thatsache, daß in dem Beginn einer Organisation zugleich deren Prinzip gegeben ist. Auch den kirchlichen Entwickelungen gilt es, wenn gesagt ist, daß unrichtigen Anfängen (principiis), als Keimen weiterer Fehlgestaltung, Widerstand zu leisten sei. Die Forderung, daß die Rechtsgrundlage des bestehenden Kirchenregiments unverrückt bleibe, bedeutet nicht seine Unverbesserlichkeit. Aber es widerspricht dem Wesen der evangelischen, namentlich dem Grundgepräge der lutherischen Kirche, an die Stelle der Beachtung des Rechts Rücksichten der Zweckmäßigkeit treten zu lassen, die Wahrnehmung der bestehenden Verfassung durch die Politik eines wol oder übel verstandenen Interesses zu beeinträchtigen. Wenn angenommen wird, das landesherliche Regiment widerstreite der „Selbständigkeit“ der Kirche, so kann dies den Sinn haben, es werde in der Person des Landesfürsten das Staatsoberhaupt leicht den Kirchenobern übermögen. Es soll dann, gegen den Andrang der von der Seite des Staats sich erhebenden weltlichen Richtung, der kirchlichen Leitung eine Stärkung durch ergänzende Einrichtungen bereitet werden, als deren Erfolg ein überwiegender Einfluß des christlichen Geistes auf den Organismus der Kirche sich erwarten lasse. Besonders aber, so meint man, werde durch die herbeizuführenden neuen Ordnungen die wirkliche Stimme der Kirche in einer materiell und formell der Anerkennung sicheren Bekundung, wie in ihrer eigenen Mitte, so nach außen, vernehmbar werden.

Solchen Erwägungen tritt jedoch in Bezug auf die vorliegende Frage eine Reihe von Bedenken entgegen. Neben der auch der Kirchenleitung unbedingt Maß und Ziel setzenden Bedeutung des Bekentnisses ist nämlich der Mangel anderer, als der sonst schon bestehenden Verbürgungen des kirchlichen Rechtszustandes keineswegs als ein Zeichen davon anzusehen, daß die Autorität des Regiments nicht zu jeder durch das Bekentnis gerechtfertigten Amtsübung ausreiche. Jede Verdunkelung des hierüber entscheidenden Grundsatzes ist in der gegenwärtigen Zeit überhand nehmender Anomie (Matth. 24, 12) vom Uebel. Kirchliche Regierungsakte, welchen der unzweifelhafte Einklang mit den Symbolen fehlt, sind eben insoweit zu beanstanden. Ein Stillstand der Kirchenleitung geht hieraus nicht hervor, da ihr in dem Bereiche des unstreitig Bekentnismäßigen ein weiter Raum zur Entfaltung gesegneter Thätigkeit eröfnet ist. Auch gewährt die jetzige Verfassungslage genügende Mittel, um in eintretenden Fällen zu ermitteln, ob einer Vornahme die gegründete Voraussetzung der Uebereinstimmung mit dem Bekentnisse der Kirche zur Seite stehe. Ferner komt in Betracht, daß eine Vervollständigung der bestehenden Kirchenverfassung in Vertretungskörpern gesucht wird, deren lezte Grundlage Gemeindewahlen bilden. Zu denselben sind berufen die im Vollbesitze der bürgerlichen Ehrenrechte befindlichen selbständigen Familienhäupter und Hausväter der Kirchengemeinde, sofern ihnen nicht durch ein kirchliches Verfahren wegen öffentlichen Anstoßes durch lasterhaften Lebenswandel oder thatsächliche bekundete Verachtung der Religion oder der Kirche das Stimmrecht entzogen ist. Von der bezeichneten Kirchenzuchtübung ist ein im Ganzen den Charakter der Wählerschaft bestimmender Erfolg nicht zu erwarten. Abgesehen von der äußern Angehörigkeit zur Kirchen-

gemeinde beschränken sich daher wesentlich die Erfordernisse zur Wahlteilnahme auf eine dem natürlichen Gebiete entnommene Bestimtheit der Eigenschaften. Die kirchlichen Urwähler befinden sich jedenfalls als Hausväter und Familienhäupter, nach Zusammenhängen der Herkunft und des Standes, der gesellschaftlichen und politischen Stellung, nach Verschiedenheiten des Vermögens und der Bildung, der Lebensrichtung und Parteigenossenschaft, in vielfach verschlungenen Beziehungen der Abhängigkeit und Einflußerleidung. Das Bedenken, welches durch das in der Spitze des Regiments sich vollziehende Zusammentreffen der Staatshoheit und Kirchenlenkung die Selbständigkeit des geistlichen Gebietes gefährdet erblickt, ruft demnach die Gegenfrage hervor, durch welche Verfassungsformen zu erreichen sei, daß in den Entschließungen der kirchlichen Wählerschaft durchgängig geistliche Stimmung und Einsicht gegen die durch die natürliche Grundlage des kirchlichen Berufs gegebenen oder vermittelten Antriebe und Beweggründe obsiege. Hier wird diese Frage, welche für die ferneren Stufen der begonnenen Organisation sich wiederholt, nur angedeutet, um auch so auf die verfehlte Herleitung der Nothwendigkeit von Verfassungsneuerungen aus der der Kirche wegen der hergebrachten Stellung ihres Regiments vermeintlich fehlenden Selbständigkeit hinzuweisen. Endlich fällt die von jener Umgestaltung erwartete Kräftigung der kirchlichen Oberleitung, bei umgewendeter Betrachtung, ebenfalls einem entgegengesezten Urteil anheim. Sicherlich ist die Hofnung als begründet anzuerkennen, daß eine nach ächt kirchlichen Grundsätzen ergänzte Verfassung, wenn der denselben entsprechende Geist allseitig ihre Wirksamkeit durchdringt, der Kirche zu großem Segen gereichen werde. Im anderen Falle jedoch können heilsame Absichten des Kirchenregiments leicht vereitelnden Hemmungen begegnen, welchen sie sonst entgehen würden. Ueberdem wird ein irrendes Kirchenregiment, unterstüzt durch Organe der Vertretung, welche der verkehrten Richtung folgen, leichter als ohne solchen Beistand Kirchenschädliches durchzuführen vermögen. Dieser auch auf ähnliche Verhältnisse in anderen Gebieten anwendbare Gesichtspunkt gewint in der Kirche, durch die tieferen und zarteren Beziehungen zu ihrer rechtlichen Gestaltung, eine besonders verstärkte Bedeutung. Zu den Auffassungen, auf welche die Annahme mangelhafter Selbständigkeit der Kirche unter der hergebrachten Verfassung vorzugsweise gestüzt wird, gehört nämlich die bereits angedeutete Meinung, daß nur durch das Organ einer besonders gebildeten Vertretung in Fällen des Erfordernisses die Kirche sich deutlich vernehmen lassen könne, daß sogar ohne eine solche Einrichtung das Selbst der Kirche überhaupt nicht erkennbar sei. Diese teilweise auf Verkennung des thatsächlichen und rechtlichen Verfassungsbestandes beruhende Ansicht fließt unmittelbar mit der weiteren Annahme zusammen, daß, sobald der Ausspruch einer synodalisch oder ähnlich entwickelten Vertretung in rechtlicher Correktheit vorliege, ein Zweifel über das, was als Sinn der Kirche gelten müsse, nicht mehr walten könne. Diese Folgerung leidet aber nicht blos an einer dem politischen Repräsentativsysteme anhaftenden Täuschung, sondern geht in einen römisch gearteten Irrtum über, welcher mit evangelisch-protestantischen Grundprinzipien nicht vereinbar ist. Nach diesen Grundsätzen komt es bei Prüfung der Kirchlichkeit von Kungebungen aller Art auch auf Momente an, welche der Abwägbarkeit blos nach den Erfordernissen äußerer Verfassungsmäßigkeit entzogen sind. Nur ein schweres Misverständnis kann wähnen, daß über diese mit der geistlichen Seite kirchlicher Dinge wesentlich verknüpfte Schwierigkeit eine repräsentative Organisation hinweghelfen werde. Wird aber diese Schwierigkeit als beharrend anerkant, so zerfält auch die aus der behaupteten Unvernehmbarkeit der Kirche im seitherigen Verfassungszustande abgeleitete Unvermeidlichkeit von Abänderungen desselben. Woraus hätte auch das Regiment die Ueberzeugung von dem Bedürfnisse und der Angemessenheit der schon ergangenen Normen zu schöpfen vermocht, wenn es mit der Unfähigkeit der Kirche zu deutlichen Kundgebungen im geltend gemachten Sinne seine Richtigkeit hätte? Ein Vorbehalt künftiger Genehmigung durch die neuen Organe, welcher nicht gemacht ist, würde in einen fehlerhaften Zirkel geführt haben. Im vorliegenden Betracht kann überhaupt nur ein Unterschied größerer oder geringerer Sicherheit und Leichtigkeit, eine zutreffende Bezeugung der in der Kirche, beziehungsweise dem Lehrstande, waltenden Anschauungen hervorzurufen, in Frage kommen. Spricht für die Vernehmung von Synoden, in einer mit gesetzlicher Nothwendigkeit und regelmäßiger Periodicität festgestellten Zusammensetzung, der Vorzug bequemer Handhabung dieser Einrichtung, so ist dieselbe auch mehr der Gefahr ausgesezt, daß die Erfüllung der Rechtsform, namentlich bei gesetzlich verliehener Zustimmungsbefugnis, dem Erfordernisse einer die volle Bedeutung erschöpfenden Austragung entstandener Fragen, sich unterschiebe. Der evangelische Fortschritt über den Standpunkt des vorreformatorischen Kirchenrechts hinaus besteht freilich nicht in Unterschätzung der juridischen, formalen Momente, aber er vollzieht sich nur in dem gereifteren Bewußtsein um den ganz eigentümlichen Einfluß, welchen die den geistlichen Dingen wesentliche Transscendenz auf die sorgfältig zu bemessende Wirkungskraft rechtlicher Vorschriften zu üben hat.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 12. December. № 99.

Dr. Schleiden und der Materialismus.

Ueber den Materialismus der neueren deutschen Naturwissenschaft, sein Wesen und seine Geschichte. Zur Verständigung für die Gebildeten von M. J. Schleiden, Dr. Leipzig, 1863.

Es gibt Bücher und Büchlein, die viel weniger Bedeutung haben durch ihren Inhalt, als durch ihren Verfasser. Ist es einem Schriftsteller gelungen, in seiner Sphäre als Stern erster oder zweiter Größe zu glänzen, so hat er damit auch für seine schwächeren Producte einen Panisbrief errungen, der ihm überall freundliche Aufnahme und ein gelindes Urteil bereitet. Es ist wie mit einer berühmten Firma, deren Wechsel überall honorirt werden, wenn die Geschäfte auch nicht mehr glänzend gehen und stehen. Diese Gedanken drängten sich dem Referenten auf, als er das oben angezeigte Schriftchen in die Hand nahm, eifrig durchstudirte und nach bedeutenden Gedanken, genialen Auffassungen und treffenden Urteilen suchte, aber deren gar wenig vorfand. Solte das glänzende Gestirn sich schon dem Untergange zuneigen? Schleiden's „Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik" haben Epoche gemacht, und wo es sich um Anatomie und Physiologie der Pflanzen handelt, wird sein Name allezeit mit Anerkennung genant werden; ebenso haben die populären Vorträge über „die Pflanze und ihr Leben" höchst anregend auf die Gebildeten unserer Zeit eingewirkt und der schönen Pflanzenwelt Vieler Augen und Herzen zugewandt. Auch in den „Studien" ist noch viel Leben, obgleich sich der Verfasser hier schon mehrfach auf Gebiete hinüberwagt, in denen er weniger heimisch ist, als in der Pflanzenwelt, aber vielleicht gerade deswegen mit um so viel mehr Sicherheit auftritt und die wichtigsten Fragen gewissermaßen cavalierement behandelt. Warum hat der Mann das aufgegeben, was gerade seine Stärke war? Man sagt, aus gekränkter Eitelkeit; es hätten Andere in Bezug auf einzelne Cardinalpunkte der Pflanzenphysiologie die Unhaltbarkeit seiner Theorien nachgewiesen und seien über ihn hinausgegangen: das habe er nicht ertragen können und darum der Botanik den Rücken gekehrt. Das wäre freilich nicht groß, sondern sehr klein; der ächte Priester der Wissenschaft freut sich, wenn am Tempel derselben gebaut wird, wenn auch nicht überall durch seine Hand; und wenn ein höherer Meister auftritt, so ist er selbst willig und bereit, ihm die Steine zuzutragen. Wie aber dem auch sein möge: gewiß ist, daß Schleiden schon in Jena nach dem und jenem griff, anstatt da still und treu fortzuarbeiten, wo sein Wirken so sichtlich gesegnet war, und endlich diese Hochschule verlassen hat, weil ihm sein dortiger Wirkungskreis nicht länger zusagte. Während des lezten Winters hielt er in Dresden populäre Vorlesungen über Anthropologie, bei denen er den Materialismus besonders scharf angriff, wenn auch mit einem etwas verrosteten Schwert, nämlich mit dem der Fries'schen Philosophie, deren Neubelebung er sich nun als Lebensaufgabe gestelt zu haben scheint. Aus diesen Vorlesungen mag das vorliegende Schriftchen entstanden sein, obgleich demselben das Anregende und Geistvolle fehlt, was sonst dem Verfasser in der Form des populären Vortrags nicht abgesprochen werden kann. Für uns Theologen ist der Inhalt desselben besonders nur darum wichtig, weil daraus hervorgeht, wie die Feinde der Offenbarung eins in ihrem Haß gegen das Licht, das hereinscheint in dieser Welt Finsternis, doch unter sich gar uneins sind, und indem sie sich gegenseitig zu vernichten suchen, dem in die Hände arbeiten, der allein Weg, Wahrheit und Leben ist.

Gehen wir etwas näher auf den Inhalt des Büchleins ein, so wird der Materialismus als eine Lehre bezeichnet, die aufs Tiefste in die wichtigsten, ja heiligsten Ueberzeugungen der Menschheit eingreife und in ihren Consequenzen die Grundlagen unseres sittlichen und religiösen Lebens so in Frage stelle, daß eine ernste Prüfung derselben keiner Rechtfertigung bedürfe. Nach dieser vollkommen begründeten Vorbemerkung wird das Wesen des Materialismus in zwei kurzen Sätzen ausgesprochen: „Es gibt keinen Geist als selbständige Substanz und keinen Gott als geistig-außerweltliche Persönlichkeit" und gezeigt, daß derselbe in seiner Gegensätzlichkeit zum Spiritualismus in der Geschichte der menschlichen Geistesentwickelung zu allen Zeiten aufgetreten sei von Epikur bis auf Locke und bis in unsere Zeit herab; nur unterscheide sich der heutige Materialismus von allen früheren Entwickelungsphasen desselben dadurch, daß er damals dogmatisch in systematischer Vollständigkeit mit der wolgearbeiteten Prachtrobe eines ganzen philosophischen oder antitheologischen Lehrgebäudes aufgetreten sei, heutzutage aber es sich bequemer mache und hie und da beiläufig in Werken auftauche, die ganz anderen Aufgaben gewidmet sind, ohne daß die Verfasser derselben es der Mühe wert hielten, die Sätze, die sie hinstellen, irgendwie, geschweige denn consequent und allseitig zu begrün-

den. Bei Einzelnen dieser Herren habe der Materialismus wenigstens scheinbar noch einen ziemlich zahmen und weniger gefährlichen Charakter; da bewege man sich in den Redensarten: „die Sele (oder der Geist) sei die Blüte (die höchste Entwickelungsform) des organischen Lebens", „der Dualismus sei ein überwundener Standpunkt; denn Geist und Körper seien nur durch die allmäliche Potenzirung derselben Grundlage verschieden." Dagegen operiren besonders die modernen Physiologen mit gröberem Geschütz. So sagt Carl Voigt (physiologische Briefe 1846): „Die Sele fährt nicht in den Foetus, wie der böse Geist in den Besessenen, sondern sie ist ein Product der Entwickelung des Hirns, so gut als die Muskelthätigkeit ein Product der Muskelentwickelung und die Absonderung ein Product der Drüsenentwickelung ist." Ferner Moleschott (der Kreislauf des Lebens, 1855): „Aus Luft und Asche ist der Mensch gezeugt. Die Thätigkeit der Pflanzen rief ihn ins Leben. Der Mensch ist die Summe (?) von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, von Schall und Licht, von Frost und Kleidung" (!), und endlich H. Czolbe (Entstehung des Selbstbewußtseins, 1856): „Der Mensch ist nichts weiter, als ein aus verschiedenen Atomen in künstlerischer Form mechanisch zusammengefügtes Mosaikbild."

So wenig nun aber der Materialismus nach Schleiden's Ansicht wissenschaftlich gerüstet und in regelrechter Schlachtordnung auftritt, so sei er dennoch eine furchtbare Macht. Mit wenigen Ausnahmen seien die Hauptvertreter der Naturwissenschaft in der Gegenwart auch Träger des Materialismus, und da die Naturwissenschaft bei dem Kern der Nation — den Gewerbetreibenden — immer mehr Eingang finde, so dringen mit dieser auch die materialistischen Anschauungsweisen immer tiefer ins Leben des Volks ein, und könten hier um so verderblicher werden, weil ihnen hier eine höhere und feinere geistige Entwickelung nicht das Gegengewicht halte. So könne es nicht fehlen, daß durch die stets wachsende Macht materialistischer Lebensanschauung auch die Grundfesten des sittlichen Lebens erschüttert würden, und die Gefahr sei besonders dann groß, wenn die Träger solcher Lehren Achtung im Leben beanspruchen dürften und durch ihre Persönlichkeiten denselben ein gewisses Gewicht verliehen. Das sittlich Gefährliche in dem Materialismus bestehe aber besonders darin, daß nach demselben auch das geistige Thun des Menschen unter das Naturgesetz falle: der Mensch thue nicht mehr, was er *solle* — ein Thun, was eben nur dadurch sittliche Bedeutung habe, daß es auch anders sein oder doch anders gedacht werden könne —, sondern er thue nur, was er *müsse*, was sich auch nicht einmal anders denken lasse. Der gemeinste und boshafteste Raubmörder sei dann nicht schlechter, als der fallende Stein, der einen Menschen erschlage, aber auch nicht ein Stäubchen wertvoller, als der Stein; beide seien willenlose Sclaven des Naturgesetzes.

Dieses wäre im Ganzen und Großen die Stellung, die der Verfasser zu dem Gegner einnimt, den er zu bekämpfen sucht. Wie wird nun der Kampf selbst geführt? Da legt er sich selbst zunächst eine Reihe von Fragen vor, deren Beantwortung dem Kampfe selbst vorausgehen müsse. „Was macht, fragt er, den Materialismus so unverwundbar, mit welchem Drachenblut ist er gesalbt, wo ist der Boden, aus dem er Antäus gleich immer neue Kraft zieht? — wo liegt die Teilwahrheit, an der er seine feste Stütze hat, was sind die falschen Geister, die für ihn streiten, was ist der verwundbare Punkt in ihm, wo er sterblich ist?" —

Nach diesem Aufwand von Rhetorik komt eine etwas weitschweifige historische Auseinandersetzung, in der wir aber über das Wesen des Materialismus nur wenig, viel mehr über den Standpunkt des Verfassers selbst erfahren.

Er unterscheidet in der Geschichte der gebildeten europäischen Menschheit zwei Hauptperioden: das griechisch-römische Altertum einerseits und die Neuzeit seit Beginn des sogenanten Wiedererwachens der Wissenschaften im 13. Jahrh. andererseits. Zwischen jenen beiden Perioden liegt ihm eine große Wüste — die Zeit der Völkerwanderung und des Mittelalters.

Der Charakter der ersten Periode ist in den Augen des Verfassers der einer freien, nach allen Seiten hin ungehemten Entwickelung. „Man suchte auf rechten oder falschen Wegen die Wahrheit, aber Niemandem fiel es ein, den Andern in dieser Arbeit hemmen oder stören zu wollen, denn Alle suchten. Niemand ward als derjenige angesehen, der allein die Wahrheit habe; das Endurteil überließ man mit Recht der Zeit. Da gab es keine Verfolgung von Meinungen, Ansichten, Glaubensrichtungen oder eines Einzelnen wegen derselben, sondern nur Bestrafung wegen Uebertretung einzelner bestimter Staatsgesetze." —

Und wohin ist denn dieses gemütliche Friedensreich, dies Utopien harmloser Forscher (in dem sich übrigens Hr. Dr. Schleiden mit seiner meist gehässigen und bissigen Polemik sicherlich am wenigsten heimisch gefühlt hätte), wohin, fragen wir, ist es denn geschwunden? — Der Verfasser ist gerechter als der Sänger der „Götter Griechenlands"; er singt und sagt nicht:

„Einen zu bereichern unter Allen
Mußte diese Götterwelt vergehn."

Griechenland und Rom gingen zu Grunde an den „außerordentlichsten Ausschweifungen der höheren Stände", an der herschenden Ueppigkeit und Wollust und der ihr nachfolgenden Erschlaffung, besonders aber daran, daß „*alle anstrengende Geistesarbeit, namentlich Mathematik, diese ernste Schule des Verstandes, vernachlässigt wurde.*"

Also etwas mehr Ernst an dem Studium der Wissenschaften und eine angemessene Dosis Mathematik hätten die zerfallende Akropolis halten und das wankende Capitolium stützen können! Daß die Zeit dieser Völker erfüllt war, daß von unsichtbarer Hand ein Stein geworfen ward, der das Riesenbild traf mit den Füßen von „halb Eisen und halb Thon", daß die Finsternis gerichtet wurde, weil sie das Licht nicht begreifen wolte, welches in der Welt war: davon singt die Weltgeschichte

unserm Meister nichts. Der Eintritt des Christentums in die Weltgeschichte, diese Enthüllung einer ganz neuen Welt, ist für ihn nicht Epoche machend, sondern nur die Völkerwanderung, der Eintritt in jene große Sahara, die der Freund antiker Herlichkeit gesenkten Hauptes durchwallen muß, bis er das Wiedererwachen der classischen Studien im 13.*) Jahrhundert begrüßt. Unter dem mannichfachen Unheil, welches die Völkerwanderung über die Welt gebracht hat, ist nach der Ansicht des Verfassers das nicht das geringste, daß sie die Träger und Pfleger der damals herschenden Bildung nötigte, die bis dahin gewonnenen Geistesschätze dadurch gegen die eindringende Barbarei zu retten und sicher zu stellen, daß sie dieselben codificirte, d. h. in abgeschlossenen Samlungen (Canones) festhielt und vor dem Untergange zu sichern suchte. Dieses hatten in der alten Welt nur die Juden mit ihren religiösen Schriften, dem alttestamentlichen Canon, gethan; dieses thaten nach ihrem Vorgange die Christen mit den Büchern des neuen Bundes. — Dieses Streben aber, den Gewinn geistiger Arbeit festzuhalten, ging vom Gebiet des religiösen auch auf das des Staats- und Rechtslebens über, ja gegen das Ende dieser Uebergangsperiode wurden besonders durch die Vermittelung der Araber auch die sämtlichen übrigen Wissenszweige durch die Samlung, Verarbeitung und Verbreitung des Aristotelischen Canons codificirt.

Die Bibel, das Corpus juris und die Schriften des Aristoteles waren nun die unbestrittenen Gewalten im Reich der Geister, die unantastbaren Normen, nach denen Alles gemessen und entschieden wurde. In ihrem Namen trat man jedem sich regenden Fortschritt, jeder neu auftretenden geistigen Bewegung entgegen, und zwar um so schärfer, um so leidenschaftlicher, um so gewaltthätiger, je mehr sich im Laufe des Mittelalters alle jene codificirten Erwerbungen unter sich und mit den Ordnungen des socialen Lebens verflochten hatten, so daß fast kein Satz berührt werden konte, ohne daß dadurch zugleich der Eigennutz eines Einzelnen oder eines Standes empfindlich angetastet worden wäre. Jener Conservatismus wurde besonders darum so verderblich, weil man das gesamte Geistesleben der Menschheit mit in das Bereich des Staats (und der Kirche als Staatsanstalt) hineinzog, und daß der Staat, der es naturgemäß nur mit dem zu thun hat, was das gemeinschaftliche Leben der Völker betrift, nun auch bestimte, wie viel und was man von Astronomie, Physik, Geographie u. s. w. wissen solle und wissen dürfe, und seine Vorschriften mit Gewalt durchzuführen suchte.

Wenn ein Vernünftiger diesem Raisonnement auch teilweise beistimmen könte, wenigstens in der Klage darüber, daß man staatliches und sociales Leben mit dem geistigen und religiösen Leben in falscher Weise (denn es gibt allerdings nicht blos eine Harmonie, sondern eine höhere Einheit dieser Lebensgestaltungen) confundirte: so kann es nur als Beweis einer totalen Unfähigkeit des Verfassers angesehen werden, zu erkennen, was in der Weltgeschichte wahrhaft groß ist, wenn er in Widerspruch mit allen Historikern, selbst den römisch-katholischen, leugnet, daß die geistige Entwickelung der Neuzeit an die Kirchenreformation als das eigentlich bestimmende und belebende Prinzip zu knüpfen sei. Seine eigensten Worte sind S. 17: „Faßt man das Wesen ins Auge und nicht blos die äußerlichen „Haupt- und Staatsactionen", so ist die Kirchenreformation gerade die unbedeutendste Erscheinung der neueren Zeit, und würde in Deutschland ganz andere und friedlichere Formen angenommen haben, wenn nicht die „abgeschmackte Kaiserspielerei der Ottonen" auch die deutsche Kirche an die Despotie eines römischen Bischofs und seiner angemaßten Souveränität verschachert hätte." Für die Entfaltung des geistigen Lebens, für eine freiere Gestaltung der Wissenschaft hat die Reformation in den Augen unseres Doctors gar keine Bedeutung: „Statt neuer, freier Untersuchung der Wahrheit stelte sie ganz trocken und dürftig (sic!) einer bestehenden Autorität eine andere, dem Canon der päpstlichen Decretalen den Canon jüdischer und urchristlicher Religionsbücher, entgegen. Deshalb traten auch die neuen reformirten Kirchen wo möglich noch feindseliger und bornirter der auf geistigem Gebiete wirklich neu anbrechenden Zeit entgegen, als selbst die lang bestehende katholische Kirche."

Wenn ein deutscher Mann von den Ottonen, die er in einer Anmerkung die „lächerlichen" nent, auf die unter den Kaisern noch so viele ehrlose und nichtswürdige Buben gefolgt seien, in so schamloser Weise reden kann, wenn ein Genosse der evangelischen Kirche, denn Hr. Dr. Schleiden ist in derselben getauft und meines Wissens noch nicht aus derselben geschieden, in sadducäischem Hasse derselben jede geistige Potenz abspricht, ja in einer zweiten Anmerkung sagt: „das Ding „protestantische Kirche" ist eine lere Einbildung, die in der Wirklichkeit gar nicht existirt, sondern statt dessen viele Hundert (!) kleine protestantische Kirchlein, die jedes Band der Vereinigung unter sich zerrissen haben": — so wird es allerdings unmöglich sein, sich mit einem solchen Gegner auseinanderzusetzen — denn es sind nicht blos die geistigen Anschauungen, sondern auch die sittlichen Grundgedanken diametral verschiedene — wir folgen ihm aber nur um so gespanter, um zu sehen, wie von solchem Standpunkte aus der Materialismus bekämpft werden könne.

Ein viel wichtigeres historisches Moment als die Reformation ist ihm die Entdeckung Amerika's, „wodurch der europäischen Menschheit die eigentümliche, bis dahin unbekant gebliebene andere Hälfte der Erde aufgeschlossen wurde," das wichtigste aber, daß im Gegensatz zu Aristoteles und seiner noch immer herschenden Schule durch Keppler, Baco von Verulam und Newton in der Wissenschaft die neue inductive Methode entdeckt wurde, die auf Wahrnehmung, Beobachtung, Experiment und Erfahrung sich stützend, aus denselben durch

*) Ist dieses nur ein Druckfehler oder datirt der Verfasser mit Bewußtsein den Beginn dieser Epoche bis in die Hohenstaufische Zeit zurück?

Anwendung logischer und mathematischer Hülfsmittel die Naturgesetze, unter welchen die Thatsachen stehen, ableitet. Diese Methode ist dem Verfasser etwas so Großes und Gewaltiges, daß er am Schluß der Schilderung, die er von derselben gibt, in Ekstase ausruft: „Wol den Völkern, die auf ihrem Wege fortschreiten können!“ — Also nicht das Christentum, nicht die Reformation, nein! nur die inductive Methode ist eine welterneuende Macht, eine Panacée für alle geistige und sittliche Verkümmerung und Preßhaftigkeit! — „Aber, fragen wir, was hat denn dieses Alles mit dem Materialismus und seiner Bekämpfung zu thun.“ — Nun, der hat sein Drachenhaupt nur darum wieder erhoben, weil eine spätere Zeit jener Methode nicht treu geblieben ist und sie nicht fortgebildet hat. — Denn wenn auch Leibnitz, Chr. Wolff und Kant auf gutem Wege waren: der Erste, weil er gegen Locke, der einen sinnlichen Ursprung aller unserer Erkentnisse lehrte, nachwies, daß es unzweifelhaft Erkentnisse gebe, welche nicht aus der Erfahrung entsprungen, sondern im menschlichen Geiste ihren Ursprung haben; der Andere, indem er seine Schüler in streng formaler Logik schulte und zur Consequenz erzog; der Philosoph von Königsberg endlich, indem er darthat, daß alle Erkentnis zwar mit der sinnlichen Anschauung anfange, aber nicht alle aus ihr entspringe, sondern gewisse Formen durch die Organisation unserer Vernunft gegeben seien, die von uns zur sinnlichen Anregung hinzugebracht werden: so brach doch nach der Herschaft dieser Helden und großen Geister wieder eine Nacht der Barbarei herein, unter deren Schatten auch das Unkraut des Materialismus wieder gedieh. Dieses lag nach dem Verfasser zum Theil im Gang der welthistorischen Ereignisse. Die Schrecken der französischen Revolution unterbrachen die stille Arbeit des Denkens, und der Druck der Fremdherschaft, der später auf unserem Volke lastete, erstickte die lichte Flamme des geistigen Lebens bis auf wenige unter der Asche fortglimmende Fünkchen. Die Befreiungskriege erweckten freilich mit siegreicher Macht die schlummernden Lebensgeister; aber die Fragen des Tages waren so mächtig, daß die Angelegenheiten der Philosophie lange nicht wieder zu ihrem Rechte kamen, und als man endlich wieder zu philosophiren anfing, war es ein Reinhold, „ein höchst beschränkter, ja fast trivialer Kopf“, der eine Fortführung des philosophischen Gedankens versuchte; ein Fichte, „ein kräftiger, sittlicher Charakter, aber ohne alle logische Ausbildung, ohne dialektische Schulung, ohne allen philosophischen Genius“, der mit seinem „Ich und Nichtich“ alle Klarheit des Gedankens verwirrte; und endlich gar Schelling, „der Cagliostro der Philosophie“, der das Fichte'sche „Ich = Nichtich“ in die „totale Indifferenz des Subjektiven und Objektiven“ übersezte, bis er endlich Mystagog wurde und im Qualm seiner Philosophie der Mythologie verschwand, gefolgt von Hegel, der, um nun doch auch etwas Neues und Eignes zu haben, das Schelling'sche Windei vollends ausblies und seine tiefe Weisheit „Sein = Nichts“ zu Stande brachte. Die „Verrücktheiten dieser philosophischen Carricaturen“ brachten es nun endlich dahin, daß sich die Vertreter der überall mit neu erwachter Kraft auftretenden Naturwissenschaften mit Ekel von diesem hohlen Geschwätz abwandten, und es unter den Studirenden fast Mode wurde, den für einen Narren zu erklären, der sich mit Philosophie beschäftigte. So trenten sich Philosophie und Naturwissenschaft, und die leztere verfiel dem Materialismus. Ein Descartes, Newton, Leibnitz waren große Naturforscher, und zwar der strengsten, exakten, mathematischen Schule, und doch war keiner von ihnen Materialist; denn sie wußten recht wol, daß, was auf ihrem Gebiete (der Naturwissenschaft — der Wissenschaft aus den Anregungen der äußeren Sinne — und der Mathematik — der Wissenschaft aus reiner Anschauung —) gilt, darum noch lange nicht das ganze Wissen ist; sie sahen ein, wohin ihr Instrument noch (?) nicht reichte, und versuchten daher auch nicht, seine Anwendung über das ihm bereits unterworfene Gebiet auszudehnen. Anders die Neueren, die Schleiden — und hier stimmen wir ihm gern bei — mit einem Manne vergleicht, der nur Kupfermünze in seiner Tasche hat, und nun, anstatt zu sagen: „ich finde hier kein Gold“, sich zu der Behauptung verirrt: „es gibt gar kein Gold.“ Zu dem Abfall von der Philosophie komt nach Schleiden aber noch Eins, wodurch, wenn nicht die Entstehung des Materialismus überhaupt, so doch die Macht desselben in der Gegenwart erklärt werden kann: es ist das Gesetz, daß ein Extrem das andere hervorruft. „Der blinde Eifer theologischer Zeloten gegen alle weltliche Wissenschaft und besonders der fast kindische Kampf gegen die Naturwissenschaften hatte den Erfolg, daß die Naturforscher zulezt über diese sinnlosen Angriffe ärgerlich wurden und als Gegenrede und zur Abwehr ihrerseits der Kirche „Geist und Gott“ ableugneten.“

Hiermit schließt der Verfasser seine historische Untersuchung und sagt nun mit unverkennbarem Selbstgefühl (S. 48): „Ich habe nun die Entstehung des Materialismus entwickelt, und damit ist er eigentlich auch schon vollständig beurteilt und verurteilt.“ Und in der That ist es auch nur gar wenig, was unser Ritter des Geistes hinzuzufügen weiß, um den Gegner zu entwaffnen, den er im Eingang seiner Arbeit als so gewaltig geschildert hat. Nachdem er einem Hauptvertreter des modernen Materialismus, Virchow, die wolgemeinte Lehre gegeben hat, daß er klarer denken und besser reden soll, wobei er ihm das Wort des Baco zuruft: „Worte sind die Zeichen für Begriffe, und wenn die Begriffe selbst verworren sind und leichtfertig von den Dingen abstrahirt, so ist Alles, was darauf gebaut wird, ohne Halt!“ — faßt er die Resultate seiner Betrachtungen in einige Hauptpunkte zusammen, von denen wieder die wichtigsten sind:

1. Der systematische oder philosophische Materialismus ist in der Geschichte überwunden. Er war eine niedere Stufe der Erkentnistheorie, Locke's Sensualismus ist seine lezte bedeutende Erscheinung.

Beilage.

2. Der unsittliche Materialismus der Franzosen z. B. im l'homme machine oder Therese philosophe u. s. w. verdient nicht einmal Beachtung, geschweige Widerlegung von Seiten eines Gebildeten.

3. Der Materialismus der neueren deutschen Naturwissenschaft beruht auf einer historisch bedingten Halbheit der Bildung und Halbheit der Anwendung naturwissenschaftlicher Methode.

4. Er hört in dem Augenblicke auf, in welchem man die Methode der Erfahrung vollständig auf das ganze Gebiet des Wahrnehmbaren anwendet.

5. Ein Gegengift gegen diesen Materialismus ist nur in einer vollständig empirisch-psychologischen Grundlage und in der Durchbildung zu einer darauf gegründeten Logik zu finden. Beide müssen deshalb, wie Naturgeschichte und Mathematik, wesentliche Unterrichtsgegenstände in den höheren Klassen aller (Real- und Gelehrten-) Schulen werden.

Nachdem nun unser Doctor der kranken Zeit so an den Puls gefühlt und mit so viel Zuversichtlichkeit seine Verordnungen gemacht hat, solte man freilich meinen, daß darunter stände: probatum est! Dafür aber lesen wir mit großer Ueberraschung: „Hofnung für die nächste Zukunft habe ich aber keine! Die Zeit ist zu unphilosophisch, nur ein neuer Keppler und Newton können hier helfen."

Dieses ist die Summe des anzuzeigenden Büchleins, welches, wie schon oben angedeutet wurde, um des Verfassers und um des Gegenstands willen vielfach gekauft und gelesen werden wird. Befriedigen wird es aber Niemand. Wir finden in demselben zwar manches Treffende über die Erscheinungsformen des Materialismus; über die Geschichte desselben aber, wie uns auf dem Titelblatt versprochen wird, kaum einige dürftige Andeutungen; denn was uns Geschichtliches in dem Schriftchen geboten wird, sind nur einzelne disjecta membra aus der Weltgeschichte und der allgemeinen Geschichte der Philosophie, die dem zu behandelnden Gegenstande meist fern liegen. Soll endlich die „Verständigung für die Gebildeten," die der Verfasser bietet, irgendwie dazu dienen, diesen Gebildeten auch die Waffen in die Hand zu geben, um sich gegen die geist- und gottlose Macht des Materialismus zu wehren, so ist dieses die schwächste Seite des Buchs. Der Feind ist in seinen innersten Tiefen nicht erkant; und die Bekämpfung desselben ist darum eine gänzlich lahme und erfolglose, weil der Verfasser mit dem Gegner wesentlich auf gleichem Grund und Boden steht. Verläugnung der Offenbarung alten und neuen Bundes, fanatischer Haß gegen die Kirche und ihre Heilsgüter, und Götzendienst, getrieben mit philosophischen Abstraktionen, anstatt der Anbetung des lebendigen Gottes findet sich hier wie dort. Wenn der Verfasser gleich auf der ersten Seite seines Werkchens sagt: „Da der Götterglaube durchaus mit der Ueberzeugung von der Wesenhaftigkeit des Geistes steht und fält, so werde ich mich in meinen Untersuchungen hauptsächlich an den ersten Satz des Materialismus halten („es gibt keinen Geist als selbständige Substanz"), da ich ohnehin von dem Göttlichen ungern mehr spreche, als nöthig ist": so erkennen wir schon daraus, was das für ein Gott sein mag. Wer den lebendigen Gott kent und liebt, der sagt mit dem heiligen Sänger David: „Des Abends denke ich an dich und des Morgens rede ich von dir!" und wiederum: „Auch züchtigen mich meine Nieren des Nachts; denn ich habe den Herrn allezeit vor Augen." Ps. 16, 7. 8. Ein gemachter, erdachter, abstrahirter Gott treibt nicht zum Bekennen und Zeugen, am allerwenigsten, wenn er rein transscendental ist, und einen andern hat Dr. Schleiden nicht, denn „für den klar verständigten Gedanken gibt es nur einen außer- und überweltlichen Gott, ein immanenter Gott ist Begrifsverwirrung gedankenloser Schwätzer", S. 45, (zu denen dann gewiß auch St. Paulus gehört mit seinem „In Ihm leben, weben und sind wir"). Ein so gemachter, überweltlicher Gott hat selbstverständlich auch gar keine Bedeutung weiter; wie man Ihn selbst erdacht hat, kann man nach der Autonomie des Geistes Ihn auch wieder wegdenken, und es wäre dabei auch nicht viel verloren, nicht einmal für die sittliche Weltordnung; denn „der Mensch glaubt an Gott, weil er gut ist, nicht umgekehrt. Der Atheismus kann daher als eine blos unfertige Gestaltung (dagegen Ps. 14, 1) mit ächter Sittlichkeit bestehen." (S. 59 Anm.) Ein rein transscendentaler Gott offenbart sich auch nicht, und darum sind auch die Lehren der Schrift „von der Weltschöpfung, dem Sündenfall u. s. w., kurz die sog. biblische Geschichte sinnlose Lügen, an welche die meisten Lehrer, welche nicht bornirte und unwissende Königl. Preußische Schul-Regulativ-Seminaristen sind, selbst nicht glauben." — Das Wort Glaube komt allerdings auch in der Philosophie vor, welche Schleiden vertritt — der Fries'schen. Nachdem dieselbe mit Kant die Gränze gezogen hat, bis zu der das menschliche Wissen vordringen könne, sagt sie, es gäbe über dieser Gränze hinaus noch etwas, eine Welt des Geistes; was aber zu derselben gehöre, was hinter der großen Wand zu finden ist, durch die für den Glauben noch ein kleines Loch gelassen ist, dafür gibt es nur unzulängliche Wahrscheinlichkeitsgründe oder gar keine Gründe, das fält nach jener Schule dem Ahnen anheim. Daß diese klugen Leute doch das Wort verstehen möchten: „In deinem Lichte sehen wir das Licht!" „Ohne Gott Gott erlangen zu wollen, sagt Fr. von Baader, ist ein eben solches Kunststück, wie es der Versucher unsere er-

sten Eltern lehren wolte: ohne und gegen Gott sich Gott gleich machen zu wollen." *)

In dem Losſein des Verfaſſers von dem lebendigen Gott liegt also die Schwäche und Hofnungsloſigkeit deſſelben den finſteren Mächten gegenüber, die unſere Zeit beherſchen. Ueber den Starken — und das iſt der Materialismus allerdings — muß ein Stärkerer kommen, der ihm ſeinen Panzer nehme, und das iſt nicht ein Gott der Speculation und Abſtraction, ſondern der Gott der Offenbarung, der Gott, der in Chriſto war und verſöhnte die Welt mit Ihm ſelbſt. Dieſer Name komt in dem Schriftchen nicht vor, wird aber wol in ſeinem Leibe, der Kirche, geſchmäht und verläſtert. Der Verfaſſer gehört zu der „Claſſe von Leuten, die ſich in thörichtem Bettelſtolze vollkommen vom Chriſtentum losgeſagt haben und meinen, daß dieſes nichts und nicht mehr ſei, weil ſie für daſſelbe nichts geworden ſind." Er will dem Materialismus unſerer Zeit entgegenarbeiten, indem er für die Schulen neben der Mathematik und Naturgeſchichte auch Logik verlangt; er ſucht alſo die Hülfe in den Formen des Denkens, wo der Geiſt Gottes neue Herzen geben muß. Möchte er auch hierin lieber dem Baco v. Verulam folgen, den er an mehreren Stellen ſeines Büchleins lobend erwähnt; der dringt auf eine „Harmonie der Gnade und Natur", die thut unſeren Schulen noth, in denen der Unterricht meiſt entweder flach iſt, oder, wo er tiefer geht, nur um ſo verderblicher wirkt, da ſeine Tiefen keine Tiefen der Gottheit ſind.

Herr Dr. Schleiden hatte ſeine Stärke und Erfolge in der Naturwiſſenſchaft; warum hat er dieſe gelaſſen? warum will er als Philoſoph herſchen im Reiche der Geiſter und ſeine Strahlen ſchleudern nicht bloß gegen Dornen und Hecken, ſondern gegen die Bäume, die in Gottes Vorhöfen grünen? Er ſucht ſeine Ehre darin, als der einzige namhafte Vertreter der Fries'ſchen Philoſophie dazuſtehen, die ſich längſt überlebt zu haben ſcheint, wenn ſie überhaupt jemals gelebt hat. Wird ihm in ſeiner Einſamkeit nicht etwas grauenhaft zu Muthe? Es kann nicht blos Schuld der Zeit ſein, in der wir leben, wenn eine philoſophiſche Richtung — wie es bei der Fries'ſchen der Fall iſt — keinen Anklang und Fortgang findet; es muß dieſes in der Schwäche des Syſtems ſelbſt liegen. Jacob Fries ſelbſt hat ſeine Bedeutung gehabt und zu ſeiner Zeit einen Kreis tüchtig ſtrebender Männer und Jünglinge um ſich verſammelt, viel weniger durch die Macht des philoſophiſchen Gedankens, den er vertrat, als durch den Adel ſeiner Geſinnung, durch die Bewahrung eines treuen deutſchen Herzens unter dem Joch der Fremdherſchaft, und durch den religiöſen Zug, den er aus der Brüdergemeinde, der er durch Geburt und erſte Erziehung angehörte, mit in ſeine Philoſophie herübergenommen. Er hat damals Manchem, auch dem Schreiber dieſes, aus dem nüchternſten, geiſtloſen Rationalismus eines Röhr und Wegſcheider herausgeholfen, indem er durch ſeine Theorie vom Ahnen wenigſtens ausſprach, daß noch eine Welt da ſei, die ſich nicht mit Begriffen gefangen nehmen läßt. In unſerer Zeit aber iſt ſein Standpunkt ein völlig überwundener, der Geſchichte angehörender. Nur die Wahrheit aus Gott iſt von dem Wechſel und Wandel der Zeiten unberührt; menſchliche Syſteme aber kommen und gehen, wie die Menſchen ſelbſt, und das Hingegangene kehrt nicht mehr zurück. Darum laſſet die Todten ihre Todten begraben und uns hingehen zu Dem, der zugleich Leben und Wahrheit iſt.

Für Herr Dr. Schleiden aber gehört eben ſo, wie für ſeine materialiſtiſchen Gegner das Wort des heiligen Sehers: Offenb. Joh. 3, 17. 18. E. W.

*) Von demſelben iſt auch das tiefſinnige Wort: „Das Auge, darin mich Gott ſieht, iſt daſſelbe, darin ich Gott ſehe."

Toleranz.

Ueber das Weſen und den Umfang der Toleranz im Allgemeinen und der chriſtlichen Toleranz ins Beſondere. Von J. G. Pfaff, Conſiſtorialrath. Kaſſel, 1864. Krieger'ſche Buchhandlung (Th. Kay).

Von den zahlreichen Schlagwörtern der Gegenwart, deren verſchiedener Gebrauch je nach den verſchiedenen Parteiſtellungen ſo ſtörend und verwirrend auf Sprache und Urteil einwirkt, gehört ohne Zweifel das Wort Toleranz zu den vornehmſten. Es fehlt dieſem Worte ein allgemein anerkanter, umſchriebener Inhalt der Vorſtellung, — daher die ſo ſehr verſchiedenartigen und einander widerſprechenden Konſequenzen, welche aus den verſchiedenen Vorſtellungen hergeleitet werden, daher das Intereſſe, welches jeder Verſuch zur Feſtſtellung des Begrifs in Anſpruch zu nehmen berechtigt iſt, zumal ja eben unſere Zeit, mehr als irgend eine andere, in dem Streit über Toleranz und Intoleranz ſich bewegt, und kaum ein Lebensverhältnis ſich wird auffinden laſſen, in welches daſſelbe nicht ſehr tief hineingreift, für Jeden alſo, der ein ſelbſtändiges Urteil haben möchte, die Fragen nicht zu umgehen ſind: „Was iſt mit der Forderung der Toleranz ausgeſprochen, welches ſind die Grenzen der berechtigten Konſequenzen derſelben?"

Dieſe Fragen ſind es, die den Gegenſtand der hiermit angezeigten Schrift und zwar in der Weiſe bilden, daß zunächſt die allgemeine Grundlage, nach Begrif, Inhalt und Umfang, entwickelt, dann aber auf dieſer Grundlage ein ſpezielleres Urteil über die hierher gehörigen Erſcheinungen und Zuſtände im Gebiete des Staates und der Kirche ermittelt wird.

Der Verfaſſer führt dieſe Unterſuchung durchaus ſelbſtändig mit einer Schärfe des Gedankens und der Beweisführung durch, und es gewint die zwingende Gewalt ſeiner Darſtellung, welche Schritt für Schritt die poſitivſten Reſultate zu Tage fördert und die tiefe Begrifsverwirrung aufdeckt, aus welcher die zahlreichen unberechtigten Forderungen des Indifferentismus als

solche der Toleranz auftreten, um so mehr an Bedeutung, weil er sich zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung nicht die spezifisch christliche Lebensauffassung gesezt hat, sondern gerade den Nachweis zu führen versucht, daß es für die Toleranzfrage völlig gleich ist, von welcher sittlichen Weltanschauung man ausgeht, indem, sobald solcher nur das Prädicat „sittlich" überhaupt mit Recht beizulegen ist, von einer Abweichung von der spezifisch christlichen, oder überhaupt irgend welcher andern bezüglich der Ergebnisse, auf welche es hier ankomt, überall nicht mehr die Rede sein kann.

Wir dürfen somit das angezeigte Werk als einen sehr beachtenswerten Beitrag zur Erörterung einer auf kirchlichem wie staatlichem Gebiet gleich bedeutungsvollen Zeitfrage angelegentlich empfehlen.

Nachrichten.

Großherzogtum Hessen.

(Schluß.)

Diese Rechtsverwahrung hat nicht geringes Aufsehen erregt, insbesondere auch durch die verhältnismäßig sehr große Anzahl der Unterzeichner. Das hatte man in Hessen nicht erwartet. Die Demokratischen Zeitungen, und leider mit ihnen die sog. „Evangelischen Blätter," das Organ unsrer Unionspartei, erhoben ihre Stimme und thaten Alles, um die Unterzeichner der Rechtsverwahrung zu verdächtigen, und als nun gar die I. Kammer der Landstände bei Berathung des Beschlusses der II. Kammer in richtiger Würdigung der Sachlage mit allen gegen 3 Stimmen sich für inkompetent in Bezug auf solche kirchlichen Fragen erkärte, wurde der Sturm nur um so stärker. Gegenüber der verhaßten Partei der Lutheraner vergaß man alle sonstigen Unterschiede; auf diesen Tag wurden Herodes und Pilatus Freunde und in kaum zu erwartender Einmütigkeit traten alle Gegner der luth. Kirche zu gemeinsamer Action zusammen. Von dem ganz unirten Rheinhessen aus wurde der gemeinsame Sturm organisirt. Eine von fast sämmtlichen Rheinhessischen Pfarrern unterzeichnete Petition an S. K. H. den Großherzog eröffnete den Kampf. Diese Petition wurde dann in den beiden andern Provinzen von Vertrauensmännern eifrig verbreitet und allen Pfarrern, welche nicht die Rechtsverwahrung unterschrieben hatten, zur Unterschrift vorgelegt. Sie fand denn auch große Teilnahme, so daß bis zur Stunde im Ganzen 300 Pfarrer und Pfarramtscandidaten sich durch Unterschrift zu diesem Actenstücke bekant haben. Einen in der That komischen Eindruck macht es, wenn die Unterzeichner dieser Petition von sich zu sagen belieben, daß sie sich nicht (wie wir Lutheraner nämlich) über und neben, sondern in ihre Gemeinden stellen und mit ihnen gehen und stehen. Es würde eine überflüssige Arbeit sein, den übrigen Inhalt der Petition hier zu besprechen. Interessant ist es, wie an dieser Verfassungsfrage sich bei uns in Hessen die Parteien scheiden. Man kann sagen, daß die große Mehrzahl der Unterzeichner der Petition mehr oder weniger noch im alten hessischen Rationalismus dahin lebt. Die neuen Bewegungen haben diese zu früh todtgesagte Partei wieder ans Licht gebracht. Noch nie zuvor haben sich bei uns die beiden Heerlager so bestimt und scharf abgegränzt einander gegenüber gestanden. Wir zählen im Ganzen etwa 500 evangelische geistliche Stellen im Lande. Die Petition um Presbyterial- und Synodalverfassung trägt 300 Unterschriften; die Rechtsverwahrung 139 beziehungsweise 127. Es bleibt mithin ein kleiner Rest von etwa 60—70 Pfarrern, welche keine Partei ergriffen haben. Zu diesen gehört die Mehrzahl der Träger des Regiments. Der Kampf gestaltet sich also für die kirchliche Partei überaus günstig; wir stehen 2 gegen 3, oder, um recht demütig zu rechnen, Einer gegen Drei, — ein höchst auffallendes Verhältnis: wenn man bedenkt, wie wenige im Kirchenglauben stehende Pfarrer vor kaum 20 Jahren in Hessen gefunden werden konnten. Ref. erinnert sich noch sehr wol, welches Aufsehn es machte, als im Jahre 1846 auf der Sandhofconferenz bei Frankfurt acht, sage acht Teilnehmer aus Hessen sich eingefunden hatten, sechs Geistliche und zwei Laien. Und jezt findet ein Zeugnis, wie das vorstehende 139 Unterschriften! Wahrlich, der Herr hat Großes an uns gethan. Das tritt um so deutlicher hervor, wenn man erwägt, mit welchen Lehrern unsre Universität und unser Prediger-Seminar besezt war und ist, und wie viel Mühe man sich fort und fort gegeben hat, jede kirchliche Bewegung zu unterdrücken. — Das Verhältnis der Parteien gestaltet sich aber noch weit günstiger, wenn man an den 300 Unterschriften der Petition die von Seiten unirter und reformirter Geistlichen abzieht. Es mögen das mindestens 100—110 sein. Das Votum der Unirten und Reformirten hat selbstverständlich für die luth. Kirche kein Gewicht. —

Daß die ganze politische und kirchliche Demokratie der Petition zujauchzt ist ein Zeugnis für den Geist, dem sie schließlich dient, und sollte die Unterzeichner zur ernsten Erwägung ihres Schrittes auffordern.

So stehen also die beiden Heere gerüstet einander gegenüber. Ob und wann es zum ernsten Kampfe kommen wird, muß abgewartet werden. Zunächst wird es darauf ankommen, was die Regierung thun wird. Man spricht von einigen Concessionen, von einer Erweiterung der Befugnisse unsrer Kirchenvorstände u. s. f. Concessionen sind ja leider das vermeintliche Heilmittel unsrer Zeit und auch die ernsten Erfahrungen andrer Länder werden uns nicht klug machen.

In Bezug auf die Verfassungsfrage haben uns die lezten Tage noch ein höchst beachtungswertes Zeugnis gebracht, — ein Schriftchen vom Pfarrer Dr. Haupt in Gronau: „Der Episcopat der deutschen Reformation oder Art. 28 der Augsb. Conf. I. Heft." — Der Verf. weist darin nach, daß das eigentliche Verfassungsideal unsrer Reformatoren der evangelisch gereinigte Episcopat sei. Dies begründet er nicht nur aus Art. 28 der Augsb. Conf., aus den Kirchenordnungen und Privatschriften der Reformatoren, sondern er weist auch nach, daß in den evang. Bistümern des nördlichen und in den Superintendentur-Ordnungen des südlichen Deutschlands der Versuch einer evangelisch-bischöflichen Verfassung in der That gemacht worden ist. Die Ev. K. Z. wird diese bedeutende Erscheinung jedenfalls noch besonders besprechen; wir begnügen uns hier nur kurz darauf hinzuweisen. —

Eine zweite die Gemüter bei uns sehr bewegende kirchliche Frage ist das immer aggressiver werdende Auftreten des

Gustav-Adolf-Vereins.

Der Verein wird von einzelnen Gliedern mehr und mehr gemisbraucht, um die Union zu fördern, wie überhaupt nach diesem Ziele bei uns

Alles mit Macht hindrängt unter stetem energischem Widerstande der Lutheraner. Schon seit Jahren werden bei den Festen des G. A. Vereins die, welche sich aus guten Gründen dem Vereine nicht angeschlossen haben, deswegen angegriffen. Trotzdem waren eine ganze Anzahl von luth. Geistlichen in der Hofnung, hierdurch den Verein in richtigere Bahnen leiten zu können, immer noch Glieder desselben geblieben. Durch jene unberechtigten Angriffe aber und insbesondere dadurch, daß mehrere Festredner in der lezten Zeit geradezu für die Union Propaganda gemacht haben, ist Vielen derselben ihr Verbleiben in dem Verein immer schwerer gemacht worden und ein Teil hat bereits seinen Austritt erklärt. Dies hat auf der andern Seite die Erbitterung noch gesteigert. Wenn wir uns nicht täuschen, so wird sich der „Zeitgeist" je länger je mehr dieses Vereins bemächtigen. Die Feste desselben haben schon seither durch ihren weltlichen Anstrich sich bemerkbar gemacht und im lezten Jahre sah man auch bei diesen Kirchenfesten den ganzen Apparat, den man sonst nur bei den Schützen-, Turner- und Sängerfesten unserer Tage zu sehen gewohnt ist. Fahnen, Turner, Regimentsmusik, Festessen mit Toasten u. s. f. spielten dabei eine hervorragende Rolle. Die ernsten Mitglieder des Vereins billigen dergleichen freilich nicht, aber sie können's nicht hindern. Das Ende kann nur sein, daß alle diese besseren Elemente sich zurückziehen, wenn es den Leitern des Vereins nicht gelingt, denselben in ernstere Bahnen zu lenken. — In unserm Lande trägt auch diese Sache sehr viel zur Zerklüftung der Kirche bei und verschärft die ohnehin vorhandenen Gegensätze.

An Kampf und Noth fehlt es uns also in Hessen-Darmstadt nicht; und doch stehen uns noch weit ernstere Kämpfe bevor, bei denen es sich recht eigentlich um das Sein und Nichtsein unsrer luth. Kirche handelt. Es ist die Frage über die Abendmalsgemeinschaft, welche, wenn die Zeichen nicht trügen, demnächst unser innerstes und ganzes Interesse in Anspruch nehmen wird. Zur Verhandlung ist diese Frage vor einiger Zeit schon gekommen, ohne daß sie ihre Erledigung gefunden hätte. Sie führte damals zum Austritt eines sehr treuen Geistlichen aus der Landeskirche und eben durch diesen etwas verfrühten Schritt wurde die Streitfrage selbst unerledigt gelassen. Wir behalten uns vor seiner Zeit über die Frage eingehender zu berichten.

Unser Bericht ist zwar schon ungebürlich lang geworden, dennoch aber erlauben wir uns zur Charakterisirung unsrer Lage noch kurz auf Einiges hinzuweisen, woraus zu ersehen ist, unter welch schwerem Druck unsre Kirche fort und fort steht, wie sie recht eigentlich ecclesia prœssa und militans ist.

Noch immer wird uns unser ehrlicher Name vorenthalten. Wir müssen unsre Pfarreien einfach evangelisch nennen, eben so wie die Reformirten und Unirten. Nur wo Gemeinden verschiedner Confession in einem Orte beisammen sind, ist der unterscheidende Beiname lutherisch und reformirt oder unirt gestattet. So unbedeutend dies an sich erscheinen mag, daß man uns für das Pfarramt das Prädikat evangelisch-lutherisch verweigert, — als Pfarrer führen wir unangefochten dasselbe, nur das Pfarramt muß amtlich einfach evangelisch genant werden, — so bedeutungsvoll wird es doch im Zusammenhang mit den übrigen Erscheinungen.

Fort und fort steht die luth. Kirche unsres Landes unter einem Consistorium, welches seit dem Tode des lutherischen Hofpredigers kein Glied unsrer Confession unter seinen Räthen zählt; vielmehr sind sämmtliche Räthe als Glieder der unirten Residenzgemeinde durchaus als unirt zu betrachten. Und doch gehören mindestens zwei Dritteile der Evangelischen des Landes der luth. Kirche an.

Eben so steht keiner der Professoren des Prediger-Seminars ganz auf dem Bekentnis der luth. Kirche, und wie die ordentlichen Professuren der theol. Facultät in Gießen besezt sind, das ist allerwärts genugsam bekant.

Fort und fort werden luth. Pfarrstellen mit unirt gesinten Pfarrern besezt. Die Weigerung luth. Pfarramtscandidaten sich in unirten geschweige denn in reformirten Pfarreien verwenden zu lassen, wird übrigens berücksichtigt und komt nicht selten vor.

Das zweideutige Ordinationsformular versucht es, diesen Zustand rechtgültig zu machen, doch haben eine Anzahl von Patronen sowol, als eine ganze Reihe luth. Pfarrer dagegen entschiedne Rechtsverwahrung eingelegt.

Unsre Lehrer werden im Seminare ohne Rücksicht auf die Confession erzogen und auch so verwendet, was schon mehrfach zu ernsten Conflicten geführt hat.

Der alte badische Katechismus, der durch eine unzweideutige Verfügung der Kirchenbehörde außer Gebrauch gesezt ist, wird trotz dem noch in vielen Gemeinden gebraucht und ist wieder neu aufgelegt und verbreitet worden.

Wir enthalten uns mit allem Fleiß einer näheren Beurteilung dieser Zustände, das aber wollen wir offen erklären, daß hier eine Reihe von Beeinträchtigungen der luth. Kirche vorliegt, gegen die wir fort und fort Protest erheben müssen. Wir stehen hierbei auf dem vollkommen ungebrochnen Rechte unsrer luth. Kirche und müssen dies Recht gegen Jedermann behaupten, wollen auch so Gott Gnade gibt, davon nicht weichen. — Trotz aller factischen Schädigung und Beeinträchtigung unsrer Kirche ist doch ihr Recht und Bekentnis ungebrochen und unzwefelhaft klar. Die Schädigungen und Beeinträchtigungen sind zeitlicher und (s. v. v.) persönlicher Art und werden und müssen mit der Zeit und mit den Personen vorübergehen. Unsre Zustände sind rechtlich ganz klar; die Gränzen der Confessionen sind nirgends verwischt, vielmehr ist eine jede Gemeinde unzweifelhaft entweder lutherisch oder reformirt, oder unirt, so daß viele Schäden sehr einfach zu heilen wären, wenn man nur das Suum cuique befolgen und einer jeden Confession gerecht werden wolte. An mancherlei Noth würde es freilich auch dann nicht fehlen. Die Kirche Gottes kann ja auf Erden nie ohne Kreuz und Kampf sein. Ihre Sieges- und Friedenspalmen wachsen einmal nicht hinieden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 16. December. № 100.

Die Hausbesuche des evangelischen Geistlichen.

Ein Synodal-Vortrag.*)

I.

Welche Aufgabe wir bei unsern Hausbesuchen zu verfolgen haben, das sagt uns ganz kurz und bündig unser Name. Wir sind Geistliche. Als Geistliche treten wir in die Häuser, nicht als gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen; noch viel weniger als Leute, die sich liebes Kind machen und streicheln lassen wollen. Wir sind Geistliche, mit dem heiligen Geist und Feuer getauft, sind die gottgeordneten Träger des heiligen Amtes, das den Geist gibt. Und diesen Geist, den heiligen Geist, soll der Geistliche bei seinen Hausbesuchen in die Häuser tragen, damit sie des unsaubern Geistes entledigt und Tempel des heiligen Geistes werden. Daß wir bei unsern Hausbesuchen den geistlichen Rock, den Chorrock, nicht anhaben, ändert in unserer Aufgabe nichts und darf uns selbst nicht entgeistlichen, wie jenen jungen katholischen Priester. Wir wollen ihn Carl Bitter nennen. Er hatte in der Diaspora seiner Kirche am Morgen Messe gelesen, Predigt gethan, Sakrament verwaltet. Am Abend kehrt er zur Herberge ein bei katholischen Beichtkindern, die mit ihrer protestantischen Nachbarschaft in gutem Einvernehmen stehen. Nach dem Abendessen bekomt die Familie Einladung, einer sehr muntern Gesellschaft von Protestanten beizuwohnen. Kommen Sie doch mit, heißt es zu unserm Kaplan. Da kämpft's in ihm, leider nicht lange genug. „Gut", sagt er rasch entschlossen, „Carl Bitter geht mit und der Kaplan bleibt zu Hause." So den Geistlichen auszuziehen, so sich als alles Geistes baar und ledig und wie in Hemdsärmeln vor den eigenen Pfarrkindern bloszustellen: das solte ein evangelischer Geistlicher bei seinen Hausbesuchen ihm nicht nachzuthun vermögen; denn wir sind und bleiben Geistliche, wie in der Kirche, so außer der Kirche.

In dem Geistlichen, sage ich weiter, vereinigen sich drei Personen: Prediger, Priester, Pastor. Nach je einer dieser drei Seiten hat er sich überall zu bethätigen, wie in der Kirche, so auch bei seinen Hausbesuchen. Auch bei lezteren heißt es zu ihm bald: Predige das Wort, halte an, es sei rechter Zeit oder zur Unzeit, strafe, drohe, ermahne mit aller Geduld und Lehre. Das gilt dem Prediger mit der Bibel. Bald heißt es zu ihm: Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott; redet mit Jerusalem freundlich und predigt ihr, daß ihre Ritterschaft ein Ende hat, denn ihre Missethat ist vergeben. Das gilt dem Priester mit Absolution und Sakrament. Bald heißt es zu ihm: Du Menschenkind, ich habe dich gesezt zum Wächter über das Haus Israel, zum Hirten gemacht über mein Volk. Weide meine Lämmer, weide meine Schafe. Das gilt dem Pastor mit dem Hirtenstabe. Von dieser Dreieinigkeit seines geistlichen Berufs muß der Geistliche, so oft er auf Hausbesuche ausgeht, ein volles, kräftiges Bewußtsein haben, auf daß er das Amt eines evangelischen Geistlichen redlich ausrichte an den Selen. Ja, an den Selen. Denn Selsorge zu treiben, Sorge für das Selenheil zunächst der ihm überantworteten einzelnen Pfarrkinder zu bekunden und zu bethätigen, das ist kurzgefaßt bei den Hausbesuchen, die wir als evangelische Geistliche zu machen haben, die hohe Aufgabe.

Zum Unterschiede von der Selsorge, welche wir in der Kirche, gleichfalls nach jenen drei Seiten hin, an allen Kirchkindern, die sich uns darbieten, sontäglich treiben, könte man diese Selsorge, welche uns an den einzelnen Selen und im Einzelnen zu thun obliegt, als die besondere Selenpflege bezeichnen.

Das also ist die Aufgabe unserer Hausbesuche; eine überaus schwierige und stachlige Aufgabe, die aber doch trotzdem an uns gestelt und von uns erfült werden muß.

II.

Es könte die Frage gethan werden, ob die selsorgerischen Hausbesuche so unbedingt notwendig und unerläßlich seien, zumal hier in unserm Distrikt, wo die Kirchen so dick gesäet stehen und die Bibeln so reichlich ausgestreut werden und die Lehre vom allgemeinen Priestertume, wonach vermeintlich Jeder selbst genugsam sein eigner Selsorger sein könne, so im Schwange ist. Ja, man könte den Versuch machen, die Abneigung dagegen mit einer biblischen Autorität stützen zu wollen. Was antwortete, könte man fragen, der Vater Abraham dem reichen Manne, welcher ihn bittet, den Lazarus zu senden in seines Vaters Haus und dort also einen selsorgerischen Hausbesuch machen zu lassen? Weist er ihn nicht ab mit Hinweis auf Mosen und die Propheten, welche sie haben und hören

*) Auf den einstimmigen Wunsch der Synode von dem Superintendenten derselben eingesandt.

sollen, und erklärt er des Lazarus Hausbesuch damit nicht für sehr entbehrlich? — Indessen diese Antwort Vater Abrahams ist für unsere Hausbesuche auch nicht im mindestens ungünstig. Denn Selsorger aus jener Welt sollen ja freilich nicht herunter-steigen und in die Häuser kommen; aber sollen darum die Sel-sorger, welche noch hier unten in der streitenden Kirche stehen, zu Hause bleiben? Soll der Hirte sich nicht nach den einzel-nen Schafen seiner Herde, soll der Gärtner sich nicht nach den Pflanzungen seiner Hand, soll der Ackermann sich nicht nach seinen Satfeldern umsehen? Darf ein Geistlicher die von Gott verfluchte Cainsfrage wiederholen und sprechen: Soll ich mei-nes Bruders Hüter sein? Ja, du solst deines Bruders Hüter sein, schon als einfacher Christ, wie viel mehr als evangelischer Geistlicher.

Es verbindet uns dazu zunächst der Vorgang unseres Herrn und seiner heiligen Apostel. Die alttestamentliche Kirche lasse ich außer Betracht; sonst könte ich darauf hinweisen, wie Davids Hofprediger Natan auch ein guter Hausprediger in Da-vids Hofburg gewesen, und Jesaias ein guter Krankenbesucher; wie Elias bei der Witwe zu Zarpath und Elisa bei der Suna-mitin selsorgerischen Eintritt genommen; und nun vollends Je-remias, der zwischen den Armen und Gewaltigen seines Volks als das wandelnde Gewissen einhergeht im Vaterlande und im fremden Lande, ein Selsorger nach dem Herzen Gottes. Davon aber abgesehen, sage ich, blicken wir heute nur in die neutesta-mentliche Zeit, blicken wir auf ihn, den himlischen Selsorger, den wir ebenso oft, wie im Tempel und in den Schulen, auch in den Privathäusern finden, bei Zachäus und bei Matthäus, bei Simon dem Aussätzigen und bei Simon Petrus, bei Obersten und Schriftgelehrten, auf der Hochzeit und in Trauerhäusern, wo er sein Wesen hat, nicht um sich dort speisen und ergötzen zu lassen, sondern um die Selen derer, die ihn aufnehmen, himlisch zu vergnügen mit Lehre, Mahnung, Trost und Stär-kung, je nachdem es von Nöten. Und wie dringend mahnt er zu solchen Hausgängen all die Seinen ohne Unterschied; sind doch die sechs Werke der Barmherzigkeit, die er als Welten-richter einst in die Wagschale legen will, meist solche, welche ohne persönliches Nahetreten gar nicht geübt werden können. Insonderheit aber mahnt er seine engere Jüngerschaft dazu und heißt sie die Predigt vom Reich auch in die Häuser tragen. Und diese Mahnung haben denn seine heiligen Apostel auch ge-treulich befolgt, haben nicht aufgehört zu lehren im Tempel und in den Häusern hin und her, öffentlich und sonderlich, wie es heißt, und ihrerseits empfehlen nun auch sie wieder mit aus-drücklichen Worten die Hausbesuche ihren Mitgläubigen und ihren Nachfolgern. Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der, die Witwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen, sagt St. Jacobus; und die speziellen Wei-sungen der Pastoralbriefe, welche gerade an einen jungen Geist-lichen als ein geistlicher Wegweiser gerichtet sind, weisen uns Geistliche allzumal und unbedingt an die Einzelnen und in die Häuser.

Zu Hausbesuchen nötigt uns weiter der Notstand der Kirche sonderlich in unsern Tagen und in unsern Gemeinden. Der einst wider Ahab ausgesandte falsche Geist, an den wir durch die so eben gehörte Ephoralmahnung erinnert worden, hat weiter um sich gegriffen, als er einst Auftrag empfangen, und sich als ein rasender Taumelgeist der Gemüter vieler unserer Kirchkinder bemächtigt. Sie taumeln vorbei an den Kirchen und sind so blasirt, daß sie auch nicht einmal mehr, wie wol frü-her, aus bloßer Neugierde hineinhorchen mögen; sie können stolpern über die Bibel, ohne sie auch nur eines Blicks zu wür-digen. Wie soll da dieser verzweifelt böse Schaden Josephs gebessert und den Selen geholfen werden, wenn die Selsorger den Verlornen nicht nachgehen, nicht da hingehen, wo die Er-storbenen zu finden sind, nicht in die Häuser gehen? Die Kirche hat den Beruf, ein Sauerteig zu sein; aber wie kann die Masse durchsäuert werden, wenn wir, die Diener der Kirche, in die der Kirche Ferngetretenen den Sauerteig nicht hineinthun? Das Mehl komt nicht zum Sauerteige, sondern umgekehrt. Es hat die Kirche auch die Verheißung, sie soll die Welt überwinden. Aber wie kann sie es, wenn wir Diener der Kirche nicht der Welt auf den Leib rücken und, statt in frischer Offensive ihr gegenüberzutreten, uns in schüchterner Defensive halten?

Auf Hausbesuche hin treibt uns auch die Erwartung un-serer Pfarrkinder, der treuen wie der untreuen. Die Ersteren erwarten es von uns, ihren geistlichen Vätern und Pflegern, daß wir Teil nehmen an ihrem Wol und Wehe, sie ermun-tern, ermutigen, trösten, stärken. Und die Untreuen sind des wenigstens gewärtig, daß wir kommen und sie zu bessern ver-suchen. Von vornherein befremdlich erscheinen auch dem Kir-chenflüchtling unsere Besuche nicht. Daß sich ein solcher gegen unsern geistlichen Zuspruch wappnet und die auf ihn geführten Streiche abzuwenden sucht, müssen wir freilich zu unserm Teile wieder gewärtig sein, dürfen darum aber doch an dem Erfolge unserer redlichen Mühen mit Gebet und Arbeit nicht gleich verzagen und darum lieber wegbleiben wollen.

Und zulezt noch sei auch des Segens gedacht, welchen Hausbesuche für die Kirche haben, und der kleinen Freuden, die uns selbst daraus erblühen und uns in diesen kümmerlichen Zeiten wol zu gönnen sind. Selbst der reiche Mann in der Hölle sezt noch die lezte Hofnung für seine fünf Brüder auf den Hausbesuch des seligen Lazarus und auf den Segen, der davon über sie ausgehen soll. Und der Herr hat auch die Treue im Kleinen allezeit gesegnet. Nur darf man keinen au-genblicklichen Erfolg erwarten, nicht verlangen, daß mit unsern Hausbesuchen die Herzensbekehrung der Leute Schritt halten und daß beide so unzertrennlich und unausbleiblich und unverzüglich auf einander folgen müßten, wie Blitz und Donner. So leicht ist ein Menschenherz nicht zu bekehren. Sondern hier heißt es: der Eine pflanzt, der Andere begießt und Gott gibt das Ge-deihen. Dazu komt, daß der wirklich eingetretene Erfolg sich oftmals menschlichen Blicken ganz und gar entzieht. Mitunter jedoch gibt Einem gerade bei den Hausbesuchen der Herr, welcher

in und durch uns wirkt, einen köstlichen Sonnen- und Silberblick, vielleicht zu einer Stunde, wo wir meinten, wir brächten unsere Zeit und Arbeit umsonst zu. Lassen Sie uns mit Dank vor dem Herrn solcher Selsorgererfahrungen gedenken, um uns daran aufzurichten und in dem Entschlusse zu stärken, fort und fort in selsorgerischen Hausbesuchen allen Fleiß zu thun und alle gute Treue zu beweisen.

III.

Bei Ausführung dieses gottseligen Entschlusses stoßen wir nun aber auf keine kleinen Schwierigkeiten; Hindernisse über Hindernisse sind zu beseitigen oder zu überwinden. Eines Teils liegen dieselben in uns Geistlichen, andern Teils liegen sie in unsern Pfarrkindern. Ich will es versuchen, die gewöhnlichsten dieser Hemmungen und Hinderungen an Ihren Augen jezt vorüberzuführen, und will bei uns selbst anfangen. Bevorworten möchte ich nur noch, daß bei dieser peinlichen Musterung unserer Schwächen und Gebrechen keinem unter Ihnen, geliebte Brüder, zu nahe getreten werden soll, und daß ich namentlich bei dem gleich zu erörternden ersten und dritten Punkte zunächst an mich denke.

Die Schwierigkeit der Hausbesuche lag oder liegt immer noch für mich in meiner Unbeholfenheit oder, gerade herausgesagt, in meinem Ungeschick, die Sache bei dem rechten Ende und recht geistlich anzufassen. Was ich aber nicht verstehe, das kann ich auch nicht recht schwunghaft betreiben. Wie hat's aber auch mit mir anders kommen können! Ich beklage es tief und schmerzlich, daß ich als junger Theologe so ganz und gar keine Anleitung empfangen habe zu dieser Seite unserer pastoralen Thätigkeit. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts hielt der Leipziger Professor Gottfried Olearius noch akademische Vorlesungen über „die geistliche Selenkur bei Gesunden und Kranken". Auf andern Universitäten mag es damals in ähnlicher Weise geschehen sein. Das war für die künftigen Selsorger die nötige und darum sehr dankenswerte Instruktion zur vorläufigen Orientirung auf ihren Selsorgergängen durch die Häuser. Von dergleichen Vorlesungen war schon vor dreißig Jahren auf den Universitäten nichts mehr zu sehen und zu hören. Ja, ob ein Candidat auch nur die für selsorgerische Hausbesuche so wichtige Psychologie auf Universitäten gehört und etwas davon in sich verarbeitet habe, danach fragte den Candidaten wenigstens der dreißiger oder vierziger Jahre auch beim Examen pro ministerio kein Mensch. Evangelische Predigerseminare, die das an dem Akademiker Versäumte nachholen könten, sind für unsere Kirche so gut wie nicht da; und ob die wenigen, welche da sind, die Bestimmung haben und verfolgen, zur geistlichen Selenkur bei Gesunden und Kranken den jungen Leuten Anleitung zu geben und Handreichung zu thun: will ich dahin gestelt sein lassen. Im günstigsten Falle können es immer nur Wenige sein, welche auf Seminarien diese Vorbildung zu einer gesegneten Amtsführung empfangen, und ich gehöre samt den allermeisten von Ihnen zu diesen Bevorzugten nicht. So wächst

denn bei uns der junge Theologe sich selbst überlassen heran und soll hernach als Pfarrer nun auf einmal können, was er doch sein Lebtage nicht gelernt hat, nämlich Selsorge treiben und Hausbesuche machen. Das ist von ihm aber, meine ich, zu viel verlangt. Um Schulbesuche machen und als Schulinspektor mit einigem Anstande fungiren zu können, muß der Candidat einen sechswöchentlichen Cursus auf einem Schullehrerseminare durchgemacht haben. Ist denn die Verwaltung des Pfarramts aber leichter als die des Schulvorsteheramts? Und wenn nicht, wo ist dann, frage ich, die Vorschule für die künftigen Selsorger? Solten sie nicht gehalten sein, vor ihrem Eintritt ins Pfarramt einen wenigstens sechsmonatlichen Selsorgercursus bei einem erfahrenen Geistlichen durchgemacht zu haben? Aber nein. Sie müssen leider ihre eignen Lehrmeister sein, oft durch Schaden erst klug werden, und haben dann später genug zu thun, um mühsam das wieder gut zu machen, was sie aus Unkunde früher schlecht gemacht haben. Und das ist mein Fall.

Bei andern Geistlichen ist es das Uebermaß wissenschaftlicher Studien und Schriftstellerei, was ihre Hausbesuche nicht zu rechter Uebung und Kraft kommen läßt. Fleißig fortzustudiren — mit dem guten Rathe schlossen früher ganz stereotyp die theologischen Prüfungszeugnisse. Die Geistlichen sollen mehr studiren hat uns erst kürzlich auch in dieser Zeitung eine Stimme zugerufen. Und was soll ein Pastor nicht alles studiren? Was sagen aber die Angefaßten in unsern Gemeinden dazu? Probiren, antworten sie, geht über Studiren. Ich will lieber mit einem siebzehnjährigen Fischerjungen über den See fahren, als mit einem siebzigjährigen Doctor, hat einmal einer gesagt. In Rheinland erklären laut die Gemeinden: Unser Pastor muß ausstudirt haben und uns besuchen; und wenn er dazu Studirens halber keine Zeit hat, so muß er wieder in die Provinz Sachsen gehen und da weiter studiren. Haben denn, frage ich, jene Gemeinden mit ihrer Forderung so unrecht, und fordern sie Unbilliges? Wir sind ja doch für sie da und haben als ihre Geistliche nicht die Aufgabe, daß wir gelehrt werden, sondern daß wir die Häuser unser Pfarrkinder gelehrt machen zum Himmelreich. Womit ich nicht sagen will, daß wir selbst unter den Nullpunkt der Wissenschaftlichkeit herabsinken müßten und der Pastorenstand der Typus der Ignoranz zu werden brauchte. Ich meine nur, wir müssen, wenn auch vielleicht mit blutendem Herzen, manches gute Buch ungelesen und manche Schrift ungeschrieben lassen können, damit ja der Selsorge in den Häusern kein Abbruch geschehe, nnd dürfen über Lectüre und Studien, welche uns ergötzen, nicht die Hausbesuche verabsäumen.*)

*) Der Herausg. kann diesen Aeußerungen nicht beistimmen. Tiefgehende Meditation ist die Grundbedingung auch für die gedeihliche Selsorge. Nur durch sie, in Verbindung mit dem Gebete, läßt sich die Concentration bewahren, ohne die alle Selsorge unnütz wird. Wessen Kräfte nicht ausreichen solten, der würde besser thun, sich auf die Predigt und die sich daran von selbst anschließende Selsorge zu

Zum dritten thut unsern Hausbesuchen Abbruch und Eintrag unsere deutsche Gemütlichkeit, um nicht zu sagen, unsere pastorale Gemächlichkeit, wie sie im Pastor Schmolke und im Abt von St. Gallen, jugendlichen Andenkens, warnend persiflirt ist. Selsorgerische Hausbesuche haben überhaupt, wenigstens hier zu Lande, das nicht, was man Gemütlichkeit nent, vielmehr sind sie, wenn auch nicht von einem eisigen Luftzuge, so doch allezeit von einem straffen, frischen Morgenwinde durchweht, und dem sezt Mancher sich nicht gern aus. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Seien wir denn auf unserer Hut vor uns selbst und lassen wir uns doch ja nicht beschleichen von jener spannungslosen Mattherzigkeit, die man gern für Gemütlichkeit ausgibt. Hüten wir uns doch ja, denn die Gefahr ist da, daß wir nicht die Erbschaft jenes Issaschar antreten, von welchem der sterbende Vater weissagt: „Issaschar sah die Ruhe, daß sie gut ist, und das Land, daß es lustig ist."

Ein leztes gewaltiges Hindernis, woran die Ausübung der Hausbesuche sich stößt und ihre Kraft sich bricht, ist unser Kleinglaube. Wie oft kommen Zeiten und Stunden, wo wir nach unserm blöden und verzagten Herzen selbst kein rechtes Vertrauen haben wie zu Gottes Wort und seiner Hammerkraft und Schwertesschärfe, so zu unserm Amte und seinen Gnaden. Helfen thuts doch nicht, habe ich einmal, als von der Predigt die Rede war, halbverzweifelnd einen Amtsbruder ausrufen hören. Wer sich aber von solchen bösen Gedanken auf der Kanzel und unter der Kanzel lange plagen läßt und ihnen kein kräftiges: Hebe dich weg von mir, Satan, entgegensezt, dem wird bald Herz und Mund, Hand und Fuß gelähmt sein, so daß er zu Rettungsversuchen, sonderlich zu Hausbesuchen keinen Anlauf mehr nimt. Ist einem Diener am Wort erst das Bewußtsein entschwunden, daß er nicht seine, sondern seines Gottes Sache treibt, so wird er bald und oft die Schlacht schon vor ihrem Beginne verloren geben und nur die eigene werte Person zu retten suchen. Wollen wir, liebe Brüder, unter solchen Ausreißern uns erfinden lassen? Mit Gottes Hülfe, denke ich, wollen wir's nicht, sondern wollen Stand halten. Unverzagt und ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen. Soll das aber schon jeder schlichte Christ, wie viel mehr ein christlicher Selsorger bei seinen Hausbesuchen.

Was diese Hausbesuche überhaupt und ihren Segen insbesondere hindert, das liegt zum andern Teile aber auch an denen, die von uns besucht werden. Es empfängt uns nämlich

beschränken, als die Vertiefung in Gottes Wort den Hausbesuchen zu opfern. Wo der Wille aber wirklich gut ist, da reicht auch die Kraft weit. Anm. der Red.

nicht selten bei den Einen das Mistrauen und der Argwohn, bei den Andern die Indolenz, bei den Dritten die Impertinenz.

Vielfach sind unsere Pfarrkinder gegen uns argwöhnisch und mistrauisch gemacht, als wolten wir entweder als die Herren ihres Glaubens über sie herschen, sie verkaufen und dumm machen, oder aber sie ausnutzen und scheren. Und das sagen Einem die Leute bisweilen ganz naiv und ohne ihr Wissen und Wollen gerade ins Gesicht. Vor einiger Zeit hat eins meiner Pfarrkinder, ein sonst woldenkender Mann mit grauem Haupte, zu welchem ich seiner Meinung nach nicht oft genug auf Besuch käme, mir erzählt, daß meiner seligen Vorgänger einer fleißiger zu ihnen gekommen wäre, besonders zur Erntezeit; denn — sezte schmunzelnd der Erzähler hinzu — „der Herr Pastor habe gern Märzenbier getrunken", ein Getränk, welches bekantlich zur Erntezeit in den Bauerhäusern verzapft wird. Man traut es uns also zu, daß wir, blos um einen Trunk zu thun, in die Häuser kämen. Nun, ist schon St. Paulus vor diesem niederen Verdachte des Eigennutzes und jener Herschsucht nicht geschüzt gewesen: was Wunder, wenn auch wir nicht davon verschont bleiben. Und kann nun freilich dieser Umstand kein Förderungsmittel der Hausbesuche sein, so darf er doch aber auch kein Hinderungsgrund dabei werden.

Ebenso wenig einladend dazu ist die Indolenz, welche wir in vielen Häusern vorfinden. Da ist Interesse vorhanden für Alles, für Politik nach dem angebornen Talent, für Landwirtschaft nach dem anerschaffenen Erhaltungstriebe, für die kleinsten Tagesneuigkeiten und andere leichte Waare. Nur von geistlichen Dingen muß der Geistliche nicht anfangen; denn dann gibt's verlegene Gesichter, laue und flaue Antworten und unheimliches Rücken, als wäre Feuer unter dem Stuhl. Wenn nun aber unser warmes Wort so gar kein Echo findet in der Leute Brust; wenn sie an die geistliche Speise gar nicht heranwollen; wenn man erst auf weiten Umwegen von hinten glaubt herumkommen zu müssen und wenn sie schließlich Einem doch entschlüpfen, wie der Aal durch die Hand: das ist doch fürwahr wenig erquicklich und ermutigend zu Hausbesuchen. Was soll man da thun, um nicht zu ermüden? Hingehen und kein Echo vorläufig erwarten; hingehen und nicht von hinten herumkommen; hingehen und den Aal festfassen, wie St. Paulus den Landpfleger Felix.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 19. December. № 101.

Die moderne belletristische Journalistik Deutschlands.

II.

Von der „Gartenlaube" wird gerühmt, sie enthalte „so viel Gutes novellistischen Inhalts." Wir haben in den uns bekant gewordenen Jahrgängen „mustergiltige Novellen" nicht gefunden; wir haben es vielmehr von Freunden des Blattes aussprechen hören, die Erzählungen und Novellen seien gerade der schwächste Teil des Ganzen. Um den Beweis dafür zu liefern, daß in dem spezifisch belletristischen Gebiete der G. L. viel Geschmacklosigkeit und Unnatur zu Hause sind und daß nicht einmal von halbwegs poetischen Kunstwerken die Rede sein kann, haben wir nur nötig, aus der Hälfte eines einzelnen Jahrganges (1858) in kurzen Zügen den Inhalt einiger Erzählungen anzugeben.

1. Das selbstbewußte Weib. — Arthur Alster hat gegen die „Hofnungen" seiner Mutter „unter seiner Stellung" geheiratet. Die Mutter, welche einen „Grausamkeit andeutenden Kinnbacken" hat, citirt während des Sohnes Abwesenheit einen Verwandten Namens Alphons, „den Bruder Liederlich der Familie", der jedoch „fern von Bosheit und Laster" ist, zur Unterhaltung der bescheidenen Schwiegertochter. Die Mutter, welcher übrigens „jede Individualität heilig" ist, erregt mittels verleumderischer Briefe des Sohnes Eifersucht. Dieser schreibt seiner Frau „das gemeine Laster der Schwachen, nicht beständig und nicht wahr zu sein" sofort zu und will sich nach dreimonatlichem Ehestande scheiden lassen. Bei seiner Rückkunft gibt er jedoch glücklicher Weise seiner Frau die Briefe der Mutter. Diese „Edeldame" (so bezeichnet wegen ihres Geldes) wird von der verleumdeten Schwiegertochter vor der versammelten Familie entlarvt. Obgleich nun jener teuflische Plan der „Edeldame" mislungen ist, meint diese doch, der Sohn müsse sich von seiner Gattin scheiden lassen und derselben „eine andere Heirat ausmachen". Nun aber bricht das „selbstbewußt" gewordene Weib Arthurs alle Verbindung mit jener ab, und die „Edeldame" bekent, sie habe sich doch in der Tochter geirrt. Arthurs Liebe zu der nicht mehr timiden Frau blieb schwerlich dieselbe, seine Achtung wuchs. Sonst ist „alles in bester Ordnung."

2. Aus einer höchst verworrenen Novelle von L. Storch heben wir nur aus, daß ein junger Advokat mit seiner Frau jeden Ostermorgen, eines früheren Todesfalles wegen, in ernster Stimmung verlebt: er spricht im Dome ein Gebet für das Selenheil des Verstorbenen und sie singt am Klavier ein Stabat mater. Ueberhaupt „half ihnen die Musik, dieser Engel des Lebens, über alles Böse hinweg." — In derselben Novelle bringt eine junge Frau auf folgende zarte Weise ein Par zusammen: „Seht euch an, ihr beiden theueren Menschen! recht tief in die Augen! noch tiefer in die Selen! Erkent ihr euch? Ja, ihr habt euch schon erkant; euer heiliges, keusches Erröten verrät es. Nun denn, so ist auch schon die Ahnung in euch aufgeblüht, daß ihr für einander bestimt seid."

3. Zwei deutsche Mädchen. — Eine Berlinerin geht mit ihrem unehelichen Kinde, nachdem sie dem „Geliebten" zu Liebe katholisch geworden, in Gemeinschaft mit ihrer, im Ehebruch erzeugten Stiefschwester nach Amerika, woselbst die beiden aus Verzweiflung über ihre leibliche Not sich und dem Kinde mit Blausäure den Tod geben.

4. Ein junger Fabrikant verlobt sich mit einem Fräulein von 40,000 Thalern, weil ihm die 5000 Thaler der ihm von seinem Vater in der plumpsten Weise als „Lebensgefährtin" eines schönen Tages zugeführten „edeln" Fabrikarbeiterin für die Geschäftsausdehnung zu gering erscheinen. Nachdem aber durch eine Handelskrise schwere Verluste eingetreten und die reiche Braut deshalb zurückgegangen ist, heiratet der junge Fabrikant die ärmere, edle Sele.

5. Iffland hat in einer gleichnamigen Novelle A. v. Sternbergs zur „Freundin" die Frau eines hohen Beamten, welche ihn in seiner Wohnung, sowie in seinem Garderobezimmer besucht und an seinem Krankenlager wacht. Vor seinem Benefizabend betet der „Possenreißer" in der widerlichsten Form um glücklichen Erfolg. Ein Collaborator, Ifflands Freund, heiratet die Mutter seines unehelichen Kindes, nachdem dieselbe lange Zeit mit einem dem Trunke ergebenen Schauspieler in wilder Ehe gelebt hatte. Der leztere will einem, mit einer reichen Gräfin verlobten, lüderlichen General ein junges Mädchen zuführen, das mit einem jungen Soldaten verlobt und im Begriffe ist, auf die Bühne zu gehen. Eine mehrstündige Abwesenheit derselben bringt den Liebhaber beinahe dazu ins Wasser zu springen; zulezt geht die Sache noch gut aus.

6. Ein heruntergekommener Goldschmidt macht gemeinschaftliche Sache mit Falschmünzern und komt ins Zucht-

haus. Seine Frau, welche auf die Hülfe des „Himmels", der noch nie brave Leute verlassen habe, gehofft hatte, erhängt sich, und während ihr Leichnam auf die Anatomie gebracht wird, komt der einzige, glücklich verlobte Sohn aus der Fremde zurück und wird wahnsinnig: „sein Geist ist gestorben, todt für alle Zeiten." Die Braut hofft nun auf eine Verbindung „droben".

7. Meisterbrot. Ein kranker, bejahrter Tuchmachermeister, der mit einer jungen Frau in glücklicher Ehe lebt, wird durch den opferfreudigen Edelmut seines Gesellen aus den drückendsten Nahrungssorgen gerettet. Während die Frau auswärts auf der Messe ist, stirbt der Mann. Der Geselle gewint im Hazardspiele eine so bedeutende Summe, daß die Gefahr des Concurses für die junge Witwe verschwindet. Aber der tugendhafte Spieler wird in Folge des Glücksfalles todtkrank und gesteht sterbend der soeben von dem Tode ihres innig geliebten Mannes in Kentnis gesezten Meisterin „in heiligen Minuten" seine Liebe. Die tugendhafte Meisterin hinwiederum bekent, unter heißen Thränen und heißen Küssen, wie schwer ihr oft das Schweigen geworden sei.

Der G. L. werden aus allen Gegenden Deutschlands, laut angehängten „Briefkastens", lyrische Gedichte, man kann wol sagen fuderweise, zum Abdruck übersandt. Die Redaktion vermag nur selten aus diesen Ergüssen vulgärer Reimschmiede ein druckenswertes Gedicht zu veröffentlichen. Aber selbst dieses streng gesichtete Material spricht meist aller Poesie Hohn. So finden sich in einem, der rationalistischen Gesangbuchsreimkunst würdig zur Seite zu stellenden Gedichte: „Lob der Arbeit", die auf einen wenig Erwerbenden sich beziehenden Verse:

„Doch trägt er einen Schatz in seiner Brust,
Den alles Gold der Welt nicht kann erwerben,
Der ihn für jeden irdischen Verlust
Entschädigt, sanft und leicht ihm macht das Sterben.
Der Schatz, den Niemand Macht hat zu vernichten,
Ist das Bewußtsein treu erfülter Pflichten."

In einem anderen, ohne Zweifel von vielen Lesern „hochpoetisch" genanten Gedichte wird mitgeteilt, daß die Blumen und die Sterne eine Liebschaft miteinander gehabt hätten, welche durch die Schöpfung der Erde von Gott getrent worden sei, und „beide werden nimmer sich zu Eigen!"

Auch im Gebiete der schönen Literatur huldigt die G. L. einem crassen „Cultus des Genius". Diese Abgötterei, dieses Haben anderer Götter neben dem Herrn Zebaoth oder an der Stelle des Herrn Zebaoth wird ganz offen in einer an den längst vergessenen Dichter Michaelis (18. Jahrh.) gerichteten Anrede mit den Worten ausgesprochen: „Der du zuerst vor dem Gewaltigen, dem großen Briten (Shakespeare) die Hände falteteſt!" — An einem anderen Orte heißt es von der „Poesie", sie schwinde in Nordamerika immer mehr durch Ausrottung der Indianer und der Büffelherden und könne nicht durch „salbungsvolle fanatische Priester" ersezt werden. Offenbar sind damit die Missionäre gemeint, welche die G. L. dem Scalpiren und den Büffelochsen gegenüber für sehr überflüssig hält. — Dagegen hat sie auch wieder die Genugthuung, von der Freude des „Musikfreundes" und des „Patrioten" zu reden, daß in Deutschland die Gesangvereine sehr überhand genommen, daß das Volk bis in die kleinsten Gaue seine Meister kenne und der Name Beethoven auch auf Dörfern längst aufgehört habe, unbekant zu sein. — Soll etwa damit der Poesie des Volkslebens aufgeholfen werden? Philipp Wackernagel spricht von „den verherenden Folgen der Männergesangvereine auf dem Lande, die alle Freude des Volksgesanges zerstören und hinter sich eine Oede zurücklassen, da kein einfaches Lied mehr gehört wird, da vor den Flittern überkünstelter Ständchenmusik, die der Charakter fast alles vierstimmigen Männergesanges ist, das Volkslied sich in die Stille des weiblichen Lebens flüchtet, um da mit seinem Segen zu verweilen, bis der Lärm vorüber und der Wald wieder frei ist." (Vorrede zu Luthers geistl. Liedern. Stuttg. 1848.)

Der Ausgangspunkt der üppigen Sängerfeste, von welchen die G. L. so viel frohe, kunst- und freiheitstrotzende Berichte bringt, liegt — selbst in den Augen ernster Nichtchristen — in der Eitelkeit, in der Fleischeslust und im hoffärtigen Liberalismus. Oder steht das thörichte Wort eines Redners beim Nürnberger Sängerfest: „unser Fest ist in der Geschichte Deutschlands ein Ereignis" nicht in engster Verbindung mit der Aeußerung gewöhnlicher Genußsucht: „gezecht wurde freilich tapfer in diesen heißen Tagen der Freude"? — Wie nur eitle Selbstverherlichung in solchen Wein- und Bierfesten einen nationalen Fortschritt der Volksbildung erkennen kann, so ist es auch nur einer götzendienerischen Gesinnung möglich, im Namen des Volkes (!) solchen Größen der deutschen und fremden Literatur beizufallen, welche wie die weiland Juden Börne und Heine oder wie die Demokraten Freiligrath und Victor Hugo schon darum keine besondere Anerkennung verdienen, weil sie an ihrem Teile anhaltend genug an der Zersetzung des immer noch dem Christentum nicht völlig entfremdeten Volkes gearbeitet haben. Es ist deshalb, gelinde gesagt, ein verwerfliches Unternehmen, wenn die G. L. im Tone der Bewunderung von dem jungen Baruch (nachmals Börne genant) erzählt, wie er am liebsten vor der Madame Herz in Berlin, „wie vor einer Göttin kniend hingesunken wäre, um sie anzubeten"; wie er dann von dieser Göttin den Tod vergeblich mit den Worten gefordert habe: „ich bin nicht mehr wert, diese reine Atmosphäre mit Ihnen zu atmen"; wie dann die Jüdin ihn aufgefordert habe, gegen das Vorurteil zu kämpfen, womit seit Jahrhunderten der blinde Religionshaß ihre Glaubensgenossen verfolgt hätte, er — der Jude — solle als Deutscher, wie sie, die dumpfe Verkommenheit des größten Volkes, das je die Sonne erblickt, fühlen; die ganze Menschheit habe ein Recht auf ihn; für Wahrheit, Recht und Freiheit werbe sie ihn im Namen dieser Menschheit an. — Und wenn dann weiter erzählt wird, die Göttin Madame Herz habe segnend ihre Hand auf des Judenjünglings Haupt gelegt und diese Stunde habe ihn zum

Manne gereift, so weiß man nicht recht, ob man mehr lachen soll, daß solche Verrücktheiten wirklich vorgekommen sind, beziehungsweise von dem Erzähler (M. Ring) erfunden werden konten, oder ob man mehr an die ernste Schlußfolgerung denken soll, wie weit wir doch schon abwärts gekommen sein müssen, daß die Weisheit abgefallener Juden, die sich ein entscheidendes Urteil über unser christliches Volk angemaßt und demselben immer wieder die Franzosen als Muster hingestellt haben, in einem für das deutsche Volk berechneten Blatte als die wahre Essenz von Licht und Wahrheit angepriesen wird.

Von Heinrich Heine rühmt die G. L., mit ihm habe die „Heinesche Literaturepoche" begonnen, sein Charakter sei der, daß er keinen gehabt habe. Wir haben gesagt: die G. L. rühmt dies. Ja, sie rechtfertigt dieses Rühmen mit den Sätzen: „Große Männer dürfen nicht mit dem Maßstabe gemessen werden, mit dem man gewöhnliche mißt"; „große Männer vom christlichen Standpunkte und nach erhaltenem Facit ihre Größe beurteilen zu wollen, ist ebenso eitel als die Quadratur des Zirkels zu suchen." Da indessen in der G. L. selbst anderwärts der Satz: „Das Genie darf nicht mit dem gewöhnlichen, moralischen Maßstabe gemessen werden", als „Kunstketzerei" zurückgewiesen worden und da hierzu mit Recht bemerkt worden ist: „diese Phrase kann man immer hören, wenn von einem lüderlichen Künstler die Rede ist", so ergibt sich hieraus, mit welcher Nachlässigkeit das Blatt, selbst in so schwer wiegenden Punkten, redigirt wird. Jener unzweideutige Ausspruch über die sittliche Stellung Heine's ist übrigens darum geduldet worden, weil es dem Cultus des Genius entspricht, Schriftsteller, welche der Entfesselung des Fleisches das Wort reden und damit ihre Abhängigkeit, ja ihre Knechtschaft im Dienste der unterirdischen Weisheit bekunden, um deswillen als außergewöhnliche, überirdische Wesen von dem Sittengesetze auszunehmen.

Den Dichter und Demokraten Ferdinand Freiligrath scheint die G. L. gleichfalls als eine Art Halbgott zu verehren. Sie will zwar mit der „heiligen Verehrung des Dichters keine Abgötterei treiben", aber der Rebell Freiligrath kann nach ihr „gar nicht amnestirt werden." Fragen wir nun: worin soll denn diese über alle andere Menschen, ja selbst über die von Gott gesezte Obrigkeit hinausgehende Stellung begründet sein? so erhalten wir die Antwort: Freiligraths Poesien „pulsiren im besten Herzblut seines Volkes." Als bloßer Dichter soll er ein legibus solutus sein, der wenigstens politische Verbrechen gar nicht begehen kann. Wir meinen, darin liegt auch eine Quasi-Apotheose. — Von Victor Hugo, dem französischen Freiligrath, weiß die G. L. zu berichten, daß er „ein sanftes, verklärtes Auge" habe und in den Augen liege das Herz. Gleichwol wird von diesem Herzen gesagt, daß es „der Rache und dem Zorne treu geblieben sei". Der unglückliche Dichter hatte bekantlich die lezte französische Revolution machen helfen. Trotzdem hat er später dem Kaiser Napoleon III. gegenüber von Recht und Gerechtigkeit reden wollen. Da er zulezt an der „Gerechtigkeit des Schicksals" verzweifelte — und zwar einfach darum, weil er nicht erkennen wolte, „womit jemand sündiget, damit wird er auch gestraft" —, so zog er sich in sein „heiligstes Innere", das, wie erwähnt, immer noch voll Rache und Zorn erfüllt ist, zurück, um seiner Muße zu leben. Neuerdings hat Hugo „les misérables", „diese Predigt des wahren Christentums, der natürlichen Religion der Liebe" geschrieben, wie die G. L. wiederum, in Erfüllung des Wortes: „es werden falsche Christi aufstehen", sich auszudrücken für gut befunden hat. Aus dem Familienleben des Dichters wird mitgeteilt, daß sein Schwiegersohn sich aus Liebe zu seiner Gattin ertränkt habe. Weil nun wegen dieses Selbstmordes ein kirchliches Begräbnis versagt worden ist, so werden „die fanatischen Priester" mit dem scheinbar hoch erhabenen Worte: „was wissen sie von dem Selbstmord aus heroischer Liebe", als bemitleidenswerte niedere Creaturen gebrandmarkt. — Aus einer durchaus lobenden Besprechung eines Hugoischen Gedichtes ergibt sich u. a. auch das, was die G. L. von der Unsterblichkeit hält. In dem Gedichte wird „erzählt von dem Tode des Erstgebornen, von dem verzweiflungsvollen Schmerz der Mutter, die sich auch dann nicht trösten kann, als ihr der Himmel ein zweites Kind schenkt." „Nein, nein! ich will es nicht!" ruft die Mutter aus. „Du blickest neidend her, mein süßes, todtes Kind dort in der starren Erde! Du sagtest: ach, vergessen bin um ein anderes ich! die Mutter liebt's und lacht; es ist so lieb und schön! sie hält's im Arm und ich — ich lieg in meinem Grabe!" — Da flüstert plötzlich eine leise Stimme durch die Vorhänge der Wöchnerin: „Mutter, weine nicht mehr, ich bin's ja!" — Zu diesem über die Maßen unwahren Gedichte merkt nun der Berichterstatter an: wie schön ist dieser Mutterschmerz, dieser Glaube an die Unsterblichkeit der Sele ausgedrückt, — und doch ist von beiden nicht die leiseste Spur vorhanden. Eher könte noch von einer Selenwanderung gesprochen werden. —

Seume und Jean Paul sind, laut G. L., „hochheilige Sänger", „rüstige Arbeiter im Weinberg der deutschen Bildung". Ja, von lezterem wird geradezu bekant, daß er „vergöttert" worden sei. Wie wenig Auszeichnung jedoch in diesem Ausdrucke liegt, ergibt sich daraus, daß die G. L. u. a. Menageriegeschichten auch von einem Mandrilaffen erzählt, der als Künstler „vergöttert" worden sei. Vergötterung der Menschen und Thiere ist jedesmal die Folge der fehlenden Verehrung Gottes.

Wie man schon im Allgemeinen vermuten kann, gipfelt auch in der G. L. der Geniecultus im Schillerdienst. Von dieser, selbst vielen Irdischgesinten anstößigen Götzendienerei ist in der Ev. K. Z. und anderwärts wiederholt gesprochen worden. Wir tragen daher nur nach, daß es die G. L. „unangenehm berührt" hat, wahrzunehmen, daß einzelne Geistliche gegen diese „strafbare Abgötterei" gepredigt hätten. Es wird nicht einmal der Versuch gemacht, diesen Vorwurf zu

widerlegen. Für die G. L. wäre es auch eine pure Unmöglichkeit. In demselben Maße, als christliche Bücher die Worte der h. Schrift anführen, pflegt sie die allergeläufigsten und man kann wol sagen ausgenuzten Schiller'schen Verse zu citiren. Sind ihr doch Schillers Gedichte „ein ewiges Heiligtum", „das Evangelium der Jugend", aus welchem man „Hofnung und Trost" schöpfe, durch das die Jugend aus des Zweifels Schmerzen zum Schauen geführt werde u. s. w. Die Schillerstiftung wird zum „vollendeten Pantheon deutscher Nation" gemacht, d. h. wol zu einem ideellen Tempel, in welchem allen möglichen Dichtern oder Göttern Opfer in Gestalt von Pensionshekatomben dargebracht werden.

Zu den Erörterungen über Kirche und Verfassung.

III.

Für die menschliche Entwickelung des Kirchenrechts auf seinem göttlichen Grunde, wird der Fortschritt von einer gegebenen Stufe zur anderen durch Weisungen Gottes in seinem Worte und in seinen Fügungen sowol hervorgerufen, wie nach Zeit und Maß bedingt. Was menschlicherseits zur Verbesserung der Kirchenverfassung beigetragen werden soll und kann, beschränkt sich daher zunächst darauf, daß auf dem jedesmaligen Standtpunkte die von demselben dargereichten Mittel zur Reinigung und Kräftigung des kirchlichen Lebens erschöpfend in Anwendung gebracht werden. Die treufleißig hierauf gerichteten Bemühungen sind an sich selbst zugleich der dem menschlichen Dienste vorgezeichnete Weg zur Herbeiführung der thatsächlichen Bedingungen, durch welche auf der gegebenen Grundlage der Uebergang zu einer umgestalteten Kircheneinrichtung geschichtlich sich vermittelt. Wesentlich von diesen Grundsätzen ist die Bewegung im Bereiche kirchlicher Organisation, welche durch die deutsche Reformation veranlaßt war, geleitet worden. Als bei der durch den Widerstand der Bischöfe gegen das Evangelium entstandenen Lücke im kirchlichen Organismus der dringende Notstand Anordnungen behufs geistlicher Versorgung des evangelischen Volkes gebot, wurde eine schriftmäßig gesicherte Begründung solcher Maßnahmen in dem Berufe der Obrigkeit zur Beschirmung und Pflege der Kirche erkant. Die hieraus erwachsenen Einrichtungen können, recht verstanden, noch jezt ein Provisorium genant werden. Allein die wirkliche Bedeutung desselben *vermindert* nicht die Strenge, mit welcher vor dem Unternehmen seiner Verwandlung in ein gehoftes Definitivum zu prüfen ist, ob inzwischen die Bedingungen einer solchen Bildung sich verwirklicht haben. Eher läßt die lange Dauer der dem gegenwärtigen Zustande angeschlossenen Gewöhnung eine *vermehrte* Sorgfalt für die desfallsigen Erwägungen rathsam erscheinen. Ließ, um nur dies anzudeuten, die als ein verbreiteter Zug im Bewußtsein der Reformationszeit erkennbare Sehnsucht nach dem Frieden eines der Sündenvergebung versicherten Gewissens etwa *weniger* auf die Reife für reinkirchliche und evangelische Formen der Verfassung schließen, wie die gegenwärtig massenhaft vorwaltenden Stimmungen, denen jene Empfänglichkeit für das Wort von der Gnade, beim Mangel ihrer Voraussetzung, ganz fremd ist? Schon eine solche Vergleichung genügt, um die voreilige Angabe zu beanstanden, daß durchgängig ein Zustand der Gemeinden sich vorfinde, welcher mehr als früher die Umbildung der Verfassung in der Richtung auf Ablösung vom Zusammenhange mit dem Ansehen christlicher Obrigkeit begünstige. Ueberdem ist die in den Anfängen deutscher Reformation hinsichtlich neuer kirchlicher Ordnungen angewandte Verfahrensweise dem später durch die geschichtliche Rechtsansicht zu wissenschaftlicher Klarheit entfalteten Grundsatze genau verwandt, welcher, im konservativen Anschlusse an das überlieferte Recht, das Erfordernis legislativer Aenderungen desselben nach dem konkret erkennbaren Bedürfnisse bemißt. Wenn irgendwo, erscheint im kirchlichen Gebiete die Befolgung dieses Grundsatzes geboten.

Unter den Umständen der Gegenwart führt diese Grundregel, im Gegensatze zu jeder Umwälzung nach doktrinären oder revolutionären Idealen, zur geschärften Stellung der Frage: worin das von der veränderten Staatsverfassung in helleres Licht gebrachte Erfordernis kirchlicher Neugestaltung eigentlich bestehe? Dasselbe beschränkt sich, wenn aus der Uebereinstimmung sonst weit auseinandergehender Auffassungen das unbestreitbare Ergebnis entnommen wird, auf die Notwendigkeit der Ausmerzung territorialistischer Fehler, welche der landesherlichen Regimentseinrichtung sich angesezt haben. Ihre Befreiung von solchen Entstellungen, soweit dieselben sich aufzeigen lassen, muß auch um deswillen allen weiteren Maßnahmen vorangehen, weil erst der Erfolg der auf die ihrer wahren Bedeutung entsprechende Gestalt zurückgeführten Verfassung mit Sicherheit die Richtung und den Umfang ergänzender Ordnungen als eines konkreten Bedürfnisses erkennen lehrt. Es ist keine rein objektive Leitung des Widerstreites verhältnismäßiger Gegensätze, wenn das in der Pflege versäumte Bestehende vor Heilung seiner Mängel in Kampf gestelt wird mit einem vermeintlich Vollkommneren, welches seine mögliche Verunreinigung erst noch als eine Zukunft vor sich hat, während die gegenwärtige Anbahnung desselben gleichwol die Mittel seiner Verwirklichung aus dem vermeintlich Veralteten schöpft. Tritt daher, der Vorbereitung neuer Verfassungszustände gegenüber, die Erledigung notwendiger Berichtigungen der hergebrachten Regimentsart werklich in den Hintergrund, so bestätigt dies die Erfahrung, daß das Bessere, nur vorgestelt als ein solches oder unerreichbar, der gefährlichste Gegner des naheliegenden, aber verkanten Guten ist.

Beilage.

Den Punkten, an welchen das landesherliche Kirchenregiment einer Befreiung von Ausflüssen des Territorialismus bedarf, ist mit Recht der dermalige Anteil des Kultusministers und der Regierungen an der Führung der kirchlichen Oberaufsicht zuzurechnen. Allein das konservative Prinzip erfordert, daß auch in diesen Stücken nicht in der Weise rigoristischer Ausjätung, welche aus gutem Samen Entsprossenes mittreffen könte, verfahren werde. Die Wirksamkeit der genanten kirchenregimentlichen Organe ist in wichtige Beziehungen verflochten, welche über das Bereich der unmittelbar kirchlichen Zuständigkeit hinaus für die Kirche von weiteingreifender Bedeutung sind. Dahin gehört in Ansehung des Ministers der geistlichen Angelegenheiten, daß seine Teilnahme am evangelischen Kirchenregiment einen den christlichen und beziehungsweise evangelischen Charakter des Staats berührenden Einfluß auf seine Gesamtstellung äußert, welche durch Veränderung der leztern an günstigem Erfolge verlieren kann. Nicht minder erscheint die Abtrennung der kirchlichen Externa von der bisherigen Stelle ihrer auffichtlichen Wahrnehmung, abgesehen von anderen vielleicht eher zu beseitigenden Schwierigkeiten, namentlich auch auf der Provinzialstufe, von der Gefahr einer Verletzung des Lebenszusammenhanges der Schule mit der Kirche begleitet. Diese Bedenken bestreiten nicht, daß dem Ausspruche des Bekentnisses, welcher verbietet, geistlich und weltlich Regiment ineinander zu mengen, unbedingte Geltung zukomme, sie behaupten nicht, daß halbe Erfüllung dem dadurch ausgedrückten Grundsatze genüge. Allein dieser unverbrüchliche Satz, darin wurzelnd, daß Geistliches geistlich gerichtet werden soll, bedeutet hauptsächlich, daß die kirchliche Leitung, in klarer Selbstunterscheidung ihres Wesens von politischer Gebieterschaft, den Kreis ihrer Thätigkeit vom Bereiche weltlicher Ordnungen bestimt abgegränzt sich zu bewahren habe. Solche Unterscheidung läßt sich nicht ausreichend vollziehen, ohne daß sie in der gesamten Ausübung des Kirchenregiments erkennbar werde, wodurch lezteres hinsichtlich seiner Einrichtung, der Wahl und Bestellung seiner Organe, sowie der inneren und äußeren Form seiner Thätigkeit, auch der Beschaffenheit der für ihre Zwecke zu verwendenden Mittel, einzigartig bedingt erscheint. Niemals und nirgend darf die dem Kirchenregiment eigentümliche Umgränzung verrückt oder verwischt werden. Innerhalb der nach diesen Andeutungen sich bildenden Maßgaben sind auch die Gründe für und wider die völlige Beseitigung der Mitwirkung des Kultusministers und der Regierungen bei der kirchlichen Oberaufsicht abzuwägen. Abschließend erscheint diese Prüfung nur in der Mitte und auf dem Höhepunkte der kirchenregimentlichen Verwaltung selbst, wegen des dazu erforderlichen umfassenden Ueberblicks, thunlich. Von einem anderen Standpunkte aus darf jedoch bemerkt werden, daß in der bereits bestehenden Geschäftsverbindung der Regierungen und des Consistoriums, teilweise vermittelnd und erleichtert durch die jeder der beiden Behörden gemeinsam angehörigen geistlichen Räthe, in der Beziehung beider Kollegien zur Stufe der höheren Aufsicht und in der Befugnis der Generalsuperintenden, den Berathungen der betreffenden Regierungsabteilung beizuwohnen, Elemente gegeben sind, welche einer weiteren Ausbildung und Vervollständigung, einer bestimteren Ausprägung fähig sein möchten. Durch eine solche Entwickelung, wenn derselben zugleich die grundsätzlich bewußte und thatsächlich bekundete Berücksichtigung bei der Personauswahl sich zugesellte, würde erreicht werden können, jenen Anteil der Regierungen an der Kirchenverwaltung, welcher, über die Staatsaufsicht hinausgehend, eine Befugnis geistlicher Oberen enthält, als gemäß den Erfordernissen des protestantischen Kirchenrechts geordnet, erblicken zu dürfen. Es würde alsdann die beteffende Regierungsabteilung der Sache nach als eine Consistorialbehörde, recht verstanden als dem Consistorium integrirend aufgefaßt werden können. Aehnlich einer derartigen Ergänzung der bestehenden Einrichtung wird auch an der höheren Stelle des Regiments gegen das Verfließen der Kirchenleitung in die Uebung einer Staatsbefugnis weitere Vorkehr sich treffen lassen. Solche Maßnahmen, solten sie auch einer theoretisch genau ausgepunkteten Gränzberichtigung beider Gebiete auf den ersten Blick nicht gleich scheinen, werden fernerer Entwickelung, unter andern der Betrauung der Consistorien mit der kirchlichen Vermögensaufsicht, sobald diese Kompetenzausdehnung für thunlich und rathsam erkant wird, nicht vorgreifen. Zugleich aber gewähren sie, bald ausführbar, der erforderlichen Zurückweisung nachteilich wirkender Berufungen auf die verfassungsmäßig noch nicht hergestelte Selbständigkeit der Kirche einen festeren Stützpunkt, als den bisherigen, indem sie den solchen Angriffen jezt noch beigemischten Bestandteil von Wahrheit thatsächlich aufheben. Die trefflichsten Darlegungen kirchlicher Richtigkeit angeseindeter Schritte verlieren den Wert, welcher ihrem Gehalte zusteht, wennn sie von dem ausdrücklichen oder stillschweigenden Zugeständnisse begleitet sind, daß freilich der dawider geltend gemachte Einwand der der Kirche fehlenden Selbständigkeit sich nicht entkräften lasse. Dieser Quell fortgesezter Aufreizungen wird nicht aufhören, selbst dem verhältnismäßig wolgesinten Teile der Gegner, sowie unklaren Anhängern erneute Aufregung und Verwirrung zuzuführen, so lange nicht, unzuständigen Einmischungen in kirchliche Angelegenheiten gegenüber, mit gutem Grunde und Gewissen die Antwort erteilt sein wird, daß die Selbständigkeit der Kirche, in dem Sinne und Umfange, wie sie von dem evangelischen Bekentnisse erheischt wird, thatsächlich bestehe. Endlich kann erst wenn dieser Standpunkt erreicht ist, auch inmitten der Kirche

unbeirrt von äußeren Anlässen und Einflüssen ein klares Urteil darüber sich feststellen, in welcher Richtung, das objektive, innere Bedürfnis Schritte zur Ergänzung der Verfassung anzeige.

Nachrichten.

Bericht über die zweite Kreissynode in Samter [Großh. Posen.] *)

Infolge der durch Rundschreiben vom 23. Juli ergangenen Einladung versammelten sich die Mitglieder der Synode am 16. Sept. in der Kirche zu Samter, wo die Synodal-Predigt vom Superint. a. D. Sange zu Samter über Neh. 6, 15. 16. gehalten wurde.

Die stimberechtigte Anzahl der Mitglieder bestand aus 8 Geistlichen und 7 Laien. Außerdem wohnten den Verhandlungen der Landrath des Kreises und ein höher gestelter Militair, beide von kirchlichem Interesse beseelt, als Gäste bei.

Die Beratungen wurden seitens des vorsitzenden Superint. C. R. Jäkel aus Posen durch Gesang, Schriftverlesung (Hebr. 13, 20. 21.) und Gebet eingeleitet. Sodann erfolgte eine ausführliche Berichterstattung über den General-Bescheid des Königl. Consistorii vom 30. Mai d. J. an die sämtlichen Kreis-Synodal-Vorstände der Provinz hinsichtlich der zum ersten Male zusammengetretenen Kreissynoden woraus Ref. folgende Bemerkungen hervorheben will.

„Die Verhandlungen der Kreissynoden sind nur in 6 Diöcesen mit einem Gottesdienst eröfnet worden. Die Abhaltung von Gottesdiensten vor Eröfnung der Synode — wie dies auch in der Rheinprovinz und in Westfalen üblich ist — erscheint indessen angemessen. Es ist zu erwarten, daß diese Einrichtung von segensreichem Einflus auf den Geist in welchem die Verhandlungen gepflogen werden, sein werde."

„Eine Abkündigung der Kreissynode von der Kanzel, verbunden mit einer Fürbitte, ist zwar nicht vorgeschrieben, aber als sehr angemessen zu empfehlen."

„Fünf Synoden (Wollstein, Lobsenz, Lissa, Samter, Obornick) haben beantragt, in den §. 1. des Statuts einen die Sicherung des Bekentnisstandes bezweckenden Zusatz aufzunehmen. Derselbe ist in der verschiedensten Weise gefaßt und in den einzelnen Synoden mit größerer oder geringerer Stimmenmehrheit angenommen worden. Wir erachten schon deshalb die Aufnahme eines derartigen Zusatzes in die Geschäftsordnung nicht für rathsam. Die Notwendigkeit eines solchen Zusatzes aber ist um so weniger anzuerkennen, als der Bekentnisstand der evangelischen Gemeinden unserer Provinz über jeden Zweifel erhoben und bereits bei Emanation der Gemeinde-Ordnung in der Allerhöchsten Kabinetsordre vom 27. Febr. 1860. Nr. 6. ausdrücklich ausgesprochen ist, daß durch die neue Einrichtung in dem Bekentnisstande der Gemeinden und in ihrer Stellung zur Union nichts geändert wird."

*) Wir geben diesen Bericht in abgekürzter Gestalt, mit Weglassung desjenigen, was weniger das allgemeine Interesse in Anspruch nimt. Anm. des Red.

„Die Einführung einer Provinzial-Kirchen- und Hauscollecte zur Unterstützung dürftiger Gemeinden in der Provinz Posen ist von der Mehrzahl (13) der (22) Synoden als ein Bedürfnis anerkant worden."

„Was unsere zweite — auf die Einführung der Civil-Ehe bezügliche — Vorlage anlangt, so kam es nur auf eine thatsächliche Constatirung, nämlich auf die Frage an: ob sich in den einzelnen Synodal-Kreisen unter der Bevölkerung vorwiegend ein Verlangen nach der Civil-Ehe kund gegeben habe. Diese Frage ist von sämtlichen 22 Synoden, zum Teil unter Bezeugung sehr entschiedener Abneigung verneint worden."

„Von den Synoden Wollstein, Karge, Lobsens, Samter, Inowraclaw und Obornick sind Proteste gegen die Eingriffe des Abgeordneten-Hauses in die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten, bez. gegen den Krause-Techowschen Antrag beschlossen worden."

„Weiter gedenken wir der Anträge mehrerer Synoden (Birnbaum, Wollstein, Samter) auf gleichmäßige Regulirung des tempus clausum bez. auf Ausdehnung desselben auf die ganze Passions- und Adventszeit."

Nach Mitteilung dieses General-Bescheides bemerkte der Schriftführer, Past. S. aus W., daß eine frühere Mitteilung des Consistorial-Bescheides sehr wünschenswert erschiene. Die Synode schloß sich dieser Bemerkung an und der Vorsitzende versprach, diesem Wunsche nach Möglichkeit nachzukommen.

Der Präses trug alsdann die von dem Ev. Ober-Kirchenrath zur Berathung vorgelegte erste Proposition vor.

„Welche Maßnahmen empfehlen sich zur Zeit zur Erhöhung und Belebung der Wirksamkeit der Gemeinde-Kirchenräthe und in welcher Weise hat insbesondere die Kreissynode diese Aufgabe in Angrif zu nehmen?"

Die Synode empfiehlt folgende vom Präses vorgeschlagene 4 Mittel: 1. Gegenseitige Mitteilung über die gemachten Erfahrungen seitens der Geistlichen und Aeltesten auf der Synode hinsichtlich der Wirksamkeit der betreffenden G. K. Räthe. 2. Anlegung von Synodal-Bibliotheken zur Verbreitung anregender Schriften unter den Aeltesten z. B. aus dem Gebiete der äußeren und inneren Mission ꝛc. 3. Sorgfältige Mitteilung über das in der Synode Behandelte an die einzelnen Gemeinde-Kirchenräthe und zu diesem Behufe Veröffentlichung der Synodal-Verhandlungen durch den Druck. 4. Möglichst große Heranziehung der G. K. Räthe zu den Synodal-Verhandlungen.

Past. B. bat um Aufnahme seiner schon vorher abgegebenen Erklärung ins Synodal-Protokoll:

„So lange die G. K. Räthe unbekehrte Leute sind, werden sich alle diese Mittel als rein äußerlicher Art als nutz- und fruchtlos erweisen; eine eigentliche Belebung ihrer Wirsamkeit kann nur mit einer wirklichen Herzensbekehrung Hand in Hand gehen; diese aber, nämlich die Bekehrung, welche die Bedingung einer gesegneten Wirksamkeit ist, läßt sich durch keine menschlichen Maßnahmen und Mittel erzwingen; sind aber die G. K. Räthe von Herzen gläubige Christen, dann bedarf es für die Belebung ihrer Wirksamkeit keiner besonderen Maßnahmen, sondern nur der Fürbitte und weisen Leitung seitens des Pastors."

Hierzu bemerkte Präses, daß es sich hier ja nur um dasjenige handle, was die Synode thun könne; auf die Bekehrung hinzuwirken, sei Aufgabe des Pastors und es möge sich nur jeder Pastor dieselbe recht angelegen sein lassen.

Die zweite Proposition des Ev. O. Kirchenraths lautete:

„In welcher Weise ist die bisher bei der kirchlichen Gemeinde-Organisation offen gelassene Frage über die Dauer des Aeltestenamtes zweckmässig zu lösen? Empfiehlt es sich z. B. nach einem bestimten Zeitraum, etwa von 3 Jahren, jedesmal die Hälfte der gewählten Mitglieder des G. K. Rathes ausscheiden und durch eine Neuwahl ergänzen zu lassen, so daß also die gesammte Amtsdauer eines Aeltestens 6 Jahre betragen würde?"

Past. S. aus D., dem das Referat über diese Proposition aufgetragen war, sprach sich aus mehreren Gründen für eine periodische Wahl aus. Dagegen wurde mit Recht geltend gemacht:

„Die periodisch wiederkehrende Wahl der G. K. Räthe erzeugt jedesmal eine neue der Gemeinde schädliche und mit Intriguen verbundene Aufregung. Auch wird dadurch die Auffassung dieses Amtes als eines in dem Sinne äußerlichen, wie das Schulvorsteher- und Schulzenamt, für welches die Personen auch nach Ablauf gewisser Jahre immer neu gewählt werden, im hohem Grade gefördert. In der Instruction für die G. K. Räthe wird grade die innere Seite des Amts hauptsächlich betont, und diese ist eine so umfangreiche und schwierige, daß Jahre dazu gehören, um sich nur ein wenig hineinzulernen und hineinzuleben. Solte alle 3 Jahre oder auch 6 Jahre eine Neuwahl stattfinden, so würden die G. K. Räthe nie über die Lehrlingsjahre hinauskommen. Die Wahl solte daher im Allgemeinen eine auf die ganze Lebensdauer berechnete sein, jedoch mit der Einschränkung, daß für die lebenslängliche Beibehaltung des Amtes weder dem einzelnen Inhaber desselben ein Zwang auferlegt wird, noch auch das ganze Collegium genötigt ist, solche Mitglieder, die sich als unbrauchbar für dieses Amt erweisen, in seiner Mitte zu dulden.

Past. S. aus W. meinte es handle sich darum, Glieder des G. K. Raths zu eliminiren, die an sich, d. h. durch ihr moralisches Verhalten keine disciplinarischen Maßregeln, die eine Entfernung herbeiführten, veranlassen.

Die Synode erklärte, sich mit 9 gegen 6 Stimmen gegen beide Propositionen für lebenslängliche Dauer des Amtes der G. K. Räthe, hat aber, die kirchliche Behörde wolle in Erwägung ziehen, auf welche Weise würdige, aber zu dem Amte von Kirchenältesten sonst nicht qualifeirte Glieder ausgeschieden werden könten, ohne daß diese dadurch eine Einbuße an ihrem äußeren Ansehen erlitten.

Auf der vorjährigen Synode war auf den Antrag: „daß diejenigen Fälle, in denen der Geistliche das ehrliche Begräbnis zu versagen verpflichtet ist, genau bezeichnet werden," der Beschlus gefaßt worden, der Synodal-Vorstand solle diesen schwierigen Gegenstand reiflich und sorgfältig erwägen, um ihn auf der nächsten Synode noch einmal zur Sprache zu bringen. Diese Erwägung seitens desjenigen Vorstandsmitgliedes, welches mit der Bearbeitung des Gegenstandes vom Vorsitzenden beauftragt war, hatte zu folgendem Resultat geführt:

„Das kirchliche Begräbnis ist in allen denjenigen Fällen zu versagen, wo das unbestreitbare Kriterium vorhanden ist, daß der Verstorbene, so weit Menschen nach den klaren und unzweideutigen Aussprüchen des göttlichen Wortes urtheilen können, ohne Buße und

Glauben, in unbereuter und unvergebener Sünde, also in der Verdammnis aus der Zeit in die Ewigkeit hinübergegangen ist. Dies ist der Fall:

1. bei Allen, welche mittels einer an sich sündlichen That mit vollem Bewußtsein dessen, was sie thun, absichtlich und vorsätzlich ihrem Leben ein Ende machen. Es sind dies die eigentlichen und zurechnungsfähigen Selbstmörder, von denen auszuschließen sind jene immerhin Unglücklichen, welche in einem Zustand körperlicher und geistiger Zerrüttung, wodurch ihre Unzurechnungsfähigkeit constatirt ist, also im Wahnsin oder in der Fieberhitze sich selbst den Tod zuziehen. In denjenigen Fällen, wo die Zurechnungs- oder Unzurechnungsfähigkeit des Selbstmörders zweifelhaft ist, hat sich der Geistliche durch ein ärztliches, amtlich beglaubigtes Attest Gewißheit zu verschaffen.

2. Bei allen, welche während der Vollbringung einer offenbaren Sünde, oder in einem auf eine solche Sünde unmittelbar folgenden Zustand, in welchem keine Buße mehr möglich ist, durch einen schnellen Tod aus der Gnadenzeit abgerufen werden. z. B. wenn ein Dieb während des Diebstahls einen tödlichen Sturz thut, wenn ein Trunkenbold in der Trunkenheit seinen Geist aufgibt, wenn der angreifende Mörder, Räuber u. s. w. durch die erlaubte Notwehr getödtet wird. Hierher gehört meines Erachtens auch der Fall, wenn Jemand im Duell getödtet wird, indem die wichtigsten kirchlichen Autoritäten aller Zeiten das Duell als eine offenbare Sünde wider das 5. Gebot gerichtet haben. Hierher gehören aber diejenigen Fälle nicht, wenn Jemand während der Beteiligung an den sogenannten Adiaphoris z. B. während des Tanzes oder beim Kartenspiel u. s. w. plötzlich den Geist aufgibt, indem solche Fälle, so schrecklich und erschütternd sie immerhin sein mögen, noch immer die Möglichkeit eines seligen Todes zulassen.

3. Bei allen, welche Jahre lang nicht blos in offenbaren Sünden und Schanden gelebt, sondern auch vom öffentlichen Gottesdienst und Abendmal sich selbst excommunicirt haben oder auf dem geordnetem Wege durch das geistliche Amt excommunicirt worden, und somit als Glieder zu betrachten sind, welche von der Kirche, außer welcher kein Heil ist, abgelöst sind, falls sie nämlich hinsterben, ohne vorher vor dem geistlichen Amte als bußfertige Sünder sich dokumentirt und durch den Genus des heiligen Abendmals mit der Kirche sich ausgesöhnt zu haben.

Die Synode einigte sich zunächst darüber, daß unter einem kirchlichen Begräbnis dasjenige zu verstehen sei, bei welchem die Kirche irgendwie mitwirke, unter einem unehrlichen Begräbnis dagegen dasjenige, bei welchem die Kirche jegliche Mitwirkung, namentlich amtliche Begleitung des Geistlichen und des Lehrers, Gesang der Schule, Läuten der Glocken u. s. w. versage. Hinsichtlich der Frage, ob auch den im Duell Gefallenen das ehrliche Begräbnis zu versagen sei, machte sich die strengere Auffassung, wonach Duellanten unter allen Umständen als gröbliche und offenbare Uebertreter des 5. Gebots anzusehen sind, leider nur in der Minorität der Versamlung geltend. 11 Stimmen erklärten sich gegen 4 Stimmen dahin, daß es allerdings Fälle geben könne, in denen Jemand dem Duelle nicht ausweichen dürfe. Im Uebrigen trat die Synode dem Antrage bei.

Präses trug ferner folgende beiden Propositionen des Pastors B. aus P. vor:

1. „Die Synode wolle in ihr Synodal-Statut vom 26. Nov. 1862 folgenden Paragraphen aufnehmen:

„Die Kreis-Synode Samter steht als Glied der evang. Landeskirche des Königreichs Preußen unter einem unirten Kirchen-Regiment, hat jedoch als Vertreterin lauter evang. lutherischer Gemeinden, denen ihr Bekentnis Angesichts des neuen kirchlichen Verfassungsbaues vom Kirchen-Regiment auf's neue garantirt worden ist, die lutherischen Bekentnisse der deutschen Reformation und namentlich die unveränderte Augsb. Confession zu ihrem vornehmsten Rechtsgrunde und leitenden Grundgesetz."

2. „Die Synode wolle durch ihren Vorstand dem Königl. Consistorio eine Erklärung darüber abgeben, daß und warum sie bei ihrem ersten Zusammentritt es für nötig und heilsam erachtet hat, ihren Bekentnisgrund auszusprechen und als den lutherischen zu bezeichnen."

Proponent motivirte diese beiden Anträge in folgender Weise:

1. „Für die vorjährige Kreissynode war der Antrag gestelt worden, daß der Bekentnisstand der Kreissynode auf Grund des Bekentnisstandes der durch sie vertretenen Gemeinde ausgesprochen werde. Nach einer kurzen hierüber gepflogenen Debatte, durch welche sich herausstelte, daß das lutherische Bekentnis gemeint sei, erklärte sich die Synode, mit Ausnahme zweier Mitglieder, für die Annahme des Antrages, und so wurde dieser Beschluß ins Protokoll niedergeschrieben. Nun aber scheint es mir, daß dieser Beschluß von zu großer Wichtigkeit und Bedeutung ist, als daß er nur in einem Protokoll seinen Ausdruck finden dürfte; er gehört so recht eigentlich in das Synodal-Statut selbst und zwar in der von mir vorgeschlagenen Fassung. Mit jedem neuen Synodal-Protokoll kommen die früheren Verhandlungen je mehr und mehr in Vergessenheit, wogegen das Synodal-Statut eine grundlegende und bindende Bedeutung für alle Zeiten hat. Es ist gegen diesen Beschluß eingewandt worden, wie sich ja von selber verstehe, daß die Synode kein anderes, als das lutherische Bekentnis habe; aber man wird mir zugeben müssen, daß das offene Bekentnis zum Bekentnis unter allen Umständen den großen Segen hat, auch in denjenigen von der Synode zu behandelnden Fragen, die es nicht unmittelbar mit dem Bekentnis, sondern nur zunächst mit der Verfassung, der Disciplin zu thun haben, den rechten Geist, die rechte Kraft, das rechte Licht und die rechte Klarheit vor Allem die rechte Weisheit zu verleihen. Das Licht, welches vom Bekentnis ausstralt, verbreitet das rechte Licht über alle Kirchenfragen. Dazu komt, daß der Geist der Demokratie mit Macht auch der kirchlichen Gebiete sich zu bemächtigen droht, und es ist nicht zu bestreiten, daß es gerade der neue Verfassungsbau und also auch die Synode selbst als ein Glied in derselben ist, wodurch der an- und eindringenden kirchlichen Demokratie eine Thür aufgethan ist. Gegen dieses An- und Eindringen ist das Bekentnis und die Berufung auf dasselbe der einzige schützende Damm und der einzige Schutz gegen die Gefahren, die der Kirche aus dem Majoritäts-Principe drohen. Wenn ich also dringend wünsche, daß die Synode sich statutenmäßig auf das bestimte Bekentnis stelle, so geschieht dies in der Absicht, daß die Synode sich dadurch sowol gegen sich selber schütze, als auch gegen die demokratischen Einflüsse von anderswoher sicher stelle. Ich bitte daher dringend, um Annahme meines Antrages und glaube der Synode im Namen Gottes großen Segen davon versprechen zu können."

2. „Das Königliche Consistorium hat in seinem General-Bescheide auf die vorjährigen Synoden in Betref des luth. Namens, den mehrere Synoden bei ihrem ersten Zusammentritt sich beigelegt haben, sein Urteil dahin ausgesprochen, daß diese Bezeichnung ihm nicht rathsam erscheine, indem das Bekentnis der Gemeinden durch die bez. Verordnungen hinreichend garantirt sei. Allerdings heißt es in diesen Verordnungen: Auch wird im Bekentnisstand der Gemeinden und in ihrer Stellung zur Union nichts geändert! Jedenfalls aber ist es nicht blos zulässig, sondern auch wichtig, daß bei dem Eintritt in das neue Stadium der kirchlichen Entwicklung, wie derselbe durch die Einführung der kirchlichen Gemeinde-Ordnung herbeigeführt worden ist, die Gemeinden und besonders auch die sie vertretenden Synoden sich dieses Bekentnisstandes aufs Neue klar bewußt werden, und daß sie diesem Bewußtsein auch durch die Bezeichnung des Namens einen Ausdruck geben. Warum soll dies nicht rathsam sein? Vielleicht deshalb, weil der Name „lutherisch" jezt vielen Gemeindegliedern und besonders den ungläubigen und weltlichen Gliedern unbequem, unangenehm, ja sogar verhaßt ist und darum Unruhe und Opposition in den Gemeinden von der officiellen Nennung dieses Namens zu befürchten ist? Aber warum ist denn diesen Leuten dieser Name so unliebsam? — Doch nur darum, weil sie hinter diesem Namen die durch ihn bezeichnete Sache, nämlich das bestimte kirchliche Bekentnis, unter welches sie sich mit ihrem freigeisterischen Christentum nicht beugen wollen, wittern. Sind es diese Leute denn wert, daß man ihnen zu Liebe den guten Namen und mit dem Namen mehr oder weniger auch die gute Sache verleugnet? Denn das unterliegt m. E. keinem Zweifel, daß mit der Verleugnung des luth. Namens auch die Verleugnung des luth. Glaubens verbunden ist."

Die Synode nahm den ersten Antrag an (9 gegen 6 Stimmen), lehnte dagegen den zweiten ab, mit dem Bemerken, daß die Annahme des ersten Antrags die Ausführung des zweiten als überflüssig erscheinen lasse.

(Schluß folgt.)

Berlin.

„Luthers Werke mit historischen Einleitungen und Registern, herausg. von O. v. Gerlach", 24 Bde, sind in mehreren Exemplaren zu dem geringen Preise von 4½ Thlrn. bei dem Kanzleivorsteher Schmidt, Mohrenstr. 59, zu haben. Der Verkauf geschieht zum Besten des Grünen Hauses. Gewiß werden Viele die Gelegenheit nicht versäumen, sich dies treffliche Werk zu erwerben.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 23. December. № 102.

Die Hausbesuche des evangelischen Geistlichen.

(Schluß.)

Dürfte uns Geistlichen irgend etwas die Hausbesuche verleiden, so wäre es wol endlich die dabei zu genießende Unbill und Impertinenz. Vor ein vierzig Jahren hatte man als Geistlicher hier zu Lande von unverschämter Begegnung nichts zu fürchten. So oft dazumal der Pastor bei einer Familie einkehrte, hieß es: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren. Man hatte noch Respekt vor dem geistlichen Amte. Mein seliger Vater sezte, wenn der Pastor kommen wolte, sein Sontagskäppchen auf, brachte die langen weißen Thonpfeifen, die für außerordentliche Fälle reservirt waren, aus dem Eckschrank, sezte einen weißen Porzellanteller, welcher als Tabaksdose dienen solte, auf den Tisch, legte Fidibus daneben, und ich kleiner Knabe mußte zum Krämer laufen und ein Päckchen Batavia holen. Alles für den Pastor. Und jezt? Mit unsern heutigen Patriciern soll man, das ist ihr Begehren, trotz ihrer religiösen Flachheit und Indifferenz stets familiär und cordial umgehen, mitessen und mittrinken, mitmachen und mitlachen, mitschwatzen und mitspielen, sich auch vielleicht von ihnen nach dem Volksausdruck einmal abtrumpfen lassen: dann ist man ihr Mann, ein umgänglicher Mann. Selsorger, Sie spielen aus! sagte einmal vor meinen Ohren ein verwegener Justizamtmann zu seinem Pastor, der bei ihm auf Hausbesuch war und mit ihm am Kartentische saß. Das nenne ich aber impertinent von dem Justizamtmann. Schamröthe konte er doch wol seinem Pastor, der ihm Besuch abstattete, billig erlassen, wenn auch der Pastor diese Geißelung ganz wol verdient hatte; denn was hat ein Pastor am Spieltische zu suchen? Selen doch wol nicht. Aber auch unverschuldet wird man bei Hausbesuchen von der Ungebühr angefallen. Was ist dann zu thun? Wem der Herr die Gabe verliehen, immer schlagfertig zu sein, der mag in gesalzener Weise antworten, wie jener alte Amtsbruder. Als diesem einst etliche vornehme Freigeister die Frage vorlegten, warum denn die Engel, welche doch Flügel hätten, in Jacobs Traume auf einer Leiter in den Himmel gestiegen seien, gab er ihnen die behende Antwort: Das will ich Ihnen wol sagen, meine Herren; es hatten die lieben Engel eben einen Transport Freigeister in die Hölle gebracht und sich allda die Flügel versengt. — Wer nun aber in dieser schlagenden Weise nicht dienen und aufwarten kann (und es sind nur Wenige, die das können), der darf sich mit den Insolenten auf solch Geplänkel nicht einlassen, sondern muß nach seines Heilandes Rath Stock und Hut nehmen, den Staub von seinen Füßen schütteln und aus den getäfelten Häusern in die ungetäfelten gehen. Leider aber komt man als Geistlicher auch bei dem armen Volke jezt ebenso wenig wie bei den Großen an, wenn man noch die heiligen zehn Gebote statuirt, sonderlich das dritte, sechste, siebente, und kein stummer Hund ist. Mit dem Hinausweisen und Hinauswerfen, wenigstens mit dem Hinauswerfenwollen sind sie gleich bei der Hand. In Summa: Es hat ein Pastor auf seinen Hausbesuchswegen jezt Alles zu gewärtigen von der Frechheit und Roheit bei Hoch und Niedrig. Soll da der Selsorger seine Lust haben am Loch der Otter und seine Hand stecken in die Höhle der Basilisken? Soll er hinein in die Häuser, daraus ihm der sittliche Pestgeruch entgegenquillt? Ja, er soll es; denn dahin lautet seine Instruktion.

IV.

Und damit stehen wir nun vor der vierten Frage, der Frage nach dem Umfange, welche unsere Hausbesuche zu nehmen, und nach der Ausdehnung, welche wir ihnen zu geben haben. Es werden dabei ins Auge zu fassen sein die Personen, bei welchen, die Umstände und Veranlassungen, unter welchen, die Zeitpunkte und Zeiträume, in welchen wir Hausbesuche abstatten müssen.

Mit den Personen lassen Sie mich anfangen. Und da sage ich nun: Es haben auf unsern Besuch gerechten Anspruch alle unsere Eingepfarrten ohne Unterschied, ob reich oder arm, ob gesund oder krank, ob gläubig oder ungläubig. Die Zeiten, wo der Geistliche bei dem Amtmann und den kleinen Pharaonen seiner Gemeinde oft, bei dem armen Manne dagegen selten oder nie zu finden war, liegen in diesem Kirchenkreise wol hinter uns. Jeder von uns hat ja wol für Beide gleiches Maß und Gewicht in seinem Seckel. Hielte sich aber Einer bei seinen Besuchen etwas mehr herunter zu den Niedrigen, so wäre das für ihn keine Unehre und für die Kirche kein Unglück und kein Verstoß gegen die Schrift und die uns gebotene Nachfolge unseres Heilandes. — Daß gleicherweise Hiob am Zweiten und folgenden Capiteln fleißiger aufgesucht werden müsse, als der Hiob am Ersten, dem noch kein Finger weh thut, ist bei uns auch außer Frage. Ob wir aber in dieser Species der Haus-

besuche, in den Krankenbesuchen, so unerschrocken und tapfer seien, wie der selige Philipp Nicolai seiner Zeit, als in seinem Unna die Pest wüthete, kann doch wol in Frage kommen, zumal in Zeiten, wo Epidemien grassiren. Von mir bekenne ichs ehrlich, daß ich einmal kein Held gewesen bin in diesem Stücke. Als ich im Jahre 1850 einen Cholerakranken besuchen wolte, fand ich statt des einen ihrer gleich fünf in einem und demselben Zimmer, darunter zwei mehr todt als lebendig. Bei dem Anblick hat es in meinem Herzen mächtig gezuckt. Ich that, was meines Amts war, und bereitete sie zum Sterben. Wer von Ihnen in ähnlicher Lage gewesen ist und nicht gezuckt hat, der danke seinem Gott und bete für mich, daß ich das nächste Mal, wenn es wieder so komt, auch nicht zucke. — Ueber die Frage endlich, ob den Gläubigen wie den Ungläubigen dieselbe Sorge und Ausdauer im Punkte der Hausbesuche zu widmen, darüber wird man heute in diesem größeren Bruderkreise wol ebenso verschiedener Ansicht sein, wie wir vor Kurzem in unserm kleineren Vereine zu S. Meines Bedünkens hat die Selsorge des Geistlichen um solche, die noch seine Pfarrkinder und nicht förmlich ausgeschieden sind, durchaus keine Gränzen, und ob ihre Sünden zum Himmel schrien und sie gebannt wären, wir Geistliche müssen hin und unser Heil an ihnen versuchen. Ja, ich gehe noch einen Schritt weiter und sage: Ein Pastorenherz muß nach 1 Cor. 13 so weit sein, daß selbst die umwohnenden Dissidenten noch ganz gut hinein können, ohne daß es plazt. Der Geistliche ist für diese armen Leute der erste und nächste Missionar. Helfen wir ihnen ja doch löschen, wenn ihr Haus brent, und retten, wenn ihnen Ochs oder Esel in den Brunnen fält; wie dürfen wir denn bei dem tiefen Fall ihrer Sele ruhig zusehen? In Treue gegen sein geistliches Amt ist einst der heilige Johannes einem Dissidenten, ich meine jenem Christenjünglinge, welcher zum Räuberhauptmanne herabgesunken war, bis in dessen Räuberhöhle nachgegangen, und wir kommen auch nicht davon los, wir müssen selbst für die Abtrünnigen ein Herz und Füße behalten und von Zeit zu Zeit selbst bei ihnen einmal wieder anklopfen.

Bei diesem weiten Umfange des Gebiets, welches uns für unsere Hausbesuche überwiesen ist, gedenke ich kürzlich nun auch der vielfachen Veranlassung, welche wir dazu haben. Ohne die Aufgabe, welche uns in den jedesmaligen Fällen obliegt, nach Text und Thema zu bestimmen, will ich doch zum Verständnis der dürren Rubriken immer einen kleinen Handweiser daneben setzen. Es gibt also, um von vorn anzufangen, Antrittsbesuche (Lieber Bruder Saul, der Herr hat mich hergesandt), gibt Abschiedsbesuche (Kindlein, bleibet bei Ihm) und nun die zwischen beiden inne liegende große, große Schar. Da sind Missionirungsbesuche (Wache auf, der du schläfst), Krankenbesuche (Weigere dich der Züchtigung des Allmächtigen nicht), Firmungsbesuche (Seid fest und unbeweglich im Werke des Herrn), Revisionsbesuche (Lasset Alles ehrlich und ordentlich zugehen), Recommandationsbesuche bei Philemon (Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen) und bei Jason (Herberget gerne), Correctionsbesuche (Bedenke, wovon du gefallen bist), Pacificirungsbesuche (Selig sind die Friedfertigen), Condolirungsbesuche (Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan) und endlich Gratulationsbesuche (Gegrüßet seist du, der Herr ist mit dir, du Gebenedeiter des Herrn). Wie weit die lezteren, die Gratulationsbesuche auszudehnen, gebe ich anheim.

Es erübrigt, nunmehr, nach Besprechung des räumlichen Umfangs, auch die zeitliche Dimension zu besprechen, welche unsere Hausbesuche anzunehmen haben, die Zeitpunkte und die Zeiträume. Was die ersteren angeht, so fragt sich: Wann ist bei einem der eben gedachten Anlässe der Augenblick gekommen, wo wir uns fertig machen und gehen müssen? Sollen wir ungerufen gehen oder sollen wir warten, bis man uns ruft? Der selige Claus Harms hat sich bekantlich gegen Krankenbesuche, dazu man keine Einladung empfangen, ganz entschieden mit gewohnter Plastik und Anschaulichkeit ausgesprochen. Meines Teils kann ich hierin aber dem lieben Manne nicht beipflichten. In Schleswig-Holstein mag das Kirchenwesen noch nicht so tief, wie in diesen unsern Landen gesunken sein — „gesunken gewesen sein", flüstert mir eben der liebe Bruder E. zu —, dort also, fahre ich im Präterito fort, mag dazumal der Geistliche die Einladung zu Krankenbesuchen sich gewissermaßen haben ertrotzen können, aber wie lange müßten wir wol darauf warten in unsern Gemeinden? Eher werden zehn Aerzte gerufen als ein Pastor. Nach unsern hiesigen Verhältnissen werden wir denn in die Häuser gehen müssen auch ungerufen, sobald wir von einem häuslichen Um- und Uebelstande, der das geistliche Leben berührt, etwas in Erfahrung gebracht haben. Zu vermeiden hiebei bleibt das andere Extrem, daß man sich nämlich gleichsam auf die Lauer lege und bei allerlei Pfarrkindern Erkundigungen einziehe, um die geistlichen Curanden, die unseres Besuchs bedürfen, und ihre häuslichen Gebrechen auszuwittern. Nach leiblich Kranken jedoch darf man sich bei Leuten, die davon wissen können, ohne allen Rumor und Ostentation wol umhören; würde aber ihr erfolgtes Abscheiden von dieser Welt uns früher gemeldet, als ihr voraufgegangenes Erkranken, so soll uns das in unserm Gewissen unbeschwert bleiben lassen; denn was hier versäumt worden, ist nicht unsere Schuld.

Und nun noch die weitere Frage: in welchen Zeiträumen sollen wir unsere Eingepfarrten besuchen? Ich beginne die Antwort mit einer Beichte. Schon mehrere Jahre war ich eingezogen zu meiner Gemeinde, da fragte mich eines Tages ein Pfarrkind: Aber, Herr Pastor, wollen Sie mich denn nicht auch einmal besuchen? Bei meinem Anzuge hatte ich in jedem Hause, wie ich glaubte, meinen Antrittsbesuch gemacht; aber diesen Mann, dessen Häuschen nicht an der Straße, sondern im Garten stand, hatte ich, wie sich jezt ergab, richtig vergessen oder übersehen. Daß dies vor Jahren geschehen, war verzeihlich; daß aber seitdem mehrere Jahre hingegangen, wo ich nicht auch in diese Myrtillshütte gekommen, war nicht in der Ordnung, sondern ein Zeugnis kirchlicher Unordnung. Solche Fälle

werden sich namentlich in großen Gemeinden öfter wiederholen, wenn wir nicht geflissentliche Vorkehrungen dagegen treffen. Und was soll denn dagegen geschehen? Antwort: Wir müssen unsere Hausbesuche in eine gewisse Regel, in eine leidliche Ordnung und ein passables System bringen; wir müssen neben den Hausbesuchen, welche kreuz und quer gehen, auch solche Hausbesuche machen, welche Haus bei Haus bleiben. Dermalen sind unsere Besuche samt und sonders nur gelegentliche, zufällige, unberechnete; keine regelmäßige, an Regel und Ordnung gebundene, keine ständige und stetige. Von Kirchen wegen werden wir Evangelischen nicht, wie bei andern Kirchengemeinschaften es der Fall ist, mit Nachdruck zu den lezteren angehalten. Es ist Ihnen bekant, daß die Brüdergemeinde von Zeit zu Zeit Leute aus ihrer Mitte aussendet, welche sich nach den Selen umsehen, die der Gemeinde einst nahe gestanden und durch Verhältnisse von ihr versprengt sind. Bei den Reformirten von der strikten Observanz geht der Geistliche entweder allein oder mit Mitgliedern des Presbyteriums in bestimten Zeiträumen durch den ganzen Bezirk seiner Gemeinde, Haus für Haus. Diese kostbare Institution, welche einem tiefen Bedürfnisse des Hirten, so wie der Herde entspricht, diese Perle fehlt noch in dem Diadem, welches unsere evangelische Kirche trägt. In der Doctrin Allen voraus und voran, ist sie in der Disciplin noch einen Schritt zurück, der sich aber bald nachholen ließe. Ich bin nur ein geringer Mann, hätte ich aber die Macht in Händen, ich würde durch das ganze Vaterland die Hausbesuche der evangelischen Geistlichen mehr in Flor und dabei auch in gute Ordnung und Regel bringen und auf diesem Wege erst in den Gemütern tüchtig fundamentiren, ehe ich an so complicirte Verfassungsbauten, wie Kreis- und Provinzialsynoden sind, ernstlich gedächte. — Auf welchem andern Wege es mit unserer Kirche besser werden soll, sehe ich nicht. Der große Haufe unseres evangelischen Volks komt in keine Kirche, liest in keiner Bibel; einen andern Rath, daß es besser werde, sehe ich nicht, als den, wir müssen ihnen Kirche und Bibel ins Haus bringen.

Ob wir dann den Turnus der geordneten und feststehenden Hausbesuche durch die ganze Gemeinde in Jahresfrist zu absolviren hätten, oder hier in kürzern, dort in längeren Zeiträumen: das müßte wol von dem Umfange unserer Ortschaften und von Rücksichten auf unsere Persönlichkeit abhängig bleiben. Unser Bruder W. in C. nimt alle Tage drei Häuser; ich selbst pflege im Winter täglich zwei Stunden darauf zu verwenden und zwar Abends von 4 — 6 Uhr, wo ich meine Kirchkinder am ehesten zu Hause treffe. — Auf die Begleitung unseres Kirchenraths-Collegiums werden wir bei diesen Gängen, eben weil es Selsorgergänge sind, Verzicht thun und also allein gehen müssen. Aber das schadet nichts. Gehen wir nur in Gottes Namen, dann gehen wir doch nicht allein. Gehen wir aber ja mit aller pastoralen Einsicht, Umsicht und Vorsicht. Und damit komme ich nun schließlich auf den modus procedendi zu sprechen und rede noch ein Kurzes auch

V.

von der Ein- und Ausrichtung unserer Hausbesuche. Meine Gedanken darüber gebe ich unausgeführt und nur in Thesenform. Einer Erläuterung werden nach der geschehenen Einleitung dieselben nicht bedürfen. Daß Sie in denselben nur die General-Regeln für die Hausbesuche des evangelischen Geistlichen finden, liegt in der allgemeiren Fassung, welche dem Thema gegeben worden ist. Die Special-Regeln für die einzelnen Hausbesuchsspecies, deren oben gezogene Summe noch über den Zahlenraum von eins bis zehn hinausgeht, uns aufzustellen, das bleibe einem andern Bruder vorbehalten. Den Grund davon, daß die ersten meiner Thesen nur eine Recapitulation des Vortrags und ein Extrakt daraus sind, werden Sie selbst leicht erkennen und gelten lassen. Dies aber sind nun die Thesen:

1. Die Aufgabe der Hausbesuche des evang. Geistlichen besteht in Ausübung der Selsorge an den Pfarrkindern im Einzelnen.

2. Hausbesuche sind die Amtspflicht des Geistlichen, bei deren Ausrichtung er auf die Gefolgschaft des Gemeinde-Kirchenraths verzichtet.

3. Die Hausbesuche des Geistlichen sind doppelter Art: Besuche bei der Reihe oder geordnete, deren Ordnung und Reihenfolge vom Pastor im Voraus festgestelt wird; und Besuche außer der Reihe oder gelegentliche, d. h. solche, zu welchen Gott der Herr die Gelegenheit macht oder die Pfarrkinder besondern Anlaß geben. Die erstern sind Bedürfnis, die zweiten sind Pflicht.

4. Hausbesuche von dem Geistlichen zu empfangen, ist kein Pfarrkind zu gut und keins zu schlecht.

5. Da wir zur Privatselsorge göttlichen Beruf haben, so dürfen wir zu Hausbesuchen nicht erst menschlichen Ruf abwarten, sondern müssen gehen gerufen und ungerufen.

6. Scheinbare Erfolglosigkeit unseres Zuspruchs, ja, augenfällige Verschlimmerung des Curanden darf von Erneuerung der Hausbesuche nicht abhalten.

7. Zu Hausbesuchen muß man sich wappnen mit dreierlei Mut: mit Freimut, denn du bist Botschafter an Christi Statt; mit Sanftmut, denn du redest zu deinen Brüdern auf dem Wege; mit Demut, denn ohne Gott wirst du es nicht zwingen.

8. Da durch Hausbesuche die Selen auf den Heilsweg geführt oder darauf erhalten und gefördert werden sollen, so müssen sie mit der Schrift und mit schriftmäßiger Wahrheit bedient werden.

9. Es erfordert pastoralen Blick und selsorgerische Weisheit, für jeden Act der privaten Selsorge das passende Schriftwort zu finden und auszuwählen. — Menschenkentnis überhaupt und Kentnis dieses besondern Menschen, mit dem man zu thun hat, nach seinen äußern Lebensverhältnissen und seinem innern Selenzustande sind hiezu unerläßlich.

10. Ist der rechte Fund aus Gottes Wort gethan, so siehe zu, wie du dem Patienten das Heilmittel beibringst, ob als Tropfen, oder als Pulver; auf keinen Fall aber gib es in Pillenform.

11. Lange Vorreden verbieten bei acuten Fällen (z. B. Sterbensläuften) sich von selbst; bei chronischen Fällen (z. B. den Sontagssünden) verbiete du sie dir, und wolle nicht erst lange präludiren oder hinter dem Berge herumkommen, als mistrautest du selbst deinem Selsorgerberufe.

12. Im Gespräche mit seinen Pfarrkindern rede der Selsorger die einfache, ruhige, treuherzige Sprache eines Vaters mit seinen Kindern und verschmähe nicht, ein wenig bei ihnen niederzusitzen und sie geduldig anzuhören.

13. Bei den Hausbesuchen soll der Selsorger Maß halten, in der Richtung bleiben, aufs Centrum zielen und sich kurz fassen.

Und damit schließe ich nun meinen Vortrag, welchem Sie mit dankenswerter Geduld Ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, unter dem noch auszusprechenden Wunsche, daß mittels meiner Darlegung die weitere Verhandlung über den, am Schluß darf ichs jezt sagen, hochwichtigen Gegenstand unserer Hausbesuche hinlänglich vorbereitet und dadurch eine fruchtbringende Besprechung angeregt worden sei zur Ehre unseres Gottes und zum Gedeihen seiner heiligen Kirche.

A. H. S.

Nachrichten.

Pommern.

In Pommern sind nun die ersten Kreis-Synoden nach der neuen Gemeinde-Kirchen-Ordnung gehalten worden. Es sei mir vergönt, über eine derselben, welche am 26. Nov. in der Synode Jakobshagen stattgefunden hat, kurz zu berichten. Aller Anfang ist schwer, das wird man zur richtigen Würdigung der Ergebnisse im Auge behalten müssen. Zwar haben wir in Pommern schon seit vielen Jahren regelmäßige Synodal-Convente und nicht ohne Segen gehabt. Aber in dieser Zusammensetzung aus fast ebenso vielen Laien-Abgeordneten als Geistlichen war sie doch etwas ganz Neues und erforderte schon die Constituirung der Synode bei den mannichfachen Bestimmungen darüber, in denen es wenigstens an scheinbaren Widersprüchen und Unbestimtheiten nicht fehlt, reifliche Ueberlegung. Es wäre schwerlich gelungen, sobald damit zu Stande zu kommen, wenn nicht mehrere Privat-Conferenzen der meisten Synodal-Mitglieder voraufgegangen wären, in denen Manches schon ins Klare gebracht worden war. Dennoch nahmen die Formalitäten, wie gewöhnlich, viel Zeit weg. Da waren

zunächst die schriftlichen Legitimationen der Laien-Abgeordneten, 19 an der Zahl, zu prüfen, dann folgten die Wahlen zweier Patrone und der Vorstands-Mitglieder, welche Wahlen dadurch besonders zeitraubend wurden, daß sie nach der Vorschrift durch Stimmzettel geschehen mußten. Ueberdies entstand die Frage, ob die Patrone oder die Vorstandsmitglieder zuerst gewählt werden müßten, da die Bestimmungen darüber eine Auslegung nach beiden Seiten zuließen. Die Synode beschloß, zuerst die zwei vorgeschlagenen Patrone zu wählen. Sie wurden mit großer Stimmenmehrheit gewählt, da sie als Männer bekant waren, denen das Wol der Kirche am Herzen liegt und die durch ihre Geschäftskentnis der Synode von wesentlichem Nutzen sein könnten. Der eine derselben wurde daher auch zum Beisitzer in den Vorstand gewählt. Die Synode besteht aus 19 Pastoren und 3 Hülfsgeistlichen, also 22 Geistlichen, und aus 19 Abgeordneten und 2 Patronen, also 21 Nichtgeistlichen. Eine Vermehrung der Letzteren wurde nicht für nötig erkant.

Bei Eröffnung der Synode und vor allen Verhandlungen hatte die große Mehrheit nachstehende Erklärung zu Protokoll gegeben:

„Wie wir nur auf Grund der Zusicherung des Allerh. Erlasses vom 27. Februar 1860 N. 6: „daß in dem Bekentnisstande der Gemeinden und in ihrer Stellung zur Union durch die Einführung der neuen Kirchen-Gemeinde-Ordnung nichts geändert werde", zur Einführung dieser Gemeinde-Ordnung die Hand geboten haben; so treten wir auch in die Kreis-Synode nur mit der festen Ueberzeugung ein, daß obiger Allerh. Erlaß für alle Beschlüsse und Vornahmen der Synoden allein maßgebend sein könne und werde, und daß mithin alle anderweiten Verfügungen, Instructionen oder Beschlüsse nur insoweit Gültigkeit haben können, als sie mit dem Allerh. Erlaß in Uebereinstimmung stehen.

Demgemäß erklären wir uns von vornherein gegen alle etwaigen Beschlüsse und Vornahmen der Synoden, durch welche der lutherische Bekentnisstand unsrer Gemeinden und ihre bisherige Stellung zur Union geändert werden wolte;

insbesondere erklären wir uns dagegen, wenn unser Eintritt in die Synode als ein Schritt zur Durchführung einer mit der Allerh. Cabinets-Ordre vom 28. Febr. 1834 in Widerspruch stehenden Union zwischen der lutherischen und der reformirten Kirche Pommerns, aus Anlaß der Zulassung der Reformirten betrachtet werden sollte. Vielmehr würden wir in der gleichberechtigten Zulassung reformirter Gemeinde-Vertreter zu den Kreis-Synoden als Grundlagen zu der künftigen Provinzial-Synode einen Widerspruch mit dem Allerh. Erlaß erkennen, wenn nicht in allen Glaubenssachen sowie bei der Wahl der Abgeordneten zur Provinzial-Synode eine Sonderung nach den Bekentnissen (itio in partes) gewährt würde."

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Sonnabend den 26. December. № 103.

Zur Gefängnisfrage.

Erfahrungen in einsamer und gemeinsamer Haft samt unmaßgeblichen Gedanken über das Gefängniswesen. Von J. M. Hägele. Zweite Auflage mit einem Vorwort von K. Röder, Professor des Rechts in Heidelberg. Altona. XVI und 239 S. 8.

Die erste, im Jahre 1857 erschienene Ausgabe dieses Buches war von Prof. Röder, welcher diese zweite Ausgabe mit einer, vom Oktober 1862 datirten Vorrede versehen hat, im 5ten Bande der Heidelberger „Kritischen Zeitschrift für die gesamte Rechtswissenschaft" in einer ausführlichen Recension besprochen, die mit folgenden Worten begann:

„Zu den gehaltvollsten Büchern über Gefangene und Gefängnisse gehört unstreitig das Werk von Hägele, das denen seiner früheren Mitgefangenen Schlatter und Corvin unendlich überlegen ist. Es gibt eine Fülle feiner Wahrnehmungen eines scharfblickenden Beobachters und daran geknüpfter, meist kerngesunder Betrachtungen über die Quellen der Verbrechen und die Wirkung der Freiheitsstrafen sowol in Gestalt der Gesamthaft als der Einzelhaft" — In seinem Vorworte zu dieser zweiten Auflage hebt Prof. Röder hervor, daß es gerade jezt wieder ganz besonders Not thue, die richtigen Grundsätze über den Vollzug der Freiheitsstrafen, nicht blos bei den Fachmännern, sondern bei der ganzen gebildeten Welt, mit allem Nachdruck geltend zu machen, und daß hierzu das vorliegende Buch vor allen geeignet scheine." — „Dies hat", fährt Herr Prof. Röder fort, „nicht blos darin seinen Grund, daß dessen Verfasser in diesen Dingen in Folge selbsteigner Erfahrungen zu einer tiefen Ueberzeugung gelangt ist, sondern auch darin, daß er in seltnem Maße die Gabe einer klaren und ansprechenden, ebenso plastischen, als mitunter drastischen Darstellung besizt, daß darum sein Buch — obwol es nur die einfache Wahrheit enthält — kaum minder fesselt, als der gelungenste Roman. Von dieser Seite gibt es unter sämtlichen Gefängnisschriften keine einzige, die ihm gleichgestelt werden könte. Ich habe mich darüber, und über die wenigen Punkte, worin ich von dem Verfasser abweiche, seiner Zeit des Näheren ausgesprochen (in der obgedachten Recension) und erlaube mir ein für allemal darauf zu verweisen."

Wir haben hier die Worte von Prof. Röder über das obige Buch angeführt und werden auf seine Beurteilung desselben im Folgenden noch zurückkommen. Wir finden uns hierzu teils durch den wolverdienten Ruf veranlaßt, den Prof. Röder als Kenner der Literatur des Gefängniswesens genießt, teils durch einen besonderen, weiter unten zu erwähnenden Grund.

Daß ein Buch, welches in der Literatur des Gefängniswesens eine so hervorragende Stellung einnimt, den Lesern der Ev. K. Z. vorgeführt wird, wäre bei dem Verhältnisse, welches in unseren Tagen zwischen dem Gefängniswesen und dem Christentum sich entwickelt hat, schon an und für sich gerechtfertigt. Das vorliegende Buch gewährt aber außerdem noch dadurch besonderes Interesse, daß in ihm ein erfreuliches Zeugnis hervortritt von der Existenz und Kraft christlichen Lebens, evangelischer Glaubensfreudigkeit und Geistesfreiheit inmitten der katholischen Kirche. Der Verf. ist nämlich Katholik. Ueber seine äußeren Lebensverhältnisse erfahren wir aus dem Buche nur, daß er in den Jahren 1846 und 1847 ein „blutarmer Heidelberger Student" gewesen, daß er „wegen Teilnahme an dem Aufruhr und Umsturz des Sommers 1849" zur Zuchthausstrafe verurteilt, und zu deren Abbüßung im Jahre 1850 zu Freiburg in gemeinsamer Haft, in den Jahren 1851 und 1852 aber zu Bruchsal in Einzelhaft gewesen ist. Daß er politisch als geheilt angesehen werden muß, beweist das ganze Buch, beweist insbesondere sein derber Humor, der ihn im „Katzenjammer der deutschen Wirklichkeit für einen jugendlichen Freiheitsrausch" zu folgendem Reime treibt:

— — „o Deutsche!
Uns fehlt ein Nationalzuchthaus
Und eine gemeinsame Peitsche!"

Ueber seinen inneren Lebensgang sagt er (bei Gelegenheit der Verteidigung gegen den ihm gemachten Vorwurf des Ultramontanismus): „Ich bin allerdings aus einem getauften römisch-katholischen Christen ein gläubiger geworden, nachdem eine nahezu dreijährige Gefangenschaft mir Gelegenheit bot, die Bubenschuhe vollends auszutreten, und die Sumpfnebel, womit entchristlichte Schulen, Geschichtmacherei, Zeitphilosophie, politische Wühlerei und Poeterei mein Selenauge umhüllt hatten, zu durchschauen — allein ich schlage ein mächtiges Kreuz vor monarchischem wie republikanischem Despotismus, vor allen theokratischen An- und Aussichten und nicht minder vor etwaigen Gelüsten, die katholische Kirche abermals zur Dienstmagd des Absolutismus oder zu einer Versorgungsanstalt des Adels herabzuwürdigen; Freiheit der katholischen und protestantischen

Kirche in ihrem Gebiete innerhalb des Staates, ächte, d. h. im positiven Christentum wurzelnde Toleranz, bürgerliche Freiheit im vollsten Maße, aber auf christlicher Grundlage, dies war im Grunde schon vor Jahren meine Parole und bleibt sie heute wie morgen — in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas!"

Solche „im positiven Christentum wurzelnde Toleranz" tritt noch bestimter in einer anderen Aeußerung zu Tage: „Es ist hier nicht der Ort, vom Segen und Unsegen zu sprechen, welchen die Kirchenspaltung des 16. Jahrh. über die civilisirte Welt brachte; unter ihre besten Früchte rechne ich unter andern, daß da, wo der christusgläubige Protestantismus noch vorhanden ist, Lebensernst, Sittenstrenge, äußere Zucht beim Volke daheim sind." Dazu bemerkt er in einer Note: „Die Zänkereien und Parteiwüthigkeiten, welche manche protestantische wie katholische Theologen heutzutage wiederum mehr, als seit Langem, zum Besten geben, kümmern mich hier so wenig, als die Unterscheidungslehren; wer an Christum den Gottessohn glaubt, den halte ich für einen ächten Christen, sei er nun Protestant oder Katholik, und jede Gegend oder Gemeinde, wo praktisches Christentum gefunden wird, die lobe ich mir. In manchen Landstrichen des protestantischen Deutschlands, in dem wegen Ueberfülle von Toleranz keineswegs zu rühmenden Scandinavien und Großbritannien hauft aber noch heute ein im Ganzen gläubiges und sittlich-tüchtiges Volk; das Stilleben der Herrnhuter, Quäker u. s. f. verdient Achtung und in mehr als einem Punkte Nachahmung."

In diesen Aeußerungen darf man nicht blos individuelle Meinungen unseres Verfassers erblicken, da er selbst erwähnt, daß der im Juli 1855 als Dompräbendar und Ordinariatsassessor zu Freiburg verstorbene frühere katholische Hausgeistliche des Zuchthauses in Bruchsal, Pfarrer Welte, über den er sich mehrfach mit der wärmsten Dankbarkeit äußert, „den ersten Entwurf vorliegenden Schriftchens noch selber durchgesehen und kritisirt" habe.

Daß die von einem Manne solcher Denkungsart gemachten Erfahrungen in einsamer und gemeinsamer Haft für das Urteil des Publikums über die Gefängnisfrage sehr wertvoll sein müssen, wird nach dem Bisherigen kein Leser bezweifeln. Der Verf. hat dieselben in zwei Abschnitten geordnet, deren erster zunächst Allgemeines erörtert und sodann „von der einsamen und gemeinsamen Haft in Bezug auf die äußere Lage des Gefangenen insbesondere" handelt. Den Anfang machen psychologische Beobachtungen über die verschiedenen Kategorien der Verbrecher, welche der Verf. als ihr Genosse in der gemeinsamen Haft kennen gelernt hat. Es folgen kritische Bemerkungen über „Gefängnis-Systeme und Gefängnis-Schriften", wobei namentlich der in einem eigenen Capitel mit ergötzlichem Witze gegeißelte Ritter Appert schlecht weg komt. Unter der Ueberschrift: „Bruchsal" begint sodann eine Erörterung über die Vorzüge der Einzelhaft, wobei gesagt wird: „Das Zellengefängnis daselbst ist ein zu Stein und zur That gewordenes Zeugnis: die Durchführung des Isolirsystems, welches von vornherein der Verschlechterung der Gefangenen vorbeugt und damit schon höchst segensreich wirkt, schließe einen blühenden Gewerbsbetrieb keineswegs aus, ein durchaus befriedigender Gesundheitszustand der Gefangenen lasse sich gleichfalls damit vereinbaren, die Zahl der Geistesstörungen und Selbstmorde könne auf die in allen Gefängnissen vorkommende herabgebracht werden." — Doch verschweigt der Verf. nicht, daß auch in Bruchsal für die Besserung der Sträflinge nicht so viel erreicht werde, als möglich und nötig sei, — und hebt hervor, woran das nach seiner Meinung liege. Aus seinen persönlichen Erlebnissen heraus gibt der Verf. dann unter der Ueberschrift: „Ein Tag in gemeinsamer Haft" und „Ein Tag in der Zelle" ein par Schilderungen, deren drastische Wirkung eine bedeutende ist. Wir wollen eine Stelle aus der Schilderung des Zellentages mitteilen. Der Sträfling ist eben aus der Schule gekommen, von der er sich, obgleich Studirter, nicht hat dispensiren lassen, die er vielmehr als „die Krone des Bruchsaler Zellengefängnisses" zu preisen nicht müde wird.

„Doch, ich sitze wieder in meiner Zelle und spule rüstig darauf los, um mit dem Tagwerke fertig zu werden. Der Winterabend dämmert frühe herein, eben versuche ich die abgerissenen Enden meines grauen Garnes wieder aufzuspüren und zusammenzuknüpfen, da öffnet sich die Thür und der Hausgeistliche steht vor mir. Ich lasse Faden Faden und Rädchen Rädchen sein; dieser Besuch findet für mich, wie für gar viele Mitgefangene stets ein allzufrühes Ende. Hat je ein Geistlicher seine schweren Pflichten vollkommen begriffen und so vollkommen erfüllt, als dies unter dem Monde der Fall sein kann, so war es der Pfarrer Welte, der bis 1854 in Bruchsal Hausgeistlicher gewesen. Er hat für die Zellenbewohner sein Leben geopfert*), was kann ein Mensch Größeres thun? Wie mancher geht an seinem Grabhügel auf dem prächtigen Freiburger Gottesacker vorüber, und weiß nicht, wie viel Selengröße,

*) Nähere Auskunft hierüber gibt eine andere Stelle: „In den Sträflingssälen des alten Zuchthauses in Bruchsal verbrachte er 5 Jahre, weitere 5 war er ein Vater der Zellengefangenen, und hier wurde die angeborne Anlage zur Phthisis endlich Meister über seinen Organismus. In Bruchsal ist dem Zellenbewohner in einer Hinsicht überhaupt ein weit besseres Los beschieden, als dem höheren und niederen Dienstpersonal: keiner wandert tagtäglich von Zelle zu Zelle; keiner ist der immerwährenden Zugluft der Gänge ausgesezt; keiner braucht sich Tag für Tag halb todt zu sprechen und den Kopf mit allem möglichen Geschwätz und Unsinn vollstopfen zu lassen; das Leben eines pflichtgetreuen Beamten und Angestelten im Zellenbau zu B. ist eine endlose Kette von Arbeit, Mühe, Sorgen und Undank aller Art; weit weniger den Gefangenen, als ihnen, steht die Gefahr der Phthisis nahe. Schon 1852 brach bei Welte das Blutspeien aus; er kränkelte, und als er sich im Herbst 1852 (soll offenbar heißen 1854) endlich als Dompräbendar und Ordinariatsassessor nach Freiburg befördern ließ, war es zu spät, ihn zu retten."

Nächstenliebe und ächte Frömmigkeit in dem Herzen wohnte, das da unten modert — was ist ein tüchtiger General, ein gewandter Diplomat, ein renommirter Schriftsteller im Vergleich zu einem wahren Priester! wenig, blutwenig."

Nach diesen beiden Schilderungen wird im weiteren Verfolg des ersten Abschnitts das ganze Leben des Züchtlings in Bezug auf Wohnung, Bewegung, Erholung, Kleidung, Nahrung, Arbeit, Belohnungen und Strafen, Mitteilungen der Gefangenen unter sich, Gesundheitsmaßregeln, Krankenpflege und Geisteskrankheiten unter steter Vergleichung der einsamen mit der gemeinsamen Haft ausführlich erörtert, wobei der Leser zu der Ueberzeugung komt, daß die einsame Haft in allen diesen Beziehungen den Vorzug verdient.

Der zweite Abschnitt des Buches handelt „von der Besserung der Verbrecher." Da ist denn zunächst die Rede von den „Strafzwecken und deren Verwirklichung", wobei der Verf. (S. 130) „einen christlichen und einen alltäglichen Begrif von Besserung" unterscheidet. Zunächst auf den lezteren eingehend, behandelt der Verf. unter beständiger Vergleichung der beiden Haftarten in zwei besonderen Capiteln: „Arbeit und Disciplin als Besserungsmittel" und „Intellectuelle Bildung durch Lectüre und Schule", — wobei es nicht an manchen strahlenden Blitzen des Geistes fehlt, der in dem folgenden Capitel unter der Ueberschrift: „Sittlich-religiöse Erweckung und Bildung" deutlich hervortritt.

Prof. Röder äußert in der oben erwähnten Recension über dies Capitel, auf das wir etwas näher eingehen wollen: „Was Hägele über „„sittlich-religiöse Erweckung und Bildung"" sagt, kann namentlich Gefängnisgeistlichen nicht genug empfohlen werden, die nach ihm, wenn sie zu individualisiren verstehen, des segensreichsten Wirkens in der Zelle gewiß sein können; es verdient überhaupt diese ganze Ausführung eine eingehende Besprechung in einer kirchlichen Zeitschrift."

Den „christlichen Begrif der Besserung" definirt der Verf. so: „sie ist die mit der Gnade Gottes durch Gemütserschütterung angebahnte, durch religiöse und intellectuelle Bildung bewußt und klar werdende, durch Ertragung von Widerwärtigkeiten und Leiden erstarkende und im ganzen Leben und Streben sich bethätigende sittliche Erneuerung des Menschen. Zur Besserung gehört somit

A. Die Gnade Gottes.

Gute Eigenschaften, welche auch die Thiere besitzen, dann dem Menschen angeborne schöne Charakterzüge, z. B. Sinn für Wolthätigkeit, Großmut, ferner andressirte Gesellschaftstugenden haben allerdings hohen Wert für die menschliche Gesellschaft; doch gut und tugendhaft im christlichen Sinne ist nur, was in, durch und für Gott geredet, gedacht, gethan und unterlassen wird. Corvin und Gesinnungsgenossen mögen diese Anschauung belachen und ob dem Unterfangen spötteln, daß ich eine Zeit lang dem Leser „„einen Löffel christlichen Kinderbrei's ins Maul schmiere"" und „„ihm das theologische Messer an die Kehle setze"", ich thue es, weil ich sittliche Erneuerung des Gefangenen, wie des Sünders überhaupt, lediglich auf Grundlage der positiven Christusreligion für möglich, wirklich und notwendig halte. Nur durch sie erhalten die angebornen und andressirten guten Eigenschaften höhere Weihe, Kraft und Dauer, und nur sie reicht aus, die angebornen schlimmen Eigenschaften zu unterdrücken, böse Begierden und Leidenschaften dauernd in Schach zu halten, den stärksten Versuchungen standhaft zu widerstehen. Der archimedische Punkt der positiven Christusreligion, gleichsam die Sonne der christlichen Weltanschauung ist der Glaube an Christum den Gottessohn. Wer Christum etwa nur für ein Ideal der Sittlichkeit hält, Ihn etwa mit Sokrates in eine Reihe stelt, der versteht weder das innerste Wesen des Christentums, noch die Kirche, noch die menschliche Natur und die Geschichte — eine starke Behauptung, aber eine Behauptung, welche alle Christgläubigen mit mir teilen und deren Wahrheit ich an meiner eigenen Person erfahren habe. — Der Glaube an Christum den Gottessohn wird nur durch göttliche Gnade erlangt oder festgehalten; nicht Schulen und Studien, nicht die Gründe der Theologen und nicht die Schlüsse des eigenen Verstandes, auch nicht Leiden und Widerwärtigkeiten führen an und für sich zum Glauben an Christum den Gottessohn, sondern diesen innerlich beseligenden und sittlich stärkenden Glauben gibt Gott allein und gibt ihn nur dem, der ernstlich darum bittet. Weil wir die Zusicherung haben, daß der Glaube Jedem zu Teil wird, der ihn haben will und aus diesem Grunde ernsthaft um denselben oder auch nur um Erkentnis der Wahrheit zu Gott fleht, deshalb ist es die erste Aufgabe des Gefängnisgeistlichen, den glaubensarmen oder glaubenslosen Verbrecher zum ernsten Gebete um Erkentnis der Wahrheit zu bewegen, dem Verbrecher mit lauem oder todtem Glauben das rechte Beten zu lehren und lieb zu machen. Daß man beständig Gebete hersage, oder auch nur viele, und das Arbeiten dabei unterlasse, kann und will ich nicht im mindesten empfehlen; es wäre eine Lächerlichkeit in gemeinsamer und ein arger Misgriff in einsamer Haft. Allein wer einerseits auch nur eine Ahnung von der Bedeutung und dem Werte des Gebetes für die Genesung und Gesundheit der Sele besitzt, daß man unbeschadet der Arbeit beten und die Arbeit selbst zu einer Art von Gebet machen kann, und wer andrerseits Leute kennt, und zwar viele Leute, die mitten in der Christenheit durch die Zumuthung, das christliche Glaubensbekentnis, die Gebote Gottes oder sogar nur das Vaterunser ohne Anstoß und Fehler herzusagen, in arge Verlegenheit geriethen, der wird weder unpraktischen Pietismus, noch heimtückischen Ultramontanismus dahinter suchen, wenn ich das Gebet für die dringlichste Angelegenheit in Sachen der Besserung von Verbrechern erkläre. Die beständige Umgebung von Verbrechern ist eben kein Mittel, den Willen für das Gebet zu entzünden, und macht es dem Sträfling beim besten Willen schwer und oft unmöglich, recht zu beten. Die Vorteile des Zellenkämmerleins vor dem Sträflingssal in

dieser Hinsicht springen wol zu sehr in die Augen, als daß sie mehr als bloßer Erwähnung bedürften."

Vom Gebete wendet sich unser Verf. zum Lesen der heil. Schrift, worüber er sagt:

„Unter dem katholischen Volke ist die Bibel wol fast eben so stark verbreitet, wie unter dem protestantischen; fast sage ich, insofern das Alte Testament in katholischen Schulen nur in zweckmäßigen Bearbeitungen und in katholischen Häusern zumeist nur das Neue Testament gefunden wird."

Auch in den Gefängnissen der Heimat des Ref., deren Bevölkerung eine fast ganz evangelische ist, wird in der Regel nur das Neue Testament gefunden, dem der Psalter angebunden zu sein pflegt.

Durch eine Aeußerung seines früheren Mitgefangenen Schlatter wird der Verf. auf Zschokke's Stunden der Andacht geführt, gegen die er sich sehr bestimt mit Gründen erklärt, welche von jedem gläubigen Christen jeder Confession nur unterschrieben werden können.

Unter beständiger Vergleichung der einsamen und gemeinsamen Haft geht der Verf. sodann die Bedeutung und Wirksamkeit des Religions-Unterrichts und der Predigt, so wie des Gottesdienstes überhaupt durch, bespricht den Kirchengesang und den Gebrauch der kirchlichen Heilmittel, und hebt hervor, daß Religionsspötterei und Heuchelei, in der gemeinsamen Haft häufig vorkommend und verderblich wirkend, in der Zelle sich gar nicht durchführen lassen: „denn," heißt es treffend vom Zellengefangenen, „er ist Tag und Nacht beobachtet, die Beamten und Angestelten teilen sich ihre Beobachtungen und Erfahrungen in Bezug auf seine Person fleißig mit, und mindestens einige derselben mögen stets so viel Beobachtungsgabe, Erfahrung und Menschenkentnis besitzen, um nicht lange hinter's Licht geführt werden zu können."

„Unbeschreiblichen Eindruck", bezeugt der Verf., „macht der Gottesdienst besonders in den ersten Monaten auf den Zellenbewohner; er sieht keinen seiner Leidensgefährten, doch neben, über und unter sich hört er singen, der Gesang strömt gleichsam von allen Seiten in sein Innerstes; er fühlt es, wie gar mancher aus vollster Sele, manchmal aus einem tief leidenden, gewaltig erschütterten Herzen herausstingt. Dies ist keine Einbildung, sondern Erlebnis, und kein subjektiver Eindruck, sondern ein allgemeiner. Vogt erzählt, wie es ihn erschüttert habe, als er die Gefangenen zu Bruchsal in der Kirche singen oder vielmehr schreien hörte — es ist richtig, der Gesang wirkt erschütternd und zwar deshalb, weil er aus tief erschütterten und leidenden Herzen komt.

Kurz, der Kirchengesang in Bruchsal ist eine demonstratio ad aures: Die Gemüthserschütterung, von der ich früher als von einer Folge der Einzelhaft und Vorbedingung der Besserung gesprochen, sei weder Hypothese noch Postulat, sondern etwas wirklich Vorhandenes."

Ein entschiedener Freund consequenter Trennung der Gefangenen auch in Kirche und Schule, hatte der Verf. schon im ersten Abschnitte die dagegen vom religiösen Gesichtspunkte aus gemachten Einwendungen widerlegt. Wir teilen eine dieser Einwendungen nebst ihrer Widerlegung mit, welche, sofern sie sich auf die Abendmalsfeier bezieht, eben so gut hierher gehört.

„Wenigstens erheische die Feier des Abendmals als einer Communio Aufhebung der Trennung! — Si tacuisses, Christianus mansisses! Das heilige Abendmal erheischt die Verbindung der Menschensele mit Gott, das innigste Versenken des Gemütes in das große Geheimnis der Menschenverbindung Jesu Christi, keineswegs aber das unmittelbare Nebeneinanderstehen oder Knien vieler Menschen, am allerwenigsten vieler Strafgefangenen, deren Gesichter, Mienen und Manieren häufig nicht sehr erbauen und erheben. In Freiburg ging ich selber mit allen Gefangenen zum heiligen Abendmal, der Meßdiener war unstreitig der abgefeimteste Gauner des Hauses; mir fiel auf, wie er Einige aus vollen Zügen aus dem Kelche*) trinken, die meisten kaum nippen ließ; später erfuhr ich den Grund; die reichlich Bedachten hatten ihm ein Stück Speck oder Kautaback versprochen — auch eine communio!"

Nachdem der Verf. dann noch von den Besuchen, von den Kennzeichen und den äußeren Hindernissen der Besserung gehandelt hat, komt er zu den Entlassenen und den für dieselben gegründeten Vereinen, für die er folgende Forderungen aufstelt:

„a) Dergleichen Vereine müssen die christliche charitas zur Mutter haben; — Der Staat, die Beamten solten nur die nötigste Aufsicht beanspruchen und Beihülfe leisten, am allerwenigsten aber Gründung und Leitung in die Hand nehmen; dies solte der Kirche vorbehalten sein. b) Ein Beamter, der als Privatmann einem derartigen Vereine angehört, kann sicher viel Gutes wirken, allein die Geistlichen, so wie die Frauen, sind die zunächst berufenen Träger, Verkündiger und Diener der christlichen charitas, die Gemeindebehörden und ehrenhafte Bürger haben das nächste Interesse, der Verkommenheit und dem Verbrechen innerhalb ihrer Gemeinde zuvor zu kommen und zu steuern, diese Leute müssen die Hauptarbeit zur Hand nehmen. c) Es solte gar keine auf entlassene Sträflinge beschränkte Vereine geben, sondern allgemeine Rettungsvereine, welche sich der Verlassenen, Verwahrloften und Verkommenen der Gemeinde überhaupt annehmen." Der Verf. teilt sodann die Statuten eines solchen, von einem Decan Schindler in Hindelwangen gegründeten Vereins mit.

In dem folgenden Capitel: „Das Zellensystem und der Katholicismus" erörtert der Verf. die Frage: „ob der Katholicismus sich mit dem Isolirsysteme vertrage oder nicht?" und

*) Wie kommen in einer römisch-katholischen Kirche die Laien zu einem so vollständigen Genusse des heil. Abendmals, daß ihnen auch der Kelch gereicht wird?

gibt auf dieselbe folgende Antwort: „das System als solches widerspricht dem Christentume nicht, es bejaht vielmehr dasselbe, folglich muß es sich auch mit dem Katholicismus sehr gut vertragen."

Das wäre nun ganz treffend, wenn — Christentum und Katholicismus identische Begriffe wären. Daß die Frage so einfach nicht liegt, hat Referent in einem praktischen Falle erfahren.

Vor einigen Jahren war Ref. als Strafrichter genötigt, gegen ein aus dem preußischen Rheinlande gebürtiges 22jähriges Mädchen katholischer Confession die Untersuchungshaft zu verfügen. Eine Tochter ehrbarer Eltern, war sie nach dem Tode ihrer Mutter in ihrer Heimat verführt und nach mancherlei Irrfahrten sieben Monate vor ihrer Verhaftung auswärts in ein Bordell gerathen, aus dem sie später in ein anderes ähnliches Haus verkauft war. (Anders kann man die Prozedur des Ueberganges solcher Mädchen aus einem Bordelle in ein anderes in der That nicht nennen.) In diesem zweiten Bordelle war sie von der Wirtin zur Hülfeleistung bei einer Hehlerei gestohlenen Gutes genötigt worden, was die nächste Veranlassung zu ihrer Verhaftung ward. Von ihr selbst ward diese Verhaftung begrüßt als eine Befreiung, als eine wenigstens einstweilige Sicherung gegen die tägliche Fortsetzung des Schandlebens, wozu man sie in den Bordellen genötigt hatte. Seit Jahren des heil. Abendmals entbehrend, hatte sie während ihres Aufenthalts in den Bordellen auch keine Kirche besuchen können, und wünschte den Besuch eines Geistlichen ihrer Confession. — Eine Möglichkeit für die Erfüllung dieses Wunsches war dadurch gegeben, daß sich in der Stadt eine kleine, mit einem Pastor versehene, katholische Gemeinde befindet. Zu diesem Pastor ging Ref., um ihm den Wunsch der Gefangenen vorzutragen, ihm das Nötige über Persönlichkeit und Lebensgeschichte derselben mitzuteilen und ihm gleich selbst die Erlaubnis zu dem gewünschten Besuche und dessen regelmäßiger Wiederholung zu geben. Kaum aber hatte der Mann gehört, daß es sich um eine Gefangene handle, so — weigerte er sich entschieden, dieselbe zu besuchen, und antwortete auf die verwunderte Frage: ob das den Grundsätzen seiner Kirche entspreche? mit großer Ruhe: Wenn sie eine Katholikin sei und sich wirklich bessern wolle, so werde sie selbst wissen, was sie zu thun habe; im Gefängnisse könne sie die Festigkeit ihres Entschlusses der Besserung durch nichts beweisen; dort also könne er ihr auch nichts nützen.

(Schluß folgt.)

Zu den Erörterungen über Kirche und Verfassung.

IV.

Zu dem vermißten Vollzuge einer durch das eigene Prinzip geforderten Ergänzung der bestehenden Verfassung befindet sich der, grade der letzteren wegen, der Kirche beigemessene Mangel an Selbständigkeit in einem Verhältnisse, welches die durch diese Annahme bedingten Anfänge einer umgestalteten Ordnung den bedenklichsten Widersprüchen preisgibt. Fehlt nämlich dem gegen den hergebrachten Verfassungszustand erhobenen Vorwurfe, im Lichte des Bekentnisses betrachtet, die wesentliche Begründung, so komt er, festgehalten, einer inneren Schwächung des Regiments, nach außen einer Herabsetzung seines Ansehens, gleich. Im Gegenfalle bleibt dem Zweifel Raum, ob nicht eben der Eintritt in die auf Schaffung eines Repräsentativkörpers gerichtete Strömung ein Zeichen wankender Selbständigkeit sei, deren Befestigung umgekehrt den Widerstand gegen jene Richtung erheische. Erkennbar wenigstens in dieser Beziehung erscheint so viel, daß die Widersacher der auf dem Bekentnisse beruhenden Kirche, wenn sie auch an dem regimentlichen Vorschreiten die zögernde Bewegung, den Mangel an durchgreifender Entschiedenheit in ihrem Sinne zu tadeln finden, gleichwol in den bisherigen Maßnahmen, ungeachtet vieler von ihrem Standpunkte zu machenden Ausstellungen, die angebahnte Verwirklichung des Zustandes erblicken, in welchem das Bewußtsein der Mehrzahl die auch in der Kirche ihm gebürende Herschaft führen werde.

Solchen Erwartungen wird der Grund nicht dadurch entzogen, daß ihnen die wolmeinende Absicht des Kirchenregiments widerspreche. Wenig bedeutend erscheint deshalb auch, wenn vielleicht entgegnet wird, daß den neugeschaffenen oder in der Bildung begriffenen Kirchenorganen eine Mannichfaltigkeit von Beschäftigungen zugedacht ist, deren Gegenstand unbestreitbar innerhalb des Bereiches ächter Kirchlichkeit liege. Lezteres ist, vorbehaltlich dessen, was, einzelne Thätigkeiten betreffend, hinsichtlich ihres Inhaltes oder ihrer Fassung in amtsmäßigen Rahmen zu bedenken wäre, anzuerkennen. Schwerer Täuschung jedoch würde die Meinung verfallen, daß der unbeanstandete Teil der Dienstobliegenheiten hinreiche, um die Entfaltung der unvermeidlichen Folgen eines damit in Verbindung gesezten gefährlichen Verfassungsprinzips auszuschließen. Die Ausübung kirchenregimentlicher Befugnisse, die Teilnahme an kirchenrechtlichen Feststellungen unterliegt anderen Bedingungen ihres Effekts, als die Unterstützung der Selsorge oder die Hülfeleistung in allerlei Nöten und Notständen, wie auch die Anwendung der kirchlichen und dienstlichen Disziplin sich sondert von allgemeinerer Einwirkung auf die betreffenden Gebiete. Die kirchenregimentliche

und kirchenrechtliche Anordnung oder Entscheidung führt schon in ihrem eigenen Zustandegekommensein ein thatsächliches Ergebnis von bedeutungsvollem Gewichte unmittelbar mit sich, während mit dem Erfolge jener anderen Art kirchlicher Wirksamkeit es sehr abweichend sich verhält. Der Dienst der Liebe, welche in Geduld einem Sandkorn treuer Berufserfüllung unverdrossen das andere hinzufügt, kann in weitem Umfange nur kümmerlich geübt werden oder gänzlich darnieder liegen, ohne daß dadurch die Geschäftigkeit auf dem Verfassungsgebiete, in ihrer Fruchtbarkeit vielleicht noch gefördert durch die Reize parlamentarisch sich gestaltender Thätigkeit und rasch eintretender Sichtbarkeit ihrer Ergebnisse in einer Zahl stattlicher Beschlüsse, irgendwelchen Abbruch erleidet.

Das hier angedeutete Verhältnis gewint einen noch bestimteren Ausdruck, wenn gefragt wird, wie beide Arten der in der neuen Organisation zusammengefaßten Thätigkeiten hinsichtlich der Selbständigkeit oder Abhängigkeit zu einander gestelt sind. Möglich ist, daß die nicht repräsentativen Amtsverrichtungen lediglich um ihres eigenen Gegenstandes und Zweckes willen verordnet sind. Es kann aber auch innerhalb der Auffassung, welche die begonnene Verfassungsumbildung angeregt hat, die angenommene Notwendigkeit einer zu schaffenden Kirchenvertretung so überwiegend gewesen sein, daß dadurch andere Erfordernisse, selbst unbeabsichtigt, in untergeordnete Stelle rücken mußten. Die nicht der Repräsentation angehörenden Funktionen lassen sich dann als hauptsächlich zur Füllung und zum Schmuck der tragenden und haltenden Teile des Verfassungsbaues dienend betrachten, welcher errichtet werden soll, um in kirchenrechtlicher Handgreiflichkeit das Subjekt aufzeigen zu können, dem die politische Verfassung die Selbständigkeit der Kirche zuspricht. Der Versuch, in dieser oder ähnlicher Art den inneren Zusammenhang der seitherigen Entwicklung auf dem kirchlichen Verfassungsgebiete aufzufinden, wird durch den Gesamteindruck begünstigt, welchen ihr thatsächlicher Verlauf hervorruft. Dadurch verstärken sich, wie einleuchtet, die Bedenken gegen die Weise, in welcher die veränderten Staatsverhältnisse den Ausgangspunkt für neu bezielte Kircheneinrichtungen bestimt haben. Dem gegenüber bleibt näher zu erwägen, was aus einer nach Maßgabe des Bekentnisses bewirkten Vergleichung des überlieferten Verfassungszustandes mit dem wirklichen Bedürfnisse der Kirche in Ansehung einer etwaigen Veränderung abzuleiten sei.

Nachrichten.

Bericht über die zweite Kreissynode in Samter [Großh. Posen]. (Schluß.)

Präses verlas den dritten Antrag des Pastors B.:

„Die Synode wolle ihrem Vorstande aufgeben, bis zu ihrem nächsten Zusammentritt zu ermitteln und festzustellen, welche Gemeinden der Diöcese Samter der Union beigetreten sind, ev. in welcher Zeit und durch welchen Act der Beitritt vollzogen worden ist."

Pastor B. motivirte diesen Antrag durch folgende Ausführung:

„Dieser Antrag ist hervorgegangen aus der Kentnisnahme mehrerer in jüngster Zeit vom Königl. Consistorio ausgestelten pfarramtlichen Vocationen, in denen die bez. Gemeinden ausdrücklich als „der Union beigetretene" bezeichnet werden, und wie verlautet, so komt diese Praxis jezt bei Ausstellung aller Vocationen ohne Ausnahme zur Anwendung. Hierbei drängt sich von selbst die Frage auf: wann, wie und wodurch haben die Gemeinden ihren Beitrtt zur Union erklärt und vollzogen? Denn daß man für diesen Beitritt eine Mitwirkung oder wenigstens Zustimmung der Gemeinden annimt, ist durch den Ausdruck „der Union beigetretene Gemeinde" klar und deutlich ausgedrückt. Sezte man eine Mitwirkung oder Zustimmung der Gemeinden nicht voraus, so könte wol von Zugehörigkeit, aber nicht von einem Beitritt zur Union die Rede sein. Deshalb frage ich noch einmal: Wann und wodurch hat ein solcher Beitritt stattgefunden? Ich denke bei dieser Frage zunächst nur an die Gemeinden der Posener Provincial-Kirche. Fragt man unter den älteren Gemeindegliedern und ihren Pastoren umher, so bleibt man ohne eine befriedigende Antwort. Sie selbst können sich eines derartigen Vorganges in den Gemeinden nicht erinnern, und auch die Pfarr-Archive geben keine Auskunft darüber. Durch meine bisherigen speciellen Nachfragen, ob irgend welche Vorgänge in früheren Zeiten stattgefunden haben, die zu der Annahme eines Beitritts zur Union seitens der Gemeinden wenigstens einigermaßen berechtigten, habe ich nur so viel in Erfahrung gebracht, daß allerdings einige Gemeinden, wie z. B. die Meseritzer, durch ihre competenten Organe sich für die Annahme der Union erklärt haben; mit den allermeisten Gemeinden aber habe es hinsichtlich ihres Verhältnisses zur Union eine andere Bewandnis; in den 30ger Jahren habe der Bischof Dr. Freimark auf Allerhöchste Veranlassung die Geistlichen der Provinz wegen Einführung der Union mit Instruction versehen; auf die hierauf vielseitig ergangenen Anfragen der Geistlichen, in welcher Form und Weise die Einführung geschehen solle, sei ihnen zum Bescheide geworden, daß im Allgemeinen das Brodbrechen bei der Austeilung des heil. Abendmals als Zeichen für die erfolgte Annahme der Union angesehen werden müsse; viele Geistliche haben in Folge dieser Weisung und in redlicher Absicht, den Intentionen der kirchlichen Obrigkeit nachzukommen, nichts Eiligeres zu thun gehabt, als sich sofort des Brodbrechens bei der Verwaltung des Sakraments statt der bisherigen Austeilung der Oblaten zu bedienen und über diesen eingeführten Gebrauch schleunigst an das Consistorium zu berichten; in den Gemeinden aber habe sich alsbald eine große Unzufriedenheit wegen dieser Neuerung geregt, und die Geistlichen haben dem Andringen der Gemeinden, den bisherigen Usus aufrecht zu erhalten — nachgebend alsbald wieder die Oblaten eingeführt. Wolte man nun wirklich das Brodbrechen als ein Zeichen der erfolgten Annahme der Union gelten lassen, so würde aus dem eben erzählten Hergange die Folgerung sich ergeben, daß die Union, wie sie mit der Einführung des Brodbrechens eingeführt sei, so auch mit dem baldigen Aufhören des Brodbrechens aus den Gemeinden wieder ausgeführt sei. Von irgend welchen mit Erfolg angewandten späteren Maßnahmen des Kirchen-Regiments, die Gemeinden mit Bewußtsein dessen, was sie thun, zum Beitritt zur Union zu bewegen, weiß Niemand etwas. Solte nun die von mir beantragte Ermittelung ergeben, daß die Gemeinden der Samterschen Diöcese von der Einführung der Union entweder gar nicht, oder höchstens auf die oben beschriebene Weise berührt worden sind, so würde dadurch festgestelt

sein, daß ein wirklicher Beitritt zur Union nicht erfolgt ist, und die Synode könte dann vorkommenden Falls gegen die in den Vocationen angebrachte Berufung auf den Beitritt zur Union mit Fug und Recht protestiren und die bez. Erklärung zurückweisen. Ja, sie hätte dazu nicht blos das Recht, sondern auch eine heilige Verpflichtung."

Die Synode lehnt den Antrag (10 gegen 5 St.) mit dem Bemerken ab, daß ihr zu einer solchen Ermittelung und Untersuchung die Befugnis nicht zustehe.

Der folgende Antrag des Pastor B. lautete:

„Die Synode wolle ihrem Vorstande aufgeben, bei der Königl. Regierung zu petioniren, daß den Landrathsämtern und durch sie den ihnen untergeordneten Polzei-Aemtern aufs Neue die Pflicht eingeschärft werde, allen Ueberschreitungen der durch das bürgerliche Gesetz gebotenen Sontagsheiligung, besonders auch den bis über 10 Uhr hinaus dauernden öffentlichen Tanzvergnügen, sowie dem Hausiren und Handel der Juden an den Sontagen mit der gesetzlichen Strenge entgegenzutreten."

Der Antrag wurde einstimmig angenommen.

Präses trug den fünften Antrag des Past. B. vor:

„Die Synode wolle sich für die definitive Abschaffung der Sontagstrauungen erklären."

Der Antrag wurde also begründet:

Unser Herr Ephorus selbst hat in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit mehrfach seinen Wunsch, die Sontagstrauungen abzuschaffen, den Diöcesanen ausgesprochen. So viel ich aber weiß, hat außer mir Niemand Ernst mit dieser Abschaffung gemacht. Ich selbst habe auch Jahre lang gezögert und Anstand genommen, die Sontagstrauungen ohne alle Ausnahme abzulehnen; ich glaubte es den armen Tagelöhnern, die die ganze Woche hindurch unter dem Drucke der Arbeit stehen, schuldig zu sein, ihnen die Trauung am Sontage zu gewähren; ich glaubte ferner in denjenigen Fällen, wo mir vom Brautpar und den Angehörigen das Versprechen gegeben wurde, die Hochzeit ohne Tanz und Musik und sonstige die Sabbatstille störenden Unfug zu feiern, ohne Bedenken am Sontag trauen zu können, aber in lezterer Beziehung bin ich öfter hintergangen worden, und was die arme, arbeitende Klasse betrift, so dachte ich, daß, da sich trotz der Tagearbeit zu vielen andern Verrichtungen eine freie Zeit findet, auch zu einer so wichtigen Handlung wie die Hochzeit ein freier Tag oder wenigstens Nachmittag zu verschaffen sein werde. Ich verkündete also öffentlich von der Kanzel, daß von nun an keine Sontagstrauungen mehr stattfinden werden, und siehe, die Leute haben sich nicht nur willig darin gefunden, sondern ich bin sogar von dem Tage an mit jedem Ansinnen, in besonderen Fällen eine Ausnahme von der Regel zu machen, verschont geblieben. Unter den Gründen fält die durch Sontagstrauungen gehäufte Arbeitslast des Geistlichen am Sontage am wenigsten ins Gewicht. Auch der Umstand, daß mit den meisten Hochzeiten geräuschvolle Vergnügungen verbunden sind, würde allein noch nicht entscheiden, wenn nicht sowol durch die Zurüstung auf den Hochzeitstag und durch die Teilnahme der geladenen und ungeladenen Gäste der Besuch des öffentlichen Gottesdienstes und die Andacht, deren der Christ sich am Sontag befleißigen soll, gehindert oder gestört würde.

Die Synode stimmte dem Antrage bei.

Past. B. hatte folgenden sechsten Antrag eingebracht:

„Die Synode wolle beschließen, daß bei den Taufen unehelicher Kinder und bei den Trauungen gefallener Brautpare keine Junggesellen und Jungfrauen, sondern nur verheiratete, resp. verwittwete Personen als Zeugen zugelassen werden dürfen."

Das tiefste Motiv für diesen Antrag beruht darin, daß es für jedes christliche Gemüt etwas Widerwärtiges und für das gebotene Schamgefühl tief Verletzendes hat, wenn eine Jungfrau ein uneheliches Kind über der Taufe hält, wenn Junggesellen mit Kränzen und Bändern geschmückt am Traualtar gefallener Brautpare stehen. Muß nicht, wenn Junggesellen und Jungfrauen das heilige Zeugenamt in solchen Fällen übernehmen, wo bei der heiligen Handlung die geschlechtlichen Sünden wider das 6. Gebot so offen vor Augen liegen, notwendig das Schamgefühl gegen diese Sünden abgestumpft und der Abscheu gegen dieselben abgeschwächt werden?

Die Synode spricht den Wunsch aus, daß die einzelnen Geistlichen dahin wirken möchten, daß dem Antrage entsprochen werde.

Der 7. Antrag des Past. B. lautet:

„Die Synode wolle beschließen, daß das Glockenläuten in der Neujahrsnacht um 12 Uhr als Ankündigung des neuen Heilsjahres und zugleich als Mittel, dem wüsten Sylvesterlärm zu steuern, in allen Parochien der Diöcese eingeführt werde."

„Ich verspreche mir — wurde bemerkt — von diesem Glockenläuten einen doppelten Nutzen, nämlich eine Förderung für die feierliche Stimmung der Frommen, welche mit Gebet und Flehen die Schwelle des neuen Jahres betreten, und eine Störung in den geräuschvollen Lustbarkeiten der Gottlosen, denen diese feierlichen Töne als eine Mark und Bein durchdringende Weckstimme ins Herz und Gewissen rufen sollen: „Steh, armer Mensch, besinne dich, du eilst in dein Verderben!" In Halle und Stettin, wo, wie ich gelesen habe, dieser Gebrauch seit Jahren besteht, wird eine ganze Stunde lang (nämlich von 12 bis 1 Uhr) mit allen Glocken geläutet."

Die Synode erklärt die Ausführung des Antrages für wünschenswert.

Mit Gebet und Gesang wurde die Synode nach sechsstündiger Dauer geschlossen. Die Verhandlungen wurden diesmal bei einzelnen Fragen mit größerer Aufregung der Gemüter geführt, als dies in der ersten Synode der Fall war. Auch konte sie sich nicht bei allen Beschlüssen derselben Einstimmigkeit wie damals erfreuen; doch blieb auch diesmal ihre Haltung eine durchaus würdige, und irgend welche Aeußerungen, welche dem kirchlichen Demokratismus dieser Zeit das Wort reden, wurden von keiner Seite her vernommen, so daß wir auch diesen Bericht mit einem „dem Herrn sei Dank" und mit dem Votum schließen dürfen: „Er helfe weiter, und lasse auch in Zukunft alles wol gelingen zu Seines Namens Ehre! Amen."

Pommern. (Schluß.)

Eine ähnliche Erklärung ist auf vielen Synoden Pommerns abgegeben. Die obige war von 17 Geistlichen und den Abgeordneten ihrer Parochie unterzeichnet, also von 5 Geistlichen nicht, von denen jedoch Einer sich im Princip einverstanden erklärte und Einer in Folge der Verhandlungen noch ausdrücklich beitrat. Es wurde diese Erklärung, wie zu erwarten war, von Einem der Nichtunterzeichneten (Geistlichen) als ein Angriff auf die Nichtbeigetretenen angefochten und dadurch eine gründliche Verhandlung herbeigeführt, in welcher die Unterzeichneten erklärten, daß sie nichts weiter beabsichtigten, als ihre und ihrer Gemeinde Rechte zu wahren. Dazu liege die Veranlassung in der Publications-Verfügung des K. Hochw. Konsistoriums vor, welche vorschreibe, daß die reformirten Gemeinde-Vertreter zur Synode zu berufen seien, ihnen aber freizustellen sei, ob sie Teil nehmen wolten oder nicht. Wenn hierin einerseits eine Zurücksetzung der lutherischen Gemeinden gegen die reformirten gefunden werden müsse, so lange man blos die nackte Forderung an die ersteren ins Auge fasse, und also eine Verwahrung schon deshalb notwendig sei, so fordere andrerseits die Verfügung dasselbe, was unsere Verwahrung fordert, da es in derselben zugleich heiße: „und wird das Kreis-Synodal-Statut das Mittel sein, um besondern Bedürfnissen, welche durch solchen Schritt entstehen, Genüge zu verschaffen." Das besondere Bedürfnis sei eben, die Stellung unsrer Gemeinden zum Bekentnis und zur Union vor der Verdunkelung durch diesen Schritt zu bewahren, wie es in der Erklärung auf Grund des Allerh. Erlasses und der Allerh. Cabinets-Ordre geschehe. Wenn uns Lutherischen der Vorwurf gemacht werde, daß wir uns starr abschlössen und die Union zu sprengen suchten, so sei das unbegründet. Wir hielten an der Union nach der Cabinets-Ordre von 1834 fest, wie die Erklärung zeige. Von den Reformirten lägen aber Beispiele vor, daß sie ihre reformirten Anschauungen und die Consequenzen ihres Bekentnisses bis ins Kleinlichste geltend machten. (Es wurden solche Beispiele angeführt.) Dem gegenüber sei es uns nicht zu verargen, wenn wir nur das Bekentnis und die wesentlichsten Rechte unsrer Kirche festhalten und sichern wolten. Wenn diese Stellung nicht gewahrt würde, so würden die wichtigsten Bedenken dann hervortreten, wenn die Synoden zur Wahl von Abgeordneten für die Provinzial-Synode schreiten würde, wie die Erklärung auch andeute. Ohne diese Wahrung würden die Abgeordneten weder Abgeordnete der reformirten noch der lutherischen Gemeinden, sondern

einer gemischten bekentnislosen Synode sein. Dem müsse und solle vorgebeugt werden unbeschadet der brüderlichen Eintracht, die wir sowol mit den Reformirten als auch mit den Nichtunterzeichnern der Erklärung aufrecht zu erhalten jederzeit bereit seien.

In das Synodal-Statut wurde, wie sich nach obiger Erklärung von selbst versteht, zu der vorgeschriebenen genauen Bezeichnung der Gemeinden die Bestimmung aufgenommen, daß sämmtliche Gemeinden der Synode innerhalb der Landeskirche auf dem lutherischen Bekentnis stehen. Dies wurde zwar auch von dem einen Geistlichen angefochten, doch mußte von ihm als Thatsache zugegeben werden, daß sämmtliche Gemeinden den lutherischen Katechismus und ein lutherisches Gesangbuch hätten.

Als Gegenstände der eigentlichen Berathung waren vorgeschrieben:

1) die Erhöhung der Wirksamkeit der Gem.-Kirchenräthe,
2) die Frage über die Amtsdauer ihrer Mitglieder, ob auf 6 Jahre oder lebenslänglich,
3) die Gründung einer Synodalkasse.

Da die voraufgegangenen Verhandlungen schon den größten Theil der Zeit weggenommen hatten und der erste Berathungs-Gegenstand allein schon Stof genug dargeboten hätte, um die ganze Sitzung auszufüllen; so konten erschöpfende Verhandlungen über die drei Gegenstände nicht stattfinden. Doch wurden gründliche Referate über sie vorgetragen, in denen alle Seiten der Fragen beleuchtet waren. Es konte daher bald zur Beschlußfassung geschritten werden. Bei dem ersten Gegenstande war der wichtigste Beschluß der, daß von sämtlichen Gem.-Kirchenräthen Berichte über ihre Wirksamkeit an den Vorstand der Synode bis Pfingsten einzureichen seien. Also wieder ein neues Stück Schreibwesen! Mich ergreift immer eine Gewissensangst, wenn ich an amtliche Berichte über die eigne Wirksamkeit denke. Das Papier ist geduldig, wie auch bemerkt wurde. Wenn man sich auch hütet, in den Berichten geradezu zum Lügner zu werden, so wird doch meist unbedeutenden Dingen schon dadurch, daß sie zu Papier gebracht werden, eine Wichtigkeit beigelegt, die sie in Wirklichkeit nicht haben. Doch mag eine solche Zwangsjacke, wie die Berichte für die Gem.-Kirchenräthe sein werden, immerhin notwendig sein, wenn sie nicht einschlafen sollen, da ihnen meist noch der Sinn für ihre Aufgabe fehlt und erst geweckt werden muß. Um anzudeuten, wie es mit der Wirksamkeit der Gem.-K.-R. überhaupt steht, sei hier gleich bemerkt, daß die meisten den ganzen Sommer hindurch gar keine Conferenzen gehalten haben. Die Laien-Mitglieder auf dem Lande und in den kleinen Städten haben da ihre dringenden wirtschaftlichen Geschäfte und was man in den Conferenzen alle Monat mit ihnen zu verhandeln hat, sind eben keine handgreiflich dringenden Notstände, sondern die lange bestehenden allgemeinen Notstände der Kirche und des christlichen Lebens, die eben Aufgaben der Kirche selbst sind. Dafür fehlt den Meisten das Verständnis und das Bewußtsein einer Verpflichtung, die sie sich wol als Sache des geistlichen Amtes, aber nicht als ihre Sache denken können, und daß man ihnen erst das Verständnis dafür beibringen will, was doch die erste Aufgabe ist, das erscheint ihnen nicht so wichtig, um darüber etwas in der Wirtschaft zu versäumen. Manchem mag auch wol das Singen und Beten zu Anfang und zum Schluß der Conferenzen lästig sein. Es ist einmal herschender Aberglaube, von dem Viele sich nicht losmachen können, daß dergleichen in das Gotteshaus gehöre.

Beim zweiten Gegenstande wurde einstimmig beschlossen, den Wechsel des Aeltesten-Amtes nach bestimten Zeiträumen gänzlich abzulehnen und die lebenslängliche Dauer zu beantragen. Die traurigen Folgen des häufigen Wählens auf dem politischen Gebiete dienten zur Warnung, dies Unwesen nicht auf das kirchliche Gebiet zu verpflanzen. Zu einer erfolgreichen Wirksamkeit sei auch eine lebenslängliche Dauer notwendig und ersprießlich. Ueberdies hätten wir in der heil. Schrift durchaus kein Beispiel, daß irgend ein Amt in der Kirche auf Zeit verliehen, sondern alle Beispiele und Vorschriften in derselben zeigten, daß alle Aemter auf Lebensdauer erteilt seien. Das waren etwa die Gründe für den Beschluß. Der Einwand, daß doch auch Mitglieder untüchtig befunden würden, wurde damit widerlegt, daß sowol die heil. Schrift als auch die gegebnen Verordnungen an die Hand gäben, was in solchem Falle zu thun sei.

Bei dem dritten Gegenstande wurde ebenso einstimmig beschlossen, 1) daß zwar die Kirchenkollekten für die Invaliden und andre zu

nicht kirchlichen Zwecken abgeschaft, aber statt deren keine für die Synodalkasse gesammelt werden solten; 2) daß die Mehrgevattergelder, soweit sie bisher in die Staatskasse geflossen seien, der Synodalkasse überwiesen würden, 3) daß im Uebrigen der Staat, weil er viele Kirchengüter in Pommern, selbst in unsrer Synode, eingezogen und in Königliche Domänen verwandelt habe, auch verpflichtet sei, nun die Kirche bei ihrer Entlassung in ihre Selbständigkeit so auszustatten, daß sie im Stande ist, ihre Organe zu erhalten, wie er es ja mit der Katholischen Kirche gethan.

Wenn ich nun den Gesamteindruck, den diese erste Synodal-Conferenz gemacht hat, noch kurz bezeichnen soll; so kann ich in Wahrheit sagen, daß ich mich dadurch erfrischt gefühlt habe, und daß ich glaube, diese Conferenzen können bei richtiger Leitung für die Kirche wol ersprießlich werden. Es ist ja schon von Wichtigkeit, daß die Kirche in ihnen gesetzliche Organe hat, sich über ihre Notstände und Bedürfnisse auszusprechen und ihren wolbegründeten Ansprüchen Geltung zu verschaffen und sich auch gegen Uebergriffe weltlicher Mächte, z. B. des Landtags, zu schützen. Auch wird die Disciplin, welche die Synode über die Gem.-Kirchenräthe zu üben hat, diese vor dem Erschlaffen oder gar Absterben bewahren und die gepflogenen Verhandlungen können, wenn anders ihnen immer zweckentsprechende, wichtige Gegenstände vorgelegt werden, dazu beitragen, den kirchlichen Gesichtskreis der Laien-Abgeordneten zu erweitern, ihr Bewußtsein für die Kirche zu wecken und sie für ihre Aufgabe immer fähiger zu machen. Daß sie sich für jezt schweigend und nur zuhörend verhielten, lag in der Natur der Sache. Endlich ist es doch von nicht geringer Wichtigkeit, daß das Bekentnis aus dem bisherigen Helldunkel ans Licht gezogen ist und festgestelt, wie wir eigentlich dazu stehn. — Ich muß bekennen, daß mich und manchen Andern beim Herannahen der neuen Synoden anfangs eine gewisse Bangigkeit vor Hannoverschen Zuständen angewandelt hat. Sie ist indeß beschwichtigt worden. Man kann freilich von dieser ersten Synode noch keine sichere Schlüsse auf die zukünftigen machen. Aber zweierlei ist, was mir auch für die weitere Entwicklung der Synodalthätigkeit bei uns bessere Hoffnung gibt. Vor mehr als 20 Jahren ist mir einmal von einem Geistlichen, der deshalb, weil er die reine Kirchenlehre predigt, aus Hannover vertrieben und unsern separirten Lutheranern beigetreten war, alles Ernstes die Versicherung gegeben worden, in Hannover bestehe die Lutherische Kirche noch, in Preußen aber nicht wegen der Union. Ich konte ihm dagegen nur versichern, daß ich vom Gegenteile überzeugt sei, daß dort, wo man die Prediger der reinen Kirchenlehre vertreibe, die Kirche begraben sei, hingegen wo, wie bei uns, die Prediger in der Verkündigung der reinen Lehre nicht gehindert, sondern geschützt würden, die Kirche noch am Leben sei. Das, glaube ich, ist jezt thatsächlich bestätigt, und ich sehe heute den Segen und die Früchte von den frommen Absichten Friedrich Wilhelms III., welche, wenn auch sie vielfach misverstanden und in der Ausführung verdreht und gemisbraucht worden sind, das kirchliche Leben bei uns gefördert haben. Das ist das Eine, was mir bessere Hofnungen gibt. Das Andre, was sie mir namentlich für Pommern gibt, sind die Pastoral-Conferenzen, welche über 30 Jahre in Pommern bestanden und großen Segen für Geistliche und Gemeinden gebracht haben. Ihre Bestrebungen werden freilich anderwärts geschmäht. Der Kaiserswerther Kalender hat seinen Bannstrahl über den schroffen Confessionalismus zu Tausenden ins Volk geschleudert. Beyschlag in seinem „Leben eines Frühvollendeten" berichtet mit einem gewissen Wolgefallen, daß der Verstorbene einst, als er von den Bestrebungen der pommerschen Conferenz gehört, ausgerufen habe: welche Barbarei! Und was sind nicht sonst noch für wegwerfende Urteile laut geworden. Wenn man aber genau zusieht, wissen und verstehn solche Kritiker gar nicht, was sich hier zuträgt. Ja, ich hoffe, die Synoden finden uns nicht ganz unvorbereitet und werden uns nicht in Hannoversche oder Badensche Zustände führen. Luthers Katechismus ist unserm Volke noch ein teures Kleinod. Aber eben darum dürfen die Synoden nicht davon weichen, noch daran rühren. Dem haben wir durch unsre Erklärung vorbeugen wollen und davor schützen auch die Allerhöchsten Erlasse, wenn sie nur treulich befolgt werden. Was freilich trotz alledem die Verführung vermag, das haben wir zur Genüge auf dem politischen Gebiete erfahren. Eben darum gilt es zu wachen, daß der Feind nicht Unkraut unter den Weizen säe.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1863. Mittwoch den 30. December. № 104.

Zur Gefängnisfrage.

(Schluß.)

Wenn der Leser sich von seinem Erstaunen über diese Weigerung so weit erholt haben wird, um mit kaltem Blute sich auf den Standpunkt eines Mannes versetzen zu können, der, ohne die Wahrheit der biblischen Heilslehren von der Verderbtheit der eigenen Natur, von der freien Gnade Gottes, und der Versöhnung durch den Glauben allein, im eigenen Herzen erfahren zu haben, vielmehr die von der Römischen Kirche jenen biblischen Lehren gegenüber festgehaltene Pelagianische Werkheiligkeits-Theorie im Kopfe hat, so wird er gestehen müssen, daß von solchem Standpunkte aus die Weigerung jenes Priesters wol erklärlich ist. Wenn für die von einem Gefangenen gebeichteten Sünden ihm die göttliche Vergebung nicht eher verkündigt werden kann, als bis er die vom Priester ihm dictirten Bußübungen freiwillig verrichtet hat, so muß der Priester wegen der Wahl solcher Bußübungen diesen Leuten gegenüber in die allergrößte Verlegenheit gerathen. Oeftere Wiederholung des Hersagens gewisser Gebete ist ihnen ohne Zweifel schon früher als Buße für die kleinen Uebertretungen aufgelegt, die sie in der ersten Zeit nach ihrer Confirmation zu beichten hatten, und kann daher unmöglich ihnen selbst als ein genügendes Aequivalent erscheinen für die viel schwereren Sünden, die sie im Gefängnisse auf dem Herzen haben. Entbehrungen aber durch Fasten oder Entziehung von Bequemlichkeiten kann er ihnen nicht wol auflegen in einem Gefängnisse, wo sie ohnehin nicht mehr an Speise und Bequemlichkeit bekommen, als zur Erhaltung ihrer Gesundheit nötig ist und er sie doch weder krank machen, noch ihnen körperliche Peinigungen auflegen darf in einer Anstalt, wo er die lästige, vielleicht kritische, Aufsicht von Ketzern zu berücksichtigen hat. Es bleibt also einem solchen, nur auf die Consequenzen seiner Pelagianischen Dogmatik angewiesenen Priester in Betref der um seine Hülfe bittenden Gefangenen in der That nichts Anderes übrig, als dem Beispiele jenes Priesters zu folgen, von dem im Evang. Lucä 10, 31 die Rede ist. Er *kann* ihnen, wie unser Priester ganz richtig sagte, wirklich *nichts nützen*.

Wie weit reicht das Gebiet der Gefängnisfrage? Handelt es sich blos um die Züchtlinge? Jeder denkende Mensch begreift und auch *Hägele* wiederholt es, daß die ganze Haltung aller Beamten der Anstalt mit dem, was der Geistliche sagt, nicht in Widerspruch treten darf, sondern in Uebereinstimmung sich befinden muß. Die aus diesem Gedanken entspringenden praktischen Fragen und Streitigkeiten über Wahl und Vorbereitung der Beamten berühren die weitesten juristischen und politischen Kreise, und man könte fast sagen, daß der oberste Lenker aller menschlichen Dinge die Gefängnisfrage in unsere Zeit hinein geworfen habe, damit sie als Anknüpfungspunkt diene für eine s. g. innere Mission an Juristen, Staatsmännern und Schriftstellern. So ist es namentlich sehr erfreulich, zu sehen, welch' einen heilsamen Einfluß *Hägele* durch sein Buch auf seinen eigenen Recensenten und Vorredner, Prof. Röder, geübt hat.

Wir erwähnten oben, daß vom Prof. Röder die erste Auflage dieses Buches im Jahre 1859 recensirt, und die zweite Auflage im October 1862 mit einer Vorrede versehen worden sei. In der Zwischenzeit hat derselbe Prof. Röder die Preußische Denkschrift über Einzelhaft in No. 293 der (Berliner) National-Zeitung von 1861 in einem Artikel besprochen, der in No. 28 der von Holtzendorff'schen Strafrechts-Zeitung v. 13. Juli 1861 (Sp. 442—446.) wieder abgedruckt ist. Wenn man nun diese beiden literarischen Erzeugnisse mit einander vergleicht, so könte man fast meinen, daß der Recensent und Vorredner des Hägele'schen Buches, und der die Moabiter Verwaltung befehdende Correspondent der National-Zeitung zwei ganz verschiedene Menschen mit verschiedenen, völlig entgegengesezten Ueberzeugungen seien. In dem Artikel der National-Zeitung wird behauptet: „daß *sämmtliche* Brüder (des Rauhen Hauses) sich streng zu einem ganz bestimt gefärbten specifischen Christentum bekennen und für dieses in einem ganz ausschließenden Geist überall Propaganda machen, und zwar mit nicht geringerem Eifer als die barmherzigen Schwestern in den Wiener und Prager Hospitälern und Gefängnissen und als die Mönchsorden allzumal, daß sie demzufolge auch als Gefängnis-Aufseher und Beamte, Gefangene, die die herkömmlichen Stichworte dieser Richtung mit gehöriger Geläufigkeit im Munde haben, unwillkürlich mit anderen Augen betrachten und in ihnen reuige Sünder zu sehen jederzeit geneigt sein *werden*, während gerade solche Sträflinge begreiflich sehr oft die verschmiztesten Heuchler *sind*." Weiter unten wird berichtet, daß „zwei hochgestellte Männer", die angeblich „streng gläubige Protestanten" seien, „aufs Unangenehmste berührt gewesen seien von der christlichen Demut einer Anzahl solcher Sträflinge,

die als „„bekehrte Sünder““ vor dem Herrn Gnade gefunden“ u. s. w.

In ähnlichem Tone hatte der berüchtigte Corvin über die christlichen Bestrebungen in Bruchsal sich geäußert und war dieserhalb von Hägele unter Hervorhebung der Abgeschmacktheit, Anmaßung und Ungerechtigkeit einer solchen Präsumtion der Heuchelei, so wie der Unmöglichkeit der Durchführung einer Heuchler-Rolle in Zellen-Gefängnissen (S. 181. 192—193. 203 — 205), gehörig zurechtgewiesen, worüber Prof. Röder in seiner Recension der 1sten Auflage bemerkt: Hägele habe die Verkehrtheit der Corvin'schen Behauptungen „sehr fein und ad hominem“ gezeigt. (Kritische Zeitschrift Bd. V S. 258).

Wenn „sämtliche Brüder“ des Rauhen Hauses sich zu etwas bekennen, so muß das natürlich in dem Geiste seinen Grund haben, der im Rauhen Hause lebt und der denn auch die von dort ausgehenden Schriften durchdringen wird. Bei Besprechung der Lectüre für Gefangene sagt nun Hägele (S. 166), von den „Tractätchen aus dem Rauhen Hause“: es könne sie „auch jeder Katholik mit wahrer Erbauung lesen, weil der wärmste Glaube an Jesum Christum den Gottessohn ihren ungetrübten Grundton ausmacht“, — welche Aeußerung Hägele's von Prof. Röder in seiner Recension (Krit. Zeitschr. V, 257) beifällig hervorgehoben wird, an derselben Stelle, wo er mit Recht bemerkt, daß das oben ausgezogene, (in demselben Geiste gehaltene, mit der Tendenz des Rauhen Hauses und seiner „Brüder“ völlig übereinstimmende) Kapitel „von der sittlich-religiösen Erweckung und Bildung“ — „Gefängnisgeistlichen nicht genug empfohlen werden“ könne.

Prof. Röder ist nicht der erste Schriftsteller und wird auch wol nicht der lezte sein, dem es begegnet, der erkanten und von ihm selbst öffentlich anerkanten Warheit in der Hitze des Parteikampfes untreu zu werden. Wir wollen dieserhalb nicht so scharf mit ihm rechten, wie weiland in England der pseudonyme Junius mit dem berühmten Blackstone*), weil wir uns jene Divergenzen psychologisch sehr wol erklären können. Wer mit christlichen Dingen einigermaßen bekant ist, weiß, daß gerade der Mangel einer bestimten Färbung dem Rauhen Hause von confessionellen Theologen mehrfach zum Vorwurfe gemacht ist. Wenn also Jemand von confessioneller Richtung, von bestimter Färbung, von specifischem Christentum der Brüder des Rauhen Hauses redet, — wie das bekantlich bei allen Angriffen gegen die Verwendung der Brüder in Moabit geschehen ist, — so beweist er damit zunächst nur seine eigene Unwissenheit in christlichen Dingen, — eine Unwissenheit, die übrigens in unserer Zeit, selbst bei sonst gelehrten Leuten, sehr erklärlich ist, weil ein großer Teil unserer heutigen Generation unter den Einflüssen einer von dem Christentum abgewendeten Zeitliteratur erzogen und unterrichtet, dadurch aber von vorne herein teils in Unkentnis über christliche Bestrebungen erhalten, teils mit Widerwillen dagegen erfüllt ist, und durch solchen Widerwillen auch später abgehalten wird, mit jenem Teile der Literatur, woraus über diese Dinge Licht zu erhalten wäre, sich bekant zu machen. Hat doch sogar der Prof. von Holtzendorff auf dem Titel der vor einigen Jahren von ihm gegen die Brüder gerichteten Broschüre „bisher unbekante Papiere“ als Quelle bezeichnet für Thatsachen, die Jedermann seit Jahren aus den im Verlage des Rauhen Hauses, zum Teil in einer Mehrzahl von Auflagen, erschienenen Druckschriften entnehmen konte. — Insofern nun aus dem Artikel der National-Zeitung eine ähnliche Unbekantschaft des Prof. Röder mit dem im Rauhen Hause herschenden Geiste ersichtlich ist, dürften wir wol die in diesem Artikel hervortretende Tendenz als die ursprüngliche des Herrn Professors anzusehen haben. Als ihm nun aber die erste Auflage des Hägele'schen Buches, welches jeden unbefangenen Leser mit herzlicher Liebe zu dem Verfasser erfüllt, in die Hände kam, konte es natürlich auch seine Wirkung auf den Herrn Professor nicht verfehlen. Diese Wirkung war aber leider noch keine nachhaltige. Sie schüzte den Herrn Professor nicht vor dem, aus dem Artikel der National-Zeitung ersichtlichen Rückfalle auf seinen früheren Standpunkt. Seitdem nun aber die durch Abfassung der Vorrede zur zweiten Auflage des Hägele'schen Buches veranlaßte abermalige Beschäftigung mit demselben so viel bewirkt hat, daß der Herr Prof. ihm die erste Stelle unter sämtlichen Gefängnisschriften anweist und sich selbst wieder ganz zu den in seiner ersten Recension anerkanten Warheiten bekent, hoffen wir, keinen zweiten Rückfall des Herrn Professors erleben zu müssen.

Lübeck. C. v. Duhn, Dr.

*) Bei den durch die Wahl von Wilkes veranlaßten Debatten hatte Blackstone im Parlamente eine Behauptung aufgestelt, von der ein Gegner ihm bewies, daß sie im Widerspruche stehe mit einer Stelle in seinen eigenen berühmten Commentaries on the laws of England. Darüber sagte Junius in dem 14ten Briefe vom 22. Juni 1769: Doctor Blackstone is Solicitor to the Queen. The Doctor recollected, that he had a place to preserve, though he forgot, that he had a reputation to lose. We have now the good fortune to understand the Doctor's principles as well as writings. For the defence of truth, of law, and reason, the Doctor's book may be safely consulted; but whoever wishes to cheat a neighbour of his estate, or to rob a country of its rights, need make no scruple of consulting the Doctor himself.

Johann Jaenicke,

der evangelisch-lutherische Prediger an der Böhmischen- oder Bethlehems-Kirche zu Berlin, nach seinem Leben und Wirken dargestelt von C. Fr. Ledderhose, Pfarrer und Dekan zu Neckarau bei Manheim, und zum Besten der Mission für China herausgegeben von G. Knak, Pastor der böhmisch-lutherischen Gemeinde zu Berlin und Rixdorf. (Pr. 15 Sgr.) Berlin, 1863. Selbstverlag des Herausgebers. In Commission bei Beck, Wilhelmsstr. 115.

„Der Beruf eines Predigers des Evangeliums, für den er sich bestimt hatte, war bei ihm nicht blos Hauptsache, sein

ganzes Leben war zuletzt zur Predigt geworden. Wer ihn auf der Kanzel sah, hatte ihn ganz, wie er war, eben so wol als der, welcher ihn auf dem Zimmer, oder bei besondern Lebensanlässen besuchte. — Er war in Predigten und Gesprächen wie gleichsam durchsichtig, daß man in heiligen Stunden bei ihm fast den Strahl des Lichts vom Herrn sah, der in sein kindliches Herz schien und es nach oben zog." So schrieb von ihm 1827 in der Ev. K. Z. der selige Otto v. Gerlach, der unserm himlischen Könige ein so treuer Diener war.

Das Gedächtnis des Gerechten bleibet in Segen. Trotz der stürmisch bewegten Zeit des lezten Lebensalters, das schon vergangen ist nach Joh. Jänicke's seligem Heimgange, ist sein Gedächtnis im Segen geblieben, nicht blos in seiner Bethlehems-Gemeinde, sondern weithin in vielen dankbaren Herzen — auch in dem des Ref., der als junger Geistlicher von dem ehrwürdigen Greise vielen Segen empfing. Mit wahrer Freude begrüßen wir daher seine Biographie, die noch vielen Lesern Aufmunterung zu gottseligem Leben geben wird.

Der Eingang gibt zunächst „ein Stück böhmischer Kirchengeschichte", denn Jänicke war der Sohn eines armen Webers, der mit vielen evangelischen Glaubensgenossen aus Böhmen entflohen war den grausamen Verfolgungen, deren kurze klare Erzählung S. 8—18 nicht ohne Wemut zu lesen ist. Daß Menschen, die sich Christen nennen, in blinder Wut der Heuchelei so tief in Unbarmherzigkeit versinken können, kaum ist's glaublich, und doch ward der Name des Herrn noch im vorigen Jahrhundert also entheiligt.

Im Oktober 1732 standen 12 böhmische Männer mit ihrem Prediger Liberda vor Preußens Könige Friedrich Wilhelm I. in Berlin und flehten ihn auf ihren Knien an, eine Zuflucht in sein Königreich den armen Böhmen zu gewähren, wie er es den vertriebenen Salzburgern schon gethan hatte. „Laßt sie kommen, Ich will ihnen Wohnungen geben", sprach der gerührte König, und sie küßten sein Kleid vor Freude.

Sie bauten mit des Königs Hülfe in der Wilhelmsstraße sich an, und seine Huld erbaute ihnen die Bethlehemskirche, die zu großer Freude der geretteten Gemeinde, die durch viel Trübsal geläutert war, am Sontag Jubilate 1737 geweiht wurde. Ein par alte schöne Lieder, die S. 23 mitgeteilt werden, geben Zeugnis der Freude, des Dankes und der Fürbitte dieser Exulanten für ihren Wolthäter und sein teures Königshaus. Möchten ihre vielen gesegneten Nachkommen in Berlin in der jetzigen bösen Zeit sich daran dankbar erinnern und den Sinn ihrer Väter bewahren.

Am 6. Juli 1748 ward Johann Jänicke in Berlin geboren. Seine frommen Aeltern sorgten treulich für seine Ausbildung, aber die drückende Armut nötigte sie, den lernlustigen Knaben bald auf den Webstuhl zu bringen. Als Webergesell auf der Wanderschaft kam er nach Münsterberg in Schlesien in Arbeit. Dort in einer Predigt des böhmischen Pastors Pokorny (z. D. Demut) that der Herr ihm das Herz auf, tief bewegt eilte er in den nahen Wald, beugt in der Stille seine Knie und erbittet sich Gnade und Frieden der Sele. Voll Freude geht er zu dem braven Pastor, der nun den frommen, begabten Gesellen unterrichtet auch im Lateinischen. 1768 bestand er sein erstes Examen vor dem Consistorium in Breslau und ward Schulmeister in Münsterberg. Doch wegen Armut der Gemeinde hörte diese Stellung bald auf, und wir finden ihn bald wieder auf der Wanderschaft mit dem heißen Verlangen, den Webstuhl ganz zu verlassen und Gottesgelahrtheit zu studiren. Er kam nach Halle, mußte zurück ins Aelternhaus, doch der Herr schaffte Rath, daß er als böhmischer Schulmeister in Dresden mit äußerster Anstrengung Gelegenheit fand, sich in den alten Sprachen und den Wissenschaften auszubilden, so daß er endlich 1774 die Universität in Leipzig beziehen konnte, wo besonders der wahre Gottesgelehrte, Prof. Crusius, seine dürstende Sele labte. Nach drei Jahren bestand er vor dem Kurfürstl. Consistorio in Dresden das Candidaten-Examen. Angezogen von dem Glaubensleben des berühmten Spangenberg, ward er Lehrer an der Bildungs-Anstalt zu Barby, doch schon 1779 nach Berlin berufen zum Pastor in Rixdorf und zweiten Prediger an der böhmisch-lutherischen Gemeinde in Berlin. Von 1792 an, nach Past. Servus Tode, war er alleiniger Pfarrer dieser Gemeinde, bis zu seinem seligen Tode 1827 den 21. Juli.

Seine Lebensquelle war Christus und sein Wort, darum waren seine Predigten gewaltig und kamen nicht ler zurück, er suchte dabei nicht seine, sondern allein die Ehre des Herrn, um die er eiferte gegen den Unglauben. Einst hatte er herzdringend gepredigt, als er aus der Kirche ging, trat eine Frau zu ihm heran und sagte: „Ach heute haben Sie gar so schön gepredigt." „Das hat mir der Teufel schon gesagt, als ich von der Kanzel ging", war seine Antwort. — Eine Pfingstpredigt, die er 1803 gehalten, und Pfingstbetrachtungen, sonderlich über die Sünden gegen den heiligen Geist, werden als Beispiele seiner Predigt weise mitgeteilt, sie zeigen, wie tief und klar er die Worte des Herrn verkündigte. In einer Reisebeschreibung sagt ein Feldprediger, der die Feldzüge 1813 und 1814 mitgemacht, er habe schon viel Prediger gehört, aber noch keinen, wie den Mann in der böhmischen Kirche. Der sei kein bloßer Prediger, sondern wie ein Vater unter seinen Kindern, so herzlich und so liebevoll, daß er geglaubt habe, einen Johannes zu sehen. — Einst hatte der Minister von Kircheisen eine Gesellschaft zu sich geladen, auch den schon greisen Jänicke. Dieser, viel beschäftigt, blieb etwas zu lange aus. Das gab Anwesenden Veranlassung, sich sehr ungünstig über ihn zu äußern. „Es mag sein, erwiderte der Minister, aber das ist gewiß, daß es viele Wegweiser gibt, die an der Ecke stehen, während Jänicke ein Wegweiser ist, der bei der Hand faßt und selber mitgeht."

Schmach und Spott mußte er viel tragen, sonderlich in der trüben Zeit vor dem Kriege, aber das konte ihn nicht beugen, seine Demut machte ihm dies leicht zu tragen, und wie seine Liebe manchen Spötter überwand und zur Anbetung des

Gekreuzigten führte, davon ist besonders das Beispiel eines Offiziers S. 65 f. erfreulich zu lesen.

Als rechter, ernster und liebevoller Selsorger arbeitete er unermüdlich und mit großer Selbstverleugnung alle Tage seines Lebens bis ans Ende. Gerufen und ungerufen besuchte er Kranke und Hülfsbedürftige. Ein leuchtendes Vorbild ist er in dieser Beziehung besonders allen Dienern der Kirche. Es leuchtet noch aus seiner Lebensgeschichte.

Aber nicht blos für den engeren Kreis seiner Gemeinde war er ein fleißiger Arbeiter im Weinberge des Herrn, die Liebe trieb ihn auch in die Ferne zu arbeiten. So stiftete er, als er den drückenden Mangel an böhmischen Bibeln in Böhmen erfahren, 1805 die sogenannte biblische Gesellschaft, deren König Friedrich Wilhelm III. sich sehr freute und einen reichen Beitrag sandte. So legte er den Grund zu der Preußischen Haupt-Bibel-Gesellschaft, die in Berlin 1814 gestiftet ward und allen Armen im Vaterlande Gottes Wort anbietet. Das Verlangen danach zu wecken, stiftete der liebe Gottesmann 1811 einen Verein für christliche Erbauungsschriften, dem sein Freund, der selige Oberforstmeister von Schirnding († 1812) seinen reichen Vorrat von Erbauungsschriftchen vermachte. Der kleine Verein wuchs in einigen Jahren zu dem jetzigen Hauptverein für christliche Erbauungsschriften in den Preuß. Staaten.

Besonders möchte ich alle Missionsfreunde dringend bitten, nachzulesen und wol zu beherzigen, wie der selige Jänicke das große Werk der Mission, ja die Ausbildung eigener Missionare und die Fürsorge für die ausgesandten anfing und fortführte. Ganz anspruchslos, still und betend trieb er die Werke des Herrn. Der schon erwähnte wahre Edelmann, Oberfmstr. von Schirnding in der Lausitz, besprach sich über die große Reichsangelegenheit, den Heiden das Evangelium zu predigen, mit J. mündlich und schriftlich. In Halle bei den Franke'schen Stiftungen war wol schon lange zuvor für einen frommen König Dänemarks zum Heile seiner Unterthanen in den Colonien Afrikas eine Missionsschule gestiftet, die aber seit Semlers Rationalistenzeit schier in Vergessenheit gekommen war und ihren Segen verlor. Mit dem Anfange unseres neuen Jahrhunderts eröffnete glaubensvoll der sel. Jänicke seine Missionsschule, die so reich gesegnet ward. Er fing 1800 mit einem Jünglinge an, dem Stellmachergesellen Daniel Schreyvogel aus der Schweiz, der auf seiner Wanderschaft in der Bethlehemskirche die köstliche Perle gefunden. Bald traten begabte Jünglinge mit ihm in die Missionsschule. Sie erhielten Unterricht in den Realien, der englischen, lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache, Musik und Zeichnen, biblischen Glaubenslehre und Anleitung zum Predigen. Zu ihrem Lebensunterhalte bekamen sie wöchentlich 2 Thlr., die der edle von Schirnding darreichte. Aber plötzlich verlor derselbe den größten Teil seines Vermögens und konte nichts mehr geben. Eine schwere Glaubensprüfung! Doch Jänicke glaubte und betete. Mit 47 Thlr. Kassenbestand übernahm er das zehn Monate zuvor begonnene Werk allein, führte

das Kassenbuch allein bis zum Jahre 1823, und bald erhielt er Hülfe durch einen treuen Pastor Strake aus der fernen, damals Preußischen Provinz Ostfriesland, und dann ferner Liebesgaben von allen Seiten her. In den lezten Jahren der Schwachheit des hohen Greisenalters J.'s nahm sein Schwiegersohn, der unglückselige M. Rückert, die reichgesegnete Missions-Anstalt ganz in seine Hand, wies alle Beihülfe und Einwirkung einsichtsvoller Missionsfreunde mit schön klingenden Worten ab und brachte es dahin, daß der jetzige Haupt-Missionsverein sich abgesondert, ohne alle Verbindung mit Vater Jänicke bilden mußte, und so entstand in Berlin eine zweite Missionsschule ohne allen Zusammenhang mit der bestehenden. Wäre der demütige Jänicke noch in voller Lebenskraft gewesen, wie gern hätte er Frieden gehalten und seinen Segen auch unserem Missionshause mitgeteilt. Sehr gern nahm besonders die Englische Miss.-Ges. die Zöglinge Jaenicke's als sehr brauchbare in ihre Dienste. Unter ihnen sind durch ihre gesegnete Arbeit unter den Heiden weithin bekant: Rhenius, Palm, Schmidt, Leop. Butscher, Gützlaff, den auf des Königs Wunsch der treue Jaenicke nur mit großen Bedenken aufnahm, der aber bald fürs Himmelreich gewonnen, ihm Freude machte.

Er war kein Missions-Inspector, aber ein wahrer Missionsvater, führte ein mildes, väterliches Regiment, davon man äußerlich wenig merkte, innerlich desto mehr fühlte. Mit tiefer Ehrfurcht schauten die Zöglinge auf ihren Vater Jaenicke, den kentnisreichen, viel erfahrenen, so wunderbar fleißigen Selsorger, die meisten verdankten ihm auch ihre Erweckung zum neuen, göttlichen Leben. Er blieb ihnen allen ein Vater, der sie auf betendem Herzen trug, auch wenn sie in Heidenlanden wirkten, sein Gebet reichte wirklich bis nach Ostindien.

Die heutzutage so beliebte und geehrte Geistreichigkeit war bei ihm nicht zu finden, wol aber die reiche Einfalt in Jesu Christo, dem sein Leben angehörte. Ein Vaterwort von ihm war genug, dem Zöglinge eine Thräne der Buße ins Auge zu bringen.

Wie zart er mit seinen ausgesandten Missionaren umging, wie er sie ganz als teuere Brüder ansah, davon geben die Briefe an seinen Baerenbruck S. 221 ff. Beweis. Aus der Sorgfalt und Gründlichkeit, womit er das Falsche der Lehre von unbedingter Gnadenwahl aus der Schrift nachweist, fühlt man, daß ein treuer Vater warnt.

Oft kam er in Eifer, sonderlich gegen alle Leugner der Gottheit Christi. Da gehts den armen Menschen vielfach so, daß sich fleichliches einmengt und harte Worte fallen. Wie oft und herzlich bat er dann, selbst auf der Kanzel, um Verzeihung, nahm sein Käpsel ab und betete sein weißes Haupt neigend um Gnade für sich und seine Feinde. Er vergaß nie das Wort des Herrn: Komt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken. Nehmt auf euch mein Joch und lernt von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihre Ruhe finden für eure Sele.

Sein treu geliebter König Friedrich Wilhelm III. für den er — auch im Kämmerlein unabläßig betete sonderlich 1806 in der Zeit der Not, sein König der — nach den Kriegen Jaenickes Wert und Verdienste erkante, wolte ihn ehren, sandte ihm den rothen Adlerorden, den er wol mit Ehren getragen hätte, aber das war ihm zu viel, mit einem ausführlichen Schreiben sandte er dankbar den Orden zurück. Vergeblich hat man nach diesem Schreiben in den Acten gesucht, das wol des Lesens wert wäre.

Seine oft gebrauchte Bitte war: Quod vixi tege, quod vivam rege!

Wir brechen ab, das Lebensbild zu gesegnetem Gebrauche empfehlend. G. B.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109907375